Des

Burschen Erdenwallen.

Eine ächt wahre Burleske.

Motto: Keinen hab' ich kränken wollen,
Allen hat es gelten sollen.

Bremen 1822,
bei Wilhelm Kaiser.

Ex
Bibliotheca
Berolinensis

Vorwort.

Mein Vorwort soll nicht gerichtet seyn gegen diejenigen, welche mein Werkchen tadeln; denn das steht in der Herren Recensenten hohem und niedern Belieben, obgleich ich aufrichtig wünsche, daß meine Critiker nicht so alt sind, daß ihre Studienzeit in die Epoche der Orden fällt und sie die neue junge Welt nicht mehr kennen. Ich

will mich nur gegen den schändlichen Irrthum verwahren, als wollte ich ein feiger Lobredner derjenigen Geisterseher seyn, welche einen Schulzwang auf deutschen Hochschulen eingeführt wissen wollen. Diesen habe ich scheinbar Waffen in die Hand gegeben, indem ich die lächerlichen Seiten der Studenten geschildert und daher Erdenwallen genannt habe, obgleich es mir wohl innerlich ist, daß kein Stand eine schönere

Apotheose hat, als der, unserer deutschen Buttschen. Allein mögen diese Paedagogen bedenken, daß der Spiegel des Lächerlichen jedem andern Stande vorgehalten, Leoparden- und Tiegergesichter zurückwirft. So übergebe ich denn dieses Büchlein vor Allen meinen Universitäts Bekannten, mit der Versicherung, daß, wenn der Geist es mir eingiebt! ich versuchen will, die nie verhallten Nachklänge edler von ihnen vollbrachter

Thaten und schöner Gedanken in eine Harmonie zu vereinigen. Möge die Eitelkeit nicht zu sehr in sie fahren, daß sie einander vergessen.

Geschrieben im Wonnemonate 1822, wo die ersten Jasminen blühten, Weinstöcke rankten, imgleichen viele Rosen sich zeigten.

Der Schauplatz ist ein Caffeehaus.

Erste Scene.

Die Brüder Glubio's trinken an einem großen Tische. Vor dem Philosophen steht rother Wein mit Zucker, vor dem Burschenschafter, Glühwein, vor dem Choristen, Punsch, vor dem Turner, Zuckerwasser, vor dem Cerevisianer, Bier, vor dem Renoncen, Wipp.

Renonce (leise für sich.)

Vor allen Ständen in der Welt,
Der Burschenstand mir wohlgefällt!
Wenn man da weislich lebt als Wilder
Sieht man fast täglich neue Bilder.
Das lieb' ich denn vorzüglich auch;
Denn ohne selbst im Streit zu seyn,
Seh' ich die Leute sich entzwei'n,
Und schlag' nach eig'nem Brauch.
Mit keinem kneip ich ganz allein,
Mit allen such' ich Freund zu seyn;
Tagtäglich muß ich rathen,
Den Sueven und Holsaten.

Und kneip' ich mit der Burschenschaft,
So sezn' ich Deutschlands Jugendkraft. —
Die Lieb' ist immer neu,
Das ist Renouem: Treu.

Philosoph (zu einem Choristen.)
Verständige dich nur mit mir.

Cervisianer (zum Philosophen.)
Du Bier: Renonce ein' halben für.

Philosoph (zum Cervisianer.)
Ich trink nicht nach, das ist gewiß,
Thu' mich nur in den Biervor —

Philosoph (zum Choristen.)
Sich Freund ich bringe dich aufs Reine,
Du weißt nicht wie die Sache steht.
Erfasse erst das Allgemeine,
Des Göttlichen Identität.
Verbanne jeden Egoismus,
Groß aber schwer ist das Problem; —
Dann nahst du dich dem Heroismus,
Stützt auf das — — sche System.
Die Wahrheit ist das Allgemeine

Das um das Sub: und Object geht,
Seh ich an Cajus funfzehn Beine,
Wett' ich, daß er auf funfzehn geht.
Der Glaube ist für arme Teufel,
Gefühl ein Unding gar und ganz,
Die Religion bleibt voller Zweifel —

Chorist.

Was machst Du da für Firlefanz?

Philosoph.

Dem Wahren und vernünftig Freien
Mußt Du Dich drum als Burschen weihn;
Das ist, ich muß es Dir erneuen,
Bei unserm Meister ganz allein.

Chorist (Schwabe.)

Hörschst Du die Geibe salbadre,
Mir ist des Alles wurscht.
Ich spihr in meine Adre,
Nur alschfort neie Durscht,
Hebt's Schoppeglas empor!
Es leb' á jedes Chor!
Hepp! hepp! der Punsch labt Herz und Zunge!

Hepp! hepp! und alsch zum dritten Mal!
Wer nit mit sauft ist á dummer Junge,
Ich bin á Schwob und heisch Randal.

(Er steht auf und ruft aus:)

Es lebe wo der alte Comment habe,
Hassia's Brider und vivat de Schwabe
Alle Weschephale und alle Curone.

Burschenschafter (tritt zu ihm.)

Sie wissen doch wohl wo Ich wohne,
Sie sind gefordert ohne Winden.

Chorist.

Meinetwegen auf Kanone
Ich bin allemal zu finde.

Turner (trinkt hastig aus.)

Den Kerl wollen wir flicken
Wart' sauberer Vogel wart'
Ich schlage dich in Stücken,
Mit einer einz'gen Quart.
Oh Burschenstand, oh Vaterland
Wie tief bist du gefallen!
Statt deutsch Gewand,

Franzöſcher Frack;
Verfluchter Tand,
Verdammtes Pack
Und weh uns Allen,
Was weil ich noch länger im dumpfigen Loch?
Hinaus zu den turnenden Brüdern,
Es giebt, Gott ſey Dank Verſchiedene noch
Die ſich nimmer vor Zwinghern erniedern.
Ich eile zur Wieſe und tummle mich da,
Auf Seilen und kräftigen Stangen;
Wie fühl' ich mich ſeelig und wonnig allda
In Vaterlands Lüften zu hangen.
Ich mache mich rüſtig ich mache mich breit,
Kein Seil iſt zu hoch mir, kein Sprung mir zu weit
Ich turne ſtets vor in den Reihen.
Denkt Ihr wie ich, nehmt Leinewand,
Und hüllet Eure Glieder.
Auf turnet für das Vaterland,
Sonſt kommt der Franke wieder.
Denn, wer nicht deutſche Röcke trägt

Ist auch nicht vaterländisch.
Sein Herz es ist nicht aufgeregt,
Und bleibt stets wetterwendisch.
Wer mir ein Freund von Fracken ist
Von seid'ner kurzer Hose
Der ist für mich ein Antichrist,
Ein Russe, ein Franzose.
Intoleranz ist's Feldgeschrei,
Deutsch christlich ist mein Streben;
So fürcht' ich nimmer was dabei,
Dem Volke zu vergeben. —
(Er geht hinaus springt ungeschickt über einen Stuhl, und wirft ein Glas in Stücken.)
Daran sind meine Stiefeln Schuld,
Ich stieß nur an von ungefähr.
Verdammte Suit'! was kost's Marqueur?

Marqueur.

Ach Herr Sie tragen ja nur Schuh.

Turner.

Was kost's, Marqueur verdammter Bengel,
Ich geh' zum Turnen, mach doch zu.

Marqueur.

Gleich Herr Baron, ich hab's im Nu.
Ein Zuckerwasser —

Turner (einfallend.)

Zwei Glimmstengel.

Marqueur.

Zähl' ich auch gleich das Glas dazu?

Turner.

Schreibs lieber auf, ich zahl' Dir's morgen —
Sehe Kerls ich spring' noch mal hinüber.

Burschenschafter.

O laß das mit den Stühlen lieber.

Turner.

Kameel Du bist ein Stubenhocker,
Geh' auf die Wiese, tummle Dich.
Da werden Dir die Knochen locker,
Du bist so weich und liederlich.

(Er springt noch einmal, fällt, und blutet aus der Nase.)

Cervisianer (singt.)

Erstlich fällt er mit dem Glase,
Jetzt zerbricht er seine Nase.

Turner.

Lieber Freund das macht mir Ehre
Wenn's auch noch viel schlimmer wäre.

Renonce (der bis jetzt gelacht hat, sehr freundlich.)

Ich geh mit, ich will 'mal sehen
Ob ich voltigiren kann.

Turner.

Nenn's doch turnen, laß uns gehen,
Deutscher Bruder faß mich an. —

(Beide ab.)

Zweite Scene.

(Obscurer Bursch, zwei Primaner treten auf.)

Zweiter Primaner.

Wohin?

Bursch.

Kommt nur mit in jene Ecke!
Kerls, wie stöhnt ihr vom Rappieren.

Zweiter Primaner.

O das kommt nur vom Voltiren.
Wollen wir ein wenig bieren?

Burſch.

Jung wie ſprichſt Du burſchikos.

Zweiter Primaner.

Ach nicht viel, die Luſt iſt groß.

Burſch.

Seht — ich habe keinen Spieß.

Zweiter Primaner.

Das iſt wurſt' (zum Marqueur) bring Cerevis.

Burſch.

Pfui was tragt ihr da für Stöcke,
Solcher iſt ſo gut wie keiner.

Zweiter Primaner.

Was? ſind das nicht Ziegenhainer?

Burſch.

Gott bewahre, — aber meiner
Sieh mal hier die ſchöne Beize
Und die Kreuze!
Jedes war für mich Paukage

Wo ein Strich mein Holze zieht,
Zeigt er, daß ich secundirt.

Zweiter Primaner (zum andern halb laut.)

Poh der Jobst der hat Courage.

Anderer (leise.)

Ach das ist nur Renommage.

Zweiter Primaner (auf Studenten deutend.)

Was sind das für Burschen dort?

Bursch.

Das sind Russen, mach Dich fort.
Das sind Kerle die touchiren,
Immer wenn sie knüll und voll,
Die auch niemals revociren.

Zweiter Primaner.

Davon spricht auch Vater wol.

Erster Primaner.

Paukest Du Dich denn schon viel?

Bursch.

Das ist mir ja nur ein Spiel.
Neulich kriegt ich Streit mit Vieren,
Ohne Schuld bei Secundiren;

So was thue ich mit Liebe,
Ohne Furcht und ohne Bangen.
Und so hatt' ich alle Hiebe
Meines Gegners aufgefangen.
Zweimal schalt mein' Gegenpart
Rief: zurück da mit der Hand!
Dreimal hatt' ich mich geraumt.

Zweiter Primaner.

Das ist doch erschrecklich hart.

Bursch.

Fast am Ende der Paukage
Rüffelt er mich noch einmal,
Ich seh mich in Avantage.

Zweiter Primaner.

Nun warum gab's da Scandal?

Bursch.

Da Scandal? Du fragst warum?
Nun ich sagte, es sey dumm.

Zweiter Primaner.

O der arme Kerl o weh!

Burſch.

Drei die ſtürzten mir gleich ro.

Zweiter Primaner.

Haſt ſie alle angeſch.....?

Burſch.

Nein der Pudel kriegts zu wiſſen.
Sonſt hätt ich in dubio
Ihnen einen wol verſetzt.

Zweiter Primaner.

Na, die waren doch wol froh.

Burſch.

Ja ſie hatten klar gepekt,
Denn der Pudel kam um neune
Und um zehne ſollt es ſeyn.
Ich kam eilig auf die Beine,
Mußt' zum Profax ganz alleine,
Und er that mir ein'ge Fragen
Ich gab ihm mein Ehrenwort
Dieſerhalb mich nicht zu ſchlagen.

Zweiter Primaner.

So ließ er Dich wieder fort?

Burſch.

Freilich darauf ging ich weg.

Zweiter Primaner.

Das war doch ein Satanspech.

Burſch.

All' mein Lebtag' werd' ichs' denken.

Zweiter Primaner.

Binde mal auf's Neue an.

Burſch.

Will ſie zwicken, will ſie kränken,
Wie ich es nur irgend kann.

Erſter Primaner.

Was der Jobſt nur alles wagt
Früher war er ſo verzagt,
Aber nun mit einem Mal,
Hat er ja gewaltig Herz.

Burſch.

Bänkenrutſcher, Froſch, Penal!

Zweiter Primaner.

Jobſt, das iſt ja nur ſein Scherz.

Burſch.

Dann bin ich es gern zufrieden.

Fremder Burſch (kommt.)

Jobſt ich trete Sie für Meyer.

Burſch.

Bah! das ſind ja alte Eier.

Fremder Burſch.

Baldus haben Sie verſprochen,
Daß Sie ſpät'ſtens in vier Wochen,
Und Sie ſind ja jetzt geſund.

Burſch (kläglich.)

Ach ich bin noch auf dem Hund;
Und Pandur will revociren.

Fremder Burſch.

Pfui was Sie für Reden führen
Meyer will nicht länger warten
Darum ſchickt er mich zu Ihnen.

Burſch.

Kommen Sie mit in den Garten,
Bitte auf ein einzig Wort.

Burſch (zu den Primanern.)

Lieben Leute geht nur fort,
Gleich beend' ich meine Sachen,
Nachher wollen wir mal bieren,
Und recht hölliſch commerſchiren,
Auch den Landesvater machen.
Auf meiner Kneip' ſteht ein Klappier.

Zweiter Primaner.

Du was will der Kerl von Dir?
Will er Dich vielleicht touchiren?
Laß mich doch für Dich mich ſchlagen,
Da er mich als Froſch nicht kennt;
Aber ſollte er Dich fragen,
Kannſt Du ja nur quansweis ſagen
Ich würd' Oſtern ſchon Student.

Erſter Primaner.

Laß das Adolph, Feuer brennt,
Und von Pech wird man beſudelt.

Burſch.

Glaubſt Du daß der Kerl mich hudelt?
Kleiner wie kommſt Du mich für!

Seine Touche zieht aufs Rappier.
(aufsehend.)
Also lieber auf ein Wort!

Erster Primaner.

Ja der Kerl ist lange fort,
Und er wird nach Dir nicht warten.

Bursch.

Nun dann muß ich in den Garten,
Adolph prosit! auf Wiedersehn. — (ab.)

Erster Primaner.

Adolph zahl und laß' uns gehn.

Zweiter Primaner (sogt.)

Hörtest Du nicht ein Geschrei
Jobst der Holzt, das wollt ich wetten.

Erster Primaner.

Wenig Wolle viel Geschrei
Passiv ist wohl Jobst dabei.

Zweiter Primaner.

Nein der Jobst hat nicht Manschetten.
(beide ab.)

Dritte Scene.

Mehrere Studenten.

Erſter Student.

Da kommt Raufbold anmarſchirt.
Ey wie fin! in ſeidnen Waden,
Lieber Kerl wo kommſt Du her?

Anderer Student.

Ein Gelehrter zieht nicht mehr,
Raufbold iſt heut promovirt.

Erſter Student.

Doctor Du?

Raufbold.

Von Gottes Gnaden.

Erſter Student.

Nun dann wird wohl heut poniert.

Dritter Student.

Erſt von Herzen gratulirt.

Erſter Student.

Aber nachher commerſchirt.

Dritter Student.

Wo der Kerl nur Glühwein spürt.

Anderer Student.

Doch mit ungeheurem Schwein,
Mußt Du durchgekommen seyn;
Sprich was hast Du denn gekriegt?
Summa cum — —?

Rausbold.

Rite nur.

Anderer Student,

O Bösewicht!

Erster Student.

Das ist schon fidel genug.

Rausbold.

Weiß ich wohl Du Superklug.

Dritter Student.

Nun erzähl' doch vom Examen
Aber ganz von vorne an,
Und wie sich die Kerls benahmen.

Raufbold.

Gern was ich erinnern kann.
Ich bin doch zum Pech geboren,
Erstlich hatt' ich Ohrenpein,
Die ertränkt' ich zwar in Wein.
Aber denkt Euch meine Mohren,
Heut am Tage ist's ein Jahr,
Daß ich just in Halle war,
Wo ich sechs Mal angesch.....
Viermal Hieb und zweimal Seich,
Und sie relegirten mich.
Was noch mehr den Muth verdarb,
War, daß mir am selben Tage
Auch mein alter Selim starb;
Daher wußt ich keine Frage,
Und das Schlimmste oder Beste
Das Verzweifeltste von allen,
War: ich trug die schwarze Weste
Wo Petit in durchgefallen.
Erstlich machten sie Geschichten

Die mir nicht viel Muth erweckten,
Sprachen da von Liebespflichten.

Erſter Student.

Nun wenn ſie Dich damit ſchreckten,
Das ſteht vorn in den Pandecten.

Raufbold.

Als ſie darauf im Beſitze
Immer hin und hergefragt,
Ueberlief mich Kält und Hitze
Weil ich faſt kein Wort geſagt.
Endlich fragt Profeſſor Kranen,
Nach den Excuſationen
Der Tutel, — das war mein Schwein.

Erſter Student.

Wußteſt Du die Dinge alle?

Raufbold.

Ja die weiß ich noch von Halle.

Erſter Student.

Kamſt Du weiter nicht zu Falle?

Raufbold.

Ja ſie fragten mich noch mehr
Ganz mit ungeheurem Schwalle,
Rechts und links, die Kreutz und Queer,
Aber Antwort gab ich immer,
Freilich öfters falſch vielleicht,
Denn ſie lachten wie mir deucht;
Finde auch, sans touche, nichts dümmer,
Als wenn man auf Alles ſchweigt.

Vierter Student.

Hörteſt Du denn nichts am Fenſter?

Raufbold.

Seyd Ihr das vielleicht geweſen?
Gott was faßte mich ein Gräſen,
Aller Höllen Donnerwetter!
Denkt, ich hielt Euch für Geſpenſter,
Faſt für meinen Namensvetter
Und vor Schreck wär ich geſtorben
Hättet Ihr den Kram verdorben!
Nun ich hab's mir bald gedacht.

Zweiter Student.

Sprich was haben die gemacht?

Raufbold.

Denk Dir nun die Kerle bringen
Mich fast um, mich armes Lamm,
An der Ecke stehn sie, singen:
Und fällt der Bursch auch durch's Examen,
So reis't er heim in Gottes Namen.

Fünfter Student. (Fuchs.)

Fidoliter in patriam.

Raufbold.

Der Decan vor Aerger bleich,
Das sind Russen, sagt er gleich,
Denn die machen solche Streich',
Und ich dachte fast an Geister,
Kam gewaltig auf den Hund,
Bockte, stockte, kohlte und
Wenn ich gleich studirt den Meister,
Wußt' ich keinen Mildrungsgrund. —

Erster Student.

Nein das ist doch unerlaubt!

Zweiter Student.

Daß man Dir die Faſſung raubt'!

Vierter Student.

Daß der Kerl an Geiſter glaubt!

Raufbold.

Ach das iſt ja Narrentand;
Wenn die Götter nur bewahren;
Stößel iſt ja Doctorand,
Dann will ich retour ihm fahren.

Vierter Student.

Einmal gilt nur ſolcher Pfiff.

Raufbold.

Nun es iſt mir auch ganz wurſt.
Kerle folgt auf meinen Kniff,
Denn ich habe höll'ſchen Durſt.

Erſter Student.

Du biſt doch ein braver Mann.

Raufbold.

Folgt mir nur, ich geh voran.

(Alle ab.)

Vierte Scene.

Alter Bursch und Fuchs treten auf.

Alter Bursch.

Ich muß Dich vor allen Dingen,
Hier in diese Kneipe bringen,
Wo der Bursch fast immer kneipt;
Abends kannst Du und am Morgen,
Beim Philister Porzel borgen,
Wenn er auch oft doppelt schreibt.
Ich bin ihm schon höllisch schuldig
Doch der Kerl der ist geduldig.

Fuchs.

Wenn das Tante wüßte Fritze!
Mir verbot man Kaffeehäuser.

Alter Bursch.

O so sprich doch etwas leiser.
Hört man Deine schnöden Witze,
Könnte man ja Wunder denken.

Fuchs.

Gott wie magst Du Tante kränken.

Alter Burſch.

Mutter iſt ein Frauenzimmer
Fürchtet ſich bei Allem immer;
Doch wie die Philiſter ſagen,
War Papa als Burſche ſchlimmer
Hat ſich alle Tag' geſchlagen.
Iſt ein Erzſtiefer ſtets geweſen.
Hab' ſeinen Namen im Carcer geleſen.

Fuchs.

Fritz nein, ich bezweifle dies,
Onkel der iſt ſo vernünftig.

Alter Burſch.

Nun das werd ich auch zukünftig,
Wahr iſt es auf Cerevis.

Fuchs.

In den letzten zwei Semeſtern
Sollt'ſt Du wirklich fleißig ſeyn.
Das verſprachſt Du mir noch geſtern,
So gewiß, und feſt; allein —

Alter Burſch.

Ja ich will auch, laß das Läſtern,

Fuchs.

Der verdammte Branntewein!
Denke dran was Du verſprochen.

Alter Burſch.

Hab' ich denn mein Wort gebrochen
Hab' die ganze Nacht gewacht,
Immerfort hab' ich ſtudirt,
Nicht gegrockt und nicht gebiert.

Fuchs.

Nun das haſt Du brav gemacht.

Alter Burſch.

Heute mach' ich eine Pauſe,
Aber jetzt erzähl mir ja,
Was macht Mutter und Papa
Und die Schweſtern denn im Hauſe?
Und wie gehts in unſerm Städtchen
Insbeſondere mit den Mädchen?
Sprich was macht Louiſe Kranz?

Fuchs.

Neulich ſah' ich ſie beim Tanz,
Schwer hob ſie die Schwanenbruſt,

Gerne wollt ich mit ihr tanzen.
Doch ſie hatte keine Luſt.

Alter Burſch.

Warum machte ſie Speranzen?
Wenn ſie mir das abgeſchlagen,
Hätt' ich wollen ſie curanzen!

Fuchs.

Gott! wie kannſt Du ſo was ſagen?
Denk Dir, ihre Augenſterne
Blickten ſtill und ſchmachtend nieder,
Immer ſprach ſie, ach! von Dir.

Alter Burſch.

Ja ſie mag mich hölliſch gerne.
Wenn die Beſen ſich verkeilen
Sind ſie einmal nicht zu heilen.

Fuchs.

Könnt wie Du, ich, um ſie minnen
All mein Leben ſetzt' ich dran,
Dieſen Engel zu gewinnen —

Alter Burſch.

Seht mir mal den Craſſen an.

Fuchs.

Wird Ihr Vetter lange bleiben?
Fragte sie von Schmerz erweicht,
Gerne wollt ich an ihn schreiben,
Doch ich fürchte daß er schweigt.
Sieh so sprach sie Du Profaner!

Alter Bursch.

Ach der Besen ist halb toll,
Zwar pouſſirt hab' ich ihn wol
Aber ich war noch Primaner.

Fuchs.

Fritz bei dem verwandten Blute
Das ja in uns beiden fließt,
Und so wahr das reine Gute
Ewig unvergänglich ist;
Reich Louisen Deine Rechte
Wolle ihr Dein Leben weihn;
Eurem kommenden Geschlechte,
Will ich Freund und Onkel seyn.
Nie wird mehr mein Auge trübe
Denn ich denk' an Körners „Durch"

Ich veredle meine Liebe
Gleich dem Ritter Toggenburg.
Wenn ich dann oft einsam weine
Daß Dein Mädchen mich verkannt,
Daß die Holde nicht die Meine!
Einst mich decket Grabes-Sand!
Frih, dann mögest Du ihr sagen,
Opfer kennt die Liebe keine! —

Alter Bursch.

Das ist doch zum Ueberschlagen!

Fuchs.

Marmorstein, wirst Du nicht roth?

Alter Bursch.

Die Louise Kranz in Ehren,
Lieber Jung', ich hab' kein Brod
Eine Frau mir zu ernähren.

Fuchs.

Willst Du denn des Mädchens Tod?

Alter Bursch.

Hör' ich will sie Dir cediren

Willst Du tüchtig Wein poniren;
Aber nimm es mir nicht krumm.

Fuchs.

Hör' Elender Du bist dumm.
Meines Hasses Fackel lodert. —
Solch ein schändlicher Betrug!

Alter Bursch.

Das Wort dumm das ist genug.
Du touchirst, weißt nicht warum.
Aber Fuchs Du bist gefodert.

Fuchs.

Wohl ich folg' zum Waffentanz. (ab.)

Alter Bursch.

Ich bin meiner Seel' perplext,
Wie kann mich der Jung touchiren?
Die verdammte Lise Kranz
Hat den Bengel wol behext?
Doch der Fuchs muß revociren
Millionen Donnerwetter,

Hört' man das im Vaterlande
Louis bleibt ja doch mein Vetter
Das wär' eine ew'ge Schande. —

Fünfte Scene.

Curonen treten auf.

Einer.

Weiß der Henker
Sophie Denker
Soll mein Poussement jetzt seyn
Die Ruthenen, die poussiren,
Werd' ich baldig wegbogsiren
Bis sie die Courag' verlieren.
Dann ist mein der Sieg allein.

Curone (tritt herein,)

Ungeheures Pech in Bänken
Rurik der ist ange.....

Einer.

Das läßt sich bei Gott nicht denken,
„Nachhieb"" hätt' Ihr rufen müssen.

Andrer.

Doch, mein Gott wie ging das zu.

Anderer.

Still doch und erzähle Du.

Anderer.

Kaum war die Menſur genommen,
(Man ließ noch die Schläger wetzen
Um ſich auf den Hund zu ſetzen)
Scholl's, der Pudel ſey gekommen.

Anderer.

Siehſt Du wie die Kerls doch petzen.

Anderer.

Wir verkrochen uns im Stalle,
Doch die Nachricht war nicht wahr;
Und bald riefen wieder Alle,
Vor dem Kerl ſey nicht Gefahr.
Jeder kroch aus ſeiner Ecke,
Schnell trat man auf die Menſur:
Leider war es auf dem Flecke
Wo manch' Pech uns wiederfuhr,
Wo man nie die Gelben rupfte
Silber ange..... ward,
Eichblatt den von Zwerneth ſchnupfte,

Lahmpot den von Eisenhard.
Stein der rief, die Doppelklinge
Die pechöse gieb zurück.
Rurick aber, guter Dinge
Sprach, laß lieber Kerl, ich bringe
Dieser Klinge Ruhm und Glück
Und es hieß jetzt: Gebt die Klingen
Las, im Nu war es gethan,
Und die beiden Kerle fingen
Mörderlich zu hauen an.
Halt rief Wiese, halt rief Lange,
Den alsbald der Schreck verstiert,
Rurick war zerfetzt die Wange,
Und der Bart ihm abrasirt.

Andrer.

Re gestürzt noch heute nur —

Andrer.

Das ist klar, das ist Natur.

Andrer.

Bis wir unsern Rurick rächen.

Andrer.

Müßten wir die Hälſe brechen.

Andrer.

Laßt uns nur nicht traurig ſcheinen,

Andrer.

Damit nicht die Andern meinen —

Andrer.

Das wir jetzt vielleicht Manſchetten —

Andrer.

Oder Furcht vor Zwernoth hätten.

Andrer.

Wenn's nur nicht die Chore wüßten,
Daß wir uns mit Rurick brüſten.

Andrer.

Still, da kommen zwei Choriſten.

Choriſt (Schwab.)

Iſch's denn wahr, iſch Pech in Bänke
Hat der Rurick etwas weg?
Geil! da kriegt man doch die Kränke
Das iſt ſau-verdammtes Pech!

Weſtphale.

Das iſt doch verdammt auf Ehre,
Ich war zwar nicht ſelbſt dabei,
Doch ich freu' mich, da ich höre,
Daß es nur ein Nachhieb ſey.

Curone.

Schonen hat ihn Rurik wollen —

Andrer.

Das iſt klar, ja allemal —

Andrer.

Dieſen Zwerneth dieſen tollen —

Andrer.

Ich ſuch' heut mit ihm Scandal.

Chor der Chorißen.

Rächet Rurick allzumal
Jeder ſuch' mit ihm Scandal.

(gehen ab.)

Philoſoph und Rurickanſchafter.

Philoſoph.

So ſich alle Tag' zu ſchlagen
Müßet doch beim Henker nicht,

So sein Leben dran zu wagen
Das ist wider alle Pflicht,
Denn sein Zweck ist unvernünftig
Wahrheit nur verschafft uns Licht.
Und ich denke doch zukünftig
Pauken wir uns lieber nicht.

Burschenschafter.

Keiner hat's von Dir verlangt.

Philosoph.

Glaubst Du, daß mir davor bangt?
Für die Wahrheit mich zu schlagen,
Dazu fühl ich Muth und Kraft.
Aber, Lieber, darf ich fragen,
Was das Schlagen Gutes schafft.
Doch das könnt Ihr nicht erfassen,
Darum geh' ich von Euch fort.
Ochst Ihr Logik werd't Ihr's lassen,
Oder paukt Euch nur auf Mord.

(ab.)

Sechste Scene.

Einige adeliche Studenten. Ein bürgerlicher.

Bürgerlicher.

Ihre Marquenr! Gut'n Morgen Graf.
Nun Gott segne Ihren Schlaf,
Zwölf Uhr heißt bei Ihnen Nacht.

Graf.

Ich hab' schon um sechs gewacht.

Bürgerlicher.

Ihre Thür war heute zu.
Er ißt wol zu Hause doch,
Dacht' ich, sah durchs Schlüsselloch,
Und Sie pflegten süße Ruh
Ich squisirte mich ganz leise.

Graf.

Hol der Henker Ihre Zunge
Ich studirte meinen Heise.

Baron.

Ja, das kann ich Dir bezeugen.

Bürgerlicher.

Nun, dann muß ich freilich schweigen.

Zweiter Graf (zum Ersten leise.)
Wer ist jener Fremde, Du?

Erster Graf.

Er heißt Schmidt ein guter Junge,
Ist bei uns gar wohl gelitten,
Ist bourgeois, doch fein von Sitten.
War Officier und trägt ein Band
Macht auch Verse, hat Verstand,
Komm, ich mach' ihn Dir bekannt.
Graf von Bärhatz, mein Cousin,
Morgen ist bei ihm thé fin.
(zum Grafen.)
Und da sollst als Fuchs du setzen.

Zweiter Graf.

Werd' es mir zur Ehre schätzen,
Doch Herr Schmidt, mein Vetter spricht,
Ich sey Fuchs, das bin ich nicht.
Ich war schon auf Forstlyceen.

Erster Graf.

Du bist Fuchs, das sollst Du sehen.

Zweiter Graf.

Das nehm ich von Dir nicht an.

Erster Graf.

Wie so'n Fuchs doch reden kann.

Bürgerlicher.

Laſſen Sie den Vetter ſchwatzen,
Lieber Graf er ſteht ſich an,
Fuchs, das iſt ſchon zu verſchmerzen.
Laſſen Sie ihn immer ſcherzen
Er iſt doch kein Burſch von Herzen;
Wenn Sie gleich Burſche wären,
Seyn Sie nicht vor Prellen bange. —
Ich bin alter Burſch ſchon lange.
Glauben Sie mir nur wir ehren
Stets den braven Edelmann.

Baron.

Herr von Schmidt, ich bitte Ihnen.

Bürgerlicher.

Laß nur die mequanten Mienen,
Und den abgedroſch'nen Tadel.

(zum zweiten Grafen.)

Sehen Sie mein lieber Graf
Auch ich bin von altem Adel
Schon von Carl dem Großen her,
Doch bedenken Sie mein Pech; —
Eigentlich heiß ich Carl von Schmieden
Und seit dem Westphälschen Frieden
Hieß man Schmidt uns simpel weg.

(Die Adelichen lachen.)

Erster Graf.

Laßt den alten Streit Ihr Herrn.

Bürgerlicher.

Ja ich laß ihn herzlich gern.

Erster Graf (leise zum Baron.)

Das ist seine schwache Seite,
Die muß man nicht stets berühren.

Baron.

Das ist baare Eitelkeit
Und die muß man ihm curiren.

Erster Graf.

Gieb Zigarren lieber Schmidt.

(Schuldt giebt an Alle, zweiter Graf dankt.)

Bürgerlicher.

Immerhin das ist hier Brauch,
Das man Dampf durch Dampf ertödte.

Zweiter Graf.

Nein, es geht mir ganz wie Göthe,
Mich erquickt Tabacksrauch.

Dritter Graf.

Ha, ha, ha, bon jour Ihr Brüder.

Erster Graf.

Na, da stürmt der Sturmhein wieder.

Zweiter Graf.

Ist dein Pauker denn nicht mit?

Dritter Graf.

Hast Cigarren lieber Schmidt?
(nimmt.)
Her damit. Denkt Euch Ihr Herren
Wie ich meinen Pauker zwiebel'.
Komm nach Hause, stell' mich übel
(hatte auch noch Katzenjammer)
Geh darauf in meine Kammer;

Sprech, ich will mir Hülfe holen,
Und bring meine Jagdpistolen,
Bückling ruft, um Gotteswillen,
Graf was haben Sie da vor?
Ich antworte blaue Pillen,
Sollen mir den Unmuth stillen.

Erster Graf.

Pfui, wie Du den Kerl betrübst.

Baron.

Nein, das ist ganz allerliebst.
Wurde er nicht höllisch bange?

Dritter Graf.

Kreidenweiß war seine Wange.
Wenn Sie zehn Pistolen geben,
Sagte ich, so will ich leben,
Sonst zieh ich die Kugel vor
Und Sie werden nie Pastor.

Erster Graf.

Ließ sich Bückling damit jagen?

Dritter Graf.

Ja ich kriegte gleich mein Geld.
Ich brauch nur von Tod zu sagen,
Läuft er durch die ganze Welt.

Erster Graf.

Das sind schöne Gouverneure!

Baron.

Meister, die selbst in der Lehre —

Bürgerlicher.

A propos, wo ist heut Thee.

Erster Graf.

Bei Graf Sturm ist Assemblée.

Bürgerlicher.

Da bin ich nicht eingeladen
Und ich machte doch Visite.
Geht Ihr hin in seidnen Waden?

Erster Graf.

Gott bewahre.

Baron.

Gott behüte.

Siebente Scene.

(Viele Burschen, Spieltisch.)

Erster Bursch.

An noble jeu, wer hält 12 Kreuzer?

Zweiter Bursch.

Was giebts?

Dritter Bursch.

Ein Landsmann.

Zweiter Bursch.

Laß, ich halt's. Der Schweizer
Ich spür's im Leibe er gewinnt.
Der Kerl ist doch ein Teufelskind,
Ich halt es nochmal, das ist scheuslich —

Dritter Bursch.

Schaust Du, ich ließ es diesmal weislich.

Zweiter Bursch.

Halt, va banque!

Erster Bursch.

Laß übergehn.

(Er schlägt für sich weiter.)

Zweiter Bursch.

Das sind Leute die's verstehn,
Wer hilft Sonchen schon absahren.

Vierter Bursch.

Ja die Mühe kannst Du sparen.

Zweiter Bursch.

Das ist doch ein Satansspiel.

Erster Bursch.

Lieber Kerl, Du wagst zu viel.

Zweiter Bursch.

Pump' mir etwas nur bis Morgen
Morgen krieg ich Geld bei Flies.

Erster Bursch.

Brauder nein auf Ehrenwort,
Aus dem Spiel kann ich nichts borgen:

Zweiter Bursch.

Gestern hab' ich Dir gegeben.

Erster Bursch.

Da (giebt ihm Geld.)

Däne (tritt auf.)

Das ist doch ein skraelig Leben
Wie's hier zu in Tyskland gehe.

Erster Bursch.

Geht's nicht so in Kopenhagen?

Däne.

Gud bevar us, nein da geht
Es nicht so su, mit das Swiren,
Denn pas Doctor und Poet
Ist nicht leicht da su studiren.

Erster Bursch.

Kopenhagen zieht nicht, schweige
Höchstens auf den Brander nur.

Dritter Bursch.

Das ist klar, das ist Natur.

Däne.

Dort macht man nicht solche Streiche
Wo man so viel Geld verloren,
Denn die Herren Professoren
Passen besser auf's Betragen.

Zweiter Bursch.

Dürft Ihr Euch auch da wol schlagen?
Oder zwingt Ihrs mit der Hand?

Däne.

Wenn ein Feind vom Faedreland
Kommt, so kriegt er Nasenstüber.

Zweiter Bursch.

Ach die Zeit ist ganz vorüber.

Däne.

Aber unser Disputire
Ist doch lehrte sam das Ihre.
Wenn in unser Faedreland
Einer vom Juristerstand,
Hat studirt,
Wie sich's gebühret,
So geht er zu ein Philister,
Zum Examen in die Lehre.
Zum Conductor, zum Magister,
Vor den höchste Caractere.
Wenn er nun bekommt den zweiten,
Zahlt er selbst in Nennwerth nicht.

Nun muß er den Böhmer reiten,
Läßt sich's Jütsche Lov bedeuten,
Bis er ihm ganz inne kriegt;
Dann schlägt nun der junge Mann
Thesen an,
Und fürbaß
Ohn' Unterlaß'
Fast fünf Tager und fünf Nächter
Ist er immer im Gefechter,
Bis er und die Professoren,
Fast den Odem ganz verloren.

Zweiter Bursch.

Alter Däne pump' mir Spinnus.

Vierter Bursch.

Laß die Kerls, sie sind Philimms.

Zweiter Bursch.

Mein der Fuchs ist gut, — ein Neuling.

Däne.

Gott ich habe keinen Dreyling.

Gedruckt bei Georg Jönßen.

Die Leier der Meister

in den Händen des Jüngers,

oder:

achtzehn Gedichte

in fremder Manier,

und eine in eigener.

Von

Theodor von Kobbe.

Motto:

Wie er [illegible] er spuckt,
Das habt Ihr ihm [illegible] abgeguckt;
Aber sein Schenie — ich meine sein Geist —
Sieht nicht ..... [illegible].

Oldenburg, 1826.
Gedruckt bei Joh. Heinr. Stalling.

Bremen, in Commission bei Joh. Georg Heyse.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Zueignung.

An Göthe.

Ich bring' Dir, Meiſter Göthe!
Die kleinen Lieder dar. —
Daß ich dabei erröthe,
Nimmſt, ferne, Du nicht wahr.
Wird Dir dies nicht verdrießlich,
Und gar willkommen ſeyn,
So wär' mir das erſprießlich,
Und würd' mich innig freu'n.
In Deinen Lorbeerhainen
Entſtand mein bunt' Gedicht:
Gönn, Großer! es dem Kleinen,
Daß er dort Kränze flicht!

Vorwort.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz. Daher bitte ich, bei dieser in gar kurzer Zeit entstandenen Arbeit, um Nachsicht wegen der etwaigen Fehler in den kurzen und langen Silben. — Mit Vorbedacht habe ich in meine Gedichte zuweilen eine ganze Zeile aus den Mustern aufgenommen und darin verwebt, etwa wie man eine Probe an ein ganzes Stück Tuch hält. Wenn man meine Arbeit ein Kunststück oder gar eine Nachahmung nennen will, so will ich gar nicht darauf antworten, weil meine Antwort hochmüthig klingen würde. Lieber will ich bescheiden bitten: „Seyd freundlich, Recensenten! — Kaufe, liebes Publikum!“

Der Trunkenbold.

Fabel.

(Auf Gellerts Art.)

Ein Trunkenbold — ich will ihn Hans nur nennen,
Daß Alle, welche einen Säufer kennen,
Sich überreden, daß es dieser war —
Der dicke Hans, gequält von schweren Schulden,
Lag in der Schenke noch um Mitternacht,
Wo er den letzten halben Gulden
Dem lieben Branntwein dargebracht.
Freund! — sprach der Wirth mit zürnendem Gesichte
Zu Hansen, der auf eine Bank gesunken —
Ihr habt kein Geld mehr und schon viel getrunken;
Jetzt gute Nacht! Ich bin ein guter Christ,
Drum treib' ich euch bey Nachtzeit nicht von hinnen;
Ihr mögt' im Traum auf frische Dreyer sinnen,
Damit Euch's Bier nicht Morgen sauer ist.
So sprach der Wirth, verschwand dann mit dem Lichte.

Verdammt! rief Hans: wo soll ich Dreyer finden,
Ich unglückseel'ge Kreatur!

Ich wollte mich zu jedem Dienst verbinden,
Mit Freuden dreschen oder Garben winden,
Mich gern vom Morgen bis zum Abend plagen,
Dem Bier und dem Taback entsagen,
Hätt' ich ein kleines Hüttchen nur,
Um Weib und Kind durch Arbeit zu ernähren;
Ja, hätt' ich das, wollt' ich den Schnapps verschwören!
Hans! Hans! bedenke was Du thust:
Du bist jetzt nur so ungehalten,
Weil du so arm auf hartem Holze ruhst;
Gibt man Dir Geld, so bleibt es doch beim Alten. —

Nein! — stöhnte Hans — es ist doch nichts jetzunder:
Man kann die Seele nicht dem Teufel mehr verschwören;
Von Wundern kriegt man selbst auf Kanzeln nichts zu hören.
Wer weiß, Freund Hans, vielleicht giebts doch noch Wunder?

Ein Geist erscheint. Ich wett' von Fleisch und Bein!
Du irrst Dich, Freund, er wiegt kein einzig' Loth,
Ein wahrer Freund in wahrer Noth.
Hans! — ruft er aus — ich will den Wunsch erfüllen,
Doch nie begehre wieder Schnapps noch Wein;
Hans! greife zu und sage jetzt nicht nein.
Ein Blitz hört Hansen allen Schnapps verschwören.

Das Blitzen unſers Geiſtes wirkt Mirakel —
Es brannte ſchnell die Schenke drauf zuſammen:
Hilf Himmel! welch gewaltiger Spectakel!
Der arme Hans verbrannt wol in den Flammen?
Zu Aſch' und Erde werden Fleiſch und Knochen? —
Mit nichten, Freund, das Feuer iſt beſprochen! —

Schon las Erſtaunen man in ſeinen Zügen,
Als ſchnell darauf die liebe Sonne ſchien,
Und Hans, in wunderſchönem Grün,
Sich ſah auf blum'ger Wieſe liegen.
Die Fliegen ſcheuchte ihm Selinde,
Sein treues Weib, ein halbes Dutzend Kinder
Umſpielte ihn, dort graſ'ten fette Rinder;
Schnell rief ſein Weib: Erwache doch geſchwinde!
Denk' an den Geiſt, der dir ſo ſehr gewogen.
Am Abend ſoll in unſerm kleinen Garten
Dich friſche Milch und reifes Obſt erwarten.
Sie ſpricht's, und hat ihn in die Höh' gezogen.

Hans ſtaunet noch vor einer neuen Hütte,
Er dankt dem Geiſt, der ihm geholfen balde,
Die nahe Axt beſtimmet ſeine Schritte,
Und Holz zu fällen geht er nach dem Walde.
Er trennt den Stamm mit mächt'gen Hieben,
Denkt an den Geiſt, beginnt die Kraft zu ſinken —

Ich schwöre, Hans begehrt nie wieder Schnaps zu trinken,
Fortan wird er nur Weib und Kinder lieben —
Vielleicht! Die Sonne sinkt darnieder,
Da ruht auch Hans die arbeitsamen Glieder;
Nach Hause eilen seine Schritte,
Sein Weib empfängt ihn; in der Kinder Mitte
Ißt Hans mit Lust. — Doch unsers Hansen Magen
Verschmäht im Apfel ungegohrnen Most,
Er schimpft, er flucht, er nenn't ihn Essenlos,
Betheuert auch, er kann nicht Milch vertragen;
Es fleht sein Weib, es blöcken seine Schafe
Und mahnend brüllen seine feisten Rinder
Und bittend flehen seine zarten Kinder:
Papa, gieb Brod! so singen sie im Schlafe. —
Hans kann gewiß nicht solchem Flehen
Von Weib und Kindern widerstehen. —
Schon droht der Geist, die Finger aufzuheben,
Da wälz't sich Hans verdrießlich auf der Erde:
Schnapps will ich! ruft er aus mit wüthender Gebärde,
Verflucht den Geist und nennt's ein Hundeleben;
Es weint sein Weib, und, wie er höhnisch lachet
Und Schnapps begehrt, fühlt er sein Aug' gerissen;
Nacht ist um ihn, und, ach! wie er erwachet,
Liegt auf der Erde er, vom Pudel bös gebissen.

Dies Mährchen ist nur ausgedacht,
Um jene Thoren zu belehren,
Die stets ein andres Loos begehren. —
Gesetzt, Gott wollte das Verlangte geben,
Sie würden elend, ohne Thätigkeit.
Ein Narr wird nimmer wie ein Weiser leben:
Des Menschen einz'ges Glück ist die Zufriedenheit.

Die Abendfeier.

(Auf Matthissons Leier.)

Es sinkt die Sonne nieder
In nächtlich dunkeln Flor,
Und Filomelens Lieder
Erzittern an das Ohr;
Der Himmel strahlet heiter
In unbewölktem Blau,
Es glänzen Gras und Kräuter
Schön emaillirt von Thau.
O zarte Abendfeier,
Die meine Sehnsucht stillt!
Wie hebt sich stolz am Weiher
Dort manches Duftgebild!

Die Syring tönt im Schilfe
Und lebt der Liebe Glück,
Es glänzt die Blumenlilie
Im Abendsonnenblick;
Die zarten Düfte wallen
Von Veilchenmatten dort,
Des Reigen Töne hallen
Im lieblichsten Accord.
Wer ist auf Königsthronen,
Dem solch ein Himmel träumt?
Wer ist mit Fürstenkronen
Von solchem Glanz umsäumt?

Der Knappe Kurt.

(Auf Bürgers Leier.)

Es weckt den Knappen aus tiefem Schlaf
Sein Herr, der Graf,
Im dem Auge lodernde Flammen:
„Erwache, Du Bube, aus bleierner Ruh'!
„Es fordert Dein Herr Deine Hülfe im Nu;
„Sey munter und nimm Dich zusammen." —
„Lieb' Vater, lieb' Schwester, lebt wohl!"
Seufz't Kurt noch hohl,

Erwacht, und erblicket den Grafen:
„Laßt, Herr, mich doch in die Heimath gehn,
„Den Vater muß ich, die Schwester sehn,
„Wo nicht, so lasset mich schlafen.“
Das stand dem Grafen gar übel an;
„Herauf, heran!“
So rief er mit zürnendem Munde:
„Du magst tief schnarchen am morgenden Tag,
„Nur heute halt sein Dich am Gartenthor wach,
„Beschirm' eine liebende Stunde!“
„O Herr, laßt ab von der Frevelthat!
„Wie manche hat [illegible]
„Nicht Eure Lust schon verfluchet!
„Ruft Pfaffen her, nehmt 's Sacrament!
„Daß Euch das Feuer nicht mehr brennt
„Und Euch nicht fürder versuchet.“
Da nahm der Graf sein glänzend' Schwerdt:
„Sey meiner werth!
„Und laß die albernen Possen!
„Wie mancher starb seelig, der sündlich gelebt;
„So will ich 's auch machen, eh' man mich begräbt;
„Doch jetzo gelebt und genossen!“
Kurt sah das Schwerdt und nahm es an:
„Ein Wort ein Mann!
„Du mahnst mich, das meine zu lösen;
„Du hast mich gerettet aus Schlachtenroth,

„Da schwur ich Dir Treue in Leben und Tod:
„Ich folg' Dir zum Wohnsitz des Bösen!“
Sie geh'n des Schloßes Stiege hinab,
Stumm wie das Grab
Vernehmen sie banges Geheule.
„Kehr't um, lieber Herr, ach! kehret zurück!“
„Fort, fort, Du Bube, verzögerst mein Glück!“
„O Herr, wie krächzet die Eule!“
Sie wandeln im Garten, sie kommen zum Thor:
„Stell' Dich davor,
„Daß Keiner die Freude mir raube.
„Ich hohl' mir ein Blümlein, erklimpfet im Sturm,
„Ein liebliches Täubchen, vom altväterlichen Thurm,
„Und führ' sie zur duftenden Laube.“
Der Knappe harrt bis zwölfe es dröhnet,
Da naht vermummt
Ein Mann mit Wehr und mit Waffen:
Schon führt er auf Kurt den tödtlichen Streich,
Der aber pariret und rächet sich gleich —
„Was hast hier am Thore zu schaffen?“
Es stürzt zu seinen Füßen ein Mann,
Stöhnt himmelan;
— O Himmel! jetzt sieh sein Verbrechen! —
Nicht glänzet der Mond die Haare so weiß,
Nicht röchelt die Nacht wie der sterbende Greis:
„O Gott! ich erschlug meinen Vater!“

Die Worte bringen in Greises Blick
Den Tag zurück;
Drauf ruft er mit wildem Gebrülle:
„Ich suche mit der Schwester den Bruder und Sohn,
„Doch Schande und Schmerz wird der Liebenden Lohn.“
O! Tod erfolgte und Stille. —
Vergebens küßte den Vater der Sohn,
Die Seel' war entfloh'n;
Kurt leckte am Blut und am Staube.
Drauf stürzt' er, in schwerem Gewissensdrang,
Die Bogengänge schnell entlang,
Zu der bezeichneten Laube:
„Daß Gott Dich verdamme, Du hübischer Mann!“
So fing er an:
„Mich so aus den Träumen zu narren.“
Schon hat er begierig sein Eisen gereckt,
Schon hat er im Düstern gezielt und gestreckt,
Da mußt' er, beim Eingang, erstarren:
Er sieht den Grafen, die Schwester zugleich,
Doch todtenbleich, [illegible]
Ohn' Blut, bei dem lieblichsten Mahle;
Die Schwester ist kalt und rühret sich nicht,
Es starret des Grafen erstorb'nes Gesicht
Nach einem kleinen Pokale;
Und wie er der Inschrift inne ward':
„Für meinen Kurt!“

Da ward es ihm düſter vor Sinnen;
Er fühlte ſich müde, er fühlte ſich matt,
Es lief ihm im Herzen und Kopfe ein Rad, —
Drauf fuhr ihm die Seele von hinnen.

Der Apfel des Paris.

(Auf Schillers Leier.)

Schon der Fuß von Ida's Höhe
Trägt des ew'gen Frühlings Spur;
Es verkündet Götter-Nähe
Eine beſſere Natur.
Hohe Kraft und zarte Milde,
Himmels-Balanz, ſtrahlte da,
Wo einſt Paris, im Gefilde,
Seine Heerden weiden ſah:
Weder Glut noch Kälte engte
Des Vertumnus reiches Horn,
Und kein Götterzorn verſengte
Kräft'gen Saamens goldnes Korn.
Ihre Rache zu verſöhnen,
Warf den Apfel Eris hin —
„Für die Schönſte aller Schönen!“
Spricht die ſchlaue Geberin. —

„Ueberstrahl' ich nicht die Beyden?“
Klagte Juno: „mir den Preis!“ —
„Paris soll den Zwist entscheiden!“
Sprach der große Vater Zeus.

Und auf einer Wolke stiegen
Schnell die Himmlischen herab;
Durch der Schönheit Reiz zu siegen,
Nah'ten sie dem Hirtenstab.
Plötzlich zeigt' in ew'ger Schöne
Juno dem Erstaunten sich;
Ihn umwallen Himmelstöne,
Himmelsduft verbreitet sich.
„Gieb den Apfel mir zum Preise!“
Spricht sie mit erhob'ner Hand;
Und durch zauberische Kreise
Fühlt der Jüngling sich gebannt.
„Ich befrei' von Erdensorgen,
„Von der Liebe Lust und Schmerz!“
Sprichts, den Gürtel tief verborgen,
Und erhebt des Hirten Herz.

Doch Minerva, hoch vor Allen
Ragend mit gewalt'gem Speer,
Läßt den Sphärenton erschallen,
Naht dem Jüngling ernst und hehr.

„Reich' den Apfel!“ spricht Athene:
„Ich verheiß' Dir hohen Lohn;
„Hoher Künste ew'ge Schöne
„Ziere Priams Heldensohn!
„Sieh, ich lehre Dich hienieden
„Götterweisheit, Götterlust!“
Spricht's, und hoher Seelenfrieden
Schleicht sich in des Hirten Brust.

Liebe hauchend und Verlangen,
Schnell entflammend Herz und Sinn,
Tratst Du, mit den Rosenwangen,
Venus, vor den Hirten hin:
„Mir den Apfel!“ sprichst sie leise,
Unverhüllt ist Brust und Leib,
„Und ich gebe Dir zum Preise
„Ein mir gleiches Hirtenweib!“
Blendend zucken Himmelslichter
In des Jünglings trunk'nen Blick:
Wähl' jetzt, überseel'ger Richter,
Dreifach lächelt Dir das Glück!

„Ewig will ich Dich verehren,
„Große Götterkönigin!“
Ruft er: „Zu den blauen Sphären
„Walle Dir mein Opfer hin!

„Doch, o Pallas, eben Preise,
„Die ein seel'ger Weiß mir reicht;
„Mach' mich glücklich, mach' mich weise,
„Daß der Irrthum von mir weicht!
„Doch, mein Spruch tönt ungezügelt!"
Und er beut den Apfel dar;
„Schönste!" ruft sein Mund beflügelt:
„Venus Urania!"

Der Ungläubige.

(Auf Evangelisch.)

Daß man der Armen Vater ist,
(So spricht der frömmelnde Jurist)
Ist eine süße Christenpflicht.
Er, der die Waisen oft betrogen,
Dem schnöder Mammon nur gewogen,
Ich glaub' ihm nicht. —

Ich sehe Damon Zähren weinen,
Er irrt umher in dunklen Hainen,
Verfaßt ein zärtliches Gedicht;
Der Lasterfloh betheuert hoch Selinden:
„Gott Hymen soll mich ewig Dir verbinden."
Ich glaub' ihm nicht.

Polline flechet alle Küsse,
Sie spricht: „nur Tugend schmeckt süß",
Und hält die Sprödigkeit feil;
Doch küßte sie am Fest der Masken
Damit — man hörte sie nicht schreien;
Ich glaub' ihr nicht.

Otar greift stets zur Geburtstagsfeyer
Von Monden in die schwache Leyer,
Weil er dort Trank und Speise kriegt;
Er sagt, er müsse Weihrauch streuen,
Doch heischt der Gott der Fantasieen;
Ich glaub' ihm nicht.

Der Deutsche Bundestag.

Sonnett.

(Auf Körners Leier.)

Sey mir gegrüßt, Du dichter Kugelregen!
Ich danke Dir mein tödtendes Geschick!
Laut rauscht' ich Dir Triumphgesang entgegen;
Stolz noch gebrochen glänzt mein Blick;
Mich lauchst er ob der Tyrannen Vernichtung;
Er schaut des Friedens Palmen mehr,
Und halb entzückt schon in das Land der Dichtung
Eilt er ein freyes Volk zu ehren.

Der Kugelsaat folgt goldne Erndte nach;
— Beweint mich nicht: nie bin ich ganz geschieden! —
Der Todeskampf wird Geister nicht ermüden;
Mein Habsburg und die Todten bleiben wach.
Heil meinem Volk! einst wird am Bundestag
Des ganzen Deutschen Volkes Recht entschieden!

Traum und Wirklichkeit.

(Auf Hebel's Weise.)

I leg im Bett im Morgeroth,
Der Liebe Schmerz am Herz mer nagt,
Hör Stundi schlege bis es tagt',
Da gunnt e Traum mer der libi Gott;
E schön're Traum hob i nümme gha,
Sell nimmet mer de betrübti Mueth:
's Agethli, das Meidli vom Milch und Bluet,
Chunt fründli her, und luegt mi a;
Si seit: grueß di Gott! bey meiner Treu
Si lächelt mi beweglich a,
Beschaut mi recht, mi arme Ma;
Da schüttelt' mi e Gfell am Bei;
Landsem rib i de Augen us;
Der Aetti steht im Khämmerli,
Das Meidli klopft am Lädemli:
Steh uf, und schoff do Hus!

I ging an's Geſchäft mit betrübti Mueth,
Da lueg i's Agethli — was muß i ſeh'? —
Si hat dem Michel a Schmützli ge';
Hitzig Fiber erfüllte mi Bluet. —
Gieb, Gott! mer kei Traum in der Morgenſtund:
Hob ſchweri Chummer, wenn de Sunn' erſt lacht;
Gieb mer kei Träumli in ſtiller Nacht,
Und führ' mi zum Chilchhof im chuele Grund!

Der Kramladen.

(Auf Johann Heinr. Voß Leier.)

Der Krämer und die Einkäuferin.

Einkäuferin.

God'n Abend, Jan Timm!

Krämer.

God'n Abend, lüt Trina, wo geiht dit?

Einkäuferin.

K'ſünn von Harten, geſund — ick hefft man ſo dull in de Kusen.

Krämer.

J! dat duhrt mi doch recht, dat is een Düvelsgeſchichte:
Aber da rahd ick dih: nimm kauten Toback in de Lökker

Schnuf ock Köhmen mal opp, und schnied dih Fredags de Nägel.

Einkäuferin.

O, dat helpt all' nix, vör Tähnweh da wasst keen Kruht vör.

Krämer.

Schnack doch anners, min Dehrn, toletzt da helpt dih doch wat noch.

Einkäuferin.

Hier, Jan Timm, hätt he Geld: dree Sösling und ock noch en Dreeling;
För een Schilling Zigor'n und Schnuftoback wull'k för en Sösling.
Und för'n Dreeling n' Griffel — de Jung' de schreit mih den Kopp full.

Krämer.

Schasst Du hemm'n, min Trina, — wo geiht ett denn Dohrten, Din Dochter?

Einkäuferin.

O! de geiht ett nu good — de deent tit Ostern in Hamborg.

Krämer.

Ih, Herr Jes's! watt Du seggst? — ick meen, dat se deen bin Pastoren?
Aber ich hefft mih wull dacht: se plegg sünst bu Lisbeth to kahmen,

Und is so lang hier nich west; sünst köpen dat däh se hier gans nich;
Denn de Pastorsch' is wat 'nau; de schick ehr jümmers na Knappuhl;
Darum heff ick nich fragt. — I Jemine! Dohrten in Hamborg?

Einkäuferin.

Weeg he man ribblich, Jan Timm, — de Griffel dat is Dock en End man. —
Ja, min Deern is in Hamborg, dat kummt blot van de Pastorsche;
Sünsten hett Keener de Schuld; dat Wiff is övers en Fühnschen;
Alles verlang se van ehr: vergangenen Fastlabendsmahndag
Seggt se det Morgens to ehr, se schull gau Kinder antrecken,
Water opphangen dit Führ, Kartüffeln schellen und Appeln.
Dohrt'n grippt Alles glick an, so'n ambidschiöse Person wass't,
Und nie hett se'ett mih klagt, wo suhr se'ett har bin Pastoren.
Frag ick ehr innsmal van fähren, so säh se mih: Moder, ick hefft good. —
Also de ohle Pastorsch' de lett ehr nog jümmers keen Freden:

Dringe de Wäſſer herein, ſo röppt ſe ehr to van de Dör ut:

„Dohrten, ſo ſpat ſie ſich doch; ſie iſt ja ein ſchlubriges Mädchen.“

Krämer.

O, de dwatſche Paſtorſch'! wo is dat doch Mir den wull möglick?

Dohrten? und ſchlubrig? So'n Deern de ſi t ſe ehr Lüſtag nich wedder.

Einkäuferin.

Alſo de Dohrten is gau, und grippt ſe mit Tenzen den Kähtel:

Jüſt in den Ogenblick kummt Paſtors ehre lütje Auguſte, Fahrt ehr von Achtern int Klehd, de Kähtel verglippt ſick, und Dohrten

Kann ſick ſo gau nich begriepen, verbrennt ſick de Been und de Föhte.

Krämer.

Ah! ja nu weet ick ett wull; den Aland da holen Jih Del noch.

Einkäuferin.

Dörtein Wehken leg Dohrten, und ick müſ Alles betahlen; As ſe ſo höllſch ſich brenn, da hätt de Paſterſch' ſe noch utlacht;

Dat de Mann ſülver noch ſä: ſo ſey nich ſo hart mit die Dohrten!

Zwar, wer Schaden erhält, der darf für den Spott auch nich sorgen.

Krämer.

Trina! so geiht in de Welt.

Einkäuferin.

Ick heff ehr övers kantheilsiert;
Denn dat glöv mi man drieft, ick bin ohne Falsch wie die Tauben;
Wär ick övers mal dull, so bin ick nich licht to betähmen.
Ach, ick mut wirklich na Huus — de Kusen de schmart mi noch höllisch;
Jedehm bahd sick de Voß: man kann sick da eisch bi verköhlen.

Krämer.

Noch en Bitten, lüt Deren, wat geihst all?

Einkäuferin.

Goo Nacht!

Krämer.

Angenehme!

Die Schneelawine.

Idylle.

(Auf Gesners Leier.)

Guten Morgen, Daphne! sprach Myrtill, der schönste Schäfer des Thals, zu der anmuthigsten Schäferinn. Sie aber hörte ihn nicht, denn sie blickte sinnig und ernst gen Osten in den wolkenlosen heitern Himmel. Es war, als rede sie betend und bittend mit einem erzürnten Gotte, ängstliche Dinge erwartend. Myrtill aber schwieg lauschend, voll heiliger Scheu, bis ihn Daphne, freudig überrascht, erblickte. Die Götter sind mit Dir, Myrtill! rief sie begeistert: eitel war meine sündige Furcht. Und aus ihrem Gesichte schwand die Sorge. So erheitert sich der Himmel, wenn die Sonne durch das Gewölke bricht, und sich an andern Himmelsbogen ihre Strahlen spiegeln; solche Freude empfindet die Mutter, wenn Vater und Gatte aus ungebahnter einsamer Gegend am Abende von der Arbeit heim kehren, und sie sorgsam im Hause der Kleinen gewartet, während des Mittags Bären und Wölfe raubspähend die Hütte umspielten. — Warum weinst Du, Daphne, sprach Myrtill: am Vortage des Festes, das Dich in meine Hütte führen soll, damit uns der Tod nur trenne? Daphne aber schwieg und legte bittend die schneeigte Hand auf die Lippen, als verschließe sie traurige Worte.

Komm! rief Myrtill: hilf den höchsten Berg erklimmen, damit wir unsere Opfer, Du der Diana, ich dem Pan, bringen. Du sollst Alles bereitet sehen. Daphne folgte zagend; sie stiegen zur Höhe des Berges, und fanden die Opfer bereits wohl geordnet. Da ergriff die

gierige, bis dahin spärlich genährte Flamme die Opfergaben, und wirbelnd und steigend enteilten dieselben zu den Wohnungen der unsterblichen Götter. Aber siehe, das Opfer der armen Daphne brannte schüchtern; es war, als scheue sich die Flamme, ihrem angebornen Triebe zu folgen, und furchtsam schossen Rauch und Gluth auf den schmelzenden Schnee seitwärts ins Thal hinab. Als aber Myrtill sein Opfer vollendet hatte, ging er zur heftig weinenden Daphne. Diese sprach: Die Götter verschmähen mein Opfer. — Und warum, Du Liebling der Aphrodite? fragte Myrtill. Da entgegnete jene: Vernimm denn, mein Geliebter, das Geheimniß unschuldiger Schuld.

Vor zehn Jahren, an meinem achten Wiegenfeste, kam ich über die Gebirge, geleitet durch meine Erzeugerin. Unkundig der steilen Bergpfade, verirrte sie sich vom Wege, und gerieth in den hohen, versenkenden Schnee. Die Füße versagten ihr den Dienst, und schwer drückte die Bürde ihrer Tochter den mütterlichen Arm. Da flehte sie die Hülfe der jungfräulichen Göttinn Diana an, und gelobte, mich ewig dem Dienste derselben zu weihen. Die hehre Jungfrau erschien, meine Mutter verband mich durch feierliche Eide zur Erfüllung ihres Gelübdes. Ach! es war nicht das meine: ich schwur, ein Kind, und kannte der Liebe Gewalt nicht. Die Göttinn leitete uns auf den wohlbekannten Pfad, und der einst so treulose Schnee wich nicht unserm eilenden Fuße. Meine Mutter starb bald, und bewahrte das Geheimniß vor meinem Vater, Menalkas. — Da sah ich Dich, den schönsten Hirten, am Feste des Bachus, und unwiderstehlich entzündete sich im Herzen meine Liebe. Seitdem erscheint mir wachend und träumend die göttliche Aphrodite, mich losend und Deinen

Namen rufend. Auch nach dieser letzten Mitternacht, wenn die Träume wahr sind, erschien mir ihr Bild, Dich bey der Hand fassend. Und Du warst schön und jugendlich, wie immer; aber ich fühlte mich todeskalt. Ich verweigerte Dir meine Hand, die Du nicht lassen wolltest. Plötzlich erblendete auch Du, und ich erwachte. Siehe darum meine Scheu um Dich: den Göttern ist unsere Liebe verhaßt; aus deshalb will ich ihr entsagen. Also sprach Daphne, und enteilte dem staunenden Myrtill zu den Hütten des Thals.

Lange stand er da, lange der Rede der Geliebten nachsinnend. Da rief er aus: Was ist schwierig genug, das die Liebe nicht möglich macht? Ich will hin zur Göttinn Diana, damit sie das Gelübde freywillig löse; schütze Du mich, Tochter des Meers, auf unwegsamen Pfade; Göttern ziemt es, die Göttlichen zu versöhnen. Diana! rief er, daß alle Berge dieses Wort sprachen, und entrückte von einem Gipfel der Berge zum andern, gestärkt durch Liebe, geschützt von unsichtbarer Hand. Da aber keine Antwort, erschien keine Diana; und fürchtend, als weile sie drohend im Thale bey der geängsteten Daphne, eilte er mit sterblicher Hülfe gegen die Unsterbliche nach den Wohnungen der Hirten. Da war es ihm, als ob ihn die Götter verblendeten und ihn irre machen wollten in seinem Beginnen. Er aber betete zur Aphrodite, und gelangte an den Eingang des Thals.

Eine Lawine! eine Lawine! riefen bestürzt die aus der Bergschlucht hervoreilenden händeringenden Hirten. Myrtill aber flog raschen Fußes ihnen vorbey: vor seiner Seele stand offen das kommende Schreckniß; der letzte der Fliehenden war der achtzigjährige Meraikas, getragen von

zweyen Getreuen, die er mit bittern Vorwürfen ob seiner Lebensrettung überhäufte. Rette Deine Daphne! rief er: erwecke sie aus ihrem bleiernen Schlummer! Feindliche Dämonen verblendeten meine Getreuen, welche sie retten wollten. — Bebend, betend und fliegend gelangte Myrtill in die Hütte der Daphne, in den Lüften die krachende Lawine gewahrend. Und siehe, es war, als ob die Lawine zögerte, und als ob eine unsichtbare Hand den treuen Schäfer schützte.

Als Myrtill zur Daphne kam, erwachte sie. Rette Dich! rief sie: die Göttinn erhört mein Flehen, daß ich mein Gelübde erfüllen kann; ich vermag es nicht, so lange ich lebe und liebe. — Ich sterbe mit Dir! sprach Myrtill: Göttinn Aphrodite! ich entsage Deinem sichtbaren Schutze! Da sank die Lawine, die Liebenden umhüllend.

Der Schnee schmolz bald. Noch im Tode fand man die Hand der Liebenden vereinigt. Die Hirten feiern den Tag mit Liedern des Schmerzes und der Freude.

Der Demagog.

(Auf Claudius Leier.)

Den armen Schulzen muß ich doch
Von ganzer Seel' bedauern;
Reich ist er zwar, am Ende noch
Der ärmste aller Bauern.
Sein einz'ges Kind, den Fritz, hat Claus
So hochgelehrt erzogen:

Nun ſitzt er im Gefangenhaus;
Man ſchilt ihn Demagogen.
Sonſt war er herzlich brav und treu,
Sprach, wie es ſich gebühret;
Jetzt iſt der Landesverrätherey
Beynah' er überführet.
Er ſoll ein Feind der Fürſten ſeyn
Und auf die Großen ſchelten,
Dafür läßt das Gericht ihn Pein
Und ſchmale Koſt entgelten.
Was hilft denn alles Studium
Und ſolche theure Reiſe?
Da bleibe man viel lieber dumm
Nach ſchlichter deutſcher Weiſe. —
Für meinen König ſterb' ich gern:
Zwar iſt auch er kein Engel,
Doch ſelbſt beym allergrößten Herrn
Find't man ja Fehl und Mängel;
Und doch iſt dieſem großen Mann
Ein frommes Herz beſchieden:
Er ſah des Volkes Drangſal an,
Und machte gerne Frieden;
Er kauft' uns fremdes Brodkorn ein,
Das Juden uns vertheuern,
Und wahrlich iſt die Schuld nicht ſein,
Daß wir noch haben Steuern. —

Auch unſer Amtmann iſt und juſt:
Der ſtraft den, der geſtohlen;
Der ſchlechte Vogt hat fortgemußt,
Das hat der Fürſt befohlen. —
Die Zeit iſt ſchlecht — wer kann dafür?
Und man verdienet wenig;
Das fühlt der Amtmann und Paſtor,
Das merket ſelbſt der König;
Doch trägt die Schuld die böſe Zeit,
Weshalb die Scheine ſinken,
Auch unſre eigne Lüſternheit,
Das Thee- und Caffeetrinken.
Wer drob auf ſeinen Fürſten ſchilt,
Gar ſeine Feder ſchändet,
Der ſchmähet Gottes Ebenbild,
Hat niemals wohl geendet.
Und doch bedaur' ich unſern Fritz,
Daß er ſolch' Zeug geſchmieret;
Er hatte gutes Herz und Witz —
Gewiß, er iſt verführet.
Wär' ich beym König, wollt' ich, traun!
Ihm wol die Ketten brechen;
Ich würd' dem Herrn in's Antlitz ſchau'n,
Und dieſe Worte ſprechen:
„Ihr Gnaden! große Majeſtät!
„Der Fritz iſt kein Verräther;

„Es geht ihm, wie's den Kindern geht:
„Ein Aff' ist's, ein Nachbeter!
„Wenn Sie der Fritz nur einmal sieht,
„Wird ihm das Herz beklemmen,
„Und seinem kindlichen Gemüth'
„Der Aufruhr gleich genommen."
So wahr ich auf der Bank hier sitz',
Das würd' den Fürsten rühren!
Frey würd' ich gleich den Schelm, den Fritz,
Zu seinem Vater führen.

Der Eislauf.

(Auf Gatts Leier.)

Vorwärts, Ihr Freunde, im spiegelnden Gleise!
Lasset uns leben auf starrendem Fluß!
Tummelt Euch lustig auf glänzendem Eise!
Ehret den Winter mit fliegendem Fuß!
Dürf't schon den starrenden Fluthen vertrauen —
Heiter, Ihr Mädchen, auf fliegendem Sitz!
Unter uns schlafen beblümete Auen,
Ueber uns schlummert der zackige Blitz.

Jauchzet, und lass't uns den Winter genießen!
Berget mit Vorsicht den starrenden Arm!
Trauert nicht, daß uns die Wogen nicht fließen!
Fühl't Euer Herz nur: noch schlägt es ja warm.

Laſſet die Welt ſich im Tode verbergen,
In uns pulſiret noch jugendlich Blut;
Fühlet nur Liebe! und wall't bis zu Särgen
Allem, was ſchön iſt, und edel und gut.

Bald wird der Schnee und die Eisbahn verſchwinden,
Grün wird auf Erden für Weißes entſtehn;
Wie einſt bey Menſchen, ſo fallen die Binden:
Ueberall werdet Ihr Blumen dann ſehn.
Bis ſich die Tage einſt ſonnig verklären,
Nutzet die Freude, die Winter uns beut!
Warum wollt Ihr denn morgen begehren?
Nutzet, Ihr Freunde, das Heute doch heut'!

Die Erziehung.

Fabel.

(Auf Lichtwers Leier.)

Auf einem Gute lebt' ein Edelmann,
Der, an der Tochter Hochzeitsfeſte,
Zur Luſt des Brautpaars und der Gäſte,
Auf allerley Vergnügen ſann.
Seiltänzer hatte er verſchrieben,
Ließ ihre Fertigkeit ſie zeigen,
Beym Klang der Trommeln und der Geigen,
Des Schloßes Giebel zu erſteigen.

Gefahrlos sieht man gern Gefahren,
Das Wagen wird entzückend selbst bey Possen:
Man lachzte als ein Kind von sieben Jahren —
Das Seil empor ging keck und unverdrossen.
Dies Schauspiel blickte eine Aeffinn an,
Indem ihr Junges an die Brust sie drückte;
Und, wenn sie gleich der Anblick auch entzückte,
Und gerne es den Menschen nachgethan,
Rief sie doch, während sie den Affen herzte:
„Wenn ich auch selbst gern wie die Menschen scherzte,
„Nie setzte ich mein Kind je den Gefahren aus;
„Der Affe nur erkennt das Rechte,
„Der Affe nur liebt sein Geschlechte."
Auf einmal riß das Seil sich los vom Haus. —
Es fiel das Kind, zum guten Glücke,
Fiel es auf Gras, es mögte Heu schon seyn;
Zwar unversehrt blieb das Genicke,
Doch brach es jämmerlich ein Bein.
Wie dies die Aeffinn kaum erblickte,
Eilt sie, ihr Kind umarmend, zu bewahren;
Sie höret nicht, wie dumpf der Affe quickte;
Sie schützt es mütterlich vor nichtigen Gefahren. —
Der Menschen Freude war gestört,
Und schnell verlor sich Alt und Jung,
Als wär' durch Erderschütterung
Der Tummelplatz gar schnell geleert. —

Die Aeffinn nur behauptete das Feld;
„Ich bin“ rief sie: „im ganzen Menschenreiche
„Das klügste Wesen — ich nur kenn' die Welt!“
Sie spricht es, und stolzirt einher am nahen Teiche.
Hier dehnt der Schwan sein stolz' Gefieder,
Und, als er erst ein frommes Lied gesungen,
Führt er in's Wasser seine kleinen Jungen;
Er lehrt sie schwimmen, taucht sie sorgsam nieder.
Die Aeffinn sieht, mit Furcht und Zagen,
Wie kleine Schwäne schwimmen müssen;
Sie herzt den Petz mit heißen Küssen,
Und eilig hört man sie dem Schwane sagen:
„Was haben Deine Kleinen hier zu schaffen?
„Laß sie am Lande, hier die Lieder schallen;
„In tiefen Strudel wird noch eins der Kinder fallen,
„Wie von dem Seil der Mensch! — vertrau dem weisen Affen.“
Es hebt sich stolz der Schwan, der kaum den Nacken drehet,
Als wolle er nicht mehr auf solche Reden hören,
Fährt fort, die kleine Brut der Schwimmer zu belehren,
Und rudert sicher fort in stiller Majestät.
Die Aeffinn lacht ihr nach; mit seeligem Entzücken
Betrachtet sie ihr Kind, das sie halb tanzend wiegt,
Das längst schon, Puppen gleich, lautlos und ruhig liegt,
Und immer fährt sie fort, es mütterlich zu drücken.

„Der arme Knabe fiel; des Schwans Brut wird ertrinken;
„Mein Vöglein bleibt gesund; geh' mal!“ so ruft sie froh.
Sie stellt ihn aufrecht hin: „So gehe, grade so!“
Doch, ach! sie sieht ihr Kind todt zu den Füßen sinken.
O Himmel! welch ein Schreck! Man sieht die Zähren rinnen;
Umsonst, erdrückt ist Petz, er wird nicht wieder wach.
Sie schreit, sie ruft dem Schwan, dem Aug' verlischt der Tag;
Sie wälzet sich im Gras, sie beult sich halb von Sinnen.
Da kehrt der Schwan zurück mit seinen kleinen Schwimmern.
„Du Arme!“ ruft er aus: „welch trauriges Geschicke!“

* * * * *

Mit Vorsicht sollst Du stets Dich um Dein Kind bekümmern;
Nur nicht' zu ängstlich nicht die älterlichen Blicke!

Die Grafen zu Rantzau.

Eine alte holsteinische Sage.

(Auf Uhlands Leier.)

I.

Vielgeehrt in Holsteins Gauen
Prangt der Grafen Rantzau Name,

Viel gepriesen und beneidet
War Margret', die fromme Dame,
Auf der Breitenburg — dort herrschte
Sie in ihrem Wittibstand;
Die Geschichte hat der Gräfinn
Ehrend Zeugniß zuerkannt.
Einstmal, in Gebet versunken,
Kniet' sie still' im Abendlichte;
Sieh, da trat ein zwerghaft' Wesen
Vor der Betenden Gesichte:
„Folge mir, Gebenedeyte!
„Bring dem Fürsten Hoffnungsschimmer!
„Schwer erkranket liegt er nieder;
„Und auf Dich nur hofft er immer."
Und die Gräfinn nickt ihr freundlich,
Folgt ihr in die tiefe Erde,
Kräft'ge Kräuter bey sich führend,
Daß geheilt der Kranke werde. —
Plötzlich wird es um sie helle,
Und in einer Demantkammer
Sieht sie einen schwer Erkrankten,
Hört sie seinen tiefen Jammer.
Und die Gräfinn beugt sich nieder. —
Wie der Zwergfürst sie erblicket,
Hebt er seinen Nacken aufwärts,
Von dem Anblick schier verzücket.

Freundlich nimmt er ihre Kräuter;
„Habe Dank,“ so spricht er leise:
„Daß Du, mitleidsvoll, nicht scheutest
„Geisterwelt und Koboldkreise!
„Nimm drey Dinge hier zum Lohne:
„Diese Münzen nimm entgegen;
„Das Metall gleicht meiner Krone;
„Nimm die Spindel, nimm den Degen.
„Diese Dinge mögt Ihr wahren!
„Euer Stamm wird nicht vergehen,
„Und es werden Holsteins Auen
„Nimmer höhern Adel sehen!
„Eins wird schon den Stamm erhalten,
„Und bey Zweyen wird er blühen;
„Im Besitz von allen Dreyen
„Werd't Ihr wie die Sonne glühen.
„Lebe wohl, Du fromme Dame!
„And're Stimmen hör' ich rufen.“
Spricht's, und eilig führt das Zwergweib
Jene aufwärts viele Stufen.
In's Gemach zurückgekehret,
Dankt sie, mit heißen Thränen,
Gott, dem Herrn, der sie erhalten;
Bald ergreift sie tiefes Sehnen. —
Sterbend giebt sie jene Schätze
Einem Sohn, den sie erkohren:

„Höre Deine Tugend, Rantzau!
„Daß der Schatz nicht werd' verloren."

II.

Edler alter Rantzauadel!
Wo ist nicht Dein Lob posaunet?
Ist je ein Turney gefeiert,
Wo man Dich nicht angestaunet?
Gerd und Daniel! Schwedenschrecken!
Held Josias! halb zerspalten
Hat Dich hohes Lob ereilet,
Daß Dein Herz sich ganz erhalten.
Heinrich war der Kräuterkund'ge;
Gleich Margret', der frommen Dame,
Tönt es Rantzau — riefen Ritter —
„Rantzau ist ein edler Name!"
Aber Alles ist vergänglich:
Drey und dreyßig Edelgüter
Und die Herrschaft Rantzau selber
Nahm Euch Dännemarks Gebieter.
Hat mit Brudermord befleckt
Wilhelm Moritz sich, der Ritter?
Oder trieb ihn Neid und Habsucht
Hinter das verschloss'ne Gitter?
Eilt, Ihr gräflichen Agnaten,
Daß man Euren Namen rette!

Moritz hat sein Loos verwirket;
Er verlor die Amulette.

III.

Jahre schwanden — giebt's noch Rantzaus?
Wem ward Breitenburg denn eigen?
Rantzau und die Gräfinn Rastell
Tanzten dort den Hochzeitsreigen.
Friedrich Rantzau, der bey Armen
Nie ein Goldstück hat gesparet,
Hat bis zu der letzten Stunde
Funfzig Münzen treu verwahret.
„Nimm," sprach er zu seinem Sohne:
„Alles, was wir einst gerettet;
„Nach der Sage ist ein Rantzau
„Ohne sie gar schlecht gebettet."
Weinend nahm sie Graf Andreas,
Der noch heut' die Herrschaft führet,
Der durch Weisheit und durch Klugheit
Holsteins hohen Adel zieret.
Und vom Tage, da er herrschte,
Und sie ihm die Treue schworen,
Half er freundlich den Erkrankten, —
Die in Gluth und Fluth verloren.
Einstmal nahte ihm ein Armer,
Reichte ihm aus seinem Bündel,

Segnend ihn, den edlen Grafen,
Jene alte Geiſterſpindel.
Da ergreifen ſelbſt den Grafen
Freude, Staunen, Schreck und Beben;
Denn vom nämlichen Metalle
Iſt die Spindel, wie die Münzen.
Und kein Goldſchmidt kennt die Waare,
Kein Metall hat ſolche Reine;
Spiegelnd zeigt ſich's dem Erſtaunten
In Platinas hellem Scheine.

IV.

Eins nur fehlt Dir, Graf Andreas!
Um den König zu gewinnen:
Zeige ihm den Geiſterdegen,
Und er giebt Dir Eure Zinnen.
Können Blicke zarter Schönen
Nimmer denn Dein Herz verwunden?
Läßt Geſunde Du erkranken,
Lehrſt doch Kranke ſonſt geſunden?
Ach! in einem ſtillen Thale
Fühlt ein Fräulein Herzens-Regen,
Daß Andreas ſie umarme;
Sie nur hat den Geiſterdegen. —
So hat mir der Traum verkündet,
Wie ich es jetzt wachend dichte:
Such' das alte Schwerdt der Rathhaus,
Und erfülle mein Geſichte!

Der Kampf.

(Auf Riedges Leier.)

Wie zittert dort die Rose!
Sie hört Alexis Lied,
Das zart wie Zephir's Gekose
Durch alle Lüfte zieht.
Die Vögel horchen leise;
Es schweigt der laute Tag;
Es ziehen frohe Kreise
Sich in dem Silberbach.
Die Wassergeister hören
Wie Lied der Liebe klingt;
Sie, die durch Sang bethören,
Verstummen, wenn er singt;
Und Alles ruft mir: „Siehe
„Dort in den dunkeln Wald,
„Daß ihn Dein Auge sehe,
„Ihn, dessen Ton Dir schallt!“
Ich wand, von bunten Blüten,
Mir Kränze ihm zur Zier.
Die Mutter wollt' mich hüten,
Und setzte sich zu mir:
„Wie dauerst Du mich, Arme!“
Sprach duftend der Jasmin.
Und sieh! in Morpheus Arme
Sank meine Mutter hin. —

Ich habe ihr verſprochen,
Ein Jahr ihn nicht zu ſehn;
Wenn ich mein Wort gebrochen,
Wie ſollt' ich da beſtehn? —
Und doch ſingt er im Raine,
Und doch ſingt er im Wald;
Ich ſehe dort im Haine
Die zärtlichſte Geſtalt.
Es iſt mir, als ob's riefe:
„Bleib', Ida, hier! — ſey fromm!"
Doch, aus der Fern' und Tiefe
Lockt mir ein ſüßes: „Komm!"
Welch einen Schmerz doch machet
Gehorſam, Liebestreu'! —
O! Mutter iſt erwachet!
Nun iſt der Kampf vorbey.

Der Anfang des eilften Buches von Virgils Aeneis.

(Traveſtirt à la Blumauer.)

Inhalt: Wie der fromme Aeneas den ihm getödteten Durchlauchtigſten Fürſten Mezentius eine ſehr höfliche Leichenrede hält.

Aurora war ſchon aus dem Flaum,
Und hatte ſich gewaſchen, [1])

Da eilt ein fataler Traum [2])
Heuten zu überraschen.
„Aurora!“ rief er burschikos:
„Hilf mir von Manichäer los!
„Jetzt schläft der Bursch am Besten.“

Doch kam der Sandmann nicht heran,
Trotzt des Aeneas Zählen;
Drum zog er seine Stiefeln an,
Nicht länger sich zu quälen.
Er ging zum Tambour, der noch schlief,
Indem er „Bärenhäuter!“ rief:
„Gleich schlag mir die Reveille!“

Er ließ den schon secirten Held [3])
Auf eine Trommel legen,
In Uniform, [4]) vor aller Welt;
Legt' drauf den Ehrendegen, [5])
Die blut'gen Zangschnür', [6]) Portepee; [7])
Drauf schloß er Bataillon quarré,
Und fing so an zu reden:

„Hier ruht der Fürst Mezentius; [8])
— „Nur dreist' heran, Ihr Ritter! [9]) —
„Ihn streckte mein Pistolenschuß
„Und meiner Lanze Splitter.

„Spolirt iſt der ſüperbe Fürſt.“ [10]) —
„Jetzt folg't mir, Kinder! — jetzo dürſt' [11])
„Ich auch den langen Turner.

„Bis dahin hau't nur in die Luft, [12])
„Und putzet die Gewehre,
„Daß keiner ſey ein feiger Schuft! [13])
„Jetzt gebt die letzte Ehre.“ [14]) —
„Von Pallas werde balſamirt,
„In unſer Todtenbuch notirt,
„Und dann nach Haus ſpedirt.“

(Die Fortſetzung ein andres Mal.)

---

[1]) Oceanum interea surgens Aurora reliquit.
[2]) praecipitant curae.
[3]) bis sex perfossum locis.
[4]) fulgentia induit arma.
[5]) atque ensem collo suspendit eburnum.
[6]) aptat rorantes sanguine cristas.
[7]) nam omnis eum stipata tegebat turba ducum.
[8]) manibus meis Mezentius hic est.
[9]) timor omnis abesto.
[10]) haec sunt spolia de rege superbo.
[11]) nunc iter ad regem nobis murosque Latinos
[12]) arma parate, animis et spe praesumite bellum,
[13]) segnesve metu sententia tardet.
[14]) qui solus honos est

Wein und Liebe.

(Auf Stelms Leier.)

Als ich neulich in dem Garten,
Leicht berauscht vom süßen Weine,
Singend meiner Doris harrte,
Stellt' ich meinen Krug zur Erde,
Hochgefüllt vom Saft der Trauben.
Und, wie ich mein Lied gesungen,
Schloß ich meine Augenlieder
Und gedacht' meines Mädchens,
Voll des Weines und der Liebe.
Plötzlich fühlt' ich, wider Willen,
Mich an einen Ast gebunden;
Ueber meiner Schulter lachte
Laut ein Faun, der mich gefangen.
Und behende sprang er vorwärts,
Nahm den Krug voll süßen Weines,
Trank' den Saft mit gier'gen Zügen,
Wollt's ihm wehren, doch, gefesselt,
Blieb ich an den Ast geknüpfet.
Wie der Schelm den letzten Tropfen
Ausgeleert, warf er den Krug hin,
Und das Konterfey von Amor
Und die Bilder zarter Nymphen,
Die auf meinem Kruge glänzten,

Brachen ſich in tauſend Scherben.
Als ich klagte, lacht' der Satyr;
„Warum trinkſt Du?“ rief er höhniſch:
„Warum ſchläfſt Du nach den Reben?
„Alſo iſt's mir jüngſt ergangen:
„So hat Bachus mich beſtrafet;
„Trink' ich jetzt, ſo bleib' ich wachſam,
„Suche Küſſe ſüßer Mädchen.“
Und wie er die Worte anrief,
Und mit ſeinem Spott mich quälte,
Nahte Doris. — „Süße Doris!“
Rief ich: „Komm! befrey mich Armen!
„Als ich Deiner liebend harrte,
„Ueberraſchte mich der Traumgott,
„Und, in meinem ſüßen Schlummer,
„Hat mich jener trunkne Satyr
„Hier an dieſen Aſt gebunden,
„Und den Wein mir ausgetrunken,
„Und den ſchönen Krug zerbrochen;
„Hilf mir, Doris! daß, befreiet,
„Ich den böſen Faun beſtrafe.“
Aber Doris ſprach mit Lächeln:
„Warum trinkſt Du Dich in Feſſeln?
„Warum ſchläfſt Du, ſtatt zu wachen?“
Und wie ſie dies Wort geſprochen,
Küßte ſie der trunkne Satyr,

Ohne daß sich Doris sträubte;
Weinend rief ich: „Süße Doris!
„Küss' ihn nicht! Ich kann's nicht tragen!
„Nimmer will ich wieder trinken,
„Nimmer will ich wieder schlummern;
„Wachend Dein in Liebe harren." —
„Schwöre mir, frey zu erfüllen,
„Was in Ketten Du versprochen!"
Sprach mit hellem Blicke Doris.
Und ich schwor; da reichte zärtlich
Sie die Hand mir, und ich fühlte
Schnell zerreißen meine Bande,
Fühlte frey mich und gehoben;
Und erschrocken floh der Satyr. —
Ich erwachte; — mich umarmte
Meine süße braune Doris,
Fragte mich, wie ich geschlafen,
Wärum ich ermüdet worden.
Schüchtern senkt' ich meine Blicke;
Sieh, da stand zu meinen Füßen
Noch mein Krug, mit Wein gefüllet,
Ungebrochen, unversehret.
Feurig küßt' ich meine Doris,
Und verschwieg ihr meinen Traum nicht.
Täglich harre ich der Kleinen,
Täglich trink' ich meinen Becher;

Doch nie mehr hat sie mich schlafend
Unterm Flederbaum getroffen.

Sonnett an Göthe.

(Auf A. W. Schlegels Leier.)

Ein wechselnd' Glühn ergreift mich in den Stunden,
Wenn Deine Lieder, holder Sänger! schallen;
Dein Laut, gewebt aus Hauch von Nachtigallen,
Hat Glaube, Liebe, Hoffnung tief empfunden.
Durch Deine Töne wollte ich gesunden,
Um, neu gekräftigt, ihnen nachzulallen;
Doch schwieg ich schüchtern, ließ die Cither fallen,
Vom Wunsch gespornt, doch an den Staub gebunden. —

Wer mit Dir kämpft, muß jedem Preis entsagen,
— In Dir verklärt Apoll sich unsrer Erde! —
Hat seinen Spott mit Menschenlaut getrieben.

Drum laß nur eins mich meinen Genius fragen:
Was thu' ich, daß ich seiner würdig werde? —
„Fahr' fort, mit Schüchternheit ihn stets zu lieben!"

An einem Grabe.

(Auf Seumes Tod.)

Hier ist Dein Grab, doch ohne Grabeshügel;
Ein Maulwurfshaufen ist das einz'ge Siegel,
Womit das Schicksal Deine Asche krönt.
Du siehst nicht mehr, wenn sich der Frühling röthet;
In Dir ist Liebe, so wie Haß, ertödtet;
Du bist mit Freuden und mit Schmerz versöhnt.

Du warst mir treu vor allen Erdenwesen;
Was Du als Wunsch in meinem Blick gelesen,
War Deiner schnellen Schritte höchstes Ziel;
Es war Dir Freude, meinen Schlaf bewachen,
Und, war ich heiter und gestimmt zum Lachen,
Ergötzte mich Dein muntres Possenspiel.

Du warst mir treu vor Allen, die geboren;
Wie fandest Du Alles, was ich nur verlohren,
Bis auf mein Herz, was ich den Menschen gab! —
Die Leidenschaft vermochtest Du zu dämpfen,
Mit Martersqual Natur selbst zu bekämpfen;
Ich wollt' Dein Liebstes, und Du gabst es ab. —

O! schweigt doch mit Eurem Hohngelächter!
Ihr, meiner Liebe thörichte Verächter,
Wenn Ihr erfahret, daß ein Hund hier liegt!

Ihr, Göttlichen, Ihr werbet Blutharpien!
Ihr, freie Wesen, stiftet Despotien!
Und dieser hat das Thier besiegt.

Die Wiederkehr des Lenz.

(Auf eigner Leier.)

I.

Das Kreuz.

Noch glich die starrende Natur
Dem auf das Lager hingestreckten Müden;
Im Schnee gelüft schlief die verhüllte Flur,
Kein Sehnen zog den Vogel aus dem Süden.
Sein Neujahrslied pfiff noch der Nord vergnügt,
Und half dem Frost die Fenster malen:
Da kam in's Dorf, von sanftem West gewiegt,
Der schöne Lenz, geziert mit Sonnenstrahlen.
Unwillig sah der Winter sein Beginnen,
Und, mit des Brodneids Ungestüm,
Rief ihm das eis'ge Ungethüm:
„Tollkühner! eile schnell von hinnen;
„Sey nicht, wie Sais Sohn, vermegen,
„Den Vorhang vor der Zeit zu lüften;
„Noch trot' ich muthig Dir entgegen,
„Noch schlaf' ich nicht in Vergessüften!"

Der arme Lenz — er sah' wohl ein,
Noch durfte er nicht lange weilen,
Und bei dem letzten Sonnenschein
Mußt' er am Abend heimwärts eilen.
Allein ihn trieb der Liebe Qual,
Die Reue hatte ihn beschlichen,
Drum war er auch beim Morgen-Strahl
Aus der Aurora Thor entwichen.
„Ich seh' — sprach Winter — was du willst:
„Du mühst Dich nutzlos mich zu rühren,
„Und was Du boshaft mir zerschmilzt,
„Wird baldig härter noch gefrieren;
„Wenn mich mein Ostwind nicht verläßt,
„Dann halt' ich Erd' und Wasser fest!"
(Mensch! hast Du jemals wol geliebt,
Und hat Dich Kälte da betrübt?)
Der Lenz rief: „Ach! es ist vergebens,
Daß ich zur Erden kommen bin!"
Und in den Hintergrund des Lebens,
An Kirchhofs Mauern, sank er hin. —
Der Schnee zerschmolz in Freudenthränen,
Trank mit der Erde Brüderschaft;
Es grunelte im Grün ein Sehnen
Nach neuem Leben, neuer Kraft.
Es wollt' der Wurm die Sonne sehen;
Es sang dem Lenz der Vögel Chor,

Es stieg zu seel'ger Götter Höhen
Der Erde Opfer, Dunst, empor.
Der Lenz sah Alles keimen, sprießen
Mit sieggewohntem Jugendreiz:
Da stand ein Veilchen ihm zu Füßen
Und über ihm — ein schwarzes Kreuz. —

Ach! vor einem vollen Jahre
Schmückt' den Hügel noch kein Zeichen,
Und die schwarze Todtenbahre
Nicht das Mädchen sonder Gleichen!
Kräftig war sie auferzogen,
Maid der Grazien und Kamönen!
Und noch war kein Pfeil geflogen
In das Herz der Wunderschönen.
Doch am letzten Fest der Mayen
Ward der Erde sie entnommen. — —
Früh hieß sie den Lenz willkommen;
Um den Jüngling zu erfreuen,
Hing sie Kränze an die Wände,
Streut' sie Blumen auf die Erde,
Daß der Lenz nur Spiegel fände
Und geehrt und freundlich werde;
Rief die Flöte und die Zither,
Schmückte sich mit Veilchenkranz,
Und das junge Volk der Schnitter

[illegible] sich im Frühlingstanz,
[illegible] kam Lenz gegangen:
Als ihn eben Daphne nannte,
Sah die Maid in Lenzes Prangen,
Und sein [illegible] Herz entbrannte;
Und das Auge folgt dem Tone,
Als die Hand die Holde findet,
Daphnen mit der Veilchenkrone;
Frühlingsstrahl das Herz entzündet
Und sie fliegen durch die Reihen
Als die Sonne sinkt danieder.
Da erstarren seine Glieder;
Kälter wird der Sohn der Mayen. —
Noch von Feuerglut durchdrungen
Folgt ihm Daphne durch die Auen,
Hält den Jüngling fest umschlungen,
Sucht durch Kuß den Frost zu thauen;
Schmeichelnd säuselt ihr der Knabe:
„Mußt Dich nicht, mein Liebchen, härmen!
„Sonnenstrahlen, die ich habe,
„Sollen morgen Dich erwärmen.“
Aber Daphnens Feuerauge
Glänzt noch bey erstarrtem Blut;
Leise lispelt sie noch: „Sauge
„Aus dem Blick die letzte Glut!“ —
Tags darauf hob sich die Sonne,

Es verjüngt den Lenz der Tag;
Doch der Daphne Lebensmuthe
Küßt kein Feuer wieder wach. —
Darauf haben
Die Mädchen und die Knaben
Die Jungfrau hier begraben.

II.

Das Veilchen.

Des Lenzes Schmerz hub an sich zu erneuen,
Als ihm des Kreuzes Schrift vor Augen kam:
„Hier schlummert Daphne, die am Fest der Mayen
„Der Mayen Gott zu seinem Opfer nahm."
Zwischen Kreuz und Leichensteinen
Lagst Du da, des Winters Spott,
Kenntest nicht, wie Menschen, weinen,
Armer, Mensch gewordner, Gott!,
Aber horch! zu Deinen Füßen
Flüstert Dir das Veilchen zu:
„Lenz! ich soll von Daphnen grüßen
„Die Dein harrt in Grabes Ruh' —
„„Sag', ich fing mich an zu härmen,
„„Käm' er nicht mit Strahlen bald;
„„Er versprach, mich zu erwärmen,
„„Und im Grabe ist's so kalt! —

„Ach! das hab' auch ich empfunden,
„Als man in das Grab uns drückte,
„Ich den kalten Busen schmückte;
„Doch, als sie ihr Leid mir klagte,
„Hab' ich [illegible];
„Dich hab' ich durch Dich gefunden,
„Mädchen Du und Blumenwonne!
„Süßer, lieber Sohn der Sonne,
„Denk' der Daphne, die, Dir theuer,
„In dem eis'gen Grabe ruht!
„Hilf ihr bald! Du blickst so gut
„Und Du hast so warmes Feuer!" —
Da begann der Lenz zu beben:
„Neues Unheil richt' ich an;
„Aus des Grabes Eigenthume
„Schickt Dich Daphne himmelan;
„Arme, unglückseel'ge Blume!
„Zittre für dein neues Leben!

„Aber hinfort will ich besser Euch betten!"
Sprach er, die Augen zum Himmel erhoben:
„Will Euch erwärmen und will Euch erretten!"
Sprach's, und rauschte die Flügel nach oben.

III.

Das Feuer.

Der kalte Winter kommt im Zorn,
Das flücht'ge Waſſer ſchnell zu halten,
Verſteinert ſtracks den Blumendorn
Und formet eckige Geſtalten;
Es nahet ſich der Raben Chor,
Des Winters Loblied hohl zu krächzen;
Es ſteigt der Veilchenduft empor,
Zur Kunde, daß die Kräuter lechzen;
Dorthin, wo Waſſerdunſt ſich reibt,
Die arme Daphne zu beweinen; —
O! wie der Veilchenduft ſich freut,
Sich mit der Wolke zu vereinen,
Die jetzt, im ſchwarzen Wolkenkleid,
Dem Monde wehrt der Erd' zu ſcheinen.
Doch, das arme Veilchen zagt,
Wird, wie Daphne, einſt erfrieren;
Wie es zittert, wie es klagt,
Daß es ſich ſo weit gewagt,
Um den falſchen Lenz zu rühren! —

Aber Lenz, an Jovis Sitz,
Findet gnädiges Erbarmen;
Um die Daphne zu erwarmen
Fleht er einen einz'gen Blitz. —

Schnell ist zuckt des Blitzes Schnelle,
Eingehüllt in Donnerklang;
Kreutz! entflamm' zur Feuerstelle!
Dunst! zerfließ' in Silberhelle!
Denn Dein Taufluthstrom als Quelle
Zu dem armen Veilchen drang! —
Schau! der Winter flieht erschrocken,
Schüttelt seine eis'gen Locken,
Sie zerschmelzen, gleich den Flocken,
Und sein Herz wird ihm beklommen:
„Gleißen kann nicht fürder frommen;
„Deine Macht ist Dir genommen;
„Denn es ist der Lenz gekommen."

Und im luft'gen Lichtgewande,
Wie es uns die Priester sagen,
Hat zum seel'gen Geisterlande
Daphnen Frühlingswest getragen,
Wo das Feuer nicht mehr zündet,
Wo das Eis nicht mehr erstarret,
Wo man nicht ein Jenseits harret,
Sich auf ewig wieder findet. —
Unversengt im Donnerwetter,
Stets geschützt vor Kält' und Sonne,
Dehnt das Veilchen Blum' und Blätter,
Daphnens und des Lenzes Wonne.

Da sprach Lenz, bey seinem Scheiden:
„Auch Du sollst die Erde fliehn,
„Und, zu meiner Daphne Freuden,
„In Elysium erblühn!“

Wesernymphe.

Novellen und Erzählungen.

Herausgegeben
von
Theodor von Kobbe.

Mit Beiträgen
von
A. Andresen, Bärmann, Eduard Closter, A. M. Gebauer, Ernst Greif, G. v. Halem, H. Heine, Ernst v. Heimburg, Hedwig Hülle, Karl Meyer, A. v. Nennenkampf, Präbel u. A.

Königl. Bibliothek Berlin.

Bremen,
bei Wilhelm Kaiser.

1831.

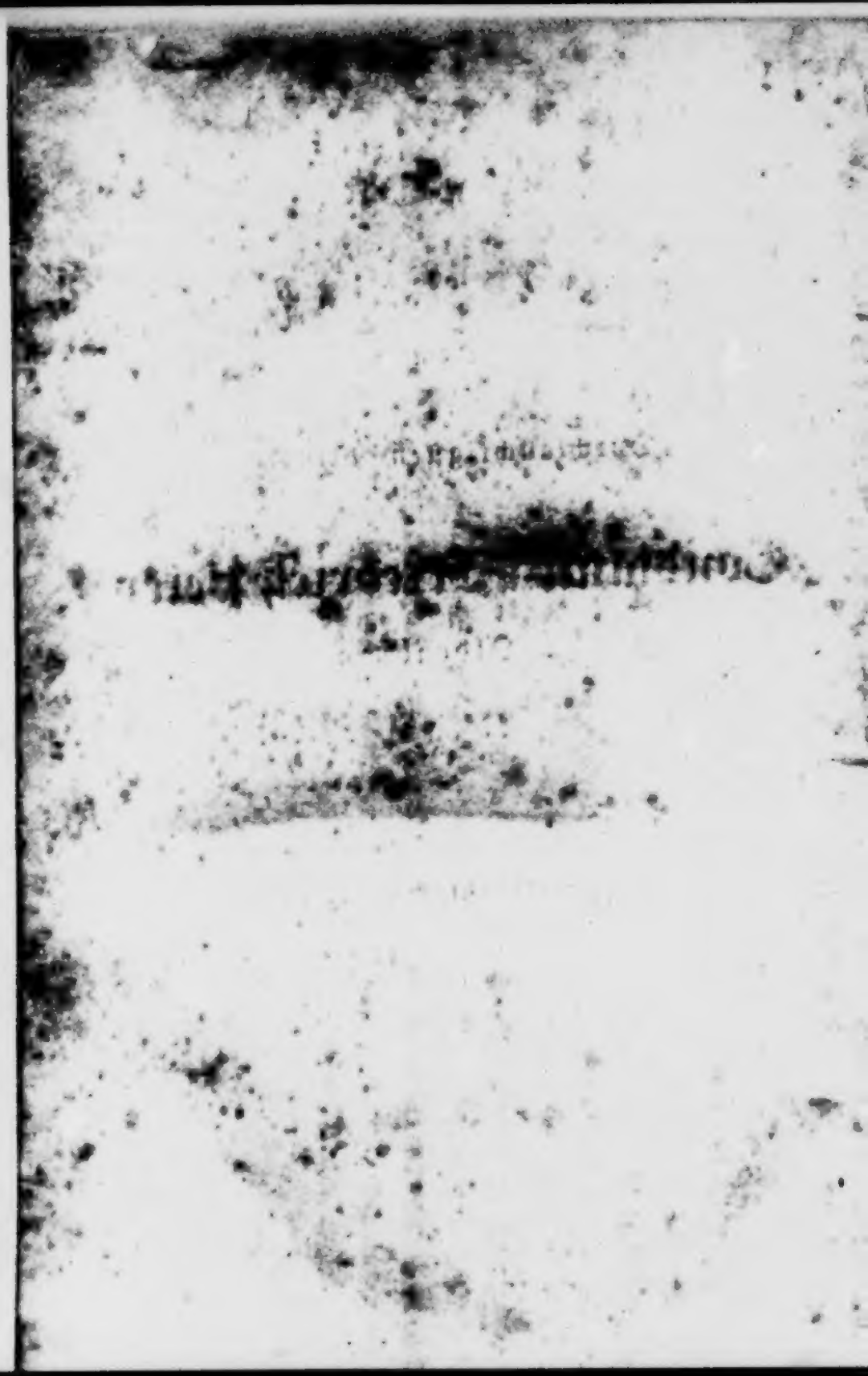
Dem

Durchlauchtigsten Prinzen

Constantin Friedrich Peter

zu Oldenburg.

unterthänigst gewelbt.



Zueignung.

Als ich neulich in dem Garten,
Welcher hart am Lebenswege
Liegt, im Reich der Phantaſien,
An der holden Muſe Seite
Meines jungfräulichen Weibes,
Eine Strecke war gewandelt,
Um die Blumenflur zu prüfen,
Welke Blätter zu entfremden,
Neue Saaten auszuſtreuen,
Und die Knospen aufzurichten,
Die vom Recenſentenſtaube
Halb ergraut die Flügel neigten,
Auch die mir ſo theuern Veilchen,
Vor des Beifalls heißen Strahlen,
Die ſie rufen und verſengen —
Durch verhüllend Moos zu wahren:

Sieh! da machte mich mein Mädchen
Aufmerksam auf einen Reuter,
Der auf breitem Lebenswege,
Mit der Hand des kund'gen Führers,
Ein schneeweißes Roß beherrschte.
„Ist das“ sprach sie „Anton Günther,
„Jener Oldenburgsche Heros,
„Wovon Deine alten Bücher
„Meldung [illegible], die Du kürzlich
„Deinem Pegasus gezeiget,
„Daß er drob sich freudig bäumte,
„Baldig eine Reise witternd?“
„Halb getroffen, halb gefehlet,
„Sicher [illegible] scheint,
„Wohl ist es sein würd'ger Sprößling,
„Und ein Prinz aus seinem Hause,
„Doch der Schatten jenes Schattens
„Ist die frische, kräft'ge Eiche,
„Die noch selber Schatten spendet —
Weiter wollt sein Lob ich künden,
Sieh, da bog vom Lebenswege
(Ungewohntes Fürstenreiten!)
Hin zu dem poetschen Zaune,
Der mich von der Landstraß' trennte,

Schnell der Lenker, hielt dann stille, —
Sprach mit hoher Huld die Worte:
„Grüß Dich Gott, mein lieber Gärtner!
„Der Du mit der hübschen Töchter,
„Sorgsam Deiner Blumen warteſt,
„Die gefällig mir erſcheinen.“ —
Halb erröthend wie ein Mädchen,
Frevelt' ich an einer Blume
Zupfend, konnt' nicht Antwort geben.
Aber meine kleine Donna
Rief geſchwätzig wie die Elſter:
„Ei willkommen edler Ritter!
„Blumen haben wir die Fülle
„Und wenn ſie Euch wohlgefallen
„Wollen wir den Strauß Euch winden,
„Soll die liebdurchglühte Roſe,
„Mit dem blauen treuen Veilchen,
„Und der unſchuldsvollen Lilie
„Sich dem Eichenlaub vereinen?
„Selbſt bring' ich ſie dann zum Schloſſe,
„Zwar auf keinem ſchönen Zelter,
„Nur auf einem kleinen Pferde;
„Schwach beflügelt, unanſehnlich,
„Trägt mich Pegaſus, doch eilig.“

„Wort gehalten komsche Kleine,
„Schick mir Deine Tochter, Gärtner!
„Lebe froh und grabe fleißig,“
Sprach der Fürst, und eilig flogen
Fort mit ihm des Rosses Hufen.

„Aber“ sprach ich zu der Muse,
„Ungerathne tolle Tochter,
„Aerger wie Xantippens Launen
„Quälst Du stets mich mit Projecten,
„Willst nun gar schon Fürsten kränzen
„Mit den Blümlein, die kaum taugen
„Auf dem sandbestreuten Kirchweg,
„Einer Braut zu ihren Füßen
„Sterbend etwas vorzuduften.

Da erröthete die Muse —
„Zürne nicht ob unserer Armuth“
Rief sie, „sahst Du denn das Auge
„Nicht des edlen jungen Prinzen,
„Gieb ihm diese kleinen Blumen,
„Er wird nimmer sie verachten,
„Hat im Voraus schon gelächelt,
„Edle Größe ehrt das Kleine.“

„Nein!“ rief ich, mit Eh'manns Zürnen,
„Ich vergeh' vor Schaam und Schande,
Lieber will ich augenblicklich
„Enden mein verhaßtes Leben,
„Als durch meiner Tochter Leichtſinn
„Ueber meinen braunen Scheitel,
„Graue Haar' und Schande bringen.“

Meine Dame ließ ich weinen,
Mit ſelbſt mörderiſchem Plane
Floh' ich an die breite Weſer.

Hoch auf rauſchten ihre Fluthen,
Schaum bedeckt begann die Ebbe,
Gleichſam Paſſagiere ſuchend,
Ihre ewig gleiche Reiſe.

„Nimm mich mit!“ ſo rief ich eilig,
Und verwünſchte ſchon den Baumſtamm,
Der mich ſtrengen Vater Gärtner,
Von der erſten Mordthat abhielt.

Aber nein, es war kein Baumſtamm,
Damenfinger einer Nymphe,
Warfen mich, wie Schlag der Wellen,

Auf des Deiches grüne Matten.
Und verschwanden darauf blitzschnell.

Gleich nachher in kleiner Ferne,
Tauchte auf die Wesernymphe,
Die mit mütterlicher Sorgfalt,
Selber mit dem Strome kämpfte,
Um die Schiffe zu begleiten,
Die zum reichen Bremen ziehen.

„Unbesonn'ner, rief das Meerweib,
„Warum ließest Du Dein Gärtchen,
„Warum Deine heitre Muse?
„Kehr' zurück und sei verständig,
„Deinem Fürsten, meinem Liebling.
„Dessen hocherlauchten Vätern
„Ich seit grauen Jahren diene,
„Ehrfurchtsvolle Grüße bringend,
„Und das Blümchen dort am Ufer. —
„Traust Du nicht den eignen Gaben,
„Geh zu Deiner Freunde Gärten,
„Alle werden Dich beschenken,
„Alle Blumen werden jubelnd
„Auch den Elternsitz verlassen,

„Und geweiht zu einem Sträußchen,
„In des Fürſten Hand verwelken.“
Sprach's, verſchwand dann wie ein Fiſchlein.

Und ich nahm das kleine Blümchen,
That darauf wie ſie geheißen,
Meine Freunde gaben jauchzend,
Ja, faſt wie ein Triumphator
Mußt ich Gaben mich erwehren.

Als ich kehrte zu der Kleinen,
Fand ich ſie unfern des Roſſes,
Das begierig auf ſie horchte,
Denn ſie ſprach zu ihm im Schlafe,
Von den edlen Oldenburgern,
Und von Anton Günther's Stamme.

Ich erweckt' ſie, ſie erſtaunte,
Wollte erſt nicht zu mir kehren,
Doch als ich ihr meine Leiden
Und die mitgebrachten Blumen
Vor das trunkne Auge führte,
Rief ſie: „Laß den Strauß mich flechten,
„Und ihn dann zum edlen Prinzen,

„War er auch in weiter Ferne,
„So wie er vergönnet, bringen.

„Nun zieh' hin Du liebe Kleine,
„Bleib' nicht bei Ihm, kehre wieder,
„Bring' Ihm meiner Freunde Blumen.
„Auch der visurgina Blüthen,
„Weiſe aber birg die unſern,
„Und dann ſage auch aufrichtig
„Ob der edle Fürſtenjüngling
„Bei dem Anblick hat gelächelt."

Theodor von Kobbe.

Vorwort.

Ob der Fluch, den Schiller über die Weſer ausgeſprochen hat, auch auf die poetiſchen Erzeugniſſe der angrenzenden Bewohner auszudehnen, und ob er nicht durch die Beiträge meiner Freunde, von denen faſt alle in der Nähe der visurgina leben, geführt iſt, wird die Aufnahme dieſes Buches entſcheiden; fällt ſie günſtig aus, ſo wird jährlich die Nymphe mit neuen poetiſchen Gaben den freundlichen Leſer begrüßen.

Der Herausgeber.

Schiller und die Wesernymphe.

Schiller.

Leider von Dir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten Epigramme bedenk'! giebst Du der Muse nicht Stoff.

Wesernymphe.

Rede weiser o Schiller! ich fördre emsig zur Tochter,
Bremen die wuchernde Last, trage ihr Fische ins Haus!
Das ist mein großes Verdienst, und also lehrt' ich mein Kindlein;
Hast belehrend Du uns einst ja doch selber gesagt:
„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran Du die beste
„Frau kennst; daran mein Freund, daß man von Beiden
nicht spricht."

Theodor von Kobbe.

Inhalt.

Seite.

Das Portrait. Novelle von Ruperti. 1

Gedichte von Prätzel. 41

Ueber Pius VII. Von Alexander von Rennenkampf. 48

Almanſor und Almanſaris. Von Ernſt von Heimburg. 80

Lindoro. Von Dr. Bärmann. 84

Das Carneval in Neapel. Novelle von Hedwig Hülle. 89

Gedichte von Ruperti. Nro. 1 — 32. . . . 120

Lebe wohl! Von A. Andreſen. 151

Wiedergeburt Von Dr. Karl Meyer. 151

Zwei Lieder. Von A. Gebauer. 156

Epigramme. Von Ernſt Ereif. 158

Hamlets Geiſt. Luſtſpiel in zwei Acten. Von Theodor von Kobbe. 161

Der Thee. Von H. Heine. 231

Fräulein Elisabeth von Ungnad. Von Theodor von Kobbe. 234

Poesien. Von Eduard Closter. 274

Curiosa academica. Von G. von Halem . . . 286

Das Portrait.

Novelle von Ruperti.

„Wollt ihr denn, theurer Herr, den ganzen Tag im Hause verbringen und gar nicht des schönen Abends genießen?“ so sprach näher kommend der alte Kammerdiener, der schon seit einiger Zeit unbemerkt das Zimmer betreten und still seinen Herrn beobachtet hatte, der an ein Fenster gelehnt da stand und stumm in das weite Meer hinausstarrte, das sich vor seinen Blicken ausbreitete.

„Laß mich!“ antwortete nur halb umgewendet, rasch und mit einer Härte, die ihm sonst ungewöhnlich war, der Graf. — „Verzeiht, lieber Herr!“ begann nach einer kurzen Pause wieder der Diener; „aber meine greisen Haare und die treuen Dienste, die ich euerem Vater geleistet habe, geben mir schon ein Recht mitzusprechen, und so kann ich es nicht verhehlen, daß es mich quält und mir am Herzen nagt, euch so in Trübsinn versunken zu sehn. Die ganze schöne Welt Genua's ist jetzt im Freien und erfreut sich der Kühle, die auf die Hitze des Tages so erquicklich eingetreten ist, Fußgänger, Fahrende und Reiter tummeln sich auf und ab in den belebten Spazier-

gängen; nur ihr habt wie ein alter Mann, dem die freie Luft verboten ist, den ganzen langen Tag im Hause zugebracht, habt fast nichts genossen und wollt auch noch jetzt nicht einmal das dumpfe Zimmer verlassen, das euch wie mit ehernen Banden zu fesseln scheint.“ — „Laß mich!“ wiederholte noch einmal der Graf; „es ist mir jetzt noch zu früh, zu warm. Wenn die Sonne ganz untergegangen ist und die zu große Menschenmenge sich etwas zurückgezogen hat, will ich mich schon zu einem Spaziergange anschicken. Bringe mir nur vorläufig den Mantel.“ — „Ach,“ nahm der Alte das Gespräch wieder auf, „das ist es gerade, was mich am meisten ängstigt. Eure späten nächtlichen Gänge können unmöglich zu etwas Gutem führen. Bedenkt, lieber Herr, wir sind nicht in unserm Vaterlande sondern in Italien, wo unter dem glühenden Himmel alle Leidenschaften heißer und wilder kochen, und Eifersucht und Rache oder gar weit geringere Beweggründe nur zu oft nächtlich auflauernde Mörder bewaffnen. Ich will mich nicht in euer Vertrauen drängen, theurer Herr; die Liebe zu dem letzten Sprößlinge einer einer edlen Familie, die mich durch unzählige Wohlthaten an sich geknüpft hat, giebt mir diese Worte ein, die vielleicht unbescheiden erscheinen; aber wenn ihr eure nächtlichen Gänge durchaus nicht unterlassen könnt, so erlaubt wenigstens einem eurer Diener mit euch zu gehn, euch nur aus der Ferne zu begleiten, damit es doch an der nöthigen Hülfe nicht fehle, wenn, was der Himmel verhüte, irgend eine Gefahr eurem Leben drohen sollte. Wär' ich noch

jung und kräftig wie in früheren Tagen, so würde ich mir auf keine Weise dies schöne Vorrecht nehmen lassen, aber jetzt möcht' ich bei der Schwäche meines Arms euch wenig Beistand und Sicherheit gewähren können." — „Noch einmal" erwiederte, milder gestimmt durch die aus dem weichen Tone des Alten deutlich sprechende Liebe, der Graf, „noch einmal sag' ich dir, es geht nicht. Ich habe keine Verhältnisse der Art angeknüpft, daß mir irgend eine der Leidenschaften, die du fürchtest, Gefahr bringen sollte, und wenn sie unerwartet käme, so werde ich ihr zu begegnen wissen. Für deine Sorgfalt und deine Liebe, die ich nicht verkenne, bin ich dir dankbar, von deinen Vorschlägen aber kann ich keinen gebrauchen, und so laß mich allein und störe und quäle mich nicht weiter." — Der Alte entfernte sich mit Blicken, in denen Kummer und ein leiser Unmuth sich nicht undeutlich ausdrückten. Der Graf, endlich der Einsamkeit zurückgegeben, schöpfte tief Athem; er blickte wieder hinaus auf das Meer, das von der untergehenden Sonne beleuchtet einen wundervollen Anblick gewährte. Einzelne Schiffe schwammen gleich Schwänen in der Ferne mit röthlich glänzenden Segeln, und jede der nur leise bewegten Wellen zitterte wie in goldenem Schimmer. Leise und sorgfältig, als ob er selbst in der Einsamkeit belauscht zu werden fürchtete, zog er ein Bild aus seinem Busen hervor und betrachtet es mit glühenden Blicken „So lange," rief er aus, „hab' ich, durch Ueberlästige gestört, dich entbehren müssen! Was soll ich draußen, wohin sie mich so gerne ziehen möchten, in der

bewegten Welt, wo das sorglose Volk sich hin und her treibt und in rastloser Unruhe seinen elenden Vergnügungen nachjagt? Wie lange würde ich dort dem Glück dich anzuschauen entsagen müssen! Nur bei dir, auf diesen Lippen, in diesen Augen ist Seligkeit!“ Ein Strahl der scheidenden Sonne fiel auf das Bild und setzte dasselbe in ein eignes, wunderbares Licht. In neues, inniges Anschauen versunken, ruhte der Graf eine lange Zeit an das Fenster gelehnt, wie ganz abgeschieden von der Außenwelt, nur diesem einzigen Gegenstande hingegeben. „Nein,“ rief er endlich erwachend aus, indem er seine Blicke bald auf das Bild, bald auf das glänzende Meer fallen ließ, „wie hätte ich länger ohne dich leben, wie länger der wild mich verzehrenden, nie befriedigten Sehnsucht widerstehen können! Wie ein freundlicher Stern glänzest du, gerade zur Zeit der höchsten Noth und Gefahr, in meine düstere Sturmnacht herein und leitest das von den Wogen schon beinah zertrümmerte Schiff in den sichern Hafen. Du bist das seit ewigen Zeiten mir bestimmte Wesen, das Bild, das mir von Jugend auf in Träumen des Tages und der Nacht vorschwebte. Kein wesenloser Schatten täuscht mich; du lebst, du bist, das fühl' ich so klar und tief wie meine Liebe zu dir. Mein Dasein, bisher ein schwerer, gehaltloser Traum, beginnt nun erst durch dich; in deiner Liebe erwacht das Bewußtsein eines höhern Lebens. Du mußt mich lieben und du wirst mich lieben; wir sind eins von Ewigkeit her, Liebe zu mir ist die Bedingung auch deines Daseins.“ Er versank wieder in träumerisches Anschaun

des Bildes, und so tief schon hatten sich die Züge desselben seinem Geiste eingeprägt, daß er kaum bemerkte, wie eine Form nach der andern sich ihm in der zunehmenden Dämmerung entwand. Die Sonne war untergegangen, die Nacht brach immer tiefer herein, und endlich übte denn auch die Wirklichkeit ihr altes Recht, daß er aus seinen Träumereien erwachte und die Veränderung um sich her gewahrte. Er fühlte sich einsam, um so mehr, da der aufsteigende Mond noch nicht so viel Licht verbreitete, die geliebten Züge in demselben erkennen zu können; das überfüllte Herz wurde von dem Bedürfniß gedrängt, sich mitzutheilen und zu ergießen, und höchst erwünscht war es ihm, daß gerade in diesem Augenblick der Diener hereintrat und den jungen Baron, den Freund des Grafen, anmeldete, der auch gleich nach ihm hereinstürmte, mit einem raschen und lauten Gruße sich neben ihn stellte. Beide kannten sich erst seit kurzer Zeit, hatten sich aber schnell an einander angeschlossen, so daß keiner lange ohne den andern zubringen konnte, wenn gleich bei der auffallenden Verschiedenheit ihrer Charaktere selten ein Tag verging ohne gegenseitigen Widerspruch und Unwillen des einen über den andern. War der Graf ernst, gesetzt über sein Alter hinaus, ja, schwermüthig und tiefsinnig zu nennen, so wurde der andre dagegen von einer feurigen Lebenslust erfüllt, die ihn rastlos zwischen allen Freuden der Erde wie im Wirbel umhertrieb, ohne daß er jedoch die Herrschaft über sie und die Kraft verloren hätte, augenblicklich von allem sich loszureißen und dem ruhigern Streben seines Freundes sich

anzuschließen. Diese fast wunderbare Beherrschung der Leidenschaften, wenn sie auch nicht häufig vorkam, hatte zum Theil wohl die Verbindung der beiden Freunde vermittelt, wie denn überhaupt jeder, der Heitere sowohl wie der Traurige, in dem Wesen des andern die Ergänzung seines eignen suchen und finden mochte, und so bestätigten sie die alte Erfahrung, daß in der Liebe sowohl wie in der Freundschaft oft das Verschiedenartigste am schnellsten und innigsten sich verbindet. Der Graf ergriff mit Innigkeit die Hand des Angekommenen und drückte sie herzlich. „Lieber und erwünschter," begann er mit fast zitternder Stimme, „ist mir deine Ankunft nie gewesen. Es ist, als ob meine Sehnsucht, aus der Tiefe der Brust emporsteigend, dich herbeigerufen und beschworen hätte. Die wichtigsten Dinge sind seit den wenigen Tagen, in denen wir uns nicht sahen, mir begegnet. Ich habe Dir ein Geheimniß zu enthüllen, das meinem ganzen Leben eine andre Gestalt geben, und aus dem die höchste Seligkeit, wie ich fest überzeugt bin, mir emporblühen wird." — „Ei," fiel jubelnd der Angeredete ein, „das ist herrlich, das ist vortrefflich! Aus den wenigen Worten könnte schon ein Blinder mit der größten Klarheit herausſehen, daß mein lieber, schwermüthiger Freund verliebt ist. Und wie sich das allerliebst treffen muß! auch ich wollte die gerade von einem neu angeknüpften Verhältnisse erzählen, das mich in diesen Tagen stets beschäftigt hat, und das ich nicht mehr für mich allein behalten kann. Da können wir auf das Schönste unsre Offenbarungen gegen einander

austauschen. Nur wird es bei dir, dem zum ersten Mal Verliebten, höher hergehn als bei mir armen Verschwender, der wenigstens schon ein zwanzig Mal abgewiesen und erhört, einem Mädchen die zärtlichen Worte „Ich liebe Sie“ zugeflüstert hat. Aber, bester Freund, wo denkst du hin? das läßt sich auf solche Weise nicht mit einigem Anstande bewerkstelligen. Es wird mir außerdem ganz unheimlich in dem großen, dunkeln Saale, Licht laß bringen, je heller je besser, und vor allen Dingen Wein, recht feurigen, Burgunder. Wein und Liebe sind Zwillinge, und ich habe mich bis auf diese Stunde noch nicht entscheiden können, wer den Vorzug verdient, der Bruder oder die Schwester.“ Der Graf, verstört durch diesen Ausbruch der Laune seines Freundes, zog die Klingel. Die Diener, gewohnt nichts voreilig und ohne Befehl zu thun brachten Licht und auf Geheiß des Grafen den verlangten Wein. Während dieser Anstalten standen beide einander stumm gegenüber. Der Graf im Tiefsten verstimmt und aufgebracht, ein Gefühl, dessen Bestand für die ganze Dauer des Lebens ihm klar und gewiß war, mit einer flüchtigen Neigung verwechselt zu sehn, wie sie zu seinem großem Verdrusse jeden Augenblick im Leben seines Freundes vorkam, hatte fast die Lust verloren, sein Geheimniß zu entdecken, aber es lastete zu schwer auf seiner Seele und er fühlte, daß es über seine Kräfte gehe, das ganze Gewicht desselben länger allein zu tragen. Der Baron sah unterdessen in dem weitläufigen Zimmer umher, dessen Wände und Winkel alle bei reichlicher Beleuchtung hervor-

getreten waren. „Aber wie kannst du es nur," fing er wieder an, „in einem solchen Zimmer aushalten, und wie kannst du gar mit Lust darin wohnen, es zu deinem Lieblingsaufenthalte machen! diese sonderbaren Verzierungen, diese wundersamen Gestalten in den Tapeten würden mir Schauer und Entsetzen einflößen, und hätte ich erst eine Flasche Wein getrunken, so könnte ich mich fest davon überzeugen, daß sie sich losrissen von ihrer Wand und in seltsamen Gruppen um mich herum tanzten und gaukelten. Aber so bist du nun einmal. Dem Alterthümlichen, Seltsamen ist deine Neigung vorzüglich zugewandt; auch in deiner Kleidung bist du immer wenigstens um etwas, hinter der Mode zurück, und oft kommt es mir gar vor, als ob du selbst eine Gestalt aus einer ganz andern Welt wärest, die nur ein unglücklicher Zufall auf unsre Erde geworfen hätte." Diese letzten, ohne Nachdenken rasch hingesprochenen Worte schienen den Baron selbst betroffen zu haben; er blickte auf, und da er seinen Freund ernster und finstrer als gewöhnlich sah, reichte er ihm, gleich umgestimmt und wie in einen ganz andern Menschen verwandelt, zur Versöhnung die Hand. „Verzeih, wenn ich, deine Stimmung übersehen, durch irgend ein unüberlegtes Wort dich beleidigt habe. Du kennst ja meine Schwachheiten und Launen und vergiebst sie!" und zugleich einschenkend und ihn zum Anstoßen auffordernd rief er: „Wohlan, auf eine glückliche Entwicklung des Ereignisses, das dich so tief ergriffen zu haben scheint! Und nun erzähle; ich werde ruhig und aufmerksam zu hören." Der Graf, heiterer geworden,

begann: „Seit unſrer Bekanntſchaft, ſo kurz ſie im Ganzen iſt, hat ſich doch ſchon manches Mal von beiden Seiten Gelegenheit gefunden, der früheren jugendlichen Verhältniſſe zu erwähnen. So wirſt du dich erinnern, von mir gehört zu haben, daß meine Mutter gleich nach meiner Geburt ſtarb, daß mein Vater, ungeſellig und faſt menſchenfeindlich, ſich von der Welt auf ein einſames Gut im ſüdlichen Deutſchlande zurückzog und dort ein einſiedleriſches Leben führte. Ich wurde einem Landprediger anvertraut; dort verlebte ich ſtill mein Knabenalter. Mein Vater ließ mich nie vor ſich, und als er nicht lange darauf von der Erde ſchied, war es mir ein unbeſchreiblich trauriges Gefühl, ſo ganz allein in der weiten Welt zu ſtehen, die innigſten Verhältniſſe des Lebens nie gekannt und nie Vater und Mutterliebe empfunden zu haben. Der Vormund, der mir geſetzt ward, bekümmerte ſich nur um mein Vermögen, nicht um mich; der Prediger, dem ich zur Erziehung übergeben war, gab mir ruhig und trocken in den Gegenſtänden Unterricht, die dem Standpunkte der Jugend angemeſſen erachtet werden, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern und ohne eine Neigung oder Abneigung zu erkennen zu geben. Und ſo ſtand ich denn ganz abgeſondert und einſam da, und fand nirgends eine Bruſt, an der ich hätte ruhen, nirgends ein Herz, dem ich hätte mittheilen können, was das meine ſo tief durchbebte. Da wandte ich mich ab von den kalten Menſchen und trug meine ganze heiße Liebe über auf die Natur, die jederzeit, wie es mein ganzes Leben mir klar gemacht, den reichſten

und herrlichsten Troſt gewähret, wenn man ſich mit voller Seele an ſie wendet. Ich ſtrich hin und wieder durch das kleine Thal, in dem ich wohnte, jede Blume, jeder Baum war mir verſchwiſtert, ich lauſchte dem Murmeln der geſchwätzigen Bergquellen, ich erſtieg mühſam, ja mit Gefahr die Felſenhöhen und erfreute mich an dem weiten, herrlichen Blick über Thal und Gebirg; aber überall hin trug ich meinen Haß gegen die Menſchen, und ſelbſt die krächzenden Raubvögel, die mein ungewöhnlicher Beſuch dort eben aufſcheuchte, waren mir näher und befreundeter als ſie. So wuchs ich heran; ich wurde volljährig und meine Güter wurden mir übergeben. Sie konnten, in keiner freundlichen oder erhebenden Gegend gelegen, mich um ſo weniger feſſeln, da keine einzige Jugenderinnerung ſich an ſie knüpfte. Einige bejahrte Diener, auf deren Geſichte Redlichkeit und Treue ſich ausdrückte, nahm ich mit mir und ging auf Reiſen. Aber überall war es mir die Natur, die mich anzog, nicht die Menſchen. Wie ein Schatten wandelte ich durch ihr lärmendes Gewühl, ich ſchien nicht zu ihnen zu gehören und würde bald untergegangen ſein in der unbefriedigten Sehnſucht und der nie erfüllten Leere meines Buſens, aber ein einziges Gefühl, das mir immer ſicherer und beſtimmter ward, hielt mich und hob mich; es war das Gefühl, noch einſt ein Weſen, ein weibliches Weſen finden zu müſſen, das, eben ſo von der Welt abgeſtoßen und nur in der Natur lebend wie ich, mich ganz verſtehen und das ganze Maaß von Sehnſucht und Liebe mir wiedergeben würde. Ich kam nach Genua, ich lernte

dich kennen und lieben, und du versöhntest mich in etwas mit den Menschen. Ich überwand die zu Liebe meinen Widerwillen gegen die Städte, ich verweilte länger hier, und die und diesem Verweilen danke ich mein Glück; der Wendepunkt meines Schicksals ist gekommen, das Wesen, das ich so lange suchte, ist gefunden, es wird mich lieben, mich gänzlich mit der Welt versöhnen, und ein höheres Leben und die Seligkeit des Himmels wird mir in ihrer Liebe aufgehn.“ Der Graf, tief ergriffen, machte eine Pause, und auch der sonst so lebendige und gleich mit seiner Theilnahme hervorbrechende Baron saß still und in Gedanken versunken da, ohne ein Wort zu sprechen. „Ja, Freund,“ hub der Graf von neuem an, „ich sag' es noch einmal, meine Träume erfüllen sich, das Wesen, das ich suchte, ist gefunden. Immer sprach es und klang es in mir, eine Ahnung, eine geheimnißvolle Stimme werde mir Kunde geben und wie mit unsichtbaren Banden werde es mich ziehen und leiten, und auch dies muß ich für erfüllt halten. Du kennst die Abneigung, die mir noch immer geblieben ist, in dem Gewühl einer großen Menschenmenge mich umherzutreiben, und bist wohl selbst nicht selten unmuthig geworden, wenn du an einem schönen Abende vergeblich mich in das Freie zu locken versuchtest. Da war Erholung und Freude nicht für mich zu finden. Aber Nachts, wenn der Mond sein dämmerndes Licht über die Erde ergoß, wenn in demselben alle Gegenstände in unbestimmten Massen dalagen und Thürme, Häuser und Bäume so seltsam und geisterhaft in den dunkelblauen

Himmel ragten. Dann war es Wonne für mich, allein, in den Mantel gehüllt, die öden Straßen und die Umgebungen der Stadt zu durchwandeln. Der stillen, schweigenden Nacht fühlt' ich mich näher und inniger verwandt als dem lärmenden Tage, mein ganzes Wesen schloß sich auf, und ganz ihr hingegeben und wie in Harmonie mit ihr verschmolzen genoß ich der reinsten Freude. Ohne Plan und ohne das geringste Beachten des Weges wurden diese nächtlichen Gänge angestellt, wie es dem Zufall gefiel, so schlug ich die Pfade ein, und oft brach der Morgen an, ehe ich mich von meinen Irrungen zurecht gefunden hatte. Unwillkührlich hatte es mich mehrmals an das äußerste Ende des einen Stadttheils geführt; Häuser lagen nur selten und vereinzelt da, aber hohe, schöne Bäume machten den Gang in dieser Gegend angenehm und erfreulich. So weit indeß wie vor zwei Abenden war ich noch nie gekommen. Neugier, Zufall, ein geheimer Zug, wie ich es nennen soll, weiß ich selbst nicht, trieben mich immer weiter an einer hohen Mauer hin. Plötzlich bot sich mir ein angenehmes Schauspiel dar. Die Mauer hörte auf, die hintere Seite eines Gartens zeigte sich, und Bäume und Blumen in schöner Vermischung, dazwischen ein Gartenhaus, im edlen Stile gebaut und mit schlanken Säulen umgeben, bildeten, vom Monde hell beleuchtet, ein Gemälde, so lieblich und anmuthig, wie man es sich kaum denken kann. Je länger ich in Betrachtung versunken da stand, desto wunderbarer wurde der Eindruck. Daß dieser Garten, dieses

Haus mit meinem Leben auf das innigſte verbunden und verknüpft ſei, ſtieg in meiner Seele auf, immer deutlicher und klarer, ohne daß ich mir darüber hätte Rechenſchaft geben können. Da durchfuhr wie ein Blitz der Gedanke meine Seele, hier weile das Weſen, das ſo lange von mir geſucht ſei und das allein meinem Leben Werth und Bedeutung geben könne, und mit ihm war alle Beſinnung, alle ruhige Ueberlegung verſchwunden. Ich eilte hin an den Bach, der von dieſer Seite den Garten ſchützend umgab; er war breit, aber ein verwachsner, übergebogener Baum begünſtigte meine Abſicht, und nach kurzer Mühe war ich glücklich hinüber gelangt. Wunderbar mich ergreifende Düfte wehten mir von den blühenden Bäumen entgegen, hohe, im Mondenſchimmer ſeltſam glänzende Blumen umgaben mich, daß ich mich in ein Zauberreich verſetzt wähnte. Befangen und wie träumend wandelte ich in den ſchönen Gängen umher. Da fiel die offne Thür des Gartenhauſes mir in's Geſicht, niemand ſchien ſich darin zu befinden. Ich trat hinein und ein geräumiges Zimmer mit hohen Fenſtern umfing mich. Immer aufgeregter wurde mein Geiſt, immer wunderbarer meine Stimmung, kaum war ich meiner Sinne mächtig genug, die Umgebungen zu betrachten. Gemälde in goldenen Rahmen verzierten die Wände, einige Bücher, Schreibzeug und wie es ſchien beſchriebene Blätter lagen auf einem Tiſche, eine Harfe war an einem Seſſel gelehnt. Plötzlich fiel mein Auge noch auf einen andern Gegenſtand, es war ein Portrait; ich berührte daſſelbe und wie ein elektriſcher

Schlag durchzuckte es meinen ganzen Körper. Eifrig und glühend riß ich es empor und ließ die Strahlen des Mondes darauf fallen; es schien ein weibliches, jugendliches Bild zu sein, aber genau waren bei dem zweifelnden Mondlichte die Züge nicht zu erkennen. Doch was den Augen entging, ersetzte die Phantasie; meine vorahndende Seele sagte mir, was dieses Bild mir sein würde. Ich fühlte den glühendsten Drang, meine heißen Lippen auf dasselbe zu pressen, aber eine innere, heilige Scheu hielt mich zurück und mäßigte die gewaltige Sehnsucht. Plötzlich tönte Geräusch von Schritten von dem obern Theile des Gartens her, das mir Schrecken einflößte; aber das Bild zu lassen war mir unmöglich, ich verbarg es in meinen ängstlich klopfenden Busen, und in einem Augenblicke war ich aus dem Zimmer, war jenseits des Baches, ohne daß ich gewußt hätte, wie ich wieder herüber gekommen. Und da stand ich nun in der Ferne, zweifelnd, ob Wahrheit oder nur ein seltsamer Traum sei, was mir begegnete; aber das aus seiner grünen Umgebung anmuthig hervorschimmernde Gebäude und das Bild, gegen welches ich mein Herz hastig schlagen fühlte, überzeugten mich, daß ich nicht geträumt habe. Mit beflügelten Schritten eilte ich fort, meiner Wohnung zu, noch oft vergeblich versuchend, ob das Licht des Mondes mir nicht genauer die Züge des Bildes enthüllen möchte. Zu Hause angekommen, konnte ich kaum erwarten, daß die Diener sich entfernt hatten, und nun in der Einsamkeit, von der tiefsten Stille der Nacht umgeben, zog ich meinen Raub

hervor, und was die kühnſten Wünſche nicht hatten erſehen, die erhabenſten Träume nicht bilden können, das ſah ich nun ſchön, herrlich, groß, faſt ſinneraubend ins Leben treten. Von Fülle des Glücks fühlt' ich mich überſtrömt. In ſeligem Taumel verging mir die Nacht; die Sterne des Himmels in Liebe hernieder leuchtend, die Wogen des Meeres zu mir heraufſliegend, — wer beſchriebe einen ſolchen Zuſtand! Und nun das Bild! Aber ſchon längſt quält mich die Sehnſucht nach dem ſo lange entbehrten Anſchauen, und was ſoll ich leere Worte ſuchen, wo der größte Geiſt und die erhabenſte Phantaſie vergebens ſich abmühen würde? Sieh!" — Er zog dies ſagend, raſch das Bild aus dem Buſen und hielt es dem überraſchten Freunde hin. Eine lange Pauſe erfolgte, in der beide in der größten Spannung daſſelbe betrachteten. Der Baron kam zuerſt zu Worten. „Ja," fing er an, „ich kann mir denken, welch tiefen Eindruck dies von ſo merkwürdigen Verhältniſſen begleitete Bild auf dich machen mußte! Hat es doch auch mich gewaltig ergriffen, mich, der alles leichter nimmt, und deſſen Seele ſeltener von ſolchen Empfindungen bewegt wird, wie ſie der deinigen gewöhnlich ſind. Dies reine, dunkelblaue Auge und darüber das ſchwarze, glänzende Haar! Iſt es nicht, als habe die Natur die Gluth des Südens mit der Ruhe und Reinheit des Nordens verſchmelzen wollen! Dieſe ſchöne, ebene und doch von Nachdenken zeugende Stirn! Das Edle aller Formen des Geſichts! Dies Lächeln, dieſe Liebe um den Mund! Glücklich, wem die Seele, die aus dieſen

Zügen spricht, sich zuwendet! Fast beginne ich in Entzücken zu gerathen und zu schwärmen wie du! — Aber, theuerster Freund, woran ich in der ersten Freude der Betrachtung gar nicht gedacht habe, das fällt mir jetzt mit doppelter Gewalt auf die Seele. Hast du auch bedacht, daß es nur ein Bild ist, woran deine Liebe sich gefesselt hat ein Bild der Phantasie, von, wer weiß, welchem Maler entsprungen, oder vielleicht einer schon Vermählten oder gar einer längst Verstorbenen angehörend!“ Der Baron hatte diese Worte, die nicht zu verschweigen er für seine Pflicht hielt, zögernd vorgebracht in dem Glauben, sie würden einen gewaltigen, niederschlagenden Eindruck auf seinen Freund machen, der in dem Taumel seiner Entzückung und bei der Regsamkeit seiner Einbildungskraft noch nicht Muße zu solchen Betrachtungen gehabt zu haben schien; aber wie war er verwundert, als der Graf ohne betreten zu werden und mit ruhig lächelndem Gesichte seiner Einwendung begegnete. „Nein,“ hub er mit fester Stimme an, „dein Zweifel ist nichtig und kann mich nicht erschüttern. Mahler! Welcher hätte Geist, Gemüth und Phantasie genug, ein solches Bild zu schaffen? Das vermochte nur die reiche, tiefe, allmächtige Natur, er konnte nur nachahmen. Und im Tiefsten meines Herzens fühl' ich es klar, daß dies Bild nicht herrenlos ist, daß ein Wesen lebt, dem diese Züge angehören. Die Seele, die aus diesen Augen blickt, hat zu der meinigen gesprochen, sie haben sich gefunden, haben gefühlt, daß sie von Ewigkeit her für einander geschaffen und bestimmt waren.

Hätte dieses Wesen nicht Leben und Dasein, so würde auch mein Leben in Nichts versinken. Augenblicklich würde der Geist des Körpers schwache Fessel zerreißen; von Stern zu Stern würde ich fliegen und sie suchen, und wenn ich sie nicht fände, wenn die heiligste Sprache des Herzens erlogen wäre, müßte sich der Geist in unaufhörlichem Tode von Jahrtausend zu Jahrtausend ängstigen und nur in der willkommenen Vernichtung läge das Ende der Qual.“ Er sprang mit Bewegung auf, indeß der Baron, über diesen Ernst und diese besonnene Heftigkeit seines Freundes mit der größten Besorgniß erfüllt, wie angefesselt auf seinem Stuhle sitzen blieb. „Ja,“ fing der Graf wieder an, den Mantel umhängend, der ihn unterdeß von dem alten Diener gebracht worden war, „bald wirst auch du dich überzeugt haben, daß kein körperloser Schatten mich täuscht. Noch diesen Abend will ich wieder in jenen Garten, in das Zauberreich meiner Liebe. Vielleicht werden mir schon heute größere Aufschlüsse. Und wenn das auch nicht ist, so wird es doch bald zur herrlichsten Entscheidung kommen, und alle deine Zweifel werden in dem Glücke deines Freundes zum Schweigen gebracht sein. Und nun komm, daß nicht die kostbare Zeit unwiederbringlich für mich vorübergehe.“ Aufgeschreckt sprang der Baron von seinem Sessel empor; er ergriff die Hand seines Freundes, er bat ihn mit aller Beredsamkeit, die ihm zu Gebote stand, eine so wichtige Sache erst genauer zu überlegen und wenigstens heute von einem solchen Schritt abzustehn; er beschwor ihn, wenn sein Entschluß unwiderruflich sei,

ihn doch als Begleiter mitzunehmen, aber alles war vergebens, und er mußte froh sein, als der Graf endlich die Zusage gab, vorsichtig und nicht zu rasch zu Werke gehen zu wollen, und am nächsten Morgen von allem genauen Bericht abzustatten. Sie trennten sich mit einem Händedruck. Der Graf flog nach der geliebten Gegend, der Baron ging ernst und langsam seiner Wohnung zu, und lange mochte der fast immer heiter Gestimmte nicht mit so vielen Sorgen sich niedergelegt haben.

Am andern Morgen trieben Spannung und Besorgniß den jungen Baron in aller Frühe der Wohnung seines Freundes zu. Aber wie erstaunte er, als die Diener ihm mit der Nachricht entgegen kamen, ihr Herr sei erst gegen Morgen zu Hause gekommen, habe sich einige Stunden niedergelegt, sei dann aufgestanden, habe sich ein Pferd satteln lassen und sei fortgeritten, ohne einen seiner Diener zur Begleitung mitzunehmen. Bei der genauen Bekanntschaft mit dem Charakter des Grafen mußte ihn diese Nachricht in Schrecken setzen. Sein Freund war nicht gewohnt zu reiten, nur wenn ungewöhnliche Leidenschaften sein Gemüth in Bewegung setzten, pflegte er ein Pferd zu besteigen und in toller Hast über Thal und Hügel zu jagen. So gelang es ihm zwar meistentheils, seinen aufgeregten Geist zu beschwichtigen, aber freilich auf eine für sein Leben etwas gefährliche Weise, da es ihm bei der geringen Uebung an der nöthigen Geschicklichkeit fehlte, er

aber demungeachtet immer bei einer solchen Gelegenheit das wildeste Pferd nahm, dem er gar nicht gewachsen war. Alle diese Umstände waren wohl geeignet in der Seele des Barons Furcht und Besorgniß zu erwecken, und so ließ er, schnell entschlossen, sich ebenfalls ein Pferd bringen, ließ sich die Richtung bezeichnen, die sein Freund genommen, und sprengte nach. Lange trabte er auf der großen Straße fort, die, fast schnurgerade und von der Höhe allmählig in's Thal sich senkend, einen unbeschränkten Blick in's Weite zuließ, aber ohne im Geringsten zu entdecken, was er suchte. Fast schon gab er die Hoffnung auf in dem Gedanken, auf einer falschen Spur zu sein, da fiel ihm plötzlich der Widerwille seines Freundes gegen die von Menschen häufig betretenen Straßen ein und seine Liebhaberei für unbesuchte Oerter und einsame Waldplätze, und da zu gleicher Zeit ein schmaler Weg abseits sich seinen Blicken darbot, der eine mit Waldung bewachsene Anhöhe hinaufleitete, so konnte er der Vermuthung nicht widerstehn, daß sein Freund diesen eingeschlagen habe, und fühlte sich gleichfalls getrieben, in dieser Richtung zu reiten. Bald gewahrte er die frischen Spuren eines Hufs auf dem weichen Boden. Er gab, von der Richtigkeit seiner Bemerkung dadurch fest überzeugt und in der sichern Hoffnung den Freund in dieser Gegend zu finden, seinem Pferde die Sporen und ritt hastiger fort, so gut es der unebene, ansteigende Boden erlauben wollte. Und nicht lange dauerte es, so sah er ihn am Boden sitzend, sein Roß am Zügel haltend und in die reiche, mit Dörfern

beſäete Landſchaft hineinblickend, die ſich, in der Ferne vom Meere begränzt, in lieblicher Abwechſelung von Thal und Hügel vor ſeinen Blicken ausbreitete. Er eilte raſch auf ihn zu, aber das zwar erſtaunt aber heiter ihm entgegen blickende Auge des Freundes benahm ihm bald die gehegte Beſorgniß. „Wie konnteſt Du,“ rief er abſteigend und ſich bei ihm niederlaſſend, „die Verabredung vom geſtrigen Abend vergeſſen, mich in deiner Wohnung zu erwarten und mir das Vorgefallene mitzutheilen? Ich habe große Angſt deinetwegen ausgeſtanden. Deine Weiſe kennend, durch ein tolles Reiten wildtobende Leidenſchaften zu bändigen und zu beruhigen, mußte ich nothwendig etwas Schlimmes argwöhnen und konnte, von Vermuthungen geängſtigt, nicht umhin, dir nachzureiten und dich aufzuſuchen, um mit Rath und That dir zur Seite zu ſtehen. Aber ich habe mich getäuſcht, wie ich ſehe; dein Auge blickt freudig, und Ruhe und Zufriedenheit ſpricht aus jedem Zuge deines Geſichts.“ — „Ja,“ antwortete der Graf, dem Freund mit einem Händedruck für ſeine Theilnahme dankend, „du haſt Recht, nicht das unruhige Toben der Leidenſchaft hat mich diesmal in's Freie getrieben, aber auch die Freude hat ihr Uebermaß und kann ängſtigen. Wie ein brauſendes Mühlrad wälzte ſich die Fülle der Hoffnung und des Entzückens nun in meinem Buſen und ließ mir keine Ruhe. Ich mußte hinaus aus dem engen Zimmer, dem Gewühl in meinem Innern unter dem unendlichen Himmel Raum zu geben, oder es würde mir die Bruſt zerſprengt haben. Verzeih, daß ich dich dabei

vernachläſſigte und der Verabredung vergaß! Und jetzt will ich das Verſäumte nachholen und dir hier im Freien mit Luſt erzählen, was ich in der engen Wohnung nur ungern und mit Widerwillen enthüllt hätte.“ — „Aber wollen wir,“ fiel der Baron ein, „nicht vorher zurück reiten zu jener unten am Berge liegenden Schenke? So heiter dein Ausſehn iſt, ſcheint doch der ungewohnte Ritt dich angegriffen zu haben, und du bedarfſt der Erholung und Stärkung.“ — „Nein, nicht um alles!“ erwiederte raſch der Graf, den ſchon ſich Erhebenden wieder zu ſich niederziehend. „Was könnte mir mehr Erholung gewähren als der Gedanke an ſie und die Beſchäftigung mit ihr? Und einem elenden Gaſthauszimmer ſollte ich mein hohes Geheimniß anvertrauen? Iſt doch dieſe reizende Landſchaft mit dem unendlichen Meer im Hintergrunde und mit dem ſchönen, heitern Italieniſchen Himmel zur Decke kaum als Rahmen prächtig und erhaben genug für ihr Bild! — Nachdem wir geſtern uns getrennt hatten, eilte ich wie auf Flügeln der mir nun ſchon bekannten Gegend zu; bald glänzte mir das freundliche Gartenhaus entgegen, aber alles war dunkel wie damals, kein Licht erhellte die Fenſter. Ich ſchwang mich auf die vorige Weiſe über den Bach, ſo ſtill wie möglich, und näherte mich eben ſo dem Hauſe, daß mein laut pochendes Herz faſt das Geräuſch der leiſe auftretenden Füße übertönte. Aber hinein zu gehen, wie das erſte Mal, wagte ich nicht, weil ich nicht ſicher zu ſein glaubte, ob jemand darin ſei oder nicht. Ich harrte in banger Erwartung eine lange Zeit, und dicht

an die Mauer geschmiegt, forscht' ich, ob nicht ein Geräusch oder ein leiser Ton mein Ohr berühren möchte. Endlich tönten Tritte zwischen den Bäumen und Blumen her. Zitternd verbarg ich mich hinter den Säulen. Das Geräusch näherte sich, das nur der leicht auftretende Gang eines Frauenzimmers sein konnte. Die Thür öffnete sich und schloß sich wieder, ohne daß ich, bange hinter den Säulen mich haltend, etwas erblickt hätte. Eine neue, ängstliche Pause erfolgte. So nahe meinem Glück und doch durch neidische, verhaßte Mauern zugehalten und ausgeschlossen! Denn daß sie es war, das Wesen zu dem Schatten, den ich in diesem Bilde besitze, darüber konnte mich die Bewegung im Innersten meiner Seele nicht in Zweifel lassen. Kaum konnte ich mich halten. Endlich ward ein Fenster geöffnet; ich sah nur die Hand, die es befestigte, und einen weißen Schleier, der in die Abendluft wehte. Ein Blick schien der schweigenden, vom Monde beglänzten Landschaft geschenkt zu werden, dann trat sie wieder zurück, und bald ertönten die schönsten Harfenakkorde, die meine ganze Seele gefangen nahmen und in ein Meer von Wonne versenkten. Es war mir, als ob die süßen Klänge hinaus schwebten in die stille Nacht und mit den Mondenstrahlen sich vermischend ein reizendes Netz bildeten, das sich schimmernd niederließ auf dem grünenden Boden, als ob alle Blumen, in seinen goldenen Fesseln gefangen, stärker dufteten und nun ihre Kelche erschlössen wie bei dem Aufgange der Sonne. Aber traurig waren meistentheils die Akkorde, und oft schien eine klagende

Stimme in sie hinein zu sprechen. Endlich verstummte alles, sie trat wieder an das geöffnete Fenster und sprach leise Worte für sich in die Nacht hinaus. Ich tobte im Stillen über die Abendlüfte, die in den Blättern rauschten und mir die süßen Töne dieses Mundes raubten. Einiges verstand ich; sie redete zu der Nacht, sie beschuldigend, daß sie Wünsche wecke und das Herz zu Hoffnungen errege, die der lärmende, unbedeutende Tag nicht befriedigen könne; sie klagte, daß das höhere Ahnen, dessen in einzelnen Augenblicken die Seele fähig sei, immer wieder von der Gewalt des Alltäglichen unterdrückt werde. O, warum konnte ich nicht alles andre auslöschen und vertilgen aus meinem Gedächtnisse, um allein ihre Worte, rein wie sie der Seele entquollen, darin aufzunehmen und unvergänglich zu bewahren! Ein sonderbarer Irrthum befing und erschreckte mich anfänglich, die Stimme schien mir die eines schon bejahrten Frauenzimmers zu sein; aber bald erkannt' ich klar, daß nur lieblich gerundeten Lippen solche Töne entströmen könnten. So voll, so rein und weich quollen sie hervor und doch mit einem Etwas, mit einer leisen Verstimmung, die sich unmöglich ausdrücken läßt, wie von einer Glocke, die aus dem reinsten Metall gegossen, durch einen unglücklichen Zufall einen leichten Riß bekommen hat. Und kann es anders sein? die Welt hat dich zurückgestoßen, sie konnte deinem reichen Herzen nichts bieten, was beruhigt und befriedigt hätte. Du zogst dich von den Menschen zurück zu der Natur und suchtest in ihr und in der Fülle der eigenen Brust Trost und Ersatz.

So entstand jener leise Mißklang, der sich, wehmüthig sie stören zu müssen, hindurchzieht durch die süße Harmonie. Aber getrost, die Zeit der Prüfung ist vorüber; auch du mußt schon geahndet haben, daß die verwandte Seele nahe ist. Sie werden sich finden, und wie von verschiedenen Altären zwei Flammen verbunden, emporschlagen zum Himmel, so werden unsre Seelen brennen in einer heiligen Gluth, das reinste Opferfeuer für den Vater der Liebe. — Nicht lange dauerte das Glück, die Worte ihres Mundes zu vernehmen. Das Fenster schloß sich wieder, bald öffnete sich auch die Thür und sie verließ das Haus, wie sie gekommen war. Hinter den Säulen hervorblickend sah ich eine hohe, schlanke Gestalt, weiß gekleidet, den Laubengang hinschweben. Noch lange stand ich an die Säulen gelehnt, zwischen Hoffnung und Erinnerung in lieblichem Wechsel hin und hergetragen, wohlwissend, daß mir nirgends so wohl sein werde wie hier an der geliebten Schwelle. Und auch wie ich sie verlassen hatte, wandelte ich noch lange, von dem hohen Mond beschienen, in den Straßen umher und spät erst fühlt' ich mich bewogen, meine Seligkeit in das enge Zimmer einzuschließen. So stehn nun, theuerster, geliebtester Freund, meine Verhältnisse, aber bald wird es zur Entscheidung kommen, meine Seele erträgt keine längere Zögerung. Morgen mit Tagesanbruch, das ist mein fester Entschluß, begebe ich mich wieder hin und harre, bis sie erscheint. Dann stürz' ich hervor und werfe mich ihr zu Füßen. Sie muß und wird mich erhören. Aus meinen Zügen wird ihr entgegen

leuchten, daß meine Seele, die lange gesuchte, ihr verwandt ist. Wir werden vereinigt werden durch die heiligsten Bande des Himmels und der Erde, und dann ist meine Seligkeit ohne Gränzen wie meine Liebe Aber nun laß uns aufbrechen. Hoffnung und Freude haben in diesen Tagen zu heftig meine Seele bestürmt; ich bedarf noch der Ruhe, mich zu sammeln und vorzubereiten zu dem kommenden wichtigen Tage, dem Wendepunkte meines Lebens.“ Er erhob sich und ordnete die Zügel seines Pferdes. Der Baron folgte mit schwerem Herzen seiner Aufforderung. Es war ihm während der Erzählung immer klarer geworden, daß ein schweres Unglück über seinen Freund hereinbrechen könne, ohne daß er im geringsten die Macht habe es abzuhalten. Daß Vorstellungen, Warnungen und Mittel der Art ganz fruchtlos sein würden, war ihm bei dem Charakter seines Freundes nur zu gut bekannt, und Festigkeit und Bestimmtheit, die derselbe bei diesem ganzen Ereignisse bewiesen, mußten ihn nur noch mehr in seiner Meinung bestätigen. Ihm blieb kaum etwas andres übrig, als die Verblendung des Grafen zu bedauern, der zwischen einem Bilde und einem wirklich lebenden Wesen keinen Unterschied machte, und dessen vorgefaßte Ideen, die bei einer so in sich verschlossenen Jugend nur um so fester sich angesetzt haben mußten, zum Unglück alle in diesem einen Punkte zusammentrafen. Je mehr er sich in Vermuthungen verlor und sich vorzustellen suchte, wie es sich vielleicht entwickeln könnte, desto gewisser ward es ihm, daß ein glücklicher Ausgang unwahrscheinlich sei, ja, fast

zu den Unmöglichkeiten gehörte. Solche Betrachtungen anstellend, und die Liebe zu seinem Freunde bei dieser ihm drohenden Gefahr nur noch lebhafter empfindend, konnte er unmöglich mit ruhigem Gemüthe zur Stadt zurückkehren, indeß der Graf, an seiner Seite reitend, heiter in die Landschaft hineinschaute, und Thal und Hügel, und Bäume und Wolken zur Theilnahme an seinem Glück aufzufordern schien. Sie waren in der Stadt und vor der Wohnung des Grafen angekommen, und schon wollte dieser, noch einmal dem Freunde für seine Theilnahme dankend, Abschied nehmen, aber der Baron hielt ihn zurück. „Eine Bitte mußt du mir gewähren," fing er an, „zeige mir das Haus, in dem jenes Ereigniß dir begegnet ist." Des Grafen Gesicht veränderte sich, so daß Unlust die Bitte zu gewähren nicht undeutlich darauf ausgedrückt war. „Versteh mich recht," fuhr jener fort; „nicht das Gartenhaus, in welchem du das Bild fandest, will ich sehen, nur das Vordergebäude, zu welchen jener Garten und jenes kleinere Haus gehören, wünsche ich zu kennen; so daß nicht die geringste Störung entsteht und du keineswegs in die Verlegenheit gesetzt sein wirst, vielleicht wider deinen Willen gesehn zu werden. Erfülle meine Bitte; es wird mir zu einer großen Beruhigung gereichen." Der Graf konnte nicht umhin, einzuwilligen; sie gaben die Pferde ab und gingen eine lange Zeit durch enge, häßliche Straßen bis in den entlegensten Theil der Vorstadt. Die Menschenmenge, die in der eigentlichen Stadt sich auf und ab trieb, verlor sich nach und nach, die Häuser wurden immer

seltener und Gärten traten an ihre Stelle. Plötzlich blieb der Graf stehen. „Ganz dich hinzuführen," fing er an, „ist mir unmöglich; ein eignes Gefühl hält mich hier zurück. Sieh hin, jenes nächste, von Bäumen beschattete Haus ist, was du zu kennen wünschest." Der Baron ging allein weiter vor und hatte bei der Menschenleere und Einsamkeit, die in dieser Gegend herrschten, Muße das Haus genau zu betrachten ohne Auffallen zu erregen. Es war groß und hoch aber ohne alles Verhältniß erbaut. Die Läden und die Thüren waren dicht verschlossen, als ob sie in langer Zeit nicht eröffnet gewesen wären. Die seltsamsten Verzierungen waren über den Fenstern, den Thüren und überall an den Wänden angebracht und der sonderbare Eindruck, den alles dies hervorbrachte, wurde erhöht und verstärkt durch gewaltige Bäume, die in einiger Entfernung von dem Hause stehend fast alles Licht abhielten und einen düstern Schatten auf dasselbe warfen. Eine ungewöhnliche Empfindung ergriff den Baron, die er nicht bemeistern konnte. Ein Mann kam in diesem Augenblicke die Straße herunter. „Könnt ihr mir Auskunft geben, guter Freund," so wendete der Baron sich an ihn, „wer in diesem Hause wohnt?" — „Ja wohl kann ich euch das sagen," erwiederte der Gefragte; „hier wohnt die Signora, — ei, muß mir denn grade, wenn es mir drum zu thun ist, der Name entfallen! Verzeiht lieber Herr, ich kann mich wirklich nicht darauf besinnen. Sie ist übrigens eine merkwürdige Person; ganz von der Welt abgeschieden, lebt sie mit wenigen Dienern, die sich

in ihre Weise schicken müssen, in ihrem weitläufigen Hause. Keiner hier aus der Nachbarschaft hat sie jemals gesehen. Ob sie alt oder jung, schön oder häßlich ist, davon wissen wir eben so wenig zu sagen. Die seltsamsten Gerüchte sind von ihr im Umlauf.“ Damit entfernte er sich, und der Baron begab sich wieder zu seinem harrenden Freunde. Schweigend wandelten beide durch die belebten Straßen bis zu der Wohnung des Grafen, wo sie sich trennten. Der Graf begab sich hinein, um etwas Ruhe zu genießen; der Baron wanderte noch eine Zeitlang auf und ab, immer auf Mittel sinnend, den Freund aus seinem bedenklichen Zustande herauszureißen; aber je mehr er sann, desto klarer sah er ein, daß alles umsonst sein würde, und mit Betrübniß mußte er sich gestehen, daß die Ruhe und das Glück seines Freundes auf eine höchst gefährliche Weise bedroht würden, wenn nicht der Himmel selbst sich darein lege und eine befriedigende Entwicklung herbeiführe.

Den Grafen ließ die Erwartung des folgenden Tages die ganze Nacht nicht schlafen. Schon vor Sonnenaufgang erhob er sich vom Lager. Er stellte sich an das Fenster und blickte hinaus, Dämmerung umhüllte noch das Meer und die Wogen lagen in der tiefsten Stille. Die Diener, angewiesen ihn mit dem Frühsten zu wecken, kamen ihren Auftrag zu erfüllen und wunderten sich nicht wenig, ihn schon munter zu finden, da das häufige nächtliche Umherschweifen und die Ruhelosigkeit in den letzten Tagen eher

einen tiefen Schlaf erwarten ließen. Er kleidete sich an und ließ sich Wein bringen, um der durch die Schlaflosigkeit vielleicht hervorgebrachten Mattigkeit das Gegengewicht zu halten, und nachdem er einige Gläser getrunken hatte, entfernte er sich ohne ein Wort an seine verwunderten Diener, die sich immer weniger in ihn zu finden wußten. Sehnsucht und Erwartung beschleunigten seine Schritte; die Straßen schienen an ihm vorüberzufliegen, und bald befand sich an der Stelle, bis zu welcher er gestern seinen Freund begleitet hatte. Er schritt weiter, aber an dem Hause, das doch ihr gehörte, wenn sie auch selten in diesen vordern Theile sich aufhalten mochte, konnte er nicht so rasch vorbeigehen, und wie mit Gewalt hielt es ihn fest und zwang ihn still zu stehen. Noch nie hatte er dasselbe bei Tage betrachtet. Die wunderbare Empfindung, die sich gestern seines Freundes bemächtigt hatte, überfiel auch ihn. Eine lange Zeit stand er nachdenkend, im Anschauen des sonderbaren Gebäudes versunken. Plötzlich war es ihm, als öffneten sich die Läden, als gingen die Flügelthüren auf, als würde er selbst von fremden Menschen ohnmächtig, wie todt herausgetragen. Eine kalte Morgenluft strich zu gleicher Zeit vom Hause her, und von Schauern ergriffen, eilte er mit verdoppelter Eile fort seinem eigentlichen Ziele zu, und erst der Anblick des freundlichen Gartens und der blühenden Bäume konnten die Beklemmung und die Angst verscheuchen, die sich unwillkührlich seiner bemächtigt hatten. Er schwang sich über den Bach und schritt auf das Gartenhaus zu, das bei der frühen Tageszeit

noch unbesucht zu finden, er überzeugt sein konnte. Die Tür war unverschlossen und von Entzücken durchbebt, trat er hinein. Und so stand er nun wieder in dem heiligen Raume, den er seit jenem verhängnißvollen Abende nicht betreten hatte. Alles war noch wie damals, die Bücher, die beschriebenen Blätter auf dem Tische, die an den Sessel gelehnte Harfe, deren Töne er vernommen hatte; und wie ward ihm, als er den Blick aufschlug und von der Wand ihm größer und prächtiger ein Bild entgegenglänzte, ganz ähnlich dem aus demselben Zimmer geraubten, das seitdem sein schönstes, kostbarstes Besitzthum geworden war! Wenn noch der kleinste Zweifel in seinem Busen Raum gefunden hätte, so würde er durch diese neue Erscheinung gänzlich vertilgt worden sein. Er zog sein Bild aus dem Busen hervor und wendete seinen Blick von dem einen zu dem andern. Kaum konnte er sich mäßigen und mit immer steigender Sehnsucht erwartete er die Ankunft der Geliebten, um seine Träume auf das herrlichste in's Leben treten zu sehen. Er hob eins von den Blättern auf, die beschrieben da lagen; es schien zu einem Tagebuche zu gehören. Mit Entzücken betrachtete er die zugleich zarten und festen Züge ihrer Hand, und im schönsten Italienisch las er die folgenden abgebrochenen Worte, die mit andern vorhergehenden in genauem Zusammenhange zu stehn schienen: „Und wenn alle Hoffnung und alle Sehnsucht, von denen die Brust so oft durchbebt wird? Kann die arme Erde erfüllen, was diese Täuscherinnen so leichtsinnig und grausam versprechen? In ewigem Widerspruch stehen das Herz und

die Welt, und das Glück wohnt nur unter Himmelspalmen, nicht hier. Die liebevolle, theilnehmende Natur, das Unrecht fühlend und bejammernd, schließt uns in ihre Mutterarme, und mit ihr vereinigen sich die göttlichen Geschwister, Kunst, Musik und Poesie, die durch die Seufzer der armen Verbannten herabgezogen wurden aus ihren Himmeln; aber sie können nur trösten, nicht beglücken, und selbst aus ihrem einer schönern Welt entnommenen Troste und aus den Ahnungen und Gefühlen, mit denen sie die Brust füllen, erwächst neuer Schmerz für das arme Geschöpf, das erwachend jene lichten Regionen verschwunden und auf der rauhen, dunkeln Erde sich eingekerkert sieht.“ Ein zweites Blatt enthielt ähnliche Klagen: „So eilt das Leben seinem Ziele zu, und eine Seele, die zur Seele gesprochen hätte, ward nicht gefunden. Und war es, alle Lust und allen Schmerz zusammen gestellt, der Mühe werth zu leben? Ein Tag wie der andere in geistlosem Wechsel immer nur das Gewöhnliche bringend, rastloses Streben ohne Zweck, ewiges Suchen ohne Finden, Ermüdung am Guten und Schönen, und Widerwillen selbst gegen das sonst Geliebte, — o, wer nennt und beschreibt alle die Zustände, wo das geängstigte Herz sich sträuben muß, den Gefühlen des Hassens und des Verachtens sich zu entziehen, die über ihm die dunkeln Schwingen zusammen schlagen, wo es schwer und gewaltig zu kämpfen hat, den Unmuth zu überwinden über das Land der Prüfung, worein es gesendet worden ist durch die ewige Liebe! O, wann öffnen sich die dunkeln, schauigen, aber friedebringenden Pforten des Grabes?“ —

Immer eifriger und entflammter griff er nach einem dritten größern Blatte, das in einem aufgeschlagenen Petrarka lag, als ein plötzlicher, durchdringender Ton ihn erschreckte. Eine Harfensaite war gesprungen. Zugleich glaubte er draußen Geräusch zu vernehmen, und eilte, um nicht überrascht zu werden, hinaus. Aber noch lange dauerte es ehe die Signora erschien, während er an eine der Säulen gelehnt da stand, und in dem Hinausblick in die heitere, schöne Umgebung sich etwas zu sammeln und zu erholen suchte von der Bewegung, die ihn im Zimmer ergriffen hatte. Aber es gelang nicht; in immer schnellerem Laufe fühlte er das Blut in seinen Adern kreisen, und ein fieberhaftes Zittern ging durch seinen ganzen Körper. Endlich hallten wirklich Schritte von dem Vordergebäude her, und in schnellem Hervorblicken sah er ein weißes Gewand durch das Gebüsch schimmern. Sein Herz klopfte immer ängstlicher, wie das Geräusch näher kam, und die Thür sich öffnete und schloß. Einen Augenblick noch hielt er an und suchte die Gluth zu mäßigen, die ihn durchtobte, dann aber riß es ihn gewaltsam und unwillkührlich vorwärts. Die rasch geöffnete Thür zeigte ihm eine hohe Gestalt am Tische sitzend; von dem plötzlichen Geräusch erschreckt, fuhr sie zusammen, aber ehe sie sich noch umgesehen hatte, die Ursache zu entdecken, war schon ein dichter Schleier über ihr Gesicht gesunken. Wie mit Gewalt niedergerissen, sank ihr der Graf zu Füßen. „Verzeihung, Signora,“ so rief er, und die fremde Sprache ward ihm in der Begeisterung des Augenblicks wie zur eignen, „Verzeihung dem Verwegenen, der in diesen geheiligten Aufenthalt zu dringen und

mit frecher Hand ein Götterbild seinem Tempel zu entführen wagte! Aber wie mit ehernen Banden zog es und drängte es ihn, daß er nicht widerstehen konnte, und mit der vollsten Ueberzeugung muß er sich jetzt sagen, daß es die Hand des Schicksals war, die sich aus den Wolken herausstreckte und ihn führte. Dies Bild, Signora, das er zu rauben wagte, — nein, nein, nicht Raub; es war mein seit der frühsten Jugend, in Traum und Wachen erschien es mir; in den Wolken wiegte es sich, aus Quellen und Blumen stieg es empor und nackte Felsenwände wurden von seinem Lichte beglänzt. Nur unter solchen Zügen, solchen Augen, aus denen so deutlich die Seele spricht, kann, das hab' ich von jeher gefühlt, das mir verwandte Wesen wohnen, das mich zu lieben bestimmt ist. Aber wie tritt der Traum der Jugend zurück vor der Erfüllung! Und welche Phantasie wäre göttergleich genug, frei aus dem Innern ein solches Bild schaffend hervorzurufen? Nein," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, indem er das Portrait aus dem Busen zog, „ich habe dich in mir getragen von Jugend auf, aber nicht in der Schönheit, Erhabenheit und Vollkommenheit, die mir jetzt von diesem Gemälde entgegenstrahlt. Und was wird erst das Original sein gegen diese Nachbildung! O verschließe dich nicht länger, geliebtes Wesen! Zieh den Schleier zurück, diese neidische Wolke, die mir die glänzende Sonne verhüllt. Laß mich dir in's Auge sehen und alles darin reiner und göttlicher finden, was mein Herz in den schönsten Stunden der Begeisterung dichtete und träumte. Ich weiß ja gewiß, daß du mich liebst. Ich habe die Er-

güsse deiner Seele gelesen; die Menschen haben dich abgestoßen und gleich mir hast du in der Fülle der Natur Trost gesucht. Aber sie kann nicht glücklich machen, sie ist leblos; nur die Liebe kann es, die mein schwellender Busen dir entgegenträgt. O schlage den Schleier zurück, laß mich, in dem tiefblauen Himmel deines Auges mich versenkend, trunken dir an die Brust sinken, daß endlich die Herzen sich finden, die sich so lange suchten, die durch die ganze Ewigkeit sich gesucht haben würden, die nur dann ruhig und selig sein können, wenn sie an einander schlagen." — Der Graf schwieg, indeß die heftig und stark gesprochenen Worte, wie die tiefste Aufregung der Seele eine glühende Röthe über sein gewöhnlich blasses Gesicht verbreitet hatten. Von heftigem Schmerz, wie es schien, ergriffen, saß die Signora da, und ein gewaltsames Zittern zuckte durch ihren ganzen Körper. „Unglücklicher," so fing sie endlich an, nachdem sie sich erholt hatte, „und du hast durch ein bloßes Bild dich zu einer Empfindung, die nur Wahnsinn genannt werden kann, verleiten lassen? Wie kannst du an mich deine glühenden Bitten richten? Wer leistet dir Gewähr, daß jene Züge, die dein Herz auf eine solche Weise ergriffen haben, die meinigen sind? Und wären sie es, aber die Seele, die unter ihnen wohnt, wäre nicht frei mehr, hätte sich in Verhältnisse verwickelt, die sie mit unauflöslichen Banden fesselten und von dir entfernt hielten? Ein ungeheurer Uebermuth hat dich verleitet, dein ganzes Glück auf einen einzigen Wurf zu setzen. Entferne dich, suche die Gluth zu beschwichtigen, die in

dir tobt, und dann kehre zurück und unterwirf dich mit Geduld der Entwickelung, die das Schickſal über dich verhängen wird.“ — „Nein,“ rief entſchloſſen der Graf, der während dieſer ganzen Zeit ſeine Blicke unverwandt auf ihr Antlitz gerichtet hatte, als ob es ihrer Standhaftigkeit endlich gelingen müſſe, die Dichtigkeit des Schleiers zu beſiegen, „nein, dieſe Stunde muß über mein Geſchick entſcheiden; eine längere Zögerung würde Tod für mich ſein. Und es muß ſich zu Glück und Seligkeit für mich entwickeln. Zu feſt und tief fühl' ich es, daß du es biſt, die mir dies Bild zum ſchönſten Leben erwecken wird; die heiligſten Gefühle des Herzens können nicht täuſchen. Und welches andere Verhältniß hätte dich feſſeln und dir genügen können? Auch in deiner Bruſt muß die geheimnißvolle Stimme angeklungen haben, vom Weſen redend, das ganz für dich geſchaffen ſei. Es darf, es kann nicht anders ſein. O erbarme dich meiner, wenn ich nicht zu deinen Füßen in Wahnſinn ſinken ſoll. Lege die jungfräuliche Schüchternheit ab, die ſich der Seligkeit, nach der ſie ſchmachtet, in falſcher Scham entgegengeſetzt. Der Himmel ſelbſt hat geſprochen und ſegnet unſern Bund. O zögere nicht länger und gieße den Strom der Wonne über mich aus, daß ich in ſeinen Fluthen ſelig untergehe!“ Er ergriff mit Ungeſtüm ihre Hand. Aber die Signora entwand ſie ihm und erhob ſich feſt und langſam. „Wahnſinniger,“ rief ſie mit erhöhter Stimme, „ſo willſt du alſo dein Verderben! du ſtellſt dich dem dammdurchbrechenden Strome entgegen, der in ſeinen Wirbeln dich erbarmungslos fortſchleudern wird. So wiſſe denn, was

deine Hand so krampfhaft umklammert hält, was dir von jener Wand entgegenblinkt, es ist mein Bild; ich bin es und ich bin es nicht. Du hast recht, mein Herz hat nie gefunden, was es suchte, kein Verhältniß hat meine Anforderungen befriedigen können, und in ruheloser Sehnsucht sind meine Tage hingeschwunden. Dich allein hätt' ich lieben können, das hat eben jetzt in namenlosem Gefühl meine Seele durchbebt, und ich liebe dich und werde dich ewig lieben. Die Einheit unsrer Seelen die du verkündet hast, ist auch mir in diesen kurzen Augenblicken klar geworden; was ist der Liebe die Zeit? Aber was du wünschest und hoffest, ist Wahnsinn, und für diese Erde ist kein Vereinigungspunkt für uns. Suche dich zu fassen bei der traurigen Klarheit, die dir werden wird, und in standhafter Ertragung des vom Schicksal Verhängten büße den Uebermuth ab, der sich in jedem deiner Worte offenbart hat." Sie erhob die Hand und schlug den Schleier zurück, und wie an allen Gliedern zerbrochen, nur mit einer Hand noch schwach sich anhaltend sank der Graf hinten über. Dieselben edlen Züge blickten ihm entgegen, die von dem Bilde für immer in seine Seele übergegangen waren, aber die Zeit war mit schonungsloser Hand über sie hinweggefahren und hatte allen Glanz und alle Fülle ausgelöscht und zerstört. Eine bejahrte Frau stand vor ihm. Das Feuer der dunkelblauen Augen war erloschen, die schönen Haare erblichen und der süße Zug der Liebe um den Mund hatte vor dem Kummer und dem Gram zurückweichen müssen. Sie schaute fast regungslos nach ihm, den größten Schmerz in allen Zügen, und Thränen flossen strö-

mend aus ihren Augen über die eingefallenen Wangen. Starr hatte der Unglückliche eine zeitlang sie angeblickt, die Röthe auf seinem Antlitz war einer Todtenblässe gewichen, immer mehr sank er zurück, und die Worte „zuspät geboren“ erstarben auf den bleichen, bebenden Lippen.

Der Baron, dem die Sorge um den Freund nur wenig Ruhe vergönnt hatte, ging so früh wie er hoffen konnte, ihn von seiner abentheuerlichen Fahrt zurückgekehrt zu finden, nach seiner Wohnung. Aber von der höchsten Bestürzung ward er ergriffen, als er ein Laufen der Diener hin und her und eine ängstliche Verwirrung gewahr wurde. Auf seine hastige Frage erfuhr er, ihr Herr sei vor einer Weile ohnmächtig, halbtodt von fremden Menschen in's Haus gebracht worden. Er eilte die Treppe hinauf und fand ihn auf dem Lager liegend, indeß der alte Kammerdiener und ein schnell herbei gerufener Arzt um ihn beschäftigt waren. Noch war er ohne alles Bewußtsein, und kaum konnte der Baron sich überzeugen, daß der ohnmächtig Daliegende sein Freund sei. Ein ungeheurer Moment schien plötzlich seine Züge verändert und ihm eine ganz andere Gesichtsbildung gegeben zu haben. Der bei Seite gerufene Arzt zuckte die Achseln und verzweifelte an der Rettung; ein unerwarteter Schrecken, der auf eine gewaltsame Anregung der Nerven gefolgt sei, so meinte er, habe einen schlagartigen Zufall herbeigeführt. Noch eine Zeitlang lag er in starrer Betäubung da, dann

kam er nach und nach zu sich, und beim Gewahrwerden der Anwesenheit des Freundes flog ein leichter Zug der Freude über das bleiche Gesicht. Nachdem er sich etwas mehr erholt hatte, gab er den übrigen Anwesenden Zeichen sich zu entfernen, und suchte mit Zusammenraffung aller Kräfte dem Freunde zu erzählen, was ihm begegnet war; aber eine zusammenhängende Mittheilung war ihm nicht mehr möglich, nur einzelne Worte, mit Ausrufungen vermischt und von schweren Seufzern unterbrochen, entrangen sich der gepreßten Brust, so daß der Baron das Vorgefallene mehr errathen als aus den halbverständlichen Reden des Grafen vernehmen konnte. Das geliebte Bild, das er treu am Herzen verwahrte, mit in's Grab zu bekommen, war der letzte Wunsch, dessen treue Erfüllung er sich wiederholt zusichern ließ. Noch an demselben Tage starb er in den Armen seines Freundes. „Der [illegible]“ war noch zuletzt auf den sterbenden Lippen. Hatten schon vorher die Züge seines Gesichts eine merkliche Veränderung gezeigt, so war dies nach seinem Tode noch weit auffallender. Nur mit großer Mühe und bei angestrengtem Anschauen war es möglich, die Spuren des frühern, jugendlich schönen Antlitzes wiederzufinden, und die ruhig ausgestreckt da liegende Gestalt schien eher die Leiche eines alten als eines jungen Mannes zu sein. Es war, als ob der Tod seine Hand so rasch verwüstend über sein Angesicht gestrichen habe, in der mitleidigen Absicht, so die ungleichen Liebenden einander zu nähern und ähnlicher zu machen. Nur mit Mühe vermochte der fast ganz niedergedrückte Baron von der Leiche seines

Freundes sich loszureißen. Daß die Sache für den Grafen schwerlich glücklich enden werde, hatte er sich zwar wohl sagen müssen, aber ein so schrecklicher Ausgang war ihm auch nicht entfernt in die Gedanken gekommen. Ehe er schied, konnte er sich nicht enthalten von den schönen Haaren seines Freundes eine Locke abzuschneiden, als Erinnerungszeichen an die so schnell und gewaltsam unterbrochene Freundschaft. Blieb ihm doch kaum etwas anders übrig als dies und die traurige Pflicht, die irdischen Reste seines Freundes dem Grabe zu übergeben. Diesen letzten dem Freunde zu erweisenden Dienst treu zu erfüllen, ließ er sich eifrig angelegen sein. Er schrieb an die Verwandten desselben in Deutschland und setzte sie von dem traurigen Vorfall in Kenntniß, und nach Anordnung der übrigen Verhältnisse und der Sorge für die Diener wurden die Anstalten zum Begräbnisse getroffen, und vor allen Dingen ward auf die Erfüllung des letzten Wunsches des Sterbenden gesehen. Die Ausländer, die sich in der Stadt aufhielten und die fast alle dem früher so lebenslustigen Baron, wenn auch weniger dem Grafen bekannt waren, erwiesen gern dem Unglücklichen die letzte Ehre. Da er als Protestant nicht in geweihter Erde begraben werden durfte, so war in einem kleinen Wäldchen, nicht fern von der Stadt, ein freier, grüner Platz ausgesucht worden, einsam und still, wie sie der Verstorbene immer geliebt hatte. Hier ward er Morgens in aller Stille beigesetzt, und nachdem ein einfacher Rasenhügel erhöht worden war, dankte der Baron den Begleiter für ihre Theilnahme und verabschiedete sich von ihnen. Jetzt erst, nachdem die so geliebte Gestalt auf immer durch

die dunkle Erde ihm entzogen war, fiel ihm das ganze Gewicht seines Verlustes auf die Seele. Absichtslos irrte er den ganzen Morgen in dem Wäldchen umher, indem von Zeit zu Zeit heiße Thränen aus seinen Augen hervorbrachen. Es war, als ob er ein ganz anderer Mensch geworden sei, und von der frühern Lebenslust schienen sich nur wenige Spuren erhalten zu haben. Gegen Mittag entschloß er sich zur Stadt zurückzukehren und schlug den ersten Pfad ein, der sich ihm darbot. Aber wie erschrak er, als er, nicht auf den Weg achtend, plötzlich vor dem seltsamen Gebäude sich befand, zu dem ihm sein Freund am Tage vor seinem Tode geführt hatte! Eine merkwürdige Veränderung hatte sich hier zugetragen, die Läden und Thüren waren geöffnet, und eine Menge von Menschen strömte ab und zu, Kasten, Möbeln und anderes Hausgeräth tragend. Eine Weile stand er in Erstaunen versunken stumm da. Endlich wandte er sich an einen der Diener mit der Frage, was hier vorgehe. „Wir haben gestern," antwortete der Gefragte, „unsre Signora begraben, und heute nimmt ihr Erbe Besitz von ihrem Nachlaß." Ein unwillkührlicher Schauer ergriff den Baron; er eilte fort zu seiner Wohnung, ordnete seine Verhältnisse so schnell es gehen wollte, und ohne von jemand Abschied zu nehmen, setzte er sich in den Wagen und schlug noch denselben Tag die Straße nach Florenz ein.

Gedichte

von

Präzel.

I.

Dem Verein der Naturforscher und Aerzte.

Eine Cantate.

Genien der Wahrheit.

In's Dunkel schwinden Trug und Wahn,
Die Nacht begräbt, was sie geboren,
Und mildes Licht umglänzt die Bahn,
Die wir zur Wandrung uns erkoren.
Von dannen weicht die dumpfe Ruh,
Die nächtlich Berg und Thal umgeben,
Und freudig kehret sich alles Leben
Dem neu erwachten Tage zu.

Medizin.

Das Weh des Leidenden zu ſtillen,
Durchprüf' ich ſinnend Feld und Flur,
Und mache dienſtbar meinem Willen
Die Wunderkräfte der Natur.
Doch ach, am meiſten flehn die Blicke
Um Hülf' und Rettung oft mich an,
Wenn ich, entwaffnet vom Geſchicke,
Am wenigſten ſie bieten kann!

Chor der Genien.

Verharre treu im Pflichtberufe,
Und ſtets erhöhn wird ſich die Stufe,
Die rühmlich ſchon dein Fleiß gewann!

Aſtronomie.

Es ſchweift zur unbegrenzten Ferne
Des Weltalls mein Blick hinauf,
Und mißt die Bahn der ew'gen Sterne,
Und folgt begierig ihren Lauf.
Verwegen ſendet den Gedanken
Der Geiſt nach freierm Lichtgebiet;
Indeß er ſelbſt in enge Schranken
Hienieden ſich gefeſſelt ſieht!

Chor der Genien.

Beneidenswerth beglücktes Streben,
Das dich, umglänzt von Licht und Leben,
Empor zum Sternenhimmel zieht!

Geſammt-Chor.

So führet zu frohvereintem Wirken,
In Schrift und Bild, in Spruch und Wort,

Uns aus entleg'nen Landbezirken
Auf's neu zusammen dieser Ort.
Was in des Forschens ernsten Stunden
Als Kleinod auf entfernter Bahn
Der Blick des Einzelnen gefunden,
Dem Kranze schließt's, der hier gewunden,
Zur Zierde sich gesellig an.
Und wie wir Blüth' und Blume pflegen,
Die uns mit frischem Duft umweht —
O wer vermöchte zu erwägen,
Welch' edle Frucht, voll Heil und Segen,
Aus ihr zur Nachwelt übergeht! —

2.

Der schlafende Postillion.

(nach einem Gemälde von Heideck.)

Vorüber ist die Mittagsstunde,
Gesättigt hat der Gaul sich schon;
Und immer noch am Bodengrunde
Liegt schnarchend da der Postillion.
Gemächlich in des Stalles Mitte,
Hat er, mit Schweiß und Staub bedeckt,
Um auszuruhn von langem Ritte,
Zu kurzem Schlaf sich hingestreckt.

Gesundheit blüht auf seinen Wangen,
Sein Wesen athmet Muth und Kraft;

Ein ſüßer Traum hält ihn befangen
Vom Liebchen in der Nachbarſchaft.
Zum Bettpfühl dient im öden Raume
Der Haferſack dem jungen Blut;
Doch hat auf luftig leichtem Flaume
Kein Weichling ſanfter noch geruht.

Die Blicke kehrt nach ſeinem Reiter
Das treue Roß verwundrungsvoll,
Als wollt' es fragen, ob nicht weiter
Denn endlich gehn die Reiſe ſoll?
Es ahnet, wer zuletzt mit Schrecken
Muß büßen der Verſäumniß Schuld;
Drum ſchnaubt es laut, ihn zu erwecken,
Und ſcharrt und ſtampft vor Ungeduld.

Doch mag es ſtampfen oder ſchnauben;
Er liegt und ſchlummert ungeſtört,
Und ſchnarcht mit ihm [illegible]
Je ſtärker ſich der Lärm vermehrt.
Ja, bläſe man aus Herzensgrunde
Ihm mit dem Poſthorn in das Ohr;
Er träumt', er hätt's am eignen Munde,
Und ſchlief' und ſchnarchte noch wie vor!

Kaum aber dringt ein leiſes Grüßen
Vom Hofbezirk zu ihm herein,
Als flugs die Augen ſich erſchließen —
„Das," ruft er, „kann wohl Gretchen ſeyn!"
Und raſch von ſeiner Lagerſtreue
Springt der verliebte Poſtillion,
Und ſchwört dem Schätzchen ew'ge Treue
Bis — zu der nächſten Station!

3.

Der Jubelbecher.

An

Zur ſchönen Feier, die uns allen
So froh erheitert Geiſt und Sinn,
Nimm freundlich und mit Wohlgefallen
Den blanken Silberbecher hin.

Als ſtummes Zeichen ſoll er dienen,
Daß wir in freudigem Verein
Zum Tage, welcher heut erſchienen,
Dir unſern wärmſten Glückwunſch weihn.

Noch lange mög' aus ihm dir ſchmecken,
Was vor ſo manchem lieben Jahr,
Einſt Vater Noah zu entdecken
Und anzubaun ſo glücklich war.

Er biete dir, wenn du in Frieden
Aus ihm dich labſt mit Rebenſaft,
Zu jedem Lebenswerk hienieden
Stets neuen Muth und neue Kraft!

Und wenn ein frommer Wunſch auf Erden
Nicht gänzlich unerhört verhallt,
So ſollſt du reich wie Rothſchild werden,
Und alt wie Methuſalem ſo alt!

Ueber

Pius VII.

Dessen Betragen 1808 und 1809 und dessen Exkommunikation Napoleons.

Von

Alexander von Kennenkampf.

In den letzten Tagen des Januars 1808 zog General **Miollis** an der Spitze seiner Armee von **Florenz** gegen **Rom**. An der Grenze der päpstlichen Staaten, bei **Aquapendente**, machte er Halt, um die Antwort Sr. Heiligkeit abzuwarten, auf einen Brief, in welchem er um die Erlaubniß des Durchzuges durch **Rom**, auf seinem Wege nach **Neapel** bat, in welchem er betheuerte, „er wünsche sich „und seiner Armee Flügel, um durch die Luft einen Weg „nach **Neapel** zu nehmen, da ihm zu Lande kein andrer „als der durch die Stadt **Rom** bekannt sey; so ungern störe „er die fromme Ruhe Sr. Heiligkeit durch den bloßen An„blick der Waffen; denn das Geräusch derselben wolle er „auf's sorgfältigste auf seinem Durchzuge, wenn der Papst „ihm solchen gnädigst zu bewilligen geruhe, vermeiden.“

Dieser Brief war allgemein bekannt, und so auch die Erlaubniß des Papstes zum Durchzuge der französischen Truppen, und es wunderte sich demnach niemand, als am 2ten Februar 1808, an einem heitern warmen Morgen, ein zahlreiches französisches Corps durch Porta del Popolo einziehen zu sehen. Durch Strada del babbuino ging der Zug still, in strengster Ordnung, ohne Musik, einige Feldstücken voraus, Kavallerie und Infanterie folgend, über Piazza di Spagna nach Porta S. Giovanni zu, auf dem gewöhnlichen Wege nach Neapel. Kaum war aber die Räuberbande auf dem großen Platz vor dem Palaste von Monticavallo angelangt, in welchem sich gerade der Papst befand, als der treulose hinterlistige Miollis die Maske ablegte, die Kanonen wurden mit brennender Lunte gegen den päpstlichen Palast gewandt, und neben die Rosse-bändigenden colossalen Dioskuren des Phidias und Praxiteles gestellt, die vielleicht sieben Jahrhunderte lang die Schutzgötter Athens, die mehr denn zwölf Jahrhunderte lang die Bewunderung des ewig einzigen Roms gewesen waren, eh' sie vor diesen Palast des Oberhauptes der katholischen Christenheit, den sie seit 225 Jahr ansehen, gestellt wurden, und die in zwei Jahrtausenden solche gräuelvolle Verletzung alles Völkerrechtes nicht gesehen haben. Zu gleicher Zeit war ein andres Corps durch Porta angelica beim Vatikan eingezogen und hatte die kaum bewachte Engelsburg eingenommen, und ehe man sich noch besinnen konnte, ob solche unerhörte Treulosigkeit möglich sei, waren schon die päpstlichen Wachen in der ganzen Stadt abgelöst,

verdoppelt und verdreifacht, und Rom in aller Stille eingenommen.

„Und wie Brennus, in der rohen Zeit,
„Legt der Franke seinen ehernen Degen
„In die Wage der Gerechtigkeit."

Es entstand nun ein sonderbares Verhältniß der Regierung zum Volke, in Rom und den ganzen päpstlichen Staaten. Die vornehmsten und volkreichsten Städte, wie Civitavecchia, Ancona u. s. w., von denen eine bedeutende Gegenwehr zu fürchten war, wurden zugleich und auf gleiche Weise eingenommen, alles Uebrige ließ man wie es war. Der Papst, der im Innern seines großen weitläufigen Palastes seine Schweizer-Garde beibehalten hatte, schien gar keine Notiz zu nehmen von irgend einer Veränderung in der Stadt, und Miollis, seiner Seits, verfuhr mit einiger Mäßigung, aber so als ob er immer nur von jeher der einzige Befehlshaber in der Stadt gewesen wäre, und als ob der Palast von Montecavallo, mit allen seinen Bewohnern, gar nicht existire. Es herrschte Anfangs eine dumpfe tiefe Stille im Volke und allen Kaffees; man erzählte sich die Begebenheiten des Tages mit leiser Stimme und heimlich, und Alles war in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die kommen sollten. Zum ersten Male seit undenklichen Zeiten schienen die Römer ihr Karneval völlig zu vergessen, es wurden durchaus gar keine Anstalten dazu gemacht, und eben das galt den erfahrnen Alten für ein Zeichen einer fürchterlichen geheimen Gährung

im Volke. Französischer Seits wurde weder für noch wider das Karneval etwas gethan, aber als der 21ste März, der Stuhlbesteigungs-Tag des Papstes, erschien, ließ Miollis zur Feier dieses Tages die Kanonen auf der Engelsburg lösen, und eine Erleuchtung der Peterskirche veranstalten. Man sah sich verwundert an, und wußte nicht was man daraus machen sollte, daß die ganze Stadt still und finster, und einzig nur die Paläste der apostolischen Kammer von Seiten der Beamten derselben, und die Peterskirche mit dem Vatikan von den Franzosen, hell erleuchtet waren. Nach und nach erschienen noch viele andre Paläste und kleine und große Privatgebäude erleuchtet, während ihre Nachbarn still und finster blieben. Indessen fanden im Laufe des Jahres alle Volks- und Kirchenfeste nach alter Sitte Statt, und diese Stimmung der Ungewißheit und der ganz ungewohnten freiwilligen Ordnung und geheimnißvollen Stille schien nach und nach dem Volke zur Gewohnheit zu werden, diesem Volke, gewiß das einzige in Europa, das mehr als ein Jahrtausend lang völlig ohne Polizei einen so dauerhaften Staat zu bilden fähig war, und das jetzt, vielleicht in eben dem Sinne, sich so betragen konnte, wie es that; nur so begriff man allgemein, daß die Römer ihren so ganz bestimmten Charakter, der sich durch so viele Jahrhunderte immer vollkommen gleich geblieben war, unmöglich jetzt so ganz verläugnen könnten. Diese Ueberzeugung war der Schleier des Geheimnißvollen der auf allen Erscheinungen im Publikum lag; und um ihn einigermaßen zu durchschauen, legte man sich auf's Rathen und benutzt. als bedeutende Winke

sehr begierig alles, was man von dem Betragen Sr. Heiligkeit in Erfahrung bringen konnte. Ich führe vorläufig nur zwei entscheidende Züge davon an, weil die übrigen durchaus ganz in demselben Geiste waren.

Miollis hatte immer eine Menge Bulletins von der großen Armee, unbedeutende Veränderungen im Polizeiwesen, „Befehle Eurer Obern" an die Römer u. s. w. durch Anschlagzettel bekannt zu machen, wozu seine Druckerei nicht allemal hinreichte, und weshalb er einmal einen Befehl an die Buchdruckerei der apostolischen Kammer ergehen ließ, gewisse Publikationen zu drucken. Der Buchdrucker ging damit augenblicklich zum Papste und fragte bei ihm an, was er dabei zu thun habe. Der Papst aber fragte ihn ganz trocken: „In wessen Diensten stehst Du?" — in Diensten Ew. Heiligkeit — „Wer hat Dir denn außer mir zu befehlen?" — Der Drucker ging zum französischen General und demonstrirte ihm die Unmöglichkeit der Folgeleistung, indem sie ihm sein Fürst verböte, erhielt aber zur Antwort: imprime, ou tu iras au cachot. Neue Bitten des Buchdruckers beim Papste, und die dringende Vorstellung, daß ein armer Bürger gegen die Gewalt neufränkischer Barbaren nichts ausrichten könne. „Du bist mein Diener „nicht, Ungehorsamer," sagte der Papst, „denn du gehorchst „mir nicht und hörst von dem Augenblicke an auf es zu „seyn. Zwinge ich dich doch nicht mir zu dienen! Geh und „gehorche denen, die dich zum Sklaven machen, wenn du die „Gewalt fürchtest, Memme!" — Tief beschämt ging der Drucker fort, stellte sich zähneknirschend, aber fest wie ein

Mann, vor den Hauptmann der Phariſäer-Knechte, und ſprach: Ich bin arm, und habe ſechs Kinder und mein Weib ohne Brod daheim, aber ich bin ein Diener des Papſtes, ich drucke Eure Publikationen nicht, führt mich ins Gefängniß. — Man ließ ihn laufen, weil nichts mit ihm anzufangen war. — Solche Beiſpiele waren dem Volke ein deutlicher Wink von dem was der Papſt welle, und von der Art, wie die Franzoſen zu behandeln waren. —

Ungleich bedeutender indeſſen war der Zulauf, den der Papſt unaufhörlich von dem Landvolke hatte. Eine Menge Hirten, Ackerleute, Pecorari Bürger aus Rom und aus den kleinen Städten u. ſ. w., die immer freien Zutritt beim Papſte hatten, beſtürmten ihn täglich mit dringenden Bitten um Erlaubniß und um ſeinen Segen zu Ausführung ihres frommen Vorhabens, das in nichts weniger als einer ſizilianiſchen Vesper beſtand; denn, ſagten ſie, es ſind alle nöthigen Maaßregeln getroffen in einer beſtimmten Stunde alle Franzoſen, ohne Anſehen der Perſon, im ganzen Latium und Patrimonium S. Petri zu exterminiren. Gegen ſolche Anſchläge ſetzte der Pabſt immer ſein ganzes Anſehen; er machte den Leuten deutlich wie gefährlich und zugleich wie zweckwidrig jedes gewaltſame Mittel, jedes tumultuariſche Betragen ſei, und bot ſeine ganze ernſte ſiegende Beredſamkeit auf, Exceſſe aller Art zu verhindern und Ruhe und Ergebung in die Uebermacht zu erhalten.

Die Ermahnungen des Papſtes wurden den Römern Geſetze ihres Betragens und feſſelten ſie mit allen Banden

religiöser Liebe und Verehrung an ihren Fürsten, den Mann nach dem Herzen Gottes, den sie schon lebend zu den Heiligen rechneten, und der so oft mißbrauchte Titel: Santissimo Padre, schien jetzt erst seine volle hohe Bedeutung zu bekommen. — Diese Unterredungen des Papstes mit seinen Unterthanen, die einige Zeit hindurch fast täglich vorfielen, waren allgemein bekannt, in allen Gesellschaften sprachen selbst die Franzosen mit großer Achtung davon, und man weiß genau, daß Miollis, Le Marois, Menou und andre französische Generale in ihren Rapporten dem Kaiser geschrieben haben, sie verdankten einzig der Mäßigung und dem weisen Betragen des Pabstes ihr Leben und ihre Sicherheit, denn die Stimmung des Volkes sey wie eine Mine, die jeden Augenblick zu springen drohe.

Man sah sich endlich gezwungen den Befehl Napoleons zu vollziehen, dem Papste eine Contribution abzufordern. Er antwortete ihnen, Geld habe er nicht, schicke ihnen also statt dessen das kostbarste Stück seines Schatzes, das ohnehin nicht dahin gehöre, seine reiche Tiare. Miollis erkannte sie sogleich für dieselbe die Napoleon ihm bei Gelegenheit der Krönung in Paris verehrt hatte, wagte nicht sie zu empfangen, forderte neue Verhaltungs-Befehle, und so blieb es lange dabei.

Endlich, nach Verlauf eines ganzen Jahres, fingen die Unterhandlungen an: man bot dem Papste eine jährliche Pension, so viel ich mich erinnere, von sechs Millionen Franken, und die Residenz in Avignon, für die

freiwillige Abdikation des Stuhles, und drohte ihm mit lebenslänglichem Gefängnisse, und sogar mit dem Tode, falls er die Gnade Napoleons aus Eigensinn ausschlüge. Ich erinnere mich noch mit tiefer Wehmuth des Tages an dem diese erste Negotiation früh Morgens Statt gefunden hatte, auf allen Straßen erzählte man sich's, und besonders konnte Niemand ohne tiefe Rührung von dem Betragen der beiden Kardinäle Mattei und Antonelli sprechen, dieser beiden verehrten Greise, die nur das Alter, aber keine Drohung, kein Unglück beugen konnte.

Zitternd vor Alter, auf ihre Diener gestützt, in silberweißem Haare, empfingen sie im Namen des Papstes die Abgeordneten des Franzosen; aber sie hatten dessen Zumuthung kaum vernommen, als sie sich, stolz und jugendlich entflammt aufrichteten, und ausriefen: „Hütet Euch, daß nicht das Anathem Eure Tollheit bestrafe.“ Der Papst selbst antwortete: es bliebe ihm vorläufig nichts übrig der Weisung der beiden Kardinäle hinzuzufügen.

Am auffallendsten zeigte sich die Stimmung des Volkes, und dessen männlich gehaltenes Betragen bei Gelegenheit des Karnevals von 1809. Da dieses der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Neugier war, so hatte man schon früh deshalb eine Menge Kabalen gemacht, die Sache wie eine Haupt- und Staats-Aktion behandelt, die Hauptpersonen waren in dem Geschäft der italienische Gesandte, der Vice-König in Mailand und Miollis. Endlich hatte Eugen von dem Kaiser den Befehl ausgewirkt, Miollis sollte durchaus Karneval in Rom

machen, und dazu jedes Mittel anwenden um die Sache durchzusetzen. Das war ein sehr mißliches Geschäft. Es fanden sich an allen Straßenecken Publikationen, die, gewiß zum erstn Male, ein Carneval in Rom „auf Befehl eurer Obern“ ankündigten, und zu gleicher Zeit Publikationen, von unsichtbaren Händen angeklebt, die unaufhörlich von französischen Polizeisoldaten abgerissen, aber eben so oft an hundert andern Orten wieder sichtbar wurden und folgenden Inhaltes waren: „Römer haben „den Allerheiligsten Vater gefragt, ob sie Karneval machen „dürften, und er hat ihnen geantwortet: „„damals als „„Sanct Peter und Sanct Paul im Kerker schmachteten, „„da betete und fastete die fromme Christenheit und „„machte nicht Karneval.““ Man war begierig auf den Ausgang der Sache; denn so großen Eindruck diese angebliche Antwort des Papstes auf das Volk machen mußte, so sah man doch auch andrer Seits die Anstalten der Franzosen; Miollis ließ allen Weibsbildern in dem Zuchthause S. Micheli Masken und jeder 3 Paul täglich geben um solcher Gestalt eine wahre Hölle loszulassen; und weil er weder durch Bitten noch durch Drohungen Pferde zum Rennen von den Römern bekommen konnte, so ließ er französische Dragonerpferde zum Wettrennen abrichten und überhaupt alle die gewöhnlichen Anstalten treffen. Der erste Tag des Karnevals erschien. Es wird allemal mit dem Pferderennen eröffnet, und zu dem Ende bedeckt man das Steinpflaster des Corso mit Puzzolana (Sand); dazu gab auch diesmal die französische Polizei Befehl,

allein es war schlechterdings unmöglich irgend einen Arbeiter zu finden, der sich zu diesem Geschäft durch Drohung, Gewaltthat, Versprechung oder verschwenderische Bezahlung hätte bewegen lassen; und man sah sich gezwungen, Galeerensklaven dazu aus Ostia kommen zu lassen. Eben so ging es mit den Lohnkutschern, die sich das Wort gegeben hatten, während der Zeit des Karnevals, unter keinerlei Vorwand, in den Corso zu fahren. Ich selbst habe in Strada de Corbotti einen Vetturino gesehen, dem zwei französische Offiziere 15 Dukaten für einen Wagen boten, um damit den Corso auf und nieder zu fahren, und als er unerbittlich blieb, zogen die Wichte die Degen, ihn zu fuchteln, worauf Mehrere vom Volke hinzusprangen, ihn deckten und fortführten. — Die sonst unerhörten, mehr als saturnalischen Tollheiten, die das römische Karneval characterisiren, sind allgemein bekannt, und wer davon eine höchst interessante umständliche Beschreibung lesen will, dem ist sie in Göthe's Schriften (Ausg. 1792. Band 1.) zu empfehlen. Von dem Allen, ja selbst von irgend einer festlichen Heiterkeit im Volke, war dießmal auch keine Spur zu entdecken; in der ganzen Stadt waren alle Buden, Kaffees und Werkstätte offen, und alle Leute arbeiteten und trieben ihre Geschäfte wie an ganz gemeinen Werkeltagen; nur im Corso war alles todt und einsam, und kein lebendes Wesen zu sehen. Um 23 Uhr wurde, wie es sonst zum Zeichen, daß nun alle Kutschen den Corso räumen müssen, geschieht, auch dießmal eine Kanone abgefeuert, aber es war auch keine

einzige Kutsche vorhanden, die dem Befehle hätte gehorchen können; statt der prächtigen Decken und Tapeten, die sonst aus allen Fenstern herabhingen und der geputzten Leute die aus ihnen herausſahen, und der unzähligen Lichter, die angezündet wurden, eilten die Einwohner der Häuſer auf dem Corſo ſchleunigſt alle Hausthüren und alle Fenſterladen zu verſchließen, franzöſiſche Truppen zogen in dieſer tiefen Todtenſtille auf, und ſie waren die einzigen die ihre eignen Dragonerpferde rennen ſahen. Dieſe felſenfeſte Conſequenz in dem Benehmen des Volkes ſprach zu deutlich die Abſicht der Beſchimpfung aus, als daß Miollis es der Mühe werth geachtet hätte, ſich weiter zu bemühen, und das Karneval hatte hiermit ein Ende. In Rom, wo man die bachantiſche Wuth des Volkes und der Bürger für's Karneval kennt, wo der Aermſte ſein Letztes, ſein Bett, ſein Werkzeug, ja ſein letztes Stück Brod für einen Spottpreis hingiebt, um Karneval zu machen, in Rom, ſage ich, erkannte man die außerordentliche Wichtigkeit dieſer Begebenheit, die an jedem andern Orte höchſt unbedeutend geweſen wäre. —

Unter ähnlichen Umſtänden erſchien der 21. März 1809, das Exaltationsfeſt Pius VII. So lange Päpſte exiſtiren, iſt es in Rom ein Volksfeſt geweſen; es hat ſich vor allen andern gemeinen Tagen nur durch eine beſondere Meſſe in Sanct Peter, und durch Erleuchtung derjenigen Häuſer, die der apoſtoliſchen Kammer angehören, ausgezeichnet. Dießmal machte ſich das Volk ein Feſt an dieſem Tage, und zwar ſo ausgezeichnet wie St. Peter und St. Paul und

selbst Madonna es an ihren Tagen nie hatten. Es wurde nämlich ganz Rom hell erleuchtet, jedes Fenster mußte Lichter oder Lampen haben, bis in die kleinsten entferntesten Winkel und Gäßchen, und selbst im Innern der Höfe, und wo sich eines unerleuchtet finden ließ, wurde es unverzüglich mit Steinen eingeworfen. Einer meiner Nachbarn, ein Maler, der zufällig nicht in Rom war, hatte seine Fenster ins Innere des Hofes sehend, und weil seine Wohnung verschlossen war, hatten auch die Leute im Hause nicht an die Fenster kommen können, um sie mit Lampen zu versehen, und so wurden sie eingeworfen. Ein gleiches Schicksal hatten die Fenster vieler unachtsamen Franzosen; Miollis aber und die meisten französischen Offiziere und Beamte hatten ihre Fenster sehr weislich erleuchtet. So gewährte Rom den prachtvollen Anblick einer ungeheuern Stadt von einem innern Feuer belebt, das weise gebändigt, nur leuchtete, aber nicht brannte, darum um so heller leuchtete, weil schwarze Rauchwolken des Brandes es nicht verdunkelten, und so gewissermaßen, in seinem unendlichen Lichtraume christlicher Pracht und Weisheit, das schönste und passendste Gegenstück zu dem alten Brande Nero's, in seiner ganzen heidnischen Barbarei und Thorheit vorstellen konnte. In dieser ungeheuern Lichtmasse zeichnete sich allein die große breite Treppe von weißem Marmor, die vom spanischen Platze nach Trinità de' monti führt, durch Finsterniß aus, weil diese zu erleuchten niemand gezwungen werden konnte, und dieser ganze, ungefähr 150 Quadratfuß große, Raum kein Fenster zum Einwerfen hatte; die

ſämmtlichen Laſtträger in Rom, die mehr oder weniger alle ihren größten Gewinnſt von dieſer Treppe haben, die für Pferde und Eſel ungangbar iſt, glaubten ſich zur Erleuchtung derſelben befugt, ſchoſſen die Koſten zuſammen, und machten ſie dem Lichtglanze der übrigen Stadt gleich. — Von Einbruch der Nacht an bis 3 oder 4 Uhr nach Mitternacht wäre gewiß kein Wagen, kein Pferd, kein Eſel und am wenigſten irgend ein Menſch, bis auf die kleinſten Kinder, in irgend einem Hauſe oder Stalle gefunden worden, Alles lebte in den Straßen und auf den Plätzen, die Menge wogte wie ein Meer überall auf und nieder, in den Hauptſtraßen war die Gefahr, erdrückt oder zertreten zu werden, ſo groß wie jemals im Karneval, Alles glänzte von Gold und Seide, es hatte jeder ſein feſtlichſtes Kleid angethan, prächtige Decken und Tapeten hingen aus den Fenſtern herab, Wagen und Pferde waren abentheuerlich geſchmückt mit Flittergold und bunten Bändern — und zugleich herrſchte eine ſo wunderbare tiefe geheimnißvolle Stille in dem großen Menſchengewirre, daß dieſes Feſt auf alle Weiſe für einzig in ſeiner Art gelten muß. Dieſes ſtille Wogen der Menge erhob unwillkührlich jedes Gemüth zur feierlichen Stimmung der Andacht, und es läßt ſich nichts Schicklicheres davon ſagen, als in Schillers Maria Stuart die Worte Mortimer's: „Es „war als ob die Menſchheit auf der Wanderung wäre, wall„fahrtend zu dem großen Völkerfeſte.“ —

Wo iſt das Land, wo die Zeit, wo ein Volk ſeinen Willen beſtimmter, konſequenter, einmüthiger und männlicher ausgeſprochen hätte? Auch hat es den Tiran-

nen Napoleon dadurch in die äußerſte Wuth geſetzt, er hat bald den einen, bald den andern General hingeſchickt, mit dem Befehle, „den Papſt zur Abdikation des Stuhles zu zwingen;“ — endlich iſt doch wieder Miollis hingeſchickt worden, und dieſer hat rapportirt: „qu'il n'y avoit „absolument rien à faire avec cet homme qui men„divit le martyre,“ und hat zu Abwerfung der Maske und unverhohlener Gewaltthat gerathen. Zu dieſer iſt er denn auch unverzüglich bevollmächtigt worden, und hat ſie mit Liſt und Schlauheit eingeleitet und mit Vorſicht ausgeführt. —

Er hatte ſeine Truppenmacht in allen Theilen des Kirchenſtaates aufs Doppelte und Dreifache verſtärkt und auf alle kleine Städtchen und Ortſchaften ausgedehnt, hatte alle Befehle im Namen „eurer Obern“ geben laſſen, wodurch das Volk nie eigentlich wußte, woran es war, hatte alle Jurisdiktion und innere Adminiſtration nur langſam und nach und nach aus dem alten Gleis in die franzöſiſche Form überführen laſſen, ließ die alten Beamte, an die das Volk gewöhnt war, in ihren nun reformirten Aemtern, oder ſetzte ſie in ſolche correſpondirende Aemter ein, daß die Individuen im Weſentlichen der Ausübung in den Augen des Volkes ihr altes Geſchäft unverändert fortzuſetzen und mit ihm dieſelben Berührungspunkte beizubehalten ſchienen. So wurden auch die päpſtlichen Truppen, ja ſogar die wenigen römiſchen Sbirren in die franzöſiſchen Regimenter geſteckt und mit ihnen vermengt. Wo ſich aber einer den Neuerungen nicht fügen wollte,

ward er ohne weitern Prozeß, nach Maßgabe des Verbrechens, das immer geheim blieb, d. h. also nach freier Willkühr, entweder blos ins Loch gesteckt, oder unter scharfer Bedeckung in irgend eine Festung außer den päpstlichen Staaten geführt, oder überdieß noch in Ketten geworfen, die mit ungeheuern Bomben beschwert wurden, wie dieß der Fall mit dem Gouverneur von Civita vecchia, Monsigner Capecelatro, und mit dem Gouverneur von Orvieto, gegen den man blos den Verdacht hatte, daß er bald mit dem Papste, bald mit Leuten aus dem Volke Unterredungen habe. Alles das geschah „auf Befehl eurer Obern". Alte bestehende Gesetze und selbst heilige Gebräuche wurden nie durch Befehle und Bekanntmachungen aufgehoben, sondern blos in vorkommendem Falle brüskirt; so wie z. B. das Recht der Asyle in Kirchen u. s. w., wo oft französische Dragoner während der Messe eindrangen und ihre Schlachtopfer mit frecher Faust raubten. Neue Gesetze wurden durchaus nie proklamirt, alle öffentliche Bekanntmachungen betrafen nur längst geschehene Dinge, und waren in räthselhaften Ausdrücken abgefaßt, die die Neugier erregen und nie befriedigen sollten, und das Volk lernte den Code-Napoleon ohne dessen Namen aussprechen zu hören, blos nach und nach aus der Praxis kennen. Die vornehmen Römer hielt Miollis unaufhörlich in Athem mit Diners, Soupers, Bällen und Konzerten, er machte den Amante einer Dame aus ihrer Mitte, fügte sich den römischen Sitten ganz vollkommen, da er überhaupt nichts Französisches in seinem ganzen Wesen hatte, interessirte bei

näherer Bekanntschaft für seine Person durch seine natürliche Gutmüthigkeit und geselligen Tugenden, machte durch allerlei kleine Liebeshändel und Vertraulichkeiten aller Art seine gefährliche Macht bei sehr vielen römischen Familien gewissermaßen vergessen, und den Palast Doria-Pamfili, in dem er wohnte, zum Mittelpunkte der Freude und Sorglosigkeit. Von dem Papste sprach er immer mit sehr großer Achtung, zog so viel vornehme Geistliche, als er nur immer habhaft werden konnte, an sich, und gewöhnte sogar seinen Beichtvater, den Abt des Karthäuserklosters von Madonna degli Angeli, und mehrere Andere, durch ihre Gegenwart seinen Gastgeboten und Lustbarkeiten eine gewisse affektirte Würde zu geben, welches frevelhafte Betragen von dem Volke so laut getadelt wurde, daß die Gassenbuben mit Fingern auf diese Geistlichen wiesen und sie maledetti Giacobini nannten. —

So vorbereitet konnte der erste große Streich geschehen: am 10. Juny wurde die Einführung des französischen Gouvernements in dem bisherigen Kirchenstaate förmlich proklamirt, durch Ausrufen, Anschlagzettel, Trommeln und Pfeifen und dem Donner der Kanonen von der Engelsburg und vom Kapitol. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Kanonen den Römern etwas Unheimliches ins Gewissen donnerten; aber wie sie im Wesentlichen immer den Willen des Papstes befolgt hatten, so wandte sich nun ihre ganze gespannteste Aufmerksamkeit auf ihn. — Es blieb niemand in den Häusern den ganzen Tag und die Nacht, es wimmelten die Straßen von Spaziergängern, es war uns als

müßte etwas Großes vorgehen, wovon wir Zeugen sein wollten, am meisten drängte man sich auf den Platz von Montecavallo, wer den Hauptmann der Schweizergarde persönlich kannte, fragte ihn, — doch erfuhr man auch von ihm nichts. Am Morgen des 11ten früh um 6 Uhr weckte mich mein Bedienter und sagte mir, es sei Alles in Bewegung auf den Straßen und er sehe viel Volk in der Entfernung gegen Santa Maria maggiore zu eilen. Ich warf mich eilends in meinen Ueberrock, sah aber auf dem Wege dahin [illegible] deutsche Künstler nach Montecavallo eilen; ich folgte ihnen, fragte den Schweizerhauptmann, was es gäbe? — Es ischt halt Messe. — Darf man mit hinein? fragte ich weiter. — I ja! weil er á Deutscher ischt, mag er immer hinin! — Ich fand die Kapelle voll Fremden, besonders Künstler von allen Nationen, nur keinen Franzosen; ich [illegible] mich in einem Winkel dem päpstlichen Stuhle gegenüber, und harrte still in Erwartung der Dinge, die kommen sollten.

Es herrschte eine tiefe feierliche Stille, alle Augen waren auf die Thür gerichtet, durch die der Papst erscheinen sollte; nach und nach ward die große Kapelle gedrängt voll, aber lautlos lag das Heer von Köpfen, das jeder um sich sah. Endlich ward der heilige Mann unter seinem Thronhimmel daher getragen, die heiligste Ehrfurcht ging vor ihm her und bildete eine Straße durchs Gedränge; überall neigten sich die Häupter unwillkührlich und empfingen die Segnung, das heilige Zeichen des Kreuzes von heiliger Hand. — Ich habe bei so mancher Messe dem Papste

nähd [illegible] und aus [illegible] heiligen Angesichte hat sich tiefe [illegible] in meine Seele ergossen; ich habe ihn so manchen Morgen in seinem Kabinete gesehen, im vertraulichen unbefangenen Gespräche über [illegible] Gegenstände der Menschheit, und immer ist mein Herz von Neuem erfüllt worden mit unaussprechlich inniger Liebe zu diesem theuern werthen Namen. Der edle Ausdruck seines Gesichtes war ein ewig waherer Spiegel seines edeln Gemüthes und durfte es ohne Rückhalt seyn; sein leuchtend Auge und die außerordentliche Beweglichkeit aller Gesichtszüge, verrieth seine außerordentliche Leidenschaftlichkeit, so wie der hohe Ernst, der die Bewegung des Ganzen in einem Brennpunkt sammelte, die wahrhaft göttliche Kraft der Seele ankündigte, mit der er seine Leidenschaften einem ewigen Zwange, die menschliche Natur der göttlichen unterwarf; zugleich schimmerte durch diesen Ernst, bei jedem Blicke, jene unaussprechliche Güte und Sanftmuth durch, die [illegible] den Grundzug seines Charakters war und ihm alle Herzen, die ihm nahen durften, auf ewig gewann und an sich fesselte. Ich habe so mancher Messe beigewohnt, sagte ich, aber nie bin ich so allmächtig ergriffen worden als dießmal. Zum ersten Male bin auch ich niedergefallen auf die Knie und habe mit klopfendem Herzen mein Antlitz verhüllt vor dem hohen ewigen Geheimnisse. — So gespannt und ergriffen hörte die Menge den Papst, wie er ernst und kraftvoll in einer kurzen nachdrücklichen Rede die Begebenheiten, seit dem ersten Briefe des Miollis von der Grenze des Kirchenstaates aus, unter einen allgemeinen Gesichtspunkt faßte, und dann, kraft seines

heiligen Amtes und seiner hohen Würde als Statthalter Christi auf Erden, mit erhöhter Stimme, donnernd das Anathem aussprach „über den Kaiser der Franzo„sen und all diejenigen, so demselben wider „das Wohl der Kirche zu verfahren gerathen „haben.“ —

Es läßt sich über den Eindruck dieses Vorganges durchaus nichts sagen; wer in seinem Leben einmal einen solchen gehabt hat, der weiß, daß er allen Worten, ja selbst dem Gedanken unerreichbar ist. Tief erschüttert, wie ich war, hatte ich gegen das Ende der päpstlichen Rede die Augen niedergeschlagen, und als die Menge sich in Bewegung setzte und ich die Augen aufschlug, war der Papst nicht mehr da, ich wurde mechanisch in der Menge hinausgeschoben, unter den innern Arkaden des Palastes, auf dem Platze, in den Straßen trafen sich Bekannte und Freunde, die sich in der Kapelle nicht bemerkt hatten, sie gingen still neben einander hin, Alle waren von denselben Empfindungen erfüllt, uns war, als ob wir von dem Gerichte Gottes kämen. —

Nachher erklärte sich auch das Gedränge gegen Santa Maria maggiore, das man aus meinen Fenstern sah, da ich auf Trinità de' monti, in Strata felice, wohnte. Die Exkommunikationsformel war in lateinischer Sprache an die vier Haupt-Basiliken Roms affichirt, an S. Pietro in Vaticano, S. Giovanni in Laterano, Sa. Maria maggiore und Sa. Paolo fuori delle mura. Im Volke hatte man allgemein

vorher gewußt, daß es geschehen würde, darum waren die Plätze schon früh besetzt von vielem Volke, das in aller Stille den großen Bogen mit den fulminirenden großen Buchstaben und Worten ansah, bis nach ein oder zwei Stunden die französische Polizei auch anfing Latein zu lesen, und zu besserem Verständnisse die vier Bogen mit nach Hause nahm. Gegen Abend kamen unbekannte Leute in die Häuser der fremden Minister und Chargé d'affaire's, die an dem päpstlichen Hofe akkreditirt waren, und gaben in jedem einen großen Brief ab. Auch die vom Rheinbunde, Neapel, Italien u. s. w. hatten ihn empfangen ohne vorher zu wissen, von wem er sey. Es war aus der Kanzlei der apostolischen Kammer die umständliche Bekanntmachung des päpstlichen Bannes in italienischer Sprache, in welcher auch sonst alle diplomatischen Verhandlungen statt fanden.

Der preußische Botschafter war zufällig abwesend; der österreichische Geschäftsträger bekam den Befehl französischer Seits, die Stadt Rom und den bisherigen Kirchenstaat augenblicklich zu räumen; worauf man sich im Publikum erzählte, er habe geantwortet: er erkenne nur einen Herrn über sich, seinen Kaiser, und nähme in Rom nur Weisungen an von dem Souverain, dem er zugesandt sei. Er erwartete, daß man Gewalt brauchen werde; das geschah auch, er bekam sogleich französische Dragoner ins Haus, die ihn zwangen einzupacken, und ihn über die Grenze begleiteten. Ein russischer Botschafter war schon seit Jahren nicht in Rom. Die übrigen waren von der großen Dynastie und vom Rheinbunde, und von ihnen nahm Miollis durchaus

keine weitere Notiz, als daß er diese Figuren unaufhörlich in den prächtigen Sälen des Palastes Doria figuriren, tanzen und essen hieß.

So wie nun das Ansehen Pius VII. an hoher geistiger und moralischer Würde, so hoch als sich in den letzten Jahrhunderten kein Sterblicher erheben hatte, gewann, so ließ sich doch nun für seine Person nicht viel Gutes mehr weissagen, besonders da niemand mehr an seiner eisenfesten Ausdauer bis an sein Lebensende zweifelte. Diese Aussicht mußte jeden Redlichgesinnten tief betrüben. Hiezu kam nun noch, daß Rom, die Heimath aller Heiligkeit und aller Heiligthümer der Geschichte, der Künste, und alles dessen, was ein menschlich Gemüth mit hoher Würde erfüllen kann, daß Rom, seinem ehrwürdigen Ansehen und seiner alten Denkmale nach ein Grab der Zeit, durch unwürdige Macht verhaßter neufränkischer Barbaren entweiht und geschändet war. Es war unmöglich, ferner noch eine Freude zu haben an dem gestörten Leben in Rom — wenig Tage nach der Exkommunikation Napoleons verließ ich, tief bewegt, die alte Stadt der Städte, furchtbar ergriffen von den Begebenheiten der letzten Zeit.

Außer den höchsten Bergen Kalabriens konnte ich unter diesem schönen Himmel, der mich so mächtig anzog, keinen Fleck finden, der von dem Gifte französischer Herrschaft unverderbt geblieben wäre. Ich zog endlich dahin, wo der erste Eindruck schon mehr verwischt, die ersten Wunden schon etwas vernarbt waren, an den Fuß der hohen Apeninnen, da, wo sie aus dem Meere steigen, um sich durch das schöne

Italien hinzuziehen, nach Genua. Aber eben hier ſollte ich noch Traurigeres und Unglückſeligeres erfahren.

Briefe aus Rom, die mir durch ſichere Gelegenheit zukamen, meldeten mir Folgendes: Gegen Mitte Juli's hatte ſich Miollis eine Nacht erſehen, wo Alles ruhig und die ganze vornehme Welt bei ihm zu einem glänzenden Feſte verſammelt war, da drang ein franzöſiſches Corps unerwartet in das Hauptthor des Palaſtes auf Monteca-vallo ein und überrumpelte die Schweizergarde in demſelben Augenblicke, als ſchon der franzöſiſche General, der eben Commandant de place war, durch eine Seitenthür eingeſchlichen und bis ans Kabinet des Papſtes vorgedrungen war. Hier ſprengte er die Thür, fand den Papſt im Bett, erwachend von dem Lärm, und kündigte ihm ohne weitere Ceremonie an, er habe den Befehl, ihn abzuholen. Ohne irgend ein Wort zu verlieren, ohne die geringſte Anſtalt zu einer Reiſe zu machen, ja ſelbſt ohne nach einem Kammerdiener zu klingeln, nahm der Greis ein Oberkleid, das auf einem Stuhle neben ſeinem Bette lag, zog es an, und ſtumm und gefaßt, daß ſelbſt der frevelhafte Franzoſe ihn verwundert anſah, folgte er dieſem eine kleine Wendeltreppe hinunter, wo er unten vor der kleinen Seitenthür ſich in den Wagen ſetzte. Der General ſetzte ſich ſelbſt auf den Kutſcherſitz, einige Dragoner mit gezogenen Degen ritten nebenher, und ſo ging's eiligſt durch porta del popolo hinaus über ponte molle, wo zwei Reiſewagen, mit dem Kardinal-Secretario di stato, Pacca, und eilf Mann Gensd'armes ſchon warteten, und mit dieſen ſetzte der Papſt

die Reise fort, schwach und krank wie er war, denn er litt seit langen Jahren an zwei der furchtbarsten Krankheiten, an Stein und Bruch. In Florenz nahm man ihm, Niemand weiß warum, seinen bisherigen Begleiter, und gab ihm dessen Bruder, den Prälaten Pacca, mit, und mit ihm reiste er über Alexandria und Tortona nach Genua, wo er auch am 13. Juli, Abends spät, anlangte. Die höchste Wachsamkeit der Polizei hatte nicht verhindern können, daß die Ankunft des hochverehrten Reisenden allgemein bekannt worden war. Mehrere Personen aus Genua waren ihm entgegengereist und hatten auf verschiedenen Stationen Diner und Souper bereitet, wovon der Papst jedoch nichts genießen wollte, und in der Stadt selbst sammlete sich das Volk in Strada nuova und Strada balbi, wo er durchfahren mußte. Dies war jedoch im Rathe der französischen Polizei anders beschlossen. In Castagna wurde der Papst eingeschifft in ein kleines elendes Boot, in feuchter Nacht, bei unruhigem Wetter und hohen Wellen, und während die leeren Kutschen durch die Stadt fuhren, ruderte man so das Oberhaupt der Christenheit um den Hafen von Genua herum, nach dem Dorfe S. Pietro in Arena, wo sich die Kutschen fanden, aber statt des bisherigen Begleiters abermals ein neuer, Kardinal Doria. Durch diese feige Vorsicht der Polizei waren wir alle, die wir mit Herzklopfen vor der Stadt auf den verehrten Greis warteten, hintergangen; wir erfuhren es erst spät nach langem Warten, ich eilte sogleich nach S. Pietro in Arena, fand aber daselbst nichts mehr als einen Haufen Menschen aus

dem Volke, die in der finstern Nacht, im feuchten Winde, bei hochgehenden Wellen, am rauschenden Meerufer um einen Bootsknecht versammelt waren, der mächtig gestikulirte. Als ich hinzutrat, schwieg der Redner. Zu meiner Freude fand ich zwei Marinari, die ich mit ihrer Gondel für meinen Aufenthalt in Genua gemiethet hatte; der eine, Francesco, stellte mich den übrigen als seinen Freund und Gönner vor und als einen redlichen Russen, der es mit den Franzosen nicht besser meine, als er und sie alle, und so bewog ich durch ein Geschenk den Redner, seine Erzählung von Neuem anzufangen, denn ich erfuhr, daß er einer von den zwei Marinari war, die den Papst gefahren hatten, und daß er eben davon erzählte. Die Umstehenden waren verwundert, daß gerade ein Russe dazu kommen mußte, und als auf ihre Frage, wie ich heiße, Francesco mich nach meinem Taufnamen, Signor Alessandro, nannte, da rief ein Schenkwirth aus dem Dorfe: si chiama come l'Imperadore di Moscovia! und ich merkte an den großen Augen, die mich überall ansahen, daß allerlei abergläubische Ahndungen in den Köpfen herumspuken mochten. Der Redner erzählte indessen im Wesentlichen Folgendes: Mein Boot schwankte in Castagna am Ufer und wurde von den Wellen geworfen, so daß das Brett, das wir von ihm ausgeworfen hatten, gar nicht halten wollte; ein alter Geistlicher stand lange davor und konnte immer nicht Fuß fassen, und niemand reichte ihm die Hand. Ich sah ihn immer an und wußte nicht, was ich denken sollte; das wußte ich wohl, daß der Papst heute kommen sollte, aber daß er so allein

und unanſehnlich daſtehen könne, und daß ich zu ſo großer Ehre aufgehoben ſeyn ſollte, das kam mir nicht in den Sinn, und da man mich miethete, hatte man mir auch nichts geſagt; ich wußte nicht, ob ich ihm helfen, oder ob ich auf die Knie fallen ſollte; endlich gab ich ihm die Hand, er ergriff ſie mit der einen und ſtützte ſich mit der andern auf meine Schulter, und ſtieg ſo ins Boot. Eh er ſich ſetzte, gab er mir die Santissima Benedizione, und die ging mir gerade ins Herz; ich ſah nun, was das für ein Mann war und fiel auf die Knie im Boote; aber die vier Gens-d'armes, die mit einſtiegen, pufften mich und drohten mir; da habe ich wohl gerubert, aber ich habe ihn immer angeſehen; und er zitterte am ganzen Leibe und klapperte mit den Zähnen, und war ſo dünn gekleidet; ich wußte lange nicht, ob ich dürfe, endlich faßte ich ein Herz und zog meine Jacke aus und hing ſie ihm um; da machte er dreimal das Kreuz über mich und ſprach einige Worte; ich fiel platt nieder auf's Geſicht und Carluccio auch, und die Franzoſen nahmen ihre Hüte ab; das war grade wie wir nahe beim Leuchtethurme waren. Wie wir hier landeten, da wollte das Boot nicht ſtehen, ich mußte mit Carluccio ins Waſſer treten und es halten, es drangen ſo viel Soldaten auf das Boot zu und holten ihn, aber er ſah ſich nach mir um und gab mir den Wams wieder; ich habe genug gerufen: guardate la! guardate la! aber es ging ſo ſchnell, ſie umringten ihn und er war gleich fort, und hernach ſagten mir die Andern alle: ach! Giuſeppe, du haſt den Santissimo Padre gefahren!

Ich habe wie ein Kind geweint — — — und dabei erſtickten abermals Thränen die rauhe Stimme und rannen über die braunen Backen herab. Er hatte eben die Jacke über dem Arme hängen, ich griff danach und bat ihn dringend, ſie mir zu verkaufen, ſo theuer er immer wolle; „Nicht für tauſend Lire!“ rief er, und hielt ſie hoch in die Höhe. Die Andern drängten ſich hinzu, jeder faßte den Wams an, betrachtete ihn verwundert und wog ihn mit der Hand, und wenn Einer ein Wort vorbrachte, ſo war es immer nur: ach! Giuſeppe, du haſt den Santissimo Padre gefahren. —

In Turin war der Pabſt auch erwartet worden, aber man fuhr ihn Nachts um die Stadt herum; und dann gings über den Mont-Génèvre eiligſt fort nach Grenoble und Avignon. In Frankreich ſelbſt glaubte man ſo großer Vorſicht nicht zu bedürfen. Man ſchickte den Cardinal Doria zurück und ließ den Papſt ganz ohne alle andre Begleitung als ſeine eilf Mann Gensd'armes. Man entzog ſeinen Anblick dem Volke in den Städten nicht ganz, überall wo er durchgereiſt war, hatten ihn alle Leute geſehen, das Volk ſtrömte ihm von allen Seiten zu, in allen Städten durch die er reiſen mußte, waren immer ſchon alle Roſenkränze, Heiligenbilder, Kruzifixe u. ſ. w. vorher aufgekauft, ganze Kiſten, voll davon, wurden ihm zugetragen und er ſegnete ſie ein und ſegnete alles Volk; der Ruf davon erſcholl weit und breit und ſetzte das ganze ſüdliche und öſtliche Frankreich in ſolche Bewegung, daß man eine Völkerwanderung zu ſehen

glaubte. Durch ganz Frankreich, ins südliche Deutschland und besonders nach Spanien hin sandte man Tausende solcher eingesegneter Rosenkränze und Heiligenbilder als Geschenke, die die Kraft haben sollten, in dieser traurigen hoffnungslosen Zeit, Muth und Glauben aufrecht zu erhalten, und diesen Zweck mochten sie auch wirklich gar wohl erreichen. — Sei es nun daß man über diese Gewalt des päpstlichen Ansehns über alle Gemüther in Frankreich heftig erschrak, oder daß Napoleon in der Verwirrung des Krieges mit Oestreich nicht daran dachte gemessene Befehle in Betreff des Papstes zu geben, oder daß man erst den Eindruck, den sein Anblick nnd Schicksal machen würde, zum Maßstabe der Maßregeln nehmen wollte, oder daß man überhaupt nicht wußte was man wollte, und durch die Fassung des Papstes die eigne verlor — genug, man zeigte die sonderbarste Unentschlossenheit; nach wenig Stunden Aufenthalts in Avignon führte man den Papst auf andern Wegen wieder zurück nach Aix en Provence und nach Nizza. Hier mußte der kranke Greis seinen Reisewagen verlassen, ein Maulthier besteigen, und so mehrere Tagereisen auf hohen Wolkenstegen, oft kaum einen Fußbreit neben den höchsten Felsenwänden das Meer in unabsehbarer Tiefe, wo oft der kühnste Gemsenjäger schwindelt, zurücklegen. Nur in Savona, einem kleinen Städtchen, wenig Meilen von Genua, wurde halt gemacht, und in diesem Felsenneste hat Pius VII. mehr als drei Jahr, völlig allein, von eilf Gensd'armes bewacht, zugebracht, bis man ihn 1812 nach Versailles schleppte.

Auf einer Reise von Genua nach Marseille wo ich ebenfalls den Weg über die Corniche gewählt hatte, brachte ich am 21. August in Savona den Tag und die ganze Nacht mit vergeblichen Bemühungen zu, den Papst zu sehen, ihn zu sprechen. Offne Einladungen und Befehle an alle Präfekte, Maires und andere französische Autoritäten, mich überall vor- ein- und zu- zulassen, alle Bitten, Drohungen, Bestechungen Alles ging an den groben schnurbärtigen Gensd'armes verloren, ich konnte den verehrten Greis, der mir einst in Rom Wohlwollen und Herablassung bezeigt hatte, nicht sprechen. In diesem kleinen Orte war jedes Haus ein Wirthshaus geworden, und doch so dicht voll besetzt, daß ich für viel Geld nur auf einem Heuboden Platz finden konnte, und die Maulthiere auf der Straße bleiben mußten; wer nicht viel Geld zahlte, und das Volk, ward mit den Maulthieren gebettet; so strömte die Menge aus den fernsten Gegenden zusammen, den heiligen Vater zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Man drängte sich um das Haus, das er bewohnte, man wurde immer ungeduldiger und unruhiger, die Wachen wurden eiligst verstärkt, und alle Gewalt mit dem größten Nachdrucke angewandt, die Menge von gefährlicher Gewaltthätigkeit abzuhalten. Endlich mochte die Gefahr doch wohl zu groß werden und es mußte auf Mittel gedacht werden, mit aller Vorsicht das Volk einigermaßen zu befriedigen. Es wurden eigen erhöhete Stege angelegt, die zu den schon existirenden verschiedenen kleinen Kapellen im höchsten Gebirge, hoch über den Wolken, führten; vor

denſelben wurden die Altäre ſo gerichtet, daß ſie weit und breit zu ſehen waren, dahin ward dann der Papſt jeden Sonntag, und, wenn es nöthig ſchien, auch an Wochentagen geführt, um öffentliche Meſſe zu leſen, das Volk zu ſegnen, oder gar zu ihm zu ſprechen in dem Sinne wie er einſt zu dem Landvolke in Rom ſprach, wenn es ihn auf Montecavallo beſtürmte; ſchärfe Wachen hielten dabei das Volk in gehöriger Entfernung, ſo zwar, daß der Papſt auf dem ganzen Wege und vor der Kapelle überall geſehen, auch allenfalls gehört werden, aber ihm niemand nahe treten konnte; wodurch die aufgeregte Menge wirklich jedes Mal beruhigt wurde. — Alle Handelshäuſer in Genua, Grenoble, Avignon, Aix, Nizza und ſelbſt in Savona, hatten von der Regierung Befehl bekommen, dem Papſte Geld anzubieten und ihn zur Annahme bedeutender Summen zu bewegen; er hat aber durchaus keinen Sous angenommen; man glaubt aus der gerechten Furcht, es werde ihm das auf Abſchlag der angebotenen Penſion in Rechnung gebracht, und dann als Annahme derſelben, und folglich auch der großen Propoſition zu Abdikation des Stuhles, hinterliſtiger Weiſe angeſehen, und vor der Welt geltend gemacht werden. —

Als ich meine Reiſe über Nizza hinaus in Provence fortgeſetzt hatte, traf ich die kleine Stadt Fréjus genau in ſolchem Aufruhre wie ich Savona gelaſſen hatte. Es war kaum durchzukommen in den Straßen, vor der wogenden Menge, dagegen iſt Leipziger und Frankfurter Meſſe eine Einöde. Weil ich hier blos die Mittags-

fütterung der Pferde abwarten, die Trümmer eines antiken Aquaduktes in Augenschein nehmen und dann gleich weiter reisen wollte, so bemühte ich mich nicht weiter um ein Obdach, ließ Pferde und Wagen auf der Straße und ging in das große Wirthshaus auf dem Markte, wo ich mich in der Gemeinstube hinter einen großen Tisch auf die lange Bank setzte und mir Wein und ein Mittagessen geben ließ. Rund um mich herum summte das Menschengewirr im großen Saale und alle Leute tranken jubelnd des Wirthes Gesundheit; ich trank sie laut rufend mit, um doch endlich seine Aufmerksamkeit auch auf mich zu ziehen, dann bat ich ihn, mir dies sonderbare Räthsel zu lösen, worauf er breit und stämmig mir gegenüber sich hinsetzte, beide Ellenbogen auf den Tisch stemmte, die Müze rückte und dann hochtrabend und selbstzufrieden seine Rede begann, die im Wesentlichen also lautete: Vor ungefähr drei Wochen reiste der Papst hier durch und trat in meinem Hause ab, gerade in dem Augenblicke da meine Frau im Gebähren begriffen und das ganze Haus in Bewegung und Aufruhr war. Ich ließ geschwinde einige Zimmer aufschließen, blieb aber bei der Wöchnerin bis der frische gesunde Bube ans Tageslicht gefördert war, und ging dann erst hinauf meine Entschuldigung über die Unordnung zu machen, indem ich die wahre Ursache nannte. Se. Heiligkeit sprach sehr gütig und herablassend mit mir und als am andern Morgen der Wagen vorfuhr, und er eben gehört hatte, daß die Kranke schon besucht werden könne, forderte er sogar sie selbst zu sehen. Hoch erfreut,

wie im Triumphe, führte ich unſern allerheiligſten Vater, den ich nicht einmal unter meinem ſchlechten Dache zu beherbergen mir jemals hätte träumen laſſen, in das Wochenzimmer. Alle, die da waren, und die hinter uns eingedrungen waren, ſtanden wie ſteinerne Bilder und ſahen Pius VII. an, auch die Kranke richtete ſich auf, aber er zwang ſie, ſich niederzulegen, ſetzte ſich auf einen Stuhl neben das Bett, fragte nach dem Kinde, und als man es ihm hinhielt, taufte er es ſogleich: Gregoire Barthelemi, und hing der Mutter ſeinen eigenen Roſenkranz um. Wir alle waren auf die Knie, meine Frau in Ohnmacht gefallen während der Taufe, und wie wir aufblickten und der Kranken zu Hülfe eilten, da hat niemand weiter den allerheiligſten Vater geſehen, er war auch ſchon abgereiſt, und uns Allen ſchien die ganze Erſcheinung nur ein Traum zu ſeyn. Wir fragten uns wohl hundert Mal: Gregoire Barthelemi und jeder nahm den Roſenkranz in die Hand, um ſich vollkommen zu überzeugen, daß alles wirklich geweſen war. — Auch ich ließ mir den Roſenkranz und den Buben zeigen, und küßte beide aus dem überwältigenden Gefühle der innigſten Liebe und Verehrung zu einem Manne, den ich beſſer kannte, und darum alſo noch viel heißer lieben mußte, als alle dieſe, die nur ein frommer Glaube an die Heiligkeit ſeiner Perſon an ihn feſſelte. Von dieſer Heiligkeit ſchien ein leuchtender Schein auf dieſe Mutter und dies Kind zu ſtrahlen und ihnen zurückgelaſſen zu ſein, und wie der Papſt der Statthalter Chriſti auf Erden, ſo ſchien dies

Kind als der Statthalter des Papſtes in Fréjus angeſehen zu werden. Aus ganz Provence, Languedoc, Dauphiné, Savoyen und Piemont ſtrömte die Menge an dieſen Ort und in dies Haus zuſammen, das wunderbare Kind und die überſelige Mutter zu ſehen; alle Straßen hieher waren von Pilgern beſetzt, Fréjus ſchien ein Loretto oder Maria Einſiedeln geworden zu ſein, und wie dieſe Madonna that auch Gregoire Barthelemi keine geringern Wunder; denn er machte das Haus reich, indem er den Gläubigen gezeigt wurde. —

Almansor und Almansaris.

Die Entstehung des Kusses.

Von

Ernst von Heimburg.

Auf einer Insel, wie sie einst zur Spende
Dem ersten Menschenpaar der Schöpfer wies,
So freundlich schön als jenes Paradies,
— Erzählet die verwitterte Legende —
Da wohnte nach der Sündflut ersten Zeiten,
Ein Hirtenvolk in unschuldvollem Sinn;
Es kannte keinen Wucher — kein Gewinn
Vermochte es zur Arglist zu verleiten;
Kein Herrscher winkte da vom stolzen Throne,
Es blendete kein Gold und Goldes Glanz
Die Hirten; die Geliebte wand den Kranz
Von Immergrün dem Liebling nur zum Lohne;
Die Liebe war das einzige Bestreben,
Das Ziel der Wünsche, nach dem Alles rang,
Die Liebe war's, die zarte Hymnen sang,
Und nur die Liebe schuf das Glück im Leben;
Da war kein Priester, keiner Ehe Banden
Versicherten dem Bräutigam die Braut,
Denn unzertrennlich war das Paar getraut,
Wo sich zwey Herzen Liebe theilend fanden.

Almanſern, — auf der Inſel grünen Matten
Der Schönſte nur genannt, und gut und mild,
Noch ganz des Schöpfers hohes Ebenbild; —
Erwählte ſich Almanſaris zum Gatten.
Ein Binſendach, geſtützt auf Bambusſtäben,
In eines Thales blumenreichem Schoos,
Ein duftend Lager von geſchwelltem Moos,
Beſchattet von den dichtbelaubten Reben,
Das Heiligthum den Blicken zu verhüllen,
Das war den Liebenden genug, denn nie
Verſuchte täuſchend es die Phantaſie
Um der Zufried'nen Seligkeit zu ſpielen.
Wenn ſich der erſte Strahl der Sonne zeigte,
Stieg dankbar ſchon Almanſors Lied hinauf
Zum Dom des Himmels, und wenn ſie den Lauf
Vollbracht, den Purpurzepter wieder neigte,
Dann ſanken bei der hehren Abendröthe
Auf ihren Knieen die Geliebten hin,
Dem Zauberlicht des Tages im Entfliehn,
Den frommen Dank zu bringen durch Gebete.
Einſt ſchlich Almanſaris, als noch die Fluren
Der nächtlich dunkle Schleier überzog,
Sich leiſe von dem Lager fort, und flog
Dem Walde zu auf wohlbekannten Spuren;
Denn heute war der Tag — der hochbeglückte,
Wo Almanſern des Lichtes goldner Strahl
Zuerſt erwärmte, wo zum erſten Mal
Sein Auge in das rege Leben blickte,
Des Lieblings Schläfe kränzend zu umwinden,
Eh noch der leichte Morgentraum verſchwand;
Nur deshalb eilte ſie, des Waldes Rand,
Durch Myrthen eingehegt, aufzufinden:

Und auf der Heimkehr schränkte sie die Reiser
Zum Kranz, mit Blüthen überall durchmengt;
Hoch schlug ihr Herz im Busen eingeengt,
Als sie sich nahte, leis', und immer leiser
Der kleine Fuß das Lager schon berührte;
Doch wer giebt des Entsetzens furchtbar Bild,
Das jetzt Almansaris gefesselt hielt,
Und ihre Sinne wie den Blick verwirrte.
Ein bunt geschillert Ungeheuer zwängte
Sich von den Lippen des Geliebten los,
Und von der Schlange gift'gen Bissen floß
Herab das Blut, das sich zum Herzen drängte:
Das Gift durchzuckte schon des Gatten Glieder,
Sie sah entstellet jeden holden Zug,
Der das Gepräge nahen Todes trug,
Und sank bewußtlos an dem Lager nieder.
Doch plötzlich hob mit himmlischen Entzücken
Der Muth ihr Herz empor, sie warf sich kühn
Auf den schon halb entseelten Körper hin,
Die Lippen sanft auf seinen Mund zu drücken;
Und durstig sog das Blut aus offner Wunde
Sie sich das Gift, als wär' es Nektar, ein,
Vereint mit ihm dem Tode sich zu weih'n,
Der Liebe treu, treu dem geschloss'nen Bunde.
„Wirst du noch einmal meinen Namen nennen,
Geliebter?" flüsterte mit Seelenruh'
Almansaris dem treuen Gatten zu —
„Vereinen wird der Tod uns bald, nicht trennen."
Da zog die Liebe schnell den dunkeln Schleier
Ihm von dem Auge, schon in Nacht gehüllt,
Er sah Almansaris, der Treue Bild,
Und athmete, dem Schmerz entnommen, freier.

„Almanſaris — ſo ſprach er — das Berühren
Der Lippen iſt ein göttlicher Genuß,
Den Liebe ſchuf, ich nenn' es einen Kuß,
Er ſoll forthin den Bund der Treue zieren;
Im Tode gabſt du ihm die ſchönſte Weihe;
Und wo die Liebe zart ein Herz begrüßt,
Die Lippen ſich beim ſanften Druck geküßt,
Sei er das hehre Siegel ew'ger Treue.“
Da ſenkte mit des Himmels ſtillen Frieden
Der Todesengel leiſe ſich herab;
Vereinigt gab den Liebenden ein Grab
Der Erde Schoos, ſie wurden nicht geſchieden.
Und jene Weiſe, die in den Gefühlen
Des erſten Kuſſes für den Jüngling lebt,
Und wonnevoll des Mädchens Herz durchbebt,
Läßt auch dem Sterbenden die Lippe kühlen.

Lindoro.

Faschings-Romanze.

Von

Dr. Bärmann.

Mag dich Faschingsspiel entzücken,
Nur nicht Liebe menge drein,
Denn wenn Lieb' uns soll beglücken,
Darf sie nicht en masque sein.

Spielt des Faschings buntes Tanzen,
Doch der Lieb' oft argen Streich;
Und in flücht'gen Assonanzen
Sing' ich den Beweis dir gleich.

Von Armidens Zauberarmen
Sieht Lindoro sich erreicht,
Und so schlau, daß ohn' Erbarmen
Amor flugs vor Hymen weicht.

Ach! gehoffte Lebenswonne
Wieget nicht Lindoro'n ein;
Denn durch Kunst erzeugte Sonne
Giebt nicht Wärme, giebt nur Schein.

Was bei Tag Lindoro'n strahlet,
Hält bei Nacht ihm nimmer Preis —
Ach! und falsche Münze zahlet
Keine Schulden, wie man weiß.

Falsch Armidens Rabenlocken,
Falsch der Zähne Perlenreih'n;
Und verstimmte Ehstandsglocken
Läuten aus und läuten ein.

Ließ Lindoro sich nicht warnen?
Hat ihn Warnung nicht erreicht?
Ach! die Männer zu umgarnen,
Ward Armiden immer leicht.

Weiberarglist weiß zu täuschen,
Spinnet Netze fest und fein;
Männerherzen zu zerfleischen,
Soll ihr eitel Spielwerk sein.

D'rum mag Fasching dich entzücken,
Doch nicht Liebe menge d'rein;
Denn soll Liebe dich beglücken,
Muß sie nicht en masque sein.

O Lindoro, armer Knabe!
Wie verzehrt dich doch die Pein,
Lebenswarm so düst'rem Grabe
Grausam anvermählt zu sein.

Kehrt dann Lucifer nicht wieder,
Wenn hinabsinkt Hespers Schein?
Ging, Lindor, ein Stern dir nieder,
Wird ein andrer hold dir sein.

Schön Philinchens Feueraugen
Strahlen brennend, strahlen heiß;
Lieb' und Lust daraus zu saugen,
Wäre süßen Strebens Preis.

Ei, man muß nur Etwas wagen!
Nicht zu blöde, nicht zu dreist,
Kannst du jeder Schönen sagen
Alles Schöne, was du weißt.

Ueberdies ist ja Philine
Dir nicht fern, Lindor; o nein!
Dich, dein Weib und die Cousine
Schließt ja gleiche Wohnung ein.

Dennoch, sagst du, findet nimmer —
O, der ärgerlichen Pein! —
Sich im Vorsaal, noch im Zimmer
Günst'ge Zeit zum Stelldichein.

Denn Armidens Blicke wachen —
Ob ihr Mund auch tückisch schweigt —
Wachen, starren, als bei'm Drachen
Sich der Gierdlin je gezeigt.

Sieh, da heut sich unerwartet —
Wär's doch just um Faschingszeit —
Ganz als wär's so abgekartet,
Günstige Gelegenheit.

Gleich zum ersten Maskenballe
Lad't ein Freund Lindoro'n ein —
Ei wer wird in solchem Falle
Nicht sofort zu Diensten sein;

Denn zum Ball geht auch Philine
Mit Armiden zwar — allein,
Im Gewühl wird schon der kühne
Ritter doch wohl glücklich sein!

Wie die Damen ſich maskiren?
Flugs erfährt's Lindor' und leicht,
Weil Aemid', ihn irr' zu führen,
Ihm die Maske nicht verſchweigt.

Doch die liſt'ge Gattin ſinnet
Arges Fangnetz ſchlau und fein,
Und Lindor, nicht arg geſinnet,
Rennt bedachtlos ſelbſt hinein.

Stumme Masken nur im Wagen!
Sappho ſchweigt, Melitta ſchweigt;
Phaon läßt den Kutſcher jagen,
Und der Ballſaal wird erreicht.

Ha! der bunten, luſt'gen Menge
Bei der hellen Lichter Schein!
Flötentön' und Pankenklänge
Jubiliren herrlich d'rein.

Wohl mag Faſching dich entzücken,
Nur nicht Liebe menge d'rein;
Denn ſoll Liebe dich beglücken,
Muß ſie nicht en masque ſein.

O, du trüg'riſch Spiel der Sinne,
Das uns da Genuß verbeißt,
Wo Entbehrung ſüßer Minne
Hämiſch uns den Spottzahn weiſ't!

Schau, wie Phaon und Melitte
Schlüpfen aus des Walzers Reih'n,
Durch der Vielgeſtalten Mitte,
Huſch! zum Nebenſaal hinein;

Weiter noch ins Kabinetchen, —
Ulyp'ge Dämm'rung zog dort ein;
Und der Liebe süß Tractätchen
Wird nun bald geschlossen sein.

„Endlich, endlich, o Philinchen!
„Endlich Lind'rung meiner Pein!
„Wiss', es schlägt, mein lieb Cousinchen,
„Dies mein Herz nur Dir allein!

„Gieb Erhörung meinen Grüßen!
„Ach! nur Hoffnung flöß' mir ein!" —
So klagt zu Melittens Füßen
Phaon seines Busens Pein.

„Ha, Verräther!" hört er schallen,
„Fing ich Dich ins Netz mir ein?
„Sei der Rache denn verfallen;
„Liebe soll ihr Henker seyn!"

Von Armidens Stahl durchstochen,
Sinkt Lindor mit schwachem Schrei,
Und sein lieb'- und dolchgebrochen
Herz wird aller Bande frei.

Daß Armida ihn erlauschte
Und versteckt und schlau und fein
Mit Philinen Masken tauschte,
Sah Lindoro sterbend ein.

D'rum mag Fasching dich entzücken,
Doch nicht Liebe menge d'rein;
Denn soll Liebe dich beglücken,
Muß sie nicht en masque sein.

Das Carneval in Neapel.

Novelle von Hedwig Hülle.

Still und gedankenvoll, in unscheinbarer Kleidung, schritt der junge Graf von Erbthal, ein Schwabe von Geburt, durch die menschenvollen Straßen Neapels; sein treuer Diener folgte ihm. Er schien nichts von dem wogenden Gedränge um sich her zu bemerken und nicht selten mußte ihn dieser vor den vorüberfliegenden Curricoli's warnen, um nicht überfahren zu werden. Er achtete das alles nicht; sein Herz war tiefverwundet und wenn er es sich gleich, männlich kämpfend, nicht gestehen wollte, daß die bittre Erfahrung, um Liebe und Freundschaft betrogen zu sein, das Gebäude seines Glücks gänzlich zerstört hatte, so war doch der Versuch, durch Zerstreuung Ruhe wieder zu gewinnen, noch immer vergeblich, und selbst der reizende Feengarten des Südens, sprach sein verdüstertes Gemüth nicht sanft genug an, um es zu erheitern. Hier in dem glänzenden Neapel, wo Alles die Sinne ermunternd an-

spricht und nichts mangelt zum höchsten Genuß des Lebens, war er mit dem Vorsatz, sich mit den Schönheiten der prachtvollen Hauptstadt zuerst bekannt zu machen, angekommen. Doch schon war er einige Tage hier, ohne an die Ausführung dieses Vorsatzes weiter gedacht zu haben, und auch jetzt ging er, ohne ein Ziel vor Augen zu haben, wahllos vorwärts.

So war er endlich an den Molo gekommen, wo der Wald von den Schiffen, unter denen sich auch das befand, welches ihn in diesen Hafen geführt, sein Auge beschäftigte. Nicht weit von dem Standpunkte, von wo aus er den Golf und das rege Gewimmel auf dem Hafendamm betrachtete, zog seine Aufmerksamkeit ein ihm auffallendes Schauspiel besonders an, und er lehnte sich nahe demselben an ein Geländer, um die seltne Erscheinung in der Nähe betrachten zu können. Es kam nämlich ein Kabriolet gefahren und hielt mitten im Gedränge von Menschen, die sich vor einer Pulcinellen-Bude ergötzten, still. Es saß darinn eine verschleierte Dame, von hoher Gestalt; neben ihr ein Männchen von sehr seltsamen Ansehen, eine wahre Aesopische Figur, welches mit seinen kleinen stechenden Augen bald auf der Schönen, die neben ihm, bald auf dem Schauspiel, das vor ihm war, verweilte, und in dessen sonderbaren Zügen sich ein inniges Behagen malte. Der Graf stand der Scene so nahe, daß er jedes Wort verstehen konnte, als der kleine Signor zu seiner Dame also begann: „Holde Anunziata!“ sprach er, so zärtlich als er vermöge seiner Clarinettartigen Stimme vermochte, „o

hebt doch Eüren Schleier auf, damit auch Andre Euer Engelsangeſicht ſchauen und damit Euern Blicken durch die Hülle des Flors nichts von der ergötzlichen Comödie hier vor uns entgehen möge. Seht nur den drolligen Pulcinello, freut Euch mit mir über die luſtigen Capricien! es iſt doch nach dem Frühſtück meine liebſte Erholung. — Mit herzlichem Lachen ſchlug die Schöne, — das war ſie im ganzen Sinne des Worts, — den Schleier zurück. „Wenn ich Euch einen Gefallen damit thun kann, Signor,“ erwiederte ſie, „mich anſchauen zu laſſen und den Narren anzugaffen, ſo ſei's! Eine ſolche Tracht,“ fuhr ſie fort, „würde Euch recht allerliebſt kleiden; thätet ihr mir nur den Gefallen, dafür, daß ich Euch täglich eine goldne Stunde hier opfre, Euch einmal einen ſolchen Anzug machen zu laſſen, wie herrlich würdet ihr Euch darin ausnehmen!“ — „Topp! zum nächſten Carneval ſollt Ihr dieſes Vergnügen haben, Ihr wißt, meine Schöne, daß ich nur für Euch lebe,“ entgegnete er. Bald war die Stunde verfloſſen und der Wagen rollte davon.

„Wer war das?“ fragte der Graf den ihm zunächſt Stehenden, welcher, wie alle Zuſchauer, bis dahin nur das ſeltne Paar bewundert hatte. „Das war der reiche Signor Pietro Nenolo mit ſeiner ſchönen Braut, der zur Verwunderung von ganz Neapel täglich ſich kurz vor Tafel hier mit ihr einfindet, um dem Puppenſpieler zuzuſehen, welches ſein liebſtes Vergnügen ſein ſoll. Dem Narren,“ ſetzte er hinzu, „kömmt dieſes ſehr zu Statten; denn wenn er auch nie Zuſchauer hätte, ſo würde es doch um

diese Stunde hier überströmend voll sein, denn Neapel zählt wenig solche Schönheiten, noch weniger ein so ungleiches Brautpaar.“ Der Fremde schwieg; doch der Graf fand an seiner Unterhaltung Gefallen und nahm den Faden des Gesprächs mit der Frage wieder auf: „wie es denn sich habe fügen können, daß ein so holdes Frauenzimmer sich an einen solchen Unhold weggeworfen habe?“ „Das will ich Euch sagen, Signor,“ erwiederte jener; „der Vater der Signora, sonst ein reicher Grosey dieser Stadt, ist durch verschwenderischen Aufwand endlich verarmt, so daß er kaum, seinem Range angemessen, noch anständig vor der Welt leben kann. Nun ist dieser Menolo, sein entfernter Vetter, unermeßlich reich, greift ihm unter die Arme, und erhält zum Lohne die schmucke Tochter, die freilich, wie man sagt, gleich einer verwünschten Prinzessin noch immer auf einen Erlöser hofft, weil sie für den Mißgestalteten, der zudem ein Filz ist, keine Liebe fühlen kann; den sie nur, wie Ihr selbst gehört haben werdet, verspottet. Doch das wird sich wohl nicht ereignen, daß sich ein eben so reicher Bewerber findet, und dann wäre es noch die große Frage, ob es dem starrsinnigen alten Freskano gefiele, daß sie dem einmal von ihm erkornen Schwiegersohne untreu würde.“ „Freskano?“ fragte der Graf; „ist sie die Tochter des Nobili Antonio Freskano?“ „Eben dieselbe,“ entgegnete der Italiäner; „der Vater wohnt in der Straße Toledo und dicht neben ihm der Bräutigam. Eine ältere Stieftochter, welche durchaus ihn nicht heirathen wollte, hat er deshalb verstoßen“. Mit diesen Worten

ſchied der Fremde und verfolgte ſeinen Weg. Dem Grafen aber war es eingefallen, daß er an dieſen Freskano ein auf der Reiſe empfangenes Schreiben bei ſich führe, und er beſchloß, davon Gebrauch zu machen, um dann zugleich das ſeltne Paar näher kennen zu lernen, denn er hatte doch an dem Sonderbaren dieſer Zuſammenſtellung einiges Intereſſe. „Wenn die Weiber nicht alle falſch und herzlos wären, wie es mich die Eine gelehrt hat, in der ich das Geſchlecht anbetete,“ dachte er, „ſo könnte ich dieſes Mädchen bedauern, daß ſie an den Irrwiſch verkauft werden ſoll, aber ſie haben kein beßres Loos verdient! Wie fühllos verſpottete nicht auch dieſe den, freilich unvergleichlich häßlichen, Verlobten; doch hätte ihr beſſer ſtille Melancholie gekleidet. — Fühllos ſind ſie Alle, und nun gar dieſes, eine prachtliebende Neapolitanerin, da wird jedes andere Gefühl erſtickt.“ —

Was den Grafen bewog, ſo hart über die Frauen zu urtheilen, davon war eine bittre Erfahrung die Urſache, und es war ihm zu verzeihen, wenn er, in ſchmerzlicher Rückerinnerung alſo über das ganze Geſchlecht abſprach. Er ſtammte aus einem der älteſten deutſchen Grafenhäuſer und beſaß beträchtliche Güter, welche ihn zugleich zu einem der Reichſten des Adels machten. Obgleich früh ſich ſelbſt überlaſſen, war er nicht einer von jenen ſtürmiſchen Menſchen, welche bei völliger Unabhängigkeit und bei allen Mitteln das Leben zu genießen, dieſes Glück auf eine leichtſinnige, ſich ſelbſt ſchadende Weiſe benutzen, und in Ueppigkeit und Verſchwendung den höchſten Genuß finden.

Er war im Gegentheil in jeder Rückſicht ein muſterhafter Jüngling, und es beglückte ihn mehr, geſunkene Familien zu heben, als im Spiel ſeinen Ueberfluß zu vergeuden. Daß ſein Character eine ſolche Richtung genommen hatte, verdankte er einem weiſen Hofmeiſter und einem unglücklichen Beiſpiele, welches ihm ein weit älterer Bruder gegeben hatte, der, früher hoffnungsvoll gleich ihm, in üble Geſellſchaft gerathen, ſchon im Jünglings-Alter zum Greiſe ſich ſchwelgte und ins Grab ſtürzte, ohne den wahren Reiz des Lebens gekannt zu haben.

Er war zweiundzwanzig Jahre alt, als er, an Kenntniſſen aller Art bereichert, von der Univerſität zurückkehrte und eine ſeiner ſchönen Beſitzungen, welche ohnweit der Reſidenz ...tag, bezog. Hier widmete er ſich ganz dem Glücke ſeiner Unterthanen, die ihn, den letzten Sproſſen ſeines Hauſes, anbeteten. In der nahen Hauptſtadt, wo er zu Zeiten einige Wochen verweilte, lernte er unter den Bekannten ſeines Standes einen jungen Edelmann kennen, welcher ſein ganzes Vertrauen gewann und an den ihn bald eine innige Freundſchaft kettete. Dieſer Freund, Baron Ferdinand von Thuen, war arm, und glücklich fühlte ſich der Graf, denſelben den Mangel an irdiſchen Gütern unfühlbar machen zu können. Er nahm den, gleich ihm Elternloſen, mit auf ſein Schloß und ließ ihn alle Rechte eines Bruders im vollem Maaße genießen, und in Seligkeit floh den beiden Jünglingen das Leben.

Beide hatten bisher nur das Glück der Freundſchaft, nicht die Wonne einer reinen Liebe gekannt. Da fügte

es sich einst, daß der Graf zu einem Balle geladen wurde, — an welchem sein Freund durch Zufall nicht Theil nehmen konnte. Der Tanz war seine einzige Leidenschaft, und er konnte sich den Genuß, auch ohne Begleitung seines Ferdinands, nicht versagen, und eilte zu dem frohen Feste. Der Baron Falieri, ein Italiener von Geburt, gab den Ball zu Ehren seiner schönen Nichte, welche er von einer Reise aus Italien mitgebracht hatte. Der prächtig erleuchtete, mit Festons geschmückte Saal, in welchen der Graf trat, war von den Vornehmsten des Adels angefüllt, aus deren Mitte der Herr des Hauses ihm die junge Italienerin entgegen führete. Graf Erbthal erstaunte bei ihrem Anblick, so sehr wirkte die Macht ihrer unnennbaren Reize auf ihn, der nie so Vollendetes gesehen hatte; doch er faßte sich und suchte in der Bitte, mit ihr den Ball eröffnen zu dürfen, welche ihm freundlich gewährt ward, seine Ueberraschung zu verbergen. Bianka, so hieß die Schöne, mit welcher er im rauschenden Tanze den Saal auf- und abschwebte, war eins von jenen Wesen, welche immer des Sieges über Männerherzen gewiß sind. Der Graf hatte nie geliebt, er achtete das weibliche Geschlecht sehr, denn sein moralischer Wandel führete ihn nur den Bessern desselben zu. Die reizende Bianka machte jetzt auf sein unverdorbenes Herz den ersten tiefen Eindruck; zum ersten Mal kam ihm ein ernstlicher Gedanke an eine Vermählung und die Vorstellung, mit diesem holden Wesen Hand in Hand durchs Leben zu gehen, zeigte ihm eine rosenfarbene Aussicht. — So unge-

trübt und glücklich auch bis dahin seine Tage ihm hingeschwunden waren, so blieb doch die schönste Vergangenheit bei Betrachtung einer solchen Zukunft in tiefen Schatten gestellt. Das Erdendasein gewann für ihn eine so bezaubernde Ansicht, als sich seine Phantasie noch nie gemalt hatte. Unter seligen Träumen, die den Menschen beim Frühlings-Gruß der edelsten Empfindung des Herzens, der Liebe, berauschen, floh ihm nur zu schnell an der Geliebten Seite, der schöne Abend. — Mit einer heiligen Thräne im Auge, einer ächten Perle aus der Tiefe seines Herzens, drückte er beim Abschiede auf die Hand Bianka's einen innigen Kuß, und schied, nachdem er aus ihrem Munde die Erlaubniß erhalten hatte, sich den folgenden Tag nach ihrem Befinden erkundigten zu dürfen. — Sein Inneres war beseligt und in dieser Stimmung eilte er auf sein Schloß, wo er den Freund seiner Seele, auf ihn harrend fand. Er hatte nie ein Geheimniß gehabt vor demselben, wie hätte er ihm also die selige, niegekannte Empfindung verbergen können! — „Alles glaubte ich zu besitzen in Dir, mein Ferdinand," sagte er, „aber wie viel glücklicher könnte ich noch sein, wenn mir zu dem Schatze Deiner Freundschaft noch ein anderer vom Himmel geschenkt würde." — „Das ist der Eingang zu einer feierlichen Erklärung, daß Du auf dem Balle Dein Herz verloren hast," entgegnete ihm scherzend Ferdinand, der, aus Besorgniß um den Freund, dessen Aeußerung so leicht hinzunehmen schien; denn er hatte ihn nie so bewegt gesehen. „Scherze jetzt nicht," bat er, „es ist mir

heiliger Ernſt und was ſich auch daraus geſtalten möge, Glück oder Schmerz; ich liebe mit der ganzen, unentweihten Kraft meines Herzens! Ferdinand erſtaunte über die Heftigkeit, mit welcher der Graf dieſes Bekenntniß that und welche er nie an ihm gekannt hatte. Er ſchwieg eine Weile, dann ſchloß er den Freund in ſeine Arme mit dem Ausruf: „O mein Theobald, Gott gebe, daß der Gegenſtand Deiner Neigung ganz Deiner Liebe würdig iſt, und ich Dich bald ſo glücklich ſehe, wie nur ein Menſch auf Erden es werden kann!“ — Nun erſt ergoß ſich der Liebende in den feurigſten Lobeserhebungen der reizenden Italienerin, und entwarf den theilnehmenden Hörer ein ſo hinreiſſendes Bild, daß die Erwartung deſſelben nicht wenig geſpannt wurde und er den lebhaften Wunſch äußerte, die Bekanntſchaft eines ſo ſeltenen Weſens je eher je lieber zu machen. „Was könnte ich ſehnlicher wünſchen, als daß Du, mein Freund, Dich ſelbſt überzeugeſt von der Wirklichkeit deſſen, wovon ich nur ſchwache Umriſſe Dir zeichnen konnte,“ ſagte der Graf, „ich werde die nächſte Gelegenheit ergreifen, Dich bei dem Baron Falieri einzuführen, wo Du dann ſie kennen lernen wirſt.“

„Aber,“ ſagte Ferdinand, „Deine Schöne iſt eine Südländerin, bangt Dir nicht vor ihrer Unbeſtändigkeit, die dort vorzüglich das zartere Geſchlecht auszeichnen ſoll?“ „Ich weiß ja nicht,“ entgegnete jener, „ob auch meine Gefühle bei Bianken erwiedert werden, wenn ich gleich einige Urſache habe, es aus ihrem Benehmen gegen mich

zu ſchließen; daß ich aber Vorurtheile nie gehegt habe, weißt Du, und auch an Dir iſt es mir neu, zu finden, daß Du, ungerecht genug, eine Beſorgniß äußerſt ohne Grund, durch die Du ein gewiß ſehr edles Weſen hart beleidigen könnteſt. Glaubſt Du auch, wie ſo mancher irrig vorausſetzt, daß in Italien nur leichtſinnige und unbeſtändige Weiber, in England nur großmüthige, edle Männer, in Frankreich nur Petit-Maitres und in Deutſchland nur ehrenwerthe Biedermänner geboren werden? ich meines Theils glaube feſt, daß bei jeder Nation die Verſchiedenheit der Individuen ſehr groß iſt, und es keinen eigentlichen Nationalcharakter giebt.“ „Verzeihe, ich wollte Dich nicht betrüben und nicht grade Deinen ſchönen Glauben ſtören; allein Du weißt wie ich Dich liebe und wie Alles, was Bezug auf Dich und das Glück Deines Lebens hat, mir doppelt wichtig iſt und ich alſo auch aus Liebe zu Dir dieſe meine Beſorgniß, die das Wichtigſte in Deinem Leben betrifft, äußere. Verkenne nicht zum erſten Male meine redliche Abſicht.“ „Nein Ferdinand, das will ich bei Gott! nicht; aber das himmliſche Auge Bianka's kann nicht lügen; es liegt das ſchönſte Herz offen vor Dir da, wenn Du hinein blickſt in dieſen klaren Spiegel, in welchem der Himmel ſich malt. Doch ſehen mußt Du ſie, Freund!“ — „Sehen und kennen lernen,“ ſagte Ferdinand, „und mich hoffentlich Deines Glückes freuen.“

Ferdinand war, obgleich ſelbſt nie betrogen, ein halber Weiberfeind, und ſchwer wurde es ihm an die Beſtändigkeit eines Mädchens zu glauben; daher zitterte er bei dem

Gedanken, das Herz seines über Alles geliebten Freundes in Gefahr zu sehen, und er beschloß im Stillen, die ihm noch Unbekannte zu prüfen. Recht bald führte der Graf ihn bei ihr ein und er mußte gestehen, daß seine gespannte Erwartung weit übertroffen wurde, als er das schöne Mädchen erblickte. Staunend weilte sein Blick auf dem seltenen Ebenmaaß der ganzen Gestalt. Ein paar feurige schwarze Augen ließen ihre Strahlen freundlich leuchten, eine hohe Stirn erhob sich schützend über dieselben, ein Meer natürlicher, nachtschwarzer Locken wogte auf dem Lilienhals nieder, und unnennbarer Liebreiz schwebte um den schöngeformten rosigen Mund, aus dem jedes Wort wie Melodie erklang. Ferdinand sah bald, wie sie sich zu seinem Freunde hinneigte und pries ihn glücklich. „Wird um sie," sprach er, „sie ist ein Engel!" —

Er warb um sie bei dem Oheim, nachdem er ihres Herzens gewiß war, und dieser willigte freudig ein. Nun sahen sich die Drei täglich, bald in der Stadt, bald auf dem reizenden, im Gebirge gelegenen, Schlosse des Grafen. Bianka's Seelen- und Körperschönheit entfaltete sich immer mehr vor dem glücklichen Geliebten und dem Freunde, den auch sie sehr schätzte, und ihr reicher Geist riß beide zur Bewundrung hin. Ihnen schwand eine freudenvolle Zeit. Es wurden dem schönen Brautpaare zu Ehren Bälle angestellt und Ferdinand war stets ihr Begleiter. Er hatte nun Gelegenheit, Bianka in einem Kreise von Männern oft zu beobachten, wo der weiblichen Eitelkeit, von der auch sie nicht frei war, glänzende Weihrauch-

Opfer gebracht wurden, und fing an, für seinen Freund aufs Neue Befürchtungen zu hegen; denn er glaubte zu bemerken, daß sie Wohlgefallen daran habe. Ich will sie prüfen, dachte er nun wieder; doch sein eigen Herz hatte er nicht geprüft und wollte es sich nicht gestehen, daß er, außer seinem Freunde, jeden beneidete, der sich eines Blickes von ihr erfreute. —

Der Frühling kam; er lockte die Glücklichen täglich in's Freie in den düfteströmenden Garten. Der Graf war selig; er hatte einen Freund, der ihm Bruder war und ein überaus schönes Weib sollte bald sein werden; denn schon war der Tag der Vermählung bestimmt. Bianka war froh wie ein Kind, das am Sonntag Morgen auf einer blühenden Wiese sich Kränze windet.

Schon war der Tag ihrer Verbindung so nahe gerückt, daß nur noch einige Tage ihm vorher gehen sollten. Da kam Bianka mit dem Oheim auf's Schloß des Grafen, um noch die kurze Zeit bräutlich mit ihm zu verleben. Er wurde von einer kleinen Reise zurück erwartet. Noch fand sie daher Ferdinand allein. Sie war dieses Mal besonders freundlich und gütevoll gegen ihn, den sie als den Bruder ihres Geliebten betrachtete. Er glaubte in ihren Blicken mehr zu lesen als Freundschaft, der Versucher trat zu ihm und flüsterte: „Hoffe“ und er hoffte, was er nicht hoffen sollte. — O Menschenherz! und doch wollte er sich selbst bereden, daß er nur die Absicht habe zu erforschen, ob Bianka die treue Braut des Freundes sei. —

Sie schwebte an einem schönen Morgen neben ihm

im Garten umher; pflückte Blumen und scherzte auf eine liebenswürdige Weise. Ferdinand hatte Myrthen gebrochen und bestrebte sich, davon einen Kranz zu flechten, sie half ihm. Dann setzten sie sich, als der Kranz fertig war, in eine halb offne Jasmin-Laube. Da drückte er den Kranz in des Mädchens Lockenfülle. Sie erglühte im beseligenden Gedanken an die Myrthenfeier des nahenden Tages. Ferdinand, von den erhöhten Reizen der Lieblichen hingerissen, deutete ihr Erröthen zu seinem Vortheil und — lag selig zu ihren Füßen. — „Ihr scherzet seltsam, Ferdinand," sagte Bianka, der noch seine Verwirrung nicht klar werden wollte; doch ein unseliger Geist war über ihn gekommen, er hörte nichts, er sah nur sie und gewaltsam brach die Gluth einer unterdrückten Leidenschaft hervor. „Himmlisches Mädchen, ich liebe Dich!" rief der Bethörte aus und wagte es, ihre Hand an den Mund ziehend, diese mit heißen Küssen zu bedecken. Das war zu viel, die beleidigte Braut erhob sich, entriß ihm die Hand und sagte stolz: „Habt Ihr vergessen, Baron, daß ich die Verlobte Eures Freundes und Wohlthäters bin? was berechtigt Euch zu solcher Kühnheit? ich bemerke mit Bedauern, daß Ihr einer von den Männern seid, die, von Eitelkeit berauscht, jedes freundliche Lächeln eines Weibes für die Folge einer Herzens-Neigung halten. In mir habt Ihr Euch geirrt! Das sei genug." Mit diesen Worten entfernte sie sich und suchte einen einsamen Theil des Gartens, um sich von der Ueberraschung zu erholen. Ferdinand glich, in tiefster Beschämung, einem Erstarrten und fliehend

vor sich selbst und keine Ruhe findend, suchte er den entlegenen Park.

Gerade während dieser Scene war der Graf heimgekehrt. Er eilte in den Garten, hörte sprechen und trat leisen Tritts zur verhängnißvollen Laube, mit dem Vorsatz, die Heißgeliebte und den Freund zu überraschen. Aber wie wurde ihm, als er schon in einiger Ferne die Myrthenbekränzte und den Freund zu ihren Füßen erblickte! — Eiskalt durchfuhr es alle seine Nerven, er wollte näher treten und die Heuchler entlarven, doch sein verathenes Herz, sein gekränkter Stolz hießen ihn rasch umkehren. Mit bebenden Schritten erreichte er sein Zimmer, wo eben ein Bediente beschäftigt war, seinen Reisekoffer loszupacken. „Laß den Koffer noch gepackt," sagte er zu demselben, „und sorge, daß ohne Geräusch mein Reisewagen mit vier frischen Pferden bespannt werde, aber schnell."

Während dieses geschah, ordnete er noch Einiges, nahm bedeutende Summen und Wechsel zu sich und war bald zu einer weiten Reise gerüstet. Dann schrieb er noch folgende Zeilen, welche er an Ferdinand addreſſirte und legte sie in seinem Pulte, zu welchem auch er den Schlüssel hatte, nieder.

„Treuloser!! Du hast mein Leben vergiftet, ich fliehe Deine Nähe, denn ich sah Dich vor der Falschen knien. — Seid glücklich, wenn Ihr es könnt, Ihr habt mich lange hintergangen; wohl mir, daß ich

Euch erkannt habe und nicht durch mein ganzes Leben getäuscht dahin wandle!“

„Theobald.“

Ohne recht zu wissen, wohin, stieg er in den Wagen, rief dem bestürzten Kutscher, der noch unwissender war, „auf die Landstraße,“ zu und drückte sich, von Qualen ergriffen, in die Ecke des schnell dahin rollenden Wagens.

Im Schlosse war es still, Niemand ahnte das Vorgefallene, keiner hatte den Grafen kommen, noch weniger abreisen sehen, als ein Theil der Dienerschaft, der sich um die Ursachen nicht kümmerte. Nur der alte Baron Falieri glaubte ihn aus seinem Fenster gesehen zu haben, als er in den Garten hinab ging. Als derselbe nach einer Weile die, nach seiner Vermuthung, im Garten vereinten Liebenden aufsuchen wollte, fand er nur seine schöne Nichte, die ihm heiter entgegen kam. „Bist Du allein? ist nicht unser Graf bei Dir?“ fragte er, „ich sah ihn vor etwa einer Stunde sich vom Schlosse entfernen und glaubte ihn bei Dir.“ „Ist er da?“ rief Blanka, über die Rückkehr des Geliebten entzückt, „kommt Oheim, laßt uns ihn schnell aufsuchen.“

Es war vergebens, er war nicht zu finden. Sie eilten in's Schloß. Der Castellan sagte: „Der Herr Graf sind zwar zurückgekommen, doch bald darauf wieder abgereist; sie müssen, wie ich aus den mir ertheilten Befehlen in Hinsicht der Verwaltung schließe, eine weite Reise beabsichtigen.“

Man wußte dieses Räthsel nicht zu lösen und hoffte von Ferdinand Aufschluß zu erlangen. Dieser war zur Besinnung gekommen und schon auf dem Wege, Bianka, an der er sich doppelt versündigt hatte, um Vergebung zu flehen.

Da kam sie ihm entgegen, sie hatte über die Sorge um den Geliebten den Leichtsinn des Freundes vergessen. Der alte Falieri sagte ihm, was geschehen war, und er war gleichfalls sehr bestürzt und konnte des Freundes seltsames Kommen und Verschwinden nicht begreifen. Die Eröffnung des Pultes entdeckte ihm Alles. — Er war außer sich und stürzte zu Bianka mit dem Ausruf: „Sein sie ruhig, Signora, ich bringe ihn zurück oder Sie sehen mich zerschmettert zu Ihren Füßen!“ Dann stieg er eilends zu Roß, um dem Flüchtlinge nachzueilen, den seine Thorheit in die Ferne, ja vielleicht in den Tod gejagt hatte. Der brave Jüngling, den nur ein schwacher Augenblick hingerissen hatte, gab jetzt keiner andern Vorstellung Raum, als wie er sein Unrecht wieder gut machen und den theuren Freund von der Unschuld der Geliebten überzeugen wolle. Er folgte einer Straße, die ihn nicht auf die rechte Spur bringen konnte.

Bianka war in Verzweiflung, sie glaubte sich von beiden verrathen, sie hoffte Tage, Wochen und Monden vergebens auf ihre Rückkehr, und der Gram drohte ihre blühende Gesundheit zu zerstören. Da entschloß sich der bekümmerte Oheim, mit ihr das Land zu verlassen, wo das beide Mädchen, das er als Tochter liebte, Ruh und

Glück verloren hatte. Er wollte die zarte Blume dem heimathlichen Boden wiedergeben, in der Hoffnung, daß sie dort, wo die Orange in goldner Fülle prangt, wo nicht der kalte Hauch des Nordens ihr weiches Gemüth mehr berühren könne, neu wieder erblühen werde. Ach, ihn hatte die Zeit vergessen gelehrt, daß der Schmerz der Liebe uns folgt, sich mit uns, als ein bleicher Schatten in den Wagen setzt, mit uns zu Schiffe steigt und selbst auf paradiesischen Auen aus jeder Blumen-Dolde wehmüthig Erinnerung weckend, auftaucht. Diese Erfahrung machte auch Bianka; sie sah das Land, das ihre Wiege war, wieder, sie selbst hatte gehofft zu genesen, aber stets umschwebte sie das Bild des Treulosen, von welchem sie ihr Herz nicht losreissen konnte, und um welchen sie sich in Vermuthungen erschöpfte, seiner Handlungsweise auch nur die entferntesten Gründe unter zu legen Der Quell ihres Lebens war getrübt für immer.

Eben so war es mit dem Grafen; all' der irdische Reichthum, den er sein nannte, war ihm nicht der Betrachtung werth, neben dem Glücke, welches ihm Bianka's Besitz gewährt hatte, und er kam sich wie ein Verarmter, vom Glücke Ausgestoßener, vor. Sein Herz war und blieb schwer verwundet; doch hatte er nach und nach so viel gewonnen, daß er mit einiger Ruhe über die harte Täuschung des Lebens Betrachtungen anstellen konnte. „Einsam mußt du Verlassener nun wandeln," dachte er, „und hast nicht einmal den Trost, daß die, welche dein ganzes Herz besaßen, deiner Liebe werth waren; hätte der

Tod sie dir geraubt, so würdest du denken: dort harren sie dein — und einst selig zu ihnen hinüber schlummern; aber sie sind deiner unwürdig und du mußt sie vergessen und — kannst es nicht.“

In dieser Stimmung fanden wir ihn in Neapel, als er bereits einen großen Theil Italiens durchreist hatte.

Er ging Tags darauf, als er in der Ferne die Bekanntschaft des seltsamen Brautpaares gemacht hatte, zum Signor Freskano, um sich bei ihm einzuführen und wurde mit aller Achtung, welche seinem Stande gebührte, aufgenommen. Sehr gastfrei bot ihm derselbe, während seines Aufenthalts in Neapel, einige Zimmer an, und er konnte das Anerbieten nicht ausschlagen. Er lernte nun auch die Tochter des Hauses kennen und mußte gestehen, daß sie zwar keine Bianka, aber doch ein sehr schönes Mädchen sey, und das schon deshalb, weil sie mit dieser einige Aehnlichkeit hatte, nur mit dem großen Unterschiede, daß sie eine Blondine war.

Anunziata begegnete ihm freundlich; der schöne Mann gefiel ihr, doch sie sah bald, daß um sein Herz eine Eisenrinde gezogen war. Wäre Signor Renolo so ein Mann, dachte sie wohl oft, so könntest du recht glücklich sein, und vielleicht würdest auch du den Fremdling beglücken, wenn er nicht so ein kalter Deutscher wäre. Doch er hat wohl schon ein Liebchen und du wirst nun einmal dem kleinen possirlichen Gemahl zu Theil.

Renolo, auch ein täglicher Genosse des Hauses, wurde doch ein wenig eifersüchtig, wenn seine schöne Braut dem

Grafen tief und freundlich ins offne, ihm gefährlich scheinende Auge blickte, und er ließ beiden dieses unverhohlen merken. Er wußte, daß der Graf eben so reich war, als er, und aus diesem Grunde fürchtete er den vermeinten Nebenbuhler. „Ihr werdet doch gewiß recht bald wieder in Eure Heimath zurückkehren, mein werther Graf,“ sagte er einst; „ich wollte Euch dieses auch unmaaßgeblich rathen, denn bald kömmt der Winter, dann ist nicht gut reisen, und während der Zeit des Karnevals sieht es hier bunt aus, und als ein Fremder könntet Ihr in Gefahr kommen und in allerlei Händel verwickelt werden.“ „Seid unbesorgt, Signor,“ sagte der Graf, lächelnd über die drollige Aeußerung des besorgten Bräutigams, „ich fürchte mich nicht vor Händeln; zu denen ich nicht Veranlassung gebe, und Ihr erlaubt mir wohl, daß ich ein paar Tage des Karnevals hier mit verlebe.“ „Wie es beliebt, mein werther Graf,“ erwiederte er; doch Anunziata lachte laut auf und sagte: „Signor, mich wundert, daß Ihr dem Grafen nicht etwas deutlicher Eure Meinung sagt, er versteht Euch gewiß nicht ganz; was indeß mich betrifft, so will ich ihn bitten, noch recht lange in Neapel zu bleiben.“ Der Ergrimmte biß sich in die Lippen, daß Nase und Kinn sich fast berührten und eine Gluth überflog sein Gesicht; doch er hatte sich schon zum Sklaven stempeln lassen und schwieg, aber in seinem engen Herzen regte sich das Gefühl der Rache, und der deutsche Graf, in dessen Umgang seine Geliebte sich so wohl fühlte, während er beständig ihrem Spott ausgesetzt war und sie ihm unverhohlen

sagte, daß sie ihn nie lieben könne, wurde ihm immer verhaßter.

Die Zeit der Fasten rückte heran und ganz Neapel war in Bewegung und Alles freute sich schon im Voraus auf die Tage der rauschenden Vergnügungen. Auch Anunziata war fröhlich wie ein Kind und bat den Grafen, ihr einen Anzug mit auszuwählen; denn sie hatte ihrem Verlobten, um nicht immer von ihm verfolgt zu werden, gesagt: ich wette, Signor, Ihr sollt mich nicht erkennen, und doch will ich beständig in Eurer Nähe sein. — Es war ihm zwar nicht recht, allein er widersetzte sich nun einmal den Wünschen seiner Schönen nicht. Diese ging in Begleitung des Grafen in einen Laden, wo Masken und ganze Anzüge in schönster Auswahl ausgeboten wurden. Als sie sich zurück begeben wollten, war Dämmerung eingetreten, und sie hatten Mühe, sich durch das Gewühl in den Straßen hindurch zu winden. Auf einmal wurden sie von einander getrennt, indem zwei Riesen-Arme, eh' es ihr Begleiter gewahrte, das erschrockene Mädchen faßten und von dannen trugen, und ein andrer Kerl den Grafen mit der Linken umfaßte und ihn mit der Rechten mehrere Male auf die Brust stieß. Während er mit dem Mörder noch rang, nahte ein Mann in einem langen Mantel gehüllt. Er sah, was vorging, packte den Banditen von hinten und schleuderte ihn an die Ecke eines Hauses, daß er ächzend niederstürzte. Dann faßte er den Grafen unter dem Arm und begleitete ihn bis zu Freskano's Hause, wo er sich schnell, ohne seinen Dank abzu-

warten, entfernte. Anunziata war von dem Banditen wohlbehalten in ihre Wohnung getragen worden, wo der Graf sie, in Todesangst um ihn, fand. „Jesus Maria!“ rief sie freudig, „Ihr lebt? wie seid ihr dem Dolche des Mörders entgangen?“, denn sie zweifelte keinen Augenblick, daß Nenolo hier im Spiele war. Er erzählte nun Alles, und beide hegten den lebhaften Wunsch, den unbekannten, edlen Retter zu kennen. Auf der Brust im Rocke gewahrte der Graf Einschnitte eines Dolchs, und durch die Brieftasche, welche er bei sich trug, wurde es ihm erklärlich, daß die Stöße des Mordinstruments nicht durchgedrungen waren. Er öffnete das Innere der Tasche und ein Medaillon mit dem Bilde Bianka's, welches er noch immer bei sich trug, war von der Spitze des Dolches getroffen, und unkennbar waren die schönen Züge geworden. Eine tiefe Wehmuth ergriff seine Seele, als er dieses sah, und die ganze Gewalt der ersten Liebe erwachte. „So hast Du mich beschirmt, Bianka,“ sagte er halblaut; „ach, daß Du mir lieber den Tod gegeben hättest!“ Anunziata verstand seine Rede und fragte theilnehmend, was ihn so sehr bekümmere, da er doch Ursache habe, sich seiner Lebensrettung zu freuen. Er nahm die Gelegenheit wahr, ihr die Geschichte seiner unglücklichen Liebe zu entdecken, welches er sich längst vorgenommen hatte, um nicht täuschende Hoffnungen zu nähren. Immer mehr wurde das Erstaunen der aufmerksam Hörenden während der Erzählung gesteigert. Doch sie mußten ihr Gespräch abbrechen, denn Signor Freskano und Nenolo nahten ihnen, Letzterer

mit ganz eigenem Gesicht, auf welchem sich die gemeinste Furcht malte. Der Graf erzählte sein gehabtes Abentheuer, und hatte dabei immer den kleinen Nenolo im Auge, welcher höchst verlegen im Zimmer auf- und abging. Freskano, der den Zusammenhang ahnte, lenkte das Gespräch auf andre Gegenstände, um seinen reichen Vetter aus der peinigenden Verlegenheit zu reissen; doch Anunziata konnte nicht umhin, als sie sich aus dem Zimmer entfernte, dem Erbleichenden zuzuflüstern: „Das war gefehlt, Signor, nehmt Euch jedoch in Acht!“

Ein neuer Morgen brach an, und mit ihm die Freuden des Karnevals. Mit dem Abende waren hell erleuchtete Säle von Tausenden aus der Nähe und Ferne angefüllt. Unter den Charakter-Masken zeichnete sich vorzüglich eine Gruppe „Don Carlos“ durch Pracht und Eleganz aus, doch war der Wolfhasenritter immer in geringer Entfernung von den andern, und es schien, als ob der Zufall nur dieses Zusammentreffen der Maskenwahl veranlaßt hätte. Ein Mann im Domino, der eine Wahrsagerin von schlanken Wuchs führte, erregte gleichfalls besondere Aufmerksamkeit. Diese beiden begegneten eben einem altdeutschen Ritter und seinem Gespons, welche Niemand anders waren, als unser Graf und Anunziata. Die Wahrsagerin gab der Ritterfrau ein Zeichen, daß sie glaube, sie zu kennen, dann nahm sie einen Bleistift und ein Täfelchen aus ihrem Gürtel und schrieb darauf:

„Seid vorsichtig! Männer scherzen
Grausam mit der Mädchen Herzen.“

Während Annunziata dieſes las, war die Schreiberin mit ihrem Begleiter in der Menge verſchwunden. — Da hörten ſie ein Geräuſch von Stimmen, welches immer lauter wurde. Es war nämlich ein Gauner, welcher ſich eingeſchlichen hatte, ertappt worden, der fortwährend ſchrie: „Ich bin ja nicht der, den ihr ſucht; laßt mir das Leben!“ doch er wurde durch die Wache fortgeſchleppt, und Alles ward bald wieder ruhig.

Signor Nevolo hatte immer vergebens ſeine Braut geſucht, und war über ihre Abweſenheit nicht wenig erbittert worden; ſie hatte ihn wohl, wie er ihr einſt verſprochen, als Pulcinello geſehen und bemerkt, wie er tauſend Neckereien ausgeſetzt war; doch nahm ſie ſich wohl in Acht, ſich ihm zu nähern. Daß aber der eben Arretirte Niemand anders, als er war, davon hatte weder ſie, noch der Graf eine Ahnung. Er war nämlich für den Puppenſpieler, welcher eines Diebſtahls verdächtig ward, gehalten, und in die Wache gebracht worden, wo es dann erſt klar wurde, daß man ſich ſehr geirrt und ſtatt des Diebes einen Nobili von Neapel verhaftet hatte. Man ſuchte den argen Mißgriff dadurch einigermaßen wieder gut zu machen, daß man den, an allen Gliedern vor Grimm und Schrecken Bebenden, in einer Sänfte nach Hauſe tragen ließ.

Der Graf ſaß mit ſeiner Dame in einer Loge, um Erfriſchungen zu genießen, und ſie ergötzten ſich an dem bunten Gewoge von Vermummten. Da trat wieder die Wahrſagerin zu ihnen hinein. Sie reichte dem Grafen ein Pergament-Blättchen, worauf geſchrieben ſtand:

„Ihr habt ein treues Herz verwundet,
Das nimmer von der Qual gesundet.
Bianka heißt dies treue Herz,
Das fern um Euch vergeht im Schmerz.“

Er las mit Erstaunen; dann wandte er sich zu der Maske, die sich schon mit ihrem Begleiter entfernen wollte, und sagte: „Gebt Euch zu erkennen, schöne Unbekannte, dann will ich Euch antworten.“ Diese sank, als sie den Ton der Stimme hörte, der elektrisch ihr Ohr zu treffen schien, auf einen Sessel. Da entfiel ihr die Wachs-Maske und — Bianka's seelenvolles Auge blickte zu ihm empor. — Er traute seinen Augen kaum, und betrachtete sie in sprachlosem Entzücken; jetzt trat der Mann im Domino herzu und sagte auf deutsch: „Herr Graf, Sie haben sie und mich schwer beleidigt, machen Sie ihre Uebereilung wieder gut oder ich fordere Genugthuung; denn, bei Gott! sie ist unschuldig.“ — „Bianka ist unschuldig?“ rief er, o wer ist dann glücklicher als ich!“ — Sie sank in seine Arme und Alles war vergessen. Anunziata beneidete fast die Glückliche, doch sie besiegte diese unedle Regung und näherte sich den Liebenden. Aber welch ein freudiger Schrecken! Bianka war die verstoßene Stieftochter Freskano's, und mit dem Ausruf: Bianka! Anunziata! stürzten sich die holden Schwestern einander in die Arme. — Der Mann im Domino war Oheim Falieri. Es war des Erzählens nun kein Ende, Alle waren von den Freuden des Wiedersehens berauscht und sahen nichts um sich her. Doch endlich sagte der besonnene Alte: „Seht ihr

Alle denn nicht, daß wir dort einen theilnehmenden Zuschauer haben? Sie blickten hin und sahen den Maltheserritter, der mit untergeschlagenen Armen an einer Säule gelehnt stand. Als er sah, daß er bemerkt wurde, nahte auch er sich ihnen. „Darf ein Reuiger sich den Glücklichen zugesellen und wird ihm Vergebung werden?“ sagte er leise und nahm die Maske ab. — „Ferdinand! auch Du hier? ja ich verzeihe Dir und alles sei vergessen, mein Bruder, ich weiß durch Bianka alles. Ich hätte meine Geliebte nicht ungehört verdammen sollen, mein ist die Schuld.“ — „Auch ich vergebe Euch,“ sagte Bianka, „Ihr hättet mir zwar durch Eure Verirrung das Glück meines ganzen Lebens beinah geraubt, aber Ihr seid der Freund meines wiedergefundenen Theobalds und, wenn Ihr künftig besser seyn wollt, auch der Meine.“ Schweigend küßte er die dargebotene Hand.

Unterdessen war der Saal fast leer geworden. Auch die Liebenden mußten sich trennen. Den andern Morgen ging Graf Erbthal zum alten Freskano und warb um die Hand seiner Tochter. „Ihr wißt, Graf, daß sie Braut ist,“ sagte er verwundert. „Nicht Anunziata,“ entgegnete jener, „Eure edle Stieftochter Bianka Falieri liebe ich; Ihr werdet doch wissen, daß sie mit ihres Vaters Bruder in Deutschland war, ich lernte sie kennen und lieben und auch Eure Einwilligung wäre mir lieb.“ Der Alte stand verlegen da. „Die habt Ihr, Graf,“ sagte er, seid glücklich mit ihr! sie mag ein herrliches Mädchen sein,

aber sie war mir ungehorsam, und deshalb mußte ich sie hassen.“ „Wenn sie aber hier wäre und sich nach Versöhnung sehnte?“ „Auch dann ich vergebe ihr gern, denn Ihr seid mir ein ehr willkommener Eidam.“ Da trat seine Tochter mit Bianka und dem Oheim herein, und der Friede war von allen Seiten bald geschlossen.

Bianka hatte dem Geliebten schon beim ersten Wiedersehen erzählt, daß ein Brief von Ferdinand an ihren Oheim einige Tage vorher ihr alle Räthsel gelöst habe. Er hatte nämlich nach langem Umherirren endlich die Spur des Freundes entdeckt, ging darauf nach Neapel und wurde bald mit den Verhältnissen, in welchen er dort lebte, bekannt. Als der Graf mit Anunziata in den Laden trat, wo Masken feil waren, zog er, der auch anwesend war, sich zurück, um nicht erkannt zu werden, und folgte ihnen, als sie sich entfernten, nach, wo er dann, wie der Leser längst errathen haben wird, den Freund aus den Händen des, von dem eifersüchtigen Nenolo gedungenen, Meuchelmörders befreite, sich aber nicht entdecken wollte, bevor er nicht die, durch seine Schuld, Getrennten vereint wußte. Er lernte eine vornehme Familie kennen, dieselbe, der er sich auf der Maskerade als Marquis Posa anschloß, und ein günstiger Zufall wollte, daß er durch diese den Aufenthalt von dem Baron Falieri in Erfahrung brachte. Er schrieb dann sogleich an denselben, erklärte ihm die Ursache von dem Verschwinden des Grafen und beweg ihn mit seiner Nichte zum Karneval zu erscheinen, wo sich dann Alles so freundlich auflöste.

Der kleine Signor Nenolo war faſt vergeſſen worden, ein Bedienter brachte die Nachricht, daß er ſehr krank ſei. Man eilte zu ihm und erfuhr mit Erſtaunen die unglückliche Expedition des vorigen Abends. — Alle die unangenehmen Vorfälle der vorhergegangenen Tage, ſeine Eiferſucht, das mißglückte Attentat auf das Leben des verhaßten Nebenbuhlers und nun gar eine Verhaftung hatten ſeine ſehr ſchwächliche Conſtitution vollends erſchüttert. Er war ſehr krank und phantaſirte in Fieberanfällen heftig. Seine Einbildungskraft war dann am meiſten mit einer bedauernswürdigen Furcht vor dem Fegefeuer beſchäftigt. Signor Freskano, der den Tod des reichen Vetters fürchtete, oder doch, falls er erfolgen ſollte, gern ſein alleiniger Erbe ſein wollte, brachte ihn in lichten Momenten auf dieſe Furchtäußerung zurück. Der Kranke bekannte ihm die Urſachen derſelben, den beabſichtigten Mord des Deutſchen, und konnte ſich mit dem Gedanken an die Flammen der Ewigkeit durchaus nicht befreunden. Schlau ſagte der Erbſchleicher zu dem Kranken: „Nenolo! was faſelt Ihr, glaubt Ihr Euch an den Pforten des Todes? nimmermehr werdet Ihr in der Blüthe Eurer Jahre ſterben! das iſt ein vorübergehendes Fieber, welches gerade Eure ſchnell aufwallende Lebenskräftigkeit beweiſt; Eure Freuden ſollen erſt angehen, bald haben wir Hochzeit. Doch um Euch über Eure Skrupel zu beruhigen, möchte ich eins rathen.“ „O rathet, rathet!“ rief der Geängſtigte, an deſſen Bette ſchon die Teufelsfratzen mit den feurigen Zungen leckten. „Seht, Ihr müßtet um den Himmel für

alle Zeit zu versöhnen, jetzt ein Testament und darin die Bestimmung machen, daß nach Eurem Tode häufig Seelenmessen für Euch gehalten würden. Damit Euch aber die Abtretung Eures Vermögens in keinem Falle reue, (denn Ihr bleibt ohne Zweifel am Leben), so vermacht es Eurer Braut und laßt Euch, eh Ihr das Dokument unterschreibt, mit ihr durch Priesters Hand verbinden." Das leuchtete dem Patienten ein. „Ja," sagte er, „so soll es sein, Ihr seid ein überaus kluger Mann. Laßt nur gleich Eure schöne Tochter hieher kommen und besorgt nach Eurer weisen Einsicht das Weitere."

Freskano machte seine Tochter mit allem bekannt; dann eilte er zu Notar und Priester, und noch an demselben Tage wurde der listige Plan ausgeführet. Anunziata, obgleich längst mit ihrem Schicksale bekannt, konnte doch, als die Gewißheit ihres Unglücks so plötzlich ins Leben trat, ihre Empfindungen nicht bemeistern. „Mein Loos ist gefallen," sagte sie, „ich habe eine Niete gezogen," und sank schluchzend in Bianka's Arme, als der Abend dieses entscheidenden Tages die Beiden allein fand. „Ich glaube er stirbt," sagte tröstend die Schwester; doch so leise, als glaube sie, ein Verbrechen zu begehen.

Niemand bedauerte die Neuvermählte mehr als Ferdinand. „Du wärst wohl Deinem Gatten untreu geworden," sagte neckend der Graf, „wenn sie frei geblieben wäre?" „Es wäre möglich," erwiederte er, und die Farbe

seines Gesichts veränderte sich; „denn sie ist eine zweite Bianka; — aber was hätte ich ihr bieten können?“ Der Graf und Bianka beschlossen, die kurze Winterzeit in Neapel, zum Trost der armen Annunziata, zu bleiben und mit dem Nahen des Lenzes das Tempt von Puzzuoli zu besuchen, wo Falieri seinen Landsitz hatte. Auch Ferdinand mußte seinen Vorsatz den Bitten seiner Freunde opfern, und die Reise nach Deutschland so lange aufschieben, und er that es nicht ungern.

Die Krankheit des Nenolo hatte einen ernsthaften Charakter angenommen; die Aerzte, deren er, aus Besorgniß um sein theures Leben, vier angenommen hatte, sagten, daß bald eine entscheidende Krisis eintreten müsse. Der Tag kam; mit eigenen Empfindungen saß Annunziata an dem Lager ihres Gemahls. Sein Blick weilte, wenn er Besinnung hatte, mit Wohlgefallen auf ihr. Auf einmal redete er sie lauter als je an: „Sobald ich besser bin, fahren wir auch auf den Molo, dann werden die Leute sagen: seht da, den reichen Mann mit seiner schönen Frau!“ — Als er dieses mit Anstrengung gesprochen hatte, schloß er die Augen. Das war das letzte Auflodern seiner matten Lebensflamme gewesen; mit diesem Traume ging seine Seele zur Ewigkeit. — Annunziata wurde seltsam ergriffen bei seinem Sterben, doch sie weinte nicht, sie mußte ihn und sich glücklich preisen. — Während der ersten zwei Monate, daß sie den Wittwenschleier trug, wendeten sich zwei Herzen liebend zu einander hin. —

Ferdinand kniete liebeflehend einſt vor der jungfräulichen Wittwe; Freskus trat ins Gemach. „Vater,“ ſagte ſie, „ich habe Euch die Hoffnungen meiner Blüthenzeit willig geopfert, dieſer kann mir Alles erſetzen, gebt Euren Segen.“ — „Nie der Bedingung, daß Ihr, ſo lange ich lebe, Italien nicht verlaßt,“ ſagte er, und das glückliche Paar küßte dankbar des Vaters Hände. Der Tag, der zur Vermählung des Grafen feſtgeſetzt war, wurde auch Ferdinand's Brauttag, und mit leichterm Herzen, als da ſie zum erſten Mal die Myrthenkrone trug, die gleich Dornen drückte, ging ſeine Geliebte der ſchönen Stunde entgegen. Als ſie vorüber war, und die ſchönen Bräute ſich frohen Herzensergießungen hingaben, ſagte Anunziata zu ihrer geliebten Schweſter: „Es iſt doch gut, daß mein böſer Ferdinand einſt Dein Anbeter war, ſonſt wäre er nie mein geworden.“

Sobald der Sommer ſeine Pracht ausbreitete über Italiens ſchöne Fluren, zog der Graf mit ſeiner jungen Gemahlin und dem alten treuen Oheim nach Deutſchland, und wurde auf ſeinem Stammſchloß jubelnd empfangen. Die Jahre ſchwanden ihnen in ungetrübtem Glück, dem nichts als die Nähe Ferdinands und Anunziata's fehlte

Einſt hielt eine Karoſſe im Hofe. Es ſtieg eine Frau aus mit einem wunderholden Kinde und wünſchte die Herrſchaft zu ſprechen. Das Kind lief zur Gräfin,

die ihren Erſtgebornen auf dem Schoos hatte, und ſagte, das Händchen reichend: Mama, Papa und Bianka. — Indem traten auch Baron Ferdinand und ſeine Gemahlin herein — der kleinen Bianka Eltern. „Nie habe ich geglaubt, daß ein Erdenglück vollkommen ſein könnte,“ ſagte der Graf, als er hörte, daß der Freund ſich in ſeiner Nähe anſiedeln wolle; doch jetzt fehlt nichts zu unſerm Glück, möge die ewige Güte es erhalten!

Gedichte

von

Rupertt.

1.

In den wohlbekannten Straßen, auf der Brücke steigt Pracht,
Wo die Wagen um die Pfeiler brausen, wandl' ich still und sacht;
Mir entgegen strömt der Menge wildes, lärmendes Gewühl,
Und es regt in meinem Busen sich ein wunderbar Gefühl.

Mich ergreift's, als ob der Zeitstrom wendete zurück den Lauf,
Längst Vergang'nes kehret wieder, alte Tage steigen auf,
Und das Herz mit wildem Beben fühlt im Tiefsten noch einmal
Um das Glück, das es verloren, jede Angst und jede Qual.

Oft in längst verschwund'nen Tagen hab' ich diesen Weg gemacht,
Wenn mich Stürme wild umtoben, wenn mich Sonnenschein umlacht;
Sonnenschein und heit'rer Himmel, Regen, Schnee und Sturm verschwand
Vor der Wonne, die so innig, jugendlich mein Herz empfand.

Täglich bei der Frühe Schimmer kam die Pfade hergewallt
Mit beflügelt leichten Schritten eine liebliche Gestalt;
Aus dem Gange, aus den Mienen sprachen Zucht und Sittsamkeit,
Und das Maaß der schönen Glieder hüllete ein schlichtes Kleid.

Volle Wangen, zarte Lippen glüheten wie Rosen schön,
Die der Knospe schon entquillen bei der Lenzeslüfte Weh'n;
Unter dunkelbraunen Locken blickten Augen klar und blau,
Schimmernd wie das holde Veilchen in des Morgens frischen Thau.

Tief versenkt in jener hellen, wundermilden Sterne Schein,
Fühlt' ich sel'ge Wonneschauer beben durch mein ganzes Sein;
Züchtig unter zarte Wimpern sank dem meinigen ihr Blick,
Doch er kündete dem Herzen, leise sinkend, süßes Glück.

Und dann folgt' ich sinnend, träumend, wohlbekannte Pfad' entlang,
In Gedanken, in Gefühle tief verloren, ihrem Gang,
Unter dichtem Volksgedränge wie in Waldeseinsamkeit,
Voll das Aug' in süßen Thränen, voll das Herz in Seligkeit.

Jene Zeiten, jene Tage schwanden wie ein Morgentraum,
Oftmals ist indeß der Frühling auferblüht im grünen Raum,
Aber seiner Blüthen Fülle, seiner Vögel frohes Lied
Konnten nicht ein Herz erfreuen, das sich von dem Liebsten schied.

In die Ferne zog ich sehnend, pilgernd auf- und niederwärts,
Aber immer wallten leise mir zur Seite Gram und Schmerz,
Und je herrlicher die Berge und je lieblicher das Thal,
Um so tiefer wühlt' im Busen unerhörter Liebe Qual.

Und nun bin ich heimgekehret, kann die Pfade wieder gehn,
Die in alten, schönern Tagen als Beglückten mich gesehn,
Menschen kommen auf der Brücke rasch entgegen mir gewallt,
Aber nie die eine hehre, schöne, liebliche Gestalt.

Und nie wirst du mehr erscheinen; lange schon gab das Geschick
Dir den Gatten, und du denkest meinen nicht in deinem Glück; —
Nein, ich will nicht mit dir rechten; Segen, Segen über dich,
Aber keiner, keiner, glaub' es, hat dich so geliebt wie ich.

Meine Schmerzen zu ertragen fühl' ich in mir volle Kraft,
Tilgen will ich sie so wenig wie die Quelle, die sie schafft;
Mit Geduld und Muth wie mit dem Pilgermantel angethan,
Geh' ich, ein einsamer Waller, düster meine Lebensbahn.

Fließet, fließt, ihr Wasserwellen, fließt hinunter ohne Rast,
Bis des Meeres ungeheurer Wogenstrudel euch erfaßt;
Fließet, fließt auch ihr, o Jahre, eilet schnell im Strom der Zeit,
Bis er euch hinabgetragen in das Meer der Ewigkeit!

2.

Es steht am Himmelsbogen,
Von seinen Brüdern fern,
Mit Wolken dicht umzogen,
Einsam ein schöner Stern.

Er ſchaut als wie im Traume,
Man ſieht ihm an die Pein,
Im weiten Himmelsraume
So ganz verwaiſt zu ſein.

Er ſchickt des Blicks Gefunkel
Nach ihm verwandtem Licht,
Doch alles rings iſt dunkel
Und giebt ihm Antwort nicht.

Die Erde liegt ſo traurig
Gleich einem weiten Grab,
Die Wolken, trüb' und ſchaurig,
Zieh'n immer mehr herab.

Bald iſt er ganz verſchlungen,
Nur noch ein Schimmer bricht
Aus tiefen Dämmerungen; —
Fahr' wohl, du ſchönes Licht!

O wohl dir in dem Dunkel,
Das dich ſo dicht umſchließt!
Was ſollte dein Gefunkel,
Wenn keiner wieder grüßt?

O beſſer iſt es, ſinken
In Todesnacht hinein,
Als ohne Liebesblinken
Im öden Leben ſein.

3.

Ich ſank zu ihren Füßen,
Ich faßt' die zarte Hand,
Ich ſah ſie freundlich grüßen,
Zu mir herabgewandt.

Ihr Auge glänzt' in Thränen,
Sie ſprach ſo lieblich mild:
Du littſt ſo tiefes Sehnen,
Nun ſei dein Schmerz geſtillt.

Ich ſchlang mit ſüßem Zagen
Um ihren Leib den Arm,
Ich fühlt' an meinem Schlagen
Ihr Herz ſo liebewarm;

Ihr [illegible] hell,
War ganz in meins verſenkt,
Aus tiefſter Herzensquelle
Mit heil'gem Thau getränkt;

Die Lippen auch verwebten
Zu ſüßem Bunde ſich,
Sie zitterten, ſie bebten, —
Die Welt verging um mich. —

Vor der Geliebten Schwelle,
Gelehnt an einem Baum,
Umglänzt von Mondeshelle,
Da träumt' ich ſolchen Traum.

4.

Liebe, eigenſinnig Kind,
Laß vom Schlummer dich beſiegen,
Meine Bruſt ſoll ſtill und lind
Dich wie Mutterarme wiegen;
Süße Zaubermelodei'n
Sollen um dein Lager tönen,
Deinen Schlummer zu verſchönen
Durch der Träume bunten Reih'n.

Ohne Sorge ſchlafe ein,
Nichts ſoll deine Ruhe ſtören;
Luſt, von dir mich zu befrei'n,
Würde mich umſonſt bethören.
Ach, zu feſt ſchon eingeprägt
Haſt du dich dem tiefſten Herzen,
Das ſogar die bittern Schmerzen
Liebgewann, die du erregt.

Der im wildverwirr'nen Streit
Lange meine Bruſt gemieden,
Nur auf kurze, kleine Zeit
Gönne mir den ſüßen Frieden!
Wieder dann magſt du erwacht
Deine Mährchen mir erzählen,
Mich mit Schreien, Weinen quälen,
Ruheloß bei Tag und Nacht.

Bittre Freude, ſüße Laſt,
Bald lächelnd, bald weinend,
Heiß erſehnt und doch gehaßt,
Luſt und Schmerz ſo eng vereinend, —

Eingelullet leis' und lind,
Von des bangen Herzens Schlagen
Sanft geschaukelt und getragen,
Schlimm're, Liebe, loses Kind!

5.

Auf deinem Hut blüh'n Rosen,
So lieblich, zart und mild,
Wie sich dem linden Kosen
Des Zephyrs je enthüllt.

Auf deinen Lippen, Wangen,
Ach, doppelt schön und süß,
Sind Rosen aufgegangen,
Wie aus dem Paradies.

O, brächst du von dem Hute
Nur eine Rose mir,
Die mir am Herzen ruhte,
Ein Heiligthum von dir!

Ach, jener andern Schimmer
Begehr' ich nicht für mich;
Die Sterne einen nimmer
Der dunkeln Erde sich

Doch auf zu ihnen sehen
Darf ich in hoher Lust,
Und heil'gen Friedens Wehen
Erquickt die matte Brust.

6.

Wenn ich einſam ſitze in den Schenken,
Hell vor mir der Wein im Glaſe funkelt,
Muß ich deiner inniglich gedenken,
Deren Bild die Ferne nie verdunkelt.

Schöne Zeit, als noch mit jungen Roſen
Deine zarte Hand den Becher kränzte,
Und dein rother Mund mit ſüßem Koſen
Mir den edeln Feuertrank kredenzte!

Liebe trank ich aus geweihtem Weine,
Liebe ſog ich ein aus deinen Blicken,
Alles ſtrahlte mir im Zauberſcheine,
Und mein ganzes Weſen war Entzücken.

Und nun ſitz' ich einſam und in Trauer,
Laſſe ſtill des Weines Geiſt verglühen,
Fühle tief ergriffen bange Schauer
Statt der Gluthen meine Bruſt durchziehen.

Dulde, dulde ſtandhaft des Geſchickes
Wankelmuth, o trage, Herz, ertrage,
Wie vordem die kurze Zeit des Glückes,
So nun auch die lange Zeit der Klage.

Den gefüllten Becher leer' ich ſtille,
Wanke in der Nacht verlaſſen weiter,
Um mich her des Nebels düſtre Hülle
Und den wilden Sturmwind zum Begleiter.

7.

Fernes, wunderbares Tönen
Klingt in stiller Mitternacht,
Weckt im Busen tiefes Sehnen
Mit geheimer Geistermacht.

Längst versunk'ne Bilder heben
Aus der Gruft sich still hervor,
Und es fühlt das Herz mit Beben
Noch einmal, was es verlor.

Schöne Bilder alter Zeiten,
Frühlingsauen, Zauberlicht,
Augen, die so Schönes deuten,
Lippe, die so Süßes spricht, —

Wie im Flug verwehte schöne
Morgenträume grüß' ich euch;
Ach, ihr schimmertet wie jene
Und entschwandet ihnen gleich.

8.

Schon manche Meile zieh' ich fort,
An meinem Wanderstab,
Und jeder Gang und jeder Schritt,
Den, ach, der Fuß so müde tritt,
Führt weiter von dir ab.

Schon manche Höhe, manches Thal
Blieb rückwärts hinter mir;
Der Berg ſo kühn, das Thal ſo ſchön, —
Mit Trauern nur konnt' ich ſie ſehn,
So weit entfernt von dir.

Doch ach, was hilft' es mir, dir nah,
Dir ewig vereint zu ſein?
Bleibt, unerreichbar wie der Stern,
Dein Herz doch meinem Herzen fern
Und fühllos meiner Pein.

Drum weiter, weiter, ohne Raſt
Auf Höh'n und tief im Thal;
Mit müdem Schritt von Ort zu Ort
Trag' ich mich ſtill und einſam fort,
Tief in der Bruſt die Qual.

9.

Von Reben umgrünete, freundliche Höh'n,
Wie glänzt ihr im Schimmer der Sonne ſo ſchön!
Wie lachſt du ſo lieblich, o reizendes Thal,
Als wär' auf der Erde nicht Kummer und Qual!

Ach, wiſſet ihr Troſt der verwundeten Bruſt?
Iſt euch der entflohene Frieden bewußt?
Ihr Thäler und Höhen heilt nicht den Schmerz,
Je ſchöner die Gegend, je trüber das Herz.

10.

Hinauf zu des Berges Gipfel,
Fort aus dem engen Thal!
Da iſt nicht Luft zum Athmen,
Nicht Raum für meine Qual.

O freier Blick hier oben!
Rings liegt die Welt ſo weit!
Doch wie ſie ſich verbreite,
Sie faßt nicht all' mein Leid.

11.

Es iſt der weltbekannte Ort,
Es ſind die alten Gaſſen,
Ich wand're ſtill und traurig fort,
Ich weiß mich kaum zu faſſen.

Die Häuſer ſchau'n ſo ernſt auf mich,
Als wollten ſie mich bedauern,
Es weht herüber ſo ſchauerlich
Von jenen alten Mauern.

Die Menſchenmaſſe ſtrömt hin
In lärmendem Gewühle,
Doch keinen Freund find' ich darin,
Der theilte, was ich fühle.

Dort wandelt eine schlanke Gestalt,
Mich dünkt, die sollt' ich kennen; —
War auch das Herz erstarrt und kalt,
Doch fühl' ich leise Brennen.

Weil kenn' ich die Züge glanzbelebt,
Das Lächeln von süßem Munde,
Das einst die Seele mir durchbebt
Bis zu dem tiefsten Grunde.

Bin ich es auch? bist du es auch?
Wird nicht der Himmel trüber?
Wir sehn uns an mit fremdem Aug',
Wir gehn uns kalt vorüber.

Bin ich es auch? bist du es nicht?
Sind wir nicht Schattengestalten,
Die nächtlich mit des Grabes Hauch
Den bösen Umgang halten?

Mir ist, als stehn die Häuser auf mich,
Als stürzte der Himmel nieder,
Es schlägt um's Haupt mir schauerlich
Der Wahnsinn sein Gefieder.

12.

So steh' ich vor dir wieder
Wie in vergang'ner Zeit,
Die Augen sinken nieder,
Zu voll an Seligkeit.

Das Herz mit heißem Schlagen
Zersprengt mir fast die Brust,
Als könnt' es nicht ertragen
Die Fülle dieser Lust.

Und du? — die schönen Sterne,
Sonst mir ein Himmelreich,
Sie schau'n aus öder Ferne
So seelenlos und bleich.

Ein Lächeln kalt umschweben
Seh' ich den süßen Mund,
Kein Zeichen giebt das Leben
Der alten Liebe kund.

Die Stimme, sonst wie tönend
Vom reinsten Glockenerz,
Klingt heiser nun und höhnend
Und dringt nicht mehr ans Herz.

Da welkt die schöne Blüthe,
Die sich erschlossen kaum;
Was mich so sehr durchglühte,
Entschwindet wie ein Traum.

Da seh' ich rasch entschweben
Das heiß ersehnte Glück,
Mein Herz fühl' ich erbeben
Und wanke bleich zurück.

Und wie durch Geisterhände
Fühl' ich mich kalt erfaßt,
Zum fernsten Erdenende
Geschleudert ohne Rast;

Und Nebel seh' ich quillen,
So dumpf und trüb' und bleich,
Und grauenvoll umhüllen
Der Liebe Zauberreich.

Stets dichteres Gewimmel
Von Wolken deckt den Blick,
Das Grün, der blaue Himmel
Sank lange schon zurück.

Von kaltem, tiefem Schauer
Fühl' ich mein Herz durchbebt,
Mir ist's, in düst'rer Trauer,
Als hätt' ich nie gelebt.

13.

Der Fels mit seinem Wolkenhaupt
Tritt vor mich hin so kühn,
Der Blitz, der durch die Lüfte schnaubt,
Ergießt um mich sein Glüh'n;

Und in des Donners Schreckensklang,
Der durch die Oede brüllt,
Mischt seinen heulenden Gesang
Der Sturm so laut und wild.

Der tausendjähr'ge Eichenwald
Zerkracht mit dumpfem Schall,
Wild stürzend vom Gebirge hallt
Zerschlagner Klippen Fall.

Als ſollt' in ſchreckenvoller Schlacht
Die bange Welt vergehn,
So miſchen Helle ſich und Nacht,
So Tiefen ſich und Höh'n.

Und dräuend rufen mit Gebraus
Fels, Donner, Blitz und Sturm:
Was treibt dich her in unſer Graus,
Was ſuchſt du hier, du Wurm?

Ich ſchreite weiter ohne Halt,
Im Herzen unbewegt,
Ob mir mit wüthender Gewalt
Der Sturm entgegen ſchlägt;

Ob rollendes Getrümmer wild
Der Fels hernieder ſchickt,
Und Eich' und Tanne angſterfüllt
Das Haupt zur Erde bückt.

Der rothe Schlangenblitz enthüllt
Ringsum Noth und Gefahr,
Mein Mantel weht im Sturme wild,
Es flattert kühn mein Haar.

Die Elemente ruf' ich auf,
Durchglüht von wildem Muth:
O, fort zu immer tollerm Lauf
Treibt eure blinde Wuth.

Wohllaut und Wonn' und hohe Luſt
Iſt euer Toben mir,
Ich trag' ein Herz in meiner Bruſt,
Das wilder iſt wie ihr.

14.

Es wölben ſich in ſtolzer Pracht
Der Brücke hohe Bogen,
Und unter ihnen rollt mit Macht
Der Strom der wilden Wogen.

Mir iſt, als rief' es mich hinab
Ins Luſtgebraus der Fluthen,
Zu kühlen in dem Wellengrab
Des Buſens heiße Gluthen;

Als müßt' ich, ſpornend wild und toll,
Mein Roß hinunterlenken,
Wo Mann und Roß im Fluthgerull
Mit Blitzeseil' verſänken.

Und hätt' ich nicht vollkomm'nen Grund
Zu ſolchem wilden Streben?
Was giebt der Erde armes Rund?
Was bietet noch das Leben?

Doch weiter reit' ich ſtill und ſacht,
Vom Flutengrab gerettet.
O wer, wer löſ't die Zaubermacht,
Die uns an's Leben kettet?

15.

Ich geh' vorbei an ſonſt geliebter Schwelle,
Die Sterne in der Höhe funkeln helle.

Hier ſtand ich oft, gelehnt an einen Baum,
Und ſah hinauf zum blauen Himmelsraum,
Und Töne, heiß aus voller Bruſt gedrungen,
Hab' ich, ihr Stern', empor zu euch geſungen;
Ihr ſchien't den Lieb'erfüllten zu verſtehen
Und Antwort ihm zu glüh'n von euren Höhen.

Wie hat das alles nun ſich umgeſtaltet!
Die Gluth in euch iſt wie in mir erkaltet.
Was wir uns früher gegenſeitig waren,
Es iſt entſchwunden mit den ſchönen Jahren,
Und mich bedünkt, ihr ſchneidet mir Geſichter
Und höhnet euren treuen Freund und Dichter,
Und in den Strahlen, die in alten Zeiten
Mir ſchienen ſo viel Schönes zu bedeuten,
Glaub' ich nunmehr das bitt're Wort zu leſen:
Ein toller Narr iſt ſtets der Menſch geweſen,
Und du, o guter Freund, wirſt uns verzeihen,
Wenn wir dich auch in dieſe Kette reihen.

16.

Ich ſteh' an Fluſſes Rand allein,
Die Wellen flüſtern leiſe,
Sie wallen ſtill im Mondenſchein
Hinunter ihre Gleiſe.

Es iſt, als riefen ſie mir zu:
Sieh', wie wir heiter fließen,
Wie Mond und Stern' in ſüßer Ruh'
Auf uns ihr Licht ergießen!

Was biſt denn du ſo ernſt und wild?
Was treibt dich hin und wieder?
Was wogt, von heißem Drang erfüllt,
Dein Buſen auf und nieder?

O fließet, fließt in ſtillem Gang,
Ihr Wellen, glanzumwoben;
Ihr kennt die Qualen nicht, die bang'
Die Menſchenbruſt durchtoben.

17.

Wir ſind Genoſſen, mein Roß und ich,
Verſtehen uns gar gut,
Uns treibt auf nächtlich dunkler Bahn
Der ungeſtüme Muth;
Uns ſchlägt entgegen Schnee und Sturm,
Wir achten nicht darauf,
Und raſtlos immer weiter fort
Trägt uns der kühne Lauf.

Es weht dein Haar, mein edles Roß,
Es glüht dein Auge wild,
Weil in der Bruſt ein freud'ger Muth
Dein großes Herz erfüllt.
Wohl glüht auch mir das Auge wild,
Doch iſt's in tollem Schmerz,
Und in der Bruſt ſtatt freud'gen Muths
Tobt das zerriſſne Herz.

18.

Es klingt ein leiser Harfenklang,
Erfüllt von Lieb' und Sehnen,
Und dringt zum Herzen tief und bang'
Und lockt ins Auge Thränen.

O rinnet, Thränen, nur herab,
O schlage, Herz, mit Beben,
Es sanken Lieb' und Glück in's Grab,
Verloren ist mein Leben.

19.

Ich komm' an Liebchens Hause vorbei
Auf längst vergessenen Wegen,
Doch das Herz, der alten Gewohnheit treu,
Schlägt noch in rascheren Schlägen.

Du thörichtes Herz, was pochst du so laut?
O laß die Tollheit künftig;
Mein Lieb' ist ja eines Andern Braut,
Und ich bin kalt und vernünftig.

20.

Du blickſt in's Aug' ihm unverwandt,
Reichſt ihm die Lippen, die ſüßen,
Indeß mit wunderholdem Band
Ihn deine Arm' umſchließen.

Er nimmt den Liebesblick ſo ſtumpf,
So kalt die Küſſe, die warmen,
Er ruht mit Blicken, trüb' und dumpf,
In deinen weichen Armen.

Dann ſagt er gähnend gute Nacht,
Schleicht fort auf ſeinen Wegen,
Hüllt in den Mantel ſich mit Bedacht
Vor Sturm und kaltem Regen.

O dürft' ich rühren nur dein Gewand,
Nur ſchau'n in deine Blicke,
Nur faſſen deine liebe Hand,
Nichts wollt' ich mehr vom Glücke!

Vor deiner Schwelle lieg' ich hier,
Vom wilden Sturm umweben,
Und wilder wüthet im Buſen mir
Verſchmähter Liebe Beben.

21.

Es braust im Pokale die herrliche Fluth,
Und freudiglich braust in den Adern das Blut;
O trinket, vom Drange der Jugend beseelt,
Das Leben mit Leben sich feurig vermählt.

Die Sorgen entwichen, die ängstende Qual,
Sie sinket hinab in den perlenden Pokal,
Und Wonne und innig Behagen entquillt
So kräftig dem Becher, von neuem gefüllt.

D'rum rasch, nicht geräumet, es drängt das Geschick;
Erhascht an der Locke das flüchtige Glück!
Trinkt, eh' er verflieget, den feurigen Schaum!
Die Freude ist Wachen und das Leben ist Traum.

Der grimmige Stifter der Freuden, der Tod,
Er zieht mit der blitzenden Waffe und droht;
Es schlägt ihm kein Herz in der eisigen Brust,
D'rum gönnt er auch uns nicht den Becher der Lust.

Wir aber, wir trinken, von Freude durchrauscht,
Und Becher um Becher wird fleißig getauscht,
Und wenn er uns heut' oder morgen erreicht,
Dann muthig hinaus in das große Vielleicht!

22.

Der Schnee deckt wie ein Leichentuch
Ringsum die öden Gründe,
Wo ich mit müdem Schritte geh'
Allein in Nacht und Winde.

Mir iſt, als möcht' ich legen mich
Unter des Schnees Hülle
Und träumen von verlor'ner Lieb'
Im Grabe tief und ſtille.

23.

Könnt' ich die Qualen ſagen,
Die mir durchglüh'n das Herz,
Du würdeſt mit verzagen
In ungeheuerm Schmerz.

Könnt' ich die Liebe künden,
Die mir im Buſen ruht,
Sie würde dich entzünden
Zu gleicher, heißer Gluth.

Ich kann nicht künden und ſagen
Die Liebe und den Schmerz,
Und in einſamen Klagen
Bricht und vergeht mein Herz.

24.

Am Nordpol hier, am Südpol dort,
Da ſteh'n zwei goldene Sterne,
Die lieben einander ſo inniglich,
Die wären beiſammen ſo gerne.

O trauriges Loos! o vergeblicher Wunſch,
Die glühenden Strahlen zu miſchen!
Es rollen mit der gewaltigen Laſt
Die Erden und Monden dazwiſchen.

25.

Es ſteht allein im öden Raum
Auf einſam ragender Spitze
Vom Sturm umſchauert ein Tannenbaum,
Die Zweige verſengt vom Blitze.

Sein Haar erglänzt ſo traurig ernſt
Mit dunkelgrünem Scheine,
Die nackte Wurzel ſtarrt hervor
Aus kaltem Felsgeſteine.

O Tannenbaum, was erfüllſt du mich
Tief mit geheimen Schauer?
O Tannenbaum, dir gleicht mein Herz
In ſeiner Lieb' und Trauer.

26.

Still durch des Sees Fluthen
Rudert der ſchöne Schwan,
Der Abendſonne Gluthen
Beglänzen ſeine Bahn.

Er zieht die gleichen Kreiſe
Noch einmal ſtill, in Luſt,
Die Wog' umſpület leiſe
Die glänzend weiße Bruſt.

Dann ſtimmt er an in Wonne
Sein ſchönes Sterbelied,
Indeß die Abendſonne
Im Scheideglanze glüht.

Das Lied ertönt ſo rührend,
So fremd und doch vertraut,
Im Fernen ſich verlierend
Wie leiſer Geiſterlaut.

D'rin klingt ſo ſüßes Sehnen,
Verbunden Luſt und Schmerz,
Es lockt in's Auge Thränen
Und Mitgefühl in's Herz.

Und immer tiefer wallet
Der Abendſonne Gluth,
Und immer leiſer hallet
Das Tönen auf der Fluth.

Nun iſt ſie ganz verſunken
Und Dunkel ſteigt herab,
Und ſchweigend, wonnetrunken
Taucht er in's Fluthengrab.

27.

Fern das wilde Weltgewühl,
Reiner, blauer Himmel,
Bäume, ſchattend friſch und kühl,
Fröhliches Vögelgewimmel; —

Tilgt hinweg der Thränen Spur,
Augen, blicket heiter,
Rings die ſchöne, freie Natur,
Herz, was willſt du weiter?

28.

Mit lichtem Brautgewand geſchmückt
Erſcheint auf's Neu die Erde,
Daß ſie, in Lieb' und Luſt beglückt,
Dem Lenz vermählet werde.

So hold verwoben in ihrem Kranz
Sieht man die Blumen blühen,
Aus Bach und Quelle den friſchen Glanz
Der ſchönen Augen glühen.

Die Wolken bau'ten das Brautgezelt
Hellſchimmernd in den Lüften,
Von tauſend Lampen Nachts erhellt,
Durchwebt von ſüßen Düften.

Der Vöglein Schaaren in frohem Drang,
Als munt're Hochzeitsgäſte,
Sie bringen dem Brautpaar Preis und Dank
Und ſingen auf das Beſte.

Und alles jubelt, alles lacht,
So weit das Auge gleitet,
Theilnehmend an der Fülle der Pracht,
Die über die Welt ſich breitet.

O ſchlage, Herz, nun freudiglich,
Biſt auch zum Feſt geladen,
Darfſt auch in Wolluſtſtrömen dich
Mit voller Freiheit baden.

Zur Zeit, da liebend und geliebt
Sich Erd' und Lenz verbinden,
Da wird auch der, die dich betrübt,
Der harte Sinn verſchwinden.

Und Abends, wenn des Mondes Glanz
Hellſchimmernd aufgegangen,
Und Ruh' in Mutterarmen ganz
Die müde Welt umfangen;

Und zu dem Sang der Nachtigall,
Dem ſtill die Schöpfung lauſchet,
Der Veilchenzellen Silberfall
Mit leiſem Murmeln rauſchet;

Dann wird wohl im geheimen Drang,
Von deinem Fleh'n gerühret,
Sie dir im duftenden Lindengang
Vom Lenz entgegengeführet.

Und ihren Zauber übt die Nacht,
Sie spricht zum tiefsten Herzen,
Und es erbebt mit Macht, mit Macht
Der Liebe seligen Schmerzen.

Ich sink' ihr zu Füßen in hoher Lust,
Ihr steigen in's Auge die Thränen,
Es schlagen zusammen Brust an Brust,
Die Herzen vergehen in Sehnen.

29.

Ueber die Wogen, im säuselnden Wind,
Tönen und wehen so lieblich und lind
Stimmen der Liebe voll Lust und voll Schmerz,
Locken hinüber das sehnende Herz.

Bricht sich die Brandung am steilen Gestad',
Steur' ich in Nacht den gefährlichen Pfad;
Tod, den die Tiefe dem Wogenden droht,
Schreckt nicht ein Herz, dem die Liebe gebot.

Wild ist die Woge, das Land ist so fern,
Aber mir leuchtet ein freundlicher Stern;
Einsam wie ich auf den Fluthen, so bricht
Einsam aus Wolken das himmlische Licht.

Bild der Geliebten, die dir gleich so mild
Strahlt, wenn die Nacht mich des Lebens umhüllt,
Leite, es ist ja mein Pfad dir bewußt,
Leite mich sanft an die liebende Brust.

30.

So still und schweigend liegt die Nacht um mich!
Kein Lüftchen regt in Flur und Haine sich,
Kein Sang der Vögel tönt im weiten Raum,
Kein leises Blättchen flüstert auf dem Baum,
Und Woog' und Fluth, umhüllt von Dunkel, liegt
So ruhig, wie in tiefen Schlaf gewiegt.

Ueber den Wassern steht ein Stern so mild
Und spiegelt in der Fluth sein schönes Bild;
Die Woge, wie durchbebt von süßer Lust,
Trägt ihn so heiter auf der stillen Brust,
Und so hold in eins verschmolzen, blinkt von fern
Freundlich zu mir herüber Fluth und Stern.

So wunderbar ergreift in Lust und Schmerz
Dies Zauberspiel der Nacht mein ganzes Herz;
Ich sinne, was so ahndend zu mir spricht,
Da wird es mir im Innern freudig licht;
Ruht nicht in meinem Busen, lusterfüllt,
So still und tief, Geliebteste, dein Bild?

31.

Es glänzt die Flur im Morgenthau,
Es haucht die Luft gelinde,
Wir ſitzen auf der grünen Au'
Im Blüthenduft der Linde.

O Liebchen, ſieh', die Blumen blüh'n,
Die Vöglein ſingen fröhlich,
'Nu alles iſt in Lenzes Glüh'n
Ja Lieb' und Jugend ſelig.

O laß genießen uns die Zeit,
Die flüchtig nur verliehen,
Eh' von uns in die Ferne weit
Jugend und Lieb' entfliehen.

An Buſen drücke Buſen ſich,
Es blicke Aug' in Auge,
Und Lipp' an Lippe inniglich
Der Liebe Balſam ſauge.

Bald ſinkt die Blume ſtill in's Grab,
Bald nah'n ſich Sturm und Wetter,
Und rauſchen von dem Baum herab
Verwelkte, fahle Blätter.

Bald iſt auch unſer Lenz verblüht,
Der Wangen Glanz entwichen,
Das Feuer, das im Auge glüht,
Erloſchen und erblichen.

Und aus dem Baume, der uns barg
Mit ſeiner Aeſte Breite,
Da zimmert man den Todtenſarg
Und ſchafft uns ſtill bei Seite.

32.

Allein, im Mantel dicht verhüllt,
Steh' ich im Dunkeln hier,
Das Herz von ſtiller Luſt erfüllt,
Vor der Geliebten Thür;

Und ſchau' hinüber, wo ſo mild,
Von lichtem Glanz umwebt,
Des holden Mädchens liebes Bild
Vorbei am Fenſter ſchwebt.

Dort prangt und ſchimmert golden jetzt
In ſchön verziertem Raum,
Mit bunten Kerzen reich beſetzt,
Der liebe Weihnachtsbaum;

Und Kinder ſpringen um ihn her
Mit Freud' und Luſtgebraus,
Und ſtrecken nach dem Feuermeer
Die kleinen Händchen aus;

Daß bis zu meiner Einſamkeit
Der Ton der Freude dringt
Und ſanft zu gleicher Fröhlichkeit
Auch meinen Buſen zwingt.

Doch wenn der Jubel nun verſiegt,
Der Kerzen Schein verweht,
Und jedes Kind, in ſich vergnügt,
Zu ſeinem Lager geht;

Dann öffnet Liebchen leiſ' die Thür
Und eilt in meinen Arm,
Reicht hold zum Kuß die Lippen mir,
Drückt mich an's Herz ſo warm.

Und froher bin ich als das Kind
Bei ſeines Baumes Pracht,
Und aller Gaben reichſte ſind
In ihr mir dargebracht;

Denn mehr als Silber und als Gold
Und was die Erde trägt,
Iſt doch ein Herz, das treu und hold
Dem Freund entgegenſchlägt.

Lebe wohl!

Nach Lord Byron.

Von

A. Andreſen.

Lebe wohl! — Und, wär's auf immer,
Auch auf immer — lebe wohl!
Und vergiebſt Du mir auch nimmer,
Hegt mein Herz doch keinen Groll.

Läge vor Dir aufgeſchloſſen
Dieſe Bruſt, wo oft dein Haupt
Ruht', in Schlummer hingegoſſen,
Den Du nun Dir ſelbſt geraubt; —

Könnte die verſtoß'ne, treue
Zeigen, was ſie für Dich fühlt —
Schmerzlich faßte Dich die Reue,
Daß Du ſo ihr mitgeſpielt.

Mag die Welt Dir Beifall geben,
Höhnen mein zerriſ'nes Herz; —
Was ſie billigt, trübt Dein Leben,
Denn Du weißt um meinen Schmerz.

Mögen Fehler mich verklagen —
Mußte grade dieser Arm
Mir die blut'ge Wunde schlagen,
Der mich einst umschlang, so warm? —

O wie trüglich ist Dein Wähnen! —
Ewig jung ist Liebe nicht,
Doch der Herzen heißes Sehnen
Stillt ein schneller Treubruch nicht.

Noch ist's in dem Deinen rege,
Mein's zwar blutet, doch es lebt,
Daß sich fliehen unsre Wege,
Ist, was mich mit Gram'n durchbebt.

Was sind gegen diese Sorgen
Thränen, die der Tod erpreßt —
Wenn uns jeder neue Morgen,
Jeder Abend einsam läßt? —

Kann es Freude Dir gewähren,
Was des Kindes Lallen spricht —?
Willst sie „Vater" stammeln lehren,
Da ihr Vaterherz gebricht? —

Wenn es Unschuldsküsse regnet,
Lipp' an Lippe, Hand in Hand,
Denk' an ihn dann, der Dich segnet,
Der durch Dich beglückt sich fand.

Find'st Du mich in ihren Zügen,
Mich, den jetzt nur Trennung lenkt,
Wird es sanft Dein Herz durchfliegen,
Das im Nu noch mein gedenkt.

Meine Fehler liegen offen
Vor Dir — doch mein Wahnsinn nicht.
All mein Sehnen, all mein Hoffen
Welket — doch verläßt Dich nicht.

Wie die Blüthen schnell erblassen! —
Dieser Stolz, der Welt zu groß,
Beugt sich Dir; — von Dir verlassen
Ist mein Wesen seelenlos.

Es ist aus — was helfen Worte?
Eitler noch sind sie von mir; —
Doch wer schließt die Geistespforte
Der Gedanken mir und Dir? —

Lebe wohl, du hast gerichtet,
Hin ist, was mir theuer war! —
Herz und Liebe sind vernichtet
Und mich flieht der Tod sogar.

Wiedergeburt

von

Dr. Karl Meyer.

Oft ſchon zogſt du Klagetöne
Tief mir aus der Bruſt hervor;
Süßes Leben, deine Schöne
Deckte mir ein Nebelflor,
Darf ich meinen Sinnen trauen?
Wie umglänzt es plötzlich mich!
Werd' ich Wunder etwa ſchauen?
Fröhlich Leben regt ſich.

Holder Lenz, du kehreſt wieder,
Lockſt mit ſüßem Liebesblick,
Bringſt der Nachtigall die Lieder,
Bringſt ſie auch mir zurück?
Und ich ſeh' es keimen, ſtreben,
Mit geheimnißvollem Drang.
Wird dies wunderbare Beben
Ueberfließen in Geſang?

Nachtigall, in langen Tönen
Lockeſt du zur Freude mich?
Wie umfängt ein ſchmeichelnd Wähnen
Mich ſo ſüß, ſo durſtiglich!

Und in langen, langen Zügen
Sang' ich diese Wonne ein.
Laß an deiner Brust mich liegen,
Laß, Natur, mich glücklich sein!

Darf ich's glauben, darf ich's singen?
Kehrst du, holde Zeit, zurück,
Wo im jugendlichen Ringen,
Mir erblühte süßes Glück;
Wo sich mir in Lieb' und Sehnen
Erregend eine Welt erhöhe,
Wo nach Schmerz und Gram und Thränen
Seel'ge Ruhe ich genoß.

Ja ich fühl's, aus dürren Zweigen
Dringt's in Keimen stark hervor,
Und es tönt ein froher Reigen
In mein süß betäubtes Ohr.
Was ich schon verloren dachte,
Sollt' es neu erstanden sein?
All' die wunderbaren Mächte
Kehren freundlich wieder ein.

Zwei Lieder

von

A. Gebauer.

1.

Wandern, wandern, welche Lust!
Wie so eng daheime!
Fesselos die volle Brust,
Frei die leichten Reime.

Sänger eine muntre Schaar
Auf den grünen Zweigen,
Und die Lerchen wollen gar
In den Himmel steigen.

Hier das Thal, die Berge dort,
Bächlein als Begleiter,
Rasch vorüber, Ort für Ort,
Weiter, immer weiter!

2.

Du kommst die Bergschlucht so so rasch
Herab, du liebe Quelle,
Als triebe dich ein böser Geist
Von deiner Heimathhölle?

Was suchst du statt der freien Höh'n
Die Thäler auf, die engen,
Wo deine klare Silberfluth
In ihren Schmutz vermengen?

Und willst hinaus in's weite Meer,
Wo Wind und Sturm dich schlagen,
O Quelle, liebe Quelle, sprich,
Verlockt dich dein Magen?

Epigramme

von

Ernst Greif.

An eine Mutter, bei dem Tode ihres Söhnleins.

Daß der Tod ihn dir genommen,
Weine, meine, Mutter, nicht;
Denke: daß der Heiland spricht,
Laß die Kindlein zu mir kommen.

Gedanken bei einer Beinkammer.

Hier liegt die Reste vom Lebendigsein
Die Christenheit im Todtenhaus —
Das nenn' ich mir haushältlich sein:
Man sammelt selbst die Brocken ein.

Bei einem Todtenkopfe.

Hier wohnt' ein armes Schneiderlein
Bei'm Tod zur Miethe, eng und klein,
Der hat hier viel genäht, geflickt,
Hat selber sich das Dach geflickt,
Doch that sein Fleiß ihm nimmer gut;
Er machte bauerutt;
D'rauf trieb der Miethsherr ihn hinaus,
D'rum seht Ihr öd' und leer das Haus.

Bei demselben.

Die Schädelnäthe, sie deuten klar,
Was in der Höhle zu finden war:
Flickwerk, Stückwerk, ach, zerrissen
Ist und bleibt des Menschen Wissen!

Der Mensch und der Hund.

Bellet der Hund und der Mensch? mit Prosam lockst du sie beide;
Sieh', und der drohende Laut wandelt in schmeichelnden sich!

Hamlets Geist.

Luſtſpiel in zwei Acten.

Von

Theodor von Kobbe.

Personen:

Der Graf.
Jenny von Waldau, dessen Nicht.
Frau Schnabel, dessen Haushälterinn.
Baronesse von Klingreim.
François, dessen Bedienter.
Assessor von Rosen.
Ein Todtengräber.

Erſter Act.

Erſte Scene.

(Möblirter Saal, ausgeſchmückt mit Hirſchgeweihen. Im Hintergrunde eine Mineraliensammlung. Links zwei Thüren, wovon die eine in das Schlafzimmer des Grafen, die andere in das Cabinet des Fräulein von Waldau führt. Rechts ein Fenſter nach dem Hintergrunde zu. Vorne das Zimmer des Lords Dumpling. Der Abend iſt bereits angebrochen, es brennt Licht auf dem Tiſche. Im Hintergrunde befindet ſich eine Hauptthüre, daneben eine Wanduhr. François in Livree ſchlummert im Sopha. Es ſchlägt 6 Uhr. Gleich darauf wird mit Erbſen an das Fenſter zur rechten Seite geworfen, François erwacht bei den Schlägen der Uhr.)

François.

Ich Unglückskind, ich werde geſtört wie ein ſchlafender Poſtillon. Auch die lebloſen Dinge haben ſich verſchworen, mich zu wecken. Es ſchlägt erſt ſechs Uhr, will es denn nie Nacht werden? Horch, o weh! da beginnt Roſen ſeine Erbſenkanonade wieder. Quousque tandem! (Er erhebt ſich, geht ans Fenſter und öffnet es.) Hu! es iſt grimmig kalt, wie muß ein Verliebter brennen, daß ihn 27 Grad Kälte in einer Decembernacht nicht von einem Rendezvous abhalten! (Man hört unten Geräuſch.) Gemach, ich komme

ſchen (zieht eine Schnur aus der Taſche, und ſinkt ſie nieder). Ich werfe ſchon meine Netze aus. (Er ſteckt den Kopf durchs Fenſter und zieht ihn ſchnell mit der Schnur zurück, an deren Ende ſich zwei Briefe befinden, die er liest. — Schnell angebiſſen! fürwahr ein herrlicher Fang für Kammerkätzchen und Verliebte, nicht aber für den rubeliebenden François. (Er leſet die Zettel.) Die gewöhnlichen Aufſchriften „An meine Jenny“ diesmal iſt Eduard preſſirt geweſen, ſonſt ſchreibt er wenigſtens „An meine unvergleichliche, angebetete Jenny.“ — Der zweite Brief iſt unverſiegelt und ohne Adreſſe, alſo an mich: Voyons — „Lieber Strahlen! noch eine Nacht wache für unſere Liebe. In der Mitternachtsſtunde erwarte mich abermals als Hamlets Geiſt. Nur noch einige Stunden ſpiele Deine Bedientenrolle, wofür Du warlich geſchaffen ſcheinſt. Ich entführe Dich und Jenny alsdann. Klage nicht, daß Du abmagerſt, das wird Dir wohl thun. Schlank habe ich Dich immer gewünſcht.

Dein Eduard von Roſen“.

Der Böſewicht ſetzt mich nicht allein allen Kaſteiungen aus, zwingt mich, den Baron von Strahlen, im bunten Knechtsgewande umher zu wandeln, er verſpottet mich gar noch obendrein. Es iſt abſcheulich, der Buſenfreund eines Verliebten zu ſein. Knigge hat Recht, wenn er ſagt, es iſt vernünftiger Weiſe gar nicht mit ihnen umgehen. Man muß ſich nur an ſie wenden, um einen erzürnten Vater zu beſänftigen, und um Geld ohne Sicherheit zu borgen. Ja, wenn ich dem Eduard nur nicht ſo verzweifelt viel

Dankbarkeit ſchuldig wäre. Wer anders als er ſchlug ſich zehnmal hinter meinem Rücken, als die Kurländer über meine pommerſche Pomade geſtichelt hatten. — Wer anders als Roſen hat meine Studienkoſten mit eigener Entbehrung durch Theilung ſeines Wechſels beſtritten, als meine alte Tante ihre Hand von mir abgezogen und mich enterbt hatte, weil ich bei dem Verleſen ihrer Verſe eingeſchlafen war, und keinen Reim auf Liebe hatte finden können. Nein ich muß es ihm vergelten, bis ich ſterbe, oder einſchlafe. (gähnt.) Doch nicht alſo. Mein Geiſt erheitre dich! Ein dankbarer freundlicher Blick vom Fräulein Waldau iſt doch auch nicht zu verachten. (Er klopft an ihr Zimmer, und tritt ein, da es geöffnet wird.)

(Im Zimmer des Grafen hört man klingeln.)

Zweite Scene.

(Der Graf tritt ein, in Verbindung mit einem Stern.)

Françoiſ! Françoiſ! wo ſteckt der Burſche?

(Françoiſ tritt aus dem Zimmer des Fräuleins.)

Was haſt Du im Zimmer meiner Nichte zu ſuchen?

Françoiſ.

Töne! Gnädiger Herr Graf, Glockentöne. Es kam mir vor als ob geklingelt würde.

Graf.

Narr! kennſt Du nicht die Töne meiner Schelle? ſie iſt die älteſte, die die Geſchichte aufweiſet; ſie iſt aus dem Ueberreſte des Metalls gegoſſen, woraus der Biſchof von Nola die erſte Glocke verfertigte. Alle andere ihres Geſchlechts klingen gegen dieſe ehrwürdigen Töne wie Kindergeſchrei. (Indem er gähnt.) Unwürdiger! Du gähnſt? wenn ich mich herablaſſe, belehrend mit Dir zu reden? Woher dieſe entſetzliche Müdigkeit.

François.

Gnädiger Herr! ich bitte Sie und Ihre ehrwürdige Glocke um Vergebung. Meine Schläfrigkeit wird aber, außer dem ewigen Juden, jedes Menſchenkind begreifen. Seit zwei Nächten habe ich in dieſem verherten Zimmer auf den Anſtand geſtanden, um den Geiſt zu ſchießen oder zu fangen, den die alte Frau Schnabel und die lahme Suſe gewittert haben. Des Tags über mußte ich mit dem Lord Dumpling auf die Jagd reiten, um Haſen zu ſuchen. Beide Male war meine Mühe vergebens, und was macht in der Welt Gottes müder, als ſuchen, ohne zu finden?

Graf.

Geſchlafen haſt Du, ſonſt wäre der Geiſt, den mehrere Leute im Dorfe geſehen haben, Dir nicht entgangen. Und wenn Du zu ermüdet warſt, warum ließeſt Du Dich in der vorigen Nacht nicht vom alten Thomas ablöſen?

François.

Thomas schützt seine Blindheit vor. Er behauptet, daß diese ihn verhindere, einen weißen Geist von einem Wetterlaken zu unterscheiden.

Graf.

Albernheit. Die weiße Farbe thut es nicht. Der antike Schnitt des Gewandes, der hohle Ton der Stimme, ein lieblicher Modergeruch; alle diese Dinge überzeugen unumstößlich von der Existenz eines Geistes. Nur einmal ward mir eine solche Erscheinung zu Theil. Es war vor zehn Jahren, an dem Abende des Tages, da mir der gütige Zahnarzt Lauvois einige Knochen des großen Abälards, die dreimal größer sind, als der, welchen der Graf von Erbach im Odenwalde besitzt, für ein lumpiges Silberservice überlassen hatte. Mit diesen Reliquien in der Hand war ich, den Tag segnend, eingeschlafen. Da erschien Abälard, natürlich etwas defect, sonst aber mit den eben bemerkten Eigenschaften. „Gieb mir meine alten antikenchii wieder!“ rief er. In meinem Gemüthe kämpfte Liebe für das Alterthum mit Respect und Furcht vor dem sichtbaren Unsichtbaren. Zitternd raffte ich mich auf, und gab ihm das Verlangte wieder.

François.

Das war nobel.

Graf.

Aber in dieſem Augenblicke verſank der großmüthige Abälard. Er machte es wie der edle Ordenmeiſter in Herrn von Schillers Kampf mit dem Drachen, gegen den tapfern Ritter. — Er verſchwand — und ließ mir den Lohn der bezwungenen Demuth. Ich behielt ſeine Knochen. Sie ſind mir lieber, als alle die übrigen Gebeine der Mamuthe und der andern präadamitiſchen Thiere meiner Sammlung.

François.

Die hat Ihnen auch ohnehin der Thierarzt verekelt, weil er ſie für gebleichte Eſelsknochen erklärt hat.

Graf.

O, über den Ignoranten! — Seine geſchichtlichen Begriffe gehen nicht über Adam hinaus. Sieh, Träumer, wie ich hätteſt Du es machen ſollen, und Du hätteſt den Geiſt erblickt.

François.

Halten zu Gnaden, Herr Graf. Nach Ihrer eignen Erzählung haben Sie in der fraglichen Geiſternacht geſchlafen. Wie wär's, wenn ich das auch mal verſuchte? Vielleicht erwachte ich auch, mit einem Stücke von einem Geiſte in der Hand.

Graf.

Tölpel; entferne Dich! und lege Dich zur Ruhe.

Verſchnarche Deine Müdigkeit in dieſer Nacht, denn Morgen geht es auf die Reiſe. Gerne würde ich ſelbſt den Geiſterbanner machen, wenn ich nicht zu wichtigen Dingen der Ruhe bedürfte. Aber ich habe eine beſſere Wache als Dich. Lord Dumpling wird das Geſchäft für dieſe Nacht übernehmen.

François. (bei Seite.)

O weh!

Graf.

Nirgends ſind ſo viele Geiſter als in England. Er iſt Kenner und unerſchrocken.

François.

Nein, gnädiger Herr. Den Lord verlaſſe ich nicht; ich begleite ihn auf die Geſpenſter, wie auf die Haſenjagd. Er iſt zu vollblütig, der Schlag könnte ihn rühren, wenn der Geiſt ihn nur anzephyrt.

Graf.

Nun meinetwegen, das hängt von ſeinem Ermeſſen ab. Jetzt rufe mir vor Allen Frau Schnabel. Ich habe nothwendig mit ihr zu reden.

François.

Sogleich. (geht langſam ab.)

Dritte Scene.

Graf.

Geiſt eines Winkelmann! ſteh mir bei, rette mich aus dieſer fatalen Situation, und ich opfere dem Muſäum meines Feindes, des ſuperklugen Dr. Kloſy, eine von meinen hundert Gemmen aus Herculanum!

Vierte Scene.

François. Graf.

François.

Frau Schnabel will nicht kommen. Sie hätte ihren Abendſegen noch nicht zu Ende, und es wäre ohnehin zu ſpät.

Graf.

O, über die gemeine Creatur! ſag ihr (nachſinnend) ich hätte von Geldſachen mit ihr zu reden. Zugleich melde mich beim Lord Dumpling. Ich wünſchte ihm in einer Stunde aufzuwarten.

François.

Sehr wohl. (ab.)

Fünfte Scene.

Graf.

Meine selige Frau gehörte nicht zu den edelsten ihres Geschlechts, allein ich darf sagen, sie hatte mehr Lebensart, als dieses Hauskreuz. — Sie starb, aufgezehrt durch eigne Bosheit, während die Frau Schnabel wohl zehn Männer nach ihrem verstorbenen todt ärgern könnte.

Sechste Scene.

Frau Schnabel. Der Graf.

Frau Schnabel.

Von Geldsachen wollen Sie mit mir reden, Herr Graf? das ist allerdings seltsam, und sehr geeignet, mich aus den erbaulichsten Betrachtungen aufzustören. Solche Discurse haben Sie seit Jahren, und seit der letzten Anleihe meiner blutsauer verdienten Sparpfennige, so ängstlich vermieden, wie ich jedes weltliche Vergnügen. (macht einen Knicks.) Was steht Ew. Gnaden zu Befehl?

Graf.

Setze Sie sich, Frau Schnabel.

Frau Schnabel.

Danke gehorsamst. Ich bin sehr begierig —

Graf.

Ich habe etwas mit Ihr zu überlegen.

Frau Schnabel.

Wollte Gott, Sie hätten das früher gethan, dann hätten Sie überlegen können. Aber da half kein Rathen. Für Gypspuppen, bunte Feldsteine, für altes Eisenzeug von zerfallenen Wagenreifen, die für Beinschienen alter Ritter erklärt wurden, für Eselsknochen und dergleichen Thorheiten haben Sie, trotz meiner Ermahnungen, Ihr herrliches väterliches Erbtheil hingegeben. Diese Charteken —

Graf.

Keine gotteslästerlichen Bemerkungen. —

Frau Schnabel.

Haben Sie an den Bettelstab gebracht. Kein Stein Ihres Hauses in der Stadt und des Schlosses, kein Halm gehört Ihnen mehr zu.

Graf. (stolzlächelnd)

Der Werth meiner großen Sammlung wiegt allein das ganze Herzogthum auf.

Frau Schnabel.

Daß sich Gott erbarm. Wenn Sie es einem schenken wollten, er würde Sie verklagen.

Graf.

Wie pöbelhaft und dumm. — Habe ich nicht Ihren eignen Neffen für den Grundstein des Thurmes zu Babel, worauf nicht einmal eine Jahreszahl steht, für eine Locke Karls des Großen, und für die Eierschalen des Columbus, bedeutende Summen bezahlt?

Frau Schnabel.

Seh einmal einer! Nun soll mein armer Neffe die Schuld tragen. Hat er denn nicht selbst soviel dafür geben müssen, weil der Verkäufer wußte, daß er für Sie handele, und daß Eure Gnaden die Sachen zu jedem Preise kaufen? Nicht einmal sein ausgelegtes Geld hat er wieder erhalten, geschweige denn Wegkosten und wohl verdientes Honorar.

Graf.

Ich habe die Sachen billig, das gestehe ich. Aber ich leugne nicht, wie ich der Meinung bin, daß Sie und Ihr Vetter einen noch bessern Handel gemacht haben, als ich. Durch Zufall nämlich erfuhr ich in der Residenz, daß Sie ein Capital von 8000 rthlr. in der Sparkasse liegen habe. Dies gilt mir gleich, und ist mir lieb, denn ich habe Valutam empfangen. Kein Kaufmann pflegt aber ungebührlich über seinen Käufer zu reden.

Frau Schnabel.

Mein Capital gehört mir von Gottes und Rechts wegen, und geht Euer Gnaden nichts an, auch erlaube

ich mir, ganz gehorsamst zu bemerken, wie ich es nicht sehr delicat finde, daß sie abermals in meinen Geldkasten geschnüffelt haben. Es hilft Ihnen doch nichts. Ein Mal und nicht wieder. O unseelige Stunde! in denen ich Ihnen auf Ihre Vorspiegelungen 200 rthlr. ohne Hypothek lieh, die Sie zu Ihren letzten 2000 Pistolen legten, und dem nichtswürdigen Zahnarzt gaben, der seitdem verschwunden ist.

Graf. (lachend.)

O über die Ungläubigen! Kehrt man denn so schnell von Cairo zurück? Können denn Mumien auf Schnellwagen gefahren werden? (ernst) Die Reise ist allerdings bedenklich. Die Ungläubigen werden zu aufgeklärt, um sich für schnödes Gold die unschätzbarsten Alterthümer entreissen zu lassen. — Fälle Lauvois, oder finden seine Schätze ihr Grab in den Wellen, wie Minutolis Mumien, so sage ich mit dem König Philipp:

„Ich habe nicht gegen Sturm und Klippen sie gesendet.“

Frau Schnabel.

Schönes Cairo! der Schelm ist ja erst neulich von Frankfurt aus mit Steckbriefen verfolgt.

Graf.

Es hat mehrere Lauvois als diesen gegeben, und wird mehrere geben. O! daß ich ihn in Cairo aufsuchen, oder, wenn er dahin geschieden ist, auf seinem Grabe sitzen

könnte, bis er zur Mumie geworden ist. Einen solchen Schatz könnten selbst die Barbaren mir doch nicht versagen.

Frau Schnabel.

Das ist das alte Kapitel. Meinetwegen, ich bin müde davon zu reden. — Alte Thoren sind unverbesserlich. Ja Herr Graf, Sie haben Ihre guten Seiten, hätten Sie die letzten zweitausend Pistolen nicht vergeudet, ich hätte Ihnen mein Versprechen gehalten.

Graf.

Welches Versprechen?

Frau Schnabel.

Ich hätte Sie, als alte treue Lebensgefährtin nicht verlassen. — Ich hätte Ihnen mit der Hand, die ich Ihnen am Altar reichte, die Augen zugedrückt.

Graf.

Solche Scherze habe ich mir ein für allemal verbeten, Frau Schnabel. Sie ist eine lebendige Antiquität, die ich desavouire — Männer meines Ranges —

Frau Schnabel.

Die Herren von Habenichts sind freilich eine alte Familie. Was übrigens die mesalliance betrifft, so bitte ich Eure Gnaden, zu erwägen, was ich früher Ihnen Tausend Male wiederholt habe, daß ich auch nicht aus bürgerlichem Blute stamme. Mein Vater war ein Lieute-

nant, bei der Westheimer Schützengarde, also immer eine Art von Kavalier —

Graf. (lächelt verstohlen.)

Frau Schnabel.

Das waren aber auch nur Träume. Ich danke Gott, daß ich erwacht bin. Es ist Zeit, daß ich aus einem Hause komme, in dem kein Groschen mehr aufzutreiben ist, in welchem Mäuse, Ratten und Gespenster hausen. O! es geschehen Zeichen und Wunder!

Graf.

Was die Zeichen oder Gespenster betrifft, so wird der Lord Dumpling, mein Gast, den ich als Alterthumsforscher vor einigen Tagen aus der Residenz mitbrachte, schon den Geist in der Nacht bannen, oder wichtige Aufschlüsse von ihm erhalten.

Frau Schnabel.

Ach wenn der gnädige Lord nur auch Wunder thun und einige Antiquitäten in Brod wandeln wollte.

Graf.

Das will er eben, und das hätte ich Ihr längst eröffnet, wenn Sie mich hätte zu Worte kommen lassen. Sie weiß wohl nicht, daß mir von dem Obervormundschaftlichen Gerichte die Aufgabe geworden ist, innerhalb acht Tagen die Rechnung über das Vermögen meiner Mündel abzulegen, und die fernere Verwaltung dem

Mitvormunde, Grafen Erlthal zu übergeben. — Morgen iſt die Zeit abgelaufen.

Frau Schnabel.

Gerechter Gott.

Graf.

Dieſe ſchnelle Aufgabe conſternirte mich, und wird durch meinen Feind, den Dr. Kloſy, veranlaßt ſein, zumal da ich eigentlich unter der Rubrik: „Verliehen an einen guten Freund“ viertauſend Thaler Mündelgelder in meine Sammlungen verwandt hatte.

Frau Schnabel.

Unglücklicher Mann!

Graf.

In der Reſidenz giebt es keine Kunſtkenner, ich habe auf meine Sachen, die einen Werth von Millionen haben, das Geld nicht erhalten, und würde in Verlegenheit geweſen ſein, ehe ich meinen Plan, nach Königsſtadt zu reiſen, und dem kunſtſinnigen Monarchen und ſeiner Nation das Cabinet auf ſechs Monate zur Anſicht zu vermiethen, ausgeführt hätte.

Frau Schnabel.

Ihre Ruhe iſt mir unbegreiflich.

Graf.

In der größten Verlegenheit wendete ich mich an

unſern aus der Reſidenz mitgebrachten Gaſt, den Lord Dumpling, zeigte ihm den größten Theil meiner Sachen, und bot ſie zum Kauf an, aber vergebens.

Frau Schnabel.

Das bezweifle ich nicht.

Graf.

Zuletzt präſentirte ich ihm eine Schuhſohle, die Yorick auf ſeiner empfindſamen Reiſe in Calais verloren hat, was, nebenbei geſagt, ein unwiderleglicher Beweis iſt, daß Sterne dieſe Reiſe nicht bloß in der Einbildung gemacht hat. Das wirkte bei dem Engländer, er acceptirte dieſe Sohle, die mir nur funfzig lumpige Piſtolen koſtete.

Frau Schnabel.

Acceptirte ſie? — Unbegreiflich! — Geſtern war er doch ganz nüchtern.

Graf.

Für den Preis von ſechstauſend Thaler.

Frau Schnabel.

Victoria! Da erhalte ich auch ja meine blutſauer verdienten Sparpfennige wieder.

Graf.

Wie hat Sie je daran zweifeln können? — Er bat mich nur dabei um eine Gefälligkeit.

Frau Schnabel.

Und die wäre?

Graf.

Er verlangte meiner Jenny Hand.

Frau Schnabel.

Sie ſchlugen doch ein?

Graf.

Ich habe ſie ihm bewilligt.

Frau Schnabel.

Das war der geſcheuteſte Handel Ihres Lebens.

Graf.

Wenn gleich nicht ohne ein unangenehmes Gefühl, daß Menſchen glauben könnten, ich hätte um des Handels willen, meine Mündel verkuppelt.

Frau Schnabel.

O Delicateſſe ſonder Gleichen, ſich über einen Mükkenſtich beklagen, wenn der Hals in der Schlinge ſitzt.

Graf.

Ich habe mir auch den Verkauf vorbehalten. Sobald meine Mumien von Cairo kommen, werde ich zwei verkaufen, eine weibliche und eine männliche.

Fr. Schnabel.

Ach laſſen Sie die Mumien, Männchen und Weibchen. Haben Sie das Fräulein ſchon befragt?

Graf.

Noch nicht. Ich hoffe ihr Herz iſt frei. Ihre Inclination für den Herrn v. Roſen, welche im vergangnen Winter in der Reſidenz ſich geſtalten wollte, habe ich durch die beſtimmte Erklärung, ſie lieber zu begraben, als ſie an den Neffen meines Feindes Kloſy zu vermählen, in der Geburt unterdrückt. Zudem hat meine väterliche Vorſicht ſie vor jedem gefährlichen Wiederſehen bewahrt.

Fr. Schnabel.

Das Fräulein muß Ihnen gehorſam ſein.

Graf.

Es widerſtrebt indeſſen meiner Natur, ihr meinen Willen ſelbſt zu eröffnen, und erſuche ich Sie daher, dies für mich zu thun. Rede Sie mit ihr. Jedes unerwartete Hinderniß —

Fr. Schnabel.

Werde ich zu beſeitigen wiſſen. Gnädiger Herr, ach, wie ſind Sie heute liebenswürdiger!

Graf.

Ich gehe zum Lord, um das Geld zu empfangen. Der Contract iſt bereits aufgezeichnet. Es fehlt nur Jenny's

Unterschrift — Morgen eile ich in die Residenz, überliefre meine vormundschaftlichen Papiere, und gehe dann nach Königsstadt mit meiner Sammlung. Der Verkauf meiner Immobilien wird zur Bezahlung meiner andern Schulden hinreichen. Thue Sie, wie ich Ihr gesagt habe. Sie ist morgen Ihres Dienstes entlassen. Doch noch eins (er geht an die Mineraliensammlung). Ich komme mir in diesem Augenblicke vor wie Herrn v. Schillers unsterbliche hingerichtete Maria Stuart, ich entlasse mein Gesinde. Da nehme Sie dies Liebeszeichen. Es ist ein Mondstein, der seinem Sterne, während er partial verfinstert war, im Jahre 1811 den 17. August 8 Uhr 30 Minuten Abends entschlüpft ist. Ihr Vetter hat dies Phänomen beobachtet. Es scheint eine Handschrift der Mondessprache darauf zu sein. Ich habe Doubletten davon. Ihr Glück ist mit diesem Steine gemacht. Ziehe Sie nach dem drei Meilen entfernten Bellheim, die Stadt hat zwanzigtausend Einwohner. Lege Sie ein Kunstkabinet an. Dieser Stein sei der Grundstein, er allein wird Sie ernähren.

Fr. Schnabel.

(sieht zornig aus, lächelt, und faßt dann die Hand des Grafen.) Welche Huld! Euer Gnaden. Welch Geschenk!

Graf.

Sie hat es freilich nicht verdient, auch hätte ich gerne gesehen, wenn Sie es aus Respekt knieend von mir angenommen hätte. Doch ich vergebe diese dehors, ich rechne auf Sie. (ab durch die Hauptthür.)

Siebente Scene.

Fr. Schnabel (allein).

O, über den alten unverbeſſerlichen Thoren. Allein es iſt noch nicht mit ihm zu verderben. Alter Stein. Einſt gabſt du mir Brod, jetzt verſteinſt du es wieder. Nun, ich habe genug, ich ſehne mich nur nach Häuslichkeit und Liebe. — Ja, ich liebe, und wenn ich nicht irre, ſo höre ich mein Ideal kommen. Es iſt die höchſte Zeit, morgen reiſt der Graf. Gott der Liebe, ſteh mir bei!

Achte Scene.

François (tritt ein). Fr. Schnabel.

Fr. Schnabel.

Ei bon jour, Monſieur François.

François.

Bon soir heißt es, es iſt 7 Uhr.

Fr. Schnabel.

Eben drei Viertel. Sind ſie ſchon hungrig? ich habe kalten Küchenbraten.

François.

Nein, wo iſt das Fräulein?

Fr. Schnabel.

Kann nicht dienen. Sind Sie durſtig? Ich habe Conſtantia-Wein.

François.

Nein. Wo iſt der Lord?

Fr. Schnabel.

Kann nicht dienen. Iſt Ihnen gute Bouillion gefällig?

François.

Nichts von allen dem. Bleiben Sie mir mit Ihren Bedienungen vom Halſe. Sie wiſſen ja doch, ich eſſe nichts, was der gnädige Herr nicht ſehen darf.

Fr. Schnabel.

Schelm, Schelm, geſtehe, haſt Du nicht neulich Hummerſalat auf meiner Stube gegeſſen?

François.

Sie ſagten, es geſchähe auf Befehl des Herrn. Ich verlange keine geſtohlne Biſſen.

Fr. Schnabel.

Heute ſind wir mauvaiſer humeur, Monſieur François. Ihr Benehmen contraſtiret ſehr gegen das frühere. Ein

Dienſtbote, der erſt acht Tage in ſeinem Amte ſteht, ſollte mit mehr Zutrauen und Liebe —

François.

Ich verſpüre von beiden Dingen keine Anwandlung für Sie.

Fr. Schnabel.

Aber ich verzeihe Ihnen. Die ganze Nacht auf Geiſter zu lauern, den ganzen Tag über mit dem Lord zu zechen und zu jagen, das muß ſelbſt eine ſo anſehnliche Conſtitution, wie die Ihrige, total ruiniren. Gönnen Sie ſich Ruhe dieſe Nacht, mein lieber Monſieur François, laſſen Sie die Geſpenſter wachen. Fleiſch und Bein verträgt ſo etwas nicht.

François.

Wer iſt denn Schuld daran, als Sie, daß ich wache? Haben Sie nicht das Gerücht ausgebracht, daß es hier ſpuke?

Fr. Schnabel.

Ach, mein lieber François, es iſt mir ſo entfahren. Aber Küſters und Schulmeiſters haben ſeit drei Nächten eine weiße Geſtalt um das Herrenhaus ſchleichen ſehen, das ganze Dorf iſt durch das verdammte Geſpenſt — Gott verzeih mir die Sünde — in Allarm.

François.

Es wird am Ende Fleiſch und Bein ſein. Falſchmünzer.

Sie haben mir ja von verfallnen Gängen erzählt, die unter dem Schloſſe ſein ſollen.

Fr. Schnabel.

Das habe ich auch gedacht. O wir ſympathiſiren, mein François. Aus dieſem Grunde werde ich den einzigſten furchtloſen Menſchen des Dorfs, den Todtengräber bitten, zu vigiliren. Er wird dieſe Nacht mit ſeinem Sohne hier wachen.

François.

Verdammt. (laut) Wie aus meiner Seele geſprochen.

Fr. Schnabel.

Wie? verſtehe ich recht? Wo eine Seele iſt, da iſt auch ein Herz. Ja es muß heraus, lieber François, was ich vergebens mit Baldrian und Pfeffermünztropfen zu verbergen ſuchte. Der entſcheidende Augenblick iſt gekommen. Gefahr beim Verzug entſchuldige dieſe unjungfräuliche Eile! Ich liebe Dich! Unſer Herr iſt verarmt. Morgen löſt ſich die Geſellſchaft des Hauſes. Bei ihm zu bleiben, wäre Wahnſinn. Jeder Mittag würde Dich an den brodloſen Gebieter erinnern. Komm in meine Arme! die Finger an denſelben haben nie geruht, wenn ſich ihnen Gelegenheit zum Erwerbe darbot. Wenn Dich meine Liebe nicht rühren kann, und meine Außenſeite, ſo überzeuge Dich von meinem innern Werth. Achttauſend Thaler beſitze ich in Bankſcheinen, Kiſten und Kaſten ſind gefüllt. Alles habe ich in meines Herrn Dienſt erworben, um es dem Gebieter meines Herzens darzubringen.

François.

Ei, ei, Frau Schnabel, wenn Sie mit dieſen Siegwartreden nicht früher einen Mann zu kirren vermocht haben, ſo ſparen Sie ſich jetzt die Mühe; ſie iſt wenigſtens bei mir verloren. Ich habe Ihre Liebeserklärung bis jetzt für Scherz gehalten, jetzt, da ich ſie für Ernſt aufnehmen muß, fühle ich mich gemüſſigt, zu erklären, daß ich mich lieber hängen und köpfen laſſen, als mit Ihnen das Jawort ausſprechen will. „Haut zu," ſagt Gellert, „dann bin ich meiner Qual auf einmal los." Aber Ihre Betrügereien, mit denen Sie achttauſend Thaler von unſerm Herrn verdient haben, werde ich ihm noch heute anzeigen.

Fr. Schnabel.

So? Du liebevergeßner Böſewicht, kaum ſchleichſt Du, ein Dieb bei Nacht, in das arme Mädchenherz, ſo ſinnſt Du Verrath und Treubruch. O mein Herz, mein armes betrognes Herz! Mich, die ich durch offne Handelsweiſe und durch Sparſamkeit, Geld von meinem Herrn verdient habe, eine Betrügerin zu nennen! Aber ſei ruhig, Don Juan, Du wirſt Deiner Strafe nicht entgehn. Gehängt oder geköpft ſollſt Du werden. Weiß er denn wohl, Monſieur, daß ich erfahren habe, wo Er waſchen läßt? Ich bin im Mondenſchein auf des Schulmeiſters Bleiche geweſen, und habe Seine Wäſche beſehen, ich habe wohl ein v. S. und eine Freiherrnkrone erkannt. — Solche feine Wäſche trägt kein Bedienter. Der groſe Diebſtahl in Bellheim ſteht in allen Zeitungen. Noch heute werden wir das Ge-

ſchehene unſerm Herrn anzeigen, und zu gleicher Zeit ſechs Geißeln von der Bleiche, ein halbes Dutzend Taſchentücher, zur gerichtlichen Unterſuchung produciren. Wirkt das, Monſieur François? Was ſteht er denn ſo verlegen da?

François (bei Seite).

Alle Wetter! Ich muß andere Saiten aufziehen. (laut) Frau Schnabel, Sie haben mein Herz beſiegt.

Fr. Schnabel.

Wie ſo?

François.

Sie haben die Probe beſtanden, ich liebe Sie, ich bete Sie an. Morgen erfährſt Du Alles. Du biſt ein unvergleichliches Weib.

Fr. Schnabel (für ſich).

Wär' es möglich? — der Spitzbube! — (laut) Komm in meine Arme!

François.

Jetzt nicht, morgen.

Fr. Schnabel.

Nein, jetzt.

François.

O Roſen, Roſen, dieſe Roſen ſind Schlachten.

Frau Schnabel.

Du vergleichst mich mit der Rose? Wie poetisch! Komm an mein Herz! (sie umarmt ihn.)

Der Graf tritt ein, François eilt aus der Hauptthür, Frau Schnabel sieht den Grafen von oben bis unten an, und ruft dann affectirt: François, mein François! Der Graf klopft an des Lord Dumrlings Zimmer. Es wird „Herein!“ gerufen. In dem Augenblicke, da der Graf die Thür öffnet, fällt der Vorhang.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Zimmer des Grafen, mit allen möglichen Antiquitäten, besonders an den Wänden, ausstaffirt. Auf dem Tische, worauf eine sehr große, altmodische Glocke steht, liegen mehrere Sachen, in Papier gewickelt, welche der Graf in einen Kasten legt. Rechts, vorne das Kabinet des Grafen, nach hinten das des Fraulein von Waldau.

Graf. (allein.)

Ich glaube es wäre mir platterdings unmöglich, eine einzige Nacht mich von diesen Sachen zu trennen. Unfähig alle diese Heiligthümer auf Reisen mitzunehmen, will ich doch das Unschätzbarste verwahren. Ich werde selbst

froh ſein, wenn der morgende Tag mich aus dieſem verwünſchten Schloſſe führt. (er ſchließt den Kaſten.) Was mache ich? da hätte ich bald den Hoſenknopf Knipperdollings vergeſſen. (Er öffnet noch einmal den Kaſten, und ſchließt ihn wieder.)

Zweite Scene.

Graf. Jenny.

(Jenny tritt ein, ein kleines Kästchen in der Hand.)

Graf.

A, ſiehe da meine gute Jenny, Du kommſt wie gerufen. Setze Dich zu mir. (Er reicht ihr einen Stuhl, ſie ſetzt ſich.) So recht, zu mir, wer weiß, wie lange wir noch ſo beiſammen ſitzen.

Jenny.

(Verbirgt ihr Geſicht in ein Taſchentuch.)

Mein guter Oheim!

Graf.

Was iſt das, mein liebes Kind? Thränen entſtürzen Deinen Augen? Was iſt vorgefallen?

Jenny.

Frau Schnabel hat mir ſo eben —

Graf.

Vielleicht die Nachricht Deiner Verbindung mit dem Lord Dumpling überbracht. Ja meine theure Jenny, diese Parthie ist meine letzte Handlung zu Deinem Besten. Denn morgen wird der Graf Erithal die Verwaltung der Tutel übernehmen. Durch diese unverwerfliche liaison entgehst Du dessen Launen, und Dein Vermögen wird der Administration eines Mannes, wenigstens zum Theil entzogen, den ich nur als einen schlechten Wirth kenne. Er hat aus Ignoranz und Leichtsinn mehrere, auf seinem Gute gefundene Alterthümer seinem Schulmeister, dem Vetter der Frau Schnabel mit der größten Geringschätzung dieser, zum Theil ausgezeichneten Seltenheiten, geschenkt. — Aber diese Thränen betrüben mich. Ich will nicht hoffen, daß [illegible] gegen den Wunsch ihres Vormundes —

Jenny.

O mein Oheim, dieses Versprechen, welches Sie dem Lord gaben, macht mich namenlos elend.

Graf.

Was ist das?

Jenny.

Nie kann ich die Seinige werden. Dieser stolze, fühllose Insulaner, vor dessen Selbstsucht jedes weibliche Herz erstarrt, kann das weibliche nicht beglücken.

Graf.

Jenny, der Lord ist ein Mann von ausgezeichneter Familie, vermögend, ein Anfänger in der Alterthumskunde, und als ein unerschrockner Offizier mit einem Ehrenzeichen belohnt. Ich habe ihm schriftlich mein Wort gegeben, auch als Reichsvormund, Dich nie mit einem Andern, als mit ihm zu verbinden.

Jenny.

Das war unrecht, mein Oheim, kein Vormund, kein Richter darf über meine Hand verfügen. Ist auch die Eingehung einer Verbindung an Ihre Bewilligung gebunden, so werde ich doch die Wahl haben, im ledigen Stande bis zu meiner Mündigkeit mich vor diesem mir dermaligen Geschick zu bewahren.

Graf.

O Jenny! wenn Du wüßtest, in welche entsetzliche Verlegenheit mich diese Hartnäckigkeit setzt.

Jenny.

Ich weiß Alles, lieber Oheim! Frau Schnabel hat mich auf die umständlichste Weise über Ihre Vermögensverhältnisse belehret; ich weiß, daß Sie in der besten Absicht von der Welt einen kleinen Theil meines beträchtlichen Vermögens zum Ankauf von Alterthümern verwandten, daß augenblickliche Verlegenheit, und die Ablieferung meiner Kapitalien Sie in dies unglückliche dilemma gesetzt haben.

Graf.

Ich vergüte Dir die Summe zehnfach, Du wirst Universalerbin aller meiner Schätze.

Jenny.

Ich habe nicht vergessen, mein Oheim, daß Sie mir von Kindheit auf, ein treuer, ein lieber Vater waren. Sie sind mir immer Vorbild aller Tugenden gewesen. Mein ganzes Vermögen opferte ich ihnen gern, denn ich hätte damit noch nicht den zehnten Theil Ihrer Liebe vergolten. Nehmen Sie dieses Schmuckkästchen, es ist mir von meiner sterbenden Mutter übergeben und dem Grafen Erlthal unbekannt. Eilen Sie damit in die Residenz, ein Juwelier dort hat es auf zehntausend Thaler geschätzt. Retten Sie sich aus dieser Verlegenheit, mein Oheim, aber zwingen Sie mich nicht, zu dieser verhaßten Verbindung.

Graf.

Jenny es ist unmöglich, der Lord kennt meine Verlegenheit — er hat mein Wort, er würde seine Ansprüche nicht aufgeben, er würde es bekannt machen, daß ich Dein Geld in meine Sammlung verwendet habe. — Die Annahme des Schmuckes von meiner Mündel würde mich infamiren — wer würde es auch kaufen? Ach die Menschen und das Schicksal haben sich wider mich verschworen, wie wäre es sonst möglich, daß ich auf alle diese meine bedeutenden Alterthümer nicht einmal die nöthige geringe Summe in der Residenz erhielt.

Jenny.

Warum' haben Sie denn nicht früher ſich mir vertraut?

Graf.

Erſt vor acht Tagen ward mir der Befehl zur Uebergabe der Vormundſchaft. Ich habe ſeit jener Zeit kein Mittel verſäumt, die fragliche Summe anzuſchaffen. Selbſt der Dr. Kloſy, der den Alterthumsforſcher affectirt, und mit ehrvergeßner Habſucht die größten Schätze um Dreier an ſich gebracht hat, hat mich ſchnöde abgewieſen.

Jenny. (bei Seite.)

Kloſy! o mein Gott. (laut.) Haben Sie ſich denn an Ihre Jugendfreundin, die reiche Baroneſſe von Klingsheim, gewendet? Sie redeten ja neulich davon, daß Sie dieſe Jugendbekanntſchaft wieder anzuknüpfen gedächten.

Graf.

Auch das habe ich gethan. Man ſchrieb mir, ſie ſey verreiſt. Und wenn ſie auch unſern Streit, ob die Poeſie der Alterthumskunde vorzuziehen ſey, vergeſſen hat, ſo käme ſie als Helferin doch zu ſpät. Ich bin in einer ſchrecklichen Lage, meine Jenny! meine Alterthümer —

Jenny.

Oheim! es muß heraus dieſes Geſtändniß. Wäre mein Herz frei, ich fühle Kraft, auch das Schwerſte zu dulden, um Sie zu retten, das Weib dieſes rohen Engländers zu

werden. Allein ich liebe, und Ihre Vorsicht haben den Gedanken an ihn nicht aus meinem Herzen reißen können, ich habe von der Zeit erwarten wollen, daß Ihr ungerechtes Vorurtheil gegen den Herrn von Rosen —

Graf.

Den Rossen der Dr. Klose! Auch das noch. O schon auch das noch.

Jenny.

Der Tod seines Ohims ist nahe. Er wird dadurch ein unabhängiger Mann. Leider widersetzt sich der Dr. Klose auch, aus Haß gegen Sie, meiner Verbindung mit Rosen.

Graf.

Klose lebt, bis er meine Sammlungen um einen Spottpreis an sich gebracht hat.

Jenny.

Beruhigen Sie sich mein Ohim. Ist kein Aufschub möglich?

Graf.

Keiner.

Jenny.

Dann bleibt mir noch eine Hoffnung. Vergönnen Sie mir hier ein Gespräch mit ihm, und haben Sie die Güte, in Ihr Cabinet zu treten.

Graf.
(ſteht auf und ſinkt ohnmächtig zurück.)

Jenny.

O! mein Oheim.

Graf. (matt.)

Meine grauen Haare.

Jenny.

Tröſten Sie ſich, ehe dieſe beſchimpft in die Grube fahren, heirathe ich Lord Dumpling.

Graf.

Jenny! (Er umarmt ſie, und wankt in ſein Cabinet.)

Zweite Scene.

Lord Dumpling. Jenny.

L. Dumpling.

Your most obedient — Miss!

Jenny. (ſich verbeugend.)

Mylord! Sie kommen wie gerufen.

Dumpling.

Haben Sie mir gerufen. I beg your pardon, ich habe es nicht gehört.

Jenny.

Ich wünsche Sie auf einige Minuten zu sprechen. Setzen wir uns. (beide setzen sich.)

Dumpling.

Ich bin sehr begierig zu hören.

Jenny.

Ihre Theilnahme, welche Sie mir, während Ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse erwiesen haben.

Dumpling.

Yes, you are right. Einen grosen Theilnahme.

Jenny.

Bestimmt mich, Sie für einen wohlwollenden Mann zu halten.

Dumpling.

You are very kind. O ich will wohl, Ihnen besonders.

Jenny.

Mein Oheim hat mir eröffnet, daß er Ihnen meine Hand versprochen hat.

Dumpling.

O nicht blos Ihre Hand, auch Ihr ſehr liebenswürdiges Herz, und Ihre beauty person. Ich bin ſehr vergnügt bei dieſem Verſprechen, ich bin ſehr dankbar. I want to take hold of Your hand (reicht die Hand hin, die er wieder ſinken läßt.)

Jenny.

Die Neigung, welche Sie für mich empfinden, iſt mir ehrenvoll. Aber gerade auf dieſe bauend, wage ich eine Bitte an Sie.

Dumpling.

Ich bin ſehr begierig zu hören, Ihren Bitte.

Jenny.

Mylord, ich kann nie Ihre Gattin werden!

Dumpling.

Goddam! warum nicht? Sind Sie vielleicht verheirathet?

Jenny.

Das noch nicht, aber Herz und Hand ſind bereits verſagt. Mein Oheim, deſſen finanziellen Verhältniſſe zerrüttet ſind —

Dumpling.

Ich weiß, die deutſchen earls ſind oft poor devils. That is a pity. Indeed it is.

Jenny.

Hat in ſeiner Herzensangſt Ihnen ein Verſprechen in meinem Namen gegeben, das ich nicht im Stande bin zu erfüllen.

Dumpling.

O ich wette, wir heirathen uns. Ich heirathe Sie beſtimmt, und Sie mir wahrſcheinlich auch.

Jenny.

Wie, Sie wollten meine Hand erzwingen?

Dumpling.

Ich muß, Miß. Ich habe heute eine Staffette an alle meine Verwandten in England mit die Siegesnachricht geſchickt, daß ich das beauty-vollſte Fräulein in Deutſchland heirathen würde. Ich würde mir ſehr blamiren, Ihnen frei zu laſſen. Zudem bin ich jetzt verliebt, und glücklich, ſonſt war ich melancholiſch, um mir todt zu ſchießen.

Jenny.

Mylord, die Engländer ſind als eine großmüthige Nation bekannt!

Dumpling.

Das iſt wirklich wahr, Miß!

Jenny.

Sie werden keine Ausnahme machen.

Dumpling.

O Miß, ich bin blos großmüthig, for gratitude, für Dankbarkeit. Ich bin einmal großmüthig geweſen, und einmal werde ich es in Zukunft ſein.

Jenny.

Wie iſt das zu verſtehen?

Dumpling.

Ich hatte einmal einen kleinen typsy, you know — zu viel getrunken, in London. Mein Haus brannte ſtark, und ich escaped mit großem Mühe und mit viel Schmerz. Da fehlte mir meine Diana, mein guter Hund. Das Haus brannte ſehr. Niemand wollte ihn holen. Zuletzt aber that es ein armer Mann, called, Harry Wilſon. Er warf meinen Hund aus die Fenſter, in dem Augenblick — oh it was damnd — fiel das Haus zuſammen, und der gute Hunderetter brannte todt.

Jenny.

Gräßlich! um eines Hundes willen!

Dumpling.

Ich war traurig um das, und habe für Dankbarkeit einen guten Theil von mein Geld an den Verbrannten ſeine Wittwe, und ſeinen zwölf Kindern gegeben.

Jenny.

Wie konnten Sie auch anders!

Dumpling.

Nein, das ist wahr. Das zweite Mal war ich auch a little typsy. Es war in Hamburg, ich wurde bei das Alsterpavillion in einen kleinen Schiff, das sie Nußschaale nannten. Ich durfte nicht darin stehen, ich vergaß es, und schlug um — ich wäre ertrunken, poor Harry Wilson verbrannt, aber ein guter gentleman hat mir mit vieler Selbstgefahr aus das Wasser gezogen. Ich habe von ihm nicht seinen Namen erfahren, wenn ich aber ihn wiedersehe, werd ich ihm einen Hälfte von mein Vermögen anbieten. Ich habe ihn in allen Zeitungen von Deutschland, und in Morning Chronicle suchen lassen. Bin ich nicht großmüthig, Miß?

Jenny.

Sie sprechen von Dankbarkeit, diese habe ich nicht von Ihnen zu fordern. Aber Ihre Nation ist wegen Großmuth bekannt, ich glaube, sie nennen es generosity.

Dumpling.

Oh yes, You speak English. That is very nice.

Jenny.

Die Angst lehrt mich Ihre Sprache.

Dumpling.

Können Sie aussprechen? King George the third.

Jenny.

Laſſen wird das. Antworten Sie mir auf meine Frage, und erfüllen Sie meine Bitte.

Dumpling.

Generosity zeigt man gegen Feinde. Wir ſind aber Freunde, und ich werde nicht aufhören, Ihnen zu lieben, und zu heirathen.

Jenny.

Und wenn ich Sie nicht heirathen will? —

Dumpling.

So mache ich bekannt die Handlung von dem Herrn Grafen, und ſchieße ihn tod in ein Duell.

Jenny.

O Himmel! Mein Herr, dieſes Geſpräch hat mich belehrt, es iſt eine rein verlorne Mühe, an die Großmuth eines Engländers zu glauben. (geht ab in ihr Zimmer.)

Dumpling.

O Miß — bleiben Sie. That is damned. (geht ab.)

Dritte Scene.

(Der Graf tritt aus seinem Schlafzimmer, François kommt von der Hausthüre, mit einem Briefe in der Hand.)

Graf.

Was giebt's?

François.

Ein Bote ist so eben angekommen. Befehlen Sie, daß ich den Brief bis Morgen früh aufbewahre?

Graf.

Nein, gieb ihn her. (Nimmt den Brief.) Es ist die Hand der Baronin. Vermuthet, daß meine Augen zu schwach sind. — (Nachdenkend.) François!

François.

Herr Graf!

Graf.

Kannst Du schweigen?

François. (Schweigt.)

Graf. (Lachend.)

Eine curiose Probe, höre, François, ich bedarf eines Vertrauten für den einliegenden Brief. Ich habe Zutrauen zu Deiner Discretion, und werde Dich mit einem verstei-

netten Fisch, dem brachet patriß des großen Pestalozzi, als dem Symbol der Verschwiegenheit, belohnen.

(Frau Schnabel will beschämt ab.)

Nur Deine Liebschaft mit der Frau Schnabel ist mir unbegreiflich. Eure heutige Umarmung —

François. (lacht.)

Herr Graf, ich hoffte, Sie trauten mir einen bessern Geschmack zu. Wenn ich von der manntollen Närrin mir einen Kuß erpressen ließ, so geschah es in der That lediglich, um ihr wegen der vielen Betrügereien auf die Spur zu kommen, die sie an Ihnen verübt hat.

Frau Schnabel. (bei Seite.)

O! über den Böswicht!

Graf.

Ich kenne die Schnabel seit vielen Jahren, und habe im Ganzen keine Gründe, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln, zudem liebe ich es nicht, wenn Dienstboten sich controlliren.

François.

Ich aber kann die Scheinereien nicht ansehen. Sie drücken mir das Herz ab. Ich bin ihr hinter die Schliche.

Frau Schnabel. (bei Seite.)

Kaum halte ich mich —

Graf.

Und ich verbiete nachzuſchleichen, ſie iſt morgen aus meinem Dienſte entlaſſen, und ich werfe jedes Unrecht in das Meer der Vergeſſenheit. Wonach ſich zu achten.

François.

Zu Befehl.

Graf.

Ich verkenne übrigens dieſe Treue nicht. Sie iſt mir lieb, und erweckt mir Zutrauen. — Als Beweis vertraue ich Dir dieſen Brief. (giebt François den Brief, der ihn öffnet.)

François.

Himmel! (bei Seite) ein Brief meiner Tante.

Graf.

Was iſt das?

François.

Die Hand kam mir ſo bekannt vor.

Graf.

Schwerlich, der Brief iſt weit von hier geſchrieben.

François.

Es ſind Verſe.

Graf.

Alſo noch immer die alte Gewohnheit. Die Baroneſſe dichtet charmant.

François. (lieſt.)

„An Lulu.“ — Wer iſt das, gnädiger Herr?

Graf.

Lies, und frage nicht. (bei Seite.) Dieſe Erinnerung an die Jugend iſt wirklich touchant.

François. (lieſt.)

Sonett:

Dank für den Gruß, trotz Winters Ungewettern,
Wär' ich nicht Thekla, wenn ich länger bliebe.
Du liebſt mich noch — o glaub', daß ich Dich liebe,
Die Retterin ſteht über allen Rettern.
Die Pferde nah'n, ich hör' das Poſthorn ſchmettern,
Verzage nicht, Dein Auge ſei nicht trübe,
O daß mein Gold zu mir empor es hübe,
O daß voran ich flög' mit dieſen Lettern.
Geliebter mein! es wird ſich Thekla nahen,
Verſtoßen hat ſie den bornirten Neffen,
(François huſtet.)
Für Dich nur wird ſie fortan leben,
Sie will von Dir den erſten Kuß empfahen,
Mit Extra-Poſt noch morgen früh eintreffen,
Mit alten Wundern aus Pompeji nahen.

Thekla.

Graf.

Wie liebenswürdig! auch an mein Steckenpferd denkt ihr Pegasus!

François.

Die Verse sind mindestens etwas holpericht. Der Sinn ist deutlich, sie ist in Sie verliebt.

Graf.

Spare diese trivialen Bemerkungen, trage den Brief in mein Zimmer, und solltest Du in dieser Nacht zum Gespräche mit dem Geiste kommen, so bitte ihn ganz gehorsamst, Dir einige Aufschlüsse über die Schätze zu ertheilen, die hier im Schlosse vergraben liegen. (François geht ab.) O Jugendliebe, du bist unsterblich! Ja, Thekla, ich erkenne Dein Herz. Keine Schätze der Erde, keine Antiquitäten sollen mich von Dir trennen. Der Mensch ist doch das Edelste der Schöpfung. (geht in sein Cabinet.)

Vierte Scene.

Frau Schnabel. (tritt ein.)

Das ist eine schöne Geschichte. Daß der Graf die Baronesse Klingreim heirathet, will ich ihm gönnen. Stirbt sie bald, so kann er mich nicht entbehren, und mein gestriger Traum, daß ich ihm die Augen zudrückte, und einen

großen Beutel mit Gold unter ſeinem Kopfkiſſen fand, wird noch erfüllt. Aber François, Cartouche, Schinderhannes, Hölzerlips, Dich treffe meine Rache. Du wähnſt dieſe Nacht zu entfliehen, Dein Bündel iſt geſchnürt. O nicht alſo, es iſt dafür geſorgt, daß Du dem Todtengräber lebendig nicht entgehſt. (Man hört kommen.) Ha! da iſt er.

Fünfte Scene.

Frau Schnabel. Der Todtengräber.

Frau Schnabel.

Nur herein, lieber Niclas!

Todtengräber.

Sie iſt ja heute gewaltig complaiſant, Frau Schnabel! Lieber Niclas! das höre ich nur von Ihr, wenn ich mit Ihr über das Grab ſpreche, welches ich für Sie in Ihrer Krankheit habe mauern laſſen, und das noch nicht bezahlt iſt.

Frau Schnabel.

Nichts von Gräbern, guter Niclas, ich habe einen Auftrag für ihn, wobei etwas zu verdienen iſt.

Todtengräber.

Vor dem Auftrage oder nachher?

Frau Schnabel.

Vorher, da ſind acht Groſchen.

Todtengräber. (beſieht es.)

Es ſind nur vier.

Frau Schnabel.

Wahrhaftig, das Stück war ſo groß, ich habe mich vergriffen. Nun, den Reſt erhaltet Ihr morgen, wenn Ihr meinen Auftrag gut ausgeführt habt.

Todtengräber.

Alſo gar nicht. Was habt Ihr denn für einen Auftrag.

Frau Schnabel.

Seid Ihr furchtſam?

Todtengräber.

Nein.

Frau Schnabel.

Nicht, wenn ich ſo thue. (Sie läuft mit gewaltigen Gebärden und Handverrenkungen auf ihn zu.) Auch ſo nicht?

Todtengräber.

Ihr ſeid ſo nahe, und wenn Ihr Euer Geſicht noch verzerrt, ſo iſt das grade nicht angenehm, aber bange bin ich darum nicht.

Frau Schnabel.

Fürchtet Ihr Geſpenſter?

Todtengräber.

Ich glaube nicht daran.

Frau Schnabel.

Ihr habt doch wohl von der weißen Geſtalt etwas vernommen, die ſeit einigen Nächten das Haus umſchleicht?

Todtengräber.

Ich habe wohl von dem Gevatterſchnack gehört; ich hatte das Fieber, ſonſt hätte ich den Geiſt längſt gebannt.

Frau Schnabel.

Nun wohl, vigilirt genau. Für eine chriſtliche Wittwe ziemt ſich das nicht. Bleibt unter dem Schloſſe. Ich habe, unter uns geſagt, unſern François deshalb in Verdacht. — Er hat gewacht, und nie den Geiſt geſehen.

Todtengräber.

Das iſt allerdings verdächtig, da hätte ich eher jemand anders in Verdacht gehabt.

Frau Schnabel.

Er iſt, unter uns geſagt, ein Spitzbube, wenn Ihr ihn fangt —

Todtengräber.

Dann verlange ich die verſprochnen vier Groſchen wirklich. Es iſt ſchon der Mühe werth, einen Spitzbuben zu fangen, wollte Gott, man könnte alle bannen, die den

armen Grafen umgeben. Na, gute Nacht, auf Wiederſehn um Mitternacht. (ab.)

Frau Schnabel.

Adieu, guter Niclas. Courage und Grobheit ſind doch immer zuſammen.

Sechſte Scene.

Zimmer wie im Anfang des erſten Acts. Lord Dumpling liegt im Hintergrunde auf einem Sopha, vor ihm, auf dem Tiſche, eine Bowle Punſch, er zieht zwei Piſtolen aus der Taſche, welche er vor ſich hinlegt. — François ſteht vor ihm, ſchenkt ein, und präſentirt. Dumpling iſt etwas betrunken, und ſteigert dieſen Zuſtand während der ganzen Scene.

Dumpling.

God damn der Punſch iſt very good — ich bin wirklich ein klein wenig typsy, aber grade in gutem humour, um mit einem Geiſte zu boxen. (er trinkt.)

François.

Aber, Mylord, was ſollen dieſe Piſtolen?

Dumpling.

Sie ſind ein specificum gegen den Geiſt. Mein Vater hat zwei falſche Geſpenſter geſchoſſen.

François.

Sein Sie vorſichtig, Mylord, mit Geiſtern iſt nicht zu ſpaßen.

Dumpling.

Ich bin nicht furchtſam vor einem Geiſt. (trinkt.) Meine Braut für immer (singt) **Rule Britannia, Britannia rule the waves.** Haben Sie gehört die Catalani?

François.

Nein, Mylord.

Dumpling.

O ſie ſingt ſehr gut **God save the King.** Die Muſik iſt einen guten Theil beſſer als der Freiſchütz. (trinkt.) **My sweetheart, my Jenny!**

François.

Das Fräulein ſcheint krank, ſie hat rothe Augen.

Dumpling.

O, ich habe einen guten Mittel, zu kuriren ihren Augen, recommandirt von dem König von England, von der Königin, von Herzog von Wellington und dem Kaiſer von China.

François.

Ihre Augen ſchienen aber in Thränen gebadet.

Dumpling.

Wenn ich mit Jenny verheirathet bin, ſo wird ſie veranügt leben. Nix von Thränen, (trinkt) François, da trink auf Jenny ihren Geſundheit, da iſt einen Guinea, nun ſing mir ein Lied: Favour me with a song!

François. (ſingt)

Schlaf, Kindchen, ſchlaf. (oder ein anderes Wiegenlied)

Dumpling.

(ſchlieft während der Zeit die Augen)

Oh beautyful — ſehr gut — iſt das von Weber? — Freiſchütz, (ſingt) Rule Britannia — Brougham, Canning, my pride — (ſingt) For Britons never shall be slaves. (ſchlägt bei dieſen Worten ein.)

François.

(nimmt zwei Stücke Holz aus dem Holzkaſten, und vertauſcht damit die Piſtolen des Lords. Es ſchlägt zwölf Uhr.)

Siebente Scene.

(Die Vorigen, Herr v. Roſen ſteigt ins Fenſter, er trägt Mantel und Helm des Geiſts im Hamlet.)

Roſen.

Wo iſt Jenny?

François.

Still! (er zeigt auf den ſchlafenden Lord.) Dort in ihrem Zimmer.

Roſen.

Ich muß zu ihr, es iſt keine Minute zu verlieren, es ſcheint mir, als wenn verdächtiges Geſindel das Haus umſchleicht.

François.

Gemach, Jenny's Zimmer iſt über dem der alten Schnabel. Ich habe die alte Hexe noch herum rumoren hören.

Roſen.

Wir ſind verrathen, es muß halten oder brechen, ich muß zu ihr!

François.

Nur ruhig, **Monsieur Furioso**, ich führe ſie gleich hieher. Rede nur leiſe mit ihr, ſobald der Lord ein Zeichen des Erwachens giebt, wird Jenny entfliehen. Du aber nimm meine Livree, ſuche mich zu copiren, wenn der Engländer aufblicken ſollte, und ſende den alten Trinker wieder in ſeinen Punſchſchlaf —

Roſen.

(zieht die Livree François an, welche ihm viel zu weit iſt.)

François.

So recht; gieb mir dein Geiſtercoſtüm. Ich werde

die Unteretage des Hauſes bereiſen, und wenn der Teufel der Neugierde den Hals der alten Weiber aus der Thür reckt, ſo ſoll ihn mein Erſcheinen ſchon bald in das Kopfkiſſen zurück ſcheuchen. (François nimmt Mantel und Helm.)

Roſen.

Herzensfreund, mein Strahlen!

François.

Schon gut, Herr Cicisbeo, es iſt Zeit, daß ihr dieſe Nacht entfliehet. Wie freue ich mich auf Deine weichen Betten, und Deinen Tokaier. Morgen folge ich Euch nach Bellheim und dann in die Reſidenz. (er klopft dreimal leiſe an das Schlafzimmer des Fräulein v. Waldau; dieſe tritt heraus und fliegt Roſen in die Arme.)

Jenny.

Mein Eduard! warum in François Kleidung?

Roſen.

Still! (zeigt auf Lord Dumpling, das Folgende wird von Beiden alles gedämpft geſprochen.) Aber wie iſt es möglich, daß Du nicht in Reiſekleidern biſt? Du haſt doch mein Billet empfangen?

Jenny.

Die Pflicht gebietet mir, zu bleiben.

Roſen.

Was iſt das?

Jenny.

Mein Oheim hat zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft von meinem Gelde gebraucht, ſich in der Angſt dem Lord entdeckt, und nur unter der Bedingung Hülfe erhalten, daß ich dieſem abſcheulichen Trunkenbold (zeigt auf Dumpling) meine Hand reichen ſoll.

Roſen.

Iſt es nur das? dann kann Rath werden, mein Oheim Klofy iſt geſtern geſtorben und hat mich zu ſeinem Univerſal-Erben eingeſetzt. Ich bringe die Einwilligung zu unſerer Verlobung vom Grafen Erlthal mit.

Jenny.

Auch mit Geld iſt nicht zu helfen, verweigre ich ihm die Hand, ſo iſt mein Oheim beſchimpft. Zudem hat er dem Lord ſchriftlich ſein Ehrenwort gegeben, keinen andern als ihm meine Hand zu reichen.

Roſen.

Und was hat meine Jenny beſchloſſen?

Jenny.

Ich hoffe von der Zeit, allein nie werde ich einen Schritt thun, der meinen alten guten Oheim namenlos elend machen würde.

Roſen.

Das iſt nicht die Sprache des treuen Herzens.

Jenny.

Es iſt die Sprache der Pflicht.

Roſen.

Du haſt mich nie geliebt.

Jenny.

Hab' ich das um Dich verdient?

Roſen.

Liebſt Du den Engländer?

Jenny.

Wie beleidigſt Du meine Seele. (Beide ſtehen von einander gekehrt, ſtummes Spiel, Jenny wendet ſich liebkoſend zu Roſen, legt die Hand aufs Herz, und ſagt:) **On ne loge pas ici les Anglois.**

Roſen.

O, meine Jenny, ich bin namenlos elend!

Jenny.

Bin ich es minder? Entfliehe, und laß uns auf eine gütige Verſehung vertrauen. Zeit gewonnen, heißt Alles gewonnen.

Roſen. (lauter werdend.)

Laß mich den Engländer wecken. Ich werde mit ihm reden, ich werde ihm Geld bieten; ich werde ihn fordern, ich werde vor ihm auf die Knie fallen, ich werde —

Jenny.

Um Gotteswillen! (eilt) mein theurer Eduard, entfliehe, ſonſt iſt Alles ohne Nutzen verloren, ewig bleibt Dir mein Herz! (Man hört vor dem Hauſe ein Posthorn.) O mein Gott!

Roſen.

Wir ſind verrathen!

Jenny.

Nur Vorſicht, ſchlüpfe Du durch die Hausthür, ich eile auf mein Zimmer. (Jenny umarmt Roſen, und geht in ihr Cabinet, es wird heftig an die Hausthür geklopft.)

Achte Scene.

François. (ſtürzt athemlos herein.)

Das iſt eine ſchöne Geſchichte, der Corridor zur Hausflur iſt verriegelt, Frau Schnabel empfängt die ankommenden Fremden, geſchwind eile durch's Fenſter.

Roſen. (öffnet es.)

Wir ſind verloren! die Strickleiter iſt abgeſchnitten!

François.

Es iſt zu ſpät zum Umkleiden, ſpiele meine Rolle. (François ſtellt einen Ofenſchirm vor's Fenſter, hinter dem er ſich nicht ganz verbergen kann.)

Neunte Scene.

(Baroneſſe v. Klingreim in Reiſekleidern und Frau Schnabel treten ein.)

Baroneſſe.

Wohin führt Sie mich?

Frau Schnabel. (Eintretend.)

In das einzige warme Zimmer des Hauſes. Der Herr Graf haben das Fräulein Braut wohl nicht in der Nacht vermuthet.

Baroneſſe.

Wie hätte der Graf von unſern zarten, noch unbeſtimmten Verhältniſſen —

Frau Schnabel.

Eine Haushälterin, welche treu und ehrlich dreißig Jahr ihr Amt verwaltet, hätte wohl Recht dazu.

Baroneſſe.

Eine ſolche anmaßende Sprache beſtürzt mich in der That —

Frau Schnabel.

Der Graf hat nichts verrathen, ich aber habe errathen. Der Herr Graf kann vor mir kein Geheimniß haben.

Baroneſſe. (zu Roſen.)

Sei Er ſo gut, mich dem Grafen zu melden.

Roſen.

Sehr wohl. (will durch die Hauptthür.)

Frau Schnabel.

Dort iſt das Zimmer des Grafen. (François bleibt bei der Thüre ſtehen.) Himmel, was iſt vorgegangen! wie iſt François eingeholzet? Kaum der halbe François! (Roſen zieht ſich an's Fenſter, die Schnabel verfolgt ihn, und erblickt in dieſem Augenblicke François hinter dem Schirm. Mit dem Schreckensausruf: „Himmel der Geiſt!“ ſinkt ſie zuſammen.)

Baroneſſe.

Mein Gott! Hamlets Geiſt! (fällt gleichfalls ohnmächtig hin.)

(François erhebt ſich wieder und will der Thür zueilen. In dem Augenblick erwacht der Lord, ergreift ſchnell die beiden Stücke Holz, die François ihm ſtatt der beiden Piſtolen hingelegt hat, läßt ſie jedoch ſofort, da er ſeinen Irrthum gewahr wird, fallen, zieht ohne Verzug ein Terzerol aus dem Buſen, und feuert es auf François ab, ohne ihn zu treffen. Während er nochmal in die Bruſttaſche greift und ſucht, ſpringt François durch's Fenſter. In dieſem Augenblicke tritt der Graf aus ſeinem Schlafzimmer in Schlafrock und Nachtmütze. Gleich darauf Fräulein Waldau aus ihrem Cabinet.)

Neunte Scene.

Die Vorigen. Der Graf und Fräulein Waldau.

Graf.

Was geht hier vor? — Entfloh der Geiſt vor meinem Anblick? Himmel, die Baroneſſe! Theure Freundin!

Baroneſſe. (ſchlägt langſam die Augen auf.)

Lulu, mein Lulu, ſehen wir uns ſo wieder?

Graf.

Um Gotteswillen, meine Gnädige! Sollte der Geiſt gegen Damen Ihres Ranges —

Baroneſſe.

Es geht ein finſterer Geiſt durch dieſes Haus!

Graf.

Ich ſchütze Sie.

Baroneſſe.

So faſſe ich Muth.

Dumpling.

Ich bin ſehr betrübt, zu viel getrunken zu haben. Der falſche Geiſt iſt escaped. (Zu François.) Habe ich geſchlafen?

(Die Schnabel blinzelt einen Augenblick umher. Dann ſpringt ſie auf, packt Roſen, der in den Hintergrund geſchlichen iſt, um zu entwiſchen, und führt ihn vor.)

Frau Schnabel.

Das iſt der Helfershelfer beim Diebſtahl in Bellheim.

Dumpling.

God damn that is an apparition. François, o ich bin ſehr typsy!

Graf.

Herr v. Roſen. Sehe ich recht? welches Benehmen!

Frau Schnabel.

Herr v. Roſen? Jenny's Nachſteller?

Zehnte Scene.

(Der Todtengräber trägt François ohne Helm in einem Mantel in das Zimmer.)

Todtengräber.

Frau Schnabel, die vier Groſchen!

v. Roſen.

Strahlen, Herzensfreund, Du lebſt? Gott ſey Dank, jetzt bin ich glücklich!

François.

Das Bein iſt verſtaucht, Du wirſt mich lange ahen müſſen (Der Todtengräber legt ihn auf den Stuhl.)

Dumpling.

François, Du bin ein rascal. Wo iſt mein Guinea, thou shalt be hanged.

Baroneſſe.

Himmel, mein ungerathener Neffe!

François.

Ei ſieh da, meine gelehrte Tante!

Graf.

Ihr Neffe?

Dumpling.

This servant your nephew?

Baroneſſe

Ja, Lule, das iſt François von Strahlen, der bei meinen Verſen einſchlief.

Graf.

Wie konnten Sie es wagen, Herr Aſſeſſor von Roſen, mein Haus zu betreten, das ich Ihnen verboten hatte? Sie ſind mir als Edelmann blutige Genugthuung ſchuldig.

(Während der Zeit, daß er redet, tritt Dumpling vor ſein Gericht, und betrachtet ihn ſehr aufmerkſam.)

v. Roſen.

Hören Sie an, würdiger Herr, und verdammen Sie mich dann, wenn Sie können. Meine Liebe für Jenny iſt unvertilgbar. Ein Neffe Ihres Feindes, des Dr. Kloſy konnte ich mir keine Hoffnung auf Ihre und ſeine Zuſtimmung machen. Als Geiſt verkleidet ſchlich ich hieher, ich wollte Jenny entführen, allein mein Plan ſcheiterte an ihrer Standhaftigkeit, da ſie mir nicht ohne Ihren Segen folgen wollte. Dies Hinderniß iſt aus dem Wege geräumt. Kloſy iſt geſtorben, und ich bin ſein Erbe.

François.

Gratulire, Brüderchen!

Graf.

Klosy todt? Gott iſt groß!

v. Roſen.

Ich bin im Stande, Jenny jetzt glänzend zu ernähren. Graf Erlthal hat bereits die equivalente Summe des ganzen Vermögens meiner Jenny als Morgengabe deponirt, und die Einwilligung zu unſerer Heirath gegeben. Zu Ihren Füßen lege ich alle ererbte Antiquitäten, um ſie mit den Ihrigen zu verbinden. Meine Dienſtzeugniſſe bekunden meinen untadelhaften Wandel. Sein Sie mein Vater, der Stifter unſers Glücks!

Jenny.

Mein Oheim!

Graf. (Blickt Dumpling an.)

Du weißt, der Lord hat mein Wort. Frag ihn!

v. Roſen.

Mylord, ſein Sie großmüthig!

Dumpling.

O gewiß. Laß uns shake hands. Sie ſind mein Lebensretter, als ich overturned mit die Nußſchale, auf die Alſter in Hamborough.

Jenny.

Himmel, welch ein Glück!

v. Rosen.

Wäre es möglich! Ich entsinne mich, dort einen Engländer aus dem Wasser gezogen zu haben. Das wären Sie?

Dumpling.

Das bin ich. Es ist unangenehm, aber ich bin dankbar. Graf, ich heirathe Jenny nicht. Sie ist frei.

Jenny.

O tausend Dank, ich könnte Sie umarmen!

Dumpling.

Look my dear! Sie sind doch in mich verliebt. (schüttelt ihre Hand.)

Graf.

(faßt Jennys und Rosens Hände.)

Ich segne Euch.

François.

Nun wird doch ein Lustspiel daraus, obgleich darin geschossen ist.

Baronesse. (zu François.)

Geh aus meinen Augen!

François.

Ich kann nicht beste Tante!

Jenny.

Vergebung für Ihren Neffen!

v. Roſen. (bittend.)

Gnädige Frau!

Jenny.

Er half den Liebenden, und diente hier verkleidet.

Baroneſſe.

Dieſe Idee desavouire ich nicht. Sie iſt in der That poetiſch zu nennen.

François. (mit Pathos.)

Ach ich bin beſſer als mein Ruf,
Zwar hab ich jugendlich gefehlt,
Doch Tante hat auch viel geſchmählt.

Baroneſſe.

Wie? Du haſt Anlage zur Poeſie erhalten?

François. (wie oben.)

Es ſoll der Dichter mit dem König gehen!
Vergebung, beſte Tante!

Dumpling.

O geben ſie keine Vergebung!

v. Roſen u. Jenny.

Vergebung!

Dumpling.

O geben ſie meinetwegen Vergebung!

Baroneſſe.

Was meinen Sie, Lulu?

Graf.

Ich bitte mit den Bittenden. Er iſt nicht ohne Sinn für die Alterthümer.

Baroneſſe.

François, ich vergebe Dir.

François.

Liebe Tante, daran thun Sie recht.

Graf.

Meine geliebte Antoinette! Sie kennen die Geſinnungen meines, Sie liebenden Herzens. Das Schickſal hat mich nach der peinlichſten Verlegenheit heute zu dem reichſten deutſchen Privatmann gemacht. Ihre Zärtlichkeit und Kleſy's Tod erheben mein ergrautes Haar wie einen Phönix aus der Aſche. — Ihre geiſtreichen Verſe haben mein Herz tief gerührt. Vergeſſen Sie den alten Zwiſt. An Ihrer Seite werde ich durch Blumen wallen.

Baroneſſe

Du fragſt mein Herz, es hat Dir längſt vergeben.
Und ohne Dich mag ich nicht fürder leben.

Graf.

Ferne ſei aber fremdes Gut von mir. In Königſtadt erwartet unſrer eine glänzende Zukunft durch meine Samm-

lung. Wir adoptiren den Herrn v. Strahlen und ſichern ihm ſein Vermögen.

Baroneſſe.

Sie ſind edel wie immer, mein Lulu! (zu François) Küſſe Deinem Vater die Hand!

François.

Morgen herzlich gern, heute kann ich nicht.

Frau Schnabel. (bei Seite)

Das ſagt er immer, wenn er küſſen ſoll.

Graf.

Meine Antiquitäten aber gehören dem Herrn von Roſen und Jenny nach meinem Tode.

Baroneſſe.

Natürlich.

François.

Auch dieſe Antiquität! (auf Frau Schnabel deutend.)

Frau Schnabel.

Auch als Edelmann noch ungalant. Herr Graf, Sie werden erwägen, daß ich alle Ihre Schritte weiß. Ich rechne für meine Discretion auf ein Jahrgehalt. —

v. Roſen.

Vielleicht nicht mehr, wenn Sie dies Papier eingeſehen haben. — (zieht ein Papier aus der Brusttasche, und reicht es ihr.)

Ihr Vetter sitzt im Gefängnisse, die betrügerischen Ankäufe der Antiquitäten für den Herrn Grafen sind bereits beim Kriminalgerichte eingestanden.

(Frau Schnabel lacht, und entfernt sich.)

Graf.

Was ist das? will das Kriminalgericht mit seinen blöden Augen meine Ankäufe taxiren?

v. Rosen. (Hält zum Grafen.)

Es ist dies ein Scherz, den ich Ihnen zu seiner Zeit erklären werde.

Graf. (Lächelnd.)

Verstanden.

Frau Schnabel.

Ich bin stumm wie ein Fisch, Herr v. Rosen, aber ich hoffe auf Nachsicht.

v. Rosen.

Wie Du mir, so ich Dir.

Graf.

Meine gnädige Antoinette, erlauben Sie mir, daß ich Sie in das für Sie bestimmte Zimmer führe.

Baronesse.

Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß,
O, daß man nicht zu zeitig mich erwecke!

(Beide ab.)

Dumpling. (gähnt.)

Auch ich bin ſehr müde quit sleepy; Good night, guter Retter. (ſchlaft.)

v. Roſen.

Gute Nacht, mein liebes Mädchen!

Jenny.

Gute Nacht, mein Lieb!

v. Roſen.

Komm, François.

François.

Hilf mir. (zum Wagen.)
Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieſer letzten Tage Qual war groß,
Sorgt, daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken.
(Beide ab. Roſen führt François.)

Eilfte Scene.

Frau Schnabel. Der Todtengräber.

Todtengräber.

Frau Schnabel, meine vier Groſchen!

Frau Schnabel.

Lieber Niklas!

Todtengräber.

Lieber Niklas, das heißt, ich gebe nichts.

Frau Schnabel.

Wendet Euch an den Herrn v. Strahlen, den Ihr ins Haus getragen habt.

Todtengräber.

Da würde ich am Ende noch durchgeblaut werden. — Schon gut, nun spüre ich mein Fieber wieder, und werde Ihre vier Groschen noch vier Mal verdoktern. — Aber ich fange keine Gespenster wieder.

Der Thee.

Von

H. Heine.

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lukka.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser, es ist gar keine Politik darin, sondern blos Philosophie, oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik nichts wissen willst; du erführest doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab. „Wir lesen sie zwar nicht — sagten sie — aber es macht uns schon ängstlich, daß so etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen Schlafe. Laß du die Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vernachlässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunstansichten oder irgend eine gute philosophische Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig, wie die Anderen, auf's träumerische Polster hinstrecken, und meine Geschichte er-

zählen. Die philosophische Moral, die darin enthalten seyn soll, besteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringsten selbst daran Schuld zu seyn. Eigentlich sollte ich bei diesem Satze in der ersten Person des Singularis sprechen — nun ja, ich will es, lieber Leser, aber ich bitte Dich, stimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verschuldet. Denn ist es meine Schuld, daß ich einen guten Geschmack habe, und daß guter Thee mir gut schmeckt? Und ich bin ein dankbarer Mensch, und als ich in den Bädern von Lukka war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort so guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken. Dieses Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demselben Hause wohnte, sehr oft angestimmt, und diese Dame wunderte sich darüber um so mehr, da sie, wie sie klagte, trotz allen Bitten von unserem Hauswirthe keinen guten Thee erhalten konnte, und deshalb genöthigt war, ihren Thee per Estafette aus Livorno kommen zu lassen — „der ist aber himmlisch!“ setzte sie hinzu und lächelte göttlich. Milady, erwiederte ich, ich wette, der meinige ist noch viel besser. Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und sie versprachen des anderen Tages um sechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erscheinen, wo man so traulich beisammensitzen und ins Thal hinabschauen kann.

Die Stunde kam, Tischchen gedeckt, Butterbrödchen geschnitten, Dämchen vergnügt schwatzend — aber es kam kein Thee. Es war sechs, es wurde halb sieben, die Abendschatten ringelten sich wie schwarze Schlangen um die Füße

der Berge, die Wälder dufteten immer ſehnſüchtiger, die Vögel zwitſcherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenſtrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerkſam, daß die Sonne nur zögernd ſcheide, und ſichtbar ungern die Geſellſchaft ihrer Mitſonnen verlaſſe. Das war gut geſagt — aber der Thee kam nicht. Endlich, endlich, mit ſeufzendem Geſichte, kam mein Hauswirth, und frug: ob wir nicht Sorbett ſtatt des Thees genießen wollten? Thee! Thee! riefen wir alle einſtimmig. Und zwar denſelben — ſetzte ich hinzu — den ich täglich trinke. „Von demſelben Excellenzen? Es iſt nicht möglich!“ Weßhalb nicht möglich? rief ich verdrießlich. Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er ſtammelte, er ſtockte, nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geſtändniß — und es löſte ſich das ſchreckliche Räthſel.

Mein Herr Hauswirth verſtand nämlich die bekannte Kunſt, den Theetopf, woraus ſchon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Waſſer zu füllen, und der Thee, der mir ſo gut geſchmeckt, und wovon ich ſo viel geprahlt, war nichts anders, als der jedesmalige Aufguß von demſelben Thee, den meine Hausgenoſſin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um den Bädern von Lukka haben ein ganz außerordentliches Echo, und wiſſen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Fräulein
Elisabeth von Ungnad.

Historische, novellistische oldenburgische Skizze.

Von

Theodor von Kobbe.

I.

Da kommt das Schicksal — roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt,
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!
(Aus Wallensteins Tod, von Schiller.)

Die Morgenröthe des Medardustages im Jahre 1631 war angebrochen, und mit ihr begannen einige Pferdetöne, so wie das, wenig von diesen verschiedene, begeisterte Rufen der Koppelknechte in den Ställen und auf den Wiesen vor dem heiligen Geistthor der gräflichen Residenz Oldenburg

laut zu werden. Schon damals, wie noch jetzt, war der achte Juni der Festtag des Jahres, an dem die Hauptquellen des Wohlstandes sprudelten, und der im ganzen Lande herrschenden Pferdeliebhaberei so recht im vollen Maße Genüge gethan wurde. Dieser Tag ist in der That den olympischen Spielen der Griechen zu vergleichen, wenigstens ein Surrogat für die Oldenburger, und es ist zu beklagen, daß die Sommerzeit des Festes an jenem Tage, das beliebte Essen des Landes, den langen Kohl, ungenießbar, so wie den sandig gewordenen, aufgethauten Fußboden unfähig macht, auf ihm das Klootschießen *) gehörig zu exerciren. Nicht ohne Grund versprachen sich die Einwohner einen glücklichen Markttag. Es war der Politik ihres geliebten Fürsten, des Grafen Anton Günther gelungen, nicht allein die kaiserliche Einquartierung, welche in den Jahren 1627 bis 1631 das Land gedrückt hatte, zu entfernen, sondern auch neben der kaiserlichen eine schwedische Neutralitätserklärung zu erhalten, und dadurch den Grund zu der Ruhe zu legen, deren sich das Land während des noch siebzehn Jahre fortdauernden dreißigjährigen Krieges bis auf wenige

*) Unter Klootschießen versteht man das Werfen hölzerner mit Blei gefüllter Kugeln auf großen gefrornen Marschflächen. Zwei Partheien werfen nach gewissen Regeln um die Wette, ihre Secundanten heißen Krakeeler. Ein solches Werfen ist durchaus eigenthümlich und national. Die ganze Gegend nimmt Antheil an solcher Wette, die oft die Sache ganzer Bauerschaften wird. Der Werfende stürzt beim Wurf zusammen, und wird alsdann aufgefangen. Am Ausgezeichnetsten sollen die Ovelgönner kämpfen.

Unterbrechungen vor vielen andern erfreut hat. Eben diese Neutralitätsbewilligung aber gewährte allen Roßtäuschern ein Asyl im Oldenburgischen, die nur darauf bedacht waren, die erhandelten Moventien mit Sicherheit über die Grenze zu bringen, an der kaiserliche und schwedische Truppen, wie napoleonische Requisiteurs ihnen ihre Rosse abnahmen, die aus dem Lande des Friedens kamen, nun entweder für das Papstthum oder für des Dr. Martin Luthers Lehre in Bewegung gesetzt wurden.

Nach und nach war es noch lebhafter geworden, die Pferde standen, wie noch jetzt, gebunden an Leiterwagen, und die früh aufstehenden Käufer musterten mit Kennermiene die hochaufschnaubenden Rosse. Versicherungen, daß das Pferd ohne Spath und andere Fehler sei, wirbelten mit dem Staube in die Luft, während der ergwöhnische Roßkamm schweigend alle Lobpreisungen zu überhören und sich nur durch eigne Manipulationen selbst belehren zu wollen schien. Sein Lob war allemal ein Tadel. Die Worte „dat Perd is god, sehr god, aber et paßt mi nich“ — das Pferd ist gut, sehr gut, aber es paßt mir nicht — waren die Abschiedsworte, die dem Verkäufer sogar den Muth benahmen, ihr Roß dem scheidenden Lobredner noch einmal zu empfehlen.

Der Hauptstand für die besten Pferde war dermalen zwischen dem Gertruden-Kirchhof und der jetzigen Caserne. Hier hatte der bekannte Ammersche Pferdehändler, Lübbe Jaspers, Meister des gräflichen Gestüts zu Wittenheim, seine wundervollen Reitpferde postirt, die durch ihre Trecken-

heit (Unbehaartheit an den Beinen) durch Schärfe und durch Feuer ihre barbarische Abkunft hinlänglich verriethen. Graf Anton Günther hatte nämlich durch kostbare arabische und marokkanische Hengste eine Art gegründet, die noch jetzt dem Lande ein Pferd giebt, das sich zwar nicht über die gewöhnliche Dragonertaille erhebt, aber den vorzüglichen Reitpferdracen des Nordens zugerechnet werden darf. Unfern von ihm hielt der Butjenter Roßkamm, Eilerd, dessen Zunahmen ich aus alten Papieren als Onneken enträthsele, und der nicht unwahrscheinlich ein Nachkomme der frühern Budjadinger Häuptlinge war. Seine Waare bestand aus den schweren Pferden, die noch jetzt alle ersten Karossen Wiens ziehen, und damals größtentheils im Ovelgönner Gestüte gezogen wurden. Ein krummer Kopf und flüssige (d. h. mit langen Haaren) behangene Beine zeichnen noch jetzt diese kräftige Race aus, wenn gleich die Stärke der Mähnen und des Schweifs, welche Graf Anton Günther für eine große Schönheit hielt, seltener erscheint.

Anton Günther bewirkte durch seine Pferdezucht enorme Preise für die Erzeugnisse seiner Gestüte, wovon er freilich viele mit kaiserlicher Freigebigkeit und politischer Berechnung, ja wie man sagte, bis zum Werthe von 564,249 Reichsthalern verschenkte, wovon eins für den Preis von 1500 Rthlr. in Brüssel verkauft wurde. Die Isabellen und Weißgebornen waren seine Lieblingspferde; ein grader Kopf, breite Stirne, hervorliegende Augen und Nüster, scharfe Croupe und degagirte Schultern, so wie

ein grader Rücken, mußten ein Füllen auszeichnen, dessen Geburt ihm sogleich gemeldet wurde.

Vor diesen beiden Pferdehändlern nun standen mit einfachem Reitcoller angethan zwei Männer in geringer Kleidung, die sich wechselseitig mit leuchtenden Blicken ansahen. Man erkannte in der hüpfenden Sprache des einen bald den östreichischen Dialect, in dem weichen Accent des andern die Mundart eines Dänen oder Schweden, aber in beiden den stattlichen Kriegsmann im unscheinbaren Röcklein. Diese Unscheinbarkeit ist aber bis auf den heutigen Tag selbst bei den vornehmsten Besuchern des Medardusmarktes geblieben. Ganz Pferdeverstand, versäumen sie jede andere Geselligkeit als auf dem Thier und Menschen erfüllten Markte und streifen auf demselben umher, indem sie unter allen, oft zerissenen Kitteln keine Auszeichnung unter den übrigen macquignons verlangen, wofür ihnen denn aber nicht selten zugemuthet wird, ein Glas Genever zu theilen und ein Pferd vorzumustern. Solche Saturnalien sind indessen piquant und Pferdeliebhaberei geht über Alles.

Der Hauptgegenstand des Handels beider Männer war ein Schecken geworden, der dem schlauen Onneken diesmal ohne sein beredtes Zuthun bis zu dem Preise von zweitausend achthundert Gulden holländisch von den Reitersmännern in die Höhe getrieben worden, als der Oestreicher mit übermüthigem Tone fragte: „Was gilts, Herr Schwede, Ihr begehrt auf dem Pferde zu glänzen und Euch dem protestantischen Fräulein angenehm zu machen?

Ich aber intendire, es für den tapferſten Kriegshelden der Welt, der grade durchaus ein ſolches Roß begehret zu kaufen, und fodere Euch darum auf, mir nicht in den Handel zu reden, um etwanige Händel zu vermeiden.“ „Recht geredet,“ antwortete der Schwede, „Eure Händel fürchte ich nicht, ich bin aber bereit, zurück zu ſtehen, wenn Ihr mir beweiſet, daß derjenige, für den Ihr das Roß zu kaufen gedenket, ein tapferer Kriegsmann iſt, denn derjenige, ſo mich zu dieſem Ankaufe mandiret — „Wer ſteht über dem Herzog von Friedland?“ entgegnete, ſeines Sieges gewiß, der Oeſtreicher. „Mein König Guſtav Adolph erreicht ihn gewiß an Tapferkeit und Weisheit und übertrifft ihn zweifelsohne an löblichem Lebenswandel und wahrer Frömmigkeit. Laßt den weiſen hochachtbaren Landesherrn, den Grafen Günther Anton, entſcheiden.“

„So ſpricht ein Ketzer,“ rief der Kaiſerliche, der eingedenk des Umſtandes, daß er in einem proteſtantiſchen Lande ſei, ſeine ausgeſprochenen Worte gerne verbeſſert hätte, aber grade durch ſein Verſprechen gereizt noch heftiger auffuhr. „Wenn Ihr nicht meinen Herrn, den Fürſten v. Friedland, einen größeren Kriegsruhm als Eurem König und ſonach den ungeſtörten Handel auf den Schelken zugeſtehet, ſo fodere ich Euch hiemit zum Zweikampf, Ihr falſcher gottloſer Ketzer!“ „Angenommen,“ entgegnete der Schwede mit zornglühenden Augen, aber vorſichtig durch die horchende Menge, gab er dem Kaiſerlichen ein Zeichen, daß er ſich wenigſtens zum Scheine verſöhnen ſolle. Dies wirkte, beide reichten ſich zwar die Hände

und brachen den Handel ab, der alte Onneken aber verfehlte nicht den herankommenden gräflichen Secretair Hermann Mylius das Gehörte zu referiren, und in ihm die, damals in Deutschland freilich etwas lahme Göttin der Polizei, die damals Anton Günther sehr strenge handhaben ließ, aufzufordern.

Nach etwa einer Viertelstunde sah man den Kaiserlichen, gefolgt von einigen Reitersleuten, in denen man bald Offiziere erkannte, vom heiligen Geiſtthore kommen. Er fand seinen Gegner am Fuße des Gerdrudenkirchhofs, vertieft beim Lesen der merkwürdigen Innschrift:

O Ewich is to lank.

die noch jetzt dort sinnvoll den Vorübergehenden erglänzt und, wie seine innere Wahrheit nicht durch den Zahn der Zeit hat ausgelöscht werden können.

Unwillkührlich heftete er auch seine Blicke auf die mahnenden Worte, als der Schwede ihn erblickte und dann mit ruhiger Stimme die Worte aussprach:

„Herr Kamerad! der König, mein gnädigster Herr, hat uns bei Strafe infamer Entsetzung den Zweikampf durchaus verboten. Mein Zürnen hat mich dies vergessen gemacht und mich bewogen, den angebotenen Kampf anzunehmen. Dieser ſtomme Spruch aber hat mir den Willen meines gnädigen Gebieters wieder vor Augen gerufen und ich fodere Euch auf, für die Sache unserer Herren den Kampf so lange zu versparen, bis die offene Feldschlacht uns einander entgegen führte, oder sich der Ritt-

meiſter Guſtav Wrangel gewiß nicht feige finden laſſen werde.“

„Wrangel!“ rief der Kaiſerliche beſtürzt. „Vergebt, ſeid Ihr ein Verwandter des ſchwediſchen Rittmeiſters gleichen Namens, der bei der Belagerung von Stralſund einen ſchwer am Kopfe bleſſirten kaiſerlichen Obriſtwachtmeiſter vor den Mißhandlungen Eurer Truppen ſchützte und der nicht Zeit hatte, ſeinen anderswohin geſandten Retter bei ſeiner Ranzionirung zu danken?“

„Ich hatte das Glück, den tapfern Grafen von Max Piccolomini vom Regimente Pappenheim vor der Rache meiner Leute zu bewahren, die an ihm den Tod manches Kameraden rächen wollten,“ verſetzte der Schwede.

„Nun da nehmt meinen Dank, und noch unbekannter Weiſe den von meiner entfernten Braut für meine Lebensrettung!“ rief der ſich an Wrangels Bruſt werfende Max Piccolomini. „Hätte ich mich faſt um eines ſchnöden Pferdes willen an meinem Wohlthäter verſündigt. Vergebt meine Aufwallung!“

Treuherzig ſchüttelte Wrangel die Hand des Pappenheimer, und nachdem ſie noch einmal die verſöhnende Inſchrift ernſt durchleſen, wandelten ſie Arm in Arm, zur großen Verwunderung des klugen Onneken und der übrigen Oldenburger auf den Markt zurück, ohne einen andern Streit, als den, daß ſie ſich gegenſeitig das im Handel geweſene Pferd zugeſtehen wollten.

Unfern des jetzigen v. Blohiſchen Gartens begegnete ihnen indeſſen ſchon der Secretair Mylius, um die Herren

zu einem Frühstück einzuladen, welches der Graf Anton Günther, ohne sehr große Auswahl des Ranges, den besten Gästen des Pferdemarktes in einem vor dem neuen Hause aufgerichteten Zelte zu geben pflegte. Nicht wenig erstaunt, die feindlichen Herren in trauter Zwiesprach zu sehen, hinterbrachte er dies sofort seinem Herrn, der schon den Plan gefaßt hatte, durch seine große Beredsamkeit die feindlichen Krieger untereinander zu versöhnen, und so eine Schlacht zwischen Kaiserlichen und Schweden, wenn auch im kleinsten Maaßstabe von der Welt in seinen Staaten zu vermeiden.

II.

Und Augen hatte sie,
Ich muß stets weinen, wenn die Veilchen blühen.
(Aus Raupachs Isidor und Olga.)

Vor dem neuen Hause saßen auf breiten Sesseln und langen Bänken, wie noch jetzt wohl in den aufgerichteten Zelten, die Honoratioren der Stadt unter den auf dem Markte unbeschäftigten Fremden, so wie zwischen den Käufern und Verkäufern, welche den Weinkauf des Handels feierten. Der Preis und die Zahl der Pferde war der Hauptgegenstand des Gespräches, und der Hausvoigt, welcher die Aufsicht über den letztern führte, wurde alle Augenblicke mit dieser Frage bestürmt, die er mit vergnügtem Gesichte dahin

beantwortete, daß die Menge der auf den Markt gebrachten Pferde schon die Zahl Viertausend übersteige.

Ganz vorne, unter einer majestätischen Linde, gewahrte man einen Mann, behangen mit einem goldnen Kettlein, der mit freundlichen Grüßen die ausgezeichnete Achtung erwiederte, welche ihm vorzugsweise von allen Leuten gespendet wurde. Es war der verdienstvolle Canzler v. Prott, damals ein Sechszigjähriger, der mit dem heitern Blicke eines frommen Patrioten, am Abende seines Lebens, grade heute sich des Wohlstandes des oldenburgischen Landes zu einer Zeit erfreute, wo Hunger, Elend und Krieg das übrige Deutschland heimsuchten. Seit längerer Zeit aber blickte er aufmerksam nach einem Tische, an welchem ein kleiner schwarzgekleideter Mann sich mit zwei Andern unterhielt, in denen man sofort Mitglieder einer Akademie zu erkennen glaubte, die jetzt aber aufgestanden waren, und den kleinen Herrn mit seltsamen Geberden verließen. Der Eine grüßte ihn nachlässig, der Zweite überreichte ihm aber unter den tiefsten Bücklingen ein Papier.

„Ei willkommen, Herr Consistorialrath Velstein!“ rief der Canzler v. Prott diesem kleinen Herrn zu, der blind und altersschwach, ihm vorbei und aus dem Gedränge der schnaubenden Pferde eilen wollte, „ich wette, die Wittenberger Facultät hat Euch, ihrem ältesten Magister, das Doctor-Diplom der heiligen Theologie gesandt, um die Ihr Euch nicht blos durch Eure seltne Gelehrsamkeit, sondern auch durch die Stiftung eines Stipendii für bedürftige Studierende sowohl verdient gemacht habt.“ — „Mit nichten,

vir illustrissime," lispelte der alte Velsteinius; „ich habe diese Menschen nur auf Befehl des Herrn Grafen hier ante portas umher geführet, und bin sehr glücklich ihrer quitt geworden zu sein. Sie treiben die sündliche geheime Wissenschaft der Astrologie, das nunmehro verderbliche Lieblingsstudien aller großen Herren, welcher Umstand zweifelsohne den langmüthigen Herrgott noch dermaßen excitiren wird, daß es mich nicht verwundern sollte, wenn aus dem dreizehnjährigen Kriege, welcher jetzt ganz Deutschland heimsucht, ein dreißigjähriger gedeihet." — „Und weß Landes sind die Herren?" fragte der Canzler. „Der große ist ein Oldenburger, Honorius Herings, ein einfältiger und total ungeschickter nebulo, der absque omni latinitate sich leicht hat hinreißen lassen, den Glauben der Väter in Italien zu changiren, in Rom zum Doctor creirt und hernach von dem ältern kleinen Begleiter in seiner schwarzen gottlosen Kunst unterrichtet sein will. Beide haben sich einige Wochen auf dem hochgräflichen Schlosse zu Neuenburg aufgehalten, von wannen der Herr Graf Anton Günther erst seit dem zweiten dieses Monats zurückgekehrt ist." — „Ich imaginire mir," versetzte der Canzler, „daß Seine Hochgräflichen Gnaden blos aus Affection für die herrschende Mode, gewiß aber nicht aus Geneigtheit für die nur unter den Katholischen hochgeschätzte Schwindeleien, diesen Gaukeleien zugehorcht haben." — „Besagtes ist keinem Zweifel unterworfen," versetzte Velstein; „auch sind des Herings Nativitätsstellungen zu albernen Inhalts, um das große Gemüth eines so vortrefflichen Fürsten, wie das des

Herrn Grafen Anton Günther im Allergeringſten zu agitiren, wie Euch dieſes Papier überzeugen wird, mit kleinen Verſetzungen, das ſiebente ejusdem argumenti, welches ich Herrn Anton Günther übergeben ſoll, und welches von Höchſtdemſelben nicht einmal eines Blickes gewürdigt wird.“

Der Canzler v. Prott ergriff das ihm dargebotene Papier und las lächelnd folgende Sätze.

„Der Herr Graf haben ſich zu hüten:

1) vor allzuhitziger Tapferkeit,
2) vor allzugroßer Mildigkeit,
3) vor allem, was der Leber ſchädlich iſt,
4) vor allem, was zu Quartanfiebern und Zahnweh Urſach giebt,
5) vor Geſchütz und Waffen,
6) vor allzugroßem Brauch Biers, Weins und was ſonſten zur Waſſerſucht disponirt,
7) vor allerhand Unfällen.

„Nun meiner Treu,“ endete der Canzler, „dieſe Rathſchläge ſind faſt in jedem Kalender zu finden, und tragen nichts Abentheuerliches in ſich, ſie ſind vana, die ſchwerlich in der memoria des Herrn Grafen haften werden.“

„Ein Gleiches habe ich ſchon obenhin bemerkt,“ fuhr der Conſiſtorialrath fort, „von einem Manne, der den genetivus pluralis von mensa bis zu ſeiner malitiöſen Deſertion aus der Schule ignorirte, laſſen ſich freilich auch keine beſſern rationes und Nativitätsſtellungen erwarten.

Allein der ältere, Doctor Thoma de Thomasi, ein schlauer Venetigner, dessen mündliches Latein ich wegen seiner wälschen Mundart nicht im Stande bin, gehörig zu verstehen, ist, wie ich aus dessen scriptis ersehen, ein in litteris ungemein versirter Mann. Auch scheint derselbe wegen seiner vielseitigen Kenntniß viel Gnade vor des Herrn Anton Günthers Augen gefunden zu haben. Bis jetzt soll er indessen, wie ich vom Herrn Secretario Mylio höre, noch nicht seine Kunst weiter zur Schau gestellt haben, als daß er dem Herrn Grafen die Versicherung gegeben hat, daß ihm am heutigen Tage eine Erscheinung zu Theil werden würde, die auf des Herrn Grafen hohes Gemüth mächtig einwirken, und demselben große Freude und Kummer bereiten würde. Der Herr Graf sind derowegen schon frühe aufgestanden, bewegt durch die Zuversichtlichkeit, womit der Astrolog gradu den heutigen Tag, dessen tranquilles Verfließen ihn natürlich beschämen muß, als einen diem fastum et nefastum prädicirt hat.“

„Wer hat denn dem Herrn Grafen diese Männer empfohlen?“ forschte Prott. „Sie sind von des ostfriesischen Grafen Hofe und von der östreichischen Freiin von Ungnad daselbst, welche den Doctor de Thomasi von Wien verschrieben, und anhero recommandirt,“ bemerkte Welstein, der jetzt, da eine Staubwolke, welche beim heiligen Geistthore aufwirbelte, die Ankunft des Landesherrn verkündete, sich beeilte, auf dem Wege nach dem Haarenthore in den Gouvernementsgarten, dem jetzigen Prinzlichen Werwerke sich zu begeben, wo er in einem ihm dazu er-

bauten Lusthause die letzten Tage seines Lebens zuzubringen pflegte.

Auf seinem Pferde von apfelgrauer Farbe, Kranich genannt, dessen Mähne sieben Ellen, dessen Schweif neun Ellen lang war, ritt Oldenburgs angebeteter Herrscher, gefolgt von seinem Hofstallmeister von Grabow, bis zum neuen Hause, begrüßt durch den Jubel seines Volkes, und durch die Ehrenbezeugungen der, ihn anstaunenden, Fremden. Hier verließ er das Pferd und grüßte nochmals die Umstehenden. Seine äußere Bildung war die Hülle seines ausgezeichneten Geistes. Er war von mittler Größe, wohl gebaut und außerordentlich gesund. Ueber großen blauen Augen, voll Scharfblickes, wölbte sich eine hohe Stirne. Er hatte eine große gebogene Nase und einen wohlgebildeten Mund. Viel Bescheidenheit war schon über das Gesicht des Jünglings verbreitet gewesen und Majestät durch Leutseligkeit und Güte gemildert, charakterisirten das Antlitz des nunmehro eingetretenen reifern männlichen Alters.

Hierauf ging Anton Günther zwischen den Kaufpferden umher. Dürfen wir den Chronikenschreiber Winkelmann trauen, so hatte er die Naturgeheimnisse der Pferde so ergründet, daß er ihnen, wie Jacob Labans Lämmern, im Mutterleibe allerhand Farben geben konnte. Die Pferde kannten die Person ihres Beschützers an der Stimme, und begab sich heute, was, wie Winkelmann versichert, auch dann geschehen ist, wenn der Graf über Land einer Meierei ging, daß sie vor Freude schäumten, schnobten und wieherten. — Freundlich nickte der Graf

den klug aufhorchenden Thieren, beschenkte die Gestütmeister, kaufte einige junge Pferde, um die Aufzucht zu ermuntern und zu belohnen, und kehrte dann in das für ihn unweit des neuen Hauses errichtete Zelt, das bei seiner Annäherung geöffnet wurde und den lüsternen Blicken der Umstehenden mehrere mit Imbiß und kostbaren Weinen beladene Tische zeigte, gefolgt vom Secretair Mylius, der die Versicherung der beiden fremden Offiziere und die beschaffte Einladung rapportirte.

Gleich darauf wurde vom Oberkammerherrn von Rübigheim der Obrist Graf Max Piccolomini und der Rittmeister von Wrangel gemeldet, die sich freilich so gut wie möglich ajustirt, aber dennoch die größte Ursache hatten, vor dem stattlichen Anton Günther ihre Marktskleidung zu entschuldigen. Dieser empfing sie leutselig und freundlich, und wußte sie so geschickt auf den beigelegten Streit zu bringen, daß sie zu großer Ergötzlichkeit des Grafen die stattgehabte Fehde aufrichtig und umständlich beichteten. „Es wäre werth, die Sache meiner „Chronik einzuverleiben, die ich durch Winkelmann, meinem gelehrten Historiographen, verfassen lasse," entgegnete dieser. „Herzlich freuet es mich aber, daß Ihr edlen Herren „durch die fromme Inscription am Getrudenkirchhof veranlaßt, den Streit durch Herzlichkeit ausgeglichen habt, inmaßen man aus einem erfolgten Zweikampfe leicht Consequenzen gezogen und eine Aufhebung der mir von Sr. „Schwedischen Königl. Majestät und von Sr. Kaiserlichen „Majestät gnädigst zugestandenen Neutralitätserklärung de-

„ducirt hätte. So aber werden die edlen Herren sich wohl „überzeugen, daß der Himmel selbst dieses Ländchen, was „ohne Frieden unfähig ist, sich von schweren Deichschäden „und allerhand Ungemach zu erhohlen, mit der Geißel des „Krieges verschonen will, wozu dem hocherleuchteten Ver„stande der Kaiserlich und der Königlichen Majestäten aber„mals ein so unzweifelhafter himmlischer Fingerzeig gegeben „ist. Damit aber den hohen Gewaltgebern der edlen Herren „nicht die Gelegenheit genommen werde, aus gegenseitiger „persönlicher Liebe und Wohlwollen den Auftrag ihrer hohen „Mandatare zu erfüllen, so erlaube ich mir, Sr. Majestät „dem Könige von Schweden, so wie dem durchlauchtigen „Herzoge von Friedland, jedem einen Schecken aus meinem „Wittenheimer Gestüte, als Zeichen meiner Ehrerbietung „zu übersenden, indem ich nichts mehr wünsche, als daß „jegliches derselben seinen neuen Herrn, geschmückt mit Oel„und Lorbeerzweigen, Symbole des segensreichen Friedens, „in seine neue Residenz zurückführe.“

Die letzten Worte Anton Günthers begleitete ein Wink, auf welchen zwei so gleiche Schecken vorgeführt wurden, daß die Wahl unmöglich also leicht wurde.

Wenn Schiller in seinem Wallenstein, den Traum des Herzogs von Friedland auf etwas Geschichtliches basirt hat, so wäre es interessant genug, daß diese beiden Pferde, wovon Wallenstein das seine, durch Piccolomini gewarnt, abgab, den Beschenkten Unglück bringende Thiere geworden wären. Wenigstens herrscht die Sage, daß Gustav Adolph sein Geschenk in der am 9. November 1633

erfolgten Schlacht bei Lützen, die seinen Tod herbeiführte, geritten haben soll; auch soll nach einigen unverbürgten Nachrichten der inzwischen hinzu gekommene Thoma de Thomasi bei diesem Actus erblaßt, hernach auf den Knien neben den Gründen des Gutes Ehnern hinter einem Zaune in höchster Gemüthsbewegung rechnend, von Koppelknechten gesehen sein.

Ein Courier meldete in diesem Augenblick die Ankunft der Fürstin Juliane von Ostfriesland, die, begleitet von dem Kammerherrn von Marenholz und dem Fräulein Elisabeth Ungnad von Weißenwolf, eine Reise nach Bremen beabsichtigte und wider die Gewohnheit, nach welcher es doch wenigstens Tags zuvor geschehen mußte, sich erst jetzt melden, und um ein Nachtquartier bitten ließ.

So unangenehm dem Grafen der Besuch dieser ränkevollen allgemein verhaßten Gräfin war, die sich seit Jahren bemüht hatte, auch Oldenburg in das Labyrinth des dreißigjährigen Krieges zu ziehen, die zudem in freundschaftlicher Verbindung mit dem ihm so verhaßten Erzbischof von Bremen stand: so verzog er doch keine Miene, und eilte den Ankommenden, die auf weißen geschmückten Zeltern, den damaligen Lieblingspferden vornehmer Damen, die sie in der Gegend des jetzigen Buddischen Hauses erst bestiegen hatten, daher trabten, und nachdem er beordert hatte, die Zimmer auf der Wunderburg, dem neu erbauten, später von des Grafen Gemahlin noch um Vieles verschönerten, Lustschloß, das ein Feengarten umgab, und von seiner kränklichen Schwester, Anna Sophie, be-

wohnt wurde, in Bereitschaft zu setzen, auf seinem Kranich entgegen.

Bisher hatte Anton Günther nicht die Gewalt der Liebe gekannt. Sorge für seine Unterthanen, unermüdliche Geschäftsthätigkeit hatte ihn ein ziemlich fortgerücktes Mannesalter erreichen lassen, ohne daß es dem Schalk Cupido geglückt war, die feste Brust des edlen Grafen zu durchbohren. Die strenge Sittlichkeit und Keuschheit, welche so viele Herrscher Oldenburgs ausgezeichnet hat, und so oft das Vorbild manches glücklichen Familienlebens geworden ist, hatte ihn über die Jahre der stürmischen Jugend geleitet und die Gewohnheit des unverehlichten Standes, ihm diese Freiheit so kostbar gemacht, daß er die Bitten seiner vertrautesten Räthe, sich zu verehlichen, bis jetzt, wenn gleich zur eignen Unzufriedenheit, unter allerlei Vorwänden abgewiesen hatte. Als er aber längere Zeit die redselige Juliane mit artigen Worten angeredet, und seine verbindlichen Blicke auf sie gerichtet hatte, traf der letzte scheidende das Hoffräulein Elisabeth von Ungnad und zündete blitzschnell das Feuer einer allgewaltigen Liebe in der Brust des Herrschers an, die erst in der Todesstunde des achtzigjährigen Greises mit seinem Lebenslichte erlosch.

Elisabeth, ein dermalen achtzehnjähriges Mädchen, trug kein Zeichen süddeutscher Abkunft. Ein blondes Haar ringelte sich nachläßig unter der bunten dünnen Blechhaube, womit damals die vornehmen Damen auf Ritten bekleidet zu sein pflegten. Ein blaues brennendes Auge und ein

schöner Mund krönte den majestätischen Wuchs. Weiße Perlenzähne wetteiferten mit der Farbe der schneeweißen Haut, die übrigens auch zum ersten Male ein rosigtes Incarnat bei dem Anblick des schönsten Mannes ihrer Zeit übergoß. Selbst Kranich schien bei ihrem Anblick zu stutzen, oder bei der zitternden Führung des von Liebe ergriffenen Grafen, der alsbald mit zierlicher Galanterie ein Gespräch mit beiden Damen anknüpfte, die das Fräulein Elisabeth mit der größten Gewandheit beantwortete und dadurch dem Wunsche Socrates, daß in einer schönen Hülle eine schöne Seele wohnen möge, willfahrte.

Der Name des Fräulein von Ungnad Weißenwolf, war am oldenburgischen Hofe nicht unbekannt. Der Vater derselben Andreas von Ungnad, Freiherr von Donneck Weißenwolf, hatte, da er Protestant geworden, Oestreich verlassen, um sich den Verfolgungen der Katholischen zu entziehen, war aber bald darauf in Emden gestorben. Hier hatte seine Wittwe am Hofe des Grafen Ulrich des II. und besonders bei dessen Gemahlin, der schon erwähnten Fürstin Juliane, eine gütige Aufnahme gefunden. Eine sehr vortheilhafte Verheirathung ihrer ältesten Tochter Eva war gerade in diesem Jahre mit dem allgemein geachteten Obristen Ehrentreuter erfolgt, von dessen weiblichen Descendenten noch heutiges Tages die bedeutenden Besitzungen der ostfriesischen Grafen v. Wedel stammen. Ihre jüngste Tochter Elisabeth war von des Grafen Anton Günther Mutter, der verwittweten Gräfin zu Oldenburg, aus der Taufe gehoben.

Die oſtfrieſiſchen Damen wurden von den damals anweſenden Schweſtern des Grafen Anton Günthers freundlich empfangen, die auch am Abende im gräflichen Schloſſe bei der Soirée die honneurs machten.

Die Jüngere, Catharine, im Jahre 1633 an Herzog von Sachſen-Engern verheirathet, war lebhaft und heiter, und entzückte alsbald die Fürſtin Juliane, während Eliſabeth von Ungnad ſich zu der älteren blaſſen Anna Sophie hingezogen fühlte.

In der That war es nicht bloß franzöſiſche Galanterie des anweſenden Pariſer Kammerherrn d'Avancour, wenn er eine ſeltne Aehnlichkeit zwiſchen der friſch aufblühenden Eliſabeth mit der Dame des Hauſes fand. Alle Anweſende ſtimmten dahin überein und der, am Abend mit oldenburgiſcher Hoftracht gezierte, Max Piccolomini wollte ſogar eine Aehnlichkeit beider mit der Tochter des Fürſten von Friedland bemerkt haben.

Anton Günthers Hof war prächtig. Er hatte einen Oberhofmeiſter mit einer ganzen Reihe Hofbedienter, einen Hofſtallmeiſter, einen Oberkammerherrn, einen Oberjägermeiſter, ſechs Hofjunker, zehn Pagen, acht Lakaien, acht Trompeter, einen Pauker, zweihundert geringe Dienſtleute, eine große Anzahl Jäger und Stallbedienten ungerechnet. — Was Wunder, daß die Fremden es ſich an einem Hofe, der gewiß der brillanteſte unter den kleinen deutſchen Höfen der damaligen Zeit war, wohl gefallen ließen?

Der Abend verfloß unter allerlei Luſtbarkeiten. Die lebensluſtige Juliane bedauerte, das Anerbieten des

Grafen, am folgenden Tage einer Bärenhatz und einer herumziehenden Comödiantentruppe zuzusehen, ablehnen zu müssen, weil sie zu der Hochzeit eines Kammerherrn des Erzbischofs zu Bremen geladen sei.

Aufmerksam hatte Fräulein Anna Sophie diese Worte angehört. Anton Günther hatte sie überreden wollen, daß die Damen nach Harzstedt und Stolzenau reiseten, der Gedanke an den Erzbischof von Bremen aber regte in ihr die schmerzlichsten Erinnerungen auf. Mit nie gesehener Heftigkeit zog sie Elisabeth in ihr Gemach und beschwor sie bei allem was ihr heilig sei, die Bekanntschaft des Erzbischofs von Bremen zu meiden.

Das Fräulein von Ungnad verwies sie schüchtern auf die Fürstin, da beide Fräulein ihre Begleiterin doch nicht hätten abgewinnen können, wenn die vorgeschützte Unpäßlichkeit nicht in der Nacht zur wirklichen fieberhaften Krankheit geworden wäre, die die Fürstin Juliane zwang, am andern Morgen in Begleitung ihres Kammerherrn von Marenholz ohne ihr Hoffräulein abzureisen.

Anton Günther kehrte mit lieberglühtem Herzen in sein Schloß zurück. Vor dem Schloßthore traf er Thoma de Thomasi unter dem Schein einer Kerze den Grafen scharf fixirend. Dieser lenkte seinen sonst festen Blick seitwärts und warf dem Astrologen eine volle Goldbörse hin, die aber dessen steife Stellung nicht veränderte. Hinter einem Pfahl huschte aber sofort sein Untercollege, Herr Honorius Hering hervor, dessen Tasche mit seltnem Heißhunger den Beutel verschluckte.

III.

Des Geistes Stern leuchtet über Dir
Und Deiner Stirne Hoheit,
Und Deines Mundes Lächeln
Drang blitzschnell mir in das Gemüth.
(Von dem allzufrüh verstorbenen Violinisten von Praun).

Die Fürstin Juliane verschmerzte bald am Hofe des Erzbischofs von Bremen, den Verlust des Fräulein von Ungnad, nicht aber ihr Kammerherr von Marenholz, der von der heftigsten Liebe für Elisabeth entbrannt, und dessen menschenkenntnißreichen Blicken nicht die Aufmerksamkeit entgangen war, die der als Weiberfeind verschriene Anton Günther seinem Idol bewiesen hatte. Die Furcht vor der Eifersucht der Fürstin Juliane aber, die ihn in ihren Fesseln hielt, zwang ihn zum Schweigen. Marenholz war ein schöner Mann von feinen Sitten, er hatte viel Kopf aber keine Wissenschaften. Reichthum und Wohlleben war das Ziel seiner Wünsche, und ein unersättlicher Ehrgeiz erstickte alles Gute, was in ihm aufkommen wollte. Er war damals der Gouverneur des jungen Grafen Enno des Dritten von Ostfriesland, dessen Mutter, Fürstin Juliane, die Vormundschaft mit dem Obrist Ehrentreuter führte. Marenholz, dessen unglückliches Schicksal so viel Aehnlichkeit mit dem des dänischen Grafen Struensee hatte, besaß keine der ausgezeichneten Eigenschaften, die den letzten zierten. Verstellung war die

größte Kunst, die in seiner von Gewissensbissen gefolterten Seele gedieh. — Die jetzt auch verstorbene Mutter Elisabeths hatte ihm die Hand derselben schriftlich zugesagt, Elisabeth hatte unterzeichnet, die Bekanntmachung derselben war aber von der Bestätigung abhängig gemacht, die der in Oestreich zurück gebliebene Bruder des Fräuleins, der Reichshofrath von Ungnad noch ertheilen, und dem zaghaften Marenholz eine anderweitige Anstellung verschaffen sollte. Lächelnd wie ein Kind, das mit der giftgen Blume spielt, hatte Elisabeth bis jetzt seine Bewerbungen aufgenommen, erst seit dem Eintritt in das Thor von Oldenburg war ein anderer Geist über sie gekommen, und zum ersten Mal fühlte das harmlose Wesen sich unheimlich bei jeder Annäherung des Marenholz, dessen Herz sie mit kindlichem Sinne übrigens so unverdorben als das ihrige wähnte.

Jugendkraft und insgeheim erglommener Liebesfunke führten bald das entschwundene Roth auf die schönen Wangen des Fräulein von Ungnad zurück, den Hofleuten aber, deren Hauptbeschäftigung es seit jeher war, das Wetter auf dem fürstlichen Horizontsgesichte zu studiren, entging nicht die ungewohnte Unruhe des Anton Günther, der ein Horazischer impavidus (Unerschrockener), täglich mehr als zwanzig Male zur Wunderburg gesandt hatte. — Die Genesung des Fräuleins wäre sicher glänzend gefeiert, wenn nicht die Hoffnung den Gegenstand seiner Liebe länger als Reconvalescentin in seiner Nähe zu behalten, den Grafen zu den Maaßregeln eines Stillebens bestimmt hätte.

Die gegenseitige Neigung wuchs schnell bis zu dem Riesenschritte des Geständnisses. Anton Günthers heller Blick, dessen hohe Tugend jedes unedle Verhältniß verschmähte, sah die Schwierigkeiten voraus, die eine Ehe mit einer Dame, die nicht zu den reichsständischen Familien gehörte, auf seine etwaige Descendenten häufen würde. Dänemark und der Graf von Oelmenhorst dessen Linie erst 1647 ausstarb, blickten mit lüsternen Klosterblicken auf das Gut des unbeerbten Grafen und würden gewiß alles hervorgesucht haben, was eine eheliche Verbindung desselben, ungültig hätte machen können. Mehr aber noch bestimmten ihn die politischen Verhältnisse seines Landes, die Vollziehung der Ehe mit Fräulein von Ungnad zu verschieben. — Der Einfluß bei vornehmen Leuten wird durch gar zu häufige Zumuthungen gar leicht erschöpft, das Nichtgebetenhaben wirkt oft wie der erste Aderlaß in einer Krankheit. Anton Günther war in der That in einer so verwickelten Lage, daß er des Einflusses angesehener Kabinetter, und besonders des kaiserlichen, nothwendig bedurfte. Noch wurde ihm der Weserzoll, den er später errang, heftig von den Bremern, den Generalstaaten und manchen Nachbarfürsten bestritten, Differenzen mit Ostfriesland wegen des Ellenser-Groden waren noch nicht beendet, und kaum vermochte es die kühne Phantasie dieses liebenswürdigen Mannes zu hoffen, daß er beide Sachen zu einem herrlichen Ausgang führen werde. Wollte er nun noch die dritte Bitte dem kaiserlichen Hofe gerade jetzt vorlegen, so sah er sicher alle drei Hoffnungsschiffe gescheitert. Zudem

dürfte er nicht erwarten, daß der exkatholische Reichshofrath von Ungnad, der noch immer hoffte durch eine Ehe mit Marenholz, der insgeheim den Uebertritt zur katholischen Kirche mit seiner Zukünftigen versprochen hatte, Elisabeth in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen, seine Einwilligung zu einer Ehe, an die Elisabeth durch ein eidliches Versprechen gebunden war, geben würde.

Er durfte also nur von der Zeit hoffen, und überließ es seinem geistvollen Secretair Mylius das Nöthige einzuleiten. Die desfalsige Correspondenz, ein Meisterstück der Politik, ist leider verloren.

Elisabeth theilte Antons Furcht. Sie selbst nur Liebe kannte nur ihn. Ein schriftliches Eheversprechen hatte sie zu des Grafen Gattin gemacht, und nur ein ängstigender Gedanke an Marenholz störte zuweilen die ruhige selige Hingebung der reinsten Zärtlichkeit.

Den scharfen Blicken des Fräulein Anna Sophie war die Metamorphose in dem Herzen ihres Bruders und die aufkeimende Liebe in der Seele der kindlichen Elisabeth nicht entgangen. Sie selbst war von diesem süßen Zauber einst beseligt gewesen. Der Erzbischof Johann Friedrich von Bremen, ein geborner Herzog von Schleswig-Holstein, hatte bei seinen oftmaligen Besuchen, die er auf eine Einladung zu des Kammerjunkers Johann von Marschalk und Sibilla vom Thal Hochzeit begonnen hatte, sich mit ihr verlobt, die Vollziehung der Ehe aber von Jahr zu Jahr verzögert, anfangs unter dem Vorgeben, daß er

mit dem älteſten Bruder, dem Herzoge Johann Adolph, der Erbtheilung wegen, erſt zur Richtigkeit zu kommen wünſche; nachher unter dem Vorwande, daß er die kaiſerliche Vergünſtigung erwarte, die Verwaltung des Erzſtiftes auch verehlicht beibehalten zu dürfen, als welches bei dem, in Religionsfrieden enthaltenen, geiſtlichen Vorbehalt zweifelhaft ſcheinen könnte. Ihre betrogene Seele hatte in dem Einen alle Männer haſſen gelernt, nur in ihrem Bruder, der ihr wegen ſeines Dianaherzens zudem eine Ausnahme von ſeinem Geſchlecht zu machen ſchien, glaubte ſie eine Exemtion zu finden. Sie hing an ihm mit der rührenden altjüngferlichen ſchweſterlichen Zärtlichkeit, die bei unverheiratheten ältern Schweſtern faſt immer die größte Aufopferung des Lebens zeigt, und die verfehlte Laufbahn einer glücklichen Hausfrau unfehlbar bekundet. So ſehr ſie Eliſabeth liebte, ſo fürchtete ihr für Liebe kälter gewordenes Herz doch zu viel für ihren Bruder, und ſie war eines Tages ſogar ſo unvorſichtig und unzart geweſen, der, nur Liebe und Selbſtverleugnung athmenden Ungnad die traurigen Folgen vorzuhalten, die Anton Günther und deſſen Land und Leute, in Folge einer Verbindung mit ihr, bedrohte, als der Stallmeiſter Krebs ihr rapportirte, daß das einzige Andenken ihres ehemaligen Geliebten, ihr Pferd Lyſus *), wegen Altersſchwäche geſtorben ſei.

*) Urkundlich intereſſant ſind die galanten poetiſchen Worte, mit den der Erzbiſchof ihr am 22. Juli 1609 das Roß geſandt hatte:

Weibliche Herzen sind unergründlich. Fräulein Anne, die nicht frei von den Bitterkeiten verkannter Liebe geblieben war, und gerne die von ihr anno 1628 gestiftete Mädchenschule zu einem Amazonenheere gebildet hätte, zerschmolz bei dieser Nachricht in Thränen. Mit Begeisterung segnete sie die Liebe Elisabeths und ihres eben eintretenden Bruders. Aber in dem Augenblicke stiegen an dem Horizonte des ahnungsvollen Engels die ersten trüben Wolken einer verderblichen stürmischen Zukunft auf, als plötzlich ein Lakai die Ankunft des Herrn v. Marenholz rapportirte, der, wie es hieß, Befehle der Fürstin Juliane an Fräulein von Ungnad zu überbringen habe. — Elisabeth eilte nicht ohne böse Ahnung in ihr Zimmer, um den Angemeldeten zu empfangen.

Zum ersten Male trat hier von Gluth entzündete Kammerherr, der, wie es heißt, [illegible] Blankenburg, eine Meile von Oldenburg, von der Fürstin Juliane zur Verkündung ihrer Ankunft entlassen war, und sein Pferd todt gejagt oder wenigstens zum Karrengaul geritten hatte, um das Wiedersehn zu ereilen mit liebeverkündenden Blicken zu der Taube, der er seine Geiernatur bisher aus Klugheit und Luxus verborgen hatte. Elisabeths Befangenheit war bald durchschaut. Während sie in ihm den ungeliebten Mann sah, dem sie nur die mondlichtmäßige

---

„Ich bitte, E. L. wollen sich wohl fürsehen, daß Sie keinen „scheden bekommen mit d[illegible] Paßgenger. „Ich wollt sonsten „lieber, daß er im Meer [illegible]ge, wo es am tiefsten ist, und hätte „den größten Stein am [illegible]se der in Böheim ist.“

Neigung des Mitleids, im Verhältniß zu der sonnendurchglühten Liebe für Anton Günther schenken konnte, wurde dieser von seiner Leidenschaft bemeistert. Sinnlos stürzte er zu den Füßen seiner Geliebten, die ihn erst lächelnd, dann mitleidig ansah.

„Um Gotteswillen, Marenholz!“ rief Fräulein Ungnad, „eilt fort von hier — fordert keine Liebe — sein mein Freund —“ als eine plötzlich aufspringende Thüre die Fürstin Juliane zeigte.

Männer, die den Marenholz gesehen hätten, der nach kurzer Zerknirschung der hocherzürnten Fürstin längst weggeworfene Complimentblumen apportirte, wären über das niederträchtige Benehmen ihres Geschlechts erblaßt. Elisabeth sah nur eine Geistesgegenwart darin, um sie, die über jeden Tadel Erhabene, nicht zu beschämen.

Nach einer Stunde verließ Fürstin Juliane mit Marenholz Oldenburg, und blieb die Nacht auf dem Schlosse zu Neuenburg, wo sie die noch oft in Ostfriesland besprochene Vision über die neuern politischen Zeiten gehabt haben soll. — Leicht, wie von schweren Träumen befreit, nahte Elisabeth morgengleich der Abend des Tages an Antons Günthers Seite.

Die Jahre einer glücklichen sorgenlose Liebe flogen schnell dahin. Alles was Anton Günther begann, schien zu gedeihen, und vielleicht nicht mit Unrecht nannte er Elisabeth seinen Schutzengel. Als ihm aber am 1. Februar 1633 diese einen Sohn geboren, und an demselben Abend der Secretair Mylius ihm die Hoffnung überbracht

hatte, daß der kaiserliche Hof, bei dem damals stark gehofften und besonders von Dänemark eifrigst betriebenen allgemeinen Frieden, die zu vollziehende Heirath mit Elisabeth für standesgleich erklären würde, da stieg seine Freude aufs höchste, und mit seligen Gefühlen drückte er den ihm geborenen Knaben, den er Anton taufen ließ, als den künftigen Vater seiner Unterthanen, an das hochschlagende Vaterherz.

Noch im Spätsommer desselben Jahres kam Marenholz plötzlich vom ostfriesischen Hofe in Oldenburg an. In Emden hieß es allgemein, die Zeit habe sein Verhältniß mit der Fürstin Juliane aufgelöst, auch mochte wohl eine Kälte dasselbe überschlichen haben. Der Grund lag aber tiefer. Immer mehr verlautete die bevorstehende Heirath des Fräulein von Ungnad mit Anton Günther, und hatte vornehmlich den dänischen, sowie den ostfriesischen Hof aufgeregt. Ersterer verlor durch Ebenbürtigkeitserklärung des Grafen Anton sein Erbrecht, letzterer aber hatte Ursache zu hoffen, daß, falls er die Heirath des Grafen vereitele, die bekannten Ansprüche an den kostbaren Ellenser Groden, welche jetzt durch Verjährung für Oldenburg erworben sind, ihm von dänischer Seite zugestanden würden. Juliane ward auf die schlaufte Weise durch Umwege zu diesem Ziele geleitet, und selig übernahm der mehr als je in Liebe für das Fräulein v. Ungnad entbrannte Marenholz ein Geschäft, das ihn möglicher Weise in den Besitz des angebetesten Kleinodes der Erde setzen konnte.

Fast schüchtern wie ein Jüngling, jede frühere Liebe ver-

bergend, nahte Marenholz dem Hofe und vor allen Eliſabeth, deren engelreines Gemüth mit Wohlfallen und dem innigſten Zutrauen ſich dem Lehrer ihrer Jugend und dem Freunde ihres Schwagers hingab. Auch mochte die zuweilen hervorſchimmernde Neigung auch der weiblichen Eitelkeit ſchmeicheln. Gegen die Bitten des Grafen, über die bevorſtehende Heirath vor eingegangenen Garantien der deutſchen Höfe mit Niemanden zu reden, war ſie ſchwach genug, deſſen ſchriftliches Eheverſprechen nicht zu verheimlichen, und dadurch Marenholz und ſeinem Spießgeſellen Mittel genug an die Hand zu geben, ſie von ihrem Geliebten zu trennen. Sein Helfershelfer aber war Niemand als der däniſche Kammerherr Ulrich von B—f, ein kleiner rothhaariger Böſewicht, der dem Trunke ergeben, aus dem Hofgerichte zu Kopenhagen verabſchiedet, und auf den Antrag ſeiner angeſehenen Verwandten nach Oldenburg geſandt war, um an dem ſtreng-ſittlichen Hofe Anton Günthers gewiſſermaßen die Zwangsjacke der Sittlichkeit zu tragen. Er hatte freilich die Untugend des Trunkes abgelegt, ſuchte aber die vielen Vacanzen, die dadurch in ſeinem ſchlauen Gehirn entſtanden waren, durch allerhand Bosheiten auszufüllen. Die Bekanntſchaft mit Marenholz, die bald in enges Vertrauen überging, machte den eitlen Mann zum Diplomaten. Uneingedenk ſeines würdigen Hofes, der gewiß nie eine unedle That gebilligt hätte, beſchloß er mit Marenholz die Succeſſionsfähigkeit des Grafen Anton zu vereiteln.

Ein gewöhnliches, der argloſen Ungnad unbekanntes Mittel half den Verſchworenen. Anton Günther war

seit einiger Zeit [illegible] und verstimmt. Beunruhigende Nachrichten und Anfragen vom dänischen Hofe wegen seiner ruchbar gewordenen bevorstehenden ehelichen Verbindung mit Elisabeth hatten sein körperliches Unwohlsein vergrößert und ihn längere Zeit an sein Zimmer gefesselt. Fräulein Anna Sophie pflegte ihren Bruder, daher Elisabeth, welche derzeit im prinzlichen Gouvernementshause wohnte, auf den Umgang mit Marenholz und dem dänischen Samiel, dessen Nähe sie nur ertrug, weil Marenholz ihn als einen redlichen Mann schilderte, beschränkt war. Dieser hatte an einem Tage, da der alte Canzler v. Prott kurz vor seinem Tode in einem traulichen Gespräche Elisabeth eröffnet hatte, daß ihrer Verbindung mit dem Grafen manche politische Hindernisse entgegen ständen, ihr seine Aufwartung gemacht, aber auf seinem Tische einige Papiere vergessen. Die weibliche Neugierde hatte Elisabeth verleitet, sie zu lesen. Nicht ohne tödtlichen Schrecken erblickte sie betrüglich verfertigte Briefe des kaiserlichen und dänischen Hofes, die mit der schärfsten Execution und Nichtigkeitserklärung drohten, wenn Anton Günther die beabsichtigte Ehe mit ihr verwirkliche. Ohnmächtig sank sie zusammen als Marenholz eintrat, den sie zum vollen Vertrauten ihrer Herzensangst machte. Achselzuckend hörte er das Fräulein an, beschwor sie, seinen Freund nicht zu verrathen, vertraute ihr aber, indem er sie es bald errathen ließ, daß bereits kaiserliche Truppen gegen Oldenburg in Anmarsch seien. — Da erblitzten die matt gewordenen Augen des Fräuleins. „Ich rette ihn," rief sie, „Ma-

renholz! Noch dieſe Nacht entfliehe ich mit Euch. Ich gebe ihm das reinſte Zeichen meiner Liebe, indem ich ihm entſage. Möge mein Sohn unter ſeiner väterlichen Obhut bleiben. Anton Günther iſt das edelſte Weſen, was die Erde trägt! Noch in dieſer Nacht entfliehe ich nach Emden, ich rette den Grafen, und bewahre das gute Oldenburg, das nicht verdient hat, durch mich zu leiden, vor Unheil.“

Keine Thräne entquoll dem Auge der erbleichten halb Verklärten. Wie aber Marenholz mit erheuchelter Theilnahme ihr vorgehalten hatte, daß Anton Günthers mächtiger Arm ſie, das jetzt älternloſe unbeſchützte Fräulein, allenthalben zu finden wiſſen, und daß der Graf nie ſeinen Willen, ſich mit ihr ehelich zu verbinden, aufgeben werde, da ergriff ſie krampfhaft ſeine Hand und rief: „Marenholz, Ihr ſollt mich ſchützen! Ich rette den Grafen. Ihr liebt mich und verlangt keine Gegenliebe, ich ziehe mit Euch, und morgen bin ich Euer Weib.“

IV.

Nacht. (offen Feld.)

Faust. Mephistopheles.
(auf schwarzen Pferden daher brausend.)

Faust.
Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.
Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

Faust.
Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.
Eine Hexengunft.

Faust.
Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.
Vorbei! Vorbei!
(Tritt beim Faust zur Seite.)

Am Abende desselben Tages ließ sich unerwartet der Graf Anton Günther bei dem Fräulein von Ungnad anmelden. Er traf sie belastet von schmerzlichen Erfahrungen, in die Höhe geschnellt von dem kühnsten Gedanken der Resignation, nachdem ihr Herz ein natürliches weibliches Thränenopfer gebracht hatte. Vergebens berichtete er ihr, als eine ungewöhnliche Begebenheit in der gegen jede Neuigkeit fast wie unsere abgestumpfte Zeit, daß unfern seiner Insel Wangeroge ein Schiff aus Afrika gestrandet sei, auf dem

ſich Neger und einige Negerinnen befunden, die durch ihre Peiniger gequält, ihren Göttern für den Schiffbruch gedankt hätten, aus welchem ſie durch die allbekannte Aufopferung oldenburgiſcher Lootſen gerettet ſeien, die die Vorwelt der kühnen Gegenwart bildeten *), und ſein Land in der ungewohnten Jahrszeit durchirrten, umſonſt referirte er ihr die ſchmeichelhaften Berichte über den glücklichen Erfolg der Auſternzucht, dem Lieblingseſſen des Fräuleins, auf jener Inſel; ſtarr blickte ihn Eliſabeth an, mühſam ihre Thränen, am Abend des möglichen ewigen Abſchiedes vor dem großen Wiederſehen, zu verbergen. Anton Günther von rheumatiſchem Unwohlſein ergriffen, ſah Weiberlaune in dem Kampf ſeiner Geliebten, und verließ ſie unmuthig, indem er, wie der Tyrann von Syrakus nicht das über ſeinem Haupte hängende Schwert, den Vorhang, der ihn auf ewig von dem einzigen ſpeciellen Gegenſtande ſeiner allgemeinen Menſchenliebe trennte, nicht erblickte.

Die Nacht brach an, Marenholz war durchs Haarenthor mit einem vierſpännigen Wagen gekommen, und harrte am Thorwege des Fräuleins Eliſabeth, das nur

---

*) Ehre ſei Ide Addiks zu Klein-Fedderwarden, dem alten oldenburgiſchen Lootſen, der ſeit Jahren und noch heute die Heldenſchaar befehligt, die mit ewiger Gefahr entweder hunderte von Schiffen rettet, oder in den Wellen ihr Grab findet. Vor einigen Wochen rettete ſie ein preußiſches Schiff und auf die Frage der Regierung: ob man ſie durch Geld oder Ehrenzeichen belohnen ſolle, haben die Unbegüterten das Letzte gebeten.

ſo lange auf ſich warten ließ, wie die mütterliche Liebe beim Scheiden von ihrem Sohne es forderte. Ein weiblicher Poſa, beſtieg ſie die Kaleſche, die ſo ſchnell dahin rollte, wie der damals unwegſame ungewohnte Weg über Zwiſchenahe es erlaubte.

Die achtungsvolle Schüchternheit, womit Marenholz ſie behandelte, ſelbſt die Krokodilsthränen, die er im Dunkel der Nacht nachahmte, gaben dem Fräulein die Ruhe, womit ein geſcheiterter Schiffer den Balken umklammert, der ſein Leben rettet, das ihr, geſchmeichelt durch die Idee der Entſagung für den ihr entrückten irdiſchen Bräutigam und einer mütterlichen Zärtlichkeit für ihr hinterlaſſenes Liebespfand, nach ſo großem Verluſte, doch noch nicht gleichgültig geworden war.

Sie waren eine anderthalb Stunden gefahren und bis an den Platz gekommen, woſelbſt vor einigen Jahren, dicht hinter dem Ahlerſchen Förſterhauſe, ein reducirter Freiheitskrieger eine Vogelſtange errichtet hatte, als die Pferde ſich in dem ſumpfigen Wege zu bäumen begannen und jeden weitern Fortgang verweigerten. Marenholz, Kutſcher und Diener ſprangen vom Wagen, um die Urſache der Weigerung zu erforſchen, als ſie zu ihrem großen Schrecken zwei menſchliche Leichname fanden. Trotz der Gefahr beim Verzuge, verlangte Eliſabeth eine genaue Unterſuchung. In der nahen Förſterwohnung wurden die Bewohner geweckt, Leuchten geholt und der Fund ins Haus geſchafft. Der Augenſchein zeigte eine in herbſtlicher Witterung erfrorne Negerin, die mit mütterlicher Sorgfalt ſich

in dem für sie zu heftigen Frost ihres Kleides entäußert hatte, um ihren Säugling zu bedecken, der ohne Mühe wieder ins Leben geweckt und in die Kalesche des Fräulein von Ungnad gebracht wurde.

Fräulein Elisabeth hatte ihr Abschiedswort an Anton Günther schriftlich aufgesetzt. Sie trug es auf dem Herzen und gab es nun dem Förster, nachdem sie auf dem Umschlag ihrer Schrift die scheinbar todt Gefundene auf den Fall der Wiederbelebung ihm empfohlen hatte.

Der folgende Tag brachte das von Amor nur einseitig eingesegnete Paar in Hymens Tempel. — Der Prediger in Hage, der im Jahre 1651 Marenholz schmählichen Tod (nach Wiardas Geschichte Ostfrieslands 5. Bd. S. 78) vorhergesehen haben sollte, copulirte die unglückliche Ungnad und Marenholz.

Vergebens trafen am folgenden Tage und später Stafetten vom Grafen Anton Günther ein. Wie einst das Sprachgitter im Kloster die Nonne vom Ritter, trennte das Schicksal ihn ewig von seiner angebeteten Liebe. Mit Herrscherresignation ergab er sich in das Unabänderliche. Nie aber ist eine so platonische Liebe einer ganz zu rechtfertigenden Neigung gefolgt, als zwischen diesen herrlichen Wesen.

Allein noch viele Tropfen waren in dem Wermuthbecher geblieben, den zu leeren, das Schicksal die unglückliche Elisabeth bestimmt hatte. Ihr näherer Umgang mit Marenholz, dessen schändliche List sie wohl nie ganz einsehen lernte, weil das eheliche Band bald ihren Mund

selbst gegen Anton Günther verschloß, dem eine Verbindung mit ihr doch wohl nachtheilig worden wäre, überzeugte sie nichts desto weniger nur zu bald von seinem schwarzen verworfenen Charakter. Leiden und dulden und die Pflicht einer Gattin selbst gegen den unwürdigen Gemahl zu erfüllen, ward ihr heiliges Lebensziel, indem sie dem Himmel dankte, daß sie die Erziehung ihres Sohnes in weisen väterlichen Händen sah. Anton Günther vergaß seine ihm obliegenden väterlichen Pflichten auch nicht. Er vermachte seinem Anton, nachdem der Kaiser denselben als Grafen von Oldenburg legitimirt hatte, das Amt Varel und die Vogtei Jade, für welche die Lehnsfolge sogar die Reichsunmittelbarkeit anerkannten, die Herrlichkeit Anlphausen, die er von dem König Karl dem Zweiten von Spanien für ihn als freies Erblehn empfing; das Drittheil der Fideicommißgüter, und viele andere für allodial angenommene Vorwerke im Budjadingerlande und im Jeverschen; endlich ein Drittheil der Einkünfte des Weserzolls, während das zweite den Lehnsfolgern, und das dritte dem Fürsten von Anhalt-Zerbst zugesichert ward.

Sorglos und im Freudentaumel angenehmer Zerstreuungen brachte die Fürstin mit Marenholz, so wie mit ihrem kleinen Hofstaate, ihre Tage in Landhorst hin, als ihr Sohn, Graf Enno Ludwig, unvermuthet am 10. Mai 1651 von Paris in Ostfriesland ankam. Die verwittwete Fürstin wollte gern ihren Sohn noch einige Tage in der Stille bei sich behalten, er fand aber für gut, des folgenden Tages nach Aurich zu reiten, dessen Bürgerschaft

ihn mit fliegenden Fahnen einholte. Graf Enno Ludwig hatte noch nicht das neunzehnte Jahr erreicht, die Fürstin hoffte daher die Regierung als Vormünderin fortsetzen zu können. Sie ließ am folgenden Tage den Canzler und die Räthe in Aurich versammeln. Während aber diese sich mit Marenholz besprachen, erklärte Graf Enno, daß er die Regierung selbst antreten wolle, wozu er als kaiserlicher Reichshofrath, welche Stelle dem Minderjährigen die Rechte der Volljährigkeit zuführt, berechtigt sei. Hierauf ließ er Marenholz verhaften, und einer peinlichen Untersuchung übergeben. Vergebens protestirte die Fürstin, umsonst bot die edle Elisabeth selbst an Anton Günthers Hofe Alles auf, ihren Gemahl zu retten, der Graf Enno war zu erzürnt, und ließ die Stimme des Mitleids nicht sein Herz erweichen. Am 21. Juli 1651 wurde Marenholz nach dem großen Saal der Wittmunder Burg geführt. Hier wurde ihm das Todesurtheil publicirt, welches der Scharfrichter, in Gegenwart des Drosten, zweier Prediger und zweier Wundärzte vollzog. Der entseelte Körper wurde in aller Stille in Wittmund begraben.

Elisabeth hatte vergebens versucht, verkleidet ihren Gemahl zu retten. Auch ihr war nach dem Leben getrachtet, der tödtliche Streich aber von ihrem Neger Sebastian, den sie am Abende ihrer Flucht von Oldenburg gefunden, aufgefangen. Man ließ sie nicht zu ihm, sondern verwies sie auf ihr Gut in Schirum. Von hieraus schrieb sie dem unglücklichen Marenholz herrliche Briefe,

in denen sie ihn zur Standhaftigkeit in der Todesstunde auf die erhabenste Weise ermunterte. Auch sie war es, die ihn davon abhielt, den Giftted, welchen man ihm in der Stille bewilligen wollte, der Hinrichtung vorzuziehen.

Marenholz hatte nach der Meinung der Geschichte und nach Lage der Acten wohl keine so harte Strafe verdient, Elisabeth suchte dies der Welt darzuthun. Sie brachte gleich nach der Execution ihre Beschwerden wider den Grafen bei dem Kaiser an, und klagte über Gewalt und über das tumultuarische Verfahren bei der Untersuchung, da nicht einmal die Formalien der Proceßordnung beachtet waren. Der Graf, welcher sich besonders vor Elisabeths Bruder, dem Geheimenrath und Hofkammerpräsidenten Grafen von Ungnad fürchtete, gab endlich zu, daß die Leiche des hingerichteten Marenholz ausgegraben, in einem mit Schilden behangenen Sarg nach Hage geführt und daselbst ehrenvoll begraben werde. Todte konnte Elisabeth nicht erwecken, auch gelüstete es sie nicht, sich an ihrem Feinde, dem Grafen Enno, zu rächen. Sie lebte von jetzt an, da auch Anton Günther im Jahre 1667 starb, abwechselnd in Varel und Jever, woselbst sie unter dem Namen der Gräfin von Marenholz größtentheils die Erziehung der Töchter ihres Sohnes, des Grafen von Aldenburg, besorgte. Das unerbittliche Schicksal ließ sie ein einundsiebenzigjähriges Alter, und im letzten Jahre den Tod ihres Sohnes, des Grafen von Aldenburg erleben, der, wahrscheinlich vergiftet, im Jahre 1680 zu Lingen starb. In ihrem Testamente bedachte sie viele

Arme, auch den Neger Sebastian, indem sie ihm ihr Haus zu Hatten erb- und eigenthümlich vermachte. Als Beweis ihres herrlichen Charakters dient der herrliche Briefwechsel, den sie ununterbrochen mit ihrem Sohne, der mit der rührendsten kindlichen Liebe an ihr hing, unterhielt.

Poesien

von

Eduard Closter.

1.

Don Alonzo.

Hell schallt's von hoch aethürmten Zinnen
Melodisch weich hinab in's Thal,
Und lockt wie Zauberklang die Sinnen
Hinauf zum hochgewölbten Saal.
Auf Säulen ruht [illegible]
Durchstrahlt von heller Kerzen Schein,
Erklingt das Dach im sanften Wogen
Des Lichts, und saugt die Töne ein,
Und schwebt's hinauf im Schwung der Lieder,
So hallt's mit tausend Klingen wieder.

Sanft wiegt in schön geschmückten Reihen
Den Saal hinab sich Paar bei Paar,
Die Ritter, kühn, die edlen, freien,
Die Damen schön und frauenklar.
Alonzo ehr't den Tag des Streites,
Der Sieg und Wonnen ihm gewann,
Und heut im Schimmer des Geleites,
Die stolze Hand Zuleima's an.
Doch hofft' auch heut' den Preis des Stechens
Nach manchem Jahr der Held vergebens.

Laut rauscht's, und lockt zu kühn'rem Schweben
Und reißt im leicht'ren Flug' dahin,
Das Auge glänzt, die Pulse beben
Den Busen schwellt's der Tänzerin.
In Zauber ganz versinkt das Sinnen,
In Seligkeit Gedankenlust,
Es führt im Schwung den Geist von hinnen,
Und engt die kampfgewohnte Brust.
In ein Gefühl entzückter Wonnen
Scheint Aller Herz berauscht zerronnen.

Doch still, dem Jubeldrang verschlossen,
Und dicht vom neidschen Flor umwallt,
Erscheint, das Haupt gesenkt, umflossen
Von Gram, Zuleima's Duftgestalt.
Leicht ruht auf köstlichen Geweben
Der schlanke Leib, zum Tode matt,
Und harrt, von holder Schaar umgeben,
Des Herrn, der ihn erbeutet hat;
Doch weit entfernt, in Morgenlanden
Weilt treu der Geist in freien Banden.

Da naht im Glanz der edlen Bürde,
Und stolz, durch manchen Sieg geschmückt,
Alonzo zart und spricht mit Würde:
„Vergiß was Deinen Busen drückt!
„Laß sanft herab den Schleier wallen,
„Und leih' Dein Himmels-Angesicht,
„Zuleima! heut' den frohen Hallen,
„Schlägt auch Dein Herz Alonzo'n nicht. —
„Doch sprich, kann nichts den Gram verscheuchen,
„Die Brust dem Liebesflehn erweichen?"

„Gebeut o Herr! Du bist so milde,
„Der Sklavin ist Dein Wink Befehl;
„Doch ach! mein Herz, es hängt am Bilde,
„Mit ew'ger Treu' an Ab-Dassel. —
„Er sank dahin, im Kampf erschlagen,
„Doch Allah hat mich ihm vereint, —
„O laß der bangen Brust die Klagen,
„Zuleima hat bald ausgeweint; —
„Es weilt mein Herz in jenen Fluren,
„Wo er gelebt, bei seinen Spuren."

Und hell entströmt, in vollen Quellen,
Dem schönen Aug' der Thränen Fluth,
Und netzt mit ihren heißen Wellen
Der Wange Blaß, des Busens Gluth.
Da steht im Tanz die Schaar der Ritter,
Die Thräne quillt, die Freude flieht,
Doch rasch ergreift der Held die Zither,
Und singt von edlem Schmerz durchglüht,
Und singt vom treubewahrten Lieben
Dem Keim, der Blüthen stets getrieben.

Und sieh! es rauscht der Pforten Flügel,
Es schaut das Aug' ein Zauberland,
Dort ruht, umsproß't vom Blumenhügel,
Ab-Dassel sanft, am Quellenrand. —
Zuleima starrt, die Sinne bangen,
Sie wankt, sie bebt, sie fliegt empor
„Er ist's!" von seinem Arm umfangen
Umschlingt ihr Arm den schönsten Mohr.
Alonzo sinkt, vom Schmerz getroffen,
Und welkt mit seines Lebens Hoffen. —

2.

Vergiß mein nicht, Gedenk' an mich. —

Von des Liebchens treuer Seite
Reißt ſich wild der Sänger los,
Eilt dahin und ſucht die Weite,
Und verſchmäht der Liebe Schooß. —
Scheidend weint ſie noch und ſpricht:
„Holder Freund! vergiß mein nicht!“

Iſt durch manches Land gezogen,
Und vergaß die Liebſte ſein,
Kommt zurück auf blauen Wogen,
Sieh! — da ſteht ein Blümchen fein.
Will es brechen, — horch! es ſpricht:
„Holder Freund! vergiß mein nicht!“

Da ergreift es ihn im Herzen,
Und er flieht den Uferrain,
Doch es ſproßt aus heißen Schmerzen
Ueberall das Blümelein.
Immer flüſtert es und ſpricht:
„Holder Freund! vergiß mein nicht!“

Durch den Süden, durch den Norden
Blüht es ſeinen Schritten nach,
Hoch, und tief, an Quellenborden,
Säuſelt leiſ' ein weiches Ach!
Und er lauſchet, und es ſpricht:
„Holder Freund! vergiß mein nicht?“

„Bist du mir so treu gewesen?“
Spricht er. Und es blaut sich schön.
„Will auch rein die Liebe lesen!“
Läßt es goldne Kelche seh'n.
Und es flüstert und es spricht:
„Holder Freund! vergiß mein nicht!“

„Hab' ich doch auch dich gehalten
„Treu in meiner Jugendbrust!
„Liebt ich hier und dort Gestalten
„Warst doch du des Herzens Lust!“
Doch es flüstert, doch es spricht:
„Holder Freund! vergiß mein nicht!“

Da ergreift den Jüngling Kummer,
Reueschwer und seelentief,
Bis er einst den letzten Schlummer
Bei Vergiß mein nicht entschlief.
Und [illegible]
Rief er sacht: „Gedenk an mich!“

Und es schwand sein junges Leben,
Doch es sproßt in Blüthen neu,
Muß Vergiß mein nicht umschweben
Still, ein Bild gebrochner Treu. —
Sänger singt's, sein Auge bricht,
Ruft im Tod: „Vergiß mein nicht!“

3.

Schön Gret'chen.

Am Strande beginnen die Fischer den Reih'n,
Und schwingen im Wirbel die Schönen,
Es ziehen die Knaben die Netze herein,
Die Wogen, sie murmeln und stöhnen.
Es singen die Frohen und drehen sich schnell,
Als hüpfet im Meer mit der Welle die Well',
Doch dreht sich vor allen im Kreise
Hold Gretchen behende und leise.

Schon sinken die Strahlen hinab in die See,
Es dämmert und dunkelt am Strande.
Es hüpfen die Wogen, hinab, in die Höh',
Im schäumenden Perlengewande.
Sie schlingen und hüpfen den lustigen Tanz,
Und saugen des Mondes verschwimmenden Glanz,
Und singen: „Nur toller und munter!
Schön' Gretchen, du mußt heut' hinunter!“ —

Und plötzlich erbrauset's und theilet die Fluth,
Und hebt sich und poltert und steiget,
Den Tanzenden schwindet verworren der Muth:
„Der Alte des Meeres sich zeiget!“
Sie fliehen und wenden das Haupt nicht zurück, —
Schön Gretchen erstarret, es bricht ihr der Blick,
Und der Alte faßt seine Beute;
Die Wellen, sie murmeln: „Noch heute!“ —

Es weichen die Fluthen zum Meere zurück,
Die Fischer sie suchen die Schöne,
Doch schweift an dem Ufer vergebens der Blick,
Es klagen im Schilfe die Töne:
„Was sucht ihr die Holde?“ Nun ist es zu spät!
Es hat sie der lauernde Alte erspäht;
Sie ist seine Buhle geworden,
Und lenket die Fluthen im Norden.

4.

Der suchende Ritter.

Die Gassen durchwallt
Von ernster Gestalt
Ein wunderlich irrender Ritter,
Und kommet und zieht,
Und singet sein Lied,
Zu rostig besaiteter Cither,
Und hebt er die Stimme und rauschet der Klang,
Dann kommen die Jungen und Alten,
Und lauschen dem tiefen und innigen Sang,
Vom Zauber gelockt und gehalten.

Was rufet er uns
Tag ein, Tag aus,
Mit gleichen und stillen Geberden?
„Wie drückt sie, die Last!
„Ich habe nicht Rast,
„Mich treibt es von Erden zu Erden.

„Ein Liebchen hatt' ich und liebte sie treu,
„Doch hab' ich sie einmal vergessen;
„Nun ist sie entflohen, nun ist es vorbei, —
„O daß ich sie nimmer besessen!

„Es jaget mich fort,
„Von Ort zu Ort,
„Mit sehnendem mächtigen Lieben,
„Und suche sie auf
„Im endlosen Lauf,
„Sagt an! wo ist sie geblieben?
„Sie schaut mir so oft aus den Fenstern heraus,
„Und wähn' ich sie endlich gefunden,
„Und suche sie bang in dem bergenden Haus,
„Sie schwindet und bleibet verschwunden.

„Sie ist, wo ich bin,
„Und necket den Sinn
„Mit Nahen und Fliehen und Schwinden;
„Es irret mein Hirn
„In greifender Stirn,
„Und will sich vereisen, entzünden.
„Und immer die alte, die endlose Pein!
„Ich fasse so manche Gestalten,
„Doch sind sie ein tückischer, graulicher Schein,
„Und treiben ihr Spiel mit dem Alten.

„Wo weilest du Lieb?
„Erbarme dich! Gieb,
„Gieb Ruh' den morschen Gebeinen!
„Ich suchte dich treu, —
„Versöhnt keine Reu?"
Und die Augen funkeln und weinen, —

Und der Alte ſiehet und ſinnt aus der Braut
— Die Qual in dem ſehnenden Herzen —
So tief mit der ſchaurigen, granigen Kunſt,
Als ſängen ſich ſelber die Schmerzen.

Wie ſteht er bethaut!
Und ſinnet und ſchaut
Mit tiefen, verwirrenden Blicken,
Und ſuchet im Kreis
Der Hörer den Preis,
Als müßt' er ihn eben erblicken. —
Und magiſch erfaßt es mit düſtrer Gewalt
Die Reihen, ſie können nicht weichen,
Und ſehen ſich an, von Geſtalt zu Geſtalt,
Und ſeh'n überall ihres Gleichen.

Die Männer zumal
Erfaßt es mit Qual,
Und rühret, zu ſingen und weinen.
Als zög' es den Sinn
Dahin, dahin,
Zur ewig verlornen Einen.
Und den Weibern graus't es, und ſchaudert ſie an,
Als rief es mit ſtehenden Armen,
Und hielte ſie feſt mit dem gräßlichen Bann
Und weinet': O habet Erbarmen!"

Da zuckt es und bebt
Im Alten, — er hebt
Zur Höh' die begeiſterten Blicke: —
Von Schleiern umwallt,
Erſcheint die Geſtalt,
Als kehrt ſie dem Leben zurücke.

Zum Kloſter winkt es, er theilet den Kreis,
Dort wähnt er ſie endlich gefunden. —
Die Jungfrau lächelt und flüſtert ihm leis'
„O komm', du biſt mir verbunden!“

Er ſchreitet und ſchaut
Die winkende Braut,
Als wollt er mit Blicken ſie halten.
Die lächelt ſo mild! —
Doch iſt es ein Bild,
Gezeugt von finſtren Gewalten,
Und tritt er zur einſamen Zelle hinan,
Iſt Alles in Nebel zerfloſſen. —
Es wandert der alte, der ewige Wahn
Dahin mit ſeinem Genoſſen.

Er weinet und flieht,
Es klinget das Lied
Im alten, verrückenden Schwunge.
Und wo er erſcheint: —
Geſungen, geweint! —
Es nennet ihn jegliche Zunge. —
Sie kennen den Alten und fürchten ſein Lied,
Doch magiſch drängt's, ihn zu lieben,
Sie möchten ihn halten, mit Angſt, wenn er flieht, —
Er gehet — das Grauen iſt blieben. —

5.

Ewiger Schiffer.

Ein Alter ſitzt am Geſtade,
Und jammert hinein in den Wind:
„O gebet aus wogendem Bade
„Ihr Wellen mir wieder mein Kind!

„Auf weiter, unendlicher Erde,
„Da ſteh' ich verlaſſen und alt.
„Es löſchet die Gluth auf dem Heerde,
„Mich packt es ſo bitterlich kalt.

„Ihr habt mir die Küſte verſandet,
„Ihr habt mir den Nachen zerſchellt,
„Und brauſet noch immer und brandet
„Hinein in die ſterbende Welt.

„Es dorren die blühenden Bäume,
„Es welket das üppige Gras,
„Die öden verlaſſenen Räume
„Bedecket ein ſchauerlich Blaß.

„Hier ſitz' ich, vom Alter gehalten,
„Von Hunger gequälet und Noth.
„O gebt dem jammernden Alten
„Den Sohn mit dem ſchützenden Boot!“

Es hallen und irren die Klagen, —
Da rudert es eilig heran, —
Von ſchaukelnden Wellen getragen,
Im Nachen ein ſchweigender Mann.

Dem Alten durchflammt es die Augen:
„Du einziges, herrliches Kind,
„O laß deine Blicke mich ſaugen!“
Erhebt vom Geſtad' ſich geſchwind,

Und ſteigt, von dem Sohne gezogen,
Hinnein in das ſchaukelnde Boot,
Es rollen die Waſſer und Wogen,
Und horchen der Winde Gebot,

Und führen im nächtlichen Schimmer,
Den Sohn und den Alten dahin. —
Die ſchiffen auf immer und immer,
Und bringen den Fiſchern Gewinn.

Curiosa academica.

Von

G. von Halem.

Herr von Kobbe schrieb bekanntlich vor acht Jahren sein „Erdenwallen des Burschen, Bremen bei Kaiser 1822," eine Posse, die gewiß nicht ohne Witz ist, und ein Talent zu komischer Darstellung verräth, welches, weiter ausgebildet, den Verfasser zu dem Range eines genialen Lustspieldichters hätte erheben können. Und selbst dieser erste Versuch würde noch größern Beifall gefunden haben, wenn die gelieferten Scenen durch irgend einen, wenn auch losen, Faden untereinander verbunden wären, wenn es wenigstens wäre angedeutet worden, daß die Studentenwelt, die so vielen ihrer ehemaligen Bewohner noch im Alter angenehme Erinnerungen zurückruft, nicht blos von Tollhäuslern bewohnt werde, wenn durch irgend eine eingeflochtene leichte Verwickelung und Entwickelung das Fragmentarische wäre verdeckt worden, kurz, wenn ein kleines Ganze daraus geworden wäre, und wenn der Verfasser mehr berücksichtigt hätte, daß auch die sogenannte Pièce à tiroir, und die Posse und Farce, wenn sie gefallen soll, nicht ganz ohne Regel sein kann. Die Fourberies de scapin, obgleich Moliere's

unbedeutendſtes Stück, werden dennoch noch immer aufgeführt.

Da es mir Vergnügen macht, veraltete Scharteken, die niemand mehr anſieht, aufzutreiben und durchzuſtöbern, ſo ſtieß ich neulich auch auf eine kleine, im Jahr 1600 herausgekommene, alſo jetzt 230 Jahre alte, Piece, die ganz denſelben Zweck hat, wie die Kobbe'ſche, nämlich die Thorheiten der Studenten in einem kleinen Schauſpiele darzuſtellen. Dieſes kann zwar in der komiſchen Darſtellung des Einzelnen ſich keineswegs mit dem Kobbeſchen meſſen, das elende Ding hat aber doch Kopf und Schwanz, iſt aufgeführt worden, hat zu ſeiner Zeit Beifall gefunden, und hat zwei Auflagen erlebt. — Der Titel iſt:

M. Alberti *Wichgrevii*, Hamburgli, *Cornelius relegatus*, sive Comoedia nova, festivissime depingens vitam Pseudostudiosorum, et continens nonnullos ictus academicos in Germania. *Acta* anno Jubilaeo Rostochii in foro latino, nunc vero emendatior secundum edita cum praefatione ad lectorem. Rostochii ex officina Reusneriana, Anno 1601. Sumtibus Laurentii Alberti, civis ac bibliopolae Lubecensis, Anno 1602.

Das auf dem Titel erwähnte Jubeljahr, in welchem das Stück zu Roſtock iſt aufgeführt worden, iſt nicht etwa das der Univerſität Roſtock (dieſe war im J. 1419 geſtiftet worden), ſondern das des Jahrhunderts, welches man damals nicht 1601, ſondern 1600 gefeiert war.

Daß das Büchlein (verlegt in Lübeck) in Roſtock gedruckt iſt, ſcheint durchaus nicht merkwürdig zu ſein, iſt

es aber doch. Es ließen nämlich noch wenige Jahre vorher die Rostocker Professoren ihre Bücher auswärts drucken, weil nur Eine Druckerei mit Einer Presse in Rostock war, deren Besitzer zugleich der einzige Setzer und Drucker war. Der gelehrte Chyträus berichtet dieses in seinen Briefen. Um dieselbe Zeit schrieb der berühmte Muretus an einen Gelehrten in Italien: „Ich habe ein Schreiben von Chyträus aus Rostochio erhalten; ich habe den Namen nie nennen hören, und weiß nicht, wo der Ort liegt.“

Unter den vorangeschickten 14 Gedichten, in welchen der Verfasser um die Wette gepriesen wird, ist auch eines von Eillardus Lubinus, der damals Professor in Rostock war.

M. Albertus Wichgreve, geboren in Hamburg, war zu der Zeit, als er diese Comoedia [illegible] schrieb, Rector der Schule zu Pritzwalk in der Mark Brandenburg, und ward 1607 Pastor zu Allermöden auf dem Billwerder bei Hamburg. Seine Antrittspredigt, in plattdeutscher Sprache, ist gedruckt; vermuthlich hat man also damals auf dem Lande immer noch plattdeutsch gepredigt. Er war sehr klein von Statur, und schrieb daher eine Vertheidigung der kleinen Leute: Oratio pro Homullis seu μικρανθρωποις, die dreimal neu aufgelegt ist. Er sagt darin sehr stolz von sich selbst: Corpore in exiguo cor mihi grande latet *). Er schrieb auch eine Abhandlung über die Reliquien, die

*) In meinem kleinen Körper ist ein großes Herz verborgen.

ihm die Ehre verschaffte, in dem spanischen Index expurgatorius des Sotomayor mit aufgeführt zu werden. Die höchst alberne Mode der Anagramme war damals sehr im Schwange. Wichgreve schrieb deren 200, die auch die zweite Auflage erlebten. Außerdem schrieb er mehrere, meistens satyrische, latelnische Gedichte.

Wichgreve's „ächt wahre Burleske," genannt „der relegirte Cornelius," besteht aus fünf sehr kurzen Acten. Vor jedem Acte geht ein Prolog in deutschen Versen vorher, vermuthlich zu Gunsten der Nichtlateiner unter den Zuhörern, denen in diesen Prologen der kurze Inhalt des folgenden Acts kund gethan wird. Der Held des Stückes, Junker Cornelius, ist ein Liefländer. Es haben also schon vor mehr als 200 Jahren die Liefländer auf Universitäten in dem Ruf gestanden, daß sie zwar sehr liebenswürdige Gesellschafter sind, aber mit den Besuchen der Collegien sich nicht gern befassen, und lieber sich als Autodidacten Kenntnisse erwerben. Im ersten Acte nimmt Cornelius Abschied von Papa und Mama, auch von einer Eugenia, bei der er schon als Schüler (man studirte damals spät) mitunter die Abende zugebracht hat. Im zweiten Act kommt er in Rostock an, trifft dort drei Landsleute, die sehr ungehalten sind, daß er ihnen Briefe mitbringt, in denen kein Geld ist; er wird nach damaligem Gebrauche deponirt, und hierauf immatriculirt. Im dritten Acte tractirt er seine Landsleute in einem Gasthofe. Es wird gewaltig geschmaußt und gezecht. Als Alle trunken sind, gehen sie noch in der Nacht zu einem andern Wirthe.

Dieſer will nicht öffnen. Die Fenſter werden eingeworfen, die Thüre erbrochen. Die Häſcher kommen und bringen ſie ins Carcer. Sie werden am folgenden Tage zum Prorector gebracht, und müſſen jeder 30 Gulden zahlen. Zwiſchen dem dritten und vierten Act verfließen 9 Monate, während welcher Cornelius in Saus und Braus gelebt und große Schulden gemacht hat. Seine Schuldner plagen ihn gewaltig; er prügelt einen derſelben auf öffentlichem Markte, und wird darauf relegirt. Die Schuldner ſtürzen in ſein Zimmer, und nehmen alles, was ſie vorfinden. Am Ende kommt noch Jungfer Lukretia, die Tochter des Wirthes, bei dem er in der erſten Nacht ſchwärmte, und bringt ihm einen jungen Sohn. Mit großen Verſprechungen, die er ſtatt des Eides mit einem Kuſſe bekräftigt, bereder er ſie, den Jungen, den ſie ihm durchaus laſſen will, wieder mitzunehmen. Er macht hierauf für ſich die Reflexion: „Bei den Mädchen muß man ſich vor den ſechs Caſus in Acht nehmen. Ihre Augen ſind Vocative und ihre Hände Ablative; hat man den Dativ, ſo geſtatten ſie einem den Genitiv; bald aber kommen ſie als Accuſative mit einem Nominativ auf dem Arme. — Darauf geräth er in Verzweiflung. Von ſeinen Freunden läßt ſich keiner blicken.

Er reiſet nach Hauſe, und kommt dort im fünften Acte an. Seine Eltern ſind unterdeß geſtorben; er findet das ganze Haus leer. Aber ein Geſpenſt tritt ihm entgegen. Dies hat der Prolog vorher angekündigt, mit der Bitte, daß die Zuſchauer ja nicht davor erſchrecken mögen.

(„Es thut ſich bisweilen in die Höhe ſtrecken; Dafür ihr ja nicht wollt erſchrecken.“) — Das Geſpenſt zeigt ihm einen Strick, der oben von der Decke herabhängt. Er hängt ſich daran auf, aber das Getäfel bricht ein, und es fällt ein großer Schatz herunter. Er eilt damit ſchnell nach Roſtock zurück, wo grade der Fürſt die Akademie beſucht. Er übergiebt ihm eine Bittſchrift um Widerruf der Relegation. Er erhält ihn, bezahlt ſeine Schulden, und wird nun ein neuer Menſch.

Die Geſchichte von dem Stricke iſt ſeitdem oft benutzt worden. Sie iſt aber auch nicht von Wichgreve erfunden. Man findet ſie ſchon in einer alten engliſchen Ballade, welche G. A. v. Halem unter der Benennung: „Das Häuschen auf der Haide“ bearbeitet hat.

Der Verfaſſer ſagt, in der Dedication an die Conſuls und Senatoren der Stadt Hamburg, dieſer Gegenſtand ſei vor ihm noch gar nicht ſo behandelt worden, und fügt hinzu: — quid impedit, quo minus memet ipsum hac fabula veluti quadam aeternitate donem etc. Nach ihm hat vor etwa 60 Jahren Zachariä in ſeinem komiſchen Heldengedichte, „der Renommiſt,“ die Studentenwelt ſehr treffend geſchildert; und dem Wichgreve und Zachariä ſchloß ſich von Kobbe als Dritter an.

An Charakteriſirung der Einzelheiten haben die beiden letztern den erſtern weit übertroffen. — Das Einzige was in dieſem noch jetzt einigen Werth als akademiſche Antiquität für uns haben kann, iſt die im zweiten Act be-

schriebene sogenannte Depositon, wie sie damals üblich war.

Es ist bekannt, daß in alten Zeiten die Studenten mit mancherlei seltsamen Gebräuchen aufgenommen wurden, die man die Deposition nannte, eigentlich Depositio cornuum. Man setzte ihnen dabei nämlich unter andern auch allerlei sonderbar gestaltete Mützen auf, die mit Hörnern versehen waren. Daher wurde der ganze Actus die Ablegung der Hörner genannt; woher auch noch das Sprichwort „sich die Hörner ablaufen," geblieben ist.

Schon die Sophisten im 4ten Jahrhundert hatten in ihren Schulen in Athen und an andern Orten einige Gebräuche bei Aufnahme ihrer Schüler. Schwerlich stammt aber die nachherige Deposition der Studenten von ihnen ab. Man wird deren Ursprung vielmehr bei den Mönchen suchen müssen, bei denen die Aufnahme der Novizen und die Einkleidung in den Orden auch mit mancher Ceremonie verbunden ist, die von den Mönchen zu den Handwerkern, zu den Rittern und zu den Gelehrten übergingen. Die Universitäten waren von den Klosterschulen ausgegangen.

Welches die ursprünglichen Gebräuche gewesen, und welche in der Folge nach und nach zugesetzt und abgeschafft sein mögen, wird sich schwerlich ausmachen lassen. Wichgreve konnte sie in seinem Schauspiel nicht vollständig angeben, weil dies zu weitläuftig gewesen sein würde. Wie sie aber noch 80 Jahre nachher im J. 1680 beschaffen gewesen sind, dies lernt man aus einem (gewiß seltnen)

Büchlein von 56 Seiten mit 20 Kupfern, betitelt: Orationis duae de ritu et modo depositionis beanorum, sive Demonstratio quaedam, cur tirones et novitii studiosi, antequam ad dignitatem academicam evehantur, Studiosorumque privilegiorum et juris participes fiant, deponendi et vexandi sint. Quibus in fine Germanica quaedam Depositoris Peroratio accessit, et nunc denuo in lucem prodiit. Argentorati, 1680.

Die Beanen oder Bachanten, so wurden die auf der Universität ankommenden Schüler genannt, mußten sich, ehe sie immatriculirt werden konnten, an den Depositor, einen zu dieser Handlung bestellten alten Studenten wenden, und denselben um die Deposition bitten. Diese geschah in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Studenten, in einem Hofe des Universitäts-Gebäudes. Hier wurden ihnen Mützen mit Hörnern von mancherlei Gestalt aufgesetzt. Darauf wurden sie gekämmt, und ihnen etwas Haare abgeschnitten, und die Ohren mit einem Ohrlöffel gereinigt. Dann steckte man ihnen einen großen Eberzahn in den Mund, und zog diesen mit einer Kneifzange wieder heraus. Die Hände und Nägel wurden mit einer Feile gefeilet, und es wurde ihnen ein großer schwarzer Bart angemalt. Ferner wurden sie in einer langen Reihe auf die Erde niedergelegt, und mit einem Beil, einer Säge, einem Bohrer, einem Hobel ꝛc. wie ein roher Balken behandelt. Alles dies geschah aber nur zum Schein, nicht mit wirklichen Instrumenten. Diese waren vielmehr von ungeheurer Größe, z. B. der Ohrlöffel, mit dem man das

Ohr berührte, nicht wirklich reinigte, war eine Elle lang. Endlich wurden den so auf der Erde auf dem Bauch liegenden die Hörner, d. h. die Mützen mit den Hörnern, abgeschlagen, und ihnen erlaubt, wieder aufzustehen, und sie wurden mit dem Studenten-Mantel bekleidet. — Sodann wurden sie zu dem Decan, einem Professor der Philosophie, geführt. Dieser las ihnen eine moralische Auslegung aller mit ihnen vorgenommenen Ceremonien vor. Zwei solcher Erklärungen sind in dem gedachten Büchlein aufbewahret, eine lateinische und eine deutsche. In der letztern heißt es unter andern:

„Ihr seid zu Füßen gelegen aller derer, die diesem actus zugeschauet haben. Dabei sollt ihr ein Denkzeichen haben der Demuth u. s. w. — Endlich sind auch die Hörner abgeschlagen worden, zum Zeichen, daß der Bachant gänzlich in euch soll getödtet sein, u. s. w. — Ihr seid als Bachanten gestorben, und als Studenten wieder auferstanden u. s. w. — Hütet euch, daß die Bachanten-Hörner nicht wieder wachsen. Dieses sind kürzlich die Erinnerungen, welche bei den bisher gebrauchten Ceremonien in Acht zu nehmen, woraus denn erscheinet, daß die Depositionen ein solcher Gebrauch sei, der billig auf hohen Schulen als ein nützliches und heilsames Werk erhalten werde. Jetzt ist noch übrig, daß ich eure Zungen mit Salz berühre, und euer Haupt mit Wein begieße."

Sie knien hierauf vor ihm nieder, und empfangen das Salz und den Wein, und beide Symbole werden wiederum erklärt. Darauf schließt er mit den Worten: „Weil

ihr denn jetzt verstehet, was die Deposition sei, und habt euch festiglich vorgesetzt, den Erinnerungen, so die Deposition mit sich bringt, nachzugeleben: so creire ich euch hiemit auf Befehl und im Namen des Herrn Rectoris Magnifici zu Studenten, rufe euch auch dafür aus," u. s. w.

Jetzt erst kommen sie zu dem Protector, wo sie die Gesetze beschwören und immatriculirt werden.

Nach und nach sind diese alten Gebräuche abgekommen. Vor 50 Jahren zeigte noch in Jena der Pedell für ein Trinkgeld die noch vorhandenen ehemals dort gebräuchlichen Depositions-Instrumente. Einiges davon ist späterhin zu den Primanern herabgesunken, die in manchen Schulen noch vor etwa 50 Jahren mitunter die Neueintretenden mit einem großen Folianten zu behobeln pflegten. In der Folge ist auch dieses abgeschafft, und der Eintritt in Prima wurde blos dadurch bezeichnet, daß sich die ganze Classe auf Kosten der Neuangekommenen toll und voll soff, welche Unsitte endlich auch den wiederholten obrigkeitlichen Befehlen hat weichen müssen. — Schon Kaiser Justinian hat ähnliche Mißbräuche beim Eintritt Neuankommender in den Schulen der Sophisten aufs strengste verboten *).

Man sieht aus Obigem, daß die Depositions-Gebräuche sehr ernsthaft genommen wurden. Selbst Luther, der doch manches Alte aufräumte, nahm sie ganz von der

*) L. 3. Cod. de vetere jure enucleando. Illud vero cum etc.

K

ernsten Seite. Vielleicht hätte man besser gethan, das seit beinahe tausend Jahren Bestandene nicht ganz zu verwerfen, sondern es nur von dem zu Handwerksmäßigen zu säubern, und es nach und nach dem Genius der Zeit zu adoptiren. Diese Gebräuche waren das Bindungsmittel, wodurch alle höhern Lehranstalten in eine große Universitas vereinigt wurden, und die Mitwirkung der Professoren dabei kam allen Mißbräuchen zuvor. Kaum waren diese Gebräuche verschwunden, so entstanden die schädlichen Studenten-Orden, zum Zeichen, wie sehr das jugendliche Alter an dergleichen hängt. Statt des großen, öffentlichen, gemeinsamen, wo nicht nützlichen, doch unschädlichen Vereinigungspunktes entstanden mehrere geheime, sich feindselig einander entgegen wirkende, welche man bis jetzt vergeblich auszurotten [illegible] Jetzt die Deposition wieder herzustellen, wäre freilich höchst lächerlich; dergleichen uralte Sitte, einmal ganz zerstört, ist auf immer aufgehoben. Man bedenke sich also wohl, ehe man solche Aufhebungen gebietet, damit nicht aus den Trümmern Drachenzähne entstehen, die ärgeres und schwerer auszureutendes Unheil drohen, als das unschuldige Sittenspiel der Vorwelt!

Leipzig, gedruckt bei W. Haack.

Die

Malletsche Frage

und der

Vogetsche Vertheidigungsversuch

rechtlich erörtert

von

Theodor von Kobbe,

Verfasser des über diesen Gegenstand handelnden Aufsatzes in den Mittheilungen aus Oldenburg № 10., vom 7. März 1833.

Oldenburg,

in der Schulzeschen Buchhandlung.

1833.

Senatus haec intelligit
Consul videt, hic tamen vivit.

Der

Hochwürdigen Geiſtlichkeit

des

glücklichen Herzogthums Oldenburg

und des

reich geſegneten Jeverlandes

gewidmet.

Der geſchickte Vertheidiger der verdammten Geſine Gottfried iſt als Defenſor des verdammenden Herrn Paſtor Mallet in Bremen aufgetreten. So wenig aber es ihm gelungen iſt, den Hals jener Verbrecherin dem Henkerbeil zu entreißen, eben ſo wenig wird er es vereiteln, daß der im Eigenſinn verharrende Prieſter *) ſeinen ſtolzen Nacken vor dem Geſetz beuge.

Mag die Schrift des Herrn Doctor Voget reiner Freundſchaft und Ehrerbietung gegen ſeinen geiſtreichen Schützling ihre Entſtehung verdanken, und deshalb ſelbſt im Fall des Irrthums eine freundliche Anerkennung verdienen, gewiß iſt es, daß ſie dem Herrn Paſtor Mallet ſchadet, daß ſie den Zweck, ihn ſchuldlos darzuſtellen, nicht erreicht.

Vielmehr aber wird der Schluß der Vertheidigung: »der Beleidigende habe ein Recht gehabt,

---

*) So muß ich Dich nennen, Mallet, den ich liebe und verehre, deſſen Strafe ich gern trüge, wenn Gottes Geiſt Dich zum Wiederruf ſtärkte. Kämſt Du einmal zu uns, und redeteſt Eine Stunde mit unſerm Trentepohl und ſeinen wohldenkenden Herren Collegen, Du würdeſt es ſchon thun zur Freude Gottes.

»sich dergestalt zu äußern,« die Richter und die Behörden in ein ernstes Nachdenken über dergleichen Principien versetzen, und in dem besprochenen Aufsatze des Kirchenboten nicht so sehr die Äußerungen eines überwallenden supernaturalistischen Herzens, sondern eine Methode, eine Proclamation erblicken, die schon früher, für den Fall der Noth und des Angriffs, ein criminalistisches Collegium gehört hat.

Herr Doctor Voget hat mir vorgeworfen, daß der, zum bessern Verständniß der Leser in der Anlage A. abgedruckte Aufsatz aus dem Versteck der Anonymität erfolgt sei. Wenn ich nun gleich gewiß vier bessere Gründe als Herr Dr. Voget für seines Clienten Unschuld für die Annonymität hatte, so finde ich im Ganzen doch, daß er Recht hat. — Spricht man im Namen der Wahrheit und Gottes, so soll man nicht aus dem Versteck reden, sondern offen und sichtbar. Ich habe dies von meinem Herrn Gegner gelernt und danke ihm dafür. Dazu aber, daß er mein Verdammungsurtheil ein »unberufenes« nennt, ist er nicht berufen. Vertheidigt er doch selbst seinen Geistlichen, der über die friedlichen Gränzen des Bremer Staats das Unkraut des Spottes in unsere Pfarrgärten wirft, und der Herr Doctor nennt es unberufen, wenn wir unsere also beleidigten Seelsorger schützen und vom Völkerrechte Strafe für solche That fordern. Wären sie eines solchen Schutzes unwerth, es wäre besser, daß man sie alle aus dem Lande jagte und nach Bremen in die Kirche wallfahrte. Aber Gott sei Dank, wir haben viele würdige Geistliche im Lande, und wollen sie daher uns auch nicht verunglimpfen lassen.

Herr Dr Voget hat nicht ohne Geschicklichkeit eine juristische Mosaikarbeit aus vielen Schriftstellern geliefert. Die Citate der alten Herren waren aber auch nöthig, um der Sache nur einigermaßen einigen Anschein zu gewinnen. Sie gleichen in der That den aus allen Weltgegenden herbeigeholten Ärzten an dem Bette eines schwer erkrankten Papstes. Ich bedarf dieser gelehrten Hülfe nicht, und kann mich sogar auf die von Hrn. Dr. Voget citirten Schriftsteller zum Beweis eigner Meinung mit berufen. So weit der Herr Doctor indeß von juristischen Standpuncten aus geurtheilt hat, werde ich ihm folgen. Überhäufte Berufsgeschäfte lassen mich übrigens rücksichtlich der beeilten Ausarbeitung meines Aufsatzes, die ich keinem meiner Herren Collegen zur Prüfung vorlegen konnte, die Nachsicht des Publikums und insbesondere des Juristen in Anspruch nehmen. Auch meinen Herrn Gegner bitte ich um diese, wenn sich hie und da Irrthümer einschleichen sollten. Er wird sie mir auch zugestehen. Eventualiter aber will ich wenigstens mit Kleinigkeiten compensiren. *)

Nun zum Kampfplatz, auf dem ich vielleicht erläge, wenn mir meine Sache nicht bessere Waffen als meinem Herrn Gegner in die Hand gäbe. Übrigens grüße ich ihn mit Hochachtung. Wir wollen, wenn es ihm so convenirt, nach den Gesetzen ritterlich kämpfen und jede Klopffechterei ver-

*) Es heißt nicht »Großherzogthum,« sondern »Herzogthum« Oldenburg, wenn nicht die Fürstenthümer »Birkenfeld« und »Lübeck« mit gemeint sind. Der Ausdruck »Holstein-Oldenburgische Lande« hat jetzt das erste Wort verloren. Die Herrschaft Jever zählt nicht 107 □ Meilen mit 176,000 Einwohnern, sondern $6\frac{47}{56}$ □ Meilen und 17,571 Einwohner nach dem Staatskalender des vorigen Jahres.

meiden; das wäre zu unserm Schaden und zur Belustigung des Publikums, zu dessen Belehrung wir in dieser ernsten Sache zu schreiben vermeinen.

Im Octoberhefte 1831 erschien folgender Aufsatz im Bremer Kirchenboten:

»Beklagenswerth im höchsten Grade ist im Allgemeinen der Zustand des christlich-kirchlichen Lebens in dem Großherzogthum O., namentlich auch in dem sonst von Gott so reich gesegneten J — rlande. Viele der dortigen Geistlichen (wir reden nicht von Allen) schänden ihr heiliges Amt durch ein offenbar leichtsinniges und träges fleischliches Leben. So ist es uns aus zuverlässiger Quelle kund geworden, daß sehr viele der dortigen Prediger sich gar kein Gewissen daraus machen, nicht nur fast täglich in den Wirthshäusern und Kneipen sich herumzutreiben, sondern auch alljährlich an den lärmenden, schwelgerischen Schützenfesten persönlich zu erscheinen; die Candidaten der Theologie entblöden sich nicht, bei dieser Gelegenheit, so wie auch sonst auf den Bällen, halbe Nächte hindurch zu tanzen, wobei denn die Prediger die Zuschauer abgeben. Wie sehr diese unglückseligen Leute dadurch der ohnehin sich reißend verbreitenden Vergnügungssucht Thor und Thür öffnen, läßt sich leicht ermessen. Das Volk betrachtet die Anwesenheit und Theilnahme der Prediger natürlich als einen vollständigen Beweis für die Erlaubtheit solcher „unschuldiger" Lüste. Es giebt sogar unter diesen fleischlichen Geistlichen solche, welche wegen ihres schandbaren Lebens bei allen ihren Gemeindegliedern in der tiefsten Verachtung stehen, weßhalb sie denn auch zum gerechten Lohn für ihre Ge-

»wissenlosigkeit vor leeren Stühlen und Bänken »predigen müssen.«

Ob dieser Aufsatz Beleidigungen enthalte, die möglicherweise zu einer Injurienklage berechtigen könnten, verneint Herr Dr. Voget aus vier Gründen, deren nähere Darlegung wir in der von ihm beliebten Reihefolge prüfen wollen.

Er behauptet:

»zum Thatbestande einer jeden Injurie erfor»dert nämlich das Recht vor allen Dingen:« 1. eine bestimmte Person oder ein bestimmtes Rechtssubject, dessen Ehre verletzt seyn soll, nun setzt der Verfasser hinzu: „si incertae personae convicium nulla executio est" *). Zur Begründung dieser Bemerkung folgen wir den Worten des Herrn Verfassers:

»Unser Aufsatz nennt niemand; er bezeichnet »auch niemand individuell, weder einen Geistlichen »Oldenburgs, noch des Jeverlandes. Das Publi»kum kann das im allgemeinen Gesagte durchaus »auf kein einziges bestimmtes Individuum beziehen. »Niemand hat daher auch ein Recht, selbst wenn »wirkliche Beleidigungen gesagt wären, eine Injurien»klage anzustellen. In dem classischen Meisterwerke »Weber's über die streitige Materie, welches als »erstes und vorzüglichstes Hauptwerk allgemeine »Anerkennung gefunden **), sind diese Rechtssätze »so trefflich weiter ausgeführt, daß hier das Buch »selbst reden möge.«

---

*) L. 15. §. 9. D. injuriis. — Martin, Lehrbuch des Crim. Rechts, 1825, §. 166. — Tittmann, Handbuch der Strafrechts-Wissenschaft, 1809, §. 388, a. E.

**) Über Injurien und Schmähschriften, Th. I. S. 163. ff.

»Wenn (aber) aus den Worten und andern »Umständen nicht besonders erhellet, daß dergleichen »Vorwürfe oder schimpfliche Nachreden geradezu »gegen einzelne Subjecte in specie ausge»stoßen worden sind: so versteht sich die, obgleich »im Ganzen und in den allgemeinsten Ausdrücken »geschehene Herabwürdigung, immer nur von dem, »was man der Regel nach von einer gewissen »Classe der Menschen oder von einem gewissen Stande »und Gewerbe hält. Die Ausnahmen, wohin »sich ein Jeder, nach seinem innern Bewußtsein, »selbst rechnen kann, sind natürlich nicht mit gemeint; »und kein Einzelner hat also einen hinreichenden »Grund, die vermeinte Beleidigung auf sich zu »ziehen, und aus den unbestimmten Ausdrücken zu »folgern, daß der Urheber gerade ihn vor Augen »gehabt, und ihn zu beschimpfen die Absicht gehegt »habe.«

»Eben dies gilt auch in andern Fällen, wo »jemand zwar gegen ungenannte einzelne Subjecte »Schimpfreden oder andere Injurien vorbringt, aber »die eigentlich gemeinte Person nicht besonders kenn»bar macht. Es kann immer seyn, daß Dieser »oder Jener nicht irret, wenn er sich als den Ge»genstand der Beschimpfung betrachtet. Allein soll »der Urheber irgend zur Verantwortung gezogen »werden: so muß der Beleidigte ausdrücklich genannt, »oder durch gewisse individuelle Merkmale und »Umstände dergestalt bezeichnet seyn, daß die Absicht, »gerade ihn zu beschimpfen, nicht ohne Grund dar»aus gefolgert werden kann. Der Richter muß »die Klage von Amtswegen sogleich abweisen, wenn »dergleichen Merkmale nicht bestimmt angegeben »worden sind, oder die etwa angeführten Umstände

»offenbar nicht hinreichen, um die aus ihnen gezo-
»gene Folge zu rechtfertigen. Er handelt nach mei-
»ner Überzeugung nicht gerecht, wenn er dem an-
»geblich Beleidigten, bei gänzlich fehlenden nähern
»Gründen, dennoch gestattet, dem Beklagten darüber,
»daß dieser ihn nicht gemeint habe, eine Eidesleistung
»anzusinnen, weil der Kläger natürlich erst den Rich-
»ter überzeugen muß, daß die Handlung, über die
»er Klage führt, ihm wirklich zur Beleidigung ge-
»reiche, ehe und bevor er den Urheber irgend zur
»Verantwortung ziehen kann. Das Gegentheil
»würde eine unendliche Menge unnützer Klagen ver-
»anlassen, wenn es einem Jeden frei stünde, nach
»einseitigem Argwohne sich als beleidigt anzusehen;
»dahingegen gerade derjenige, den die Sache wirk-
»lich anging, vielleicht aus guten Gründen sich gar
»nicht melden könnte.

»Wenden wir diese Grundsätze auf den vorlie-
»genden Aufsatz an, so schwindet bei dessen näherer
»Prüfung auch der entfernteste Schein eines be-
»stimmten Rechts-Subjects, welches sich beleidigt
»halten dürfte. In Beziehung auf das eigentliche
»Oldenburgische, (im Gegensatze der Herrschaft
»Jever) ist nämlich über Personen der Geistlich-
»keit überall gar nichts in unserm Aufsatze ge-
»äußert; einzig und allein

»der Zustand des christlich kirchlichen
»Lebens daselbst

»ist beurtheilt, und zwar blos im Allgemeinen. Es
»wäre juristisch unerhört, wenn einzelne be-
»stimmte Personen (gleichviel ob Individuen, oder
»Collegien, oder Corporationen) sich mit jenem Le-
»bens-Zustande gleichsam identificiren könnten.

»Aber auch kein Geistlicher des Jeverlandes »ist im Aufsatze auch nur im Entferntesten persön»lich bezeichnet, und noch viel weniger genannt. »Das Publicum ist durchaus nicht im Stande, aus »dem Inhalte des Aufsatzes zu erkennen, welcher »einzelne Jeversche Geistliche speciell gemeint sey, »und grade hierin liegt, wie ein berühmter Rechts»lehrer richtig bemerkt, das Kennzeichen von derje»nigen Allgemeinheit, die den Begriff einer Injurie »aufhebt.«

Man braucht in der That kein Jurist zu seyn, um das Unrichtige des Vogetschen Vertrages sofort einzusehen. Es geht übrigens mit den Citaten aus berühmten juristischen Schriftstellern, wie mit denen aus der Bibel und aus dem corpus juris, jeder sucht sie zur Bestätigung seiner Meinung zu deuten. Schon gut, aber es ist ungerecht, wenn man Sachen aus einem Zusammenhange reißt, und wie der Hr. Dr. Voget nur das für seinen Schützling vindicirt, was einigen Schein für ihn gewinnt, und nur in der gehörigen Verbindung verstanden werden kann. Gerade Weber ist es, der eine halbe Seite vorher den Angeschuldigten hinlänglich verurtheilt. Er sagt nämlich von dem passus, den der Hr. Vertheidiger anführt, nachdem er in seinem Buche den Begriff von Injurien entwickelt hat:

»Es leidet wohl keinen Zweifel, daß durch die »bisher angeführten Injurien sowohl einzelne Perso»nen, als auch ganze Gemeinden, Collegia, und andere »Gesellschaften beleidigt werden, mithin der Injurie »wegen Klage erheben können. Wenn indeß Jemand »nicht sowohl gewisse bestimmte Gesellschaften beson»ders angreift, als vielmehr überhaupt ganze Stände, »Gewerbe und Handthierungen verächtlich behandelt,

»ohne solches in grader Beziehung auf gewisse In»dividuen zu äußern, so kann er deshalb von Per»sonen, die zu dem geschmäheten Stande gehören, »oder die verachtete Handthierung treiben, keineswegs »als Injuriant belangt werden. Wie viel Nachthei»liges wird nicht öffentlich über Regenten und Mi»nister, über Adel und Aristocratismus, über Richter »und Advocaten, Kaufleute und Handwerker im All»gemeinen geredet und geschrieben, was in näherer »Beziehung auf einzelne Subjecte allerdings als »strafbare Vergehung anzusehen seyn würde? Wie »wenig wird sogar der Stand geschont, den man »zwiefacher Ehren werth halten sollte?«

Allerdings können also Gemeinden, Collegia und Gesellschaften beleidigt werden und wegen der Injurie Klage erheben. Die Beleidigten müssen aber deutlich genannt und nicht allgemein bezeichnet seyn. Wenn man einen Isländischen niederträchtigen Kammerjunker, einen Molièreschen Tartüffe schreibt oder auf der Bühne zum Besten giebt, so darf sich der Hofmann **du jour** oder **du soir**, der Pastor **loci** nicht darüber beklagen, es sey denn, daß man persönlich seine Gestalt abbildet *). Man kann gegen Juden, Rationalisten, Quäker, u. a. m. schreiben, aber man muß in so allgemeinen Bezeichnungen bleiben, daß kein Individuum persönlich hervorgehoben scheint.

Es ist eine Injurie, wenn ich einem bestimmten Prediger vorwerfe, daß er ein schandbares Leben führe **). Welche kann größer sein? Gilt dies von einem, so gilt es von allen, wenn ich sie als solche

*) Weber S. 161.

**) Feuerbach's peinliches Recht, §. 282.

bestimmt bezeichne, gleichviel, ob die nur von Jeverland, oder auch die von Oldenburg, und ist die Injurie ein so qualificirter, wenn sie die ganze Geistlichkeit eines Districtes antastet. Wenn Hr. Dr. Voget sich hinter den sophistischen Satz flüchtet, daß durch den Ausdruck »Viele« nicht Alle gemeint seien, und ein bestimmtes Rechtssubject fehle, so schlägt ihn auch Weber, indem er in einer Note *), die Hr. Dr. Voget weislich nicht mitgetheilt hat, ein Beyspiel anführt, daß jemand zum öffentlichen Widerruf und Landesverweisung auch deshalb mit verurtheilt sei, weil er gegen das Ministerium eines gewissen Orts sich des groben Ausdrucks:

»Es lebe kein gottloser Volk als die Pfaffen«

bedient habe.

Also hier war schon der allgemeine Vorwurf hinlänglich, um eine specielle Injurie zu begründen. Wie viel mehr ist dies aber bey der Malletschen Frage der Fall.

Ist nicht die Ehre der Jeverschen Geistlichkeit beleidigt, wenn gesagt wird, daß Viele unter ihnen ein schandbares Leben führen, und ist ein solcher Ausdruck nicht hinlänglich, um die Injuriaten zu specialisiren? Wahrlich ich bezweifle, daß die Bremer Collegen dem voto des Hrn. Dr. Voget pure veytreten, daß keine Injurie vorläge, in dem Fall, wenn Jemand sich unterstände, die Worte:

»Viele Bremer Advocaten sind schandbare Sach-
»walter«

zu publiciren. Wäre eine solche Hinterthür bey Feuerlärm über eine Injurie möglich, so könnten

*) Weber S. 163.

unsere Jacobiner ja am Ende nur in diesem Tone: »Wir haben viele schandbare Fürsten« oder »Alle unsere Fürsten sind schandbar, bis auf Einen« schreiben, und während sie Gift und Revolution verbreiten, sich immer in beyden Fällen mit der Einrede: daß es an einer bestimmten Person oder an einem bestimmten Rechtssubject, dessen Ehre verletzt sey, fehle. Mit dieser juristischen Reservation wäre die Injurie bald nur eine veraltete rechtgeschichtliche Lehre.

Die Beurtheilung einer Injurie gehört einem gesunden Menschenverstande, fast einer Jury von Richtern an. Von jeher haben Injurianten und ihre Vertheidiger diese Lehre zu chicaniren gesucht, aber kein Urtheil ist leichter, als wenn man unbefangen einem innern Tacte folgt, den jeder Richter haben muß, der werth und sicher seyn will, es zu seyn. Eventualiter bemerke ich, daß nach unserm Oldenburgischen Strafgesetzbuch jedenfalls der Injuriant angehalten werden würde, sich darüber zu erklären, wen er mit dem Worte »Viele« habe bezeichnen wollen. Würde er das nicht können oder geradezu sagen, daß er die Sache aus dem Winde gegriffen habe, so würde ihn unfehlbar die Strafe der Verläumdung nach Artikel 289. des Oldenburgischen Strafgesetzbuchs

> »Wer einem Andern wissentlich und fälschlich eine »Handlung andichtet, welche in diesem Gesetzbuche »für ein Verbrechen oder Vergehen erklärt ist, »wird der Verläumdung schuldig.«

treffen, in dem Falle aber, daß er die nach Art. 112. unzulässige Einrede der Wahrheit vorschützte, diese verwerfen, und Hr. Pastor Mallet nach Art. 109. der schweren Ehrenbeleidigung schuldig seyn.

Hr. Dr. Voget hat freylich S. 13. behauptet, daß Hr. Pastor Mallet nach Art. 112. des Oldenburgischen Strafgesetzbuchs mit der Einrede der Wahrheit zugelassen werden müßte. Er ist aber den Beweis dafür schuldig geblieben, den er jedenfalls dahin zu führen hätte, daß nach den Bremer Gesetzen es einem Bremer Pastoren freysteht, eine fremde Geistlichkeit als eine schandbare zu bezeichnen.

Außer jenem ersten Erfordernisse einer verletzten Person, fährt Hr. Dr. Voget fort, fehlt es ferner zur Begründung einer Injurie.

»II. an einer ehrverletzenden Handlung, »einer eigentlichen Ehrenkränkung, (factum »vere injuriosum,) namentlich an der Behaup»tung ehrenkränkender unwahrer That»sachen.

»Es ist in dem Aufsatze thatsächlich behaup»tet: „daß viele der Prediger Jeverlands sich »kein Gewissen daraus machen, nicht nur fast »täglich in den Wirthshäusern und Kneipen sich »herum zu treiben, sondern auch alljährlich an »den lärmenden schwelgerischen Schützenfesten per»sönlich zu erscheinen.“

»Diese Thatsachen schmälern aber keineswegs »diejenige Ehre, in Ansehung welcher den gedachten »Geistlichen ein Zwangsrecht zusteht. Sie vermin»dern nicht einmal solche Ehre derselben, welche bloß »auf unserer innern Anerkennung des Werths der »Menschen beruht und niemals den Gegenstand einer »rechtlichen Forderung bilden kann. Ja, es läßt »sich ein Publicum denken, welches die Geistlichen »wegen jener Gebräuche doppelter Ehre werth achtet, »sey es, weil man darin eine gesellige Tugend ehrt, »sey es, weil man glauben mag: die Anwesenheit

»der Geistlichen in den Wirthshäusern und bey den »schwelgerischen Festen eigne sich dazu, dort mehr »Böses zu verhindern, als manche Predigt von der »Kanzel.«

In der That, ich muß bekennen, daß ich einen solchen Satz von Hrn. Dr. Voget nicht erwartet hätte. Will er dadurch unser Urtheil oder seinen Klienten lächerlich machen? Eins ist in der That nur möglich, Beydes aber unwürdig. Glaubt er im Herzen, daß es wohlgethan sei, wenn die Prediger sich in den Wirthshäusern oder Kneipen umhertreiben und an den alljährlich lärmenden Schützenfesten erscheinen, und daß ein solcher Geistlicher doppelter Ehre werth sey, wie will er dann die Frechheit vertheidigen, daß man so etwas »schandbar!« nennt. Aber nein, er glaubt es so wenig als ich, und mit unerhörtem Spott stellt er Hrn. Pastor Mallet wie einen Verrückten dar, der etwa so gesprochen hätte:

»Du bist ein Schurke, denn Du bist gestern »spatzieren gegangen und hast Bier getrunken.«

Wenig Dank wird ihm Hr. Pastor Mallet für diesen Satz wissen, der in diesem Sinne unsinnige Entscheidungsgründe für eine gewagte Injurie aufstellt. Es wäre mir ein gräßlicher Gedanke, wenn der in so vieler Hinsicht große Mann bei diesem Vertheidigungs-passus lächeln könnte.

Was Hrn. Pastor Mallet berechtigt, die Jeversche Geistlichkeit schandbar zu nennen, sollen Thatsachen seyn, die doppelte Ehre geben. Herr Doctor! das heißt doch ein Bischen das juristische Publicum veriren!!!

Dem, was Hr. Dr. Voget über die Einrede

der Wahrheit gesagt hat, bin ich schon oben begegnet.

Es folgt jetzt eine Abhandlung über Urtheilsfreyheit, es wird des Ministers v. Grolmann gedacht, welcher bemerkt, »freye Urtheile über Personen und Handlungen sind in keiner Hinsicht Injurien«, und fährt der Verfasser alsdann weiter fort:

»Zur näheren Nachweisung derselben Wahrheit, »und daß obige Urtheils-Aeußerungen nie als »Injurien angeklagt werden dürfen, mag füglich, »anstatt eigner Ausführung, hier hauptsächlich der »schon mehrfach allegirte Autor reden, dessen Werk »bekanntlich zuerst nicht nur die Verwechselung von »Moral und Recht, sondern auch das willkührliche »Verfahren bei Injurien-Prozessen aus der Deutschen »Justiz verbannete. — Weber*) sagt bei Erörterung »des Rechts zu freymüthigen Urtheilen und der »Unmöglichkeit für menschliche Richter, die Urheber, »auch der irrigsten und härtesten Urtheile, zur »Verantwortung zu ziehen, u. A.: „Es hat wohl „seine Richtigkeit, daß freymüthige Urtheile über „vorkommende Thatsachen, über Werke des Geistes „und der Kunst, über bürgerliche Eigenschaften, über „Kenntnisse und Fähigkeiten eines Andern bloß „darum, weil sie gegen ihn ausfallen, eine unangenehme Empfindung bey ihm erregen, seinen Wirkungskreis bey andern einschränken, folglich ihm „wirklich zum Nachtheil gereichen können, noch keineswegs zu den Injurien gerechnet werden dürfen. „So gewiß es ist, daß man einem Candidaten da„durch schaden kann, wenn man ihn einen schlechten

*) A. a. O., Thl. I. S. 125.

„Prediger nennt, einem Gelehrten und Künstler,
„wenn man ihm die zu seinem Berufe und Gewerbe
„erforderliche Wissenschaft, Einsichten, Kenntnisse und
„Talente, oder seinen Werken alles Verdienst ab-
„spricht: so ausgemacht ist es doch, daß dieses
„Urtheil an sich keine im Wege Rechtens zu ver-
„folgende Injurie genannt werden kann*), weil das
„Urtheil von dem Eindruck, den der Gegenstand auf
„das urtheilende Subject gemacht hat, vom innern
„Gefühle des Letztern, und von dem Maße seiner
„Einsichten abhängt; hingegen die Freyheit, es zu
„sagen und Anderen mitzutheilen, in der bürger-
„lichen Gesellschaft durch Gesetze weder aufgehoben
„ist, noch nach dem Zwecke dieser Gesellschaft je
„aufgehoben werden kann. Allerdings ist man
„schuldig, den Dienern des Staats, von dem Höchsten
„bis zum Niedrigsten, ebenso auch Allen, die unter
„öffentlicher Autorität gewisse Gewerbe, Künste und
„Wissenschaften üben, die äußere Ehre, Rang und
„Würde, wozu ihnen das Gesetz und die Ordnung
„der Dinge ein Recht giebt, angedeihen zu lassen.
„Aber so weit geht diese Verbindlichkeit nicht, daß
„wir unsere Vernunft unter dem öffentlichen Ansehen
„gefangen nehmen, und eben darum auch das Ge-
„schick und die Einsichten eines Subjects in dem
„Maße, wie solches der Stelle, die es bekleidet,
„und der Stufe, worauf es steht, gemäß ist, durch-
„gängig anerkennen, hingegen über Alles, was uns
„an seiner Person, seinen Handlungen und Werken
„mißfällt, unsern Tadel zurück halten müßten."

„Kein Grund ist vorhanden, dieß mit vollkom-

*) Klein, Annalen der Gesetzgebung, II. 45. Beiträge zur Jurist. Literatur in den Preuß. Staaten, VI. 31.

„menem Recht von Andern zu verlangen, und wenn „man nicht behaupten will, daß die Menschen durch „den Eintritt in die bürgerliche Societät die Rechte „der gesunden Vernunft, und selbst das Vermögen, „ihre Gedanken an den Tag zu legen, ganz auf= „geopfert, und dagegen sich zu Automaten herab= „gewürdigt haben, die nur schweigen und reden „dürfen, je nachdem der Despotismus für gut findet, „sie in Bewegung zu setzen, oder nicht: so wird „man zugeben müssen, daß das freymüthige Urtheil, „welches Jemand über vorkommende Dinge für und „wider an den Tag legt, ihn an sich nicht verant= „wortlich mache, und daß er darüber, so lange bloß „von der Aeußerung seiner Meinung, sie sey die „richtige oder nicht, die Rede ist, von keinem mensch= „lichen Richter wegen einer einem Andern dadurch „widerfahrenen Beleidigung zur Rechenschaft gezogen „werden kann. Man darf daher den Ausspruch „eines Richters gesetzwidrig, mithin ungerecht, das „Verfahren eines Anwalts oder Gegners Chikane, „die Behauptung eines Gelehrten abgeschmackt, ab= „surd oder vernunftwidrig, die Producte eines Künst= „lers schlecht oder elend, ein Frauenzimmer häßlich „nennen, und so lange nichts weiter dabei in Be= „trachtung kommt, als daß man über Gegenstände „und Thatsachen seine Meinung gesagt hat, keine „Injurienklage befürchten. Entweder unser Urtheil „ist gegründet und der Wahrheit gemäß, oder nicht. „Das Erstere schließt natürlich alle Vorwürfe einer „Beleidigung gänzlich aus. Aber auch im zweiten „Falle läßt sich die Zulässigkeit einer Injurienklage „nicht behaupten, weil der Richter dem Logiker nicht „in's Amt fallen muß, da es nicht von unserer

„Willkühr abhängt, ſo und nicht anders über vor„kommende Dinge zu urtheilen.“ —

»Später wiederholt derſelbe Schriftſteller dieſe »Wahrheit — daß es zu den vollkommenen Rechten »des Menſchen gehöre, über alle Erſcheinungen des »Lebens freimüthig zu urtheilen — mit abermaliger »Berufung auf die Autorität eines ehrwürdigen »Gerichtshofs*), auf Erhard, Paalzow, den »Grafen v. Schmettow, Moſer, Crome u. A., »denen aus ſpäterer Zeit die im Felde der Praxis, »wie der Theorie, gleichberühmten Martin**) und »Henke***) beizufügen ſind, — und mit dem Zu»ſatze: „die Sache ſey ſo ausgemacht, und ſicher »„ſo evident wahr, daß wohl keiner von ſeinen »„Leſern eine weitere Ausführung erwarte“ †).

»Unter den angezogenen Autoren ſpricht ſich »v. Schmettow ſchlagend dahin aus:

„Die Frage: wer hat dem Schriftſteller das „Recht gegeben, über dieſe oder jene Staatsange„legenheit zu urtheilen? — verräth allemal entwe„der den Unverſtand des Fragenden, oder eine „ſchlechte Denkart. Den Erſten, wenn er wirklich „glaubt, es ſey irgend eine Erlaubniß dazu erfor„derlich; die Zweite, wenn er ſclaviſch und kriechend „Alles, was Könige und Miniſter thun, oder an„ordnen, für unfehlbare Götterſchlüſſe will gehalten „wiſſen, weil er ſich als Schmeichler perſönlich wohl

---

*) Des Königl. Cammergerichts zu Berlin, in Kleins Annalen der Geſetzgebung, IV. 141.

**) Peinl. Recht §. 166.

***) Handb. des Cr. R. u. d. Cr. Pol. Th. II. §. 121.

†) Nach dieſen Grundſätzen laſſen ſich die Vorwürfe und Anſichten des im Vorwort erwähnten „Sendſchreibens,“ beſ. S. 6. 10. 13. beurtheilen.

„dabei befindet. Lächerlich ist es, wenn man an„ders bei so wichtigen Betrachtungen lachen darf, „daß die Frage: Wer dem Tadler oder dem Beur„theiler die Befugniß dazu gegeben habe? — ge„meiniglich von Leuten aufgeworfen wird, die mit „vollen Backen Alles loben und anpreisen, was „Se. Majestät*), Se. Durchlaucht oder Se. Excel„lenz beschlossen, angeordnet und gethan haben. „Wer hat ihnen denn die Befugniß gegeben, zu „loben? Oder ist Lob nicht auch Urtheil? Soll „man Staatseinrichtungen ein für allemal als un„fehlbare Götterbeschlüsse annehmen, so muß man „ja weder loben, noch tadeln, sondern — anbeten „und schweigen! Der Tadel ist gleichwohl an sich „nie schädlich, oft heilsam; das Lob aber mehren„theils schädlich und sehr selten heilsam".

»Gilt das von der Schreibfreiheit im Gebiete »der Politik, um so viel mehr muß es bei un»serm Aufsatze gelten, bei der Beurtheilung des in »einem Lande herrschenden christlich-kirchlichen Lebens, »bei Meinungsäußerungen über Moral und Religion!

»Hier wird ein Urtheil, wie das des Kirchen»boten, die Urtheilsfreiheit noch bei weitem weni»ger überschreiten und nimmermehr juristisch ehren»kränkend seyn können. Über die hier zur »Anwendung kommenden positiven Gesetze**) und die »daraus entwickelten obigen Wahrheiten, herrscht »nun auch überhaupt unter den ausgezeichnetsten »Rechtslehrern nur eine Stimme. — Nach Feuer»bach, Almendingen, Grolman erfordert die

---

*) Hübsch populair!!! v. K.

**) L. 1. pr. §. 2. L. 15. §. 5. 12. 25. 27. 32. D. de inj.; Art. 110. der P. G.-O.

»Injurie ſolche Äußerungen, die ein beſtimmtes »Subject als ſeiner juriſtiſchen Ehre durch »ſchlechte Handlungen unwürdig oder juriſtiſch »infam bezeichnen, oder welche, nach der Sprache »der Geſetze, infamandi causa vorgebracht ſind, »ad infamiam spectant. Ja ſogar für falſche »Nachreden, wo ſtatt des Rechts der Urtheils»Freiheit, das Unrecht der Wahrheits-Verfälſchung »geübt wird, verlangt Weber*) mit Müller**) und »Matthaei***), daß ſie, um als Injurien zu gelten, »Dinge betreffen müßten, welche nach Vorſchrift »der Geſetze oder herrſchenden Sitten »eigentliche Ehrloſigkeit oder Schande »und Verachtung mit ſich führen, nicht aber etwa »in bloßer Rechtsverletzung beſtehen«.

»Soll ein hiernach formell erlaubter Tadel ſich »zur Injurie geſtalten, ſo geſchieht dies, nach »Weber †), einzig und allein unter den Bedingungen: »erſtens: daß der Tadel eigentliche Schimpf»worte enthalte, z. B. Schwein uſw. gegen eine »beſtimmte Perſon; oder zweitens: eine zur Ver»achtung oder Kränkung Anderer gewählte Dar»ſtellung, z. B. Schandgemälde, oder Schau»ſpiele zur Aufreizung des Publicums, »zum Geſpött gegen eine Perſon, uſw.; oder end»lich drittens: daß eine unerlaubte Art der öffent»lichen Verbreitung einer Schrift oder eines Auf»ſatzes an ſich ſchon eine abſichtliche Beleidigung »mit ſich führe, z. B. durch öffentliches Anheften

---

*) A. a. O., Thl. I. S. 119.

**) ap. Struv. XLVIII. 58.

***) de criminib., Tit. I. de inj. l. 2.

†) A. a. O. Thl. II. S. 218.

»an Pranger, Schandpfähle usw. — „Dagegen", „so schließt der Autor*), „ist der Gebrauch starker „und harter Worte, dem erlaubten Zweck alles öf„fentlichen Tadels, Abschaffung der Mißbräuche zu „bewirken und das Gute zu befördern, völlig „gemäß. — — Auch ist es sehr natürlich, daß „offenbare Mißbräuche und Ungerechtigkeiten usw. „den Unwillen des Schriftstellers um so mehr „erregen müssen, je mehr er Sinn für „Alles hat, was Recht und gut ist. — „Wer ungerechte oder thörigte Handlungen tadelt, „hat natürlich und kann auch nicht die Absicht „haben, für diese Sache einzunehmen; er will sie „als verwerflich und untauglich darstellen und seine „Worte müssen also seine Absicht ausdrücken. Hier„aus folgt wiederum, daß man nicht sogleich die„jenigen harten Ausdrücke als beleidigend und straf„bar anerkennen kann, welche bestimmt sind, bei „dem Leser oder Zuhörer einen Unwillen gegen den „Getadelten hervorzubringen. Das läßt sich ge„wissermaßen von jedem Tadel behaupten, und würde „also eine reichhaltige Quelle seyn, um das Recht „des Schriftstellers (zur freien Meinungsäußerung), „was man im Allgemeinen zugiebt, in der Anwen„dung durchaus wieder zu vereiteln".

»Niemand wird nun wohl, den bisherigen »Grundsätzen zufolge, bei den zur Beurtheilung »vorliegenden Rügen des Kirchenboten den Man»gel an einer eigentlichen Ehrenkränkung »(neben dem Mangel an einer bestimmten Person, »welche sich beleidigt finden dürfte), weiter verken»nen. Das Urtheil, welches der Kirchenbote ge-

*) S. 22.

»fällt hat, ist weit davon entfernt geblieben, die »erlaubten, oben angeführten Grenzen zu überschrei»ten, dürfte man auch seinen Worten die schlimmste »Bedeutung unterlegen.»

Ich habe die ganze Deduction hier einrücken müssen, um mich vor dem Vorwurfe eines mangelhaften Extractes zu schützen. Aber was sagen diese Citate anders, als daß es in der Welt erlaubt seyn müsse, sich freimüthig zu äußern? Reden diese dem Hrn. Pastor Mallet wegen seiner Injurie das Wort? Wenn Herr Dr. Voget S. 19. in fine richtig mit seinen Gewährsmännern behauptet, daß »falsche Nachreden,« um als Injurien zu gelten, Dinge betreffen müßten, welche nach Vorschrift der Gesetze oder der herrschenden Sitten eigentliche Ehrlosigkeit oder **Schande** mit sich bringen, so schlägt er sich auf eine höchst merkwürdige Weise selbst, und sucht vergebens die Malletschen Äußerungen in das Gebiet der Freimüthigkeit hinein zu bringen, die, aus Wahrheitsliebe und innerer Bescheidenheit entsprungen, deshalb von der Welt geschützt werden muß, weil sie ihr Licht, wie das der Sonne, segnend verbreitet, den Uhu in seine dunkeln Schlupfwinkel zurück scheucht, ohne, wie die Reden des Herrn Pastor Mallet, mit dem Schwert der Intoleranz ihren Weg sich zu bahnen oder dem versengenden Feuer der Beschimpfung zu gleichen. Ich sage, Herr Dr. Voget schlägt sich mit eignen Worten. Er sagte, die Injurie müsse Schande bringen. **Accedo** aber was kann logisch und sprachgemäß mehr »Schande« aussprechen, als wenn man das Leben eines Menschen »schandbar« nennt. Oder glaubt der Hr. Defensor, es sey dies Wort ein solches, daß man ungestraft

daſſelbe ſagen dürfe. Freilich behauptet er ferner: »daß einzig und allein ein formell erlaubter Tadel »ſich zur Injurie geſtalten könne unter folgenden »Bedingungen: erſtens daß der Tadel eigentliche »Schimpfworte enthalte, z. B. Schwein u. ſ. w., »gegen eine beſtimmte Perſon; oder zweitens: eine »zur Verachtung oder Kränkung Anderer gewählte »Darſtellung, z. B. Schandgemälde oder Schau»ſpiele zur Aufreizung des Publikums zum Geſpött »gegen eine Perſon u. ſ. w.; oder endlich drittens, »daß eine unerlaubte Art der öffentlichen Verbrei»tung einer Schrift oder eines Aufſatzes an ſich »ſchon eine abſichtliche Beleidigung mit ſich führe, »z. B. durch Anheften an Pranger, Schandpfähle« ꝛc., und citirt den Weber dafür (B. II., S. 218). Allein wenn „Schwein" und dergleichen Worte nur in die Kategorie der Schimpfworte zu ſtellen wären, ſo würde nach dieſer Vogetſchen Definition der Schriftſteller faſt nie als Injuriant in Anſpruch genommen werden können, wenn er nur das citirte Wort verſchweigt und ſich vor Karrikaturen und vor dem Verlage durch Schandpfähle à la Pasquino hütet, es aber hernach nicht ſtrafbar ſeyn, wenn er Jemanden des Giftmordes und der Blutſchande beſchuldigte.

Die Äußerungen des Hrn. Paſtor Mallet gehen in der That über das Gebiet der Freimüthigkeit hinaus; im Lande der Injurien haben ſie aber das Bürgerrecht. Dort ſind ſie zu Hauſe.

»Neben den beiden Erforderniſſen einer Injurie, »welche, wie bisher gezeigt wurde, nicht vorhanden »ſind,« fährt Herr Dr. Voget fort, »fehlt es dann »ferner:

»III. auch an einem böſen Vorſatze, die

»Ehre einer bestimmten Person zu kränken (ani»mus injuriandi), ohne welchen es, nach klaren »Gesetzen, überall keine Injurie giebt.« —

»Unter specieller Anführung der Gesetze *) be»merkt Weber **) hierüber:

„Aus diesen und mehreren Stellen der Gesetze „ist also der Grundsatz über alle Zweifel erwiesen: „wer keine Absicht hat, den Andern durch Belei„digungen zu kränken, oder ihn zu beschimpfen, der „macht sich auch keiner Injurie schuldig; selbst die „gröbste Fahrlässigkeit ist nicht hinreichend, da, wo „der Vorsatz zu beleidigen fehlt, den Vorwurf einer „Injurie zu begründen".

»Ebenso hat Martin ***) aus obigen Gesetzen »dargethan, daß die Absicht gerade darauf gerich»tet seyn müsse, des Andern Ehre zu kränken, oder »infamandi causa zu handeln, weil man sonst, »gegen alle Gesetze, wieder auf die culpose In»jurie zurückkomme.«

»Schon nach den bisherigen Ausführungen un»ter I. und II., wonach der fragliche Aufsatz theils »durchaus keinerley positiven Angriff auf die intel»lectuelle oder gemüthliche Persönlichkeit eines Men»schen, theils aber auch namentlich nicht einmal »überhaupt einen rechtlich-ehrenkränkenden »Angriff enthält, — würde eine Absicht zu »beleidigen nicht angenommen werden können.

---

*) L. 3. §. 1. u. 2. D. de inj.; L. 1. §. 38. D. depositi; L. 34. pr. D. de O. et A.; L. 41. pr. D. ad L. Aquil.; L. 1. §. 8. D. de inspic. ventre. L. Cod. de inj. Mit dem Röm. Rechte stimmt überein das Oldenburgische Strafgesetzbuch Art. 407.

**) A. a. O. Thl. I. S. 50.

***) Lehrbuch des peinl. Rechts, 2te Ausg. §. 165.

»Aber auch davon abgesehen: wer, der nicht etwa »in gereizter Empfindung sich selbst betheiligt glaubt, »wird beim Lesen des Kirchenboten auch nur im »Entferntesten der Beschuldigung Raum geben: es »sey bei diesem Aufsatze darauf abgesehen gewesen, »Personen zu beleidigen, Ehrenrechte der »Geistlichen zu kränken? Ja, wäre wirklich in der »Darstellung bei jener an sich löblichen Absicht ein »Excess begangen, welcher ohne diese Absicht »offenbar eine Injurie seyn würde, so wäre doch »nach klaren Gesetzen*) keine Injurie anzuneh»men. So soll selbst ein Wahrsager, der Jeman»den einen Dieb nennt, mit einer Injurienklage »nicht belangt werden können — weil seine Ab»sicht weniger auf eine Ehrenkränkung, als viel»mehr auf das Wahrsagen gerichtet war**).

»Es giebt freilich Fälle, wo der angeblich Be»leidigte jene böse Absicht nicht zu beweisen braucht, »sondern wo diese schon als in der Handlung selbst »an den Tag gelegt angenommen werden muß. »Indessen ist schon oben unter II. dargethan, daß »dahin unser Fall nicht gehört. Schimpf- und »Scheltworte, zum Ausdrucke positiver Verachtung, »sind hier überall nicht gebraucht worden, vielwe»niger gegen Personen ***), und am allerwenigsten »gegen bestimmte Individuen, und eben so wenig »ohne einen unstreitig erlaubten, lobenswerthen

---

*) L. 13. §. 4. D. loc. cond.

**) L. 15. §. 13. D. de inj.

Note. Dieses Gesetz ist veraltet. Die alten Wahrsager sind todt und die neuen kommen in's Gefängniß. v. K.

***) Die Beurtheilung gegebener Thatsachen oder Handlungen als schändlich oder schandbar, ist noch keine solche Bezeichnung der handelnden Subjecte.

»Zweck. Dieser läßt sich in dem Aufsatze dahin: »jene Lebensweise als dem christlich-kirch»lichen Leben — nach des Referenten Anforde»rungen an dasselbe — widersprechend, ja als ein »solches schändend, mit starken Worten darzustellen, »und somit die Leser jenem Leben nach Kräften »abhold zu machen, allerdings erkennen.

»Es läßt sich hiergegen auch nicht anführen: »der von dem Schriftsteller gehegte Zweck einer Be»kämpfung des Schlechten und Beförderung des »Guten, habe sich auf andere Weise, als durch die »öffentliche Bekanntmachung, erreichen lassen, na»mentlich durch Privatmittheilung an eine obere »Behörde usw. Dergleichen pflegt freilich Früchte »zu tragen, aber nicht die erwarteten, vielmehr »Verweise oder Injurienklagen; anderer Unzuträg»lichkeiten nicht zu gedenken. Auch dieses Ein»wands erwähnt unser oft genannter Autor *), »indem er mit folgenden Worten auf des Grafen »von Schmettow **) erläuternden Commentar »verweiset:

„Hier wird auch dem Einwurfe, welcher frei„müthigen Schriftstellern gemacht zu werden pflegt, „man seine Meinung höhern Orts schriftlich hätte „einreichen, nicht aber öffentlich bekannt machen „sollen, aus Gründen, die die Erfahrung rechtfer„tigt, so gut begegnet, daß ich es meinen Lesern „mit völliger Versicherung ihres Beifalls zur wei„tern Nachlesung empfehlen darf".

Als ich bei Ankündigung der Voget'schen Vertheidigungsschrift gefragt wurde, worauf der Herr

*) Weber a. a. O. Th. II. S. 215. Not. 18.

**) p. 50 sqq.

Doctor wohl seine Defension fundiren würde, entgegnete ich: »Er wird sagen, daß der animus injuriandi fehle.« — Dieser Umstand ist auch in der That das Einzigste, was mit einigem Schein für den Herrn Pastor Mallet angeführt werden kann. Ich bin mit dem Herrn Dr. Voget der Meinung, daß der Herr Pastor nie die eigentliche Absicht zu beleidigen hatte. Sein von großen evangelischen Ideen erfüllter Geist haßt keine Individuen und ist gewiß von der reinsten Menschenliebe erfüllt, wenn es Noth, Leiden und Tod derer gilt, die ihm anhängen. Aber eben diese gefährliche Objectivität, die nicht die Schule der Subjectivitäten durchgemacht hat, und dadurch unmenschlich und zur moralisch-grandiosen Frazze wird, ist es, die ihn schonungslos gegen jede anders denkende Subjectivität macht. Anstatt mit seinen großen Gaben, mit seinem Talent, seinem Christenthum, die in Indifferenz und Sünde versunkene Menschheit durch ernste Ermahnung und evangelische Liebe, die nicht nöthig hat, im zierlichen Gewande sich zu nähern, sondern wie das Boisseréesche Christusbild mit vernichtender Wahrheit und ernster Versöhnung blickt, ruft er mit fanatischer Begeisterung der Wiedertäufer den Gerechten wie den Sünder, der einem Nachtwandler gleicht, bei seinem Namen, der erweckt, geblendet vom unzeitigen Licht, erschrickt und rettungslos in den tiefsten Abgrund stürzt. — —

»Indessen verlangen die Gesetze zum animus »injuriandi nicht blos die Absicht, die Ehre eines »Andern zu verletzen. Es genügt das Bewußt»seyn, daß dieselbe durch die Handlung verletzt »werde.« Feuerbach §. 274.

»In Ansehung des animus injuriandi ist es

»im Allgemeinen gleichviel, ob 1) die Ehrenver»letzung selbst nächster Zweck des Beleidigers war, »oder 2) ob er die an sich injuriöse Handlung »mit dem Bewußtseyn dieser Eigenschaft blos zur »Erreichung eines andern Zweckes unternahm.« Feuerbach §. 278.

Daß aber Herr Pastor Mallet, wenn wir ihn überall für der Strafe zurechnungsfähig halten wollen, wohl wissen mußte, daß die Anschuldigung eines »schandbaren Lebens« die infamste Injurie ist, die gegen einen Geistlichen ausgestoßen werden kann, bedarf keines Beweises.

Mit obiger Ansicht stimmt auch ganz der Nachsatz von Weber überein, dessen Vordersatz Herr Dr. Vogel nach seiner beliebten Manier nur für sich angeführt hat. Cf. Weber, Th. I. S. 51.:

»Der sogenannte animus injuriandi ist nicht »nur dann vorhanden, wenn mit einer gewissen »Handlung gar keine andere, als die Absicht, Je»mand zu kränken, verknüpft ist; sondern es wird »auch derjenige ihn nicht ablehnen können, welcher »bei einer unerlaubten Unternehmung zwar einen »andern Hauptzweck hatte, gleichwohl aber, um »diesen zu erreichen, vorsätzlich ein Mittel wählte, »wovon ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß es »an sich oder nach gesetzlicher Bestimmung zur »Verachtung oder Kränkung der Ehre eines An»dern gereiche.«

Ein Gleiches besagt auch das Oldenburgische Strafgesetzbuch, Art. 107. 112. Nach dem letzten Art. soll der Beschuldigte nicht mit der Einrede der Wahrheit zugelassen werden, wenn die Ehrenverletzung schon in der Form liegt. Ist diese vorhanden und sie wissentlich geschehen, so ist auch

eo ipso die Absicht, welche Art. 107. fordert, erwiesen.

Also auch diesen Artikel hat Hr. Dr. Voget irriger Weise für sich citirt.

Und wahrlich es ist ein Glück, daß die Ehrenverletzung in der Form, selbst ohne Absicht der Ehrenbeleidigung, schon strafbar ist. Denn wie sollte die menschliche Gesellschaft sonst bestehen? Der Rationalist würde den Supernaturalisten, der Republikaner den Karlisten, der Homöopath den Allopathen, und umgekehrt, und vielleicht nur um der Sache willen ungestraft, mit herabwürdigenden Worten und Beschuldigungen verfolgen, jeder würde sich auf seine Gewährsmänner berufen, jeder im Bewußtseyn seines Rechts kämpfen; der Ehrenbeleidigung würde die Realinjurie, der Realinjurie der Landfriedensbruch, dem Landfriedensbruch die Revolution, der Revolution die Anarchie mit ihren Gräueln folgen.

Nein! wir danken dir, du erhabenes Gesetz, daß du den Menschen zwingst zur Achtung der Rechte des Nebenmenschen, wie zur innern Anerkennung seines Werthes. Nur unter deiner Ägide kann das Reich der Religion, der Gerechtigkeit, der Wissenschaften und der Künste gedeihen. Wer seinen Bruder bessern will, der überzeuge ihn, aber er nehme ihm nicht zuerst den Menschenwerth, um ihn hernach wie einen Sclaven zu behandeln. Ein jeder beuge sich vor dem Gedanken des möglichen Irrthums, fortwährend töne es ihm in das Ohr:

»Liebet Euch unter einander, denn dieses ist des »Meisters vornehmstes Gebot!«

Endlich bemerkt Hr. Dr. Voget in der That so unjuristisch wie möglich:

»Wir kommen endlich **IV.** auf ein letztes man»gelndes Requisit der Injurie, nämlich die **Wider»rechtlichkeit** der in Frage stehenden Äußerung »(factum injustum). Es kann eine Beschuldi»gung gegen eine **bestimmte Person** gerichtet, »dabei auch in der That **rechtlich ehrverletzend** »und endlich sogar **in dieser Absicht** ausge»sprochen — und dennoch keine klagbare Injurie »seyn, weil nämlich der also Beleidigende ein Recht »hatte, sich dergestalt zu äußern. „Qui jure „utitur suo, nemini facit injuriam." „Juris „enim executio, non habet injuriam." „Eum, „qui nocentem infamavit, non esse bonum „aequum, ob eam rem condemnari, peccata „enim nocentium nota esse et oportere et „expedire." „Jure non capitur, qui jus „publicum sequitur"*) etc. — Diese Gesetze »reden dem Kirchenboten das Wort, wenn derselbe »über Dinge, die ganz für seine Beurtheilung sich »eigneten, seine freie Meinung sagte.«

»Überhaupt gereicht alles, was oben für die »**Urtheils-Freiheit**, besonders des Schriftstel»lers, ist angeführt worden, zugleich auch zur Recht»fertigung des beleuchteten Aufsatzes auch aus die»sem letzteren Gesichtspunkte. Es genüge daher »hier eine Bezugnahme darauf.«

Wenn **qui** »wenn«, **jure** »ein Bremer«, **utitur** »Oldenburger«, und **suo** »beleidigt« verdeutscht werden könnte, so möchte das Gesetz »**qui jure utitur suo nemini facit injuriam**« und mit solcher Übersetzung vielleicht auch die übrigen

*) L. 151. und 155. §. 1. und L. 116. D. de R. J.; §. 3. J. und L. 13. §. 1. 2. 6. L. 15. §. 13. L. 18. pr. und L. 3. C. de inj.

leges, dem Hrn. Pastor Mallet das Wort reden. Bis jetzt verstehen wir, die Oldenburger, die fraglichen Gesetze nur in Bezug auf freie eigne Rechtsverfolgung, die höchstens auf den fraglichen Fall Anwendung finden könnten, wenn Jeversche Prediger den Hrn. Pastor Mallet hätten zwingen wollen, mit ihnen in ihre Kneipen oder in den Bremer Rathskeller zu gehen und er, so etwas für »schandbar« erachtend, dies freimüthig geäußert hätte. In diesem Falle hätte er vielleicht sich seines Rechts bedient. Denn wer hat ihn sonst zum Censor der Sitten unserer Prediger gesetzt, und ihm erlaubt, sie mit der **nota infamiae** zu verunglimpfen *)? Nennt er das »**jure uti suo**«? Und wenn ich ihm die Urtheilsfreiheit, die factischen Vergehen zu rügen, zugestehen wollte, wer giebt ihm das Recht, nachdem er die Sünden seiner Mitgeistlichen aufgedeckt hat, daraus einen rechtskräftigen Schluß zu ziehen und dem unerwiesenen Vortrage die Verdammung folgen zu lassen? Nur derjenige, der sich mit ihm verbrüdernd, ihn in seinem Irrwahne bestärkend, nur noch hinzufügen müßte, daß Herr Pastor Mallet nicht bloß **erlaubter** Weise, sondern **auch wahr** geredet habe, um eben so strafwürdig zu werden, wie sein Schützling. Nein! die Gesetze entschuldigen ihn nicht, den im traurigsten Irrthum befangenen, sonst so ehrwürdigen, liebevollen, evangelischen Mann. Sie selbst haben ihn nicht vertheidigen können, Herr Doctor! und die Bremer Behörden werden durch seine Freisprechung keinen Verdacht einer Mitschuld auf sich laden. Kann

*) Adams Römische Antiquitäten, übersetzt von Meyer, B. 1. S. 219.

Mallet sich vor dem weltlichen Richter nicht beugen, so beuge ihn derselbe, wenn gleich mit blutendem Herzen; bei so viel Hartnäckigkeit ist »summum jus« nicht »summa injuria«; und trauernd aber fest ruft der Jurist, der Staatsbürger, der wahre evangelische Christ: »Fiat justitia pereat mundus!«

An Euch jetzt, Ihr Prediger des Herzogthums Oldenburg und Jeverland, noch einige Worte. Wie einst der fromme Luther im heiligen Glaubenseifer sein Dintenfaß nach dem vermeintlichen Teufel warf, versuchte Mallet, der so vielen von Euch in manchen, und in einigen Dingen vielleicht allen als Muster dienen kann, in gleicher umflorter Geistesstimmung unberufen einen ähnlichen Wurf, um Eure Bilder, die als Muster vor unserer Seele schweben müssen, zu verunreinigen. Ich habe die schwarze Masse gesammelt, die ohnehin nicht haften konnte, wenn Ihr unschuldig wart, und zu Worten verfronnen, die Euch vertheidigen und ihn strafen sollen. Gebe Gott, daß Ihr durch ein evangelisches Leben meine Bemühungen rechtfertigt, auf daß die Stelle, wo Ihr getroffen worden, nicht sichtbar bleibe, wie Luthers Wurf an der Wand der Wartburg, und daß Ihr so die Worte ehrt, die ich als demüthiger Jünger der christlichen Kirche und des Rechts gegen einen Mann unternahm, den ich sonst tief verehre, und mit dem ich, trotz dieses nothgedrungenen Angriffs, vielleicht näher stehe, als mit manchem, der dieser Schrift Beifall zujauchzt. Hat ihn meine frühere Schrift nicht überzeugt, so wird es diese auch nicht thun, und ich habe den Beifall desjenigen verloren, um dessen Anerkennung mir allein im Publikum zu thun war.

Nachdem ich diese Zeilen dem Druck bereits übergeben, lese ich die neueste Malletsche Erwiederung. Sie ist wiederum hinreißend geschrieben. Aber es ist keine Demüthigung vor dem Gesetz, keine Spur von Wiederruf darin. Vielmehr findet sich in derselben die alte Verwechselung seiner Persönlichkeit mit Luther, wie die des Wartthurms mit der Wartburg.

Wenn Herr Pastor Mallet selbst gesteht, daß die Zahl seiner Amtssünden und Versäumnisse aus fleischlicher Trägheit, aus Mangel an erbarmender Liebe (wohin er die Malletsche Frage gewiß rechnen darf), aus Menschenfurcht und Menschengefälligkeit groß gewesen ist, so hätte er lieber hinzusetzen sollen: »ich war zu meiner Äußernng nicht berufen, als ich, selbst ein Sünder, meine Brüder also schalt;« und nicht noch jetzt, anstatt der Abbitte, den Oldenburger Predigern zurufen sollen:

»Freilich weiß ich es wohl, daß Ihr einen Weg »der Demüthigung einschlagen würdet, wenn Ihr »jetzt durch die That erklärtet: Du hattest in »der Hauptsache Recht. Aber, meine Brüder, »ist das nicht überheupt der Weg, den wir gehen »müssen, um das Ziel nicht zu verfehlen?«

Also noch keine Spur von Reue und Überzeugung der Schuld. »Gesetz, gehe deinen Gang!«

Anlage A.

Der finstere Streit zwischen den Predigern Oldenburgs und Bremens.

Beleuchtet von einem Laien.

Der durch einen Aufsatz im Octoberheft 1834 des Bremer Kirchenboten zwischen dem Herausgeber jener Zeitschrift und den Predigern der Gemeinden Oldenburg und Osternburg herbeigeführte Kampf hat in Oldenburg einiges, in Bremen manches, in mir selbst aber ein so großes Aufsehen erregt, daß ich, ungeachtet mancher abmahnenden Regel der Klugheit, trotz der zufällig warnenden Ueberschrift auf dem Hefte jenes Kirchenboten: »Ihr werden's nicht dämpfen!« mich veranlaßt finde, da mein Urtheil abzugeben, wo die Prediger offenbar die Partheien sind, und von den Laien als ihren Richtern eine Entscheidung einholen müssen, die so lange formell gelten wird, bis das oberste und jüngste aller Gerichte entweder den Spruch der Geschworenen bestätigt, oder den Gekränkten in die ewigen Rechte der Wahrheit einsetzt. Wie sehr es mir aber bei der Abgabe meiner einzelnen Stimme um diese zu thun ist, mag wenigstens die Art meines Vortrags bekunden, da ich eine Gattung Waffen, — die der Satire, welche die Güte gehabt hat, sich mir oft gefällig zu bezeigen, trotz ihres Talents, Anhänger zu erwerben, um des hohen Gegenstandes willen, als auch aus Achtung gegen einen Mann, — verschmähe, von dem ich die persönliche Ueberzeugung hege, daß er, trotz des ihn umgebenden Irrthums, vor Vielen, die ihm gleich scheinen, es aber nicht sind, in dem innersten Schrein seines Herzens zu Gott betet, daß er ihn mit Wahrheit erleuchten möge. So bezeichne ich den Herrn Pastor Mallet zu St. Stephani in Bremen.

Die Veranlassung zu jener theologischen Fehde gab der besagte Aufsatz im Kirchenboten, »worin der Zustand des »christlichen Lebens im Großherzogthum O*), namentlich »auch in dem sonst von Gott so reich gesegneten Je — lande »stark beklagenswerth genannt wurde. Viele der dortigen »Geistlichen sollen ihr heiliges Amt durch ein offenbar leicht»sinniges und träges, weltliches Leben schänden, und wegen »ihres schandbaren Lebens bei allen Gemeindemitgliedern in »tiefster Verachtung stehen.« Wie diese Schandbarkeit motivirt ist, gehört vorläufig noch nicht hieher, sondern einer mündlichen Kritik an.

Hierauf erschien ein Aufsatz in № 30 der Oldenburgischen Blätter des Jahres 1834, unterzeichnet von den Predigern der Gemeinden Oldenburg und Osternburg. Mit tief durchdachten Worten warf dieser dem Boten vor, »daß eine solche unbestimmte, vage Anklage entweder aus »der größten Unbekanntheit, die jede Rücksicht unbeachtet »läßt, abgefaßt, oder lediglich ein Erzeugniß böser Absicht »und thörichter Anmaßung sei. Der richtigere Weg für »den Boten sei der gewesen, durch Mittheilungen an die »Behörden die Schuldigen der Strafe zu überliefern. Da»bei warnt er vor dem Geiste, der aus einem Antlitze, »welches mit erborgtem Reiz der Liebe täuscht, seine für »selbstsüchtige Zwecke eifernde Zunge den Menschen ent»gegen streckt.«

Allzugroßer Reichthum an Gedanken, zu strenge Wahl der Worte und vielleicht eine gänzliche Unbekanntschaft mit des Hrn. Pastors Mallet Persönlichkeit gaben diesem Aufsatze eine gewisse Befangenheit, die ihm eine allgemeine Popularität raubte, und das um so mehr, als kurz darauf eine »nothgedrungene Erklärung« des Hrn. Pastor Mallet erschien, welche in Hinsicht auf Styl und Beredsamkeit vielleicht Alles übertrifft, was kürzlich in der Art geschrieben ist. Sie ist fast keines Auszugs fähig, aus ihr leuchtet ein glühender evangelischer Sinn und eine poetische Beredsamkeit. Wäre sie für etwas Erhabenes, für etwas Großes und Wahrhaftiges verfaßt, sie wäre werth, aus-

*) Wozu aber dies O für Oldenburg und Je — land für Jeverland? Was das ein Wink des Gesetzes oder Gottes? Wozu so viel Menschentausch bei so viel Menschenverachtung.

wendig gelernt zu werden. Man vergißt in der That beim Lesen, daß sie zur Vertheidigung von Schimpfreden, die ein Geistlicher gegen eine Menge seiner Amtsbrüder ausgestoßen hat, geschrieben ist, so wie, daß sie, ganz den Gegenstand des Kampfes aus den Augen verlierend, in den Streit über die verschiedenen Doctrinen der Theologie übergeht. Einige Stellen müssen wir indessen vor Abgabe unsers Urtheils hervorheben.

»Oeffentliche Rügen öffentlicher Gebrechen können frei»lich unangenehme Folgen haben, weil, wie alle Welt weiß, »etwas wahr sein kann, wofür sich kein juristischer Beweis »führen läßt, weswegen nach der nothwendigen Form mensch»licher Rechtspflege manchmal summum jus, summa in»juria ist; aber in solchen Fällen wird die Rüge »nicht*) ohne eine gesegnete Frucht bleiben, »und dafür läßt sich schon etwas leiden.«

Ferner:

»Die Propheten haben die öffentlichen Gebrechen auf »Gottes Befehl mit starken Worten rügen müssen. Sie »sind dafür gesteinigt, aber sie hatten und thaten doch »recht. Der Täufer Johannes schalt die Schriftgelehrten »und Pharisäer Otterngezücht und redete zu seinem König »harte Worte. Er mußte dafür ins Gefängniß, aber er »hatte und that doch recht. Stephanus schalt die im »Schwange gehende Lehre als Irrlehre. Er wurde deshalb »sowohl angeklagt als verurtheilt, und wir preisen ihn als »den ersten Märtyrer und benennen Kirchen nach seinem »Namen.«

Auch Luther wird als ein solches Beispiel citirt.

Ohne daß wir die vielleicht noch erfolgende Duplik der Oldenburgischen Geistlichen lesen, scheint die Sache schon spruchreif. Sie kann vom weltlichen wie vom geistlichen Richter beurtheilt werden, und obgleich Hr. Pastor Mallet die letztere Instanz als sein forum privilegiatum zu betrachten scheint und die erste voll Vorahnung perhorrescirt, so müssen wir ihn im Geiste doch vor beide Tribunale stellen. Dabei enthalten wir uns jeder Beurtheilung über

*) Das ist eine schöne Lehre, die gewiß eben so, wie die von Hrn. Mallet mit Recht verachteten Doctrinen der Jacobiner, zur Auflösung des Staats führt.

die supernaturalistische oder rationalistische Lehre und über den von beiden Partheien angefeindeten dazwischen liegenden juste milieu. Wir wollen in dem Proceß von sechszehnhundert Jahren keine Minute practiciren. Nur wollen wir den Angeklagten sogar demnächst nach den Grundsätzen des Christenthums beurtheilen. Erst aber richte ihn das peinliche Recht, demnächst die Bibel.

Hätte Hr. Pastor Mallet seinen Aufsatz im Oldenburgischen geschrieben, und könnte den beschuldigten Geistlichen eine Schandbarkeit nicht beweisen, so würde *) ihn nach unsern Gesetzen unfehlbar die Strafe der Verleumdung treffen (s. Art. 289 u. 404 des Strafgesetzbuchs **) und Hr. Mallet zu einer einmonatlichen bis einjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt, auch nach Art. 290 zu gerichtlichem Wiederruf angehalten werden. Zudem würde die erwiesene Unwahrheit der Ausstreuung auf Verlangen der Beleidigten öffentlich bekannt gemacht.

Ungewiß scheint es übrigens auch, ob den Hrn. Pastor Mallet das Gesetz nicht jedenfalls ereilen würde, und ob er überall nach Art. 412 mit der Einrede der Wahrheit, selbst wenn er sie zu beweisen vermöchte, zugelassen werden könnte, da derselbe nach seinen persönlichen Verhältnissen, so wie vermöge der Art seines Ausdrucks, zu dieser Aeußerung überall nicht berechtigt war. Jedenfalls träfe ihn aber die Ahndung schwerer Ehrenbeleidigung nach Art. 409, worauf eine Gefängnißstrafe oder Festungsarrest von acht Tagen bis zu drei Monaten, oder eine Geldstrafe von dreißig bis zu dreihundert Thalern gesetzt ist.

Ich glaube nun zwar nicht, daß Hr. Pastor Mallet das Märtyrerthum verlangt, ich hege sogar einige Zweifel, ob derselbe nicht durch die oben angeführten Worte demselben zu entgehen strebt, ich bin aber der festen Ueber-

---

*) Neuer Zusatz: vorausgesetzt, daß der Aufsatz wissentlich falsch geschrieben ist.

**) Feuerbach beiläufig bemerkt, sagt §. 282 seines peinlichen Rechts:

»Wenn ich von einem Geistlichen Laster aussage, so ist es »nicht deswegen Injurie, weil die Moralität desselben »nicht anerkannt wird, sondern weil seine Standesehre »leidet.«

zeugung, daß ohne seine Verurtheilung der menschlichen Justiz der schuldigste Uebelredner entgehen würde. Wenn die irdische Gerechtigkeit nicht den straft, der mit Kenntniß ihrer Gesetze, diese sogar verhöhnend, sich an ihr versündigt, welchen andern Verbrecher könnte es geben, den man verdammen dürfte, oder weshalb nicht an den Landesherrn um Begnadigung oder Milderung berichtet werden müßte? Zur Vermeidung der Auflösung des Staates sagt daher der weltliche Richter zu Euch Predigern von Oldenburg und Jeverland: »Ruft das Gesetz, da auch Bremen nicht recht»los sein wird, gegen den Schuldigen zu Hülfe und laßt »auf die summa injuria, summum jus folgen, so will »es das peinliche Recht!«

Das bürgerliche Gesetz verdammt Dich also, Mallet! Kannst Du Dich noch trösten mit Deinem revolutionairen Troste: »Die Rüge wird nicht ohne eine gesegnete Frucht »bleiben«, so versuche es in Deinem wohlverdienten Gefängnisse.

So spricht der weltliche Richter, aber anders bittet der christliche Mitbruder. Kehre um, ruft er, und widerrufe, fürchte den Zorn Gottes und das Urtheil des Himmels. Glaubst Du, daß Du mit dem Schwerte der Intoleranz einen einzigen Sünder für Deinen Glauben rettest? Hat Dich, Paulus! der Du nach Deinen eignen Worten ein Saulus gewesen zu sein scheinst, — irgend ein wüthender Eiferer, oder nicht vielmehr das fromme Beispiel eines würdigen Jüngers Christi für seine Lehre gewonnen. Gieb mir Ein Exempel, daß in Deinen Verhältnissen ein Zelot Eine einzige Seele in Deinem Sinne rettete. Du vermagst es nimmer, während ich Dir tausende vorführe, daß Travestien von Luther und den Propheten, oder nur unzeitige Parodien, wie Du, das Kind mit dem Bade verschütteten, die Wankenden dem Irrglauben (den Du Rationalismus nennst), und dem wahrhaften Verderben in die Arme führten. Sie zogen die Hölle der Sünder dem Himmel der eifernden Gerechten vor. Weißt Du denn wohl, was der gläubige Harms, der erste Redner Deutschlands, unser jetzt lebender Luther, lehrt, dem es bei der strengsten Orthodoxie gelingt, Professoren, Officiere und Studenten (wahrlich seltene Kirchengänger) in das Gottes-

haus zu predigen? Er gebeut Toleranz beim Glauben. An dem Grabe eines jungen ertrunkenen Studenten, der noch nicht von seiner Lehre durchdrungen, sondern erst im Christwerden begriffen war, rief er die denkwürdigen Worte aus: »Dieser Moses ist gelandet in einem bessern Lande, »wo die Wahrheit, nach der er redlich strebte, ihm offenbar »geworden ist. Zwar war hier noch nicht der Geist Christi »ganz über ihn gekommen, er zweifelte noch, aber mit Re»ligion; wer aber da zweifelt mit Religion, der hat eigent»lich schon die wahre Religion auf dieser Erde.«

Wenn in Dein nur durch Vorurtheil umflortes, sonst so warmes Herz einmal der Sonnenstrahl der Nächstenliebe nach allen Seiten dringt und Du bei Deinen herrlichen Gaben, bei Deinem poetischen Talente, bei Deiner Verehrung gegen die Bibel, vor dem Gesetze des Matthäus im zweiundzwanzigsten Verse des fünften Kapitels zurückbeben und erkennen wirst, daß nur ein geistlicher Hochmuth in Engelsgestalt Dich beschlich, als Du in Deinen Verhältnissen Deine Beschimpfungen fremder Seelsorger ohne Beweis mit den zeitgemäßen Donnerreden der Propheten, des Johannes, Stephanus und Luthers verglichst, dann wird aus Deinem Munde der Fluch, und die Bitterkeit wird weichen, Du wirst einsehen, daß Deine Liebe, Dein frommes Beispiel uns eher für Deine Lehre gewinnen, als Deine Polemik. Glaube mir, so denken Deine Verehrer, so die stillen Gläubigen, die Dich lieber beten als verwünschen hören. Warum gebrauchst Du Dein Schwert, wo Deine Rede besser fruchtet? O wie schön werden Deine Hymnen der Liebe klingen, der Du dem Hasse schon so zauberisch das Wort redest. Wiederrufe, Mallet, als Staatsbürger und Christ. Ich bitte Dich brüderlich darum! Wiederrufe, auf daß der Frieden des Herrn über Dich komme!

Druckfehler.

Seite 6 Zeile 13 v. oben, lies »Anonymität« statt »Annonymität«
— 12 Zeile 11 v. unten, lies »vor« statt »von«
— 14 Zeile 3 v. oben, lies »um« statt »ein«
— 15 Zeile 3 v. unten, ist »zu« hinter »diese« einzuschieben.

Humoristische
BLÄTTER

herausgegeben

von

Theodor von Kobbe.

Mit

Beiträgen

von

Baggesen, Emile d'Estrées, Karl Immermann, Friedrich von Kobbe, Dr. Leverkus, Herrn v. N., Seume, Dr. Adolf Stahr, Philipp Stieffel und O. L. B. Wolff.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Erster Jahrgang.

Oldenburg, 1839.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(M. Berndt.)

Inhalt.

№		Seite
	Vorwort	1
	Guten Morgen! Novelle.	2
1.	Der Feuerbesprecher.	7
	Vorfrühling.	8
	Frost und Thauwetter.	8
2.	Bruchstück aus Münchhausen, von Karl Immermann.	9
	Geistesgegenwart bei Hofe.	15
	Bruchstück aus Münchhausen, von Karl Immermann. Beschluß.	16
3.	Hannoversche Cölner Angelegenheit.	22
	Oldenburger Angelegenheiten.	24
	An eine Sängerin.	24
	Witz und Humor. Von Dr. Adolf Stahr.	25
	Der Narr und der König von Westphalen.	29
4.	Urlaub auf bestimmte und unbestimmte Zeit.	31
	Klage.	32
	Zeitrechnung des dänischen Lottocalenders.	32
	Witz und Humor. Von Dr. Adolf Stahr.	33
5.	Ein Brief von Seume.	37
	Bettlers Klage.	40
	Jocko. Von Dr. Adolf Stahr.	41
	Zwei Erlebnisse Goethe's.	45
6.	Unterschied zwischen Vor- und Zunamen.	48
	Der Todtengräber.	48
	Der kreisende Berg.	49
	Zur Nachricht für Epileptische.	49
7.	Belohnte Liebe.	50
	Mäßigkeitsverein.	54
	Literarische Anzeige.	56

№		Seite
8.	An das Publicum. Von Duller.	57
	Abhängigkeit des Marschalls Soult von seiner Frau. Von Friedrich von Kobbe.	62
	Wunderbarer Carrièrenwechsel.	63
9.	Oldenburgische Humoresken.	65
	Der Oheim und der Neffe.	69
	Ein quæ pro quo.	72
10.	Suum cuique. Von Herrn von R.	73
	Die gedoppelte Versuchung.	76
	Für lateinische Lehrer.	78
	Miscellen.	78
	Beiträge für den Defertteller der Humor. Blätter. Von Dr. Adolf Stahr.	79
11.	General Wardenburg. Von Dr. Adolf Stahr.	81
	Lupo. Novellette.	84
	Nekrolog.	88
13.	Lupo. Beschluß.	89
	Eine Grabschrift von Baggesen.	96
14.	Der grüne Kohl.	97
	Cochelorum.	100
	Der Hundefreund.	100
	Der Diebstahl.	102
	Prediger Salomonis, Kap. 7, V. 2.	102
	Der Sprachkenner	103
	Der Debitor an den klagenden Creditor.	104
	Der Menschenfreund und der Hundefreund.	104
	Kaleidoscop der Ideen.	104
15.	Grabbe's letztes Werk. Von Dr. Adolf Stahr.	105
	Drei Schneider auf Einmal.	112
	Zur Nachricht.	112
16.	E Blumenstrüßli vo der Nordsee.	113
	Angenehme.	114
	Zur Ehre des ersten Aprils.	116
	Treue eines Koffers.	116
	Sans rime et sans raison.	117
	Das Wort Schafskopf als Ehrentitel.	117
	Oldenburgische Angelegenheit.	118
	Literatur.	118
17.	Seebadeanstalt zu Wangeroge.	121
	Skizzen aus Oldenburg. Von Dr. Adolf Stahr.	123
	Tu veux en vain me séparer de Malaga.	128

№		Seite
17.	Die Wunder im Speſſart. Mährchen von Karl Immermann.	129
	Miscellen.	135
18.	Die Wunder im Speſſart. Fortſetzung.	137
	Eine neue Erfindung.	143
	Vater und Sohn.	144
	Hageſtolz.	144
19.	Die Wunder im Speſſart. Fortſetzung.	145
	Die Möglichkeit der Unmöglichkeit.	152
20.	Die Wunder im Speſſart. Fortſetzung.	153
	Beiträge für den Defertteller der Humor. Blätter.	158
21.	Die Wunder im Speſſart. Beſchluß.	161
	Ueber Portraitmalerei. Von Dr. Adolf Stahr.	165
	Oldenburg, 7. Auguſt. Eingeſandt von H. v. R.	167
22.	Ueber Portraitmalerei. Beſchluß.	173
	Was verlangt man von Don Carlos?	174
	Ein Mephiſtopheles von Papier.	174
	Ernſt Willers in Rom.	174
	Major Holſchen.	175
	Polniſches Erſtaunen.	176
	An die verehrlichen Redactionen der deutſchen Journale.	176
23.	Entfaltung.	177
	Kurzer Commentar zu Goethe's Fauſt. Vom Profeſſor Stieffel.	178
	An die Redaction der Humoriſtiſchen Blätter in Oldenburg.	183
24.	Sternſchnuppe.	185
	Der Albinos Gamber und der Leibarzt.	185
	Empfehlung eines Scharfrichters.	187
	Regierungsbekanntmachung zu Krähwinkel.	188
	Der proſaiſche Hoftheater-Intendant und der poetiſche Immermann.	190
	Miscellen	191
25.	Mailied.	193
	Ein Krieg zwiſchen zwei Kriegsräthen.	193
	Es giebt keine deutſche Grammatik.	197
	Durch außerordentliche Gelegenheit.	200
	An die verehrlichen Buchhandlungen Deutſchlands	200

№		Seite
26.	Der Steinadler.	201
	Ein Argumentum e contrario.	207
27.	Aus dem Legendenbuche der Gräfin Adelheid von Oldenburg. Von Dr. Leverkus.	209
	An die humoriſtiſche Regierung in Krähwinkel.	211
	Miscellen.	216
28.	Rheiniſches Odeon. Von Dr. Stahr.	217
	Anzeige.	223
	Pindar und Klopſtock oder die Athener und der Halleſche Buchhändler.	224
29.	Zwei Abende in Müllners Geſellſchaft. Von O. L. B. Wolff.	225
	Der Müller und der Dichter.	231
	Miscellen.	232
30.	Zwei Abende in Müllners Geſellſchaft. Beſchluß.	233
31.	Des Dichters Denkmal. Eine ſatyriſche Traumnovelle.	241
32.	Des Dichters Denkmal. Beſchluß.	249
	Wie Johannes Minkwitz gegen Eckermann ein Alibi beweiſt. Von Dr. Adolf Stahr.	256
33.	Wie ein Kanarienvogel und eine Spieluhr ſich bei einer Feuersbrunſt benommen haben.	257
	Ohl Jan Witt.	258
	Berliniaden.	260
	Literatur.	262
	Miscellen.	263
	Der Mathematiker und der Irrenarzt.	264
	Ein unerwarteter guter Rath.	264
34.	Erinnerung.	265
	Das letzte Gebet der Maria Stuart.	266
	Goethe und ſeine Verehrerin.	268
	Die Rechenmeiſterin als Wirthin.	268
	Ach Gott, wo iſt mein Mann!	269
	Wünſche.	270
	Wohlfeile Ideale.	270
	Miscellen.	271
	An alle verehrl. Buchhandlungen Deutſchlands.	272
35.	Blicke auf die neueſte Literatur des Humors. Von Dr. Adolf Stahr.	273
	Miscellen.	279

№		Seite
36.	Blicke auf die neueſte Literatur des Humors. Beſchluß.	281
	Philiſters Winterlieder.	286
	Miscelle.	288
37.	Ein Beſuch bei Alexander Dumas und dem Fürſten Pückler-Muskau.	289
	Der Buch-Autor und der Journal-Artickel-Autor. Von Emile d'Eſtrées.	291
	Die ächte und gekrönte Demuth. Von demſelben.	295
	Ebbe und Fluth.	298
38.	Der Friſeur.	297
	Das falſche Phantaſiren.	303
	Dichter, Recenſent, Publikum. Nachwelt.	304
39.	Schlußrede.	305
	Bitte an menſchenfreundliche Goldmacher.	308
	Für des Jahres letzte Stunde. Von Emile d'Eſtrées.	311

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 5. April. 1838.

Vorwort.

Es ist heute der erste April, mithin der Tag gekommen, an welchem ich dem Publikum, das freundlich meiner Einladung gefolgt ist, die ersten Spenden zu bringen habe. Ich gestehe, daß, wenn ich von meinem aus Papierballen und Federkielen aufgeschichteten Throne die Anzahl derer überblicke, welche sich auf meinen ersten Ruf zur Eröffnung meiner humoristischen Kammern eingefunden haben, mich eine Art Angst anwandelt, so daß ich gar den Namen des regierenden jungen Monats spottweise über meinem Haupte höre. — Wäre ich doch ein König! wenn auch nur ein constitutioneller, ich würde einen verantwortlichen Minister und der wenigstens einen Secretair haben, der mir flugs meine Antrittsrede fertigen würde. — So aber, da auch keiner meiner Mitarbeiter für mich eintreten will, muß ich sie selbst concipiren, und, von Stund an, Redacteur einer Zeitschrift werden. — Wahrlich! der Schritt, oder besser gesagt, der Sprung, den eine Nonne macht, die, befreit aus düstern Klostermauern, dem Ballsaale wieder gegeben wird, ist kein größerer als der, von einem Leser der Herausgeber eines Journals zu werden.

Durchlauchtigste, hochgebietende, Edel und Edles mögende getreue Leser! Verlieren Sie nicht ganz den Muth, auch ich werde den halb verquirlten wieder finden. Tüchtige Arbeiter aus den Cottaschen, aus den Brockhausischen und andern Buchhändlerweinbergen haben mir wohlgereifte, süß mundende Trauben

für Ihren vielleicht verwöhnten Gaumen versprochen und bereits einige Proben gesandt. Immer werde ich mein unübersetzbares Motto vor Augen haben, und dabei, gegen alle Principien der Nationalöconomie, vorzugsweise fremde Producte, anstatt der meinigen, auf meinen humoristischen Markt bringen. Bemühen werde ich mich, Ihnen manches angenehme Schauspiel, mit Ausnahme der Klopffechterei, wozu sich eigentlich auch nur die Sclaven der unbegränzten Eigenliebe hergeben, zu bereiten.

Nur Eins erbitte ich mir von meinem verehrlichen Auditorio: Es giebt einige humoristische, freilich gedruckte, aber wenig bekannt gewordene Arbeiten von mir. Ich betrachte diese Blätter wie mein literarisches Vermächtniß, und bitte mir das Recht aus, in jeder beehrenden Nummer, diesen Kindern meiner Laune ein Plätzchen anzuweisen, jedoch niemals, ohne diese Vergünstigung aus dürftig und dankend anzuerkennen.

Schließlich erlaube ich mir meine abermalige Aufforderung an die ersten deutschen Schriftsteller, meinen Blätterkranz durch ihre Blumen zu verschönern und biete ich ihnen einen reichlichen Ehrensold dafür. Werde ich auf diese Weise der Vermittler edler Geister und der gebildeten Lesewelt, so sind meine Mußestunden, nach einem schweren Beruf, geheiligt, und ich werde immer den humoristischsten Tag im Jahre segnen, an dem ich mein neues Amt antrete.

Oldenburg am ersten April 1838.

Theodor von Kobbe.

Guten Morgen!

Eine antiepileptische, wahrhaftig erlebte Novelle.

Vor einigen Jahren, erzählt mein Freund, befand ich mich in einer norddeutschen Apotheke, als ein Bauer in dieselbe trat, dessen gefurchtes und thränenerfülltes Antlitz nur zu deutlich den Sclaven eines nagenden Kummers verrieth. »Geben Sie »mir doch ein Linderungsmittel für meine unglückliche Tochter!« rief er aus, »die noch gestern sieben Mal von der fallenden

»Sucht« — oder, wie es der Landmann ſehr bezeichnend nannte, »vom Unglück heimgeſucht iſt. Kein Arzt kann ihr helfen; »weder die Sorte, die ſo viel eintrichtert, daß man es nicht be»zahlen kann, noch diejenige, die ſo wenig verordnet, daß es ſich »der Mühe kaum verlohnt, es zu ſchlucken. Geben Sie ihr um »Gotteswillen Etwas, daß ſie zur Ruhe kommt, und wir mit »ihr; denn ſo lange wir wachen, grinſ't uns nichts als Unglück »und Jammer an.«

Dieſe klagenden Worte hatten kaum mein Ohr erreicht, als alle mir inne wohnenden mediciniſchen Kenntniſſe und Erfahrungen durch das pulſirende Herzblut Marſchordre erhielten, ſich auf dem Felde des Verſtandes zu verſammeln. Bin ich gleich Juriſt, ſo hat mich die Liebe zur leidenden Menſchheit doch ſchon von Jugend auf zur mitleidigen, ſchweſterlich barmherzigen Creolin gemacht, und ich könnte Wunderdinge davon erzählen, wie ich tauſend Uebel gründlich geheilt habe; ſo daß ich ſogar im Stande bin — hört! hört! — Zahnſchmerzen zu bannen. Doch davon ein ander Mal; dieſe Erzählung ſoll kein totales Noth- und Hülfsbüchlein werden, ſondern nur ihren Titel rechtfertigen.

Das Gedächtniß hatte, wie in den »Jüngſten Kindern ſeiner Laune« Kotzebue's langer Hans, alle Ordonnanzen herbei gebracht, und vor meiner Seele ſtand mit Flammenſchrift ein Mittel, das ich in irgend einem alten mediciniſchen Tröſter geleſen hatte. Noch waren mir die Worte gegenwärtig:

»Artemisia alba und rubra,« weiß und rother Beyfuß, St. Johannisgurtel, Himmelkehr, rother Bock, wird vortreflich wider die Epilepſie recommandiet, wie Ettmüller von einer Soldatenfrau erzehlet. »Können weder lebende Allopathen noch Homöopa»then helfen, ſo mag Johann Jacob Woyts Schatz-Kammer »Mediciniſch- und natürlicher Dinge (Leipzig in Lankiſchens Buch»handlung 1761.) auch ſein Heil verſuchen,« dachte ich bei mir ſelbſt, und ward noch mehr darin beſtärkt, als der Bauer in dumpfer Verzweiflung dem theilnehmenden Receptarius zuraunte: »Wenn Sie mir nicht helfen, ſo wende ich mich an den Halb»meiſter in H...., der macht ſie geſund oder todt, und das iſt »meiner Catharina und uns recht!« Mich ergriff Angſt; ich

kannte dies schändliche Treiben des erwähnten Quacksalbers, der nur zu oft die letzte Alternative durch seine Kuren bewirkte. — »Geben Sie doch dem Mädchen Artemisia und das bekannte »Mittel des Dr. E. Castorium,« rief ich dem Apotheker zu. »Versuchen läßt es sich doch, ehe das arme Kind dem Nachrich»ter übergeben wird!« »Die beiden Dinge sind als antiepileptisch bekannt,« versetzte dieser sinnend, »aber vielleicht nicht in dieser Verbindung. Wir wollen den Versuch machen,« und Mörser, Büchsen und Gläser rührend, bereitete er alsobald die beiden Mittel*), welche das junge Mädchen auf trockenem und nassem Wege heilen sollten, womit er darauf den, zwar nicht mit großem Zutrauen, aber sich herzlich bedankenden Bauer beschenkte. Ehe dieser uns übrigens enteilte, ließ ich mir das heilige Versprechen von ihm geben, daß er mich sofort in Kenntniß setzen wolle, wenn die Kur gelinge.

Es verflossen seit diesem Vorfalle, der bald aus meinem Gedächtnisse entschlüpfte, mehrere Monate. — Da, als ich an einem heißen Gerichtsmorgen durch einen Corridor eilte, um in einem Commissionszimmer meine Termine als Richter abzuhalten, und mich durch die dichten Schaaren klägerischer und beklagtischer Bauern drängte, fühlte ich plötzlich meinen Arm von hinten zurück gehalten. — Ich erkannte einen Landmann, dessen sprechen wollenden Lippen ich mit den Worten: »Vor zwei Uhr, guter Freund, kann ich keine Audienz geben,« Contreordre ertheilte, indem ich mich seiner Berührung entwandte. »Ach, »Herr Richter!« rief er mir nach, »ich will nicht in Sachen; — »ich will Ihnen nur sagen, daß Sie meine Tochter gerettet ha»ben!« Dieser halb criminalistische Ausruf hemmte mit Recht den Fuß des Civilisten, dessen Functionen nur die veräußerlichen Güter betreffen, von denen Schillers Soldaten singen: »Laßt

*) Jedem Epileptischen steht es frei, bei dem Herausgeber dieses Blattes, durch einen Arzt, die beiden Recepte in portofreien Briefen, mithin das Maaß der Arzneimittel zu erbitten; aber nur durch einen Arzt, denn es giebt viele Gründe der fallenden Sucht, und nicht in jedem Falle dürften diese Mittel untrüglich seyn. Vielleicht wird ein Arzt leicht die passenden Verhältnisse selbst herausfinden, und es genug für ihn und den Kranken seyn, wenn er diese Novelle gelesen hat.

fahren dahin, laßt fahren.« — Ich erfuhr nun vom glücklichen Papa, daß unsere Mittel so radical geholfen hätten, daß die Kranke nie wieder vom Uebel befallen sey. Dabei entschuldigte er sein bisheriges gewissenloses Schweigen sehr demüthig mit dem Zusatz: »Jetzt hat meine Tochter aber die Rose im Fuß, welches Mittel sollte sie denn jetzt wol brauchen?« Ich mußte lachen über diese Zumuthung, wie über dieses Zutrauen. »Fragt den Apotheker!« rief ich ihm zu, und verschwand als diensteifriger Themisjünger; wenn ich gleich später es sehr bedauerte, Familiennamen und Wohnort meiner ungesehenen Patientin nicht erfragt zu haben. —

Es vergingen zwei Jahre. Am 25. März 1831. hatte ich den Apotheker noch gesprochen und wir uns beide unserer glücklichen Heilung erinnert, als es am folgenden Morgen leise an meine Stubenthür pochte, und auf mein unwilliges »Herein!« — denn ich war mit einer fatalen juristischen Arbeit, einem schwierigen Präferenzurtheile beschäftigt, — unser quästionirter Bauer eintrat. »Hochgebietender Herr!« hub er, sich räuspernd, an, »hilft Ihr Wundermittel gegen das Unglück, wovon Sie meine Tochter so gütig befreit haben, auch wol hannoverschen Knechten?« Warum nicht? versetzte ich lächelnd, »Artemisia und Castorium sind weltbürgerlicher Natur und wirken auf alle Nationen.« »Ach! lieber Herr,« fuhr der Bauer fort, »dann retten Sie den armen Schelm, der da draußen steht, er »ernährt von dem Lohn, den er sich in unserm Dorfe verdient, »seine daheim in großer Armuth schmachtende Mutter.« —

Ich war zu helfen bereit, hatte aber die Verhältnisse der Mittel vergessen und bequemte mich daher zu einem Billet, welches ich an den hohen mitstrebenden ärztlichen Collegen schrieb. Auf die, während Abfassung meiner Zeilen, an mich gerichtete Frage: ob ich den hannoverschen Knecht, der draußen stehe, auch sehen müsse, hatte ich, meine Gedanken zusammen haltend, kopfschüttelnd geantwortet, welches den Bauer zu dem halblauten Ausruf veranlaßte: »Wunderbar! habe ich es nicht dem Johann gesagt, er könne zu Hause bleiben? — Der Herr macht es gerade mit ihm wie mit meiner Tochter. Er curirt die Leute, ohne sie gesehen zu haben. Wunderbar! wundersam!«

Ich schrieb an den Apotheker, es sey spaßhaft, daß der Vater des Mädchens, von dem wir gestern nach Jahren zum ersten Male gesprochen, heute mit einem epileptischen Kranken erscheine; ich empfahl ihm denselben und entschuldigte die Eile meiner Worte mit dringenden Geschäften. Der Eingang meiner Zeilen lautete: »Guten Morgen!« Mein Bauer empfahl sich mit der Depesche.

»Ich muß Ihnen etwas sehr Komisches erzählen,« bemerkte der Pharmaceut nach Verlauf einiger Monate, »Sie entsinnen »sich wol noch des letzthin an mich gerichteten Billets. Ich »gab dem Bauer die gewünschten Mittel, für den ihn beglei»tenden Hannoveraner, war aber nicht wenig erstaunt, als ich »nach seinem Weggange Ihre an mich gerichteten Worte ver»mißte; ich suchte sie vergebens. Schon glaubte ich, er habe »das Schreiben Ihnen wie ein geliehenes Geräth zurück ge»bracht, indessen bin ich seit einigen Wochen eines Andern be»lehrt. Der schlaue Alte hat Ihre an mich gerichteten Worte »nämlich für das Recept selbst gehalten, und, wie der heilige »Krispin, zum Wohl der Menschheit stipitzt. Aber seitdem hat »es eine unerhört zahlreiche Nachkommenschaft erhalten. Jedoch »sind die Kindlein nur durch die Ueberschrift »Guten Morgen!« »als Geschwister zu erkennen, denn im Uebrigen sind Ihre flüch»tig und nicht eben allzuleserlich geschriebenen Zeilen in den Ab»schriften so sinnlos copirt, daß man nur Buchstaben ohne Zu»sammenhang erkennt. Die natürliche Folge ist nun freilich, »daß man sagt: nur in meiner Apotheke könne das »Gutenmor»genrecept« bereitet werden, was ich übrigens jetzt nur mit Er»laubniß der Aerzte in den individuellen Fällen thue. — Soviel »kann ich Ihnen indessen zur Beruhigung und zu Ihrer Freude »mittheilen, daß unsere Mittel Wunder wirken.«

»Schaffen Sie mir doch eine der vielen Abschriften!« ver»setzte ich, »bringen Sie ein Opfer in meinem Namen.« »Ich »kann es nicht, sonst hätte ich Ihnen längst eine geschickt,« antwortete der Apotheker; »die Leute zeigen das Papier nur vor, »ohne es aus den Händen zu geben; wie Fürsten, welche ihre »rechtmäßigen Verwandten schlau entthront haben, immer die »Nemesis fürchten, und in jeder ihrer Umgebungen Königsmör-

»der ſehen, ſo mag der ungerechte Titel, wodurch der Erſte das »Billet erworben, den Leuten vor ähnlichem Raube Wachtſam»keit und Furcht einflößen; doch will ich mein Beſtes thun.«

Noch habe ich keine Abſchrift. — Heute Morgen kommt ein junger hübſcher Mann zu mir, der mich zur Hochzeit auf morgen einladet; ich verweigere es ihm, der ich als guter und gutmüthiger Chriſt ſchon genug Zeit und Geld den Kindtaufen weihe, und auch diesmal aus dem Grunde, weil ich morgen durchaus anderweitig verſagt bin. »Das thut mir ſehr leid,« entgegnete der Bräutigam, der ſich als einen Dorfſchulmeiſter kund gab, ſehr betreten; »vorzüglich wird Ihre Abſage meine Braut Becke Catharine B..... betrüben, die an ihrem Ehrentage den Mann kennen zu lernen hoffte, der ſie von dem ſchrecklichſten Uebel, von der Epilepſie, befreite.« »Es iſt unmöglich, ich kann »morgen nicht kommen,« verſetzte ich verſtimmt. »Aber über»morgen früh führt mich eine Dienſttour in Ihr Dorf. Dann »will ich Ihre junge Frau als ſolche begrüßen und zwar mit »den Worten: »Guten Morgen.«

Der Feuerbeſprecher.

Der verſtorbene Herzog von Oldenburg hatte während ſeiner langen Regierung das Glück, äußerſt ſelten ſeine Reſidenz von Feuerlärm beunruhigt zu ſehen. Entſtand ein ſolcher, ſo wurde der Brand gar bald durch die Thätigkeit der Oldenburger, in Gegenwart des ſchnell herbei eilenden Fürſten, gedämpft. Dadurch entſtand bei dem, ſonſt keineswegs abergläubiſchen Volke, die Meinung, ſein Herzog Peter könne das Feuer beſprechen.

Als nun bei'm Antritt der Regierung des jetzigen gnädigſten Großherzogs auch eine, bald gedämpfte, Feuersbrunſt ausbrach, die, trotz heftigen Windes, nur Ein Gebäude verzehrte, wozu die Gegenwart und die Aufmunterung des jetzigen Regenten gewiß einen großen Theil beitrug, raunten ſich die guten Leute zu: »Der hat das Beſprechen vom Vater gelernt, und »kann es das erſte Mal ſchon faſt eben ſo gut, wie der ſelige »Herr!« —

Vorfrühling.

Laß alle Dissonanzen
In deiner Brust verklingen,
Hörst du nicht hoch in Lüften
Die Lerche freudig singen?
Der Winter neigt zum Frühling,
Natur zu neuer Lust,
Zu reineren Accorden
Das Herz in unſ'rer Brust.
Des Winters Stubenofen,
Mit ſeinem Ofenſtaub,
Begeht an unſerm Herzen
Stets einen Jungfraunraub;
Doch, mit dem Hauch des Lenzes
Rückkehrt Proſerpina,
Und mit dem Oſterfeſte
Iſt Auferſtehung da.

Vom Verfaſſer des Prometheus.

Froſt und Thauwetter.

So mit erfrorenen Herzen
Da laufen die Menſchen herum,
Sie klagen nicht über Schmerzen,
Die Kälte macht fühllos und ſtumm. —
Doch wenn ſie das Unglück umfänget,
Die Thräne den Froſt ihnen thaut,
Das Treibeis zum Herzen ſich dränget,
Da ſchrei'n die Elenden ganz laut.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Courant für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 18 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 2. Donnerstag, 12. April. 1838.

Bruchstück
eines ungedruckten Romans »Münchhausen« von Karl Immermann.

Eilftes Capitel.

Worin der Freiherr seinen Abscheu vor dem Laster des Lügens nicht allein ausspricht, sondern auch bethätigt *).

Was für ein schändliches Laster ist das Lügen! denn erstens ist es ein Laster, und zweitens kann Jemand, der sich's angewöhnt hat, auch einmal die Wahrheit sprechen, und Keiner glaubt sie ihm dann.

Daß mein Ahnherr, der Freiherr von Münchhausen auf Bodenwerder, einmal in seinem Leben die Wahrheit sagte, und Niemand ihm glauben wollte, das hat bei dreihundert Menschen das Leben gekostet.

Wie? riefen der Baron und seine Tochter aus einem Munde.

Geschätzte Freunde und liebe Wirthe, mäßiget Euer Erstaunen, versetzte der Gast, indem er wie ein Kaninchen die Na-

*) Münchhausen der Jüngere erzählt auf dem Schlosse Schnick-Schnack-Schnurr einem alten Baron, seiner Tochter, und dem Schulmeister Agestlaus wundersame Geschichten der Gegenwart.

senflügel zitternd bewegte und mit den doppelfarbigen Augen zwinkerte. Nichts natürlicher, als das. Hört nur zu. Der besagte Ahnherr war, leider Gottes, wie Ihr wißt, ein ungemeiner und erschrecklicher Lügensack. Wer erinnert sich nicht der zwölf Enten, die er mit einem Stücke Schinkenspeck fing, nicht seines halbirten Rosses, nicht des tollgewordenen Jagdpelzes, der im Posthorn eingefrornen Töne, nicht — nicht — o! o! o! — —

Das blaue Auge des Enkels weinte, sein braunes blitzte von tugendhaftem Zorne, er konnte nicht weiter reden. Dem alten Baron und seiner Tochter gelang es endlich, ihn zu beruhigen. Der Redner schluchzte noch ein Weniges, dann fuhr er so fort: Es ist meiner Treue recht schlecht von mir, daß ich von meinem in Gott ruhenden Ahnherrn Uebles rede, aber Ehrlich währt am längsten. Dieser Mensch und Lügner hat die historische Wahrheit auf Jahrhunderte hin vergiftet, und die nachgebornen Geschlechter gewissermaßen unter die Botmäßigkeit jedes Irrwahns gegeben, der seitdem in der Welt auftrat. Ja, um mich eines Gleichnisses aus einer seiner abgeschmackten Fabeln zu bedienen, es erging der Menschheit nachmals mit jedem falschen Propheten, wie dem Bären, den der Ahnherr an die honigbeschmierte Wagenstange lockte, und der sich durch und durch auf selbige hinauflecte. Denn es mochte den Leuten etwas noch so Unglaubliches vorgeschwätzt werden, sie riefen immer: das muß wahr seyn; Münchhausen hat ganz andre Sachen erfahren! So leckten sich die Leute vor fünfzig bis sechszig Jahren auf den Eiszapfen der Aufklärung hinauf, und als sie mit Mühe und Noth von diesem wieder heruntergeschroben waren, und die grimmige Erkältung noch in ihren Eingeweiden rasselte, da kamen die Franzosen und hielten ihnen den Freiheitsbaum vor, mit einer Mischung von Syrup und Cognac bestrichen, und die Narren leckten wieder so tapfer darauf los, daß sie bald Alle mit Schmerzen an dem stachlichten Stamme festsaßen, und Napoleon mit leichter Mühe sie daran hinter sich herziehen konnte. Nun, diese Begeisterung nahm denn endlich auch ein Ende mit Schrecken, und gegenwärtig . . . .

Gegenwärtig? fragte der Baron erwartungsvoll. Gegen-

wärtig, verſetzte der Freiherr bedächtig, werden ſo viele und verſchiedenartige Stangen, Bäume und Zapfen, worunter ſich auch einige Eiſenſchienen befinden, mit Honig beſtrichen, daß ſich noch nicht entſcheiden läßt, welches dieſer Zangmittel die Meiſten zu feſſeln im Stande ſeyn werde.

Aber das Wort der Wahrheit, durch welches Ihr Ahnherr an die dreihundert Menſchen tödtete? rief das Fräulein Emerentia ungeduldig.

Recht ſo, meine Gnädige, erwiderte der Freiherr. Allegorie und Phantaſieſpiele ſind aus der Mode, gehören der Ramlerſchen Zeit an; Stoff! Stoff! Stoff! ruft die nach Realitäten hungrige Welt. Hier iſt der meinige. Münchhauſen, der Ahnherr, war trotz ſeines gräulichen Laſters eine ſelten begabte Natur. Er hatte mit Caglioſtro in Verbindung geſtanden, zu ſeiner Zeit Gold gemacht, von der Sorte, die man Knallgold nennt, man verſicherte, er höre, nicht im figürlichen, ſondern im buchſtäblichen Sinne, das Gras wachſen, kurz, er hatte tiefe Blicke in ſo manches Naturgeheimniß gethan. Beſonders war an ihm ein ſcharfes Ahnungsvermögen für eigne Körperzuſtände ausgebildet worden, und Alles, was nachmals in dieſem Betreff von nervöſen oder ſomnambülen Perſonen erzählt worden iſt, war Kleinigkeit gegen das, was glaubwürdige Gewährsmänner mir von ihm berichtet haben. Er wußte an ſich ſelbſt jede Befindensveränderung, wie die Homöopathen die Krankheiten nennen, vorauszuſpüren, und trug, ſo zu ſagen, ſeine ganze ſomatiſche Zukunft, im Geruch vorgebildet, mit ſich umher. Daß Einer merkt, wenn ein Schnupfen bei ihm im Anzuge iſt, will nicht viel bedeuten; aber durch den Schnupfen hindurch die ſpäteren Uebel, die ihn noch betreffen ſollen, zu merken, iſt allerdings nicht Jedem gegeben. Theophilus, ſagte der Ahnherr eines Tages zu dem Manne, der mein Vater vor der Welt heißt, Theophilus, ich kriege morgen einen rechtſchaffnen Schnupfen, wenn der vorbei iſt, giebt's ein kaltes Fieberchen, und darnach wird der Reſt der böſen Schärfe als Podagra in den rechten Fuß fahren. Und richtig, ſo kam es. Er hatte durch den Schnupfen hindurch das kalte Fieber, durch dieſes hindurch das Podagra an ſich abgewittert.

Sie haben gewiß von jenem südamericaniſchen Indianerſtamm im Gebiete Apapurincaſiquinitchiquiſaqua gehört?

A...pa...pu...rin — — buchſtabirte der alte Baron. — Ja wohl, ja wohl haben wir von dieſem Stamme gehört, fuhr er nach einigem Beſinnen fort. Wer ſollte auch davon nicht gehört haben!

Apapurincaſiquinitſchchiquiſaqua, flüſterte das Fräulein ſchwärmeriſch vor ſich hin.

Dieſer Indianerſtamm, fuhr der Baron fort, wohnt dreiundſechszig dreiviertel Meilen ſüdlich vom Aequator auf einem Bergplateau, zweitauſendfünfhundert Fuß über der Meeresfläche. Von den ſchneeigten Piks der Cordilleras rings geſchützt, leben jene Menſchen ein einfaches Ur- und Naturleben hin. Nie ſuchte die Habſucht und Grauſamkeit der Conquiſtadoren ſie hinter ihren beſchirmenden Felſenwällen heim. Bäume giebt es nicht auf Apapurincaſiquinitſchchiquiſaqua wegen ſeiner hohen Lage, aber unendliche Flächen dehnen ſich an den ſchneebeſchienenen Abhängen der Piks aus, ſmaragdgrün von einer Grasart, in deren breiten, fächerartigen Blättern der Weſtwind, welcher dort beſtändig weht, ein melodiſches Saitenſpiel zu erwecken nicht müde wird. Zahlreiche Heerden von pfirſichblüthenen Kühen und Stieren, (ſo lieblich ſcherzt dort die Natur in Farben,) weiden in den grünen Grasweiden; die feurigen Kälber ſind goldgelb, erſt nach und nach nehmen ſie jenen kältern Ton an. Dieſes Rindvieh iſt der einzige Reichthum der unſchuldigen Apapurincaſiquinitſchchiquiſaquaner. Sie leben faſt nur von der ſauern oder ſogenannten Schlippermilch, welche ihre ſchönen Jungfrauen, vom Antlitz bis zu den Fußknöcheln tättowirt, mit den feinen, roth und gelbbemalten Fingern den ſtrotzenden Eutern der Kühe entziehen.

Ihr himmliſchen Mächte, wie reizend! ſagte das Fräulein mit ſchmelzendem Tone.

Das heißt, erinnerte der alte Baron, und rieb ſich die Stirn, aus den Eutern gewinnen ſie ſüße Milch, und nachher machen ſie den ſauren Schlipper daraus.

Nein! antwortete der Freiherr. Der ſaure Schlipper kommt auf jenem glücklichen Bergplateau von der Kuh, und nur, wenn

er lange gestanden hat, und dem Zustande der Verderbniß sich nähert, dann geht er in Süßigkeit über.

Hm! Hm! Hm! Ja... aber — — murmelte der Alte und schüttelte den Kopf.

Erstaunen Sie nicht, hören Sie mich ruhig aus. Ist nicht alles Ursprüngliche sauer? Wie schmeckt die wilde, unverbildete Kastanie? Kannst du in den jugendgrünen Apfel beißen, ohne das Gesicht verzerren zu müssen, oder in die kindliche, harte Pflaume? Geben Trauben, die der buhlerische Strahl der Sonne noch nicht um ihre Unschuld betrog, etwas Andres, als Essig? Pindar singt: das Fürnehmste ist Wasser; ich aber sage: das Ursprüngliche ist sauer.

O, das Ursprüngliche! seufzte Emerentia.

Sauer ist daher die Milch jener Natur-Kühe. Alle Hausthiere verlieren bekanntlich durch den Umgang mit Menschen viel von ihrer ursprünglichen Ausstattung; Hund und Katze, die in der Wildniß zottige, energische Bestien sind, werden in unsern Stuben kleine, glatte Schmeichler, und so giebt denn auch unser Hornvieh, weil es in alle Widersprüche abschwächender Cultur mit einging, einen Saft, von welchem wir zwar glauben, er sey das Ergebniß unverstimmter Kräfte, welcher aber gleichwohl in seiner süßen Schlaffheit nur die herabgekommene Constitution der zahmen oder Kunst-Kuh anzeigt. Erst wenn diese sogenannte süße, eigentlich aber entnervte Milch eine Zeit lang gestanden hat, besinnt sie sich wieder auf ihre verscherzte Ursprünglichkeit, fährt in Reue und Schaam zu den klaren Molken, zu dem gehaltvollen Schlipper auseinander, den die Leute in Niedersachsen auch wohl Waddicke nennen, und nun, in diesem biedern Zustande, wird sie von allen reinen Seelen in der holden Einsamkeit eines bäuerlichen Düngerhofes mit Wollust verschlürft. Aber Reue ist seine Unschuld, und unsre Schlippermilch nicht die, welche auf den Höhen von Apapurincasiquinitschchiquisaqua warm von der Kuh gezogen wird. — O tränke wieder jeder deutsche Mann saure Milch... Und rauchte dazu seine Pfeife Taback... fiel der alte Baron mit Wärme ein.

... ginge dann zwischen Gemüsebeeten auf und nieder spazieren... rief der Fischer.

Und hörte Nichts, als: Alle Neun! oder Sankthaie! von der benachbarten Kegelbahn ... seufzte der alte Baron.

Dann wäre Germanien wahrhaft restaurirt von der modernen Zerrissenheit! schloß der Gast mit Emphase.

Aber um der Götter willen, rief ein hagrer Mann, welcher während dieser Gespräche eingetreten war, wir erfahren ja noch immer das Wort der Wahrheit nicht, wodurch Ihr Abderiten dreihundert Menschen vom Leben zum Tode brachte!

Der Freiherr sah auf seine Uhr, und sagte mit dem Tone geistiger Ueberlegenheit, welcher ihm eigen war: Es möchte dazu heute zu spät sein. Auf morgen also, wenn Sie vergönnen. Er stand auf, nahm eine Kerze, und verließ, Allen eine gute Nacht wünschend, das Zimmer.

Warum stellt Ihr ihm in die Rede, Schulmeister? sagte der alte Baron verdrießlich zu dem Hagern. Einen solchen Mann, mit einem so weitumfassenden Gesichtskreise muß man nie im Flusse der Worte stören, es kommt immer dabei etwas zum Vorschein, was unterhält und belehrt, und am Ende wären wir doch wohl noch zu dem Worte der Wahrheit seines Abderns gediehen, wenn Ihr ihn nicht unterbrochen hättet.

Schelten Sie mich nicht, mein Gönner, um diesen Freiherrn von Münchhausen, der uns da so unversehens in das Schloß gefallen ist, erwiderte der Hagre. Er kann den an Kürze und Lakonismus Gewöhnten schon ungeduldig machen, dieser endlose Redner und Erzähler, denn er verfällt immer aus dem Hundertfüßler in das Tausendfüße. Kürze aber, der kernige Witz der Spartier, ist wie ein Köcher, darin gar viele Pfeile stecken, indem erstens ...

Es ist schon gut, Schulmeister, fiel ihm der Alte in die Rede, indem er ihn mit einem zweideutigen Blicke maß. Warum kommt Ihr heute so spät? Wir haben Alles aufgespeist.

Der Schulmeister Agesilaus ließ seine Augen in die Ecke des Zimmers dringen, worin ein kleiner Tisch stand, ärmlich gedeckt. Die Knochen eines verzehrten Huhns lagen auf den Tellern verstreut. Es wollte sich in der Eile nicht der Schüssel genug für mein Nachtlager schneiden lassen, versetzte er. Darum ich denn hier nach dem Mahle erschienen, und werde mich

zu Hause mit schwarzer Suppe verköstigen müssen. Er zündete seine Blendlaterne an, schlug den groben, zerrissenen Mantelkragen, den er statt des Rockes trug, fester um sich, und entfernte sich nach kurzer Verbeugung gegen den Baron und das Fräulein.

Der Alte sah sich um und murrte: Kein zweiter Leuchter mehr hier? Er nahm aus dem Wandschranke ein Lichtstümpfchen, steckte es in den Hals einer Flasche, und ging mit dieser Vorrichtung aus dem Stegreife, in tiefen Gedanken über die Erzählung des Gastes davon, ohne der Tochter weiter zu achten.

Diese hatte von allen seitherigen Verhandlungen nichts bemerkt, weil sich nach der Schilderung jenes glückseligen Bergplateaus die romantische Träumerei ihrer bemächtigt hatte, in die sie nicht selten versinken konnte. Jetzt fuhr sie aus diesen Entzückungen der Abwesenheit empor, und rief: Großes, ungeheures Naturbild! Das Smaragdgrün der Wiesen am Abhange der Piks, vermischt mit dem Pfirsichroth der Kühe und dem Goldgelb der Kälber, sich abhebend von dem Schneeweiß der Cordillerasgipfel im Hintergrunde! O wäre ich auf Apapur... auf Apapur... auf der Bergebne mit dem unaussprechlichen Stamm!

Ein Windstoß warf das Fenster auf, dessen einer Flügel, nur noch morsch in seinen Nägeln hangend, zu Boden fiel, und klirrend zertrümmerte. Das Fräulein aber achtete dieses Umstandes nicht sonderlich, sondern hob eine Tischplatte ab, stellte sie gegen die Lücke, und begab sich dann gleich den übrigen Personen zur Ruhe, um von der Bergebene, mit deren langem Namen ich meine Zuhörer schon so oft habe behelligen müssen, weiter zu träumen. (Die Fortsetzung folgt.)

Geistesgegenwart bei Hofe.

Der Fürst Theobald hatte gehört, daß der liebenswürdige, zuweilen aber etwas satirische Kammerherr, Graf Rosen, sein seltenes Talent »Jedem in der Sprache, ja sogar mit Garrickscher Geschicklichkeit im Aeußern, nachzuahmen« — so sehr mißbrauche, daß er und seine hohe Familie sogar zur Zielscheibe der majestätsverbrecherischen Jaunie dienten, und dies sehr ungnädig

aufgenommen. Er sah eine Verletzung der schuldigen Ehrerbietung darin, und fand bald die Gelegenheit in einem Hofcirkel dem Grafen Rosen zu bemerken: »Ich habe gehört, Herr Graf! daß Sie mich so trefflich copiren; berauben Sie mich dieses Genusses nicht; ahmen Sie mir einmal nach mit dem Lichte der Lächerlichkeit, womit Sie so hell leuchten.« Vergebens entschuldigte sich der Graf mit totaler Unfähigkeit, die geheiligte Person des Regenten darstellen zu können, — der Fürst wurde dringender. »Wie können Sie sich genirt fühlen, in so guter Gesellschaft Ihre Talentproben zu zeigen?« rief der beleidigte Herrscher, »da Sie es nicht verschmäht haben, dieselben an öffentlichen Orten auszukramen!?« —

»Gnädigster Herr!« stammelte der peinlich Befragte.

»Keine Widerrede, Herr Graf!« fuhr der Regent fort: »Reden Sie mich an in meiner Manier. Denken Sie ich sey der Graf Rosen und Sie der Fürst.«

»Jetzt, dachte ich, es muß halten oder brechen,« hat der geängstigte Kammerherr oft nachher erzählt, »und mit fester Stimme gab ich meinem Landesherrn wieder, indem ich ihn also anredete:

»Ich höre, Graf Rosen, daß Sie sich unterstehen Ihren »Souverain zuweilen zu copiren; geschieht dies unter Ihren »vertrauten Freunden, so mag dieser schlechte Scherz hingehen; »erlauben Sie sich aber dergleichen Dreistigkeiten an öffentlichen »Orten, so ist das gegen den Respect, den Sie als Unterthan »Ihrem Regenten schuldig sind. Nur in Erwägung Ihres »gutmüthigen harmlosen Characters und weil ich weiß, daß Sie »mich von ganzer Seele lieben, will ich Ihnen Ihre unbesonnenen Reden vergeben und in das Meer ewiger Vergessenheit »werfen. Aber kein Rückfall, bei Strafe meiner höchsten Ungnade! Verstanden, Graf Rosen?«

Bei diesen Worten ging der Kammerherr, dessen Witzblitze schon die fürstlichen Lachmuskeln verzerrten, als grand seigneur mit einer nachlässigen souverainen Verbeugung in das Nebenzimmer. Der Fürst hatte anfangs etwas verlegen dagestanden, unwillkührlich den verblüfften Grafen, wie derselbe vor zwei Minuten sich zeigte, copirend. Dann aber siegte sein gutes Naturell, er lachte und vergab.

Der Fürst hat seitdem eine Sonderbarkeit, die ihn immer mit der Säbelscheide klappern ließ, abgelegt.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 3. Donnerstag, 19. April. 1838.

Bruchstück
eines ungedruckten Romans »Münchhausen« von Karl Immermann.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Der Freiherr bringt zwar die angefangene Geschichte nicht zu Ende, handelt aber von andern merkwürdigen und außerordentlichen Dingen.

Münchhausen heb am folgenden Abende ohne Vorrede also an: Der südamericanische Indianerstamm, welcher uns gestern beschäftigte, bringt es bei seiner sauern Milchnahrung meistens zu einem sehr hohen Alter. Es ist unter ihnen gar nicht selten, daß Männer und Frauen das hundertste Jahr zurücklegen. Weil ihre Sinne und Säfte nun immer in der unmittelbarsten Gemeinschaft mit der Natur verblieben, so wissen sie auch durch ein richtiges Gefühl, wenn die Natur sich ihr Ziel gesetzt hat. Ein solcher Sterbegreis sagt daher ganz genau Stunde, Minute und Augenblick seines Todes voraus, flicht die Strohflasche, worin er sich zu bestatten gedenkt ....

Die Strohflasche? fragte der Schulmeister Agesilaus.

Die Strohflasche, erwiderte der Freiherr kaltblütig. Wenn

man mir von Anfang an zugehört hätte, so würde manche Frage zu sparen seyn. Holz haben sie nicht, das sagte ich schon gestern, Särge können sie folglich nicht zimmern, sie müssen sich mit getrocknetem Grase oder Stroh helfen, um ihre Leichenfutterale zu fertigen. Ein solches Futteral hat die Form desjenigen Geflechts, worin der Maraschino von Triest verschickt wird, länglicht viereckicht, oben mit einem kurzen, etwas engern Halse. Dahinein kriecht nun der Sterbegreis, nachdem er von seinen Angehörigen Abschied genommen hat und endet pünktlich in dem vorhergesagten Augenblicke. Sobald er verschieden ist, binden sie eine Blase über die Mündung, und dann setzt sich die ganze Familie im Kreise um das Sterbefutteral her, und ißt zum Andenken des Verewigten saure Milch. Hierauf tragen sie die Strohflasche nach der Felsenbank Pipiritipi, dem allgemeinen Begräbnißorte des Volks. Dort wird sie zu den Uebrigen gestellt. Ich habe jene Ruhestatt selbst gesehen; sie gewährt einen schönen Anblick. Wie auf Kapseln in einem wohlversehenen Keller stehen dort auf der Felsenbank viele tausend Flaschen nebeneinander, die Vorzeit des Volks ist so zu sagen auf Stroh abgezogen.

Sie waren auf dem smaragdgrünen Plateau? fragte das Fräulein einigermaßen befremdet.

Liebes Kind, wo wäre ich nicht gewesen! antwortete lächelnd der Freiherr. Ich war vor einigen Jahren Europamüde, warum? weiß ich selbst nicht, denn es hatte mir Niemand etwas zu Leide gethan, aber ich war Europamüde, wie man gegen eilf Uhr Abends Schlafmüde wird. Beschloß also zu reisen, so weit weg, wie möglich. Weil aber heut zu Tage jeder Mensch, der in Betrachtung kommen will, absonderlich unterweges, interessant seyn und den Spleen haben muß, reiste ich erst nach Berlin, und ließ mich dort im Interessanten unterrichten, dafür zahlte ich meinem Professor zwei Friedrichsd'or Honorar. Dann ging ich nach London, und lernte bei einem Master den Spleen; der Tausendsassa war aber theurer, ich mußte ihm, Sie mögen mir es glauben, oder nicht, zwanzig Guineen entrichten,

und außerdem ſchwören, das Geheimniß nicht verrathen zu wollen.

Nachdem ich ſo das Intereſſante und den Spleen gelernt hatte, glückte es mir überall recht ſehr. Ich trug mich bald als Engländer, bald als Neugriche, zuweilen lag ich als Dame auf dem Sopha und hatte Migraine; dabei redete ich ein Kauderwälſch von franzöſiſch und deutſch, wie es zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in der ärgſten Entmiſchung der Sprache Mode war. In jenen wechſelnden Coſtümen und in dieſem Deutſch, *gorge de pigeon*, beſtand das Intereſſante; was aber den Spleen angeht, ſo ſiſtete ich immer Kampfer bei mir. Davon bekommt man eine bloſſe Couleur; ich ſah bald aus, als hätte ich ſchon zehn Jahre im Grabe gelegen. Als ich mich eines Tages in meinem Toilettenſpiegel, deren ich damals, wo ich der Eitelkeit fröhnte, ſtets mehrere beſaß, zu Geſichte bekam, und meine bleiche Farbe erblickte, ging mir ein lichtheller Gedanke im Kopfe auf. Sehe ich nicht wie eine Leiche aus? ſagte ich zu mir ſelber. Ich will mich den Verſtorbenen nennen. Geſagt, gethan! Dieſer Einfall hat Wunder gewirkt. Einen Verſtorbenen hatten die Deutſchen noch nicht gehabt. Und nun gar einen Verſtorbenen, der ſo traulich mit ihnen zu plaudern wußte, und ihnen tauſend Geſchichtchen erzählte, die ein Lebender allenfalls auch in jedem Klatſchzimmer der Societät hätte auftreiben können! Jung und Alt, Männer und Weiber, Gelehrte und Idioten drängten ſich zu den Leichenſpuren des Verſtorbenen; die alte Fabel wurde wieder neu, welche das Volk hinter einem geſchmückten Verweſeten jubelnd herwandern läßt. Geheime Künſte haben es aus der Gruft emporbeſchworen, die Menge zu locken. Die Jünglinge drängen ſich begehrlich heran, mit der buntgeſchminkten Frau Venus zu tanzen, immer weiter lockt die peſtkrampfende Schönheit, welche ihnen wie Zibeth und Ambra riecht, die Lüſternen; endlich auf einem Kirchhofe fallen die Gewänder von den klappernden Gebeinen ab, und ein ſcheußliches Skelet haucht ihnen den Spruch zu: Sic transit gloria mundi. Aber mit mir kam es nicht

so weit, vielmehr blieb ich, obgleich ein bekannter Weltverbesserer, recht inmitten der Gloria Mundi. — Nachdem ich so berühmt geworden war, strich ich durch die ganze Welt, kam auch im Vorbeigehen durch Africa, in Algier wurde ich arabisch mit allen Formalitäten, hatte dann gutes Logis bei Vicekönigs von Egypten. Er wurde mein Duzbruder, und ich mußte ihm tausend Sachen erzählen, die er mir alle geglaubt hat. Weiter oberhalb nach Nubien zu, unfern der großen Katarakte, stieß mir ein tüchtiges Abenteuer mit einem Nilpferde auf. Ich saß am Strom im Schilf, so natural, wie mich der Herr geschaffen hat — denn anders bin ich in Africa nie gegangen — aß mein Mittagsbrod in guter Ruhe, siehe da, schießt eine Bestie von Hippopotamus auf mich zu, und hat mich im Rachen, ehe ich noch rufen kann: Qui vive? Ich indessen nehme in Geschwindigkeit mein Bischen Geistesgegenwart zusammen, schreie in den Rachen, als hat's Vieh mich eben verschlucken will: Monsieur! Monsieur! avec permission, je suis son Altesse telle et telle! und was geschieht? Sie mögen mir es glauben, oder nicht: die gute Seele von Nilpferd speiet mich auf der Stelle aus, wischt sich die Thränen aus den Augen....

Womit? womit? rief der Baron.

Mit einem Palmblatte, welches die ehrliche Haut in die rechte Vorderpfote nimmt; erröthet, und nennt beschämt dann. Soweit haben es Vicekönigs schon in Egypten gebracht, daß selbst die Hippopotami vor literarischen Sonnitäten Respect beziegen.

Ich meinte, das Nilpferd nähre sich nur von Vegetabilien, nicht von Fleisch, wandte das Fräulein bescheiden ein.

Es ist vermuthlich kurzsichtig gewesen, und hat mich für eine Pflanze angesehen, antwortete der Freiherr. Ich weiß, was ich weiß; ich habe im Rachen drin gesteckt. Wahrheit muß Wahrheit bleiben, und ehrlich währt am längsten. Wo blieb ich stehen? Ja, in Africa. Warum soll ich Sie aber mit solchen Kleinigkeiten aufhalten? Ich war halt Africamüde, wie ich Europamüde gewesen war, be-

ſchloß daher nach America zu reiſen, vorher aber einen Abſtecher nach Deutſchland und England zu machen, wohin mich verſchiedene Gründe zuvor riefen.

Erſtens hatte ich das Intereſſante und den Spleen etwas verlernt, und wollte daher wieder in Berlin und in London meinen Curſus machen. In Africa ſind die Leute gar nicht intereſſant, der Koran begünſtigt dieſe Richtung nicht, eine arabiſche Schnauze iſt wie die andere, und was den Spleen betrifft, ſo vertreibt den der Vicekönig von Egypten durch die Baſtonade; es giebt kein efficaceres Mittel gegen Schwermuth, als ſie. Einmal hatte ich mich mit ihm etwas brouillirt, wie das unter Freunden wohl kommen kann; da dachte ich an die möglichen Folgen für die Fußſohlen, und von dem Gedanken ſchon war aller Spleen weg, ſelbſt bis auf die Erinnerung. Es kam zum Glück nicht zu jenen Folgen, wir verſöhnten uns, und aßen noch denſelben Mittag Sauerkraut mit Schweinsohren zuſammen, denn er iſt ein aufgeklärter Türke, und will nächſtens in einer Schrift beweiſen, daß Mahomet ein Product der Gläubigen ſey. Wo blieb ich ſtehen? Ja ſo, bei dem Spleen. Nun, das Intereſſante hatte ich aus Mangel an Anſchauungen in meiner Umgebung ebenfalls eingebüßt. Ich mußte alſo ſchon deßhalb nach Deutſchland und England. Dießmal war ich genöthigt, in Berlin eine Bonne für den Unterricht im Intereſſanten zu nehmen, die Mère Dye, der es im Rückblick auf Perſonen und Zuſtände nicht gegangen war, wie Loths Weibe bei einer ähnlichen Gelegenheit. Denn, anſtatt zur Salzſäule zu erſtarren, war ſie immer geſprächiger und mercurialiſcher geworden. Viele Leute wollten der guten Mère oder Commère etwas am Zeuge flicken; ſie ſagten, all ihr Geiſtreicheln und Intereſſantiſiren ſey doch nur purer Waſchſchaum; aber ich muß ſie vertheidigen. Sie hat es auf hohe Ziele überhaupt nicht abgeſehen, ſie gedenkt nur ihrer Ahnfrauen, die vorlängſt durch Schnattern das Capitol retteten. Und da übt ſie nun mittlerweile ihr Organ, um bei Stimme zu ſeyn, wenn

dermaleinſt das Capitol des unſchädlichen Liberalismus in Deutſchland gefährdet werden ſollte.

Warum gingen Sie aber nicht zu Ihrem Profeſſor wieder in die Lehre? fragte der Baron.

Der ſaß in Paris dazumal, und las altfranzöſiſche Manuſcripte. Ich reiſte von Algier über Toulon und jene Hauptſtadt, und traf ihn auf der Bibliothek. Da ſah ich nun ein wahres Wunder jetziger Bücherſchnellfabrication oder Schnellbücherfabrication. Denn es iſt gewiß; Sie mögen mir es glauben, oder nicht, mit der linken Hand ſchlug er die Blätter des pergamentnen Folianten um, der vor ihm lag, und mit der rechten ſchrieb er gleichzeitig ein Buch darüber oder daraus, ſo daß, wenn er links in Folio fertig geleſen hatte, ihm rechts ein Octavband abgegangen war. Dazwiſchen dictirte er noch ein ſpirituelles Billet an eine Schauſpielerin, und unterhielt ſich mit einem Arrondiſſements-Commiſſair gründlich über das Pariſer Griſettenweſen. Er blieb folglich nur drei Stadien hinter Cäſars Vielſeitigkeit zurück.

Was aber der zweite Grund meines Abſtechers nach Deutſchland war, ich wollte mir dort wieder einen guten Bedienten miethen. Denn jedes Land hat ſeine eigenthümlichen Producte, die man nirgends anders ſo gut bekommt. Spanien hat ſeine Weine, Italien Geſang, England die Conſtitution, Frankreich die wahre Romantik, und in Deutſchland gerathen die Bedienten am beſten.

Hannoverſche Cölner Angelegenheit.

Bisher ſchien es unmöglich, durch vegetabiliſche Zuſätze die Mutter Weſer eben ſo wohlduftend wie den Vater Rhein zu machen. Endlich iſt dieſer Stein der modernen Chemie gefunden. Die Herren Schmeidel und Deichmann in Nienburg haben ein Riechwaſſer zuſammenlaborirt, welches bald das bisherige Eau de Cologne, wenn auch nicht an Güte, an Aechtheit übertreffen wird. Ich ſage »an Aechtheit übertreffen,« denn bei ſeiner Wohlfeilheit kann es nicht

fehlen, daß man in gar kurzer Zeit durch die Eisenbahnen es selbst in Cöln einführt, und dort als ächt, par excellence, wie in Havannah Bremer Cigarren für eingeborne Glimmstengel ersten Grades verkauft. Dieses unächte und nachgemachte Cölnische Wasser nun ist in Oldenburg bis jetzt nur ächt und unverfälscht bei dem Herrn Kaufmann Brandorf zu haben.

Oldenburger Angelegenheiten.

Wie großstädtisch ist unsere Residenz geworden! Wo sonst am Stau (unserm Hafen) oft nur betagte Schellfische die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, selbst wider deren Willen, auf sich zogen, da werden jetzt frische Dampfschiffe, unter der Leitung unseres geschickten Landsmannes, des Herrn Strack, eins nach dem andern, aus rohen Klötzen in's Leben gerufen. — Möge der Himmel sie vor den Hauptcontagien der Dampfschiffe, vor Feuer und Sturm, bewahren, und ihren Kohlenstoff stets conserviren, auf daß sie sich nie wieder in ihr Vaterland, auf ihr Geburtsflüßchen und zu den Stauwiesen zurück wünschen.

Das wohl gelungene, von unserm Hofmaler Baumbach verfertigte Bild unserer allgeliebten Frau Großherzogin wird von Greveden in Paris lithographirt.

Ernst Willers, unser talentvoller Compatriote, der geschickte Reproducent unserer Eichbäume im Stühe, erfreut sich der seltenen und besondern Gunst des berühmten Landschaftsmalers Koch in Rom. Er wird uns bald mit einigen seiner neuesten Arbeiten überraschen. Möge ihm seine Phantasie bei seiner dereinstigen Rückkehr den blauen Himmel bewahren, über den im Lande der Orangen der Moordampf keine Gewalt hat.

Eins der Pferde, welches die patriotischen Jeveraner, als Zeichen ihrer Anhänglichkeit an unser Fürstenhaus, Ihro Majestät der Königin von Griechenland verehrt haben, hat das Unglück und die Ehre gehabt, auf dem classischen Boden zu verenden.

Mein Liebchen im Unrecht.

Das Unrecht iſt ein Dickicht,
Wer da geräth hinein,
Der wird alsbald confuſe
Und dann verloren ſeyn.
Im Unrecht iſt mein Liebchen
Im allertiefſten Wald,
Flieg zu ihr, treues Täubchen!
Mit Sturmes Allgewalt.
O! klag ihr meine Leiden
Und meine Herzensnoth,
Heim leite ſie dies Fädchen
Von meinem Blute roth.
Zeig' ihr die Schlange Reue,
Die ſie von fern umgarnt,
Zeig' ihr das Strafgeſetzbuch,
Das vor der Todtung warnt.

An eine Sängerin.

Lieben will ich für Dich Liebe,
Doch zum Haſſen paß ich ſchlecht,
Wie ich gerne für Dich ſchriebe,
Aber nicht radiren möcht'.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ßß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour.) feſtgeſetzt. Wegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 26. April. 1838.

Witz und Humor.

Von Dr. Adolph Stahr.

Witz und Humor sind Kinder des Komischen. Aber was ist komisch? — Wir sind gewohnt mit »komisch« und »lächerlich« um uns zu werfen, und jeder meint, er wisse was komisch und lächerlich sey, weil so ziemlich jeder befähigt ist zu lachen, wenn das Lächerliche zur Erscheinung kommt. Aber das ist ein Irrthum. Von Aristoteles bis auf Kant haben die Denker von Profession sich den Kopf darüber zerbrochen, was denn eigentlich das Komische sey, und jetzt kommen die neusten Aesthetiker und zeigen, daß es eigentlich vor ihnen noch keiner gefunden hat. Sonderbar, ja lächerlich genug. Das Lachen, d. h. das Anerkennen des Komischen, ist so alt wie die Welt, und das Erkennen, das heißt das begriffsmäßige Erkennen, desselben soll so jung seyn!

Und doch ist es so. Und der Ruhm, unsere Zeit mit dieser vortrefflichen Entdeckung beschenkt zu haben, gebührt nächst Jean Paul, dem zugleich ausgezeichnetsten Praktiker im Komischen, vorzüglich zweien Männern, deren Werke fast zu gleicher Zeit erschienen sind, Friedr. Theod. Vischer (Ueber das Erhabene und Komische. Stuttgardt 1837.) und Arnold Ruge (Neue Vorschule der Aesthetik. Halle 1837.), welche Bücher hiermit bestens empfohlen seyn sollen.

Kant sagt: »Das Lächerliche ist die plötzliche Auflösung einer Erwartung in Nichts.« Das ist eine Definition, kurz und bündig und sehr plausibel. Aber es fehlt ihr das Beste: sie enthält das Komische selbst gar nicht (ist also somit selbst nur etwa ein Beispiel des Komischen), sondern gibt bloß einen Actus, einen Vorgang an, der bei und in dem Komischen Statt findet, sagt aber nicht, was denn das sey, wodurch jene »Erwartung« erregt, und wodurch sie in Nichts aufgelöst wird. Sie, die Kantische Definition, gibt also, streng genommen, nur an: welchen Eindruck das Komische auf das lachende Subject macht.

»Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt,« sagte Napoleon zum Minister de Pradt, als er allein im Schlitten von Rußland zurückkam. Dieser Satz ist wichtig für die Erkenntniß des Komischen. Denn sehen wir die obige Kantische Definition noch einmal genau an, so ist das, was jene »Erwartung« erregt, ein Erhabenes, und das, was die Auflösung der Erwartung in Nichts hervorbringt, ein Zufälliges, ein lumpiges Bagatell, das dem im besten Zuge begriffenen Erhabenen unversehens unter die Beine geräth und es zum Falle bringt. Erhaben aber dürfen wir Alles nennen, was etwas Besonders und mehr als das Gewöhnliche seyn will. Ein Liebhaber auf dem Theater, dem in einer höchst effektvollen Scene beim Niederknieen vor seiner Geliebten der Degen zwischen die Beine geräth; ein Billardspieler, der nach langem angelegentlichen Zielen mit einem Kir endigt; ein Paar nach langer Trennung sich wiedersehende Freunde, die sich beim Embrassiren die Hüte von den Köpfen stoßen und tausend andere Fälle können als Beispiele dienen.

In diesem Widerspruche nun aber wird das Erhabene überhaupt nicht etwa geleugnet, und zu nichte gemacht — denn das thut oder versucht nur die Frivolität — sondern beides, das Erhabene und das Kleinliche des Zufalls, spielen gutmüthig in einander, und das wahre Lachen ist daher durchaus gutmüthig.

Der eigentliche Gegenstand des Komischen ist nur der

Mensch und sein Treiben — (das Thier, diese »Caricatur des Menschen,« wird nur komisch, wenn sein Verhalten wirklich den Schein annimmt, sich dem menschlichen Handeln und Ueberlegen zu nähern). Denn er ist recht eigentlich selbst, indem er jeden Augenblick an die Bedingungen des Natürlichen und Zufälligen gebunden ist, jener verkörperte Widerspruch, der den Begriff des Komischen ausmacht. Im Drange des höchsten und erhabensten Gefühls kann uns der Geruch eines dampfenden Bratens, wenn wir etwa nüchtern sind, gleichzeitig in Anspruch nehmen, weil die Ansprüche des Magens eben so gut berechtigt und unabweislich sind. Aber nur der Frivole wird daraus den Schluß ziehen, daß jenes Gefühl erlogen sey. Denn die Frivolität leugnet überhaupt das Daseyn der Idee und des Idealen, und die hält die gemeine materielle Erscheinung für das einzig Wahre, und die Liebe ist ihm z. B. eine Krankheit, die durch Purganzen heilbar ist.

Doch es wird hohe Zeit, daß wir uns nach unsern beiden Dioskuren, Witz und Humor umsehen, sonst verliert der geneigte Leser am Ende die Geduld.

Wenn die niedrigste Stufe des Komischen die ist, wo beide Seiten des Kontrastes nur sinnlich angeschaut werden, von welcher Gattung des Komischen der Baiazzo der Seiltänzer und Kunstreiter, der Hanswurst der Puppentheater und etwas höher hinauf der Eulenspiegel die ergötzlichsten Beispiele liefern, so hat der Witz, die zweite Stufe des Komischen, zu seiner Basis und Heimath die Regien des Verstandes, der Reflexion. Auch im Witz wird dem Erhabenen ein Bein gestellt und dasselbe so zu Fall gebracht, nämlich dadurch, daß der Ernst des verständigen Zusammenhanges der Vorstellungen aufgelöst, und das Verschiedenartigste zusammengewürfelt wird. »Der Witz,« sagt J. Paul, »ist der verkleidete Priester, der jedes Paar copulirt.« Aber die Ehe dauert auch nicht lange. Denn jeder Witz ist eigentlich eine Ungereimtheit, die sich aber den Schein zu geben weiß, als habe sie einen Sinn, und der Hörer, der von diesem Schein sich einen Augenblick ge-

fangen nehmen läßt, behält dabei doch zugleich im Bewußtſeyn, daß es eben nur Schein iſt. Wenn der große Sheridan gezwungen, vor dem Parlament knieend Abbitte zu thun, beim Aufheben ſich die Kniee mit den Worten abwiſcht: »dies Haus iſt recht ſchmutzig,« ſo iſt dies ein Witz und ein vortrefflicher dazu, aber nur dadurch, daß der Hörer dem wirklich ſchmutzigen »Hauſe« das »Haus der Lords oder Gemeinen« (ich weiß nicht genau wo die Sache vorging) unterſchiebt, und ſo die ſchmutzigen Hoſen Sheridan's mit den dem Poeten feindſeligen Parlamentsmitgliedern copulirt. Ein noch ſchlagenderes Beiſpiel führt Viſcher an. Es iſt der bekannte Börneſche Ausſpruch: »Als Pythagoras ſeinen Lehrſatz erfunden hatte, opferte er eine Hekatombe von Stieren. Seitdem zittern alle Ochſen, ſo oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.« Dieſer Witz iſt gewiß vortrefflich, und doch haben die Thatſachen, daß Pythagoras eine Hekatombe opferte, und die Wahrheit, daß die philiſtröſe Beſchränktheit vor neuen Ideen zittert, in ſich nichts Zuſammengehöriges; ſondern es iſt die kecke Hand des Verſtandes, die blitzſchnell die uneigentlichen Ochſen an die Stelle der eigentlichen ſetzt, und ſo einen ſcheinbaren Zuſammenhang ermittelt. Der Witz ſelbſt aber beruht gerade darauf, daß eigentliche vierfüßige Ochſen mit einer Vorſtellung zuſammengebracht werden, mit der ſie nicht zuſammen gehören. Denn wäre ein wirklicher Zuſammenhang da, ſo wäre nichts zu lachen.

Der Witz iſt alſo »eine Fertigkeit, mit überraſchender Schnelle mehrere Vorſtellungen, die nach ihrem innern Gehalt und dem Nexus, dem ſie angehören, einander eigentlich fremd ſind, zu einer ſcheinbaren Einheit und Zuſammengehörigkeit zu verbinden.« Daher gehört zum Witz vorherrſchender Verſtand: ein mit einem bedeutenden Vorrath von allerhand Notizen, Vorſtellungen, Anſchauungen u. ſ. f. wohlverſehenes Gedächtniß. Ein Menſch von vorherrſchender Phantaſie oder Gefühl hat daher wenig Sinn für Witz, weil dieſer überhaupt ſeinen Sitz im Gebiete des Verſtandes hat.

Armuth und Kälte sind die schwachen Seiten wie des Verstandes allein, so auch seines enfant gâté des Witzes. Daher bloße Witzbolde, wenn sie sonstiger komischer Gaben entbehren, »meist etwas Gemeines, und ihre Producte einen gewissen Kasernen- und Wachtstuben-Geschmack haben,« wie Blumauers seligen Andenkens. Denn »der Witz ist,« wie Jean Paul so trefflich sagt, »ein Geister- und Götterleugner, weil er an keinem Wesen Antheil nimmt, sondern nur an dessen Verhältnissen. Er achtet nichts und verachtet nichts. Alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird; er will nichts, als sich und sein Spiel, er ist atomistisch, ohne wahre Verbindungen, seine Spiele sind Blasen, die zerspringen, sobald man sie gesehen hat; er überrascht nur Einmal. Kennt man seine Spitze, so ist sie schon abgestumpft.«

Darum ist aber auch der Witz noch nicht die höchste Stufe des Komischen. Er bleibt auf der Stufe der unversöhnten Entzweiung stehen. Denn er ist ohne Liebe, und ohne jenen tiefern Geist, der ins Innere der Welt dringt. Beides aber vereinigt in sich die letzte und höchste Stufe des Komischen, den Humor.

(Der Beschluß folgt).

Der Narr und der König von Westphalen.

Auf einem niederdeutschen Landgute lebte ein geistreicher unverheiratheter Gutsbesitzer seinen vielen freiwilligen Geschäften für das Wohl der Menschheit, den Wissenschaften und seinen Freunden. Zu den mannichfaltigen Gästen, die seine Gastfreundschaft täglich bewirthete, gehörte auch ein pensionirter ältlicher Lieutenant, ein traditioneller Edelmann, den wir Herrn von Mammuth nennen wollen, der nur von den Thaten seines Aeltervaters, von der Härte einer gnädigen Tante und von den Wachtparaden des hochseligen Fürsten zu erzählen wußte. Nur objectiv interessant, fühlte

er ſich, im vermeinten Nimbus eines intereſſanten Geſellſchafters, unglücklich, wenn er nicht das Stichblatt der Tafel ward. Und ſo geſchah es, daß der Humor, der ſich in beſſeren Tiſchreden die Sporen verdiente, auch ihn zuweilen mit vorübergehenden Fragen ritzte. Dabei übernahm er mit ſeiner kerzengeraden Figur am liebſten jede Rolle, die eine Art Repräſentation erforderte. Jeder Zoll von ſich war ihm ein König. — Eines Tages, an welchem er ſich als gewöhnlicher Complimentarius, der Erſte im Speiſeſaal eingefunden hatte, wurde dem Herrn vom Hauſe ein wahnſinniger Pferdehändler gemeldet. Der arme Schelm war einſt reich und geitzig geweſen, dann zum Concurſe gekommen, und jetzt ein armer Weltbeglücker geworden. Seine Narrheit war indeſſen nicht gefährlich. Gewöhnlich verſchenkte er Wechſel, die auf Augsburg lauteten, wonach jedes Jahr, jeden Monat, jede Woche, jede Stunde, jede Minute, jede Secunde zehntauſend Gulden gehoben werden konnten. Alle lächelten ihm zu, ja man ergötzte ſich an der reichen Phantaſie eines Landsmannes, zu einer Zeit, als die Bankozettel des Landes faſt den Unwerth der Papiere des armen Geiſteskranken erreicht hatten.

»Gnädiger Herr!« rief er dem zum Speiſeſaal ſchreitenden Beſitzer des Schloſſes zu. »Führen Sie mich zum »König von Weſtphalen! Der Geiſt hat mir vertraut, daß »der König von Weſtphalen hier iſt. Der allein kann Rath »ſchaffen. Die Deiche und die Dämme in den Marſchen »(Niederungen) ſind durchgebrochen. Wo iſt der König? »Er iſt hier, der Geiſt ſagt es mir.«

Beide Hiobsposten waren übrigens ein Hirngeſpinſt, die See war ruhig, ihre Deiche unangefochten, der König von Weſtphalen in Caſſel oder auf einer Parforcejagd. — Da fiel dem Angeredeten der Scherz ein, den Herrn von Mammuth flugs zum noch neuer gebackenen König Hieronimus zu machen, als dieſer ſelbſt war. Er unterrichtete ihn von Begehr des Unglücklichen, erwirkte, daß Mammuth die Rolle eines Königs übernahm, und, ſtolz auf und nieder gehend,

ſich einen majeſtätiſchen Gang einübte, als der Pferdehändler unangemeldet nachfolgte.

»Das iſt der König von Weſtphalen,« rief dieſer begeiſtert, während die Learaugen an den ſelbſtgefälligen Blicken des neuen Bruders Napoleons auf und nieder rollten. »Der »Geiſt hat mir vertraut, daß Ew. Majeſtät hier ſind,« fuhr er fort. »Geben Sie Rath, die Deiche und Dämme ſind »in den Marſchen durchgebrochen. Reichen Sie Hülfe aller»gnädigſter Herr!« bat der Wahnſinnige.

Der Angeredete zögerte, eine ſolche Frage, die Menſchenwohl betraf, war nie an ihn gethan. Als aber der Pferdehändler dringender wurde, und der Herr des Hauſes mit dieſem ſeine Bitten, um weiſe Belehrung von Seiten Seiner Majeſtät, vereinte, da ſprach er mit Salbung, entzückt über ſeinen gefundenen Rath: »Mein Freund! man »ſoll das Waſſer ausſchaufeln laſſen.«

Beſtürzt ſah der Narr den Gutsbeſitzer an und brummte ihm denn kopfſchüttelnd auf gut plattdeutſch zu:

Dat is ehn bedröwt dummen Kerl, de König von Weſtphalen!

(Das iſt ein betrübt dummer Kerl, der König von Weſtphalen!)

Urlaub auf beſtimmte und unbeſtimmte Zeit.

Weil du im Herzenslande
Fortwährend Aufruhr machſt,
Die ſouverainen Bande
Der Liebe ſtets verlachſt;
Geb' Urlaub, ich dein Kaiſer,
Ein langes Jahr lang Zeit,
Biſt du dann liebeweiſer
So ſteht dein Thron bereit;
Wenn dann noch, »ferne leben,«
Dir mehr gefallen mag,
Will ich dir Urlaub geben
Bis an den jüngſten Tag. —

Klage.

Könnt' mein treues Herz ich glätten,
Glätten die gefurchte Stirne!
Ach! es wohnt in jeder Falte
Mir das Bild der schönsten Dirne.

In dem Königl. Dänischen Lottocalender auf das Jahr 1835 findet sich folgende, für Geschichtsforscher gewiß interessante

Zeitrechnung.

Von der Geburt Jesu Christi	1835
Vom Anfang der Welt, nach Calvisius Rechnung	5781
Von der Sündfluth	4128
Vom Anfang des Königreichs Dänemark durch Dan, den ersten König	2908
Von der Geburt Frederik VI. Königs zu Dänemark ꝛc. ꝛc. ꝛc., den 28sten Januar 1768 .	67
Vom Antritt Seiner Regierung, den 13ten März 1808	27
Vom Anfang des Julian. Calenders . . .	1880
Vom Anfang des Gregorianischen = . . .	235
Vom Anfang des Verbesserten = . . .	136
Von Errichtung des Lotto di Genova oder Seminario von Benedetto Gentile 1620 . .	215
Vom Anfang der Ziehung in Altona, den 18ten April 1771	64
Vom Anfang der Ziehung in Kopenhagen, den 18ten Juli 1771	64
Vom Anfang der Ziehung in Wandsbeck, den 6ten Januar 1774	64

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 5. Donnerstag, 3. Mai. 1838.

Witz und Humor.

Von Dr. Adolph Stahr.

(Beschluß.)

»Der Humor,« sagt Jean Paul, »gleicht dem fabelhaften Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung zum Himmel auffliegt.« Das ist vortrefflich; aber wir werden es erst verstehen, wenn wir die Sache zuvor unbildlich betrachten.

Die Alten kannten den Humor nicht, weil ihnen das Bewußtseyn des Widerspruchs zwischen Welt und Geist fehlte, welches erst in dem christlich germanischen Leben heraustrat. Sie waren mit der sie umgebenden Welt des Realen in Einheit, befriedigt in ihr, so vollständig, daß sie, weit entfernt von der Sehnsucht nach einem verlornen Höheren, durch den Tod Wiederzuerreichenden, diesen vielmehr als die Vernichtung ihres wesentlichsten Selbst's ansahen. Diese Lebensansicht, wie sie bereits die fünf ersten Verse der Iliade aussprechen, ist ein Grundzug in dem Character des klassischen Alterthums.

Doch verirren wir uns nicht von unserm Thema. Wie in allen vorhergehenden Arten des Komischen, so wird auch im Humor ein Erhabenes klein gemacht, und zwar nicht dies oder jenes Erhabene, sondern das Erhabenste. »Das

Geistigste, Idealste, was ein Menschenherz empfinden, ein Menschengeist erstreben kann, was in der Betrachtung des Weltganzen uns begeistert, läßt der Humorist durch Collision mit dem Kleinsten in derselben Welt, in demselben Menschen lächerlich werden.« Ja der Humor hat es eigentlich gar nicht mit einzelnen Thoren, sondern nur mit der Thorheit überhaupt zu thun. Die einzelnen Thoren sind vielmehr seine Lieblinge und Schützlinge, und in der humoristischen Darstellung des einzelnen Falls ist es ihm nicht etwa um diesen einzelnen Fall, sondern vielmehr um das Allgemeine, welches jenen darstellt, zu thun, daher der Humorist auch sich selbst nicht schont und zu schonen braucht. So wird im Don Quixote »nicht ein einzelner Schwärmer von einem einzelnen Prosa-Menschen eludirt, sondern der ewige Gegensatz des Idealismus und Realismus überhaupt zur Anschauung gebracht.« Ebenso wenig handelt es sich im Don Juan und Leporello, im Faust und Wagner um diese einzelnen Individuen, sondern um die ewigen Antinomieen zwischen urgewaltiger, bis zu frevelhaftem Trotze sich steigender Genialität, und geistiger, von den Widersprüchen des Guten und Bösen kaum berührter, Bornirtheit in dem einen, und zwischen ruhelosem Ringen des sich Gott ähnlichdünkenden Menschengeistes und selbstzufrieden in sich erstarrter Philisterei in dem andern Falle. Daher ist der Humor solcher Kunstschöpfungen ein ewiger und sein Genuß an Zeit und Ort nicht gebundener. Der wahre Humor ist eine Weltanschauung.

Darum gehören zu ihm denn auch als wesentliche Ingredienzien Ernst, Tiefe und Reichthum des Geistes. Die ernstesten Völker, die Engländer und Spanier, haben die größten Humoristen aufzuweisen. Zeuge des sind Shakespeare, Sterne, Goldsmith, Cervantes; demnächst die Deutschen mit Hippel und Jean Paul. Die Franzosen und Italiener haben Witz und Burleske kultivirt, aber keinen Humoristen aufzuweisen. Zweitens aber gehört zum Humor die Liebe, und zwar die Liebe, die die

geſammte Menſchheit im Herzen trägt. Denn der Humor will nicht geißeln und höhnen, nicht ſtrafen und richten, ſondern er iſt milde und duldend, er will nicht ordnen und ändern, nicht die Welt einrenken, ſondern nur die Erſcheinung in ihrer Wahrheit erſcheinen laſſen.

Gewöhnlich meint man, es ſey ganz leicht über das Vorhandene, und über ſich ſelbſt mit, allerhand Witze und Schwänke und ſo ſich zum Humoriſten zu machen. Aber das iſt ein Irrthum. Solch zufälliges Gebahren mit der Form des Humoriſtiſchen wird leicht platt und bizarr, »man fühlt die Abſicht« und die Unfreiheit des Spaßmachers »und man iſt verſtimmt.« Auch iſt es keine ſeltene Erſcheinung, daß ſolche ſeynwollende Humoriſten doch keineswegs über gewiſſe Zwecke, Neigungen, Leidenſchaften und Schrullen ihrer eignen Perſon Spaaß und Scherz vertragen; wodurch ſie denn ſchon hinlänglich dokumentiren, daß ſie dem wahren Humor, der hier keine Ausnahme ſtatuirt, noch fern ſind. Wenn nun aber eine außerordentliche Geiſteshöhe und das edelſte Selbſtvertrauen auf den Werth und innern Gehalt der eignen Perſönlichkeit dazu gehört, dieſelbe auch zu Zeiten wegzuwerfen, und z B. im Stande zu ſeyn, wie Leſſing im tiefſten Schmerze ſeines Lebens, für ſeinen Kummer den humoriſtiſchen Ausdruck zu finden und zu brauchen, oder zugleich in Liebe zu ſeyn und darüber zu ſcherzen; ſo iſt auch auf der andern Seite ein Menſch noch nicht ganz heruntergekommen, ſo lange er ſich noch die geiſtige Freiheit bewahrt hat, humoriſtiſch über ſich ſelbſt zu ſcherzen. Viſcher führt hier als Beleg ganz vortrefflich den Vater aller Humore an, wir meinen Shakeſpeare's Falſtaff, dem man trotz ſeiner bodenloſen Lüderlichkeit dennoch nie böſe ſeyn kann, »weil er immer wieder mit freier Willkür über ſeiner Lumperei ſteht, und das Verfolgen ſeiner gemeinen Zwecke als etwas Zweckwidriges weiß und bekennt.« Darum dienen ihm auch, ſetzen wir hinzu, jene gemeineren Naturen, der Bardolph Piſtol u. ſ. w., nur zu Folien, unter denen er wie ein König daſteht.

Humor heißt Flüssigkeit, und selbst dieser Name ist höchst bedeutsam. Es ist die edelste aller Flüssigkeiten, und »manche Stockung in den Säften des geistigen Lebens, durch bittere Erfahrungen von der Nichtigkeit auch des Größten veranlaßt, würde in Fluß gerathen, wenn der Leidende dies geistigste aller Wasser dagegen aufbieten könnte.« (Vischer S. 207). »So ist auch wahre geistvolle Geselligkeit ohne Humor gar nicht denkbar. Naturen, denen es mit Allem Ernst ist — sind achtungswerth, aber zum Gesellschafter (sagt derselbe S. 213) möchte ich den Mann, der im praktischen Leben und Wirken diese Treue auch hat, aber bei einem Glase Wein auch die tiefe Weisheit des Satzes zu schätzen weiß: daß Alles einerlei ist.«

Hier schließen wir unsere Bemerkungen über die verschiedenen Gestaltungen des Komischen in seinem Entwickelungsgange; wie sie in den oben von uns angeführten beiden Werken vortrefflich auseinandergesetzt sind. Auf diese Werke hinzuweisen war eigentlich unsrer Hauptabsicht, und es würde diese auf das Vollständigste erfüllt werden, wenn mancher unsrer geneigten Leser, durch dies hier Gebotene unbefriedigt, aber doch ebendadurch auch angereizt worden seyn sollte, an den Quellen selbst zu schöpfen. Dem Herrn Herausgeber dieser Blätter aber wollten wir bei seinem löblichen Unternehmen: den Productionen ächten Witzes und wahren Humors in seinem Blatte eine Art Freihafen zu eröffnen, hiemit den besten Erfolg gewünscht haben. Eine humoristische Weltanschauung thut in Wahrheit unserer Zeit vorzugsweise noth, wo die Gegensätze in starrer Schroffheit unversöhnt einander gegenüberstehen, geharnischt zum Kampf auf Leben und Tod, finsteren unversöhnlichen Groll im Herzen, die Hand an das Schwerdt gelegt; und wo mancher Aengstliche, Schlimmes fürchtend, mit dem alten Sir John Falstaff sprechen mag: »Ich wollt' es wäre Schlafenszeit und Alles aus.«

Ein Brief von Senne,

addreſſirt:

A Monsieur Monsieur Tapernon Maitre de Langue Française Poſtfrei Bremen à Emden.

Mitgetheilt von Hermann Köpe.

(Wörtlich abgedruckt.)

Liebſter Freund,

Iſt es nicht anderthalbe Ewigkeit, daß ich keine Nachricht von Ihnen habe? Haben Sie mich ganz vergeßen? Was machen Sie? Denken Sie, daß ich nicht wünſche zu wißen wie es Ihnen allen gehet? Wollen oder haben Sie ſchon Himmelfarth gehalten, daß Sie Sich um die Erde und Ihre irdiſchen Freunde gar nicht mehr bekümmern? Das hätte ich doch bey meiner armen Seele nicht gedacht! Machen Sie ja, daß ich bald Briefe erhalte, ſonſt verliere ich auf — eine ganze Viertelſtunde mein winziges Gehirne; und Sie wißen wohl, daß ich damit Schiffbruch zu leiden gar ſehr oft in Gefahr bin. Mir gehts? Vortreflich, entſetzlich gut! außer daß mirs hier nicht behagen will, und daß ich noch ein halbes Dutzend Brodſorgen mehr habe, als ich wünſche. Das füllt mir dann den Hirnkaſten, der von ſeiner gehörigen Subſtanz ziemlich leer ſein mag, zuweilen mit weidlichen Grillen. Tuht aber nichts! Wißen Sie daß ich nach England gehen werde? Ja, ja! sans spas! In einem Anfalle von Weisheit, — von Narrheit, wollen meine Freunde ſagen — habe ich ſtraks den Endſchluß gefaßet, eine philoſophiſche Pilgerſchaft zu machen. Die Urſachen! What the dewce, do You think, I act without reasons? No, no I have very strong and weighty ones; but I can't explain them now!*) Die Oſtermeße bin ich in Schleſien geweſen, als Quasi-Hofmeiſter mit dem

*) Zum Henker! Meinen Sie ich handle ohne Gründe? nein, nein, ich habe deren bündige und wichtige, die ich nur jetzt nicht erörtern kann.

armen Teufel von Kerl, dem Grafen von S— *), der der größte Hypochondriaker war, den das heilige römische Reich faßen kann. Es wird zu weitläufig Ihnen den ganzen Kohl zu erzählen, ich müßte sonst ein ganzes Buch voll schmierakeln; und dazu habe ich weder Zeit noch Lust. Aber von England! Ich werde vermuthlich einige gute Empfehlungsschreiben mit bekommen; und die Engländer werden mich doch nicht verhungern laßen? Ich bin doch wohl ein Kerl, der noch zu verschiedenen Geschäften zu gebrauchen ist; und zur Noth ist mirs einerley, ob ich deutscher, englischer, griechischer oder lateinischer Schulmeister bin. Ich habe große Lust so ohngefähr ein Jahr in Oxford oder Cambridge auf den Pandekten herumzureiten; das wird nicht misbehaglich seyn und mir überhaupt keinen Schaden thun. Denken Sie nicht? Und das geschieht flugs zu Michaelis, wenn mir kein Strich durch meine Rechnung gezogen wird. Könnte ich Sie auf meiner Reise nicht ein Paar Tage an Ihrem Erdenzipfel besuchen? Schnurrigt genug! Doch nein, der Umweg würde zu groß seyn, und ich muß dann in größerer Eile seyn, als Hannibal, da er über die Alpen gieng. Finden Sie nicht, daß ich noch die alte rastlose Seele bin? Wird nie anders werden. Ist Rüdiger noch in Emden? Der arme Schelm wird verschiedenes wider mich einzuwenden haben; ich muß ihm schreiben und mich rechtfertigen, wenn Sie mir Nachricht geben, ob er sich noch dort befindet. Und Herr Boßhagen mit seiner Familie? Ich bin warlich in einer so dunkeln Unwißenheit, als wenn ich in einem Schifsgefängniße säße um gekielhohlt zu werden. Machen Sie ihm meinen Gruß, und sagen Ihm, ich würde gewaltig zanken, wenn Sie zusammen mit Ihrem Todenstillschweigen so fortführen. — — Nein, nein; ich muß nicht nach Emden kommen; ich möchte mich zu lange aufhalten, sondern

*) Der Namen des »armen Teufels« ist aus Discretion hier nicht ausgefüllt. Doch steht jeder Grafenfamilie, deren Anfangsbuchstabe S. lautet, vielleicht zur Begründung von Erbfehlern, frei, bei der Redaction sich zu erkundigen, ob damit ein Mitglied ihrer Familie gemeint sey.

ſtracks nach Hamburg ins Schif, weil die Jahrszeit ſchon ſpät iſt, und ich vor dem Schluß der Kollegien doch nicht fort kann. Ich freue mich warlich wieder auf den Spazierweg; denn wenn ich immer ſo halbeingepöckelt hier liege, wird mein Gehirn ſchal, wie verdorbener Eßig von Holzäpfeln. Schreiben Sir mir ja bald, daran werde ich erkennen wes Geiſtes Sie noch gegen mich ſind. Sehn Sie, da ich nun durch Ihre Hülfe meinen Hals aus der verdammten Schlinge gezogen habe, befinde ich mich überall recht wohl, und Sie können gar nicht glauben, wie vielen Dank ich Ihnen insgeſammt ſchuldig bin! — Mais suffise pour cette fois; Vous savés que je suis homme honete et sincere, quoiqu' ailleurs etrangement plein de caprices et singularités. — Faites mes respects à Madame Votre Epouse et baises Vos cheres petites de ma part, qui reste de tout mon coeur avec les plus vifs sentemens de reconnaissance

Mousieur

Leipsic. Votre tresh. Serv.
27 Août. 88. autrefois Normann; à présent Seume, mais tonjours le même.

Der Herr Magiſter Schmidt läßt ſich Ihnen empfehlen. Mein Logis iſt jetzt Im Schumachergäßchen in Heerdegens Hauße. Nicht ein recht martialiſcher Nahme?

»Seume war,« ſo erzählte dem Einſender dieſes vor mehreren Jahren der alte Herr, an den dieſer Brief gerichtet iſt, »mit den heſſiſchen Truppen aus Amerika zurückgekehrt »und genöthigt worden bei den in Emden garniſonirenden »preußiſchen Truppen, unter Befehl des Generals de l'Homme »de Courbière, als Gemeiner Dienſte zu nehmen. Sein »Charakter und ſeine Bildung erwarben ihm indeß bald »Freunde und ſelbſt die Gewogenheit ſeines Generals, deſſen »Tochter er unterrichtete. Die Verſuche indeß, ihn loszu-

»kaufen, mißglückten und er entſchloß ſich, zu deſertiren, »wurde jedoch bald wieder eingefangen und zur Spißruthen»ſtrafe verurtheilt, welche ſein General jedoch in Arreſt bei »Waſſer und Brod milderte. Er ſchrieb in ſeinem Kerker, »mit Ketten belaſtet, eine Dankſchrift in fünf Sprachen. »Im Anfang des Jahres 1788 erhielt er einen andern »Compagniechef; die Verſuche, ihn loszukaufen, wurden er»neuert. »»Freilaſſen kann ich ihn nicht,«« erwiederte die»ſer wackere Mann, »»indeß will ich ihm Urlaub geben, und »»kommt er nicht wieder, ſo zahlen Sie 200 Rthlr.,«« wel»ches mit Freuden angenommen wurde. Der General reiſ'te »eben nach Magdeburg und nahm ihn auf dem Kutſchbock »mit, von dort ging er nach Leipzig. — Aus der projectir»ten Reiſe nach England iſt nichts geworden. Beide Freunde »haben ſich hienieden nie wieder geſehen.«

Bettler's Klage.

Ich liebte mein Hündchen, theilt mit ihm mein Brod;
Es hat mich umſprungen in Freuden und Noth,
Da ſchlug es der garſtige Freiknecht todt, —
Nun ſteh ich ſogar mit dem vor Gericht.
Der Kerl fordert trotzig: Scharfrichterspflicht.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ßß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 6. Donnerstag, 10. Mai. 1838.

Jocko,

der Triumph der dramatischen Kunst des XIX. Jahrhunderts.

Von Dr. Adolf Stahr.

Auch bei uns in Oldenburg ist die hehre Kunstgestalt des unvergleichlichen Jocko endlich über die Bretter gehüpft, und hat wie in Balletten, so schließlich in einem eigenen Drama: Negerrache, oder: Domi, der amerikanische Affe (romantisch-komisches Schauspiel mit Gesang und Gruppirungen in drei Acten. Musik von Adolph Müller) die respectiven Kunstfreunde entzückt. Längst schon hatten freilich begünstigtere Sterbliche in größern Städten des deutschen Vaterlandes sich an den Affenkunst-Leistungen großer Pithekomimen, eines Klischnigg und Mazurier, erlabt; indessen wie weiland Polyphemos ungeschlachten Andenkens den göttlichen Dulder Odysseus vor seinen Gefährten mit dem Versprechen auszeichnete, daß er ihn wolle:

zuletzt verspeisen nach allen seinen Gefährten,

so scheint es auch der zu seiner Vollendung gediehene Kunstgeschmack, dieser dramatische Polyphemos unsrer Tage, mit unserem Städtchen im Sinne gehabt zu haben. Und dies darf wenigstens ein Trost seyn dafür, daß wir so lange von ihm zurückgesetzt worden sind.

Zwar haben sich hier und da einige Stimmen vernehmen lassen, die befangen in den bestaubten und verrosteten Kunstansichten eines Lessing, Göthe, Tieck, und wie die Perrüken weiter heißen, über die Entwürdigung des heiligen Geistes der Kunst Wehe! gerufen, und es eben so entsittlichend als verrucht gefunden, daß in dem Tempel der Kunst, der die hehren Gestalten Schillers und Shakespeare's, diese Manifestationen des Göttlichen in der Kunst, der schauenden Menge vorzuführen bestimmt, jetzt die Bestialität hypostasirt und die Künste und Thaten der Affennatur entfaltet worden seyen, Leute, die in ihrer moralischen Zornesentrüstung sogar soweit gegangen sind, die Schauspieler zu beklagen, die mit solchen Rivalen zusammen zu agiren genöthigt, und was dergleichen mehr. Aber es bedarf nur eines unbefangenen Blicks in die Sache selbst, um solches Gerede in seiner ganzen Nichtigkeit, und die Berechtigung der Affen zur Mitwirkung in der dramatischen Kunst in ihrer vollen Glorie erscheinen zu lassen.

Zunächst leben wir ja anerkanntermaßen in dem Zeitalter der Emancipation, die in dem Streben nach vollkommner Gleichstellung aller Menschen und Menschenracen ihre Basis hat. Nun ist es aber eine Thatsache, daß die Affen noch keineswegs mit ihren Ansprüchen auf »Menschlichkeit« und collaterale Verwandtschaft mit der species homo seitens der Wissenschaft gänzlich ab- und zur Ruhe verwiesen sind. Ihre auffallende äußere Menschenähnlichkeit ist seit Jahrtausenden von den tiefsten Forschern anerkannt. Aristoteles geht sie in einem eigenen Kapitel seiner Thiergeschichte ganz speciell durch (Hist. Anim. II, 5), Plinius desgleichen (VIII, 54. XI, 62, und 100) und Cicero's Spruch, jene Worte des alten Ennius:

Simia quam similis turpissima bestia nobis,

ist bekannt genug, und wahr dazu. Und um denn auch schließlich noch einen Neueren anzuführen, so stehe hier Wieland, der laut Bericht des großen Dresdner literarischen und Kunst-Lohnbedienten K. A. Böttiger behauptet (siehe Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen

aus K. A. Böttiger handschriftl. Nachlasse I, S. 185), »er habe immer die Meinung gehabt, daß die Menschen eigentlich nur als eine höhere Klasse von Affen zu betrachten wären, welches besagte Affengeschlecht zu civilisiren sich gewisse höhere Genien von Zeit zu Zeit verkörpert hätten.« Warum also ihnen die Emancipation verweigern?

Aber das ist noch lange nicht Alles, denn noch bliebe jenen empörten Kunst-Zeloten immer die Einrede: »Gut! ihr emancipirt die Sclaven, die Leibeigenen, die Juden, die Weiber, so emancipirt denn auch die Affen, aber — gradatim, und nicht solchergestalt, daß ihr ihnen sofort die höchsten Kunstinteressen in die Hände gebt.«

Allein auch diese Einrede ist, mindestens gesagt, einem sehr bornirten Standpunkte angehörig. Diese Eiferer sehen geradezu den Wald vor Bäumen nicht. Wir können den Spieß umkehren und ihnen mit weit größerem Rechte die Behauptung entgegenwerfen, daß gerade die Kunst, und namentlich die dramatische, in ihrem tiefsten Grunde für die Affennatur ressortirt, und ihre höchste Vollendung nur von der richtigen Benutzung dieser, wie wir sofort zeigen werden, unumstößlichen Wahrheit zu erwarten und zu hoffen steht. Aber wie das? Der geneigte Leser soll es sogleich erfahren.

Was ist Poesie, so überhaupt als insbesondere dramatische Poesie? »Nachahmung,« lautet die Antwort, wenn wir den tiefsten Denker aller Zeiten, wenn wir Aristoteles fragen. Geht hin, und les't seine Poetik, und Hurd's, Buhle's, Lessing's Kommentare dazu, wenn ihr euch überzeugen wollt. Ist dies Princip der Nachahmung richtig — und Aristoteles ist, dünkt uns, eine Autorität, der man schon einmal folgen kann — nun was folgt denn daraus? Welches Geschöpf ist denn dasjenige, dem in der Macht der Nachahmung die Palme gebührt? Fragt alle Naturhistoriker der Welt, und wenn einer auf diese Frage nicht »den Affen« nennt, so ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt. Haben die sinnigen Griechen ihn nicht ebendeswegen πίθηκος und die Römer simia genannt? Durch

wen ſoll alſo das höchſte Ideal der Kunſtnachahmung, die Wahrheit, erreicht werden, wenn nicht durch dieſe Kunſtbeſtien, deren enger Bezug zur Kunſt auch wahrlich nicht erſt ſeit heute und geſtern erkannt iſt. Wie viele Poeten und Schauſpieler haben die affentreue Wahrheit zu ihrem Princip gemacht, und wirklich Großes darin geleiſtet! Wer möchte ſich noch mit prüder Vornehmheit von einem Affentheater, wo wirkliche Affen agiren, wegwenden, und die Affenkarren der herumziehenden Bärenführer mitleidig achſelzuckend betrachten, wenn er anders bedenkt und weiß, daß ja auch die Kunſt, der wir die Götterbilder eines Aiſchylus und Sophokles verdanken, mit Theſpis, des älteſten Theaterdirectors und Bühnendichters, Karren begann!

Da nun aber die boshaften Beſtien ſelbſt, denen das dolce far niente über Alles geht, bekanntlich bloß aus wohlbegründeter Furcht, von den Menſchen civiliſirt und zur Arbeit forcirt zu werden, bisher hartnäckig zu ſprechen verweigern, und ſomit nicht wohl für die redenden Kunſtleiſtungen gewonnen werden können; da es ferner, wie wir gezeigt, feſtſteht, daß doch eben ſie die eigentlichen Träger der dramatiſchen Kunſt und an ſich (aber leider noch nicht ganz für ſich und für uns) wenigſtens die eigentlichen Künſtler ſind, iſt es da nicht die herrlichſte Aufgabe für die Univerſalität der Menſchen, ſich durch tiefes Studium und treuſten Fleiß ſo ganz in die Affennatur zu verſenken, und dieſelbe ſo ganz in ſich aufzunehmen, daß dadurch wenigſtens ein Surrogat für den entbehrten Genuß, einen ächten oſtindiſchen Affen im Soccus oder Kothurn daherhüpfen zu ſehen, gegeben werden kann. Und dieſe Aufopferung, dieſes reine, auf das Edelſte gerichtete, Streben ſoll verkannt, geſchmäht, verhöhnt und verrufen werden, damit einſeitige und bornirte Kunſtgeſchmäckler Recht behalten können!

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Aber getroſt. Die Morgenſonne der jungen Kunſt-Freiheit erwacht, ihre Strahlen vergolden das ſtarre Eis auf den

alten Gletſchern um es bald zu ſchmelzen. Bald wird es von einem großen Mimen heißen:

Jeder Zoll ein Jocko!

und die daherrollende Lawine des ächten Kunſtgeſchmacks der Pavians-Mimeſis ſtürzt die einſamen Bergestannen der Poeſie und dramatiſchen Kunſt, die Shakespeare, Göthe, Schiller, Schröder-Devrient und Seydelmann in den Abgrund der Vergeſſenheit *).

Zwei Erlebniſſe Göthes.

Erlebniſſe? Ja Erlebniſſe, Erlebniſſe Göthes.

In einer Zeit, wo es überall mehr auf den Titel als auf den Gehalt, in ſofern man unter dieſem letzten Wort nicht »Beſoldung« verſteht, ankommt, iſt ein neuer Titel ſchon einer neu entdeckten halben Welt zu vergleichen. Mit beſcheidenem Selbſtbewußtſeyn erwarte ich daher, daß durch dieſen Ausdruck, der einen »Kuß« wie eine Hinrichtung mit gleicher Präciſion bezeichnet, die allväteriſchen, ſo zu ſagen in Saat geſchoſſenen, Phraſen der letzten Jahrzehnte, als da ſind: »Reiſebilder, Skizzen, Album, Zuſtände, Anek- u. dgl. m.« verquirlen, und daß mir das große Verdienſt der Journaliſtik, den bisher kaum in Wörterbücher aufgenommenen Ausdruck »Erlebniſſe« zum täglichen Gebrauch empfohlen zu haben, zugeſtanden werden wird.

Da aber in unſern Tagen, wo Göthes Abſolutheit, namentlich in höhern Zirkeln glücklicher Optimiſten, nur zu gern ſchon deshalb anerkannt wird, um jüngern Schriftſtellern, die es ſicher nicht bis zum Geheimerath bringen, das

*) Nach dieſer überzeugenden Lobrede auf die Affwerdung und auf die jockoſen theatraliſchen Vorſtellungen überhaupt, wird der Zuruf:

»Nicht zum Menſchen, nein! zum Affen,
»Hat dich Gott der Herr erſchaffen.«

nicht fürder eine Beleidigung, vielmehr ein Schmeichelei, etwa wie das ſächſiſche »Liebes Thierchen!« ſeyn D. R.

durchbohrende Gefühl ihres Nichts zu conserviren, — man sich noch mehr, als Herr Wagenfeld mit seinem Sanchuniaton, in Acht nehmen muß, Göthische Erlebnisse ohne certificats d'origine zu verbreiten, so will ich bei beiden meinen Gewährsmann nennen.

Der verstorbene Professor Zimmermann in Hamburg erzählte: Göthe besuchte seinen alten Freund, den Geheimerath und Professor W., dessen liebreizende Tochter ein würdiger Apfel seines Stammes und dabei so gelehrt war, daß sie sich wohl in Herrenkleidung für einen schwachen Candidaten der Philologie, in allen todten Sprachen, mit sicherm Erfolg des ersten Characters, hätte examiniren lassen können. Nachdem Göthe die Tochter gehörig bewundert, Meister und Schülerin gehörig belobt, diese aber ihm, wie der Schüler im Faust, ein Stammblatt überreicht hatte, schrieb er ihr menschlicher, d. h. humoristischer, als Herr Mephisto sein:

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.*),

folgende ähnliche Worte:

Der Griechen Mythenthum und Fabel
Und was dich sonst dein Vater lehrt,
Das bleibt für dich der Thurm zu Babel,
Bis es die Liebe dir erklärt.

Der Erklärer der Boißereeschen Bilder, Herr Bertram, pflegte bei Vorzeigung eines Gemäldes, sicher mehr aus einer localen Erinnerung als aus Causal-Zusammenhang, denn das Bild stellte den Tod der Maria vor, folgendes Erlebniß Göthes zum Besten zu geben:

»Zu der Zeit, als die verbündeten Herren in Frank»reich auf ihren Lorbern ruhten, war Göthe, wie fast all»jährig in jener Zeit, bei uns in Heidelberg zum Besuche. »Eines Morgens, als der Alte noch im Bette lag, wurde »ihm ein —scher Offizier, einer seiner blindesten Enthu»siasten, gemeldet. Er habe, ließ er dem Poeten sagen, »einen Umweg von zwanzig Meilen gemacht, um seinen

*) Göttlich werdet Ihr seyn, erkennet Ihr Gutes und Böses.

»größten Wunsch: Göthe von Angesicht zu Angesicht zu »schauen, erreichen zu können. Wolfgang erklärte aber »rund weg, er wolle den Fremden nicht sehen. Der Offizier »wiederholte dem achselzuckenden Kammerdiener seine Bitte »mit dem Anfügen, wie seine Bewunderung des Dichter-»Fürsten ihm die schwerste Strafe zuziehen könne, wenn »sein Abweichen von der Marschroute an den Tag käme; »er rührte durch seine Mienen den Kleinbotschafter sogar, »der wiederholt für den enragé seines Herrn bei diesem »intercedirte, alle Versuche waren aber vergebens. Göthe »blieb verneinend im Bette liegen. Da verkehrte sich seines »Verehrers Liebe in Zorn. Zur Seite stieß er den Kam»merdiener, dann eilte er mit gezücktem Schwerdte an des »Dichters Lager, indem er ausrief: »»Noch habe ich jede »»Schanze, auf die ich losstürmte, genommen, und das »»Bett eines eigensinnigen Poeten sollte meinen Augen ver»»borgen bleiben?««

»Was that der erstürmte Göthe? Kaum trat der Of»fizier an sein Lager, bereits durch die heilige Nähe des »Sehers wie durch die Erreichung seines Wunsches calmirt, »als der Herr Geheimerath anfing, successive dermaßen Ge»sichter zu schneiden, daß der Krieger, der ohnehin nicht »lange warten konnte, nur die Züge eines Grimaciers, »nichts aber von den Göttermienen des Verfassers der Iphi»genie, des Tasso's und des Faust's erkennen konnte.«

Hätte der Offizier doch zeichnen gekonnt; ich bin überzeugt, diese Lineamente würden jetzt gesucht und sogenannte Modegesichter werden, wenn man sich in Gesellschaften befindet, die man zu gemischt findet, und bisher nur mit dem Gähnen bestraft. Aber Grimassen à la Goethe, in tableaux in Bildern, wären schon an sich ein würdiges Studium. Grimassen à la Goethe! welch ein himmlisches, welch ein bildendes Amusement!

Unterschied zwischen Vor- und Zunamen.

Bei einer Militairaushebung wurde kürzlich der Name eines Soldaten »Dußer« gerufen. Es meldete sich Niemand, obgleich es bald im ganzen Hause »Dußer« scholl. Ein Feldwebel, der den Gerufenen kannte, fand ihn endlich. »Zum Henker! Dußer!« rief er aus, »der Hauptmann hat »Euch schon hundert Male gerufen, warum zaudert Ihr »denn mit Eurem »»Zu Befehl««? — Oder könnt Ihr nicht gut hören? »Hören thue ich recht gut,« versetzte der Rekrut, »aber Dußer heiße ich bloß, wenn ich geschrie»ben werde,« zu Hause und wenn man mit mir spricht, heiße ich immer nur »Heinrich.«

Der Todtengräber.

Das Auge starr, — vom feuchten Wind
Das blonde Haar gar wild verweht,
Ein tiefes Grab ein Jüngling gräbt;
Ihm ist gestorben sein trautes Kind. —

Er aber jetzo betend steht,
Von seinen Lippen krampfhaft bebt:
»Laß mich sterben und nicht graben mehr,
»Die Erde geb' mir nicht fürder Brot,
»Wenn ich mein Liebstes ihr vertraut.«

Da ertönt ein Freudenruf daher,
»Es ist erwachet die scheinbar todt,
»Ihr Auge aufschlug beim Braut.«

»Sie lebt?« so ruft der Jüngling laut.
Drauf stürzt ins Grab ein Opferlamm,
Vor Freuden todt der Bräutigam.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Ne bonum nisi quod honestum.

Erſter Jahrgang.

№ 7. Donnerſtag, 17. Mai. 1838.

Der kreißende Berg.

Als im vorigen Jahrhundert ein Holſteinischer Prälat, ein Herr von D., in ritterſchaftlichen Angelegenheiten nach Kopenhagen geſandt war, machte man ſich in Holſtein etwas zu ſanguiniſche Hoffnungen über den Erfolg. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich endlich gänzlich, indeſſen kehrte Herr von D., mit dem Elephantenorden geſchmückt, zurück. Dies veranlaßte einen dermaligen, in Schleswig lebenden, geiſtreichen Arzt zu dem Impromtu:

„Es kreißt der Berg, doch ſtatt der Maus
„Kommt gar ein Elephant heraus.“

Zur Nachricht für Epileptiſche.

Auf die vielen, faſt aus allen deutſchen Ländern bei der Redaction dieſer Blätter geſchehenen, Anfragen, ob die in der erſten Nummer erzählte glückliche Heilung eines epileptiſchen Mädchens eine Thatſache ſey, wird hiemit die Verſicherung ertheilt, daß das Erzählte vollkommen in der Wahrheit gegründet iſt, welches jedem Ungläubigen auf Verlangen documentirt werden kann. Aber, wenn gleich der Herausgeber dieſes Journals ſich eine wahre Herzensfreude daraus macht, die ſegensreiche Wirkſamkeit dieſes Heilmittels aller Welt zu verkünden, ſo wird daſſelbe nichts deſto weniger,

um jeder Quackſalberei zu wehren, die Verhältniſſe der Arzneien nur Aerzten, welche übrigens, nach dem Rath eines Kunſtverſtändigen, auf die Verbindung der Artemiſia mit Coſterium hiemit nochmals aufmerkſam gemacht werden, mittheilen.

Der Herausgeber.

Belohnte Liebe.

Es giebt Erzählungen in der Welt, die ihr Hauptintereſſe dadurch gewinnen, daß die Feder des Lebens ſie wirklich geſchrieben hat, die hingegen der Sympathie ermangeln würden, wenn ſie nur in dem Hirn eines Poeten ausgebrütet wären. Zu dieſer iſt auch wohl folgendes Erlebniß, welches wir in ſeinen Hauptmomenten verbürgen können, zu zählen.

In einer kleinen norddeutſchen Stadt arbeitete, vor etwa einem Jahre, ein junger Mann an der Decoration eines Saales, während der Herr des Hauſes, die Zeitung in der Hand, mit einem Bekannten eintrat. »Laroſe,« ſo wollen wir den Maler mit geringer Fixirung ſeines Namens nennen, ſtammt aus einer Hugenotten-Familie. Die Vertriebenen machen, wie noch jetzt, ſelten Glück in der Welt*); das reiche franzöſiſche Geſchlecht verarmte in niederſteigender Linie total, und der arme elternloſe Knabe mußte ſich am Ende noch freuen, als irgend ein Raphael letzten Grades, ein ehrlicher Anſtreicher, ſich ſeiner annahm und ihm, mit Theilhaftigmachung ſeiner ungöttlichen Kunſt während fünf harter Lehrjahre, das Leben friſtete. Laroſe**),

*) Daher auch das lateiniſche Wort solicitus von solo und cieo.

**) Laroſe erinnert ſomit an unſern Landsmann und Theatermaler Preluzky, der vor etwa zehn Jahren, als ein armer ſtaxier Montanſtreicher, in die Fremde ging. Sein Genius führte ihn in das von den Göttern geliebte Carlsruhe, wo der treffliche Decorationsmaler Gabori das Talent des Jünglings erkannte und entwickelte. Unter Gabori's Leitung hat Preluzky nach wenigen Jahren einige der ſinnigſten Decorationen in Carlsruhe, welche auch in Pariſer Journalen ihre ehrende Anerkennung gefunden haben, gemalt. Kunſt- und Geſchwiſterliebe haben den talentvollen Künſtler aus dem heißen Süden in den Norden zurückgeführt.

D. H.

ein Talent für die Kunst, hatte aber bald seinen Meister überflügelt, auf seinen Wanderjahren sich ungemein vervollkommnet, und stellte eben jetzt mit bunten Arabesken aus Zahns Zeichnungen von Herkulanum und Pompeji eines reichen Kaufherrn Saal zieren, in welchen wir den geneigten Leser geführt haben.

»Hören Sie doch einmal folgenden wunderbaren Artikel,« hub der Maurer an und las: daß in Frankreich ein steinreicher französischer General, den wir auch mit einer geringen Wortänderung »Lafleur« nennen wollen, gestorben sey. Seine in Deutschland und namentlich in Rostock lebenden Erben würden aufgefordert, sich zu melden, um ein Vermögen von einigen Millionen in Empfang zu nehmen.

Der Vorleser hatte kaum das Wort »Millionen« ausgesprochen, als der Maler, der auf einer Leiter stand, wie ein schwerer Geldsack, gleichzeitig mit dem Pinsel, auf die Erde fiel. Die Gegenwärtigen liefen herzu und hoben ihn auf. Glücklicherweise war der Gestürzte unbeschädigt, auch kehrte mit dem bald erfolgenden Thränenstrom sein Bewußtseyn zurück. »Aber wie kommt Ihr zu diesem, wenn gleich »ungemein glücklichen Fall, Ihr saht noch so frisch und »backenroth aus, als ich eintrat?« fragte der Herr des Hauses. —

»Ach, lieber Herr!« entgegnete der blasse Karoline, »wer »so aus seinem Himmel stürzt, wie kann sich der auf einer »schmalen irdischen Leiter halten? Bedenken Sie nur, daß »meine Jeanette mir oft, wenn es ihr nicht recht war, daß »ich meine sauer ersparten Pfennige nicht zu besseren Kleidern, als ich trug, verwenden wollte — gesagt hat, — »sie sey die einzige Erbin des Generals Lafleur, der freilich im Leben sich nicht um sie bekümmert, aber um dessen »unmenschlich großen Schätze sie sich nach seinem Tode wohl »bekümmern werde. — Wenn ich sie dann allemal auflachte »und wegen ihres Anfangs von Hochmuth tadelte, rief sie »gewöhnlich zornig aus: »Warte! wenn es aber doch wahr »wird, dann verabschiede ich Dich. Ich werde doch als »Nichte und Erbin eines großmächtigen Generals keinen

»»ſolchen Spottvogel von Malergeſell, der wegen ſeiner Un-
»»gläubigkeit gegen ſeine Geliebte mit Recht Thomas,««
»ſo iſt nämlich mein Name, »»zu heißen verdient, — hei-
»»rathen.«« »Nun iſt der todte General wirklich ihr ſie
»liebender Oheim geworden, und Jeanette Laſſeur, denn
»keine andere ihres Namens lebt in Roſtock, wird bei ſo
»vielen Ducaten, wovon jeder ihr zum Teufel werden und
»denſelben Rath geben wird, — ihre Drohung wahr ma-
»chen und mich verlaſſen. Denn die Zeitung kommt gewiß
»auch am Ende nach Roſtock, ſo ſchlecht auch die Wege im
»Mecklenburgiſchen ſind!«

Vergebens ſuchten die Kaufherren den Verzweifelnden zu tröſten, der ſofort den Saal verließ. Alle Blumen und Verzierungen, die noch wenige Minuten vorher in ſo bun-ter Menge vor ſeinen geiſtigen Augen erglänzten, bedeckte ein immer dichter werdender ſchwarzer Flor, er ging in ſein Kämmerlein, hungerte, durſtete und weinte bitterlich. Erſt am dritten Tage verkehrte der Poſtbote den Kummer des armen Laroſe in Entzücken. Jeanette meldete ihm, daß ſie unzweifelhaft die Inteſtaterbin des reichen Laſſeurs gewor-den ſey. Auch habe ſich ſchon ein rechtſchaffener Advocat gefunden, welcher, überzeugt von der Gültigkeit ihrer An-ſprüche, bereit ſey, gegen eine billige Quote, auf eigne Ge-fahr und Koſten, die Liquidation der Erbſchaft an Ort und Stelle in den Fluß zu bringen. — Aber gerade jetzt bedürfe ſie ſeines Beiſtandes, ſeines Rathes, ſie erſuche daher ihren heißgeliebten Laroſe nach Roſtock zu kommen, um das Er-forderliche in der wunderbaren Angelegenheit vorzunehmen. »Komm! eile, nimm Extrapoſt,« ſchloß der Brief.

Die Extreme »Freude und Schmerz« vermittelten ſich in Laroſe zur ruhigen Anſchauung. Er hatte ſeine ver-loren geglaubte Geliebte wieder, das war ihm mehr werth, als ein Kröſusleben. Darauf ſchnitt er ſich einen tüchtigen Stock und pilgerte gen Roſtock. Nur wenn ihm das Herz zuweilen allzu ſehnſüchtig ſchlug, beſtieg er auf eine kurze Strecke, für ein geringes Schnapphonorar, einen Bauer-wagen. »Extrapoſt!« rief er oft kopfſchüttelnd bei

ſich ſelbſt. »Nimm Extrapoſt,« ſchreibt Jeanette. »Wie »aber, wenn die ganze Erbſchaft in Paris zu Waſſer würde? »Da hätte ich meine ſauer verdienten Pfennige für Extra»poſt ſchändlich weggeworfen! Beſſer, ich gehe zu Fuße, da »bleibe ich immer auf den Beinen, die Sache mag ausgehen »wie ſie will.«

Monſieur Larose umarmte Mademoiſelle Jeanette Lafleur. Die klare Erbſchaftsſache hat ſich ſeitdem leider in einen polypenmäßigen Erbſchaftsproceß verwandelt, der nicht ſelten die erſten Kläger und Beklagten überlebt. Selbſt der Anwald ſoll ſchon die Hoffnung auf ein günſtiges Reſultat verlieren, da nach einem franzöſiſchen Herkommen ein Verwandter aus Orleans, der ſich gemeldet, den Vorzug haben ſoll.

»Wir ſind arm, aber friſch und geſund, und können »ſchaffen!« ſagte Larose nach kurzer Friſt. »Die erſparten »Extrapoſtgelder werden ſchon hinreichen, um die Koſten der »Hochzeit zu beſtreiten.« — Geſagt, gethan, der Pfarrer ſprach den Segen, und Jeanette folgte ihrem Manne in ſeine Heimath.

Das junge Ehepaar war aber kaum einige Tage am Orte ſeiner Beſtimmung, als der Kaufherr, deſſen wir bereits im Eingange unſerer Hiſtorie erwähnt haben, ſehr dringend den Maler aufforderte, die durch die Erbſchaftsnachricht unterbrochene Decoration ſeines Saales zu vollenden. — Larose gehorchte, wie billig, dieſem Verlangen unverzüglich. Aber kaum hatte er wiederum die erſten Sproſſen ſeiner Leiter erſtiegen, als ſich von ferne her ein ſeltſames Geräuſch vernehmen ließ. —

Aus zwei jüdiſchen Kehlen entpreſſen ſo viele ängſtlich geſammelte »Herrn Larose,« daß man ein grammatiſches Roſenöl daraus hätte machen können. Dann aber riefen die Hereintretenden: »Erſt kommen Sie herunter zu gehn »von de Leiter, Herr Larose! wir haben Sie eppes zu ſagen. »Wenn Sie das hören uf de Leiter, Sie fallen herunter, »bei mein Geſundheit.« Der Maler kannte die Leiter ſchon und gehorchte lächelnd.

Wenn meine lieben Leſer und Leſerinnen, die doch faſt Alle in der Lotterie ſpielen, die letzten Liſten der Braunſchweiger durchſtudirt haben, ſo werden Sie in der Mittwochs-Ziehungsliſte vom 14. März 1838. die Nummer

„6228“

mit einem Gewinn von 12000 Thlrn. verzeichnet gefunden haben. Von dieſer Nummer hat Lareſe den vierten Theil gewonnen. Nicht wahr, wenn Ihr es einmal nicht gewinnen ſolltet, ſo gönnt Ihr es Alle doch dem liebestreuen Maier?

Wer da hat dem wird gegeben, auch das Glück hat ſeine Conſequenzen; ich glaube gewiß, Madame Lareſe gewinnt auch ihren Proceß.

Mäßigkeitsverein.

Die Aufklärung, welche ſonſt den Gang der Sonne verfolgen ſoll, ſcheint heutigen Tages, vielleicht nach den Principien der modiſchen Contrerevolution, zuweilen ihren Weg zu verändern. Wenigſtens iſt dies mit der Tugend der Mäßigkeit offenbar der Fall. Die angeblich von dem würdigen Paſtor Drinkwater in Nordamerika geſtiftete Mäßigkeitspropaganda, welche den Genuß alles Branntweins aufzuheben beabſichtigt, iſt endlich auch in Europa angelangt, und hat bereits in der Schweiz in des würdigen Heinrichs Zſchokke »Branntweinpeſt, eine Trauergeſchichte, zur Warnung und Lehre für Reich und Arm, Alt und Jung,« einen kräftigen Alliirten gefunden. Vergebens hatte Hufeland ſchon im Jahr 1802 ſeine Stimme gegen die Branntweinvergiftung erſchallen laſſen. Erſt jetzt kommen ſeine Koſſandrarworte zu Ehren.

Wie alles Gute und Wahre, gleich dem Tage, ehe es durch die Nacht bricht, lange mit Finſterniß kämpft, ſo finden die Mäßigkeitsvereine heftige Gegner an habituellen Trinkern, die immer einige wenige Ausnahmen, wo Branntweinſäufer ein hohes Alter erreicht haben, eigentlich nur zu

Beſtätigung unſerer Regel anführen. Mit ſolchen Mithridat-Leuten iſt gar nicht zu disputiren, ſolche Branntweinflammen, die zur Selbſtverbrennung führen, ſind einmal nicht zu löſchen. Man ſtreite nicht mit ihnen, damit ſie nicht aus Aerger die Jugend zwingen mit ihnen zu trinken. —

Aber wo iſt denn die Scheidewand, wer ſoll denn Candidat des Vereins werden?

Sehr weiſe und höchſt nachahmungswerth haben zwei würdige Oldenburgiſche Prediger angefangen, alle ihre Confirmanden in den Mäßigkeitsverein aufzunehmen, und dieſelben als Mitglieder in ein Buch ſich einzeichnen zu laſſen, das man wohl das zweite Buch des Lebens nennen könnte. — Wie einſt das Volk Gottes erſt in der nachfolgenden Generation durch die Wüſte in das Land Canaan einzog, ſo wird erſt unſere Jugend zu den glücklichen Folgen dieſes Inſtituts gelangen, und ſich bis zum hohen Alter ſeiner Folgen, der Geſundheit, Zufriedenheit und des Wohlſtandes erfreuen.

»Die Herren Weintrinker haben gut ſprechen, wir können keinen Wein bezahlen,« iſt die gewöhnliche Antwort der täglichen Schnapstrinker. Spart nur die einzelnen Groſchen für die vielen Schnäpſe zuſammen, die Ihr vom Morgen bis zum Abend Eurem armen Magen aufzwingt, und Ihr werdet noch mehr haben, um Euch mit einem Glas Wein und einem guten Glas »Bier« zu erlaben. Das Letzte iſt freilich auf unſerm Lande oft ungenießbar; wir dürfen aber von unſerer erleuchteten Regierung erwarten, daß ſie alle Mittel und Begünſtigungen anwenden wird, um dies wohlthuende Getränk durch Verbeſſerung deſſelben allgemeiner zu machen. Die Leute mögen gegen Baiern ſagen, was ſie wollen, in dem Bierpuncte erwirbt es ſich um die Civiliſation der Menſchheit ein außerordentliches Verdienſt. Das baieriſche Bier iſt in allen Welttheilen faſt ſchon bekannter, als die holländiſchen Ducaten es ſind, und hat nebenbei den Vortheil die letzteren anzulocken und zu nationaliſiren.

Literarische Anzeige.

Wohlwollende Gönner und Freunde der Literatur erlaube ich mir hierdurch freundlichst und ergebenst einzuladen, ein vorhabendes Unternehmen durch ihre gütige Theilnahme unterstützen zu wollen. Es besteht dies in Herausgabe eines Buches unter dem Titel:

Bremisches Album auf das Jahr 1839

enthaltend eine Sammlung Erzählungen, interessanter Aufsätze, Gedichte ꝛc. Die meisten Beiträge werden von hiesigen hochgeachteten Gelehrten und Belletristen, die mir ihre Mitwirkung zugesichert haben, geliefert; auch haben rühmlich bekannte auswärtige Schriftsteller mir Beiträge versprochen, und ich darf versichern, den geehrten Subscribenten eine reichhaltige Sammlung zu übergeben, werth einen Platz in Ihrer Büchersammlung einzunehmen. Da aber die Herausgabe des Buches nur erreicht werden kann, wenn eine ausgedehnte Theilnahme dafür es möglich macht: so ersuche ich angelegentlich um Förderung meines Plans, durch gütige Unterzeichnung. Das Werk, etwa 16—20 Bogen in 8., würde, auf schönem Papier sauber gedruckt, zu 1 ℛ 18 gr. Gold den geehrten Theilnehmern gegen Ende dieses Jahres spätestens zugesendet werden, und auf diese Weise vielleicht zu der Ehre gelangen, als Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk, gleich andern Taschenbüchern, angewendet zu werden.

Bremen im April 1838.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Hedwig Hülle, geb. Hoffmeier.

Die Feder der Herausgeberin war lange der Fittig, der einen blinden Gatten und unversorgte Kinder ungelähmt durch das Leben trug. War solche Last auch schwer und drückend, so erhob sich der Geist der Dichterin doch in die schönsten Reiche der Phantasie, und führte manche dort gesehene liebliche Lichtgestalt vor unsere Augen. Selbst der strenge Müllner versagte Hedwig Hülle nie die ehrendste Anerkennung ihrer dichterischen Leistungen.

Indem sonach die Redaction vorstehende Anzeige der als Schriftstellerin so rühmlich bekannten Frau Hedwig Hülle dem Publikum vorlegt, ist sie gerne zur Entgegennahme von Subscribenten auf das bremische Album bereit.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Erſter Jahrgang.

№ 8. Donnerſtag, 21. Mai. 1838.

Weimar und Bockhorn.

Von Dr. Adolf Stahr.

Nicht wahr, geneigter Leſer, die Zuſammenſtellung klingt wunderlich und faſt märchenhaft; und doch iſt es eine Realität, die jedes patriotiſchen Oldenburgers Herz erfreuen wird, daß nicht etwa bloß die Radien jenes großen Geiſtercentrums, das der unſterbliche Karl Auguſt in ſeinem kleinen Ilm-Athen zu verſammeln gewußt, ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts auch in die öden Haide- und Moorgegenden unſers Vaterlandes gedrungen, ſondern daß ſogar von hier aus auch umgekehrt Beweiſe würdiger Auffaſſung und ſinnigen Eingehens in die Productionen jener Heroen unſerer modernen Kultur dorthin gelangt und herzlich begrüßt worden ſind.

»Alſo Bockhorn iſt ein Ortsname? geſchwind, wo in aller Welt liegt das Ding?« — Cannabich und Conſorten wiſſen ſchwerlich etwas davon, daß es einen Flecken dieſes Namens vier Meilen von Oldenburg giebt, der etwa 1060 Einwohner, und nicht einmal einen Jahrmakt hat. Aber noch viel weniger wiſſen ſie von der Thatſache, daß die größte Freude, die Wieland je über eine Anerkennung genoſſen, ihm, nach ſenem eignen Geſtändniſſe, von Bockhorn gekommen iſt.

Wir laſſen Wieland ſelbſt reden, und behalten uns vor, unſere Quelle nachher anzugeben. »Ich habe heute,« erzählte er am 25. Januar 1795, »eine außerordentlich genußreiche Stunde gehabt; ich bin es gewohnt, Lobeserhebungen und Schmeicheleien zu hören. Aber das Lob von einem Naturmenſchen, der nicht ſchulgerecht zugeſchnitzelt, ſondern Alles durch ſich ſelbſt iſt, wiegt mir die Lobpreiſungen von hundert hochgelehrten Recenſentenzünften auf. Ein ſolches Lob hat mir heute ein wackerer Kaufmann im Oldenburgiſchen, Martin Hemcken zu Bockhorn, in einem langen aber ſehr intereſſanten Briefe durch einen jenaiſchen Studenten Süver ins Haus geſchickt. Es iſt der warme Erguß ſeiner Empfindungen ſogleich nach der Lectüre meines Agathon, in der neuen Ausgabe, der ihm aber ſchon als Ideal ſeiner Hoffnung im Dunkeln vorgeſchwebt war, ehe er noch ſeine Exiſtenz kannte. Ich kann mir vorſtellen, was auf einen ſolchen Mann, der die Alten nicht geleſen hat, dem alſo keine Reminiſcenzen die Friſchheit der ſchönſten Bilder wegnehmen, dieſe poetiſche Schöpfung für einen Eindruck gemacht haben kann. Gelehrte können dieſen Genuß ſchon nicht ſo rein und unvermiſcht erhalten. Wenn ich mir nun denke, daß noch Mehrere ſolche Eindrücke auch dann, wenn ich längſt nicht mehr bin, bei dieſer Lectüre empfinden werden, ſo freue ich mich dieſer gewiſſen Unſterblichkeit, denn die andere müſſen wir nur glauben und ich weiß nichts davon.« Soweit Wieland's eigne Worte. Der Erzähler fügt noch, in Bezug auf unſern trefflichen Bockhorner, deſſen native Begeiſterung und ſinnige Kunſtbetrachtung den alten Wieland zu dieſem Herzenserguß, der ihn in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigt, veranlaßte, folgende Notizen hinzu: »dieſer ſehr gebildete Mann, deſſen Brief mir Wieland zum Leſen mittheilte, iſt auch Verfaſſer eines Gedichts: »die Nacht,« das er an Herder geſchickt hat, weil er über Erziehung und Fortſchritte des Menſchengeſchlechts mit ihm einſtimmig denkt. Auch iſt das Gedicht auf Koburg im deutſchen Merkur 1793 von ihm. Doch hat es Wieland hie und da verbeſſert.«

Unſer Ländchen hat überhaupt eine größere Zahl geiſtig-bedeutender Männer aufzuweiſen, als man hie und da in Deutſchland weiß. Jever hat den Hiſtoriker Schloſſer, den Philoſophen Hinrichs, den Chemiker Mitſcherlich, den Aſtronomen Tiarks hervorgebracht, und doch hat es nicht einmal die Ehre, im Brockhauſiſchen Converſationslexikon zu ſtehen. Oldenburg ſelbſt kann den Philoſophen Herbart, und um älterer Zeiten zu gedenken, den Türkenbezwinger Münnich (geboren 1683 zu Neuenhuntorf), der einſt Rußlands Schickſal in ſeinen Händen trug, aufzeigen, und nun tritt auch Bockhorn in die Reihe mit Martin Hemcken, dem Freunde und Geiſtesverwandten Wieland's und Herder's, und hat obenein noch den Vorzug, ſeine Propheten daheim behalten zu haben, während die andern alle außer Landes gegangen ſind.

Der Mann aber, der ſich durch Aufbewahrung der obengedachten Notiz um die Unſterblichkeit Bockhorns verdient gemacht und ſomit Anſpruch auf den Dank jedes patriotiſchen Bockhorners erworben hat, iſt der verſtorbene Dresdner Hofrath Karl Aug. Böttiger, deſſen von ſeinem Sohne herausgegebene handſchriftlich hinterlaſſene »Literariſchen Zuſtände und Zeitgenoſſen« (Erſter Band Leipzig bei Brockhaus 1838. S. 150—151), ſo verſchieden ſie auch z. B. von Arnold Ruge (in den halliſchen Jahrbüchern für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt), Heinrich Laube, Eduard Meien und andern beurtheilt worden ſeyn mögen, doch immer neben den, freilich nicht abzuläugnenden vielfachen Ergüſſen eines höchſt bornirten ordinairen Bewußtſeyns, für welches, wie für Kammerdiener, keine Helden exiſtiren, dennoch über jene Blüthperiode Weimars, zur Zeit Göthe's, Wieland's, Herder's und Schiller's, vielerlei neue und intereſſante Notizen enthalten.

An das Publicum

und

zunächst an die sämmtlichen Redactionen deutscher Zeitschriften.

Der deutsche Buchhandel hat nach einem langen Zustande von Rechtslosigkeit endlich eine gesetzliche Grundlage und Gewähr seiner Existenz erhalten. Der deutsche Journalismus jedoch, dessen Bedeutung und Wichtigkeit für die geistigen und materiellen Interessen der Nation wohl Niemand hinwegläugnen kann, ist noch immer von Seiten mancher Journale einem Systeme preisgegeben, das die Schriftsteller so sehr beeinträchtigt, als die Verleger, die Literatur so sehr, als das Publicum. Es ist das System totalen oder theilweisen Nachdrucks von Originalartikeln jeder Art. Nur theilweise ist durch die Gesetzgebung dem Nachdruck gesteuert. Noch immer findet er seine Anwendung in den Spalten der Journale oder in den Columnen der Wochen- und Monatsschriften. Keine Reclamationen, keine Prozesse halfen bis jetzt dagegen, oder, in sofern sie beim Nachdrucken aus Büchern in Journale vielleicht geholfen hätten, welcher einzelne Verleger oder Schriftsteller mochte Zeit, Geld und Verdruß auf das Klagbarmachen eines solchen Anspruchs wenden? Ehe nun die positive Gesetzgebung auch diesen Gegenstand günstig geordnet hat, aber sogar selbst nachher, hilft hauptsächlich nur eine Vereinigung redlicher deutscher Journal- und Zeitungsredactoren, ehrlicher deutscher Schriftsteller, eine geläuterte öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl der Nation.

Eine moralische und intellectuelle Aechtung muß sich auf das Thun Derjenigen lagern, welche den deutschen Journalismus in einem, dem Gesagten entgegengesetzten Sinne noch fernerhin behandeln. Zunächst der Geist und der Wille müssen den Journalismus in Deutschland vor der Verflachung, der Gewöhnlichkeit, der Zerfahrenheit, dem Caper- und Piratenwesen und der Gefahr völliger Auflösung retten.

Der mehrfach publicirte Aufſatz: »Die Autoren-Aſſociation in Paris« von Hrn. Doct. J. E. Hitzig in Berlin, enthält auch für Deutſchland die wichtigſten Winke, weil er eine Angelegenheit behandelt, die gegenwärtig eine wahrhaft europäiſche iſt. Wir Deutſche werden, mit Berückſichtigung localer Verhältniſſe und Geſetzgebungen, gewiß Vieles uns davon zu eigen machen können.

Zunächſt ſcheint uns wichtig, daß alsbald die Cadres der Intelligenz und des Rechts gegen jene ungebührlichen Eingriffe ſich bilden, und daß man gleichzeitig an die Ausarbeitung des Einzelnen, auf die bezeichneten Grundlagen hin, gehe.

Zu dieſem Zwecke ſchlagen wir vor:

»die Bildung eines Vereins deutſcher Redactoren zum gegenſeitigen Schutze gegen den journaliſtiſchen totalen oder »theilweiſen Nachdruck, unter Aſſiſtenz der Schriftſteller »und der Gebildeten der Nation.

Wir ſchlagen zugleich weiter vor:

daß Jeder, der den Beruf dazu in ſich fühlt, Vorſchläge entwerfe, wie das Einzelne, gemäß den Zwecken der Literatur und einer aufgeklärten, keine unbedingte Abgeſchloſſenheit wollenden Zeit, ausgearbeitet werden könne, und dieſe Vorſchläge theils durch zugetretene Journale, theils auf ſonſt geeignete Weiſe, vor das Forum der Oeffentlichkeit bringe;

daß Redactoren, Schriftſteller und Gebildete jeder Art ſich unter einander über jene hochwichtige Angelegenheit benehmen und zu gemeinſchaftlichen Anſichten darin zu gelangen ſuchen;

daß in allen für den Buchhandel wichtigeren Städten Deutſchlands, und namentlich in Berlin, Hamburg, Leipzig, Stuttgart und Frankfurt am Main, frei zuſammengetretene Commiſſionen ſich bilden, welche dieſen Gegenſtand, und in ſoweit er nun noch weiter beleuchtet werden wird, ihrer Prüfung unterwerfen und die von ihnen gemeinſam redigirten Statuten der Publicität übergeben, damit dieſe ſich weiter darüber ausſpreche, und demnächſt, wo nöthig, die Be-

stätigung der höchsten Staatsregierungen, welche diesem Unternehmen gewiß ihren Beifall zollen, eingeholt werden könne;

»daß jeder Redacteur, Schriftsteller und Gebildete schon »jetzt dem Nachdruck, so weit er durch die Gesetze verboten »ist oder doch den Journalismus herabwürdigt und in sei»ner Wurzel bedroht, durch That und Wort nach Kräften »steure, und von denen sich im commerciellen und literari»schen Verkehr abwende, die noch fernerhin entgegengesetzten »Grundsätzen folgen.«

Sonstige Meinungsverschiedenheiten, selbst persönliche Zerwürfnisse, müssen diesem höheren Zwecke weichen, dessen Realisirung und Dauer durch recht große Einigkeit bedingt ist.

Wir ersuchen jene geehrten Redactionen, welche an der guten Sache Antheil nehmen, diese Einladung durch ihre Journale zu verbreiten, für Bildung der Commissionen thätig zu seyn und die Resultate zu geeigneter Zeit zu veröffentlichen.

Darmstadt, den 31. März 1838.

Eduard Duller.

Die Redaction der humoristischen Blätter beeilt sich, die frommen Wünsche des Herrn Eduard Duller, wenn gleich nicht ohne Zweifel, ob sein Krieg gegen die Raubstaaten einen glücklichen Erfolg haben wird, zu verbreiten. Sehr wünschenswerth wäre es aber vor allen Dingen, daß solche Journale, welche unter der Rubrik: »Literatur.« »Silberblick.« »Miscellen.« u. d. m. mit der freundlichsten Recensentenmaske nur Gestohlenes, nichts Selbstgebautes, auf den Markt bringen, vor allen als qualifizirte Sünder genannt werden.

Abhängigkeit des Marschalls Soult, Herzogs von Dalmatien, von seiner Frau.

Von Friedrich von Kobbe.

Der Marschall Soult, der tapfere und ausgezeichnete Feldherr und Kriegsminister seiner Zeit, war nach Napo-

leons eigner Aeußerung ein Sclave ſeiner Frau. Als der Kaiſer im Jahr 1812 bei Dresden die Nachricht von der Niederlage bei Vittoria erhielt, ſann er gleich darüber nach, welchen ſeiner Generäle er aufs Schleunigſte nach Spanien ſenden könne, um die ungünſtige Lage der franzöſiſchen Armee zu verbeſſern, das Oberkommando zu übernehmen und wo möglich die Schmach zu rächen; und da Soult ſich gerade in ſeiner Nähe befand, fragte er ihn, ob er bereit ſey, ſofort zur Uebernahme dieſes wichtigen Poſtens dorthin abzugehen. Soult erwiederte, daß er dieſen ehrenvollen Auftrag nach ſeinen beſten Kräften ausführen werde, bat aber gleich hinterher, daß der Kaiſer doch auch ſeine Frau fragen mögte, ob die auch etwas dagegen hätte, da er ſonſt zu Hauſe keine Ruh noch Frieden vor ihr haben würde! —

Soult's Frau war früher bekanntlich Marquetenderin geweſen und von aller Bildung entblößt, wodurch in vielen Geſellſchaften die drolligſten Scenen entſtanden. Als ihr Mann in Paris ein ſchönes Haus gekauft hatte, führte er ſie in demſelben umher und zeigte ihr auch einen Saal mit einer auserwählten Bibliothek. Dieſe gefiel ihr aber gar nicht, ſie meinte, ſie und ihr Mann leſen beide nicht und es würde beſſer ſeyn, die Bücher fortzuſchaffen und Bouteillen und Töpfe ins Zimmer zu ſetzen; — welches denn auch geſchah.

Wunderbarer Carrierenwechſel.

In dem münſterſchen Städtchen X.... lebt ein Schmied Namens von H..... Seine Familie iſt ſehr alt, und bis auf eine unbeſtritten die älteſte in X...., übrigens ſind alle des v. H.... Gentilen bis vor wenigen Jahren »Schmiede« geweſen. Ja Viele behaupten ſogar, einer der Vorfahren habe die Nägel zur Kreuzigung Chriſti gemacht. Denn zu der Zeit garniſonirte bekanntlich eine römiſche Legion, welche aus Weſtphalen, namentlich aus Paderbornern beſtand, in Syrien.

Der Bruder des obgedachten Schmieds nun wurde zuerſt den Beſchäftigungen ſeines Vaters abhold und erlernte die Barbierkunſt. Im Jahre 1776 entſagte er dem Leben als Schelle, ging als Gemeiner in öſterreichiſche Dienſte, und avancirte bis zum Major in der Cavallerie, als welcher er 1805 im Duell ſtarb. Die Söhne des Schmieds von H.... vertauſchten, wie ihr Oheim, ihren Beruf mit ſehr unähnlichen Beſchäftigungen. Der älteſte erlernte das väterliche Gewerbe, ward dann Bildhauer und ſtarb als ſolcher, nachdem er mehrere Jahre mit großem Ruhme in Rom gearbeitet hatte, in Wien. Der zweite, ein ſehr geſuchter Wiener Damenſchneidermeiſter, ein Doppelgänger Raimunds an Geſtalt, legte dies Handwerk nieder, wurde Wundarzt und Geburtshelfer, beſtand als ſolcher ein glänzendes Examen, und ſtarb als Provinzial-Chirurg zu S.... Der dritte wurde anfangs Schmied, ſattelte aber gleichfalls um, und lebt jetzt in S..... als Uhrmacher.

Dieſe Angaben ſind alle ſtrenge der Wahrheit gemäß.

Unverbürgten Nachrichten zufolge, ſoll der Schmied in Gretna-Green, welcher die durch den elterlichen Willen von einander gehalten werdenden Liebenden zuſammen ſchmiedet, auch zu dieſer Familie gehören. Wenn das wäre, ſo ſollte man doch dem einzigen Sohne des letzten jetzt lebenden Schmieds von H.... auch ein ähnliches Privilegium ertheilen. Da wäre einem weſentlichen Bedürfniſſe für junge Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren abgeholfen, die Familie von H.... würde gewiß der edlen Schmiedekunſt erhalten werden; ein ſolches Gewerbe mit ſolchen Privilegien aber unſerm Vaterlande eben ſo viel Geld wie ein Bergwerk oder eine Mineralquelle einbringen.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erſter Jahrgang.

№ 19. Donnerſtag, 9. Auguſt. 1838.

Bruchſtück aus dem noch ungedruckten Roman:
Münchhauſen,
von Karl Immermann.

Die Wunder im Speſſart.

Waldmährchen.

(Fortſetzung.)

Unter denen war auch Alles verwandelt. Wenn er auf das kleine braune Moos trat, ſo ächzte es und ſchrie über den unſanften Druck, und er ſah, wie es die behaarten Händchen rang, und die gelben oder grünen Häuptlein ſchüttelte. Die Stengel der Pflanzen und die Stämme der Bäume befanden ſich in einer immerwährenden ſchraubenförmigen Bewegung, und zugleich ließ ihn die Rinde oder die äußere Haut in das Innere blicken, worin feine Geiſterlein zartglänzende Tröpfchen in die Röhren ſchütteten. Dann ſtieg das klare Naß von Röhre zu Röhre, indem ſich unaufhörlich Klappen öffneten und zuſchloſſen, bis es oben in den Haarröhrchen der Blätter zu einem grünen Dufte wurde. Leichte Verpuffungen und Feuer entzündeten ſich nun in dem Geäder der Blätter; ein Aetheriſches, Flammendes ſpieen unaufhörlich ihre fein geſchnittenen Lippen aus, während eben ſo unaufhörlich der ſchwerere Theil jener feu-

rigen Erscheinungen, in welchen Dampfwellen durch die Blätter hin und her schlich. In den blauen Glockenblumen, die auf dem feuchten Waldgrunde standen, war ein Klingen und Singen; sie trösteten mit einem schönen Liede das arme alte Antlitz im Steine und sagten, wenn sie nur vom Boden los könnten, so würden sie ihm herzlich gerne die Erlösung bringen. Aus den Lüften blickten den Schüler sonderbare grüne, gelbe und rothe Zeichen an, die immer sich zum Bilde fügen wollten und dann wieder auseinanderbrachen, von allen Seiten kroch und schritt das Gewürm und Gekäfer an ihn heran und trug ihm verworrne Anliegen vor; der Eine wollte dies seyn, der Andere das, der Eine begehrte eine neue Flügeldecke, der Andere hatte sich den Rüssel abgebrochen; was in den Lüften zu schweben pflegte, bettelte um Sonnenschein, das Kriechende dagegen um die Feuchtigkeit. Dieses ganze Gesindel nannte ihn seinen Herrgott, so daß ihm fast wieder die Sinne zu schwanken begannen.

Auch bei den Vögeln war des Zwitscherns, Plapperns und Erzählens kein Ende. Ein Buntspecht kletterte an der Borke einer großen Eiche auf und nieder, hackte und pickte nach den Würmern und ward nicht müd' zu schreien: Ich bin der Förster; ich muß für den Wald sorgen! Der Zeisig erzählte dem Finken, wohin er sein Nest gemacht habe, er solle es aber nicht verrathen, denn die andern Vögel stählen ihm sonst den Stein heraus, der es vor Menschenaugen unsichtbar mache, sie seyen alle neidisch auf ihn. Der Fink versetzte: Ich freß' mein Korn und kümmre mich sonst um Nichts; ich hab' ganz andre Sorgen, zu meinem Waldschlag lern' ich die eigentlichen kunstmäßigen Weisen nur hiezu, wenn sie mich blenden; es ist aber schrecklich, daß aus Einem erst was Rechtes wird, wenn man so hart verstümmelt worden ist. — Von Diebstählen plauderten die Andern und von Mordthaten, die Niemand gesehen, als die Vögel:

Sie fliegen wohl über den Kreuzweg hin,
Schaut Keiner nach ihnen hin!

Dann ſetzten ſie ſich auf den Zweigen ſtraff zurecht, luckten den Schüler ſpöttiſch an und zwei freche Kohlmeiſen riefen: Da ſteht der Zauberer und hört uns zu, und weiß nicht, was mit ihm geſchieht; nun, der wird Augen machen! — Der wird Augen machen! ſchrie der ganze Haufen und flog mit einem Gezwitſcher davon, welches wie ein halbes Lachen klang.

Indem bekam der Schüler einen Wurf in das Geſicht, er blickte empor, da ſah er ein ungeſchliffnes Eichhorn, das hatte ihm die hohle Nuß auf die Stirne geworfen, lag platt auf ſeinem Aſte auf dem Bauche, ſtierte ihm ins Geſicht, und rief: Die hohle für Dich, die volle für mich! — Ihr ungezognes Geſindel, laßt den fremden Herrn doch zufrieden! rief eine ſchwarz und weiße Elſter, die wackelnd durch das Gras herzugeſchritten kam. Sie ſetzte ſich dem Schüler auf die Schulter und ſagte ihm ins Ohr: Ihr müßt nicht uns Alle nach jenen unhöflichen Beſtien beurtheilen, gelahrter Herr, es giebt auch unter uns wohlgezogne Leute. Da ſeht einmal durch die Oeffnung hindurch jenen weiſen Mann, das Wildſchwein, wie es ruhig ſteht und ſeine Eicheln verzehrt, und dabei im Stillen ſeine Gedanken hat. Herzlich gern will ich Euch Geſellſchaft leiſten und Euch erzählen, was ich nur weiß, das Reden iſt mein Vergnügen, beſonders mit alten Leuten.

Wenn das iſt, ſo wirſt Du bei mir Deine Rechnung nicht finden, ich bin noch jung, verſetzte der Schüler.

Ach Himmel, wie ſich die Menſchen täuſchen können! rief die Elſter und ſah ganz gedankenvoll vor ſich hin.

Indem war es dem Schüler, als höre er aus noch größerer Tiefe des Waldes ein Seufzen, deſſen Ton ihm durch das Herz drang. Er fragte ſeine ſchwarz und weiß geſprenkelte Geſellſchafterin nach der Urſache, die ſagte ihm aber, ſie wolle zwei Eidexen darum ausforſchen, die dort ihr Morgenbrod äßen. Er ging nun mit der Elſter auf der Schulter nach dem Orte, wo dieſe Thierchen ſich befinden ſollten. Da hatte er eine wunderhübſche Schau. Die beiden Eidexchen waren gewiß vornehme Fräuleins, denn

ſie ſaßen unter einem großen Pilze, der wie ein prachtvolles Schirmzelt ſein goldgelbes Dach über ihnen ausſpannte. Dort ſaßen ſie und ſchlürften mit den braunen Züngelchen den Thau vom Graſe, dann wiſchten ſie ſich die Mäulchen an einem Hälmlein ab und gingen mit einander im anſtoßenden Luſthain von Farrenkräutern ſpazieren, welcher vermuthlich der Einen zugehörte, die ihre Freundin bei ſich zum Beſuch hatte. Schack! Schack! rief die Elſter; der Herr möchte gern wiſſen, wer geſeufzt hat? Die Eiderchen hoben die Köpfchen empor, wedelten mit den Schwänzchen und riefen:

Prinzeſſin in der Laub' am Bronnen,
Der Kanker hat ſie eingeſponnen.

Hm! Hm! ſagte die Elſter, und wackelte mit dem Kopfe, daß man ſo vergeßlich ſeyn kann! Ja freilich, freilich, in der nahen Hainbuchenlaube ſchläft die ſchöne Prinzeſſin Doralice, die der böſe König Kanker eingeſponnen hat. O möchtet Ihr ſie erretten, gelahrter Herr! Den Schüler trieb das Herz, er fragte die Elſter, wo die Laube ſey? Der Vogel flog voran von Zweig zu Zweig, den Weg zu zeigen; ſo kamen ſie an eine ſtille Wieſe, rings eingeſchloſſen, durch welche ein Bächlein, aus einer Felſenſpalte ſpringend, floß, wo gar artige Läublein von Hainbuchen ſtanden. Die Bäumchen hatten ihre Zweige zur Erde geſchlagen, ſo daß ſie den Boden wie ein Dach überwölbten, durch dieſe Dächer aber ſtachen die Fächerblätter des Farrenkrauts und ſchufen den Laubhäuslein die Luken und Giebel. Die Elſter ſprang auf eins der Laubhäuslein, ſchaute durch eine Luke und flüſterte geheimnißvoll: Hier ſchläft die Prinzeſſin. — Mit klopfendem Herzen trat der Schüler herzu, kniete vor der Oeffnung der Laube nieder und blickte hinein — ach! da wurde ihm ein Anblick, der ihm Sinn und Seele in noch gewaltigeren Aufruhr jagte, als da er das Zauberwort ausſprach. Auf dem Mooſe, welches wie ein Pfühl die ſchöne Laſt umquoll, ruhte die reizendſte Jungfrau und ſchlummerte. Ihr Haupt lag etwas erhöht, den einen Arm hatte ſie unter den Nacken geſchoben, die weißen

Finger leuchteten aus dem Goldbraun der Locken, welche in langen weichen Fluthen ſich zärtlich um Hals und Buſen ſchmiegten. Mit unſäglicher Wonne und Wehmuth ſchaute der Schüler in das herrliche Antlitz, auf den Purpur der Lippen, auf die Blüthe der Glieder, von denen ein verklärender Wiederſchein auf das dunkle Mooslager fiel. Daß die Schläferin, wie von einem geheimen Drucke belaſtet, in ſüßer Angſt zu athmen ſchien, machte ſie in ſeinen Augen nur noch verlockender, er fühlte, daß ſein Herz auf immerdar gefangen genommen ſey, und nur an dieſem Munde ſein Lechzen ſtillen könne. Iſt es nicht Schade, ſagte die Elſter, die durch die Luke in die Laube gehüpft war, und ſich der Schläferin auf den Arm ſetzte, daß eine ſo ſchöne Prinzeſſin ſich hat müſſen einſpinnen laſſen? — Wie? Einſpinnen? fragte der Schüler; ſie ruht ja, in ihren weißen Schleier gehüllt. O Thorheit! rief die Elſter, ich ſage, es ſind Spinnweben und der König Kanker hat ſie eingeſponnen. — Wer iſt der König Kanker?

Im menſchlichen Zuſtande war er ein reicher Garnſpinnerherr, verſetzte die Elſter, indem ſie wohlgefällig mit dem Schwanze wippte. Er hatte ſeine Garnſpinnerei nicht weit von hier, außer dem Walde, am Flüßchen, und an die hundert Arbeiter ſpannen unter ihm. Das Garn wuſchen ſie im Flüßchen. Darin wohnt aber der Nix, und der war ihnen ſchon lange bitterböſe, weil ſie mit der ekelhaften Wäſche ſeine klaren Fluthen trübten, und weil alle ſeine Kinder, die Schmerlen und die Forellen, von der Beize abſtanden. Alles mögliche verſuchte er, ſie von ſeinem Waſſer zu ſcheuchen. Er wirrte das Garn untereinander, die Wellen mußten es über den Rand des Ufers ſchleudern, er trieb es abwärts in die Strudel, um den Spinnerherrn zu warnen, aber Alles war vergeblich. Endlich, am Johannistage, an welchem die Flußgeiſter Macht haben, zu wandeln und zu verwandeln, ſpritzte er der ganzen Garnwäſcherzunft und ihrem Haupte, da ſie eben wieder ihre Wäſcherei recht frech und gewiſſenlos trieben, Feienwaſſer in das Antlitz, und, wie wilde und blutdürſtige Menſchen Währ-

Wölfe und Währ-Kater werden können, so sind die Garner und ihr Haupt Kanker geworden. Sie liefen Alle vom Flüßchen zum Walde und hangen mit ihren Geweben überall an Bäumen und Sträuchern umher. Die Spinner sind gewöhnliche kleine Kanker geworden, fangen Fliegen und Mücken; ihr Herr aber hat fast seine frühere Größe behalten und heißt der Kanker-König. Er stellt den schönen Mädchen nach, umspinnt sie, betäubt sie mit seinem giftigen Dunste und saugt ihnen dann das Blut vom Herzen. Zuletzt hat er diese Prinzessin überwältigt, welche von ihrem Gefolge im Walde abgekommen war. Sieh dort — dort — dort regt er sich zwischen den Büschen.

Wirklich war es dem Schüler, als sehe er durch die Zweige gegenüber einen riesigen Spinnenleib schimmern, zwei haarige Füße, dick, wie Menschenarme, arbeiteten sich durch das Laub; eine entsetzliche Angst um die schöne Schläferin ergriff ihn, er wollte dem Ungeheuer entgegenstürzen. Umsonst! rief die Elster und schlug mit den Flügeln; alle verzauberte Menschen haben nicht zu besiegende Kräfte, das Ungethüm würde Dich in der Umknotung ersticken, aber streue Deiner Schönen Farrensamen auf die Brust, der macht sie unsichtbar vor dem Kanker-König, und so lange nur ein Stäubchen davon liegt, dauert der Segen aus. Eiligst streifte der Schüler den braunen Staub von der untern Fläche eines Farrenblattes ab, und that, wie ihm der Vogel gesagt hatte. Indem er sich hiebei über die Schläferin beugte, rührte ihr Othem seine Wange. Verzückt rief er: Giebt es kein Mittel, dieses geliebte Bild zu befreien? Oh! schrie der Vogel, und schoß wie toll in Zickzackflügen um den Schüler, wenn Ihr mich um so ein Mittel befragt, das giebt es wohl. Unser weiser Alter in der Kluft hat den Eibenbaum in Verwahr, wenn Ihr davon einen Zweig bekommt und mit demselben die Stirne der Schönen dreimal berührt, so weicht alle Fesselung von ihr,

Denn vor den Eiben
Die Zauber nicht bleiben;

ſie wird in Eure Arme ſinken und Euch, als ihrem Retter, angehören. In dieſem Augenblicke war es, als ob die Schlafende die Reden des Vogels vernehme. Ihr ſchönes Geſicht wurde von einer zarten Röthe überzogen, ihre Züge nahmen den Ausdruck einer unendlichen Sehnſucht an. Führe mich zum weiſen Alten! rief der Schüler halb von Sinnen.

Der Vogel ſprang in die Büſche, der Schüler eilte ihm nach. Die Elſter flatterte einen engen Felſenweg empor, der bald nur noch über Moraſt und wildumhergeworfene Steinblöcke gefährlich hinanleitete. Von Block zu Block mußte der Schüler klimmen, wollte er nicht im Sumpfe verſinken. Seine Kniee zitterten, ſeine Bruſt keuchte, ſeine Schläfe bedeckte kalter Schweiß. Er rupfte in der Eile Blumen und Blätter ab, und ſtreute ſie auf die Steine, damit er den Weg wieder finden möchte. Endlich ſtand er auf bedeutender Höhe vor einem geräumigen Felſenportal, aus deſſen dunklem Schlunde ihm eine Eisluft entgegenſtrich. Die Natur ſchien hier noch in der uralten Gährung zu ſeyn, ſo fürchterlich und zerriſſen ſtarrte das Geſtein über, neben, vor der Höhle.

Hier wohnt unſer Weiſer! rief die Elſter, indem ſich ihre Federn vom Kopf bis zum Schweife ſträubten und krauſ'ten, ſo daß ſie ein unheimliches und widerwärtiges Anſehen bekam. Ich will Dich bei ihm anmelden und fragen, wie er über Deinen Wunſch geſonnen iſt? mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie in die Kluft. Sie kam aber gleich wieder herausgeſprungen und rief: Der alte iſt mürriſch und eigenſinnig, er will nicht anders Dir den Eibenzweig geben, als wenn Du ihm alle Ritze der Höhle ſtopfeſt, denn er ſagt, die Zugluft ſey ihm empfindlich. Aber ehe Du damit fertig wirſt, kann manches Jahr vergehn. — Der Schüler raffte des Mooſes und Krautes zuſammen, ſo viel er faſſen konnte, und ging nicht ohne Schauder in die Höhle. Drinnen ſahen ihn von den Wänden Tropfſteinfratzen an, er wußte nicht, wohin er ſein Auge vor den abſcheulichen Geſtalten retten ſollte. Er wollte tiefer in den Felsgang

dringen, da schnarchte es ihm aus der hinterſten Ecke entgegen: Zurück! Störe mich nicht in meinen Forſchungen, treibe da vorne Dein Weſen! Er wollte entdecken, wer da ſpreche, ſah aber nichts als ein Paar glührothe Augen, die aus dem Dunkel leuchteten. Nun gab er ſich an ſeine Arbeit, ſtopfte überall Moos und Kraut ein, wo er eine Spalte ſah, durch welche ein Schimmer des Tageslichtes drang, aber das war ein ſchwieriges und, wie es ſchien, unendliches Werk. Denn, glaubte er, mit einer Spalte fertig zu ſeyn und ſich zu einer Andern wenden zu können, ſo fiel das Eingeſtopfte wieder heraus, und er mußte von vorn beginnen. Dazu ſchnarchte das Schnarchende im Hintergrunde der Höhle Töne und Laute ohne Sinn ab, und ließ nur bisweilen verſtändliche Worte ausgehen, die ſo klangen, als ob es ſich ſeiner tiefen Forſchungen berühme.

(Die Fortſetzung folgt).

Die Möglichkeit der Unmöglichkeit.

»Warum kommt Ihr denn zwei Stunden ſpäter als Ihr »geladen ſeyd?« fragte ein Richter einen in den Gerichtsſaal hinkenden Bauer.

»Ich habe gewiß eher Lob als Tadel verdient,« verſetzte dieſer, indem er dem Richter einen Schein übergab. »Sehen Sie nur, ich habe ſogar eine ärztliche Beſcheini»gung, daß ich unvermögend bin, den Weg ins Gericht zu »Fuße zu machen. Und es war auch eigentlich unmöglich, »aber meine Frau, die immer ſo ſpaßhaft iſt, meinte, der »Herr Richter und der Doctor würden ſich doch beide wun»dern, wenn ich doch herginge. Und nur meiner Frau zu »Liebe habe ich die Unmöglichkeit möglich gemacht.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 20. Donnerstag, 16. August. 1838.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Roman:
Münchhausen,
von Karl Immermann.

Die Wunder im Spessart.

Waldmährchen.

(Fortsetzung.)

Die Zeit schien dem Schüler im reißenden Fluge unter seiner verzweiflungsvollen Arbeit vorüber zu eilen. Tage, Wochen, Monate, Jahre kamen, so dünkte ihm, und schwanden, und dennoch spürte er weder Hunger noch Durst. Er glaubte sich dem Wahnwitze nahe, und wiederholte sich still mit einer Art von rasender Leidenschaft die Jahreszahl und daß er am Tage Peter und Paul zu Walde gegangen sey, um nicht gar aus aller Zeit zu treten. Wie aus weiter Ferne sah ihn das Bild seiner geliebten Schlummerden an, er weinte vor Sehnsucht und Trauer und doch fühlte er keine Thräne über die Wangen rinnen. Auf einmal war es ihm, als sehe er eine bekannte Gestalt sich der Schläferin nähern, entzückt sie betrachten, und sich dann wie zum Kusse über sie beugen. In diesem Augenblicke übermannte ihn Schmerz und Eifersucht, Alles um sich her vergessend stürzte er gegen den dunkeln Hintergrund der Höhle.

Den Eibenzweig! riefen heftig. Da wachte er antwortete das Glühende schnarchende, und zugleich fühlte er die Zweige eines Baumes in der Hand, der aus einer finstern Spalte der Grotte emporstand. Er brach an einem Zweige, da that es ein Winseln um ihn her, das Glühende schnarchte stärker als jemals, die Höhle schwankte, schütterte, stürzte zusammen, Nacht wurde es vor den Augen des Schülers, und unwillkührlich rief es aus ihm hervor:

Vor den Eiben
Kein Zauber thut bleiben.

Als seine Augen wieder helle wurden, sah er sich um. Ein dürrer, sonderbar mißfarbiger Stecken lag in seiner Hand. Er stand zwischen Gestein, welches sich zu einer Kluft wölbte, die aber nicht eben mächtig war. In der Tiefe klangen schrillende, pfeifende Töne, wie sie die großen Eulen von sich zu geben pflegen. Die Gegend umher war nie verwandelt. Es war eine mäßige Anhöhe, kahl und ärmlich, mit unbedeutenden Steinen übersäet, zwischen denen auf der einen Seite nach der Tiefe zu durch feuchtes Erdreich der Weg hinableitete, den er heraufgekommen war. Von den großen Felsblöcken war keiner mehr zu erschauen. Ihn fror, obgleich die Sonne hoch am Himmel schien. Es bedünkte ihn, als habe sie denselben Stand, wie damals, als er ausgegangen war, den Zweig zu holen, der nun zum dürren Stecken in seiner Hand geworden war. Er ging den Pfad über die Steine hinab, das Wandern fiel ihm beschwerlich, er mußte sich auf den Stecken stützen, das Haupt hing auf der Brust, er hörte seinen Odem, der mühsam aus ihr hervordrang. An einer schlüpfrichten Stelle des Pfades glitt er aus und mußte sich am Gebüsch halten. Dabei kam ihm seine Hand dicht vor das Aug, die sah grau und runzlicht aus. Herr Gott! rief er, von einem Schauder gepackt, bin ich denn so lange — —? Er wagte seinen eignen Gedanken nicht auszusprechen. Nein, sagte er, sich gewaltsam beruhigend, es thut die kühle Waldluft, daß mich so friert, matt bin ich von der Anstrengung geworden, und das gebrochne fahlgrüne Licht, welches durch

die Büſche fällt, giebt den Händen die ſeltſame Farbe. Er ſchritt weiter und ſah auf den Steinen die wilden Blumen und Blätter liegen, welche er bei dem Hinaufklimmen dahin geſtreut hatte, den Weg zu merken. Sie waren friſch, als ſeyen ſie eben hingelegt worden. Damit war ihm ein neues Räthſel geſetzt. Ein Köhler hockte ſeitwärts vom Wege im Gehölz und ſchnitt Aeſte ab, den fragte er nach dem Tage. Ei Vater, verſetzte der Köhler, ſeyd Ihr ein ſo böſer Chriſt, daß Ihr Apoſteltag nicht kennt? Wir haben Peter und Paul, wo der Hirſch aus dem Wald ins Korn tritt. Ich will meinem Jungen da aus dem Maſeraſt ein Spielwerk ſchneiden, ſonſt arbeit' ich nicht an dem Tag, aber das iſt zur Luſt und Ergötzlichkeit, und die iſt erlaubt, ſagt der Caplan.

Ich bitte Dich, Geſell, rief der Schüler, den das Grauen immer ſtärker durchrieſelte, ſag' mir an, welche Jahrzahl ſchreibt Ihr in der Chriſtenheit? Der Köhler, von dem auch die Feiertagswäſche den Ruß nicht hatte bringen mögen, hob ſich mit ſeinen mächtigen Gliedern ſchwarz zwiſchen den grünen Büſchen empor, und ſprach nach einigem Beſinnen die Jahreszahl aus. — O du mein Heiland! ſchrie der Schüler und ſtürzte, von ſeinem Stecken nicht gehalten, auf den Steinen zuſammen. Dann ſchleuderte er den Stecken hinweg und kroch zitternd den Steinpfad hinab.

Verwundert trat der ſchwarze Köhler, den Maſeraſt in der Hand, aus den Sträuchen auf die Steine, ſah den Stecken liegen, bekreuzte ſich und ſprach: Der iſt von der Eibe, die da droben wächſt im Eulenſtein, wo der Schuhu horſtet. Sie ſagen, ſie ſchaffe den Zauber, und löſe geſchaffnen Zauber. Gott behüte uns! der Alte hatte böſe Dinge auslaufen laſſen. — Dann ging er in die Büſche zurück, ſeiner Hütte zu, um das Spielwerk für ſeinen Knaben zu ſchnitzen.

Unten auf der luſtigen Waldwieſe neben der Hainbuchenlaube, am klaren Wäſſerlein, welches dort ſeine Ränder zu einem breiten Becken auseinander geſpült hatte, ſaßen

der junge Ritter Konrad und die Schöne, welche er ohne magiſche Künſte aus dem Schlummer geweckt hatte. Lieblich drängten ſich rothe, blaue und gelbe Kelche aus den Gräſern um ſie her, und das Paar blühte in Jugend und Schönheit, der Ritter in ſeinem bunten Schmuck, die Jungfrau in ihren ſilberglänzenden Schleiern, als die herrlichſte Blume aus dieſem Schmelz empor. Er hatte ſeinen Arm ſanft um ihren Leib gelegt und ſagte, ihr treu und zärtlich in das Auge ſehend: Bei der Aſche meiner lieben Mutter, und bei dem heiligen Zeichen auf dem Griffe dieſes Schwerdts, ich bin, der ich mich Dir genannt habe, Herr meiner Schlöſſer und meiner Tage, und beſchwöre Dich nun, Du holdſeliges Wunder dieſes Forſtes, daß Deine Lippen das Wort ſprechen, welches mich auf ewig Dir in den Beſitz geben wird, den der Prieſter vor dem Altare weihen und ſegnen ſoll. —

Was für ein Wort begehrſt Du noch? ſagte die Schöne leiſe, indem ſie züchtig die Wimpern ſenkte. Hat nicht mein Auge, meine Wange, mein klopfender Buſen Alles geſprochen? Minne iſt eine gewaltige Königin; ſie fährt daher unverſehens und ergreift, den ſie mag, ohne Widerſtand zu dulden. Bringe mich, bevor der Tag ſinkt, nach dem Kloſter am Odenwald zur frommen Aebtiſſin, ſie wird mich unter Schirm nehmen, dort will ich zwiſchen ſtillen Mauern harren, ob Du kommen und mich heimführen willſt. Sie wollte aufſtehen, der junge Ritter hielt ſie aber ſanft zurück und ſagte: Laß uns an dieſem Platze, wo meine Seligkeit wie ein goldnes Mährchen emporſproßte, noch einige Augenblicke verweilen. Fürchte ich doch noch immer, daß Du mir, gleich einer reizenden Waldnymphe verſchwindeſt! Hilf mir, daß ich an Dich glaube und an Deine holde Sterblichkeit. Wie biſt Du hergekommen? Was war mit Dir?

Ich war, verſetzte die Schöne, heute Morgen zu Walde geflohen, vor meinem Vormunde, dem Grafen Archimbald, deſſen Abſichten plötzlich, ich weiß nicht ob auf mich, oder auf meine Güter, bös und erſchreckend hervorgetreten waren.

Was hilft der Jugend und dem Weibe reiches Erbe? Es iſt immerdar ſchutzlos und verlaſſen. Ich wollte mich zur Aebtiſſin flüchten, ich wollte den Kaiſer in Maynz antreten, kaum wußte ich ſelbſt, was ich wollte. So kam ich in dieſe grünen Baumhallen. Mein Herz war nicht auf den Helfer gerichtet, meine Gedanken haderten mit dem Himmel.

Auf einmal, wie ich dieſe Wieſe ſchon vor mir liegen ſah, war mir, als würde da drüben in den Büſchen etwas geſprochen, worauf ich mich, und Alles um mich her, verwandelt fühlte. Ich kann Dir das Wort, oder den Laut nicht beſchreiben, mein Geliebter! Der Geſang der Nachtigall klingt heiſer gegen ſeine Süßigkeit und das Rollen des Donners iſt, mit ihm verglichen, nur ein ſchwaches Flüſtern. Es war gewiß das Geheimſte und Zwingendſte, was es zwiſchen Himmel und Erde geben kann. Auch auf mich übte es eine unwiderſtehliche Gewalt, da es in meinen faſſungsloſen Geiſt, in das Getümmel meiner Sinne fiel und kein Gedanke des Heils ihm in mir entgegentrat. Meine Augen ſchloſſen ſich und doch ſah ich den Weg vor meinen Füßen, den die Füße, wie von unſichtbaren, weichen Händen gelenkt, wandeln mußten. Ich ſchlief und ſchlief doch nicht, es war ein unbeſchreiblicher Zuſtand, in dem ich endlich unter jener Laube auf weichem Mooſe niederſank. Es ſprach und ſang Alles um mich her, in mir fühlte ich den Wogenſchlag der jubelndſten Wonne, jeder Tropfen Blutes leuchtete und tanzte durch die Adern und doch ſaß mir im tiefſten Herzen das alleräußerſte Grauen vor dieſer Verfaſſung, und die heißeſte Bitte um Erweckung aus meinem Schlafe. Aber ich ſpürte, daß von dem Grauen Nichts in mein Antlitz trat, wunderbarer Weiſe konnte ich mich ſelbſt ſchauen und ſah, daß meine Wangen von der Wonne lächelten, als würden mir himmliſche Freudenlieder zugeſungen. Immer weiter griff die Wonne in mein Herz, immer weiter drängte ſie das Grauen zurück, eine furchbare Angſt befiel mich, daß dieſes Pünktchen ganz aus mir getilgt und ich eitel Wonne werden würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Beiträge
für den
Defertteller der humoriſtiſchen Blätter.

1.

Das ſtattliche Perückenhaupt des Altvaters Gottſched, das über ſo Vielem geſonnen und gegrübelt, hatte ſchon vor nun bald hundert Jahren die Urſache des moraliſchen Uebels in der Welt heraus gebracht. Mit Bezug auf einen Artikel Bayle's (Dict. Art. Epicure Note R) bewies er nämlich höchſt ſcharfſinnig, daß Epikur, der Heide, in grobem Irrthume befangen ſey, wenn er behaupte, daß die Gottheit unmöglich Schöpfer einer ſo fehler- und laſtervollen Welt ſeyn könne, denn, »Gott dulde vielmehr das moraliſche Uebel, weil auch Gutes daraus entſtehe,« z. B., fügt er durchaus ernſthaft hinzu, »duldet Gott die Räuber und Diebe, damit das Schloſſerhandwerk etwas zu verdienen habe.« Das iſt doch noch ein Argumentum ad hominem! Wie weit ſind unſere hyperſpeculativen Moral- und Religionsphiloſophen von dieſer rührenden Naivität entfernt.

2.

Im dritten Theile der 1806 zu Augsburg erſchienenen »Unterhaltungen über den Menſchen« ſagt der miſanthropiſche Verfaſſer: »Welcher Nachdenkende könnte ohne Wehmuth, daß der Menſch ſich ſo ſehr von der einfachen Natur entfernen konnte, einen Speiſezettel bei dem Pariſer Reſtaurateur Very leſen und auf demſelben einhundert und funfzig Speiſen, fünf und funfzig feine Weine und fünf und zwanzig Liqueurs verzeichnet finden!«

»Es iſt gar nicht zu begreifen,« ruft hierbei 1838 der bei weitem philoſophiſchere Gaſtronom Antonius Anthus aus, »wie man hier »»Wehmuth empfinden«« ſoll, es müßte denn ſeyn, daß man nicht gleich alle 150 Speiſen eſſen kann.« Offenbar iſt dieſer moderne Gaſtronom ein Geiſtesverwandter des trefflichen griechiſchen Eßkünſtlers,

von dem uns Ariſtoteles erzählt (Ethic. Nicom. lib. III, cp. 10): daß er ſich einen Hals, länger als der eines Kranichs, gewünſcht, freilich in der irrigen Meinung, dadurch den allzu kurzen Genuß des Schmeckens zu verlängern.

3.

Naturbetrachtung eines Gaſtronomen.

Der obengenannte Antonius Anthus, deſſen vortreffliche Vorleſungen über die Eßkunſt in den Händen aller Freunde dieſer edlen Kunſt, vor allen aber zugleich als warnender und richtender Code Napoleon auf den Tiſchen aller Gaſthöfe und Tables d'hôtes (»Tiſchen aller tables!« welcher Styl! ruft hier der Kritiker aus), zu finden ſeyn ſollten, ergießt ſich, wahrſcheinlich bei Gelegenheit einer Reiſe durch unſere Marſchen, in ſeinem Reiſetagebuche unter andern in folgende Betrachtungen, die der Anblick des meilenweiten ſaftgrünen, mit dem herrlichſten Rindvieh geſchmückten Wieſenteppichs in ihm hervorrief: »Wir erblickten Heerden von Rindern, behaglich freſſend von dem großen immer für ſie gedeckten, grünen Tiſche. Ach! es muß der entzückendſte Gedanke ſeyn, den ein Ochs haben kann, wenn er, ſoweit ſein Auge reicht, den ſaftgrünen Grasboden überblickend ſich ſagt: dieß Alles iſt eßbar, und ſchmeckt ſo ſüß, und liegt mir vor der Naſe, und ich brauche blos meinen Kopf zu bücken, ſo hab ichs.«

In dem uns vorliegenden Exemplar der »Vorleſungen« finden wir hier von unbekannter Hand mit Bleiſtift folgende Randbemerkung zu dem ausgehobenen Paſſus hinzugefügt:

»Die Innigkeit der tiefſten Empfindung, die uns hier in jeder Zeile des gefühlvollen und ſinnigen Betrachters entgegentritt, rief auch bei uns nothwendig ähnliche Gefühle hervor, und indem wir ſeine Ideenaſſociationen verfolgten, konnten wir es uns nicht verſagen, die Kette derſelben noch um einige Glieder zu verlängern. Verlaſſen wir die Gedankenbewegung des Ochſen und wenden uns

zu ſeinem Betrachter. Da ſteht er vor ihm in ſeiner Herrlichkeit, der wohlgenährte, ſchwerwandelnde, krummgehörnte Maſtochs, nicht unwürdig, der Homeriſchen Schaar der Rinder des Sonnengottes anzugehören, an denen ſich des herrlichen Dulders Odyſſeus Geſellen leider das Verderben aßen! Welche köſtlichen Roſtbeefs, welche duftende Schaar von Beefſteaks, welche delikaten Kraftbrühen (der Markknochen gar nicht einmal zu gedenken) wandeln hier, freilich nur noch an ſich, aber mit der ſicherſten Ausſicht zur Wirklichkeit zu gelangen, vor den entzückten Augen unſers Betrachters. Und führt nicht eine nothwendige Ideenaſſociation zugleich mit dieſen Köſtlichkeiten alle die andern Tafelfreuden vor die Seele, zu denen dieſelben die Veranlaſſung geben werden, die Feſt- und Feier-, Geburts-, Hochzeits-, Tauf- und andere Schmäuſe, die durch ſie verſchönert, die behagliche, frohe, zufriedene Stimmung der Genießenden, zu deren Erweckung auch ſie beitragen werden! O ihr Stoiker, mit ſchwachen Mägen, oder ihr Zeloten, die ihr heimlich unter den Feſſeln der magern Küchendiät eurer geſtrengen Coeur Dame ſeufzt und bei den Rindern leider nur der ſieben magern Kühe Pharaonis gedenken könnt, geſteht's offen, iſt es etwas weitres als Neid, wenn ihr mit der Scheinheiligkeit des Fuchſes am Weingeländer, ſeufzend und augenverdrehend bei den Freudenempfindungen des Antonius Anthus und ſeiner Verehrer ſalbungsvoll über die Lüſte der Welt klagt? Oder hat euer Großvater Rouſſeau etwa Recht mit ſeinem: Tout est bien, sortant de la main de l'auteur des choses, tout dégénère entre les mains de l'homme? — Nun ſo geht hin und freßt den Kohl und die Rüben, das Fleiſch und die Fiſche roh (die Hunnen legten das erſtere doch wenigſtens unter ihre Sättel und ritten es ſich gar), und kleidet euch in Schafs- oder Wolfspelze, wie ihr Luſt habt.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 21. Donnerstag, 23. August. 1838.

Bruchstück aus dem noch ungedruckten Roman:
Münchhausen,
von Dr.*) Karl Immermann.

Die Wunder im Spessart.

Waldmährchen.

(Beschluß.)

In dieser Noth, und dem Verschwinden alles Bewußtseyns nahe, gelobte ich mich dem, der mich erwecken und befreien werde, zu eigen. Ich sah nun durch meine geschloßnen Augenlieder eine dunkle Gestalt sich über mich beugen. Das Antlitz war edel und groß, und doch fühlte ich einen tiefen Widerwillen gegen Diesen und es flog wie ein Schatten durch meine Empfindung, daß er es gewesen seyn möchte, der das verdammliche Wort gesprochen habe. Aber immer rief ich stumm in mir und doch laut für mich: Wenn er dich weckt und befreit, so mußt du ihm für diese überschwengliche Wohlthat angehören, denn du hast es gelobt. — Er hat mich nicht geweckt!

*) Wir beehren uns, den vielen Verehrern des großen liebenswürdigen Dichters die angenehme Nachricht zu verkünden, daß die philosophische Facultät in Jena ihn und sich durch die Uebertragung des Doctorhutes geehrt hat. D. R.

Ich, ich habe Dich geweckt, mein theures Lieb, und nicht mit Zauberspruch und Segen, nein, mit heißem Kuß auf Deine rothen Lippen! rief der junge Ritter entzückt, und hielt die schöne Emma fest umschlungen.

Das sind wohl rechte Wunder im Spessart gewesen, die uns zusammengeführt haben. Ich hatte mich draußen am Heerweg von meinem geliebten Freunde Petrus getrennt nach seltsamen verfänglichen Gesprächen. Als ich einige hundert Schritte geritten war, überfiel mich noch einmal eine große Sorge um ihn, ich saß ab, und wollte wiederholt ihm ans Herz legen, seine dunkeln Wege zu lassen und mit mir gen Maynz zu ziehen. Als ich mich wandte, sah ich ihn in den Wald schlüpfen. Ich rief seinen Namen, er aber hörte mich nicht. Die Sporen verhinderten mich am raschen Gehen; ich konnte ihm nur von Weitem folgen, doch ließ ich nicht ab, hinter ihm her zu rufen, was aber vergeblich blieb. Endlich verschwand mir sein schwarzer Mantel zwischen den Bäumen. Auch ich sah die schöne grüne Wiese schimmern, und wollte mir den lichten Blumenschein besehen. So kam ich her, nachdem ich noch die Kreuz und Quer nach meinem Freunde gesucht hatte. Auch mich umgab es hier im Walde aus den Lüften wie ein Wühlen und Schwingen, das Gewürm war in einer Bewegung, die Vögel verführten ein so eignes Flattern und Zirpen.

Weil ich aber an die helle gute Straße dachte, auf die ich den Petrus gern bringen wollte, so hat mir vermuthlich das Wesen nichts anhaben können. Als ich Dich schlummernd fand, drang mir mit der Gewalt der süßesten Liebe ein ungeheures Mitleid um Dich in das Herz, ich frohlockte und weinte doch Thränen, die heißesten, die je aus meinen muntern Augen gekommen. Ich glaube, daß mir vergönnt war, in den Winkel zu schauen, wo Dir das Graue wohnte. Schluchzend und lachend rief ich:

Die schönste Rose, die da blüht,
Das ist der rosenfarbne Mund
Von wonniglichen Weiben;

Am Kuß des Mai'n die Roſ' erglüht,
Es ſoll der ſchönſte Roſenmund
Nicht ungeküſſet bleiben!

und da boten meine Lippen in Gottes Namen den Deinen ihren Gruß. . .

Und die Feſſeln fielen ab von mir, ich erwachte, und mein erſter Blick fiel in Dein treues weinendes Auge, rief, die ſchöne Emma. Ich dankte Gott, auf deſſen Namen ich mich jetzt wieder beſann, daß ich erlöſet ſey, und dann dankte ich ihm, daß Du es geweſen, der mich befreiet habe, und nicht jener Dunkle. —

Der junge Ritter war nachdenklich geworden. Ich fürchte, ſagte er, alle dieſe geheimnißvollen Waldwunder ſtehen mit Petrus in Zuſammenhang. Ich fürchte, daß ich an dem Tage, wo ich meine Liebe gewann, meinen Freund verloren habe. Wo mag er nur geblieben ſeyn?

Das Paar fuhr erſchreckt auseinander, denn ſie ſahen in dem Waſſer zu ihren Füßen zwiſchen ihren blühenden Häuptern ein eisgraues, greiſes abgeſpiegelt. Hier iſt er, ſagte ein zitternder, gebeugter, ſchneeweißer Alter, der hinter ihnen ſtand. Er [illegible]g den neuen, ſchwarzen Mantel des Schülers.

Ja, ſagte der Alte mit ſchwacher, erloſchener Stimme; ich bin Dein Freund Petrus von Stetten. Ich ſtand ſchon lange hinter Euch, und hörte Eure Reden, und die Geſchicke ſind klar geworden. Es iſt noch der Peter- und Paulstag, an dem wir uns trafen und trennten draußen auf dem Heerwege, der kaum tauſend Schritte weit von hier läuft und ſeit wir von einander gegangen ſind, mag eine Stunde verlaufen ſeyn, denn der Schatten, den der Strauch da auf den Raſen wirft, iſt nur um ein Geringes gewachſen. Wir waren vier und zwanzig Jahre alt vor dieſer Stunde, Du biſt darin um ſechszig Minuten, ich aber bin derweile um ſechszig Jahre älter geworden. Ich habe vierundachtzig. — So ſehen wir uns wieder; ich habe es freilich nicht gedacht.

Konrad und Emma waren aufgestanden. Sie schmiegte sich scheu an den Geliebten und sagte leise: Es ist ein armer Irrsinniger. Nein, Du schöne Emma, sagte der Alte, ich bin nicht irre. Dich habe ich geliebt, mein Zauber fiel auf Dich, und ich hätte Dich haben können, wäre es mir vergönnt gewesen, in Gottes Namen Dir den rothen Mund zu küssen, was der einzige Segen ist, womit schöne Minne erweckt wird. Statt dessen mußte ich nach dem Eibenzweige gehen, und den Schuhu seine Klause vor Wind und Wetter verwahren helfen. Nun, wie es gekommen ist, so mußte es kommen. Er hat die Braut, und ich habe den Tod davon getragen.

Konrad hatte immerfort starr in das Gesicht des Alten gesehen, um durch die Runzeln und Falten hindurch ein früheres Lineament des Jugendfreundes zu entdecken. Endlich stammelte er: Ich beschwöre Dich, Mensch, uns zu verkünden, wie diese Verwandlung hat zugehen können, damit uns nicht ein Schwindel faßt und zu schrecklichen Dingen treibt!

Wer Gott versucht und die Natur, über den stürzen Gesichte, an denen er rasch verwittert, antwortete der Alte. Dabei bleibt der Mensch, wenn er auch die Pflanzen wachsen sieht, und die Reden der Vögel verstehen lernt, so einfältig wie zuvor, läßt sich von einer albernen Elster Fabeln von der Prinzessin und vom Kankerkönige aufbinden, und sieht Frauenschleier für Spinnweben an. Die Natur ist Hülle, kein Zauberwort streift sie von ihr ab, Dich macht es nur zur grauen Fabel.

Er schlich langsam in die Waldgründe. Konrad wagte nicht, ihm zu folgen. Er leitete seine Emma aus dem Schatten der Bäume nach der heitern Straße, wo das Licht in allen Farben um die Kronen der Stämme spielte.

Noch einige Zeit lang hörten die Wandrer im Spessart hinter Felsen und dichten Baumgruppen zuweilen mit einer hohlen und geisterhaften Stimme Reime sprechen, die dem Einen wie Unsinn, dem Andern wie tiefe Weisheit klangen. Gingen sie dem Schalle nach, so fanden sie den Alten, der

noch ſo wenige Jahre zählte, wie er, erloſchnen Auges, die Hände auf die Kniee geſtützt, ſtarr in die Weite blickte, und die Sprüche vor ſich hinſagte, deren Keiner aufbehalten geblieben iſt. Nicht lange aber, ſo wurden ſie nicht mehr gehört, und auch den Leichnam des Alten fand man nicht.

Konrad freite ſeine Emma; ſie gebar ihm ſchöne Kinder und er lebte bis zu ſpäten Jahren mit ihr in großer Freude und Luſt.

Ueber Portraitmalerei.

Von

Dr. Adolf Stahr.

Es iſt nicht gar lange her, daß mir in irgend einem Aufſatze über den gegenwärtigen Zuſtand der Malerei neben allerhand Invectiven gegen die Portraitmalerei, als nicht eigentlich zur Kunſt berechtigt, die heftige Aeußerung in die Augen ſprang: »Es gäbe Künſtler, die ſich eher den Arm abhauen ließen, ehe ſie ein Portrait malten.« Ich kann mich irren, aber mich dünkt es war der geiſtreiche S. F. Grappe, der in dem erſten Jahrgange von Büchners deutſchem Taſchenbuch (1837) dieſes Anathem über die armen Portraitmaler ſchleuderte, und mit jenen leidenſchaftlichen Worten einer nicht unbeträchtlichen Zahl ſtrebender Kunſtjünger unſerer Tage aus dem eigentlichen Heiligthume der Kunſt hinaus wies.

Es giebt der Narren viele in der Welt und ſo mag es auch wohl hier und da einen närriſchen Hiſtorien- oder Landſchaftsmaler geben, dem in einer hochmüthigen Stunde jene armabhauende Bemerkung entfahren iſt. — Aber ſie kann auch wohlberechtigt geweſen ſeyn, und *wie?* das ſoll der geneigte Leſer ſofort erfahren.

Der Natur der Malerei nach erhält nämlich gerade in ihr, vorzugsweiſe vor allen andern bildenden Künſten, die

beſondere, individuelle Geſtalt und der ſubjective Charakter das Recht für ſich herauszutreten und zur Erſcheinung zu kommen. So iſt der Uebergang zur Portraitmalerei von ſelbſt gegeben.

Nur kann man zunächſt gegen die Berechtigung der Portraitmalerei, freie Kunſt zu ſeyn, die verſtändige Reflexion anführen, daß ja in ihr das Produciren des Malers eben kein freies, ſondern ein unfreies ſey. Und hiermit iſt wirklich etwas Wahres geſagt. Denn in der That ſind dem Künſtler hier mehr wie in andern Regionen die Hände gebunden und ſeine Augen an einen individuellen partikularen Gegenſtand gefeſſelt; denn er, oder vielmehr deſſen geiſtigen Ausdruck er von der Leinwand wiederſcheinen laſſen ſoll. Aber es iſt damit auch zugleich etwas Falſches geſagt. Denn eben innerhalb und mit dieſer Beſtimmtheit iſt ihm zugleich die Freiheit gegeben: aus der ihm gegenüberſtehenden Individualität, aus dieſem beſonderen Daſeyn den Ausdruck innerer geiſtigen Lebendigkeit herauszuleſen und Kraft ſeiner Kunſt dieſes Charakteriſtiſche zur Erſcheinung zu bringen, das ſich gerade dieſe Formen des Geſichts geſchaffen hat. Hier gilt es aber nicht die Treue, die der eben vorhandene momentane Ausdruck der Züge ſclaviſch abſchreibt oder gar in dem ſorgfältigen Nachbilde aller Particularität in dem »täuſchenden« Nachahmen der Haare, Runzeln u. ſ. f. dieſes Geiſt- und Lebloſen, nach dem Ruhme Denner's ſtrebt, deſſen Bilder allerdings wahrhaft naturgetreu in dieſem Sinne genannt werden mögen. Der Portraitmaler muß vielmehr ſeinen Gegenſtand ſtudieren, muß ſich durch dieſes Studium von der Herrſchaft, die der momentane Ausdruck in ſeiner Zufälligkeit und Veränderlichkeit übt, befreien — denn jeder Tag ändert an dieſem Zufälligen — er muß gleichſam durch dieſe Oberfläche hindurch zu demjenigen hindringen und nur das in ſich aufnehmen, was ein Geſicht zu der Einheit des individuellen geiſtigen Charakters ausprägt. Jedermann glaubt ſein Geſicht zu kennen, wie ſich ſelbſt, und doch erweiſt ſchon das tägliche Leben oft genug das Gegentheil. Von dem wahr-

haften Portraitmaler, der in der angegebenen Weise schaffender Künstler iſt, kann man dagegen ſagen, er lehre die Leute ihr eigen Geſicht erſt kennen; er zeigt ihnen wie ſie ausſehen; oder um einen Mann reden zu laſſen, den wir bald nennen werden: »ein vollkommen gelungenes Portrait muß gleichſam getroffener, dem Individuum ähnlicher ſeyn, als das wirkliche Individuum ſelbſt.« So ſoll Tieck, als er ſeine Büſte von David ſah, geſagt haben: »er habe nie geglaubt, daß er wirklich ſo gut ausſehe, und doch müſſe er's glauben, denn er ſehe nichts ihm Fremdes in ſeinem Bilde.«

Nun laufen aber freilich Geſichter genug auf Gottes Erde herum, an denen die Kunſt mit ihrer Anforderung: der Stempel des Geiſtes in ſeiner Einheit und Geſchloſſenheit als Charakter darzuſtellen, zu Schanden werden muß, weil er ihnen eben fehlt; und wo nichts iſt, da hat nicht der Kaiſer allein ſein Recht verloren.

(Der Beſchluß folgt.)

Oldenburg 7. Auguſt *).

— — — Wir bedauren Euch von Herzen, lieber Papa, auf Eurer unwirthlichen Inſel, in feuchten Zimmern, bei dieſem unerhört ſchlechten Wetter, den ununterbrochen fortdauernden Stürmen und Regengüſſen. Wir haben freilich daſſelbe Wetter, leiden aber weniger dabei, und ich geſtehe Dir, daß ich gerade unter dieſen Umſtänden mich in der Sicherheit des ſchützenden Hauſes, der gewohnten bequemen Zimmer mehr als ſonſt heimiſch-geborgen und in meinen häuslichen Beſchäftigungen gefördert und befriedigt finde. — Geſtern zogen plötzlich ſo ſchwere, dicke, ſchwarze Wolken am Himmel herauf, ſchienen ſich niederdrückend auf unſere alten Eichen zu legen, der Regen ſtrömte, die Winde ſchwiegen, es war ſo finſter geworden, daß wir die Arbeit aus der Hand legen mußten, tiefe, tiefe Stille rings nach allen

*) Eingeſandt von H. v. M.

Seiten, und wir blickten ängſtlich umher, was es werden ſollte — da ſchlich, in der tiefen Dämmerung, durch die Stille ſicher gemacht, ein kleines, kleines Mäuschen hinterm Ofen hervor, blickte erſt ſchüchtern umher, trippelte weiter in's Zimmer, ſchien in den fremden Räumen umher zu ſpüren, ob ſich was zu naſchen fände, wurde immer dreiſter, ja muthwillig, ſtellte ſich aufrecht, putzte das Schnäuzchen mit den Vorderpfötchen, lief eine Strecke weiter, guckte hinter den Ofen, als wollte es ein ander Mäuschen rufen, wandte ſich wieder ſchnell und lief in großen Sprüngen dem Fenſter zu, ſchnupperte am Diwan, ſtellte ſich aufrecht an die Polſter, als wollte es hinauf. — Da ſprang die kleine Cäcilie luſtig herein, und tödtlich erſchreckt lief das ſcheue Mäuschen mit Blitzesſchnelle in ſeinen Verſteck. Ich winkte der Kleinen und zeigte nach dem Ofen hin, ſie verſtand mich augenblicklich, war ſtille, ſtille, forſchte mit langem Halſe, ſtellte ſich auf die Zehen, hatte lange, lange Geduld, wohl drei Minuten lang — es half nichts, das Mäuschen kam nicht wieder, zu ihrem großen Leidweſen. Unterdeſſen hatte die Finſterniß etwas nachgelaſſen, von irgend her mußten einzelne Sonnenſtrahlen durchbrechen, denn von unten wurden die niedrigen Wolken dunkelroth und golden geſäumt, was durch die Eichenzweige ganz allerliebſt durchſchimmerte. Nach und nach erhoben ſich wehende Lüftchen, die Zweige bewegten ſich auf den ſtrahlenden Farben, der Wind wehete ſtärker, die Wolken wurden blaßer, die Farben ſchwanden — ich hatte ſtarke Gewitter erwartet, vergebens! Bald war es hell aber grau geworden und ein leiſer Frühregen erfüllte die Luft und ward dann wieder Wind und ſtarker Regen wie ſeit Wochen täglich. Die kleine Cäcilie fragte noch: Ob das Mäuschen wohl wiederkommt? —

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erſter Jahrgang.

№ 22. Donnerſtag, 30. Auguſt. 1838.

Ueber Portraitmalerei.

Von

Dr. Adolf Stahr.

(Beſchluß.)

Die Kunſt aber iſt in den Aeußerlichkeiten des Lebens nur zu oft unfrei. Nur ſelten braucht ſie nicht nach Brod zu gehen, und da mag es denn manchem braven Künſtler — von den Handwerksmalern, die zur Noth auch Affen portraitiren, und ihren Dutzendarbeiten iſt natürlich keine Rede — oft ſauer genug ankommen, wenn die Leerheit ihres Geldbeutels ſie zwingt, dieſelbe durch Darſtellung anderer Leerheit und Plattheit zu kuriren. Der Hofmaler B. erzählte mir von einem tüchtigen Künſtler, der ſonſt von Natur wortkarg in ſolchen Fällen ſich den ungemeſſenſten Scheltworten überließ, und zur großen Verwunderung der Sitzenden oft die ſchmählichſten Verwünſchungen gleichſam taktmäßig vor ſich hinmurmelte, wobei er denn, befragt, zu erklären pflegte: er ſchimpfe auf ſeinen Vormund, der ihn um ſein Vermögen betrogen habe. Hier allerdings mag jene Phraſe von Armahhausen an ihrem Platze und vollkommen berechtigt ſeyn.

Man ſagt zuweilen von einem Bilde: es ſey zum Erſchrecken ähnlich. Dies iſt durchaus richtig, und enthält in nuce alle unſere bisher gemachten Bemerkungen. Alle Dop-

pfuscherei hat etwas Furchtbares, Entsetzliches, Grauenhaftes. Mein vorgenannter Freund befand sich einmal in dem Falle, ein Schneiderehepaar für eine Schuld malen zu müssen. Aergerlich über das unaufhörliche Tribulieren der Leute, die ihn sogar, wenn er nicht bald Anstalt mache, zu verklagen drohten, malte, oder schrieb er vielmehr beide mit der größtmöglichsten Treue dergestalt ab, daß die Bilder das vollständigste Passignalement lieferten, was selbst den argwöhnigsten Policisten zufrieden gestellt haben würde. Der Kleiderkünstler erschrack vor diesem Contrefei, noch mehr aber seine, von der Natur wo möglich noch reizloser ausgestattete Ehehälfte, deren Zorn sich zu einer solchen Höhe steigerte, daß sie ihren Ehemann zwang, den scheinischen Maler gerichtlich zu verklagen. Das Gericht aber erklärte die Portraits für »frappant getroffen,« und absolvirte den Künstler, während es jedoch das klägerische Ehepaar, welches dagegen erklärte: solche Bilder unmöglich in seinem Zimmer aufstellen zu können, da alle Welt darüber lachen und ihr eigner Aerger sich stets erneuern werde, von der Nothwendigkeit, die incriminirten Bilder behalten zu müssen, ebenfalls lossprach.

Es ist aber die Verbreitung richtigerer Ansichten über das Wesen der Portraitmalerei und die Art, wie man ihre Leistungen zu beurtheilen hat, keineswegs etwas Unwichtiges. Denn dieser Zweig der Kunst ist für bei weitem die meisten Menschen das einzige, oder doch das hauptsächlichste Vehikel, durch welches ihr Interesse für die Kunst überhaupt vermittelt wird. Jeder Mensch hat sein Gesicht lieb und hält es in Ehren, sieht es nicht ungern dargestellt; jeder erfreut sich der Leistungen der Portraitmalerei, und kann sich deren erfreuen, da es in dem kleinsten Orte nicht an solchen fehlt. Aber jeder hält sich — so willig er auch sonst auf alle und jede Kunstkennerschaft verzichtet, hier wenigstens für einen durchaus kompetenten Richter an, denn — er hat ja den Maßstab entweder unmittelbar vor Augen, oder findet ihn doch in jedem Spiegel. Und doch giebt es gerade nicht allzuviele, die hier ein richtiges Urtheil haben.

So kann man z. B. Zehn gegen Eins wetten, daß je beſſer und vollkommner ein Portrait, je größer ſein Anſpruch iſt, ein Kunſtwerk im vollen Sinne des Worts zu heißen, deſto mehr die Leute geneigt ſeyn werden es für »geſchmeichelt« auszugeben. Verſteht ſich, etwa mit Ausnahme des Originals. Und doch merken die guten Leute nicht, daß ſie in ſolchem Falle, ohne es zu wiſſen und zu wollen, meiſt gerade das Richtige, gerade ein Lob des Künſtlers, alſo das Umgekehrte von dem ausſprechen, was ſie ſelbſt meinen. Sie haben alſo die Wahrheit an ſich, aber noch nicht für ſich, d. h. haben ſie noch nicht in Beſitz genommen. Wir wollen ihnen aber dazu verhelfen, indem wir den Satz aufſtellen: »daß ein vollkommnes Portrait ſchmeicheln ſoll und muß, um wahrhaft Kunſtwerk zu ſeyn.« »Aber das ſind ja Paradoxien, Philoſophie, vielleicht gar Hegeliſche Philoſophie!«

Mit Beſchämung und Demuth geſtehe ich, daß wirklich dergleichen Ketzerei, die in guter Geſellſchaft noch immer perhorreſcirt wird, dahinter ſteckt. Aber am Ende — was Philoſophie, was Hegelei! Sehen wir doch lieber die Sache an, der Name thut ja nichts. Alſo: ein gutes Portrait kann nicht nur, ſondern muß ſogar ſchmeicheln. Das heißt nichts anders als: es ſoll und muß alles fortlaſſen, was dem bloßen Zufalle der Natur angehört, z. B. alle Sommerſproſſen, Leberflecken, Mäler, Narben u. ſ. f. und nur das Geſicht wiedergeben, welches der Geiſt verarbeitet und ſich gleichſam erarbeitet hat, mithin nur das, aber auch Alles das aufnehmen und ſchauen laſſen, was einen Beitrag zur Charakteriſtik des Individuums ſelber in ſeinem eigenſten innerſten Weſen liefert.

Ich brauche ein Gleichniß. Man ſagt: die Liebe iſt blind, und Amor trägt deshalb eine Binde. Freilich iſt das Auge des Liebenden und Freundes blind für das Aeußerliche, Zufällige, der Idee nicht Gemäße, was dagegen alles dem Fremdeſten, und dieſem am meiſten (und der Haß iſt noch ſcharfſichtiger) in die Augen ſpringt. Aber die Liebe und Freundſchaft iſt in einem andern Sinne auch tauſend-

ſcharfer. Denn das Auge des Freundes beſchwört den Geiſt auch in der unangemeſſenen Form, es iſt nicht blind für den Geiſt und die Wahrheit, ſondern ſchaut tiefer und durch die Oberfläche hindurch, und iſt ſo vorzugsweiſe ſeheriſch, während das fremde Auge eben darin die Blindheit der Liebe findet. Oder wollen wir wirklich ſagen, Verehrteſte, daß der Fremde, oder reſpective der Haſſende, in dem angeſchauten Individuum das Wahre, Eigenthümliche, Geiſtig-Charakteriſtiſche ſieht, und nicht die Freundſchaft, nicht die Liebe? Das ſey ferne von uns! Nun, denn müſſen wir auch zugeſtehen, daß Freundſchaft und Liebe nicht nur ſchmeicheln, ſondern mit Recht ſchmeicheln, und müſſen eben daſſelbe auch von dem Portrait gelten laſſen.

Und kann denn wirklich jeder, ſo wie er geht und ſteht, über den Ausdruck eines Geſichts urtheilen, ihn faſſen und zur Einheit zuſammenhalten? Dann wäre die Welt voll Portraitmaler und voll vortrefflicher dazu. Denn das Techniſche läßt ſich erlernen, zu jenem aber gehört ein Künſtlerauge und das läßt ſich ſchärfen aber nicht gewinnen. Giebt es doch Menſchen (Beobachter ſagen immer, ein Paar unter hundert und noch weniger), die nicht einmal die Farben unterſcheiden können, obgleich ſie ſelbſt es nicht wiſſen.

Mit dieſer Schmeicheiei aber, wie wir ſie aufgefaßt, verwechſele man nicht die heutzutage graſſirende Mode: allen Geſichtern, um ſie freundlich zu machen, einen Zug des Lächelns zu geben. Dies iſt gefährlich und kann leicht zur Fadheit und Süßlichkeit führen, und den Charakter, ſtatt ihn herauszuheben, vielmehr verwiſchen. Jedenfalls iſt dazu eine Situation, ein wenn auch nur angedeutetes Motiv erforderlich. Fehlt dies im Bilde, ſo wird der Ausdruck leicht platt, und der Beſchauer fühlt ſich unbehaglich einem Geſichte gegenüber, das ihn anlacht, er weiß nicht warum.

Alſo — um wieder auf den Anfang zurückzukommen, die Portraitmalerei iſt nicht nur Kunſt, ſondern es läßt ſich auch ſagen: »daß die Fortſchritte der Malerei darin beſtanden haben, ſich von ihren unvollkommneren Verſuchen an zum Portrait hinzuarbeiten. Der fromme andächtige Sinn

war es zuerſt, der die innere Lebendigkeit hervorbrachte; die höhere Kunſt belebte dieſen Sinn mit der Wahrheit des Ausdrucks und des beſondern Daſeyns, und mit dem tieferen Eingehen auf die äußere Erſcheinung vertiefte ſich auch die innere Lebendigkeit, um deren Ausdruck es zu thun war.«

Wollen die Portraitmaler ſich für dieſe erhebende Würdigung ihrer Kunſt Seitens der Aeſthetik bedanken — und ich denke ſie haben Urſache dazu — ſo mögen ſie ihre Huldigung den Manen des unſterblichen Denkers darbringen, deſſen Name jetzt nur noch dem Troſſe der Halbgebildeten, oder einigen denkſcheuen Realiſten ein, freilich mit Recht, gefürchteter iſt. Hegel hat den Schlachtruf des Geiſtes, den Ruf zur Freiheit des Geiſtes, der ſich ſelbſt erfaſſen und gewinnen und das γνῶθι σεαυτόν der Alten im höchſten Sinne erfüllen ſoll, von Neuem laut über die Welt erſchallen laſſen. Er hat ſie kühn geſchwungen die »Streitaxt der Gedanken.« Der Goliath des flachen Vorurtheils iſt in den Staub geſunken vor dem Schleuderwurf des verſpotteten Gegners; »da aber die Philiſter ſahen, daß ihr Stärkſter todt war, flohen ſie« (1 Sam. Kp. 17. v. 51).

Was verlangt man von Don Carlos?

Ein ſehr bekanntes Handelshaus in Süddeutſchland erhielt vor einiger Zeit von einem Wiener Bankier einen Antrag, der den Ankauf einer nicht unbedeutenden Quantität der Papiere des Don Carlos betraf. Da indeſſen die ſpaniſchen Schlöſſer dieſes Herrn bis jetzt noch zu tief im Nebel der Politik liegen, um von einem merkantiliſchen Auge gehörig gewürdigt zu werden, ſo ſchüttelte der Disponent des Hauſes verneinend das Haupt, dann aber rief er, da er ſich ſelbſt mit nützlicheren Dingen beſchäftigen wollte, einem alten Commis zu: »Antworten Sie, daß wir auf dergleichen »Propoſitionen uns nicht eher einlaſſen können, bevor Don »Carlos in Madrid fixirt iſt. —«

Der Commis gehorchte und ſchrieb:

»Wir haben Ihr Werthes vom 6. d. M. empfangen »und bedauern, nicht früher Papiere des Don Carlos auf »hieſigem Platze gebrauchen zu können, bevor derſelbe ſich »häuslich in Madrid niedergelaſſen hat.«

Der Chef unterzeichnete lächelnd die lakoniſche Antwort.

Ein Mephiſtopheles von Papier.

In Brüſſel erſcheint unter dem Namen »Mephiſtopheles« ein Journal, welches vom glühendſten Franzoſenhaß dictirt wird. — Es werden darin hauptſächlich ſchlechte und lächerliche Handlungen erzählt, die von Ausländern begangen worden ſind, und heißen alle dieſe Taugenichtſe »*fransquillons*.« Iſt aber ein Nationalfranzoſe der Thäter, ſo wird er par excellence, »*fransquillon de pure sang*« (von Geblüt) genannt.

Ernſt Willers in Rom.

Wir freuen uns in der dritten Nummer dieſer Blätter der Prophet eines Propheten geweſen zu ſeyn, der, nach Maßgabe deſſen was er jetzt in Rom auf der Künſtlerbörſe gilt, auch in ſeinem Vaterlande im Courſe ſteigen wird. »Ernſt Willers aus Oldenburg,« ſo heißt es in vielen deutſchen Blättern, »hat eine große Landſchaft von der Umge»gend von Olevano ausgeführt. Der Künſtler hat das Mo»tiv von Olevano genommen, ohne eine ängſtliche Veduta »verſtellen zu wollen. Die Farbe iſt harmoniſch ſchön und »das Ganze mit einer Präciſion ausgeführt, welche wenigen »deutſchen Künſtlern eigen iſt.«

Major Holſchen.

Zu Dülmen in Weſtphalen, der Reſidenz eines Herzogs und ſpaniſchen Granden, von dem erzählt wird, daß er auf dem Wege nach Madrid jede Nacht in ſeinem eignen Schloſſe ſchlafen könne, wo die begeiſterte Nonne bei abſoluter Diät ſo viele Wunder that, zu Dülmen, ſage ich, hat das neumodiſche rationaliſtiſche Waſſertrinken einen, ſo zu ſagen, poetiſchen Charakter angenommen,

Auf dem Markte vor der Poſt ſteht nämlich eine Pumpe, welche die Inſchrift »Jugendbrunnen« trägt. Auf den verſchiedenen Seiten lieſt man folgende Waſſerverſe:

Trink von dieſem Trank
So wirſt du ſelten krank.

* * *

Geſundheits- und Erſparungstrank
Für Familienwohl zu großem Dank.

* * *

Meide den Branntwein
Wegen des Wohlſeyns.

* * *

An der Pumpe hängt, an einer eiſernen Kette befeſtigt, ein ſchwerer ſilberner Becher, welcher die Beſtimmung hat, mit friſcher Silberfluth die Lippen der Durſtigen zu erlaben. Er trägt die originelle Inſchrift:

»Empfohlen dem ſiebenten Gebot.«

Der Erbauer dieſer unſchuldigen Apotheke iſt ein preußiſcher Major, ein Herr v. N. N. Es geht mir wie dem Poſtillon, ich weiß ſeinen eigentlichen Familiennamen, obgleich ich ihn vernommen, nicht mehr. Auch heißt der Herr in Dülmen und in der Gegend nur »Major Holſchen« (Holzſchuh). Er ſoll nämlich ein Schleſier ſeyn, dort aber zur Beförderung der weſtphäliſchen Induſtrie die bisher unbekannten Holzſchuhe eingeführt haben. Das dankbare Volk aber hat ihm den gewiß ehrenwerthen Namen »Major Holſchen« zugebilligt, der in der Friedenszeit mehr werth iſt, als ein Napoleoniſcher Herzogsname.

Polniſches Erſtaunen.

Ein polniſcher Flüchtling ging mit einem deutſchen Gutsbeſitzer durch ein Dorf, wo ein Knabe, welcher auf der Erde lag, den letzteren ziemlich nonchalant fragte, wie viel die Uhr ſey. — Halb unwillig, halb begeiſtert durch dieſe Anfrage, rief der Pole erſtaunt aus: *O divine liberté!*

An

die verehrlichen Redactionen der deutſchen Journale.

Das günſtige Urtheil, welches in ſo vielen deutſchen Zeitſchriften über meine humoriſtiſchen Blätter gefällt iſt, verpflichtet mich gegen meine geiſtreichen Mitarbeiter, und rückſichtlich meiner eignen Productionen gegen meine nachſichtigen Kritiker zum ſchönſten Dank. Wenn aber jener Beifall ſo weit geht, daß man ſich meine Aufſätze, wie irgend eine Wiſſenſchaft, ganz und gar zu eigen macht und ſie wörtlich, wie Originalaufſätze, abdruckt, ſo iſt das ein Mißverſtehen meiner Bitte um **gütige Aufnahme** meiner Blätter. Von der Billigkeit der Redactionen erwarte ich ſonach, daß in Zukunft die Quelle genannt wird, damit ich nicht, wie ein literariſcher spiritus familiaris, gezwungen werde, die Zeitſchriften mit Artikeln zu verſorgen, wofür mir nur das Recht der Unſichtbarkeit concedirt wird. Ich diene gerne mit dem was ich habe, aber ich darf doch auch den Dank der Anerkennung verlangen.

Theodor von Kobbe.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzeſche Buchhandlung.**

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erstes Jahrgang.

№ 25. Donnerstag, 20. September. 1838.

Mailied.

Frühling mit seiner Pracht,
Froh umschwungen lacht,
Nachtigall sehnend singt,
Veilchen die Luft durchdringt.
Wie sich der Zephyr freut!
Wie er die Blüthen streut! —
Ruhig erwägt der Baum,
»Frucht bringt der Frühlingstraum!«

Ein Krieg zwischen zwei Kriegsräthen.

In X., der Name der Stadt thut ja nichts zur Sache, kehrte ein Kriegsrath Abends spät von einem Balle zu Hause. Er entledigte sich seines Fracks und hing denselben in einen Kleiderschrank. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er einen Wachsfleck am Kragen, welcher, in der Form eines Kreuzes, der Brust einen Orden zu verkünden schien. Der Kriegsrath erwartete wirklich dies Evenement, indessen mehr zur Verherrlichung seiner Frau, als wie zu seiner eigenen. »Vielleicht eine gute Vorbedeutung!« schmunzelte er selbstgefällig, besichtigte noch einmal den Wachspropheten, den er, um dieser Idee willen, noch nicht von seiner Stelle ver-

trieb, und warf sich dann, von angenehmen Hoffnungen eingewiegt, in Gott Morpheus Arme.

Nach einigen Tagen war der Frack gestohlen. Alle Nachfrage war vergeblich. Die Frau Kriegsräthin lamentirte, mehr aber noch die erwachsenen drei unverheiratheten Töchter, welche schon stark in den Neun und Zwanzigen zu seyn schienen. Denn die Finanzen des Familienvaters waren nur schwach, und die Putzsucht der Frau Gemahlin und der lieben Töchter machte das Deficit in der väterlichen Börse täglich größer. Unter diesen Umständen wurde ein solcher Umstand doppelt fühlbar. Indessen verspürte der Kriegsrath fortwährend Hoffnung, daß er seinen Frack wieder sehen werde. »Ich erkenne ihn unter tausenden,« behauptete er, »es ist zudem ein Glück, daß ich den Wachs»fleck nicht versagt habe.«

Und siehe! er hatte Recht. Schon am andern Tage gewahrte er einen eilenden Mann, welcher seinen Leibrock zu tragen, im Uebrigen aber auch ganz sein Doppelgänger im Habitus zu seyn schien. Er erreichte ihn mit verdoppelten Schritten; der Mann trug den verräthischen Frack, auf dem noch der unverwischte Wachsfleck paradirte.

»Entschuldigen Sie, mein Herr!« rief der keuchende Nipp.

»Was befehlen Sie? ich muß aber um eine schnelle »Erklärung bitten, ich bin sehr pressirt.«

»Mag seyn, aber meine Erklärung dürfte Sie länger »aufhalten, als Sie glauben.«

»Wie ist das zu verstehen?«

»Mein Herr, ich muß Sie bitten mir zu sagen, woher »Sie den Wachsfleck auf dem Rock haben.«

»Ich bemerke ihn erst eben, da Sie ihn mir zeigen.« —

»Das ist eine leere Ausflucht. Sie verdienen keine »Schonung. Woher haben Sie den Frack?«

»Darüber brauche ich Ihnen keine Auskunft zu geben.«

»Wieder eine Ausflucht! Ich muß Sie bitten, mir auf »die Polizei zu folgen. Ich bin der Kriegsrath Nipp.«

»Nipp?« rief der Frackträger erstaunt, »jedoch wie

»Sie wollen, ich muß folgen, wenn Sie darauf beſtehen. »Glauben Sie mir nur, daß ich, der Kriegsrath Rapp*) »aus F., die Polizei nicht ſcheue. Aber gönnen Sie mir »nur eine Stunde, dann ſteht Ihnen der Frack zu Dienſte, »wofern Sie ſich als Eigenthümer legitimiren. Und glau»ben Sie,« (hierbei ſah Rapp Ripp bedeutungsvoll an,) »auch Ihnen dürfte dies lieber ſeyn!«

»Non-sense!« rief der Kriegsrath erhitzt. »Wenn »wir uns auch beide ähnlich ſehen wie Zwillingsbrüder, »wenn wir auch beide Kriegsräthe geſcholten werden, ſo »ſind doch die Fracks nicht gemein und jeder muß ſeinen »eigenen haben.« —

»Es iſt nicht hübſch von Ihnen, Herr College,« entgegnete Rapp, »mein Lebensglück ſteht vielleicht auf dem »Spiele. Indeſſen ich folge Ihnen auf die Polizei!«

Der Polizeicommiſſair, wie die meiſten ſeiner Herren Collegen, beſonders geſchickt in ſuggeſtiven und captiöſen Fragen, hatte den Thatbeſtand einer Entwendung, nach ſeiner Meinung, bald eruirt. Ripp recognoſcirte den Frack als ſeinen eigenen und wurde ſeine Ausſage nicht blos durch den quäſtionirten Wachsfleck, ſondern auch durch einen Mahnbrief unterſtützt, der, ſtark zuſammen geknittert, unter des Kriegsraths Proceſſe in der Seitentaſche gefunden wurde.

Vergeben. ſuchte Rapp den ſpeciellern Fragen des Inquirenten auszuweichen. Er mußte geſtehen und deponirte endlich zu Protocoll und zwar ad causam:

»Der Verkauf zweier Pferde führte mich nach X. Hier »traf ich eine alte Bekanntin, welche mir vorſchlug, in mei»nem funfzigſten Jahre doch endlich einmal zu beherzigen, »daß es nicht gut ſey, wenn der Menſch allein iſt. Sie »ſchlug mir eine ihrer Nichten vor, unter denen ich die »Auswahl hatte. Die Mädchen ſeyen zwar gänzlich unbe»gütert, nicht eben ſchön, aber auch nicht allzujung, reſolut

*) Die Namen Ripp und Rapp ſind nicht ſelten. In Uetersen heirathete im Jahre 1808 der Knecht des Obergerichtsadvocaten Wieſe Claus Ripp das Dienſtmädchen im Hauſe, welches Gretchen Rapp hieß.

»gegen Dienstboten,« tugendhaft und ökonomisch, ja mit ei»nem fast geizigen Anstriche, welcher Anstrich, wie sie weiß, »mir gar nicht mißfällt. Ich ließ mich bereden, die Da»men wenigstens zu beäugeln und, da ich von der Frau »Mutter eine sehr freundliche Einladung zum Frühstück er»hielt, beschloß ich wenigstens dieses zu mir zu nehmen. »Aber da ich keinen Frack bei mir hatte, in der Eile einen »solchen auch nicht angefertigt bekommen konnte, auch die »Ausgabe für den Fall scheuete, daß Gott Hymen mich keine »Geschäfte machen ließe, zog ich es vor, einen solchen bei »dem Trödler Hirsch in der Sackgasse zu miethen. Uebri»gens, Herr Kriegsrath,« räunte Rapp dem erstaunten Nipp in die Ohren, »gilt der Besuch Ihren Fräulein »Töchtern. Die alte Bekannte, von der ich redete, ist Ihre »Frau Schwägerin.«

Verblüfft stand Nipp da, er erinnerte sich jetzt auch wohl von seinem steinreichen hagestolzen Collegen Rapp gehört zu haben, und verwünschte die Frackgeschichte in die Hölle. »Viel Ehre für mich und meine Töchter,« — lautete die Antwort des Bestürzten drei Male.

Inzwischen hatte der Polizeicommissär den Juden Hirsch holen lassen, welcher, zwischen beide Kriegsräthe gestellt, sichtlich in die größte Verlegenheit gerieth. Er bestätigte des reichen Rapps Aussage, als er aber, auf Nipps und der Obrigkeit Eindringen, den Namen des Verkäufers sagen sollte, fing er an, sich noch wurmmäßiger vor dem Geständnisse als Rapp zu winden.

»Bei mein Gesundheit, fragen Sie mich nicht,« deprecirte er.

»Heraus damit! von wem haben Sie den Frack ge»kauft?« rief der Polizeicommissär drohend.

»Ja, von wem?« secundirte Nipp.

»Nu, wenn Se es wollen wissen durchaus, von de Frau Kriegsräthin Nipp,« rief Hirsch gedehnt.

Erstaunt sahen Nipp und Rapp sich an. Der letzte ließ sich seinen Oberrock bringen und brummte im Stillen vor sich:

»Der mag seinen Frack und seine Tochter für sich be»halten.«

Es giebt keine deutsche Grammatik.

Vor ungefähr zehn Jahren machte ich die Bekanntschaft eines reisenden, ehemaligen Schauspiel-Directors, welcher durch die mißlichen Conjuncturen, denen die ambulanten Thespiskärner so leicht erliegen, sein Hab und Gut, und das mehrerer anderer Theaterenthusiasten, verloren hatte; — sich jetzt aber wieder mit vier zerstreuten Künstlern und einer einzigen, übrigens sehr braven Priesterin der Thalia zu einer Theaterrepublik vereinigt hatte. Man spielte noch idealen Theilen, d. h. in Theilung, als gewesener Director hatte Herr Klumpff ⅞ voraus, man begnügte sich mit einactigen Kotzebueschen Stücken, und lernte insbesondere die letzten Scenen, in denen oft alle Mitglieder erscheinen mußten, aus Oeconomie so gut auswendig, daß man den fehlenden Souffleur, den man sonst gegenseitig ergänzte, gar nicht vermißte. Unter diesen sechs Mimen war aber ein junger Liebhaber, dem die Theilung nicht mit vergönnt war, er war das einzigste, von den fünf Directoren engagirte Mitglied, erhielt wöchentlich, unbekümmert um die Einnahme des Theaters, zwei Thaler preussisch Courant, hatte dafür aber auch nicht für Costüm, außer für Schminke und Straßengarderobe, zu sorgen.

»Der junge Mann kann wohl lachen,« pflegte Herr Klumpff zu sagen, »der hat seine fixe Gage.« — Aber unbegreiflich wahr und eben so rührend ist es, dieser nicht Mitdirector, welcher »Petri« hieß, ersparte innerhalb sechs Wochen einen vollen Ducaten, den er seiner kranken Mutter nach Ibbenbühren schickte. — Die Anhänglichkeit der Schauspieler an ihre Familien ist überhaupt sehr innig und oft Ursache der seltensten Aufopferungen. In dieser Hinsicht haben die Mimen etwas mit den Juden gemein, und mögen der schändliche Druck, die über sie verhängte Hei-

mathloſigkeit, überhaupt der philiſtröſe Hochmuth und die chriſtliche Kälte wohl die Urſache ſeyn, daß beide das Familienleben wie eine koſtbare Zimmerpflanze vor des Neides Zugluft ſchützen, ſie pflegen und heilig halten.

Herr Klumpff hatte übrigens auch einen kleinen Nebenverdienſt. Er beſaß das Talent, weiße Seife in Waſſer aufzulöſen, womit er alte Bilder, wie er es nannte, zu reſtauriren pflegte. Er hatte dadurch das Vermögen Mohren weiß zu waſchen, wenigſtens fand man, nachdem er einen ſehr beſchmutzten Aegypter mit ſeiner Eſſenz begoſſen hatte, anſtatt des Afrikaners am andern Tage nur einen weißen Fleck. Aber Herr Klumpff hatte dafür auch einen Fehler. Er ſprach ein ſo ungrammatiſches Deutſch, wie ich es nicht einmal von preuſſiſchen Offizieren vor der Schlacht bei Jena gehört habe. Was aber dabei höchſt komiſch war, er glaubte gar nicht an die Exiſtenz einer Grammatik. Ich habe einen alten Hauptmann gekannt, der da behauptete, die Grammatik ſey etwas Unnöthiges. »Wenn ich,« meinte er, »meine Kameraden auf der Parade zum Frühſtück ein»lade, ſo iſt ganz egal, ob ich dann ſage: frühſtückt bei »mir oder bei mich, ſie kommen Alle.« — Ich entſinne mich, in meinen Kinderjahren einen gutmüthigen alten Senator gehört zu haben, der da meinte, er möge niemanden, nicht einmal einen Buchſtaben erzürnen, er wechsle daher mit mich und mir unpartheiiſch ab. — Aber in den Worten beider lag immer die Anerkennung des Daſeyns einer nur ihrem geiſtigen Auge verborgenen Grammatik; Herr Klumpff, der Theaterdirector, läugnete indeſſen, wie die Rationaliſten den Teufel, gewöhnlich das Daſeyn aller ſprachlichen Regeln.

»Wie habe ich Sie heute als Czar im Mädchen von »Marienburg gefallen?« fragte er mich, als ich ihm nicht läugnen konnte, an dem fraglichen Abend einen Act im Theater geweſen zu ſeyn, was noch nachtheilig auf meinen Appetit fortwirkte.

Die unerwartete Anrede erſchreckte mich; Klumpff hatte, als Rußlands Herrſcher, ſchrecklich geſchrieen und dabei alle

casus mit einer anscheinenden Sicherheit verwechselt, inzwischen faßte ich mich bald, und schiffend durch die Klippen der Lügen, bemerkte ich ihm, daß er eine kräftige Stimme habe, die von einer vortrefflichen Lunge zeuge. »Indessen,« fuhr ich fort, »kann ich nicht umhin, Ihnen unmaßgeblich zu bemerken, daß es mir scheint, als ob Sie die herrschenden Ansichten über das Mir und Mich ignoriren, und daß es doch wünschenswerth ist, wenn Sie sich in dieser Hinsicht den angenommenen Satzungen anschlössen, gleichviel ob sie auf dem Vorurtheil — — — —

Aber ich hatte meinen Satz noch nicht beendet, als ihn Herr Klumpff, gleichsam wie ein Franzose, der einen schlechten französischen Passus eines Deutschen errathen hat, mit den Worten coupirte:

»Kommen Sie mich auch mit das Mährchen? Sie? »Sie? Dazu hätte ich Ihnen doch für zu vorurtheilsfrei gehalten. Glauben Sie denn auch an Grammatik, an den Pöbelwahn der Schriftsteller?« — Das waren gerade seine Worte, die er so heftig sprach, daß ein anwesender fremder Hund in Begleitung zu bellen anfing.

»Allerdings! mein vortrefflicher Herr Klumpff,« versetzte ich, im Anfang zwar etwas betroffen, mich jedoch beim Nachsatz im Gefühl des Rechts ermuthigend. »Ich behaupte, sogar, daß es gar keinen deutschen Gelehrten giebt, der nicht seine Muttersprache nach der Grammatik und ohne Fehler spricht.«

»Es giebt keine Grammatik, der Eine spricht so, der Andere so,« versetzte Klumpff feierlich. »Ich verwette das große Gemälde, welches ich restauriren soll, gegen Ihre Pelzkappe, daß Sie, wenigstens nach der Meinung sehr Vieler, in Einer Stunde selbst einen Fehler machen.«

Ich sah in dieser Statuirung, daß es Fehler geben könne, eine Annäherung Klumpffs an die Anerkennung einer Grammatik, und bemerkte erfreut:

»Wenn Sie das können, so würde ich Ihnen danken.«

»Ihnen danken?« rief Klumpff triumphirend, »da haben wir schon einen Fehler.

»Wie?« fragte ich, »heißt es nicht Einem danken?«

»O!« verſetzte Klumpff pathetiſch und ſicher, »ich habe »viele ſehr rechtliche Familienväter gekannt. Aber ich gebe »Sie mein Ehrenwort, die ſagten Alle: ich danke Sie. »Nicht einmal ihre Kinder und Dienſtboten ſagten ich »danke Ihnen.«

Das war mir zu viel. Staunend ſah ich den Grammatikläugner an und endete: »Sie mögen Recht behalten, »Herr Klumpff, ich danke Sie.«

(Durch außerordentliche Gelegenheit.)

Ein Bekannter der Kriegsräthe Nipp und Napp theilt den Leſern, welche eine Härte in dem Schickſale und den unverdienten Leiden des armen Nipps finden würden, die höchſt erfreuliche und verſöhnliche Nachricht mit, daß es der dort erwähnten Tante dennoch gelungen iſt, den Herrn Kriegsrath Peter Napp zu einem Heirathsantrage bei der ältſten Nichte Eulalia Euphroſine Cöleſtine, Tochter des Herrn Kriegsrath Nipp, zu vermögen, und daß die Hochzeit bereits am 24. Auguſt (Bartholomäus) vollzogen iſt.

An die verehrlichen Buchhandlungen Deutſchlands.

Die humoriſtiſchen Blätter werden auch im Jahre 1839 mit gleichen Kräften und Opfern, wie bisher, fortgeſetzt. Die Redaction erbittet ſich bald möglich die desfallſigen Beſtellungen. Probeblätter ſtehen zu Dienſte, wogegen kein einziges Exemplar à Condition verſandt wird. Der Preis für den ganzen Jahrgang iſt nach wie vor 1 Rthlr. 16 ggr. Preuſſiſch Courant.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod humanum.

Erster Jahrgang.

№ 26. Donnerstag, 27. September. 1838.

Der Steinadler*).

(Aus den Papieren eines Freundes).

»Ist mein Nachbar zur Rechten denn wieder verrückt?« fragte ich den tafeldeckenden Kellner, der mir, dem ersten zum Mittagsessen Eintretenden, meinen Platz bei Tische angewiesen hatte.

Ich war zu der Frage berechtigt, lieber Leser! Denn schon zwei Mal war mein rechter Tischnachbar von mir wahnsinnig befunden. Der erste glaubte, daß er ein Huhn im Leibe habe, welches an seiner Leber picke; der zweite war ein dem Tollhause entsprungener Bekannter aus meiner Heimath, der, von mir bei seinem Namen angeredet, mit den Worten: »Also auch hier kennt und verfolgt man »mich?« heulend aus der Thür stürzte.

Der Kellner zuckte die Achseln. »So ganz richtig ist »es freilich mit dem Herrn zu Ihrer Rechten nicht, indessen »wird Sie das vis à vis einer schönen Dame entschädigen, »auch kann ich Ihnen keinen andern Platz anweisen, da der

*) Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort (№ 1. vom 5. April 1838) die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer seinen früheren humoristischen Arbeiten ein Plätzchen anzuweisen. Er macht hiemit von dieser Begünstigung mit freundlichem Dank Gebrauch.

»ganze Tisch besetzt ist.« — Ich mußte sonach dem Unabänderlichen mich unterwerfen.

Die Unterhaltung bei Tafel war lebhaft. Ich saß einer klugen und schönen Frau und ihrem höchst einfältigen Herrn Gemahl gegenüber. Erst um die Mitte der Mahlzeit bemerkte ich, daß mein Tischnachbar zur Rechten angekommen war. Ich sah in ihm einen Menschen, bei dessen Wiege gewiß keine Gottheit, es sey denn Vulkan, gelächelt hatte. Er schielte und hinkte körperlich und geistig. Mehrere Male mischte er sich in das Gespräch, welches ich mit der schönen Dame angeknüpft hatte. Allein eine geheime Furcht, oder die angenehme Tischnachbarin waren die Ursache, daß ich mich an jeder Antwort präcludiren, und jede unsinnige Behauptung meines Gegners passiren ließ.

Ich mußte den Tag über in N. bleiben. Am Abend, etwa um zehn Uhr, bestieg ich abermals den Postwagen. Leider erkannte ich beim Einsteigen durch den Glanz der bettelnden Laterne des Wagenmeisters das Gesicht meines schielenden Tischnachbars.

Meine übrige Wagengesellschaft war nicht uninteressant. Ich gedenke noch mit Freuden der ersten Bekanntschaft des Artillerie-Lieutenants v. F., den das Geschick jetzt zum täglichen Begleiter eines Thronerben gemacht hat; eines Kaufmanns aus Hildesheim und eines jungen Pharmaceuten, der seine erste saure Gehülfenstelle nach sauren Lehrjahren antreten wollte und doch schon bei dieser Veränderung so glücklich aussah, wie ein heute ernannter Fähndrich. Allein jede Unterhaltung wurde durch die arroganten und unsinnigen Reden des in sächsischer Zunge räsonnirenden Renommisten gestört.

Wir erreichten etwa um zwei Uhr in der Nacht die erste Station von N. »Bouillon!« dröhnte die Stimme meines Nachbars. »Sie werden schwerlich zur Nachtzeit »in diesem elenden Dorfe Ihren Wunsch befriedigen kön»nen,« war meine calmirende Antwort, die ich in der Hoffnung gab, mir und den Mitreisenden einige Augenblicke Ruhe während des Anschirrens frischer Postpferde zu verschaffen.

Aber meine erſte Anrede bekam mir übel. »Hören »Sie, mein Herr,« verſetzte der Sachſe: »Sie haben mich »ſchon längſt auf eine höchſt kurioſe Weiſe angeſehen! Wie »wollen Sie von mir behandelt werden? grob oder höf»lich?« »Wenn es Ihnen einerlei iſt,« erwiederte ich ge»laſſen, »ſo bitte ich um eine höfliche Behandlung. Ich bin »von Jugend auf daran gewöhnt. Sollte aber eine ſolche »Behandlung gegen Ihre Natur ſeyn, ſo geniren Sie ſich »nicht. Ich reiſe zum Vergnügen, und wenn Ihr Bene»men nicht das Maaß überſchreitet, welches ein Humoriſt »ertragen muß, ſo werde ich geduldig ſeyn. Excediren Sie »aber in modo, ſo kann ich mich auf die treffliche Poli»zei des Landes verlaſſen.«

Meine Replik machte den nach Fleiſchbrühe dürſtenden Grobian ruhig. Er verließ die Poſtkutſche, und ſetzte ſich in das Cabriolet der Diligence zum Conducteur, der nach ewigen Geſetzen noch in dem Orte der Abfahrt bis zur nächſten Station unbekümmert und ungeſtört im rollenden Häuschen einſchlief.

Wir hatten gegen Morgen die Stadt ...g erreicht, wo der Wagen eine volle Stunde anhielt, um mehrere herbeiſtrömende Nebenpoſten vor ſeinem weitern Laufe aufzuneh»men. Die Reiſegeſellſchaft und ich erquickten uns mit Sel»terſerwaſſer und Wein, und bewunderten, bei Ermangelung anderer Sehenswürdigkeiten, einen ſehr ſchönen Steinadler, der im Hofe des Poſthauſes in einem Käſicht paradirte.

Als wir nach der Zeche fragten, die einige zwanzig Groſchen betrug, erwachte die eingeſchlummerte Unart des Diable boiteux wieder.

»Wie viel koſtet die ganze Geſchichte?« rief er dem eintretenden Kellner zu. »Zwei und zwanzig Groſchen!« war die Antwort. »Die ganze Geſchichte?« fragte jener abermals. »Aufzuwarten!« entgegnete der Diener. »Nun »wohl!« rief der Frager, »da gehören uns Löffel und Krü»ge,« und ſchon wollte er ſich anſchicken, alle dieſe Sachen in den Poſtwagen zu verhamſtern, als irgend ein mir un»bekannter Umſtand ihn aus der Gaſtſtube rief, und dem

ruhigen dicken Wirth die Möglichkeit gab, die von dem Narren in Pfändung gezogenen Sachen ohne Eclat absentiren zu lassen.

Ich habe diesen albernen Spaß erzählen müssen, weil er später in meiner Geschichte wichtig wird. — Während ich auf die richtige Bergung meiner Effecten achtete, vermißte ich zu meinem Verdrusse eine Trommel mit Confect, welche ich für die lieben Kindlein meines Bruders mitgenommen hatte. Wer eine Diligence kennt, wird wissen, daß sich zuweilen oben in derselben ein Netz befindet, in welchem die Passagiere kleine Effecten zu bewahren pflegen.

In der Hoffnung, dort meine Trommel zu entdecken, öffnete ich ein kleines zugebundenes Packet, dessen Größe mich zu der Hoffnung berechtigte, das Gesuchte dort zu finden. Einige Strümpfe, Tücher und dergleichen Kleidungsstücke überzeugten mich aber von meinem Irrthume. Ich band dasselbe wiederum zu, und eilte zur Gesellschaft zurück, meinen Irrthum, den ich leicht hätte verschweigen können, in Folge einer höflichen Erziehung entschuldigend.

Aber wie groß war mein Erstaunen, als mein ekelhafter Widersacher, alle Grundsätze des Anstandes vergessend, heftig mit den Worten auffuhr: »Das Packet gehört mir, »und es war eine höllische Unverschämtheit von Ihnen, dasselbe zu öffnen.« Diese Bemerkung raubte mir meine kalte Geistesgegenwart. Ich entschuldigte mich eine Secunde betroffen, allein meine Worte fachten das Feuer seiner Grobheit nur noch mehr an. Gegen solche Waffen konnte ich nicht kämpfen, und schon war ich im Begriff, einen erbärmlichen Injurienproceß vor dem Polizeigerichte zu veranlassen, als mir mein guter Humor zuraunte: Der Kerl ist verrückt; behandle ihn homöopatisch, wenn auch etwas derbe.

»Haben Sie den Steinadler auf dem Hofplatze schon »gesehen?« fragte ich den Tobenden in einem neugierigen Tone, der alles Vorgefallene ignorirte. »Den Steinadler?« versetzte dieser, »was geht mich der Steinadler an? Ich »rede von meinem Packet.« »Bitte, sahen Sie den Stein»adler!« lispelte ich in dem weichsten Accente. »Nein, ich

»will nicht!« war die Antwort. Ich aber trug ihm mein Anliegen abermals und wiederholt vor, indem ich bald von den Gesten des Käthchens von Heilbronn zu denen des Königs Lear überging. »Was geht mich der erbärmliche »Steinadler an? Ich habe in Sachsen ganz andere Stein»adler gesehen!« keuchte der in Wuth Erstickende. Diese Rede nahm ich auf, wir stritten heftig, ob er einen schönern Steinadler gesehen habe, als den hier nicht Gesehenen, und wir hätten gewiß gewettet, wenn die abgehende Post uns nicht von dem Domicil des seltnen Vogels entfernt hätte.

Ich habe meine Geschichte vielleicht nicht komisch genug erzählt. Sie war es damals im höchsten Grade. Meine Reisegefährten mußten wegen unmäßigen Lachens in den Wagen getragen werden. Die ruhigen Bewohner des Städtchens, welche kaum aufgewacht, also noch in jeder Hinsicht nüchtern waren, sahen mit Kopfschütteln dem forteilenden Postwagen nach. Wir lachten, und nannten fortan den Fremden den Steinadler, ja mich trieb ein schadenfroher Geist dazu, den Schieber, welcher sich zwischen dem Cabriolet und dem Fond des Wagens befindet, zu öffnen, und den Steinadler vor dem Städtchen anzubieten, auszusteigen, den Gegenstand unserer Zwietracht zu beaugenscheinigen, und dann auf meine Kosten die Diligence wiederum mit Extrapost einzuholen. »Wir werden uns schon auf der nächsten »Station sprechen,« war seine ruhige Antwort.

Unser Gespräch im Wagen bekam bald eine andere Wendung. Ich hatte den Vorfall auf der nächsten Station in N. längst vergessen. Als wir dort angekommen waren, erfuhr ich aber vom Conducteur, der Steinadler sey ausgegangen, um die Polizei zu suchen. Wirklich kehrte derselbe auch bald mit einer Gerichtsperson in das Posthaus zurück, die auf seinen Fingerzeig nach geschehener Anfrage: welcher Herr ihn denn eigentlich beleidigt habe? mich mit diesen Worten sehr höflich und verständig anredete: »Ich höre von diesem Herrn, daß Sie ihm ein Packet »unbefugter Weise geöffnet, und noch dazu schwer beleidigt »haben. Es ist nicht meine Absicht, reisende Leute aufzu-

»halten, auch iſt jede Beleidigung eines gebildeten Men»ſchen unwürdig. Ich erſuche Sie daher die Sache abzu»machen, und dem Herrn zu erklären, daß Sie nichts gegen »ihn haben.« »Das kann ich nicht gut!« verſetzte ich achſelzuckend: »Der Herr iſt total verrückt.« »Das iſt eine »ſchöne Ehrenerklärung!« fluchte der Steinadler. »Erlau»ben Sie, verehrteſter Herr!« fuhr ich fort, »dieſer Mann, »welcher bei Nachtzeit in den Dörfern Bouillen wie einen »Schnapps fordert, glaubte in ...g, daß er, als er einige »zwanzig Groſchen für eine Kruke Selterſerwaſſer, eine Fla»ſche Wein und etwas Zucker bezahlen ſollte, ihm die dazu »gebrauchten ſilbernen Löffel und die Geſchirre für dieſen »Preis gehörten, als ihm auf die Anfrage: »»wie viel ko»»ſtet die ganze Geſchichte?«« »»zwei und zwanzig Gro»»ſchen!« geantwortet wurde. Ich nehme die Reiſegeſell»ſchaft als Zeugen.« Mein Vortrag wurde einſtimmig bejaht, und ſchon ſah der Diener der Themis den Kläger mißtrauiſch an, als dieſer ſich mit den Worten: »Das war »ja nur mein Spaß!« vor Zorn glühend, zu entſchuldigen ſuchte.

»Das hoffte ich damals auch,« vollendete ich meine Rede: »aber hören Sie weiter auf zwei Worte, hochgeehr»ter Herr!« Bei dieſer Rede zog ich den ehrlichen alten Herrn zur Seite. »Sie ſind doch in ...g bekannt?« »Ei »freilich!« verſetzte dieſer. »Sie waren doch ſchon im Poſt»hauſe daſelbſt, und haben den wunderſchönen Steinadler »dort geſehen?« fragte ich ferner. Auch dies bejahte der Polizeiherr. »Nun,« flüſterte ich ihm in die Ohren: »ich bin »ein Freund von Naturſeltenheiten, dieſen Steinadler wollte »ich dem Herrn aus purer Natur- und Kunſtliebe zeigen, aber »eben dies Anſinnen erweckte ſeinen unglücklichſten Paroxis»mus. Ueberzeugen Sie ſich gefälligſt ſelbſt von der Wahr»heit meiner Rede. Fragen Sie ihn gütigſt: ob er den »Steinadler in ...g wohl geſehen habe, eventualiter, warum »nicht?« »Haben Sie den Steinadler im Poſthauſe zu »...g wohl geſehen?« fragte der freundliche Vermittler. Wie vom Donner gerührt, ſah mein Feind den Fragenden

an. »Das iſt ja zum Tollwerden, das iſt ein verfluchtes »Land!« tobte er: »in jedem Orte ſoll ich Steinadler ſehen, »ich will keine Steinadler ſehen!« »Jetzt ſind Sie auf »dem rechten Wege, hochgeehrter Herr!« flüſterte ich, »nur »noch einmal angeſetzt.« Geſagt, gethan. »Aber wie kann »ein Steinadler Sie ſo in Harniſch bringen?« bemerkte der erſtaunte Richter.

Ich hatte es zu arg gemacht. Der Steinadler fing an ſo zu ſchimpfen und zu drohen, daß er auf Befehl des Polizeiherrn in den Wagen gebracht, und dem Conducteur die Anweiſung ertheilt wurde, den Fremden nicht vor der nächſten Station aus dem Wagen zu laſſen. Ich hatte kaum Zeit, ihm noch den guten Rath zu intimiren, in Zukunft höflicher auf Reiſen zu ſeyn, und die Steinadler nicht zu verachten.

So oft ich ſpäter durch ...g reiſte, habe ich die Geſchichte meiner Poſtwagen-Geſellſchaft zu ihrem großen Ergötzen erzählt. Wenn ich aber dieſelbe am Ende bitte, den Steinadler zu beſehen, ſo fragen ſie gewöhnlich, ob ich ſie auch zum Beſten haben will? Ich verneine dies natürlich, und ſie folgen mir lachend. Das letzte Mal aber fingen ſie an, ſich nachher gegenſeitig aufzufordern, den Steinadler zu beſehen. Das ſetzte böſes Blut und eine Scene wie im Auerbachſchen Keller. Aber auch damals tönte das mahnende Poſthorn vermittelnd die Worte:

Irrthum laß los der Augen Band.

Ein Argumentum e contrario.

Es kam ein Bauer im X....ſchen zum Chef der Juſtiz-Canzlei und begehrte die Zuordnung eines Anwaltes. Der Richter, welcher glaubte, der Supplicant bedürfe des Armenrechtes, verlangte von demſelben deßfallſige Beſcheinigungen des Armenvaters und Predigers. Wie erſtaunte er aber, als er erfuhr, daß der Beſchwerdeführer bereit ſey,

einen Advocaten zu bezahlen, und, so zu sagen, für Geld zu processen, daß aber, trotz seiner Zahlungsfähigkeit, der Bauer keinen Anwalt habe vermögen können, die Sache einzuleiten. — Neugierig geworden, ließ er sich den Proceßgegenstand vom Querulanten erzählen, und fand bald, daß die gänzliche Ungerechtigkeit und Ungereimtheit der Sache jeden Advocaten, wenn er auch kein X....scher ist, aus Furcht vor Lächerlichkeit hätte abhalten müssen, Ruf und Ehre an ihre Verfechtung zu setzen. »Aber, mein lieber Freund,« bemerkte er dem Bauer, »die Sache ist von der Art, daß Ihr sie »nicht gewinnen könnt, und Ihr müßt der Rechtlichkeit »unserer Sachwalter Dank wissen, daß sie die Vertheidigung »einer ungerechten Sache, bei der sie ihren eigenen Nutzen »verfolgen konnten, von sich ablehnten.« — »Das klingt »ganz gut,« versetzte der Bauer, »allein ich habe auch einen »gerechten Grund, weßhalb ich die Zuordnung eines Anwaltes fordere — ich hatte nämlich einen von meinem »Vater geerbten Proceß, von dem die ganze Welt behaup»tete, ich könne denselben nicht verlieren; und doch verlor »ich ihn mit Erstattung der Kosten. Nun habe ich einen »Proceß, von dem alle Menschen sagen, ich könne denselben »nicht gewinnen. — Ist nicht jetzt viel Wahrscheinlichkeit »dafür, daß ich meinen Proceß gewinne? Sind sich die Ver»hältnisse nicht gleich? — Hätte ich damals nicht gehört »und geglaubt, ich wäre besser gefahren. Warum soll ich »denn jetzt hören und glauben?«

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ßß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 18 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 27. Donnerstag, 4. October. 1838.

Aus dem Legendenbuche
der
Gräfin Adelheid von Oldenburg.

Mitgetheilt von Dr. Leverkus.

Ein Buch liegt vor mir, das wohl lange Jahre Niemand mehr geleſen hat, ſeit in der klöſterlichen Zelle Dietrichs des Glücklichen Enkelin, die Gräfin Adelheid, ſich darin erbaute. Einige Jahrzehende vor der Zeit dieſer Beſitzerin, im Jahre 1427, iſt das Buch geſchrieben, verfaßt aber vielleicht ſchon früher, von der Hand eines unbekannten Mönches. Die gemüthlichſten Mährchen, Wunder, und Exempel der Heiligen erzählt es, aus vielerlei andern Büchern und nach Hörenſagen zuſammengebracht, gewiß in einer ganz eigenthümlichen Weiſe. Der Erzähler verwahrt ſich beſtens gegen die Leſer, wenn ſie Manches etwa ſchon wiſſen oder anderswo möchten geſchrieben finden, »dat ſe dat bok dar nicht an ſtrafen. Wente ik hebbe des alſo gheramet (eingerichtet), wor de rede wat to lank ſint unde vordrotſam, dat wil ik wat overſlan; wat unnütte is unde unvorſtandelik, dar wil ik wat to ſetten; unde wat der warheyt nicht en likent, dat wil ik under weghen laten; unde wil lezen (ausleſen) al, dat nütte is, dat war is, dat ſüverlik is, unde dat troſtlik is: liker wis alſo eyn artzete, de de nütteſten worte

lüſt (Würzelchen erkieſet) to ſyner arzedye, unde de duve dat ſchoneſte korn to erer ſpiſe.« Dieſe Körnchen aus ſeinem Wiſſen bringt er denn überall bei Erklärung etwa eines der zehn Gebote an, oder ſonſt auch bei einem frommen Spruch, den er für ſeine trauliche Redſeligkeit zum Texte nimmt mit den Worten: »hyr van wil ik dy wat ſeggen.« Er vergißt es auch nie nach einer Erzählung ſeine Leſer zu ermahnen: »kint leve, lat dy dat ene lere weſen,« und eine erbauliche Nutzanwendung hinzuzufügen. Ich ſchenke ihm den Schluß und die Einleitung, die für horchende Kinder, wie er ſeine Leſer ſich denkt, ja immer die harte Nußſchale um den ſüßen Kern ſind, und gebe lieber, um auch meinerſeits die Vorbereitung nicht zu lang zu machen, dem Geſchmack der Zuhörer gleich ein Mährchen ſelbſt zum Beſten, und vielleicht auch noch eines, in der Abſicht, dem Buche, unter denen die Grimms Mährchen lieben, einen vertrauteren Freund hier zu erwecken, als ich ſelbſt es werden könnte*).

Wo de nachteghale enen ſchütten bedroch.

Dat was eyn ſcütte de gynk in den wold, unde venk ene nachteghalen. Do gaf got der nachteghalen ene ſtempne, dat ſe ſprak alſo eyn menſche, unde ſprak: Wat helpet dy dat, dat du my dodeſt? Du machſt van my nicht hebben den enen bueck vul. Lat my vleghen, ik wil dy leren dre ding, de dy nütte ſint. Deme ſcütten wunderde ſere, dat de voghel ſprak alſo eyn mynſche. He louede eer, he wolde ſe vleghen laten. Do ſprak ſe. Dat erſte is: du en ſealt nummer dar na ſtaen, dat eyn ding begrypeſt, dat unbegripelik is. Dat andere is: wan du en ding vor lüſt, dat du nener leye wys wedder hebben machſt, dar umme ſchalt du dy nicht bedroven. Dat derde is: eyn ding dat unlovelik is, des en ſchaltu nicht loven. Halt deſſe dre ſtücke, dat is dy nütte. Do leet he ſe vleghen. Se vloch boven

*) Die Handſchrift iſt jetzt in der Garvekammer der hieſigen Lambertuskirche. Eine genauere Erörterung über ſie eignet ſich nicht hieher.

em in der lucht unde ſprak to em. O du dore, wor umme leſeſt du my vleghen! ik hebbe in mynen maghen enen edelen buren ſten, de is groter wen enes ſtruſes ey. Hebdeſtu den, du wordeſt jummer meer rike. Do wart de yene ſere bedrovet, unde wonde al wars, unde leep er na, wor ſe henne vloch, unde wolde ſe grypen, unde lovede er grote ere, dat ſe wedder to eme queme. Do ſprak de nachteghale: Welk en recht dore du biſt! Wat ik dy leret hebbe, des en holdeſtu nicht. Ik hadde ghe leret, eyn ding, dat unbegrypelik were, dar en ſcholdeſtu nummer na ſtaan. Dat du dat begrypen woldeſt! Nu lopeſt du dore na my unde wult my grypen, unde kanſt my nicht grypen. Und umme eyn ding, dat du vor loren haddeſt, unde nicht wedder kryghen kanſt, dar en ſcholdeſtu dy nummer umme bedroven. Nu bedroveſtu dy dar umme, dat du my vor loren hefſt, unde du en machſt my nicht wedder kryghen. Eyn ding, dat unbegripelik were, des en ſcholdeſtu nicht loven. Nu loueſtu, dat in mynen maghen ſy eyn ſteen ſo grot alſe eynes ſtruzes ey, unde al myn lif is nicht half zo grot.

An die

humoriſtiſche Regierung zu Krähwinkel *).

Petition

von Seiten der Seelen ſämmtlicher, binnen Jahresfriſt abgeſchiedenen, ehemals Branntwein trinkenden, Eingeſeſſenen des Regierungsbezirks Krähwinkel, zur Zeit im Fegefeuer, Mäßigkeits-Vereine betreffend.

Pro memoria.

Wie Eine hohe humoriſtiſche Regierung aus der Rubrik dieſer Vorſtellung erſehen wird, ſind es ehemalige Bewohner

*) Dieſer etwas derben Replik auf die in № 21. enthaltene

der Krähwinkler Sümpfe, welche aus verzeihlicher Anhänglichkeit an ihr Erdenvaterland, in eigner Noth und im Bewußtseyn ihrer Unerreichbarkeit es wagen, Einer hohen Regierung ungefragt einige Rathschläge zu ertheilen. Die Unterzeichneten sind dazu durch traurige Erfahrungen aufs Dringendste veranlaßt. Die Erzählung ihres Schicksals wird dies darthun und zugleich zur Rechtfertigung ihrer schließlichen Anträge wesentlich beitragen.

Als die unten zuerst Genannten etwa vor Jahresfrist ihre Krähwinkler Heimath zu verlassen und an diesen Ort der Pein sich zu begeben genöthigt waren, trösteten sie sich mit der Hoffnung, daß ihr Aufenthalt hieselbst vorübergehend und ihnen demnächst der Eingang in die Wohnungen der Seligen gestattet seyn werde. Allein nachdem sie bußtarmäßig gebraten waren und ihre Entlassung begehrten, theilte ihnen ein mitleidiger Feuerdiener folgenden Uebelstand mit. Es sey, sagte er, bei Erbauung der Wohnungen der Seligen auch ein bestimmter Raum für Trunkenbolde aller Art ausgewiesen. Damals habe man aber nur an den Genuß des Weins gedacht und mit den vorbehaltenen Quartieren bis zum jüngsten Tage auszureichen gemeint. Seitdem man aber den Branntwein erfunden, habe sich die Zahl der Trunkenbolde in so unbegreiflicher Progression gemehrt, daß jetzt kein Raum für neue Ankömmlinge mehr vorhanden sey. Wir würden also, da die übrigen Seligen jede Berührung mit einem Trinker und absonderlich einem Branntweintrinker ängstlich verbeten hätten, so lange im Fegefeuer bleiben müssen, bis deshalb anderweite Anordnungen getroffen wären.

Eine solche Anordnung glauben wir nun in den Mäßigkeits-Vereinen zu erblicken und fürchten, daß der weise Gesetzgeber im Reiche der Seligen und Unseligen sich dieses

Regierungs-Bekanntmachung versage ich aus drei Gründen die Aufnahme nicht: 1) weil ich der Verfasser jener Regierungs-Bekanntmachung bin, 2) weil der Einsender es ehrlich meint und 3) weil ich dadurch zeige, daß ich nicht im Entfernten den Mäßigkeits-Verein verfüffliren will.

Der Herausgeber.

langsamen aber sicheren Mittels bediene, um durch Verminderung der Trunkenheit das Gleichgewicht in den Wohnungen herzustellen. Diese Wahrnehmung aber muß uns erschrecken. Denn wozu dient uns dieses allmählige Verbessern; wie kann es uns Armen im Fegefeuer trösten, daß unsere Kinder und Freunde auf Erden leichter durchs Fegefeuer kommen und bequeme Wohnsitze finden werden? Wir müssen eine Radicalreform, eine lex agraria bewirken, wenn wir nicht inzwischen vergehen sollen.

Da nun unsere Krähwinkler Erfahrungen uns über die Langsamkeit belehren, mit welcher zu Radicalreformen geschritten wird und wir darum besorgen, noch lange in unserm jetzigen Zustande verharren zu müssen — ein Zustand, der um so schrecklicher ist, als gerade wir den uns umgebenden Flammen die reichlichste Nahrung bieten — so müssen wir den Mäßigkeits-Vereinen entgegenwirken, damit ferner, wie bisher, zahllose Säufer dem ewigen Verderben entgegengeführt werden und bei augenscheinlicher Erfolglosigkeit des jetzt erwählten Mittels zur Abhülfe für ein neues und radicales gesorgt werde. Wenn wir dazu die Hülfe Einer hohen humoristischen Regierung in Anspruch nehmen, so geben wir zugleich zu bedenken, daß nicht allein die gedachten Vereine die Abnahme von Verbrechen und sonstigen Unordnungen im Staate bezwecken und dadurch gar Eine hohe Regierung beinahe überflüssig, den lächerlichen Vorwurf des Zuvielregierens denn aber zum Tagesgeschrei machen werden; sondern auch mit der Abnahme des Branntwein-Genusses die öffentlichen Cassen an Blasenzins, Lottoüberschuß, Spielpacht, Strafgeldern und Rum-Zoll bedeutende Einbuße leiden werden.

Mit Beunruhigung aber gewahren wir, daß H. Regierung diesem letztern Punkte ein zu großes Gewicht beigelegt und, um mit Freigebung des Plum-Puddings der Abnahme des Rum-Zolls in Etwas vorzubeugen, ein radicales Mittel von den Vereinen abzuschrecken, zu benutzen versäumt hat. Wie konnte es nämlich der H. Regierung entgehen, daß die Mehrzahl der Unterthanen zu denjenigen

gehört, die keinen Entschluß fassen, ehr sie die Sache einmal über das andere beschlafen haben, und sollten sie darüber mit der Bettlade gefangen werden, und daß das Lösen von Zweifeln und Conterversen diese Leute unnatürlich früh zu dem unnatürlichen Entschlusse bringe, einem süßen Genusse zu entsagen, um zeitige und ewige Wohlfahrt dadurch zu gewinnen? Wie konnte es Hoher Regierung entgehen, daß beim Fortdauern der Zweifel ein Schisma zu hoffen sey, und im Kampfe der künftigen Partheien, der Abgebrannten mit den Brennenden, der Bischöflichen mit den Puritanern, der Obermäßigen mit den Mittelmäßigen, von dem weisen Spruche »Entzwei' und gebiete« zum Schaden der Vereine der beste Gebrauch gemacht werden könne? Wie konnte man endlich übersehen, daß, wenn der Plum-Pudding gegen die materielle, geistige und sittliche Verbesserung des Volks in die Wage gelegt wäre, neun Zehntel der Krähwinkler sich an die Pudding-Schaale gehängt und die gefährlichen Neuerer hoch ins Blaue geschnellt haben würden? — Fürwahr nur der beschränkte Gesichtskreis einer sublunarischen Regierung kann ein solches Verfahren erklärlich machen. Wir, die wir heller sehen und durch die Berührung mit den Dienern des Gottseybeiuns genug profitirt haben, um den Zweifel, ob es zu verantworten sey, um eigener Bequemlichkeit willen das Wohl der Menschheit zu opfern, zu übersehen; wir halten uns für berufen, der H. Regierung mit folgenden zweckmäßigen Anschlägen an die Hand zu gehen:

1. Die authentische Erklärung vom 1. August d. J. werde zurückgenommen und den Streitern um Plum-Pudding und Bischofsextract überlassen, durch gehörige Spitzfindigkeiten die allzu faßlichen Grundsätze der Mäßigkeits-Vereine zu verdunkeln.
2. Die Regierung beauftrage die ihr ergebenen Geistlichen, am Tage des heil. Crispin den großen Satz von den Kanzeln zu vertheidigen, daß es sündlich sey, Mäßigkeit zu üben, da die Römer und andere blinden Heiden sie für eine Tugend erklärt haben.

3. Dem Entdecker der Wahrheit, daß die Gerechtigkeit gegen sonstige Tugenden die Menschen verpflichte, mit der Ausübung keiner einzigen den Anfang zu machen, werde die Würde eines Doctors der Weltweisheit ausgewirkt; desgleichen werde
4. dem Erfinder des Postulats, daß der Mäßigkeits-Verein zum Mysticismus führen müsse, eine Ehrenbrille verabreicht.
5. Allen Krämern und sonstigen Verkäufern wird das Recht gegeben, alles Wiederherausgeben der Sechspfennig-Stücke und kleinerer Münzen zu verweigern und statt dessen Branntwein zu verabreichen, und ihnen empfohlen, dieses Zahlungsmittels ganz besonders bei Kindern und säugenden Müttern sich zu bedienen.
6. Allen Schriften, gegen die Mäßigkeits-Vereine werde das Privilegium des Verbots nicht versagt.

In der Ueberzeugung, daß die Hohe humoristische Regierung ihren Standpunkt hinlänglich begreifen werde, um den verfolgten Flüssigkeiten ihren ganzen Schutz zu gewähren, zugleich auch das Wohl ehemaliger getreuen Krähwinkler nicht unberücksichtigt lassen werde, unterzeichnen wir als *rc. rc.*

(Folgen die Unterschriften).

Fegefeuer, den 13. Sept. 1838.

Auf diese der Regierung zu Krähwinkel vorgelegte Supplik ist uns von derselben folgender Bescheid geworden:

»Resolutum den u. s. w., daß die Regierung sich »nicht ermächtigt hält, in Angelegenheiten der im Fegefeuer »sich befindenden Seelen zu verfügen, dieselben vielmehr »mit ihrem Gesuche an die competente Behörde verwiesen »werden.«

Miscellen.

In der Mitte des Octobers werden wir das Vergnügen haben, den berühmten Seydelmann und zwar zuerst als »Karlos« in Goethes Clavigo zu sehen. Seydelmann ist ein langjähriger Freund und ehemaliger College unseres allgemein beliebten Gerbers. Ende dieses Monats beabsichtigt auch der brave Künstler, Herr Meck aus Frankfurt am Main hier zu gastiren. Solche Mimen werden das Publikum für das totale Entbehren einer Oper einigermaßen entschädigen.

Es steht irgendwo ein silberner Punschlöffel zu verkaufen, weil der Eigenthümer in den Mäßigkeits-Verein getreten ist. Am liebsten wünscht indessen der Besitzer, denselben gegen einen Milchlöffel von gleicher Form und egalem Werth, gegen eine angemessene Entschädigung zu vertauschen.

Man erzählt von dem König Hieronimus von Westphalen, derselbe habe nur folgende einzige deutsche Phrase gekonnt, die er, jeden Abend, in dankbarer Erinnerung an die genossenen Speisen und Weine, seinen deutschen Bedienten beim Schlafengehen zugerufen habe; »Morgen wieder lustig.«

Ein Bauer der einen leisen Anfall von der Cholera gehabt, aber dieselbe doch bald überwunden hatte, drückte sich darüber folgendermaßen aus. — Die Cholera habe ich schon gehabt, Gott sey Dank! daß der morbus nicht dazu gekommen ist.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ℛ Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ℳ Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 ℳ Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ℛ Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 28. Donnerstag, 11. October. 1838.

Literaturblatt.

Rheinisches Odeon.

Herausgegeben von Ignaz Hub, Ferdinand Freiligrath und A. Schnetzler. Zweiter Jahrgang, mit Grabbe's Bildniß.

Es gehört Jugend, Begeisterung und ein Dichterherz dazu, um heutzutage mit den Gaben der lyrischen Muse an die starkverriegelten Herzkammerthüren der Menschen, vertrauensvoll, anzuklopfen; und doch — ist es nicht fast mährchenhaft? gerade in unserer rastlos unruhevoll strebsamen, durch tausend Interessen zersplitterten Zeit — schaaren sich aller Orten jugendliche Dichter, sey es um ein freigewähltes Haupt, sey es mehr republikanisch vereint, zusammen, und bringen die frischen Blüthen ihres Gesanges alljährlich dem Publikum dar, und können sich nicht überzeugen, daß wirklich Lust und Freude an der Lyrik, dieser süßen Musik des Herzens, bei genanntem Publikus erloschen sey.

Ich denke aber sie haben Recht; und sollte ein Spötter sagen: »es werde bald mehr lyrische Poeten als Leser lyrischer Gedichte geben,« so sagt er damit etwas, was, wenn es wahr wäre, uns zur höchsten Freude gereichen müßte, weil dann der Philister immer weniger würden.

Hier in diesem Odeon nun erblicken wir eine solche Schaar von Sängern, die ihre Stimmen frei und lustig in dem deutschen Dichterwalde erschallen lassen. Angeführt von Deutschlands jetzt größtem Lyriker — denn Friedrich Rückert ist's, der den Reigen eröffnet — bietet sich uns in dieser Sammlung eine Auswahl lyrischer Poesien dar, von denen gar manche mit den schönsten Erzeugnissen, welche unsere Literatur in dieser Gattung besitzt, den Vergleich nicht scheuen dürfen. Wem Namen genügen, der lese das Verzeichniß derselben, das ihm hier manchen ehrenvoll genannten Dichter vorführen wird. Wer aber klüger thun will, der lese selbst, und zwar zunächst die Sachen der Herausgeber, nächstdem des vortrefflichen Freiligrath, aber er lese sie wie Adolf Stöber verlangt:

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichterringen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Und wenn er das gethan hat, so wird jede weitere Empfehlung dieses Unternehmens überflüssig, wo nicht — gewiß nutzlos seyn.

Oldenburg, September 23. 1838.

Adolf Stahr.

Indem ich mich auf die vorstehende Empfehlung beziehe, erlaube ich mir meinen Lesern einige Proben aus dem nächsten Jahrgange des Odeons mitzutheilen. Ich bin bereit, Subscriptionen auf das fragliche Werk anzunehmen, welches für Einen Thaler Dreißig Groten postfrei hier geliefert werden wird.

October 4. 1838.

Theodor von Kobbe.

Probe
aus dem dritten Jahrgang des Rheinischen Odeons.

Türkische Klänge.
Von Doctor Ignaz Hub.

1.

In dem Schatten der Karuben
Ruht die Mädchen-Karavane;
Morgen zieh'n sie nach Istambul
Käuflich in die Waaren-Chane.

Wie sie lebensfreudig blühen
An der Quelle dort im Moose!
Feuerlilien aus Aleppo,
Und von Jericho die Rose!

Zarte, schöne Mädchenblumen,
Welcher Gärtner wird euch warten?
Ach, sie tragen wohl nicht Kummer
Um den Gärtner, um den Garten!

Auf den Knie'n die Dromedare
Ihre schöne Lasten fassen.
»Auf, von dannen!« — Hinter Mauern
Ohne Liebe zu verblassen.

2.

Munter geht's auf den Basaren!
Griechen, Juden, Mammeluken!
Leibtrabanten, Janitscharen!
Grünbeturbant Bey's, Seldschuken!

Kauft! Prophetenschminke, Sandel!
Perlemutter, Alabastern!
Indigo aus Koromandel!
Hei, wie klingt es von Piastern!

Kauft! Violenöl aus Saba!
Ohrspangen kauft aus Jemen!
Rosenkränze aus der Kaaba!
Hei, wie klingt es von Dirhemen!

Kauft! Pistazien, Datteln, Fische!
Bunte Schaaren, bunte Waaren!
Kaufet! Mädchen, zarte, frische!
Hei, wie klingt es von Dinaren!

Auf und nieder, glatt und schlangig,
Spähend [illegible] die Eunuchen,
Blonde Töchter, feuerwangig,
Sie für den Gebiete suchen.

Auf die Besten seines Brauches
Sind gerichtet ihre Sinne;
In dem Netz des weißen Auges
Lauert eine schwarze Spinne.

3.

Es war in finsterer Wetternacht,
Im Zelte ruht der Schah;
Der Dämon in den Klüften lacht,
Es jammert der Ulama*):
Weh! weh!

Die Liebste schläft, der Schah erwacht:
»Wach auf, o Fatima!«
Die Blitze flammen durch die Nacht,
Es jammert der Ulama:
Weh! weh!

Der Donner rollt in der Wolkenschacht.
»Wach auf, o Fatima!«
Es wühlt das Meer, die Ceder kracht,
Es jammert der Ulama:
Weh! weh!

*) Dämonenvogel.

Die Felſenwand erdröhnt mit Macht.
»Hilf Allah! — Fatima!«
Der Löwen hat ſie umgebracht;
Es kommt der Mama:
Weh! weh!

4.

Schwarze Augen, ſchwarze Locken,
Wangenblüthe, — Wunderroſe!
»Jubemädchen, Jubemädchen,
Liebereizende Mimoſe!«

Schaut der Leib — der Odem Honig —
Lippen, voll Granatenfeuer!
»Jubemädchen, Jubemädchen!
Immer ſüßer, immer theuer!«

Draußen vor dem Judenthore
Strangulirt ſie den Vater.
Gebt mir meine Tochter wieder!
Ach, ſo fleht er, ach, ſo bat er.

Ach, ſo flucht er, ach, ſo flehet er,
Denn die Jungfrau war ſein Alles,
Und jetzt liegt er ſtrangulirt,
Und die Tochter hurt bei Hofe.

Liebe heiſcht der Scheich erglühend.
Da zerfließt die Wunderroſe.
Tief im Todesſtoß im Herzen
Liegt gefället die Mimoſe.

5.

In der Laube der Jasminen,
Drüber glüht des Mondes Orange,
Unter Sternenhyazinthen
Träumt die ſchöne Abaſſeli.

Aus der Lippen Purpurblüthe
Athmet zartes Zaubergliſpel
Nach Damaskus, nach Damaskus!
O Ghaſali, fort zu Schiff!

Leiſe ſchwirren die Phalänen,
Goldſchlehen um Waſſerlilien,
Leuchtwürmlein um Tulpanen
Spielen, flimmern wie verliebt.

Sehnlich breitet ſie die Arme:
»Nach Damaskus, nach Damaskus!«
Heimlich ſchleicht es ... lieblich küſſert's:
»O Ghaſali, laß uns flieh'n!«

Finſter naht ihr der Khaliſe;
Faßt ſie, wie das Lamm der Schakal. —
Und am Morgen, tief im Meere,
Träumt die ſchöne Khaſſeki.

6.

In ſtiller Nacht die Sultanin wacht,
Die Odalisken träumen.
Sie faßt der Sehnſucht glühende Macht:
Wo mag der Geliebte ſäumen?
Es flüſtern die Sykomoren:
Verloren! verloren!

Voll ſüßer Narden ſchwimmt die Luft,
Die Blumen koſen und küſſen.
Die Liebe lockt, die Liebe ruft,
Sie kann ihn nicht grüßen und küſſen.
Es flüſtern die Sykomoren:
Verloren! verloren!

Die Liebe singt, die Liebe klingt
Im Flammenwirbeln der Sterne.
Ihr Busen weget, ihr Herz es springt . . .
Ersehnter, wo hält dich die Ferne?
Es flüstern die Sykomoren:
Verloren! verloren!

Was rauschet, horch! was hallt für Ton?
Was krächten die Meeres-Raben?
An einer Ceder am Libanon
Dort liegt der Geliebte begraben!
Es flüstern die Sykomoren!
Verloren! verloren!

Anzeige.

Der Redaction der humoristischen Blätter ist zugesandt worden: Prometheus, Tragödie vom Verfasser des Abälard, Eduard Wedekind, Emden bei F. Rakebrand 1838. 36 Seiten klein 8°.

Der Herr Verfasser hat den Ertrag seines Gedichts für das projectirte Hermanns Denkmal bestimmt, und wenn dasselbe schon aus diesem Grunde Käufer und Leser finden wird, so verdient es solche auch der mannichfaltigen Schönheiten in Sprach-Auffassung und metrischen Form halber. — Der beschränkte Raum dieser Blätter verbietet ein detaillirteres Eingehen, wir begnügen uns hier die Stelle hervorzuheben, wo es von dem von Elba kommenden Napoleon heißt:

Kaiser von Elba nun! Spott für den Löwen?!
Hütet Euch, hütet den fränkischen Thron:
Denn, ein Antäus, betritt er den heiligen
Boden von Frankreich, so wächst ihm die Kraft.

Wir erlauben uns hiebei das Publikum noch darauf aufmerksam zu machen, daß Herr Eduard Wedekind, laut eines Aufsatzes in der Posaune von Georg Horrys N° 10[illegible]

bis 197., im Begriff steht, dem wackern Lünebrücker, Theobald Wilhelm Brortermann, durch Herausgabe seines literarischen Nachlasses ein ehrendes Denkmal zu setzen, und Alle, welche von den Werken dieses Brortermann Manuscripte besitzen, auffordert, ihm diese zuzustellen.

Pindar und Klopstock,

oder

die Athener und der Hallische Buchhändler.

Man hat es als einen ehrenwerthen Zug Klopstock's zu rühmen, daß er zu seiner Zeit wieder die selbstständige Würde des Sängers fühlte und begriff, und indem er sie aussprach, oder ihr gemäß sich hielt und betrug, den Dichter aus der Lage des Hofpoeten und Jedermannspoeten, sowie aus einer nichtsnutzigen Spielerei heraus riß, womit ein Mensch sich ruinirt. »Dennoch geschah es« (setzt Hegel, der im dritten Bande seiner Vorlesungen über die Aesthetik diese Aeußerung thut, hinzu), »daß nun gerade ihn zuerst der Buchhändler als seinen Poeten ansah. Klopstock's Verleger in Halle bezahlte ihm für den Bogen der Messiade einen oder zwei Thaler, glaube ich; darüber hinaus aber ließ er ihm eine Weste und Hose machen, und führte ihn, so ausstaffirt, in Gesellschaften umher, und ließ ihn in der Weste und Hose sehen, um bemerkbar zu machen, daß er sie ihm angeschafft habe.« Ihrem Pindar dagegen setzten die Athener ein Standbild, blos weil er sie in einem seiner Gesänge gerühmt hatte, und schickten ihm das Doppelte der Geldstrafe, mit der, wegen jenes Lobes einer fremden Stadt, die einheimischen Thebaner ihren großen Mitbürger belegt hatten.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzische Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 29. Donnerstag, 18. October. 1838.

Zwei Abende in Müllners Gesellschaft.

Vom Professor O. L. B. Wolff.

Es war an einem Nachmittage im Spätsommer 1826, als ich in Begleitung eines jungen Freundes in Weißenfels einfuhr. Das Städtchen ist, da die große Straße von Berlin nach Frankfurt am Main hindurch führt, bekannt genug, um nicht jede weitläuftige Beschreibung überflüssig zu machen. Mich interessirte indessen seine Physiognomie doch sehr, da ich sie mit dem Wesen Müllners, der hier geboren war und den größten Theil seines Lebens daselbst zugebracht hatte, in Einklang zu bringen suchte. Eine kleine Stadt übt auf einen genialen oder doch außergewöhnlichen Menschen stets ihren Einfluß aus, den er, möge er sich noch so sehr dagegen stemmen, nicht von sich abschütteln kann. Sie sitzt ihm wie ein Schlafrock, der eigentlich nicht für ihn gemacht wurde, ihm theilweise große Bequemlichkeit verstattet, theilweise aber auch ihn sehr genirt, und ihm daher Eigenthümlichkeiten und Absonderlichkeiten in seiner Bewegung, seiner Art und Weise und so weiter anheftet, von denen er sich dann nachher selbst in den strengsten Gallakleidern nicht frei zu erhalten weiß. — Mit großen Städten ist das etwas ganz Anders; Genie und Talent müssen sich dort stets zusammennehmen, wenn sie gelten und bestehen wollen, und erhalten dadurch eine äußere characteri-

stische Festigkeit, oder gehen zu Grunde. — Dann ist endlich in unseren kleinen Städten verhältnißmäßig weit mehr Gewöhnlichkeit zusammengepackt, als in großen, und die Gewöhnlichkeit wird gar zu gern dummdreist, vertraulich. — Abschütteln darf man sie bei Leibe nicht; der Kleinstädter erlaubt und gönnt dem Bedeutenden nie, daß er sich auf sich selbst etwas einbilde, denn er will sich etwas auf ihn einbilden, weil er zufällig sein Nachbar über drei Straßen weg, der Gevatter seines Gevatters, oder sein College in der Ressource oder dem bestehenden Journalisticum ist, und wehe Jenem, wenn er das hindert oder stört thut. Duldet er es aber, so singt er auch dafür sein Lob gegen Fremde durch alle Tonleitern hinauf, so wenn ihm Zeit dazu gegönnt wird, in den ausgearbeitetsten Jugensätzen.

Weißenfels nun ist auch eine solche kleine Stadt, ehemalige Residenz einer sächsischen Nebenlinie, deren letzter Sprößling eine Passion für Geigen hatte, und Jemanden zur Belohnung für einen Riesenbaß zum Geheimrath machte, zu einer Zeit als ein Geheimrath, namentlich in Sachsen, noch eine Delicatesse war. Es soll bekanntlich durch Garnison und Holzhandel, hat ein stattliches, auf einer Anhöhe liegendes und in eine Kaserne umgewandeltes Schloß, — das kann man übrigens in jedem geographischen Handbuche lesen, und wer mehr wissen will, lese dort weiter nach. Er wird auch vielleicht darin finden, daß es im Geschmacke Leipzigs gebaut ist, sich hoher Häuser und breiter Straßen, so wie eines sehr schönen Marktes zu erfreuen hat, aber nicht, daß eine seiner Vorstädte fast ganz allein von zwei Holzhändler-Familien bewohnt wird, deren Namen man in abwechselnder Reihenfolge über der Mehrzahl der Hausthüren einer sehr langen Straße liest, und unabwendbar, selbst bei dem schlechtesten Gedächtnisse, auswendig wissen muß, ehe man das Ende derselben erreicht hat. Dies deutet auf bleibenden Besitz und Wohlstand, und macht dem Fremden, da solche nie ohne stetige Betriebsamkeit erlangt werden, einen ganz guten Begriff von dieser, die auch wirklich lobwürdig vorherrscht.

Auf unſere Erkundigung wurden wir vom Gaſthofe aus erſt nach Müllners Wohnung, dann aber, als wir ihn hier nicht fanden, nach einem öffentlichen Garten, das Bad, wenn ich nicht irre, genannt, wo er beſtimmt zu treffen ſey, gewieſen. Wir ließen uns, um den kürzeſten Weg zu nehmen, über die Saale ſetzen und landeten in dem Garten ſelbſt. — Da ich Müllnern nicht perſönlich, ſondern nur aus Briefen kannte, ſo richtete ich an drei in einer Laube ſitzende Herren die Frage nach ihm; einer derſelben wies ſchweigend auf ſeinen Nachbar, der ſich erſt erhob und mich begrüßte, als ich mich ihm genannt und meinen Begleiter ebenfalls vorgeſtellt hatte. Unſer Geſpräch war anfangs gemeſſen und ſpärlich, vielleicht mochte die Anweſenheit der Anderen daran Schuld ſeyn, wenigſtens ſtimmte es nicht mit dem freundlichen Ton überein, den er von Anbeginn unſerer Correſpondenz in ſeinen Briefen gegen mich angenommen hatte. Vor einem Jahre ungefähr war ich zuerſt als Schriftſteller öffentlich aufgetreten, — früherer literäriſcher Arbeiten, die das Geſchick kaum über die Gränze meiner nordiſchen Heimath hinausführte, nicht zu gedenken — und hatte ihm, dem gefürchtetſten, und wenn er nicht gereizt war, unbedingt auch gewiegteſten Kritiker jener Tage, mein Buch mit der Bitte um eine Anzeige in der Mitternachtszeitung zugeſandt. Zu meiner großen Verwunderung erhielt ich ſchon in der nächſten Woche eine ſehr gütige Antwort, welche ſeine Albaneſerin als Gegengeſchenk begleitete. So entſpann ſich ein Briefwechſel unter uns, zwar im Ganzen nur ſpärlich, aber doch anregend, meiſt literäriſche Gegenſtände berührend, und es war daher von mir die erſte freie Zeit und Gelegenheit benutzt worden, ihn perſönlich kennen zu lernen.

Da, wie ich bereits bemerkte, das Geſpräch anfangs nur um gewöhnliche Gegenſtände herum ſchlich, ſo wurde ich nicht ſehr in Anſpruch genommen, und benutzte daher die vergönnte Muße, ſeine Geſtalt und ſein ganzes Weſen genau zu betrachten. Nach ſeinem Portrait, das als Titelkupfer einer der ſpäteren Ausgaben der Schuld beigefügt

war, hatte ich mir ein ganz anderes Bild von ihm entworfen und in meinem Innern ausgearbeitet. Ich hatte ihn mir groß, kräftig, mit raschen, freien Bewegungen und leicht aufzuregen vorgestellt, obwohl dies nicht ganz im Einklange zu seinen poetischen Productionen stand, welche alle eine genaue Berechnung des Einzelnen beurkundeten. Hiezu stimmte nun auch die Wirklichkeit mehr. Er war unter mittlerer Größe, breit und starknochig, beleibt, mit glatt anliegendem dunkeln Haar, gekniffenem Munde und einem falschen Blick in dem einen Auge; jedoch nicht so, daß man es scheelend hätte nennen können. In einem grünen Ueberrock mit gelben Metallknöpfen etwas unmodisch gekleidet, unterschied er sich in seinem ganzen Wesen durchaus nicht von jedem anderen guten Bürger der guten Stadt Weißenfels, und ein Fremder würde, wenn er ihm zufällig auf der Straße begegnete, gewiß nicht errathen haben, daß dies derselbe Mann sey, dessen Tragödie, die Schuld, noch vor wenigen Jahren die deutsche Bühne mit einer Umwälzung bedrohte, und sich eines fast unglaublichen Beifalls bei der Menge zu erfreuen hatte. Am Deutlichsten blickte der gewesene Advocat hindurch, wie ihn dieser überhaupt während seines ganzen Lebens beständig im Nacken saß, und ihn, als er längst die juristische Praxis von sich gestreift, doch noch immer zu poetischen Rabulisterien anreizte.

Nach einem halben Stündchen ungefähr, das ziemlich leer vorübergegangen war, stand er auf und lud uns ein, ihn in die Ressource zu begleiten. Unterwegs ward er gesprächiger, namentlich als die Rede auf Wit von Döring, meinen Schulkameraden, der ihn kurz zuvor besucht hatte, und damals noch sehr ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und von diesem auf den Buchhändler Vieweg, mit welchem Müllner zu jener Zeit einen heftigen Kampf durchfocht, wandte. Dies gab Gelegenheit zu manchem lustigen Wort, da er seinen Gegner nicht schonte, und unter Lachen und Scherzen erreichten wir das vorgesteckte Ziel. Hier angekommen, waren wir schon bekannter, und richteten uns gleich behaglich mit ihm ein. Die Ress-

source unterſchied ſich übrigens in Nichts von ähnlichen Anſtalten unſerer kleinen deutſchen Städte, über welche namentlich unſere Frauen mit Recht klagen, da ſie immer mehr und mehr das geſellige, wie das echte, wahre Familienleben zerſtören, denn nirgends kann der eigentliche Philiſter ſich ſo im Schlafrocke zeigen und mit aller Bequemlichkeit gehen laſſen, wie hier. Wer unſer deutſches Schlaraffenleben in ſeinem innerſten Kerne kennen lernen will, der braucht nur ein Lexikon von in ſolchen geſchloſſenen Geſellſchaften ſtehenden Redensarten anzulegen, es wird bald an Format und Inhalt alle anderen Wörterbücher übertreffen, und der Beſitzer ein corpus testimoniorum haben, wie er es nicht beſſer wünſchen kann. Ob die Weißenfelſer Reſſource beſſer oder ſchlechter ſey, als ihre Mitſchweſtern, kann ich nicht ſagen, da ich nur kurze Zeit und nur mit Müllnern beſchäftigt daſelbſt verweilte; ſie ſchien ihnen, wenigſtens dem Aeußern nach, vollkommen zu gleichen. Düſtere, verhältnißmäßig enge, mit Tabacksrauch angefüllte Zimmer, ein Billard, mehrere Spieltiſche, das war Alles. Ich hatte mir den Verfaſſer der Schuld und der Albaneſerin, wie überhaupt jeden Dichter, ariſtokratiſcher gedacht, als daß er lange in ſo alltäglicher Umgebung, bei der ſich's nie ins volle Menſchenleben hineingreifen läßt, ausdauern könne; aber ich ſollte bald noch mehr über ſeine Sitten und Gewohnheiten enttäuſcht werden. — Bei mächtigen Humpen Bier's mit Muſik (thüringiſcher Kunſtausdruck für Brod und Zucker), wurden nun die Cigarren angeſteckt und ein gutes hausbackenes Geſpräch über Hans und Kunz, Autoren und Verleger, Journale und Abonnenten geführt, das hin und wieder nur durch Bemerkungen einzelner hinzutretender Bekannten Müllners über Wetter, Schießübungen, Neuigkeiten und ſo weiter unterbrochen wurde, dann aber rüſtig, wie der Faden an einem gut ſchnurrenden Spinnrade ſich weiter abſpann. Mir war das nicht unlieb, denn wenn man bei heißem Sommerwetter eine Fahrt von acht deutſchen Meilen gemacht hat, ſo iſt Einem ein aufregendes Geſpräch nicht immer angenehm; meinem jungen

Gefährten aber, der sich mit frischer Phantasie Alles ganz anders vorgestellt haben mochte, als die Wirklichkeit es nun zeigte, sah ich deutlich seine Verwunderung, so wie die Mühe, sich überhaupt in dies Wesen zu finden, an.

Bisher hatten wir nämlich noch wenig, oder eigentlich gar Nichts bemerkt, das den Dichter verrieth. Der kleine Mann, der da neben uns saß und sich auf so wohlwollende Weise ganz gescheidt mit uns unterhielt, konnte, seinen Aeußerungen und dem Stoffe seiner Gespräche nach, eben so gut Buchhändler, Leihbibliothekar, Oberlandesgerichtsregistrator mit Vorliebe für die [illegible], wie Müllner seyn, und wir hätten uns sehr leicht für mystificirt halten können, wenn dies nicht unter den gegebenen Umständen unmöglich gewesen wäre. Dies sollte jedoch bald sich ändern und wir angenehm überrascht werden; ganz entgegengesetzt von dem Dichter des Gilblas, dessen geistige Stärke in seinen letzten Lebensjahren mit der Sonne stieg und sank, schien Müllners große Bedeutsamkeit sich erst zu entfalten, je tiefer das Dunkel der Nacht zu herrschen begann. Gegen neun Uhr trat plötzlich ein Mann zu ihm und berichtete, Alles sey bereit und der Himmel sehr günstig. — Finden Sie Vergnügen, mich auf mein Observatorium zu begleiten und die Sterne zu beobachten, wir haben nicht weit zu gehen, es ist hier im Hause? fragte uns Müllner sehr freundlich. — Dankbar nahmen wir sein Anerbieten an, und erstiegen mit ihm den Boden des Hauses; der von dem Weißenfelsischen Aichungsbeamten, seinem astronomischen Gehülfen, als Magazin benutzt wurde. Hier war in einem Erker, der wie dazu gebaut schien, ein sehr schönes Teleskop, welches dem Dichter gehörte, aufgestellt. Auf unser Bekenntniß, daß wir Beide gewaltige Laien in der Sternkunde wären, sagte Müllner gütig, daß er unser Mentor seyn und uns wenigstens den Mond und die merkwürdigsten gerade sichtbaren Planeten so zeigen wolle, daß wir einen deutlicheren Begriff, als wir gewiß bisher gehabt, davon mit zu Hause nehmen sollten. Er richtete nun Alles ein, ließ uns abwechselnd hindurch schauen und zeigte dabei

ein ſolches Talent des Lehrens, und eine ſo große Gabe faßlichſter Darſtellung, daß er mich auf das Lebhafteſte in Erſtaunen ſetzte. Unermüdlich entwickelte er uns die ſchwierigſten Punkte, machte uns das Intereſſanteſte daran deutlich und bemerkbar, erklärte uns die verſchiedenen Theorien über den Mond, und dies Alles auf eine ſo klare, leichte, und eindringliche Weiſe, daß wir nicht umhin konnten, ihm unſere Bewunderung darüber auszudrücken. Lächelnd erwiederte er: »Ich bin ein alter Zögling der Schule Pferte, da konnte man lernen und lehren zugleich.«

(Der Beſchluß folgt.)

Der Müller und der Dichter.

Es ging der ſchöne Jüngling
Gar oft den Bach entlang,
Stets tönt beim Räderrauſchen
Sein ſehnſuchtsvoller Sang.
Schon bei der Morgenröthe
Lauſcht er dem Wellenſchaum;
Er ſchnitt den Namen »Goethe«
Heut' Morgen in den Baum.
Ich glaub' der junge Dichter
Iſt nicht umſonſt betrübt,
Schleicht oft ins Müllerhäuschen,
Er iſt wohl gar verliebt.
Ich gehe froh und heiter
Stets zu der Müllerin,
Die Urſach iſt am Ende,
Weil ich der Müller bin.

Miscellen.

In keinem Lande dürfte ein Mäßigkeits-Verein nothwendiger ſeyn, als im Lippe-Schaumburgiſchen oder Bückeburgi-

schen. — Denn da aller Branntwein dort nur aus den fürstlichen Brennereien genommen werden darf, so wird von diesen ein willkührlicher Preis gesetzt, welcher jetzt dreißig Thaler (und zwar einen Thaler für jeden Grad) betragen soll. Da nun, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, der Tagelohn für das Holzfällen in den fürstlichen Waldungen zur Winterzeit nur Achtzehn Pfennige beträgt, wobei für erfrorne Füße nichts gut gethan werden soll, so wird der Genuß des Branntweins, der höchstens dem Familienpapa selbst den Hunger vertreibt, zur doppelten Sünde. Bei achtzehn Pfennig täglichen Erwerb — Dreißig Thaler — Branntwein trinken wollen; das kommt mir ungefähr so vor, als ob unser Einer nach einer Königstochter freien wollte.

Der Präsident der Republik Haiti, ein geborner Mulatte, ist ein unnatürlicher natürlicher Vater. Unverheirathet hat er einen unehelichen Sohn, der ihm, wie aus den Augen geschnitten, ähnlich seyn soll. — Nichts destoweniger hat ihm der Regent, der ihn nicht anerkennen will, eröffnet, daß er nie Hoffnung habe, mehr als Lieutenant, was er schon lange ist, zu werden. Hätte Boyer einen legitimen Sohn, er würde denselben gewiß auch auf den Pflichttheil setzen.

Boyers Adjudanten tragen ihre Epaulettes ganz nach ihrer eignen Lust und Erfindung; eine weise nachahmungswerthe Maßregel, wodurch die Phantasie der Herren Offiziere vom Stabe gewiß sehr geschärft wird. — Etwas Aehnliches erzählte man von einem Holländer, welcher einen Orden, den niemand kannte, in einem Rocke trug, übrigens auf Befragen, wer ihm denselben verliehen habe, antwortete: »Dat is min proper Invention.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 30. Donnerstag, 25. October. 1838.

Zwei Abende in Müllners Gesellschaft.

Vom Professor D. L. B. Wolff.

(Beschluß.)

Aufziehende Wolken, welche den Himmel verfinsterten, machten endlich gegen Mitternacht dieser höchst anziehenden Unterhaltung, bei der die Stunden rasch verflogen waren, ein Ende. Wir begleiteten Müllnern nun bis an seine Wohnung, und wollten uns vor der Hausthür bei ihm beurlauben; das gab er jedoch keinesweges zu. »Sie müssen mit herauf kommen,« meinte er; »nun wollen wir erst uns eigentlich kennen lernen und von interessanten Dingen reden; jetzt ist die rechte Zeit.« — Willig folgten wir ihm nun auf sein Zimmer, nachdem wir unsere Furcht, ihm so spät, trotz seiner Gastfreundschaft, doch lästig zu fallen, durch die Erwiederung beseitigt sahen, daß dies keinesweges der Fall sey, indem jetzt eigentlich erst sein Abend und mit diesem seine Arbeitszeit angehe. Er erzählte uns nun ausführlich, wie er, um ganz unberührt vom Geräusch des Lebens und Tages, dichten und studiren zu können, schon seit einer Reihe von Jahren eine ganz andere Lebensweise, als sie die Menschen gewöhnlich führten, angenommen habe. Er stehe nämlich erst um zwölf Uhr Mittags auf, esse um Eins mit seiner Familie, lese darauf zur Verdauung Journale und andere leichte Schriften, gehe dann aus, im Sommer auf das Bad, wo er an Schießübungen Theil nehme,

im Winter auf die Jagd, oder, wenn Schlittschuhbahn sey, auf das Eis; später begebe er sich in die Ressource und von hier auf seine Sternwarte, wo er, wenn das Wetter günstig sey, bis Mitternacht bleibe; dann erst kehre er zurück nach Hause und setze sich nun an den Arbeitstisch, den er vor fünf Uhr nicht wieder verlasse. Um fünf Uhr pünktlich lege er sich aber zu Bett, um wie jeder andere gesunde Mensch seine sieben Stunden Schlaf zu genießen. Auf meine Bemerkung, ob eine solche inverse Construction des Lebens sich mit der Zeit doch nicht sehr schädlich erweise, antwortete er: »Ich treibe es nun schon zwölf Jahre so, bin, wie Sie sehen, gesund wie ein Fisch im Wasser, und denke es noch manches Jahr so fortzusetzen.«

Behaglich nahmen wir nun Platz, er im Lehnstuhl, wir ihm gegenüber auf dem Sopha. Sein Bediente servirte Thee mit Portwein, den er stark und viel trank, und dazu die schwersten Havanna-Cigarren rauchte; ein Geschenk von Lotz in Hamburg, als Honorar für die kleinen polemischen Artikel, welche er von Zeit zu Zeit für dessen Journal »die Originalien« einsandte. Er erzählte mir, daß er es so die ganze Nacht forttreibe, und ich bemerkte, das sey der Ersatz, den er sich selbst für die ihm fehlenden Anregungen einer großen Stadt geschaffen, konnte aber das Mittel nicht loben, wie mir überhaupt Alles, was nur rein materiell die Nerven aufregt und anspannt, als naturwidrig von jeher verhaßt war. Daß ein Dichter äußere Aufregung haben müsse, gab ich ihm zu, sein Geist verliert sonst die Flüssigkeit und krystallisirt sich innerlich, wenn er nicht gar Stalaktiten bildet. Darüber lachte er sehr, verglich allerlei eben erschienene Schriften mit solchen Stalaktiten und wurde nun sehr beredt. — Das Gespräch wandte sich nun auf mein Talent des Improvisirens; er verlangte eine Probe, und gab, als ich dazu bereit war, einen historischen Gegenstand auf, den ich in einem Sonnett ausführen sollte. Ich merkte den Schalksstreich sehr wohl, ließ mich aber nicht irre machen, sondern sprach mein Sonnett und sagte ruhig, als ich am Schluß der zweiten Terzine das Schema noch

nicht absolvirt hatte, ich würde eine Coda hinzufügen. Müllner hatte nichts dagegen, und ich führte nun in dieser bequemen Bandwurmform das Sujet zu Ende. — Als ich schloß, fragte er, ohne auf die Improvisation einzugehen: »Wie nannten Sie den Anhang?« »Eine Coda,« erwiederte ich. — Ich mußte ihm das Gesetz, nach welchem dieselbe sich bildet, entwickeln, und nun fand es sich, zu meiner großen Verwunderung, daß ihm die Poetik der romanischen Sprachen fast ganz unbekannt sey, dagegen kannte er die Gesetze der antiken Verse, als ehemaliger fleißiger Portaner, auf's Jota. Wir sprachen nun Vieles über die Formen der Poesie überhaupt, und vereinigten uns darüber, daß eine innere Nothwendigkeit, die ich Naturnothwendigkeit nannte, allen Formen als Urgesetz zu Grunde liege, und diese von jenen herausgebildet seyen, wo dann Zeit und Volk zu deren Modifizirung das Ihrige beigetragen hätten. Die Idee sprach ihn sehr an, er faßte sie mit Lebendigkeit auf, wandte sie auf die Künste des Vortrags an und sagte: Er habe einmal sehr lebhaft gefühlt, daß die heftige Leidenschaft durchaus alle Form zerstöre oder doch aufheben müsse, und dadurch sey ihm eine große Schwierigkeit entstanden, indem er bei seiner Albaneserin die strengste Form des Verses, wie des Reimes beobachtet, und nun einen Moment gefunden habe, wo die Beibehaltung so unsinnig, als die Aufhebung störend für die Harmonie des ganzen Kunstwerkes gewesen seyn würde; da habe er sich denn durch einen sehr künstlichen Versbau und durch geschickte Cäsuren geholfen und doch dem Reim sein volles Recht widerfahren sey. — Er bemerkte ferner, daß er in dem Büchlein: Vers und Reim auf der Bühne, darüber gesprochen, und wollte die Stelle aufschlagen, konnte sie aber nicht finden. — Da bat sich mein junger Begleiter, der sich aus Bescheidenheit bei dem ganzen Gespräche sehr passiv verhalten, das Buch aus und wußte im Nu den Passus anzugeben. — Müllner bezeigte darüber sichtliches Wohlgefallen, und wandte von nun an die Rede oft an ihn. — Mir war es interessant gewesen, zu bemerken, daß auf einem Repositorium

neben ſeinem Schreibtiſche keine anderen Bücher, als von ihm verfaßte, ſtanden, und daß er während der ganzen ziemlich anhaltenden Discuſſion zur Vertheidigung ſeiner Anſichten nie ein anderes Beiſpiel citirte, als aus ſeinen eigenen Schriften.

Die Unterhaltung wandte ſich jetzt auf dieſe; und als ich ihn fragte, ob der denn der tragiſchen Muſe ganz entſagt habe, rief er lebhaft aus: »Sie ſind ſelbſt ein Dichter und thun ſolche Frage! — In der Poeſie will man nicht, man muß. — Ich liefere kein neues Trauerſpiel, weil ich keinen Stoff gefunden habe, wie ich ihn will; ſobald ich den habe, ſo ſoll es auch an der Ausführung nicht fehlen.« — Er ſollte keinen Stoff mehr finden.

Wir brachen endlich auf; der helle Morgen ſchien in ſein Zimmer hinein, als wir fortgingen. — Er nahm in ſeiner Weiſe herzlichen Abſchied von uns, und forderte uns lebhaft auf, ihn recht oft wieder zu beſuchen. Es war das erſte und letzte Mal aber, daß ich ihn in ſeinem eigenen Hauſe ſah.

Während des nun folgenden Herbſtes und Winters kam ich in einen ziemlich regelmäßigen Briefwechſel mit ihm; ich hatte ihm meine Theilnahme an ſeiner Zeitſchrift, namentlich für die ausländiſche Literatur, zugeſagt und erhielt immer pünktliche und regelmäßige Antworten auf meine Sendungen und Fragen. In allen zwiſchen uns gepflogenen Verhandlungen fand ich ihn ſtets äußerſt wohlwollend und gerecht; nie entdeckte ich etwas von Intrigue oder den Verſuch, mich für ſeine Zwecke zu gewinnen und zu gebrauchen, obwohl wir oft ſehr verſchiedener Meinung, und er gegen Manches, mit dem ich in gutem Verhältniß ſtand, perſönlich gereizt war. So ſehr er Verehrung und Weihrauch liebte, ſo war ihm doch jede Schmeichelei auf Koſten des Charakters verhaßt, und durch Winkelzüge, wie ſie in unſeren literariſchen Verhältniſſen ſo oft vorkommen, erwarb man ſich ſeine Neigung nicht. Er ſprach ſich darüber einmal ſehr heftig gegen mich aus, als von einer derartigen

Berliner Manipulation die Rede war, und ich ihm meinen Ekel vor dieſem Treiben geſchildert hatte.

Unter ſeinen Briefen machte mir der folgende, von ihm ſelbſt geſchriebene großen Spaß. Ich hatte nämlich auf ſeinen Wunſch mehrere Mährchen aus dem bekannten, im neapolitaniſchen Dialekte verfaßten Pentamerone des Signor Baſile theils bearbeitet, theils überſetzt, und ihm gleich anfangs eins derſelben, der Rabe betitelt, als Probe zugeſandt. Er ließ mich diesmal ungewöhnlich lange auf Antwort warten, ſo daß ich ihm nochmals deswegen ſchrieb und ihn ſcherzhaft mahnte. — Da kam Poſt für Poſt die nachſtehende Erwiederung:

Geduld, in Teufels Namen!
Wir mußten doch erſt leſen,
Und ſeit Sylveſterabend
Iſt Schlittſchuhbahn geweſen.

Der Rabe wird wohl taugen
In unſerm Kram zu ſchreien,
Doch wird er warten müſſen,
Bis es nicht mehr thut ſchneien.

Denn viele andre Vögel
Sind ihm voraus geflogen,
Und ducken an der Preſſe. —
Wir bleiben Euch gewogen.

Müllner.

Während der nächſtfolgenden Leipziger Oſtermeſſe ſah ich ihn wieder und zwar, was ich damals nicht ahnte, zum letzten Mal. Es ging mir an jenem Tage ganz eigen mit ihm. Er ſtand im Roſenthal vor dem Kintſchy'ſchen Pavillon, im Geſpräch mit einigen näheren Bekannten von mir, die mich freundlich begrüßten, als ich zu ihnen trat. Müllner dagegen ſah mich lange an und that ſehr fremd; endlich, nachdem wir wohl faſt eine Viertelſtunde ziemlich förmlich mit einander geredet hatten, rief er plötzlich: »Ach, das iſt ja der Wolff aus Weimar. — Ich war ganz irre, meinte, er müſſe durchaus ein Pfarrer meiner Bekanntſchaft

aus der Nähe seyn, und studirte immer an ihm herum, wo ich ihn eigentlich hinsetzen sollte.« — Nun faßte er mich bei beiden Händen und sagte: »Liebster, hier sind wir gestört, und ich möchte doch Vieles mit Ihnen beschwatzen; wo wollen wir uns heute Abend treffen?« Ich schlug ihm das Hôtel de Pologne vor, dessen neuer schöner Saal damals die Menge anzog, und wir verabredeten, uns pünktlich einzustellen.

Als ich um die bestimmte Zeit eintrat, fand ich ihn schon behaglich an einem Seitentische sitzen; er hatte mir einen Platz neben sich aufbewahrt und war sehr aufgeräumt und guter Dinge. Eine damals in Leipzig anwesende Schauspielergesellschaft, sehr untergeordneter Art, hatte ihm zu Ehren den Yngurd gegeben, und nach ihrer Art fast Unglaubliches geleistet. — Trotz der strengen Anforderungen, die er zu machen gewohnt war, schien ihm das Streben jener Mimen doch genügt zu haben; eben, weil sie es sich so sehr angelegen seyn ließen, ihm zu gefallen, hatte sich seine Eitelkeit geschmeichelt gefühlt, denn eitel war er sehr. — Bei ihm in der Loge war sein nachheriger Biograph gewesen, — welchen Denkstein ihm binnen Kurzem derselbe setzen würde, ahnte Müllner damals freilich nicht im Entferntesten, — und hatte sich eine Menge Späße über die Darstellung, an welchen sich der Dichter des Yngurd weidlich amüsirte, erlaubt, namentlich war es die Anwendung der Stelle: »Fische fressen Könige« aus dem Yngurd auf denselben, während einer Hauptscene, die sehr schlecht gegangen war, welche ihn besonders amüsirte, und die er mehrere Mal wiederholte, wobei er denn ein eben nicht ehrendes Prädicat für deren Urheber hinzufügte, jedoch dieses jedes Mal mit den Worten schloß: »Aber Witz hat der Kerl.« — Umsonst versuchte ich das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen, vergebens; Müllner war an diesem Abende in einer solchen hausbackenen Laune, daß er immer wieder davon anfing. — Endlich zog er, eine damals noch ganz neue Erfindung, einen Champagnerhahn aus der Tasche, pries und erklärte mir die Einrichtung, und fragte, ob ich Lust hätte, eine Flasche Champagner vermittelst jenes Instrumentes, durch welches der Traubensaft von Epernay mit voller Kraft bis auf den letzten Tropfen moussirend bleibe, mit ihm zu trinken. Ich war gern dazu bereit. Das Werkzeug, das den Champagner hoch im Bogen in die Gläser führte, erprobte sich, und versammelte nach und nach viele anwesende Gäste, unter denen die Meisten nur ganz oberflächliche Bekannte waren, um uns herum. Das machte

ihm beſonderen Spaß, er wiederholte bereitwillig die Erklärung jedem neu Hinzutretenden; und da dieſe die Sache gern practiſch ergründen wollten, ſo wurde das Experiment nach und nach an ſechs bis acht Flaſchen Champagner gemacht. Jetzt fing Müllner an, wirklich lebendig zu werden und Funken zu ſprühen; ich freute mich ſchon darauf, denn bisher hatte ſein Weſen mir wenig oder gar nicht an dieſem Abende behagt, da führte das Schickſal einen höchſt mittelmäßigen Schauſpieler der Leipziger Bühne herbei, der ſich zu ihm ſetzte und ihm auf die unverſchämteſte Weiſe, ihm das Lob fingerdick auf Brod ſtreichend, den Hof zu machen begann. Ich erwartete, er werde den Patron auf die gehörige Weiſe nach Hauſe leuchten, aber das geſchah keineswegs; mit der größten Selbſtgefälligkeit athmete er den Weihrauch ein, den ihm dieſer in immer ſtärkeren Maſſen, aber ohne die geringſte Spur von Geiſt, unter die Naſe brachte, und war von nun an total für uns verloren; jeder Verſuch, ihn von Jenem ab und in unſer Geſpräch zu ziehen, blieb vergeblich, ſo daß ich zuletzt verdrießlich aufſtand und ihm gute Nacht ſagte.

Er war damals in der Fülle der Geſundheit und Kraft, kein Gedanke kam daher in meine Seele, daß ich ihn nicht wiederſehen würde, als ich Abſchied von ihm nahm. Ich reiſte am andern Morgen nach Hauſe zurück, und vierzehn Tage ſpäter erreichte mich die Nachricht von ſeinem plötzlichen Tode. Ein Schlagfluß hatte ihn auf die Bahre geſtreckt.

Jetzt brachen aus allen Ecken die Hunde, die ſich während ſeiner Lebzeiten ſcheu vor ihm verkrochen, der freilich wie ein gereizter Tiger immer ſprungfertig da lag, hervor und heulten der Leiche ihre Schmähungen nach. Mancher war allerdings in früheren Tagen arg von ihm gehudelt und gezauſt worden, aber dieſer Mangel an Pietät gegen den wehrloſen Abgeſchiedenen entehrte ihn doch. — Noch tiefer indeſſen empörte mich die Biographie, welche ein ihm im Leben befreundeter und in einiger Hinſicht verpflichteter, bekannter Schriftſteller, von der Familie unterſtützt, herausgab; Müllners ärgſter Feind hätte nicht mehr Gemeinheiten und Erbärmlichkeiten, um den Todten zu ſchmähen, häufen können, als hier von einem, angeblich Wohlmeinenden, der mit dem einen Auge weinte, während er mit dem andern lachte, zuſammengetragen wurden; namentlich iſt die in einer Anmerkung erzählte wahrſcheinliche Urſache ſeines Todes, ſelbſt wenn ſie wahr wäre, entwürdigend für den, den ſie betrifft, noch mehr aber für den, der ſie berichtete.

Das Urtheil über Müllner ſprach ſich bald aus; noch

ſind nicht zehn Jahre über ſeinem Grabe dahingezogen und er iſt faſt ſchon von der Nation vergeſſen, die ihm, man ſage, was man wolle, doch viel verdankt. Es iſt dies ein eigener Zug bei den Deutſchen, die ihnen aber Ehre macht, obwohl er auf den erſten Blick ſie im Vergleich mit Franzoſen, Engländern und Italienern, welche ihre großen Todten ſo erkenntlich feiern, undankbar erſcheinen läßt. Aber — und man laſſe uns das ja — bei uns gilt der Menſch mehr, als der Schriftſteller, das Herz mehr, als der Verſtand; und wenn wir nachhaltig verehren ſollen, ſo müſſen wir vor allen Dingen lieben können.

Müllner blieb während ſeines ganzen Lebens Advocat, als Recenſent, wie als Dichter; alle ſeine Arbeiten ſind eigentlich Acta privata in Sachen P. P. gegen B. B., wegen R. R., und daran war, man ſage, was man wolle, zum großen Theil die kleine Stadt ſchuld, in der er ſein Leben verbrachte. — Die kleinen Städte in Deutſchland ſind unſtreitig die größten Beförderer unſerer Gelehrſamkeit, aber eben ſo unſtreitig auch die größten Hemmſchuhe unſerer poetiſchen Durchbildung. — Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, gewinnt die vorſtehende Skizze, die, wie ich ſehr wohl weiß, nur höchſt Unbedeutendes enthält, doch vielleicht einiges Intereſſe für den, der da geneigt iſt, den Pulsſchlag zu belauſchen am Körper unſeres Volkes, und von ihm auf den Geſundheitszuſtand deſſelben zu ſchließen. Wahre Poeſie gedeiht entweder nur in der großartigſten freieſten Natur oder im bewegteſten zuſammengedrängteſten Leben; was in der Mitte liegt, erzeugt nur Mittelmäßigkeit. Ueber ihre Beſchränkung kann ſich wohl der Genius erheben, aber ganz ſie abzuſtreifen, vermag er nicht. — Goethe würde niemals ſeinen Taſſo ſo geſchrieben haben, hätte er nicht an einem kleinen Hofe gelebt, Ferrara oder Weimar, gleichviel, der Druck kleiner Formen und Verhältniſſe laſtet ſchwer auf einem Dichter, ſelbſt wenn er ihn antreibt, ein Meiſterwerk zu bilden; dieſes Meiſterwerk iſt dann nichts weiter, als das Reſultat der Bemühung einer großen, mächtigen, im innerſten Kerne geſunden Natur, einen äußeren Krankheitsſtoff, der ſich auf die Nerven warf, aus dem Körper zu ſchaffen. — Um es ſo zu thun, wie Goethe es that, muß man freilich ein Titane ſeyn; Andere, wie Müllner, kränkeln zeitlebens daran.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 31. Donnerstag, 1. November. 1838.

Des Dichters Denkmal *).

Eine satirische Traumnovelle.

1.

In Sachen des Kaufmanns und Herrn Rathsverwandten Peter Doppelhaber hieselbst, Klägers, wider den Schriftsteller Eduard Rosen dahier, Beklagten,

wegen 50 ℱ aus Rechnung,

wird auf Klägers ferneres Ansuchen wider den Beklagten, die Pfandung auf die libellirte Forderung ad 50 ℱ nebst Zinsen, seit dem 1. Januar 1837, so wie auf die bisherigen zu 12 ℱ bestimmten und ferneren Kosten erkannt. Das Stadtamt ist mit der Vollstreckung der Pfandung beauftragt.

Wolfshausen, aus dem Stadtgerichte, den 1. April 1838.

Biedermann.

Fuchs.

Das Original an den Schriftstehler Eduahrd Rohzen insinuirt.

Mittel, Amtsbote.

*) Wenn meine schönen Leserinnen in dem vorstehenden Aufsatz eine derbere Tendenz finden, als meinen übrigen Dichtungen eigen ist, so darf ich mich damit entschuldigen, daß ein Traum sie mir fast wörtlich vorgeführt hat, und daß ich sie deshalb nicht gerne aus mei-

2.

Die Direction der Wittwen-, Waisen- und Leibrentencasse notificirt hiemit dem Schriftsteller Eduard Rosen dahier, daß, da derselbe seinen Beitrag ad 10 ₰ vom 1. April 1837 bis zum 1. April 1838 nicht entrichtet hat, derselbe nunmehr, so wie dessen etwaige Wittwe, von jedem Anspruche an die Wittwencasse ausgeschlossen wird. Die seit sechs Jahren bezahlten Beiträge werden, in Gemäßheit der höchsten Verordnung vom 1. April 1800 §. 7 und 9, als der Wittwencasse verfallen erklärt.

Wolfshausen, aus der Höchstverordneten Direction der Wittwen, Waisen und Leibrenten, 2. April 1838.

Heinrich Redlich. H. Biedermann. Peter Ehrlich.

Fr. Justus.

---

3 *).

D. 4. April 1838.

℞. Dec. Lich. Carag.
ex Drachm. unam et semis parat. Uncias novem.
adde
Liq. Amonii Anis. Drachm. unam.
Syr. Liquir. Uncian unam.
MDS. Alle 3—4 Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen.
Herrn Eduard Rosen dahier in der Sackgasse.

℞. Tart. stibiat. Drachm. unam.
Pulv. Cantharid. Scrup. unam.
Axung. pori Drachm. tres.
MF. Ungt. exact.
DS. Täglich 3 Male hiemit die Brust gut einzureiben.

℞. Spec. pector. Uncias tres.
DS. Oft Thee hievon zu trinken.
Alles für denselben.

Würgengel, Dr.

vom Vermächtniß, den humoristischen Blättern, entschließen müßte. Ein böser Traum aber ist die Contrevolution des harmlosen Humors. Exceptio firmat regulam, d. h. die Aufnahme bestätigt die Regel.

D. V.

*) Recepte gegen die Schwindsucht.

4.

Schreiben des Cammer-Präſidenten Carl von Riecher an den Schriftſteller Eduard Roſen.

Mein innig geliebter Eduard!

Ein geſtern in meine Hände gelangter Brief vom 30. März d. J. hat meiner Frau den Morgen ihres Wiegenfeſtes, mir aber den ganzen Tag verdorben. Es thut mir in der Seele weh, daß es ſich mit Deiner Geſundheit noch immer nicht beſſern will, ſo wie ich es theilnehmend bedaure, daß Dein Proceß, in welchem Du ſo gerechte Anſprüche verfolgſt, noch immer nicht ſeine Endſchaft erreicht hat. Denn wenn es auch ſehr zu fürchten iſt, daß in dieſer Erbſchaftsangelegenheit eine Compenſation der Koſten erkannt wird, ſo würde Dir doch wenigſtens ſo viel an baarem Gelde zu Theil werden, daß Du davon Deinen Dir von den Aerzten dictirten einjährigen Aufenthalt im ſüdlichen Frankreich beſtreiten könnteſt.

Das Herz blutet mir bei dem Gedanken, daß Du Dir dieſe Hülfe verſagen mußt. Wäre meine Stellung, obgleich ich mich, Gott ſey Dank, eines einträglichen Amtes erfreue, nicht mit zu vielen geſellſchaftlichen Opfern verbunden, die ich honoris causa verwenden muß, würde ich Dir mit Freuden die erforderliche Summe überſenden, und ſo dem Retter meines Lebens, der ſchon als Knabe die Flamme nicht ſcheute, um den ſchlafenden Freund zu retten, meine ewige Dankbarkeit ſchwach bethätigen. Auch meine Frau, die Dich herzlich grüßen läßt, würde es ſich nicht nehmen laſſen, Dir einige hundert Thaler vorzuſchießen. Allein es kommen die Zinſen ihres Capitals ſehr ſpärlich ein, dann aber erweckt der Umſtand, daß uns nach ſechsjähriger unbeerbter Ehe, der liebe Gott vor fünf Wochen ein kleines Töchterlein geſchenkt hat, in uns den Gedanken, daß möglichſte Sparſamkeit eine der erſten Elternpflichten iſt. Dieſe Pflicht wird mir, als dem Verwalter des Vermögens meiner Frau um ſo heiliger, als ich, im Vertrauen ſey es geſagt, im Gefühl eines beſtändigen Unwohlſeins keine all zu lange Lebensdauer für mich erwarten darf.

So kann ich nur für Dich beten und arbeiten. Auch habe ich ſchon beinahe zwanzig Briefe in Deiner Angelegenheit geſchrieben, und bin von Herodes nach Pilatus gelaufen, ſo daß mein Arzt ſogar meint: ich hätte mir meinen böſen Rheumatismus, der mich jetzt an das Zimmer feſſelt, durch einen ſolchen Gang zugezogen. Der Geheimerath Prell hofft auch, daß Dir die Unterbibliothekarſtelle nicht entgeht, wenn nur nicht der Geheime Finanzrath Hirſch, mit dem in dieſen Tagen die neue Staatsanleihe abgeſchloſſen wird, verlangt, daß ein bisheriger Hauslehrer ſeiner Kinder, Herr Liebmann, der zu dem wahrſcheinlich zum Chriſtenthum übertreten wird, ſolche erhält. —

Geduld, mein lieber Eduard, iſt ein Kraut, welches nicht in Jedermanns Garten wächſt, und doch muß ich Dir dieſes dringend empfehlen. Bedenke, daß Rom nicht in einem Tage gebaut worden iſt. Habe ich nicht zehn Jahre ohne Gehalt dienen müſſen? Und wer weiß, wo ich jetzt ſtecken würde, wenn nicht die Erbin eines Fideicommiſſes und die Nichte eines Miniſters mich unter einer Schaar von Anbetern zu ihrem Gatten erwählt hätte. O, auch ich kenne die kalte hartherzige Welt, mein Theurer! — Und, aufrichtig geſprochen, mein lieber Eduard! ſind denn doch auch Deine Anſprüche an den Staat nicht ſehr bedeutend. Man kann ein guter Dichter ſeyn, und viel Gemeinnütziges ſchreiben, ohne daß man bei der Beſetzung von Aemtern verlangen darf, daß der Staat auf ſolche Leiſtungen Rückſicht nehmen ſolle. Wäreſt Du, meinem Rathe zufolge, nach Deinem wohlbeſtandenen Examen, in den Staatsdienſt, wie ich, getreten, die Stelle eines Regierungsrathes würde Dir jetzt nicht fehlen, und Du würdeſt mit Deinen ſieben lieben Kindlein jetzt wenigſtens ein paſſables Brod haben. Erinnerſt Du Dich noch, wie ich auf dem Zimmer meines Onkels, des Cammerherrn Beſuden, Dich ſo dringend bat, Dich nicht der Schriftſtellercarriere zu ergeben. Damals verlachteſt Du mich, heiratheteſt ein armes, wenn gleich reſpectables Mädchen, Dein Verleger wurde

bankerott; jetzt ernteſt Du die traurigen Folgen davon, Freundes Rath verachtet zu haben. —

Glaube übrigens nicht, daß ich Dir Vorwürfe wegen des Vergangenen und Irreparablen machen will; ich will aber, daß Aufrichtigkeit die Grundlage jeder ſoliden und aufrichtigen Freundſchaft iſt. Daher kann ich nicht umhin, Dir zu bemerken, daß es doch auf irgend eine Weiſe mit Deinen Productionen, obgleich ich mir über dieſelben kein Urtheil anmaße, hapern muß. Das wahre Talent, bemerkte der Herr Oberhofprediger noch geſtern an der herrſchaftlichen Tafel, findet ſchon bei Lebzeiten Anerkennung, und es iſt lediglich die Klage unreifer und ſeichter Dichterlinge, wenn ſie von Verkanntſeyn reden, und an die Dankbarkeit der Nachwelt appelliren.

Prüfe Dich noch einmal, lieber Eduard! und wirf die Leier weg, wenn Du ſie auch mit dem Griffel vertauſchen mußt. Ich würde in dieſem Falle durch mein Amt vielleicht im Stande ſeyn, Dir eine Stelle beim Steuerweſen zu verſchaffen, doch würde vor allen Dingen Dein Geſundheitszuſtand ſich vorher mehr [illegible]äftigen müſſen, da ein ſolcher Dienſt mit vielen nächtl[illegible] Unruhen verbunden iſt.

Wenn Du Dich am Ende Deines lieben Briefes ſelbſt anklagſt, das Studium der Philoſophie, und namentlich der Hegelſchen, welche jetzt einen ſehr bedeutenden Einfluß auf alle Diſciplinen ausübe, vernachläſſigt zu haben, ſo laß Dich durch dieſen Scrupel nicht entmuthigen. Denn wenn Hegel auch durch ſeine conſervativen Grundſätze, welche er vom Catheder lehrte, ungemein zu achten, und der Nutzen nicht zu berechnen iſt, welchen er in unruhigen Zeiten dem monarchiſchen Princip geleiſtet hat, ſo iſt es doch wiederum nicht zu leugnen, daß die zweite Hauptſtütze dieſes Princips, wenigſtens in ſo weit ſie dem Staat untergeordnet bleibt, die Religion, — durch die Hegelſche Lehre in ihren Grundveſten und namentlich dadurch erſchüttert wird, daß Hegel keine individuelle Unſterblichkeit mit Selbſtbewußtſeyn annimmt. Namentlich gilt dies auch vorzüglich von ſeinen Schülern, welche der Profeſſor Leo in Halle,

wenn auch in einem Tone, den die gute Gesellschaft desavouiren muß, auf eine, wenigstens unser Ministerium überzeugende Weise, als eine staatsgefährliche Secte verdächtigt hat.

Der Abgang der Post befiehlt mir zu schließen. Doch noch Eins:

Sey doch so gut, mir von Deinen, in Deinem Selbstverlage erschienenen Werken, sieben Exemplare Deiner Schrift:

»Ueber die Emancipation der Juden«

zu senden. Eins davon wollte sich meine Frau, das andere ich mir erbitten. Fünf davon hat der Geheime Finanzrath Hirsch, ich glaube für den Baron von Rothschild in Frankfurt, davon verlangt. Der Preis ist mir nicht mehr erinnerlich, die Broschüre wird 8 oder 12 Groschen kosten. Ich nehme das Letztere an, und übersende Dir 4 Thaler. Ich bitte Dich, mir diese Drucksachen durch meinen Gestütmeister, der Dir auch diesen Brief überbringt, zu senden.

Wir grüßen Dich, Deine liebe Elise, Deine rothwangigen Buben und Mädchen, und ich vorzüglich mein liebes Pathchen Caroline.

Laß bald wieder, aber ja nur Gutes, von Dir hören. Darum bittet herzlich

Dein Freund

Carl von Riecher.

Löwenstedt, den 5. April 1838.

5.

Schreiben des Schriftstellers Eduard Rosen an den Präsidenten Carl von Riecher.

Carl!

Um keinen Preis des Himmels oder der Erde möchte ich in einer ähnlichen Lage, wie in der Deinigen, Deinen Brief geschrieben haben, den ich vor einer Stunde empfing. Er hat mich arg aufgeregt. Der Arzt, der mich beim Lesen überraschte, meinte: es sey Gift darin gewesen. O Du

armer Carl, hat Dich der Teufel des Geld- und Ehrgeizes so schrecklich gepackt? Also wird wahr der Fluch des alten Invaliden Masoi, den er Dir nachdonnerte, als Du ihm anstatt Pfennige, wie wir andern Knaben, einen Stein in seinen bittenden Hut warfst, — Du würdest noch einmal über Louisd'ors verhungern. Meine Frau, welche bei mir steht, verlangt, daß ich zu schreiben aufhören soll, und ich will es thun. Hast Du denn für Deinen Briefadel, womit Dich Dein Fürst geehrt hat, den Adel einer Seele verpfänden müssen? Doch fort mit aller Bitterkeit aus meiner Seele. — Ich segne Dich, denn ich habe Dich einmal geliebt, und meine Liebe ist unsterblich. Ich weiß mir in diesem Dilemma nicht anders zu helfen, als durch die Fiction, daß ich Dir Urlaub gebe. Die Irrthümer, welche Deine Seele befangen halten, Dein unersättlicher Durst nach Reichthümern und Würden, sie werden edlern Neigungen Platz machen, und wenn nicht eher, doch dann, wenn wir uns in einem Lande wiedersehen, wo es kein Geld und keine Cammerpräsidenten giebt.

Adieu Carl! Ich gebe Dir Urlaub bis auf den jüngsten Tag.

Die vier übersandten Thaler erfolgen anbei zurück. Die kleine Schrift über die Emancipation der Juden, deren Ertrag ich für eine hülfsbedürftige Familie bestimmt hatte, ist vergriffen, auch dürfte bei der Lauheit der vornehmen Juden, womit sie dieses Werk der Menschheit betreiben, an eine neue Auflage schwerlich zu denken seyn.

Zur Widerlegung des Satzes glücklicher Optimisten, daß das Verdienst großer Journalisten schon bei ihren Lebzeiten anerkannt werde, soll Dir Deine Pathe, die neunjährige Caroline, meine treue Krankenwärterin, einen Auszug aus einem Briefe Schillers an Göthe in der Anlage abschreiben.

Leb' wohl!

Eduard Rosen.

Wolfshausen, den 7. April 1838.

Anlage zu № 3.

aus dem Briefwechsel zwiſchen Schiller und Göthe, fünfter Theil (S. 96. Jena, den 5. Juli 1799.)

Jena den 5. Juli 1799.

Ich fand bei meiner Ankunft in Jena einen Brief von Cotta, worin er mir ſeine Unruhe über einen Brief zu erkennen giebt, den er der Propyläen wegen an Sie geſchrieben habe. Was er von dem Abſatz des Journals ſchreibt iſt zum Erſtaunen, und zeigt das kunſttreibende und kunſtliebende Publicum in Deutſchland von einer noch viel kläglicheren Seite, als man bei noch ſo ſchlechten Erwartungen je hätte denken mögen. Da man keine Urſache hat, ein Mißtrauen in Cotta's Redlichkeit zu ſetzen, ſo möchte freilich an keine Fortſetzung zu denken ſeyn, denn der Abſatz müßte dreimal ſtärker werden als er iſt, wenn Cotta aus dem Verluſte kommen ſollte. Zwar iſt zu hoffen, daß das neuſte Stück mehr Käufer anlocken wird, aber bei der Kälte des Publicums für das bisherige, und bei der ganz unerhörten Erbärmlichkeit deſſelben, die ſich bei dieſer Gelegenheit manifeſtirt hat, läßt ſich nicht erwarten, daß ſelbſt dieſes Stück das Ganze wird retten können, welches übrigens abzuwarten iſt. Ich darf an dieſe Sache gar nicht denken, wenn ſie mein Blut nicht in Bewegung ſetzen ſoll, denn einen ſo niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts von dem Deutſchen Publicum gegeben. Man ſollte aber von nichts mehr überraſcht werden; und wenn man ruhig nachdenkt und vergleicht, ſo iſt leider alles ſehr begreiflich. Schiller.

Dies hat für ihren Herrn Gevatter und den Freund ihres Vaters aus reiner Liebe abgeſchrieben

Caroline Roſen.

Wolfshauſen, den 7. April 1838.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 32. Donnerstag, 8. November. 1838.

Des Dichters Denkmal.

Eine satirische Traumnovelle.

(Beschluß.)

a.

Schreiben des Lombardverwalters Preller zu Wolfshausen an den Schriftsteller Eduard Rosen daselbst.

Wolfshausen, den 8. April 1838.

Ew. Wohlgeboren werden entschuldigen, wenn ich Ihnen mit einigen Zeilen beschwerlich falle. Ich würde es auch jedenfalls vorziehen, Ew. Wohlgeboren dasjenige, was ich Ihnen zu eröffnen habe, mündlich mitzutheilen, allein, wir sind beide leider an das Haus gefesselt, ich wegen meiner fatalen Gicht. Hoffentlich wird der Leberthran, welcher so viele Wunder fortwährend thut, mich auch bald von diesem Uebel befreien. Glauben Sie mir, es ist erschrecklich hart und unerträglich, von einem solchen Leiden heimgesucht zu werden, wo man bei dem besten Appetit von der Welt und, wie man zu sagen pflegt, bei gesundem Herzen, nicht das Mindeste essen darf.

Zuvörderst bitte ich Ew. Wohlgeboren aufrichtig, die kleine Differenz zu vergessen, welche Ihr verehrliches Billet vom 2. Februar d. J. unter uns herbei geführt hat. Lassen Sie als billigdenkender Mann den Menschen nicht ent-

gelten, was der Lombardverwalter, seiner Pflicht gemäß, verschulden mußte. Es ist in der That in dieser geldarmen Zeit keine menschliche Möglichkeit, so viele auf getragene Brautringe zu verleihen, wie Ew. Wohlgeboren von mir verlangten. Leider wußte ich damals noch nicht, welchen Hauptrang Sie in der Literatur Deutschlands einnahmen, wie ich erst gestern von meiner Tochter Sophie für gewiß gehört habe, sonst würde der Mensch Preller für den Lombardverwalter eingetreten seyn, und Ihren Wunsch unfehlbar befriedigt haben. Damit Sie übrigens sehen, daß ich ein weiches Herz in meiner Brust haben thue, will ich Ihnen hievon einen Beweis liefern. Sollten Sie nämlich sich bereit finden, die Anlage A. wörtlich abzuschreiben und mir solche als mein Eigenthum mit Ihrer verehrlichen Namensunterschrift zusenden wollen, so werde ich Ihnen unverzüglich die Summe von Einhundert Thalern Preußisch Courant durch meinen Commis Pahl übersenden, indem ich für mich und meine Erben auf alle Rückzahlung verzichte.

Vaterliebe, diese mächtige Triebfeder bei allen Nationen, bewegt mich zu diesem Schritte. Sie wissen, daß ich dem Entführer meines einzigen Kindes vergeben habe. Da mein Schwiegersohn nun, obgleich er leider wohl früher dieses Geschäft nicht zünftig betrieben hat, durchaus als Baumeister gelten will, meine Tochter aber behauptet, daß man zu einem Rufe als Architect jetzt nur gelangen kann, wenn Einem die Ausführung eines großen Denkmals für einen verstorbenen berühmten Mann übertragen wird, so gebe ich auch aus Vaterschwäche nach, und da meine Tochter meint, daß bei vorkommenden Fällen in unserer Vaterstadt Ihre Empfehlung genügen würde, um meinem Schwiegersohne, der übrigens Thorwaldsen auch persönlich kennt, welcher ihm einen Stock zum Geschenk gemacht hat, die Ausführung eines solchen Denkmals zu verschaffen, so steht die gedachte Summe von Einhundert Thalern Preußisch Courant, halb in Thalern, halb in Viergroschenstücken, gegen die Erfüllung meines Wunsches zu Diensten.

Schließlich kann ich nicht umhin, Ew. Wohlgeboren

darauf aufmerksam zu machen, daß wenn Ihre Unpäßlichkeit auch nicht der Art ist, daß sie einen tödtlichen Eintritt fürchten ließe, vielmehr zu hoffen steht, daß Sie bei zunehmender Gesundheit sogar die Methusalem-Carriere einschlagen werden, wie mein seliger Schwager zu sagen pflegte, — es doch immer gerathen ist, für den unerwarteten Fall, nach dem Rathschlusse Gottes mit Liebe und Fürsorge an die lieben Seinigen zu denken, und da ich nun erfahren habe, daß die Gothaer Lebensversicherungsbank, welche sich ihre eigene Kundschafter unter den Actionairen hält, sich wegen Ihres Gesundheitszustandes an meinen langjährigen Debitor, den Kaufmann Bindfaden, gewendet hat, den ich ohne Mühe zu einem vortheilhaften Zeugnisse für Sie stempeln kann, so möchte ich doch den freundschaftlichen Rath wagen, daß Ew. Wohlgeboren für die fraglichen 100 Rthlr. Ihr Leben versichern lassen, wofür Sie denn diese Police an Ihre Frau Gemahlin zu cediren haben würden. Ihren Arzt müssen Sie freilich vorher abschaffen, falls er Ihnen Hindernisse in den Weg legt, und recommandire ich für diesen Fall den Herrn Doctor Goldig aus Jüterbock, der es nicht so genau nicht nehmen wird.

Meine Tochter, die täglich in den von Ihnen gemachten Büchern liest, und mich lediglich zu dem Anbieten mit 100 Rthlr. veranlaßt hat, empfiehlt sich Ihnen.

Einer baldigen Antwort entgegen sehend, verbleibe ich mit der größten Hochachtung und mit den besten Wünschen für Dero baldige Wiederherstellung der Gesundheit Ew. Wohlgeboren

dienstwilligster
Sebastian Preller.

Anlage 4.

Correspondenznachricht.

Wolfshausen, den 1838.

Seit einiger Zeit erfreut sich die Stadt der Anwesenheit eines ausgezeichneten Architecten, des Herrn Lilienstern. In Schweden von einer ausgezeichneten Familie geboren, jetzt der Schwiegersohn eines unserer geachtetsten Bürger, ist er

vor Kurzem mit seiner jungen Gemahlin von einer Reise aus Italien zurückgekehrt. Im steten Umgange mit Thorwaldsen, von dem er auch einige freundliche Gaben zum Andenken erhalten hat, ward er in Stand gesetzt: sein Lieblingsstudium, welches er wegen einer diplomatischen Carriere eine Zeit lang aufgeben mußte, wieder zu ergreifen. Es ist in der That höchst merkwürdig, welch eine Menge herrlicher Zeichnungen, namentlich von den in dieser Zeit so sehr beliebten Monumenten und Denkmälern, in seiner Mappe ruhen. Auch darf mit Sicherheit behauptet werden, daß seine beiden Entwürfe zu Denkmälern für einen verstorbenen Violinspieler und Dichter, die Denkmäler von Schiller und Guttenberg, und auch das projectirte Hermanns-Monument übertreffen.

Heil dem Dichter oder Künstler, dem seine Mitbürger nach seinem Tode einst so ehren, daß sie ihm ein Monument setzen, welches die geschickte Feder des bescheidenen und doch so großen Meisters Lilienstern entworfen hat.

Schreiben des Schriftstellers Eduard Rosen an den Lombardverwalter Preller.

Also von Ihnen, von der unerwartetsten Seite, wird mir Hülfe geboten. Gottes Wege sind wunderbar. Obgleich ich nicht die Ehre habe, Ihren Herrn Schwiegersohn in Person zu kennen, so stehe ich doch keinen Augenblick an, Ihnen die gewünschte Abschrift zu übersenden. Ich muß mich schon in meiner Lage darin schicken mit fremden Arbeiten mein Honorar zu verdienen. Schlimm genug, daß das deutsche Lesepublikum mich hiezu zwingt.

Für die mir durch Herrn Pahl ausgezahlten 100 Rthlr. danke ich bestens.

Ihren Rath mit dem Gelde eine Police auf mein Leben anzukaufen, befolge ich mit Neunzig Rthlrn. gern, Zehne sind leider für sehr dringende anderweitige Ausgaben zu verwenden.

Uebrigens halten Sie mich für rechtlich genug, als daß ich das Gewissen eines andern Menschen und das meinige je mit einem leichtsinnigen Atteste beschweren möchte, allein Sie können Herrn Windfaden versichern, daß es mit meiner Krankheit nicht das Mindeste auf sich hat, daß namentlich meine Brust nicht im Entferntesten leidet. Der Husten, der mich so sehr quält, kommt offenbar aus dem Magen. Ist das Unterleibsübel gehoben, so wird es auch mit der Brust bald besser werden. Den Doctor Würgengel werde ich entlassen, da dieser mich auf Hectik curirt, und es dann, Ihrem Rathe gemäß, es mit Colditz versuchen, obgleich ich kein großes Zutrauen zu ihm hege.

Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter ergebenst.

Wolfshausen, den 8. April 1838.

Eduard Rosen.

8.

Extract aus der allgemeinen Zeitung. Mittwochen den 25. April 1838.

Berlin, den 21. April.

So eben verbreitet sich hier die Nachricht, daß der Dichter Eduard Rosen aus Wolfshausen, bekannt durch seine vortrefflichen lyrischen Dichtungen und populairen Schriften im Möserschen Geschmack, an der Schwindsucht gestorben ist, daß man übrigens in Wolfshausen beabsichtigt, ihm ein Monument zu setzen, mit dessen Ausführung ein junger Schwedischer Bildhauer beschäftigt seyn soll.

9.

Der Lombardverwalter Preller an die Redaction der allgemeinen Zeitung zu Augsburg.

Mit Erstaunen sehe ich in Ihrem vielgelesenen Blatte einen Artikel vom 25. April aus Berlin, wonach der Dichter Eduard Rosen gestorben seyn soll. Dies ist nicht wahr,

und bitte ich Sie im Namen der Menschheit, solches zu widerrufen, da hiedurch ein bedeutendes Unheil entstehen könnte. Glauben Sie mir dieses auf mein Ehrenwort, so wie: daß der Dichter Eduard Rosen zwar krank, aber doch so gut am Leben ist, wie ich. Nur, wie gesagt, im Namen der Menschheit schreibe ich diesen Brief.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Sebastian Preller.

Wolfshausen, den 28. April 1838.

10.

Extract aus dem Wolfshauser Gemeinnützigen Anzeiger vom 1. Mai 1838.

Heute Morgen, halb 2 Uhr, starb viel zu früh für mich und meine vier unversorgten Kinder, mein mir unvergeßlicher Ehemann Eduard Rosen in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre und im achten unserer glücklichen Ehe.

Wolfshausen, den 30. April 1838.

Amalie Rosen, geborne Stein.

11.

Extract aus dem Wolfshauser Wochenblatt für Jedermann, vom 16. Mai 1838.

Auf dem Grabe des verewigten Eduard Rosen.

Schlafe sanft du trauter Dichter!
Wir entbehren Dich bewegt,
Während jetzt der Sternenrichter,
Alle Deine Thaten wägt.
Keine Leiden, keine Qualen
Ächzen jetzt um Dich herum,
Mit des Dichters heitern Strahlen
Zierest Du Elysium.

Eugen von Bärwolf,
Hauptmann a. D.,
Vicedirector des landwirthschaftlichen Vereins

12.

Schreiben der Wittwe des Schriftstellers Eduard Rosen an den Obergerichtsanwald Redlich.

Ew. Wohlgeboren werden entschuldigen, wenn ich Sie bitte, zu mir zu kommen, da ich etwas sehr Wichtiges, wovon meine und meiner Kinder Existenz abhängt, mit Ihnen zu bereden habe. Die Nachtwachen an dem Krankenlager meines seligen Mannes haben mich aber dermaßen erschöpft, daß ich, wenn ich es auch wider die Vorschrift des Arztes wollte, mein Zimmer nicht verlassen kann. Denken Sie Sich, der Agent der Gothaer Lebensversicherungsbank macht mir Schwierigkeiten, den Betrag einer Police zu bezahlen, die nach dem Tode meines Mannes, der sie mir bei Lebzeiten cedirt hat, fällig geworden ist. Man behauptet in Gotha: der Gesundheitszustand meines Mannes sey bei der Reception unrichtig angegeben. Helfen Sie mir und meinen unversorgten Kindern, meine Leiden sind unsäglich.

Wolfshausen,
den 20. Mai 1838.

Ihre ergebene
Amalie von Rosen.

13.

Extract aus dem Wolfshauser »Gemeinnützigen Anzeiger« vom 21. Mai 1838.

Freitag, den 26. Mai, werden die Subscribenten auf das unserm verewigten, unvergeßlichen Mitbürger und gemüthlichen Dichter Eduard Rosen zu errichtende Denkmal zu einer dritten Versammlung im weißen Bären eingeladen, wo ihnen einige vom Herrn Architecten Lilienstern entworfene Zeichnungen vorgelegt werden sollen. Freunden des gefeierten Hingeschiedenen theilen wir die höchsterfreuliche Nachricht mit, daß sich auch in unserer Residenz, unter dem Vorsitz des Herrn Kammerpräsidenten von Nicher und des Herrn Ge-

heimen Finanzraths Hirsch, ein Verein für diese Angelegenheit gebildet hat.

Der Comité zur Errichtung des Rosenschen Denkmals

Paul Doppelhäder, Rathsherr. — von Bärwolf, Hauptmann a. D., Vicedirector des landw. Vereins. — Preller, Lombardverwalter.

Wie Johannes Minkwitz gegen Eckermann ein Alibi beweiset.

Von Dr. Adolf Stahr.

Hört Dr. Johannes Minkwitz, der nun schon seit Jahren auf dem Grabe des armen Platen ruhestörend herumtrompetet und von Zeit zu Zeit, zum Ausdruck seiner Verehrung und Wehklage, die herzbrechendsten literarischen Purzelbäume schlägt, hat so eben »Literaturbriefe« von einem »hochgeschätzten Herrn Oberlehrer« drucken lassen, in denen er dies sein Geschäft von neuem vornimmt, und die wir jedem, der am Unterleibe leidend der Zwergfellerschütterung bedarf, als ein Muster unbewußter Komik und Lächerlichkeit an sich, zur Lectüre empfehlen. Von dem Scharfsinn dieses Platenschen Apostels Johannes wird man sich einen Begriff machen, wenn man hört wie er in diesen Literaturbriefen beweiset: daß er besser als Eckermann wisse, was Goethe mit Letzterem gesprochen hat, und daß Goethe jene, nach Eckermann's nachträglicher Angabe, auf Platen bezügliche, bekannte Aeußerung »es fehlt ihm die Liebe« gar nicht habe gegen Platen thun können, sondern damit nothwendig einen andern, etwa Heine, meinen müssen.« — Wenn es Herrn Johannes Minkwitz gelingt, diesen Schatz von jetzt noch unfrei in ihm befindlicher Lächerlichkeit zur freien und bewußten zu erheben und somit zu heben — womit er freilich viel zu thun haben wird — so kann er unser größter Humorist werden.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erſter Jahrgang.

№ 33. Donnerſtag, 15. November. 1838.

Wie ein Kanarienvogel und eine Spieluhr ſich bei einer Feuersbrunſt benommen haben.

Ein Greis, welcher Augenzeuge geweſen iſt, als vor etwa funfzig Jahren die Witteſche Apotheke in Oldenburg abbrannte, erzählte: »Als das Haus in den hellſten Flammen »ſtand, und ſich die Büchſen und Flaſchen zu rühren an»fingen, als wollten ſie die Sterne am Himmel einſchießen, »ſchlug ein Kanarienvogel, der vorne an einem Fenſter hing, »von dem der Wind den Rauch forttrieb, die ihm drohende »Gefahr nicht kennend und durch Wärme und Licht ermu»thigt, in den hellſten Tönen. Eine Uhr im Saale ſpielte »dabei: »»Nun dänket alle Gott.«« Und juſt in die»ſem Augenblick ſtürzte der Giebel mit ſeinen Sparren ein, »worauf Vogel und Uhr ſofort verſtummten.«

Du lächelſt, lieber Leſer? Aber auch über uns ſchlagen oft die Flammen des Unglücks gerade in dem Augenblicke zuſammen, in welchem es uns am wenigſten ahnet. Mach es nur wie die Spieluhr und der Kanarienvogel, übe Dich in Gebet und Geſang, dann biſt Du am Beſten gerüſtet, wenn das unvorgeſehene Geſchick ſeinen Würgengel wider Dich ſendet.

Ohl Jan Witt (der alte Johann Witt).

An dem Tage, da Bernadotte den Marquis de la Romana von den dänischen Küsten entwischen ließ und dadurch wohl seinen ersten Anspruch auf die schwedische Krone erwarb, fuhr seine Bagage durch das schon oft von mir citirte holsteinische Kloster Uetersen. Eine Menge requirirter Fuhrleute stand vor dem von Peinschen Wirthshause und war im Begriff anzufangen, mit dem Anspannen zu beginnen.

Da begannen plötzlich die französischen revolutionairen Blute [illegible] à cheval gewaltig zu fouttern, und riefen insbesondere den ihnen am nächsten stehenden Fuhrleuten, den Gebrüdern Witt, mit der größten Heftigkeit einmal über das andere ein »Allons vite!« zu.

Verdutzt sahen die beiden Gebrüder Peter und Gerd die krähenden gallischen Hähne an. »Ohl Jan Witt« kreischen die Kerle, »nun wollen sie doch den Alten sprechen,« raunten sie sich mit kopfschüttelnder Verwunderung zu, und gaben Gesche Diekmann, der vorüber eilenden Bredfrau, einen Schilling, damit sie dem Vater, der im Kathagen, am Ende des Fleckens wohnte, recht flink Bescheid sage, daß die chasseurs à cheval nach ihm verlangten. Der ohle Johann Witt vernahm die ihm anscheinend gar nicht unerwartete Nachricht lächelnd auf seinem Sorgenstuhle. Er hatte Tags zuvor seine vierbeinigen und vierräderigen Güter an seine Söhne vertheilt und sich, da die alten Fuhrleute noch gerne den Knall der Peitsche hören, nur diese vorbehalten, welche an die Hausuhr gelehnt ihn abwechselnd mit dem schweigenden Pudel ansah. »Das dachte ich wohl,« rief er endlich aus, »die Jungens »können mit den Franzosen nicht fertig werden. Französisch »kann ich zwar auch nicht, aber ich habe Lebensart — ich »könnte wohl mit einem Hottentotten mich bloß durch Zeichen unterhalten. Und alle unsere Honoratioren, die Klo»sterfräulein, der Syndicus Roß, der Klosterhofmeister »Matthiesen, der Rector Andresen, ja selbst der alte Peter

»Graf*), nehmen ſie je einen andern Fuhrmann, wenn ſie »den ohlen Jan Witt kriegen können? Was Wunder »denn, daß der Prinz, wenn auch ein neugebackener, doch »immer ein Prinz, Herr Careau Ponte! auch nach mir »verlangt?«

Unter Careau Ponte verſtand ohl Jan Witt aber keinen Andern, als den Prinzen Ponte Corvo, der dieſen Kartennamen damals im Munde des hamburgiſchen und holſteiniſchen Volkes, ohne daß man damit witzeln wollte, trug.

»Mutter!« fuhr er dann aufſtehend fort, »bring mir »mein Sonntagsfutterhemd und meinen Ueberrock, den Schnei»der Stint gemacht hat, und krieg mir auch den Hut von »Hinrich Tölln. Spute Dich, denn ich ſoll gewiß den beſten »Freund Napoleons, den Prinzen Careau Ponte, ſah»ren.«

Als aber ohl Jan Witt vor das vom Prinſche Gaſthaus kam, war Niemand mehr dort, als der vor dem Hauſe ſitzende Sohn Ernſt zu ſehen. »Ohl Jan Witt!« rief dieſer mit gefühlvollem Achſelzucken, »ſie ſind ſchon eine Vier»telſtunde fort, Lüt Tedor (der kleine Theodor) iſt ſchuld.«

Lüt Tedor, der neunjährige ſchlechteſte Schüler des Vetters, hatte doch ſo viel Franzöſiſch gelernt, um »Allons vite!« überſetzen zu können, und die Verſion in »Ohl Jan Witt« durch ſeine Erklärung verdrängt. Die belehrten Wagenlenker hatten ſich darauf beeilt, und war dadurch das »Allons vite!« auch bald auf den franzöſiſchen Lippen erſtorben.

Der alte Jan Witt aber ſchüttelte den Kopf tief nachſinnend und endete lächelnd: »Da hat ſich gewiß Jemand »für Ohl Jan Witt ausgegeben! O! über den Spitbu»ben!« — —

*) So nannten die Ueberher den damaligen Präfekten des Alſterbaſſins, den Grafen Peter von Ranzau.

Berliniaden.

»Ihre humoriſtiſchen Blätter gefallen mir zwar nicht übel,« bemerkte mir jüngſt einer meiner Leſer, »allein was auch »der Doctor Stahr ſagen mag, Humor iſt nicht richtig von »ihm definirt. Unter Humor verſteht man eigentlich die »Anecdoten zum Todtlachen.«

»Wenn man ſich wirklich todt lachte,« erwiederte ich, »ſo will ich das zugeben. Bis dahin bleibe ich meines »Freundes Stahr Meinung.«

»Nein! wenn man nur herzlich lacht, ſo iſt das Ele»ment des Humors begründet,« widerſprach er. »Und der »wahre, ächte Humor iſt eigentlich nur unter den Berliner »Eckenſtehern zu finden. Berliniſche Geſchichten ſollten Sie »wenigſtens dann und wann geben.«

»Ich kenne keine, auch werden die ja wohl ſo fort von »den Lippen und Ohren des Buches das »»Berlin, wie es »ißt und trinkt«« verſchlungen. Uebrigens bin ich meinen »Leſern gerne gefällig, auch iſt es dem Humor eigen, daß »er jedes Kleid trägt, welches man ihm anzieht und daß »ihm das Unpaſſende oft am Beſten ſteht, aber ich höre »keine Berliniſchen Witze, wenn auch zuweilen ihre Fabrikanten, »die Berliner, und was die bringen iſt auch nicht immer »gleich Druckwaare.«

»Nun, denn will ich Ihnen ein Paar Hiſtörchen er»zählen, die nagelneu und nicht gebraucht ſind.«

»Erzählen Sie, mein Beſter!«

Wie früher das »Darum keene Feindſchaft nicht, Treten Sie näher Herr Kloppenburg« und ſolche ähnliche Phraſen, die ſich jetzt gleich Geſindedamen, welche ſchon oft beim Kranzbinden Bräute der Phantaſie geworden ſind, zurück gezogen haben, ſo hat man jetzt eine Lieblingsphraſe in Berlin, nämlich: Dat is och ohne ſchöne. Doch ich will nicht vorgreifen. Aber glauben Sie mir, die Redensart macht Furore.

Vor dem Charlottenburger Thore ſtanden kürzlich zwei alte Weiber, welche ein Cavallerieregiment bewunderten, das

mit allem preußiſchen Soldatenbewußtſeyn recht lebensfroh einzog. Die jungen Burſche, welche noch beſſere Taillen als ihre Pferde hatten, blickten keck in die damenerfüllten Fenſter.

»Des ſind doch nette Jungens,« bemerkte eine der Straßenmatronen. »Mein Sohn war auch unter die Ka»vallerie, jetzt iſt er aber unter die Erde. — Aber ihm iſt »wohl, denn er iſt für't Vaterland jefallen.«

»Wo denn, Liebe?«

»Bei Leipſig.«

»Jot! denn iſt es ihm jrade gegangen wie meinem »Sohne, der iſt auch in den heiligen Krieg gefallen.«

»Wo is der denn jefallen?«

»Bei Dennewitz.«

»So, Det is aber och ehne ſchöne Gegend.«

»Det is aber och ehne ſchöne Gegend,« iſt ſeitdem jetzt das modiſchſte Sprichwort in Berlin.

»Nicht übel, um den Berlin'ſchen Verſtand und die »Herzloſigkeit der Spreebewohner letzten Grades zu defini»ren, die, wie die Pariſer, hochtrabende Phraſen bei ſich »führen, aber eigentliches wahres Gefühl durchaus entbeh»ren. — Doch Ihr zweites Hiſtörchen, ich bitte darum.«

In Berlin war neulich ein ſtarkes Menſchengedränge. Ein Polizeicommiſſair bohrte ſich durch daſſelbe und ſah, daß eine große Menge einen Kerl umſtand, der beſinnungslos und betrunken in einer Goſſe lag. »Nun, was ſteht »Ihr zu gaffen?« rief er. »Habt Ihr nicht ſchon ſonſt »einen beſoffenen Taugenichts geſehen? Geht hübſch zu »Hauſe, lieben Leute, und freuet Euch, daß Ihr hier nicht »ſelbſt liegt.«

Die Schlußworte erzeugten Gelächter und Gehorſam. — Nur ein Eckenſteher blieb mit verſchränkten Armen ſtehen und betrachtete vorliegendes Antimäßigkeits-Vereinsmitglied.

»Erloben Sie Herr Polizeicumſarius,« bat er demüthig, »dat ich hier noch en wenig ſtehe, bis mein Kammerad zu ſich ſelber kommen thut, ich wollt ihn nur ehn Wort fragen?«

»Ein Wort und Was?« entgegnete der Adlerträger.

»Der Mensch heißt »Wir« und is mein juter Freund und Kammerad. Er kann sonst höllisch ehnen vertragen, ich wollte ihn eigentlich nur fragen, wo et denn Schnapps gekost hat. Der muß stark sind und denn will ich mir ins Künftige och kosen.« —

»Die Geschichte ist kostbar, der Mensch ist gut zum »Lumpensammler, er weiß aus jedem Kehricht das Nützliche »heraus zu finden,« bemerkte ich. — »Die Berliniaden sind »also noch nicht gedruckt?«

»O nein!« versetzte er. »Die letzte hat mir der Polizeicommissair selbst erzählt.«

»Also aus dem Leben gegriffen, so etwas liebt man »jetzt,« versetzte ich nun, »ich lasse sie drucken zur Lust der »Humoristen von der äußersten Linken.

Literatur.

In der Schulzeschen Buchhandlung (W. Berndt) zu Oldenburg ist der zweite Jahrgang des Oldenburgischen Volksboten, eines [illegible] Volkskalender für den Bürger und Landmann des Großherzogthums Oldenburg für das Jahr 1839, erschienen.

Indem wir auf dieses Büchlein, das, 12 bis 13 Bogen stark, für den Spottpreis von vier guten Groschen verkauft wird, das ganze deutsche Lesepublikum aufmerksam machen, glauben wir demselben vor allen seinen Vorläufern und Zeitgenossen den Preis zuerkennen und den Wunsch aussprechen zu müssen, daß dies Buch, welches erfüllt ist von Lebensweisheit, Frömmigkeit und guten Lehren, in keinem Hause fehlen möge. Ohne Zweifel bringt es jedem Leser, sey es Herr oder Knecht, Frau oder Magd, Segen.

Der Verfasser hat sich übrigens uns unbegreiflicher Weise wiederum nicht genannt, obgleich sein Name bereits ein öffentliches Geheimniß geworden ist.

Miscellen.

Es giebt Menſchen, welche ſich durch die Weltgeſchichte durchaus nicht belehren laſſen wollen, ſolche ſind den Fliegen zu vergleichen, die ſich ohne alle Erinnerung auf dieſelbe Stelle ſetzen, von der ſie einige Minuten vorher der Wedel vertrieben hat.

»Man muß ſich mit den Dienſtboten nicht familiär »machen,« ſagt mancher Einfaltspinſel, und bedenkt nicht, daß familia im Lateiniſchen urſprünglich »Hausgeſinde« heißt. Solche Leute rufen auch wohl »Vivat,« es lebe, und glauben, zweierlei geſagt zu haben.

Auf dem letzten Bremer Freimarkt ſtand ein, in ſeiner Dorfſchaft wegen ſeines Geizes bekannter, ältlicher aber ſehr verliebter Hageſtolz bei einer hübſchen aber armen Bauerdirne, vor einer der Buden, aus der fortwährend ein Braunſchweigiſches

»Wos wäre Ihnen denn jefällig?«

heraus tönte.

Er hatte ſeinem Schatz ſchon einen Honigkuchen zu Einem Groten gekauft. Als er aber noch einmal in ihre Augen blickte, die ſchöner waren als der ſchwärzeſte Baggertorf (Backtorf), rief er aus: »Engel, Du kannſt hüt kriegen von mi wat Du wullt, koop Di man noch ehnen Honigkoken to Ehnen Groten*).«

In Baden-Baden waren in dieſem Jahre ſo viele Ruſſen, daß ein Großer dieſer Nation zu ſeiner, wie alle Vornehmen dieſes Volks, mit allen Sprachen vertrauten Familie ſagte: »Und wenn Ihr übrigens mir etwas mittheilen wollt, das nicht Jedermann verſtehen ſoll, ſo ſprecht doch nur kein Ruſſiſch, denn Jedermann verſteht hier ja »Ruſſiſch.«

*) Engel, Du kannſt heute kriegen von mir, was Du willſt, kauf Dir nur noch einen Honigkuchen zu Einem Groten.

Unſere Nachbaren, die Bremer, haben am achtzehnten October dieſes Jahres eine ſolche Gaſtfreundſchaft manifeſtirt, daß die deutſche Sprache ihnen einen Orden ertheilen ſollte. — Man ſollte jede außerordentliche Gaſtfreundſchaft eine Bremer fortan nennen, wie einſt eine mauriſche, ein Titel, der durch Aufnahme unſerer Chriſtenſclaven in Algier höchſtens nur noch eine conſulare, d. h. eine geſchichtliche Bedeutung hat.

Nicht in jedem Lande hilft die Tüchtigkeit der Geſinnung und die Intelligenz zum Fortkommen. Es geht mit dieſen Dingen, ſchrieb mir neulich einer der beſten und gelehrteſten Köpfe Deutſchlands, wie mit der Butter, welche ein Paſtor mit den Worten pries: »Butter ſey zu »allen Dingen nütze,« worauf ihm der obligate, halbehrwürdige Küſter bemerkte, »Nur nicht um die Ritzen »des Backofens damit zu zuſchmieren.«

Der Mathematiker und der Irrenarzt.

Ein Mathematiker und ein Irrenarzt ſtritten ſich in einer Angelegenheit die einen Dritten betraf, beide mit tüchtigen Gründen. »Am Ende haben Sie von der verſtändigen Seite »Recht,« ſcherzte der pomadigere Mathematiker, »aber Sie »ſind auch ein Mann der von Profeſſion Verſtand für an»dere Leute über haben muß.«

Ein unerwarteter guter Rath.

In einer neuerbauten, ſehr eleganten Apotheke zu Baden-Baden findet man folgende ſehr wahre, aber in einer Apotheke nicht zu erwartende Inſchrift:

»Zeitig zu Bett, und zeitig heraus,
»Macht weiſe, bringt Geld und Geſundheit ins Haus.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 34. Donnerstag, 22. November. 1838.

Erinnerung.

Am 27. November dieses Jahres tritt für Oldenburg der große Tag ein, wo vor 25 Jahren unsere geliebte Herrscherfamilie ins Vaterland nach Oldenburg zurückkehrte. Welcher Oldenburger verkennt den mannichfachen Segen, der uns Allen dadurch zu Theil geworden ist! — — Und können wir ihn nachweisen, fühlen wir uns glücklich, haben wir eine Regierung, um die uns nicht bloß die Nachbaren, sondern, wer sie kennt, beneidet — — — was hindert uns zu jubeln an diesem Tage, und ein ächtes Oldenburger Nationalfest zu begehen? Erwarten wir keine Bekanntmachung von oben: National-Feste machen sich nur durch National-Gefühle! Fühlt Ihr also, Landsleute, fühlt Ihr das Glück, Oldenburger zu seyn — und Ihr fühlt es auch ohne fremde, deutsche und andere Länder mit Eurem Vaterlande verglichen zu haben! — wohl, so laßt Eurem Jubel freien Lauf, einem Jubel, wie an dem Tage der Rückkehr unsers Fürstenhauses! Möge der unausgesetzte Donner des Geschützes an der Weser und an unserer ganzen Gränze den Nachbaren unsere Gefühle verkündigen! Mögen die Wohldenkenden in den Gemeinden zu schönen und nachhaltigen Festen und Werken sich vereinen! Möge der Reiche des Armen gedenken!

Einer aus dem Oldenburger Volke.

Indem wir dem Wunsche des Erinnerers, daß alle vaterländische Blätter den gedachten Zuruf aufnehmen mögen, bereitwillig Folge leisten, wünschen wir, daß sein Feuer alle Oldenburger Herzen begeistere und erleuchte, damit unserem Fürstenhause, das so viel Liebe [illegible], auch an diesem Festtage eine reichliche Erndte zu Theil werde. — Sollte für dieses Fest eine Münze geprägt werden, so möchte ich die Inschrift »Iovi Reduci,« und »Aetati Augustae« vorschlagen. D. H.

Das letzte Gebet der Maria Stuart.

Die nachstehenden Verse sind dem Herausgeber der humoristischen Blätter mit der Versicherung übergeben worden, daß Maria Stuart dieselbe kurz vor ihrem Tode in ihrem Kerker gedichtet habe. Daß Maria eine Kenntniß der lateinischen Sprache gehabt, ist nicht unwahrscheinlich, denn von ihrem Sohne, dem späteren Könige Jacob, ist es nur zu bekannt, daß dieser jene Sprache in der Unterhaltung ungemein liebte, weshalb ihn auch Walter Scott in seinen Romanen als lateinischen Redner eingeführt hat.

Jedenfalls ist das Gebet der Maria Stuart ihrer unglücklichen Lage höchst angemessen, und der Gedanke, daß die Königin wirklich die Verfasserin sey, tief ergreifend.

O Domine Deus! spera in te
O pie mi Jesu! nunc libera me
In dura catena in misero te
Languendo, gemendo
Et genua flectendo,
Adoro, imploro,
Ut liberas me.

Für die Nichtkenner der lateinischen Sprache möge die folgende Uebersetzung dienen:

O Herrgott! mein Herrgott! ich hoffe auf Dich!
O frommer Herr Jeſus! befreie Du mich,
In drückender Kette im Elend ruf ich,
Mich beugend, und bangend,
Auf Knieen verlangend,
Da bitt' ich und flehʼ ich: »Befreie Du mich.«

Goethe und ſeine Verehrerin.

Die Wahrheit der folgenden Erzählung kann ich verbürgen:

In den letzten Jahren ſeines Lebens wurde Goethe, als er gerade in ſeinem Garten ſpatzieren ging, eine Dame gemeldet, welche ihn ſehr angelegentlich zu ſprechen wünſche. Da ſie bei dem Bedienten mehr von dem Dichter als von dem Miniſter geſprochen hatte, ſo mochte Herr Wolfgang wohl ſchon im Begriff ſeyn, ſein in ſolchen Fällen habituelles Gewand der Unſichtbarkeit anzuziehen, d. h. ſich verläugnen zu laſſen, als die Dame, den Fußſpuren des Bedienten im Sande folgend, plötzlich vor dem Herrn Geheimerath ſtand.

»Dichter der Dichter!« hub ſie an, »endlich erblicke »ich den hohen Seher, der ſo oft in meinen Träumen mit »lorbeerbedecktem Haupte vor mir ſtand.«

Goethe deprecirte mit verdrießlichem Geſichte.

»O wende Dich nicht von mir, edler Goethe!« fuhr die Enthuſiaſtin, zu ſeinen Füßen ſinkend, fort. »Ich kann »nicht von Dir laſſen, nicht von dieſer Stelle, es geht »mir wie der Glocke in Deinem wundervollen Liede:

»Feſt gemauert in der Erde
»Steht die Form aus Lehm gebrannt ꝛc.«

Goethe hat ſich fortwährend über dies »qui pro quo« gefreut und es zu den komiſchſten Erlebniſſen ſeines Lebens gerechnet.

Die Rechenmeisterin als Wirthin.

In der Umgegend von Hamburg haben die Wirthshäuser gar wunderliche Namen, welche größtentheils alle von dem Anhalten der Pferde hergenommen und den verbis naturalibus, wie »Zischen« und »Donnern,« zu vergleichen sind. — Das eine heißt Luhr op (Laure auf), das andere Oha, das dritte Jab ob (Japp auf), das vierte Krupp-unner (Kriech unter), das fünfte Stahwedder (Stehe wieder). Außerdem liegen zwei Meilen von Hamburg und eine von Uetersen zwei Wirthshäuser, welche beide an der großen sandigen Landstraße in einer Parallele belegen sich um das tägliche Brod beneiden, und Klockerjan und Dummerjan (kluger und dummer Johann) heißen, übrigens jeder den Namen »Dummerjan« für sich vindiciret, weil man nach der Parömie, »wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden,« viel geneigter ist, einen Wirth kennen zu lernen, der den selbstverspottenden Titel »Dummerjan« trägt, als den Prahlhans, der sich einen klugen Johann nennt. Diese Regel ist nur zu wahr, es ist sehr klug sich dumm zu stellen, man wird dadurch, so zu sagen, familiär mit den meisten Leuten, und bringt es weit damit in der Welt. — Auf diese Weise ist Sixtus der fünfte Pabst geworden, und ich kenne auch recht viele Protestanten, die dadurch etwas geworden sind. Einige von denen stellten sich aber nicht bloß dumm, sondern waren es auch.

In eins dieser Wirthshäuser, ich weiß nicht, ob in dem wahren oder falschen Dummerjan, vermuthe aber das erste, wegen der damit harmonirenden Verstandesschwäche der Frau des Hauses, kehrte in der Schmuggelzeit ein Hamburger Reisender, ein Kaufmann S....., ein, welcher, nachdem er einen Vormittag dort verweilt hatte, seine Zeche bezahlen wollte.

»Die ist leicht zu berechnen!« versetzte die etwas redselige Wirthin. »Sie haben drei Schnäpse Rum gefordert, recht etwas Gutes, den Schnaps zu drei Schilling,

»drei Male drei ſind acht, acht Schillinge Haſer für Ihr »Pferd, acht und acht ſind funfzehn — vier Schilling für »Butterbrod, vier und funfzehn ſind achtzehn Schillinge, »alſo einen*) Mark und einen Schilling.« —

»Liebe Frau!« rief S....., »Ihr könnt aber vortreff»lich rechnen.«

»Ja,« verſetzte die Frau, »das iſt aber auch eben ein »Glück, denn mein Mann kann gar nicht rechnen und es »hier eine ſtarke Paſſage an der Landſtraße; zumal da iſt »wir hier im allein ächten Dummerjan wohnen.«

Ach Gott! wo iſt mein Mann!

Vor einiger Zeit kam ein armer Moorbauer in eine nord»deutſche Kaſerne, um dort ſeinen Sohn, einen Rekruten, aufzuſuchen. Nur unter unverſtändlichem Vieh und ſtum»men Torfſoden erzogen, hatte der in der freien Natur auf»gewachſene Burſche eine Kaſpar-Hauſerſche Unbekanntſchaft mit der Welt, und würde häufig den Spott ſeiner Kame»raden bitter empfunden haben, wenn er ihn überall ver»ſtanden hätte.

Der Sohn ſtand aber gerade unter dem Gewehr, als ſein Vater in die Kaſerne trat, durfte dieſen mithin nicht anreden. Der Vater konnte indeſſen das Ende des Exer»cirens nicht abwarten und ging fort, ehe die martialiſche Arbeit beendet war.

Der Soldat hatte in dieſem Augenblicke »Kehrt« ge»macht und ſuchte den Erzeuger bei ſeinem Eintritte ängſt»lich mit den Blicken, dann aber mit dem drolligen und be»kannten Vers des Soldatenliedes »Es marſchiren drei Re»gimenter wohl über den Rhein« travеſtirenden Worten: »Ach Gott! wo iſt mein Mann?«

»Dein Mann?« lachten die angeredeten Cameraden.

*) Wieder ein error in calculo, Madam! ein Mark hat ſech»zehn Schilling.

»Ja, mein Mann!« fuhr der Suchende fort.

»Du willst sagen: mein Vater,« berichtigte ein gutmüthiger älterer Unteroffizier. »Du meinst doch den alten »Bauer, der während des Exercirens in die Kaserne ging, »und den Du so anglotztest, daß Du fast nicht »Rechts »um kehrt« gemacht hättest.«

»Ei freilich,« versetzte der Soldat, »aber zu dem sagt »Mutter immer zu Hause: Mein Mann!«

Wünsche.

»Ich wollte,« rief ein Junggeselle, »daß die reiche Olden»burger Wittwenkasse eine Dame wäre: Ich heirathete sie, »wenn sie mich wollte, auf dem Fleck, wenn ich ihr gefiele, »und wollte gegen sie und meine künftigen Stiefkinder ein »guter Wittwentröster seyn.«

»Und ich wünschte nur,« bemerkte ein mit vielen Kindern gesegneter Familienvater, »daß unser Armenbeitrag in »den Mäßigkeits-Verein treten könnte.«

Wohlfeile Ideale.

Der Buchhändler Carl Focke in Leipzig giebt eine Sammlung von Phantasiebildern unter dem höchstbescheidenen Titel:

»Ideale weiblicher Schönheit«

heraus, von denen jedes Heft für 4 Groschen, also das Ideal für resp. 2 ggr. zu haben ist.

St.

Anecdote.

Jemand besuchte den Harz. Bei Mägdesprung sagte der Führer: »Hier hat sich ein Mädchen hinabgestürzt.«

»Aus Melancholie!« fragte der Geführte.

»Um Verzeihung, mein Herr! aus Quedlinburg.«

Miscellen.

Die Industrie geht jetzt weit in der Literatur und Kunst. Ein ästhetischer Correspondent der Zeitung für die elegante Welt № 202. S. 807 beschreibt und kritisirt Lessings neuestes großes Bild, ohne es gesehen zu haben. Was? das wäre! Ja, meine lieben Leser, es ist so. Man höre: »Es liegt viel Charakter in diesem Enzio (eine Phrase, die den Ladendiener verräth). Er steht mit geballter Faust den Priestern gegenüber.« Um's Himmelswillen! Er steht gar nicht, sondern er sitzt, gefesselt in einer Mauernische, die Hand auf einen Mauervorsprung gelegt, und nicht den Priestern gegenüber, sondern abgewendet von ihnen zur Seite. — Wie kann Herr Kühne sich solche Correspondenten halten, die, noch dazu einem Werke Lessings gegenüber, Phrasen machen können, wie folgende: »Eine Wunde am Kopfe macht den Helden noch interessanter!« — Es ist wahrhaftig eine Schmach, die öffentliche Rüge verdient.

St.

Die kleine Natalie E. war noch keine fertige Leserin, als sie einmal mit Verwunderung die zahlreichen Bände im Bücherzimmer eines Verwandten betrachtete. Ganz besonders zogen die elegant gebundenen 20 Bände der ältern Cottaschen Ausgabe von Goethe's Werken ihre Aufmerksamkeit auf sich, und nachdem sie den Titel studirt hatte, rief sie verwundert aus: »Onkel Professor, Gottes Werke in »zwanzig Theilen!«

—r.

Ein Bekannter von mir, welcher einem seiner Freunde von Jugend auf imponirt hatte, freilich dem ehrlichen Burschen durch seine Genialität auch weit überlegen war, sah diesen nach mehrjähriger Trennung von jener Stadt, wo beide früher in Garnison gelegen hatten, wieder. Nach den ersten Begrüßungen erkundigte sich mein Freund bei seinem Verehrer, mit wem derselbe jetzt hauptsächlich Umgang pflege.

Mit dem Herrn N., war die Antwort.

»Was?« entgegnete mein Bekannter, »Du gehſt mit »dem langweiligen Menſchen um?«

»Wie? iſt der nicht ſehr intereſſant?«

»Gott bewahre! zum Sterben langweilig.«

»Wie kann man doch ankommen!« verſetzte der Beſtürzte. »Ich muß mich verhört haben. Von Dir gerade »glaubte ich vernommen zu haben, N. ſey ſehr intereſſant. »Und deshalb bin ich immer tagtäglich mit ihm umge»gangen.«

Bekanntlich fiel Schill in Stralſund. Merkwürdig iſt es, daß der Brunnen, an dem er ſterbend hinſank, ſchon ſeit grauen Jahren der Schillsbrunnen genannt iſt.

Die ſchrecklichſten Geiſtererſcheinungen, mit dem ärgſten Geraſſel und Geklapper, verſcheucht man, wenn man ſie um die Nummern befragt, die nächſtens in der Lotterie gewinnen. Sie müſſen Ordre haben, darauf nicht zu entriren.

An die verehrlichen Buchhandlungen Deutſchlands.

Die humoriſtiſchen Blätter werden auch im Jahre 1839 mit gleichen Kräften und Opfern, wie bisher, fortgeſetzt. Die Redaction erbittet ſich bald möglichſt die desfallſigen Beſtellungen, und bemerkt nur, daß dann und wann durch ein Literaturblatt, welches gratis zugegeben, und deſſen Leitung der Herr Doctor Adolf Stahr zu übernehmen die Güte haben wird, hauptſächlich die neueſte humoriſtiſche Literatur beſprochen werden ſoll.

Probeblätter ſtehen zu Dienſte, wogegen kein einziges Exemplar à Condition verſandt wird. Der Preis für den ganzen Jahrgang iſt nach wie vor 1 Rthlr. 16 ggr. Preuſſiſch Courant.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 35. Donnerstag, 29. November. 1838.

Blicke
auf die neueste Literatur des Humors.

1.

Immermanns Münchhausen.

Literatur des Humors! in unsern Tagen, wo die Poesie hechtgrau einhergeht wie Wilhelm Meister nach Marianens Tode, wo vor den Klagen der Europamüden, den Weltschmerzen des singenden jungen Judäa's, den Emancipationsseufzern der männlichen Genieweiber — der politisirenden und reformirenden Literaturhusaren und Panduren gar nicht zu gedenken — Freund Komus sich gar nicht mehr aus seinem Versteck herauswagt, und wo der Humor, der fabelhafte Vogel Merops, der, den Schwanz nach oben, gen Himmel fliegt, sich wirklich um- und der Erde den Steiß zugewendet zu haben scheint!

»Mich dünkt, es sey in schönen Versen allzuviel gelogen worden,« sagt Meister Heine in seinen jüngsten Selbstbekenntnissen vor der zweiten Ausgabe seiner Lieder, und man kann ihm glauben, denn er versteht die Sache.

Darum ist aber diese Krankheit auch nur homöopatisch zu kuriren, und Karl Immermann hat wohl gethan, den rech-

ten-Arzt für solch' »verlogenes Treiben« heraufzubeschwören, welcher ist Münchhausen, der Vater aller Lügen.

Schon an die zweihundert Jahre ist er todt, der gute alte hannöversche Lügenfreiherr. Sein Name ist seitdem ein Appellativum geworden, und Adolf Schrödter in Düsseldorf hat ihn neulich gemalt, so treffend, wie kein anderer vor ihm. Aber sein jetzt erstandener Enkel (mit dessen Enkelschaft es übrigens eine ganz besondere Bewandtschaft hat, deren Schleier erst der zweite Theil der von Immermann hier veröffentlichten Memoiren lüften wird) ist ohne Zweifel doch ein sprechenderes Abbild, wenn es nicht vielmehr — wirklich der alte Münchhausen selbst ist, der vermittelst des von ihm entdeckten Lebenselixirs sich in steter Jugend erhalten hat. Wie gesagt, der zweite Theil muß das ausweisen. Allein Andeutungen, wie die Aufnahme in die römische Akademie mit dem bezeichnenden Namen »der nie Verwelkende,« sollten sie nicht jene bescheiden ausgesprochene Conjectur rechtfertigen?

Aber mitgegangen ist er mit der Zeit, der alte Freiherr, das muß man ihm nachsagen. Er hat alle »Kulturelemente« unserer Zeit »in sich aufgenommen,« und von seinen Mendaciis ridiculis, die Johann Peter Lange in den Deliciis academicis (welche köstliche Zusammenstellung!) herausgab, und die später der Sänger der »Frau Schnips« bei uns einbürgerte, ist wahrlich ein himmelweiter Sprung zu seinen jetzigen Arabesken und Mittheilungen eines verstorbenen Lebendigen. Welch ein Unterschied zwischen der gemüthlich unschuldigen Geschichte von den zwölf Enten — die, laut Immermanns neuesten Nachrichten, Figuren über Lebensgröße, al fresco für ******** ausgeführt werden soll, und der Geschichte von dem Dramatiker und Friseur Isidorus Hirsewenzel in Sand-Jerusalem, oder vom Doctor Nachtwächter, dem Redacteur des Stuttgarter Literaturblatts, oder gar von den fünf Geliebten, mit denen der erstandene Münchhausen die sechs Stadien und Elemente der modernen Liebe durchmachte! Die humoristischen Blätter haben in ihren ersten Nummern ein échan-

tillon des Ganzen gegeben. In derſelben Weiſe nun iſt das ganze erſte Buch gehalten, das den Titel: »Münchhauſens Debüt« führt.

Immermann hat ſich hier einmal ordentlich Luft gemacht, und Alles, was ihn in den Erſcheinungen der neueſten Zeit widerwärtig berührte, auf die beſte Weiſe vom Halſe geſchafft. Sein Münchhauſen iſt ihm der spiritus familiaris geworden, der, ein moderner Proteus, theils ſelbſt durch eine Menge von Geſtalten hindurch geht, und immer einen Rock nach dem andern abwirft, theils alle Perſonen und Erſcheinungen der »modernen Zuſtände« in den Kreis ſeiner Erlebniſſe und Fahrten bannt. Reinen objectiven Humor haben wir alſo hier nicht zu ſuchen. Und gehört jetzt ſchon eine genaue Bekanntſchaft mit der Gegenwart dazu, um alle Beziehungen augenblicklich gegenwärtig zu haben, und das Treffende der nach allen Seiten hin geführten Streiche zu fühlen, die Puncte zu verfolgen, wo die unaufhörlichen Blitze des ſprühenden Witzes und der ſchärfſten Satire einſchlagen, ſo würden nach funfzig Jahren die gelehrteſten Commentatoren vollauf zu thun haben, wenn ſie dieſer Aufgabe nur einigermaßen Genüge leiſten wollten. Allein die Gegenwart will auch ihr Recht.

Immermann, der Freund der Alten, hat zum Motto des Werks die vortrefflichen Worte des alten Horaz genommen:

Non fumum ex fulgore sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat
Antiphatem Scyllamque et cum Cyclope Charybdim*).

Sie paſſen vortrefflich. Aber als ich geſtern des Dichters Lieder wieder einmal zur Hand nahm, ſtieß ich auf ein Paar Verſe, die mir doch noch beſſer jenen Ehrenplatz an der Stirn dieſer wunderlichſten aller Dichtungen einnehmen zu können ſchienen. Hier ſind ſie:

*) Nicht uns Rauch aus Glanz, nein, Glanz aus dem Rauche zu geben,
Trachtet er, daß er darauf hellſtrahlende Wunder enthülle,
Scylla, ſammt dem Cyklopen, Antifates auch und Charybdis.
(Voß.)

Manch ein Edler will ihn anders,
Er will manchen Edlen anders,
Er bleibt er, sie bleiben sie,
Und so leben Welt und Dichter
In dem wunderbarsten Einklang.

Aber wenden wir uns jetzt zum Inhalt des Werks, welches mit dem Eilften Kapitel beginnt. Ueber diese, von dem gewöhnlichen Gange etwas abweichende, Anordnung des Ganzen giebt der von Seite 86 — 97 eingeflochtene »Briefwechsel des Herausgebers mit seinem Buchbinder« den genügendsten Aufschluß. Der Letztere, ein durch die Erzeugnisse der neuesten Literatur gründlich durchgebildeter Mann, dem die ganze neueste Literatur unter das Beschneidemesser gekommen, bemerkte nämlich nur zu bald, daß der Verfasser des Münchhausen, hinsichtlich des Stylus und der Composition, ein durchaus »Zurückgebliebener« und sein Werk in der altfränkischen Fassung, dem regelrechten Anfange und dem ruhig schlendernden Fortgange für die moderne Lesewelt gänzlich ungenießbar sey, da zumal es aller nöthigen Spannung und Confusion gänzlich entbehre. Da nun aber dem Dinge gründlich nicht mehr abzuhelfen war, so suchte er wenigstens durch das Verheften der einzelnen Kapitel einigermaßen nachzuhelfen; wobei er jedoch auf den Ruhm der Originalität dieser Erfindung Verzicht leisten muß, da, laut Briefwechsel Seite 93, dieser höchst wahrscheinlich dem Buchbinder der Novellen des berühmten Henrick Steffens gebührt.

Aber ach! indem ich nun wirklich beginnen will, mit dem Erzählen dessen, was der geneigte Leser in den besagten verhefteten Anfangskapiteln zu suchen hat, den Anfang zu machen, überfällt mich ein Kummer, den nur diejenigen zu würdigen und ganz mitzufühlen im Stande sind, welche irgend einmal in ihrem Leben erfahren haben, wie schmerzlich niederschlagend und beschämend es ist, wenn man nach langem Ringen und Trachten, Grübeln und Sinnen gerade in dem Augenblicke, in welchem die Lösung eines Problems

endlich gefunden und das Gold der Wahrheit zu Tage gefördert scheint, daſſelbe plötzlich zu Glimmer und Katzengold ſich verwandeln ſehen muß. So hatte auch ich mir eingebildet, endlich das Weſen des großen Dampftragöden der Neuzeit gefunden zu haben, und voll Freude über meine Endeckung ſchrieb ich an Freund Stieffel in Karlsruhe wie folgt:

— »Das Theater iſt bei uns zwar ſchon ſeit vierzehn Tagen eröffnet worden, aber die Poeſie iſt viel ſpäter, d. h. erſt geſtern, angelangt.

Denn in unſerm, an Diſtinctionen ſo reichem, glücklichem Zeitalter ſind auch Schauſpiel und Poeſie nicht mehr identiſch. Wei Leibe nicht. Beide ſind nur ein Paar Verliebte, die der lederne Vormund, Zeitgeiſt genannt, nicht zu einander läßt. Dieſer Zeitgeiſt hat ſich verkörpert, hat Arm und Beine, Fleiſch und Blut (nur Kopf und Herz nicht) gewonnen in der Perſon des großen Theatervormunds, der höchſt wahrſcheinlich »unſterblich ſeyn wird, ſo lange er lebt.« Da ſitzt er und hält das Schauſpiel, das arme Mädchen, gefangen hinter Schloß und Riegel, wie ein Zauberer die Princeſſin, und läßt Niemand zu ihr, am allerwenigſten die Poeſie, weil er geahndet hat, daß dies eigentlich gar kein Femininum, ſondern ein verkleidetes Masculinum, ein Schaffendes, Zeugendes iſt, das ſich nur in Weiberkleider gehüllt, um zu ſeiner Herzliebſten zu kommen. Aber Raupach hat Argusaugen, und einen Inſtinct, der ihn alles Poetiſche auf hundert Meilen wittern läßt, wie den Habicht das Pulver in des Jägers Feuerrohr. Drama heißt Handlung, Poeſie Machen. Das weiß Raupach, und da jetzt das Handeln und Machen aller Art durch den Dampf ſo unendlich vervollkommnet iſt, ſo hat er mit dem klugen Blicke des ſpeculativen Fabrikherrn ſogleich erkannt, daß man es in unſerer Zeit im Drama und Poeſie nur durch Handeln und Machen, d. h. alſo durch Fabriken und Dampfmaſchinen, zu etwas bringen könne. Und ſo hat er denn auch alle ſeine Hundert und ein Dramen mit Dampfmaſchinen und Waſſerdämpfen fabrizirt, wozu nicht

einmal er selbst, sondern nur das arme eingeschlossene Mädchen Hand anlegt, das Tretrad in Bewegung setzt, und endlich das gewonnene, unendlich lange dramatische Garn abhaspelt. Dem Fabrikherrn bleibt nur das »Machen« im höhern, kaufmännischen Sinne, was ihm preußische Pfandbriefe und Landgüter bringt, und die Correspondenz mit seinen Geschäftsführern, die er Intendanten nennt. Nur zuweilen aus purer Liebhaberei verschluckt er ein recht fein gezwirntes Knäulchen, das er Poesie oder Werk komischer Sorte nennt, und haspelt es zum Vergnügen des Publikums aus dem eignen Munde hervor, wobei er denn auch wohl zur Abwechslung Gesichter schneidet, oder sich eine Halbmaske aufsetzt und sich Leutner nennt, um die Leute glauben zu machen, es gäbe noch einen zweiten Raupach.

Das deutsche Theater der letzten Decennien weist drei große Perioden auf: die Hundeperiode, wo der bekannte Aubrysche gefühlvolle Köter durch sein Gebell den größesten deutschen Dichter von seiner Theilnahme für die ausgezeichnetste deutsche Bühne, die er obenein sein Werk nennen konnte, zurückschreckte; die Affenperiode, in welcher die brasilianischen Jocko's die Rolle der treuen Eckardé der Iffländischen Zeit übernehmen und, zwischen beiden gleichsam in der Mitte stehend und beide begriffsmäßig vereinend, die Isidorisch-Hohenstaufisch-Schelle-Tillsche Periode, in welcher die dramatische Personen weder menschliche noch überhaupt lebendige Wesen, sondern durch Wasserdampf fabrizirte und durch Wasserdämpfe in Bewegung gesetzte Gliederpuppen sind. Wer hier den nothwendigen, begriffsgemäßen Fortschritt der Entwickelung nicht erkennt, der muß keine Augen haben.

Es ist daher durchaus nicht zu loben, daß man unser durch Subscriptionen schon so sehr in Anspruch genommenes Zeitalter, wie ich neulich in D.....f hörte, auf den Gedanken bringen will, zu einer Nationalsubscription zusammenzuschießen, um die obenenannte arme Prinzessin aus den Händen ihres Vormunds zu erlösen. Man unterbricht

und ſtört damit gewaltſam einen Entwickelungsgang, der ſeinen ordentlichen Verlauf haben muß. Iſt aber die Subſcription wirklich auch bei Ihnen ſchon im Gange, ſo ändere man wenigſtens den Zweck, der am beſten ein Denkmal für den großen Fabrikanten ſeyn würde. Ich ſchlage unmaßgeblich einen Triumphwagen vor, gezogen von dem Aubryſchen Hunde und dem Affen Jocko, und auf dieſem Wagen Ihn Selbſt. Einen Abguß würde dann wohl jede Bühne kaufen und auf den Souſleurkaſten zu ſtellen, oder meinetwegen auch auf dem Vorhange abconterfeien zu laſſen der Ehre ſeyn.

Aber noch ehe ich das Oelblatt dem Freunde ſenden konnte, kommt mir der unſelige Münchhauſen ins Haus, ich ſchlage ihn auf, und mein erſter Blick fällt auf »Iſidorus Hirſewenzel, den Haarkräusler und Tragöden,« und vor meinen ſchwimmenden Augen ſteht das große Zauberwort:

»Leder«

und alle meine Freude an der eignen Auffindung des begreifenden Talismanns jener univerſalhiſtoriſchen dramatiſchen Erſcheinung iſt mit einem Schlage vernichtet.

Doch es gilt Faſſung, wenn auch nicht meinet- ſo doch des Leſers halben, der bis jetzt, wenn er den Münchhauſen noch nicht geleſen hat, woran er freilich ſelber Schuld iſt, unmöglich wiſſen kann, was es mit jenem Zauberworte »Leder« auf ſich hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Hygrometer iſt von dem Profeſſor Stieffel in Carlsruhe erfunden, welches die Einfachheit der Thermometers mit dem wiſſenſchaftlichen Werthe des Auguſtſchen Pſychrometers verbindet, ohne deſſen Mängel zu theilen. Es iſt ihm gelungen, die Samengrannen einer Pelargonienart und de-

ren schon früher bekannte Eigenthümlichkeit, sie bei Abnahme der Feuchtigkeit der Atmosphäre schraubenmäßig aufzuwinden, und bei der Zunahme derselben diese Windungen wieder aufzulösen, durch eine besondere Behandlung zu unter sich und mit den Zahlen des Psychrometers correspondirenden Instrumente anzuwenden, deren Zahlen unmittelbar, d. h. ohne Rechnung, die Procente der Feuchtigkeit der Atmosphäre angeben, aus welchen aber mit Hülfe einer Tabelle auch die Größe der Elasticität des Wasserdampfes und der Thaupunct leicht berechnet werden kann. Auch der Veränderlichkeit der Substanz kann leicht begegnet werden. Man ließt, daß der Erfinder das Resultat neunjähriger Versuche und Untersuchungen den Physikern in Freiburg in einem interessanten Vortrage mitgetheilt hat, und hofft bald eine besondere Schrift darüber erscheinen zu sehen. Nicht nur dem Physiker und dem Arzte und Techniker kommt diese Erfindung sehr zu statten und hilft einem wesentlichen Bedürfnisse ab. — Diese Erfindung ist bereits sehr ehrenvoll in mehreren englischen und französischen Journalen besprochen.

Der in Hamburg verstorbene englische Generalconsul Mellisch war ein genauer Freund von Schiller und Goethe. Es war interessant, ein Manuscript der deutschen Gedichte des Britten zu sehen, welche beide Meister eigenhändig corrigirt hatten. — Dem Sohne des Engländers sandte Goethe im Jahre 1815 »Hermann und Dorothea« mit den Worten: Seinem lieben Pathen Wolfgang von Mellisch, dem der Vater der beste Dolmetsch dieses Gedichtes seyn kann, treumeinend

Goethe.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 36. Donnerstag, 6. December. 1838.

Blicke
auf die neueste Literatur des Humors.

Von Dr. Adolf Stahr.

I.

Immermanns Münchhausen.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Also der Münchhausen selbst, was erzählt er?

Allein hier ergiebt sich die Schwierigkeit, wie es anzufangen, von so wunderlichen Arabesken des Witzes unsern Lesern eine genügende Anschauung zu geben. Hier wo eben die Form in ihrem ganzen Umfange Alles, und so mit dem Inhalte verwachsen ist, daß diesen ohne jene geben zu wollen, ein aberwitziges Unterfangen wird. Selbst dem gewandtesten mündlichen Darsteller dürfte es unmöglich seyn, ohne die Schlagkraft dieser electrischen Blitze zu brechen, und die Spitze dieser scharftreffenden Pfeile zu stumpfen, irgend etwas aus dem Münchhausen einem geselligen Kreise zu reproduciren. Dies zur Entschuldigung, wenn wir, statt alles Hin- und Herredens über dies Buch, dasselbe lieber selbst sprechen lassen.

In der Einleitung des dreizehnten Kapitels, in welchem der Freiherr von Münchhausen die Geschichte von sechs

verſtrickten kurheſſiſchen Zöpfen, als Einführung zu der Lebensgeſchichte des großen Friſeurs und dramatiſchen Dichters Iſidorus Hirſewenzel, zum Beſten giebt, ſehen wir den hochſeligen Kurfürſten Wilhelm von Heſſen, in die Hallen ſeiner Väter zurückgekehrt, ſich in einer engeren Soirée mit ſeinem Geheimerath Vellejus Paterculus über die Mittel unterhalten, »deutſche Treue und Redlichkeit, ſowie Zucht und Sitte,« in der durch ſeinen »Verwalter« Jerome ganz verliederlichten Land- und Reſidenzſtadt wieder zu retabliren, und auf Mittel und Wege zu ſinnen, auch den abgeſchafften Hauptſchmuck der guten alten Zeit, vulgo Zopf genannt, wieder einzuführen. Dann wird die Soirée entlaſſen und es heißt weiter:

»Nur der Baron von Rothſchild verblieb noch bei dem Fürſten. Er war nach Kaſſel gekommen, um mit ſeinem erlauchten Geſchäftsfreunde Abrechnung zu halten, und hatte jetzt zu vernehmen, daß der Kurfürſt die in des Barons Händen beruhenden Fonds ihm nicht länger zu ſieben Procent laſſen könne, ſondern auf dem achten fortan beſtehen müſſe.«

»Der Baron von Rothſchild war durch dieſe Nachricht und Eröffnung im Tiefſten erſchüttert. Er ſchwor bei dem Gotte Abrahams, Iſaaks und Jakobs, daß ihn eine ſolche Maßregel in das Verderben ſtürze; da aber ſein hoher Gläubiger feſt darauf beſtand, und ihn für den Fall des Weigerns mit der Kündigung bedrohte, ſo gab der Baron endlich mit blutendem Herzen nach, und erwog zu ſeinem Troſte im Stillen, daß in ſeiner Bank das Pfund mit zwanzig Procent wuchere, ihm ſonach allerdings zwölf noch übrig verblieben.«

»Der Fürſt hatte bei der ganzen Verhandlung ſeine Haltung unerſchütterlich bewahrt. Jetzt ſtieß er das Fenſter auf, ſah in die ſternenhelle Nacht und ſagte: »›wenn Ich conſiderire, daß Ich wieder hier im Palais bin, und welche Intereſſen Mir die engliſchen Gelder, die Ich dazumal für das amerikaniſche Corps erhielt, in ſeinen Händen getra-

gen haben, Rothschild, so muß ich sprechen: der alte Gott lebet noch und läſſet nicht zu Schanden werden.««

»Der Baron erwiederte etwas verſtimmt: »»Warum ſoll nicht leben der alte Gott, da noch leben Eure Hoheit? Wie kann man werden zu Schanden mit acht Procent?««

Und ſo ſehen wir denn den révénant Münchhauſen mit dem Kaleidoscop ſeiner Erzählungen eben ſo gut die höchſten und allerhöchſten Perſonalitäten, als die Sumpfgewächſe der Görres'ſchen Wundermyſtik, die dramatiſchen »Zuſtände« von Sand-Jeruſalem, die verſtorbene Converſationsromantik, die Thaten und Fahrten der modernen Bewegungsliteraturmänner, die Stuttgarter Kritik und ihren Zoilus, u. ſ. w. u. ſ. w., vor den Augen ſeiner drei Zuhörer, des alten Barons und ſeiner Tochter, ſowie des Schulmeiſters Ageſilaus, durcheinanderwirbeln und würfeln, und wollen den geneigten Leſern nur noch ein komiſches Sternbild erſter Größe vor die Augen halten, in welchem wir ein Stückchen von Karl Gutzkow ſehen: In der »Correſpondenz des Herausgebers mit ſeinem Buchbinder« (Brief 1. S. 86) beklagt ſich der erſtere über den letzteren, daß er auf den Titel des Buchs: Zur Philoſophie der Geſchichte. von Karl Gutzkow, ſtatt dieſes richtigen, durch Auslaſſung des Punktums hinter »Geſchichte« den verkehrten: Zur Philoſophie der Geſichichte von Karl Gutzkow geſetzt, gleich als ob dies Buch eine innere Geſchichte des Autors enthalte, ungeachtet derſelbe doch darin von den todten Kräften und den natürlichen Vorausſetzungen in der Geſchichte, von abſtracten und konkreten Menſchen, von Mann und Weib, von der Leidenſchaft, vom Staate, von Krieg und Frieden, von den Uebergangszeiten, von Revolutionen, und endlich von Gott in der Geſchichte handle. Darauf erwiedert der edle Ritter vom Falzbein, höchlich beleidigt, wie folgt:

»Ew. Wohlgeboren haben mir ſchmerzliche Vorwürfe gemacht, die ich nicht ſo auf mir ſitzen laſſen kann. Ich bin lange genug im Geſchäft, und weiß was es damit auf ſich hat. Heut zu Tage muß, wenn der Autor ſich verpu-

delt hat, ein ordentlicher Buchbinder ein Bischen auf das Verſtändniß wirken, durch Winke auf den Rückentiteln oder wo ſie ſich ſonſt anbringen laſſen.«

»Die Schriftſteller ſind etwas confuſe geworden. Die jungen Leute leſen und lernen zu wenig, aber Unſereins, dem ſo zu ſagen die ganze Literatur unter das Beſchneidemeſſer kommt, und der alle Nachrichten »für den Buchbinder« rechts und links durchſtudieren muß, deshalb aber genöthigt iſt, noch rechts und links an den Nachrichten ſich umzuſchauen, o! der gewinnt ganz andere Ueberſichten. Da muß man denn helfen ſo gut man kann, und oft läßt ſich der rechte Geſichtspunct für ein Buch feſtſtellen blos dadurch, daß man einen Punkt oder ein Comma wegläßt, oder zuletzt, wie denn gerade die Sachen ſich verhalten.«

»Bei dem Buche von Karl Gutzkow that es die Weglaſſung des Puncts hinter »»Geſchichte.«« Ew. Wohlgeboren! Ich habe Spittler eingebunden, und Schlözer, und Herders Ideen zur Geſchichte der Menſchheit ſind mir wenigſtens hundertmal unterm Falzbein geweſen, und jetzt binde ich Ranke viel ein — ich ſage Ihnen, die Männer ſchrieben ſo ſchöne, dicke Bücher und ſo viele Noten und Citate ſtehen in den Büchern, daß man ſieht, wie die Verfaſſer ſichs haben ſauer werden laſſen mit der Philoſophie und der Geſchichte — ich ſage Ihnen, es iſt rein unmöglich, daß man auf 305 Seiten, wie Karl Gutzkow gethan, den Gott und die Revolutionen und den Teufel und ſeine Großmutter in der Geſchichte abhandeln kann. Aber das iſt auch gar nicht ſeine Abſicht geweſen, wie ſich aus dem Vorworte ergiebt, welches ich leſen mußte, weil ich einen Carton einzulegen hatte. Denn darin ſagt der Autor: er habe keine anderen Quellen zur »»Philoſophie der Geſchichte«« benutzen können, als höchſtens einige an die Wand gekritzelte Verwünſchungen der Langeweile, oder einige in die Fenſter eingeſchnittene Wahlſprüche zahlloſer unbekannter Namen. Wenn er nun das Buch, welches er vermuthlich auch nur ſchrieb, um ſich die Langeweile zu vertreiben, dennoch herausgab, ſo konnte das nur in der einzigen Abſicht

geſchehen, Memoiren über ſeine ſchlechten und mangelhaften Studien zu liefern, und der Titel, wie ich ihn mit goldnen Lettern ſetzte, iſt richtig: »»Zur Philoſophie der Geſchichte von Karl Gutzkow.««

Soweit der philoſophirende Buchbinder.

Und was hat Gutzkow darauf gethan? Er hat etwas gethan, was die wenigſten Deutſchen zu thun im Stande ſind, er hat Spaß verſtanden, und ſich mit ehrenwerther Offenheit über das Treffliche und Treffende des Münchhauſen öffentlich ausgeſprochen. Denn er weiß zu gut, daß die Pritſche Münchhauſens nicht den ganzen Gutzkow trifft, noch treffen will.

Aber werden Alle ſo handeln? ich zweifle. Wenigſtens wäre dann das goldne Zeitalter der Literatur nahe. Auch iſt es kaum zu wünſchen. Aber mögen ſie nun den Kampf mit ehrlichen, d. h. mit gleichen Waffen führen, das würde ein Gewinn ſeyn. An Stoff kann es nicht fehlen; denn auch Achill, der göttergleiche Held, war wenigſtens an der Ferſe verwundbar. — Ob ihnen aber Immermann etwa im zweiten Theile zuvorkommt mit friſcher Selbſtverſpottung? Es wäre prächtig genug; aber nach den Aſpecten des erſten Theils zu ſchließen, möcht' ich es ebenfalls bezweifeln. Jedenfalls aber würde dadurch das Schrillend-Grelle mancher Farben einen mildernden Ton und die Ironie und witzige Perſiflage einen Zuſatz gemüthlichen Humors erhalten, der jetzt ſammt allem, was ächte Liebe und Schönheit iſt, nur in dem ſtillen friedlichen Seitenſtübchen des großen Salons, im »wilden Jäger,« zu finden iſt, der die zweite Abtheilung des Münchhauſen bildet, und aus dem das duftige friſche Wald-Mährchen, die »blonde Lisbeth,« Vielen unſerer Leſer wohl noch im beſten Angedenken iſt.

Und endlich die ſchmetternden Keulenſchläge, die vernichtend auf das Haupt des Ehren-Iſidorus fallen — hätten ſie nicht etwas milder ſeyn können? Ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten, ihr Friedensprediger von der breiten Heerſtraße des juſt-milieu, gebt Euch zufrieden. Er

ſtirbt nicht davon. Denn gleich dem Könige Mithridat iſt ſeines Gleichen ſelbſt gegen Gift abgehärtet. Und dieſer poetiſche Napoleon der Mediocrität hat eine große Armee, die ihn nicht ſinken läßt, weil ſie nie ausſtirbt.

Philiſters Winterlieder*).

Von August Schnezler.

1.

Hinterm warmen Ofen ſitzen,
Wenn es draußen ſtürmt und ſchneit,
In der Nachtmütz', in dem Schlafrock,
Iſt die größte Seligkeit.

Würden doch mit ihrem Frühling
Die Poeten ausgelacht!
O was haben Nachtigallen
Mich ſchon Langeweil' gemacht.

Oftmals, wenn ich ging ſpazieren
In dem warmen Sonnenſchein,
Kam ich ganz in der Zerſtreuung
In den kühlen Wald hinein.

Bei dem Nachtigallenjammer
Fielen mir die Augen zu,
Und anſtatt im warmen Lehnſtuhl
Legt' ich mich ins Gras zur Ruh';

Aber ach! als ich erwachte
Hatt' ich Schnupfen und Catharr,
Und der Kuckuk hol' den Frühling,
Wenn er meint, ich ſey ſein Narr.

*) Mitgetheilt der Redaction vom Hrn. Doctor Ignaz Hub.

2.

O was ſind doch manche Dichter
Gar ſo närriſche Geſellen!
Ewig aus des Waldes Quellen
Schöpfen ſie mit ihrem Trichter.

Bei dem grimmſten Wetter laufen
Sie durch Wälder wie beſeſſen.
Denn ſie haben nichts zu freſſen,
Denn ſie haben nichts zu ſaufen.

Und dann reimen ſie und träumen
Sie von lauter Frühlingslicht,
Doch vor lauter Buſch und Bäumen,
Sieht man leider kein Gedicht.

3.

Dieſe armen Waldesſänger
Haben doch kein Holz zum Feuern,
In der kalten Stube träumen
Winters ſie von Abentheuern.

O ihr Dichter, Philoſophen,
In der Waldesfantaſie,
Hinter meinem warmen Ofen
Lach' ich eurer Poeſie.

4.

Euch begeiſtern Maienkäfer,
Nachtigallen, Schmetterlinge,
Freilich, einem Siebenſchläfer
Träumen ſonderbare Dinge.

Eure ländlichen Gedichte,
Eure Roſen-Nachtigallen,
Machen bald mit Bleigewichte
Meine Augenlieder fallen.

5.

Von den lieblichen Kamänen
Träumt ſich's herrlich am Kamin,
Blinzend laß ich nun die Schönen
Meinem Blick vorüberziehn.

Und ich danke Gott noch heute
Daß ich kein Philiſter bin,
Wenn mich gleich gewiſſe Leute
Dafür halten, immerhin!

6.

Hier im warmen Lehnſtuhl ſitz' ich
Wie der König auf dem Throne,
Und der Schlafrock iſt mein Purpur,
Und die Nachtmütz' meine Krone.

Einen warmen Freund beſitz' ich
Statt Lakaien und ſtatt Zofen,
Wird er gleich zuweilen hitzig,
Bleibt er doch mein treuer Ofen.

Miscelle.

Es iſt kurios, warum man die Sorte von Gefangenen, welche mit unreifen Revolutionen handelten und an unbeweglichen Thronen rüttelten, die politiſchen, und nicht die unpolitiſchen Gefangenen nennt. Diejenigen, welche aus Klugheit einem Deſpoten gehorchen, und nicht klirren mit ihren Feſſeln, ja ſie ſogar als Gnadenkettlein preiſen, verdienen viel eher den Namen der politiſchen Gefangenen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 37. Donnerstag, 13. December. 1838.

Ein Besuch

bei

Alexander Dumas und bei dem Fürsten Pückler-Muskau.

Es war im August des Jahres 1834, als ich, nach nur neuntägigem Aufenthalte in Paris, dasselbe am folgenden Morgen verlassen mußte. Am ersten Tage hatte mir der Lärm imponirt, an den folgenden die großen Institute aller Art, fortwährend hatte ich mich zwar darnach gesehnt, einige geistige Notabilitäten von Paris kennen zu lernen, allein eine angeborene Scheu vor Zudringlichkeit, vielleicht auch das Bewußtseyn eigener Unbedeutendheit, hatten mich abgehalten, die Bekanntschaft einiger Coryphäen der französischen Literatur zu machen. Aber, um auch von diesen ein Stück Erinnerung nach Oldenburg mitzubringen, überwand ich endlich meine Aengstlichkeit, und fuhr etwa am Morgen um 10 Uhr in der rue bleue № 10. vor ein nur kleines, stilles Haus, welches Alexander Dumas mit einem Bedienten bewohnte.

Der Herr war nicht zu Hause. Sein Domestique, welcher an einen östreichischen langgedienten Husar erinnerte, auch einen Schnurrbart trug, wie manche bairischen Schulmänner vor der letzten Verordnung, hörte wohlgefällig auf mein Begehr mit seinem Gebieter zu reden, dann aber ver-

setzte er mir mit einem mitleidigen Achselzucken: »Mein Herr ist schon ausgegangen, und wird schwerlich vor ein Uhr in der Nacht zu Hause kommen, da Sie nun aber, wie Sie sagen, Paris schon morgen verlassen, so wird Ihnen leider nicht das Glück, seine Bekanntschaft zu machen, wonach alle Fremden von Distinction und Verstand geizen, zu Theil. Uebrigens ist es auch unbarmherzig, meinen Herrn hier zu stören, da wir uns schon seit längerer Zeit mit einer Reise nach Aegypten beschäftigen.«

»Wie,« versetzte ich, »reis't Herr Dumas nach Aegypten?«

»Freilich, vielleicht in wenigen Tagen,« versetzte der Bediente. »Die Damen in Paris lassen meinem Herrn keine Ruhe, sie wollen durchaus Beschreibungen von ihm über Aegypten lesen, und dann, wenn mein Herr einmal sein großes Drama »»Napoleon«« schreibt, ist es da nicht nöthig, daß er Aegypten an Ort und Stelle studirt hat? O, wären wir erst in Aegypten, sähen die Pyramiden erst meinen Herrn, die würden glücklich seyn, seinen Namen zu tragen; ja die Gegend würde sich, um Herrn Alexander Dumas angenehm zu scheinen, verbessern.«

Lächelnd hatte ich dem Redner zugehört. So viel Begeisterung, so viel Poesie hatte ich noch in keiner Bedientenstube gefunden. Wäre der Dumas'sche enragé jung und der Schnurrbart nicht ächt gewesen, ich hätte den Zschokkeschen Creolen oder Kleists Kätchen in ihm zu sehen geglaubt. Ich erbat mir Feder und Papier, um an Herrn Dumas zu schreiben. Der Bediente gab mir das Verlangte. Ich schrieb dem Dichter, daß ich ihn vor seiner Abreise nach Aegypten und vor meiner nach Oldenburg kennen zu lernen wünsche, und endigte mit dem bekannten, oft gebrauchten Satz, daß, wenn ich das Vergnügen entbehren sollte, ihn kennen zu lernen, es mir vorkommen würde, wie Einem, der in Rom gewesen sey, ohne den Pabst gesehen zu haben. Auf den Fall, daß er einige Minuten für mich übrig habe, bat ich ihn, mich dieses, im hôtel des princes, rue Richelieu, bei Herrn Privo, wissen zu lassen. Der Bediente

nahm das Billet und verſprach, es ſeinem Herrn zu geben, falls dieſer noch heute zu Hauſe käme.

Ich ließ nun meinen Cabrioletkutſcher nach dem Hôtel Danube fahren, woſelbſt der große Verſtorbene reſidirte. Der Fürſt empfing mich mit großer Artigkeit, und bot mir ſehr gütig an, falls ich meinen Aufenthalt in Paris verlängern wolle, mich in die ihm bekannten Zirkel einzuführen. Damals gedachte Herr Semilaſſo noch nicht an das heiße Afrika, wohl aber an einen Beſuch in Nordamerika, welchen früher zu unternehmen ihn dermalen ſein bekanntes Piſtolenduell abhielt. Er erzählte mir die Veranlaſſung des Streites, und betheuerte, daß ihm dieſe fatale Geſchichte, welche ihm freilich in ſeiner Jugend, der Abentheuerlichkeit halber, wohl Vergnügen gemacht haben würde, ganz ohne ſeine Schuld auf den Hals gekommen ſey, ſo wie, daß er ſeinen erzürnten Gegner nie habe beleidigen wollen.

Dieſe Aeußerung ergriff mich, und nicht ohne Rührung erbot ich mich, über Achen zu reiſen, woſelbſt ſein Gegner wohnte, um ein Ereigniß zu verhüten, das, um einen Strohhalm Ehre zu erndten, oft einen Strom von Blut und Thränen auf Lebenszeit fordert. Der Fürſt lächelte freundlich und erwiederte ſehr herzlich: »Die Sache iſt zu weit gekommen, ich baue indeſſen auf Ihr gutes Herz und Ihre frommen Wünſche, vielleicht haben Sie Einfluß im Himmel, und dann ſoll es mich freuen, wenn Sie machen können, daß die Sache nicht blutig abläuft.« Dieſe Worte rührten mich, und nicht ohne Seherkraft und Inſpiration verſprach ich dem Fürſten, obgleich ich eine unbedeutende Rolle auf Erden ſpiele, meinen nicht ganz unbedeutenden Einfluß im Himmel für ihn zu verwenden. —

Wir hatten noch nicht unſer Diner beendet, welches ich größtentheils unter Deutſchen bei Priva einnahm, als ein Kellner meinen Namen rief und mir mit einer Art von Ehrfurcht ſagte: daß Herr Alexander Dumas draußen ſey und mich zu ſprechen wünſche. Ich folgte dieſem Rufe, und fand bald in dem bekannten Poeten den artigſten und gefälligſten Franzoſen, den ich unter dieſer artigſten und

gefälligſten Nation kennen gelernt habe. Wir ſchienen bald gegenſeitig zu einander hingezogen, und nur mit der größten Anſtrengung gelang es mir, ſeinen ſtürmiſchen Anforderungen: noch einige Tage in Paris zu verweilen, mich zu entziehen.

»Ich muß noch zum Diner,« bemerkte er, (es war ſchon 7½ Uhr Abends) »und zwar in die kleine Auguſtinerſtraße, jenſeits der Seine; wenn es Ihnen recht iſt, ſo begleiten Sie mich dorthin, damit unſere Bekanntſchaft nicht ſo ſchnell erlöſche, wie ein eben angezündetes Lucifer. Damit wir aber nicht durch das unausſtehliche Geraſſel des Fiackers oder Cabriolets in unſerer Unterhaltung geſtört werden, ſchlage ich Ihnen vor, daß wir den Weg dorthin durch das Palais royale bei den Tuillerien und dem Louvre vorbei, den Quai der Seine entlang, machen.« Bei dieſen Worten hatte mich Dumas unter den Arm gefaßt, und zog den willig Folgenden nach, obgleich meine Füße Ordre vom Geiſte hatten, langſam vorwärts zu ſchreiten, weil ich dieſe intereſſanten Momente möglichſt auszudehnen wünſchte.

Ich fragte Herrn Alexander nach ſeinen Mitſtrebenden, er erzählte mir, daß er mit Victor Hügo ſo gut Freund ſey, wie es zwei Rivale ſeyn könnten, und daß Eugen Sue einen ſolchen Ueberfluß an irdiſchen Gütern und überhaupt an Lebensglückſeligkeit habe, daß er, aus Contrerevolution, ſeine Nachtſtücke ſchreibe. Den Abbé de la Mennais nannte er den Prieſter (notre prêtre) des jungen Frankreichs, und verrieth damals überhaupt noch ſehr wenig Anwartſchaft auf den Orden, welcher ihm ſpäter zu Theil geworden iſt. Obgleich ich ihm mit gutem Gewiſſen wegen mehrerer ſeiner Erzählungen, und namentlich wegen »des Cabrioletkutſchers« im libre cent et un, die ſchmeichelhafteſten Worte ſagen durfte, ſo konnte ich doch nicht umhin, ihm meinen entſchiedenſten Widerwillen über das Gewebe von Unwahrſcheinlichkeiten und Teufeleien, welche in der franzöſiſchen Romanliteratur herrſchen, kund zu geben. Wenn ich jetzt einen franzöſiſchen Roman ſchreiben würde, bemerkte ich, ſo müßte ich, um ihn gefällig zu machen, folgende In-

gredienzen nehmen: einen Veteran Napoleons in dürftigſten Umſtänden, mit einem ſchmutzigen Ordensbändchen im Knopfloche, der nichts kennt, nichts will und nichts träumt, als den Ruhm Frankreichs, aber unter der Regierung der Bourbons ſich faſt dem Hungertode Preis gegeben ſieht. Er hat eine junge Tochter, ſchön wie die Maiensonne, welche an Unſchuld Alles übertrifft, was je geſchaffen iſt. Sie liebt, und wird geliebt von dem Sohn eines alten legitimiſtiſchen Pairs, welcher in der Faubourg St. Germain wohnt, und ſtets bei allen ſeinen Handlungen prüft, ob ſie in Uebereinſtimmung mit dem Eide ſind, welchen er dem Hochſeligen Könige Ludwig XVI., an deſſen Hofe es noch gute Zeiten waren, geleiſtet hat, der aber nie die Verbindung ſeines Sohnes mit der Tochter des Napoleoniſten zugeben würde. Unglücklicherweiſe verführt ein Freidenker, ein roué von vierzig Jahren, der nie Gewiſſensbiſſe, nie Leidenſchaften und nie den Schnupfen hat, das junge Mädchen. Der Napoleoniſt erſchießt ſich am Ende aus Verzweiflung über das entfranzöſirte Volk, der Sohn des Bourboniſten fordert den vierzigjährigen Atheiſten. Auf dem Wahlplatze aber ſagt der Verführer: »Was ſind wir doch für Narren, daß wir herkommen, um uns einander zu tödten? Wir werden nie mehr im Theater die niedlichen Opertänzerinnen beklatſchen oder in dem Rocher de cancale eſſen, wenn wir ſolche dumme Streiche machen; laßt uns das Blutvergießen ſparen und uns raiſonnabel betragen. Wenn Ihr die Dame liebt, bittet um ihre Hand, ich mache den Freiwerber.« Der junge Mann ſagt: »Vous avez raison (Sie haben Recht),« und ſo endet die Geſchichte. Mein größter Tadel, fuhr ich fort, trifft in der franzöſiſchen Literatur den Umſtand, daß ſie den heiligen Character des Weibes entwürdigt. Weiber ſind wie Banknoten, ſie ſteigen und fallen in der öffentlichen Achtung, und die Poeten ſind die Bankiers.

Dumas ſchien ſich an meiner Philippica zu ergötzen, und ſchenkte mir gleichfalls zuweilen ein »Vous avez raiſon.« Am Ende meiner Rede aber meinte er: Die Deutſchen ſind ſich doch Alle gleich, ſie haben faſt Alle etwas

von Schiller. Sie wollen in allen ihren Sachen eine moralische Tendenz haben.

Unser Gang war bald beendet. Der Dichter drückte mir beim Scheiden freundlich die Hand und verabredete eine Correspondenz mit mir, worin er mich aufforderte, ihm deutsch mit lateinischen Lettern zu schreiben, da seine Schwester, welche der deutschen Sprache mächtig sey, ihm dann meine Briefe dollmetschen würde. —

Ich muß noch eines drolligen Umstandes bei diesem Zusammentreffen erwähnen. In dem Augenblicke, da wir den pont neuf betraten, erzählte ich Dumas von der Bekanntschaft des Fürsten Pückler-Muskau und von seinem projectirten Zweikampf, der ihn sehr zu interessiren schien. Wir waren just vor die Bildsäule Heinrichs des Vierten gekommen, als Dumas einen Herrn, der in einem Cabriolet saß, anrief und ihm einige Worte zuraunte, die dieser nur unwillig zurück zu geben schien. — Der Mann ist mein Verleger, bemerkte der sichtlich aufgeregte Dumas nachher, indem er einige Worte murmelnd hinzu setzte, die mir entgingen. — —

Vierzehn Tage später las ich in Baden-Baden in einer französischen Zeitung:

»Der Fürst Pückler-Muskau hat sich mit einem preußischen Obersten, Alexander Dumas mit seinem Verleger geschossen. Bei beiden Duellen ist aber keiner verwundet.«

I.

Der Buch-Autor und der Journal-Artikel-Autor.

Der Autor eines Buchs ist chez-lui, das heißt zu Hause, er hat seine volle Bequemlichkeit; er geht umher in Hemdsärmeln, in Pantoffeln, ohne Hals-Cravatte — für den Autor eines Journal-Artikels ist das Gesetz gemacht: »Nur anständig costümirten Masken ist der Zutritt gestattet.« — Der Autor eines Journal-Artikels fühlt lebhaft, daß er noch einen Höheren, ich meine nicht den lieben Herrgott, sondern

den Redacteur des Blattes über ſich hat: — Der Autor eines Buchs iſt ſein eigner Dalai-Lama. — Der Autor eines Buchs iſt Colone und Gärtner zugleich; der Autor eines Journal-Artikels iſt blos Colone: er hört nicht ſelten die Gartenſcheere des Gärtners über ſeinem Kopfe und ſich um die Ohren ſchwirren. — Der Autor eines Journal-Artikels iſt ein ächtes Iſis-Bild: das Publikum mag ſich den Kopf zerbrechen, wer unter dem Schleier ſteckt. Der Autor eines Buchs iſt ein Soldat, der mit geſchultertem Gewehre vor ſeinem eigenen Hauſe ſteht. — Der Autor eines Buchs iſt Wirth, (oftmals freilich nur ſein eigener); der Autor eines Journal-Artikels iſt Gaſt, der nicht ſelten warten muß, bis der Trompeter aus der Kunſtreiter-Bude tritt und ruft: »Spatzieren Sie herein, mein Herr!«

II.

Die ächte und gekrönte Demuth.

Das rührendſte Bild ächter, reiner Demuth iſt gewiß der werdende Autor. Jedes Geſchöpf Gottes wagt doch wenigſtens bald nach ſeiner Geburt den Mund, oder den Rachen, oder den Schnabel aufzuthun und mit einzuſtimmen in den Chor der Weſen: der werdende Autor öffnet den Schnabel auch wohl und zwitſchert ein zartes Liebes- oder Leideslied, aber ſo lange nicht einmal ein ermunternder, kouragemachender Biſſen in ſeinen Schnabel gefallen iſt, läßt er nur aphoriſtiſche Töne hören. Den tiefſten, einen grundloſen d. h. unergründlichen und unüberwindlichen Reſpect hat er aber vor dem Buchhändler, von dem er wünſchte, daß er ſein zweiter Vater, ſein Vater im Geiſte, ſein Pathe für die Waſſer- und Feuertaufe, ſein Beiſtänder bei ſeiner Hochzeit mit dem Publikum werden möge: er ſieht ihn blos an, wie Petrus den Herrn anſah, er ſchwirrt um ſein Comtoir wie ein Sperling um ein Kornmagazin, er girrt am Gitter ſeines Fenſters, wie Klopſtock vor Gleim's Fenſter — aber er hat nicht die Kourage wie ein junger Tyroler Bua hin-

einzusteigen zu seinem Mabel und zu sagen: »da hast du mich!« — Und warum nicht? Er fühlt den Abstand zwischen dem Hohen und dem Niedrigen; das aber ist gerade zufolge der Eberhard'schen Definition die ächte Demuth! Aus reiner, ächter Demuth also schweigt er lieber, und wendet sich an einen ehrenwerthen Gönner, der im besagten Comtoir schon Bekanntschaft hat. Der nimmt dann den blassen, erwartungsvollen Sohn Isai's an der Hand, stellt ihn vor, führt ihn ein, empfiehlt ihn. Gelt! die Empfehlung zieht: man erhält ein Manuscript, aus dem Manuscripte wird ein Buch, aus dem Buche eine zweite Auflage, aus der zweiten Auflage ein allgemeines Furore, aus dem allgemeinen Furore ein großer, ewiger, nationaler Name!

Das ist die Krone der Demuth!

Wahrhaftig, der werdende Autor ist gemeint, wenn der Dichter sagt:

Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann kein Athem bezwingen;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn 'ne mächtige Firma sich zu mir gesellt,
Erwachs ich zum furchtbaren Gebieter der Welt. —

Emile d'Estrées.

Ebbe und Fluth.

Der Professor Walch in Heidelberg war ein sehr gelehrter Jurist, aber von einer fabelhaften Unbekanntschaft mit der Welt. Als er einst den großen Pulsschlag der Erde, die Ebbe und Fluth, durchaus nicht begreifen konnte, versuchte ein norddeutscher Student ihm diese Naturerscheinung durch eine juristische Formel zu erklären. »Es ist mit der Ebbe »und Fluth, mein verehrtester Herr Professor, wie mit Sempronius und Cajus. Wenn Sempronius kommt, so geht »Cajus, und wenn Cajus kommt, so geht Sempronius.« Ach, nun verstehe ich Sie, rief der, auf seinem Wege belehrte, Jurist. —

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Erster Jahrgang.

№ 38. Donnerstag, 20. December. 1838.

Der Friseur *).

Das Rad meines Wagens war gerade vor dem Posthause gebrochen, und zwang mich, wenigstens eine Stunde zu warten, bis ich Relaispferde vorlegen lassen konnte. Ich folgte dem dicken Posthalter, der mich in die Gaststube führte. Obgleich ich nicht läugnen kann, daß in der Menschen Nähe Hören und Sprechen mir Bedürfniß ist, so bleibt es doch gegen mein Princip, in Norddeutschland den Wirthen einige gelernte Redensarten abzupressen; willig folgte ich daher lebhaften Tönen, die aus der Postillionsstube in meine Ohren drangen. Ich trat hinein, und erblickte mehrere Bauern, welche mit offenem Auge und Munde einem Manne zuhorchten, der mit freundlicher Miene über die Landwirthschaft mit ihnen sprach, nach meiner Meinung ein sehr glückliches Urtheil zu Tage förderte, und dabei aus seiner vollen Börse die dürstenden Bauern bewirthetete. Er war mit einem grauen Ueberrocke und einem Beinkleide von gleicher Farbe, fast wie ein entsprungener Züchtling, angethan. Kein Haar zierte den vielen Verstand verkündenden Schä-

*) Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer seinen früheren humoristischen Arbeiten ein Plätzchen anzuweisen. Er macht hiemit von dieser Vergünstigung und zwar, für dieses Vierteljahr, in der zwölften Nummer mit freundlichem Dank Gebrauch.

del, sondern eine große Perücke, die der Fremde bei meinem Eintritt wie eine gewöhnliche Kopfbedeckung abnahm, küßte, und dann wieder aufsetzte.

Die Rede des Fremden war kaum verstummt, als die Bauern sich, wie in der Oper: »Der Dorfbarbier,« um rasirt zu werden, der Reihe nach hinsetzten, und lachend ausriefen: »Jetzt müssen wir Haar lassen.« „»Darum bitte ich sehr,« rief der Alte, holte sich eine Scheere von der Wirthin, und fing jetzt an, die Haare der Bauern mit großem Eifer ihren runden Köpfen zu entfremden. Ich bemerkte bald, daß der Haarschneider kein Mann von Profession sey, und während ich verlegen, und in das größte Erstaunen versetzt, ein englisches Nationallied zu singen anfing, das der Fremde beim Refrain im reinsten Dialekt begleitete, gerieth ich auf den Gedanken, daß derselbe ein englischer Lord sey, den die Heideluft noch nicht von seinem Spleen kurirt habe.

Der Haarkünstler hatte seine Geschäfte beendigt, als er aus der Thüre ging, um von der Wirthin die Scheere zu erhandeln. Ich benutzte diesen Augenblick, um den einzigsten der geschornen Bauern, welcher seinen ungleich beraubten Kopf im Spiegel kopfschüttelnd ansah, nach der fremden Person zu fragen. »Wenn Sie den Narren nicht kennen,« versetzte jener halb weinerlich, »so wissen wir Beide nicht, wer er ist. Seit etwa zwei Stunden hier, hat er mit uns wie der Pastor und Landrichter geredet, und dabei versprochen, daß er unsere ganze Zeche bezahlen würde, wenn wir uns nachher von ihm die Haare schneiden lassen wollten; er sey Perückenmacher, und übe sich gerne in seiner Kunst. Ich gab den Andern nach, und sehe jetzt aus wie ein Schaf, das durch den Zaun gekrochen ist! Wie wird meine Lise zürnen, wenn ich zu Hause komme.«

So lächerlich mir der Haarkünstler auch war, so erregte er doch in mir den Wunsch, ihn näher kennen zu lernen, als derselbe wieder eintrat, und mich mit den Worten anredete: »Ich vernehme so eben, daß Sie nach B. zu reisen gedenken; da der Posthalter aber nur zwei Relaispferde vor-

räthig hat, so ersuche ich Sie, sich der von mir bestellten zu bedienen, wogegen ich um freundliche Aufnahme in Ihrem Wagen bitte, dessen Rad so eben reparirt ist.«

Da der miteingetretene Postmeister die Anfuhr bestätigte, so nahm ich das Anerbieten unter der Bedingung an, daß wir gemeinschaftlich das Postgeld bezahlten.

Freundlich sah mich der Fremde an, fuhr dann mit einem scheuen Blicke fort: »Sie sind doch kein Schriftsteller?« Als ich diese Frage weder bejahte noch verneinte, blickte er sehnsüchtig auf meinen Kopf. »In diesem Falle,« sagte er bittend, »ersuche ich Sie um eine Locke Ihres Haupthaars.«

Ich betrachtete ihn noch mit tiefem Mitleid, als er mit lächelnder Miene mich ansah und fortfuhr: »Sie halten mich am Ende für wahnsinnig? Ich gestehe, meine Leidenschaft für Haare ist eine halbe Verrücktheit; allein Sie werden im Laufe unserer Reise meine Geschichte hören und meine Neigung begreiflich finden.«

Wir forderten nun unsere Rechnung. Singend bestieg er den Wagen mit mir, unser Gespräch fiel auf mancherlei Gegenstände, und mein Reisegefährte entwickelte, besonders in fremden Sprachen, viele und gründliche Kenntnisse. Sein ruhiges Urtheil, in das noch kein Haar gefallen war, spannte meine Neugierde noch mehr. Ich schwieg, mehr aber aus Delikatesse, um keine zarte Saite zu berühren.

Als wir die Hälfte der Station erreicht hatten, erklärte der Postillion, daß er die im Sandwege ermüdeten Pferde füttern müsse. Wir hatten eingewilligt, der Fremde war gleichfalls abgestiegen, ich hatte dem einladenden Wirth gedankt, und war im Wagen sitzen geblieben. Nach einigen Minuten aber trieb mich das Verlangen, eine Pfeife anzuzünden, in die Gaststube, wo ich, zu meinem nicht geringen Erstaunen, das Haupthaar des Wirthes wieder unter seiner eilenden Scheere fallen sah. Der lächelnde Wirth beruhigte sein unzufriedenes Weib mit der Zurechtweisung, daß er ja hinlänglich für die Procedur belohnt sey, und zeigte ihr

mehrere Silberlinge, womit der Fremde dieſe Operation im Voraus erkauft hatte.

Nach dieſem Rückfalle des Friſirens beſtiegen wir wieder den Wagen. Nicht länger vermogte ich meine Neugierde zu bekämpfen. Der wunderliche Fremde willfahrtete mir auch ſofort, und fing folgende Erzählung an.

»Ich heiße Ludwig M.... Schon in meiner zarten Jugend verlor ich meine beiden nicht wohlhabenden Aeltern, und wurde einem Oheim, der mein Vormund und Schullehrer auf einem kleinen Dorfe war, übergeben.«

»Mein jugendlicher Muthwille veranlaßte mich, meinem ſtrengen Lehrer, der mich durchaus wider meinen Willen zu dem ſchon damals in Verfall gekommenen Friſeurſtande beſtimmt hatte, mittelſt eines Hakens und eines Fadens die Perücke in die Höhe zu ſchnellen. Ich wurde als Thäter ertappt und vier Wochen in ein finſteres Gemach geſperrt. Am erſten Tage meiner Freiheit begab ich mich auf das Eis, woſelbſt ich das Glück hatte, mit Gefahr meines Lebens ein Kind, welches eingebrochen war, bei den Haaren aus den erſtarrten Fluthen zu ziehen. Die Freude meines Pflegevaters über dieſe That, und eine von der Regierung mir zuerkannte Belohnung, machten die Geſchichte mit der Perücke wieder gut. Ich erhielt jetzt die Erlaubniß, den Kaufmannsſtand nach meiner Neigung zu wählen, und begab mich in die Reſidenz, woſelbſt ich bei einem Krämer in die Lehre kam.«

»Die Schönheit meines Haupthaars erregte allgemeines Aufſehen. Die Geliebte des Fürſten hatte es kaum bemerkt, als ſie mir einige Piſtolen für daſſelbe bieten ließ. Ich verkaufte es willig, nahm ein Viertelloos in der Lotterie dafür, und hatte das Glück, während das Haar langſam wieder wuchs, einige tauſend Thaler zu gewinnen.«

»Der Freiheitskrieg begann jetzt. Auch ich focht als Reiter für die gute Sache. Mit einer kleinen, jetzt längſt geheilten Wunde, die ich mir dadurch zugezogen hatte, daß ich, à la Abſolon, in einem Baume bei den Haaren hängen geblieben war, kehrte ich in meine Heimath zurück.«

»Ich dachte jetzt ernſtlich daran, mein häusliches Glück zu gründen. In jener begeiſterten Zeit fand ich bald ein deutſches Mädchen, welches mein Herz nicht verſchmähte. Meine Braut war ganz von dem Andenken an Körner begeiſtert, ſie ſang ſtets ſeine Lieder, und als ich ihr erzählte, daß einer meiner bleſſirten Cameraden eine Locke jenes Helden beſitze, die er dem Todten abgeſchnitten, bat ſie mich, ihr dieſe zu verſchaffen. Ihr Anliegen wurde täglich ungeſtümer. Ungern gab ich ihr endlich nach, und lag meinem ſterbenden Cameraden an, der ſtündlich die Locke ſeines vorangegangenen Waffenbruders zu ſehen begehrte, dieſelbe mit mir zu theilen. Er aber verſprach ſie mir nur auf den Fall ſeines Todes. Dieſe Nachricht brachte ich meinem Mädchen. In der folgenden Nacht wachte ich allein bei dem Kranken. Mehrere Male hatte ich ihm den Pult öffnen und ihm ſein Schiboleth zeigen müſſen. Gegen Mitternacht entſchlief er plötzlich in meinen Armen. Ich zeigte ſeinen Tod dem Arzte an, nahm die mir geſchenkte Locke mit, und voll Freuden, meiner Braut das Begehrte bringen zu können, eilte ich zu Hauſe.«

»Ich war kaum eine Stunde zu Bette geweſen, als mich die Gerichtsdiener weckten. Man durchſuchte meine Kleider, und ich erfuhr zu meinem Schrecken, daß ich, anſtatt der Locke, eine engliſche Banknote von hohem Werth, die in ein ähnliches Papier, wie das Haar, gewickelt geweſen war, mitgenommen hatte. Das Gericht erkannte die Specialinquiſition gegen mich. Ich wurde zwar, als des Verbrechens nicht überwieſen, frei gelaſſen, allein die Aeltern meiner weinenden Braut verſagten mir jeden fernern Umgang und Verbindung mit ihr.«

»Traurig verließ ich meine Vaterſtadt, eilte nach H., wo ich mir bald ein bedeutendes Vermögen erwarb. Ich könnte noch viel von dem Unglück erzählen, das mir die Haare ſelbſt in bildlicher Hinſicht brachten. Ein Friſeur beſtahl mich. Auf meiner Reiſe nach Oſtfriesland führte mich mein Unſtern durch Oldenburg, wo ich vor dem Haarenthore umwarf. Ein falſcher Bart, den ich auf einer

Maskerade trug, zog mir eine böſe Hautkrankheit zu, und eine falſche Locke, die bei Licht nicht röthlich ſchien, hatte die unangenehme Folge, daß ich eine Wette auf ihre Aechtheit gegen einen Kaufmann verlor.«

»Ich komme auf mein letztes Unglück, das mich betroffen hat. Ein engliſches Haus, mit dem ich in Verbindung ſtand, beauftragte mich, eine große Quantität Pferdehaare von Petersburg zu verſchreiben. Ich verlor durch den Auftrag des ſpäter fallirenden Hauſes faſt mein ganzes Vermögen.«

»Jetzt erkannte ich, daß ich meine Beſtimmung verfehlt habe, und als Haarkünſtler mein Glück zu machen beſtimmt ſey. Ich intendire nunmehr das Haarſchneiden zu lernen, um dann als Freiwilliger von Ort zu Ort zu ziehen, jeden berühmten Kopf umſonſt zu beſchneiden und nach einigen Jahren die Locken zu hohen Preiſen zu verkaufen. Haben die Leute nicht einen Gulden für ein Haupthaar des unglücklichen hingerichteten Sand bezahlt? Ich werde die Haare erſt dann verkaufen, wenn ſie, die großen Geiſter, die mir das Haarabſchneiden jedes Mal beglaubigen ſollen, in ihre Heimath zurückgekehrt ſind. Glauben Sie nicht, daß die Speculation gerathen ſeyn wird? Haben nicht in M. hyſteriſche Frauen Jean Pauls Mops die Haare abgeſchnitten, um ein indirectes Souvenir von ihm zu erhalten?«

Staunend ſah ich den Fragenden an, als einige Reiter unſern Wagen erreichten. »Guten Tag, lieber Herr M....,« rief ein ältlicher Mann freundlich meinem Reiſegefährten zu. »Wie konnten Sie uns ſo höflich verlaſſen?«

Mein Begleiter blickte ſtill nieder: »Das ſind Friſeure!« rief er aus: »ihr Brodneid verfolgt mich.« Schweigend fuhren wir vor die nächſte Station, woſelbſt ich in dem ältern Reiter alsbald den Irrenarzt meines unglücklichen, wahnſinnigen Gefährten kennen lernte.

Er erzählte mir, daß von der ganzen abenteuerlichen Geſchichte deſſelben nur die verunglückte Speculation mit den Pferdehaaren wahr ſey, die den ſehr geizigen Unglück-

lichen um einen Theil ſeines Vermögens und um ſeinen ganzen Verſtand gebracht habe.

Was ſagſt Du aber, geliebter Leſer, zu der genialen Haarſchneiderei des Kranken? Die Speculation ſcheint mir keineswegs unvernünftig, und manchem brodloſen Menſchen empfohlen werden zu können. Sie iſt wenigſtens neu, und wird Dir hoffentlich ſchon aus dieſem Grunde nicht mißfallen.

Das falſche Phantaſiren.

Mein verſtorbener Freund, der Doctor G..., war ein vortrefflicher Menſch und ein vorzüglicher Arzt. Er war ein ſcharfſichtiger Kopf und hatte, außer einem herrlichen Blicke, womit ihn Mutter Natur begnadet hatte, auch die ſeltenen Tugenden der Aerzte, gern bei einem gefährlichen Kranken den Blick eines Zunftgenoſſen zu befragen, ſowie die, ſeine Kunſt, welche er leidenſchaftlich liebte, nicht mit Selbſtgenügſamkeit allen andern menſchlichen Forſchungen vorzuziehen. »Wir Aerzte tappen nur zu oft im Finſtern,« meinte er, trotz der Morgendämmerung, die ihn umgab.

»Mir iſt heute ein närriſcher Zufall begegnet,« ſagte er mir eines Tages, »der mein Motto über meine Kunſt beſtätigt. Ihr Freund, der Lieutenant S..., der vor acht Tagen ſchwer verwundet wurde, befand ſich, Gott ſey Dank! ſeit längerer Zeit in der Beſſerung; das Phantaſiren, nach ſtarkem Blutverluſte, hatte aufgehört, was Bedingung ſeiner Heilung war, und nur eine ſtarke Mattigkeit verhinderte ihn, viel zu reden. — Als ich ihn geſtern beſuchte, fand ich ihn leider in bewußtloſem Zuſtande. Er klagte, daß er das Tanzen nicht vertragen könne. Ich bedauerte das Phantaſiren, welches ſich immer wiederholte, und verſchrieb ihm, wiewohl ungern, den Gebrauch von zwölf Blutigeln. Ermattet fand ich ihn heute wieder, und zu meinem Schrecken empfing er mich abermals mit ſeiner geſtrigen Klage, daß er das Tanzen nicht vertragen könne. Wäh-

rend ich traurig nachsann, wie dem Unglücklichen zu helfen sey, dessen Puls so wenig an Phantasiren glauben machte, wurde mir der Star gestochen. Es erscholl die Geige eines Tanzmeisters im Saale über uns, nach einigen Minuten bewegten sich schwerfällige, ungebildete Füße, und beschämt begriff ich die Worte meines Kranken: »Ich kann das Tanzen nicht vertragen.«

Dichter, Recensent, Publikum, Nachwelt.

Jean Paul war im Sommer 1818 in Heidelberg, und ging mit einer Gesellschaft in den Ruinen des Heidelberger Schlosses umher. Plötzlich blieb er gedankenvoll bei einer Blume stehen, die eine Spinne mit ihrem schnell gefertigten Netze umspann. Als die Geschäftige ihre Blumenfinsterniß vollendet hatte, und gleich darauf einige Fliegen fing, rief der große Humorist mir lächelnd zu: »Das ist das leibhaftige Bild des Recensenten.« — Am andern Tage ging ich, über diese geistreiche Bemerkung nachsinnend, allein zu der recensirten Blume Wohnung. Ein Regenstrom hatte das Gewebe getrennt, und die erquickte Rose strahlte schöner als gestern. Freilich war die Spinne ein Recensent, guter Jean Paul: aber der Regen war auch der Strom der Zeit, und der andere Tag bildete die Nachwelt.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, bei den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Geld für das ganze Jahr wird das Journal durch alle Postämter des Herzogthums, so wie durch das Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani a me quod humanum.

Erster Jahrgang.

№ 39. Donnerstag, 27. [illegible]ember. 1838.

Schlußrede.

Durchlauchtigſte, Hochgebietende, Edel und Edelmögende, getreue Leſer!

Es gereicht meinem Herzen zur beſonderen Zufriedenheit, daß ich bei dem Schluß des erſten, nur aus neun Monaten beſtehenden, Jahrganges meiner Blätter, freilich mit einigen unrühmlichen Ausnahmen, noch alle am erſten April erſchienenen Zuhörer, gleichſam zum Zeugniß, daß ſie nicht von mir in den April geſchickt ſind, um meinen Thron verſammelt ſehe, von dem ich in unſerer betrübten Zeit voll Herzenskälte und Mißverſtändniſſe fortwährende Liebe zu Gott und Menſchen, Verachtung irdiſcher Vergänglichkeit und Verehrung vor dem Göttlichen in der Menſchen Bruſt, ohne Bitterkeit proclamirt habe. Trotz der vielen Journale, welche Originalartikel liefern, und der ſündfluthgleichen andern von Duller noch nicht ausgeſchöpften Blätter, welche ihre Früchte eigentlich auf fremden Stämmen reifen laſſen, dann aber, wie die Damen die falſchen Locken, die geſtohlenen Beeren an ihr welkes Laub heften, und ſo, mit dieſer ſchönen Beſcheerung, gewiſſermaßen den Weihnachtsbaum travestiren — gewinnt unſer Blatt täglich mehr Leſer. Die Fortſetzung der Verbindungswege wird indeſſen von uns, ſo wenig wie nach der letzten Rede Seiner Majeſtät des Königs von Hol-

land, von diesen aus den Augen gelassen. Mitarbeiter, wie Immermann, Stahr, Stieffel und Wolff, sind zu einer Quindupelallianz bereits auch für das nächste Jahr wiederum gewonnen, auch sind bereits die nöthigen Schritte gethan, um die Meister Rückert und Uhland für die humoristische orientalische Frage und für den deutschen Eichengesang zu gewinnen.

Ein ablehnendes, wenn gleich für den Herausgeber sehr verbindliches, Schreiben seines Vorbildes Zschokke soll, falls derselbe die desfallsige Bekanntmachung erlaubt, gleichfalls mitgetheilt werden.

Trotz der beträchtlichen Kosten, welche die Errichtung jeder Zeitschrift erlangt, sind doch die Einnahmen gedeckt. Der Herausgeber sieht sich sogar in den Stand gesetzt, dann und wann ein Literaturblatt mit besonderer Beziehung auf die humoristischen neuesten Productionen, das er der Leitung seines geistvollen Mitarbeiters Doctor Stahr anvertrauen wird, unentgeldlich in den Kauf zu geben.

Die Art und Weise, wie die Buchhandlungen die Blätter von Leipzig aus, wohin sie unserer Verlagshandlung präcise alle vierzehn Tage sendet, beziehen, läßt Manches zu wünschen übrig. Ich hoffe indessen, daß auch dieser Uebelstand durch ein angemessenes Strafgesetzbuch für Buchhändler, das sie auf der nächsten Messe unter sich decretiren werden, erledigt werden wird.

Unsere Verhältnisse mit den literarischen Mächten sind die erfreulichsten von der Welt. Bis jetzt ist mir nur Eine ungünstige ungedruckte Stimme eines Einfaltspinsels zu Ohren gekommen, der in unsern harmlosen Aufsätzen über den ehrenwerthen Mäßigkeits-Verein ein Verbrechen der beleidigten Majestät herausbuchstabirt hat. — Männer, wie Gutzkow, Brinkmeier, Lewald, von denen der letzte uns gleichfalls Beiträge versprochen hat, französische und englische Zeitungen, und unter diesen vorzüglich das Londoner Athenäum (Oct. 13, 1838 № 572.), und sogar der Hamburgische unpartheiische Correspondent, die Frankfurter Didaskalia haben die humoristischen Blätter mit Lob be-

kränzt, auch hat das Fürſtl. Schwatzburg-Sondershauſiſche Geheimeraths-collegium, wenn auch bis jetzt ohne allen Erfolg, eine Empfehlung derſelben in die dortige Staatszeitung inſeriren laſſen.

Unter dieſen Auſpicien eröffnen wir am Methuſalemstage, den vierten Januar, unſern zweiten Jahrgang, indem wir von dem Schutzpatrone dieſes Tages eine lange Dauer für unſere Zeitſchrift erbitten wollen. Wir danken unſern Leſern für die Anerkennung deſſen, was unſere Mitarbeiter geleiſtet, und für die Nachſicht, welche ſie dem Herausgeber geſchenkt haben, und bitten um Fortdauer beider Ermunterungsmittel.

Da das Gratuliren am Neujahrstage hier polizeilich verboten iſt, ſo begnügen wir uns mit einigen Wünſchen.

Wir wünſchen unſern Leſern, ſo weit es möglich iſt, Lotteriegewinn, Zulagen, Titel, Erbſchaften aus Amerika ohne Thränen und Proceſſe, wenig Neujahrsrechnungen, Verheirathung ihrer Schweſtern und Töchter, Anſtellung ihrer Söhne als Auditoren, einen glücklichen Handel, beſonders beim Pferdekauf, und wenig Neider. — Mehr aber noch wünſchen wir ihnen die Liebe zu Gott, die ſich zunächſt als Menſchenliebe manifeſtirt. Denn wahrlich! nicht alle werden den Schluß des nächſten Jahres erleben, vielleicht ſelbſt der Herausgeber nicht. Aber Alle wollen wir bedenken, meine Durchlauchtigſte, Hochgebietende, Edel und Edelmögende Leſer! daß ein Herz voll Liebe uns allein in den Stand ſetzt, dem Todesengel in das Geſicht zu lächeln, uns ruhig in das Land tragen zu laſſen, wo ein ewiger Frieden herrſcht, und uns eine Erde nicht mehr beläſtigt, in der man bald Torf bald Sonnenſchirme, bald einen Arzt und bald einen Schneider, und zur etheiternden Lectüre die humoriſtiſchen Blätter braucht.

Bitte an menſchenfreundliche Goldmacher.

Karl Chriſtoph Schmieder, Doctor der Philoſophie und Profeſſor zu Kaſſel, hat im Jahre 1832 eine Geſchichte der Alchemie herausgegeben, in welcher die Reſultate ſeiner Forſchungen am Ende folgendermaßen lauten:

»Es giebt ein chemiſches Präparat, durch welches an»dere Metalle in Gold verwandelt werden können.«

»Es iſt in mancherlei Geſtalten und in verſchiedenem »Grade der Vollkommenheit vorgekommen.«

»Es giebt ein chemiſches Präparat, durch welches an»dere Metalle, auch Gold, in Silber verwandelt werden »können.«

»Die von den Aerzten des Mittelalters gerühmte Heil»kraft jener beiden Produkte iſt in neueren Zeiten zwei»felhaft geworden, indem einige der größten Meiſter von »ihr ſchweigen.«

»Abgeſehen von überwieſenen Betrügern und Verdäch»tigen, ſo haben Andere eine gute Anzahl von Beweiſen »abgelegt, welche zu der Wahrheit der Alchemie nicht län»ger zweifeln laſſen; aber«

»Die allermeiſten Probeſtücke ſind von Perſonen abge»legt worden, welche die Tinkturen von Anderen erhielten, »nicht ſelbſt zu bereiten wußten. Dahin gehören: Kelley, »Güſtenhöver, Dubois, Butler, Sendivoz, Berigard, Hel»mont, Richthauſen, Schweitzer, Delisle, Böttticher, Cajetan, »Aluys, Horter, Reuſſing u. A.«

»Wenn ſchon die neun erſten Kapitel der Geſchichte »manches Beachtenswerthe enthalten, ſo ſind doch die dort »genannten Adepten zweifelhaft, z. B. Arnald von Villa»nova, Raimund Lullus, Flamellus, Baſilius Valentinus, »Bernhard, Ripley und Zacharias. Daſſelbe gilt von man»chen Neueren, als: Monte Snyders, Helbig, Stahl, Price »u. A.«

»Der wahren Adepten hat es wenige gegeben. Nur »fünf ſind uns namentlich bekannt geworden, und die ſind:

»Setonius, Philaletha, Wagnereck, Laskaris »und Sehfeld. Sie folgen chronologisch so auf einander, »daß jedes Jahrhundert nur drei zählt, und auf jedes Men»schenalter nur ein Einziger kommt. Das dürfte auf die »Vermuthung führen, daß Einer von den Anderen gelernt »und Jeder sein Geheimniß nur Einem Nachfolger über»antwortet habe.«

»Nach Sehfeld's Zeit hat man keinen großen Adepten »mehr kennen gelernt; denn Stahl ist gewiß kein solcher, »sondern wahrscheinlich ein untreuer Gehülfe, der mehr ab»stemte, als gut war. Daß die Kunst mit Sehfeld ausge»storben sey, ist schwerlich zu glauben. Nach jener chrono»logischen Progression darf man vielleicht annehmen, daß »nach Sehfeld schon zwei Nachfolger im Besitze waren.«

»Warum diese Nachfolger unbekannt blieben, wird nicht »schwer zu errathen seyn, wenn man sich in ihre Stelle »versetzen will. Sie scheinen davon zurückgekommen zu seyn, »uns von der Wahrheit ihrer Kunst überzeugen zu wollen. »Für Diejenigen, welche sich überzeugen lassen wollen, glau»ben sie genug gethan zu haben, und das mit Recht. Uebri»gens befinden sie sich wohl dabei, wenn niemand an ihr »Daseyn glaubt.«

Wenn es hienach unumstößlich scheint, daß es noch Goldmacher incognito giebt, so ersuche ich den mir unbekannten größten Goldmann, sich um meine alchemistische Erziehung verdient zu machen, und unter dem Versprechen der möglichsten Discretion, so wie der Zusicherung einer Quart oder Terz für meinen verehrungswürdigen Lehrer, und einer herzbrechenden gereimten Grabschrift, wenn einst die Goldtinctur zur Conservation seines Lebens nicht ausreichen sollte, sein Midastalent mir offenbaren zu wollen.

Vorstehende Worte hatten schon lange in meinem Pulte gelegen, ich hatte sie bereits meinen Freunden vorgelesen, als ich heute Morgen beim Erwachen einen Brief vor meinem Bette fand, welcher mit dem Postzeichen »Stuttgart« versehen war und folgende Worte enthielt:

Stuttgart, den 16. December 1818.

Sie beabsichtigen den wahren Adepten um die Mittheilung seines großen Geheimnisses zu bitten, Sie können aber versichert seyn, daß dasselbe Ihnen am Allerwenigsten anvertraut werden wird. Ich bin der einzige Schüler Schefelds, beabsichtige allerdings mein Geheimniß einem Nachfolger zu übertragen, allein ich verlange ganz andere Eigenschaften, als Sie besitzen.

»Wer in meine Fußstapfen treten will, muß seinen »Hauptgenuß im Golde selbst, als z. B. in der Aufstapelung und Zählung desselben finden. Wie die Tugend um »der Tugend willen, muß er das Gold des Goldes halber »lieben. Es kommt ja Alles darauf an, die Wachsamkeit »der Polizei, welche schon so viele Aufmerksamkeit dem falschen Golde widmet, mithin dem ächten Golde noch eifriger »nachspüren würde, zu täuschen. Daher würde sowohl übermäßiger Zinswucher, wie ein auffallender Luxus den Alchemisten leicht in Gefahr bringen. Mehr würde es aber »Ihre Freigebigkeit thun. Sie würden capabel seyn, armen Familienvätern große Summen zu schenken, Künste »und Wissenschaften zu unterstützen, alle Theatre der »Schauspieler zu besuchen, und durch diese unerhörten Handlungen, wohin auch das Auslachen herzloser reicher Geizhälse gehört, nur zu bald den Adepten verrathen.«

»Auch würden Sie bei Ihren Gewissensscrupeln sich »sicherlich gar bei der Specialdirection des Armenwesens »melden und verlangen, daß Ihr Armenbeitrag wegen Ihres Nebenverdienstes erhöht werde. Auch — —«

Ich wurde gestört, mein Barbier trat in die Stube.

Ich enteilte dem Bette und ließ mich rasiren.

Als ich nachher meinen Stuttgarter Brief suchte, war derselbe verschwunden. —

Alles Nachforschen war vergebens, meine Dienstboten aber suchten denselben kopfschüttelnd mit mir, und behaupteten, es sey an dem Morgen kein Postbote in mein Haus gekommen.

Für des Jahres letzte Stunden!

Sag mir, was iſt das, ein Jahr! Ein Jahr iſt eine Schnur von Tagen, von glänzenden und thränenfeuchten, von ſtürmiſchen, verlornen, goldnen, thörichten, kalten, dunklen, wüſten, ernſten, hellen, feierlichen, bangen, langen, kürzeſten und kurzen, guten und beißen. Ein Jahr iſt eine Schnur von Tagen; doch, wo iſt die Schnur, wo ſind die Tage? Ein Jahr iſt nichts. Ein Jahr iſt eine Wolke, die in ſo und ſo viel Tropfen in den Ocean der Zeit fällt; doch wo iſt der Ocean, wo ſind die Tropfen? Ein Jahr iſt nichts. Ein Jahr iſt ein zuſammenbrennender Aſchenhaufen — der Wind zerſtreut den Aſchenhaufen — in der Erinnerung verweht das Jahr.

Und doch, mit jedem durchlebten Jahre erhält das Leben einen vollendetern Inhalt — ein Jahr iſt viel!

Ein Jahr iſt viel! Ich bin immer mehr ernſt als heiter, wenn ein Jahr zu Ende läuft. Ich ſtelle mir vor, wie mancher Jüngling ſagt: In dieſem Jahr wollte ich das dunkle Gewölk zerreißen, das meinen Namen verſchleiert; ich wollte als Phaeton von dem Sonnenwagen hoch herablächeln — aber ich konnte nicht durchs Gewölk. Ich ſtelle mir vor, was ein Artillerie-Lieutenant, der die Kraft in ſich fühlt, unter begünſtigenden Umſtänden ein zweiter Bonaparte zu werden, zu den ewigen Pacificationen ſagt, und in welchen Gefühlen darüber er auf das verfloſſene Jahr zurückſieht. Ich ſtelle mir vor, wie mancher Kaufmann ſpricht: In dieſem Jahre hofft' ich gewiß das cap de bonne espérance zu ſehen; aber ich komme nicht hin. Ich ſtelle mir vor, wie manche Thräne auch von deutſchen Frauen auf ein Laertes-Gewand geweint wird. Ich ſtelle mir vor, wie mancher Uſurpator ſich die Schlafmütze über die Ohren zieht und denkt: »Gottlob, daß du das im verfloſſenen Jahre immer ungeſtört haſt thun dürfen!« Ich ſtelle mir vor, wie manches Mädchen in dieſen letzten Tagen des Jahres das längſt fertige Brauthemd anpaßt, und erröthend wieder in den Schrein legt!

Ja, es iſt mir immer ſtill und ernſt zu Muth, wenn ein Jahr zu Ende läuft; des Jahres letzte Tage ſind mir, wie die letzten Tage des Lebens; oder wie die erſten, wenn ich die Tannenbäume, deren jeder ſein Paradiesgärtlein hat, grünen und ſchimmern ſehe. Ach, der Engel mit dem flammenden Schwerdt — die Zeit — hat euch aus dem Paradieſe — der Jugend — vertrieben und die Hand, die mir

den Baum des Lebens freundlich schmückte — ach, ich kann sie nicht mehr in die meine schließen! Und wenn ich dort am Fenster sitze und schaue in die erleuchteten Zimmer der gegenüberliegenden Häuser, so höre ich wieder und wieder in meiner Brust das Wort: »Hättest du Weib und Kind, so wäre der Baum des Lebens dir noch nicht dürr, so wäre das Paradies dir noch nicht verschlossen!«

Gewiß, ein Mensch hat noch nicht Alles verloren, so lange er noch eine Stelle weiß, wo er zu Haus gehört. Ist nicht dein Haus der Kreis, wo du alle deiner Schmerzen und Freuden Widerhall vernimmst, wo du ganz du bist; wo man dich ganz versteht, wo die Deinen dich dulden, tragen, dir vergeben und dich doch lieb haben! Ist nicht dein Haus der Kreis, wohin dich kein lästiges Ceremoniell verfolgt, nicht das Geschrei der wilden, boshaften, niedrigen Menge, nicht der Späher glühende Blicke; da rast dich nicht der Wink eines Herrn, da bist du frei! Darein ziehst du dich zurück und Jeden schließest du aus. Du hörst da drinnen bei den Deinen die Stürme bloß draußen brausen und toben; da, bei den deinen, überdenkst du den Plan, da gürtest du dich zum Kampf, da feierst du den Sieg.

Doch du, der du nicht hast, was ich eben gepriesen habe, hast du denn nicht ein Herz, das Herz eines Freundes, oder das Herz einer Freundin oder Gattin, oder im schönsten Fall eine die beides ist — hast du nicht ein Herz, das jeden Ton und jede Weise versteht, die du angiebst, ein Herz, für welches deine Küsse Odem Gottes und deine Worte Himmelsstimmen sind; ein Herz, für welches deine Nähe Leben und deine Liebe Alles ist; ein Herz, welches bei viel unerfüllten Wünschen, und nicht erreichten Idealen, und nicht erstürmten Festungen doch reich ist und reich macht durch Liebe!

Und wenn du das reiche Herz nicht mehr an dem deinen schlagen fühlst, wenn es schon unter der schimmernden Leichendecke des Winters und unter dem weißen Sterbetuche des Todes liegt — ach, ich habe das treueste Herz dahin legen müssen im verlaufenden Jahre — so mein' ich, du fühlst in diesem Verluste die Ewigkeit der Liebe, und stimmst mit ein, wenn ich sage: Die Liebe ist stärker als der Tod!

Hannover. Emilie v'Estrées.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER

herausgegeben

von

Theodor von Kobbe.

Königl. Bibliothek Berlin

Mit

Beiträgen

von

C. v. Beaulieu, C. D. v. Buttel, Dr. Franz Dingelstedt, Emile d'Estrées, Goethe, Grabbe, Grevenus, v. Halem, Hebel, Dr. Karl Immermann, A. Kuhlmann, C. Lebrun, Dr. Mayer, Mozart, Dr. Neumann, Fr. Rückert, Dr. Adolf Stahr, August Schnetzler, A. Walchner, Dr. Fr. Wille und Dr. Wedekind.

Zweiter Jahrgang.

Oldenburg, 1840.

Druck und Verlag der Schultzeschen Buchhandlung.

Inhalt.

№		Seite
1.	Eine Sylvesterphantasie. Von Dr. Adolf Stahr.	1
	Für Epileptische.	6
	Miscelle.	8
2.	Eine neue Idee zu einem neuen Lustspiel.	9
	Ein guter ökonomischer Rath.	12
	Reclamation.	13
	Miscellen.	14
3.	Der Christbaum. Von Dr. Adolf Stahr.	17
	Die allgemeine Badezeitung. Von Emile d'Estrées.	17
	Eisa: Papier in neuer Manier.	22
	Miscellen.	23
	Aufforderung.	24
4.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Karl Immermann.	25
	Lotterieangelegenheiten.	30
5.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann. Fortsetzung.	33
	Miscellen. Von Dr. Adolf Stahr.	39
6.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann. Fortsetzung.	41
	Miscellen.	47
	Literarische Anzeige.	48
7.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann. Fortsetzung.	49
	Winterlied.	55
	Miscellen.	55
	Zur Nachricht.	56
8.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann. Schluß.	57
	Sonst und jetzt. Von Neumann.	59
	Die Sprache des Rindviehs, der Gänse und der Enten. Eine Schnurre.	61
	Arbeitsmen.	62
	Miscellen.	63

№		Seite
9.	Art zu reisen in Griechenland. Von Greverus.	65
	Wie der Humor sich in einem Fuder Torf verherrlicht hat.	72
10.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Karl Immermann.	73
	Der Ball. Von Emile d'Estrées.	76
	Eine räthselhafte Novellette.	79
11.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann.	81
	Eine räthselhafte Novellette. Schluß.	86
	Kopf und Herz. Von August Schnetzler.	88
12.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann. Fortsetzung.	89
	Curiosa. Von St.	92
	Selbstgespräch der Statue Guttenbergs in Mainz.	91
	Des Todes Großmama.	95
	Zur Nachricht und zum Verhalten.	95
	Miscellen.	96
	Verbot und Erlaubniß.	96
13.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann. Fortsetzung.	97
	Die Kunstausstellung. Von Emile d'Estrées.	101
	Eine neue fürstliche Amour, die dem Amor ein Garaus macht.	103
	Boas Rath.	104
	Miscelle.	104
	Zur Nachricht	104
14.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann. Fortsetzung.	105
	Für den Dessertteller der humoristischen Blätter. Von St.	110
	Durchlaucht, Erlaucht und noch ein — Laucht.	110
	Miscellen.	111
15.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Immermann. Fortsetzung.	113
	Wie ein lustiger Vogel traurige Vögel in X einschmuggelt.	117
	La garde meurt, mais elle ne se rend pas	118
16.	Bruchstück aus Münchhausen. Von Karl Immermann. Fortsetzung.	121
	Eine holländische Empfehlungskarte.	126
	Miscellen.	127

		Seite
	Bruchstück aus Münchhausen. Von Karl Immermann. Schluß.	129
	Humoristische Schläge.	133
17.	Wilhelm Tell und der Baschkir.	135
	Miscellen.	136
	Poetische Lückenbüßer.	136
	Doktor im Nonnenkloster. Von Dr. Franz Dingelstedt.	137
18.	Der Humorist und der Wanderer. Ein Erlebniß.	113
	Miscellen.	113
	Die Kastellanin. Novelle.	115
19.	Recept, um in der Welt sein Glück zu machen.	151
	Miscellen.	151
20.	Die Kastellanin. Novelle. Beschluß.	153
	Eine alte Thierfabel. Von Friedrich Rückert.	161
21.	Die Bedeutung der jetzigen Zeit und die Hegel'sche Philosophie. Von C. D. v. Buttel.	163
	Goethenemanie. Von Dr. Adolf Stahr.	166
	König Salome.	168
	Miscellen.	168
	Literatur.	169
22.	Fünf Söhne und sieben Töchter. Von Emile d'Estrées.	173
	Miscellen.	176
23.	Literatur. Beschluß.	177
	Miscellen.	183
	Wolle aus Hundehaaren.	185
	Briefe.	186
24.	Der Menschenarzt als Pferdearzt.	190
	Ein Impromptu. Von Goethe.	191
	An die humoristischen Poeten Deutschlands.	192
	Nekrolog	192
25.	Der Fliederbaum. Probe aus einer ungedruckten Novelle des Herausgebers.	193
	An die Basler Frau. Ein Gedicht von Hebel.	201
	Oldenburgische Erfindungen.	203
	Der theure Pardon.	205
26.	Von einem Inhaber einer Oase in der Wüste Sahara.	206
	Das alte neue Mantellied.	207
	Miscellen.	208
	Ein östreichischer Komödienzettel.	209
	Im Walde. Von Rudolph Kulemann.	213
27.	Die Polin im Irrenhause.	214
	Woher wissen sie das?	215
	Miscellen.	215

№		Seite
28.	Der neapolitaniſche Bettler und ſeine Söhne. Von Dr. Mayer.	217
	Fein. Von Emile d'Eſtrées.	217
	Apherismen. Von v. B.	219
	An einen jungen Richter.	221
	An die empfindſame ſpröde Clara.	222
	Miscellen.	223
29.	Ein Brief. Von Grabbe.	225
	1) Hübſch. — 2) Roh. Von Emile d'Eſtrées.	225
	Abſchied. Von Rudolph Kulemann.	232
	Miscellen.	232
	Bitte an das Publikum.	232
30.	Schreiben W. A. Mozarts an Baron B.....	233
	Rondo oder Rondeau.	238
	Heute von E. Wedekind.	239
	Aus einem Briefe.	240
	Miscellen.	240
31.	Neapel und die Neapolitaner. Von Karl Auguſt Mayer.	241
	Zur Nachricht.	248
32.	Neapel und die Neapolitaner. Fortſetzung.	249
	Extrapoſt mit eignen Pferden.	252
	Eine Antwort an einen unbekannten Frager.	253
	An Leon.	254
	Hors d'œuvres.	254
	Miscellen.	255
33.	Literariſche Miscellen.	257
	Neapel und die Neapolitaner. Fortſetzung.	257
	Redacteurs Klage.	261
	Wechſel.	261
	Ein Toaſt.	261
	Miscelle.	261
34.	Neapel und die Neapolitaner. Fortſetzung.	265
	Nach Stuttgart.	269
	Ein holländiſches Geſpräch durch Sprachröhre auf der See.	272
35.	Die ſilberne Hochzeit. Novelle.	273
	Nach Stuttgart. Beſchluß.	277
36.	Die ſilberne Hochzeit. Fortſetzung.	281
	Literariſche Anzeige.	288

Nr.		Seite
37.	Die ſilberne Hochzeit. Fortſetzung.	289
	Gedicht. Von Francois Wille.	293
	Die Roſe. Von Kulemann.	294
38.	Die ſilberne Hochzeit. Schluß.	297
	Hors d'œuvres.	303
	Aufforderung und Bitte.	304
39.	Literatur.	305
	Städte.	309
	Die Blume. Von Rudolph Kulemann.	309
40.	Die unfreie Komik und ihre Literatur. Von Dr. Adolf. St.	313
	An die humoriſtiſchen Poeten Deutſchlands.	318
	An die verehrlichen Buchhandlungen Deutſchlands.	320
41.	Die unfreie Komik und ihre Literatur. Von Dr. Adolf St. Fortſetzung.	321
	Deutſche Zeitblätter in Amerika.	327
	Miscelle.	328
42.	Die unfreie Komik und ihre Literatur. Von Dr. Adolf Stahr. Schluß.	329
	Zur Ehre Oldenburgs.	331
	Hors d'œuvres.	333
43.	Briefe über Helgoland.	337
	Brief eines heidelberger Studenten vom Jahr 1737.	343
	Miscelle.	344
	Aufforderung.	344
44.	Verſe zum Kranzbinden von Halem.	345
	Briefe über Helgoland. Fortſetzung.	349
	Zur Nachricht.	352
45.	Briefe über Helgoland. Beſchluß.	353
	Hors d'œuvres.	359
46.	Literaturblatt. 1) Peter Schlemihl von Chamiſſo.	361
	2) Die Hermanns-Feier. Von Dr. Adolf St.	365
	Ida. Von C. J. Grieſinger.	366
	Leben Jeſu. Von Rückert.	367
	Geſammelte Erzählungen. Von der Verfaſſerin der Bilder des Lebens.	368
47.	Die unfreie Komik und ihre Literatur. Fortſetzung.	369
	Nachricht von Kantharos.	369
	Wiener Polizei.	373

№		Seite
48.	Aus einem Briefe eines nach Amerika ausgewanderten Oldenburgers an den Herausgeber .	377
	Unsere Bücher sind unsere Thaten. Von Emile d'Estrées.	381
	Zur Nachricht.	381
49.	Travestie der Kapuzinerrede.	385
	Der unmündige Kapuziner.	389
	Die Menschenfalle.	390
	Großvater Christian der Vierte.	392
	Hiebei: Allgemeines Literaturblatt als Gratis-Beilage.	393
50.	Friedrich der Große und die Berliner Schuljugend.	401
	J. Doepleri, Schauplatz derer Leib und Lebensstrafen	402
	Der verhaftete Engländer.	404
	Nekrolog.	405
	Miscellen.	405
	Correspondenznachricht	407
	Zur Nachricht.	408
	Aufforderung.	408
51.	Gedankenquellen Impromptu. Von Edmund von Beaulieu.	409
	Zu späte Besserung.	411
	Hors d'œuvres	413
	Literatur.	415
52.	Schlußrede	417
	Hansens Lob des warmen Ofens.	420
	Homöopathischer Kuß.	421
	Miscellen	422
	Literatur.	423
	Zur Nachricht.	424

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani a me quod humanum.

Zweiter Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 3. Januar. 1839.

Eine Sylvesterphantasie *).

»Ist der Herr zu Hause?« fragte ich die Haushälterin beim Eintreten in das winzig kleine grüne Häuschen, das nur wenig breiter und höher, als ein Grenadier der ehemaligen preußischen Riesengarde Friedrich Wilhelms, des »großen Korporals,« zwischen den Häusern am Oldenburger Schloßplatz eingeklemmt, wie ein etwas angetrunkener Schneidergeselle in aller Blauen-Montagsseligkeit, den Hut auf einem Ohre, neugierig und trotzig in die Welt guckt. »Ist der Herr zu Hause?«

»Nein! sie sind so eben abgerufen in Geschäften. Aber spazieren der Herr Doctor nur hinauf. Der Herr haben »»verlassen,«« gleich zurückzukommen.«

Ich folgte der Einladung. Unangefochten passirte ich durch Wallensteins Lager, womit die kunstfertige Hand des hiesigen Theatermalers die eine Wand des kleinen Hausflurs ausgeschmückt hatte. Mein Freund, der von je den Grundsatz hatte, sich das graue Leben so bunt als möglich anzustreichen, hatte diesen auch auf die Wände seines Häuschens übertragen. Gegenüber der Scene aus Wallensteins

*) Die Meisten meiner Leser sind meine Freunde. Mögen sie mich vertreten, daß ich solches Lob in meinen eigenen Blättern drucken lasse, und daß ein freudiges Erglühen über so viel Liebe einen Augenblick den Zieg über die Schamröthe davon trägt. D. R.

Lager hatte derselbe Coulissenraphael mit allerhand Landschaften die zweite Wand geschmückt. Ueber der Küchenthüre hatte er das Wappen des Hausbewohners placirt, worin Scharfsinnige eine kleine satirische Anspielung auf des Letzteren Friandise zu finden sich freuten. Radschlagende Pfauen und Papageien, die sich in ihren Ringen wiegten, geleiteten den Eingetretenen die Treppe hinauf, wo auf dem oberen Diminutivvorsälchen der Sonnengott und die drei Grazien, Heine's Traum des Tannenbaums im Schnee des Nordens von der Palme

Die fern im Morgenland
Verlassen einsam trauert
Im brennenden Wüstensand —

und im Hintergrunde das Cervisbäuschen in der Hirschgasse zu Heidelberg mit der Umschrift per aspera ad astra, die Honneurs machten und von der bunten Ideengesellschaft Zeugniß gaben, die der Hausherr in seinem Kopfe und Herzen beherbergte. Mit ganz besonderem Vergnügen und nicht geringer Freude über seinen Erfindungsgeist pflegte mein Freund aber seinen Gästen das Cabinetsstück dieser Oldenburgischen Fresken vorzuzeigen, und nichts glich dem Ausdrucke des Behagens, mit dem er, nachdem die Haushälterin am hellen Tage zwei Wachskerzen angezündet, die Wandthüren einer Art von Kellervorgelege eröffnete, innerhalb desselben das erstaunte Auge der Neugierigen Niemanden anders erblickte als — Kaspar Hauser, wie er in seinem unterirdischen Verschlage auf Stroh kauernd mit seinen »Rößeln« spielt. Wenn ich nun hinzusetze, daß der Mann, der sich an diesen harmlosen Spielereien erfreute, das Schwabenalter bereits erreicht hatte, so wird der geneigte Leser ohne große Anstrengung seines Scharfsinns den Schluß machen können, daß mein Freund einmal ein Junggeselle, und zweitens ein Mensch seyn müsse, der sich von dem bunten Weihnachtsbaume der Jugend und des Kindersinnes mehr Reliquien als wir andern arme Schelme grün und frisch zu erhalten gewußt habe.

Beim Eintreten in das behaglich warme kleine Stübchen fiel mir ein auf dem Tische liegendes Billet, an mich adressirt, in die Augen, das mir meldete, der Freund sey ausgegangen, um einen Gefangenen zu verhören und demnächst einer armen Familie, deren Versorger und Vater schon lange heillos erkrankt darniederlag, einige von der Fürstin erhaltene Goldstücke als Sylvestertrost zu bringen. Er werde aber bald zurückkehren, und mit mir verabredetermaßen das alte Jahr zu Grabe tragen.

Ich setzte mich auf das Sopha, über dem das Bild seines und meines liebsten Freundes hing, legte den für das Letztere mitgebrachten frischen Immortellenkranz auf den Tisch, und überließ mich meinen Gedanken. Es war einer von den Momenten, in denen man gern der Musik des eigenen Herzens lauscht. Die kleine Schwarzwälderuhr pickerte geschäftig an der Wand der ersten Stunde des neuen Jahres entgegen. An den Wänden umher hingen ernst und still die Bildnisse der Freunde und Jugendgenossen, die den alleinigen Schmuck des Zimmers bildeten. Mancher von ihnen hatte schon den Sylvester erlebt, der in das neue Jahr der Ewigkeit hinüberführt, und unter deiner edlen hehren Stirn, du edles Antlitz da drüben, zucken seit Jahren die irren Flammen des Wahnsinnes! — Hinweg! —

Neben den Aktenstößen voll menschlichen Elends und menschlicher Schlechtigkeit liegt ein Foliband von Briefen eines Freundes, der einundzwanzig lange Jahre hindurch treu geblieben durch alle Phasen des Lebens, dessen Himmelsbrod dich tröstet und erquicket in der Wüste des Hafenns. Neben dem Strafgesetzbuch mit seiner eisernen Härte, deine Lieder und humoristischen Bilder, in deren Laterna magica du die bunten Erscheinungen des Menschentreibens abspiegelst, und die nackte Prosa des rauhen Lebens mit dem warmen weichen Mantel deiner Liebe bekleidest. — — — — — — —

— — — — — — —

— — — — — — —

Und auch hier bist du reich und geschmückt vor Tausenden,

denn du hast ein Herz voll Liebe für die Menschen und auf deiner Brust glänzt der Ordensstern der Freundschaft deines Philipp, um den dich Tausende beneiden würden, wenn sie ihn kennten!

Aber ich bin müde, und die Lichter brennen so trübe. Karossen donnern vorbei; das Häuschen erzittert, die Fenster klirren, und der Blätterstoß auf dem Stuhle da drüben bewegt sich. — Was sehe ich? Es ist der »erste Jahrgang« der humoristischen Blätter. Aber was ist das? das regt und bewegt sich, flüstert und plaudert! Hör ich da nicht auch Philipps Stimme? Aber der sitzt ja in Karlsruhe bei seinen Hygrometern und Wind- und Regentabellen! Und doch — wahrhaftig es ist seine Stimme, er spricht mit den Blättern. Laßt uns lauschen. — Und siehe, der Rahmen weicht auseinander, die Züge des Bildes vergrößern sich und herab tritt Philipp von der Wand, wie er leibt und lebt. Er sucht sich eine Pfeife vom Schranke, stopft sie, zündet sie an — schaut sich umsonst nach dem beliebten und gewohnten »Roos'schen« Lagerbier um, und setzt sich endlich auf den Stuhl zu den Blättern. Er sieht mich nicht, bemerkt mich nicht. Ich will ihn lassen — horch! er spricht:

» — Ihr armen Schelme, sitzt hier so traurig im Winkel, als hättet ihr nicht Muth, euch zu zeigen. Seyd ja bescheiden, habt's nicht nöthig. Ihr könnt mit gutem Gewissen heraustreten und euern Sylvester feiern. Kommt her, ich will euch einen Sylvesterfermon halten, und euren Lesern auch nebenbei. Ihr klagt, daß keine Gattung, keine Art der Poesie Euch in ihren Rahmen aufnehmen will — Ihr Euch keiner unterthan machen könnt. Nun so seyd ihr selbst eine neue Gattung, eine neue Spielart der Poesie. »Namen ist Schall und Rauch.« Anekdoten wäret ihr, die prosaischen Stoffes nur durch eine Witzpointe interessiren? Ich bedauere die Leute, die das sagen: Auch das kleinste Stück, was euer Vater producirt, ist neu in Auffassung und Wendung, neu im Ausdruck, ist humoristisch. Welche Jammerscene wäre einem andern in dem Ereigniß entgegen

getreten, welches der »Treue eines Koffers« zum Grunde liegt? Wann wäre eine Anekdote in solche Worte gefaßt worden: »Mein Gott! — — halb hob er sich — Wollen wir den Humor nicht in diese kleinen Rahmen gefaßt sehen, dann erwarten wir vielleicht ein humoristisches Bauwerk, in welchem die Werkstücke durch einen mehr oder weniger unpoetischen Mörtel miteinander verbunden sind, das aber selber kein ästhetisches Ganze darstellt, wie bei J. Paul, Hippel und den Engländern? Oder wir würden sie, in Verse gebracht, als Epigramm, Lied, Erzählung, Ballade, kunstgerechter und nobler finden? Allein sicher ist diese Form die begriffs-gemäßere. Der herrliche Funke der Idee verbrennt nur zum schwarzen Staube, und wird umgekehrt nur aus dem Trüben hervorgelockt durch das Anschlagen von Stahl und Stein, nicht durch das centimirliche Dahinrollen des Rades auf flachem Kiesel. Warum sollten wir ihn nicht beachten und die Dichterseele lieben und ehren, welche alle Zustände und Erlebnisse so auffaßt und in dieser Form mittheilen muß; die in kurzen Skizzen ganze Romane verpufft, und deren frischeste Phantasie das Herrlichste im engsten Raume wirkt, weil sie zu reich ist, um Penelopenartig den Stoff ewig auf- und abzuweben und zu trennen. Wollt ihr weichen Gemüther aber euch erquicken, wollt ihr Verständige euch durch Humor erwärmen und Liebe lehren lassen, so schätzet und genießet diese kurzen humoristischen Streiflichter, diese liebevollen Auffassungen einzelner Zustände, Erlebnisse und Gegensätze.«

»Also halte den Kopf nur hübsch in die Höhe, du »Erster Jahrgang« hier. Du kannst getrost ins alte Jahr zurückschauen. Du hast keinen Zank und Streit gestiftet, keine literarische Verhetzerei getrieben, dich nicht um Aliquenwesen gekümmert, keine Coterie gestiftet. Du hast keiner Menschenseele wehe gethan, keinen beleidigt, keinen gekränkt, höchstens einen sich spreizenden Narren, wie den Tragöden . . n Sand-Jerusalem, mit deiner Schellenpeitsche ein wenig auf den hohlen Schädel geklopft. Du hast kein Lügengeklätsch verbreitet, keine Stadtgeschichten erzählt, nichts

Hohes und Heiliges lächerlich gemacht. Hast nicht mit Modeweltschmerzen kokettirt, nicht über Politik raisonnirt, hast nicht mit abstrusen Phrasen den Leuten die Köpfe verdreht, und das Schlimmste, was du gethan, ist, daß du deinen Lesern alle acht Tage etwa drei Kreuzer aus der Tasche gelockt hast, wofür sie sich denn durch die Freude an dem, was du brachtest, oder durch den genußvollen Aerger über das, was du nach ihrer Meinung hättest bringen sollen und nicht brachtest, reichlich bezahlt gemacht haben.«

»Also nur getrost, und wenn ich dir einen Neujahrswunsch mit geben soll, so ist's der: bleib wie du bist, und wenn du höher hinaus willst, so sey's auf deinem eigenen und nicht auf fremdem Terrain. — —«

Nun, das nenne ich im Voraus schlafen! Heda! hörst du denn gar nicht. Ich schlug die Augen auf. Der zurückgekehrte Freund K. stand vor mir; die Lichter auf dem Tische waren tief herab gebrannt.

»Ich hab' Dich länger warten lassen, als ich dachte. Aber wie ich sehe hast Du Dir die Zeit gut vertrieben.«

»Ach! Du hast mich in meinem Traum von Philipp gestört. Er war gar artig, und wenn ich ihn aufschreiben könnte, so sollte er in den ersten Bogen Deiner humoristischen Blätter von 1839. zu stehen kommen.«

»Nun erzähle ihn mir nur nachher. Jetzt wollen wir zu Abend essen.« H. St.

Für Epileptische.

Meine Erzählung »Guten Morgen« in Nummer 1. der humoristischen Blätter des vorigen Jahres hat fast von allen Weltgegenden Anfragen und Bitten um Mittheilung des Receptes wider die Epilepsie veranlaßt. Da ich ohnehin schon unzufrieden darüber bin, daß der Tag nur vierundzwanzig Stunden hat, so will ich nicht länger mit der Bekanntmachung der Formel anstehen, indem ich wegen der

Quantitätsangabe des Castoriums übrigens an den Rath der respectiven Aerzte verweise.

℞ Pulv. rad. Artem. Drachm. unam.
dispens. tal. dos. tres.
S. Morgens und Abends ein halbes Pulver zu nehmen.
℞ Tinct. Castor. Drachm. unam.
S. D. Zur Zeit zwanzig Tropfen zu nehmen.

Ich bemerke, daß mein Mittel sehr häufig, aber doch in einigen Fällen auch nicht geholfen hat. Namentlich war das letzte bei einem armen siebzehnjährigen Knaben der Fall. Bei dem herzlichsten Mitleiden, welches ich mit dem Kranken und seinen braven unglücklichen Eltern empfand, war mir natürlich die Anzeige eines Herrn von Böninghausen in der Bremer Zeitung (die Nummer vermag ich in diesem Augenblick, aller angewendeten Mühe ohngeachtet, nicht aufzufinden), daß er sich entschlossen habe, zum Wohle der leidenden Menschheit sein untrügliches Heilmittel der Epilepsie auf desfalls an ihn ergehende Anfragen mitzutheilen, eine Erscheinung, wie ein Leuchtthurm dem geängstigten Schiffer.

Ich schrieb daher an den Herrn von Böninghausen und bat ihn um unentgeldliche Mittheilung seines Heilmittels für einen unvermögenden Kranken, worauf ich folgende Antwort erhielt:

»Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich, auf Ihr verehrliches vom — ergebenst zu berichten, daß ich noch, ehe ich Ihnen mein Mittel schicken kann, zuvor wissen muß, ob die Patientin schon früher im Augenblick der wirklichen Fallsucht in Feuer oder Wasser gefallen ist: ist dieses geschehen, so kann ich für die Heilung nicht bürgen, sonst aber glaube ich, nach meinen bisher gemachten Erfahrungen, sicher zu helfen.«

»Schreiben Sie mir daher umgehend, und werde ich Ihnen dann gleich mein Mittel und die Gebrauchs-Anweisung schicken: mein Honorar ad 1 Louisd'or Gold ziehe ich hier gleich dann per Post ein.«

-NB. Medizin kriegt die Patientin nicht.
Natingen, den 30. Sept. 1838.

Ergebenst

A. v. Böninghausen.«

Ich glaube diese Antwort um so eher veröffentlichen zu müssen, damit jeder unvermögende epileptische Kranke sich das Postgeld eines Briefes an Herrn von Böninghausen erspare, der Louisd'orbesitzer aber vorher prüfe, ob er im Augenblick der Epilepsie in Feuer oder Wasser gefallen ist, welche beide Zusätze Herr von Böninghausen bei seinem allgemeinen menschenfreundlichen Erlaß billiger Weise hätte hinzu setzen sollen.

Uebrigens ergeht meine Bitte an die Bemittelten, welche durch mein Recept geheilt werden, daß sie durch Bekanntmachung ihrer Genesung ein öffentliches Zeugniß für die Brauchbarkeit meines Mittels ablegen.

Miscelle.

Ein humoristischer Champagnerreisender, welcher oft seinen Geschäftsfreunden mit gutem Beispiel im Eröffnen und Leeren seiner Weinapostel voran ging, wurde von einem Tischgenossen auf das Roth aufmerksam gemacht, welches sich auf seinem Gesichte das Bürgerrecht zu erwerben anfing.

Unbefangen versetzte er: Das ist Geschäftsfarbe.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi prod bonestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 2. Donnerstag, 10. Januar. 1839.

Eine neue Idee zu einem neuen Lustspiel.

Vor einigen Tagen klopfte zur Abendzeit etwas an mein Gehirn. Ich rief: »herein!«

»Ich bin eine neue Idee zu einem neuen Lustspiel,« sprach ein freundliches Persönchen, »und wollte Sie bitten, »sich mit meiner Ausbildung zu beschäftigen und mich dann »auf die Bretter zu bringen.«

»Gott bewahre!« versetzte ich, »ich habe mich einmal einer »armen verlassenen Waise vom Harz angenommen und besitze »ein gutes häusliches Mädchen aus ihr zu machen. Aber »die Pflegetochter betrog mich mit ihrem frommen Blick, »wie ihr Vetter, der mir einen Dampfkaff als gelernten »Sänger verhandelt hatte. Obgleich ohne Talent für das »Theater, sah sie ihre Liebe zum Romantischen dafür an. »Sie entlief mir und ging auf die Bühne, wo sie, weil die »Töchter des Directors die Frauenparthien an sich gerissen »hatten, Männerrollen spielte. Seit der Zeit rufe ich: »»keine Pflegetöchter mehr! und vor allen Dingen »»nicht solche, die aufs Theater wollen.««

»Ich blieb doch so gerne bei Ihnen, schmeichelte das »Persönchen. Ich bin ja nun einmal hier, verstoßen Sie mich »doch nicht. Sie könnten vielleicht etwas Gutes aus mir »machen. Ich fühle etwas Ungewöhnliches in mir, ja, die

»Kraft Ihre alten Tage zu erheitern; Sie zum ersten Ludwigsburgischen Dramatiker zu machen.«

Ich wankte. —

Da sah ich beim Lampenschein in der Ecke meiner Stube einen weißen Schatten. Es war Hamlets Geist*).

Schon gut, ich danke dir, raunte ich ihm zu, worauf er verschwand.

»Willst du eine Novelle werden, liebes Kind,« fuhr ich gegen die Jungfrau fort, »so will ich dich einkleiden. »Du sollst Nummer zwei der humoristischen Blätter mit »der Aussicht nach vorne kommen.«

»Ach, mein lieber Herr Theodor, ich muß auf die »Bretter!«

»So ziehe hin.«

»Wohin denn?«

»Was geht es mich an. Geh zum Thalia nach Ham»burg, oder zum Bauernfeld nach Wien.«

»Der Weg ist gar weit, und die Herren sind vielleicht »anderweitig beschäftigt.«

»Ach nehmen Sie mich, Herr Theodor, geben Sie mich »für eine französische Uebersetzung aus, dann werde ich schon »gefallen.«

»Nein! ein für allemal nein! ich will nicht. Aber ich »will dich in den humoristischen Blättern, die jetzt so ziem»lich ganz Deutschland durchwandern, empfehlen. Man »sucht schon so etwas Frisches, wie dich. Du wirst schon »an den Mann kommen.«

»Wenn mich Kompert nur nicht heirathet, Till, Kom»pert!«

»Sey unbesorgt, der bleibt seiner ursprünglichen Idee »treu. Seine Lustspiele sind immer dieselben, man erkennt »seine geliebte Albertine, die eigentlich alberne Trine heißen »sollte, trotz aller Verkleidungen immer wieder.«

»Nun gut, ich acceptire Ihren Vorschlag.«

*) Ein Lustspiel des Verfassers, das nach seiner Aufführung eine sehr bittere Kritik in einem hiesigen Blatte erfuhr, welche mehr Gift als das Stück machte.

»Setze dich nur, mein Kind! ſey nicht ſo beweglich. Komm, laß dich portraitiren. So ſitz doch ſtille. Du biſt wie Queckſilber. Wer kann da zeichnen? So gehts ——«

Ein junger Mann von edlem Herzen, guten Kenntniſſen, der durch eine ſchlechte Finanzverwaltung, demagogiſche Ueberſpanntheiten, Entlarvung einiger Böſewichter, ein Heer von Verläumdungen auf ſich geladen hat, und ſo in die Strafclaſſe der bürgerlichen Achtung gekommen iſt, liebt ein reiches, ſchönes, tugendhaftes, kluges Mädchen, das Felſen auf ſein weiches Herz baut. An die Einwilligung des Schwiegervaters, der übrigens einem kenntnißreichen Manne, wie Wilhelm, leicht ein einträgliches Amt verſchaffen könnte, iſt wegen des böſen Leumunds nicht zu denken.

Zufällig fällt dem Bedrängten ein Komödienzettel in die Hand, worin der Holbeinſche Doppelgänger annoncirt iſt. Der Titel wird zum Blitzſtrahl in Wilhelms von Kummer umnachteter Seele. Er, ein Fremder, hatte ja einen, ſchon in der Kindheit verſchollenen Bruder, oder auch nicht, — wenigſtens entſchließt er ſich auszuſprengen, daß nicht er, ſondern ſein Zwillingsbruder die in der Börſe der öffentlichen Meinung courſirenden dummen Streiche begangen habe. Er ſetzt die Idee ins Werk, täuſcht auf dieſe Weiſe ſelbſt ſeine Braut. Er tritt jetzt bald als der leichtſinnige, bald als der ehrenfeſte Bruder auf, nur ſucht er es zu vermeiden, in ſeiner erſten Eigenſchaft vor der Geliebten zu erſcheinen. Die Situationen müſſen ſo herbeigeführt werden, daß es in ſeinem Intereſſe liegt, mit dem Taugenichts anzufangen, dann aber in den Biedermann überzugehen und umgekehrt. Ein eiferſüchtiger, verſchmähter Liebhaber wird indeſſen argwöhniſch. Er ſtellt die Sache in Zweifel und ſchlägt Allarm. Die Verlegenheiten Wilhelms häufen ſich, er ſieht ſich aber vollends verloren, als ſeine Braut den Betrug ſelbſt entdeckt.

Jetzt kommt die Kataſtrophe. Sie zürnt. — Er entſchuldigt ſich mit einer Nothlüge, und legt ihr ſeine Akten mit allen Fehlern vor. Es ſind keine des Herzens darunter. — Jenny vergiebt. —

Aber was nun? Die Liebe iſt erfinderiſch. —

Es geht heute ein Dampfſchiff nach Amerika, mit dieſem reiſet der verpönte Doppelgänger zum Scheine fort, kehrt aber bald auf einem Nachen als der gebeſſerte zurück.

Der Schwiegervater, dem er mittlerweile einen großen Dienſt geleiſtet, ſey es nun, daß er ihn durch den Rath Leberthran zu trinken, das ſouverainſte Mittel gegen die Gicht, von dieſer curirt, oder durch das Sendſchreiben Leo's an Görres den alten Sünder erbaut, oder durch eine gelehrte juriſtiſche Deduction ein gewonnenes Urtheil, in einer etwas zweifelhaften Rechtsſache, verſchafft, oder endlich gar durch Errettung aus Räuberhänden gedient hat, giebt, nachdem der Nebenbuhler, welche als ein irgendwo beliebiger Böſewicht entlarvt und bei Seite geſchafft worden iſt, die Einwilligung des fünften Acts. —

Wenn es dem Poeten gefällt, kann der wirkliche Zwillingsbruder auch eine Rolle mitſpielen. Derſelbe kann komiſch interveniren, am Ende auch dazu dienen, die Zweiheit der Brüder zu conſtatiren, als europäiſcher Sündenbock nach Amerika geſchickt werden, um dort die Race zu veredeln; er muß dann aber höchſtens im letzten Acte ſich geltend machen, denn der Haupthumor muß immer darin beſtehen, daß Jemand ſeinen eigenen Doppelgänger ſpielt.

Ein guter ökonomiſcher Rath.

Der franzöſiſche Präfect Käferberg, welcher bald darauf, nachdem die Oldenburgiſche Fürſtenfamilie aus ihrer Reſidenz verdrängt war, den neuen Unterthanen Napoleons in einigen Proclamationen faſt den Anfang des tauſendjährigen Reichs verhieß, ſagte unter andern in einer derſelben: »Oldenburger! Eure Haiden ſollen in blühende Saatfelder »verwandelt werden.«

Obgleich die Sonne Napoleons damals noch warm ſchien, und noch nicht im ruſſiſchen Schnee erfroren war, ſah der Präfect bei näherer Beſichtigung des Terrains doch

die Schwierigkeit, ſeine franzöſiſchen Verſprechungen zu deutſcher That zu machen, gar bald ein. — Er mag indeſſen einen guten Willen gehabt haben, das Unmögliche möglich zu machen; denn er ſchrieb an den Beſitzer eines Geeſtgutes, der für einen erfahrenen Landwirth galt, und bat um Anleitung, wie durch gute und zweckmäßige Kultur unſere Haiden zu dem verheißenen Eldorado werden können.

Der alte Herr antwortete in derberen Worten, als ich ſie hier aufführen darf, höchſt lakoniſch:

»Erſt laſſen Sie drei Mal vierundzwanzig Stunden »Dünger auf unſere Haiden regnen, dann fragen Sie ein»mal wieder vor.«

Reclamation*).

Unter allen ſchmählichen Verſtümmelungen, die denkbar ſind, iſt keine fataler, als wenn einem ehrlichen Manne, — namentlich einem Autor — ſein Name verſtümmelt wird. Das Unglück iſt mir geſchehen in der letzten Nummer der humoriſtiſchen Blätter für 1838, wo man als Unterſchrift der Verſe: »Für des Jahres letzte Stunden,« lieſet: Emilie d'Eſtrées. Das iſt wahrlich kein geringer Schabernack, der mir damit geſpielt wird. Geſetzt, ein großer Monarch Aſias oder Afrikas lieſt dieſen meinen Artikel, ſo kann es doch leicht geſchehen, daß ihm der Artikel und der Autor, beide, ſo ſehr gefallen, daß er mich zum kaiſerlichen Hof-Humoriſten ſofort zu erheben beabſichtigt. Wenn er nun umge-

*) Der Redacteur hat dem Corrector in einem ernſten Selbſtgeſpräche den in der Reclamation gerügten abſcheulichen Tireſias-Druckfehler verwieſen. Der Corrector hat ſich damit entſchuldigt, daß er bei dem Anblick der vielen hübſchen Blumen das Unkraut, welches auszujäten er zwar beſtimmt war, überſehen habe. — Uebrigens ſey der Druckfehler zwar ein ganz verteufelter, aber auch:

»Ein Theil von jener Kraft,
»Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft,«

denn wir verdanken ihr die humoriſtiſche Reclamation.

hend eine Vokation an mich ergehen läßt, adreſſirt: »An Emilie d'Eſtrées in Europa« — ſo riskire ich wahrhaftig, daß der Brief gar nicht ankommt, und ich nicht glücklich werde. Auch würde der Monarch vielleicht ſeine Vokation ſchnell zurücknehmen, wenn er hörte, daß der Autor jenes: »Für des Jahres letzte Stunden« nicht eine Emilie, ſondern ein Emile (nach franzöſiſcher Schreibart) iſt, falls es den erlauchten Herrn nicht für den Autor gewinnen ſollte, daß derſelbe, wenn auch ſelbſt keine Dame, doch zufolge der vor ihm liegenden Pergamente von der ſchönen Gabriele d'Eſtrées abſtammt, und die Ehre hat, ſich nennen zu dürfen

Emile d'Eſtrées.

Miscellen.

Nach dem kräftigen Spiele des etwa achtjährigen Richard Lewy, der in dem Concerte des Profeſſors Lewy am 13. December 1838 in Oldenburg die Hörer mit ſeinem Waldhorn zum lebhafteſten Beifall hinriß, warfen zwei Freunde gegen einander die Frage auf, ob aus dem Aeußern und dem Namen der Familie zu ſchließen ſey, daß ſie zum Volke Gottes gehöre. »Wie kann man fragen?« bemerkte ein Dritter, »der Blitzjunge muß jedenfalls von Einem abſtammen, der die Mauern Jerichos niederblaſen half.«

Wie die italieniſchen Sänger »Rubini, Tambourini, Donzelli, Laplace und David,« alle aus Bergamo ſtammen, ſo ſind unſere ausgezeichneteſten deutſchen Tenoriſten und Baritonſänger insgeſammt nur wenige Meilen von Wien, in einem Umkreiſe von drei Stunden, geboren, wie z. B. Rauſcher, Haizinger, Jäger, Wild »Binder,« Pöth und Wächter.

Wir glauben mit Caſſandra-Tact verkünden zu können, daß Johann Heinrich Carl Syndikum, Paſtor zu Waddens,

einem an der Nordſee gelegenen oldenburgiſchen Dorfe, einſt als einer der erſten deutſchen Componiſten, wenn auch erſt nach ſeinem Tode, gefeiert werden wird, und werden dann nicht ohne einiges Selbſtgefühl auf dieſe Nummer der humoriſtiſchen Blätter verweiſen. — In ſeinem Zimmer, nur von einem Fortepiano und vom Rauſchen der Nordſee accompagnirt, ſitzt der Meiſter, ſchreibt Symphonien und Quartette, die einen Mozart und Beethoven begeiſtern würden, und iſt nicht dazu zu bringen, ſolche einem Muſikhändler in die vermittelnden Hände zu geben! Iſt das Beſcheidenheit, iſt's gar Stolz dieſes ſo liebenswürdigen Mannes? Oder fehlt es ihm an dem erforderlichen Verbindungswege? In dieſem Falle wird es nur eines Winkes bedürfen. Denn, wahrlich! glücklich iſt der Verleger, dem es gelingt, die Werke dieſes Meiſters an ſich zu bringen, er hat ein Fideicommiß für ſeine Familie geſtiftet. Ja! ich würde es Jedem rathen, unverzüglich zu ihm zu reiſen, wenn gleich die letzten acht Meilen ihm jetzt recht ſchwer werden würden, da er ſie, im Zweifel, zu Fuße machen muß, und unſere Marſchen im Winter einen ermüdenden Stiefelknechtscharacter, der nicht leicht den Fuß los läßt, annehmen.

»Wie geht es mit den Geſchäften?« fragte ich einen jungen Adminiſtrativbeamten. — »Es ſind tolle Hunde im »Lande,« verſetzte er, »die unſere höchſte Vigilanz erfordern. »Weiß es der liebe Gott,« fuhr er fort, »jedesmal, wenn »man glaubt etwas Friede zu haben, da hört man von »tollen Hunden.«

»Das iſt ſonderbar,« beſtätigte ich über dieſe Erfahrung lächelnd. Als ich aber darauf die Zeitungen geleſen hatte, murmelte ich unwillkührlich die eben gehörten Worte nach: »jedesmal, wenn man glaubt etwas Friede zu haben, »da hört man von tollen Hunden.«

Wollen Sie auch das Grab des Herrn Hofraths ſehen? ſagte ein Weimarſcher Todtengräber zu mir, als ich mich

im Jahre 1818 vergebens bemüht hatte, Schillers Ruheſtätte zu finden. Ich habe den Herrn Hofrath ſelbſt nicht gekannt, es muß aber ein vorzüglicher Mann geweſen ſeyn, da er ſelbſt im Tode Einem noch Gutes thut. Ich verſichere Sie, wir haben hier Geheimeräthe gehabt, da bückten ſich die Leute während ihres Lebens ganz tief vor, und jetzt fragt kein Menſch nach ihnen. Aber nach dem Herrn Hofrath iſt ein Gefrage, als wenn er Miniſter wäre und lebte.

In X ſtand vor zwanzig Jahren ein Pfahl mit der Inſchrift: Hier iſt alles Betteln bei 5 Rthlr. Strafe verboten. Bettlern Geldſtrafen aufzulegen iſt etwas Ungewöhnliches, in der Regel ſogar Lächerliches. Das wußte ſelbſt der Zufall, denn er wiſchte das Wort Betteln aus. Nun ſtand der Pfahl noch zwanzig Jahre zur Ergötzlichkeit der Vorübergehenden da und verbot »Alles« bei 5 Rthlr. Strafe.

Bisher kannte man in Oldenburg nur die türkiſchen Beutel par renommée. Jetzt iſt hier ein griechiſcher angelangt, der ein angenehmes Aufſehen macht. Es iſt dies ein prächtig geſtickter Tabacksbeutel, den Ihre Majeſtät die Königin von Griechenland unſerm Viceoberhofmeiſter Herrn Alexander von Rennenkampff mit einem Ballen Taback, der am Fuße des Libanon gewachſen ſeyn ſoll, geſendet hat.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schnizlerſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 3. Donnerstag, 17. Januar. 1839.

Der Christbaum.

1.

Der Jäger sucht im Tannenraum
Zu finden einen Weihnachtsbaum:
Einen Christbaum für sein Töchterlein,
Für sein Mariechen zart und fein.
Die Tannen sie knirren und rauschen.

Am Hügel dort im freien Raum
Ragt himmelan ein Tannenbaum;
Daneben an der Wurzel sein
Ein Tannenbäumchen zart und klein.
Die Tannen sie knirren und rauschen.

Der Tannenbaum zum Jäger spricht:
»O nimm mein einzig Kind mir nicht.
Steh' einsam hier auf kahler Höh;
Es bringt mir Weh, es bringt dir Weh.«
Die Tannen sie knirren und rauschen.

Der Jäger zieht das Beil, so blank,
Ein Streich, es fällt das Stämmchen schlank,
Der Tannenbaum knirret und rauschet im Wind,
Die Arme streckt er nach seinem Kind
Die Tannen sie rauschen so schaurig.

2.

Der Christbaum glänzt im Lichterschein.
Der Vater herzt sein Töchterlein,
Es schläft in seinen Armen ein.

Der Vater trägt's in's Kämmerlein,
Er legt's in's Bettchen weiß und fein,
Er löscht am Baum die Lichterlein.
Die Tannen knirren und rauschen.

3.

Und über's Jahr zur Christnachtzeit,
Mariechen lag im Sterbekleid.
Der Tischler bringt den Tannenschrein,
Der Vater legt sein Kind hinein.
Die Tannen rauschen so schaurig.

Und wie er drauf die letzte Nacht
Bei seines Kindes Leiche wacht,
Da horch! beim trüben Lampenlicht
Eine Stimme aus den Betten spricht: —
Die Tannen sie knirren und rauschen.

»Steh nicht mehr einsam und allein,
»Muß deines Kindes Sarg jetzt sein.
»Steh nicht mehr einsam auf der Höh,
»Er bracht mir Weh, er bracht dir Weh.«
Die Tannen sie rauschen so schaurig.

Adolf Stahr.

Die allgemeine Badezeitung.

Jedes Jahr, jedes Semester, jedes Quartal bringt uns die brillantesten, galantesten, fulminantesten Ankündigungen von allerlei Schönem, was hier und dort erscheinen wird; aber eine so göttliche Idee, wie die der allgemeinen Badezeitung, habe ich noch niemals — ich bin kühn genug es zu sagen — gelesen.

Ah! man muß nur im Bade geweſen ſeyn, oder gar, wie ich ſelbſt, in einer Saiſon in vieren die Cur gebraucht haben, um bei dem Worte Bad, Bäder, Badezeitung ꝛc. Etwas, wie einen electriſchen Schlag zu empfangen! Da ſchiebt ſich gleich in den Vorgrund meines Geiſtes-Panoramas das glänzende Baden-Baden, das ſchwermüthige Schlangrubad, das ländliche Kreuth, das fabelhafte Gaſtein. Und in dem Panorama wandle ich ſelbſt mit dir, du zartes Weib, du blonde Franziska, und denke deiner neckiſchen Heiterkeit, deiner tief verſchleierten Liebe, und deiner ätheriſchen Locken. O wie glücklich waren wir damals!

Doch was will ich denn? Ich will ja von der Badezeitung ſprechen. Ich ſelbſt bin zwar nicht Vater dieſes prächtigen Gedankens, ich bin auch nicht Redacteur der Zeitung, auch nicht Mitarbeiter; aber ich habe die lebhafteſte Theilnahme für Alles was ſproßt, keimt, beginnt; ſo mache ich denn auf dieſes und jenes dabei aufmerkſam.

Wie die Nymphe Egeria dem König Numa die alten römiſchen Geſetze gab, ſo muß nothwendig eine Bade-Nixe, etwa die von Montmorency, oder von Dangaß, oder von Kreuth, dem Manne, der zuerſt das Wort »Badezeitung« ausſprach, dieſe Idee eingegeben haben. Folgendes aber iſt von der Zeitung mit Gewißheit zu erwarten:

1. Daß ſie eine Geſchichte aller ſchönſten Frauen, die an dem fraglichen Bade verweilt haben, erzählt, und in vergleichender Darſtellung kund giebt, ob ſie Deutſche, oder Franzöſinnen, oder Ruſſinnen, oder Kaiſerinnen, oder Königinnen, oder Herzoginnen, oder Hofräthinnen, oder Badenixen geweſen ſind.

2. Daß ſie ein Verzeichniß der ſchönſten Bade-Sachen giebt.

3. Ein Verzeichniß von ſolchen, die die Cur zu gebrauchen vergeſſen haben, und doch geſund geworden ſind.

4. Ein Verzeichniß von ſolchen, denen nichts gefehlt hat, und die noch dazu ſehr viel, nämlich einen Mann, bekommen haben. Dieſer Theil bedarf der detaillirteſten Auseinanderſetzung; auf Form und Darſtellung kommt nichts an

5. Wer und wie viele haben ſich hier für pauvres honteux ausgegeben?

6. Wer und wie viele haben ſich für Barone ausgegeben, und wo lagen deren Baronieen?

7. Es werden alle die aufgezählt, die hier va banque! geſagt haben; in Pyrmont vornämlich die, welche es nach Blücher gewagt haben.

8. Ein ſehr genaues Verzeichniß der Banquiers am Pharo, Roulette ꝛc., um endlich einmal die Frage entſcheiden zu können, ob dieſelben wirklich der Mehrzahl nach Bonapartiſtiſche Offiziere und was daſſelbe ſagt d'un rang obscur, oder ob ſie von Familie ſind.

9. Seit wann hält man hier Reit-Eſel?

10. Wie viel Selbſtmörder zählt man in der Saiſon von 1838 in Hiddingen und in den Bädern unter dem Epomeo?

11. Seit wann feiert man hier den dritten Auguſt, und durch welche Staatsdiener wurde die Feier jedes Mal angeordnet?

12. Verzeichniß und Signalement der beliebteſten und größten Bade-Aerzte, mit der Bemerkung, ob ſie wirklich promovirte Doctoren, oder nur Dilettanten in der Kunſt geweſen ſind, verbunden mit der Nachweiſung, welche die unerhörteſten Curen gemacht haben. Zugleich iſt es für Kunſtgenoſſen von Wichtigkeit, zu erfahren, ob beſagte Herren Idealiſten ſind, oder Realiſten, ob auch jeder von ihnen eine pièce geſchrieben hat, ob ſie auch maîtres de plaisir ſpielen, und wie ihnen das anſteht, und ob ſie in ihrem resp. Hauſe oder Logis Zimmer vermiethen und aftervermiethen.

13. Jeder Auberginiſt — in der Saiſon iſt, wie in Lichtenhain bei Jena, jedes Haus ein Wirthshaus — iſt gehalten einen Catalog der Betten und Decken und ein Verzeichniß derer, die ſie beſtiegen, und reſpective in und unter denſelben geſchlafen, gewacht, geträumt und geſeufzt haben, ſich anzulegen und jährlich bei der Redaction der Zeitung einzureichen.

11. Aufzählung der Bäder, in denen religiöse — wie in Ems, die Emser Punctation — Congresse, oder politische gehalten sind. Diese Artikel werden geschrieben von renommirten Diplomaten, welche sich namentlich unterzeichnen werden. Nun wird man die Bäder ersten und zweiten und gar keines Ranges schon unterscheiden lernen. Manches Bad kommt nun noch zu einem Namen, und weiß nicht wie.

Diejenigen Regierungen, welche das Badereisen verbieten oder beschränken, können jetzt leicht die schärfste Controle führen. Entrepreneurs, Kapitalisten, Speculanten stehen sich auch vortrefflich dabei. Ich glaube gewiß, daß sich jetzt bald eine Gesellschaft finden wird, welche dem König von Neapel den kochenden See bei Mofetta abkauft oder abpachtet, und in einen Karlsbader Kesselbrunnen umwandelt. Oder ließe sich nicht der Geiser ähnlich benutzen, und eine Eis-Cur damit in Verbindung bringen? Warum könnte man nicht in Aegypten am See Möris, von dem Herodot behauptet, er sey ein künstlicher, Strabo aber, er sey ein Natur-See, ein Seebad für Moslemim anlegen? Man sagt zwar, daß der Bann-Jusaph, d. h. der Josephs Canal sehr verschlammt sey; allein der Nilschlamm soll wirklich gegen Gicht, Lähmung und Rheumatismen mehr wirken als die Schlammbäder von Eilsen und Nenndorf. Auch in Virginien ist ein kalter Schwefelbrunnen in der Nähe des Elkflusses und des Kanhaway, für den noch nichts geschehen ist; und wie lange ist es schon, daß Herr Spallanzani unweit Spezia, 70 Fuß vom Ufer, eine Quelle entdeckt hat, welche sehr mineralisch seyn soll! Was ließe sich da Alles projectiren, beginnen, ausführen, zum eignen Ruhm, zur Freude der Menschheit!

Nun, die Badezeitung wird schon helfen!

Wenn ich in dem Vorstehenden den Freunden und Freundinnen des Badelebens eine heitere Perspective eröffnet habe, so glaube ich mir einen freundlichen Gruß versprechen zu dürfen, wenn ich ihnen im Sommer 1839 in irgendwelchem der genannten Bäder zu begegnen das Glück habe.

Emile d'Estrées

Eiya-Popeia in neuer Manier.

»Als ich in — ich habe das Land vergessen,« glaube aber mein Freund sagte — »im Baierschen war, kam ich eines »Abends in eine Schenke, die ich voll lustiger Bauern fand. »Ich forschte nach der Ursache und erfuhr von dem Einzigen, »der vor Lachen reden konnte:«

»Heute Abend ward der Metzger Joseph Datteneier »von einem Officianten verfolgt, als er ein Kalb auf dem »Rücken trug, welches er mit Umgehung der Schlachtsteuer »vom Leben zum Tode zu bringen beabsichtigte. Als Jo»seph seinen Verfolger bemerkte, fing er an mit seiner Bürde »zu laufen. Wäre er nicht so ein flinker Kerl und hätte »er zudem nicht einen so tüchtigen Vorsprung gehabt, er »wäre von seinem Verfolger doch eingeholt. Denn wenn »es ein Kalb gilt, so läuft ein Verfolger, wenn auch beide »der Eigennutz spornt, natürlich leichter, als der Träger »desselben.«

»Es glückte dem Metzger auch eben vor dem Steuer»aufseher in die Hauptthüre des Hauses zu gelangen, worauf »er durch die Seitenthüre entwischte. Als der Steuerdiener »sah, daß Joseph keine Bürde mitnahm, ließ er ihn laufen.«

»Er trat in die Stube, wo er die Frau an der Wiege »singend fand. Es war dunkel, er begehrte ein Licht.«

»Nach einiger Weigerung und nach der Versicherung »der Metzgerin, daß sie ihren Mann nicht in das Haus »kommen gesehen habe, rief sie: Nun wohl! wiegt mir das »Kind, ich hole Euch Licht. Ihr könnt meinetwegen das »ganze Haus durchsuchen.«

»Der Steueraufseher vertrat Mutterstelle und wiegte »das Kind, die Frau brachte eine brennende Laterne.«

»Jetzt ging es an ein Suchen. Vergebens durchstö»berte der Steueraufseher Ober- und Unterhaus. Sobald »er die Frau rief, kam sie allemal willig und schloß Kisten »und Kasten auf, das Kalb aber ward nicht gefunden.«

»Am Ende hat der Schelm von Mann es weggeholt, »während die Frau die Laterne anzündete und ich das Kind

wiegte, oder hat es gar der Gottſeibeiuns mit einem Sün-
»der verwechſelt, rief fluchend und dann betend der wegge-
»hende Officiant.«

»Die Frau des Metzgers ging aber, da ſie ſich ſicher
»vor weiterer Nachforſchung glaubte, an die Wiege und
»nahm das Kalb heraus, welches Joſeph anſtatt eines Kin-
»des hinein gelegt und der Verfolger ſo ſorgſam gewiegt
»hatte.«

Miscellen.

»Seyd Ihr mit dem Inquiſiten verwandt?« fragte ein Oldenburgiſcher Unterſuchungsrichter einen Zeugen.

»Auf dieſe Frage kann ich weder Ja noch Nein ant-
»worten,« verſetzte der ſichtlich verlegen gewordene Befragte.

»Wie? Ihr wißt nicht ob Ihr mit dem Manne ver-
»wandt ſeyd?« fuhr der Inſtruent eindringlich fort.

»Ach nein!« entgegnete dieſer immer ängſtlicher. »Ein
»Eid iſt eine wichtige Sache und ich bin ein Findelkind.«

Ein Pariſer ſchrieb mir neulich. Obgleich er ſeinen König im Ganzen lobte, bemerkte er doch beiläufig: »Nous
»avons beaucoup de liberté et surtout beaucoup d'im-
»pots ce qui en est du reste la conséquence.« (Wir haben viel Freiheit, und hauptſächlich viele Abgaben, welche am Ende die Folge davon ſind).

Der verſtorbene Violiniſt Praun glich einem Engel, Lafont ſieht aus wie ein Mönch, Paganini wie Herr Mephiſto, Ole Bull wie ein Methodiſtenprediger. Die Violine des Ole Bull, ein Guarnerius, iſt in Paris für zwölftauſend Franken von dem Italiener Tariſi gekauft, den Ole Bull für den größten Inſtrumentenkenner ausgiebt, und von dem er behauptet, daß er nur ſo viel Flächenraum von einer Race-Geige zu ſehen brauche, wie eine Hand breit, um mit Beſtimmtheit ſagen zu können, von welchem Meiſter und in welchem Jahre die Violine verfertigt iſt.

Ole Bull spielte am 7. Januar in Oldenburg. Wir verdanken seine Gegenwart einem Kunstfreund Herrn Schrimper, der ihm eine Einnahme von fünfzig Pistolen garantirt hatte.

Aufforderung.

Da ich beabsichtige, Memoiren über Oldenburg vom Jahre 1814 an zu schreiben und zu sammeln, deren Veröffentlichung übrigens erst nach meinem Tode erfolgen soll, so ersuche ich alle Diejenigen, welche mir hiezu Beiträge zu liefern im Stande sind, solches zu thun, indem ich ihnen die größte, Gott sey Dank bisher immer mir eigen gewesene, Discretion gelobe. Ich hoffe der Oldenburger Nachwelt ein treues Gemälde unserer Zeit zu hinterlassen, welches kein Nebel der Gegenwart umschleiert, aber gerade deshalb weise ich im Voraus alle Klatschereien, allen Schatten ohne Licht, von der Hand. Zu einer Zeit, wo ich vor dem Throne des Höchsten stehe, möchte ich nicht noch gerne mein eigener Doppelgänger als boshafter Journalist auf Erden seyn, wohl aber der Welt hinterlassen, was meine Umgebungen und ich getrieben, gedacht und gethan, wie sie vor Schmerz, und wenn sie es konnten, wie sie vor Freude, und worüber sie geweint haben. Und wenn dies ein wenig auf Kosten der Erde, zu Ehren des Himmels, geschieht, so ist das ja gerade humoristisch, und wird weder oben noch unten gemißbilligt werden.

Theodor von Kobbe.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ₰ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ₰ 40 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani mihi quod humanum.

Zweiter Jahrgang.

№ 4. Donnerstag, 21. Januar. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann*).

Der Hufschlag des Pferdes näherte sich, und es kam ein ältlicher, dicker Mann, dem ein Dünner folgte, nach der Stelle zu geritten, wo ich stand. Der Mann trug einen gelben Hut, einen gelben Rock, eine gelbe Hose und eine gelbe Weste, sah sehr blaß und aufgedunsen und äußerst verdrießlich aus. Schon sein Ansehen und der völlig gleichgültige Blick, mit dem er die Gegend überschaute, würde mich gelehrt haben, von welchem Volke dieser Fremdling sey, wenn ich ihn auch nicht sobald hätte reden hören. Der Diener half seinem Herrn vom Pferde, führte ihn zu dem Steine, auf welchem das Brautpaar gestanden hatte, ließ ihn niedersitzen, gab ihm ein spanisches Rohr in die Hand, schob dessen Knopf unter sein Kinn, und richtete auf diese Weise gleichsam die Statue eines gefühllosen Naturbeschauers zu. Der Herr ließ nämlich Alles phlegmatisch mit sich vor-

*) Werden aber Ihre Landsleute nicht über diesen Artikel zürnen? fragte ich einen Holländer, der dies Manuscript gelesen. O bewahre, mein Herr, wir Holländer sind die wahren Humoristen, und nirgends giebt es eine heiterere Selbstverspottung, als bei uns, war die Antwort

nehmen und antwortete nur spärlich auf die Reden des Dieners, welcher ziemlich gesprächig war.

Aus ihrer Unterhaltung erfuhr ich, daß der gelbe Dicke ein reicher, vom Geschäfte zurückgezogener Rentenierer war, welcher unweit Amsterdam und eine Stunde von Harlem auf seinem Landhause gelebt hatte. Da sich die Anfälle des Podagra's bei ihm mehrten und gewisse Vorboten der Wassersucht erschienen, so war ihm von seinem Arzte eine Reise in die südlichen Länder verordnet worden. Dazu wollte sich denn auch Myn Heer van Streef verstehen und erklärte seine Bereitwilligkeit, bis in den Reichswald bei Cleve zu reisen. Der Arzt erklärte aber dagegen, er sey mißverstanden worden und nannte ihm die ungeheure Meilenzahl, welche er wenigstens abzureisen habe. Der Holländer war hierüber anfangs, so weit sein Naturell dies zuließ, in einige Verzweiflung gerathen, jedoch endlich, weil der Arzt ebenfalls ein ruhiger hartnäckiger Altniederländer war, und seinem Patienten mit größter Fassung Todestag, ja Todesstunde vorausgesagt hatte, wenn er nicht Folge leiste, genöthigt gewesen, sich zu fügen, und an die Reise zu denken, die er in südöstlicher Richtung vornehmen mußte, da er südlich auf der Karte die verordnete Meilenzahl nicht vor sich sah.

Um dies zu verstehen, muß gesagt werden, was ich aus den Gesprächen heraushörte, daß nämlich Myn Heer van Streef durchaus nur seine Meilen in gerader Richtung, ohne durch Umwege und Absprünge ihre Zahl zu erfüllen, verreisen wollte. Denn da ihm die Reise äußerst zuwider war, so haßte er Alles, was ihr den Schein einer Wanderung zum Vergnügen hätte geben können. Er zog deshalb auf seiner Karte von Europa nach dem Lineal mit Bleistift einen Strich von Amsterdam nach Südosten, maß daran die Meilen, fand, daß ihre Zahl sich genau auf dem Gipfel des Helikon vollende, und war so, immer streng dem Striche nachreisend, und weder rechts noch links abweichend, allgemach auf den geheiligten Berg gekommen.

Hier tröstete ihn nun der Diener, nachdem er ihm Verstehendes in einzelnen Bemerkungen erinnerlich gemacht hatte,

um ihn durch den Gedanken an die Nothwendigkeit der Reise und ihre strenge Consequenz aufzurichten, mit dem Ausrufe: Myn Heer, wir sind am Ziel, und morgen geht es nach unserem schönen Welgelegen zurück.

Gottlob, sagte der Holländer, der sich bei dem Gedanken an sein Landhaus ein wenig erheitert fühlte, und ich will, wenn wir nach Hause gekommen sind, ein Lusthaus anbauen und das soll heißen: Vreugde en Rust. Und aus der Ruhe will ich nicht wieder gehen, möchte auch meine Wassersucht so überhand nehmen, daß alle Deiche von Seeland bedroht wären. Ich kenne gar nichts Wahnschaffneres, als diese griechischen Gegenden, in denen ein beschwerlicher Berg nach dem andern kommt, wo man keine Aussicht auf Canäle und Wiesen hat, und der Himmel die unnatürliche blaue Farbe nicht los wird.

Es kann nicht überall Altniederland seyn, versetzte der Diener und stopfte sich eine kleine thönerne Pfeife; es muß auch solche nichtsnutzige Striche Landes geben.

Wenn ich da mein Landhaus Welgelegen betrachte, fuhr Myn Heer van Streel fort, der jetzt etwas gesprächiger wurde, obgleich sein Gesicht so verdrießlich blieb, wie früher, was für eine andere Gegend ist das! Neben an liegt Myn Heer de Jonghe's Schoone Zicht und auf der andern Seite Myn Heer van Lelis Vrouw Elizabeth, und mitten inne liegt Welgelegen. Ich will nun gar nicht reden von meinen innerlichen Schönheiten und bequemen Dingen, von der Menagerie, von meinem mit bunten Steinen gepflasterten Hofe, vom Muschelhäuschen, von der Voliere, von den Goldfasanen und den Mistbeeten voll Hyacinthen, die hier elend wild wachsen — aber Sebalen, denke nur an die schöne Aussicht auf den Canal, über den alle Tage die sechs braun angestrichenen Treckschuiten von den Jägerchen gezogen werden und auf die unabsehliche Wiese dahinter, in der dann doch auch nicht eine einzige Erhabenheit, so groß wie ein Maulwurfshügel ist, und den Hintergrund von zwölf Windmühlen im Gange! Und dann sieht man das nicht alle Tage, nein, einen um den andern Tag neben

oder regnet es, ſo daß die Entbehrung das Glück, um ſich blicken zu können, erhöht, und der Himmel bleibt immer, auch wenn es helles Wetter iſt, beſcheiden, mäßig und grau. Wie wird dir denn, Sebulon, wenn du an alles das denkſt?

Abſcheulich wird mir zu Muthe, rief Sebulon, und warf zornig ſeine Pfeife an den Boden, daß ſie zerbrach. Hole der böſe Feind dieſe verdammten griechiſchen Wüſten!

Ereifre dich nicht, Sebulon, ſagte der Herr ſchläfrig, mit verdroſſenem Mundhängen. Ein Holländer ereifert ſich nicht, oder er prügelt wenigſtens Jemanden dabei, auf daß der Eifer einen Nutzen habe. Mache mir jetzt Thee, das Waſſer dort ſcheint noch ſo ziemlich klar zu ſeyn, wie es in dieſem vermaledeiten Lande ſeyn kann, denn freilich, Waſſer von Utrecht iſt es nicht. Ich will unterdeſſen in der Elektra unſeres großen Vondel leſen. Er nahm ein Buch aus der Taſche, ſchlug es auf, und las halblaut mit ſonderbarem Pathos die Anfangsverſe der Vondelſchen Elektra:

O zoon van Atreus zoon, die't opperste gezach,
In't Griekache Leeger had, toen hy voor Troje lagh,
Nu zietge zeiß het gie, dues oorgh ow hart aan boechte.
Dit's Argos, d'oude Stad, daer ow gemoed om klaechte.
Dit's't woud van Jö zeil, dat dolgepriekelt dier.
Het wolleveld van Apol, den wolvenschrick, is hier,
En deze vermaerde Kerck, die Argos Juno wydde,
Rijst ginder hemelhoogh, aen ow rechte zijde...

Ja, ja, unterbrach ſich Myn Heer van Streef, das iſt denn freilich etwas Griechiſcher, als dieſe helikoniſche Knüppeldammwirthſchaft. Er ſummte ſacht in ſeinem Vondel weiter.

Sebulon hatte unterdeſſen die Reiſethermaſchine, welche ſein Herr überall mit hinnahm, aus dem Mantelſack hervorgeholt, Feuer angezündet, Waſſer aus der Hippokrene geſchöpft, es gekocht und grünen Thee aufgeſchüttet. Als das unentbehrliche Getränk bereitet war, reichte er ſeinem Herrn eine Taſſe.

Myn Herr van Streef führte ſie ſo langſam und mürriſch zum Munde, wie er in allen ſeinen Bewegungen bisher geweſen war. Er koſtete und koſtete, die ſchlaffen Lip-

pen zogen ſich ein wenig zuſammen, dann ſchluckte er bedächtig den Inhalt der Taſſe hinunter, und ſagte: Sebulon noch eine. — Sebulon ſah ſeinen Herrn bedenklich an und ſchüttelte den Kopf. Die zweite Taſſe trank Myn Heer van Streef, ohne zu koſten, aus. Seine Augen bekamen während des Trinkens eine Art von Glanz und er ſagte: Sebulon noch eine. — Sebulon reichte ihm zitternd und eine große Unruhe in ſeinen Zügen die dritte Taſſe. Dieſe ſtürzte Myn Heer van Streef beinahe haſtig hinunter und darauf ſah er faſt gen Himmel.

Ach, Myn Heer! rief der Diener beſorgt, was iſt Euch widerfahren? Sonſt braucht Ihr ja auf drei Taſſen Thee drei Viertelſtunden, und hier geht es wie Extrapoſt in den Magen.

Der alte Holländer ſah ſehr nachdenklich aus und ſagte endlich nach langem Schweigen: Sebulon, dieſer Thee hier ſchmeckt mir beſſer als der auf meinem Landhauſe Welgelegen eine Stunde von Amſterdam.

Da raufte der treue Diener ſein Haar, weinte und ſchrie: O wehe mir, wehe! Myn Heer van Streef iſt auf dieſem nichtswürdigen Berge toll geworden; ſein Thee ſchmeckt ihm dahaußen beſſer als daheim; er lobt die Fremde auf Koſten von Altniederland, er iſt abgefallen von Oranjeboven und Altniederland.

Sebulon erhitze dich nicht, ſagte der Herr gleichmüthig und freundlich. Ich habe meinen Verſtand nicht verloren. Weißt du, was Schwärmerei bedeutet? Es iſt der Zuſtand, worin ſich der Hanswurſt von Franzoſen, und der Bull von Engländer oft befindet, und der deutſche Muff faſt immer, Altniederland aber niemals. Die Sache ſollte aber zur Probe auch einmal an uns kommen, denn bei Gott iſt kein Ding unmöglich. Ich liefere die Probe. Ich ſchwärme, Sebulon, das iſt das Ganze. In dem Thee muß etwas ſeyn; ich bin von dem Thee ein Schwärmer geworden, denn ich muß es noch einmal ſagen; er ſchmeckt wahrhaftig beſſer, als der auf meinem Landgute Welgelegen. Es wird aber ſchon wieder vergehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lotterieangelegenheiten.

1.

Der Zufall formet oft noch wunderlichere Erscheinungen als der Frost am Fenster, wenn der seine arabeskenmäßige Blumenmalerei treibt.

Vor vielen Jahren lebte in Hannover eine gottesfürchtige Frau, die alle Glücksspiele als eine schlechte Beschäftigung desavouirte. Nichts destoweniger war ihr ein Loos zur letzten Klasse aufgedrungen worden.

Sie erzählte dies in einer großen Familiengesellschaft *), wo eine große Menge Vettern und Nichten waren. »Tantchen,« hieß es, »was erhalte ich, wenn Sie das große »Loos gewinnen?« Es wurde dies oder jenes von allen Stubengegenden her erbeten.

»Ich gäbe gerne, was Du verlangst, liebes Kind,« versetzte die gutmüthige Matrone, »aber ich gewinne nichts.«

Jetzt aber regnete es Wünsche. Jeder wurde mit dem Versprechen der Erfüllung gekrönt.

»Engelstante, ich protocolliire alle Bitten und Ihre »Gelübde,« rief ein junger Referendar, aus der Verwandtschaft.

»Es wäre Schade um das Papier,« lächelte die Alte, »aber meinetwegen.«

Der Neffe nahm sein Verzeichniß auf, versiegelte es mit einem Siegelring. Cousine Louise nahm es in Verwahrung.

Vier Wochen darauf hatte die gnädige Tante das große Loos gewonnen.

»Ich halte Wort,« sagte die brave Frau.

Das Papier wurde eröffnet, die Zusagen erfüllt. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge hatte die Schenkerin, nach Leistung alles Versprochenen, sieben gute Groschen Schaden. —

*) Die Geschichte hat sich vielleicht in der von der Deckenschen Familie ereignet, die noch jetzt sich zuweilen bei Vierzigen versammelt.

Es iſt eine gute Tante, ſprach der Referendar bei ſich ſelbſt. — Ich hätte, als Juriſt, doch eine Quart abgezogen.

2.

Zu Badbergen, bei Osnabrück, lebt ein Bauer, der vermögend und geſellig iſt. Velten, ſo wollen wir ihn nennen, ſpielt gerne Karten, und giebt auch dem Glück zuweilen Gelegenheit ſich an ihm zu verherrlichen. Er ſchlachtet jedes Jahr ein ganzes Loos ein, wie er es nennt. Er iſt ein beharrlicher Lotterieſpieler. Fortes fortuna juvat.

Im vorigen Jahre bekam Velten Ahnungen, woran unſere vernünftigen norddeutſchen Bauern ſonſt ſelten leiden. »Ich weiß daß ich das groſſe Loos gewinne, es iſt ausgemacht.« — So ſprach Velten erſt für ſich, dann zu Frau und Kind, dann zum Schulmeiſter, zuletzt öffentlich in der Schenke.

Alle ungläubige Zweifler verlachte Velten. Das ärgerte dieſe; denn es giebt viele Leute, die einen Andern mehr, um ſeines eingebildeten Glückes willen, als wegen ſeines wirklichen beneiden. Dieſe beredeten ſich hämiſch und vermochten einen Durchreiſenden, Velten einen Schabernack zu ſpielen. Sie verkleideten ihn nämlich als einen Poſtillion, nicht als den von Longjumeau, ſondern als den von Osnabrück und ſchickten ihn vor Veltens Thür. —

Der Fremde konnte das Mantellied erkennbar blaſen. Das that er, indem er haſtig vor des Bauern Haus ritt.

»Gott zum Gruß!« rief er. »Herr Velten! Sie haben das groſſe Loos gewonnen.«

»Das weiß ich längſt,« ſchmunzelte Velten, »aber dieſer Umſtand ſoll Euer Schaden nicht ſeyn. Ich habe eine Flaſche Mar Sutaine*), den ſollt Ihr mit mir leeren.«

Der Poſtillion ſtieg vom Pferde und gehorchte. Aber eine Entdeckung fürchtend, gab er vor, er müßte noch in's Oldenburgiſche und dort einen Nebengewinn von 2000 Tha-

*) Mar Sutaine ein vortrefflicher neuer in Norddeutſchland Mode gewordener Champagner.

lern dem Förſter in Cloppenburg zu verkünden. Und ſomit empfahl er ſich. Von Trinkgeld war keine Rede.

Es iſt doch ein eigen Ding mit den Ahnungen, rief Velten ihm leiſe nach. — Dann trank er noch eine Flaſche weißen Wein auf die gerechte Sache. Dabei pfiff er den Deſſauer Marſch wie ein Dompfaff. Hierauf ging Velten zu Bette. Er ſchlief bald ein. Der arme getäuſchte Velten!

Da pochte es an die Thüre. — Ein wirklicher Poſtillion kam von Osnabrück und brachte die Nachricht, daß Velten wirklich das große Loos gewonnen habe.

»Ich weiß ſchon Alles, guter Freund, macht nur daß »Ihr fortkommt und laßt mich ruhig ſchlafen,« rief Velten dem Poſtillion entgegen, als dieſer vor ſein Bett trat.

Der Poſtillion aber ritt kopfſchüttelnd zurück. »Der »jüngſte Tag muß nahe ſeyn,« meinte er, »wenn die Leute »ſich nicht mehr wundern, daß ſie das große Loos gewonnen »haben, und es gar vorher wiſſen! Das kommt von der »Aufklärung, daran ſind die Eiſenbahnen und die Dampf»wagen Schuld.«

In Badbergen und in der Umgegend hat dies Ereigniß erſtaunlich viel Gelegenheit zu Mißverſtändniſſen, Erklärungen, Wetten und Aerger veranlaßt.

Velten benahm ſich wie ein Weiſer. Er lachte nicht, er lächelte nur.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ßß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 18 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 5. Donnerstag, 31. Januar. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

(Fortsetzung.)

Nur mit Mühe gelang es dem schwärmerischen Holländer, seinen Diener zu beruhigen. Am meisten wirkte dazu die Versicherung, daß aller Wahrscheinlichkeit nach dieser exaltirte Zustand eine rettende Crise seines Uebels sey, daß die Wassersucht durch die Schwärmerei eine Stopfung erhalten habe. Der alte Schwärmer stand auf und schickte sich zum Rückwege an, Sebulon packte das Theegeräth zusammen. Myn Heer van Streef sah sich um und sagte: Ich möchte wohl ein Angedenken an diesem ziemlich erträglichen Platz und an die schöne Stunde, in welcher mir der Thee so wohl schmeckte, mitnehmen, ein Erinnerungszeichen an die hiesige Schwärmerei. — Was sollen wir mitnehmen? versetzte Sebulon noch immer ziemlich kleinlaut, wir können doch nicht die Boompges (er meinte die Lorbeeren) oder die großen Klinker (er meinte die Klippen) einpacken. In diesem Augenblicke sah er mich, der ich hinter einem Felsen den schwärmerischen Auftritt belauscht hatte, zog mich hervor und rief: Was für eine Creatur ist das? Der schwär-

meriſche Holländer beſah mich, und ſagte dann langſam: Wirf dem Vieh einen Strick um den Hals, Sebulon. Das will ich mitnehmen als Angedenken an dieſe ſchöne Stunde Es ſcheint zu einer unbekannten Thierart zu gehören; Myn Heer de Jonghe, der in Batavia geweſen iſt, ſoll mir ſagen, ob ſie auch auf Java vorkommt.

Was ſollte ich machen? Ein Entrinnen war nicht möglich, auch muß ich bekennen, daß die Reſte der Menſchheit in mir einige Freude darüber empfanden, wieder unter ihres Gleichen zu kommen; obgleich eine geheime düſtere Ahnung mir zuflüſterte, daß die Schwärmerei des Holländers mir drückend werden könne. — Ich ließ mir das Fangſeil geduldig um den Hals ſchlingen und verließ mit meinem neuen Herrn, der ſacht voran ritt, und Sebulon, der mich am Stricke hinter ſich her führte, den Berg, auf welchem mir ſo Vieles begegnet war. Vor unſerem Abmarſche hatte Sebulon die Kantinen, die zu beiden Seiten des Pferdes hingen, mit Waſſer der Hippokrene füllen müſſen zu einem nochmaligen Thee auf dem Landhauſe Welgelegen.

Am Fuße des Berges war Myn Heer van Streef ſchon wieder eben ſo verdrießlich, wie vorher, und dieſe Stimmung blieb ihm auch während der ganzen Reiſe. Wir ſetzten dieſelbe, nachdem wir in ebnere Gegenden gekommen waren, zu Wagen fort, d. h. Herr und Diener ſaßen im Wagen, und ich lief neben her — Ihr mögt mir es glauben oder nicht, es liegt mir nichts daran, aber wahr muß wahr bleiben — ich habe die Paar hundert Meilen zu Fuß zurückgelegt, ausgenommen eine kurze Strecke des adriatiſchen Meers, die wir auf einer ſclavoniſchen Schebecke durchſchnitten. Ja, neben holländiſchen Schwärmern läßt ſich ſchon zu Fuß fortkommen!

Bald genug aber ſehnte ich mich auf den Helikon zurück. Denn die Herrſchaft von Altniederland iſt die härteſte, die es giebt. Ich wurde behandelt wie eine Colonie, für mein Futter mußte ich ſelbſt ſorgen, auf der ſclavoniſchen Schebecke bekam ich, Gott verdamme mich, nichts zu genießen als den Duft von Hyacinthenzwiebeln, die Myn

Heer van Streef gekauft hatte, und welche neben meinem Verſchlage lagen. Dazu die Einſeitigkeit einer Reiſe nach dem Bleiſtiftſtrich! Denn nach dieſem machte mein Herr auch ſeine Rückfahrt. Die meiſten Merkwürdigkeiten der Oerter lernt man oft nur zur Hälfte kennen. So z. B. habe ich in Frankfurt das Incompetenzgebäude nicht zu ſehen bekommen, weil unſer Strich durch die Judengaſſe ging.

Nun, dieſe Unannehmlichkeiten hatten zuletzt auch ein Ende. Wir trafen in Amſterdam und eine Stunde ſpäter auf dem Landhauſe Welgelegen ein. Bei dem Anblicke des Canals, der ebenen Wieſe, der zwölf Windmühlen, endlich bei dem Anblicke ſines ſtillen Hauſes mit den herabgelaſſenen Fenſterverhängen, mit dem buntgepflaſterten Hofe, mit der Voliere aus vergeldetem Draht und mit dem grünen, eingezäunten Flecke, auf welchem Gold- und Silberfaſanen nebſt anderem Geflügel ſpazieren gingen, vergoß Mon Heer van Streef zwei runde Thränen und ſagte zu Sebulen: O Welgelegen! weiter aber nichts. Sebulen ſchluchzte, beugte ſich vor dem Thore zur Erde, gleichſam um ſie zu küſſen und verſetzte: Welgelegen iſt Welgelegen, Mon Heer van Streef. In der Pforte ſtanden ſechs nordholländiſche Mägde mit goldenen Blechen in den Haaren, alle weiß und rund und ſauber gekleidet, daß ſie glänzten. Sie machten einen Knicks, küßten ihrem Herrn die Hand und ſagten: Viel Glück und Heil zur Rückkunft, Mon Heer. Ihren Kreis trennte ein kleiner Mann, rothen Antlitzes, aber ganz weiß und ehrwürdig eingepudert, ſchüttelte dem Heimkehrenden die Hand und ſprach: Ich habe davon erfahren, daß Ihr heute kommen würdet, da wollte ich gleich zuſehen, ob die Kur angeſchlagen habe. — Doctor, ich ſchwärmte auf dem Helikon, darnach wurde mir beſſer, und ich bin völlig hergeſtellt, verſetzte der Patient. Der Doctor hatte ihn inzwiſchen prüfend beſchaut und erwiederte kaltblütig: Nein, Mon Heer van Streef, Ihr ſeyd noch eben ſo krank, als da Ihr abreiſtet, Ihr müßt deshalb von Neuem auf Reiſen gehen, ſonſt ſterbt Ihr dann und dann. Er nannte den Todestag.

Hier aber ſah und hörte ich, wenn ich früher holländiſche Schwärmerei kennen gelernt hatte, was holländiſche Wuth heißen wolle. Denn das Geſicht von Myn Heer van Streef wurde graubraun, die Stirnandern ſchwellen an, daß ſie Baumwurzeln glichen, und er goß über den Doctor eine ſolche Fluth von Scheltreden aus, daß ich über den Reichthum der Landesſprache in derartigen Wendungen erſtaunen mußte. Der Doctor ſeinerſeits fühlte auch in ſich eine niederländiſche Begeiſterung erwachen und ſchimpfte den Patienten aus, Sebulon ſchimpfte auf den Doctor, die erſte Nordholländerin ſchimpfte auf Sebulon, daß er ſich in den Streit der Herren miſche, die Zweite auf die Erſte, daß ſie auf Sebulon ſchimpfe, die Dritte auf die Zweite, daß ſie auf die Erſte ſchimpfe, die Vierte auf die Dritte, daß ſie auf die Zweite ſchimpfe, die Fünfte auf Sebulon, die Erſte, Zweite, Dritte und Vierte insgeſammt, die Sechſte ſchimpfte auf Niemand insbeſondere, ſondern im Allgemeinen. Es erinnerte mich dieſes verwickelte Schimpfgemälde durchaus an den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Tagesliteratur.

Auf ſo laute und ſtürmiſche Weiſe ging der Empfang des ſchwärmeriſchen Holländers in der Hofespforte ſeines ſtillen Landhauſes vor ſich. Die Goldfaſanen, die Silberfaſanen und einige indianiſche Raben der Voliere ſchrieen in das allgemeine Geſchrei auch hinein, und Gott weiß, ob nicht noch Thätlichkeiten das Feſt gekrönt haben würden, wenn nicht plötzlich in der Entfernung das reitende Jägerchen, und hinter ihm am Seile vom Pferde gezogen, das braune Nationalfahrzeug ſichtbar geworden wäre. Bei dieſem Anblicke ebneten ſich die zornigen Wellen, Aller Antlitz begann friedlich und freundlich zu leuchten, und wie aus einem Munde rieſen Doctor, Patient, Sebulon und ſechs Nordholländerinnen: Die fünfte Schuite! — Kommt aber heute zwei Minuten zu ſpät, ſetzte Myn Heer van Streef hinzu, indem er auf ſeine Uhr ſah. — Er ging freundlich in ſein Landhaus; der Doctor beſtieg beſänftiget die Schuite nach Amſterdam.

So ſchlichtete der Anblick der fünften Schnite von Harlem dieſe niederländiſchen Wirren. Ich war, als gehöre ich zur Familie, meinem Herrn bis auf den Hausflur gefolgt, aber eine Magd trieb mich ziemlich unſanft von den Stiegen und fing alsogleich an, heftig nachzuſcheuern, wo ich geſtanden hatte, obgleich ich mir ſelbſt das Zeugniß geben muß, daß ich mich ſehr anſtändig auf dem Flur von Welgelegen benommen habe. Sebulon ſperrte mich auf einem der grünen Plätze zu den Gold- und Silberfaſanen ein, d. h. ich kam nicht zu dieſem Gefieder unmittelbar, ſondern erhielt einen eigenen kleinen Abſchlag, wie denn auch jeder Goldfaſan und jeder Silberfaſan ſeinen beſonders abgeſteckten und eingefriedigten Platz hatte, vermuthlich weil Mynheer van Streef ſelbſt bei den Thieren holländiſche Neigungen vorausſetzte. Ich fand ziemlich gute Weide, wenn auch nicht ſo aromatiſche Kräuter, wie am Helikon, fraß mich endlich einmal in Muße wieder ſatt und verſchlief den meiſten Theil der folgenden Tage aus übergroßer Ermüdung von dem langen Reiſewege. Erſt etwa eine Woche ſpäter bekam ich ſonach die Fähigkeit wieder, aufzumerken, über meine Umgebung und mich nachzudenken.

Als dieſer Zeitpunct eingetreten war, habe ich die Lebensweiſe eines holländiſchen Rentenierers, der ſich vom Geſchäft zurückgezogen hat, gründlich kennen lernen. Denn mein Weide- und Wohnplatz lag hart unter den Fenſtern des Luſthäuschens, welches durch den Hof von dem Haupthauſe getrennt, dem Herrn des Landhauſes zu ſeinem täglichen Vergnügungsorte diente, es mochte Sonnenſchein oder Nebel, Sturm oder Regen ſeyn. Sebulon hatte mir einen Felſen von Klinkern etwa vier Fuß hoch aufgebaut, welcher Klein-Helikon genannt wurde. Auf dieſen kletterte ich häufig und konnte von ihm aus Alles ſehen, was in dem Luſthäuschen vorging, das Meiſte auch hören, was darin geſprochen wurde, da die Fenſter, wenn das Wetter nicht gar zu ſchlecht war, nach der Menagerieſeite zu, offen zu ſtehen pflegten. Nach der Canalſeite aber waren ſie ſtets geſchloſ-

ſen und auch verhängt bis auf eine kleine, zur Beobachtung der Treckſchuiten nothwendige Oeffnung.

Des Morgens um acht Uhr kam Myn Heer van Streef regelmäßig in ſein Luſthaus gegangen. Er trug dann ſeinen Frühanzug von zeiſiggrünem Camelot und eine rothe Mappe unter dem Arme. Mit der Pfeife und dem Theegeräthe folgte ihm die erſte Magd, denn zu Hauſe ließ er ſich nur von den Frauenzimmern bedienen, Sebulon war nur auf der Reiſe zum Diener erhöht worden, in dem Landhauſe Weigelegen hatte er ſeine Stellung als Haus- oder Gartenknecht wieder eingenommen. Myn Heer van Streef trank nun ſeinen Thee, nicht raſch, wie auf dem Helikon, ſondern wirklich, wie Sebulon geſagt hatte, die Taſſe in einer Viertelſtunde, wozu er langſam den Rauch aus der angezündeten Pfeife blies und in geregelten Zeitabſchnitten wechſelsweiſe mit ſtarrem Blicke nach dem Canal und nach uns, ſeiner Menagerie, ausſah. Sonſt nahm er während dieſer Zeit nichts vor, denn er war der Meinung, daß jedes Geſchäft für ſich betrieben werden müſſe Nach dem Frühſtücksgeſchäfte ſchickte er ſich zu dem Zweiten an, nämlich den Text ſeiner Kansbillets, die er in der rothen Mappe verwahrte, Stück vor Stück, obgleich derartige Schriftwerke bekanntlich gleich lauten, nachzuleſen. An den Zinstagen geſellte ſich dazu die Arbeit, die Coupons abzuſchneiden. Dieſe Mühen pflegten die zwölfte Tagesſtunde heranzubringen. Dann erſchien ein Diener aus dem Landhauſe Schoone Zicht und Einer aus der Vrouw Elizabeth, brachte einen höflichen Gruß von Myn Heer de Jonghe und Myn Heer van Toll und die Anfrage ihrer Herren: Wie Myn Heer van Streef geſchlafen habe und ſich befinde? Myn Heer van Streef antwortete nach langer Ueberlegung jeden Tag daſſelbe; daß die Nacht ziemlich ruhig geweſen ſey, und das Befinden, Gott ſey Dank, ſich leidlich verhalte. Wenn dieſe Boten abgefertigt waren, wurde Sebulon geklingelt und nach der Schoonen Zicht und der Vrouw Elizabeth entſendet mit höflichem Gruße von Myn Heer van Streef an Myn Heer de Jonghe und Myn Heer van Toll und

seinerseitiger Anfrage, wie diese beiden Herren geschlafen hätten und sich befänden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In seinem neuesten Werke, »der Vorläufer« betitelt, dessen Vorwort signirt ist: »In meiner Kangsché auf dem Nil ohnweit Crocodilopolis den 1. März 1837,« beschreibt der hohe Reisende seine Kreuz und Querzüge durch Griechenland, und während er dabei mit Strabon und Pausanias und den Vallen Geschichte, Geographie und Alterthumskunde aller Art so spielend leicht um sich wirft, wie ein Jongleur mit den eisernen Kugeln, auch Männer wie Thiersch und Andere lächerlich macht, und Ludwig Roß in antiquarisch-historischen Dingen nur eben gelten läßt — (»gegen diese Gründe von Herrn Doctor Roß will ich nicht streiten« sagt z. B. einmal Se. Durchlaucht), widerfährt ihm doch hie und da in wissenschaftlichen Dingen unversehens etwas so überaus Menschliches, daß, wenn der Herr das Folgende lese, sein Secretair, genannt »Theolog,« entweder Gefahr liefe weggejagt, oder in der von dem Reisenden H. Schönwälder angegebenen Art fustigirt zu werden. Da indeß die humoristischen Blätter, wenn auch vielleicht durch Zufall, nach Griechenland, doch keineswegs nach Crocodilopolis oder an den Sinai zum Emir Beschir gelangen dürften, solche Fährlichkeit für den armen »Theolog« also nicht zu besorgen ist, so wollen wir denn eins von jenen Beispielen der Gelehrsamkeit Seiner Durchlaucht zum Besten geben.

Am a. O. S. 138 heißt es: »Wir erreichten nach einer kleinen Stunde, meist in einem niedrigen Piniengehölz aufsteigend, den Ort, wo jener berühmte Tempel Poseidons stand, in dem Demosthenes den Giftbecher trank, um sich die Demüthigung zu ersparen, vor dem siegenden Philipp erscheinen zu müssen.«

Der arme Philipp! er wird hier durch den lebendigen Verstorbenen selbst zum Revenant, da er gute 15 Jahre nach seinem Tode noch seinen tödtlichsten Gegner Demosthenes in den Tod jagt. Bedenken Sie, geschätzter Verstorbener, daß nicht alle Leute die Kunst des Todtlebendig- oder Lebendigtodtseyns besitzen, jedenfalls die Alten nicht, die, einmal über den Styx, nie wieder erschienen sind. »Wenn Philipp todt ist,« sagte Demosthenes einst zu den über eine solche Todesnachricht zu früh jubilirenden Athenern, »so wird er auch morgen und übermorgen todt seyn! — Der Vorläufer aber weiß es freilich besser.

Ad. Stahr.

Unsern uns wohlgesinnten Lesern theilen wir die angenehme Nachricht mit, daß der vorjährige Jahrgang unserer humoristischen Blätter ein poetisches Ehrenzeichen erhalten hat. Der große **Rückert** giebt ihnen in einem Schreiben vom 15. Januar d. J. den Beinamen »treffliche,« dankt für die angenehme Unterhaltung, die sie ihm verursacht, und verspricht, was von seinen Arbeiten für die Blätter passend seyn wird, uns zu übersenden. Solche erwärmende Strahlen thun im neblichten Norden Einem wohl, wo es Leute giebt, die, anstatt ein literarisches Institut durch Theilnahme zu unterstützen, es gerne erdrückten, weil sie sich, wie einige Wilde, vor den gedruckten Buchstaben scheuen.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 10 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Geld für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 6. Donnerstag, 7. Februar. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

(Fortsetzung.)

Nach vorgedachten Anstrengungen wurde zur Herstellung der erschöpften Lebenskraft wieder Thee getrunken, geraucht und die Meldung des zurückkehrenden Sebulon entgegen genommen. Darauf ging Myn Heer van Streef in das Haupthaus, kam angekleidet zurück in den Hof, stellte sich vor die Voliere und demnächst vor jeden Abschlag der Menagerie, sah die Einwohnerschaft der Voliere und dann Jedes von uns eine geraume Zeit lang bedächtig an, schüttelte auf jeder dieser Stationen das Haupt und sagte, so oft er schüttelte: Unvernünftige Thiere! — Dieses that er jeden Tag, auch wenn es regnete, Sebulon hielt ihm dann nur während dieser geringschätzigen Betrachtungen den Regenschirm über.

Waren die Allocutionen an die Voliere und Menagerie geendiget, so ging er wieder in das Haupthaus und speiste, es mochte dann etwa vier Uhr Nachmittags seyn, zu Mittag; hielt darauf seine Mittagsruhe und kehrte, abermals eine Mappe unter dem Arme, jetzt aber eine grüne, sechs

Uhr Abends in das Lusthaus zurück. Er trank nunmehr seinen dritten Thee, rauchte, wie sich von selbst versteht, abermals dazu und las dann Amsterdamer Stadtobligationen, die er in der grünen Mappe verwahrte. Darüber pflegte es dunkel zu werden; Myn Heer van Streef klappte gähnend die Mappe zu, sah noch einmal nach dem Canal, verließ hierauf das Lusthaus und zog sich in das Haupthaus zurück. Sobald es völlig dunkel war, schloß Sebulen die Pforte; die Lichter, welche in den Fenstern des Hauses eine kurze Zeit lang leuchteten, erloschen allgemach — ein Zeichen, daß Herr und Dienerschaft in ihren Betten von den Anstrengungen des Tages ausruhten. Das tiefste Schweigen und die lautloseste Stille senkten sich auf Weltgelegen herab.

Ich habe unter den Beschäftigungen des Tages anzumerken vergessen, daß Myn Heer van Streef auch den Ankunftsaugenblick jeder der sechs Schuiten, welche täglich von Harlem nach Amsterdam vorüberfuhren, auf einer schwarzen Tafel, welche im Lusthäuschen hing, zu notiren pflegte, und aus den Unterschieden wöchentlich eine mittlere Zeit herausrechnete. Ich hörte ihn zuweilen sagen, es sey sein größter Kummer, daß diese Mittelzeiten nie stimmen wollten, auch wenn er sie auf Monate, ja selbst Jahre schlüge, und daß daher die rechte mittlere Ankunftszeit einer Treckschuite noch immer ein unlösbares Räthsel wäre.

So ging ein Tag wie der andere hin.

O Herr! seufzte ich bei diesem niederländischen Leben in Freude und Rast oft (denn ich bediente mich bei meinen Ausrufungen nun nicht mehr der Mythologie), was für eine Langeweile! Steht denn mein Herr nur eine Stufe über dem Faulthier und nicht tief unter dem Elephanten, dem stolzempfindlichen Rosse, dem rührigen Hunde, obschon er Kans Billets und Amsterdamer Stadtobligationen liest? Und doch dünkt er sich was Rechtes, glaubt eine unsterbliche Seele zu besitzen, und doch behandelt der schwärmerische Barbar uns Thiere mit Verachtung! — Es war natürlich, daß sich auf solchem Wege kein Verhältniß der Zuneigung

zwiſchen mir und ihm entfalten konnte; dieſer Holländer war nicht geeignet, Liebe zu erwecken. Ich drehte ihm daher auch immer den Rücken zu, wenn er vor meinen Verſchlag trat. Um der Laſt der ſchrecklichen Langeweile von Weilgelegen mich zu entziehen, ſuchte ich mit meinen Nachbarn in der Menagerie Umgang anzuknüpfen. Ich hatte recht leidliche Leute zu Nachbarn, links einen Goldfaſan und rechts einen Silberfaſan, hinter mir ein Paar Schildkröten in einem großen Sandkaſten und einen jungen Biber, deſſen Schwanz im Waſſer hing. Es wäre mir intereſſant geweſen, mit Vögeln, Amphibien und amphibienartigen Geſchöpfen auch einmal meine Ideen auszutauſchen, aber dazu wollte ſich hier keine Gelegenheit finden. Dieſe Particuliers war von dem geiſtigen Drucke, der über Weilgelegen laſtete, ſo gebeugt, daß alle meine Verſuche, ihnen näher zu treten, mein herzliches Meckern und ſo mancher treugemeinte Bocksſprung keinen Anklang fanden. Die Faſanen lagen meiſtens, den Kopf unter die Flügel geſteckt, dumpf hinbrütend da, die Schildkröten zogen ſich, ſobald ſie ſich an ihrem Kohle ſatt geknabbert hatten, unter ihr Schild zurück, der Biber hatte für nichts Sinn, als für das kalte Waſſer um ſeinen Schweif.

Meine Pein zu ſchärfen, diente die berufene holländiſche Reinlichkeit. Es wurde nämlich auf uns Thiere eine beſondere Kehrmagd gehalten, welche bei ihrem Mitgeſinde Dreck-Grete hieß, weil ihr anbefohlen war, die äußerſte Sauberkeit unſerer Wohnſtätten in Obacht zu nehmen. Sie brachte den Tag über in einer Art von Portierhäuschen am Eingange des Haupthauſes zu und lugte beſtändig auf die Menagerie hinaus. Ließ nun ein Faſan eine Feder fallen, oder fiel ſonſt etwas vor, was nicht zu vermeiden ſtand — lieber Gott, man bleibt denn doch Thier! — alſobald ſchoß dieſe ihrem Berufe fanatiſch ergebene Reinigungsperſon, bewaffnet mit einem langen Borſtbeſen hervor, riß den betreffenden Verſchlag auf und ſäuberte vermöge des Beſens die Stelle. Meine Collegen waren zu ſehr Vieh, um ſich hieraus etwas zu machen, aber in mir hatte der Menſch Theil

an dergleichen Vorkommenheiten, in mir ſchämte ſich der Menſch vor einer ſolcher Ueberwachung ſeiner eigenſten und innerſten Angelegenheiten. Ich war oft in der größten Verlegenheit zwiſchen Müſſen und nicht Mögen, zwiſchen natürlichen Wünſchen und der Furcht vor der auflauernden und ſchon zum conventionellen Vorßbeſen greifenden Dreck-Griete!

Die Langeweile — die Iſolirung — die ewig drohende Kehrmagd — meine Lage wurde von Tage zu Tage fürchterlicher! Münchhauſen war damals unglücklich, ganz unglücklich! Das Schickſal hatte mich zu hart angefaßt, ich war ein Opfer kalter Schwärmerei geworden; das iſt das Schrecklichſte, was es zwiſchen Himmel und Erde giebt.

Eine tragiſche Verzweiflung bemächtigte ſich meiner. Ich ſann auf Selbſtmord. Ich wollte die Natur zwingen; wie Andere ſich der Speiſe enthalten, wollte ich dem Vorſtbeſen der Reinigungsperſon ſein Opfer unterſchlagen — lange — für immer! — — Denn ich fühlte, daß, mit Heldenmuth den Entſchluß durchgeführt, der Organismus untergehen müſſe. Dieſe Weiſe, zu enden, dünkte mich die erhabenſte, reinſte, ſie kam mir neu und unnachahmlich vor.

Ich hielt mich ſtill für mich. Zwei Tage lang raſſelte das Thürſchloß meines Verſchlages. Die Reinigungsperſon umſchlich mich unheimlich ſpähend. Ich dachte: Schleich du; ich ſterbe!

Am dritten Tage ließ Myn Heer van Streef die Späherin rufen und fragte ſie, was mir fehle? ich ſtehe ja ſo verdroſſen und ohrhängerig da? Griete berichtete dem Herrn, was ſie wußte. — So muß man abwarten, ob es ſich bis morgen mit ihm beſſert, ſprach mein fühlloſer Gebieter, und wenn das nicht geſchieht, ſo gebt ihm — — Er verordnete das ſchnelle und unwiderſtehliche Mittel, gegen welches in ſolchen Fällen ſelbſt der Heldenmuth eines Cato ſich fruchtlos ſtemmen würde.

Nein, es iſt zu viel! meckerte ich ingrimmig und traurig zugleich; indem ich am Felſen Klein-Helikon niederſank und meine heiße Stirn wider dieſe Klinker ſtieß. Nicht le-

den können, und nicht sterben dürfen! — Ich sah schon im Geiste den Augenblick, der meinen Entschluß gewaltsam brechen würde, und das furchtbare Instrument in Brietens Hand, ich sah mich schon wieder schamroth, entwürdigt, in die alten Conflikte zurückgeworfen, denen meine freie Seele sich entronnen wähnte.

Ach, der nämliche Tag sollte mich noch was ganz Anderes sehen lassen! Wie schwach steht es um die sogenannten großen Vorsätze! Bittere und demüthigende Erfahrung, die ich an mir selber machte!

Myn Heer van Streef empfing an diesem Tage einen Besuch von seinen Nachbaren de Jonghe und van Zell. Die Besitzer der drei Landhäuser Welgelegen, Schoone Zicht und Vrouw Elizabeth pflegten einander nur einmal im Jahre gegenseitig zu besuchen. Die Tage waren ein für allemal festgestellt, und sonst sahen einander die drei Holländer nicht, obgleich die Landhäuser kaum fünfhundert Schritte von einander entfernt waren. Wenn sie zusammenkamen, so zeigte der Wirth seinen Gästen den Zuwachs vom letzten Jahre in dem, woran seine Seele hing. Myn Heer van Zell hielt auf ein reiches Porcellancabinet, Myn Heer de Jonghe auf eine Sammlung von Naturalien und Myn Heer van Streef auf seine Menagerie am meisten.

Nachdem die drei Freunde im Lusthäuschen Thee getrunken hatten, führte mein Gebieter seinen Besuch zu unsern Verschlägen und fragte de Jonghe'n, der, wie wir wissen, in Ostindien gewesen war, ob er eine Thierserte, wie die meinige, auf Java kennen gelernt habe. Schon bei dem ersten flüchtigen Ueberblicke, den mir der Naturaliensammler widmete, fingen seine Augen an zu glänzen, und seine farblosen Wangen wurden von einer leichten Röthe überflogen. Ich mußte mich erheben, Myn Heer de Jonghe betrachtete mich von allen Seiten, hob meine Pfoten, die noch nicht ganz vergessen hatten, Menschenarme zu bedeuten, auf, untersuchte mein Maul, guckte mir in den Rachen, befühlte meinen Schädel.

Myn Heer van Streef sah dieser Analyse mit dem ruhigen Stolze eines glücklichen Besitzers zu. Nach vielfältigem Anschauen und Tasten war Myn Heer de Jonghe zu dem Bekenntnisse gedrungen: Nein, diese Thierseele kommt nicht auf Java vor. Ich glaubte Anfangs, es sey der kleine gefleckte Hirsch, Menoe-aloer, welchen man auf Ceylon findet, aber der Bau des Schädels widerspricht dieser Annahme. Der Schädel hat etwas vom Affen, der ganze übrige Leib gehört in das Ziegengeschlecht. Es hilft keine Menschenmacht darüber, wir müssen eine neue Species annehmen. Dieses Geschöpf, woran Ihr, Myn Heer van Streef, eine gar große Seltenheit besitzt, muß der Bockaffe, capra simia proxima, heißen.

Ich fand ihn, versetzte Myn Heer van Streef, auf einem griechischen Platze, in einer unvergeßlichen Stunde. Sebulon, sage zur Gertrud, daß wir heute von dem Wasser, welches du in den Kantinen mitbrachtest, den dritten Thee trinken wollen, wofern es sich frisch gehalten hat. Ich möchte sehen, wie es auf Myn Heer von Zell und Myn Heer de Jonghe wirkt.

Er ging mit dem Ersteren zu seinen Hyacinthen, welche die zweite Stelle in seinem Herzen einnahmen. Myn Heer de Jonghe hat um die Erlaubniß, bei dem Bockaffen zurückbleiben zu dürfen. Als er sich mir gegenüber allein sah, sagte er: Daß Myn Heer van Streef dich, du einziges Exemplar, mir abkäuft, ist nicht zu denken, die Dienerschaft wird nicht zu bestechen seyn, folglich muß ich dich stehlen lassen.

Nach diesen unzweideutigen Worten kehrte mein Gebieter mit seinem zweiten Freunde von den Hyacinthen zurück. — Wie ich Euch sagte, Myn Heer van Streef, sprach Myn Heer van Zell, es hält sich auf Vrouw Elizabeth seit einigen Tagen ein fremder Maler und Chemicus auf, der eine besondere Mischung der Farben entdeckt hat, wodurch auch auf dem Porcellan das vollkommene Helldunkel von Rembrandt sich erzielen läßt. Ich wollte durch ihn eine große Vase in dieser Manier malen lassen, und alle Anstal-

ten des Glühens und Einbrennens ſind auch ſchon gemacht, nur war ich über den Gegenſtand noch verlegen, weil ich einen ganz neuen für die neue Manier zu haben wünſchte. Gar gerne möchte ich nun den ſogenannten Bockaſſen in Helldunkel auf meiner Vaſe ſehen, weil den gewiß noch Niemand hat, und ich bitte Euch daher, daß Ihr mir die nachbarliche Gefälligkeit erzeigen wollet, meinem Chemicus dieſe Nacht den Zugang zur Menagerie zu verſtatten. Er ſoll an dem Thiere bei Laternenlicht ſeine Studien machen und in dieſer Beleuchtung eine Farbenſkizze von ihm entwerfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

»Um des Himmels Willen, was haben Sie für einen »Hund?« rief eine Frau Paſtorin mit ſtark geröthcten Wangen, einem Juriſten zu, der ihren Gemahl beſuchte, »denken »Sie ſich, der hat mir einen ganzen Schlag Butter aufge»geſſen, den ich ſo eben gekauft, und auf einen Tiſch mei»ner Diele gelegt hatte.«

»So?« verſetzte der Chemisjünger ganz ruhig. »Einen »ganzen Schlag? Was meinen Sie, Frau Paſtorin? Sollte »ſo viel Butter dem Hunde auch wohl ſchaden?«

Der alte Dichter Voß war ein completer Hexameterbaum, von dem dieſe Verſſorte, wie Blätter und Blüthen, bei allen Veranlaſſungen und zu allen Tageszeiten herunter ſtrömte. Als er einſt im Hamburger Thor nach ſeinem Namen, Stande, Wohnort, und wo er zu logiren beabſichtige, befragt wurde, antwortete er:

»Rector Voß aus Eutin, logirt im Römiſchen Kaiſer.«

Dem großen Wilhelm Humbold wurde ein deutſcher reiſender Doctor der Weltweisheit vorgeſtellt. »Werden Sie »lange in Rom bleiben?« fragte der Miniſter. »Ich denke »acht Tage,« verſetzte der Schnellreiſende. »In dieſer Zeit

»hoffe ich die Sehenswürdigkeiten Roms von Grund aus »kennen zu lernen.« »Nun,« lächelte Humbold, »Sie ha»ben dann für jeden Hügel einen Tag und einen zur Re»capitulation.«

Das im vorigen Jahre in Bremen gegründete Conversationsblatt, darf durch seine Tendenz an Gediegenheit und Gefälligkeit den besten Journalen unserer Zeit beigezählt werden. Wir empfehlen es allen unsern geistigen Geschäftsfreunden auf das Angelegentlichste, was in jetzigen Zeiten bei guten Journalen überhaupt Noth thut. Die schlechten recommandiren sich nach der Gellertschen Görgentheorie von selbst, weil mehr Gemeinwesen darin, der Leser oft Mitarbeiter, Recensent und Betheiligter ist, und Onkel und Tante gerne die ersten Arbeiten ihres Neffen gedruckt lesen. Und was die Verwandtschaft nicht thut, das thut die Wahlverwandtschaft.

Literarische Anzeige.

In der unterzeichneten Buchhandlung sind noch einige Exemplare des vorigen Jahrgangs der humoristischen Blätter zum Preise von 1 Rtlr. 6 ggr. Preußisch Courant, brochirt und cartonnirt nebst Inhaltsverzeichniß zu haben. Form und Inhalt des Journals dürften sich zum Ankauf von Leihbibliotheken eignen.

Schulzesche Buchhandlung.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle woblöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das woblöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen

---

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 7. Donnerstag, 14. Februar. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

(Fortsetzung.)

Nein, Myn Heer van Toll, das geht nicht an, versetzte der Hausherr. Die nächtliche Ruhe von Welgelegen darf unter keiner Bedingung gestört werden. Ihr könnet bei Tage dieses fremde Thier durch Euren Chemicus in Helldunkel abzeichnen lassen. — Gertruid ging mit dem Theegeräthe nach dem Lusthäuschen. — Kommt hinein, fuhr Myn Heer van Streef fort, ich will Euch, meine Freunde und Nachbaren, eine neue Sorte Thee zu kosten geben.

Wieder also sollst du gestohlen werden! dachte ich für mich. Bist du denn so kostbar? — Inzwischen war es im Lusthäuschen sehr lustig geworden, freilich nur auf niederländische Weise. Offenbar hatte das Wasser der Hippokrene durch die Reise seine Kraft nicht verloren. Die drei Freunde waren nach der ersten Tasse vom Theetische aufgestanden und gingen, phantastisch erregt, ohne sich um einander zu bekümmern, im Stübchen auf und nieder. De Jonghe versuchte, während er ging, einen Pas aus der Menuet à la Reine zu bewerkstelligen, van Toll sang in einem sonder-

baren Falsett das Nationallied, van Streef zog den Vorhang des Canalfenſters auf, öffnete letzteres ſelbſt und vergaß, die eben vorbeifahrende ſechſte Schnite am ſchwarzen Brette zu notiren.

Statt eines drei holländiſche Schwärmer! Wunderbares Waſſer! Selbſt eine Stunde von Amſterdam wirkteſt du Zeichen, obſchon zu Thee verkocht! — Bald ſollte die Schwärmerei wieder mich in ihre Kreiſe reißen, mich, den Schickſalbezeichneten Helden der abentheuerlichſten Bildungsgeſchichte, welche jemals die Erde ſah. Van Toll trat an das Menagerieſenſter des Luſthäuschens und flüſterte hinunter: Nach Mitternacht ſchicke ich den Chemicus mit einem Nachſchlüſſel her, dich abzureißen. Du ſollſt, und du ſollſt mir auf die Vaſe in Rembrandtſchem Helldunkel. — Er trat zurück, de Jonghe näherte ſich hierauf dem Fenſter und rief, mit einem ſehnſüchtigen Blicke auf mich, halblaut hinaus: Stehlen laß' ich dich noch vor Mitternacht und dann auf der Stelle ausſtopfen!

Ausſtopfen!? — — Nein, nein, das geht in das Ungeheure! Du sublime au ridicule — — Meine Sinne ſchwanden.

Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, ſtand Myn Heer van Streef allein vor meinem Verſchlage und Sebulon neben ihm. — Sebulon, ſagte mein Gebieter, der Beſuch iſt nun fort, und da kann alſo etwas geſchehen, was ſich vor Fremden nicht ziemt. Ich bin durch das Theetrinken wieder in die helikoniſche Stimmung gekommen. Ich möchte der ganzen Welt helfen und raſch! Sage der Griete, ſie könne auf der Stelle mit dem fremden Thiere hier verrichten, was nach meinem früheren Befehle erſt morgen vorgenommen werden ſollte.

Wird wohl nicht mehr nöthig thun, verſetzte Sebulon trocken. Es ſcheint wieder munter zu ſeyn, ſeht nur, Myn Heer, welche luſtige Sprünge es macht.

Ach nein, es war nicht mehr nöthig! — Die gräßliche Perſpective, ausgeſtopft zu werden, hatte mit einem Schlage alle ſelbſtmörderiſchen Gedanken in mir vernichtet, mich dem

Leben in jeder Beziehung wiedergegeben und die gewaltigſte Lebensluſt in mir angefacht. Ich ſprang wie unſinnig im Verſchlage umher, das nannte jener holländiſche Hausknecht Luſtigkeit, ich ſtieß entſetzliche Töne aus, mich verſtändlich zu machen, meinem Gebieter den Verluſt ſeines Theuerſten anzukündigen, darüber lachten die Blinden!

Sie gingen, es wurde dunkel, Sebulon ſchloß die Pforte. Unglücklicher, lege auf die Mauer, über welche Myn Heer de Jonghe ſeine Mordknechte ſteigen laſſen wird, Selbſtſchüſſe und Fußangeln! Durch die Pforte kommt höchſtens der unſchuldige Chemicus, Euren armen kleinen Beckaſſen im Helldunkel ſeiner harmloſen Laterne abzureiſſen! ſchluchzte ich. Wie wird er ſich betrüben, der Getäuſchte, wenn er ſtatt ſeines Studienobjectes nur die leere Stätte findet! Jammer über dich Weltgelegen, wenn du morgen erwacheſt, und dein Kleinod dir geſtohlen ſiehſt! Traure, traure, Vrouw Elizabeth, deine Vaſe bleibt unbemalt!

Warum kann der Chemicus nicht vor Mitternacht kommen, und die Bande de Jonghe's nach Mitternacht? So würde der Chemicus noch bei Laternenlicht zeichnen, wenn die Bande anlangte, ſie verſcheuchen, und dieſe Nacht wäre wenigſtens gewonnen. Zufall, Zufall, du betrunkener Würfelſpieler! Tolles Räthſel des Daſeyns, grimmiger Wuſt chaotiſcher Verwirrung! O mein Vater, mein Vater, wo weileſt du? Eile herbei, deinen dir ſo ſauer gewordenen Wurm vor dem Letzten, Schrecklichſten zu erretten! Du biſt wißbegierig und reiſeſt viel, mein guter Vater, vielleicht beſuchſt du einmal auch das Cabinet von Myn Heer de Jonghe, und welch ein Augenblick wird es dann ſeyn, wenn du deinen unglücklichen Sohn vielleicht zwiſchen einer Fiſchotter und einem ſibiriſchen Eichhorn ſtehſt! — Zwar ich vergeſſe, wer ich bin, ich rede irre — du wirſt mich nicht erkennen!

Ausgeſtopft zu werden! — Gedanke, der das Hirn ſieden macht, und alle Sehnen krachen! Nichts als Balg zu ſeyn und Werg! Aus gläſernen Augen dumm und ſtarr zu ſchauen, und ewig den Drath in Rücken und Beinen zu

fühlen, als einzigen haltenden Grundſatz! Neben ſich nur Bälge zu haben, und dieſe ganz trockene Unſterblichkeit lediglich auf Kampher und Spieköl gegründet!

In ſolchen jämmerlichen Betrachtungen ging mir ein Theil jener merkwürdigſten Nacht meines Lebens hin. Ich fühlte zugleich, daß die äußerſte Beängſtigung in meinem Körper Folgen hervorbrachte, denn ich konnte, da ich im Verlauf meines Kummers als Menſch mich vor die Stirn ſchlagen wollte, wunderbar genug, dieß mit meinen Vorderbeinen bewerkſtelligen, ich konnte an mein Fell faſſen, und die Haare fielen ab, ſo wie ich ſie nur berührte, endlich ſchien in meinem Antlitze ein förmliches Umziehen und Quartierverändern von Maul, Naſe und Augen vor ſich zu gehen, ſo rückten und knackten dort die Knochen. Aber auf alles Dieſes hatte ich weiter nicht Acht, ganz verloren in die Furcht vor dem Ausſtoßen.

Gegen Mitternacht Geräuſch draußen vor der Mauer, Klimmen, Herabwerfen einer Strickleiter! Ein Kerl ſteigt an ihr nieder, tappt zwiſchen Biber und Schildkröte vorſichtig hindurch — — Ich ſitze (denn ich vermochte auch ſchon wieder zu ſitzen) ſtumm da, und rauſe mir vollends alles Fell ab; ſeine rauhe Tatze ergreift mich — hui! und davon mit mir über die Mauer! Ich hange ſchlotternd und an allen Gliedern gebrochen in ſeinen Armen. — Was, zum Teufel, habe ich denn da gefaßt? Das iſt ja kein — murrt er, während er einige Schritte längs des Canals nach dem Landhauſe Schoone Zicht zu macht. Ehe er zu Ende geſprochen, ſtürzt ihm ein Mann entgegen, ruft mit einer von der Tugend ſelbſt gebildeten Stimme heftig: Steh du Dieb, ich ſah dich über die Mauer ſteigen! und haut auf ihn mit einem Degen ein. Der Dieb — Sünde giebt keinen Muth — läßt mich fallen und läuft davon. Ich falle in den Canal, jener unbezahlbare Retter ſpringt, immer den Degen in der Fauſt, mir nach, holt mich heraus, ruft: Wie, ein nacktes Kind? und trägt mich, dem von dieſen jähen Abwechſelungen das Haupt ſchwindelt, zu einer Laterne hin, die etwa hundert Schritte von der Stelle am Canale brannte.

Bei dem Schimmer dieſer Blendlaterne ſehe ich meinem Retter in das Antlitz, und — wer faßt's, wer glaubt's, wer ſagt's, was ich empfinde? — Es iſt — — mein Vater, mein ſogenannter Vater!

Was die Furcht und der Jammer nicht gekennt, die Freude vollbringt es. Ich finde die Sprache wieder, und, zwar noch immer etwas ſtockend, aber doch verſtändlich iſt: Vater! Vater! Dein Kind! mein erſtes Wort. Mit heißen Thränen ſtürze ich an ſeine Bruſt, er erkennt mich, wie ich ihn erkannt, und — doch ſchweige, Lippe! falle, Vorhang über dieſe unbeſchreibliche Scene!

Stumm vor Rührung ſteckt er mich ohne Weiteres wieder in ſeine linke Rocktaſche. Darin finde ich ihn ganz. Alle liebe Erinnerungen geben mir in jener Taſche auf; es iſt noch ein Reſt Frühſtück darin; ich verſuche, es zu eſſen. Es gelingt; ich kann wieder Brod und Wurſt eſſen! Ich bin ein Menſch wieder, das gebildete Kind gebildeter Eltern! Aber wie ging das zu? Mein Vater trägt mich in das Luſthaus Vrouw Elizabeth. Er iſt's ja, er iſt der gute Chemicus, der ſich dort aufgehalten, der mit dem Nachſchlüſſel zu mir kommen, mich nach Mitternacht bei Laternenlicht abreiſen wollte, aber von einer unerklärlichen Unruhe getrieben (ſein Vaterherz war's, das ſo ſtürmiſch geſchlagen hatte!), vor Mitternacht ſich aufmachte, einen Degen zu ſich ſteckte, weil das Abendeſſen immer einige Gefahr hatte, und ſo am Canal Zeuge des Diebſtahls wurde.

Wie ich dieſe erſten Erklärungen der wunderbaren Geſchichte empfangen, ich weiß es nicht mehr zu ſagen. Mein Vater ſammelte nach der Taſche hinunter, worin ich ſaß, ich ſtammelte hinauf, wir begriffen uns durch Naturlaute. — Aber warum machteſt du nicht Lärmen, mein Vater, als du den Dieb über die Mauer ſteigen ließeſt? fragte ich in einem ruhigen Augenblicke. — O Sohn, verſetzte er, um einen Menſchen zu retten, haben ſich wohl ſchon größere Unwahrſcheinlichkeiten begeben müſſen, als daß man einen Dieb erſt einſteigen und dann wieder herauskommen läßt — Du konnteſt nur gerettet werden, wenn dieſe Unwahr-

ſcheinlichkeit vorſtel, denn machte ich ſonder Lärmen, ſo erwachte das Landhaus Weigelegen, die Pferde wurde beſetzt, du bliebſt mir unſichtbar und in den Händen von Mun Heer van Steeef. — Dieſe Antwort ſtellte mich vollkommen zufrieden.

Wir waren unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen vor Vrouw Elizabeth angekommen; mein Vater zog die Klingel und weckte dadurch den Portier, der ihm ſein Zimmer aufthat. In der Helligkeit, welche durch Wachskerzen und Alabaſterlampen hervorgebracht wurde, umarmten wir uns nun erſt bei voller Muße. Vater, wie ſehe ich aus? war meine erſte Frage.

Abſcheulich, mein Sohn, verſetzte er. Deine Züge ſind in wunderbarer Unordnung, es iſt, als wären Naſe, Mund und Augen bei dir beraucht geweſen und erwachten nun in Winkeln, wohin ſie nicht gehören. Die Ohren müſſen wir vor allen Dingen ſtutzen, ſie haben ſich etwas zu üppig gen Himmel erhoben, an den Extremitäten ſind dir überflüſſige Haarbüſchel gewachſen, auch deine Sprache ſchmettert ſonderbar; warſt du etwa bei einem Trompeter in der Lehre? Du kommſt mir vor wie eine durcheinander geworfene Bibliothek oder Garderobe, die einzelnen Beſtandtheile deiner Totalität ſind richtig vorhanden, aber es fehlt die Harmonie.

Alles nichts, mein Vater, ſagte ich, nachdem ich vor den Spiegel getreten war, und mich wieder ſo ziemlich menſchlich geſehen hatte. — Er brannte, meine Geſchichte zu vernehmen. Ich gab ſie ihm in großen Umriſſen. Er glaubte, ich habe geträumt. Sieh mich an, verſetzte ich, und ſage dann noch einmal, daß dies Träume geweſen ſeyen. Das letzte Wunder, ſo ſchloß ich meinen Bericht, war das größte. Hat man auch nur noch ein Fünkchen Humanität in ſich, und ſoll man aufgeſteckt werden, ſo nimmt ſich bei dieſem Gedanken jenes Fünkchen zuſammen und man reſſaurirt ſich von innen heraus. In den Zeiten von Angſt, Grauen, Verzweiflung habe ich mich, ſo zu ſagen, als Men-

schen zum zweitenmale geboren und die Thierhülle durch Seelenkämpfe abgestreift.

(Der Schluß folgt.)

Winterlied.

Es schläft der Blitz, todt ist die Flur,
Im Schlummer lieget die Natur,
Der Frost malt eifrig Blumen nur.

Stumm streckt die Arme aus der Baum,
Da sinkt auf ihn des Schneees Flaum,
Und weckt in ihm den Frühlingstraum.

Ihm träumt vom lust'gen Sonnenschein
Von den melod'schen Vögelein,
Von Blättern und von Blümchen fein.

Vom Jäger mit dem schönen Kind,
Von Küssen, und vom Zephyrwind. —
O lieber Frühling! komm geschwind!!

Loverberg. b.

Miscellen.

Ein Richter hielt einem Angeschuldigten vor, wie derselbe im Verdachte stehe einen Dritten gemißhandelt zu haben. »Das habe ich auch gethan,« lächelte der Befragte, »aber »ich will sehen, welche in Gericht Strafe über mich deshalb »verhängen kann. Die ganze Geschichte ist zwischen uns »beiden allein und nicht in Zeugen Gegenwart passirt. »Es fehlt sonach an allem Beweise.«

Es herrscht hier im Oldenburgischen hie und da ein wunderbarer juristischer Volksglaube, nämlich der, daß eine

Wittwe, wenn ſie nicht innerhalb acht Tagen nach dem Tode ihres Mannes heirathet, ein ganzes Jahr auf ſeinen Nachfolger warten müſſe. Das wäre ein wunderbarer Grund für die Einführung des Trauerjahres. Auf eine desfallſige Anfrage habe ich vor einiger Zeit das betrübende Reſponſum ertheilen müſſen, daß von einer Erlaubniß, in den erſten acht Tagen nach des Gatten Hinſcheiden, ſich zu verehelichen, kein Wörtchen wahr ſey. — »Ich konnte es mir auch nicht »denken,« verſetzte die Wittwe gefaßt, »aber ich bin ein »Frauenzimmer, und wer kennt die Rechte? Und warum »muß man hier vier Wochen nach der Verlobung copulirt »ſeyn? Was hat das für einen Grund?«

Ich wußte keine Antwort. »Fragt die Herren im Con»ſiſtorio,« verſetzte ich. »Aber Ihr dürft innerhalb vier Wo»chen, nach dem Tode Eures Mannes, Euch weder verlo»ben noch verheirathen.«

Ein ſehr parlanter Reiſender erzählte bei einem Diner viele Wunderdinge über das Ausland, und namentlich über Mehmet Ali und ſich. — Dabei war immer ſein Refrain: »Sie glauben gar nicht was ſo in der Ferne über den »Mann gelogen wird.« »Ach!« verſetzte ein Humoriſt, »Sie »glauben gar nicht, was hier in der Nähe oft ſchon über »ihn gelogen wird.«

Zur Nachricht.

Da nach den hier beſtehenden Poſteinrichtungen die Journale und Zeitungen pränumerando bezahlt werden müſſen, ſo werden die Abonnenten erſucht, im laufenden Quartale den Betrag den reſpectiven Poſtämtern einzuſenden.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod humanum.

Zweiter Jahrgang.

№ 8. Donnerstag, 21. Februar. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann

Streife jetzt nur auch eine anständige Hülle über! rief mein Vater, ging zu einer Commode und holte daraus die weißen Pumphöschen, das rothe Collet, den kleinen blechernen Säbel und den Turban hervor. Großer Gott! die Janitscharencadettenuniform war auch da! Wo fandest du sie? fragte ich ihn. Im griechischen Gebirge, welches ich nach dir verzweiflungsvoll, wie Ceres Proserpinen suchte, durchrannte, antwortete er. Ich fand die Stücke auf einem Felsenabhange und glaubte, daß dich ein Raubthier gefressen habe. — Aber mein Vater, sagte ich, indem ich die Hosen anzog, an den Kleidungsstücken war ja kein Blut, woher also dieser Glaube? — Konnte dich das Raubthier nicht rein herausgefressen haben? erwiederte er, etwas verstimmt über meine kritischen Zweifel. — Er mußte mir nun auch seine Geschichte erzählen. Sie war einfach. Aus Schmerz über meinen Verlust hatte er, nachdem er jede Hoffnung aufgegeben, mich wiederzufinden, sich noch eifriger den chemischen und physikalischen Studien ergeben, wie früherhin,

und unter anderem auch jenes Farbenbereitungsgeheimniß entdeckt, welches ihn dem Holländer van Zoll so werth machte. In der Heimath litt ihn der Kummer nicht, er reiſ'te durch die Lande Europa's als düſterer, zerriſſener Porcellanmaler. Unterweges traf er mehrere Collegen. Durch die allerſeltſamſte Fügung brachte uns das Schickſal wieder zuſammen. Er ging bei Nacht aus, einen Bock zu zeichnen und traf ſeinen Sohn.

Wir machten uns noch vor Tagesanbruch von Vrouw Elizabeth fort, denn mein Vater fühlte wohl, daß, da er dem Eigenthümer das fremde Thier nicht auf die Vase liefern könne, ſeine Rolle im Landhauſe ausgeſpielt ſey. Wir benutzten die erſte Schuite nach Amſterdam, und dort die erſte Gelegenheit nach Bodenwerder. Als wir im Wagen ſaßen, ich wie in den erſten Zeiten in der Taſche, fiel mir der Gedanke an Frau von Münchhauſen, die Gemahlin meines Vaters, ſchwer auf das Herz. Ich theilte ihm die Beſorgniß mit und ſetzte hinzu: Wird es uns nicht gehen, wie Myn Heer van Streef, der in der Pforte ſeines Landhauſes zum zweitenmale auf Reiſen geſchickt werden ſollte?

Nein, mein Sohn, erwiederte er, die vortreffliche Frau iſt bereits vor ſechs Monden geſtorben, von mir begraben und hinlänglich beweint worden. — Ich zollte ihrem Andenken ebenfalls einige nachträgliche Zähren.

Auf Bodenwerder widmete ſich mein Vater nun ganz dem Werke meiner Ausbildung. Denn obgleich ich, wie aus dem Verlaufe dieſer Geſchichte erhellt, ſchon als kleines Kind wie ein Buch ſprach, ſo fehlte es doch meinem Wiſſen an Zuſammenhang, der jetzt erzielt werden mußte. Einen Augenblick dachten wir daran — denn ich gab zu meinem Bildungswerke auch jederzeit meine Stimme — mich nach Lorinſer's Ideen ohne Griechiſch und Lateiniſch bloß durch Haus- und Wirthſchaftskenntniſſe zum Manne zu machen, allein es entſtand die Beſorgniß, daß ich bei dieſer Methode leicht wieder in meinen früheren Zuſtand verſinken könnte, und es dann vielleicht nicht einmal bis zum Bock, ſondern nur bis zum Schöpps brächte. Wir ließen alſo Lorinſer Lo-

unser seyn und mein Unterricht wurde in der Art geregelt, welche ich in einer meiner früheren Erzählungen zu schildern versucht habe.

Noch oft unterredeten wir uns über die Einzelheiten meiner außerordentlichen Geschichte. — Sage mir nur, mein Sohn, sprach mein Vater eines Tages, welche historische Lehre ziehst du aus allen diesen unglaublichen Vorfällen? — Vater, versetzte Münchhausen das Kind, die Geschichte ist erhaben über alle Lehren. Willst du aber aus der meinigen durchaus einen Satz ziehen, so ist es die einfache Wahrheit, welche jeder Student fühlt — daß die Söhne auf die Taschen ihrer Väter angewiesen sind

---

Sonst und jetzt *)

Als Großmutter Braut war,
Trug sie ein Pfund Mehl im Hau,
Das aufgebaut war
Mindestens zehn Zoll hoch
Ueberall drauf 'rum kroch
Eine Schlang' auf Blonden
Draht und Pomade
Hielten's gerade.
Sechs halbe Monden
Stellten die Locken [illegible]
Goldne Fliegenklappen
Hingen in jedem Ohr
Aus enormen Lappen,

*) Das vorstehende, von dem Herrn Doctor Hub der Redaction der humoristischen Blätter mitgetheilte, Gedicht dürfte dem Leser von einem historischen Interesse seyn, da es von dem Herrn Geheimenrathe Neumann in Aachen herrührt, einem fast achtzigjährigen Greise, dem unbezweifelt wahren Verfasser des bekannten Studentenliedes »Hoch vom Olymp herab« und des Jean-Paulschen Lieblingsliedes »Namen nennen dich nicht«.

Halb bunt, halb weiß,
Ragten die Ellenbogen vor.
Hals, Schultern, Bruſt war bloß,
Doch die Gefahr nicht groß,
Daß ſie erkälte ſich,
Denn ſie war ſicherlich
Mehr als zu heiß.

Und der Triumph der Herrlichkeit
War das ſchwere, brocatne Kleid,
Mit ungeheuern Blumen beſtreut,
Von gelben Canarienvögeln durchflattert,
Wie Blutwurſt roth, mit weiß durchgattert.
Der Schnitt, der war der rechte Witz.
Der Leib war dürftig, eng und ſpitz;
Nur von den Schultern fünf breite Falten
Bis auf die Kniechel hinunter wallten.
Dort löſten ſie ſich in breite Schleppen,
Zu fegen Straßen, Zimmer und Treppen.

An den Hüften, dem ſpitzen Leib zur Seite,
Breitete ſich der Poſchen Weite.
Von Fiſchbein waren vier Bügel geſpannt,
Darüber ein Zelt aus Leinewand;
Und über dies Kunſtwerk wogte das Kleid
Wie Gewitterwolken zur Sommerzeit.

Man füge noch an dem bunten Schuh
Abſätze von drei Zoll Höhe dazu
Und man begreift, in welcher Gefahr
Die Dame bei Windesweben war.

Jetzt iſt die Kunſt empor gezogen;
Die Poſchen ſind an die Schultern geflogen.
Mit Flügeln unſre Damen erſcheinen,
Da ſie nie ſich zu fixiren vermeinen.
Sie wollen lieber die Männer fixiren,
Sich ſelber aber nicht genieren

Das Gegengewicht hält den Flügeln das Mödlein.
Es iſt geworden zu einem Stücklein,
Darin ſich die Füß' als Ateppel bewegen,
Nicht Leine, Stand nur aufzuregen.

Doch was jetzt ſchön iſt und modern,
Wo heute das eine tadeln gern'
Sie findet's ſelbſt bald lächerlich,
Wenn die neue der neueſten Mode wich.
Die läßt gewiß nicht lang' auf ſich warten,
Verwandelt die Formen auf tauſend Arten.
Das Küſſen allein, das Necken und Lieben,
Das iſt beſtändig Mode geblieben.

Die Sprache des Rindviehs, der Gänſe und der Enten.

Eine Schnurre.

Meine lieben ſüddeutſchen Leſer werden verzeihen, wenn ich eine Geſchichte erzähle, die recht eigentlich nur von norddeutſchen Ohren, um ihres Plattdeutſch willen, verſtanden werden kann. Wenn ich nächſtens ein Mal meine Abhandlung über die menſchlichen Dialecte zur Feder fördere, da kommt auch ſchon etwas, was die Hyperboräer nicht verſtehen. Man kann es einmal in der Welt nicht Allen recht machen, das habe ich aus den vielen widerſprechenden Rathſchlägen geſehen, welche Tendenz ich meinem Journal beibringen müſſe, die nur zu ſehr an die Hiſtorie mit dem Vater, dem Eſel und dem Sohne erinnert.

„Auf einer Hochzeit auf dem Lande in Holſtein," ſo erzählte eine alte Wärterin meiner Jugend, „die mit der Ritterzeit zu wetteifern ſchien, da ſie wenigſtens mehrere Tage dauerte, wurde von den luſtigen Knechten und Mädchen das getreue Rindvieh in der Wartung vergeſſen, ihnen

Futter und Trank sparsam und unordentlich gereicht, während das liebe Federvolk, im Hofe, am Ausfluß der Küche, sich wie ein Lackay an den Tellerresten delectirte, und der Hochzeit der Tochter ihres Herrn eine lange Dauer, wenigstens so lange, wie die Leichen ihrer gemordeten Brüder und Schwestern, Enten- und Gänsebraten vorhanden waren, wünschte.«

»Das liebe Vieh theilte sich sonach in zwei Partheien, das gehörnte wurde revolutionär, die Hofbewohner priesen das Fest des Gebieters. Und da vernahm ein Schulmeister, der die Thierstimmen studirt und mit denen seiner lieben unerzogenen Jugend, in der noch einige thierische Laute steckten, verglichen hatte, gar deutlich die Worte:

(Die Ochsen.) Is de Hochtit noch nich bald uht? (Ist die Hochzeit noch nicht bald aus?)

(Die Gänse.) In dre Tag noch nich. In dre Tag noch nich. (In drei Tagen noch nicht.)

(Die Enten.) Dat gäw Gott. Dat gäw Gott. — (Das gebe Gott.)«

Diese Geschichte wird gewiß die Kinder meiner Leser und Leserinnen erfreuen, und selbst den Secundanern eben so viel Spaß machen, wie der Virgilische Cyclopen- und Klepper-Vers. Wie viel mehr Weisheit liegt in jenen Aussprüchen als in diesen. Scheinen sie mir doch auf alle menschliche Institute und besonders auf solche zu passen, denen bald eine Aenderung bevorsteht!

Aphorismen.

Was man Fehler und Mängel beim Menschen nennt, sind manchmal nur Ausläufer der Stärke, indem damit die Stellen angezeigt werden, wo die Stärke, d. i. die gute wirksame Eigenschaft, einseitig und damit eben so sehr Nachsicht und Entschuldigung als Tadel und Verdammung verdient. Dies sind die schwachen Seiten eines Menschen, worin derselbe im Unrechte und Rechte zugleich

ſieht, weshalb ein rückſichtsloſer Tadel, der nicht zugleich das Gute noch darin anerkennt, ſo wehe thut, eine heitere gütige Ironie dagegen ſo wohl, daß man unwillkührlich und gerne ſich dadurch beherrſchen läßt. An dergleichen Schwächen läßt ſich deshalb auch jedem am eheſten beikommen und liegt im Obigen auch der Grund, warum Jemand um ſeiner ſchwachen Seiten willen liebenswürdig ſeyn kann. Immer aber ſpukt doch darin der Egoismus und wie der nur Vernehme, der ſchwache Seiten zu haben vermeidet, leicht flach wird, indem er zugleich ſeine Selbſtheit zu Schanden macht, ſo entſteht auf der andern Seite die Würde, worin willenskräftige Uebung die volle Selbſtſtändigkeit zu zügeln und zu zähmen weiß.

Der Blick, der um ſich und in die Ferne ſieht, iſt nicht zu entbehren, aber er macht hochmüthig und flach, der Blick, der einſam in die Tiefe ſteigt, für ſich allein macht zum Narren, aber zuſammen mit jenem demüthig und groß.

v. M.

Miscellen.

„Der Humor iſt bei uns nicht zu Hauſe,“ bemerkte ich einmal Jemanden ſagen. „Wir ſind Geſchäftsmänner, die keine Zeit für den Humor übrig haben.“

Du armer Humor, wie frech verachtet man dich, du einziges Lebenſalz! Die Webmaſchine der Gedanken erinnerte mich indeſſen ſogleich an einen Ausſpruch Jean Pauls:

„Es giebt viele Leute, die ſich über ihr Gedächtniß ganz unbefangen beklagen, aber Keiner von ihnen iſt ſo ehrlich zu ſagen: „ich bin ein dummer Teufel.““

Ich kann die Wahrheit folgender Erzählung, die mir ein sehr achtbarer englischer Offizier mitgetheilt hat, verbürgen:

»Als ich in der Armee der Verbündeten in Frankreich »lag, hörte ich eines Morgens in der Nähe meines Zim»mers einen Schuß fallen. Ich folgte dem Schall und »fand meinen Bedienten entseelt in seinem Blute schwim»mend.«

»Er hatte sich erschossen. —«

»Ich berief sofort unsern Regiments-Wundarzt und »drei meiner Cameraden, von denen der Thatbestand con»statirt und ein Protocoll aufgenommen wurde. — —«

»Wunderbar genug, bald darauf entleibten sich der »Wundarzt und einer der Offiziere. — —«

»Der jüngste Lieutenant, ein lebensfroher Mann, er»zählte mir vor einem Jahre, nicht ohne Grausen, daß sich »der zweite Offizier auch erschossen habe. —«

»Heute Morgen bringt mir die Post die Nachricht vom »Selbstmorde des vierten. —«

Ich sah den Erzähler an. Die fünf Menschen müssen ihre fünf Sinne nicht bei einander gehabt haben, dachte ich, und hätte dem sechsten fast den höchst einfältigen Rath gegeben, sein Leben versichern zu lassen.

Ob aber Selbstmord wohl ansteckt, wie Judensturm und wie die Phönix-Leidenschaft der Piqueure?

Ich glaube dies fast. Gähnen steckt ja an, warum nicht auch Lebensmüdigkeit?

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 15 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 fl 16 xr Preuß. Courant für Oldenburg 1 fl 18 xr Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 21 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe**

Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod humanum.

Zweiter Jahrgang.

№ 9. Donnerstag, 28. Februar. 1839.

Aus des Professors und Rectors Greverus nächstens erscheinendem Buche

Reiselust in Ideen und Bildern aus Italien und Griechenland.

Art zu reisen in Griechenland.

Man reiset in Griechenland zu Pferde oder zu Schiffe. Wege zum Fahren oder Chausseen giebt es nur wenig, doch finden sich dergleichen von Lutraki nach Kalimachi auf dem Isthmus, von Athen nach Eleusis (der künftig über Megara nach dem Isthmus führen wird), von Nauplia nach Argos, von Athen nach dem Pentelikon (um Marmor herzuschaffen) und die meist vollendete Straße von Athen nach Theben. Von Argos führt eine neu angelegte Straße über den Parthenios nach Tripolizza, die jedoch nur für Saumthiere, nicht für Wagen, bestimmt ist. Außerdem findet man im südwestlichen Theile von Morea schmale gepflasterte Steinwege für Saumthiere, die sich von den Zeiten der Venetianer her erhalten haben, aber zum Theil sehr uneben, holperig und den Saumrossen eher hinderlich als förderlich sind.

Diese Saumrosse sind es eben, deren man sich im Innern des Landes zum Reisen gewöhnlich bedient. Pferde mit türkischen oder gar englischen Sätteln sind sehr selten. Freilich kann man dergleichen in Athen bekommen, doch sind diese Residenzpferde theuer — man bezahlt sie täglich mit vier Drachmen — und im Gebirge nicht zuverlässig. Will man durch Morea oder durch die rumelischen Gebirgsgegenden reisen, so

thut man am beſten, die Pferde in dem erſten größeren Gebirgsorte zu miethen. Um jedoch nicht im Preiſe übernommen zu werden, thut man wohl, von der Regierung ſich eine Empfehlung an die Behörden, oder von dem Gensd'armes-Oberſten an die Gensd'armes-Stationen in den Provinzen geben zu laſſen. Beide ſind höchſt gefällig, beſonders der Gensd'armes-Oberſt von Roſener. Iſt man mit einer ſolchen Empfehlung verſehen, ſo bekommt man durch Vermittelung der Gensd'armes die Pferde allenthalben zu drei Drachmen. Ich zahlte durch Vermittelung meiner deutſchen Freunde in Tripolizza gar nur fünf Drachmen täglich für zwei Pferde. Dieſe Pferde in Morea ſind unter mittler Größe, aber ſehr kräftig und behend. Sie klettern die Felſenpfade hinauf und herunter wie die Katzen, mit der vollkommenſten Sicherheit und Zuverläſſigkeit. Darum überläßt man ſich ihnen ganz, und muß ſich wohl hüthen in der vorſichtigen Auswahl des Pfades ſie zu ſtören, oder ſeinen eigenen Willen gegen den ihrigen geltend zu machen. Oft ergriff mich in der That ein Grauſen, wenn ich ſo mit dem treuen Thiere an einem Felſenhange ſtand, wo ich keinen Pfad bemerkte. Das Thier wußte einen zu finden, es beſann ſich einen Augenblick, ſah ſich nach einer andern Möglichkeit um, und ſprang dann mit den Vorderbeinen zugleich einen bis anderhalb Fuß hinunter, oder vielmehr, es glitt mit denſelben an dem Felſen hinab. Eben ſo ſchwang es ſich mit ſeinem ſchweren Oldenburgiſchen Reiter auf dem Rücken dann einen bis anderthalb Fuß aufwärts. Niemals, im ſtrengſten Sinne des Worts, ſtürzte das wackere Thier, was ich von Tripolizza aus drei Wochen lang ritt, ſo lange wir im Gebirge waren, ja, es that kaum einen Fehltritt. Dagegen fiel ich zweimal von demſelben Thiere in der Ebene. Einmal gleich in Tripolizza. Schlimmer erging es mir in der Ebene von Olympia nach Patras. So wie nämlich das Thier aus den gewohnten Bergen kam, ſcheute es, und that, als ein Kalb vor ihm aus dem Buſche ſprang, einen ſo gewaltigen Satz, daß ich, nichts ahnend, aus dem Sattel auf die Erde geſchleudert wurde und mich am Kreuze bedeutend verlebte. Doch auch dies Mal lief es nicht, ſondern ſtand ruhig auf der Stelle. Zu den übrigen guten Eigenſchaften dieſer Pferde gehört auch, daß ſie meiſtens Rückſicht auf die Umgebungen nehmen, nicht nahe neben Felſen und unter niedern Bäumen hingehen, ſondern bedächtig ausweichen. Dies iſt jedoch nicht ſo wohl Ueberlegung, als Gewöhnung. Dabei ſind ſie ausdauernd; ich ſelbſt habe einmal 18 Stunden in einem Tage mit ihnen gemacht; und höchſt frugal, die Waldwieſe liefert ihnen ihre Nahrung. — Das Reitgeſchirr iſt meiſtens ſehr ärm

lich. Die Stelle der Steigbügel vertreten höchſt unbequeme Stricke. Nur bei den vorn und hinten beinahe ſteil einen halben Fuß in die Höhe gehenden türkiſchen Sätteln hat man breite aber bequeme Steigbügel, wie Hemmſchuhe, die zugleich mit ihren Ecken die Sporen erſetzen. — Der Zaum beſteht meiſt in einem Strick, der, da die Lenkung überflüſſig iſt, um die Naſe gethan wird. Der Beſchlag hat keine Stollen, ſondern beſteht aus einem ſtarken Eiſenbleche, welches in der Mitte, damit der Huf Luft habe, eine kleine herzförmige Oeffnung hat. Dieſe Saumthiere gehen natürlich meiſt Schritt, und ſind ſchwer zum Traben zu bringen. Sie gehorchen mehr dem lauten Zuruf des Führers als der Peitſche. Mein Agogiate aus Tripolizza, der die Pferde barbariſch behandelte, hielt ganze drohende Anreden an ſein Thier, die mit Flüchen reichlich gewürzt waren. Auffallend war mir hier, wie in Italien, daß der Zuruf pri! Antrieb zum Gehen, und pſt! (Ψίττε) den Befehl zum Stehen bedeutete. — Der Pferdeführer, Agogiate, der zugleich Wegweiſer, Bedienter und Koch iſt, wird gewöhnlich auf Koſten der Reiſenden genährt; dieſe Koſten ſind nicht groß, wenn man ſich mit den Producten des Landes, mit Wein, Brod und einfacher Zukoſt begnügt. Man kann kaum mehr als zwei Drachmen täglich verzehren. Die Einkäufe der Vorräthe übernimmt man am beſten ſelbſt, wenigſtens in Städten, wo Bazars ſind. Der Agogiate iſt ſelten ganz ehrlich. Auf jeden Fall thut man wohl, ſich nach den gewöhnlichen Preiſen der Lebensmittel vorher zu erkundigen, und niemals den Vorrath ganz ausgeben zu laſſen, damit man nicht jeden geforderten Preis zu zahlen braucht. Für eine Okka Brod giebt man höchſtens 30 Lepta. Eben ſo viel für die Okka Wein, der meiſtens jedoch, wie in Tripolizza, nur 15 bis 20 Lepta koſtet. Für ein Huhn höchſtens eine Drachme. 6, 8 bis 10 Eier kauft man um 10 Lepta, und für 5 Lepta kann man zwei große röthliche Sardellen verlangen, die ſehr angenehm ſchmecken, und mit Brod und Wein ein treffliches Nahrungsmittel, der Griechen gewöhnliche Faſtenſpeiſe, ausmachen. Auch Oliven ſchmecken als Zukoſt zum Brode gut und ſind ſehr nahrhaft, nur muß man die grünlichen oder grauen den ſchwarzen, welche zu reif und zu fett ſind, vorziehen. Am wohlfeilſten und unabhängigſten reiſt man, wenn man gleich von vorne herein kauf Fleiſch verzichtet und ſich mit der angegebenen Zukoſt begnügt. Meidet man dazu den Genuß des Obſtes, beſonders der Feigen und Melonen, die auf der Reiſe, wegen Erkältung und Erſchlaffung des Magens, doppelt gefährlich ſind, ſo wird man ſich ſo wohl und heiter fühlen, wie es mit mir der Fall war.

Versteht Jemand aber die neugriechische Sprache nicht, so reicht er mit einem griechischen Agegiaten nicht aus, und würde auf seiner Reise vielen Plackereien unterworfen seyn, welche die Griechen besonders gegen den zu versuchen pflegen, der ihre Sprache nicht kennt. Ein solcher thut am besten, wenn seine Mittel es irgend zulassen, sich einen sogenannten Courier zu miethen. Diese Couriere bestehen in Eingebornen, welche, je nach der Wahl, französisch, deutsch, englisch oder italienisch verstehen, und für 5 Drachmen täglich und freie Zehrung die Fremden, so weit sie wollen, begleiten. Man kennt sie auch in Italien, wo sie durch das Bedürfniß der vielen ohne Sprachkunde reisenden Engländer als eine eigene Gewerbclasse entstanden zu seyn scheinen. Besonders häufig findet man sie auf Malta für den ganzen Orient, wo sie meist sehr nützlich, ja unentbehrlich sind. Diese Couriere, die man in den größeren Städten Griechenlands, zu Syra, Athen, Patras und Nauplia häufig findet, die sich in ihrem Aeußern gewöhnlich durch Reitpeitschen und Koller ankündigen und sich meistens durch artige Manieren auszeichnen, besorgen, als Bediente, dem Fremden Alles, was er bedarf, vertreten die Stelle der Dolmetscher, bereiten die Küche, sind gegen die Eingebornen meist zuverlässig, verhüthen Conflicte oder gleichen sie aus, sind, mit einem Worte, ihres eigenen Vortheils und ihrer eigenen Empfehlung wegen, meistens im Interesse der Reisenden. Dagegen sind sie auf ihren eigenen Nutzen bedacht und suchen sich bei Einkäufen alle möglichen Geldvortheile zu verschaffen, weshalb man sie stets im Auge haben und ihnen kein wichtigeres Geldgeschäft allein übertragen muß.

Sehr oft findet man auch Gelegenheit, eine Reise in's Innere in Gesellschaft Anderer zu machen. Wem aber darum zu thun ist, Land und Leute kennen zu lernen, der wählt diese Art zu reisen gewiß nicht. Zwar hat man auf diese Weise angenehme Gesellschaft, liegt in den Khans, trinkt Kaffee, Thee und Punsch (zu welchem man beiläufig beinahe in allen größern Orten guten und billigen Rum findet), raucht Taback, ißt Pillav und schwatzt vertraulich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, aber man vergißt über dieses nur zu oft das Wesentliche und den eigentlichen Zweck der Reise, wozu kommt, daß der, welchem daran gelegen ist, etwas zu sehen und zu lernen, nur zu oft durch die Andern sich gehemmt und gestört sieht, und daß die verschiedenartigen Interessen sich bis zum Aerger kreuzen und drängen. Aus diesen Gründen verließ ich meine Karavane zu Tripolizza; und von da erst datirt sich der Erfolg meiner Reise.

Zur Ausrüstung auf die Reise gehören Waffen nicht. Sie dienen nur, die Gefahr heran zu locken und gefährlicher für's Leben zu machen. Die Karavane müßte sehr zahlreich sein, um an Vertheidigung bei einem etwanigen Angriffe der Klephten zu denken. Gewöhnlich sind diese zahlreich und wohl bewaffnet. Wo sie Waffen und keine Mehrzahl sehen, da greifen sie meistens schon aus dem Hinterhalte mit Flintenschüssen an, von denen nicht alle ihres Ziels verfehlen. Tragen sie dann den Sieg davon, so morden oder verstümmeln sie, wogegen sie sich begnügen, Unbewaffnete auszuplündern. Nein, statt der Waffen führe man einen guten wilden Oelzweig, der durch seinen Nachdruck, eben wie ein deutscher Ziegenhainer, vortrefflich im Handgemenge, wo es nicht gerade auf das Leben abgesehen ist, dient, wie ich selbst erfahren habe. Außerdem trage man ein tüchtiges Dolchmesser, ohne welches man auf Reisen nie sein sollte.

Was aber die Klephten betrifft, so sind sie längst, selbst in Morea, noch nicht so selten, daß sie in einer Reise Griechenlands nicht noch ein Plätzchen verdienen sollten. Ihr Da'sein schreibt sich von der Zeit der Türken her, deren schlechte Polizei die Existenz derselben begünstigte. Zwar spaßte die türkische Justiz im Betretungsfalle nicht, auch wurde wohl, wenn das Unwesen zu sehr wuchs, eine Jagd auf sie angestellt, doch vermochten die türkischen Reiter nicht, ihnen bis auf die Hochgebirge zu folgen, und da finden sie noch jetzt Schutz gegen die wackern griechischen Gensd'armes, die um so glücklicher in der Aufsuchung und Bekämpfung derselben sind, als sie früher zum Theil selbst Klephten waren. Uebrigens ist die Anzahl der Räuber von Profession in Morea jetzt sehr gering; es giebt vielleicht kaum noch ein halbes Dutzend kleiner Banden, deren Stärke nicht über 10 Mann hinausgeht. Allein gelegentlich treiben auch Hirten und Andere, gerade wie in Italien, das Handwerk, und machen die Klephten-Sippschaft sehr zahlreich. Da giebt es denn freilich kein besseres Mittel, als was Hadschi-Christos, Gensd'armes-Oberst und alter Türkenfresser in Tripolitza anwendet, der eine Dorfschaft, in deren Gegend eine Räuberei vorfällt, so lange mit Executionstruppen belegt, bis die Schuldigen ausgeliefert werden. Zuweilen übt er auch selber prompte Justiz an den Räubern, und probirt seine Damascenerklinge, ob sie noch die alte Kunst versteht, in einem Hiebe um einen Kopf kürzer zu machen. Solche Justiz paßt leider immer noch für Griechenland am besten; es gehörte zu den Mißgriffen der Baiern, so sehr es ihnen sonst zur Ehre gereicht, auf entlaufene Sclaven mildes europäisches Recht anzuwenden, welches nur dazu dient, sie in ihren Tücken zu bestärken. Die meisten der Räu-

den ſind alte Palikaren, die, als es im Kriege nichts mehr zu plündern gab, zu träge, um auf ehrliche Weiſe ihr Brod zu gewinnen, ſich auf Wegelagerung legten. Die berühmten Räuber-Namen unter ihnen werden jedoch immer ſeltener, und ſo ſteht zu hoffen, daß die Sicherheit der Wege und des Eigenthums mehr und mehr zunehmen werde.

Gehören Waffen in Griechenland nicht zu dem nöthigen Reiſegeräthe, ſo hat der Fremde ſich dagegen mit mehreren andern Dingen zu verſehen, wenn er nicht ſehr unbequem leben und ſelbſt das Nöthigſte entbehren will. Dahin rechne ich eine griechiſche Kapotta von grober brauner Ziegenwolle, die mit einer ſpitzigen Kapuze für den Kopf verſehen iſt, gegen Regen und nächtliche Kälte. Kein Grieche reiſ't ohne dieſe, und ſo ungeſchickt ſie gemacht und zugeſchnitten iſt, ſo nützlich und nöthig iſt ſie doch dem Fremden, wenn er ſonſt nicht mit einem guten Tuchmantel verſehen iſt, was auf den Reiſen im Orient nur ſelten der Fall zu ſeyn pflegt. Man kauft eine ſolche Kapotta, je nachdem ſie weiter und grotesker mit bunten Schnüren verbrämt iſt, für 25 bis 50 Drachmen. Uebrigens hat ſie auch ihre üblen Seiten. Voll von Regen iſt ſie unerträglich ſchwer, und bei warmem Wetter dient ſie einer Menge von Ungeziefer zum willkommenen Aufenthalte. Neben der Kapotta iſt eine mit Baumwolle geſteppte Decke zum Schlafen weſentlich. Mir fehlte ſie, und ich entbehrte ſie anfangs ſehr; bald ſchlief ich aber in meinem deutſchen Mantel auf der Pritſche oder Erde ſo ſanft, wie in meinem Bette daheim. Ferner muß man für ſtarke Schuhe ſorgen. Sehr gute kauft man in Athen von umgekehrtem grauen Leder für 10 Drachmen. Sie ſind bequemer und kühler als die ſchwarzen, und entbehren der Wichſe nicht, an welche in Griechenland kaum in den größern Städten gedacht wird. Von anderm Geſchirr muß man nothwendig eine Kaffeekanne von Blech, in welcher man zur Noth auch Eier kochen kann, ferner Meſſer, Gabel und Löffel mit ſich führen. Auch ein Trinkgefäß darf nicht fehlen, außer der Zizza oder dem Weingefäße von Holz, welches inwendig ausgepicht iſt. An Lebensmitteln führt man zweckmäßig Bouillon- und Chocoladetafeln nebſt Kaffe und feinem Schiffszwieback bei ſich. Auch thut man wohl, ſich mit feinem weißen Salze zu verſorgen, weil man dergleichen nirgends auf dem Lande appetitlich findet. Mit dieſem Apparate verſehen, kann man getroſt in die Wildniß gehen. Alle Koſtbarkeiten, Uhr mit Kette u. ſ. w. läßt man natürlich in Sicherheit zurück. Man gewöhnt ſich bald, den Sonnenſtand zu beobachten, und auf Minuten kommt es in

Griechenland auch dem Fremden nicht an, in einem Lande, wo die Zeit überhaupt noch keinen Werth hat.

Wenn man so ausgerüstet iſt, kann man auch in freier Luft übernachten, und braucht nicht in ſchmutzigen Hütten und Khans ein Nachtlager zu ſuchen. Unter den Khans aber hat man ſich keine Wirthshäuſer in unſerem Sinne zu denken. Sie beſtehen vielmehr aus einer Art von Scheppen oder Baracken ohne alle europäiſche Bequemlichkeit. Gewöhnlich findet man in ihnen die erſten Lebensbedürfniſſe zu Kauf. Da liegen große Fäſſer mit Reſinatwein, daneben ſteht ein kleineres auf die Seite gelehntes Faß mit den wohlſchmeckenden byzantiſchen Sardellen und duftet mit ſcharfſalzigem Geruche (**Byzantia putuit orca. Hor.**) neben dem Ziegenſchlauche, deſſen taubes Innere mit Schmalz gefüllt iſt. Man findet außerdem Brod, Ziegenkäſe, Eier, Kaffe, Tabak, Citronen, zuweilen auch Reis und Feigen, in dieſen Hauſern, lauter Dinge, die, ſo einfach ſie ſind, für den ausgehungerten Fremden höchſtes Intereſſe haben. Kann er zu dem Reis ein Huhn erhalten, ſo duftet ihm bald ein wohlſchmeckendes, nahrhaftes Pillav entgegen. Beiläufig verdient die Methode Erwähnung, deren ſich die Griechen bedienen, um friſch geſchlachtetes Geflügel mürbe zu machen. Zuerſt wird das Huhn in kochendes Waſſer geſteckt und dann ſeiner Federn leicht beraubt. Darauf, nachdem es ausgenommen, wird es eine Viertelſtunde mit einem wenig Schmalz unter ſtetem Umdrehen ſcharf gebraten, und iſt nun zum Kochen im Ganzen oder in Stücken reif. Zu Schlafſtätten in den Khans dienen gewöhnlich hölzerne Pritſchen, zu denen man zuweilen auf Leitern ſteigt; oft findet man auch die nicht, und ſtreckt ſich dann auf den Boden hin. Daß man in dieſen Hütten von Ungeziefer geplagt, ja oft fieberhaft, bis zur Schlafloſigkeit aufgeregt wird, bedarf kaum der Erwähnung. Selbſt eine engliſche pedantiſche Reinlichkeit ſchützt nicht gegen Läuſe, die in Griechenland ein nothwendiges Uebel ſind. Gegen Flöhe und Wanzen dagegen erfand meine Verzweiflung das, wenn auch nur für eine Nacht wirkſame Mittel, den ganzen Körper mit einer durchgeſchnittenen Citrone, und abwechſelnd mit der ſcharf riechenden Schaale einzureiben. Oft aber ſchlug ich freiwillig mein Nachtlager im Freien auf, und ſah die Sternenpracht des griechiſchen Himmels, die zum Entzücken ſchön iſt, über mich hinziehen. Ich erhob mich dann jedoch Morgens vor Sonnen-Aufgange, indem nichts empfindlicher iſt, als der Morgenthau, der ſehr leicht Erkältung und bösartige Fieber zu Wege bringt.

Wie der Humor in einem Fuder Torf sich verherrlicht hat.

In einem Lande, gleichviel in welchem, geschah es vor etwa vierzig Jahren, daß ein wohlhabender humeristischer Landmann seinem Amtmann wie dem Amtsschreiber jedem ein Fuder Torf, während eines strengen Winters, als Geschenk verehrte. Dem jüngsten Knecht wurde der Auftrag, die erwärmende Erdchocolade in die Amtmannei abzuliefern; dem Großknechte der Befehl, sein Fuder zum Amtsschreiber zu fahren.

Unterweges dachte der älteste Knecht daran, daß das Trinkgeld von Seiten des Amtmannes wahrscheinlich besser ausfallen werde als das seinige. Er benahm sich sogleich diplomatisch, d. h. er erzwang von dem schwächeren Collegen das Versprechen, die Trinkgelder zu theilen.

Aber der hatte sich verrechnet. Der Amtmann gab kein Douceur, der Amtsschreiber einen Gulden.

Nun wollte der Mächtigere mit dem Schwächeren nicht theilen. Dieser betrank sich unterweges und fing, trotz seiner Ohnmacht, mit dem älteren Händel und Schlägerei an.

Darüber kam der Herr zu. Der Humorist versöhnte beide bald, indem er dem kleinen einen Gulden gab, wofür dieser versprach, in der Sache ferner zu thun, was der Herr ihn heißen werde.

Am andern Tage erschien er vor dem Amte. »Herr »Amtmann,« hob er an, »ich muß meinen Mitknecht verkla»gen. Gestern schlossen wir einen Contract, daß wir, als »ich ein Fuder Torf an Sie, er an den Amtsschreiber zu »bringen hatte, die eingehenden Trinkgelder theilen wollten. »Nun hat der einen Gulden erhalten, ich, wie Sie wissen, »nichts — da wollte ich ihn jetzt auf die Hälfte des Gel»des verklagen. Habe ich nicht Recht dazu?«

»Schweig nur stille,« — lächelte der Amtmann, und reichte ihm einen Gulden. — »Da hast Du ein Trinkgeld »— aber der Einfall kommt nicht von Dir.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 10. Donnerstag, 7. März. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

Ich.

Fragment einer Bildungsgeschichte.

Mein sogenannter Vater, welcher den häuslichen Unfrieden, von dem ich die unschuldige Ursache war, nicht länger ertragen konnte, sagte zu meiner angeblichen Mutter: Desdemona, es muß geschieden seyn. Ich habe es geduldet, daß du mir täglich einige und dreißigmal sagtest, du seyest meine Gattin nicht aus Liebe zu mir, sondern aus Achtung für meinen seligen Vater, den Lügner, geworden; geduldet sechszehn Jahre und neun Monate lang, aber daß du diesen armen Wurm, den ich mir habe sauer werden lassen, beständig knuffst, wo du ihn siehst, verletzt mein Gefühl allzusehr.

*) Es ist mir gelungen noch einiges Manuscript des obgedachten Werkes zu bekommen, das freilich dem bereits Mitgetheilten voran geht, aber dasselbe auch auf diese Weise ergänzt. Ich rechne dabei auf den Dank meiner Leser, daß ich kein Opfer scheue, um Ihnen die Arbeiten der ersten Schriftsteller unserer Nation vorzuführen.

Lebe wohl, Desdemona, wir wollen einander nicht fluchen, wir wollen an einander ſchreiben, aber mit einander leben können wir nicht länger.

Er lockte mich mit einem Zuckerplatz zu ſich, ſteckte mich, da ich noch nicht gehen und ſtehen konnte, obgleich ich übrigens bereits klüger war als mancher Dreißiger, in ſeine linke Rocktaſche und ſtürzte ab, während die verlaſſene Gattin ſich im Gefühle weiblicher Würde an das Fortepiano ſetzte und: Nach ſo viel Leiden u. ſ. w. ſang.

Mein Vater ſtürzte die Dorfſtraße hindurch, er ſtürzte auf die Straße nach Braunſchweig. Ich bat ihn langſamer zu gehen, die heftige Bewegung mache mir Schmerzen, und wirklich zerſchlug ich mir beinahe die Naſe an ſeinem Beine, gegen welches die linke Rocktaſche flog. Er aber hörte nicht auf mich, ſondern ſtürzte immer heftiger fort, unter Thränen rufend: Du ſollteſt ein Opfer jenes böſen Weibes werden, du ſauer zubereiteter Wurm? Dem ſey nicht alſo. Du biſt das Product meiner tiefſten Studien, mein liebſtes Kleinod, mein theuerſter Schatz! — Ich litt unausſprechlich bei den Ausbrüchen dieſer heftigen Zärtlichkeit und bei den durch ſie hervorgebrachten ſtürmiſchen Bewegungen der Rocktaſche. Damals ſchöpfte ich die erſte Erfahrung von dem Satze, daß die Menſchen, wenn ihre Liebe recht heiß iſt, dem Gegenſtande derſelben hundsübel machen können.

Zum Glück kam ein Poſtillion halben Weges mit einer leeren Extrachaiſe von Braunſchweig retour gefahren; den beſtach mein ſogenannter Vater, der Schwager verrieth für einen Species ſeine heiligſten Pflichten, nahm uns auf, kehrte um und ſetzte uns vor Braunſchweig ab. Dort miethete mein Vater einen Hauderer, der uns über Scheppenſtedt, Magdeburg, die Wallachei hindurch nach Theſſalonich fuhr. In Scheppenſtedt ſollte gerade damals eine allgemeine deutſche Academie errichtet werden, in Magdeburg war Landestrauer, weil die Klöße in dem Jahre nicht gerathen wollten, in der Wallachei werden lauter Wallachen gezogen, bei Theſſalonich kommt man ſchon in das Türkiſche.

Wenn ich nur nicht immer in der Rocktasche hätte ſpeien müſſen! Ich hatte den brennendſten Drang nach Selbſtſtändigkeit, nach unumſchränkter Beobachtung, und mußte da immer zwiſchen Schinken und Semmel und Sauerbraten verächtlich zubringen, denn mein Vater pflegte auch ſein Frühſtück in die linke Rocktaſche zu ſenken, und ich durfte nur ſo eben aus der Schlinge gucken. Ich ſagte zu meinem Vater in jedem Nachtquartiere: Papa, die Taſche ſteht mir nicht mehr an, laſſen Sie mich neben Ihnen ſitzen. Er aber gab mir dann jederzeit einen väterlichen Kuß und ſchlug mir meine Bitte ab, weil ich ihm, wie er ſagte, außer der Taſche verloren gehen könne. Mein jugendlicher Frohſinn ſchwand in der Taſche, ich fühlte, daß ich mich ſelbſt mündig ſprechen müſſe, und wartete auf die erſte günſtige Gelegenheit, dieſen Entſchluß auszuführen.

In Theſſalonich machten wir Halt und bezahlten unſern Handerer. Der Handerer erhielt gute Rückfracht, nämlich einen gefühlvollen, liberalen Ruſſen mit ſeinen vier friſch angekauften circaſſiſchen Sclavinnen. Bei Theſſalonich geht, wie geſagt, ſchon das Türkiſche an. Mein Vater wollte dort ein Mittel gegen die Emancipation der Frauen ausfindig machen, und ich ſollte Cadett bei den Janitſcharen werden, ſobald ich gehen und ſtehen könne. Wir hatten Empfehlungsbriefe nach der Türkei von Hannover mitgenommen. Indeſſen wendete das Schickſal Alles gar anders.

Mein Vater (ich mag nicht immer das Wörtchen: Sogenannt, hinzufügen, verſteht ſich alſo in Zukunft von ſelbſt) ging viel ſpazieren, hauptſächlich um meinetwillen, um, ſo ſagte er, mir früh Empfindung für die ſchöne Natur beizubringen, überlegte nur nicht, daß ich in der linken Rocktaſche von der ſchönen Natur wenig zu ſehen bekam und ihm daher in meiner Finſterniß auf das Wort glauben mußte, wenn er ſtillſtehend, oder zwiſchen ſeinen Beinen durchgukkend, in welcher Poſitur die Landſchaft immer am reizendſten ausſieht, von der göttlichen Ausſicht, von der blauen duftigen Ferne und dem goldenen Morgen- oder Abendrothe laut ſchwärmte. Eine recht verkehrte Erziehung! Ich hat

ihn flehentlich, er möge mich doch wenigstens in einen seiner Stiefeln stecken, wie die Samojeden ihre Kinder bei sich führen — er trug weite Schlappstiefeln mit seidenen Troddeln vorn — jedoch vergebens. Auch aus den Stiefeln fürchtete er mich zu verlieren. Meine Lage wurde allgemach unerträglich und ich weinte oft die linke Rocktasche ganz naß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Ball.

Es giebt eine große Zahl von sujets, über die eigentlich niemals und von Niemandem sollte geschrieben werden, weil jeder Leser mehr darüber zu sagen weiß, als ein Autor schreiben kann. Trifft nun Jemand, der, wie ich, gern schreibt, auf einen solchen Gegenstand, der thut am besten, er setzt seine Ueberschrift fein zierlich hin, läßt so und so viel Seiten, wie ein guter Leser im Denken anhält, leer, und macht dann seinen gewöhnlichen Schlußstrich. Zu einem solchen Genie-Streich würde sich, mein' ich, besonders gut eignen, was über diesen Zeilen steht: »Der Ball.« Ich wette Hundert gegen Eins, wenn meine Leser das Wort sehen, so denken sie gleich an den bal masqué, bal paré, bal champètre, an Hof-Bälle, improvisirte Bälle, an die Rosenbälle und an die Trießnitz-Bälle bei Jena. Oder wenn ich selbst der Leser bin, so denke ich an jenen Maskenball, wo ich einmal eine ganze Stunde lang einen Bären vorstellte, und von meinem Bärenzieher gar scharf im Tanzen exercirt wurde, oder an die Abende, wo ich mit einer Prinzessin zu tanzen das Glück hatte. Liest aber jene bezeichnete Ueberschrift ein Bub, der den verwichnen Sommer in Kreuth war, der denkt gewiß an all die Glücklichen, die stolz sind, daß sie mit den Hofdamen Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland getanzt haben. Nun aber sage mir Einer, was sich noch weiter über Bälle sagen läßt!

Man kann eigentlich gar nicht einmal ſagen, was denn ein Ball eigentlich iſt. Das Wort Ball iſt gar kein Begriff für den Verſtand, ſondern ein Laut für's Gefühl. Der ganze Ball iſt ſo kurz wie das Wort: er iſt nur drei ſelige Minuten! Ein Ball iſt wie ein Kuß; — vielleicht ſchöner: er läßt mehr Erinnerung.

Doch ſo hell das Feſt iſt, ſo dunkel bleibt immer das Wort: es ſteckt vielleicht in den ähnlichen: Ballade, Ballet, Balſam, Ballei, baltiſches Meer, Balzac und Baldwin; wahrſcheinlich aber iſt es abzuleiten von dem romaniſchen oder italieniſchen Worte ballare, welches ſo viel wie tanzen bedeutet. Wenn nun für gewiß anzunehmen iſt, daß das Wort Ball ein romaniſches iſt, ſo iſt es zugleich ein mittelalterliches; iſt es aber ein mittelalterliches, ſo ſtammt die ganze Idee der Bälle nicht, wie ich ſonſt geglaubt habe, von den Feſten der Grazien, welche Göttinnen der Anmuth ſind, ſondern von den Rittern her. Damit iſt nun zugleich der Grund gefunden zu dem romantiſchen, chevalereſken Weſen, welches die europäiſchen Bälle, namentlich die Deutſchen, charakteriſirt. Die ruſſiſchen Bälle hatten unter Katharina's Regierung noch keinen Zuſammenhang mit dem Ritterweſen; denn es wurde von der Kaiſerin der Befehl erlaſſen, daß kein Gemahl ſeine Gemahlin im Tanzſale peitſchen, daß kein Beaufſichter erſcheinen und daß Keiner den Andern kneipen dürfe. In Deutſchland macht noch bis auf dieſe Stunde das ritterliche Weſen aus den Tagen der alten Minne, jeden Tänzer und Ballgenoſſen, wenn auch nur für einen Abend, zum Ritter, zum Schützer, zum Helden, zum Troubadour ſeiner Dame. Wenn ich auf Bällen nach eine Stimme hätte, ich würde ſehen, ob's nicht durchzuſetzen wäre, daß jeder Ritter an einem Abend nur eine Dame für ſich wählen müßte, ſo daß er, wenngleich dem ganzen Geſchlecht der Damen hold, doch für den Abend nur der Einen folgen dürfte. »Dein Ritter möcht' ich ſeyn, und deine Farbe tragen.« — Das könnte man zum Wohl ſtand machen; man würde damit — ich glaube faſt — eine

schöne Nachblüthe des ritterlichen Lebens in eine kalte und begeisterungslose Zeit, leicht und gewiß, heraufbeschwören.

Mein Freund Niklas, mit dem ich zu diniren pflege, sagt zwar recht oft: »Das muß wahr seyn: alles Größte, Seltenste ist beim dîner, oder in Folge desselben geschehen.« Ich aber behaupte ihm kühn entgegen: »Das Schönste im Leben wird durch Bälle gefeiert: Hochzeiten, Friedensschlüsse, Geburtstage, Krönungen, Siege, Freischießen, das Göttinger Jubiläum, die Jahresfeste der Juli-Revolution, die Einnahme von Constantine — Alles wird durch Bälle celebrirt. Und das Seltenste ist auf Bällen, oder in Folge von Bällen immer geschehen: Romeo sah seine Julia auf einem Ball — auch die laue italienische Nacht fehlte nicht zur stillen Zwiesprache — (Wir sollten niemals Bälle im Januar oder Februar, den kältesten Monaten unter unserm Himmel, feiern!). La St. Barthelémy wurde eröffnet mit einem Ball. Karl wurde auf einem Ball wahnsinnig, weil seine Kleider zu brennen anfingen, und für den Unglücklichen mußte — also in Folge des Balls — das göttliche Kartenspiel erfunden werden. The order of the garter, der Orden des blauen Hosenbandes, wurde auf einem oder in Folge eines Balls gestiftet: König Eduard der Dritte nämlich nahm ein Kniband, welches eine Dame im Tanz verlor, auf, und sagte das unvergeßliche: Honny soit, qui mal y pense. Ohne jenen Ball, würde es die 26 glücklichen Ritter dieses Ordens nicht geben. Der arme Herzog von Reichstadt sagte, der schönste Abend seines Lebens sey der gewesen, wo er Fanny Elsler auf dem bal champêtre sah. — Wahrhaftig, das Bedeutendste im Leben des Einzelnen wie im Leben der Welt, geschieht auf Bällen, oder in Folge derselben. —

O Ihr Glücklichen, die ihr noch tanzt! Euch hat das Leben noch nicht die steilen Hügel und die jähen Untiefen entgegengeworfen, über die Wir gar nicht mehr hinwegtanzen können. Euch führt die Tanzmusik bloß in eine neue Welt, während sie uns nicht selten wie Reminiscenz aus einer verblichenen klingt! Ihr haltet Euch die Ohren zu,

Ihr muthwilligen Mädchen, wenn zu den Toaſten die ſtürmenden Fanfaren ſich durchkreuzen — das ſind Unſre beſten Töne — ein Bild des wilden, wirren Lebens. —

Emile d'Estrées.

Eine räthſelhafte Novellette.

Vor etwa ſieben bis acht Jahren trat ich in den hieſigen Gaſthof, Hôtel de Russie, in dem ſich einige junge Leute befanden, welche im Begriff waren die Univerſität zu beziehen. Ihr Dialekt verrieth die Oſtfrieſen, im Uebrigen ſchienen es geſcheidte und fröhliche Burſche zu ſeyn. — Wer iſt aber auch nie froh in jenen Jahren, wo man befreit vom gängelnden Schulzwange, die Thore der väterlichen Gewalt oder der Vormundſchaft vor ſich aufgeſchloſſen und, gleichſam ein moderner Phaeton, ſeinen Lebenswagen, wenn auch nicht mit Götterpferden, doch mit Füchſen beſpannt, zum erſten Male als Selbſtlenker beſteigt, und alsbald das ganze Univerſum unter ſich erſchloſſen ſieht. — Ach! es giebt außer einem Fähnriche und einem Bräutchen nichts Hoffnungs- und Ausſpenreicheres, als einen jungen Primaner, der zur Univerſität abgeht — einen angehenden Studenten kurz vor ſeiner Verpuppung als Student, oder beſſer geſagt, vor ſeiner Entfaltung als Univerſitätsſchmetterling, obgleich er den Namen des vierbeinigen Fuchſes trägt *).

Plötzlich entſpann ſich unter den Muſenſöhnen folgendes Geſpräch:

A. Wo willſt Du ſtudiren?

B. Ich denke in Würzburg.

C. Was? Du weißt noch nicht was und wo und biſt auf der Reiſe zu beiden?

A. Ich gäbe was darum, wenn ich es wüßte.

*) Der bekannte Heidelberger Jude Maier tröſtete einmal einen etwas timiden Neuling unter den Studenten mit den Worten: Kümmere Sie ſich als mit um die alte Juriſte, für uns ſeyn die junge Herre die reſpektabelſte. — Die alte die ſeyn grad für uns die Füchſe.

B. Ja, es iſt wahr, Du kannſt es noch nicht wiſſen.

C. Närriſch genug, ein Kerl von Deinem Kopf und von Deinem Vermögen, weiß nicht, was und wo er ſtudiren ſoll.

A. Ja, ich habe daſſelbe Pech wie mein ſeliger Großvater.

C. Was ſagt denn Dein Vater dazu?

A. Nun der lacht darüber und glaubt nicht Mal daran. Aber mein Großvater nahm das ihm ſehr übel und wollte es auch nie eingeſtehen. Wenn er von der Meſſe kam, gab es ſtets ein Gelächter. —

B. Iſt das wahr mit dem Ballen Tuch?

C. Das iſt mit mehreren Ballen paſſirt.

B. Wo erfährſt Du denn, was Du ſtudiren wirſt?

A. Ich denke in Göttingen. —

B. und C. Von Langenbeck?

A. Nein, von Himly.

B. und C. Ha! Ha! Ha! —

Ich hatte aufmerkſam zugehört. Neugierde iſt meine Sache nicht, manchen Leuten ſchenkte ich gerne ihre Erzählungen, aber diesmal prickelte es mich wie Feuer, ich mußte wiſſen, wovon die Rede war.

»Meine Herren! ich fühle zum erſten Male Qualchmer-
»gen der Neugierde. Warum erfahren Sie erſt in Göttin-
»gen, was Sie ſtudiren werden? Was hat Ihr ſeliger Herr
»Großvater in aller Welt und was die Ballen Tuch mit
»Ihrem Studium zu thun?«

Etwa ſo redete ich den Muſenſohn an.

»Das will ich Ihnen erklären, mein Herr,« verſetzte der junge Mann ſehr freundlich. — — —

Ich aber will, da der Setzer keinen Raum mehr hat, meinen lieben Leſern die Enträthſelung meines Geheimniſſes überlaſſen, und den Mantel, der es umgiebt, erſt am nächſten Donnerſtag zerſprengen.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische

B L Ä T T E R.

Nil humanum mihi quod humanum.

Zweiter Jahrgang.

№ 11. Donnerstag, 11. März. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann

Ich.

Fragment einer Bildungsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Eines Tages saß mein Vater mit dem Rücken gegen einen Oelbaum gelehnt, sah die Sonne untergehen und war außer sich über ihren purpurnen Widerschein im Meerbusen von Thessalonich. Sonst pflegte er bei allem Enthusiasmus die Hände in der Tasche zu halten, so daß kein Entrinnen gedenkbar war. Diesesmal übermannte ihn aber seine Begeisterung, er schlug unter Interjectionen die Hände über dem Kopfe zusammen, und ich benutzte den Augenblick, um aus der Tasche zu schlüpfen. Da sah ich um mich, da athmete ich, da ward mir wohl nach langer Kerkerschaft. Ich kroch, ging, stolperte, lief ein wenig, wie es eben glücken wollte, während mein Vater seine Rede an Sonne und Meer fortsetzte. Ich war eben in der Furcht vor Schlägen auf dem Rückwege nach der Tasche — denn mein Vater

züchtigte mich ungeachtet aller Liebe sehr oft in der empfindlichsten Art — als das Verhängniß mit mir die wunderlichen Spiele begann, welche sich so lange fortsetzen und mir die eigenthümlichsten Erfahrungen geben sollten.

Plötzlich fühle ich mich nämlich von einem großen, dunkeln Etwas überschattet, höre einen Lärmen, wie wenn ein Baum knattert und fällt, fühle ein rauhes Gefieder und zwei scharfe Krallen an meinem Leibe, sehe mich pfeilschnell erfaßt, in die Lüfte geführt, weitenhoch emporgetragen. Mit Entsetzen erkenne ich mein Loos, und rufe mir zu: Du bist in den Klauen eines Lämmergeiers, du armer, deinem Vater so sauer gewordener Wurm! Warum, Unglücklicher, verließest du die Tasche? — Die Lage des Kindes war schaudervoll! Ueber mir der goldgelbe Bauch und die korallenroth glühenden Augen des Ungeheuers, um mich Luft und Wolken oder Schwärme folgenden und frohlockenden Gefieders, welches dem Geier seine Beute mißgönnt, tief, schwindlicht tief unten Land und Meer wechselnd als dunkele und blanke Streifen! — Der Geier fliegt und fliegt; er ist ein Geier, der auf Reisen geht und sich seinen Mundproviant hat mitnehmen wollen. Das Ungeheuer schreit beständig: Pfy! Pfy! — Da rufe ich mit dem Muthe der Verzweiflung: O, wenn du Pfy! schreien kannst, so rufe doch zuerst über dich Pfy! aus, abscheulicher Franz Moor der Lüfte; Pfy! über deine mehr als unredliche Handlungsweise! Nach der Naturgeschichte fällst du zuweilen ausnahmsweise Hirtenknaben an. Bin ich denn ein Hirtenknabe? Bin ich nicht das gebildete Kind gebildeter Eltern? Hast du nicht selbst Kinder, Barbar? Jammert dich der Vater nicht, der drunten mit dem Rücken gegen den Oelbaum gelehnt sitzt, vermuthlich noch immer die Sonne suchen sieht, und an den Sohn in der Tasche glaubt?

Ich war, man sieht es hieraus, über meine Jahre gereift. Der Geier lechzte sich aber an meine Reden nicht, sondern flog und flog.

Ein Blitz, ein Knall, ein Fall! Aus unermeßlicher Höhe stürze ich hinab; mir vergeht Hören und Sehen. Als ich

von meiner Betäubung erwache, liege ich weich gebettet, und ohne daß mich eines meiner Glieder ſchmerzt. Ich ſehe mich auf dieſer Lagerſtätte um; ſie iſt ein Carbonaro-Mantel von blauem Tuch, ausgeſpannt zwiſchen zwei Tamariſken. Ein langer, bleicher Mann ſteht neben den Bäumen, die abgeſchoſſene Percuſſionsflinte in der Hand, der fürchterliche Geier liegt einige Schritte davon blutig am Boden, ſchlägt mit den Flügeln und zuckt und ſchnappt in letzten Zügen. Etwas weiterhin graſet, abgezäumt, ein Reitpferd.

I killed the vulture, ſagte der großmüthige Britte nachdenklich, hob mich vom Carbonaro-Mantel herunter, hielt mir ſeine Hand zum Kuſſe hin und fuhr gleichgültig fort: You shall stand indebted for it all your life, Sir. Adieu.

Er zäumte ſein Pferd auf, ſchlug den Carbonaro maleriſch um die Schultern, beſtieg den Klepper und ritt fort. Um Gotteswillen, Mylord, habt Ihr mich darum gerettet, um mich in dieſer Einöde dem Hunger, dem Durſt, den wilden Thieren Preis zu geben? rief ich. Bei der Gnade des Himmels! nehmt mich auf der Kruppe Eures Pferdes mit. You would deprive me of my comfort, verſetzte der großmüthige Engländer kalt und ritt wirklich fort, ſo daß ich ihn bald aus dem Geſichte verloren hatte. — Elender, ſagte ich dumpf, iſt dieſes die Großmuth Albion's? Du dachteſt an dein Jagdvergnügen und nicht an das gebildete Kind gebildeter Eltern, an den ſauer zubereiteten Wurm ſeines Vaters, als du ſchoſſeſt. Geh, falſcher, heuchleriſcher Britte, wir ſind quitt! Bewaffne dich mit dem ganzen Stolze deines Englands, ich, ein deutſcher Knabe, verwerfe dich!

Durch dieſen Monolog fühlte ſich meine Seele erhoben und gekräftigt. Ich empfand zugleich, was ich meiner Ehre gegen den verruchten Geier ſchuldig war, der noch immer ſchnappte und jappte, trat daher zu ihm und ſagte: Ein andersmal ſehen Sie beſſer zu, wen Sie vor ſich haben, Federvieh! Die Naturgeſchichte erlaubt Ihnen, ausnahms-

weiſe auf Hirtenknaben zu ſtoßen, nicht aber auf gebildete Kinder gebildeter Eltern. — Der Geier drehte ſeinen borſtigen Schnabel matt nach mir um und verſchied ſodann, wie es mir vorkam, mit einiger Reue in den Augen.

Ich betrachtete mir die Gegend. Nichts als Felſen und Klippen, eine über der andern, und in der Ferne noch höhere Kuppen! Flechten, Mooſe und Haiden bedeckten den Stein, Alpenröslein zeigten die rothen Kronen, wilder Lorbeer, Tamarisken, Johannisbrotſtauden ſtanden in leichten, dünnen, maleriſchen Gruppen umher. Ich war auf einer bedeutenden Höhe, denn die Luft zog ſcharf und kühl, allem Vermuthen nach auf einem der berühmten griechiſchen Berge, denn der Geier war mit mir ſüdweſtlich geflogen, aber auf welchem? Ich befand mich in der peinigendſten Ungewißheit über dieſen Punct, weil ich einſah, daß es vor allen Dingen nöthig ſey, mich örtlich zurecht zu finden, um den richtigen Weg nach Theſſalonich und der linken Rocktaſche einzuſchlagen, die mir bei den ſchweren Erfahrungen, welche ich in ſo kurzer Zeit über Geier und Engländer gemacht hatte, ſchon jetzt wie ein verlorenes Paradies vorkam.

Aber wie dieſe Kenntniß erlangen? Die Gegend ſchien ſo einſam, daß kein Thier, geſchweige denn ein Menſch ſich erblicken ließ. Ich wollte anfangs das Geſchick befragen und an meinen Jackenknöpfen abzählen, ob ich auf dem Oeta, Parnaß, Olymp, Pindus oder Helikon ſtehe? verwarf aber dieſes Auskunftsmittel als zu kindiſch und meiner nicht würdig.

Das Dunkel nahte ſich, die Kuppen der Berge wurden violett, Hunger und Durſt begannen mich zu peinigen, und ich ſtand noch immer allein da droben, ich und der todte Geier die einzigen lebenden Weſen in jener Einöde! Mich fror in meiner leichten türkiſchen Janitſcharencadettenuniform, die mir mein Vater ſchon hatte machen laſſen! Sie beſtand in weißen Pumphöschen, in einem auf europäiſche Art zugeſchnittenen rothen Collet mit gelben Litzen und in dem Turban, der damals noch nicht abgeſchafft war. Ein

kleiner blecherner Säbel klirrte an meiner Seite und einen Schnurrbart trug ich auch, vorläufig einen mit Kohle gezeichneten.

Um wenigſtens meinen Durſt zu löſchen — denn gegen den Hunger gab es da freilich nichts, als Stengel, Blätter und Alpenroſen — kroch ich zu einer Quelle, welche zwiſchen grünlichen Klippen hervorſprudelte und an dieſem ihrem Urſprunge von einigen der ſchönſten Lorbeern überſtanden war. Ich ahnete, daß es mit dieſem Waſſer eine eigene Bewandtniß haben müſſe, denn Gewalt und Klarheit wohnten in ihm ſo nahe bei einander, daß es kein gewöhnlicher Spring ſeyn konnte. Ziſchend und ſchäumend drang der Strahl unter dem mooſigen bekränzten Steine an das Licht, als koche er, und einen Schritt weiter floß ſchon das klarſte beryllgrünſte Naß ohne Unruhe, Schaumblaſen, Wirbel in ſeinem Rinnſale.

Ich bückte mich zur Quelle und netzte meine Lippen, aber wie wurde mir da! In meinen Eingeweiden that es ein Grimmen, in meinem Blute ein Wallen, in meinen Gliedern ein Glühen, in meinem Herzen ein Klopfen, in meinem Haupte ein Schwärmen! Die wunderſamſten Phantaſereien begannen mir vor den Sinnen umherzugehen. Meine rothe Janitſcharencadettenuniform kam mir vor wie das rothe Meer, meine weißen Pumphöschen leuchteten mir wie der Schnee der Alpen und mein kleiner blecherner Säbel gemahnte mich wie das Schwert des Alexander. Ich öffnete die Lippen, und ſie ſprachen unwillkührlich:

Geſperret lange Zeit in eine Taſche,
Selbſtſtändigwerdenwollend ausgekrochen,
Nahm in die Krallen dich der Geier, der raſche,
Dem Albion's Großmuth drauf den Hals gebrochen,
Und als dir nun geſunken die Courage,
Fühlſt du in Grimmen, Glühen, Wallen, Pochen
Dein Herz gelöſet fluthen gleich der Thräne
Des Stocks im Lenz, am Born der Hippokrene!

Ja, ich hatte unversehens aus der Hippokrene getrunken und war sonach am Helikon! Meine Lippen öffneten sich abermals und scandirten unwillkührlich:

Sauerbereiteter Wurm des gütigsten Vaters.
Für die Cadettenanstalt des größesten Sultans
Mit dem Säbel aus Blech bewaffneter Knabe,
Streife das rothe Collet und die weißen battistnen
Höschen vom Leibe dir ab und glänze in reiner
Classischer Nacktheit!

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine räthselhafte Novellette.

(Beschluß.)

»Ich habe das Unglück keine Farben unterscheiden zu »können, namentlich verwechsele ich leicht »»Blau«« und »»Roth.«« Nun habe ich die Absicht Medizin zu studi»ren. Ich fürchte aber, da ich der Farbentäuschung unter»worfen bin, dadurch in große Irrthümer zu gerathen.«

»Sie haben Recht,« versetzte ich, nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte. »Sie riskiren auf diese »Weise ja ein rosenrothes schlummerndes Mädchen, für ein »von der Apoplexie gebläutes Wesen zu halten, und einen »an der Cholera Gestorbenen für frisch und backenroth zu »erklären.«

»Mein Großvater, ein Tuchhändler, litt an demselben »Uebel,« fuhr der Farbenunkundige fort. »Oft, wenn er »von der Messe heimkehrte, gab es die drolligsten Verwech»selungen. Er hatte Roth statt Blau, Weiß statt Schwarz »eingekauft, wenigstens sagten das die Leute, und die Mei»nung der Meisten construirt doch wohl die Wahrheit. Ich »meines Theils war immer meines guten Großvaters An»sicht*).

*) Leute, die ums Geld heirathen, sollen auch oft die Farben nicht unterscheiden können. Anstatt daß ihnen da oft bei Anblick ihres Schatzes — Grün was Gelb vor Augen werden sollte, sehen sie bloß einen gelben Schein.

Ich mußte den jungen Reiſenden ohne Troſt, den ich ſonſt en gros liegen habe, reiſen laſſen.

Hätte ich damals ſchon die estampes magiques gekannt, welche neulich Alexander Caſorti von Brüſſel, wo man überhaupt die Sachen in einem beſondern Lichte ſieht, mitgebracht, oder meine Naſe ſchon damals ein wenig in Goethe's Farbenlehre geſteckt, ſo hätte ich gewußt, daß die ſogar in den Augen befindliche Contrerevolution immer die entgegengeſetzten Farben hervorruft, und ſo Weiß Schwarz, Roth Grün, Gelb das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne und umgekehrt, aufbietet.

Goethe erzählt hierüber in ſeiner Farbenlehre §. 52:

»Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat und »ein wohlgewachſenes Mädchen mit blendendweißem Geſicht, »ſchwarzen Haaren und einem ſcharlachrothem Mieder zu »mir in's Zimmer trat, blickte ich es, das in einiger Ent»fernung vor mir ſtand, in der Halbdämmerung ſcharf an. »Indem es ſich nun hinweg bewegte, ſah ich auf der mir »entgegenſtehenden weißen Wand ein ſchwarzes Geſicht, mit »einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung »der völlig deutlichen Figur erſchien von ſchönem Meer»grün.«

Jede meiner ſchönen Leſerinnen, die es übrigens nicht übel nehmen dürfen, daß ihr weißer Teint einem ſchwarz verkommt, wenn man ſich von ihnen wendet, kann ſich durch ein ſelbſt gemaltes Bild, zu welchem dieſe grellen Farben gewählt ſind, nachdem ſie daſſelbe lange betrachtet und ſich gleichſam in den Anblick verſenkt hat, ſich dann raſch fortwendend und das Auge an eine weiße Wand heftend, eine Geiſtererſcheinung bei Tage bereiten.

Kopf und Herz.

Vom Herzen in den Kopf hinein,
Vom Kopfe nach dem Herzen,
Im Botenwechsel aus und ein
Gehn Freuden oder Schmerzen;
Der Kopf will immer klügeln,
Das Herz läßt sich nicht zügeln
Und fliegt mit vollen Flügeln
Frisch in die Welt hinein.

Botschafter sendet hin und her
Die fürstliche Verwandtschaft,
An beiden Höfen wird oft schwer
Die Arbeit der Gesandtschaft;
Sie wechseln immer Noten
Und Telegraphennoten,
Doch was der Kopf geboten,
Das Herz sagt meistens: nein.

Wohl dem, bei welchem allbereits
Die Höfe harmoniren,
Wo Herz und Kopf sich beiderseits
Nicht brauchen zu geniren;
Wo diese beiden Staaten
Vor allen ihren Thaten
In Frieden sich berathen,
Da muß der Himmel sein.

August Schnezler.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe

Druck und Verlag:
Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 12. Donnerstag, 21. März. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

Ich.

Fragment einer Bildungsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Wirklich warf ich Säbel, Collet, Turban, Pumphöschen, kurz Alles und Jedes ab, wälzte und kugelte mich wie toll umher, unwillkührlich, von dem Musenwasser getrieben. Schon hatten sich wieder neue Bilder in meine Seele und Weisen auf meine Lippen gedrängt; ich sang:

Feinsliebchen, wenn du suchest mich,
Trala!
Du findest mich ganz sicherlich
Sasa!
Wie bei der Lamp' ich sitz' und mach'
Ein Liedchen für den Almanach!

Zeinslieb'chen, weißt du, was das ist?
Trala!
Ein Büchlein voll von Jesuchrist
Sasa!
Und Blümelein und O! und Ach!
Das ist der Musenalmanach!

Ich hatte rasch den Entschluß gefaßt, einen Musenalmanach zu schreiben, ganz allein ich selbst; um mir mein Brod zu verdienen, denn — rief ich —

Warum denn Andre brauchen und deren Instrumente?
Ein rechter Virtuose spielt jedes Instrumente.
Er bläs't mit seinem Munde, dem Finger fünfe dienen,
Das Lippenhauchgenährte, das Flöteninstrumente,
Und streichet mit dem Bogen, geknüpft am Ellenbogen,
Das Saitenstegbewehrte, das Geigeninstrumente,
Derweil an seinen Schenkeln sich hellen Schalles stößet
Das Kindern klingklangwerthe, das Beckeninstrumente,
Und Klöpfel an den Knieen mit muth'ger Rührung rühren
Das Kesselbauchbeschwerte, das Paukeninstrumente,
Von seinem Haupte aber die Glöcklein schwingend bimmelt
Das Roßschweif' nie entbehrte, das Halbmondinstrumente.
So mit Gebläs' und Streichen, mit Stoßen, Rühren, Bimmeln
Sah ich, als sein der Meister fünf da der Instrumente,
Neu Einz'gen jüngst noch spielen am Markt das mannichfalte
Flöt-Geige-Becken-Pauken- und Halbmondinstrumente.

Damit war meine Begeisterung noch nicht erschöpft. Formen und Verse, Weisen und Reime, Laiche, Stollen, Stanzen, Assonanzen, Dissonanzen, Decimen, Canzonen, Terzinen, Handwerksburschenlieder, Sprichwörtlich, Africanisches, Madecassisches, an Personen, Gelegenheit, Denk- und Sendeblätter, Runenstäbe, Gepanzertes und Geharnischtes, Blätter und Blüthen, Schutt — alles Dieses und noch unendlich viel mehr entquoll meinen unermüdlich vom Was

der bewegten Lippen, so daß ich glaube: ich armes nacktes Kind habe da droben auf dem Hügel an jenem Abende in wenigstens sechs Dutzenden der verschiedensten Arten und Weisen meine Nacktheit lyrisch ausgesprochen. Ich weiß nicht, ob ich mich nicht total geschrieen haben würde und ein lyrisches Opfer geworden wäre, hätte nicht das Schicksal, welches mich schon aus den Klauen des Geiers rettete, nunmehr mich auch von den Folgen jenes hippokrenischen Zauberbrunnens befreit.

Auf einmal nämlich, als ich eben anfange, meine Empfindungen im Geiste eines enthaupteten Hottentotten auszuströmen, fühle ich mich von allen Seiten angerannt, überrannt, beschnuppert, beleckt, befühlt, bestoßen, betrompet. Zu Boden geworfen, sah ich nichts über mir und um mich als gelbe Augen, lange Beine, rauche hitzige Gesichter. Eine Herde wilder Ziegen war mit ihren Böcken und Zicklein vom Berge gekommen und übte an mir diese etwas stürmische Bewillkommnung aus. Mein anfänglicher Schreck dauerte indessen nur wenige Augenblicke; ich erkannte sehr bald, daß ich gutmüthigen Wesen in die Pfoten gefallen war, die nur durch ihre Individualität bestimmt wurden, so unbequem ihre Freude über den Fund des kleinen Zwitters zu äußern. Es waren keine blutdürstige Lämmergeier, es waren Ziegen, muthige Ziegen mit den besten Herzen. Sie riefen alle im Chore: Ach, der arme Kleine! der Verlassene! Da liegen seine Häute, er muß eine fürchterliche Krankheit gehabt haben, weswegen sie sich abgeschält haben, nun seht er wie aufgeschunden aus. Laßt uns seine Wunden lecken! der Jammervolle! Ich mußte im Stillen über diese unverschämten Ziegen lächeln, welche meine Janitscharenmaskenuniform für einen abgestreiften Balg und meine helle, weiße Haut für geschundenes ansahen, beschloß indessen Achtung vor dieser Volksmeinung zu haben und nicht übereilt mit Zweck Creirung einer höheren Wahrheit bei den Ziegen zu stören. Inzwischen war ich doch bald genöthigt, Einspruch zu thun, denn alle Ziegen leckten in ihrer wohlthätigen Absicht so eifrig an mir herum, daß ich es der Reihe nicht länger aushalten konnte.

Ich ergriff daher das rechte Vorderbein derjenigen Ziege, welche mir die älteste und verständigste zu seyn schien, mit meinen kindlichen Händen, drückte es an mein Herz und sagte: Ehrwürdige Mutter, ich danke Ihnen. Genug nun des Leckens! Vertrauen Sie der Natur, und überlassen Sie ihr die Nachheilung meiner Ihrer Ansicht zu Folge wunden und geschundenen Haut! — Wirklich ließen die gutmüthigen Ziegen, sobald sie meinen Wunsch vernommen hatten, von ihrer Leckkur ab.

Curiosa.

I.

Der Hofpoet und Ceremonienrath Joh. v. Besser.

Der Berliner Hofpoet Johann von Besser, ein Mann von so feinem Geschmacke, daß er für die damaligen schönen Geister v. Canitz u. A. zugleich ihre Perüquen und Spitzenmanschetten beschreiben mußte, galt seiner Zeit, vor etwa 120 Jahren, als einer der ersten Dichter, seine Tanz- und Singspiele als das non plus ultra des Geschmacks, und sein erbärmliches Heldengedicht auf Friedrich Wilhelm als ein der Iliade nur wenig nachstehendes Opus. Heutzutage lächeln wir über seine Poesie, aber — damals verdiente sich die Poesie doch besser als heutzutage, denn besagten Besser's Leben, von seinem Zeitgenossen und Mitpoeten König beschrieben, ist nichts, als eine Reihe von Geschenken, Gunstbezeugungen und Beförderungen, die er vom Preußischen und andern Fürsten für seine Poesien erhielt *).

Dabei verband er auch noch dadurch das utile mit dem dulce, daß er sich zugleich zum Ceremonienrath machen ließ,

*) Am Ende wird ein elendes Lobhudeln der Großen, mit seichten Versen, von diesen nach ihrem Erfinder für ein „Besserwerden" der Dichter angesehen. D. R.

nachdem er vorher geadelt worden war. Diese beneidenswerthe Kunst suchte er nun mit solchem Eifer auszubilden, daß er nicht nur selbst mehrere sehr hochgehaltene Werke darüber verfaßte, sondern auch nach und nach eine Bibliothek von achtzehntausend Bänden in diesem Fache sammelte. —

O Zeit —
Zeit gepuderter Perüquen,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken,
Steig auf in der alten Pracht!

2.

Homer und Salomo.

Der englische Philologe Josua Barnesius wollte gern eine Ausgabe des Homer veranstalten, allein seine reiche und dabei sehr bigotte Frau, unter deren Pantoffel der arme Ehemann seufzte, war nicht zu bewegen, für »so ein heidnisches unchristliches Satanswerk« die nöthigen Vorschüsse zu machen. Was that also der listige Philologus? Er schrieb ein langes Gedicht, in welchem er sonnenklärlich beweist, daß eigentlich nicht Homer, sondern König Salomo Verfasser der dem Homer fälschlich beigelegten Gedichte sey; dieses Gedicht ward der gestrengen Ehehälfte dedicirt, und hatte den gewünschten Erfolg.

3.

Die Ehe zwischen den beiden letztgenannten Personen hatte in der Art, wie sie geschlossen worden war, etwas Komisches. Einst (im Jahre 1700) besuchte den damals berühmten Poeten und Linguisten Josua Barnesius in seinem Studirzimmer eine ziemlich bejahrte und nichts weniger als liebenswürdige Dame, die sich ihm bald als die reiche Mrs. Meier zu erkennen giebt, und dem erstaunten Gelehrten nach einigen Einleitungen den Antrag macht, »ihm in ihrem Testamente eine jährliche Rente von 100 Pfund aussetzen zu dürfen.«

Josua Barnesius war aber ein höflicher Mann, und erklärte dies Legat nur unter der Bedingung, daß sie dafür das einzige, was er zu verschenken habe, nämlich seine Hand, annehme, sich gefallen lassen zu können. Worauf sie denn versetzte: »sie könne unmöglich einem Josua etwas abschlagen, auf dessen Wort ja die Sonne still gestanden sey!« — Der arme Josua. St.

Selbstgespräch *)

der Statue Guttenbergs in Mainz.

Da kamen gestern der Mainzer zwei
Und sprachen da unten gar vielerlei,
Wie sauer sie sich das Leben gemacht,
Eh' sie mich endlich zu Stand gebracht,
Und wie sie gejubelt bei meinem Feste,
In Mitten der vielen deutschen Gäste.
Es hatte mich selber tief bewegt,
Wie sehr sich meine Mainzer geregt,
Vermeinend, man würde erkennen gerührt,
Wie ich mich einstens das ruinirt,
Um etwas Tücht'ges zu Stande zu bringen.
Allein, wie oft bei solchen Dingen,
Es sollte Ihnen nur theilweis gelingen.
Ja, wie ich hörte von den Beiden —
Es that mir den Ehrenplatz verleiden —
Es hätte Deutschland gen Holland geprahlt
Mit mir, — mich aber noch nicht bezahlt! —
Jetzt legt man Hand an, zu 'nem neuen Fest,
Und läßt mich hier stehn mit dem alten Rest.
Drum sey's in meinem Album gesagt,
Wie's mit mir steht, Gott sey's geklagt!

*) Diese launigen Verse hat der Verfasser für das im Jahre 1840 in Braunschweig bei einem Doctor Meyer erscheinende Guttenbergsche Album bestimmt. D. R.

Es fällt denn doch in jedem Jahr,
So manches Summchen an Honorar:
Drum denke der Literat an mich,
Sonst erlebt Ihr Deutschen sicherlich,
Der Gutenberg ladet zur schuldigen Pflicht,
Ein Hustier in Mainz vor's Handelsgericht.

C. Lebrun.

Des Todes Großmama.

(Eingesandt.)

Der — nicht eben rühmlich bekannte Dichter Dreyer brachte einst an der Tafel eines gaßfreien Gutsbesitzers den Toast aus:

Stets spreche, Freund, das Glück zu Deinem Wunsche Ja!
Stets herrsch' in Deinem Haus des Todes Großmama!

Niemand kannte diese Dame. Dreyer verwies auf den Vers 15 des Cap. 1 des Briefes Jacobi:

„Wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde. Die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.“

Zur Nachricht und zum Verhalten.

Am zehnten März rettete hier der Portepeefähndrich von Jüng mit der größten Gefahr seines Lebens einen Knaben, unter dem das morsche Eis gebrochen war. Diese That hat unser gnädigster Landesherr, der bereitwilligste Freudenspender, mit dem Ehrenzeichen zweiter Klasse belohnt, dem wir hiemit das humoristische Eichenlaub unserer Blätter, soweit diese in die verschiedenen Theile Deutschlands ihre Schatten werfen, hinzu fügen wollen.

Miscellen.

Vor einigen Tagen wurden die Oldenburger plötzlich um zwanzig Minuten durch die Sonne älter gemacht, nachdem die Schloßuhr sie einen ganzen Monat um so viel Morgenschlaf gebracht hatte. Nächstens werden sie plötzlich corpulenter und gewichtiger werden, da hier das Cölner Gewicht eingeführt wird, wodurch ein Mensch von 195, 200 Pfund wiegen wird.

Vor einigen Wochen wurde in St. Lion bei Langenbrücken der katholische Geistliche, ein Greis, im Begriff das Abendmahl zu nehmen, von einem Manne in einem Mantel überfallen und mit Beilschlägen mißhandelt, der sein Schwager war und vierzehn Stunden, von Mesbach, wegen des Attentats gemacht hatte. Man denke sich, daß der Schwager die That in dem Augenblicke vollführte, als der Priester das Symbol der Vergebung und Versöhnung in der Hand trug. Der Pfarrer lebt noch, der Verbrecher wurde von der Gemeinde ergriffen und verhaftet.

Es sollte ihm auf gerichtlichem Wege das Haus versteigert werden und der Schwager war die Veranlassung.

Verbot und Erlaubniß.

Noch einmal warne ich die deutschen Journale, nicht die Artikel der humoristischen Blätter ohne Angabe der Quellen zu escamotiren, oder gar eine falsche anzugeben; widrigenfalls ich einen eignen humoristischen Galgen bauen werde, woran die Sünder zappeln sollen. Dagegen steht es jeder Zeitschrift frei, wie das auch die besseren thun, meine humoristischen Tractätlein mit dem certificat d'origine zu verbreiten, und sehe ich solches sogar gerne.

Theodor von Kobbe.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 13. Donnerstag, 28. März. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

Ich.

Fragment einer Bildungsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Zicklein, welche bisher diese Scene der Bamberzigkeit mit possirlichen Mienen und Gebärden umstanden hatten, drängten sich jetzt, entsetzt seitwärts blickend, den Müttern so innig an, wie die jüngste der Niobiden dem Schooße, der sie doch nicht vor den schrecklichen Pfeilen zu bergen im Stande war. Sie schrieen meckernd: Der Geier! der böse Geier! und zitterten und bebten, als ob jener tolle Wüstewicht sie noch fressen könnte. Anfangs schauerten auch die Mütter bei seinem Anblicke zusammen, indessen faßten

*) Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort (№ 1. vom 5. April 1838) die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer einigen früheren, wenig bekannt gewordenen, humoristischen Arbeiten von ihm ein Plätzchen anzuweisen. — Er wird in einigen spätern Nummern von dieser Vergünstigung Gebrauch machen.

sie sich bald und beruhigten die Zicklein mit verständigem Meckern. O, rief eine der Ziegen, wie vielen Dank sind wir diesem armen kleinen Findlinge schuldig! Ohne ihn würden wir wahrscheinlich den Verlust eines von Euch, Ihr theuren Kinder, zu beweinen haben! Der Lämmergeier sah aber ihn und nahm ihn an Eurer Statt in die Lüfte! — Hier erwachte mein ganzer Stolz, und auf die Gefahr hin, es mit diesem Ziegenvolke auf der Schwelle unserer neuen Bekanntschaft zu verderben, sprach ich: Meine Damen, Sie sind im Irrthum. Daß jener Räuber mich für einen Hirtenknaben hielt, den er nach der Naturgeschichte ausnahmsweise zuweilen anfallen darf, war schon unverzeihlich von ihm, daß er mich aber gar für ein Ziegenlamm hätte halten sollen, dazu traue ich ihm denn doch zu viel Verstand zu. — Das Wundfieber phantasirt aus ihm, riefen alle Ziegen, er weiß nicht, was er spricht. — Meine Schwestern, hob die älteste der Ziegen an; uns dieses kleinen verlassenen Wesens anzunehmen, erfordert unsere Ziegenpflicht; um so mehr, da es ein Opfer für eines unserer Kinder geworden ist. Bringen wir denn es vor Allem unter Obdach, und späterhin wollen wir überlegen, was von uns für ihn geschehen kann!

Die Heerde setzte sich in Bewegung, die Mütter voran, die Zicklein folgend. Die Mütter stießen mich mit ihren Köpfen vorwärts; ich weinte und schrie, daß ich erst meine Janitscharencadettenuniform wieder anziehen wolle, denn die classische Nacktheit beginne mir frostig zu werden, davon aber wollten die Ziegen nichts wissen, sondern hielten es für eine neue Fieberphantasie, daß ich in jene kranken Hütten kriechen wolle. Ich mußte mich daher fügen, klammerte mich zwischen zweien der Gesetztesten mit den Händen an deren Zottelpelzen an, und konnte so nothdürftig mit der Heerde mich fortbewegen.

An Abgründen vorbei, auf rauhen Pfaden, über welche meine thierische Gesellschaft sicher ging, gelangten wir zu einer großen Felsenhöhle, dem von der Natur gebildeten Stalle dieser wilden Ziegen. Räumlich und wohnlich war

die Höhle, ein warmer Hauch schlug aus der tiefen Wölbung meinem frierenden Körper wohlthuend entgegen, der Boden und die Seitenwände waren mit weichem Moose ausgepolstert, das ertastete ich, als wir hineingingen. Der süße, aromatische Duft des Thymians, welcher auf jenem Gebirge überall blüht, drang in die Höhle, kurz, dieser Aufenthaltsort konnte nicht köstlicher gedacht werden, wenn man einmal von der linken Rocktasche seines Vaters verbannt seyn sollte.

Die Ziegen streckten sich auf dem weichen Moose nieder und begannen ihr Wiederkäuungsgeschäft, die Zicklein legten sich ihnen an die Euter, und sogen, aber was wurde aus mir, dem Fremdlinge ohne Familienverbindungen in diesem Kreise? Traurig saß ich in einer Ecke auf meinem Moosklumpen, hungerte und durstete. Endlich ersuchte ich bescheiden auch um einige Milchnahrung, wenn die Kinder des Hauses gesättigt seyn möchten. Glaubst du denn, rief die älteste der Ziegen, welche die Andern Sisi nannten, daß wir dich nicht längst auch zu unsern Nahrungsquellen herbeigelassen haben würden, wenn wir nicht wüßten, daß dein Wundfieber jede Ueberladung des Magens tödtlich machen kann? — Ich bat sie bei den Häuptern ihrer hoffnungsvollen Lämmer, es darauf zu wagen, ich verschmachte sonst, worauf sich unter der Heerde eine ziemlich lebhafte Verhandlung über die Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit des Säugens in meinem Zustande ergab, welche in den Beschluß auslief, daß mir ein Weniges an Milch wohl verstattet werden möge. Froh über diese Entscheidung kroch ich zur barmherzigen Sisi und sog die ersehnte, heilsame Nahrung in mich. Als ich aber im besten Saugen war, wurde ich schon wieder abgestoßen, weil ein Mehreres, wie die um mich besorgten Ziegen ängstlich ausriefen, mir sicherlich schaden würde. Ich war daher nur halbsatt geworden, indessen doch vor dem Hungertode nunmehr geschützt.

Ueber meine Nachtruhe entstand darauf eine zweite Verhandlung, welche ein Streit zu werden drohte, denn die Ziegen waren gegen mich so liebevoll gesinnt, daß Jede mich

in ihren Pfoten erwärmen und keine mich der Andern gönnen wollte. Ich mußte voraussehen, bei diesem Liebesfeuer die ganze Nacht über ungewärmt zu bleiben, rief daher: Wohlthätige und rechtschaffene Ziegen, theilt Euch in Euren kleinen Lyriker, laßt ihn bei Jeder von Euch eine halbe Stunde liegen! — Dieser Vorschlag fand Beifall, zuerst nahm mich die alte Sisi in ihre Pfoten, dann die Niri, dann die Quiqui, dann die Nini, dann die Mimi, dann die Lili, dann die Pipi, dann die Fifi, dann die Bibi, dann die Didi, dann die Wiwi, dann die Kiki, endlich und zuletzt Morgens gegen vier Uhr die Zizi, die jüngste dieser meckernden Grazien. Denn diese Namen, alle in i endigend, führten die zwölf Ziegen, aus denen die Heerde bestand. Ich hatte sie durch ihre Gespräche zufällig erkundet. Was meine Nacht betraf, so war sie freilich unruhig, denn ich hatte fast nichts zu thun, als mich niederzulegen und wieder aufzustehen, indessen erfror ich doch nicht.

Wundert Ihr Euch, daß ich das Gemecker der Ziegen so bald verstehen lernte? Ihr hättet Euch eher darüber verwundern sollen, daß ich den Engländer verstehen konnte.

Betrachtungen über mein sonderbares Schicksal raubten mir den wenigen Schlaf, den mir der Wechsel meiner zwölf Wohlthäterinnen allenfalls noch hätte verstatten mögen. So bist du denn, dachte ich, indem du deine Selbstständigkeit erringen wolltest, in die Klauen eines Usurpators und darauf nach kurzem lyrischem Taumel unter das Vieh gerathen, von welchen du nicht einmal für voll angesehen wirst.

»Erlaube mir,« rief hier der alte Baron, da Münchhausen einen Augenblick inne hielt, »diese hirnlosen Geschichten zu unterbrechen und mit dir von unserer Fabrik — —

Sogleich, versetzte Münchhausen, meine Erzählung geht zu Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung.

Ein Mädchen von dem platten Lande, oder aus den Bergen, oder von den Seeküſten, das nichts kennt als Himmel, Berge und Waſſer, hat gar keine Idee davon, was eigentlich eine Kunſtausſtellung ſey. Alle Berichte darüber ſind auch unvollkommen. Ich weiß es nicht anders zu faſſen, als ſo: Eine Kunſtausſtellung iſt eine Welt im Kleinen, aber eine ſchöne; und ſo wie man ſpricht, die Welt iſt überall, nirgend ſind ihre Gränzen, ſo kann mans auch ſagen von der ſchönen Welt der Kunſtausſtellung.

Gott, welch ein Publikum! Eintheilen läßt ſichs im Allgemeinen in ein höheres und niederes, in ein rezenſirendes, ein kunſtkennerisches, concurrirendes und dirigirendes; es ragen aber aus demſelben einzelne Größen hervor: der Gereiſ'te, der Geſchäftsmann, der Menſchenfreund, der Actionair, der Gelehrte, der Antiquar — und die alle vereint, die bilden die ſchöne Welt der Kunſtausſtellung.

Dieſe ſchöne Welt hat ſich nun eigentlich durch ihr eigenes »Werde« ins Daſeyn gerufen, während dieſelbe doch nach Recht und Gerechtigkeit Staatsanſtalt ſeyn ſollte. Was für ein Leben kommt durch die Kunſtausſtellung in eine Stadt! Die fremden Reiſenden und Künſtler bringen monoton mit; da verdienen die Aubergiſten, die Lohnlaquais, die Fiacker, die Optiker, die Brillenhändler, die Friſeure und Parfümerichändler. Man kann heut zu Tage wahrhaftig nicht mehr von einer brodloſen Kunſt ſprechen. Wie viele werden nicht blos durch die Kunſtausſtellung ernährt? Als da ſind der Partikulier, dem man das Lokal abmiethet, der Portier oder die Portiers, die Caſſirer, die Billetteurs, die Copiſten, die Inſpectoren und Proviſoren, die Kunſt-Lotterie-Directoren und deren Aſſiſtenten, die Cicerone's, die Rezenſenten, und durch dieſe die Setzer, Drucker, Papierhändler und Colporteurs.

Zu dem Allen rechne man nun, was für eine edle Nahrung eine ſolche Ausſtellung der Seelen Aller, ſelbſt denen der Kinder, giebt! Was liegt darin für ein Sporn

für Zeichnenschüler und Zeichnenlehrer! Was für ein Renomée bekommt eine Stadt im Auslande, wenn es heißt: »auch in der Hauptstadt des Fürstenthums Lein-Legenstein ist unter dem heutigen dato eine Kunstausstellung eröffnet!« Was für Verbindungen hat das zur Folge, Verbindungen mit den Hauptstädten Europas und den Matadoren derselben, nicht bloß mit den politischen, sondern auch mit den ästhetischen. Vor Allem aber ist es wichtig, daß eine Kunstausstellung zu den seltensten Studien, so zu sagen, herausfordert. Um die christliche Historien-Malerei zu verstehen, studirt man die fünf Bücher Mosis, das Buch der Richter, das Buch Ruth, den Propheten Ezechiel, das Buch Tobiä. Die Geschichte mancher Länder würde ewig im Dunkeln bleiben, wenn nicht Kunstausstellungen wären. Man giebt nämlich den europäischen Künstlern als Preisaufgabe eine Scene aus der ältern Geschichte der Lein-Legenstein'schen Lande. Nun malt Herr Ahmüller den Junker Georg, als er von der Falkenbaize heimkehrt, und unterwegs noch, ohne darauf vorbereitet zu seyn, einen Fuchs erlegt. Herr Wehmüller malt den Grafen Christian, wie er in London Shakespeares Hamlet sieht, und sich um ein Haar in die Ophelia verliebt hätte. Herr Wehmüller malt den Ritter Ludwig, wie er im Thal von Roncevalles einen Sarazenen aus dem Sattel hebt, in den Sand setzt und dann ruhig und ruhmgekrönt nach Hause reitet. Nun ist es für jeden Bürger des Landes Lein-Legenstein nothwendig, zu wissen, wer denn der Junker Georg, was Graf Christian, und Ritter Ludwig gewesen, wann sie geboren und wann sie gestorben sind: das Studium der vaterländischen Geschichte muß beginnen, und in Kurzem wird es in Blüthe stehen. Das Reisen, welches wirklich seine großen Unbequemlichkeiten hat, wird durch Kunstausstellungen entbehrlich gemacht; durch die Bürkel'schen Bilder bin ich in Tyrol, wo ich niemals war, ganz einheimisch geworden.

Einige Wünsche muß ich doch zum Schluß noch in die feine Form von Bemerkungen kleiden und hier aussprechen. Gehe ich in eine Kunstausstellung, es ist, als wenn ich ein

Journal lese: Prosa und Poesie wechseln, Räthsel laufen mit unter, Autoren sind genannt und nicht genannt. Schade, daß man das Wesen nicht mit sich nach Haus nehmen kann, oder allein besehen, wie jener Engländer Herrn Bethmann in Frankfurt bat, daß er sich eine Nacht mit seiner Ariadne einschließen dürfe. Ferner bemerke ich: Herr van Aken pflegt ja in jeder Stadt seine Menagerie den Armen zu öffnen; warum macht man's nicht eben so mit der Gemäldeausstellung? Welche Achtung vor der Künstler- und Menschengröße würden die Armen nun bekommen! —

Noch Eins: Die Geschichte der Kunstausstellungen wird zu lax betrieben; — ein passionirter Historiker kann nicht anders, als mit dieser Rüge schließen.

Emile d'Estrées.

Eine neue fürstliche Amour, die dem Amor ein Garaus macht.

Aus glaubhafter Quelle ist uns folgende Notiz zugegangen, die zur Verbesserung der meisten genealogischen Handbücher fürstlicher Häuser dienen möge:

»Seit gewiß zehn Jahren steht in unserm Staats-Kalender, unter der Genealogie der herzoglichen Familie von Looz-Corswaren, ein »Amor, Fürst von Rheina-Wolbeck, geb. 16. Juni 1782, succ. seinem Bruder Joseph Arnold, geb. 30. Oct. 1827 (?)*) — Dieser erlauchte »Amor hat leider das Unglück, in Lüttich im Narrenhause zu sitzen, und ist auch weder Mann, noch Knabe, noch Prinz, sondern eine Prinzessin, deren Name Amour ist Einen Fürsten von Rheina-Wolbeck giebt es bis heute gar nicht, da dies durch den Tod des letzten »Herzogs Arnold (1827 Oct. 30.) erledigte Fürstenthum,

*) Wenn wir einen Fürsten vom Butjadingerlande hätten, wo Minorat gilt, würde diese Stelle, rücksichtlich der Erbfolge, leichter zu erklären seyn

»wegen unbestimmter Erbfolge, unter einem curator here-
»ditatis steht (dem Justiz-Commissair Schwerling in Rheina)
»und es noch unentschieden ist, wer von den processirenden
»Partheien die besten Ansprüche hat. Es streiten sich näm-
»lich um diesen guten Bissen die gräflich Loozische Familie
»und contra der Graf Napoleon Lannoy. Die jetzt noch
»in Brüssel existirende herzogliche Familie Looz ist aller Erb-
»ansprüche durch richterliches Erkenntniß entsetzt.«

Bays Rath.

Der Bay ist doch entsetzlich dumm,
Er sagt: »o lasse Dich bewegen,
»Ein klassisch gründlich Studium
»An Deine Impromptus zu legen.«

Miscelle.

Der Rheinische Postillion erzählt sehr hübsch: »Im Mannheimer Schloßgarten schlagen die Eisenbahnstangen aus.« Ein Beweis, daß die Bahn dort Wurzel gefaßt hat.

Zur Nachricht.

Da nach der hiesigen Posteinrichtung die Journale und Zeitungen praenumerando bezahlt werden müssen, so werden die Abonnenten nochmals ersucht, im laufenden Quartale den Betrag den respectiven Postämtern einzusenden.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe

Druck und Verlag:
Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 14. Donnerstag, 4. April. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

Ich.

Fragment einer Bildungsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Ich war nun gleichsam Hahn im Korbe bei den guten und edlen Ziegen am Helikon. Sie liebten mich fast mehr, als ihre eigenen Kinder; natürlich, ich war ja das Kind ihrer Wahl und hatte für sie außerdem das besondere Interesse, daß noch einige Reste der Menschheit in mir staken, welche ihre fernere Erziehung ebenfalls auszutilgen berufen schien und hoffen durfte. Sie bildeten und besserten unaufhörlich an mir, d. h. sie leckten und putzten mich beständig, um den vollkommenen Bock aus mir herauszulecken und zu putzen, und jedes Fünkchen widerstrebender Menschheit mir abzulecken. Ich mußte mir das gefallen lassen, obgleich ich es gern gesehen hätte, ein Stückchen Mensch zu bleiben, der möglichen Fälle halber, in welchen ein zweites Metier von großem Nutzen seyn kann. Auch meine Sprache war ihnen noch nicht academisch genug; sie meinten, es

ſey nicht das reine toscaniſche Meckern. Ich muß hier einſchalten, daß ich mich deshalb ſo raſch mit meinen Wohlthäterinnen hatte verſtändigen können, weil meine erſte Kindheit mir theilweiſe unter deutſchen Kanzelrednern hingegangen war, und ich daher nur bekannte Töne hörte, als ich zu den Ziegen kam, nur bekannte Töne im Geſpräch mit ihnen zu wiederholen brauchte. Indeſſen, wie geſagt, mein Meckern ſollte doch noch nicht ganz rein ſeyn, es mochte wohl noch in etwas den Kanzelredner verrathen. Die gelehrte Ziege Pipi gab ſich daher an das Werk und unterwies mich im Meckern nach den Regeln der Grammatik. Ich lernte raſch und fand, daß das Ziegen-Idiom einen großen Reichthum an eigenthümlichen Wendungen für unklare Vorſtellungen habe, weßhalb es manchen Zeiten zu empfehlen ſeyn dürfte, um darin die Geſchäfte des öffentlichen Lebens abzuhandeln.

Tage kamen und Tage gingen, daraus wurden Wochen und aus den Wochen ſtellten ſich Monate zuſammen, ohne daß unſer idylliſches Leben auf dem Helikon irgend eine bedeutende Störung erlitten hätte, außer daß wir Zicklein mitunter von den Müttern zu ſehr allein gelaſſen wurden und in einer dieſer Verlaſſenheiten zwei junge Böcke einbüßten, welche, den Erſten ein Steinadler, den Andern ein Goldadler auffraß. Unſer Gefühl wurde von dieſen Verluſten ſchmerzlich berührt, obſchon die Ziegen Fifi und Riri durch glückliche Entbindungen für den Erſatz ſorgten. Jenes nicht ſelten vorkommende Alleinſeyn und die Einbuße der beiden Böcklein machte die Reſte der Menſchheit in mir nachdenken. Ich fragte, wenn wir ſo uns ſelbſt überlaſſen umherirrten, kein gutes Futter finden konnten, oder uns durch unüberlegte Sprünge die Füße verſtauchten, oder auch wohl vom richtigen Pfade gänzlich abgekommen waren, wo denn die Mütter ſeyen? und erhielt zur Antwort, daß ſie ihre Sitzungen hielten. Fragte ich nun weiter, aus was Grund und zu was Ende dieſe Sitzungen ſtattfänden? ſo erwiederten mir meine Altersgenoſſen, es ſeyen die Sitzungen des Wohlthätigkeitsvereins. Freilich blieb ich durch

welche Antworten ſo klug als vorher; ich ſchärfte indeſſen das Auge der Beobachtung und kam auch binnen Kurzem der Sache auf den Grund. Leider entdeckten da meine Forſchungen gewiſſe Schattenſeiten an dem ſonſt ſo liebenswürdigen und vollkommenen Zuſtande der helikoniſchen Ziegenheerde.

Die wohlthätigen und rechtſchaffenen Mütter hatten nämlich einen Verein »zur Linderung des Elendes leidender Naturweſen« geſtiftet. Dieſer Verein war aus den Trümmern eines früheren, untergegangenen entſtanden, welcher auf die Verfeinerung ihrer Pelze abgezielt hatte. Ein reiſender Waldeſel war nämlich einſtmals über den Helikon gekommen, hatte aus der Hippokrene geſoffen und darauf von dem wundervollen Geſpinnſte der Tübetziege phantaſirt, aus welchem in Kaſchmir die herrlichen und koſtbaren Shals gewebt werden. Der phantaſirende Eſel hatte weder Tübetziegen noch Kaſchmirſhals ſelbſt geſehen, ſondern im Walde einen armeniſchen Kaufmann davon reden hören, der zwar mit den Shals bekannt war, die Ziegen aber auch nie in Augenſchein genommen hatte, ſondern nur von ſeinem verſtorbenen Bruder gehört haben wollte, es gebe dergleichen. Die Phantaſie des Eſels entzündete aber die Phantaſie der Mütter und befruchtete ihren Geiſt mit dem Ideale einer Tübetiſchen Hochgebirgsziege. Dieſes ferne hohe Bild brachte in ihnen den Trieb der Nacheiferung hervor, ihre Pelze dünkten ihnen ſeit dem Tage roh und gemein, ſie verbanden ſich, durch ein Leben im höheren Sinne des Worts ihre Wolle zu verfeinern und es wo möglich bis zu Kaſchmirwolle zu bringen, denn der Pelz iſt einer Ziege das, was ſchönen Seelen ihr Gemüth iſt.

Das Leben im höheren Sinne des Worts konnte aber nur dadurch in das Werk gerichtet werden, daß ſie alle Gemeinſchaft mit ihren Gatten abbrachen und die Milch bei ſich behielten. Dieſe Schritte bedrohten nun die ganze Heerde mit dem Untergange, und als die Seufzer der Gatten und das Wimmern der Zicklein ihnen die Gefahr einleuchtend gemacht hatten, ſo mußten ſich die hochherzigen

Ziegen entſchließen, dem ſchönen Unternehmen zu entſagen; ſchmerzlich ergriffen, denn wie es ihnen vorkam, war während der wenigen Tage, wo Gatten und Kinder darbten, ihr Pelz ſchon merklich feiner geworden

Aus dieſem Wollverbeſſerungsvereine war der Verein zur Linderung des Elendes leidender Naturweſen hervorgegangen, weil das höhere Selbſt der helikoniſchen Ziegen Befriedigung wollte und für die Einbuße Erſatz heiſchte. Der neue Verein bekümmerte ſich um jedes Unglück und half allen Inſecten, Vögeln und kleinen Säugethieren, die in Noth ſtaken. Er hielt wöchentlich ſeine regelmäßigen Sitzungen; ich habe mehreren derſelben beigewohnt, da man mich als Böcklein von guten Anlagen für würdig hielt, ſo edle und gemeinnützige Thathandlungen kennen zu lernen. Die Ziegen pflegten an einer beſchatteten Stelle des Berges im Kreiſe umherzuliegen und wiederzukäuen; die verſtändige tugendhafte Siſi aber, welche auf einem erhöhten Steine in der Mitte des Kreiſes ruhte, führte in dieſen Conferenzen das Präſidium. Während des Wiederkäuens wurden denn nun Nothfälle der verſchiedenſten Art in barmherzige Erwägung gezogen, als z. B. wie einer Hummel zu helfen ſey, welche die Ziege Niri hatte in das Waſſer fallen ſehen? ob man nicht einer erlahmten und erſtummten Grille eine Art Hackbrettlein aus Blättchen und Dörnchen zurichten laſſen könne, um ihr die Ausübung ihrer Kunſt für die Zukunft wenigſtens einigermaßen möglich zu machen? oder in welcher Art einer in ihrem Loche darbenden Maus Futter für ſich und ihre Jungen geſchafft werden möge, von der die Ziegen wußten, daß ſie ohne Verſchulden in ſolche Nahrungsloſigkeit gerathen war, und was dergleichen wohlthätige Maaßnahmen mehr waren, welche den helikoniſchen Ziegen und ihrem Vereine einen faſt göttlichen Namen bei allem nothleidenden Geſchmeiße zu Wege gebracht hatten. Ich ſage: Bei dem Geſchmeiße, denn was die edleren Geſchöpfe betrifft, ſo wollten dieſe von dem Vereine und ſeinen Thaten nichts wiſſen. Die Steindroſſel hörte auf zu ſingen, wenn die Ziegen in der Nähe ihres Buſches rath-

zuſchlagen begannen, eine weiße Hinde, welche zuweilen Beſucheshalber auf den Berg kam, wies, als die Ziegen ihr den Antrag machten, in den Wohlthätigkeitsverein zu treten, ſtatt aller Antwort nur den ſtolzen Rücken, und die Lorbeerbäume, unter welchen die Sitzungen vor ſich gingen, habe ich oft die Kronen hochmüthig ſchütteln ſehen, wenn die Reden der Ziegen im tönendſten Schwunge und ergiebigſten Fluſſe waren. Ja, einer jener geweihten Bäume mußte die Nähe der barmherzigen Ziegen ſelbſt körperlich nicht vertragen können. Er bekam ein krankes Anſehen und ging endlich ganz aus.

Auch erreichten die Mütter nicht in allen Fällen ihre tugendhaften Zwecke. Es war ſtreng verboten, daß von irgend einer Ziege privatim, ohne Aufſehen, aus dem Stegreife, wie ſie ſie fand, Noth gelindert werden durfte; nein, alle Wohlthätigkeit ſollte ſeit der Stiftung des Vereins im Geſchäftswege verwaltet werden, und die Einzelziege war ſtreng angewieſen, dem leidenden Weſen, welches ſie traf, vorüberzugehen und über den Fund nur dem Vereine zu berichten. Auf dieſe Weiſe wollten die helikoniſchen Mütter die gemeine, inſtinctartige Milde ausrotten und an deren Statt die höhere, ſelbſtbewußte, die adminiſtrirende Milde pflanzen. Da es nun aber immer mit einiger Weitläuftigkeit verknüpft war, eine Sitzung zu Stande zu bringen, die Sitzungen ſelbſt jedoch das Weitläufigſte bei der ganzen Sache wurden, indem die Ziegen meckernd und wieder-meckernd gleichſam außer ihrem Futter auch die Barmherzigkeit wiederkäuten, ſo kam oft alle Hülfe zu ſpät. Die Hummel, welcher ein auf der Stelle zugeworfenes Blatt das Leben gerettet hätte, war während der Reden über die Pflicht, ſie zu retten, untergegangen, und die Maus, der die vorübergehende Einzelziege ein Paar Körner hätte zuſcharren können, bis es zum Geſammtwirken für ſie kam, Hungers geſtorben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Für den Dessertteller der Humoristischen Blätter.

Franz Horn erzählt in seiner Selbstbiographie folgenden köstlich humoristischen Zug von einem Geschichtslehrer, dessen Unterricht er in seiner Jugend genoß. Dieser Mann, Jahr aus Jahr ein mit dem Vortrage der Geschichte beschäftigt, hielt denselben in der genial leichtsinnigsten Weise von der Welt. Einst, nach Beendigung des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt, vermißte er die Blätter in seinem Hefte, welche das vierte Jahrhundert enthielten. Lange sucht er vergeblich vor- und rückwärts, während er das: »wir beginnen nun mit dem vierten Jahrhundert —« mehrmals wiederholt. Endlich, da sich trotz alles Suchens die vermißten Papiere nicht finden, setzte er wieder ein: »Wir beginnen nun mit dem vierten Jahrhundert! — aber, Kinder, es ist doch nicht viel Sonderliches in dem Jahrhundert passirt, also wollen wir lieber gleich zum fünften übergehen.«

Eben dieser treffliche Historikus erhielt, als er mit großer Emphase die Schillerschen Worte »die Weltgeschichte ist das Weltgericht« zur Empfehlung der von ihm vorgetragenen Weltgeschichte seiner Jugend vortragirte, von dem kleinen Franz Horn die gute Antwort: Ja! aber Ihre ist es darum noch nicht. St.

Durchlaucht, Erlaucht und noch ein — Laucht.

Ein kleiner deutscher Fürst hatte im vorigen Jahre einen Jäger angenommen, welcher sich den lieben Thieren viel verständlicher zu machen verstand als den Menschen, denen er alle Gedanken seiner Weidmannsseele höchst confus rapportirte. Eines Tages meldete er, daß Diana, die Lieblingshündin des Fürsten, Junge geworfen habe.

»Was hat ſie denn geboren?« fragte der Herr etwas ſchnell.

»Eine braune, Durchlaucht; eine weiße, Durchlaucht; »eine ſchwarze, Durchlaucht; eine gefleckte, Durchlaucht; »eine — —«

»Halt ein!« fiel ihm der humoriſtiſche Fürſt lächelnd ins Wort. — »Da haſt du Durchlauchten ſchon mehr als »zu viel für mein kleines Land, die könnten es bald auf »den Hund bringen.«

Ein Landjunker war neulich bei einem Standesherrn im Süden zur Tafel, wo er zwiſchen dem Herrn und der Frau vom Hauſe ſeinen Platz erhalten hatte. — »Ich ſaß,« referirte er nachher mit Selbſtgefühl, »rechts bei Seiner Erlaucht, links bei Ihro Sielaucht, welche höchſt ſchalkhaft bei jeder meiner Anrede zu lächeln geruhte.

Miscellen.

Der kleine vierjährige Gerhard hat das beſte Urtheil in der Mackintoſch-Frage geliefert. »Ich mag Dich nicht darin »leiden Onkel!« ſagte er, »Du ſiehſt nicht wie ein Menſch »darin aus, ſondern wie ein Paquet.«

Ein Norddeutſcher, der im Würtembergiſchen reiſt und einen »Barbier« verlangt, wird es gewiß erleben, daß man ihm ein Stück »Papier« bringt. Damit er von ſeinem Bart befreit werde, beſtelle er ſich hübſch einen »Balbierer« oder einen Raſeur.

In das Reſervoir der humoriſtiſchen Blätter iſt eingelaufen: »eine alte Thierfabel von Meiſter Rückert« und ein »Aufſatz vom Doctor Franz Dingelſtedt:« »»Döbler im Nonnenkloſter,«« womit wir unſere Leſer nächſtens zu erfreuen gedenken.

Man erzählt von Schiller, daß er einſt für den Himmel folgenden Paſſantenzettel eines ganzen Tages verfaßt habe:

»Früh Morgen nichts, Mittags zwei Kinder,
»Ein Jud, und Abends ſpät ein armer Sünder.«

Der Secretair des Herrn Ole Bull, Herr Grupp aus Stockholm gebürtig, wurde kürzlich in Lüneburg von einem Blutſturz befallen, ſo daß er ſeinem Herrn nicht, wie gewöhnlich, voran eilen konnte. Ole Bull ließ ihm eine Summe mit den denkwürdigen Worten zurück: »Er ſolle ſich gut pflegen in Lüneburg, damit es nicht in Schweden heiße: Er, Ole Bull, habe als Norweger einen Schweden zu Tode gehetzt.« — Der arme ſchwächliche Grupp mag aber doch zu viel durch ſeine Courierreiſen bekommen haben. Schon in Beitzenburg und ſpäter in Hamburg wiederholten ſich die Anfälle, und iſt er in einem derſelben verſchieden.

In Wettersbach bei Wohlfartsweiler im Badiſchen, ſaßen unlängſt Bauern in einer Kneipe. Als ſie angetrunken waren, begannen ſie Einem unter ihnen Vorwürfe zu machen und ihn als einen Zuträger und Verräther ihrer Intereſſen bei dem Verwalter des Grundherrn zu bezeichnen. Sie gingen in der Leidenſchaft ſo weit, Gericht über ihn zu halten und ihn zum Tode zu verurtheilen. Er ſollte erſchoſſen werden. — Sie führten ihn hinaus.

Der Stärkſte hielt ihn feſt, ein Anderer ſchlug die Flinte auf ihn an, ſchoß — aber traf den Unrechten in den Arm, diesmal den Rechten. Der Delinquent floh davon, die Andern machten ſich mit ihrem Kameraden zu ſchaffen und wurden arretiet.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 15. Donnerstag, 11. April. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

Ich.

Fragment einer Bildungsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Mitunter war etwas unternommen worden, was gegen die Natur ging. So konnte fast keine der lahmen Grillen mit den Kunstbackbrettchen fertig werden. Am schlimmsten waren, wie ich schon angedeutet habe, die langen und weitläuftigen Sitzungen des helikonischen Ziegenvereins für uns Zicklein und Böcklein. Wenn wir während derselben ohne Weg und Steg und oft ohne Futter umherliefen, wenn Gefahren und Raubthiere uns außer Acht Gelassenen drohten, da konnten wir armen Schluckerchen nicht selten unsere bitteren Thränen darüber vergießen, daß die Mütter an ertrinkende Hummeln, lahme Grillen und hungernde Mäuse dachten und uns vergaßen. Indessen waren solche Thränen und jene Mißglückungen im Ganzen unwichtig. Die Helikonierinnen lernten sich durch den Verein in ihrer Vortrefflichkeit immer mehr fühlen und an ihrer eigenen

Tugend begeiſtern, und darauf kam es doch hauptſächlich vor Allem an.

Ich habe lange nicht gewußt, auf was Art dieſe Stimmung, welche die eigene Familie um Geſchmeiß hin und wieder vernachläſſigen lehrte, und eine ſchlichte und unſcheinbare Barmherzigkeit zu einem glänzenden Geſchäfte aufzublaſen antrieb, bei den Helikonierinnen entſtanden war. Endlich konnte ich mir das Räthſel erklären. Die helikoniſche Heerde ſoff nämlich, wie wir wiſſen, aus der Hippokrene. Dieſe Quelle wirkt nun bei Allen, welche ſie trinken, die gewaltigſten Dinge, jedoch nur bei den durch das Schickſal dazu Vorbeſtimmten jenen reizenden Wahnſinn, den wir kennen, bei Vielen dagegen verſetzt ſich das Waſſer und ſchafft entweder die abſcheulichſten Würfelreime, wie bei mir der Fall war, ſo oft ich trank, oder einen ſo zu ſagen erhitzten und geſchwollenen Zuſtand im Handeln und Empfinden, den man die blühende Proſa des Lebens nennen könnte.

Die helikoniſchen Ziegen gehörten nicht in die Reihe der zum reizenden Wahnſinn Vorbeſtimmten. Bei ihnen wirkte die Quelle den Drang zu unnöthigen Tugenden und überflüſſigen Wohlthätigkeiten. Ihr Zuſtand war blühende Proſa. Dieſer Zuſtand rührte von verſetzter Hippokrene her.

Wie oft mußte ich, als ich nachmals mehr unter Menſchen kam, und ihre geſchmackloſen Herrlichkeiten, ihre Anſpannungen für und um das Erbärmliche kennen lernte, ſtill für mich ausrufen: »Verſetzte Hippokrene! — Wo dieſe mit der blühenden Proſa in ihrem Gefolge auftritt, da ſtirbt das melodiſche Getön der Steindroſſel, da weilet die ſtolze weiße Hinde vornehm den Rücken, da ſchüttelt der Lorbeer zornig die Krone, oder geht aus.

Auch die Gatten der Ziegen ſoffen für gewöhnlich aus der Hippokrene und wollten hinter den Gattinnen nicht zurückbleiben. Sie gehörten ebenfalls nicht in die Reihe der zum reizenden Wahnſinn Vorbeſtimmten, was mir gewiß

Jeder, der einmal einen solchen Gatten gesehen hat, auf mein Wort glaubt. Da nun die Gattinnen ihnen schon das Elend des Geschmeißes weggenommen hatten, so waren sie auf dessen Laster beschränkt und stifteten unter sich einen Verein »zur Rettung sittlich verwahrloseter Naturwesen.« Der Zweck desselben war, durch moralische Einwirkung, durch tugendhafte Anrede und herzliche Aufmunterung zum Guten alle die Thierlein, welche ihrer Natur nach stechen, beißen, kratzen, stehlen, oder sich von schmutzigen Dingen nähren, zu einem unschädlicheren und reineren Leben anzuführen. Nach der Absicht der Stifter sollte, wenn der Verein wirklich durchgriffe, die Mücke ihrem Stachel und der Floh seinem Blutdurst entsagen lernen, die Fliegen auf den Diebstahl verzichten, Würmer und Maden aber von Unrath und Aas sich entwöhnen.

Da ich mich allein bei den Ziegen aufhielt, so kann ich nicht sagen, wie weit der Besserungsverein mit seiner Thätigkeit gediehen war, als ich auf den Helikon kam. Ich weiß nur, daß allerhand Gezieser auch auf diesem heiligen Berge stach, biß, kratzte, stahl und Unaussprechbares fraß, weiß aber nicht, ob es gebessertes oder ungebessertes war. Einer einzigen Versittlichungsgeschichte Augen- und Ohrenzeuge bin ich geworden, von ihr will ich berichten, muß ich sogar berichten, da sich eine Katastrophe mit ihr verband, welche zu weiteren Schicksalen Münchhausens des Kindes, damals Böckchens, führte.

Die vereinigten Böcke ... oder vielmehr die sittlichen Gatten der wohlthätigen Ziegen waren an dem Tage, der meiner Auffindung folgte, an den Ort gekommen, wo der großmüthige Engländer sein Pferd hatte grasen lassen und der todte Lämmergeier lag. Wo das Pferd gestanden, fanden sie einen Käfer mit schwarz-glänzenden Flügeldecken, einen der Art, welche bei Aristophanes die Knechte des Zeugäos dem Herrn für den Ritt zu Zeus auffüttern, und die Deutschen Mistkäfer nennen. An dem Balle des Geiers aber bemerkten sie die stahlblaue Fliege, Schmeißfliege genannt. — Ich will, Bruder Schmuck, ungeachtet keine gött

liche Tochter nicht zugegen iſt, dennoch den Käfer aus Rückſicht auf deine Delicateſſe nur das Roß des Trygäos und die Fliege die blaue Schwärmerin nennen, ſagte Münchhauſen, vom Manuſcripte aufſtehend.

»Erlaube« — rief der alte Baron faſt wüthend.

Erlaube mir, ſagte Münchhauſen, dir die Geſchichte von dem Käfer und der Fliege vorzutragen. —

Dreht ſich Einem nicht das reine Herz im Leibe um, rief einer der Gatten, zwei Mitweſen in ſolcher Niedertracht zu ſehen? O Brüder, laßt uns hier helfend einſchreiten, laßt uns dieſen Gefallenen die rettende Klaue reichen, entwöhnen wir den Käfer von ſeinen üblen Neigungen, die Fliege von der Leidenſchaft, ſelbſt die ungeborene Zukunft ihres Stammes einem verdorbenen Elemente einzupflanzen, machen wir Käfer und Fliege zu anſtändigen Leuten, die in der guten Geſellſchaft fortkommen können!

Allgemeiner Beifall folgte dieſer Rede. Einſtimmig beſchloß man, das Roß des Trygäos und die blaue Schwärmerin ſollten ſittlich und anſtändig werden, ſie mochten wollen oder nicht. Vorſichtig ſcharrte der Redner, der Ziegengatte Solon (ſie hatten ſich lauter Namen von weiſen und erhabenen Männern des Alterthums beigelegt), den Käfer von ſeinem Mahle mit der Klaue hinweg und trieb ihn in eine Felsritze, die ſofort durch einen vorgewälzten Kieſel zum Beſſerungsgemache erſchaffen wurde. Dieſe Unternehmung hatte wenig Schwierigkeiten gehabt, denn ehe ein Käfer zum Fliegen gelangt, dauert es einige Zeit mit Bauchdehnen und Halsrecken. Schlauer mußte man mit der Fliege zu Werke gehen, der wohlbeſchwingten Schwärmerin. Indeſſen gelang es dem jungen Plato, einem Ziegengatten von der unerreichbarſten Hoheit der Gedanken, die zu Beſſernde zu beſchleichen, ſie mit ſeinen Lippen zu erſchnappen und zwiſchen denſelben nach dem Aſtloche eines Feigenbaumes zu tragen, worin ſie durch einen vorgeſteckten Pflock verſpündet wurde. Man theilte das freudige Ereigniß bei der nächſten Zuſammenkunft den Gattinen mit, welche nicht verfehlten, an den Hoffnungen des Vereins den lebendigſten Antheil zu neh-

men. Auf dieſe Weiſe erhielt ich von der Sache Kunde. Wir Zicklein und Böcklein mußten nun den Ort, wo das Pferd des großmüthigen Engländers geſtanden, fein ſcharren, die erwachſene Heerde ſtürzte aber den Leichnam des todten Gauls in einen tiefen Abgrund, um von den beiden eingeſperrten Zöglingen der Sittlichkeit alle Anreizungen zum Laſter zu entfernen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wie ein luſtiger Vogel traurige Vögel in X. einſchmuggelt.

»Ich hatte,« fuhr der ſchöne braune heitere Schiffscapitain fort, »eine Menge Kanarienvögel von Hamburg mitgenommen, die mir das Stück auf zwei Mark zu ſtehen kamen, ein X. aber wohl mit 6 Thalern bezahlt werden, übrigens »eine Abgabe von fünfundzwanzig Procent vom Werth erleiden. Die Vögel ans Land zu bringen war eine ſchwierige Sache und hatte ich vergebens darüber nachgeſonnen, »wie dieß zu bewerkſtelligen ſey. Indeſſen hatte ich einen »Kajütwächter, der auf folgende Liſt verfiel.«

»Der Burſche hatte einer gewöhnlichen ſteinernen Bierkruke den Boden eingeſchlagen und denſelben durch einen andern von bemalter Pappe täuſchend erſetzt. In dieſen »ſteckte er zur Zeit ein Halbdutzend Kanarienvögel und verſchloß den Boden. Da auf der Kruke kein Proyſen war, »ſo hatten die armen Sänger nur nothdürftig Luft zum »Leben, ſie wurden aber auch in ihrem Verließ viel zu melancholiſch, um nur im Geringſten zu pieyſen.«

»Nun ging Johann pfeifend dem Mauthbeamten vorbei, ſchwang ſeine Kruke bald nach oben und unten, und klagte zuweilen auch wohl en passant, daß auf meinem »Schiffe der Mäßigkeits-Verein noch nicht eingeführt ſey »und daß er alle Tage mehrere Male Schnapps für die »Mannſchaft holen müſſe. »Das ſind luſtige Vögel!«

»pflegte er dann zu sagen, indem er mit seiner Krücke auf »ein nicht ferne liegendes Schiff im Hintergrunde zeigte.«

»Die traurigen Mägde verziehen den Lustigen nicht, »und es gelang mir auf diese Weise, ein hübsches Geld zu »verdienen.«

La garde meurt, mais elle ne se rend pas.

Eine poetische Fiction.

(Mit Applaus.)

Bekanntlich wird dem französischen General Cambronne, welcher an dem heißen Tage der Schlacht bei Waterloo eine Brigade der alten Kaisergarde kommandirte, die zur Uebergabe gewählte Antwort in den Mund gelegt, als die englischen Verbündeten die letzten Trümmer des geschlagenen Heeres, welche sich noch gegen Ende des Tages heldenmüthig hielten, durch Parlamentair zur Ergebung aufforderu ließen.

Ob diese des Alterthums würdige Aeußerung in der Wirklichkeit begründet und nicht vielmehr durch spätere Ausschmückung und enthusiastische Lobpreisung der französischen Tapferkeit von Seiten unseres in diesem Punkte Viel leidenden Nachbarvolks entstanden, möchte wohl nicht völlig aufgeklärt seyn.

Einen kleinen Beitrag zur Erläuterung des erwähnten Vorfalls glauben wir den Lesern dieser Blätter, welche sich für den Ruhm unserer Waffen gewiß eben so warm interessiren werden, als der Einsender dieses, durch folgende Notiz geben zu können, die wir auf einem kürzlich erschienenen

trefflichen Werke über die Feldzüge der sogenannten Englisch-Deutschen Legion (king's German legion) Theil 2. S. 111 und 412*) zu entnehmen uns erlauben.

»Die Brigade des Obersten Halkett bestand aus neu »ausgehobenen Truppen, wovon der größte Theil zum ersten »Male dem Feinde gegenüberstand. Sie waren hier einem »mörderischen Feuer von der Cambronne'schen Brigade aus»gesetzt, welche die äußerste Linke des letzten feindlichen An»griffs bildete. Halkett sandte der feindlichen Vorhut seine »Tirailleurs entgegen. Der General Cambronne marschirte »an der äußersten Spitze seiner Truppen und ermuthigte »dieselben zum Kampfe, als ihm das Pferd unter dem Leibe »getödtet ward. Halkett begriff sogleich, daß dies eine gün»stige Gelegenheit sey, seinen jungen Truppen Vertrauen »einzuflößen. Er sprengte allein auf den französischen Ge»neral los, und bedrohte diesen mit dem augenblicklichen »Tode, wenn er sich ihm nicht zum Gefangenen ergäbe. »Cambronne, durch das Außerordentliche des Falles über»rascht, senkte sogleich seinen Degen, und ergab sich dem »tapferen Obersten. Dieser führte nun seinen Gefangenen »ab, und eilte mit ihm der britischen Linie entgegen, als »plötzlich sein Pferd von einer Kugel getroffen mit ihm zu »Boden stürzte. Er suchte sich augenblicklich von dem Thiere »zu befreien, gewahrte aber, sobald er sich aufgerafft hatte, »zu seinem großen Aerger, daß der französische General ge»mächlich zu seinen Truppen zurückkehrte. — Durch große »Anstrengungen gelang es ihm indeß, das Pferd wieder auf »die Beine zu bringen — und nun sprengte er sofort dem »General nach, holte denselben wieder ein, und führte ihn »an den Achselschnüren seiner Uniform im Trabe nach der »britischen Stellung zurück.«

*) Geschichte der Königlich-Deutschen Legion von N. Ludlow Beamish, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Königl. Großbrit. Major a. D. — 2 Theile. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1836 und 1837.

»Es war dies dieselbe Brigade der französischen Gar»den, mit dem General Cambronne an der Spitze, welche »in der poetischen Fabel von: »La garde meurt, mais »elle ne se rend pas« figurirt. Obige Anekdote ist durch »einen vollkommen glaubwürdigen Augenzeugen verbürgt.«

Nach dieser, unsers Wissens nicht widerlegten, Nachricht, deren Wahrheit außer dem noch lebenden, als General-Lieutenant und Kommandeur der zweiten Infanterie-Division in Hannoverschen Diensten stehenden damaligen Oberst Halkett, nach verstehender Anmerkung auch ein glaubwürdiger Augenzeuge verbürgt hat, scheint, wenn das Gegentheil jenes vielgepriesenen französischen Heroismus auch nicht bestimmt daraus hervorgehen dürfte, der fragliche Vorfall doch einiger Maßen problematisch zu werden.

Es ist nur zu bedauern, daß in dem angezogenen Werke eines Theils keine weitere Auskunft darüber gegeben wird, ob Cambronne gefangen blieb, und andern Theils die mehr erwähnte Aeußerung, deren bessere Berichtigung dort wohl füglich hätte geschehen können, nur so beiläufig in einer Note abgefertigt wird.

Sollte diese Mittheilung aus dem Beamish'schen Werke, dessen ausgezeichnete, auf sorgfältiger Erforschung der in reichem Maße vorhandenen Quellen und Hülfsmittel beruhende, Darstellung gewiß Anerkennung verdient, eine Anregung zur weiteren Aufklärung der hiernach als eine poetische Fiction erscheinenden Aeußerung*): »la garde meurt, mais elle ne se rend pas« geben, so würde dadurch vielleicht ein für die deutschen Truppen erfreulicher Beitrag zur Geschichte des Feldzuges in den Niederlanden von 1815 geliefert werden. —h—

*) Zur Ehre der Franzosen muß man übrigens doch eingestehen, daß, wenn diese Worte auch nicht gesprochen sind, die letzten beiden Corps der Garde bei Waterloo nach diesem Wahlspruch gefochten haben und gefallen sind. D. R.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 16. Donnerstag, 18. April. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

Ich.

Fragment einer Bildungsgeschichte.

(Fortsetzung.)

In den folgenden Tagen begannen nun Solon und Plato, unterstützt jezuweilen von den übrigen Mitgliedern des Vereins, ihre Reden und Ermahnungen an das Trygäostroß und die blaue Schwärmerin. Solon lag vor der Felsritze und hielt seine Schnauze an ein federspulenkleines Löchlein, welches der Kiesel unbedeckt ließ; Plato stellte sich an den Feigenbaume auf die Hinterfüße, hielt sich mit den Vorderfüßen am Stamme fest und legte das Henigmaul gegen das Astloch, um sich verständlich zu machen. In dieser Stellung oder Lage hielten die beiden Böcke ihre Besserungsreden, wenn sie nicht fraßen, der Eine die Feigen des Baumes, der Andere das junge Laubgesproß, welches an der Felsritze gerade in der wucherndsten und saftigsten Fülle wuchs.

Ist es denn nicht besser, sich an reiner und reinlicher Nahrung zu sättigen? sprach Solon zum Käfer, wenn er von dem Genusse des Laubes ausruhte. — Fühlst du denn nicht, du armer Versunkener, daß uns Alle, Ziegen, Käfer und Fliegen, Zeus, der Vater, in die Furchen der brütenden Mutter ausstäte, die Speise aus der Hand der Götter, nicht aber sie aus der Pforte, die so [illegible] und nimmer ein, zu empfangen? Schreckliche, unbegreifliche Verirrung, das, was Trift und Gefilde heilsam in das Reich der Mondin Demeter emporschickt, zu verachten, und erst dann danach zu streben, wenn es, in den Hades gestoßen, dem gestaltenlosen Schattengebiete der traurigen Persephoneia angehört! Liebst du das Haferkorn, warum frissest du nicht Hafer? Gelüstet dich nach dem Sproß des Grases, weshalb beißest du nicht in Gras? Was reizt, was verführt dich, das Alles erst umgekommt, entmischt, abgenutzt zu essen? Höre dieses freudige Knirschen und Rauschen vor deinem Kerker, vernimm, wie ich in dem saftigen, fetten Portulak, in der wilden bittern Kresse, in dem erfrischenden Sauerklee schmause. Könntest du denn nicht, wenn du frei wärest, neben mir brüderlich sitzen und dieser von der Dreas uns verliehenen Blätter dich erfreuen, als einige Schritte weiter zurück, ein Heiot und Barbar, zu darren, ob dir ein von der Harpye besudeltes Mahl werde? Oder sagst du: Ich bin Käfer, du bist ein Ziegengatte? Nun so blicke auf deines Gleichen, sieh, wie der kleine rothe zirpende Scheim das schaukelnde Blatt der Lilie nagt, wie der Runde mit kupferbraunen Flügeln und gelben Schildchen Schooße und Rose schweigt! Denen folge, denen schließe dich an, bei ihnen ist deine Stelle! Friß Lilien, wenn du nicht Hafer, friß Rosen, wenn du nicht Portulak, Kresse und Sauerklee fressen willst!

Nach diesen Reden fühlte sich der edle Solon immer mit neuem Appetite versehen und war zu erhöhter Thätigkeit an den Bergkräutern aufgelegt. Plato, wenn er vom Feigenstrauß raffete, hielt Ermahnungen ungefähr des nämlichen Inhalts an seine Schülerin. Auch er rief der Fliege

auf das Einbringen [illegible] Fleisch zu laſſen, in Zukunft [illegible] auf Feigen ihre Tier zu ernähren. [illegible] auf das Muttergefühl zu wirken und [illegible] vorzuſtellen, welch ein begabtes [illegible] werden würde, wenn ſie ſtatt in Duft und Dunſt, da [illegible] auf ſonnebeſchienenem, ſaftgewirktem Zweige aufkäme. Auch er verzehrte nach ſeinem Reden immer wieder Feigen, ſo lange dergleichen noch am Baume hingen, dann nagte er die Zweige ab, ſo daß der Baum [illegible] zu bekommen anfing, [illegible] die blaue [illegible] lebten bei dieſen Ermahnungen in ihren Beſſerungslöchern ein tranriges Leben. Die armen Weibe ſchlichte, rohe Naturweſen, [illegible] alle Theorie, praktiſchen Trieben ergeben. Anfangs [illegible] ſie wie wahnſinnig brummend und ſchnurrend in den Kerkern umher, da ihnen dieſes aber nichts half, ſo wurden ſie ſtill und hörten den Reden ihrer Tierbeſſerer zu. Von denen verſtanden ſie nun aber nicht das Mindeſte, als, daß der Käfer [illegible] und Roſen freſſen, die Fliege [illegible] Ermahnungen, die [illegible], weil ſie ihnen das Beleidigendſte dünkten, das [illegible] geſagt werden konnte. Seelenverkäufer! Seelenverkäufer! brummte der Käfer. — Warum ſoll denn Unſereins nicht freſſen, was Unſereinem ſchmeckt? [illegible] Ich ſuch', ſuch', ſuch' Geruch! ſummte die Fliege. Indeſſen ärgerte [illegible] die beiden Candidaten der Sittlichkeit, daß ſie ihre Beſſerer draußen behaglich in Laub und Feigen knarren hörten, und daß denen die tugendhaften ermahnenden Reden gleichſam nur dienten, ſich der Tierbeſſerung [illegible] nach dem Eſſen eine Bewegung zu machen. Indeſſen [illegible] Käfer und Weibe eine ſehr ernſte Geſtalt an, denn ſie [illegible] nicht das Allergeringſte zu eſſen und fielen daher während ihrer Bearbeitung zu einem reinen Jammer ab. Das Tugendgeſtus wurde ſo matt, daß [illegible] noch auf den Füßen ſtehen konnte; die blaue [illegible] ließ traurig die Flügel hängen.

In dieſer traurigen Verfaſſung überkam ſie der den

Thieren eingepflanzte ſchlaue Trieb der Selbſterhaltung. Sie ſetzten ſich vor zu heucheln, und gaben klägliche und melancholiſche Töne von ſich. Höre! rief Solon dem Plato zu (denn Felſritze und Feigenbaum waren einander nahe), das Laſter ſchlägt in ſich, die erſten Kennzeichen der Reue ſind zu ſpüren. — Meine arme Gefallene ächzt auch ſchon über ihr Unheil, verſetzte Plato. Nach einiger Zeit prüften die beiden ehrwürdigen Ziegengatten den Sinn der Bekehrten, indem Plato ein Stückchen Feige, welches noch am Baume gehangen hatte, vorſichtig in das Aſtloch ſchob, Solon aber ein Lilien- und Roſenblättchen unter den Kieſel in die Felsritze zu bringen wußte.

Roß und Schwärmerin erbebten vor Grimm bei dieſer Darlegung abſcheulicher Anträge, wie ſie ihnen vorkommen mußten. Die Schwärmerin wich entſetzt vor dem Feigenſtücklein in die letzte Ecke des Aſtloches zurück, das Roß ſtieß die Blätter, deren Geruch ihm den Athem raubte und die Luft ſeines Wohnortes ihm zu verpeſten ſchien, mit den kurzen, kräftigen Beinen von ſich ab. — Niederträchtiger Geſtank! brummte es. — Sollte man's glauben, daß es Narren giebt, die an dem gräulichen Zeuge Behagen finden? Ich erſticke! O meine Ambroſia! — Feigen! Feigen! Feigen! Kinderpapp! Kinderpapp! toſete die Schwärmerin.

Aber ihre Lage war zum Aeußerſten gediehen. Die Beſſerer draußen, das begriffen die Opfer der Sittlichkeit drinnen, konnten es bei guter Nahrung mit anſehen, wenn ſich das Geſchäft auch noch ſo ſehr in die Länge zog. Hunger thut weh, Verſtellung that Noth, die draußen zu täuſchen. Der Käfer überwand ſich und fraß unter Verwünſchungen und Zuckungen etwas Lilien und Roſen, welches er aber alſobald wieder von ſich gab, ſo übel bekam ihm der höhere und feinere Lebensgenuß! Die Fliege bezwang ihr ſchauderndes Gemüth und verrichtete über der Feige einigermaßen und gleichſam zur Probe das, was von ihr im Namen der Tugend gefordert wurde. Plato und Solon hatten gelauſcht und an dem Geräuſche, welches drinnen entſtanden, abgenommen, daß etwas Entſcheidendes vorge-

fallen seyn müsse. Oeffnend jetzt die beiden Verließe, sahen sie Lilien und Rosen angenagt, das Feigenstücklein beschmeißt, Roß und Schwärmerin aber halbohnmächtig auf dem Rücken liegen. Solon und Plato umarmten einander mit den Vorderbeinen und riefen: Triumph! die Tugend hat gesiegt! Das Laster ist aus dem Busen dieser sittlich Verwahrloseten gewichen, sie werden nie wieder in ihre schimpflichen Angewöhnungen zurückfallen!

Der Jubel drang zu den übrigen Ziegengatten, welche ungeachtet ihrer Ehrwürdigkeit den frohen Fall mit einem herrlichen Reigentanze in den kühnsten Sprüngen feierten. Auch die Mütter und uns Zicklein und Böcklein zog das Getöse herbei. Die Mütter wurden mit wenigen freudigmeckernden Worten von dem Gelingen der Versittlichung in Kenntniß gesetzt, sahen Roß und Schwärmerin die Füße von sich strecken und vergossen Thränen der Rührung. Wie die Frauen denn immer mit blitzschneller Ahnung das Höchste, Richtigste treffen, so ging auch in den helikonischen Ziegen damals die Blüthe des versittlichenden Wirkens auf. — Laßt uns aus diesen beiden der Tugend gewonnenen Wesen ein Paar machen! riefen die Ziegen begeistert. Verheirathen wir sie mit einander, und als Aussteuer geben wir ihnen so viele Lilien, Rosen und Feigen, als sie am Helikon finden können!

Ein unglaublicher Sturm des Entzückens folgte diesem Vorschlage. Zwar wollte der ehrwürdige Moschus den Zweifel erheben, ob selbiges Ehebündniß wohl fruchtbar ausfallen möchte, und der kritische Bion erst die Neigungen von Braut und Bräutigam prüfen; aber die erwähnten Bedenken fanden keinen Anklang, vielmehr rief der Chorus der Uebrigen einhällig: Wo die Tugend zusammenführt, kommt es auf Neigung und Fruchtbarkeit nicht an!

Man wollte sogleich zu diesen Hymenäen im Namen der Sittlichkeit schreiten. Plato und Solon nahmen das Trygäosroß und die blaue Schwärmerin auf ihren Rücken. Sie schritten voran, die ehrwürdigen Gatten folgten ihnen Paarweise, denen folgten die rechtschaffenen und wohlthäti-

gen Mütter, hinter den Müttern sprangen wie Zicklein und Böcklein, und so setzte sich der Zug nach dem Platze an der Hippodrome in Bewegung, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte.

(Der Schluß folgt.)

Eine holländische Empfehlungskarte.

Auf der Börse in Amsterdam läßt sich täglich ein Mann sehen, der, um mich kaufmännisch auszudrücken, nur in Hunden macht, und sich besonders den Fremden durch folgende gedruckte Karte empfiehlt:

M van der Post
Woont op de Weesperstraat, by de Kerkstraat, huys n. 100.

te Amsterdam
Leert, Scheert, Cureert, Opereert, koopt en verkoopt alle Soorten van Honden
en neemt dezelve in de kost, zoyd ook Katers *).

Verzoekt U. E. d Gunst en Recommandatie.

M von der Post
Wohnt in der Weesperstraße bei der Kirchengasse, oben, № 100. zu Amsterdam, lehrt, scheert, kurirt, operirt, kauft und verkauft alle Sorten Hunde, und nimmt sie in die Kost, kastrirt auch Kater.

Bittet um Ew. Edlen Gunst und Recommendation.

*) Für meine Wißbegierigen Leser will ich die Uebersetzung dieser Worte, so gut ich es verstehe, geben. P. H.

Miscellen.

In Braunschweig lebt eine Frau, die, trotz einer Alters von zweiundneunzig Jahren, noch kein einziges graues Haar hat und im ungestörten Besitz aller ihrer Zähne ist. Indessen klagt die gute Matrone zuweilen, daß sie schon lange Zeit an Nervenschwäche leide. Die Veranlassung will sie darin finden, daß sie in ihrem achtzehnten Jahre einmal in einen Keller gefallen ist, und sich seit der Zeit von ihrem Schreck nicht wieder erholen gekonnt hat. Hiernach scheint der vatermörderische Franz Moor doch Unrecht zu haben, wenn er in seinem Monolog behauptet: »Schreck tötet am schnellsten.«

Die Ritterakademie in Lüneburg enthält jetzt zwölf Eleven, vor denen vierzehn Lehrer zu dociren die Ehre haben. Der bei derselben angestellte Landschaftsdirector erhält dann, der Inspector (ein kurioser Titel für einen angesehenen Mann) 1000 Thaler jährlich. — Sie hat dabei ein gewaltiges Dienstpersonal, unter andern: einen Oberkoch, zwei Unterköche, vier Bediente, zwei Pferdeknechte, zwei Pförtner, zwei Pedellen, zwei Stallknechte und vier Nachtwächter. Es ist vielleicht wünschenswerth, daß die jungen Herren nicht zu fürstlich, sondern mehr als Knappen, etwas knapper erzogen werden.

Die von der ersten Messe in Lüneburg zurückkehrenden Marktleute sind alle voll des Lobes über die zuvorkommende Behandlung und über die Gastlichkeit, welche ihnen von den Braunschweigern erwiesen ist. Mit dem Handel hat es freilich diesmal noch gehapert. Indessen haben selbst Lüneburger Damen es aufzubieten gesucht, und einem Kaufmann, der, was Viele gar nicht gethan haben, wie z. B. die Burger Fabrikanten, seine Waare ausgepackt hatte, ein ganzes Stück Kattun in corpore abgekauft. Ehret die Frauen! — Aber wie Göthe sagt:

»So sehr die Frau sich eilen kann,
»Mit Einem Schnitte thuts der Mann.«

Und so soll Ein Einziger Herr von demselben Fabrikanten Ein Ganzes Stück Tuch erstanden haben. Uebrigens hat Lüneburg bekanntlich viel Glück und wird es mit der nächsten Messe schon besser gehen.

Damit nicht nur unsere liebenswürdigen Leserinnen, sondern auch die mürrischen Wanderer (vulgo Philister), von denen Heine sehr schön sagt, daß sie in den rothen und blauen Kornblumen nur Unkraut sehen, unsere humoristischen Blätter fruchtbringend nennen mögen, wollen wir ihnen hiemit eine Art leiblicher Nahrung reichen, und erlauben diesmal, um des guten Zweckes willen, auch allen Journalen unsere Notiz, selbst ohne Angabe der Quelle, zu verbreiten.

»Der Rocken ist in dem vorigen Jahre an vielen Orten sehr ausgewachsen, und geräth das Brod bei der gewöhnlichen Verfertigung oft sehr schlecht. Anstatt daß »man sonst den Teig bei 26 bis 28 Grad Wärme anfeuchtet, nehme man 38 Grad Réaumür, und thue dann zu »sechs Scheffeln etwa eine halbe Flasche Branntwein *). »Das Brod wird dadurch eben so wohlschmeckend, wie im »vergangenen Jahre. Warum? Weiß nicht, aber probatum est. Merke. —

*) Ich bitte die exaltirten Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins mir diesen Rath nicht zu verkehren, wie dies mit meinem harmlosen Aufsatz in № 21. des vorigen Jahrgangs geschehen ist, worüber meine Memoiren nach meinem Tode das Nähere ergeben werden. Wenn hier der Spiritus sein Amt antritt, thut er es ja in Form der Medizin. D. H.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 17. Donnerstag, 25. April. 1839.

Bruchstücke

aus dem nächstens erscheinenden zweiten Theile des Romans

Münchhausen

von Karl Immermann.

Ich.

Fragment einer Bildungsgeschichte.

(Beschluß.)

Dort angekommen, nahm die alte verständige Sisi das Roß zwischen ihre Lippen, die gute Quiqui aber that desgleichen mit der Schwärmerin. Sie trugen demnächst das Brautpaar zu einem hohen Steine, stellten die beiden jungen Leute, welche von der freien Luft erfrischt, wieder stehen konnten und überhaupt mit jedem Augenblicke munterer zu werden schienen, auf den Stein neben einander, und darauf schlossen wir Alle, Jung und Alt, einen weiten Kreis um das Paar. Das in der Eile entworfene Programm der Festlichkeiten ordnete diese Reihenfolge derselben an: Strophe; Reden von Solon und Plato; Gegenstrophe; Ceremonie, Schlußgesang, gymnastisches Spiel, Reigentanz, Festmahl.

Eine der kleinen lahmen Grillen, die einzige, welche mit dem Kunſthackebrettlein aus Blättchen und Dörnchen hatte fertig werden können, war zur Feſtſängerin ernannt worden. Als daher der Kreis ſich gebildet hatte, ſchritt oder hüpfelte vielmehr dieſe Dichterin des Wohlthätigkeitsvereins zur heiligen Quelle, netzte darin ihre Freßzangen ein Weniges, verdrehte darauf die goldgelben Aeugelein im Kopfe, erreichte mit einem lahmen Sprunge das Gezweig einer Tamariske, nach vergeblichen Bemühungen, auf einen der Lorbeerbäume, den niedrigſten unter Allen, zu gelangen, ſtimmte das Hackebrettlein, putzte die Freßzangen an demſelben ab, und ſang nun, das Kunſtinſtrumentlein ſchlagend, begeiſtert folgende

Strophe:

Der Käfer iſt ein Schweinichen,
Brumm! Brumm!
Die Fliege hat ſechs Beinichen,
Summ! Summ!
Die Fliege hat den Käfer lieb,
Der Käfer iſt ein Herzensdieb;
Summ! Summ! Brumm! Brumm! Brumm! Brumm!

Herrliche Poeſie! Nahrung für Gemüth und Gefühl! meckerten die Ziegen. — Reines Gefühl, mit keinem Gedanken belaſtet! Echt lyriſch! murmelten die Böcke. — Solon und Plato traten in den Kreis vor das Brautpaar und redeten nach einander. Sie hielten ihm in eindringlichen Worten die Schändlichkeit ſeines früheren Lebenswandels vor, dann führten ſie aus, daß die Göttin der Tugend eine gute alte Mama ſey, immer zum Verzeihen bereit, dann kamen ſie auf Lilien und Roſen, Feigen, Felsritzen und Aſtlöcher. Im erſten Theile machten ſie das Brautpaar herunter, im zweiten erhoben ſie es, in der Nutzanwendung wußten ſie ſelbſt nicht mehr, was ſie wollten — ihre Sermone hätten gleich als Muſter von Caſualreden abgedruckt werden können.

Ich glaubte zu bemerken, daß das Brautpaar auf die Reden nicht achte, ſondern nur Leib und Flügel einzuüben ſcheine, theilte dieſe Beobachtung meinen Nachbarn mit, die jedoch, ganz in die Würde des Feſtes verſenkt, meiner Worte nicht achteten. Nach den Reden ſang die Grille folgende

Gegenſtrophe:

Und iſt er denn ein Schweinichen,
Brumm! Brumm!
Und hat ſie denn ſechs Beinichen,
Summ! Summ!
So reicht einander jetzt die Füß'
Und ſey der Eheſtand Euch ſüß;
Brumm! Brumm! Summ! Summ! Summ! Summ!

Indem es aber nun zur Ceremonie kommen ſollte, und die Ziegen Siſi und Quiqui das Paar erſuchten einander die Füße zu geben, nahm die Feierlichkeit eine plötzliche unerwartete und unglückliche Wendung. Denn zur Rechten wurde in der Entfernung der Hufſchlag eines Pferdes hörbar, und zur Linken kroch unten durch einen Bergſpalt ein Fuchs, oder ein Wolf, oder ein anderes Raubthier. Ich weiß nicht, was dem Pferde begegnen mochte, das aber ſah ich, weil ich auf der äußerſten Linie des Kreiſes ſtand, daß das Raubthier ein Stück Fleiſch im Rachen trug. Alſobald drang in die beiden jungen Leute auf dem Steine eine convulſiviſche Bewegung, ihren ſcharfen Sinnen brachten die Lüfte von weitem verführeriſche Botſchaft zu, Roß und Schwärmerin ſammelten ihre letzten von der Sittlichkeit verſchont gebliebenen Kräfte, ſpreiteten die Flügel aus, und mit dem Gebrumm: Miſt! Miſt! Miſt! und mit dem Geſumm: Luder! Luder! Luder! flog der Bräutigam rechts, die Braut links davon, ungerührt von Beſſerungsverſuchen, Reden, Rührungen, Strophen und Gegenſtrophen, das alte Laſterleben von vorn zu beginnen.

Die entſetzte Ueberraſchung der Freier, als Odyſſeus plötzlich aus Bettlerlumpen mit ſieghafter Hoheit hervor-

leuchtete und die tödtenden Pfeile vor ſich hingeß, kann nicht größer geweſen ſeyn, als der Schreck der Mütter und ihrer Gatten bei dieſem Anblicke, welcher ebenfalls ſo zu ſagen die Hoheit der Natur aus Lumpen hervorſcheinen machte. Anfangs ſtanden ſie da, ſtumm, ſtarr, regungslos, gleichſam ein großes Viehſtück aus Stein, dann aber ergriff ſie der haltungsloſeſte Taumel, und ſie rannten nach allen Richtungen ebenfalls auseinander, entweder, weil ſie die ſittlich Verwahrloſeten wieder einfangen wollten, oder auch nur überſchattet von dem Dämon, welcher ſich ungeheurer Augenblicke zu bemächtigen pflegt. Die Zicklein und Böcklein folgten, ſo daß die den Gipfel hinan und hinunter rennenden, ſpringenden, ſtolpernden, ſtürzenden Thiere demſelben ein Anſehen gaben, wodurch er mehr der Kuppe eines theſſaliſchen Zauberberges, als der heiteren muſiſchen Höhe glich.

Was mich betrifft, ſo war ich an der Quelle zurückgeblieben. Warum ſollte ich hinter Käfer und Fliege herlaufen? Mein eigenes Schickſal machte mir bange. Ich fürchtete die Rückkehr der Heerde.

Die Mütter hatten mir nämlich ſchon vor einigen Tagen angekündigt, daß, um auch die letzten Reſte der verhaßten Menſchlichkeit in mir auszutilgen, ich nächſtens aus der weiblichen Erziehung entlaſſen und den Händen der Gatten übergeben werden ſolle. Dagegen ſträubten ſich nun aber jene Reſte mit aller Macht und vielleicht eben ſo heftig, wie die Neigungen des Trygäosroſſes gegen Lilien und Roſen. Denn mir blieb ein phyſiſcher Abſcheu gegen die Gatten beiwohnen, ſo ſehr ich ihre ehrwürdigen Eigenſchaften achtete. Aber letztere hatten gewiſſe natürliche Begabungen an ihnen nicht zu tilgen vermocht, und ich empfand das innigſte Grauen vor dem Augenblicke, der mich ihrer Atmoſphäre ſo nahe bringen ſollte. Indeſſen ſtanden ganz andere Dinge in den Sternen geſchrieben *).

*) Der Leſer knüpfe an dieſes Ende gefälligſt die in „№ 1. bis 8. mitgetheilten Bruchſtücke, um Ein Ganzes zu haben.

Humoriſtiſche Schläge.

In № 12. der Humoriſtiſchen Blätter befindet ſich eine bis jetzt wohl noch unbekannt geweſene Anekdote vom Dichter Drewer. Verbreiteter iſt eine andere von ihm, wenigſtens wird ſie oft in Hamburger Geſellſchaften erzählt. Da ſie aber meines Wiſſens nicht bis jetzt den Typen übergeben worden, ſo glaube ich auf den Dank meiner humoriſtiſchen Leſer rechnen zu dürfen, wenn ich ihnen folgenden kleinen Schwank mittheile.

Drewer gehörte bekanntlich in jener Zeit zu der Sorte Rationaliſten, die vor lauter Aufklärung ſich den lieben Gott fortphiloſophiren, während der damalige Hamburger Hauptprediger Göze ein Anhänger jener orthodoxeren Parthei war, denen der Schwanz und die Klauen des Teufels die erbaulichſten Raritäten einer andern Welt ſind. Es war mithin kein Wunder, daß beide Menſchen, welche ihren Gott ſo weit ſuchten, weil ſie ihn nicht in ſich trugen, gar bald die bitterſten Feinde wurden.

Eine Hauptveranlaſſung hiezu gab das Theater, welches Drewer leidenſchaftlich liebte, der fanatiſche Göze aber als eine Pflanzſchule der Hölle ſchilderte. Eines Abends befand ſich Drewer in demſelben, als ein neues vorzügliches Drama, ich glaube Leſſings »Emilie Galotti« gegeben wurde. Das ganze Publikum wurde von dieſer Vorſtellung entzückt, vor allen Dingen aber ein Engländer, der nach Beendigung der Vorſtellung ſeinen Nachbar Drewer dringend fragte: wo denn Herr Leſſing, der als Verfaſſer des Trauerſpiels auf dem Zettel genannte vortreffliche Dichter, wohne.

»Der Name Leſſing,« bemerkte Drewer, dem gerade in dem Augenblick ſein Todfeind vor die Seele kam, »iſt ein »fingirter. Der Verfaſſer des Stücks, welches ſie mit ſo »vielem Rechte bewundern, iſt niemand anders, als der hie»ſige windige Paſtor Göze, der da und dort wohnt. Wenn »Sie ſeine Bekanntſchaft machen wollen, ſo brauchen Sie »ſich nur als Theaterfreund zu melden, der ſein geſtriges

»Meiſterwerk geſehen, um einer herzlichen Aufnahme ſicher »zu ſeyn.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« verſetzte der Britte, »ich werde morgen früh zu dem Manne eilen, der mir allein »von allen Fremden würdig ſcheint, mit Shakeſpeare zu»ſammengeſtellt zu werden. Gute Nacht, mein Herr!«

Dreyer lächelte in ſich, und konnte die ganze Nacht vor Freude nicht ſchlafen, den enthuſiaſtiſchen Engländer auf den Paſtor gehetzt zu haben.

Am andern Morgen ließ ſich der Fremde beim Paſtor Götz melden. Dieſer hatte aber kaum das ſchwärmeriſche Lob vernommen, welches vom Inſulaner ihm, als einem präſumtiven Tragödiendichter, geſpendet wurde, als er gar bald auf die Quelle dieſes Irrthums kam und ſich, nachdem er ſich die Perſon desjenigen hatte erzählen laſſen, durch den der Britte ihm zugeführt ſey, mit folgenden Worten an ſeinen Beſucher wendete:

»Sie ſind im Irrthum, mein Herr, wenn Sie mich »für einen Theaterdichter halten; ich bin im Gegentheil ein »entſchiedener Feind der Bühne. Der Herr, der Sie zu dem »Beſuche bei mir verleitete, iſt mein größter Feind und ein »leidenſchaftlicher Theaternarr. Er hat die Abſicht gehabt, »uns zuſammen zu hetzen, welche er übrigens juſt nicht er»reichen ſoll. Es iſt kein Anderer als ein gewiſſer Dreyer.«

Auch der Engländer begriff bald Dreyers Abſicht.

»Ich werde ihn ſchon finden,« rief er erzürnt beim Weggehen, »und gehörig für ſeine Malice beſtrafen, die »Rache iſt mein.«

Götz antwortete ihm nicht, daß die Rache des Herrn ſey, ſondern ließ ihn mit demſelben Lächeln ziehn, womit Dreyer den Britten geſtern entlaſſen hatte.

Kaum war der Engländer einige Straßen fortgerennt, als er Dreyer vom Jungfernſtieg herkommen und auf die Kunſtbrücke treten ſah.

Ihn ſehen, zu Boden werfen und mit dem ſpaniſchen Rohr den Rücken bläuen, war das Werk Eines Moments.

Was that Dreyer? —

Er erkannte den Engländer. Aus den Schlägen, welche ihm zu Theil wurden, aus den vor Zorn funkelnden Blicken seines auf ihm liegenden Alps schloß er sogleich auf eine höchst lächerliche Scene, die zwischen dem Britten und dem Poeten Götz passirt seyn mußte.

Ein Märtyrer des Humors trug er willig die auf ihn niederhagelnden Schläge, indem er vor Lachen fast erstickend ausrief:

»Also da gewesen sind Sie doch?! Also da gewesen sind Sie doch?!«

Wilhelm Tell und der Baschkir.

In dem Freiheitskriege waren bekanntlich auch viele Baschkiren nach Deutschland gekommen. — Wie meisterhaft dies Volk mit Pfeil und Bogen umzugehen weiß, lehrt folgender Vorfall, der sich damals in Berlin ereignete. Einer derselben unterhielt sich mit einem Berliner Bäcker, der in der Moskowiter-Stadt das Weißbrodbacken und russisches Radebrechen gelernt hatte, in dieser letzten Sprache, wovon übrigens die Baschkiren selten etwas verstehen.

Der Berliner Bäcker war belesen und hatte Schillers Wilhelm Tell zwei Mal auf dem Theater gesehen. Er bemühte sich, diesen Schütz der Freiheit dem Baschkir als einen Freischütz zu schildern und beschränkte sich darauf, dem Baschkir die große That als ein Kunststück zu erzählen; daß nämlich ein Deutscher einstmal seinem Sohne auf viele Schritte einen Apfel vom Kopfe mitten durch's Kernhäuschen geschossen habe.

So viele Grimassen der Verwunderung der Sprecher bei seiner Erzählung auch schnitt, der Asiate gerieth auch nicht im Geringsten in Verwunderung darüber.

Aber Pfeil und Bogen hatte er in dem Augenblick angelegt. Der erste schwirrte und nahm einem andern Kameraden, der am Ende der Straße ging, dessen Mütze

Dieſer ſah ſich um, der fernhintreffende Landsmann aber winkte ihn zu ſich, und erzählte ihm ganz ruhig, welch ein großes Aufſehn die Deutſchen von Wilhelm Tell machten, der nicht mehr gethan, als was jeder Baſchkir allezeit thun könne.

Miscelle.

In der Franzoſenzeit ſah in Holſtein ein armes Kind, das von einem Soldaten der galanten Nation verführt war, dem ſcheidenden Krieger mit weinenden Blicken nach. — Ach! ich Unglückliche! rief ſie aus, und du armes Pfand der Liebe! das ich unter dem Herzen trage. Du haſt keinen Vater, und ich Doppeltunglückſelige! kann mit dir — wenn du zur Welt gekommen biſt — kein einziges Wort reden kann, da ich kein Franzöſiſch verſtehe. Ach! wäre dein Vater doch ein Deutſcher! —

Poetiſche Lückenbüßer.

Freiheit und Gleichheit! Ihr ſeyd nimmer auf Erden zu finden. Frei iſt der Vogel der Luft. Gleichheit iſt unter der Erd'.

Spanien.

Goldminen ſprengt' ich einſt, jetzt nur die Pulvermine.
Einſt diente Cortez mir, den Cortes jetzt Chriſtine.

Der Frühling von 1839.

O Wolke! ſend' dein ſegnend Naß.
O Sonne! ſcheine du!
Jetzt beißt ſo mancher Menſch in's Gras.
Warum nicht auch die Kuh?

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 18. Donnerstag, 2. Mai. 1839.

Döbler im Nonnenkloſter.

Bruchſtück eines Briefes an den Herausgeber

von Dr. Franz Dingelſtedt.

— — Wir ſtanden an der dunkeln Pforte des Benedictinerinnen-Kloſters zu Fulda, — das weltlichſte Kleeblatt, das vielleicht jemals an einer Kloſter-Mauer geblüht hat. Denken Sie ſich: Profeſſor Döbler, der weit- und weltberühmte Zauberer, den ein glücklicher Wind in unſere ſtille Stadt geblaſen hatte, ſeine Frau, eine junge, lebensfrohe Hamburgerin im modernſten Schmuck einer funkelnden Mantilla, ein Premier-Lieutenant und »meine Wenigkeit,« wie ein beſcheidener Gewürzkrämer ſagen würde. Wie ich an der lauttönenden Glocke zog, lachte ich innerlich über den Beſuch, von dem die frommen Schweſtern gewiß ſich nichts träumen ließen.

Die Pforte ging, kreiſchend in den roſtigen Angeln, auf. Ein hoher Kreuzgang, der in die Kirche und in das Kloſter führte, empfing uns. Aus jener tönten die Geſänge der Veſper, womit die Benedictinerinnen eben noch beſchäftigt waren. Nachdem wir in der Kirche eine Viertelſtunde

verweilt, verſtummten die Klänge; eine Menge Füße ſcharrten auf dem Chore, die Thüre droben wurde zugeſchlagen, und wir gingen nunmehr in das Refectorium, geführt von der freundlichen Pförtnerin, die uns eingelaſſen hatte. Ich ſelbſt war, obwohl ſeit einem halben Jahre in Fulda anweſend, noch nicht im Nonnenkloſter geweſen; auch mir war deshalb die Scene neu, die im Refectorium ſich uns darbot. Kein finſteres, verfallenes, durch Verachtung aller weltlichen Eitelkeit entſtelltes Gemach, dergleichen mich in andern, namentlich in den von Mönchen bewohnten, Klöſtern oft aufgenommen hatte, nein! ein hohes, lichtes Zimmer mit hellgetünchten Wänden, von denen Madonnen- und Heiligen-Bilder den Gaſt begrüßten, Blumen an den Fenſtern und zierlich gefältelte Gardinen, eine lange, friſch gedeckte Tafel, wo die ſorgfältig zuſammengewickelten Servietten an jedem Platze weibliche Herrſchaft auf den erſten Blick bekundeten, dazu eine mild-wohlthätige Wärme, durchwürzt von leiſem, wöhnlichem Wohlgeruche.

Wir waren Alle, bis auf den Lieutenant, freudig überraſcht. Noch mehr wurden wir es, als die Schweſtern, eine nach der andern, in der kleidſamen ſchwarzen Ordenstracht mit blendend weißen Kopf- und Buſen-Streifen zur großen, eichenen Thür eintrippelnd, uns empfingen, umringten, mit naiver Neugier muſterten und ausfragten. Neugier hinter Kloſter-Mauern? Lieber Freund, wo mehr als da, und wo natürlicher?

Unbeſchreiblich aber war der Eindruck, den Döbler's Name hier in dieſem, von aller Welt abgeſchiedenen Kreiſe hervorbrachte. Er hatte am vorhergehenden Abend ſeine erſte Vorſtellung in Fulda bei unerhört vollem Hauſe gegeben; ſo gedrängt war das Publikum, daß es ſich mehr über ſich ſelbſt, d. h. ſeine unerwartete Menge, als über Döbler wunderte. Das Gerücht von ſeinen Zaubereien war ſchon am Morgen in das Kloſter gedrungen, theils von den kleinen Koſtgängern der mildthätigen Schweſtern, theils aus dem Provinzial-Wochenblatte, welches im Refectorium mit einer Begeiſterung geleſen wird, wie ich ſie meinen »ſämmtlichen

Warten« nach meinem dereinſtigen Hintritte wohl wünſchen möchte. Als nun der Lieutenant den jungen, bleichen, feingebildeten Mann mit den harmlos blauen Augen und ſeiner beſcheidenen Stimme vorſtellte, da hätten Sie das Geflüſter, Geräuſch, Gedränge ſehen ſollen. Hatten die frommen Schweſtern bis jetzt die Mantilla von Frau Döbler und ihre gelben Glacehandſchuhe eifrig ſtudirt, ſo hingen ſie jetzt Alle, von der älteſten »Jungfer« bis zur jüngſten Novize, an ſeinem Bilde. Einzelne ſchlichen ſich hinaus, um alle übrigen Schweſtern von den Gängen und Zellen abzurufen. »Das iſt der Döbler,« hörte ich von allen Ecken, und alle Sekunde klappte die Thüre, und alle Sekunde trat eine neue Nonne, eilfertig und doch verſchämt grüßend, herein, bis das ganze Refectorium voll war.

Döbler ſtand mitten unter jenen, ſich ſtill mit der Frau Priorin unterhaltend. Bald aber ſchienen die Schweſtern an dem Manne allein nicht genug geſehen zu haben, ſie wollten nun auch etwas von dem Künſtler genießen. Er lächelte, als, erſt leiſe und ſchüchtern, hernach immer dringender, der Wunſch laut ward: »Ach! wenn der Herr Profeſſor uns 'mal etwas machte!« Sie ſteckten ſich hinter die junge Frau Profeſſorin, und ehe ſich's Döbler verſah, hatten ſie ihm den Mantel abgenommen, den Hut, und nun hieß es: »Ach ja, Herr Profeſſor, ach ja!«

Wir lachten viel. Mir kam es unendlich komiſch vor, daß Döbler mitten in einem Kreiſe ſchwarzer Dämlein, die einander über die Schultern ſchielten trotz Schleier und Scapulier, ſo ohne alle Zurüſtungen »'was machen« ſollte. Ihn ſelbſt ſchien ſeine originelle Poſition zu ergötzen, und indem er die Manſchetten lächelnd zurückſchlug, fragte er die Aelteſte ſchmunzelnd: »Aber, ehrwürdige Schweſter, Karten!?«

Und ſtellen Sie ſich vor, binnen wenig Minuten kam ein Schweſterchen ängſtlich aus der Seitenthür herbei und trug etwas in den Falten des weiten, ſchwarzen Gewandes, mit dem ſie nicht gern heraus wollte. Ich beruhigte ſie verſtändig, und ſiehe da! ein recht komplettes, keineswegs

neues Spiel deutſcher Karten ſpazierte hervor. Ich fragte Döbler, ob er wirklich hexen könnte, daß er ein Brevier in einen Schellen-Unter verwandelt habe; er hatte aber die merklich viel gebrauchten, dicken Blätter bereits in der Hand und ſtudirte ſich mit Hülfe einer bereits bejahrten Benedictinerin in ihre Myſterien ein; als guter Deutſcher kannte er nämlich, begreiflicher Weiſe, nur franzöſiſche Karten.

Könnte ich Ihnen aber nun malen, wie die Augen der vierundzwanzig Schweſtern, alſo achtundvierzig Augen, alle an Döblers Fingern hingen, wie ſie ſchon in ein athemloſes »Ach!« ausbrachen, als Döbler die Karten nur flüchtig durch die Hand gleiten ließ, ſpielend miſchte und hineinſah, wie ein Prediger in ſein Textbuch.

»Ziehen Sie ſich gefälligſt einmal eine Karte,« bat er hierauf eine der jüngſten Schweſtern.

Sie zog, zitternd, wie ich ſah.

»Betrachten Sie ſie!« — Sehr verſtohlen geſchah es, und nur mit einem Auge, während das andere von dem Hexenmeiſter nicht abließ.

»Nun halten Sie recht feſt! So! Mit beiden Händen!« Die Nonne drückte, daß ihr der Schweiß auf der Stirne ſtand. Döbler ſchlug mit den Karten ein Rad in ſeiner Hand. »Haben Sie ſie noch?« — Ein leiſes »Ja.« — »Ganz gewiß dieſelbe?« — Kaum eine Antwort. — »Wollen Sie ſie nicht einmal wieder anſehen?« — Die Nonne that's, alle Uebrigen ſtarrten erwartungsvoll auf ihre Hand, auf ihr Geſicht; ſie aber ließ die verwandelte Karte mit einem lauten Schrei auf die Erde fallen. Sie war's nicht mehr!! »Du haſt nicht feſt gehalten,« ſagten die Jüngeren lachend, während die Aelteren den Kopf ſchüttelten. »Ne, ſo 'was!«

Döbler gerieth in die beſte Laune. Er ſagte mir leiſe, es hätte ihm ſeit Jahren ſeine größte und erfolgreichſte Vorſtellung nicht ſo viel eigenes Vergnügen gemacht. Er verwandelte nun nach aller Bequemlichkeit. Jetzt ließ er den Gras-Siebter ziehen, und wenn er mit dem Blatte an ſein Knie ſchlug und es der ungläubigen Schweſter wieder

verwies, war es Schellen-Achter geworden, und in der nächſten Minute wieder Herz-König, und ſo in Einem fort. Und dann mußten wieder alle Nonnen eine einzige Karte aus ihrem Spiele ziehen, und wie ſie auch blätterten, wählten, drückten, es war immer der Eichel-Ober. Zuletzt gar ſagte er der Priorin in's Ohr, was Schweſter Felicola, die ganz am anderen Ende des Kreiſes ſtand, aus dem Spiele ziehen würde, und ging hin, und Schweſter Felicola — wahr- und wahrhaftig! ſie zog den Schellen-Neunter.

War das nicht eine originelle Scala des Erſtaunens, der Freude, der Ueberraſchung, der Furcht auf den vierundzwanzig Geſichtern! Die jüngeren Schweſtern, bis auf die Eine, welche nicht hatte feſt halten können, blieben immer in beſter Laune, während die Aelteren immer ſtiller wurden, die blaſſen Geſichter immer länger, die Augen immer ängſtlicher. Eine namentlich, der Senior des Kloſters, die den Nonnen, wie ſie ſagten, immer Zaubergeſchichten erzählte, ſchien ſich ſehr zu beunruhigen; ſie geſtand mir, als ich ſie tröſtete, es hätte ihr droben in der Veſper geahnt, daß der Herr da heute kommen müßte. »Ja,« wisperte ſie, »und wie die Schelle ging, da wußte ich's, daß er es war. Aber das iſt ja noch ganz ein junges Blut und gerade wie ein anderer Herr auch!« Sie hatte ſich Döbler, von dem ſie im »Wochenblatt« geleſen, der, wie ihr ein Betteljunge den Morgen erzählte, aus einem Kaninchen ſechs machte, und eitel lebendige, den Mann hatte ſie ſich wie einen Magier gedacht, mit langem, grauen Bart und einen weiten Mantel um die Schultern. Nun ſtand er leibhaftig vor ihr, in einem kurzen Ueberrock, die Locken ganz jugendlich gekräuſelt, nur am Kinn ein neumodiſches Spitzbärtchen, plaudernd mit den Schweſtern, ſich leichtfertig hin- und herdrehend, und dabei immer ſo fort gezaubert!

In der That gewann unſer Freund ſo viel Geſchmack an ſeiner originellen Production, daß wir ihn an das Ende erinnern mußten. Mit einer graziöſen Verbeugung gab er die Karten zurück, welche von den Nonnen heimlich geprüft wurden, ob ſie auch wirklich noch dieſelben deutſchen Karten

wären, womit sie sonst in müßigen Stunden eine unschuldige Kurzweil getrieben.

Nun brachten uns aber die Schwestern auch Proben ihres Kunstfleißes, vortreffliche Nonnen-Seufzer, süß und gewürzhaft, zierliche Herzen und Körblein aus Silberdrath, Stickereien u. dgl. m. Das ganze Kloster-Personal geleitete uns auf den Chor, wo eine Schwester die Orgel spielte, während eine Andere ihr gefällig die Bälge trat; auch einige Zellen wurden uns gezeiget, freundliche Gemächer, aus denen der Geist eines stillen Friedens jeden Eintretenden unverkennbar ansprach, sogar die Küche mußte die »Frau Professorin« sehen, und die Glocken, welche die Schwestern zum gemeinsamen Fastenmahle rief, tönte ihnen sowohl, wie uns um Vieles zu früh.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie so höchst originell und interessant diese ganze Scene sich vor meinen Augen entwickelte. Die junge Frau Döblers, welche in ihrem nordischen Vaterlande wohl nie ein Aehnliches erlebt hatte, konnte auf dem Heimweg noch gar nicht wieder von dem Bilde der Schwestern abkommen; sie meinte, sie hätte dem Klosterleben entschiedenen Geschmack abgewonnen. Ich erinnerte sie aber daran, wie sie nun bald wieder in ihrem bequemen und eleganten Reisewagen sitzen würde, um mitten in die frohe, dem Frühling entgegenblühende Welt hineinzurollen. »Und die armen Töchter des heiligen Benedictus bleiben hier, ewig hier,« sagte ich, auf die ungeheure Klostermauer hinweisend, an der wir standen. »Was meinen Sie nun?« —

Das aber habe ich aus schriftstellerischer Bescheidenheit bislang verschwiegen, daß Eine der Schwestern, weil alle Uebrigen an Döblers Kunst sich noch in der Erinnerung weideten und wunderten, auch meiner freundlich gedachte. »Nicht wahr,« fragte sie mich, »nicht wahr, Herr Doctor! Sie machen die niedlichen Gedichtchen und Geschichten alle selber?« — Ich war über meinen eigenen Ruf freudig-

erſchrocken. Deutſches Alterthum in Kartenblättern und deutſche Jugend in Literaturblättern, und beides im Kloſter Sancti Benedicti zu Fulda!

Der Humoriſt und der Wanderer.

Ein Erlebniß.

Der Humoriſt geht durch den Wald
Auf leichten flücht'gen Sohlen;
Da ruft ein Räuber plötzlich »Halt!«
Und droht mit zwei Piſtolen.
»Die Börſe oder Dein Leben,«
Schreit er, »ſollſt Du mir geben!«

Darauf verſetzt der Wanderer:
»Ich gebe gern die Börſe her,
»Zwar iſt ſie, leider! heute leer,
»Doch thuſt die Waffen Du hinein,
»Da wird ſie voll Piſtolen ſein.«

Miscellen.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1819 ſchrieb ein berauſchter aber höchſt witziger Kieler Student allerhand ſcherzhafte Einfälle an die Thüre, unter anderem auch auf die des Polizeimeiſters »fiat justitia!« (es lebe die Gerechtigkeit!), und auf die ſeines Nachbars, eines Arztes, »pereat mundus!« (möge die Welt zu Grunde gehen!)

»Nun wie iſt es mit Ihrem Examen gegangen,« fragte ich vor mehreren Jahren einen meiner Bekannten, der etwas ſchwachen Geiſtes war. »Ich bin damit durch,« erwiederte er vorüber eilend. Schöner Euphemismus! Denn nachher erfuhr ich, daß der Candidat die Contrerevolution

einer Ordensverleihung erlebt habe, d. h. total durchgefallen ſey.

Die meiſten unſerer beſten deutſchen Schriftſteller, die nicht mit Politik mergeln oder mit Schlüpfrigkeiten düngen, haben einen ſchwierigen Stand bei unſerer jetzigen blaſirten Leſewelt. Doch läßt man ihnen nach ihrem Tode Gerechtigkeit widerfahren und kauft dann ihre Werke. Ich begreife nicht, warum nicht einmal Einer auf die Idee kommt einen Scheintod zu affectiren, um das Vergnügen zu haben, ſich bei Lebzeiten kanoniſirt zu ſehen. Freilich würden die Sortiments-Buchhändler auch dann bald anfangen, à condition, daß der Schriftſteller nicht wieder lebendig werde, zu beſtellen.

Ein Liberaler und ein Abſolutiſt ſtritten ſich in Flachsenfingen über den Werth der Landſtände. Der letzte argumentirte hauptſächlich gegen dieſelben, weil Seine Majeſtät der König Salomo, der weiſeſte aller Monarchen (die jetzt regierenden Könige natürlich salvo debito respectu ausgenommen), dieſelben nicht eingeführt habe, worüber, beiläufig geſagt, der Herr von Rotteck in ſeiner Weltgeſchichte ſeinen Unwillen nicht undeutlich zu erkennen giebt. »Vielleicht,« verſetzte der Liberale durch das Präjudiz der weiſen Majeſtät in die Enge getrieben, »hätte Salomo« wenn er bei ſeinem Tode eine Conſtitution mit Landſtänden hinterlaſſen hätte, auch nicht das Recht gehabt, auf ſeinem Sterbebette auszurufen: Es iſt Alles eitel.«

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ßß Pr. Cour. (für Oldenburg 1 ℛ 40 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 36 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 19. Donnerstag, 9. Mai. 1839.

Die Kastellanin.

Novelle.

Ich trat im Jahre 1818 auf eine Terrasse des alten W... schen Schlosses, welches schon seit vielen Jahren nicht mehr von fürstlichen Personen, sondern von einer Kastellanin und einem bejahrten Gärtner bewohnt wurde. Die erste, eine freundliche Alte, hatte mich in den großen öden fürstlichen Gemächern umher geführt, die mir übrigens nichts geboten hatten, wodurch meine Aufmerksamkeit und mein Gedächtniß in Anspruch genommen waren. Ich hatte das Gesehene ohne Erinnerung verlassen. —

Während ich mich an der eine Stunde entbehrten frischen Luft erquickte, kam ein schöner blasser etwa zwanzigjähriger Jüngling, dessen blondes Haar malerisch auf die kräftigen Schultern wallte, auf die Bastei. Mich schien er nicht zu bemerken, wohl aber meine mir folgende Führerin, auf die er zuging, sich ihr zu Füßen warf, den Saum ihres Kleides mit demüthiger Gebehrde küßte, dann aber auf den äußersten Vorsprung der Terrasse losschritt, wo er mit starrem Blicke unverwandt nach einem neuerbauten Hause blickte, das auf der rechten Seite des zu den Füßen des Schlosses liegenden Städtchens lag.

Der Jüngling ſtand wohl eine Viertelſtunde in dieſer Stellung. — Die Kaſtellanin, deren Augen einige Thränen zu entperlen ſchienen, und ich blieben in ſtummer Entfernung hinter ihm. Plötzlich ſank der Unglückliche mit einem lebhaften Schrei zuſammen und ſchien leblos hingeſtreckt. Nach einigen Minuten erhob er ſich indeſſen wieder, ein Thränenſtrom ſchien ſein erſtarrtes Blut aufs Neue zu beleben. — Er zog hierauf ein Buch, das auf ſeinem Herzen ruhte, aus der Taſche, und fing ſonach an, recht emſig etwas zu ſchreiben, was er am Ende, mit nach oben gerichtetem Blick, unverſtändlich herzuſtammeln ſchien. Bald aber verklärte ſich ſein Geſicht auf eine ſelige Weiſe, ein begeiſtertes Feuer leuchtete aus jedem Blicke, er ſchien der Erde entrückt und die Freuden der Unſterblichen zu genießen. Ich entſinne mich keines ſchöneren Bildes als dieſes himmliſchen Anblicks. Mein ſtockender Athem erhielt auch jetzt wieder ſeinen freien Lauf. —

»Wer iſt jener ſchöne blaſſe Mann?« fragte ich meine Begleiterin.

»Ein Wahnſinniger, den ich an Kindesſtatt angenommen, nachdem das Schickſal mir meine beiden Kinder auf eine grauſame Weiſe durch ihn geraubt hatte,« ſprach die Matrone mit den Zügen des tiefſten Schmerzes, »aber ein doppelt Wahnſinniger, daß er die Vergebung vom Himmel fortwährend erfleht, die ich, die Mutter und allein hiezu Berechtigte, ihm ſchon längſt ertheilt habe.«

»Ich verſtehe Sie nicht, Frau Kaſtellanin«

»Ihre Theilnahme an dem Unglücklichen leuchtet aus Ihren Blicken. Sie ſollen ſeine und meine Leidensgeſchichte hören, erlauben Sie mir aber, daß ich erſt den armen Theodor aus ſeinen Träumen, die ihn auf längere Zeit ſo ſehr körperlich abmatten, reiße und ihn einer wohlthätigen Beſchäftigung zuführe.« —

Bei dieſen Worten winkte die Alte dem Gärtner, welcher ſich nicht ferne von uns mit dem Anbinden verſchiedener Blumenarten beſchäftigte. Derſelbe nahte, beide traten zum Jüngling.

»Lieber Theodor!« redete ihn die Kaſtellanin an, indem ſie mit flacher Hand ſein unbedecktes Haupt berührte, »komm! folge dem Nicklas und binde mit ihm deine Lieblingsblumen, die Nelken, an ihre Stäbe.«

Der Jüngling beharrte mit bittendem Blick in ſeiner Stellung.

»Deine Mutter bittet dich,« wiederholte die Alte. Da verließ Theodor ſeinen Platz und folgte dem Gärtner, der ihm ſeinen Arm darbot. Aber plötzlich blieb er ſtehen und lispelte der Frau die Worte: »ſie ſind Alle verſöhnt, und mein Gedicht hat ſehr gefallen. Auch — —«

»Gehe an deine Blumen, mein Sohn,« wiederholte die Kaſtellanin.

»Ja! meine gnädige Frau, ich gehe an Ihre Blumen und will ſie von Ihnen grüßen.«

Nach dieſen Worten fiel er wieder nieder, küßte der Alten den Saum des Kleides und folgte ſodann ohne Aufenthalt dem voran ſchreitenden Nicklas.

Nach einigen Minuten ſah man ihn emſig bei ſeiner Arbeit beſchäftigt, die nur dann und wann durch einen Kuß unterbrochen wurde, den er den Blumen gab.

»Wir haben Neumond,« bemerkte die Kaſtellanin, »in ſolcher Zeit wiederholt ſich das, was Sie heute geſehen, regelmäßig. Früher aber geſchah es täglich. Die fleißige ermüdende Gartenarbeit, die er jetzt treibt, ſcheint ihm wohl gethan zu haben.«

»Und iſt der Kranke unheilbar?«

»Die Aerzte erklären ihn dafür. Sein Uebel ſcheint in den unheilbaren Blödſinn übergegangen zu ſeyn. Und, aufrichtig geſprochen, ich wünſche es ihm kaum, daß das ordentliche Bewußtſeyn wieder zu ihm kehrt, bevor ſeine Hülle in der kühlen Erde ausruht,« ſetzte die Kaſtellanin hinzu.

»Sie haben mir ſeine Geſchichte verſprochen.«

»Ja, mein Herr! die ſollen Sie hören, ſo tief ihre Erzählung mich auch ergreift und bewegt.«

»Theodor iſt der Sohn eines gewiſſen Herrn Braun, der in den Dienſten des alten Grafen und Schatzmeiſters Schimmelmann nach Hamburg gekommen war. Wahrſcheinlich war Braun bei der großen Fayence-Angelegenheit betheiligt, womit Schimmelmann Friedrich den Großen täuſchte, indem er Meißner Porzellan für in Preußiſchen Staaten verfertigtes Fabrikat ausgab. Wenigſtens kam er als ein vermögender Mann hieher. Anfangs galt er für ordentlich und nüchtern. Nach dem bald erfolgenden Tode ſeiner Frau fing er an ein etwas unordentliches Leben zu führen, und verführte gar Manchen, leider! auch meinen ſeligen Mann, der hier als Rendant angeſtellt war, zum habituellen Nachtſchwärmen. Die natürlichen Folgen blieben nicht aus. Nach wenigen Jahren erlagen beide Männer an einem Gallenfieber, welches unſer im Moraſte gelegenes Städtchen nur zu oft heimſucht.«

»Theodor war damals eben confirmirt. Seine im Teſtamente des Vaters beſtimmten Vormünder ſchienen ſich nach dem Tode ihres Zechbruders wenig um den Sohn desſelben zu bekümmern. Sie nahmen das hinterlaſſene Vermögen deſſelben, von dem es damals hieß, daß es nicht unbedeutend ſey, unter ihre Verwaltung, und thaten den Knaben zu einem Apotheker in die Lehre, wo ſie ihn freilich um ſo eher gut placirt glauben konnten, weil der Principal den Beſitz ſeiner ganzen Officin dem zinsloſen Vorſchuß des alten Braun verdankte.«

»Das Braunſche Haus lag unſerer Wohnung gegenüber. Ich hatte zwei Kinder, einen Sohn Wilhelm, der im Jahre 1809 ſchon, um uns die Koſten eines Stellvertreters und ſeiner Erziehung zu erſparen, vor ſeiner Conſcriptionszeit, in franzöſiſche Dienſte gegangen, und eine Tochter, Joſephine, welche ein Jahr jünger als Theodor, deſſen tägliche Geſpielin von Jugend auf geweſen war. Nie habe ich zwei Weſen geſehen, die ſo zärtlich, wie dieſe Kinder, aneinander hingen. Beide glichen ſich zudem wie Zwillinge. Was der Eine wollte, das begehrte der Andere. Mein ſeliger Mann nannte ſie die »Inſeperabeln,« der alte

Braun sogar die »zusammen gewachsenen Kinder.« Dabei gediehen ihre geistigen Kräfte beinahe in gleichem Maaße.« —

»Nachdem Theodor in die Lehre gekommen war, die ihm von seinem mürrischen Principal recht sauer gemacht wurde, konnte er sich freilich nur selten bei uns sehen lassen. Nur alle vierzehn Tage, Sonntags, hatte er einen sogenannten Ausgehetag, an den Wochentagen kam er nur in den sparsamen Fällen, wenn eine Medicin von den Lehrlingen auszubringen war, auf einen Augenblick zu uns. Solche Momente schienen indessen für ihn wie für Josephine von großer Bedeutung zu seyn. Meine Tochter erschien mir alsdann immer wie von Freude verklärt. Jedesmal, wenn Theodor bei uns gewesen war, umarmte und streichelte sie mich, fütterte sie noch einmal so sorgsam ihren Kanarienvogel und tränkte noch einmal so reichlich ihre Blumen.«

»Die Unbefangenheit, womit mein mütterlicher Blick die harmlose Unbefangenheit beider Kinder betrachtet hatte, wurde durch das Auffinden einiger Briefe und Gedichte getrübt, welche gegenseitig, die glühendste Liebe und ein Verlangen nach dereinstigem Besitz aussprachen. Eine arme Wittwe, wie ich war, konnte ich, eingedenk der Jugend Theodors und der Ungewißheit seiner Zukunft, eine Jugendliebe nicht begünstigen, die mir schon in viel zu hellen Flammen zu lodern schien. Ich hielt es daher für meine Pflicht, diese Neigung zu ersticken, wenigstens zu dämpfen. Ich erkannte, daß eine sofortige Trennung das einzigste Mittel sey. Gerne hätte ich W... verlassen, indessen zwang mich meine mittellose Lage bei dem Fürsten um die erledigte Stelle einer Kastellanin auf dem hiesigen Schlosse einzukommen, also vorläufig meinen Wohnort nicht zu verändern.«

»Ich sah aber keinen anderen Ausweg, als Theodor mein Haus zu verbieten und wählte dazu den nächsten Sonntag, an welchem er uns besuchte. Ich hatte zuvor mit Josephinen geredet, die mir versprochen hatte, sich meinem mütterlichen Willen zu unterwerfen. Meine Unterredung mit den Kindern erregte übrigens ihre beiderseitigen Gefühle auf das Heftigste. Sie schwuren mir, sie seyen für einander gebo-

ren, ſie würden ſich nun und nimmer verlaſſen; übrigens wollten ſie gerne zehn und zwanzig Jahre Verliebte ſeyn, ohne je an den gegenſeitigen Beſitz zu denken.«

»Ich ſetzte ihnen entgegen, wie ſie noch gar nicht die Jahre erreicht hätten, um über eine ſo wichtige Frage, wie die Ehe iſt, entſcheiden zu können, ich machte Theodor, der ſich freilich für ſehr wohlhabend hielt, darauf aufmerkſam, wie es in ganz W... heiße, daß ſein Vermögen durch Proceſſe ſehr zuſammen geſchmolzen und es für einen Apotheker faſt unmöglich ſey, ein eignes Geſchäft ohne beträchtliche Geldmittel zu beginnen; — zuletzt aber bemerkte ich ihm, daß ſeine Beſuche dem Rufe Joſephinens ſchadeten, daß dieſe nicht allein von ihren Freundinnen bittere Neckereien zu ertragen habe, daß ſogar Herr Hart, Theodors Principal, mir Vorwürfe gemacht habe, weil ich es dulde, daß Joſephine ſeinen Lehrling in ihr Netz locke.«

»Dieſer letzte Grund wirkte. Wir ſchloſſen ein Abkommen, nach welchem Theodor ſich auf Ehre und Gewiſſen verpflichtete, meine Wohnung vor einem vollen Jahre, es war gerade an Joſephinens Geburtstag, nicht wieder zu betreten, ich aber den Kindern geſtattete, wöchentlich einmal, durch meine Vermittlung, Briefe zu wechſeln. Ich ſchärfte ihnen dabei ein, ihre gegenſeitige Neigung nicht zu ſehr durch Worte zu nähren, und behielt es mir vor, falls dies dennoch geſchehen würde, auch den Briefwechſel ein für allemal zu verbieten.«

»So glaubte ich eine menſchliche verſtändige Maßregel ergriffen zu haben, und der Erfolg belehrte mich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Die jetzt erfolgenden gegenſeitigen Briefe waren fortwährend in einem gemäßigten Tone geſchrieben. Theodor meldete von ſeinen pharmaceutiſchen Arbeiten, die ihn des Nachts beſchäftigten, von ſeinem baldigen Examen als Proviſor, welches er demnächſt bald nach Beendigung ſeiner Lehrjahre in der Reſidenz zu machen hoffe, und wie er deshalb, ſelbſt wider Willen ſeines Principals, oft ganze Nächte ſtudire. »Ich kann es oft nicht begreifen,« meldete er einmal, »daß ich trotz meiner nächt-

lichen Arbeiten noch des Tages in meinem Geschäfte so munter und wach bin, daß ich meine Schlaflosigkeit gar nicht beklage. Ein einziger Gedanke an die Zukunft beseelt mich und scheucht, wenn ich es will, jeden Schlummer von mir.«« — Josephine schrieb von ihren Blumen, ihren Vögeln und ihren häuslichen Beschäftigungen, die ich ihr reichlich zugetheilt hatte. Ich war mit meinem Auskunftsmittel sehr zufrieden.« —

(Der Schluß folgt.)

Recept,

um in der Welt sein Glück zu machen.

Klagen über Arbeit-Massen,
Nie mit Künsten sich belassen,
Polen, Demagogen hassen,
Mort im Thombre oft verpassen,
Freundlich grüßen in den Gassen,
Weder lieben, weder hassen,
Nie erröthen, nie erblassen,
Ebbe meiden in den Kassen,
Nur auf Terrs sich verlassen*).

Miscellen.

Unser Frühling, der so viele Menschen wegrafft und dem brüllenden Rindvieh so grausam das ersehnte Gras vorenthält, erinnert uns täglich, und insbesondere den Landmann, an den hochpoetischen Vers:

Alle Menschen müssen sterben,
Aller Leib vergeht wie Heu.

---

*) In der penultima (der vorletzten) Reihe liegt der Hauptbestandtheil des im Uebrigen ziemlich practischen Receptes. D. R.

Der geistreiche Advocat Gülich in Flensburg gab vor etwa vierzig Jahren ein belletristisches Journal, unter dem Titel: Minerva, heraus, welches in dem rauhen Norden zwar wenig Wurzel fassen konnte, mithin bald einging, aber selbst am Stamm verdorrend herrliche Früchte trug. Bald darauf erschien eine andere Localschrift, Wochenblatt für Jedermann, das, wie ich glaube, noch existirt, weil es die reifen Catharinenpflaumen der Väter und die unreifen poetischen Arbeiten der Söhne enthielt. In der Vorrede dieser neu erscheinenden Zeitschrift befand sich eine bombastische Ankündigung, worin das Wochenblatt der Minerva ankündigte, sie wolle jetzt mit dieser, wie mit einer Schwester, Hand in Hand gehen, zur Veredlung des Herzens und zur Ausbildung des Verstandes.

Das verdroß den geistreichen Gülich und man las in der nächsten Nummer der Minerva:

Lückenbüsser:

Das Jüngferchen für Jedermann,
Das nennt mich seine Schwester,
Ist das nicht hart, mein Bester?

Im Hannoverschen heißt der Bauschutt »Kummer.« Fr. v. U. in W. schrieb dem Major W. ein Billet, worin sie ihn bat: daß, weil ihr Kummer die Ballgäste morgen zu sehr geniren würde, sie den Herrn Major bitten müßte, denselben mit Artilleriepferden wegfahren zu lassen.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ℔ Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ℳ Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 16 ℳ Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 12 ℔ Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Zweiter Jahrgang.

№ 20. Donnerstag, 16. Mai. 1839.

Die Kastellanin.

Novelle.

»Von meinem Sohne hatte ich im October 1812 den letzten Brief, aus Moskau datirt, erhalten. Seitdem war alle Spur von ihm verschwunden. Mein ruhiges Gott vertrauendes Gemüth hatte indessen noch nicht alle Hoffnung, ihn wieder zu sehen, aufgegeben, obgleich alle Anfragen an die zurückkehrenden Trümmer der französischen Armee nach meinem Sohne eben so vergeblich waren, wie die Erkundigungen, welche Lenore in dem schönen Gedichte nach ihrem geliebten Wilhelm anstellt. Josephine, die ihren Bruder immer auf das Zärtlichste geliebt hatte, quälte sich seinethalben oft mit den ängstlichsten Träumen, nach denen sie oft behauptete, der Bruder müsse in Rußland verbrannt seyn. »Wenn er nur nicht todt existiren ist, so sehen wir ihn mit Gottes Hülfe doch wieder,« endete ich jedesmal das unerquickliche Gespräch.«

»So war das Ende des Jahres 1811 gekommen. An einem schönen Winterabend war mein Sohn Wilhelm, der bis dahin in russischer Gefangenschaft geschmachtet hatte, bis nach dem eine Meile von hier entfernten Städtchen J. gekommen. Obgleich seine von beschwerlichen Märschen ganz

wunden Füße ihm den Dienst zu versagen schienen, eilte er doch, trotz unsäglicher Schmerzen, von kindlicher und Geschwister-Liebe gekräftigt, zu uns.«

»Als Josephine gerade eine herrliche Predigt aus Claus Harms Postille vorlas, worin dieser recht herzstärkend und erhebend darauf aufmerksam macht, daß der Herr mit seiner Hülfe keinen Menschen verlasse, daß man ihm getrost vertrauen solle, ging die Thüre.«

»Wilhelm trat ein, wer beschreibt das Entzücken eines solchen Wiedersehens? Mein Sohn kam gesund an Leib und Seele, mit Ehrenzeichen geschmückt, fröhlich zu uns zurück. Sah er gleich dürftig und abgerissen aus, so beruhigte er mich auch rücksichtlich dieses Uebelstandes durch die Nachricht, daß er die feste Aussicht habe, recht bald wieder eine glänzende Anstellung in der östreichischen Armee zu erhalten.«

»Wir hatten kaum die erste Viertelstunde verplaudert und ich noch nicht daran gedacht, meinem Wiedergefundenen die erforderliche Labung und Bequemlichkeit zu verschaffen, als Wilhelm nach dem, in seiner Vorstellung noch »kleinen Theodor Braun« fragte.«

»Das heftige Erröthen, womit Josephine dem Bruder eine gleichgültig seyn sollende aber ungeschickte Antwort auf seine Frage gab, belehrte diesen gar bald über den Herzenszustand der Schwester, über welchen er übrigens in seiner heitern Laune mit den Worten:

»Mädel hat's Herz verbrannt,
»Henker kann's löschen.«

zu scherzen anfing.«

»In demselben Augenblick ertönte ein dumpfer Lärm auf der Straße, dem bald ein gellendes Nachtwächterpfeifen, eine Trommel und darauf ein lautes Feuerrufen folgte.«

»Josephine erschrack sehr heftig. Ich bat den Bruder bei ihr zu bleiben und eilte auf die Straße.«

»Wo ist das Feuer? fragte ich einen Vorübereilenden. Die Hartsche Apotheke brennt, war die Antwort. Ich hinterbrachte fast bewußtlos die Nachricht meinen Kindern.

Josephine sank mit einem Schrei »Ach Theodor!« ohnmächtig hin.«

»Was ist das denn für ein Theodor? fragte Wilhelm.«

»Ich hatte ihm das kaum erklärt, als er mit den Worten: »das ist romantisch, dabei muß ich auch seyn; ich bin einmal zu Abenteuern bestimmt,« aus der Thüre stürzte, nachdem er noch zuvor seiner kaum wieder zu sich gekommenen Schwester einen Kuß auf die erblaßten Lippen gedrückt hatte. Dreiviertel Stunden lebten wir in banger Erwartung. Eine Nachbarin brachte mir die erste Kunde, daß Theodor wie durch ein Wunder gerettet sey. Weil die Treppe schon niedergebrannt gewesen, sey er aus dem dritten Stock auf die gepflasterte Straße gesprungen, aber zu seinem größten Glück unversehrt geblieben.«

»Diese Nachricht war uns natürlich sehr tröstlich. Aber während bei uns der ängstliche Gedanke aufkeimte, das Feuer könne durch Theodors Nachlässigkeit veranlaßt seyn, ging die Hausthür aufs Neue, um uns die jammervollste Botschaft zu verkünden.«

»Vor mir standen zwei Prediger des Orts, deren mitleidsvolle und ernste Blicke mich sofort das Schrecklichste ahnen ließen. Sie brachten mir die zermalmende Nachricht, daß mein Wilhelm, um Theodor zu retten, in das brennende Haus gestürzt und gleich darauf von einer einstürzenden Decke erschlagen sey. Theodor, der sich durch einen Sprung auf die Straße gerettet, sey es nur mit der größten Lebensgefahr gelungen, meinen Sohn als Leiche den Flammen zu entreißen.«

»Wie soll ich Ihnen den herzzerreißenden Schmerz schildern, der sich unserer bemächtigte? Ich glaubte nicht diesen Verlust erleben zu können, und hätte es für unmöglich gehalten, daß der Balsam der Zeit mich je befähigen würde, Ihnen mein damals unaussprechliches Leiden heute zu klagen.«

»Dem tiefen Schmerz um den Verlorenen gesellte sich am andern Tage noch der um Theodor. Dieser hatte, wie gewöhnlich, sich an seinen Arbeitstisch hingesetzt. Unver-

merkt hatte ihn die Müdigkeit überschlichen. Um dagegen anzukämpfen, war er in seine Schlafkammer gegangen, in der Absicht, sich dort mit frischem Wasser zu waschen und so zu ermuntern. Bei dieser Gelegenheit war er auf dem Stuhle eingeschlafen. Ein Windstoß hatte wahrscheinlich die Fenstergardine entzündet und das Feuer verbreitet. Theodor war nicht eher erwacht, als bis das Arbeitszimmer und die daran liegende Treppe schon fast ausgebrannt waren. Er war hierauf durch einen Corridor, nach der Materialkammer, die vorne im dritten Stock der Apotheke lag, geflohen, aus deren Fenster er sich erst dann gestürzt, als er gesehen, mit welcher Todesgefahr sich Jemand in das brennende Haus gewagt hatte.«

»Theodor war gleich nach dem Brande verhaftet. Sein Proceß wurde sofort instruirt. Der Principal, welcher nichts versichert und durch die Feuersbrunst gänzlich ruinirt worden war, hatte ihn unerbittlich verstoßen.«

»Nachdem Josephine den Wermuthsbecher der Leiden durch mich geleert hatte, bewies sie eine unerwartete Fassung. Der Gedanke an Theodors Rettung folgte unmittelbar dem Schmerzesausbruch um den Tod des geliebten Bruders. Sie bewog mich das Gebot unter diesen Umständen zurück zu nehmen, und schrieb ihm in unserer beiden Namen einen Brief voll Verzeihung, Trost und Ermuthigung, den sie auf ihr ausdrückliches Verlangen selbst zum Untersuchungsrichter trug.«

»Mit von Freude glänzenden Augen kehrte s zurück. Der Instruent, berichtete sie, habe ihr versichert, daß des Verhafteten Strafe, wegen einer fahrlässigen Brandstiftung, nur eine bald vorübergehende seyn werde. Er hatte recht prophezeit. Nach vier Wochen lag Theodor nach überstandener Strafe weinend zu meinen Füßen, Vergebung über Vergebung für meines Sohnes Mord, so nannte er das unglückliche Ereigniß, erflehend.«

»Ich tröstete ihn mit meinem gebrochenen Herzen, so gut ich es vermochte. Noch mehr und mit wahrhaft sündenvergebender Begeisterung aber that dies Josephine.«

»Durch einen feierlichen Leichenzug und ein ehrendes Denkmal hatten die Bürger meines Wilhelm That und Tod verherrlicht. Der Fürſt verlieh mir, vielleicht weil er mich durch den Tod des Sohnes meiner letzten Stütze beraubt ſah, meine jetzige Anſtellung als Kaſtellanin.«

»Jetzt ſchienen mir aufs Neue einige Hoffnungsſtrahlen aufzugehen. Aber ſchon nach wenigen Wochen bemerkte ich, daß die Erlebniſſe zu heftig auf die reizbare Joſephine eingewirkt hatten. Sie erkrankte, und ihr Uebel wurde täglich ſchlimmer. Aller Rath, alles Gebet war umſonſt. Die Schwindſucht mit allen ihren Schreckniſſen hatte ſie ergriffen, unaufhaltſam nahte ihr der Todesengel.«

»Theodor war ſo eben von einer Reiſe zu ſeinen Vormündern zurückgekehrt, und hatte in Erfahrung gebracht, daß er durch die Schuld dieſer Unzahlungsfähigen ſein ganzes Vermögen verloren habe. Das hatte vollends ſeinen Muth gebrochen. Vergebens hatte er vom ſtrengen Principal Vergebung erfleht. Er war von dem Unverſöhnlichen kalt abgewieſen worden. Noch immer hatte er ſich indeſſen mit der Hoffnung geſchmeichelt, ſeinem Dienſtherrn deſſen Verluſt mit eignem Vermögen erſetzen zu können. Auch dieſer Troſt war jetzt dahin.« —

»In ſolcher Stimmung vernahm er die Nachricht, daß Joſephinens Krankheit eine unheilbare ſey. Dies wirkte völlig verderbend auf ihn. Schon damals ergriffen ihn die Vorboten ſeines jetzigen Zuſtandes; indeſſen bezwang er ſie noch in ihrer Gegenwart. Er verließ von nun an faſt nicht mehr das Krankenlager ſeiner Geliebten, und lebte nur für die Erfüllung ihrer Wünſche, die ſie mit himmliſcher Freundlichkeit, und gleichſam nur zu ſeiner Freude, an ihn richtete.«

»Einmal ſagte ſie, »wenn ich todt bin, dann ſollſt du mich beſingen, wie du es ſchon als Knabe thateſt. Ich will dann freundlich auf deine Lieder lauſchen.« — Dieſe Worte ſcheint er ſich tief gemerkt zu haben.«

»Mit dem letzten Schlag der zwölften Stunde des vierzehnten Mais 1815 ſtarb Joſephine, nachdem ſie ſowohl mir wie jedem Umſtehenden, alſo auch Theodor, in deſſen

Hand die der Todten noch krampfte, mit heller Stimme eine gute Nacht gewünscht hatte.«

»Als ich einige Tage später Herrin meines heftigſten Schmerzes geworden war, fand ich Theodor in dem Zuſtande, worin der Unglückliche ſich noch jetzt befindet. Er ſaß zu den Füßen von Joſephinens Leiche, emſig beſchäftigt etwas in ſein Taſchenbuch zu ſchreiben. Ich bemerkte, daß es Verſe waren und begehrte ſie zu ſehen, er aber zerriß ſie, indem er verſicherte, daß ſie noch lange nicht gut genug, nicht Joſephinens würdig genug ſeyen. Er wolle aber bald beſſere dichten, auf die Joſephine dann auch horchen werde.«

»Während meine Tochter begraben wurde, bezog ich mit Theodor meinen jetzigen Aufenthaltsort. Ich erklärte ihm, daß ich ihn an Kindes Statt annehmen und ſeine treue Mutter ſeyn wolle. So tief ihn dies zu bewegen ſchien, ſo antwortete er doch nur, indem er mir ſchon damals den Saum des Kleides küßte, fein: »ich danke Ihnen, gnädige Frau.« Dann folgte er mir ſchweigend, als wir das Sterbehaus verließen. Er iſt ſeither immer gehorſam gegen mich geweſen, und wenn er je mit dem Gegentheil droht, ſo brauche ich nur den Namen »Joſephine« auszuſprechen, um ihn zu dem folgſamſten Kinde von der Welt zu machen. Durch den Gedanken an ſie, und daß es ihr angenehm ſeyn werde, wenn er ſich mit ihren Lieblingen beſchäftige, iſt es mir auch lediglich gelungen, in ihm die Liebhaberei für Blumen zu wecken und ihn zu deren Wartung zu veranlaſſen.«

»Madame!« rief ich bewegt aus. »Ich bewundere es, daß Sie dieſe Leiden überlebt haben.«

»Der Menſch kann nicht berechnen, welches geiſtige Leiden ihn tödtet, welches nicht, während dies oft ein Luftzug vermag,« antwortete ſie. »Uebrigens hat mich mein beſtes Troſtmittel in allen meinen Leiden nicht verlaſſen.«

»Und das wäre?«

»Ein Glaube an ein Wiederſehn und eine Wiedervereinigung mit unſern Liebenden, die Tod, Mißverſtändniß und Wahnſinn uns hier entfremden.«

»Gute Nacht! Frau Kaſtellanin,« endete ich, der guten Alten die Hand drückend. »Ja, Sie haben Recht. Es giebt ein Land des Lichts und der Verklärung, welches unſerer Lebensnacht folgen wird, wie die Morgenröthe im Oſten der jetzt im weſtlichen Abendroth verſinkenden Sonne.«

Nach zwei Jahren ſchrieb man mir aus W. unterm 11. Mai: »Heute iſt Theodor Braun auf der Baſtei in ſeiner gewöhnlicher knieenden Stellung vom Blitze erſchlagen worden.«

Die vielgeprüfte Kaſtellanin lebt noch.

Miscellen.

Zu dem Profeſſor Heinrich in Kiel, der ſpäter in Bonn verſtarb, kam einſt ein junger Herr, welcher ihn wegen einiger Aeußerungen, die der Profeſſor gethan haben ſollte, zur Rede ſtellte. Die hitzigen Anreden des erſteren wechſelten mit den eiskalten Antworten des Philologen folgendermaßen:

»Herr Profeſſor, Sie haben das und das geſagt!«

»Ja!«

»Das müſſen Sie zurück nehmen.«

»Das thue ich nicht.«

»Das ſollen Sie.«

»Das will ich nicht.«

»Gut, dann weiß ich, was ich zu thun habe.«

»Das wiſſen Sie nicht.«

Und Heinrich behielt Recht — —

Mißverſtändniß.

Zu meinem großen Schrecken erfahre ich, daß mein Impromptu in № 17. der humoriſtiſchen Blätter

Der Frühling von 1839

O Welle! ſend' dein ſegnend Naß!
O Sonne! ſcheine du!
Jetzt beißt ſo mancher Menſch in's Gras,
Warum nicht auch die Kuh?

mir eine bis dahin sehr wohlgesinnte Leserin entfremdet hat. — Die würdige Dame hat nämlich gemeint, daß ich mit der letzten Sylbe eine Viehseuche herbei wünsche, mich mithin für einen Frevler und Spötter gehalten. Ich habe aber die Ehre derselben zu versichern, daß jener Ausruf lediglich aus mir innewohnendem Erbarmen für das arme Rindvieh, und aus einer Sehnsucht nach frischer Grasbutter entstanden ist, und daß ich den mir untergeschobenen Wunsch zu hegen keineswegs veranlaßt bin, da ich weder mich so sehr für den Erwerb der Thierärzte interessire, noch der Meinung bin, daß das Fleisch im Interesse der hiesigen Metzger nicht schon theuer genug ist. —

Ueber die Jahreszeit,

in welcher die Orden auf die edleren Menschen zu pfropfen sind.

Neue Orden sollten immer im Frühling gestiftet werden, wie dies in Hannover auch jetzt mit dem Georgsorden geschehen ist. Das natürliche Bedürfniß, diesen künstlichen Blumen den Anblick des Sonnenlichts zu gönnen, veranlaßt die Träger leicht, in den ersten Monaten, bis die ihn mit den Blicken verfolgende Gattin sich satt daran geweidet und die Nachbarn sich gleichgültig daran geärgert haben, den Mantel zu Hause zu lassen und sich im Spätjahr dem Ostwind zu exponiren, der unbarmherzig mit Orden und Titulatur und mit dem Hoch- und Wohlgeboren umgeht, ja sogar eine Malice auf Alles zu haben scheint' dem das Prädicat »Geboren« zukommt. — Im Frühling ist das etwas Anders,

Denn, wenn es allmählich
Erst wärmer geworden,
Zählt Schneeck' und Mantel,
Prangt Blümlein und Orden.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 21. Donnerstag, 23. Mai. 1839.

Eine alte Thierfabel

von

Friedrich Rückert.

Im Mahabharata, dem großen Heldenlied,
Das alles in sich faßt, was auf der Welt geschieht,

Ist eine Fabel auch von Thieren den Geschichten
Der Menschen eingestreut; die will ich dir berichten.

Ein kluger Fuchs war einst in einem Wald zu Haus,
Zugleich mit Löwe, Wolf, Wiesel und Hasenmaus!

Die sahn den schönsten Hirsch im Walde weiden gehn,
Und hielten einen Rath, wie er sey zu bestehn.

Herr Löwe, sprach der Fuchs, oft wollet ihr ihn sehn,
Doch jung, stark und gewandt, entgieng er einem Zahn.

Nun stellt die Hasenmaus im Schlaf ihm, Lauf' ihm nagen,
Daß er nicht laufen kann, dann mögt ihr ihn erjagen;

Dann lassen wir das Mahl zusammen uns behagen.

Es ward des Fuchses Rath gebilligt, und gethan;
Mit mausbenagtem Lauf kommt ihn der Löwe sahn.

Der Fuchs sprach, als das Wild am Boden lag gestreckt:
Nun waidet euch! von mir sey indeß der Tisch gedeckt.

Zum Waldbach gingen sie, vorm Essen sich zu waschen;
Und jener dachte nach, was hier sie zu erhaschen.

Von seiner Waschung kam zuerst der Löwe wieder,
Und sah das Füchslein stehn, nachdenklich bückt' es nieder.

»Was, allerklügstes Thier, mag dich bekümmern nun?
Am Mahlzeit wollen wir uns heute göttlich thun.«

»Allerweisester, vernimm, was eben sprach die Maus:
Pfui, daß dem Löwen ich muß liefern seinen Schmaus!

Durch meinen Beistand nur hat er den Hirsch gefangen! —
Durch diese Thaten ist die Scheu mir vergangen.«

»Nähmst besser dich die Maus, so wahrst du mich bei Leben,
Durch eigne Kraft will ich mir Fang und Frost erstreiten.«

Er sprach's, und Holz begann er in den Wald zu scheiten.

Als er beweg war, kam die Haselmaus erwach,
Entgegen aber ging das Füchslein ihr, und sprach:

»Hör', und Gott schütze dich! so sprach, o Maus, das Wiesel:
Wild eß' ich nicht, es drückt im Magen mich wie Kiesel;

Die Maus schmeckt besser mir. — Freund, das bedenke doch!
Die Maus, von dieser Welt erschreckt, floh in ihr Loch.

Vom Bade kam nunmehr der Wolf herangeschritten,
Da rief der Fuchs: du weißt nicht, was umgestritten.

Der König Löwe ging, ergrimmt auf dich, von hinnen,
Er holt sein Weib, und kommt; sieh, was du willst beginnen!

Da suchte schnell der Wolf das Weite zu gewinnen.

Nun kam das Wieslein den andern allen nach;
Denselben trat der Fuchs entgegen keck, und sprach:

»Maus, Wolf und Löwe hat mein Muth zurückgewiesen
Vom Braten her; nun kommt zum Kampf mit mir nun diesen!

Das Wiesel aber sprach: Wenn Löwe, Wolf und Maus,
Von deiner Kraft besiegt, abstanden von dem Schmaus,

Wag' ich auch nicht den Strauß! So sprach's, und gieng nach Haus.

Und als sie alle ab so nach einander traten,
Da blieb der Fuchs allein zurück, und aß den Braten.

Die Bedeutung der jetzigen Zeit
und
die Hegelsche Philosophie*).

Von

C. D. v. Buttel.

Die moderne Welt hat nach und nach eine Intelligenz in sich erarbeitet, deren Kraft und Tiefe die Staaten erschüttert und unbewußt jeden Einzelnen begeistert und bewegt, ohne daß die Meisten von dem principium movens dieser riesenkräftig aufgetauchten und auftauchenden neuen Aera mehr als eine dämmernde Ahnung hätten. Es ist eine durch den subjectiven Geist gerechtfertigte Welt der Freiheit erstanden und an das Licht des Tages getreten, wie nie zuvor; die religiöse Freiheit ist zugleich zu einer politischen geworden und erstarkt. Es fehlt freilich noch eins, daß dieses Werk vollendet dastände, aber an sich, d. h. im Geiste ist es schon vollbracht, und so giebt es keine Macht der Welt, die dem Wachsthume dieser neuen Geburt wirksa-

*) Wir können unsern Lesern nicht genug das im Jahre 1837 erschienene Werk von Herrn Mager
„Briefe an eine Dame über die Hegelsche Philosophie." (Berlin bei Morin. Preis 10 ggr.) Als Vorstudium zur Hegelschen Philosophie empfehlen, in welchem den Laien einige Resultate dieser Wissenschaft auf eine höchst plane Weise vorgelegt werden. Wer freilich mehr davon wissen will, muß sich der Arbeit des Denkens unterziehen. Verdauen für einen Andern kann man eben so wenig in geistiger wie in physischer Qualität. D. H.

men Einhalt thun könnte, vielmehr werden alle früheren Gestalten und Gewalten als ein Verlebtes dem frisch Lebendigen zur Nahrung dienen und dienen müssen.

Diese neue Gestalt aber ist anzusehen als das Vollenden des christlichen Geistes zur Freiheit, wozu er berufen, nämlich als das Begründen und Auferbauen dieser Freiheit zur gewußten Wirklichkeit innerhalb des das ganze Wesen des Menschen umfassenden Staatslebens.

Bei solcher Umwandlung in der Weltgeschichte ist die Philosophie die erste, welche erkennt, daß eine Gestalt des Lebens alt »und grau geworden,« und welche das Princip der schon in der Gegenwart fußenden Zukunft zum Bewußtseyn bringt. Wohl geschieht es ihr dann auch, daß sie gleich der Eule der Minerva als eine unheilbringende Verkünderin von Unglück gemißachtet wird, und allerdings sind es auch Grabestöne, die laut geworden, aber über den Gräbern erstehen die Todten, welche in ein neues Leben eingehen.

Doch ist auch dieses neue Leben zuerst ein junges und unscheinbares, welches einer sorgenvollen Pflege und Wartung und einer aufopfernden Anerkennung bedarf, ehe es seine volle beseligende Kraft mitzutheilen im Stande ist. Was daher eine neue Philosophie in ihrem Schooße aufthut, ist nicht eine fremdartige selbsteigne Erfindung, denn sie ist selbst nur ein »Kind ihrer Zeit« — sie sucht nur das zu erkennen, was diese Zeit im Innersten ist und will. Ist daher irgend ein Zeitalter in einer einseitigen Richtung befangen, so ist auch das Bewußtseyn darüber einseitig — geschieht es aber, daß die Welt nach durchlaufenen tausendfachen Radien endlich den Mittelpunct, wohin alle zusammenführen, woraus aber auch wieder alle entspringen, gefunden und solchen als die substanzielle Grundlage ihres Seyns und ihrer Entwickelung erfaßt hat, so ist auch nothwendig die Philosophie, welche dem solchergestalt in der Geschichte wirkenden göttlichen Geiste nachgedacht und dessen Gang erforscht hat, der unendlichen Lebenskraft theilhaftig und nun auch so mächtig als berufen vorzueilen und den Tag des Friedens und der Versöhnung jedem zu

verkünden und zu offenbaren, der befangen und verwundet von den Zerwürfnissen eines geistigen Kampfes durch den Geist zur Erkenntniß und zur Wahrheit zu gelangen getrieben wird.

So steht gegenwärtig in der neu begonnenen Weltepoche die Hegel'sche Philosophie als ein Kind ihrer Zeit groß und hehr wie diese selbst. Die Namen der Heroen, die dieser Zeit als Repräsentanten dienten, sind unsterblich wie ihre Thaten! An uns, als bescheidnen Jüngern und Zeitgenossen, ist es aber, dem Genius solcher Männer zu folgen, der ihre Thaten geleitet und nach Kräften und ein Jeder in seinem Kreise dahin zu wirken, daß dessen Wahrhaftigkeit und hohe Bedeutung immer mehr zur Anerkennung und Wirksamkeit gelange.

Wie viele haben nun nicht schon über die Hegel'sche Philosophie raisonnirt und geschrieben, aber wie wenig haben sie wahrhaft begriffen, wie wenige haben den Muth und die Energie des Geistes besessen sich darin zu verlieren, denn allerdings ist es auf eine Wiedergeburt abgesehen, so daß man sich erst verlieren muß, ehe man sich wiederfinden kann. Aber durch die fortschreitende lebendige politische Entwickelung und durch den in allen übrigen Künsten und Wissenschaften erwachten gleichen Geist ist schon nach und nach das Bewußtseyn überhaupt empfänglicher und nachgiebiger für jene Philosophie geworden, so wie auch umgekehrt letztere sich vielfältig bemüht hat, ihre reichen Schätze durch die Sprache der Vorstellung gemeinfaßlicher zu machen und sie dem Herzen und dem Gemüthe näher zu bringen. Gleichwohl mag diese letztere Bestrebung mehr den heitern Genuß derjenigen Geister anzeigen, welche nach harten Kämpfen durchgedrungen sind und in sofern bewahrheiten, welche versöhnende Kraft und Tiefe wirklich und wahrhaftig das erlangte neue Bewußtseyn mit sich führe, als den noch Uneingeweihten den Kampf und die ernste Forschung in der farblosen Gedankenwelt und seinen blumenleeren Formen zu ersparen oder auch nur in etwas entbehrlich zu machen. Vielmehr bildet dieses mächtige interesselose Weben des Gei-

ſles in und mit ſich ſelber zunächſt die einzig wahre Weiſe, um ſich des Fundes dauerhaft und mit Ueberzeugung zu verſichern; es würde aber für dieſe Blätter zu weit führen, die eigentliche Beſchaffenheit eines ſolchen Eingehens hier näher auseinanderſetzen zu wollen.

Goethomanie.

Von

Dr. Adolf St.

1.

Gorſchel.

Wer hat's am weiteſten in der Interpretation Goethe's gebracht? Hinrichs oder Goeſchel? ich glaube Goeſchel. Denn im dritten Bande ſeiner: Unterhaltungen zur Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe interpretirt er höchſt tiefſinnig und ſcharfſinnig, beſchaulich und erbaulich die tiefgedachten Verſe aus dem Jahrmarkt von Plundersweilern:

Orgelum, Orgelei.
O weh!
Orgelum, Orgelei
Dudeldumdei.
Juchhe!

wie folgt: »Die Poeſie iſt der durchſichtige Keſſel des wirklichen Lebens, der erhellende und verklärende Spiegel der Welt wie ſie iſt, die Reſonnanz und das Echo der vielfältigen verworrenen Lebenslaute, das erklärende Bild zu einem wirklichen Originale. Ein Lehrer der Aeſthetik hatte dies an Beiſpielen zu veranſchaulichen. Hier iſt eins!« u. ſ. w. u. ſ. w. — O kritiſche exegetiſche Orgelei! Herrn Goeſchels Interpretinſucht und Goethomanie hat Goethe'n mehr geſchadet, als zehn Menzel.

2.

Derſelbe noch einmal.

In ſeinem Buche: »Herolds Stimme zu Goethe's Fauſt« giebt Herr Goeſchel von dem Bunde Dietriche und der Nachtlampe, mit denen Fauſt in Gretchens Kerker tritt, folgende ſublime Deutung: »Die Dietriche bezeichnen die verſchiedenen Geiſtesthätigkeiten, deuten auf Eigenmacht und Selbſthülfe moraliſcher und intellectueller Kraft. Das Nachtlämpchen aber iſt die Lampe ſeichter Verſtandesaufklärung, der matte düſtre Schein vereinzelter Vernunft u. ſ. w.

Organum, Organi.

O weh!

3.

Neu entdecktes Thiergeſchlecht.

Der in der Ueberſchrift bezeichnete Ruhm einer neuen Entdeckung im Gebiete der Unvernunft gebührt Herrn Prof. Ph. E. Huſchke in Breslau. Dieſer Ehrenmann erklärt nämlich die Verfaſſung, welche weiland Seine Majeſtät der König Servius Tullius den alten Römern gab, ſo, daß er die fünf Klaſſen der Bürger fünf Thiergeſchlechtern entſprechen läßt, die erſte dem Ochſen (bos), die dritte dem Pferde, die vierte dem Maulthier, die fünfte dem Eſel. Für die zweite aber hat er ein eigenes, jetzt leider untergegangenes Thiergeſchlecht, den bovigus oder Ochſentreiber entdeckt, deſſen ſich die alten Römer bedient haben ſollen, um den oder die pflugziehenden Ochſen anzutreiben und den Pflug geradezu halten. Zu dieſen löblichen Vorrichtungen hat der Herr Profeſſor ſeinen neugeſchaffenen bovigus mit Rüſſel, Stoßzähnen und einem ſtarken Schwanze verſehen, mit dem letztern, um ihm das ſchwere Geſchäft des Pflughaltens zu erleichtern. Doch in den Nachträgen zu ſeinem Werke (denn alle dieſe Sachen ſtehen wirklich in des genannten Herrn Profeſſors Buche über die Verfaſſung des Königs Servius Tullius. Heidelberg bei Mohr, 1838) nimmt der gelehrte

Mann jene letztere Vermuthung als irrig zurück, und beweiset, daß der Rüssel zu jener Verrichtung gedient habe.

Wenn das nicht gut für die Humor. Blätter ist,
So weiß ich nicht was besser ist.

König Salomo.

Und würd' ich morgen neu geboren
Und hätte Weisheit nicht verloren,
Doch hätt' ich keinen Fürstenstuhl,
Die Christen nennten mich nur »Schmul.«

Miscellen.

Im Hausfreund finden sich folgende poetisch-botanische Notizen:

Das Kraut »Muß« ist eine Brennessel, die man nur mit Handschuhen anfaßt; das Kraut »Soll« ist eine Distel, die man behutsam abschneidet; das Pflänzchen »Darf« ist eine schön duftende Resedapflanze; und das Kraut »Kann« ist eine Sonnenblume, die sich hoch erhebt und keck umschaut, während das Kräutlein »Will« eine Erdbeerpflanze ist, die ihre Ranken träge auf dem Erdboden hinschlängelt. — Manchem Menschen geht es wie dem Flachse, man hat ihn am liebsten, wenn er ausgeblüht hat.

Einem schlechten Anwald, der gewöhnlich Alles generaliter läugnete, dabei höchst incorrect schrieb, opponirte ein Anderer, indem er ihn replicando copirte und am Schluß bemerkte: Endlich läugne ich, daß läugnen mit einem ch geschrieben wird.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 22. Donnerstag, 30. Mai. 1839.

Literatur.

Die geneigten Leser werden mir, dem Redacteur der Humoristischen Blätter, das Zeugniß nicht versagen, wie ferne ich mich immer von dem Vorwurf gehalten habe, unter der obenstehenden Flagge fremde, bereits der Oeffentlichkeit übergebene, geistige Güter zu verladen und anzubringen. Daher wird es auch eine Entschuldigung finden, wenn ich, ausnahmsweise, von dem außerordentlich humoristischen Werth des gleich zu erwähnenden Schriftchens durchdrungen, dasselbe, vermittelst zweier Auszüge, der Lesewelt empfehle. Das Büchlein führt den Titel: »Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Sibylla. Brieg, bei Karl Schwarz 1838« und ist zum Theil den Notizen eines Rothgerbermeisters Valentinus Gierth, einem Zeitgenossen der Herzogin im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, entnommen. Daß aber der geistreichen Fürstin Sibylla die Krone des Humors von der strengen Weltgeschichte gereicht werden wird, unterliegt keinem Zweifel. Doch lassen wir den Chronisten selbst reden, und möge uns vor Allem eine Skizze aus des Dichters Friedrich von Logau Jugendleben zur Probe ihrer Laune dienen.

»Solcher kleine Junker war gar gelehrig, lernte Alles fast spielend und machte schon in einem Alter von zehn Jahren allerlei Reimlein (Verse), so oft nicht übel aus-

fallen (sind). Die gnädige Frau hatte den kleinen Dichter lieb, gern um sich, und so selbiger seine Lection gut gelernet oder ein feines Reimlein geschmiedet hatte, empfing er eine Belohnung von der Frau Herzogin, nämlich: Aepfel, Nüsse, Marzipan, auch zu Zeiten (bisweilen) einen feinen Halskoller, so sie selbst gefertiget und mit Blümlein ausgenähet, oder auch ein Birettlein mit Straußfedern; — und wenn die gnädige Frau einen Ehrengang hatte zu Hochzeiten oder dergleichen, da durfte der kleine Friedrich der einzige seyn, der Herzogin den Schweif (die Schleppe) zu tragen oder den Fuchskoller zu halten. Also war der Junker hinwiederum gern bei der Fürstin und lauschte auf ihren Willen, und so sie etwas begehrte, wollte er immer der Bote seyn, solches zu holen und herbeizubringen; auch quälte er die Herzogin unabläſſig, ihm ein Schwert zu kaufen, weil er nichts schlechter seyn möge, als die Hofejunker. Da sorgete endlich die gnädige Frau für ein Schwert und Wehrgehenk von grünem Leder, in welches sie höchsteigen ihres Namens Vor- (Anfangs-) buchstaben mit Gold (faden) einnähte. Als ihr nun der Junker Friedrich am Dorotheentage 1617 mit einer französischen Gratulation aufwartete und dieselbe wohl gerathen war, umgürtete ihn die gnädige Frau mit dem Schwerte und gab ihm ein Küßlein auf die Stirn. — Von Stunde an war das Knäblein ganz verändert, ging für sich allein und gebärdete sich, als sey es bei reifen Jahren.« —

»Eines Tages im Monat Auguſto vergangen.. Jahres (1617) brachte eine Hofejungfer am frühen Morgen der gnädigen Frau ein Briefstein ohne Aufschrift, mit einem rosenfarbenen Bändchen gebunden, wie das bei Minnebriefstein (Liebesbriefen) Brauch war, und zeigte an, daß selbiges vor der Thüre des fürstlichen Schlafgemaches gelegen habe. — Da sagte die Fürstin:«

»»Das ist ja ein Liebesbriefstein, kann an mich nicht gerichtet seyn, sondern wird auf dich lauten (wird dich angehen). Oeffne selbiges und lies es laut vor!««

»Die Jungfer gehorchte und las nun eine gar zärtliche und brünstige Liebeserklärung an die gnädige Frau in zierlichen Verselein vor, so daß die Herzogin hochauflachte und, obwohl keine Unterschrift vorhanden war, doch die Handschrift, als vom Junker Friederico kommend, erkannte. — Die gnädige Frau gebot der Jungfer Schweigen, und wartete auf die Ankunft ihres Herrn Gemahls zum Morgengruße. — Als nun derselbe eintrat und seine liebe Dorel küssen wollte, sprach sie:«

»»Mit nichten, lieber Christians! — Mit uns ist es aus; ich habe jetzt einen andern feinen, gar zärtlichen Burschen! — Da lies selbst; es kommt von dem kleinen Logau!««

Nachdem nun der gnädige Herr das Briefstein gelesen, ergrimmte er und verlangte alsbald einen Stecken, um den losen Dichter recht tüchtig zu streichen, vermaß sich auch, den Buben aus dem Hause zu treiben in die weite Welt hinein! Die liebe Dorel aber umhalsete den zornigen Herrn und sprach:«

»»Lieber Christians, nicht also heftig! — Ich gebe Dir noch drei Schmäzlein (Küsse), Du mußt mir aber den Dichter lassen; ich will selbigen auf eine sonderliche Weise kasteien (strafen) also, daß er dessen gedenken soll! — Aus dem Hause treiben dürfen wir den Friedrich nicht, weil er eine arme Waise ist, solches möchten wir bei Gott nicht verantworten. Bin ich doch am Ende schuld an dem Handel, daß ich ihn allzu reichlich beschenket, mit einem Schwerte umgürtet und ihn gar geherzt habe; konnte jedoch nicht glauben, daß der Schlingel ein solches Feuer werde fassen! — Er hat aber doch ein treffliches ingenium (Talent), solches sollen wir fördern! — Siehe, des Schalkes Verslein lauten gar nicht übel, und was ein Haken werden soll, das krümmet sich bei Zeiten! — Wirft doch der Junge mit den Liebesgöttern und Musen um sich, gleichsam als wenn es Kiesel (Steine) wären; und die Huldgöttin (Venus) ist gegen mich nur eine Küchenmagd!«« —

»»Schaffe, wie Du (mache, was Du) willſt, liebe Dorel!«« entgegnete der Herzog; »»denn Du Herr weißt gar gut, daß ich Dir nichts verſagen mag!««

»Alsbald ließ die Fürſtin eine Ruthe binden, mit dem Bändlein vom Liebesbriefe, mit falſchem Golde ausputzen und kleine Schellen daran hängen. Solche Ruthe ſendete die gnädige Frau durch den Herrn Marſchall ſammt einem großen Pfefferkuchen, worauf das deutſche und lateiniſche A B C abgedruckt war, desgleichen eine mächtig große Pfefferjungfer dem Junker mit dem Befehl, ſein Schwert abzuliefern und ſich der gnädigen Strafe bedanken zu kommen. — Das that der Junker bald, fiel der gnädigen Frau zu Füßen und bat weinend um Gnade!«

»Die Frau Herzogin hob ihn alsbald auf und hielt ihm eine eindringliche Rede über ſeinen närriſchen Gedanken und ermahnte ihn, ſo er ferner wolle die Poeterei (Dichtkunſt) treiben, ſolle er mit ſelbiger den lieben Gott preiſen und ſeine Werke, des Frauenzimmers aber und anderer Leichtfertigkeiten unbekümmert bleiben; ſonderlich ſolle er die Hofjungfern ungeneckt laſſen mit ſeinen Verslein! und ſo er ſolches halten werde, ſolle ihm auch ſein Schwert hinwiederum zurückgegeben werden.« —

»Hierauf mußte der Junker zu dem gnädigen Herrn gehen, um Gnade zu bitten, wo er auch einen Fußfall that. Der gnädige Herr aber ſprach:«

»»Siehe Friedrich! dieſe Peitſche war auf Dich gerechnet, wollte Dich damit ſcandiren*) lernen (lie..n) nach dem Tacte und Dir das Gelüſte austreiben auf meine liebe Dorel! — Weil aber Deine güldene Sunne und Deines Lebens Wunne (wahrſcheinlich Worte aus Logau's Liebeserklärung) Deiner ſich angenommen und mir mein Strafamt abgeſchwindelt (hat), mag es dahingeſtellt bleiben! — Doch eine Strafe muß (Dir) werden! Bringe alsbald, was Dir die Herzogin beſchieden hat!««

»Sogleich brachte der Junker die Sachen und mußte

*) Scandiren heißt einen Vers kunſtgerecht nach dem Sylbenmaße abtheilen und leſen.

die Ruthe anſtatt des Schwertes an die linke Seite hängen, das ſüße A B C-Büchlein aber und die bezuckerte Jungfer auffſpeiſen in Gegenwart des fürſtlichen Ehepaares ſammt des Herrn Marſchalles.«

»Der Versleinmacher, ſo berichtet Walten weiter, war kaum dreizehn Jahr alt, als ſich ſolches zugetragen. Das Schwert iſt dem Junker am heiligen Weihnachtsabende wiederum überantwortet worden, bis dahin aber hat in ſeinem Kämmerlein die vergoldete Ruthe hängen müſſen anſtatt des Schwertes.«

»Meiſter Walten hat ſich zwar ſehr gemühet, eine Copie (Abſchrift) des Logauiſchen Liebesbriefleins zu erlangen, hat aber doch nicht (der Fall) ſeyn mögen. — Eines Tages jedoch, als die Herzogin gar gnädig über allerlei Dinge mit ihm ſprach, ſpielte ſich Walten auf das Gedicht; allein da wurde die gnädige Frau zornig und ſprach:«

»»Walten, was härmet Euch der Handel? — Laſſet Euch unverworren mit dem Dinge, bei Vermeidung meiner Ungnade! — Ihr wollet mir den Frihe zum Spotte machen in der Stadt, das ſoll nicht ſeyn! — War ein Jugendſtreich von ihm, wird es nicht wieder thun; darum ſchweiget, das iſt mein Wille und Befehlig (Befehl)! — Der Marſchall hätte Klügeres gehabt zu reden, wie von ſolchem Dinge; werde ihm ſolches ſtrenge verweiſen!««

»Somit hatte Meiſter Walten ſeinen Zweck nicht erreichen können, was in literäriſcher Hinſicht zu bedauern iſt, und war, wie er ſelbſt geſteht, übel angekommen!«

(Der Schluß folgt.)

Fünf Töchter und ſieben Söhne.

I must be cruel, only to be kind.

Ich habe ſo oft dort am Fenſter geſtanden, das Auge auf das bunte Gewühl der Straße gerichtet, und gedacht, was ich aus meinen ſieben Söhnen und aus meinen fünf Töch-

tern machen ſoll: ob ich die Mädchen ſammt und ſonders zu Gouvernanten einſchule, oder ob ich's riskire und die Jüngſte, nach Peſtalozzi's Rath, zur Mutter erziehe.

Doch ſeit heute Morgen kommt mir ein Gedanke, der ſo neu gar nicht iſt, wie er ausſieht; ich dachte nämlich an das alte Griechenland und an die kräftigen Römer: das weibliche Geſchlecht bekam damals gar keine ſpecielle Erziehung. Das will ich auch verſuchen, wenigſtens mit Einer. Von wie viel trefflichen Weibern, Müttern, Gattinnen und Mädchen erzählen uns doch die Griechen und Römer! Was hilft unſern Mädchen der Tanz und das Engliſchſprechen, das Malen und das Fortepiano? Ich glaube nicht, daß wir dadurch um eine Alceſtis, um eine Penelope, um eine Iphigenia, um eine Antigone, um eine Cloëlia, um eine Arria reicher werden!

Gewiß, die Eine, die dunkelhaarige Sappho, ſoll gebildet werden in antikem Geiſt.

Da wird mir's denn, zufolge des Geſetzes der Polarität, ſehr leicht werden, die blauäugige Clara im modernſten Geſchmack zu erziehen: ſie lernt fünf bis ſechs alte und neue Sprachen; ich ſelbſt weihe ſie in die Geheimniſſe der Welt-Literatur ein; in der Kunſt der Kritik exercire ich ſie ohne Unterlaß; die conventionellen Formen nimmt ſie leicht auf: ihre Natur ſcheint dafür prädisponirt zu ſeyn. Clara wird ihre Hand einem Miniſter geben, vielleicht auch einem Lord, der in Hannover ſeine ſchönwiſſenſchaftlichen und hippologiſchen Studien macht.

Die Dritte muß der rein künſtleriſchen Richtung unſers Jahrhunderts folgen: es iſt die leidenſchaftliche Velva; ich beſtimme ſie zur Pianoforte-Virtuoſin; ihr Temperament, ihre künſtleriſche Anlage eröffnen die ſchönſte Perſpective. Dazu kommt, daß Beriot noch keine zweite Malibran gefunden hat, und meine Velva gleicht der gewaltigen Italienerin aufs Haar: Beriot und Velva ſind für einander geboren.

Die Vierte, die viel Talent zur Intrigue hat, die leichtbewegliche Lilli, mag als Modiſtin in Antwerpen oder Amſterdam einen nouveau temple du bon goût eröffnen. Von der Fünften habe ich ſchon oben geſprochen: ſie ſoll ſich zur Mutter bilden; — eine prekaire Carrière, das iſt wahr; — doch vielleicht ſchlägts ein.

Mit den ſieben Rangen ſtehts bei weitem ſchlimmer. Wo ſoll man ſich Rath holen über pädagogiſche Methoden? In Xenophons Cyropädie, oder in Fichte's Rede an die deutſche Nation, oder in der Lewana, oder in Dinters Schullehrer-Bibel? — das iſt ſchwer zu entſcheiden. Oder ſoll man den Zeitgeiſt fragen? Doch der führt eine confuſe Sprache.

Meine geringen Einſichten in die Wiſſenſchaft der Pädagogik, die verdanke ich der längjährigen Praxis; ich theile nämlich die Erzieh-Methoden nach Vätern ein, und zwar in folgender Art: Es giebt erſtens Pelikan-Väter, die ihre Kinder mit dem eignen Herzblut nähren — rarissima avis. Häufiger als dieſe ſind die Bären-Väter, die ihre Kinder, wie jenes Thier ſeine Jungen, großlecken. Seltner ſind die Pfau-Väter, die mit ihren Kleinen ſich auf die Bäume ſchwingen, und von da aus mit ihnen das Fliegen verſuchen. Vieler Orten findet man auch Adler-Väter, die den Kindern bloß Vermögen zuſammenraffen, wie der Vogel des Jupiter ſeinen Jungen das Neſt voll Aas trägt. Sehr Viele ſind wahre Kuckuks-Väter: Fremden überlaſſen ſie die eignen Kinder.

Was mich ſelbſt betrifft, ich gründe eine neue Methode. Da nämlich die Erfahrung zeigt, daß die famoſeſten Männer allemal die werden, die als Kinder den Vater verlieren, ſo thue ich auch, als hätten meine ſieben Söhne mich ſchon verloren: dem Aelteſten gebe ich eine Anweiſung auf die junge Literatur, dem Zweiten recommandire ich die Homöopathie, dem Dritten vermache ich meinen literariſchen Nachlaß, dem Vierten rathe ich nach Spanien zu gehen, der Fünfte muß Ballet-Meiſter werden, der Sechste wird Directeur der großen Oper in Paris und der Siebente ſucht

die Quinteſſenz aus dieſen ſechs Carrièren zu extrahiren. Ich ſelbſt aber, ich ſpiele in der Erziehung meiner Söhne keine geringere Rolle als die des Verſtorbenen.

Hannovre.

Emile d'Estrées.

Miscellen.

(Eingeſandt). »Gehen Sie auch in Figaro's Hochzeit?« fragte jemand den etwas blöden unmuſikaliſchen Herrn von X. — »Entſchuldigen Sie,« war die Antwort, »ich bin nicht eingeladen.«

Dieſe Antwort erinnert an jene, die einer auf die Frage: ob er die porta westphalica paſſirt ſey, ertheilte: »die porta war verſchloſſen.«

Als ich neulich in Bremerhaven ſpatzieren ging, referirte mir ein Freund, hörte ich zwei dürftige ſüddeutſche Auswanderer, wahrſcheinlich Würtemberger, ſich über ihre eben genoſſene Abendmahlzeit folgendermaßen unterhalten:

Was haſt gefreſſe?

Grasſpitzle. Und Du?

G'würm.

Dieſe Speiſen waren mir fremder als manches Gericht, womit ein Pariſer Reſtaurant den Fremden imponirt, ich ließ mir daher die ſüdlichen Worte von den Europamüden erklären und erfuhr, daß Grasſpitzle »Salat,« G'würm aber »Granat«*) (eine kleine Art Seekrebſe) bedeute.

*) Rectius Garnat (Palaemon Squilla) cf. Stieffels Naturgeſchichte, zweite Auflage, S. 196.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 23. Donnerstag, 6. Juni. 1839.

Literatur.

(Beschluß.)

Sendschreiben der Herzogin Dorothea Sibylla an den edlen Rath zu Brieg.

An einen Rath dahier.

Einem Rathe dahier wird sunder Zweifel unbemerkter nicht geblieben seyn, wie daß das Bettelvolk in dieser fürstlichen Stadt, absunderlich des Dienstages und Freitages, ja theils die ganze Woche hindurch zu Schaaren nicht alleine die von der Burgerschaft, sundern auch unsere Hofestatt mit Singen, Pläken und Heulen ungestümb molestieret. Sulcher schädlicher unde gräulicher Unfug möchte euch längest gedrungen haben, auf Abstellung zu sinnen unde eine gewisse Ordnung zu machen, wie dem Armut, so es wirklichen dürftig, möchte durch ein wochentliches Almosen beigesprungen, dem lüderlichen unde gesunden Bettelvolke, so auch denen Kindern aber (aber) sulch Unwesen gesteueret unde mit Schärfe austrieben werden. Ergehet dannenhero an einen Rath in Abwesung unseres herzliebsten Eheherrn unde Landesfürsten in seiner Vollmächtigkeit sulcher gemessener Befehlig, für uns selbter aber unsere freundliche Pitt und christliche Ermahnung, ein Rath wolle sich als eine rechte christliche Obrigkeit erweisen, sulche hochwichtige Sa-

chen eifrig beraten unde auf fügliche Mittel sinnen, sulches Unwesen, so der Stadt zu großen Unehren laufet, abe zu thun unde gewisse Ordenung zu schaffen. Hiebei wollen wir einem Rathe nicht bergen, wie es wohl geraten fürder (baldigst) aus einem idern (jeden) Stadtviertel zwei auch drei tägliche Bürger zu kiesen (wählen), das Armut zu untersuchen und solche Leute, so des Almosens dürftig, auch wegen Siechheit, Altersschwachheit und sunstiger Gebrechen halber selbigen nicht entraten mögen, von derlei lüderlichem Volke abesundern, so faul unde nicht arbeiten wiel. Auch möchten sulche Verurdnete, so bei Erbsassen (Hauseigenthümern) als Mitteburgern (Miethern) kräftig schaffen und pitten, daß sie möchten, ein ider nach seinem Vermügen und Kräften, allwochentlichen oder auch monatlichen ein Gewisses in den gemeinen Almosenkasten legen, daraus denne das Armut, so es nach Erkenntniß der Verordneten dürftig, möchte abgestattet, das Betteln aber durch die Stadtdienern und Gassenvögte gehindert werden, unde wollen wir, so das Werk, Gott gebe, gedeihet, nicht nur in solchen Almosenkasten quatemberlich von unseren Sparpfennigen ein Erkleckliches einlegen, sundern auch unsern lieben Gemal pitten, daß er in der Wochen gewiese Laib Brot unter das wirkliche Armut wolle spenden lassen, so wie auch ein Rath dasjenigte, was allreit (bereits) izzunder aus der Rentkammer alljährlichen ausgetheilet wird, beizuthun wissen wird, könnte auch bei Wirthschaften (Hochzeitmalen), Kindelschmausen, auch sunst Festivitäten etwas colligieret unde in den Armenkasten geleget werden. Die gottlosen und gesunden Leute aber, so nicht arbeiten mögen, sundern sich in Faulheit aus dem Bettelsakke nären, soll ein Rath mit Almosen und Hülfe in keinem Wege bedenken, sundern mit Dräuen und scharfen Mitteln zur Arbeit halten beim Pfahlstoßen, Arbeit auf der Stadt Vorbrigen (Vorwerken), Dammschütten, die Gassen säubern oder was sunst Arbeit vorhanden wäre legen gnügliches Lohn. Unde weilen ein Rath in seinem Hofe (dem noch jetzt vorhandenen Stadthofe) etwelche (einige) tägliche Gemache hält, möchte derselbige die, so widerspen-

ſtig und truzzig, in ſolche einlegen, zur Arbeit unde Gebet treiben, auch zu gelegener Zeit unde wenn eben keine Arbeit (vorhanden) durch einen Prädicanten (Prediger) im chriſtlichen Glauben lehren und ſtarken laſſen. So aber ſolches Remedium auch nicht helfen wollte, wollen wir es nach unſeres herzliebſten Herrn Gemahls Heimkehr dahin zu richten wieſen, daß ſulch loſes Geſindel zur Stauppen unde in die Eiſen geſchlagen, oder ſo ſie in das Land nicht (ge-) hörig, über des Fürſtenthumbs Gräntzen getrieben werden.

Die Bettelkinder abſunderlichen anbelangende, iſt es Gott faſt weinende zu klagen, auch die Stadtobrigkeit zu ſchelten, daß ſelbige beim Bettelen aufwachſen wie das Viehe, zur Schulen nicht gehalten werden, vom Grunde chriſtlichen Glaubens unde einem erbaren Wandel nichts erfaren, auch von den Prädicanten zur Beicht unde heiligen Communion gelaſſen werden, ſo ſie nur den Catechismum dürftig unde ane der Worte Verſtandnuß herplappern können. Dieweilen ſich nun auch nachhere, ſo ſie bei Jahren ſind, niemand umb ſelbige härmet und keiner ſorget, daß ſie auf einen Dienſt oder Handbrig (Handwerk) gehen, ſo werden (dieſelben) Huren, Diebe, Landſtreicher, Mörder, ſterben dahien wie das Viehe auf dem Miſte oder zieren den lichten Galgen. Ein Rath wolle umb Gottes Willen ſolches Ding wohl bedenken und erwägen, was Unheil in Zeit und Ewigkeit daraus kummen muß, auch die Verantwortung, ſo die Rathmanne dermaleinſten vor Gottes Richterſtuel treffen wird, ſo ſie ſolchen Unfug, als die von Gott geordnete Obrigkeit, nicht noch in Zeiten ändern. Denne die Ermahnung der Prediger von der Kanzel und in der Katechismuslehre wiel bei ſulchem harten Volke nicht alleine fruchten, der weltliche Arm muß darein ſchlagen unde, wie unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus in ſeinem Gleichniſſe (Luc. 14, 23) lehret, das halsſtarrige Volk zwingen hereinzukommen, d. i. fromm werden unde Sünde unde Laſter meiden lernen.

Weilen wir nun glaublichen informieret worden, wie die Schulmeiſter in der Stadt nur ſulche Kinder einſchrei-

ben, ſo das Wochengeld erlegen, die Kinder der armen Leute aber nicht zulaſſen, wird ein Rath es alſo zu ſchaffen wiſſen, daß das Schulgeld für ſolche arme Schäflein aus dem Almoſenkaſten den Schulmeiſtern gereichet, die Eltern aber ſcharf obſervieret und verpönet (beobachtet und bedrohet) werden, daß ſie die Kinder auch zur Schule halten, aber nicht zum Betteln, ſunderlich auf die Dorfſchaften, ausſenden, und werden die Thorhüter die Bettler weder aus noch einzulaſſen haben. So aber der Kaſten nicht ausreichen möchte, würde ein Rath aus der Stadt Renten füglichen etwas zubüßen können, zumal ſo ſelbiger alljährlichen nicht alſo viel uff Trank und Speiſe, ſunderlich bei Abname der Raitung (Rechnung), ſundern auf ein löblich und chriſtlich Werk wenden wollte, maßen die Einkommen von denen Vorfarern doch zu guten Dingen, nimmer zur Ueppigkeit und Wollleben ſeind geſchaffet und geſamblet worden. So es aber möglich, daß für die armen Kinder einer oder zween abſunderliche Schul- und Zuchtmeiſter möchten geordnet werden, wäre ſolches ein gar köſtlich Ding und ein ebiger Rumb für die Stadt, weil ſolche Kinder gemeinhien verwahloſet ſeind und mit gar ſcharfen Mitteln müſſen gebeſſert und zur Ordnung bracht werden, ſolche harte Zucht aber bei denen Kindern frommer Eltern eben nicht von Nöten, auch zu beſaren, daß die Kinder in gemeinen Schulen von denen andern nur allerlei Gottloſigkeit erlernen möchten.

Ein Rath wolle ſolchen unſern Befehlig und Rathſchlag wohl zu Gemüthe nehmen und fördern, dafür wollen wir ihme allezeit in Gnaden zugethaen bleiben und wird ſelbigem Gottes reicher Segen zeitlichen und ebiglichen folgen, auch der Burgerſchaft Lob und Dank nicht außen bleiben, ſunderlich in Zukunft, wenne man ſolch köſtlich Werk erſt recht erkennen und ſpüren wird. Dazu wolle Gott ſeinen Segen geben! Datum (gegeben) auf dem Hauſe zum Briege den 6. Septembris 1618.

Dorothea Sibylla,
Herzoginne zur Liegnitz und Brieg propria manu
(eigenhändig).

Sendschreiben der Herzogin Dorothea Sibylla, an den ehrwürdigen Pfarrherrn Mathias Baumgart in Pogerrell.

An den ehrwürdigen Pfarrherrn Mathias Baumgart in Pogrelle.

Ehrwürdiger Herr Pfarrherr, Uns iſt glaublichen angezeiget, daß in euerem Dorfe eine alte Wittib (Wittwe) unde Ausgedungerinne Eva Jarauſchinne bei izziger Staupe unde Sterbe des Rindviehes insgemein von den Innewonern bezüchtiget werde, ſam (gleichſam) als ſeie ſie eine Hexen unde habe ſulch Ungemach unde Sterben unter das Vieh durch einen Hexenſpruch unde Zauber-Formul bracht, auch daß ſelbte, wo ſie ſich blicken läſſet, von denen loſen Schulbuben mit Steinen unde Unflat geſchmiſſen unde übel tractiret würde. Auch iſt uns zu Oren kummen, wie ihr verwichenen Sonntag an allen Anlaß des Evangelii von des Teufels Gewalt über die Menſchen gepredigt, ancher geſaget habet, wie der Teufel allerdings Macht habe, den alten Weibern die Hexerei zu lernen (lehren) unde daß ihr ſelber in eurer Jugend Anfechtungen von einer Hexen erlitten. Sulches euer Geparen (Benehmen) unde Predigt wiel uns ſehre wundern unde bedenklichen ſein, weilen wir euch doch ſunſte als einen gelarten unde verſtändigen Mann wiſſen (kennen) unde uns zu euch wol hätten verſehen mögen, daß ihr aus Gottes reinem unde lauteren Worte unterrichtet ſein werdet, wie unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus durch ſein bitteres Leiden unde Sterben dem Tode unde Teufel die Macht genomben, uns aus des Satans Gewalt dirloſet (erlöſet) unde uns zu Kindern Gottes berufen (hat). Gehet alſo in Abweſung unſeres herzliebſten Eheherren unde fürſtlichen Gemales, auch in ſeiner Vollmächtigkeit an euch ſulche Ermahnung, ihr wollet bei euch ſelbter bedenken, was Unheil ihr von dem Predigtſtul bei dem einfältigen unde (aber-) gläubiſchen Volke mehr angerichtet habet, anſtatt daß ihr nach unſeres Herren und Mei-

ſters Teſtament und Befehlig hättet Liebe predigen ſullen legen alle Menſchen unde Scheue und Ehrfurcht legen das Alter, nicht aber Hekſerei unde Teuffels-Spukk, womitte ihr die heilige Dreieinigkeit gröblichen blasphemiret (beſchimpfet), maßen mit Gottes Liebe und Barmherzigkeit, auch Verſühnung ſeines Sohnes, auch dem Truſte des heiligen Geiſtes in keine Wege zu reimen, daß er ſollte durch den Teufel einem alten Weibe Macht geben, ſulches Unheil zu machen unde ſein eigenes Straffambt zu verrichten. Werdet auch aus denen Hiſtorien kein Exempul aufbringen von einer wahren Hekſen, ſondern bei verſtändiger Ueberlegung finden, daß ſulche arme Weiber durch Fulter und allerlei Pein zum Geſtändnuß ſeind gedränget unde getrieben, auch auf böſes (falſches) Zeugnuß zum Tode bracht worden. Euere eigene Anfechtung, ſo ihr gehabet, wo ſe nicht ein Mährlein, anbelangende, habet ihr auf ſulche nicht wohlgeachtet, hättet ihr in ſulcher den Sohn Gottes inbrünſtig angeruffen, wäre er euch mit Truſte nicht ausblieben und hättet balde geſpüret, wie euer eigenes Fleiſch unde Blut aber eures Geiſtes Thörigkeit und Verwirrenuß die Helfe geweſen, ſo euch in euerer Jugend angefochten und genarret hat. Dieweilen nun landkundig, daß obberührete Contagio (anſteckende Krankheit, Seuche) nicht allein in euerem Dorfe, ſundern in theils (vielen) Orten dieſes Fürſtenthums eingeriſſen, wo doch keine Hekſen zu ſpüren, unde der viele Regen dieſes Summers ſo auch das böſe unde verderbete Futter ſelbigen Unheiles eigentlicher Grund unde Urſache iſt, ergehet an euch unſer Befehlig, daß ihr eueren Irrthum erkennen und die euch zur geiſtlichen Weide anvertrauten Schäflein eines beſſeren ſullet leren von dem Predigtſtuhl, auch die alte Wittib Evam zu euch fodern unde aus Gottes Wort tröſten über ihre Verläumdnuß, zumalen uns nicht unwiſſende, wie ſelbte von Jugend an einen chriſtlichen Wandel geführet, ihre Kinderlein zu aller Zucht, Ordnung und Frömmigkeit gehalten, auch er eine fleißige unde treue Wirtinne geweſen. Die Schuljungen anbelangende, habet ihr dem Schulmeiſter mitte zu geben (zu befehlen), daß er

selbten solch gottloses Treiben durch Vermahnung steuern unde so es nicht sein (fruchten) möchte, soll er ihnen mit tüchtigen Ochsenzähnen unde scharfen Ruten die Hexenlust austreiben. Hierinnen werdet ihr euere Pflicht und Schuldigkeit zeigen und eures Amtes warten, so ihr aber in euerem Irrtumb beharren unde unseren Befehlig nicht achten wollet, sollet ihr durch dieses unser Handbrieflein verwarnet sein, daß ihr nach unseres herzliebsten Eheherrn unde fürstlichen Gemahles befürstehender Heimkehr sicherlich eures Pfarramtes werdet entlediget und ane (ohne) einiges Attestat aus dem Fürstenthum an solche Orte gewiesen werden, wo man der Hexenprediger annoch begehret*). Wollet euer hohes Alter unde euere Verantwortung bei Gott bedenken, dazu gebe er euch seine Gnade.

Datum auf dem Hause zum Briege, den 2 Septembris anno 1618.

Dorothea Sibylla Herzoginne zur Liegnitz unde Brieg Umpr.**)

Miscellen.

A ischt a, nn ischt E a a.

Wie ist das zu verstehen?

Ein Bauer hält eine Violine in der Hand, auf der die A-Saite gesprungen ist. In dem Augenblick reißt auch die E-Saite, und ruhig reflektirend spricht er die großen Worte: A ist ab, nun ist E auch ab.

*) Der Pfarrherr Mathias Baumgart muß sich wohl in den Befehl der Herzogin gefügt haben, denn er starb, nach Ehrhardts Kirchen- und Predigergeschichte des Fürstenthums Brieg, Seite 151, im Februar 1621, als Jubilarius, 55 Jahr alt. —

**) Vorstehende beide Sendschreiben sind wortgetreu aus den Denkwürdigkeiten ꝛc. mitgetheilt zur genauern Beurtheilung des Geistes und Herzens der Herzogin Dorothea Sibylla.

Vor der französischen Revolution hießen die Franken »Livres« in Frankreich. Um diese Zeit lebte ein junger Engländer in Paris, der sein unbeschränktes Creditiv bei seinem Banquier so häufig benutzte, daß dieser in Angst gerieth, die Londoner Vormünder möchten die verschwenderischen Ausgaben ihres Pupillen desavouiren. Er wandte sich daher an die Herren Tutoren und bemerkte im Briefe die Summe der Livres, die der hoffnungsvolle Lord Dumpling bereits an schnellzugreifenden Pariser vertheilt hatte.

Die Vormünder erwiederten:

»Wir können aus Ihrem Briefe nicht ersehen, ob Lord »Dumpling englische oder französische Livres gebraucht hat. »Sind es von der ersten Sorte, so ist die Ausgabe allerdings zu bedeutend, und wir bitten ihn zur Rückkehr nach »London zu veranlassen. Sind aber damit französische Livres gemeint, so lassen Sie ihn nur so fortfahren, und »geniren Sie ihn nicht, denn von dem Zeug kann er brauchen, so viel er will.«

In Hamburg lebte vor Einigen Jahren ein Apothekerlehrling, dessen höchster Genuß in Bettwärme und Ruhe bestand. Alle vierzehn Tage hatte er seinen freien Sonntag, den er so benutzte, daß er am Sonnabend zu Bette ging, den Sonntag verschlief und erst am Montag Morgen wieder aufstand. — Der hat recht den Satz »Ruhe ist die erste Bürgerpflicht« in Fleisch und Blut vertirt.

Wenn Wasser Geld kostete, würden viel weniger Verschwender und viel mehr Geizige, als jetzt, in der Blüthe ihrer Jahre sterben.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 24. Donnerstag, 13. Juni. 1839.

Wolle und Hundehaare.

Bekanntlich trägt die Lüneburger Haide eine Menge Schafe, die unter dem Namen Haidschnucken (peuple sauvage), deren Wolle aber nicht so weit und breit bekannt ist. »Vor ungefähr funfzehn Jahren,« erzählte mir ein vermögender Kaufmann, »war ich auf der Braunschweiger Messe und dabei zugegen, als zwei Wollhändler sich Beispiele von unglaublich billig verkaufter Wolle, wenn gleich letzter Qualität, vorhielten.«

»Zufällig hatte ich auf meiner Reise zur Messe eine noch viel billigere Partie Haidschnucken-Wolle in Bremen gesehen, deren Eigenthümer, um damit zu räumen, gerne verkaufen wollte, und mir dieselbe angeboten hatte. — Ich mischte mich in die Conversation der Herren, die in wohlfeiler Wolle saßen, und bot ihnen die erwähnte zu noch viel geringeren Preisen, als den von ihnen bemerkten, an.«

»»Dafür, mein Herr,«« »sprachen die beiden oberländischen Wollhändler aufspringend,« »»können Sie keine Wolle liefern, und wenn sie noch so schlecht ist. Keine Wolle, verstehen Sie!?«« —

»Topp! sagte ich, ich liefere Ihnen Wolle zu dem von mir gesetzten Preise.«

»Die Wollhändler schlugen ein, wir wurden handelseins — Noch an demselben Abend schrieb ich nach Bremen An-

nerhalb fünf Tagen, noch während der Meſſe, war die Wolle in Braunſchweig. — Ich präſentirte ſie den Käufern, welche ſie miſstrauiſch beſahen und prüften.«

»Sie erklärten mir bald, tout bonnement, ſie könnten die Waare nicht nehmen.«

»Und warum nicht? fragte ich.«

»»Wir kaufen keine Hundehaare,«« »war die Antwort.«

»Ich mochte ihnen vorſtellen, was ich wollte, die Leute wollten keine Raiſon annehmen. Ich proponirte ihnen eine Reiſe zum peuple sauvage. Alles war vergebens. Ich mußte einen Proceß anfangen.«

»»Und wie lief der ab?««

»Ja, wie lief der ab. Schlecht genug. Wir vereinigten uns, die Wolle durch Sachverſtändige taxiren zu laſſen.«

»»Nun! da waren Sie ja geborgen.««

»Schön geborgen! Die Sachverſtändigen waren brave Leute, aber keine Kenner. Denken Sie ſich, ich erfuhr glücklicher Weiſe am Abend vorher, als das Gutachten bei Gericht eingereicht werden ſollte, daß die Experten meine Wolle für Hundehaare erklären würden. Ich nahm daher meine Klage zurück und bezahlte die Koſten des Proceſſes.«

»»Und wie wurde es mit der Wolle?««

»Die nahm ich mit nach Lüneburg und verkaufte ſie da.«

»»Und was ſagten die Lüneburger von den Braunſchweiger Sachverſtändigen?««

»Sie nannten ſie »»Schafsköpfe.««

»»Das war freilich nicht ſo unrichtig, als daß die Braunſchweiger die Lüneburger Schafe für Hunde erklärt hatten.««

Briefe.

Happy, in that we are not overhappy:
Oh fortune's cap we are not the very button.

Es iſt wirklich auffallend, daß in keinem Briefſteller, in keiner Anleitung zum Styl ſich ein Wort findet über die

intereſſanteſten Briefarten, als da ſind: Urias-Briefe, Zehrs- und Droh-Briefe, Wille-Briefe, Butter- und Käſe-Briefe (eine Art Ablaßzettel hieß ſo), Hirten-Briefe und Schöppen-Briefe. Pairs-Briefe werden jetzt nicht mehr ausgeſtellt: man erſetzt ſie durch hall-pay, durch das Kreuz der Ehrenlegion und durch einen erhöhten Character.

Daß nun von all dieſen Briefſorten ſelbſt da, wo man's erwarten darf, nicht geſprochen wird — daraus ſieht man, daß Briefeſchreiben überhaupt nicht mehr recht modern iſt. Selbſt Literatur-Briefe werden bald nicht mehr geſchrieben werden; denn ſeit ich ſelbſt in den diesjährigen Blättern für literariſche Unterhaltung ein Literaturblatt in Novellenform verſucht habe, erklärte ſich die Faſhion für dieſes genre.

Es iſt mir aber wirklich leid, daß die Gegenwart dem unſchuldigen Brief keine rechte Exiſtenz mehr einräumen zu wollen ſcheint. So'n Brief iſt ja doch nur ein unſcheinbares und höchſt ephemeres Product: das Wort Brief ſelbſt hängt offenbar mit dem franzöſiſchen bref, kurz, zuſammen, und gehört zu dem bekannten breve und Brevier: — wie manches Weib kennt kein Brevier als den Brief des fernen oder des verlornen Freundes!

Aber, wenn doch die Briefe nur immer nichts mehr als Briefe ſeyn wollten! Ich meine, jeder Brief iſt ſymboliſch; will er etwas anders ſeyn, ſo iſt er kein Brief mehr. Der erſte, einfachſte Brief, der nicht einmal zuſammengefaltet war, in dem kein einzig Wort geſchrieben ſtand, der dem Boten nicht mal gegeben war — der iſt das Oelblatt, welches die Taube dem Noah brachte; ein Brief war's, das iſt gewiß; und ſymboliſch dazu, das bezweifelt Niemand.

Was die nächſte Zukunft betrifft, ſo bin ich der Ueberzeugung, daß da nur noch Briefe geſchrieben werden von Diplomaten an Diplomaten. Wie man im Alterthum ſtatt der Briefe Boten ſchickte, ſo werden wir's auch wieder thun. Nicht etwa weil das ſich bisweilen wiederholende Geſchwätzen Verletzung des Briefgeheimniſſes Grund habe, ſondern

weil unſer Leben mit ſeltener Energie zur Oeffentlichkeit hinausdrängt. Mit der Oeffentlichkeit der Kammern ſteht's freilich hier und dort ſo ſo; aber die Oeffentlichkeit perſönlicher Verhältniſſe, die dominirt. Wo nun das öffentliche Leben am ſchönſten geblüht hat, da ſind immer am wenigſten Briefe geſchrieben. Die alten Hebräer im patriarchaliſchen Zeitalter, die hatten doch ein öffentliches Leben: Briefe wurden damals nicht geſchrieben, die alten Griechen zu Lykurgs und Drakons Zeit, die alten Germanen unter Armin, die hatten doch die Oeffentlichkeit, welche ſpätere Generationen lange nicht gewinnen konnten; — die Briefe, die in jener Zeit geſchrieben ſind, laſſen ſich leicht zählen. Da nun die erwähnte Publicität von Tage zu Tage mehr unter uns zum Durchbruch kommt, ſo gehts mit dem Briefſchreiben mehr und mehr zu Ende.

Dazu nehme man noch dies. Unſere modernen Belletriſten, unſere Journaliſten, Feuilletoniſten und Literaten führen ihre Correſpondenz nicht bloß durch Journale, ſondern ſogar durch ihre Brochüren und Werke, indem viele derſelben eigentlich gar nicht für das Publikum, was man ſo nennt, ſondern bloß für die Freunde geſchrieben ſind; die Lyponenten ſind natürlich auch Freunde, ohne Zweifel die wichtigſten, weil ſie zu Erörterungen und Erwiderungen in infinitum Veranlaſſung geben.

Nun denke man noch an die Telegraphen: ich habe aber geſagt, jeder Brief ſey ſymboliſch: der Telegraph führt auch eine ſymboliſche Sprache; ſo wird er im Lauf der Zeit der vortrefflichſte Erſatz der Briefe.

Doch mit dem Schlimmſten komm ich zuletzt.

Wie kann ein verſtändiger Mann von heute noch Luſt haben Briefe zu ſchreiben, da er riskirt, daß noch bei ſeinem Leben irgend ein großer Literat ſeine Correſpondenz, und damit auch die Briefe des verſtändigen Mannes, herausgiebt, und in die Welt hinausposaunt, was nur für Einen, und unter Verhältniſſen und in Situationen geſchrieben war, die nur dem Empfänger bekannt ſeyn konnten. — Ich hatte auch 'mal die Idee, meine Correſpondenz heraus-

zugeben, was mir sehr leicht gewesen wäre, da ich darüber ein nach den Regeln des doppelten italienischen Buchhaltens angelegtes Register führe; indeß es sind auch Briefe von Frauen dabei; — ach, aus Spanien tausend und drei! und zerreißen möchte ich mir das ensemble nicht; wer aber den Brief einer Dame veröffentlicht, dem glaubt man schwerlich noch, daß er Cavalier sey. Leider kommt so die Mit- und Nachwelt um ein Werk von tieferem Gehalt; indeß Cavalier-Ehre ist mehr als Ruhm und Nachruhm! Man kann sich übrigens leicht vorstellen, daß in dem ersten Theil meiner Collektion sich Briefe finden von allen europäischen und außereuropäischen Journal-Redacteuren, Verlegern und Autoren: für das Verlagsrecht und die Geschichte desselben ist hier eine tiefe Fundgrube; indeß eine allseitigere Theilnahme würde die zweite Partie erweitern; es finden sich darin zwei Briefe von Vandamme, drei von Prinz Eckmühl, fünf aus der Meierei la haye sainte, sieben aus Bedlam, zehn aus St. James, achtzehn aus Windsor, vier aus Alexandrien, drei von der Akropolis, einer aus den Ruinen von Pästum, zwei von Martinique — doch, was soll das Aufzählen, da es mit dem Herausgeben ja doch nichts ist.

Dieser ganze lange erste Theil meines Artikels über Briefe ist nicht für Mädchen und Frauen geschrieben. — Das hätte ich eigentlich gleich im Anfang sagen sollen. Ließe sich aber Eine aus dem Vorhergehenden referiren, so würde es ihr sehr leicht seyn, mein ganzes Raisonnement umzustoßen, wenn ich nicht noch schnell ein Wort über Briefe der Liebe hinzufügte. Wohl hab' ich eben gesagt, daß es mit den Briefen nichts mehr sey; doch die Liebe ist Poesie; Poesie aber wird blühen, so lange die Menschheit lebt; Briefe der Liebe werden geschrieben, so lange noch Herzen für einander in Liebe schlagen!

Emile d'Estrées.

Der Menſchenarzt als Pferdereiter.

Vor einigen Tagen fuhren von verſchiedenen Richtungen ein Arzt und ein Advocat in einen Gaſthof unſeres Landes ein, deſſen Ställe ſo überfüllt waren, daß die Knechte beider Herren die Pferde derſelben auf eine vom Wirthshauſe nahe gelegenen Weide treiben mußten. Ob ſich die Vierfüßler des Advocaten auf den ſchönen grünen Wieſen ihrer Jugend als Füllen erinnerten, oder ob irgend ein Hader ſich zwiſchen ihnen und den Pferden des Doctors entſponnen hat, wer vermag das zu entſcheiden, ſeitdem wir vor lauter philoſophiſchen Studien die Thierſprache nicht mehr verſtehen. Genug, ein Pferd des Anwaldes glitt am Rande des Bachs und ſtürzte in den Graben.

Glücklicher Weiſe hatte der Arzt in dieſem Moment ſein Auge auf das verſinkende Roß gerichtet. Er rief den Wagenlenker des Sachwalters, der nicht ferne ſtand, zur Hülfe, welcher auch ſofort dem Requiſitionsſchrei Genüge leiſtete.

Der Doctor, der nur den Kopf des Pferdes ſah, glaubte, es ſey eines der ſeinigen: »Halt doch, lieber Freund!« rief er in der größten Angſt ſeinem Knecht zu, der ſofort das in den Schlamm gefallene Pferd als das ſeines Herrn erkannt hatte, ſich aber klüglicher Weiſe das nicht merken ließ.

Vergebens ſuchten beide das Thier, vom Bach aus, in die Höhe zu ziehen.

»Mein Pferd ſtirbt mir!« rief der Arzt. »Wie flug, wie bittend es mich anblickt! Pferdetreue geht noch über Hundetreue!«

»Es iſt nur ein Mittel, Herr Doctor, um das arme Roß zu retten, deſſen Beine von Schlamm und Schilfkräutern feſtgehalten werden.«

»Und das wäre?«

»Sie müſſen in den Graben ſpringen und die Schlingen löſen.«

»Mein Gott, aber meine Kleider!«

»Entkleiden Sie ſich!«

»Nun, meinetwegen.«

Aesculaps Jünger warf seinen Frack von sich. Da blickte ihn sein Pferd nochmals so bittend an. Und siehe, der Doctor sprang, ohne Zeit zu verlieren, mit dem Rest der Kleidung in den Graben, und rettete, nach Anleitung des Kutschers, des Advocaten Pferd.

Als der Kutscher, welcher seinem Herrn das Geschehene berichtet hatte, ihn am andern Tage um eine Ecke fuhr, bemerkte ihm der Advocat, daß hier eine sehr gefährliche Wendung sey und, daß wenn der Fuhrmann nicht die größte Vorsicht beachte, man sehr leicht in den hart am Wege liegenden Kolk (ein Wasserbassin) stürzen und wenn nicht sein Leben, doch seine Pferde dort einbüßen könne.

»Ja wul, mein Herr!« versetzte der Knecht, »und wer hett ock allemal glicks 'n Doctor.« (Ja wohl, mein Herr! und wer hat auch allemal gleich einen Doctor.)

Ein Impromptu von Goethe.

Der Director des Bremer Stadttheaters »Herr Rottmayer« besitzt eine Handschrift Goethes, die er einer Frau von Willemer in Frankfurt verdankt, welche mit lateinischen Buchstaben, wie fast alles Manuscript des Dichters, geschrieben ist und folgendermaßen lautet:

»Sprichst du von Natur und Kunst,
Habe Beides stets vor Augen.
Denn, was soll die Rede taugen?
Ohne Gegenwart und Gunst.«

Ich übergebe diesen Fund meinen Lesern, ohne mir ein Urtheil über dessen Werth und Sinn zu erlauben. So viel weiß ich, Goethe'sche Enthusiasten und Goeschel an ihrer Spitze werden ihn eine Goethe'sche Reliquie, die exclusiven Schillerianer vielleicht ihn ein Goethe'sches »Ueberbleibsel« nennen.

An die humoristischen Poeten Deutschlands.

Ein Mäcen der Künste hat der Redaction der Humoristischen Blätter angezeigt, wie er für das beste humoristische vorzüglich auch componible Gedicht, welches bis Michaelis d. J. der Redaction dieses Journals eingesandt wird, eine Prämie, bestehend aus:

»Einer Kiste seiner Havanna-Cigarren,«

hiemit aussetze. Ich fordere demnächst sämmtliche deutschen Poeten hiemit zur Bewerbung um diese Tabackspalme auf und bemerke, daß das Preisgedicht Eigenthum der humoristischen Blätter und als solches aufgenommen werden wird, ich übrigens auch die besseren Einsendungen, falls solches nicht verboten wird, nachfolgen lassen werde, damit das Publikum in appellatorio über die Preisertheilung richten kann.

»Erflehet jetzt der Musen Gunst,
Und kämpfet um den blauen Dunst.«

Ich bitte alle Journale um Verbreitung dieser Preisaufgabe, die concurrirenden Poeten aber um portofreie Einsendung ihres Liedes.

Die Redaction der Humoristischen Blätter.

Nekrolog.

Am 5. Juni starb hier der Großherzogliche Bibliothekar Hofrath **Ludwig Wilhelm Christian von Halem**, in einem Alter von beinahe einundachtzig Jahren. Oldenburg verliert in ihm einen Mann, der gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit wie durch Humanität, unter seinen Zeitgenossen stets die Edelsten seines Volkes zu seinen Freunden und Verehrern zählte. Friede sey seiner Asche.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 25. Donnerstag, 20. Juni. 1839.

Probe aus einer ungedruckten Novelle des Herausgebers.

Der Fliederbaum.

Erſtes Kapitel.

Der Vetter.

Es war im Spätſommer des Jahres 1831, als ich in dem kleinen Marrſchen Hotel, welches gerade dem Hamburger Schauſpielhauſe gegenüber liegt, mit dem alten poetiſchen Hauseigenthümer und dem genialen tragiſchen Komiker Raimund ſo eben ein Diner eingenommen hatte, zu welchem jetzt gegenſeitige Unterhaltungen den Deſſert lieferten.

Am Abend vorher hatte Raimund in ſeinem »Bauer als Millionär« geſpielt. Ich lobte die Vortrefflichkeiten ſeiner dramatiſchen Arbeiten, bemerkte ihm aber, wie außer den ſogenannten didactiſchen Gedichten mir nichts widerwärtiger und unpoetiſcher ſey, als die perſoniſicirte Allegorie, welche Jugend, Mode, Tugend, Weisheit und Schadenfreude auftreten läßt, die wie Undinen und Kobolde einer Naturnothwendigkeit folgen, und vermöge ihrer Unveränderlichkeit auch niemals ein perſönliches Intereſſe gewinnen können.

»Sie haben Recht,« verſetzte Raimund, »aber Sie müſſen bedenken, welch ein Publikum ich in Wien vor mir hatte, und daß ich daſſelbe erſt von den Banden des tod-

ſten Unſinns, worin es mit der Volkskomödie ſchmachtete, erlöſen mußte. Da gab es »»Himmel und Hölle,«« Teufel, roſenfarbene Geiſter, geprügelte Hanswurſte, betrunkene Hausknechte und dergleichen Diabolinis mehr, die alle ohne einen Leitfaden agirten, bald das ſtaunende Publikum in Schrecken verſetzen, bald zum ſtupideſten Lachkrampf reizten. Dieſer geiſtloſe, geſchmackloſe Zuſtand des Publikums betrübte mich tief. Ich ſann darauf, wie daſſelbe vom Zauber des Unſinns zu erlöſen ſey. Da fiel ich auf das allegoriſche Drama, welches, während es der Lohn der Tugend und die Strafe des Laſters practiſch verſinnlicht, die Phantaſie des Zuſchauens beſchäftigt, aber auch dem Geiſte ſeine Nahrung giebt, indem es dem Publikum die Weisheit, ſo zu ſagen, einlöffelt.«

»Sie haben Recht, lieber Herr Raimund,« unterbrach der alte Marr den Wiener Poeten. »Ich weiß es aus Erfahrung, wie man einem ganzen Publikum den Geſchmack einlöffeln kann, und daß daſſelbe, wenn es ihm mundet, jede andere Koſt total verſchmäht. Als ich im Jahre 1803 meinen »»Schlachter auf Reiſen oder das todt geglaubte Kind«« geſchrieben hatte, da war ich ein eben ſo beliebter Volksdichter in Hamburg, wie Sie es jetzt in Wien ſind. Ja, das Publikum, beſonders das auf dem Hamburger Berge, hing ſo feſt, wie angeſchmiedet an mir. Ich galt vor dem Thore mehr als Kotzebue, wenn dieſer mich auch auf dem großen Theater verdunkelte. Hundert und achtzehn Male wurde »»der Schlachter auf Reiſen oder das todt geglaubte Kind«« nach einander, bei beſetztem Hauſe, gegeben, und ich ſelbſt erlebte es, da ich, um die Meinung des Publikums bei der neunundneunzigſten Aufführung zu ſondiren, einer kleinen Flöte hinter dem dicken Rücken meines Nachbars, eines dicken Zuckermüllers, einige leiſe Töne entlockt hatte, unerkannt, als gefühlloſer Ruheſtörer, mit argen Püffen aus dem Hauſe entfernt wurde. — Das war mir nichts deſto weniger ein Abend des Triumphes, und obgleich ich mich durch Nennung meines Namens dieſer Mißhandlung entziehen gekonnt hätte, ich duldete gern aus Achtung vor

meinem eigenen Stücke und vor dem Enthusiasmus des geschmackvollen Publikums die ehrenvolle Beschimpfung.«

»Aber,« lächelte Raimund freundlich, »Sie können sich ja auch noch zur Stunde nicht über Mangel an Ruhm beklagen. Haben Ihnen nicht Ihre Sonette die ehrenvollsten Geschenke von Fürsten und Herren eingebracht? Haben Sie nicht noch neulich von Seiner Majestät dem Könige von X., der die Theilnahme an so manchem literarischen Unternehmen abzulehnen pflegt, zwei Vasen, als Anerkennung Ihrer Sonette, erhalten? Sind solche Geschenke nicht wenigstens eben so viel werth, als jene Volksprügel, die sich freilich auf einem schönen Mißverständnisse gründen?«

»Sie haben Recht,« rief der alte Narr, und seine Augen glänzten vor Freude. »Jean! bring' mir eine Flasche Grünlack, der Herr Raimund und der Herr Doctor müssen auf das Wohl des besten Königs trinken.«

Mit dem Worte »Doctor« war ich gemeint. Die meisten Hamburger kennen für einen Studirten nur diesen Titel, als das non plus ultra von Würde. Ich wette, daß wenn der Fürst Metternich in den Hamburger Schweizerpavillon träte, der Marqueur aber wüßte, daß der Herr ein studirter Fürst sey, er ihn ohne Zweifel, in der Meinung ihn sehr zu ehren, nur: »Herr Doctor!« anreden würde, freilich in concreto mit einem Titel, den der große Staatsarzt vor allen anderen Doctoren jeder Facultät wohl verdient.

Wir tranken des Königs Gesundheit. »Schade,« bemerkte der alte Gastwirth, »daß die Ritterstücke abgekommen sind, da ist noch Kern und Leben darin. Ich habe noch genug Dramen liegen, die ich für mein Leben gern in Scene setzte. Aber die superklugen Directoren verweigern mir alle die Aufführung derselben. Die dummen Teufel verstehen ihren Vortheil nicht. Ich mit meinen Freunden füllte schon ein Haus.«

»Noch heute habe ich eine Scene entworfen, die mir, wie ich glaube, gelungen ist. Wollen Sie erlauben, meine Herren! daß ich Ihnen einmal eine Probe zum Besten gebe

Ich bitte dabei um Ihr strenges Urtheil. Heda, Jean! noch eine Flasche Grünlack!«

Wir deprecirten.

»Nein, das lasse ich mir nicht nehmen,« lächelte der alte Marr. »Wenn meine Verse fließen, so muß mein Wein sie accompagniren. Schenke ein, Jean!«

»Das wäre auch ein guter Character für ein Lustspiel,« flüsterte Raimund leise.

»Es ist der Moment gewählt,« sprach Marr feierlich, »wo der alte Ritter seiner Tochter eröffnet, daß sie den Ritter Wolf heirathen muß. Gertrud liebt aber den Knappen Kurt, und erklärt dies ihrem Vater mit folgenden Worten:

Nein, theurer Vater, nein, ich kann den Wolf nicht lieben,
Ein andrer Name ist mir tief ins Herz geschrieben.
Es flieht ja stets der Wolf das stille sanfte Lamm,
So scheut die Jungfrau auch den Wolf als Bräutigam.
Ich lieb' den Knappen Kurt, es zog sein frommer Sinn,
So wie sein Heldenmuth mich längst schon zu ihm hin.
Ich ehr' die Kindespflicht, die ich sonst immer übe,
Doch über dieser steht bei mir noch treue Liebe.
Darum —«

Der Redner wurde in seiner Declamation, die ich fast wörtlich wieder gegeben zu haben glaube, unterbrochen. Ein Theaterdiener kam, um Raimund zur Probe abzuholen, und würde ich, wie Winkelried die feindlichen Pfeile, alle die freundlichen Verse des gutmüthigen Alten allein haben verschlucken müssen, wenn nicht auch Marr so eben abgerufen wäre. Dieser versprach, zu unserer Entschädigung, die Wiederholung des Dialogs auf den Abend, bei seinem Weggehen.

Ich saß jetzt allein, und konnte desto ungestörter meinen Blicken folgen, die schon lange auf eine Figur gerichtet waren, welche unfern der Hausthür stand, und unserem Gespräche mit unverwandtem Ohre zugehorcht hatte. Ein kräftiger, ältlicher Kerl, der eine Binde auf dem einen Auge trug, mit einem wohlgenährten Gesichte, hatte, besonders,

während Marr seine Verse recitirt hatte, so viele schalkhafte Gesichtszüge entwickelt, daß seine Kritik über der Poesie Marrs zu stehen schien. Er war mit einem ärmlichen grauen Überrocke und mit Pantalons von derselben Farbe bekleidet.

Ich hielt den Mann für einen Bettler, der sich mir jetzt auch mit einer Bitte um Almosen näherte. Seine Anrede geschah in ordinärem Hamburger Plattdeutsch, die mit mathematischer Gewißheit mir den Eingeborenen verkündete.

»Ich wünsche Ihnen auch eine Terno Lotto!« fuhr er lächelnd fort. Die Bemerkung frappirte mich. Woher wußte der Kerl, daß ich, als ein geborener Hesse, aus angeborenem Respect vor dem Königlich Dänischen Versicherungsinstitut armer Leute, heute Morgen bei dem Collecteur Trint in Altona drei Nummern gesetzt hatte?

Der Mann kam mir etwas zaubermäßig und übernatürlich vor. — Ich sah seine Rede als ein gutes Omen an, und reichte ihm, gewissermaßen um die Götter zu belohnen und zu bestechen, ein Zwölfschillingstück.

»Tausend Gotteslohn!« rief der Bettler, indem er sich bückte. Darauf fuhr er, sich erhebend, fort: »Mein lieber Herr, da sind Ihre Loose, die Sie eben mit Ihrem Schnupftuche aus der Asche geschnellt haben.«

Also daher kommt seine Wissenschaft von meinem Lotteriespiel, dachte ich beschämt bei mir, die Glückstratten einsteckend.

Ich ergriff ärgerlich die Zeitungen, und fing an zu lesen. Da trat Marr wieder in die Thür. — Bald darauf hörte ich ihn fragen:

»Möchtest Du dich wohl mal recht satt essen?«

»O wie gerne, Herr Marr! ich bin entsetzlich hungrig,« tönte die Stimme des Bettlers.

»Nun, so geh' in die Garküche und laß Dir geben, was Du magst. Iß Dich recht satt. — Jean!«

Marr befahl nun dem Kellner, den Bettler zum Privatdiner zu führen. Beide entfernten sich, der Letzte mit seinem »Tausend Gotteslohn.«

In dem Augenblick kam ein großer Reisewagen vom Gänsemarkt her.

»Sapperment!« rief der alte Marr, »das ist ja die Equipage des Oberalten Raders, eines unserer ersten Kaufleute. Der ist mit Frau und Tochter von Neundorf zurückgekommen. Und welch einen Umweg sie machen, Rader wohnt ja am Neuenwall. Was die aber für einen Fremden wohl mit sich führen? Der scheint hier logiren zu wollen. Sehen Sie doch einmal die schöne Tochter. Das ist das hübscheste Mädchen in Hamburg.«

Der Wagen hielt. Die Kellner klingelten.

Ich sah aus dem Fenster, und gestehe, höchstens von einem schönen Mädchen gelesen, nie aber ein solches gesehen zu haben. »Das arme Kind! so jung und schon so sterblich verliebt.« So dachte ich, als ich den Abschiedsblick sah, womit sie den Fremden entlassen hatte, der jetzt, den Marr gefolgt, schnell in das Zimmer trat und mich freundlich begrüßte. Ich erkannte an seiner Aussprache sofort den Pfälzer.

»Nummer drei!« rief Marr. Die Kellner stürzten herbei, und führten den Angekommenen auf sein Zimmer.

»Lassen Sie den Herrn sich bald in das Fremdenbuch schreiben!« rief der Hausherr dem Letztern zu. »Ich möchte wissen, was das für einer seyn kann, den der alte hypochondrische menschenfeindliche Oberalter Rader in seinen Wagen nimmt, und sogar bei seinem schönen Hannchen sitzen läßt. Das muß ein Vetter Nabob aus Surinam oder ein Wunderdoctor seyn, der dem Alten das Leben gerettet hat.«

Der Kellner brachte das Fremdenverzeichniß bald zurück. »Es wird seyn, wie ich gesagt habe,« fuhr Marr fort. »Voyons! — Ehrlich, Doctor der Medizin aus Heidelberg. Der hat den Alten gewiß im Bade curirt. Nun, wenn Herr Ehrlich Hannchen Rader heirathet, so kann er wohl lachen. Das Mädchen hat ihre fünfmalhunderttausend Mark Banko zu erwarten. Wenn er die bekommt, da zieht er nicht den Kürzesten, und es paßt auf ihn das Sprichwort: Ehrlich währt am längsten.«

Bei diesem glücklichen Witze lächelte der Alte.

Der Fremde trat bald ein. Er that einige allgemeine Fragen, die der Wirth wie ein geschickter Guide voyageur und Wegweiser beantwortete

In dem Moment zeigte sich der Wirthin wieder an der Thür.

»Herr Marr,« hub er an, »ich bekenne mich von ganzem Herzen und von ganzem Magen.«

»Schon gut, mein Freund!«

»Herr Marr, ich bin dankbar, ich lasse mir nichts ohne Dank schmecken.«

»Ich verlange nichts. Es freut mich, wenn es Dir geschmeckt hat.«

»Herr Marr, ich muß Ihnen etwas wieder schenken, aber ich habe nichts.«

»Schon gut, dann laß es hübsch bleiben.«

»Aber einen guten Rath will ich Ihnen doch schenken, den habe ich doch und kann ihn auch weggeben. Wollen Sie den annehmen?«

»Warum denn nicht? ein guter Rath ist immer annehmbar.«

»Herr Marr, hätten Sie einmal durch Zufall, — so durch eine Verkennung von Seiten der Gerechtigkeit, in das Spinnhaus gerathen und Ihren Lebenspfad an der Treppmühle verfolgen müssen, so hatten Sie sich ja rechts, da geht es am leichtesten. Ich habe drei Male drein gelassen.«

Bei diesen Worten bog der Sprecher um die Ecke des Hauses, der Drehbahn zu.

Verblüfft hatte Marr den guten Rath angehört. Bald aber brach er in ein helles Gelächter aus, das sich in das unsrige mischte. »Das ist ein Teufelskerl, ein Mohr, ein Kerle, ein Kaffer in meinem neuen Stücke, welches ich Ihnen heute Abend vorlesen will,« lächelte der Alte. »Nein, das ist zu arg. Die Geschichte muß ich meiner Tochter erzählen. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren!«

Dann ergriff er Stock und Hut und ging zum Neuenwall, wo die Stadt London, sein Hauptetablissement lag.

Kaum war er um die Ecke, da streckte der Strauch wieder Kopf und Hand in die Thüre. »Im Namen der schönen Dame, die Ihnen eben so freundlich aus dem Wagen nachsah,« lächelte er, sich gegen den Heidelberger wendend, »unterstützen Sie einen armen Teufel, der es wohl verdient.«

»Durch seine Bekanntschaft im Spinnhause?« fiel ich fragend ein.

»Ich hätte geglaubt,« verſetzte der Bettler ganz ruhig, »daß Sie meine Rede als Spaß verſtanden hätten. Wie konnte ich den gutmüthigen Gaſtwirth beſſer belohnen, als durch eine ſo dwatſche (burleske) Antwort, die er gewiß Jahre lang, als eine der beſten Geſchichten, ſeinen Gäſten auftiſcht, die ihm und jenen ſtets heilſam das Zwerchfell erſchüttert, und ſo das, was er an mir gethan, tauſendfältig erſetzt. Uebrigens bin ich eben ſo wenig ein ehemaliger Sträfling, wie einäugig.«

Mit dieſen Worten griff der Schelm mit der Rechten nach einer reichlichen Gabe, welche ihm der Heidelberger, ſichtlich erröthete Doctor, darreichte, mit der Linken aber riß er die Binde vom Auge. Und ſiehe, es glotzten uns ein Paar ganz geſunde freundliche Augen an.

»Haben Sie nicht einen Bedienten nöthig, meine Herren? Ich wäre ein guter Aufpaſſer.«

»Das bezweifle ich nicht, allein ich verlaſſe Hamburg morgen,« verſetzte ich, und bedauerte es, daß ich ſchon am andern Tage nach Oldenburg zurückkehren mußte. Ich hätte den närriſchen Kauz für mein Leben gern näher kennen gelernt, und es ſchon darauf gewagt, ihn in meine Dienſte zu nehmen.

Der Doctor ſchüttelte auch den Kopf verneinend, worauf der Graurock ſich entfernte.

»Wenn die Reichen hier ſo intereſſant ſind, wie die Bettler,« meinte der Arzt, »ſo wird Hamburg die angenehmſte Stadt ſeyn, die ich kennen gelernt habe. Ich will mich doch ein wenig in ihr umſehen. Wie kommt man doch zum Jungferſtieg, mein Herr?«

»Wie zu den Jungfern, mein Herr. Erſt ein wenig um die Ecke, und dann gerade aus,« war meine Antwort.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 18 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 21 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 26. Donnerstag, 27. Juni. 1839.

An die Basler Frau.

Ein Gedicht von Hebel*).

Zu Basel an mi'm Rhy,
Je dört möchti sy.
Gebt nit d'Luft so mild und lau
Und der Himmel ist so blau
An mi'm liebe Rhy.

In der Münster Schuel,
Uff mi'm harte Stuel
Zwor, dert magi nit me ha', **)
D'Zepli***) stehn mer nimmen a
In der Basler Schuel.

Aber uff der Pfalz
Alle Lüte g'fallts!
O! wie wechsle Berg u Thal,
Land und Wasser überall
Vor der Basler Pfalz.

*) Eigenthum des Verfassers. Das Gedicht ist an eine Tante Hebels in Basel gerichtet.

**) Dort mag ich nichts mehr zu thun haben.

***) Zepli, Schläge auf die Finger.

Uff der breite Bruck,
Für ſi hi' und zuruck,
Nei, wes ſieht man Jungfern guh
Nei, wes ſieht man Here ſteh!
Uff der Basler Bruck.

Wie ne freie Spatz
Uffem Peters Platz,
Flügi um unds wird mer wohl,
Wie im Buebe-Camiſol
Uffem Peters Platz.

Uff der grüne Schanz,
In der Sunne Glanz,
Weni*) Sinn u Auge ha,
Lacht's mi nit ſo lieblig a**)
Bis go Sante Hans.

In der reine Luft
Und im friſche Duft
Schwimmt mi Herz und hat nit g'nueg,
Wenn i ab dem Bollwerk lueg
In die reine Luft.

Seilers Rädli ſpringt
Und der Vogel ſingt
Summervögeli jung und froh
Ziehn de blaue Blume noh,
Alles ſingt und ſpringt.

Und e bravi Frau
Wohnt do uffen au,
Nehmich Gott in treui Hut***)
Gunnich†) e frohe Mueth
Liebe Basler Frau!

*) »Wo ni,« Wo ich.
**) Auf der Seite gegen Sanct Johann lachts mich nicht ſo freundlich an.
***) »Nehmich Gott,« Nehm' Euch Gott.
†) »Gunnich,« Gönn' Euch Gott.

Oldenburgische Erfindungen.

Laudabunt alii claram Rhodon aut Mytilenen.
Horaz.

Während Herr Daguerre in Paris die ganze Welt mit Sonnenstrahlen, die er zu Bleifedern gemacht hat, copirt, und mit dieser Erfindung manche hungrige Zeitungsspalte nährt, ist es in Oldenburg dem thätigen Kaufmann und Oekonomen Wilhelm Becker gelungen, durch während sechs Jahre erprobte Versuche ein Unkraut*) zu vertilgen, das in vielen Ländern den Werth des Landes um mehr denn funfzig Procent herabsetzt. — Daß diese Invention eine der größesten der letzten Jahrhundert genannt werden muß, kann Niemand bezweifeln.

Es ist der Dunck, Bitterfutter, Katzensteert, Schaftheu, Haarmoos (equisetum arvense, auch wohl palustre genannt), auf dessen Vertilgung Herr Becker es abgesehen hat. Dieses Unkraut, welches an zwanzig Fuß tief in der Erde wuchert, sich mehr durch seine Verzweigungen als durch den Samen verbreitet, raubt den Kühen die Milch, führt ihre Abmagerung, ja, den Tod herbei. Viele in den Marschen belegene Districte, z. B. die Insel »Wilhelmsburg« bei Hamburg, haben fast ihre Brauchbarkeit durch diesen Grasteufel verloren, — alle bisherigen Mittel, selbst die in der vortrefflichen Schrift des Herrn Oekonomieraths Meyer enthaltenen, haben nur als Palliativmittel bisher gedient. Herr Becker beabsichtigt, dem Vernehmen nach, sich an die ersten Regierungen Europas zu wenden, welche es hoffentlich für eine Ehrensache ansehen werden, daß dem Entdecker ein, wenn auch nur in dem entferntesten, homöopatischen Verhältnisse zu der Größe der Erfindung

*) Obgleich die Redaction der humor. Blätter mit Gewissenhaftigkeit bemüht ist, jedes Unkraut ferne zu halten, so kann sie doch unmöglich dem Dunck, dem besiegten, seine Aufnahme versagen. Wie die gefangenen Könige in Rom, gehört er zu dem Triumphzug, der in Oldenburg im Angesicht aller ökonomischen Gesellschaften Europas gehalten werden wird.

ſtehendes, Honorar geſichert werde. Unſer alles Gute befördernde gnädigſter Landesherr iſt bereits, wie in ſo vielen Dingen, den Fürſten mit einem guten Beiſpiel voran gegangen und hat einen Preis von tauſend Thalern in Gelde nebſt jährlichen Zinſen zu fünf Procent dem Erfinder ausgeſetzt, wenn die Oldenburgiſche landwirthſchaftliche Geſellſchaft während fünf Jahren das Mittel probat findet.

Es iſt zu wünſchen, daß die übrigen Regierungen dieſem Hohen Beiſpiele baldig folgen, da Herr Becker mit dem Anfang des Januar 1810 ſein Mittel zu veröffentlichen wünſcht, an deſſen Bewährtheit wenigſtens Referent nicht zweifelt. — — —

Eine andere, wenn gleich nicht ſo wichtige doch höchſt nützliche, Erfindung iſt die, einer »Schreib- und Copir-Maſchine,« welche ein Herr Groß in Oldenburg verfertigt hat, womit derſelbe kürzlich die im Gräflich Bentinkſchen Sumiſſionsſtreit eingereichte Duplick, die ungefähr tauſend Seiten enthält, mit einem Strich drei Male abgeſchrieben haben ſoll.

Zwei meſſingene Cylinder auf eine gewiſſe Weiſe mit einander verbunden ſind die Hauptbeſtandtheile der Maſchine. An den äußerſten Enden werden drei Stahlfedern angeſchraubt, die Bewegungen aber werden mit einem kleinen beweglichen Stiel von Meſſing ausgeführt, und auf dieſe Weiſe zu gleicher Zeit drei Bogen in gleichmäßiger Entfernung beſchrieben. Die Federn werden, ſo zu ſagen, gezwungen, gleichförmige Bewegungen hinſichtlich des Drucks und des Eintunkens zu machen, und müſſen, bei gleicher Beſchaffenheit derſelben, die Schriften unter ſich ſo ähnlich ausfallen, daß ſie nicht von einander zu unterſcheiden ſind.

Dem Vernehmen nach iſt dem Erfinder, nach abgelegter Probe, von unſerer Regierung vorläufig ein Privilegium auf fünf Jahre ertheilt. Herr Groß beabſichtigt eine Subſcription zu eröffnen, und dürfte der Preis einer jeden Maſchine nicht über zwei bis drei Louisd'ors zu ſtehen kommen. Ein Jeder kann ſich von der Zweckmäßigkeit dieſes Secre-

tains in dreifacher Potenz, durch Verſuche vorher ſelbſt überzeugen, wenn gleich der Mechanismus verborgen iſt und nicht Jedem ſogleich gezeigt werden wird. Es iſt zu wünſchen, daß dem Erfinder durch rege Theilnahme eine Anerkennung zu Theil wird, und namentlich auf ſeiner nach Hamburg und Bremen projectirten Reiſe.

Seyd willkommen, lieben Drillinge!

Gerichtliche Eingaben können in Zukunft in »duplo« und »tripl« eingereicht werden; ein Schreibfehler wird, wenn anders das Original richtig geſchrieben iſt, nur ein hiſtoriſches Wort, der Protocollführer verfaßt in Zukunft drei Originalprotocolle auf Einmal, die Naſen, welche drei Untergebenen ertheilt werden, ſind in Zukunft gleich lang, ein Cenſor kann damit drei zu liberale Zeitungen radikal mit einem Zug vertilgen. Drei Mal drei, wird in Zukunft »ſiebenundzwanzig,« und auf der Univerſität können zwei Drittel der Studenten, denen es nur darum zu thun iſt, Schwarz auf Weiß nach Hauſe zu bringen, in einer jeden Stunde vierzig Minuten ſchlafen.

Der theure Pardon.

Vor wenigen Jahren wurde in Diepholz ein Raubmörder vom Leben zum Tode gebracht. An demſelben Vormittag ging ein Humoriſt, den ich »Rübezahl« nennen will, in einem kleinen Städtchen, welches einige Meilen von Diepholz liegt, über die Gaſſe. Da begegnete ihm der Jude Moſes.

»Mein Gott, Herr Rübezahl! ſind Sie nicht heute nach Diepholz?«

»Weshalb?«

»Weshalb? es wird dort der Raubmörder ja gerichtet.«

»Ich wollte hin, glücklicher Weiſe erhielt ich die Nachricht noch frühe genug.«

»Was für Nachricht?«

»Daß der Kerl mit ewigem Gefängniß begnadigt werden wird. Er kriegt auf dem Richtplatz Pardon,« improviſirte Herr Rübezahl argliſtig.

»Pardon!« rief der Moſes erblaſſend. »Nu, es freut mich für den Menſchen — aber meine ganze Familie iſt hin — das iſt ein theurer Pardon — der Wagen allein koſtet, bei Gott im Himmel, Einen Thaler achtundvierzig Grote.

Folgendes iſt an die Redaction der humor. Blätter von einem angeblichen Inhaber einer Oaſe in der Wüſte Sahara eingeſandt.

Der Charakter der Franzoſen ſteckt voll von Liſt und Schlauheit (ruse). Daher iſt es eine um ſo auffallendere Erſcheinung, daß in einer zahlloſen Menge von Wörtern in der franzöſiſchen Sprache ſich das Wort ruse als Anagramm findet. Zuweilen ſteht auch das Wort mit dem darin ſteckenden Anagramm in einem wahrhaft überraſchenden Zuſammenhange oder Contraſte. Z. B. in **Moeurs. Parures. Tu jures. Soubresses. Prédicateurs. Voleurs. Suspendre. Poursuivre. Assurer. Joueurs. Patrouilles. Retrousser. Céruse. Guerres. Querelles. Jurisconsulte. Jurisprudence. Secours. Détours. Ressources. Souverain. Administrateur. Troubles. Escarmouche. Aventures. Courtisanes. Coeurs. Pleurs. Vertus***).

*) Obiger Scherz, der mehr ein Spiel mit Worten als ein Wortſpiel genannt zu werden verdient, wenn man nicht an Buchſtabenatome glauben will, aus denen der Gedanke ſich bilden muß, läßt ſich auch wohl im Deutſchen anwenden. In **Michaelis**, in der **Lichtmeſſe** und in **Milchſpeiſe** allenthalben ſteckt der deutſche **Michel**.

D. R.

Das alte neue Mantellied *).

Verſtummt biſt du, o Mantellied!
Dein Ton bringt Doppelweh,
Seitdem wir ihn verloren,
Den Sänger aus Lenoren,
Dich ernſten Röſicke.

Singt mir auch kein frohes Lied,
Seitdem ich ihn nicht ſeh'.
Liberius! erſcheine,
Daß man vor Freude weine,
Du heit'rer Röſicke.

Nicht mehr gibts hohen Waſſerſtand
In Kellermeiſters Näh',
Sein »amavions tu« läßt hören,
Er jetzt aus höhern Sphären,
Der Meiſter Röſicke.

Schlag Himmel! deinen Mantel auf,
Daß ich noch Mal ihn ſeh',
Dann rieſe der Berliner:
Ihr ganz ergebner Diener,
Ihr E. E. Röſicke.

*) Auf den mehrfach von Berlin aus geäußerten Wunſch gebe ich dieſem, nach dem Tode des genialen Röſicke verfaßten, Lied hier ein Plätzchen. Zum Verſtändniß der einzelnen Verſe bemerke ich, daß Röſicke als Wachtmeiſter in Holtei's Lenore, als Liborius in »Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten« und als Declamator des Heiniſchen Liedes »Im Hafen« unvergleichlich war. Die letzten Reihen des Liedes waren ein Scherzruf, womit er ſich beim Fortgehen zu empfehlen pflegte.

Miscellen.

Das Weib wird wahnsinnig aus Liebe, der Mann aus Stolz. Beide moralischen Gifte wirken aber als Gegengifte. Hat das Weib den erforderlichen Stolz, so raubt die Liebe ihr nicht den Verstand; verschwindet die Liebe nicht ganz aus dem Herzen des Mannes, so verfällt sein Verstand nicht der finstern Macht des Wahnsinns. Man könnte auch wohl sagen, bei dem Weibe verdrängt die Vernunft gar leicht den Verstand, bei dem Manne der Verstand die Vernunft. Die Entsetzungen beider Mächte aber haben die Verrücktheit zur Folge.

Ist es nicht charakteristisch, daß der große Niebuhr, der nicht an das Fortschreiten des Weltgeistes glaubte, sondern in schwarzer Hypochondrie den Untergang der Sittlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates sah, — — bei dem heitersten beständigsten Wetter fast immer einen Regenschirm trug, für den Fall, daß es regnen würde?

Dem Vernehmen nach soll der Consul Groth in Brake am 12. Juni dieses Jahrs mit Lebensgefahr einen sechsjährigen Knaben aus der Weser gezogen haben. Solchen Handlungen flüstern die humoristischen Blättern gar gerne ihren besten Beifall, zumal da Herr Groth schon im Jahre 1822 auf ähnliche Weise den englischen Schiffscapitain Hoplirck das Leben gerettet haben soll. Das muß ein köstliches Gefühl seyn. Wenn doch mir einmal solch ein Glück zu Theil würde. Hier sind viel Kinder, hier umfließt uns viel Wasser, aber wer trifft gerade den Moment, daß die ersten im Lyzen liegen! —

Das in № 21. dieser H. B. allegirte Impromptu Goethe's ist »Johannis 1830« Goethe unterschrieben.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 27. Donnerstag, 4. Juli. 1839.

Ein Oestreichischer Komödienzettel.

Graß.

Abonnement Suspendu.

Heute Dienstag den 7. September 1830 wird in dem ständischen Schauspielhause zum Vortheile des Komikers

Johann Nestroy

zum ersten Male aufgeführt:

Magische Eilwagenreise durch die Comödienwelt,

oder:

Das Scenen-Ragout in der theatralischen Einmach-Sauce,

oder:

Der musikalisch dramatische Tandelmarkt.

Tragikomisches im chinesischen Style gehaltenes, ohne Schatten und Licht hingestelltes, mit Vermeidung alles noch nie Gesehenen, für die Bühne bearbeitetes Schaugemälde in 2 Aufzügen, nebst einem damit verbundenen Vorspiele unter dem Titel:

Gewissensangst, Rache, Verzeihung und Quodlibet.

Zusammengestellt von Johann Nestroy.

Perſonen des Vorſpiels.

Stumm, ein prachtvoller Regiſſeur und Regiſſeur in der Einbildung.
Redhaus, ebenfalls Regiſſeur, außerdem ein ſeelenguter Mann.
Fett, Lampenanzünder, ein Denunziant von finſterm Charakter.
Strobelkopf, ein Lump von Theaterdiener.

Perſonen des Quodlibets.

Helena von Savern, eine eben von einer Krankheit aufgeſtandene Frau.
Herr von Savern, ein zurückkehrender Gatte.
Fridolin, ein ganz ſchuldloſer Edelknecht.
Luitgarde, ſeine Geliebte, noch ſchuldloſer.
Queckſilber, ein aufdringlicher Barometermacher.
Ein Knecht, der Etwas ſpricht.
Graf von Bigorre, Oberſt, Gutsbeſitzer und alles Mögliche.
Marzial, invalider Hauptmann, jovial und gerührt, je nachdem es die Handlung erfordert.
Maurize, Bildhauer, durchaus edel und ernſthaft.
Friederike, ein ſich ſelbſt noch nicht klar gewordenes Geſchöpf.
Babilas, jung und dumm.
Victorin, ein junger liebenswürdiger, hoffnungsvoller Knabe, aber leider ſtumm.
Die Jungfrau von Orleans, eine reizende Jungfrau mit einem unſinnigen Helm.
Frau von Schneeweiß, geſchickte Führerin eines Pantoffels.
Klapperl } zwei Stück Dienſtboten, eines ſchöner als das
Nettchen } andere, nämlich ſie ſchöner als er.
Johann, eine gewöhnliche Livreeſeele.
Käthel, ſeine auf den letzten Füßen gehende Gattin
Wagner, ſein Hausfreund.
Der Fremde, iſt Jedermann bekannt
Helene, eine Hölliſche

Erſter, Zweiter } Leichenträger, breitſchultrige Kerls.

Schindelbein, eine roſenrothe Luftgeſtalt,

Notarius Vortheil, ein hoffnungsvoller Juriſt, dem Nichts zuſammengeht.

Pfeffer, ein zuwiderer Schreiber.

Roſina, ein ſauberes Stubenmädel mit einem auffallenden, himmelblauen Vortuch.

Ein Knecht, höchſt unbedeutend.

Bims, ein kecker Vagabund, vormals Barbier.

Pfefferröſel, Lebzelter Mädel aus Nürnberg.

Günther von Rollingen, ein Böſewicht.

Herzog Alba, ein finſterer Mann.

Philipp von Spanien, ein ſtrenger Mann.

Trataladidodadidieſtratatata, ein chineſiſcher Poſtillion

Die Indianiſche Feenkönigin, kommt, wie alle verglichen Perſonen, aus der Luft.

Altonin, Beherrſcher von China, Vater ſeiner Tochter.

Turandot, ſein räthſelhaftes Kind, grauſame und geſpreitzte Prinzeſſin von China.

Pantalon, chineſiſcher Ceremonienmeiſter.

Adelma, eine liebe tartariſche Maria mit einem türkiſchen Bund.

Kaspar der Thorringer, der tapferſte Ritter, den man ſich nur denken kann.

Geiſt, ein friedfertiges Weſen, deſſen Hauptforce im Wehe-ſchreien beſteht.

Bürgermeiſter von Krähwinkel, ein dicker Mann.

Staberl als Phyſikus, changirt Alles, wohin man nur will.

Borotin, ein finſterer Greis, voll düſterer Ahnungen.

Bertha, ſeine niedergeſchlagene Tochter.

Die Ahnfrau, ein geſpenſtiſches, aus Grabesduft, Leichen-tüchern und Geiſteshauch zuſammengeſetztes Weſen.

Staberl, ein hinlänglich bekannter, dummer Kerl, als Lord verkleidet.

Der Kaſtellan, ein Kaſtellan.

Frau von Pfeil, eine alte Mama.

Emilie, ihre faſt jüngere Tochter.
Nannette, Dienſtbote.
Kellner aus einem Wirthshauſe.
Diether Fauſt, gebeugter Vater und Schwiegervater.
Doctor Fauſt, ſein Sohn, bürgerlicher Feuerbruder, treibt ſchwarze Kunſt.
Don Karlos, ſpaniſcher Infant, auf einer Bildungsreiſe in China begriffen.
Erſter, Zweiter, Dritter } Doctor in chineſiſcher Manier.

Außerdem erſcheinen viele und unzählige Ritter, diverſe Bauern, unabſehbare Reihen von Kindern, Kampfrichtern und Knappen, eine Sammlung von Chineſen, drei chineſiſche Räthſel in Tableaux und eine Menge anderer Tableaux, Erſcheinungen und Gruppirungen. Der Raum und die Beſcheidenheit geſtatten nicht, ein Mehreres hier anzuführen; jedoch bleibt es der allgemeinen dienſtfälligen Phantaſie überlaſſen, ſich alles Mögliche hinein zu denken. Ueber Zeit und Ort der Handlung können ſelbſt Gelehrte nichts Beſtimmtes angeben, jedoch glaubt man, daß das Ganze auf dem Theater in Gratz vor ſich gehen und von halb ſieben bis halb zehn Uhr dauern wird.

Hohe! Gnädige! Verehrteſte!

Voll Hochachtung und Ehrfurcht wagt es der Unterzeichnete Sie gehorſamſt einzuladen.

Anmerkung. Man ſieht, wie leicht ſichs leben läßt. — Seitdem verſtehende Sorte Unſinn jeden Humor überwuchert, wer ſoll da noch daran denken Himmel und Erde zuſammen zu halten und nicht lieber der letzten dienen, auf der Shakeſpeare ein hypochonderer Narr heißt, und man ſeit dem verſtorbenen Raimund, nur Einen Neſtroy anbetet. D. R.

Hierunter paßt die ſo eben eingegangene Nachricht, daß das gediegene Bremer Converſationsblatt wegen Mangel an Abonnenten vom 1. Juli d. J. an zu erſcheinen aufhört.

Im Walde.

Brüder, reicht die vollen Flaſchen,
Hier in dieſes Waldes Gründen,
Wo felsabwärts ha im raſchen
Sturzfall klare Bächlein münden!

Laßt den vollen Becher kreiſen,
Güld'ne Perlen d'raus zu nippen,
Daß es in des Klanges Weiſen
Lieblich halle von den Lippen.

Seht dort oben Bäume ragen,
Welche Gipfel und Wipfel neigen,
Und ein grünes Laubdach ſchlagen
Ueber uns mit Stamm und Zweigen.

Leiſe, leiſe ſeh' ich funkten
Lichter durch des Daches Ritzen,
Die verſtohlen aus dem Dunklen
Gleich verliebten Augen blitzen.

Stimmet an! die Vöglein harren
Auf den Zweigen, wie ſie flüſtern,
Nach den Klängen der Guitarren,
Nach den hellen Stimmen lüſtern!

Stimmet an! daß nun die Saiten
Auf der Wölbung ganz erzittern,
Daß das Lied nach allen Weiten
Frei entſchwebe ſeinen Gittern.

»Lebe hoch, wer nicht verſchiebet,
Hier auf Erden zu geneſen,
Sey's auch, daß er tief betrübet
Bis zum Tode iſt geweſen!«

»Lebe hoch, wer ſeine Sorgen
Hat am Wege laſſen liegen,
Und an einem ſchönen Morgen
Auf die Berge iſt geſtiegen!«

»Lebe hoch, wer ſchönen Frauen
Sahe in die liebefeuchten
Augen, unter deren Brauen
Sie wie helle Sterne leuchten!«

»Lebe hoch, wer auf den Schwingen
Seiner Freude ſich erheben,
Und aus vollem Herzen ſingen,
Und zum Himmel kann entſchweben!«

Schön! o ſchön! im Walde brauſen
Stimmen, hört! es iſt gelungen,
Hört! die großen Bäume ſauſen
Weiter was hier angeklungen.

Brüder, laßt den Becher kreiſen,
Güld'ne Perlen d'raus zu nippen,
Daß es in des Klanges Weiſen
Lieblich hallen von den Lippen!

Rudolph Kulemann

Die Polin im Irrenhauſe.

Es war im Jahre 1812, als ich irgend ein deutſches Irrenhaus, gleichviel welches, beſuchte, wo man mir ein Zimmer zeigte, in dem ſich eine Polin ſeit zwanzig Jahren befand, die anſcheinend theilnamlos und ſtill in einen Winkel gekauert, auf einer Matte in einer Ecke lag. Ihre Cameradinnen (Zimmergefährtinnen) waren nicht eben geeignet, ſie ihrer Brama-Andacht zu entreißen. Denn die Eine war taubſtumm, die Andere weinte, die Dritte, ein weiblicher Democrit, lachte fortwährend. Die Wärterin erzählte uns, ſie ſey wahrſcheinlich im Schlaf von dem Medizinkaſten einer Zigeunerfamilie gefallen, und von dieſer, welche die Gränze bald überſchritten, derinlinquirt ſey.

Drei Jahre darauf kam ein polnischer Offizier mit der russischen Armee in den Ort, wo ich mit ihm dasselbe Réservoir des Wahnsinns besuchte.

Ich glaube, der Pole war ein Schalk, aber er versicherte: die Polin sey ganz bei Verstande, nur etwas überspannt, die sich beklage, daß sie nie Gelegenheit gehabt habe, bei ihren deutschen Mitschwestern das Deutsche zu erlernen. Sie wünsche aber jetzt nicht ihre (Nadowessische) Matte zu verlassen und wolle auf derselben sterben.

Diese Nichtfabel lehrt, daß Polen oft überspannt sind, übrigens auch in Deutschland schwerlich verstanden werden.

Woher wissen Sie das?

A. Erlauben Sie mich, Herr C.! daß ich Sie Herrn B. vorstelle.

B. Ich freue mir, Ihnen kennen zu lernen.

C. Die Herrn sind vermuthlich Schulkameraden.

A. und B. (zugleich). Getroffen! Aber sagen Sie mich, woher wissen Sie das?

Miscelle.

In den in der That vortrefflichen und höchst gemeinnützigen »Rheinischen Provinzial-Blättern,« redigirt und verlegt von J. P. Bachem in Köln, befindet sich eine Verfügung und Bekanntmachung der Kurfürstlichen Regierung der Provinz Oberhessen, in welcher auf die Gefahren aufmerksam gemacht wird, die mit dem Halten unnöthiger Hunde verbunden ist. Hienach sind in den Preußischen Staaten vom Jahre 1810 bis 1819 an der Hundewuth 1666 Menschen gestorben. Von 1816 bis 1819 kom-

men im Durchschnitte auf jedes dieser 4 Jahre nicht weniger als 263 Menschen, die diesen Tod starben. — „Aber selbst in dem Falle, daß die Zahl dieser Unglücklichen weit geringer wäre, als sie wahrlich nicht ist, wenn alle 20 Jahre in einem halben Lande von einer halben Million Einwohner sich nur Ein Fall dieser Art ereignete; so sey doch das Unglück so unbeschreiblich groß, daß man Alles aufbieten sollte, was in unsern Kräften steht, um es für immer zu entfernen. Es ist ferner, fährt jener Aufsatz fort, ein Irrthum zu glauben, daß der Hund, der diese Krankheit mitzutheilen im Stande sey, diese Krankheit selbst haben und so beißen müsse, daß die gebissene Stelle **blutig** geworden sey. Von Gescher erzählt zwei Beispiele tödtlicher Wasserscheu, welche durch den Biß **nicht wüthender** Hunde verursacht waren. »Ein junger Mann wurde von »einem nur gereizten Hunde gebissen und kurz darauf **was»serscheu**. Ein Hund litt sehr heftig durch die Schmer»zen, welche ihm eine Geschwulst am Fuße erregte. Man »öffnete die Beule, zog einen lebendigen Wurm heraus und »der Hund wurde wieder gesund; ein Kind aber, das er »gebissen hatte, starb mit den unzweideutigsten Zeichen der »**Wasserscheu**. Neuere Erfahrungen setzen es außer Zwei»fel, daß **ohne blutige** Wunde diese furchtbare Krankheit »mitgetheilt werden kann.«

Wenn auch der alte Turnlehrer Jahn zu weit ging, als er lehrte, der Mensch solle nicht **reiten, denn er solle sich nicht ohne Noth mit dem Thier gemein machen**, so gilt dies gewiß von der übermäßigen Neigung unserer Damen für die Schooßhündchen, denen die Redaction der humoristischen Blätter heimlich allen Einen Strick wünscht, ehe daß sie an einer ihren schönen Leserinnen das Unglück der Hundewuth erlebt.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 28. Donnerstag, 11. Juli. 1839.

Der neapolitanische Bettler und seine Söhne.

Legt mich im warmen Meersand
Hier nieder, denn mein Stündlein naht,
Dann setzt euch um mich her am Strand,
Und horcht auf meinen letzten Rath.

Von Gaben hab' ich mich genährt,
Obgleich ich stark war und gesund,
Da mir vom Himmel ward beschert
Verstellungskunst und kluger Mund.

Sechs starke Knaben, fehlerfrei,
Send ihr gezeugt aus meinem Blut
Treibt ihr, wie ich, die Bettelei,
So wißt ihr nicht, wie Hunger thut.

Mein Raffaëlle, du bist flink;
Den Wagen folg' in raschem Lauf,
Und lehre Geld mit Wort und Wink,
Tritt an den Schlag, spring hinten auf.

Du, mein Pasquale, hast Verstand;
Geh in den Kaffeehäusern um,
Trag' in der Schlinge deine Hand,
Und halte deine Füße krumm.

Giuſeppe, du biſt träg und faul.
Ein Pflaſter leg' auf's Auge dir.
Die Kirche zu dem heil'gen Geiſt
Sey, lieber Junge, dein Revier.

Du, mein Antonio, biſt blaß;
Stell zitternd vor die Villa*) dich,
Und fragt dich Einer: Fehlt dir was?
Sagſt du: Das Fieber ſchüttelt mich

Du, Cecco, muſt nach Damen ſchau'n
Denn du biſt hübſch von Angeſicht.
Rufſt du: »Mich hungert, ſchöne Frau'n!«
So weigern ſie die Gabe nicht.

Battiſt, ich kenne dich als dumm;
Zwei Krücken nimm, das hilft dir fort;
Sey Stammler oder lieber ſtumm,
Dann fehlt dir nie das rechte Wort.

Den Pfaffen, Kinder, bleibet fern;
Die öffnen, ſegnend nur, die Hand.
Kein Italiener giebt uns gern;
Uns nährt der Fremden Unverſtand.

Drum, wie der Waidmann folgt dem Wild,
So folgt dem Fremden auf dem Fuß,
Und wenn auch Mancher murrt und ſchilt,
Er giebt zuletzt aus Ueberdruß.

Noch einen Rath: Bin ich euch lieb,
So weicht nicht ab von Redlichkeit.
Macht nie den Kuppler oder Dieb;
Das waren Schelme alle Zeit.

Holt jetzt den Prieſter mir herbei,
Daß er zur Fahrt aus dieſer Welt
Mich fertig mach' und ſündenfrei —
Wenn er es thun will ohne Geld.

Karl Auguſt Mayer.

*) Die beſuchteſte Promenade Neapels.

Fein.

Man kann ſich keine gentile Converſation verſtellen, in der dies Wort nicht ſo und ſo viel tauſend Mal gebraucht wird; man ſpricht: ein feiner Mann, ein feines Gefühl, ein feiner Witz, ein feiner Faden, ein feines Gewebe, ein feines Ohr, eine feine Canaillerie, eine feine Naſe, eine feine Hexe, ein feines Luſtſpiel, eine feine Wendung, eine feine Hand — und was weiß ich Alles ſonſt noch!

Aus dieſer Compoſition ergiebt ſich, daß Fein dasjenige iſt, was nicht in Maſſe, oder vielmehr als Maſſe erſcheint. Ein feiner Mann hat nicht den Umfang eines engliſchen Porterbrauers; ein Herkules hat keine feine Hand; ein Zapfenſtreich a la Frédéric le Grand hat nichts Feines; der Jubel beim Einzug der Königin Victoria in London war nicht fein; an einem Dampfſchiff iſt nichts Feines — die feinen Herren und Damen, die darauf ſind, gehören nicht mit zum Schiff.

Wenn aber das Feine niemals als Maſſe erſcheint, ſo kann es auch nur von geübten Sinnen wahrgenommen werden, wenn es etwas Sinnliches iſt, ſo wie es nur von ſcharfer Geiſteskraft erkannt werden kann, wenn es etwas Nicht-Sinnliches oder Geiſtiges iſt. Warum verlange ich's denn immer und immer, daß man ſich im Sehen, im Scharfſehen, im Fernſehen, im Ueberſehen, im Schnellſehen üben ſolle? Blos damit man für das Feine in der Sinnenwelt mehr Organ bekomme. Wie hab' ich's mit meinen eigenen fünf Töchtern gemacht? Ich habe je nach den verſchiedenen Jahreszeiten, im Freien oder im Haus, ordentlich Uebungen im Sehen angeſtellt. Ich ließ in der Morgendämmerung, auch in der Abenddämmerung, und Nachts, auch bei Mondlicht Gemälde und plaſtiſche Figuren mit und ohne Draperie in gehender, ruhender, liegender, helfender, hüpfender Stellung, bald in den Schatten, bald in den Halbſchatten ſetzen, und ließ mir nun die einzelnen Theile der Geſtalten, ihre Lage, Richtung, das Verhältniß ihrer Größe und das Colorit angeben. So bin ich zu dem

erfreulichen Resultate gelangt, daß meine Töchter nicht blos sehen können, sondern sehen im vollern Sinne des Worts, und also einen offnen Sinn für's Feine haben.

Wer aber das Feine in sinnlichen Dingen wohl zu erkennen vermag, der erkennt es auch leicht im Uebersinnlichen; das Sinnliche arbeitet immer dem Geistigen vor, bahnt ihm den Weg, macht daß es Zugang gewinne.

Indeß noch Eins muß ich bemerken. Hat Jemand den Sinn für das Feine recht cultivirt, so kann derselbe durch das Gegentheil wirklich oftmals sehr schlimm afficirt werden; Ohnmachten, Krämpfe und apoplektische Zufälle sind dabei nicht selten. Deßhalb halte ich es für meine Pflicht, Einiges zu nennen, worin nichts Feines gefunden werden kann, damit männiglich sich vor Schaden hüte. Das Feine kann nicht vorkommen in der Tragödie, weil da alle Leidenschaften dominiren. Das Feine kann nicht vorkommen im Affentheater, weil dasselbe voraussetzt, daß die Sinne nicht geübt, sondern sehr stumpf sind. Das Feine kommt nicht vor beim Pferderennen, weil daselbst nur die rohe Kraft der Sehnen und der Muskeln gilt. Das Feine darf nicht gesucht werden in Berlin und St. Petersburg, weil diese Städte, als Masse, den Einzelnen erdrücken; nicht im Postbüreau, weil daselbst für die Sinne nichts ist, als Leder, Holz und Papier, und für den Geist nichts als Formulare und Stundenuhren. Das Feine ist nicht zu finden in den Ständeversamm'ungen, weil daselbst nicht gestimmt wird nach der Masse der Geister, sondern nach der Masse der Köpfe. Das Feine ist nicht anzutreffen in Bibliotheken, weil die kostbarsten Bücher in Schweinsleder gebunden sind, auch nicht bei der Fürstlich Rein-Regensteinschen Stall-Parade, weil dieselbe, mit Ausnahme der hohen Zuschauer, aus nichts besteht, als aus einer Masse von Lederzeug, Carossen, Pferde und brokat-röckigen Stallbedienten.

Hannover.

Emile d'Estries.

Aphorismen.

Einen andern macht der Menſch aus ſich, einen andern macht aus ihm die Zeit, die Welt, aber nicht zum andern eines andern, ſondern zum andern ſeiner ſelbſt, und darum bleibt er auch er ſelbſt, und der Kern, war er tüchtig, bleibt auch in Sturm und Braus und Drang und Mißgeſchick ſeiner mächtig. Nicht am Körper hat der Geiſt ſein Object, dies gilt nur für die empfindende Seele, der Geiſt iſt eben nur für den Geiſt und er ſich ſelber ſein Object, damit Subject-Object, und was kann da hineinbrechen? Das kann nur Gott, der der höchſte Geiſt und darum in und mit uns iſt, wir mögen uns geberden wie wir wollen. Das iſt alſo ein Nothanker, auf den man ſich verlaſſen kann; aber man ſoll den lieben Gott nicht blos zum Nothanker machen, ſondern ſich ſtets und allezeit an ihm, als dem ewigen Lebens- und Freudenquell, erfriſchen und erlaben, nicht zerknirſcht und verzagt und jammervoll, ſondern ſtolz und muthig, aber doch demüthig ſeyn, in ihm ſich nicht blos aufrichten durch Worte, ſondern durch Werke. Und will man, beiläufig geſagt, einen Grund für die Unſterblichkeit, ſo iſt es der, daß wir nicht blos eine Seele haben, die, wie beim Thiere, in ihr Object den Körper verſenkt und darin verloren iſt, ſondern daß wir Geiſt ſind, der über den Körper hinaus ſich ſelbſt als ſein Object fühlt und weiß, und der nur in ſich ſelber, d. i. bei und in Gott, ſeine Stätte und Heimath hat. Im Uebrigen aber iſt es gut mit Goethe das weitere Grübeln ſeyn zu laſſen, und ſolche ſchwache Schneiderſeelen, die alles um der Unſterblichkeit willen thun und für jeden Stich und für jede Nath ihren zukünftigen Lohn erwarten, von ſich entfernt zu halten, denn dem, welcher nicht in ſeiner Pflichterfüllung und der Arbeit des Tages, und ſey ſie auch noch ſo ſchwer, zum Genuſſe ſeiner ſelbſt kommt, nicht ſelbſt ſeinen Lohn als einen gegenwärtigen dahin nimmt, ſondern nur auf die Zukunft hofft, dem iſt nicht zu helfen. Man beherrſche den Augenblick und man beherrſcht das

Jahr, und am Ende iſt doch des Guten viel geweſen — unerträglich iſt das Leben nur in ſchwachen Momenten, im Ganzen nie, einzelne Fälle für Heroen, die die Aufgabe ihres Lebens gelöſt und keine Zukunft mehr für ihr Wirken haben, abgerechnet.

Was man die Kraft hat Profanen nicht mitzutheilen, das hat man erſt recht gewiß.

Durch ein ätheriſches Herzwallen verbindet Liebe Nähe und Ferne, glättet alle Falten der Seele, und der freie Geiſt entzündet ſeine Strahlen an dieſer reinen Gluth und leuchtet erwärmend rückwärts in Kummer und Leid und vorwärts in eine verhüllte Zukunft. An dieſer Gegenwärtigkeit der Empfindung liegt das menſchliche Herz feſt vor Anker.

v. B.

An einen jungen Richter.

Laß bei Deinem Richterſtuhle
Themis ſtets und Pallas weilen.
Jene lehr' Dich Präjudize,
Dieſe ſchütz' vor Vorurtheilen.

An die empfindſame ſpröde ſchöne Clara.

Nun' die Blätter wie die Blüthe,
Glaube mir, was ich Dir ſchreib'.
Dies Blatt wird vielleicht um Dute,
Du gewiß ein altes Weib.

Miscellen.

Wie es heißt, beschäftigt sich Döbler jetzt mit einem Hydro-Oxigen-Gas-Mikroscop eigner Art. Er vergrößert auf eine so ungeheure Art, daß ein Referendar dadurch sich wie ein »geheimer Oberjustizrath« ausnimmt. Die ersten Proben sollen indessen mit den gelehrtesten Zitronen der Chemie und den weniger begabten juristischen Oberräthen gemacht werden.

Die neue Hamburger Zeitung verdient die besondere Aufmerksamkeit des lesenden Publikums. Sie wird von dem geistreichen Doctor Francois Wille redigirt, der wenigstens ein edles Princip in demselben zu erhalten sucht. Es steht zu hoffen, daß der Herausgeber dem Blatte durch ein Feuilleton seinen besondern geistreichen Stempel aufdrückt.

In Altona lebte vor mehreren Jahren ein Gelegenheits-Poet Namens »Schäfer,« der in einem kleinen Hause sein Handwerk betrieb. An dem einen Hauspfosten stand das Wort »Schäfer,« an dem andern sein Gewerbe: »Dichter.« Zuweilen zog derselbe durch das benachbarte Holstein und theilte den Phöbus-Apollo-Orden aus, der wirklich aus einem blauen mit weißen Sternen verzierten Bande und einem gereimten Diplom in einer Kapsel bestand. — Grausam täuschte er mit demselben einst einen Jubilar des Beamtenstandes, der an diesem Tage den Elephantenorden erwartete und anfänglich den Dichter letzten Grades mit dem Phöbus-Apollo-Orden und den spindeldürren begierigen Händen, für einen Abgeordneten aus Kopenhagen hielt, bis ihn eine Verstimme über seinen Irrthum enttäuschte.

Die Fiakres und Kabrioletkutscher in Paris halten an bestimmten Plätzen der Stadt. Nehmen sie hier Fahrlustige auf, so dürfen sie die bestimmte Taxe nicht überschreiten;

ein andres aber iſt es, wenn ſie im Fahren angehalten und um ihre Dienſte angeſprochen werden. Man muß ſich dann vor ihrer Prellerei durch einen Contract ſichern. Daher verlaſſen die Wagenlenker auch gerne ihren Platz, ſobald Jupiter Pluvius die himmliſchen Fenſter eröffnet. Dieſen Act der Bewegung nennen ſie ſehr franzöſiſch: »se mettre à la manivelle.« — Die Franzoſen verwirklichen dieſe Phraſe nur zu gerne bei jeder Sorte Regen — ſelbſt beim Angelregen.

In der Beilage zu den Berliniſchen Nachrichten von den Staats- und Gelehrten-Sachen vom 8. Juni 1839, befindet ſich die ſiebenzehnte ſehr vortheilhafte Kritik der humoriſtiſchen Blätter. Der Herausgeber derſelben weiß, wie wenig von dieſem Lob auf ſeinen Theil kommt und daß er Alles ſeinen vortrefflichen Mitarbeitern verdankt. Er hat höchſtens das Verdienſt dieſe für ſein Journal gewonnen zu haben. Wenn man die humor. Blätter nur nicht ſo unverantwortlich, ohne Angabe der Quelle, beſtöhle. Wie der Rhein, ehe er, ein ehemaliges kühnes Roß, gleich einem Karrengaul im Sande verendet, mehrere Male ſeinen Namen verliert, ſo haben die humor. Blätter das Schickſal, daß ihre Kinder ihnen nur zu bald von Raubblättern geſtohlen werden und dann unter erborgten Namen auf dem Seile tanzen müſſen.

Goethe äußerte einmal gegen mich, als er in der Tanne vor Jena wohnte: »Die Gegend um Jena iſt auf die Dauer die lieblichſte, welche ich kenne.« Wenn die Berge nur Haare hätten, ließe ſich das hören, ſo aber ſchien die Aeußerung doch, wie die alten Oldenburger Juriſten zu ſagen pflegen, **etwas abſonderlich.**

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzeſche Buchhandlung.**

Humoristische

BLÄTTER.

Nel bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 29. Donnerstag, 18. Juli. 1839.

Ein Brief von Grabbe.

Es hat wohl kaum ein andrer Dichter so ganz entgegengesetzte Urtheile erfahren, wie Grabbe. Während Vischer ihn als „Schnappstump" bezeichnet, versetzt ihn Gutzkow unter die Götter. Und doch sind beide Männer ohne allen Zweifel vorzügliche Kritiker, welche eigentlich auf dasselbe Resultat, nicht aber auf ein diametralisch entgegengesetztes Urtheil kommen müßten. Vielleicht rührt dieser Contrast daher, daß der eine den Poeten zu subjectiv, der andere denselben zu objectiv aufgefaßt hat.

Die Poesien Grabbe's zeugen von einer seltenen Phantasie, von einem gründlichen geschichtlichen Studium und sind in einem großartigen Styl angelegt. Nichts destoweniger erfaßt alle seine Leser, je mehr sie sich in den Dichter vertiefen, ein gewisses Mißbehagen, ja ein Schmerz um den Sänger selbst, der sich bei allen seinen Bekannten auf das Peinlichste steigert.

Grabbe lebte und starb auf dem Standpuncte der Ironie, von wo aus er das Höchste untergehen ließ und sich nur selbst genoß. Er vertiefte sich nicht in den Ernst der sittlichen Objectivität, und alle Götter, welche auf seinen gewaltigen Ruf erschienen, versanken auch wieder bei irgend einer verzweifelnden egoistischen Anwandlung auf seinen schrillenden Ruf. Galt dies schon von seinen Schriften.

so zeigte sich dies noch mehr im täglichen Leben. In das interessanteste Gespräch, in die begeisterndste Rede warf er oft, selbst in Gegenwart der anständigsten Damen, fast wie dazu gepickelt, irgend ein schmutziges Wort, über das er dann, wenn es ihm verwiesen wurde, nach einer höflichen Entschuldigung, fast wie ein Wahnsinniger, der irgend ein Schelmstück verübt hat, still zu lächeln pflegte. Der Gedanke, daß alles Höchste leere und eitle Einbildung sey, zertrümmerte ihm die großen colossalen Gestalten, die im wunderbarsten Contraste mit der Zerstörung sein großer poetischer Meißel fortwährend schuf.

Es sind viele verläumderische Gerüchte über das Verhältniß Immermanns gegen Grabbe in Umlauf gesetzt. Wer, wie ich, beide Poeten oft zusammen gesehen, der wird eher Immermanns Nachsicht gegen Grabbe bewundert haben, als jetzt dem kröhwinklichen deutschen Vorurtheil, daß der Landgerichtsrath den verabschiedeten Auditeur über die Achsel angeschaut habe, — als etwas für einen Immermann Unmöglichem den geringsten Glauben schenken. Aber Männer von solchen geistigen Mongolfiers können kleine Abstufungen in der bürgerlichen Welt, Maulwurfshügeln vergleichbar, keine scheidenden Mauern werden. Immermanns Haus, Tisch und Bibliothek standen Grabbe jederzeit zu Dienste. Zu beklagen ist es übrigens, daß die Anfälle von Ironie, welche Grabbe nur zu oft überkamen, ihn aus einer Gesellschaft im Immermannschen Hause entfernten, die ich wenigstens zu den interessantesten rechne, die meiner Erinnerung ein heiteres Wachen oder ein freundlicher Morgentraum vorführet. Grabbe suchte gar bald Gesellschaften auf, in denen er unerzwungen auch jeder gemeinen Eingebung folgen konnte, wo er absolut dominirte und imponirte; Menschen, über die er, hinter deren Rücken, oft Anekdotisches — höchst komische Schilderungen lieferte. — Zuweilen drang die — ich will »Liebe« sagen, in Grabbe's Herz. Er ward dann weich und nannte seine Bestimmung eine verfehlte; wollte dann auch wohl mit herzlichem Händedruck sagen: »In andern Umgebungen sey er ein Anderer, ein Besserer, ein

Glücklicher geworden.« — Schriftſtellern, die er liebte, verſprach er ihre Arbeiten durch eine beſondere Schrift zu verherrlichen.

Ich muß hier noch Eins bemerken. In des geiſtreichen und edlen Duller's Notizen über Grabbe zu deſſen Hermannsſchlacht, findet ſich der ungeheure Vorwurf gegen Grabbe's Mutter, als habe dieſe Frau ſchon das vierjährige Kind zum Branntweintrinken verführt und auf dieſe Weiſe einen langſamen Verwandtenmord begangen — dadurch bewahrheitet und begründet, daß Grabbe dieſes ſelbſt eingeſtanden habe. Es hat ſich bis jetzt kein Vertheidiger für die hart angeklagte Mutter erhoben, auch vermag ich nicht den Gegenbeweis für ſie zu übernehmen. So viel aber bleibt gewiß, daß Grabbe's eigne Behauptung keineswegs ein gültiges Zeugniß giebt. In apathiſchen Momenten zeugte ſeine Ironie oft Kinder mit dem Lügengeiſt, die in ſpätern Tagen für ihn unbezweifelte »Münchhauſenſche Wahrheiten« wurden. Dahin gehören ſeine beſtändigen Klagen in Düſſeldorf, daß ſeine Frau ihm ſein Vermögen vorenthalte, wovon er ſeine alte Mutter ernähren müſſe. — Ich war im Anfang hierüber empört und drang ihm gar meinen juriſtiſchen Rath auf, den er mit einem »Es hilft Alles nichts,« beantwortete. Am andern Tage aber erfuhr ich von Immermann, daß dies Gerede eine fixe Idee Grabbe's ſey, der an das Vermögen ſeiner Frau überall keinen Anſpruch habe, ſich aber einbilde, daß es ſein Eigenthum ſey.

Ich fürchte nicht, daß dieſe Worte, welche ich zum Steuer der Wahrheit über Grabbe niedergeſchrieben habe, mich bei unſern Bekannten einer Lieblosigkeit gegen einen Mann zeihen können, der mir ſo viele Beweiſe von Anhänglichkeit gegeben hat, wie er dies nach ſeiner Individualität nur vermochte.

Möge hier ſein erſter Brief folgen, den er mir vor unſerer perſönlichen Bekanntſchaft, als Antwort auf einige Zeilen an ihn, ſchrieb. Einige Cenſurſtriche anzuwenden zwang mich die Delicateſſe, die man Lebenden und Leſern ſchuldig iſt.

Geehrtester Herr!

Ich danke für Ihren Brief. — Verzeihen Sie meine flüchtige Antwort auf Schreibpapier. Ich schreibe sie während Untersuchung angeblich dienstuntauglicher Militairs, und kann, da meine Stube von ihnen belagert ist, Niemand nach Briefpapier aussenden.

Meine Poesien sind alle flüchtig geschrieben, und nicht so gut als Sie wollen. Mein ansprechendstes Werk muß der Barbarossa seyn. Damals schien mir die Sonne des Glücks, — seit zwei Jahren aber nichts als Geschäfte, Undankbarkeit, Armbruch, alle drei Wochen infolge früheren wüsten Lebens einen mich immer mehr ermattenden Krankheitsangriff, seit 7 Monaten, wo ich, um ordentlicher zu werden, mich häuslich ketten wollte, eine angeblich vor meiner Geistesgröße von hier entwichene Braut, an der ich noch hänge, und, — — das alles muß anders werden oder in diesem Jahre so oder so endigen.

Die Zeit und ihre Trompeter, die Poeten, haben jetzt etwas Krampfhaftes an sich. Niemand benutzt sein Talent recht. Bruchstücke von vielen einzelnen Bruchstücksmenschen sind da, aber Keiner, der sie im Drama oder Epos zusammenfaßt. Wahrscheinlich kommt aber doch einmal der Messias, der diesen Jammer im Spiegel der Kunst verklärt. Wie ist's mit unseren berühmten Tagsautoren? Haben sie Muth? Haben sie Lebensfrische? Kennen sie die Welt? Geldjuden und feige — — sind sie zum Theil. Ich kenne einige.

Werfen Sie sich mir nicht an den Hals. Meine Person würde Sie schwerlich ansprechen. Mein bester Freund findet mich entweder wüst und wild, oder stumm und langweilig, oder in Geschäftslaune, und dabei stets nachlässig im

Betragen. Meine Blüthenſtunden ſind nicht mehr. Ich habe durchgelebt, und lache, obgleich ich keine Feder mehr anſetze, über die in meinen frühern Sachen bewieſene ſchlechte Menſchenkenntniß.

Lebe ich ſo lange, ſo reiſe ich vielleicht nächſten Sommer auf einige Tage nach Hamburg. Ich glaube aber es kommt auch zu dem »vielleicht« nicht, — ſonſt könnten wir uns da ſprechen.

Ich bin hochachtungsvoll

Ewr. Hochwohlgeboren

gehorſamer

Detmold, den 10. Febr. 1832. Grabbe.

1.

Hübſch.

Das Vorſtehende iſt ein Wort, welches dem Munde des weiblichen Geſchlechts gar nicht gut läßt. Nur Männer küſſen's gebrauchen, und auch die nur, wenn ſie unter ſich ſind. Jeder aber muß ſich hüten das Wort anzubringen, wenn über äſthetiſche Gegenſtände geſprochen wird. Ich glaube, in keinem Wort liegt ein ſo verborgener, ſcharfer, giftiger Stachel, wie in dieſem. Sagt man zum Exempel von einem Mädchen, es ſey hübſch, ſo erklärt man gradezu, daß es auf Schönheit keinen Anſpruch machen kann. Was für ein kategoriſches, was für ein Straf- und Todesurtheil aber ſchneidet mehr durch Mark und Bein als dieſes. Wenn Sie, meine verehrungswürdigen Damen, dieſes Wort aus meinem Munde hören, ſo geſchieht es allemal, wenn ich eine Abnormität oder eine Unart als Liebenswürdigkeit bezeichnen will. Die jüngere Tochter des Grafen Molé ſpricht keine drei Worte ohne zu liſpeln: Ich ſage, es iſt ein hübſches Mädchen.

Nach meinem Begriffe kann aber über einen Mann kein ſchlimmeres Urtheil gefällt werden, als wenn man ſpricht: »Es iſt ein hübſcher Mann.« Vielleicht mag darin liegen ſollen, daß man zu dem hübſchen Manne ſo eine Art von Zuneigung, oder was ſonſt, hat; indeß für uns Männer iſt das Wort hübſch zu minutiös, zu kleinlich, zu wenig männlich; man denkt dabei an das Geſicht eines Puppenkopfs; auch iſt das Wort hübſch, von einem Mann geſagt, viel zu wenig ſignificant. Will ein Frauenzimmer, oder muß es ausdrücken, daß ſie einen Mann ihres Blicks werth hält, warum ſagt ſie nicht lieber: »Er iſt ein intereſſanter Mann,« oder: »Er iſt ein Alcibiades-Kopf,« oder: »Er iſt eine prachtvolle Geſtalt,« oder: »Er hat ein Adler-Auge,« oder; »Es liegt etwas Schwermüthiges in ſeiner Erſcheinung,« oder kurzweg: »Er iſt ein ſchöner Mann — das Alles iſt ja präciſer, ſignificanter, als wenn man ſpricht: »Er iſt ein hübſcher Mann.«

Doch vielleicht iſt dieſe Anſicht nur die meine. Ich bitte Sie, meine verehrungswürdigen Damen, gebrauchen Sie die bezeichneten Phraſen, und achten Sie auf den Eindruck, den jede macht, um für Ihren Gebrauch jedes Mal die effectvollſte wählen zu können.

2.

Roh.

Roh iſt offenbar die franzöſiſche Ausſprache des Wortes »rauh.« Das Rauhe aber iſt von Effekt im Gegenſatz gegen das Glatte, das Feine, das Sanfte; deßhalb läßt das Rauhwerk den Damen ſo gut: jedes Stubenmädel will jetzt Sonntags ſeine Boa tragen. Ja, gerade durch die Macht des Gegenſatzes wird es bewirkt, daß wir in unſerer geglätteten, abgeſchliffenen Zeit ſo viel Inclination fürs Rohe haben. Die Bücher ſelbſt werden zwar jetzt ſelten roh, ſondern fein brochirt verkauft; aber der Inhalt iſt oftmals

noch nicht gehörig zu einem Ganzen verarbeitet — er iſt roh — und grade deßhalb gefällt er. Wenn wir die einzelnen Flicken und Lappen haben, ſo ſetzen wir uns ſchon ein ſcharmantes Ganze daraus zuſammen. Und vernehmen wir die erſten unkünſtleriſchen Naturlaute eines ganzen Volkes oder eines Dichters — beide ſind im edelſten Sinne des Wortes »roh« — ſo verlangt der gute Ton, daß wir uns geberden wie Verzückte.

Hannover. Emile d'Estrées.

Abſchied.

O laß noch einmal deine Blicke ſchweifen
Weſtwärts! da dort, ich ſehe Land! und Land!
Es ſchimmert auf ein ſchmaler heller Streifen,
Der ſich, wie um die Perlen Reifen
Von Silber, um die blauen Berge wand.

Im Geiſte wankt' ich auf bekannten Wegen
Den Berg hinan, wo mancher Frühlingsgaſt
Mich grüßte auf den ſaft'gen Stegen
Der Bäume, die den Blütheuſegen,
Getroffen, wirbelten von Zweig und Aſt.

Tief unter mir das Land! es ſchwanken
Gleich Silberadern, von des Berges Hang
Die Bächlein thalwärts. Tauben kurren
In dem Gezweig, indeß die Hirten
Anhuben aus den Gründen den Geſang.

Und dort im Thal die ſtillen dunkeln Lauben,
Die mit dem Blüthenneß der Lenz umſchloß,
Vom Sternenzelte ſchimmerte der Glauben,
O jene Thräne, die, gleich hellen Trauben
Voll ſüßer Liebe, in dem Auge ſchoß!

Das iſt verbei! vom Meere aufgeſprungen
Iſt eine Briefe, ha, die Segel bläh'n
Sich an! das Lied der Heimath iſt verklungen,
Die Möve ſchreilt, in tiefe Dämmerungen
Verſinkt das Land, lebt wohl! es iſt geſcheh'n.

Rudolph Kulemann.

Miscellen.

Ein ſeltenes Beiſpiel von Wahrheitsliebe gab Jemand vor etwa zwanzig Jahren in Hamburg, wodurch er freilich ſeinem ökonomiſchen Vormunde zuvor kam. Er ließ nämlich bekannt machen:

»Ich erſuche Jedermann nichts auf meinen Namen zu borgen, weil ich für nichts haften kann.«

In Neuenburg, einem Oldenburgiſchen Dorfe, überſetzte der Name eines neuen Gaſtwirths den ſeines Vorgängers, dieſer hieß Gildenſtedt, jener »d'Orville.«

Bitte an das Publikum.

Da ich in dem zukünftigen Winter mich ſehr ernſtlich mit den nach meinem Tode erſcheinen ſollenden Memoiren über Oldenburg vom Jahre 1811 an, und namentlich mit der Charakteriſtik einzelner Perſonen beſchäftigen werde, ſo bitte ich nochmals alle meine Freunde und Bekannte, mir etwaiges Material ſchriftlich oder mündlich mitzutheilen, indem ich Jedem hiemit gelobe, daß in dieſer Angelegenheit mit der größten Delicateſſe neben der ſtrengſten Wahrheitsliebe ſoweit möglich von mir verfahren werden wird.

Theodor von Kobbe.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod humanum.

Zweiter Jahrgang.

№ 30. Donnerstag, 25. Juli. 1839.

Schreiben
W. A. Mozarts an den Baron V... *).

Indem wir nachfolgende unschätzbare Reliquie des verklärten Meisters durch den Druck bekannt machen zu dürfen das Glück haben, bemerken wir blos, um den unschätzbaren Eindruck des Ganzen durch kein fernores Wort zu beeinträchtigen, daß dieser Brief zwar ohne Datum, wahrscheinlich aber im Herbst 1790 von Prag aus geschrieben sey. A. W.

Hier erhalten Sie, lieber guter Herr Baron, Ihre Partituren zurück, und wenn Sie von mir mehr Zeuſter**) als Noten finden, ſo werden Sie wohl aus der Folge abnehmen, warum das ſo gekommen iſt. Die Gedanken haben mir in der Symphonie am beſten gefallen; ſie würde aber doch die wenigſte Wirkung machen, denn es iſt zu Vielerlei drinne, und hört ſich Stückweis an, wie, avec permission, ein Ameiſenhaufen ſich anſieht, ich meine: es iſt Eppes der Teufel los darinne. Sie dürfen mir darüber kein Schnipp-

*) Dieſer höchſt charakteriſche wenig bekannt gewordene Brief Mozarts iſt einer, vielleicht wegen ihrer Vortrefflichkeit, zu früh der Lesewelt entrückten Zeitſchrift »Thalia« Mannheim 1793 entnommen.

**) Kreuzweis angeſtrichene Stellen.

chen machen, bester Freund, sonst wollte ich zehntausendmal, daß ich's nicht so ehrlich herausgesagt hätte; und wundern darf es Sie auch nicht, denn es geht ohngefähr Allen so, die nicht schon als Buben vom Abenteuer-Peitsche oder Donnerwetter geschmeckt haben, und es hernach mit dem Talent und der Lust alleine zwingen wollen. Manche machen es halb ordentlich, aber dann sind's anderer Leute Gedanken, sie selber haben keine; Andere, die eigene haben, können sie nicht Herr werden: so geht es Ihnen. Nur um der heiligen Cäcilia Willen, nicht böse, daß ich so heraus platze! Aber das Lied hat ein schönes Cantabile, und soll Ihnen Das die liebe Fränzi recht oft versingen, was ich schon hören mögte, aber auch sehen. Der Menuet im Quatuor nimmt sich auch fein aus, besonders von da, wo ich das Schwänzlein dazu gemalen. Coda wird aber mehr klappen als klingen. Sapienti sat, und auch dem nihil Sapienti, da meine ich mich, der ich über solche Dinge nicht wohl schreiben kann. Unser einer macht's lieber. Ihren Brief hab' ich vor Freude vielmal geküßt. — Nur hätten Sie mich nicht so sehr loben sollen; hören kann ich so was allenfalls, wo man's gewohnt wird, aber nicht gut lesen. Ihr habt mich zu lieb, ihr guten Menschen; ich bin das nicht werth und meine Sachen auch nicht. Und was soll ich denn sagen von Ihrem Präsent mein allerbester Herr Baron! Das kam wie ein Stern in dunkler Nacht, oder wie eine Blume im Winter, oder wie ein Glas Madeira bei verdorbenem Magen, oder — oder — Sie werden das schon selbst ausfüllen. Gott weiß, wie ich mich manchmal placken und schinden muß, um das arme Leben zu gewinnen, und Stännerl*) will doch auch was haben. Wer Ihnen gesagt hat, daß ich faul würde, dem (ich bitte Sie herzlich, und ein Baron kann das schon thun) dem verfetzen Sie aus Liebe ein paar tüchtige Watschen. Ich wollte ja immer immer fort arbeiten, dürfte ich nur immer solche Musick machen, wie ich will und kann, und wo ich mir

*) Constantia, Mozarts Frau.

selbst was daraus mache. So habe ich vor drei Wochen eine Symphonie gemacht, und mit der morgenden Post, schreibe ich schon wieder an Hofmeister, und biethe ihm drei Klavier Quatuor an, wenn er Geld hat. O Gott wär' ich ein großer Herr, so sprach ich: Mozart, schreibe du mir, was du willst und so gut du kannst; aber kriegst du keinen Kreuzer von mir, bis du was fertig hast, hernach aber kaufe ich dir jedes Manuscript ab, und setzt nicht damit gehen um wie ein Fratschelweib. O Gott! wie mich das Alles zwischendurch traurig macht, und dann wieder wild und grimmig, wo dann freilich manches geschieht, was nicht geschehen sollte. Sehen Sie, lieber guter Freund, so ist es, und nicht wie Ihnen dumme oder böse Lumpen mögen gesagt haben. Doch dieses o Canon del diavolo, und nun komme ich auf den allerschwersten Punkt in Ihrem Brief, und den ich lieber gar fallen ließ, weil mir die Feder für so was nicht zu Willen ist. Aber ich will es doch versuchen, und sollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nehmlich meine Art ist beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen? — Nehmlich, ich kann darüber wahrlich nicht mehr sagen als das, dann ich weiß selbst nicht mehr, und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin, und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wann ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und summe sie wohl auch vor mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt ich nun fest, so kömmt mir bald Eins nach dem Andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente u. s. w. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nehmlich nicht gestört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wirklich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's bey-

nach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild, oder einen hübschen Menschen, im Geist übersehe, und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nun wie in einem schönen starken Traum vor. Aber das Ueberhören, so alles zusammen, ist doch das beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herr Gott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hinein gesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beym Schreiben stören lassen und mag um mich herum mancherley vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabey plaudern, nehmlich von Hühnern und Gänsen, oder von Gretel und Bärbel u. d. gl. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt oder Manier annehmen, daß sie Mozartisch sind, und nicht in der Manier eines Andern, das wird halt eben so zugehen, wie daß meine Nase eben so groß und herausgebogen, daß sie Mozartisch und nicht wie bey andern Leuten geworden ist. Denn ich lege es nicht auf die Besonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben; es ist ja aber wohl blos natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Aussehen haben, auch verschieden von einander aussehen, wie von aussen, so von innen. Wenigstens weiß ich, daß ich mir das Eine so wenig als das Andere gegeben habe.

Damit lassen Sie mich aus für immer und ewig, bester Freund, und glauben Sie ja nicht, daß ich aus andern Ursachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß. Sie, ein Gelehrter, bilden sich nicht ein, wie sauer mir schon das geworden ist. Andern Leuten würde ich gar nicht ge-

antwortet haben, ſondern gedacht: mutschi, buschi, Quittle Etsche mollape Newing!

In Dresden iſt es mir nicht beſonders gegangen. Sie glauben da, ſie hätten noch jetzt alles Gute, weil ſie vor Zeiten manches Gute gehabt haben. Ein paar gute Leutchen abgerechnet, wußte man von mir kaum was, außer daß ich zu Paris und London in der Kinderkappe Conzert geſpielt habe. Die Oper hab' ich nicht gehört, da der Hof im Sommer auf dem Lande iſt. In der Kirche ließ mich Naumann eine ſeiner Meſſen hören; ſie war ſchön, rein geführt und breit, aber wie Ihr G. ſpricht ve bieſile külig« etwa wie Haſſe, aber ohne Haſſens Feuer und mit neuerer Cantilena. Ich habe den Herrn viel vorgeſpielt, aber warm konnte ich ihnen nicht machen, und außer wischi waschi haben ſie mir kein Wort geſagt. Sie baten mich auch Orgel zu ſpielen. Es ſind über die Maaſen herrliche Inſtrumente da. Ich ſagte, wie es wahr iſt: ich ſey auf der Orgel wenig geübt, ging aber doch mit ihnen zur Kirche. Da zeigte es ſich, daß ſie einen andern fremden Künſtler in Petto hatten, deſſen Inſtrument aber die Orgel war, und der mich todt ſpielen ſollte. Ich kannte ihn nicht gleich, und er ſpielte ſehr gut, aber ohne viel Originelles und Phantaſie. Da legte ich's auf dieſen an, und nahm mich tüchtig zuſammen. Hernach beſchloß ich mit einer Doppelfuge, ganz ſtreng, und langſam geſpielt, damit ich auskam, und ſie mir auch genau durch alle Stimmen folgen konnten. Da wars aus. Niemand wollte mehr dran. Der Häſſler ab r (das war der Fremde, er hat gute Sachen in des Hamburger Bach Manier geſchrieben) der war der treuherzigſte von allen, obgleich ich's eigentlich ihm verſetzt hatte. Er ſprang vor Freuden herum, und wollte mich immer küſſen. Dann ließ er ſich's bei mir im Gaſthaus wohl ſeyn; die Andern deprecirten aber, als ich ſie freundlich bat, worauf der muntere Häſſler nichts ſagte als: Tauſendſappermentl!

Hier beſter Freund und Gönner iſt das Blatt bald voll, die Flaſche Ihres Weins, die heute reichen muß, bald

leer; ich habe aber ſeit dem Anhaltungsbrief um meine Frau beym Schwiegerpapa kaum einen ſo ungeheuer langen Brief geſchrieben. Nichts vor ungut! Ich muß im Reden und Schreiben bleiben wie ich bin, oder das Maul halten, und die Feder wegwerfen. Mein letztes Wort ſoll ſeyn: Mein allerbeſter Freund behalten Sie mich lieb. O Gott könnte ich Ihnen doch nur einmal eine Freude machen, wie Sie mir gemacht! Nun ich klinge mit mir ſelbſt an: Vivat mein guter, treuer! . . . Amen.

Rondo oder Rondeau.

Im Deutſchen muß man's Rundtanz nennen, ſoll's aber nicht verwechſeln mit Walzer, welcher nur von zwei zweibeinigen moraliſchen Weſen getanzt werden kann. Rondo nimmt man nach altem Brauch gewöhnlich für ein Muſikſtück, welches ein leichtes Motiv leicht bearbeitet, gefällig durch einige Gänge und Wendungen, ohne ſchwere Ausweichungen, hinführt, und zu einem harmoniſchen Ganzen abrundet. Früher glaubte man, ſo ein Rondo ſey blos in der Muſik möglich. Jetzt iſt eigentlich jede gute Rezenſion ein Rondo. Das Buch, entweder ſein Titel oder ein Fragment ſeines Inhalts, iſt das Thema; zuerſt nimmt man's in c dur; dann wirft man's in f, geht allenfalls einmal in a oder b moll, und ſchließt mit der Melodie in c dur. Das Rondo iſt fertig, der Applaus gewiß und endlos. Ein Rondo espressivo in der Literatur iſt ſo viel wie ein Panegyrikus auf einen großen Zeitgenoſſen. Wir haben Ueberfluß daran.

Hannover. Emile d'Estrees.

Heute.

Als Nachgruß
an die vereinigten Liedertafeln zu Hameln.

Aus dem Ocean der Luft
Einen vollen Becher
Recht vom Grund herausgeschöpft
Uebermüth'ge Zecher!
Heut' sind alle Thore auf,
Alle Schranken nieder,
Laßt der Freude freien Lauf,
Freude, Freiheit! Brüder.

In des Lebens Alltagskram
Mag das zwar nicht passen,
Drum auch haben weit genug
Wir den heimgelassen.
Heute sey der Becher voll
Mal zum Ueberfließen,
Heut' mit Bacchus und Apoll
Seliges Genießen!

Und schon früh ich Götternäh':
Aetherleicht gehoben
Schmiegt es wie ein Sphärenton
Sich in mir nach oben.
Wohl, so folg' ich diesem Drang,
Mag ihm heut' nicht wehren,
Morgen sey der heiße Klang
Maaß, Maaß — und Entbehren.

E. Wedekind.

Aus einem Briefe.

Meine Frau erzählt: daß während ihres Besuches in W. mein kleiner Neffe Gustav vor unseres Freundes Hause von zwei Bäumchen alle jungen Pfirsiche abgepflückt und in seine Täschchen zum Spielen gesteckt hat. So holen sich junge noch einfältige Engel die noch unreifen Menschenseelen zu ihrer Unterhaltung und Gott verzeiht ihnen, um ihrer Unschuld willen, und sucht die Eltern zu trösten.

Miscellen.

Ist es nicht charakteristisch, daß vor der französischen Revolution die erste lateinische Declination durch mensa (Tisch) vertreten ward? Die Favorite der Grammatiker mußte in der idealischen Schillerzeit dem Fräulein »stella« (Stern) weichen, die jetzt in dem Eisenbahnzeitalter von dem kleinen Wörtchen via (Weg) fast in allen Sprachlehren wieder verdrängt wird. — So sind also auch die Declinationen wie die Inclinationen der Mode unterworfen. Nur amo (ich liebe) scheint, nach wie vor, die erste Conjugation zu repräsentiren. Damit ist aber natürlich die Geschlechtsliebe gemeint, denn die andere ist so ziemlich aus der Welt verschwunden.

Die wahre Höflichkeit besteht darin, daß man es besser meint als Andere. Ist dies nicht der Fall, so bekommt sie einen hündischen Charakter und wird zum Zerrbild der Menschenliebe.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nos quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 31. Donnerstag, 1. August. 1839.

Neapel und die Neapolitaner

oder

Briefe aus Neapel in die Heimath

von

Karl August Mayer*)

Erster Brief.

Wieder schiltst Du mich in Deinem letzten Briefe, daß ich Dir nichts über Neapel schreibe, ob ich gleich schon mehrere Jahre daselbst lebe, und wieder antwort' ich Dir: Ich wollte erst reine, helle Bilder, wie sie sich nur nach längerem Anschaun gestalten, in mich aufnehmen, skizzenhafte Schilderungen aber denen überlassen, die auf ein paar Wochen oder Monate hierher kommen und dann, wie Schmetterlinge, schnell zu andern Blumen schwärmen. Ich möchte Dich gern in meinem Neapel — wenn der volle Genuß eines Gutes uns berechtigt, es unser zu nennen, so darf

*) Die Redaction der humoristischen Blätter freut sich, ihren Lesern einige Bruchstücke aus einem Werke mittheilen zu können, dessen vollständiges Erscheinen die Lesewelt nach diesen Proben mit Ungeduld erwarten wird. Nach dem Urtheil gründlicher Kenner ist das Werk des Herrn Doctor Mayer das beste, welches über Neapel geschrieben ist.

ich gewiß sagen: mein Neapel — recht einheimisch machen, und nehme Dich nun bei der Hand, und führe Dich überall umher, und lasse Dich nicht eher wieder los, bis Du Alles so gut kennst wie ich. Nur eine Klausel muß ich machen: Gelehrtes bring' ich wenig vor; Du weißt, ich tauge nicht dazu; auch sind Land und Luft nicht darnach; die frischblühende Gegenwart ist hier Alles. Das Beste, was ich von Neapel weiß, hab' ich durch Herumschlendern, Gassen und Beobachten, durch Plaudern mit den Lazzaroni und Fischern gelernt, oder aus dem Munde der Leute von Stand, die sich nur hier nur wenig von erstern unterscheiden. Vieles verdank' ich auch Deutschen, die Neapel seit Jahren bewohnen und so gut Zeugniß ablegen können, wie die Eingebornen selber; Vieles guten Werken über Italien.

Wir wollen es aber so machen: Erst stellen wir uns auf ein Dampfschiff, das gerade in den Golf von Neapel einfährt. Am Molo steigen wir ans Land, und nehmen eine Wohnung in dem schönsten Theile der Stadt; von da durchstreifen wir in den ersten Wochen alle zwölf Quartiere Neapels. Wo es etwas Wichtiges oder Ergötzliches zu schauen gibt, machen wir Halt, und ich demonstrire und erzähle, und Du sollst mit Deinem Cicerone zufrieden seyn. Dann lustwandeln wir auf den nahen Hügeln und am Meere von Villa zu Villa; wir setzen uns unter eine Palme, und ich erzähle Dir, dicht neben der herrlichsten Vegetation, von neapolitanischen Gewächsen, Früchten und Lebensmitteln; von dem glücklichen Klima, das sie gedeihen läßt; von der Lebensart, wie sie ein solcher Himmel hervorruft.

Darauf kehren wir nach der Stadt zurück und beobachten, nun schon bekannt mit Neapel, den Neapolitaner: den Lazzarone und Bettler auf der Straße, den Fischer am Strande, den Handwerker in seiner Bude, den Marchesen in seinem Palaste. Wir erforschen Gutes und Schlimmes in dem Charakter des Volkes, und erwägen, warum er sich so gestaltet habe. Ich führe Dir den Priester und die Geistlichkeit, den Mönch und die Klöster, den Gelehrten und die

Bildungsanſtalten, Künſtler und Kunſt, Kaufmann, Handel und Induſtrie, Beamte und Gerechtigkeitspflege, Militair und Kriegsweſen vor. Religion und Aberglaube, Kirchenfeſte und Begräbniſſe, Liebe und Ehe, Spiel, Lotterie, Muſik, Tanz und Geſellſchaft, das poetiſche Element in der Nation, Improviſatoren, Pulcinell, Puppenſpiel, Theater, Oper und Carneval, die merkwürdige Geberdenſprache des Neapolitaners, ſein derb origineller Dialekt, die bunten, luſtigen Volkskoſtume, Alles ſoll nach Würde beachtet und beſprochen werden. Auch das Leben der hieſigen Fremden, mögen ſie nun angeſiedelt oder blos Zugvögel ſeyn, ihr Standpunkt dem Neapolitaner gegenüber und gute Rathſchläge für den unerfahrnen Reiſenden in Italien, namentlich im Neapolitaniſchen, finden in den Briefen ihre Stelle.

Sodann gehen wir aufs Land; denn wo in der Welt ſollte man aufs Land gehen, wenn nicht hier? Wir ſteigen in der Nacht auf den ſpeienden Veſuv; die glühenden Steine heilen dicht vor unſere Füße fallen, die Lava neben und unter uns fließen. Ganze Dörfer werden wir von ihr überſchüttet ſehen. Zugleich bericht' ich von merkwürdigen Eruptionen vergangner Zeit. Ueberhaupt verſprech' ich Dir Land- und Waſſerfahrten von allerlei Art, und Abenteuer, wie ſie bei italieniſchen Reiſen nicht fehlen dürfen, obwohl ſie jeden Tag ſeltner werden; denn die ſchöne Halbinſel verliert immer mehr von ihrer Eigenthümlichkeit. Wir durchwandern das alte Pompeji, und ſteigen mit Fackeln nach Herkulanum hinab; wir ziehen durch eine Wüſte, in der nur wilde Büffel heimiſch ſind, zu den Tempeln von Päſtum, welche gewiß zu den Schönſten gehören, was uns die Zeit aufbewahrt hat. Wir rudern die Küſte zweier Golfe entlang und landen bei den Städten Salerno, Amalfi, Sorrent, Caſtellamare und an der Felſeninſel Capri. Wir verweilen auf dem ſchönen Iſchia, beſuchen Puzzueli, Baja, Cap Miſen, die Unterwelt Virgils und viele andere merkwürdige Oerter in der Umgegend Neapels. Eine ganze kleine Welt hoffſt Du in meinem Guckkaſten ſehen, wenn auch die Bilder vielleicht nicht alle in der angegebenen Ordnung erſchei

nen; Proſa und Poeſie ſollſt Du hören, denn ein Führer in Italien bricht nothwendig von Zeit zu Zeit in Verſe aus.

Ich kam im Frühling auf einem franzöſiſchen Dampfſchiffe nach Neapel, ohne Rom beſucht zu haben. Die von Rom zu Land gehen, werden von Stufe zu Stufe auf die ſüdliche Pflanzenwelt vorbereitet und ſind weniger überraſcht. Neapel zeigt ſich ihnen von einer unvortheilhaften Seite; zudem bekommen ſie von dem Golfe nichts zu ſehen, und die Stadt ſelbſt behagt ihnen nicht, weil Roms großartige Gebäude und Kunſtwerke, ſeine Paläſte, Kirchen, Tempel, Brunnen, Säulen und Obelisken noch zu friſch in ihrem Gedächtniſſe ſtehen. Auch das neapolitaniſche Volk erſcheint ihnen, neben dem Römer, nur als nackte, ſchmutzige Kanaille, und man hört ſie, oft ſchon nach kurzem Aufenthalte, klagen: Es iſt wohl ſchön hier, aber in Rom war es doch anders!

Ich hatte alſo große Vortheile, und mußte mehr als Andere Neapel geneigt werden, und das bin ich in der That noch ſehr, obgleich ich jetzt Rom und ganz Italien kenne.

In Genf hatte mir ein dicker, rothbackiger Herr geſagt: »Wenn Sie in den Golf von Neapel kommen, werden Sie vor Freude ſterben.« (Er war ſelbſt da geweſen.) Eine Dame meinte, ich würde mit »lautem Weinen« durchkommen. Keines von beidem geſchah. Ich war noch halb ſeekrank und wünſchte ſehnlichſt, recht bald auf feſtem Lande zu ſtehen. Nebenbei ſchaute ich mit mattem Auge nach der Gegend. Man ſieht ſchon aus weiter Ferne die ſchöne pyramidenförmige Geſtalt der Inſel Iſchia und dahinter den alten Feuerwerker, den Veſuv, und den Monte Sanct' Angelo, an deſſen Fuße Sorrent liegt. Ein Matroſe mit einem Banditengeſichte, der mich als Neapolitaner anzog, mußte mir die Namen nennen. Der Kanal, welcher rechts von der niedrigen Inſel Procida, links vom Kap Miſen gebildet wird, iſt die Straße, auf welcher man, von dieſer Seite her, in den Golf von Neapel tritt; er iſt die Pforte, die

zum irdiſchen Paradieſe führt. Kap Miſen iſt ein Felſenhügel, der mit langer, ſchmaler Zunge am Lande hängt; ein grauer, verlaſſener Thurm ſteht wie ein Geiſt darauf und grüßt ernſt hernieder. Die weißen, freundlichen Häuſer Procida's, welche mit ihren platten Dächern im Sonnenſcheine glänzten, ſteigen eine Höhe hinan wie Pilger, die zu einem Muttergottesbilde wallen.

Ein friſcher Morgenwind wehte; flügelſchnell durchſchnitt unſer Schiff die Fluthen, und die Wellen ſpielten ſchäumend um ſeine Bruſt. Von Sonnenſtrahlen blitzend lag das Meer leiſezitternd vor uns; über ihm lachte der tiefblaue Himmel Italiens, der uns ein paar Tage lang verhüllt geweſen. Jetzt ſtand Capri wie eine ſeltſam geſtaltete Wolke am Saum des Horizontes. Das Schiff wandte ſich links; eine Landzunge nach der andern wurde ſichtbar; das Caſtell von Baja erſchien, dann die Stadt Puzzuoli, dann die kleine Niſita, eine Feeninſel mit einem Feenſchloſſe, und hinter ihr der grüne Hügel Poſilipp, »ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen« (pezzo del cielo caduto in terra), wie ihn Sannazar nennt; endlich weit ausgebreitet und amphitheatraliſch empor ſteigend, von fünf Caſtellen bewacht, das königliche Neapel.

Vedi Napoli e poi muori! (Sieh Neapel und dann ſtirb!) rief der Matroſe mit blitzenden Augen. Er war lange Zeit in der Fremde geweſen und ſagte nun jenes Wort, das auch der geringſte Neapolitaner im Munde führt. Ich hab' es nachher manchmal wiederholt, wann ich in lauen Sommernächten im Golfe fuhr.

Kap Miſen, Proſida und Iſchia bilden von der einen Seite die Landzunge von Sorrent, welche mit dem Vorgebirge Campanella endigt, und die Inſel Capri von der andern Seite die Gränze und Mauer, welche den ſchönen Golf von Neapel gegen die Stürme des offenen Meeres ſchützen. Capri und Iſchia, die ſieben Stunden von einander entfernt ſeyn mögen, ſind alſo die äußerſten Gränzwächter; ſie hemmen mit ſtarken Armen die Brandungen des Mittelmeers.

ſo daß nur ſanfte, gebrochene Wellen an das Ufer Neapels rühren.

Der Küſtenſtreif vom Kap Miſen bis Salerno, alſo der Golf von Neapel und der halbe Golf von Salerno, iſt unſtreitig der ſchönſte Theil Italiens, ja einer der ſchönſten in der Welt. Der beſte Stein in der Krone iſt aber Neapel. Es lehnt ſich weſtlich an die Hügel Poſilipp und Vomero, nördlich an Capodimonte und Capo di Chino, und breitet ſich in ſeiner größten Länge am Meere aus. Der Vomero, an deſſen ſteilen Hang bis hoch hinauf ein Chaos von Gaſſen, Gäßchen und Häuſergruppen ſchwebt, trägt auf ſeiner Stirn das Caſtell Sanct' Elmo und ein Kloſter, welche die Stadt herrlich überſchauen. Ebenſo krönt ein Luſtſchloß des Königs den Hügel Capodimonte. Um Neapel her, auf den Höhen und am Meere, liegen hunderte von Villen zwiſchen Reben und Pinien in üppiger Fruchtbarkeit. Die weißen und gelben Kuppeln der Kirchen, die platten Dächer der Häuſer mit hangenden Gärtchen, die hohen Mauern um die Villen, ein paar Palmen und andere Gewächſe des Südens geben der Gegend ein ganz fremdes Ausſehn; man glaubt ſich in den Orient verſetzt.

Die Häuſermaſſe einer Stadt von beinahe 100,000 Einwohnern*) iſt natürlich groß, ſie erſcheint aber dem Fremden aus der Ferne noch viel bedeutender, weil dieſelbe, durch keine Mauern abgeſchloſſen, mit den umliegenden Landhäuſern und Ortſchaften zuſammenfließt. So bedeckt ſie mit den Städtchen Portici, Reſina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und einigen Dörfern, die ſich ihr öſtlich, den Veſuv entlang, in wenig unterbrochener Kette anſchließen, einen Küſtenſtreif von vierzehn neapolitaniſchen Meilen**).

So wohl die Stadt als ihre nahen und ferneren Umgebungen gewähren einen höchſt bewunderungswürdigen An-

*) Im Jahre 1829 hatte Neapel eine Bevölkerung von 375,309 Einwohnern, worunter 15,000 Soldaten, 1876 Fremde und 1160 Neapolitaner aus der Provinz waren.

**) Die neapolitaniſche Meile beträgt nicht, wie die italieniſche, den vierten, ſondern beinahe den dritten Theil der deutſchen Meile.

blick; denn der Golf iſt wie eine gute Bildſäule, an der jedes einzelne Glied als beſondere Schönheit erſcheint. Zwar iſt ſein nördlicher Arm, von Neapel aus, durch den Poſilipp verdeckt; aber einmal läßt man ſich eine ſolche Wand gern gefallen, und dann iſt der ſüdliche Arm ſo reizend in Form und Farbe, als wär' er eigens für die Landſchaftsmaler geſchaffen. Jean Paul, glaub' ich, hat die ſeltſam geſtaltete Inſel Capri eine ſchlafende Sphinx genannt, und in der That liegt viel Wahres in dieſer Vergleichung. Die Ufer von Caſtellamare und Sorrent mit ihren ſchönen Gebirgslinien und dem Monte Sanct' Angelo, dem höchſten Punkte der Gegend, ſchwimmen wie das Land der Seligen über dem Meere. Die Luft iſt ſo rein und klar, daß man jenem Geſtade unglaublich nahe zu ſeyn wähnt, und nur die lange Ueberfahrt zeigt die Entfernung. Unbeſchreiblich iſt der magiſche violette Ton dieſer Berge und Ufer gegen Abend. Wer ihn nur auf Gemälden ſieht, hält ihn für unmöglich. Dann erſcheint auch der dunkle, doppeltgezackte Veſuv wie verklärt. Einſam und abgeſchloſſen wie ein ſeltſamer Fremdling, aber edel in ſeinen Formen ſteht er neben den andern Bergen — eine Hauptzierde der Gegend, auch wenn ſeine Feuer ſchlafen. Sein Fuß iſt zwei Stunden von Neapel entfernt, aber oft glaubt man ihn greifen zu können. Er ſtieß gerade eine Rauchſäule aus, als wir glücklich im Hafen anlangten. Ich nahm das für ein Zeichen ſeiner Gunſt, und wirklich hat er ſich mir ſeitdem in aller Kraft und Pracht gezeigt.

Drei abgetakelte Linienſchiffe und ein paar Fregatten des Königs lagen damals auf der Rhede und im Hafen; außerdem wimmelte es von Kauffahrern der verſchiedenſten Nationen. Es war ein über alle Beſchreibung buntes Gewühl, was noch durch die Fiſcherbarken, die von den Inſeln und der ſorrentiner Küſte kamen oder dahin abgingen, und durch eine große Menge Nachen vermehrt wurde. Ein unermeßlicher Lärm ſcholl uns entgegen. Ein Heer halbnackter Fiſcher mit rothen Mützen drängte ſich mit Kähnen um das Dampfſchiff: Una barca, Signora! una barca, Eccel-

lenza! ſchrieen hundert heiſere Kehlen von allen Seiten. Gern hätten wir ihrer Einladung Folge geleiſtet; aber wir mußten noch zwei lange Stunden an Bord bleiben, während welcher Zeit wir zahlreichen Beſuch aus Neapel erhielten. Ein Arzt und ein Polizei-Offizier näherten ſich jetzt in einem Nachen mit buntem Zelte; der Offizier wehte ſich mit einem Fächer Kühlung zu. Geſundheitszeugniſſe und Päſſe wurden von unſerm Kapitain in blechernen Kapſeln hinabgereicht und von ihnen — als hätten wir die Peſt — mit langen hölzernen Zangen gefaßt. Nachdem die Herren eine ſcrupulöſe Unterſuchung damit vorgenommen hatten, kamen ſie an Bord; die Namen der Paſſagiere wurden verleſen, und der Polizei-Beamte forſchte mit wichtiger Amtsmiene, immer fächelnd, nach unſerem »Charakter,« auch nach dem der Damen, begnügte ſich aber mit jeder beliebigen Antwort. Endlich theilte er uns Aufenthaltskarten aus, und wir fuhren in Barken ans Ufer nach der Dogana, wo hungrige Zöllner unſerer warteten. Auch das war jetzt abgethan. Ich lud mein Gepäck meinen Schiffern auf, und folgte ihnen nach der Stadt in ein neues Meer — von Menſchen und Häuſern. Davon das nächſte Mal.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Nachricht.

Da nach den hier beſtehenden Poſteinrichtungen die Journale und Zeitungen prænumerando bezahlt werden müſſen, ſo werden die rückſtändigen Abonnenten nunmehr erſucht, den Betrag den reſpectiven Poſtämtern unverzüglich zu entrichten.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 32. Donnerstag, 8. August. 1839.

Neapel und die Neapolitaner

oder

Briefe aus Neapel in die Heimath

von

Karl August Mayer *).

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Rom ist die Stadt der Vergangenheit, Neapel die Stadt der Gegenwart. Rom zählte unter den Kaisern eine Million Einwohner und jetzt etwa hundertzwanzigtausend; Neapel ist nicht größer, aber seine Bevölkerung ist die dreifache *). In Rom ist wenig Leben; Alles ist still und ernst; die Geister einer entschwundenen großen Zeit schreiten durch die Straßen, und unter den glatten, weißgetünchten Häusern von gestern und heut stehen überall großartige Monumente der Vergangenheit. Der Römer selbst hat etwas von der Grandezza des Spaniers; seine Haltung ist edel, sein Gang langsam; er weicht nicht gern aus. Von Allem findet man hier das Gegentheil. Eine neapolitanische Straße ist ein wahrer Ameisenhaufen; wie die Aale schlüpfen Wa-

*) Vergleicht man Flächeninhalt mit Einwohnerzahl, so kommen auf jeden Kopf nur vier Quadratschritte.

gen an Wagen, Reiter an Reitern, Fußgänger an Fußgängern vorüber, und der Lärm iſt ſo ungeheuer, daß ihm der lauteſte deutſche Jahrmarkt nicht gleichkömmt.

Kein bunteres Bild kann gedacht werden, als das Gewühl in der langen von Süden nach Norden ſanft anſteigenden Straße Toledo, der Pulsader Neapels. Zwei ſelten unterbrochene Reihen hin- und hergehender Equipagen und Miethkutſchen, unter die ſich noch mehrere Omnibus und viele Reiter miſchen, drängen die Fußgänger und einen guten Theil der Pferde, Maulthiere und Eſel, welche Früchte und Gemüſe in die Stadt und Unrath aus derſelben fort ins Feld tragen, rechts und links an die Häuſer. Hier fänden ſie aber wenig Raum, wäre nicht die Straße von anſehnlicher Breite. Denn nicht allein die Beſucher der Kaffeehäuſer, deren es, wie in ganz Italien, unzählige giebt, ſitzen, der friſchen Luft wegen, weit in die Gaſſen hinein, ſondern auch alle Arten von Handwerkern: Schneider, Schuſter, Schloſſer, Sattler, Blechſchmiede arbeiten Tags und bei Licht — zum größten Mißvergnügen Nikolai's — nicht in, ſondern vor ihrer Bude, wenn ſie nicht von der Glut der Mittagsſonne, vom Regen oder von der Tramontana (Nordwind) verſcheucht werden. Die Kleinverkäufer, deren Zahl Legion iſt, und die Geldwechsler ſind ebenfalls mit ihren Tiſchchen auf der Straße poſtirt. Eine Menge Garköche, welche hauptſächlich Maccaroni bereiten; Friggitori, welche Küchlein und Fleiſch in Oel backen; Aufwärter aus Kaffeehäuſern, die Kaffee bringen; Leute, die Kaſtanien, Pinienkerne und Maiskolben röſten, haben ihre Kohlenbecken und blechernen Oefchen gleichfalls in der Straße aufgepflanzt, und die vielen Stände der Acquaiuoli (Eiswaſſer-Verkäufer) nehmen auch einen nicht geringen Raum ein. Alle dieſe Leute haben ihr Publikum, welches ſchmauſt und trinkt, gafft und ſchwatzt.

Ueberhaupt drängt ſich, wer Etwas zu verkaufen hat, ſo weit in die Straße hinein als möglich, damit recht viele Fußgänger dicht an ihm vorüber müſſen. Der Glashändler ſtellt ſein Dutzend elender Gläſer, man möchte ſagen zwi-

ſehen die Füße der Leute, und ſchiebt ruhig rothes Papier unter, damit ſie einen ſchönen Schein haben. Zerträte ihm ein Vorübergehender eins, ſo würde er einen furchtbaren Lärm machen und das Sechsfache des Werthes begehren. Der Fiſchhändler, der getrocknete Fiſche auf einem Karren herumfährt, verweilt im dichteſten Haufen der Auf- und Niedereilenden ein Viertelſtündchen, und er würde Jeden auslachen, der ihm ſagte, er ſolle auf einem freien Platze halten. Und ſo in hundert ähnlichen Fällen.

Dazu kommen noch die Landleute, Lazzaroni, Bettler, welche, theils um auszuruhen, theils um zu gaffen, theils um Erwerb oder Geſchenke abzupaſſen, quer durch die Straße liegen, mit dem Kopfe an den Häuſern, ſo daß man bisweilen über ſie wegſteigen muß. Letzteres iſt um ſo weniger erfreulich, da ſie oft in der ekelhafteſten Ungeziefer-Jagd begriffen ſind. Dieſe Leute haben ſich ſo ſehr gewöhnt, das Pflaſter zum Ruhebett zu haben, daß ſie beim größten Lärm in tiefem Schlafe liegen.

Oefters fällt es nun gar einem capitano ein, ſeine Soldaten gaſſenbreit marſchiren zu laſſen. Du wirſt das nicht ſinnreich finden, aber es geſchieht. Flüchten dann nicht Wagen und Fußgänger zu rechter Zeit in die Nebenſtraßen, ſo geht es toll her, und Flüche aus dem Munde der Männer, und Anrufungen der Madonna von Seiten der Frauen erſchallen überall her.

Neapel nimmt ſich neben einer nüchternen proteſtantiſchen Stadt im Norden wie ein Blumengarten neben Ackerfeld aus. Die Mannichfaltigkeit der Trachten, Stände und Völker iſt hier bei weitem größer. Zwar tragen ſich die Neapolitaner, die nicht zur unterſten Klaſſe gehören, wie wir, deſto greller iſt aber das Koſtüm eben dieſer außerordentlich zahlreichen Klaſſe: die rothen Mützen und Leibbinden der Fiſcher und Lazzaroni, die ſeidenen Kopftücher, bunten Mieder und Kleider der Weiber vom Lande. Dazu kommen die hochrothen Uniformen der Garden und Schweizer-Miethtruppen, die Weltgeiſtlichen in langen ſchwarzen Gewändern, dann die verſchiedenen Mönchsklaſſen: die bär-

tigen Kapuziner in braunen Kutten mit hellerem Stück auf der Bruſt und mit Sandalen an den nackten Füßen; die Franziskaner in ähnlicher Tracht, aber ohne Bart und zum Theil ſo kahl geſchoren, daß nur noch ein ſchmaler Kranz von Haaren ſteht; ferner die weißen Camaldulenſer, die weiß-ſchwarzen Dominikaner, die Benediktiner, die Theatiner, die Auguſtiner, die Trinitarier, und wie ſie ſonſt noch heißen mögen, alle in eigenthümlichem Koſtüme. Auch Nonnen zeigen ſich hier und dort, deren Kleidung und Orden denen der Mönche entſprechen, am meiſten aber die ſogenannten Hausnonnen (monache di casa) oder barmherzigen Schweſtern. Hierzu rechne die Zöglinge geiſtlicher, meiſt jeſuitiſcher Inſtitute, welche, von ihren Lehrern begleitet, in langen Zügen durch die Straßen wandern; die See- und Landcadetten, die Schüler mediciniſcher und chirurgiſcher Anſtalten, die Waiſenkinder, die Siechen, die Brüderſchaften, welche alle ihre Uniformen, zum Theil in den ſchreiendſten Farben, haben. Rechne die buntſcheckigen Domeſtiken, die Thürſteher, von denen manche hochroth von Kopf bis zu Fuß ſind, und die kanariengelben Zuchtlinge hinzu, die öfters in den Straßen beſchäftigt werden, und Du haſt einen kleinen Begriff von dieſem ewigen Carneval.

(Die Fortſetzung folgt.)

Extrapoſt mit eignen Pferden.

Vor einiger Zeit begab es ſich, daß ein Reiſender, welcher mit eigenen Pferden und Wagen fuhr, Abends in einen Gaſthof, den wir den »König von Griechenland« nennen wollen, einkehrte. Seine Füchſe waren von der Hitze des Tages ungemein ermüdet, und obgleich nach Schiller dies ſelbſt den Götterroſſen, welche die Journaliere der Erde, den Sonnenwagen ziehen, zuweilen paſſiren ſoll, ſo war der Eigenthümer derſelben durch die eingetretene Mattigkeit doch ſo ſehr in Furcht und Schrecken geſetzt, daß er ſchon auf der letzten Station, eine Krankheit ſeiner Vierfüßler ahnend, ſie zu verkaufen beſchloſſen hatte.

Er wandte ſich daher am folgenden Tage an den Wirth, der mit müden Pferden beſſer bekannt ſeyn mochte, als der Reiſende. Beide wurden bald handelseins. —

»Um Mitternacht erbitte ich mir die Extrapoſtpferde, Herr Wirth!«

»Sehr wohl, mein Herr. Johann! beſtelle Extrapoſt für den Herrn, Punct zwölf Uhr.«

Nach der Abendtafel wurde der Handel mit einigen Flaſchen beſiegelt.

Da erſcholl das Mantellied in kaum erkennbar verhunzten Tönen.

»Die Poſtpferde ſind da, leben Sie wohl, lieber Herr Wirth!«

»Glückliche Reiſe!«

Der Reiſende huſchte in ſeinen Wagen, der trotz der Dunkelheit wie ein Vogel dahin flog.

»Sapperment! das heißt gut gefahren!« rief der Reiſende auf der nächſten Station, als er ſeine Uhr repetiren ließ. »Da Schwager! nimm ein Trinkgeld und erzähle deinem Nachfolger, wie ich gute Poſtillone belohne.«

In dem Augenblick nahte der Wagenmeiſter mit der Laterne.

»Aber was iſt das?« rief der Reiſende, »das ſind ja meine Pferde!« — —

»Ja, dat ſind gode durable Pehr. De hett min Herr güſtern von dem Werth ton König von Griechenland kofft,« (Ja, das ſind gute durable Pferde, die hat mein Herr geſtern von dem Wirth zum König von Griechenland gekauft,) ſchmunzelte der Poſtillon.

Eine Antwort

an einen unbekannten Frager.

Auf die aus Bremen geſchehene Anfrage eines Anonymus: Warum die dortigen Abonnenten der humoriſtiſchen Blätter ſolche erſt vier Wochen nach der Herausgabe erhalten? dient

zur Antwort, daß dies nur bei ſolchen Leſern der Fall ſeyn kann, welche dieſe Zeitſchrift auf Buchhändlerwege beziehen, daß aber diejenigen Abonnenten, welche ſich die Blätter durch die Poſt kommen laſſen, gegen die mäßige Vergütung von vierundzwanzig Grote für das ganze Jahr dieſelben am Tage nach ihrem Erſcheinen in Händen haben.

Die Redaction der humoriſtiſchen Blätter.

An Bav.

Du verachteſt meine Scherze?
Gierig greif' ich nach den Deinen,
Aber wenn ich ſie erzähle
Sind ſie wiederum die meinen.

Hors-d'oeuvres.

Es giebt nichts Unausſprechlicheres als meine Liebe, verſicherte ein verliebter Geck einer ſchönen aber kalten Blondine. Dieſe aber nahm ein Stück Papier, ſchrieb zwei Worte darauf und reichte ſie dem Céladon mit den Worten: »dieſe ſind noch unausſprechlicher.« Es waren: Meßwechſel, Wachsmaske,« Worte, die ſchnell nach einander auszuſprechen faſt unmöglich iſt.

Dem Vernehmen nach ſoll Fouqué lange ungewiß darüber geweſen ſeyn, ob ein Edelmann, der dem Teufel das Ehrenwort gegeben ihm in die Hölle zu folgen, als Chriſt dieſes Verſprechen brechen dürfe. Dieſer Zweifel macht es nicht unwahrſcheinlich, daß Fouqué eigentlich von einer alten deutſchen Familie iſt, bei der es Brauch war, die Freiheit zu verſpielen und dann als Bedienter Kavalierparole zu halten.

Auch der Inſtinkt läßt ſich täuſchen. Die Delphine werden von den Fiſchern mit künſtlichen fliegenden Fiſchen gefangen.

Verliebte ſind gewöhnlich nicht recht genießbar, das geht ſelbſt den Häringen ſo, und deßhalb ſind die Bremer im Durchſchnitt die ſchlechteſten. Dieſe werden nämlich gewöhnlich von Schotten im März, wenn die Häringe, um zu laichen, ſich den Küſten nahen, gefangen und dann an Bremer Schiffer verkauft.

Der älteſte Karrenſchieber geht in Hamburg in der Mitte des Zugs. Vor Jahren begab es ſich, daß der Sohn eines ſolchen Karrenſchiebers ſeinem Vater entlief, in die Hände eines Werbers und dann in preußiſche Dienſte kam. Ein gutes Betragen, Fleiß und Muth halfen ihm bald über das Gemeine hinweg; zehn Jahre ſpäter ſchmückten mehrere Ordenskreuze die Bruſt des Majors. Da reiſte er nach Hamburg, um ſeinen Papa zu beſuchen, der übrigens nicht ſehr von dem Glück ſeines Sohnes ergriffen ſchien, und nachdem er ſich deſſen Stellung erklären und die fremden Inſchriften auf den Orden hatte überſetzen laſſen, ruhig bemerkte: Dat is all god, min Söhn, aber du harſt hier ock all in de Mitt gahn kunnt. (Das iſt alles recht gut, mein Sohn, du hätteſt hier aber auch in der Mitte gehen gekonnt.)

Miscellen.

Der König Alfred von England, welcher gegen Ende des neunten Jahrhunderts lebte, handhabte eine ſo vortreffliche Polizei in ſeinem Lande, daß, als er öffentlich goldene Spangen an den Straßen aufhängen ließ, niemand ſich getraute, dieſe anzurühren. — Heut zu Tage iſt das anders im lieben England, man ſtiehlt am meiſten Spangen, während man einen Andern aufhängt.

Es wird behauptet, daß in England eine Gesellschaft sich bilden will, um constitutionelle Verfassungen und Autokratien zu versichern. Volk und Fürst zahlen jährlich eine mäßige Summe, gelingt die Contrerevolution, so daß der Boden so fest wird, daß das Gras der Rechtmäßigkeit darauf wachsen und man auf demselben kniend Dankgebete darbringen kann: so zahlen die Assuradeurs dem unterliegenden Theil den bestimmten Vesekerlohn. Es sollen bereits bedeutende Bestellungen darauf gemacht seyn. Wie es heißt, muß indessen jede Verfassung eine Lebensfähigkeitsbescheinigung von zwei Ministern der Mächte ersten Ranges beibringen, auch sollen Serbien und Spanien, so wie alle Länder in fremden Welttheilen von der Versicherung ausgeschlossen seyn.

Literarische Anzeige.

Unter dem Titel: Sechs Jahrhunderte aus Guttenbergs Leben. Kleine Gabe zum großen Feste, wird ein Werk vom Franz Dingelstedt, mit Randzeichnungen vom Professor Müller in Cassel, in Holz geschnitten von den berühmtesten Künstlern, Anfangs 1840, in groß Imperial-Quart, elegant brochirt, erscheinen, welches nur 2 Rthlr. 12 ggr. im Subscriptionswege kostet. Für die Vortrefflichkeit der typographischen Kunstblätter bürgt der Ruf der Pariser Meister, Andrew Best und Leloir, für den Werth des Textes der Name Dingelstedt, den unter ihre Mitarbeiter zu zählen sich die humoristischen Blätter zur Ehre und Freude rechnen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 33. Donnerstag, 15. August. 1839.

Neapel und die Neapolitaner

oder

Briefe aus Neapel in die Heimath

von

Karl August Mayer

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Der Fremden hab' ich noch gar nicht Erwähnung gethan: der Deutschen, Engländer, Franzosen, Spanier, Dänen, Russen, Amerikaner, die gaffend umherstreifen. Hier und dort erscheint auch ein Grieche oder Mohr in dem Kostüme seiner Nation.

Denke Dir nun den unsäglichen Lärm, den all das Volk macht, das Geschrei der stabilen und umherwandernden Verkäufer: Oh che bella cosa! — Pesci! pesci! — Oh che bella pizza! — Gelati, Signori, gelati, un gran il bicchiere! — Galli! galli! — Belli portugalli! (O welche schöne Sache! — Fische! Fische! — Gefrorenes, meine Herren, Gefrorenes, das Glas einen Gran!*) — Hähne! Hähne! — Schöne Pomeranzen!) denn alle krei-

*) Ungefähr vier Pfennige.

schen, als sollten ihnen die Kehlen bersten*). Dazwischen schreien wieder die Kutscher: Carrozza, Eccellenza, carrozza! (Einen Wagen, Excellenz, einen Wagen!) oder, wann sie im Gedränge fahren: Guarda! guarda! (Achtung! Achtung!), was sie fast wie quak! quak! aussprechen. Vor den Kirchen stehen, besonders Morgens, Leute, die mit blechernen Kapseln rasseln und den Vorübergehenden: Alla messa! (In die Messe!) zurufen. Misericordia! ruft der Bettler neben ihnen, muojo di fame! (Erbarmen! ich sterbe vor Hunger!). Indessen quickt der Pulcinell in seinem Kasten; in einer Seitenstraße wird der Tamburin geschlagen und Tarantilla getanzt; ein Prinz fährt vorbei und die Wachen rufen heraus; die Schlosser, Blech- und Kupferschmiede hämmern; ein paar Esel schreien nach Herzenslust; das Militair pfeift, trommelt, paukt und trompetet, und vor einer der unzähligen Kirchen wird das Fest des Patrons durch Abschießung eines halben Hunderts kleiner Böller, die rasch hintereinander losgehen, gefeiert. So geht es alle Tage bei uns, und es ist lustig genug für mich, der ich gute Nerven habe und nicht in dieser Straße wohne.

Oft ziehen noch Processionen oder Leichenzüge mit seltsam vermummten Gestalten durch die Straßen, denen Jedermann ehrfurchtsvoll grüßend ausweicht; oder der Priester trägt die Hostie vorüber — da schweigt auf einen Augenblick der Lärm, und der Prinz in seiner Karrosse, wie der Bettler auf der Straße entblößt sein Haupt und neigt sich tief, oder fällt nieder, ja auf den höchsten Balkonen liegt Alles auf den Knien. Kaum ist aber der Priester vorüber, so geht das Getöse von neuem an.

Gegen Abend wird es nicht viel stiller; denn Sommers fängt man nun erst an, die freie Luft zu genießen, und auch die Gewerke ruhen nicht. Die Wasserverkäufer hängen eine Menge Laternen um ihre Stände; die Kleinhändler und Handwerker zünden Lichter und Lampen an, und die Garköche schüren nun ihre Kohlen am eifrigsten.

*) »Napolitani mastri in schiamazzare« sagt Alfieri Son. CXLIII.

Ganz Toledo iſt ſo illuminirt, und die ſilberglänzenden Nadelfiſche und Alici ſchimmern nur noch viel ſchöner. In den Straßen Chiaja, Santa Lucia und am ganzen Ufer hin bis Carmine iſt dieſelbe fröhliche Beleuchtung. Das Oel wird ja in Italien in ſo großer Menge gewonnen, daß der ſtarke Verbrauch deſſelben nicht auffallen kann. So ſah ich eines Abends um Zehn ein altes Mütterchen in Santa Lucia vor einem Tiſchchen ſitzen, auf dem ein Licht hinter einem Stückchen ölgedrängten Papiers neben vier Semmeln brannte. Die vier Semmel waren ihre ganze Waare!

Seit 1806 werden die Gaſſen durch Laternen erleuchtet, und ſind nun ſo ſicher geworden, daß Mord und Raub zu den Seltenheiten gehören *). Früher fuhr man, ſobald es dunkel war, mit Fackeln, welche die hintenaufſtehenden Bedienten hielten, und noch jetzt reiten Fackelträger vor den Wagen des Hofes. Die ſteinernen Köpfe oder Masken mit weit aufgeſperrtem Maule, die man neben den innern Treppen der Paläſte ſieht, dienten zum Auslöſchen der Fackeln. Man ſtieß ſie den Frazen in den Schlund.

Vor den Theatern und, während eines großen Theils der Winterzeit, vor den Maskenbuden ſtehen eiſerne, mit brennenden Kienſpänen gefüllte Gefäße, was eine breite, rothe, weithin leuchtende Flamme giebt.

Da ſich zu allen Zeiten der Nacht Menſchen auf den Straßen herumtreiben, iſt Neapel auch nie ganz todt. Ja noch um zwei, drei Uhr ſieht man in und vor der Stadt Tiſche mit Branntweinen und Liqueuren von den verſchiedenſten Farben aufgeſtellt, und die Kryſtallflaſchen glänzen von fern im Scheine des Feuers, das oft vor dieſen Tiſchen unterhalten wird.

Noch ein Wort übers Feuer, ehe ich ſchließe. In Tyrol ſieht man überall Sankt Florian, der vor Feuersbrünſten bewahrt, auf die tannenen Hütten gemalt. In Neapel wird dieſer Mann nie zu Ehren kommen; denn man hat

*) Anm. vom Jahre 1838. Man hat jetzt angefangen, Neapel mit Gas zu beleuchten, das aus Oliven gepreßt wird. Die Oliven ſind noch weiter brauchbar.

hier nichts für maſſive Häuſer zu fürchten, deren Fußböden und Treppen aus Stein, deren Dächer aus hartgeſchlagener Erde beſtehen. Die Kinder ſpielen auf der Straße mit Feuer und tanzen ſingend um flackerndes Stroh; Schwärmer und Frösche werden daſelbſt jeden Abend abgebrannt, und man läßt die Strohſäcke und das Hausgeräthe ſolcher, die an anſteckenden Krankheiten*) geſtorben, auf den Dächern in Flammen aufgehen.

Ich verſichere Dich, es iſt recht luſtig mit den vielen Feuern.

Dritter Brief.

Ich habe Dir im vorigen Briefe die erſten Eindrücke geſchildert, die der Reiſende hier empfängt; ich fahre fort, von dem zu ſprechen, was gleich ins Auge fällt, von der Stadt und ihren Gebäuden.

Zuerſt ein Wort von dem **Pflaſter Neapels**, das wir jetzt betreten. Durch ganz Italien — ich möchte von den anſehnlichen Städten faſt Rom allein ausnehmen — iſt das Pflaſter ſo vortrefflich, daß ein Deutſcher, der nach langem Aufenthalte in dieſen Städten ins Vaterland zurückkehrt, wirklich Schmerzen zu beſtehen hat. Man bekömmt in Neapel einen mehr ſchwebenden Schritt, denn man wandelt auf breiten Lava-Quadern oder Polygonen faſt wie in einer deutſchen Hausflur. Erhöhte Fußwege giebt es freilich nicht, obgleich ſie beim Regen und im Gedränge der Wagen ſehr brauchbar wären. Von Zeit zu Zeit werden die Steine, beſonders an abſchüſſigen Stellen, rauh gehauen, damit die Pferde nicht ausgleiten. Wo das Pflaſter ſchadhaft iſt, ſtellt man es mit großer Sorgfalt wieder her, indem man neue würfelförmige Blöcke von bedeutender Größe einſetzt und feſt in einander fügt.

*) Namentlich an der Lungenſchwindſucht, die häufig vorkommt. Wohnungen, wo Lungenſüchtige geſtorben ſind, laſſen ſich nur ſchwer vermiethen. Auch hat die Regierung ängſtliche Beſtimmungen in Betreff dieſer Kranke getroffen.

Sonſt iſt der Anblick der hieſigen Gaſſen*) nicht erfreulich; denn, mit Ausnahme Toledo's und einiger andern großen Straßen, werden ſie niemals, ich ſage niemals gereinigt. Man überläßt dies dem Regen, der oft mehrere Monate lang nicht fällt, aber, wann er erſcheint, ſein Amt vortrefflich zu verwalten pflegt. Für den Abfluß des Waſſers, das dann mit großer Macht aus den höhern Stadttheilen durch die niedern nach dem Meere ſtrömt, iſt ſchlecht geſorgt. Sogar durch Toledo ſchießt bei Platzregen in der tiefern Mitte der Straße ein ſo heftiger Strom, daß die Fußgänger nicht wohl nach der andern Seite gelangen können und oft, bei verunglücktem Sprung, in den Strudel gerathen, wie es mir einmal ergangen iſt. Auch von den Häuſern ſtürzt der Regen mitten in die Gaſſe. Der Unrath, welcher dann aus höheren Stadttheilen in niedere geſtoßt wird, liegt noch lang als Monument neapolitaniſcher Reinlichkeit da**).

Die Brunnen Neapels werden, wie ich ſchon angedeutet, von den römiſchen ganz verdunkelt. Dort ſieht man, um nur einen zu erwähnen, auf der Treppe der Piazza Navona die Fontaine von Bernini, wo aus einer Marmorſchale von 46 Par. Fuß im Durchmeſſer ein Felsſtück mit einem granitenen Obelisken aufſteigt. Den Felſen umgeben vier koloſſale Statuen: Donau, Nil, Ganges und La Plata, die eine Fluth von Waſſer in die Schale gießen; daher ein hoher Fremder, dem man den Brunnen zeigte, nach einer Weile geſagt haben ſoll: »Jetzt iſt's gut; ſtellen's ein.« — Ueberhaupt fließen Rom von allen Seiten reiche, köſtliche Quellen zu, und unzählige Brunnen von großer Pracht ſchmücken Straßen und Plätze. Neapels Umgebung iſt dagegen waſſerarm; ſchon im Dorfe Capodimonte behilft man ſich kümmerlich mit Ciſternen. Der vulkaniſche Boden und die unterirdiſchen Feuer, die überall noch wirken, mögen

*) Große Gaſſen (Hauptſtraßen) heißen ſtrade, kleinere (Quergaſſen) vicoli oder ſtradi.

**) Z. B. in der ſtrada di Chiaja, wo die Gelandten wohnen.

die Schuld haben *). Es fehlt ihm daher an Brunnen, und die wenigen sind den Architekten keinen Dank schuldig. So ist die Fontaine in der Straße Medina, obgleich sie hier la famosa Fontana Medina heißt, nur ein mittelmäßiges Ding, das ein Florentiner oder Venetianer gleichgültig, ein Römer mit Verachtung ansieht. — Der Stadttheil Pizzofalcone hat allein gutes Quellwasser.

Mehr Lob verdienen die Häuser Neapels. Sie haben wegen ihrer platten Dächer ein seltsames Ansehen und scheinen noch nicht ausgebaut. Ich bin freilich jetzt so daran gewöhnt, daß mir eine Stadt mit wirklichen Dächern, und wären es auch niedrige römische, ganz nordisch und kalt vorkommt.

Die platten, mitunter auch etwas gewölbten Dächer oder Astrico's (richtiger wohl Lastrico's — Estriche) bestehen aus einem Gemisch von verwittertem vulkanischem Gestein und Kalk, welches über das Gebälk des höchsten Stockwerks gebreitet und so lange geschlagen wird, bis Wasser, das man fortwährend darauf schüttet, nicht mehr eindringen kann. Langem, ununterbrochenem Regen widersteht es selten; es entstehen Sprünge, und das Wasser sickert durch in die Stuben **). Diese Sprünge werden dann mit schwarzem Peche verkittet, weßhalb die meisten Astrico's breite Streifen haben. In einem weniger warmen Klima sind sie nicht an ihrer Stelle; daher man sie in den Städten und Dörfern, die um einige Stunden weiter nordwärts liegen, schon nicht mehr findet. Südlich von Neapel werden sie ganz allgemein, und Sicilien kennt keine andern Dächer.

*) Neapel erhält Wasser von Sant' Agata de' Goti, 30 Miglien (15 Stunden) weit durch einen Aquädukt, den zwei Pfeiler, Alessandro Cimarelle und Cesare Carmignano, auf eigene Kosten im 17ten Jahrhundert bauten, und von Galerta her leiteten. Die niederen Östlichen Gegenden der Stadt begnügen sich mit geringerem Wasser vom Vesuv, das nur einen Weg von 5 Miglien hat.

**) Daher wohnt es sich im obersten Stockwerk schlecht; überdieß wird es in der Sonne außerordentlich heiß.

Auch die Kuppeln vieler Kirchen beſtehen aus Eſtrich, das nicht ſelten mit gelben Lackfarben überzogen iſt, und wie Gold in der Sonne ſchimmert.

Die platten Dächer geſtatten dem Neapolitaner, viel in freier Luft zu leben, ohne auszugehen. Freie Luft iſt ihm aber das größte Bedürfniß. Er hält ſeine Fenſter Sommers und Winters offen, und ſchließt nur in der Nacht die Thür. Vergeblich ſchärfſt Du dem beſten neapolitaniſchen Diener ein, Thür und Fenſter immer zu zuhalten, weil Dir der Zug empfindlich ſey; er iſt nicht daran zu gewöhnen. Mir kommen, ſo oft mein Burſch hereintritt, ganz mechaniſch die Worte: chiudi la porta (mach die Thür zu) in den Mund; nur ſo iſt es durchzuſetzen. Man weiß hier überhaupt gar nicht, was Zug iſt, und derſelbe läßt ſich auch in der That im Süden weit eher ertragen.

Der reinern Luft wegen ſind Zimmer und Fenſter ſehr hoch, (letztere gehen oft, ſelbſt in geringeren Wohnungen, bis auf den Boden) und man thürmt ohn' Ende Stockwerk auf Stockwerk. In Alt-Neapel ſieht man an mehreren Orten Gebäude mit zehn Fenſtern übereinander. Zwei achtſtöckige deutſche Häuſer ſind zuſammen nicht höher als ein ſolches.

Es iſt natürlich für den Bewohner der obern Etagen eine wahre Reiſe, die Treppen auf und ab zu ſteigen. Man gebraucht daher Körbe oder Eimer, die man an Seilen hinabläßt und heraufzieht, um ſich ſeine Bedürfniſſe zu verſchaffen; in ihnen gelangt auch das Geld an den Verkäufer auf der Straße, nachdem man aus ſo weiter Entfernung den Handel halb durch Worte, halb durch Zeichen abgeſchloſſen hat. Auch ſieht man Körbchen an einer Schnur, über breite Straßen weg, vom höchſten Fenſter eines Hauſes zu einem Fenſter gegenüber wandern; es fehlt nur noch, daß die Menſchen ſelber in dieſer Weiſe auf- und niederſteigen.

(Der Schluß folgt.)

Redacteurs Klage.

Alle Tage neues »Wetter«
Kann der große Zeus wohl machen,
Aber alle Woche »Blätter«
Das iſt mehr als »Siebenſachen.«

Wechſel.

Alles wechſelt doch in Jahren,
Leben zeigt ſich ſelbſt im Tode,
Türkſche Peſt und Janitſcharen
Und — — — wird wieder Mode.

Ein Toaſt.

Auf der Chriſten Wohl ich trinke
Dieſes edle Rebenblut.
Heut zu Tage weiß die Linke
Gar nicht was die Rechte thut.

Miscelle.

Profeſſor Philipp Stieffel aus Carlsruhe hat auf ſeiner Durchreiſe nach dem Seebad Helgoland Oldenburg beſucht. Dieſer durch ſeine Naturgeſchichte bereits rühmlich bekannte Forſcher hat einen Hygrometer mitgebracht, welchen der Redacteur dieſes Blattes Freunden der Meteorologie gerne und um ſo lieber zeigen wird, als dieſe höchſt ſinnreiche Conſtruirung des Inſtruments die Erfindung ſeines liebſten Freundes iſt.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 34. Donnerstag, 22. August. 1839.

Neapel und die Neapolitaner

oder

Briefe aus Neapel in die Heimath

von

Karl August Mayer.

Zweiter Brief.

(Beschluß.)

Bel-Etage iſt nicht wie bei uns eine, ſondern zwei Treppen hoch; ich kenne ſehr elegante Appartements, neunzig Stufen über der Straße. In keinem Hauſe der Stadt iſt das Erdgeſchoß bewohnt, wenn man die Kämmerchen der Thürſteher ausnimmt. Gewöhnlich ſind daſelbſt Hallen, Stallungen, Werkſtätten oder Buden. Die Behaglichkeit, ein Haus für ſich allein zu beſitzen, kennt man hier nicht, und weder Fürſt noch Herzog trägt Bedenken, das Parterre ſeines Palaſtes Schuſtern oder Schneidern zu überlaſſen, und die Stockwerke, die er nicht bewohnt, an Leute zu vermiethen, die weit unter ſeinem Stande ſind.

Die meiſten Fenſter haben Balkone, wieder um die friſche Luft zu genießen, — eine groſſe Zier der italieniſchen Städte. Sie finden ſich hier in ungleich größerer Anzahl als weiter nordwärts; viele haben einen Baldachin, unter

deſſen Schatten man auch am heißen Mittage weilt; viele laufen um die ganze Façade, ja um die vier Seiten des Hauſes. Oft erfreuen mich die lebhaften Zwiegeſpräche, die von einem Balkon zum andern durch leiſe Worte, Zeichen und Blicke geführt werden, was um ſo hübſcher ausſieht, als man die handelnden Perſonen von Kopf bis zu Fuß wie auf der Bühne ſchauet. Bei Feſten, wo dieſe Privatbühnen bis hoch hinauf von Menſchen wimmeln und mit farbigen Tüchern behängt ſind, gewähren ſie einen beſonders heitern Anblick.

Auf den Balkonen und Aſtrico's verweilt der Neapolitaner gern in der Abendkühle. Die letztern haben meiſt eine Bruſtwehr, ſo daß ſie auch für Kinder ein gefahrloſer Spielraum ſind, und den Tarantella-Tänzern zum Tummelplatze dienen. Man ſieht Blumen, Orangen-, Citronen-, Oleander- und Myrthenbäume, ja Lauben, ganze Gärten mit Springbrunnen und Wäldchen auf ihnen; nicht ſelten wohnen dort auch Hühner, Kaninchen, Meerſchweinchen, Landſchildkröten und anderes Gethier.

Oft ſitzt man auf den Dächern der Caſino's (Landhäuſer) im Schatten einer ungeheuern Rebe, deren gewaltiger Stamm am Fuße des Hauſes wurzelt. Als Stütze der Aeſte oder zu andrem Zwecke dienen häufig kurze ſteinerne Pfeiler auf den Aſtrico's. Dies iſt ungemein maleriſch, wie ſich denn überhaupt nichts Leichteres, Reizenderes denken läßt, als die Landwohnungen in Italien mit ihren Hallen, Anbauen und vorliegenden Treppen.

Die Häuſer der Bauersleute ſind, wie die der Pompejaner, meiſt ſehr klein und oft ganz ohne Fenſter, ſo daß ſie mehr zu Schlaf- als Wohnſtätten dienen. Will man ohne Lampe darin ſehen, ſo muß man, auch bei Sturm und Regen und im Winter, die Thür offen halten. Dies geſchieht im Sommer häufig noch ſpät Abends, wenn die Leute ſchon zu Bette liegen, bei allzuſchwüler Zimmerluft. — In ganz Italien giebt es keine Strohdächer.

Auch in Neapel, wie überhaupt in den Städten der Halbinſel, ſind die Häuſer nicht ſo gleichförmig und

regelmäßig-ſteif als bei Euch. Da iſt hier ein Anbau zwei Stockwerke hoch, dort einer, der bis zum dritten Geſchoſſe reicht, und noch höher, wie ein Thurm, der Theil des Hauſes, welcher das platte Dach trägt. Setze auf fünf Würfel, die in einer Linie liegen, vier andere, ſo daß einer von den fünfen rechts vorſteht; ſetze drei auf die vier, ſo daß einer der vier links vorſteht; ſetze auf die drei zwei, auf die zwei einen, und Du haſt das Modell zu einem Hauſe, wie ſie ſich häufig finden. Jeder Anbau hat ſeinen Aſtrico, Loggia, auf den man unmittelbar aus den Zimmern des überragenden Stockwerks tritt, und die Leute, welche das höchſte Geſchoß bewohnen, ſehen von ihrem Aſtrico auf vier, fünf mehr oder weniger tiefere Eſtriche, die zum nämlichen Hauſe gehören, herab, wo denn die Familien, welche die untern Geſchoſſe inne haben, wirthſchaften und Gärtchen unterhalten. Und welche Ausſicht hat man von den Dächern Neapels! den Golf mit weißen Segeln bedeckt, die ſorrentiner Küſte, den Veſuv, den Sant' Angelo, Capri und den Poſilipp, tief unter ſich aber die dumpfbrauſenden, von Menſchen wimmelnden Gaſſen!

Die gewöhnliche Farbe der Häuſer iſt weiß, was natürlich in der Sonne außerordentlich blendet, und zum Theil eine Urſache der vielen in hieſiger Gegend herrſchenden Augenübel ſeyn mag. Kein Fußboden, ſo wie auch keine Treppe, iſt von Holz. In gewöhnlichen Stuben beſtehen erſtere aus Aſtrico wie die Dächer, was grau-ſchmutzig ausſieht; in beſſern Zimmern aus glaſirten Ziegeln, die oft recht hübſch das Moſaik nachahmen, oder auch aus Marmor. Die Ziegel ſind neu ſehr glatt und bringen manchen Fremden zum Ausgleiten; ſie ſchleifen ſich natürlich aber leicht ab, und müſſen fortwährend gebohnt, ja von Jahr zu Jahr mit friſcher (gewöhnlich braunrother) Farbe überzogen werden. Der Italiener geht leichter und tanzt ſchwebender als der Deutſche; die Urſache hiervon liegt nicht allein in der ihm angeborenen Gewandtheit und Grazie, ſondern auch an den glatten Fußboden, auf dem er ſich täglich bewegt.

Ich habe geſagt, daß Fenſter und Thüren immer offen

bleiben; wollte man sie schließen, so fände man oft weder Schloß noch Riegel, oder sie stünden doch immer noch fingerbreit auseinander. Es ist unglaublich, wie weit in gewöhnlichen Wohnungen die Nachlässigkeit in solchen Dingen geht. (Von den Quartieren der Fremden, nach deren Gewohnheiten man sich weislich richtet, ist hier natürlich nicht die Rede.) Auch an den Commoden und Schränken ist entweder das Schloß los oder abgebrochen, und man öffnet mit jedem beliebigen Schlüssel oder mit Stückchen Holz. Kurz, Alles ist liederlich, und man hat keinen Begriff von dem Comfort nordischer Wohnungen.

Es giebt vielleicht keine Stadt, wo man so viel ansehnliche Häuser und so wenige in gutem Style erbaute Paläste findet als in Neapel; ich meine Paläste in unserem Sinne; denn der Süditaliener heißt jedes Haus mit einem portone (Einfahrt) palazzo. Die Gebäude der Großen sind eben so gewaltig, dauerhaft, hoch und weit, als unbequem und schmutzig. Die breiten, sanftsteigenden, mitunter prächtigen Treppen sind häufig durch ungeheure Fensteröffnungen erhellt, in die nie Fenster eingesetzt werden. Unten und die schönen Stufen hinan erlauben sich Vorübergehende die gröbsten Verunreinigungen. Man hat mir erzählt, ein Bauer, der sich eben zu dergleichen anschickte und vom Thürsteher fortgetrieben wurde, habe ganz entrüstet gesagt: Credevo stare in un palazzo (Ich glaubte in einem Palaste zu seyn). Die Paläste scheinen demnach ganz besondere Ansprüche auf diese Ehre zu haben. Es ist kein Mittel, Thorweg und Treppe rein zu erhalten, als indem man ersteren schließt, was aber nirgends geschieht, und bei der großen Anzahl der Hausbewohner auch sehr schwierig ist. So kommt es denn, daß die Fremden, namentlich Damen von feinem Riechorgan, in den schönsten Gebäuden Italiens oft vor bloßem Ekel keinen Genuß haben. Eine neapolitanische Principessa läßt sich aber davon nicht anfechten. Im prächtigsten Anzuge, von Diamanten blitzend, schreitet sie mit aufgehobenem Kleide, zwischen dem Unrathe durch, die Marmortreppe hinab.

Es giebt hier Paläſte, die, auch in unſern Augen, fürſtlich meublirt ſind; aber in den meiſten trifft man, neben geſchmackloſer Pracht, zerriſſene Tapeten, altmodiſche, abgeſchliffene, mitunter zerbrochene Tiſche und Diener, deren Hausanzug faſt bettelhaft iſt.

Nach Stuttgart.

Das geht Hügel auf Hügel ab im lieben Schwabenlande! die Erde hat hier Wellen geſchlagen bei der Schöpfung, ſagt St. Trotz der Chauſſeen kommt man doch verzweifelt langſam vorwärts. Und man kann ſich nicht einmal mit Eulenſpiegels Maxime tröſten; denn hat man ſich mit Mühe und Noth einen Berg hinauf ſchleppen laſſen, ſo wird man eben ſo langſam wieder hinabgeſchleift.

Durch Pforzheim, einſt durch den Heldenmuth und Heldentod ſeiner Bürger, jetzt durch ſeine Induſtrie als wichtigſte Fabrikſtadt von Baden berühmt, nach Vaihingen. In dieſem kleinen Landſtädtchen, wo Mittagsraſt gehalten wurde, ſah ich zuerſt den Unterſchied, welcher eine entferntere Lage vom großen Verkehr in Würtemberg gegen das bei weitem mehr moderniſirte Baden hervorbringt. Was Friedrich Viſcher in ſeiner vortrefflichen Charakteriſtik bemerkt, daß ſich in einzelnen Gebieten des Oeffentlichen und Offiziellen unmittelbar neben die ſchwäbiſche Rührigkeit, wo es die Idee im Großen gilt, ein beiſpielloſer Schlendrian, eine unverzeihliche Schlafheit und Trägheit dränge, daß z. B. im Poſtweſen keine Präciſion, und die polizeiliche Aufſicht in Beziehung auf Straßenordnung und Reinlichkeit ſchwerlich beſſer als in Fez und Tripolis ſey, das konnten wir hier genügend bewahrheitet finden, wenn wir die großen Schutt- und Düngerhaufen in den engen hüglichen Gaſſen anſahen, mit denen die letztern überall decorirt waren.

Köſtlichen Spaß gewährte uns ein Barbier, in deſſen Häuschen uns K. führte, der dieſes Ehrenmannes Kunſt

hier vor Jahren in Anſpruch genommen hatte, und nach ſeinem feſten Reiſeprincip alle ſolche Reiſeerinnerungen, wo nur irgend möglich, aufzufriſchen und durch Repetition zu erneuern beſtrebt iſt. Diesmal ſollte uns nun dieſe Eigenheit zu einem ächt komiſchen Abenteuer verhelfen, wobei unſer meteorologiſcher Freund St. (der mehrgedachte Wetterprofeſſor) die humoriſtiſche Zeche bezahlen mußte. Da der gedachte Barbier zugleich Haarkünſtler war, ſo nahmen wir ihn alle drei in beiden Functionen in Anſpruch. Ehe er jedoch ſich unſerm Begehren willfährig zeigte, vollendete er zuerſt in einem Nebenkämmerchen mit größter Seelenruhe ſeine eigene Toilette, während deren er uns durch die Spalte der halb offen ſtehenden Thür ein ausführliches Examen über das Woher? und Wohin? unſerer Reiſe beſtehen ließ. Endlich erſchien er; die Erkennungsſcene zwiſchen ihm und K. erfolgte, und nun ging es an ein Fragen und Erkundigen von beiden Seiten, daß wir für unſere ſparſam zugemeſſene Zeit zu fürchten anfingen. Die Käthe, die einzige 15jährige Tochter, die im Poſtwirthshaus bei den Zurüſtungen zum Abſchiedsſchmaus für den beförderten Amtsſchreiber »zu Hülf' gegangen,« mußte herbeigeholt werden, damit der fremde Herr ſehe, wie ſchön ſie »groß worden« und ſchon »a ſtattlich Madel« ſey. Uebrigens zweifelte der Vortreffliche keinen Augenblick, daß mir nur von dem Rufe jenes Feſtſchmauſes gelockt nach Vaihingen gekommen, und als wir dies leider verneinen mußten, daß wir doch nun jedenfalls deshalb hier bleiben würden. Es werde prächtig ſeyn, ſetzte er hinzu, und ſieben Muſikanten ſeyen dazu verſchrieben; und Abends großer Tanz.

Endlich ſaß St. wohl eingeſeift, als der erſte, an dem er ſeine Kunſt verſuchen ſollte (»ich werd' die Herre ſcho ſchön mache,« ſagte er wohlgefällig); da fiel es unglücklicherweiſe K. ein ihn zu fragen, was er zum Wetter für die nächſten Tage meine. »Daſch kann mer halt nit ſo ſage, vom Wetter weiß Niemand wie's werde kann,« verſetzte er, und als K., der hier die beſte Gelegenheit zu einem Hauptſpaße ſah, ihm gegen dieſe apodiktiſche Negation einwarf:

daß doch in Carlsruhe ein berühmter Professor sey, der sich Jahr aus Jahr ein mit Wetterbeobachtungen und Wetterbestimmungen beschäftige, und allerdings [illegible] rühme, daß Wetter auf gewisse Zeitabschnitte vorher [illegible] zu können, ergeß sich der Alte in einen Strom von Schmähungen über solch nichtsnutziges Volk, das sich nicht anders zu beschäftigen wisse, dem lieben Herrgott den Tag abstehle, und ihm gar in die Karten gucken wolle, wobei denn immer der Refrain der war, daß solch unnütze Spielerei nur für vornehme Müßiggänger und überstudierte Gelehrte sey, womit sich ein verständiger Mensch nicht abgebe. Es war eine Scene zum Todtlachen, würdig von Adolf Schrödters Pinsel verewigt zu werden. Der unglückliche St. (denn er war ja selbst dieser geschmähte Meteorolog und Wetterprofessor), dessen Gesicht der Bartkünstler mit immer steigendem Eifer bearbeitete, und der, aus Furcht geschnitten zu werden, seinen Sprech- und Lachmuskeln einen wahrhaft heroischen Zwang anzuthun genöthigt war, konnte uns nur mit den Augen, die ihm in diesem Momente allein zur Disposition standen, bald Einhalt bittende bald drohende Blicke zuwerfen, da der Barbier einen matten Versuch zum Sprechen sogleich zur Ruhe verwies. Allein nichts verfing bei uns, die wir diesen kurzen Moment ächt humoristischer Lust möglichst auszubeuten trachteten. So saß er denn in stummer Resignation da, ein Bild eines leidenden Märtyrers, unter den Händen des eifrig seine Philippika fortsetzenden Barbiers, dessen Eifer K. mit immer neuen Bemerkungen anzufachen bemüht war, während ich vor Lachen über St. Lage, über das Nichtwissen in der ächt komischen Situation des Barbiers und das Drollige der ganzen Sache mich fast ausschütten wollte. Endlich war die Operation beendet; in halb ernsthaftem halb komischem Zorne sprang St. auf, und nun erfolgt eine Scene der Entwickelung, die eben als Moment schwer darzustellen ist. Doch ließ sich der ehrliche Schwabe die Entdeckung, daß der Gegenstand seiner Angriffe unter seinen Händen gesessen, weit weniger anfechten, als ich erwartete, sondern wußte mit großer Naivität nach

einem bloßen: Alſo ſie ſind der Carlsruher Herr Profeſſor? einen andern Gegenſtand ſeiner Suada aufzufinden. Uns aber beluſtigte dies kleine komiſche Intermezzo noch lange nachher.

(Der Schluß folgt.)

Ein holländiſches Geſpräch

durch Sprachröhre auf der See*).

A. Wel Buurman! Confrater! hve gaat het in't Vaderland?

B. Bedrœfd, bedrœfd. — —

A. Hve zoo?

B. Wy hebben een Zoort Volk in het Land gekregen, die meer haar on de neus hebben als jy in jou gad hebt.

A. Hve heeten ze? hve heeten ze?

B. Hœsaren man, Hœzaren.

A. Heda Landsmann! Confrater! wie geht es im Vaterland?

B. Betrübt, betrübt.

A. Wie ſo?

B. Wir haben eine Sorte Volk in das Land gekriegt, das mehr Haar unter der Naſe hat als Ihr an Eurem Schiffshintertheil.

A. Wie heißen ſie? wie heißen ſie?

B. Huſaren, Huſaren.

*) Das Geſpräch zwiſchen zwei Holländern ſoll aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſeyn, als man noch keine gekupferten Schiffe kannte und ſich vielmehr Seetang an den Hintertheil der Schiffe ſetzte.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 35. Donnerstag, 29. August. 1839.

Die silberne Hochzeit.

Novelle.

1.

Die Ehefrau ohne Ehemann.

Es war am 5. Februar des Jahres 1833, als ein Commis des angesehenen Hauses M... und Compagnie in Hamburg zu dem Chef der Handlung, den wir Reinhold nennen wollen, eintrat, um die endliche Ankunft seines Schiffers Peter Hansen zu verkünden, den der Prinzipal schon mehrere Male am Morgen zu sich beschieden, und der sich, unbegreiflicher Weise, jederzeit mit den Worten entschuldigt hatte: »Der Herr Reinhold möge es mir vergeben; ich kann aber platterdings weder heute noch morgen zu seinen Diensten seyn.« — Die wiederholten Botschaften hatten indeß am Ende gewirkt; Hansen war erschienen und wurde gemeldet.

Anm. Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort (№ 1. vom 5. April 1838) die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer seinen frühern humoristischen Arbeiten ein Plätzchen anzuweisen. Indem er bei seiner Entfernung vom Druckort nunmehro mit freundlichem Dank von dieser Vergünstigung Gebrauch macht, erlaubt er sich, seinen Lesern eine seiner wenigen bekannt gewordenen Novellen vorzuführen.

Seine Zögerung war auch in der That höchst unangenehm. Uebermorgen ſollte ein ganz befrachtetes Schiff nach Drontheim unter ſeiner Leitung abgehen; der Wind blies günſtig, aber tauſend Dinge waren noch bis dahin in Ordnung zu bringen. Hanſen, der thätigſte und zuverläſſigſte Schiffer des Hamburger Hafens, war hievon unterrichtet, wenn gleich die Abreiſe durch die Umſtände um einige Tage beſchleunigt werden mußte. Deſto unbegreiflicher war es dem Herrn, der von dem pünctlichen Schiffer auf mehreren Reiſen ſo bedient geweſen war, daß er, trotz ſeiner Grämlichkeit, nie die mindeſte Urſache gefunden hatte, mit ſeinem Capitain unzufrieden zu ſeyn.

»Laſſen Sie ihn herein kommen,« erwiederte Reinhold, indem er ſich aus ſeinen Kiſſen erhob, die den Sopha, worauf er ruhte, bedeckten. Sein Aeußeres war mager und abgezehrt, verrieth indeſſen Spuren einer ehemaligen ausgezeichneten männlichen Schönheit. Nicht das Wohlleben der Hamburger, welches mehr durch übermäßiges Eſſen, als durch ein zügelloſes Trinken leicht zum Stumpfſinn und Lebensüberdruß, ja ſogar zum frühen Tode führt, — noch ſonſtige Leidenſchaften hatten ſein Unwohlſeyn herbeigeführt. Er datirte daſſelbe vielmehr aus der Schmuggelzeit, welche ihn, nach der von den Franzoſen geſchehenen Beſetzung Hamburgs in den Jahren 1807 bis 1814, als Contrebandier zu den erſchöpfendſten körperlichen Anſtrengungen verleitet hatte. Das nahe gelegene Holſtein war größtentheils der Schauplatz ſeiner herkuliſchen Arbeiten geweſen. Denn als ſchon die franzöſiſche Douanenlinie alles Blut des Handels in den von ihr beſetzten Häfen hatte erſtarren laſſen, blieben die Herzogthümer Schleswig und Holſtein noch immer Depots für die als Amerikaner ſich nahenden Engländer, und jeder Hamburger Kaufmann war gezwungen, ſich in irgend einem der kleinen Orte ein Entrepot zu gründen, um von dort aus die Waaren in das neue Frankreich einzuſchwärzen. Wenigen iſt es übrigens, wie Reinhold, gelungen, aus dieſem chaotiſchen, faſt mährchenhaften Thun und Treiben bleibende Schätze zu gewinnen, denn bei den meiſten übri-

gen Speculanten iſt das Geld wie gewonnen, ſo zerronnen, [illegible] in der That den in Laub verwandelten harten Thalern des neckiſchen Berggeiſtes Rübezahl vergleichbar. Die Hauptorte aber, in denen dieſe merkantiliſchen Glücksritter lebten, waren Tönningen, Friedrichsſtadt, Brunsbüttel, und in Holſtein vor Allem der drei Meilen von Hamburg an der Pinnau, welche da in die Elbe fällt, gelegene Marktflecken und Kloſter Uetersen.

Die Thür öffnete ſich, und der angemeldete Schiffer trat herein. Von gleicher Größe mit ſeinem Principal, bildete er einen auffallenden Contraſt mit ihm. Aus ſeinen ſchwarzen Augen blitzte ein mildes, kluges Feuer, und ſein kräftiger Gliederbau vollendete das Bild eines männlichen Halbgotts. Beſcheiden trat er ein, und gleichſam, als ob er die Wellen des Zorns, welche in dem Geſichte des Prinzipals aufſtiegen, calmiren wolle, begann er mit den Worten:

»Ich weiß, lieber Herr Reinhold, daß Sie einige Urſache haben, mit mir unzufrieden zu ſeyn. Allein mein ganzes Familienglück hängt davon ab, daß der morgende Tag zu meiner Diſpoſition ſtehe; ich muß nach Uetersen, um mich dort mit meiner Frau copuliren zu laſſen, und um zu gleicher Zeit meine ſilberne Hochzeit zu feiern.«

»Seyd Ihr närriſch geworden,« — polterte Reinhold — »daß Ihr auf ſolche Ideen kommt, an Eurem fünfundzwanzigjährigen Hochzeitstage, wie vornehme Leute, die ihre Zeit nicht beſſer hinzubringen wiſſen, eine ſolche leere Ceremonie zu wiederholen, und Euren Prinzipal dadurch in großen Verluſt und Schaden zu bringen?«

»Keine leere Ceremonie,« verſetzte der Schiffer mit Betonung; — »ich bin überall noch nicht prieſterlich eingeſegnet, und wenn das morgen nicht geſchieht, ſo geſchieht es nie.«

»Ihr ſprecht in Räthſeln,« fiel Reinhold ein.

»Mag ſeyn,« verſetzte Hanſen, — »iſt mir doch die ganze Geſchichte ſelbſt ſo unklar, wie ein halbvergeſſener Traum.«

»Aber,« rief der Kaufmann kopfſchüttelnd, »ſo viele Buben und Mädchen Euch umſpringen und Euch als ihren Vater liebkoſen: Ihr ſeyd meines Wiſſens erſt ſeit meinem

Etabliſſement in Hamburg verheirathet. Damals brachtet Ihr ja Eure junge Frau hierher. Das mag höchſtens ſechzehn Jahre her ſeyn; wie kommt da die ſilberne Hochzeit heraus?«

»Sie haben Recht,« bemerkte der Capitain, — »erſt ſeit ſechzehn Jahren habe ich meine liebe Lucie, und doch muß ich morgen meine ſilberne Hochzeit feiern und mich mit meiner Frau copuliren laſſen.«

»Das iſt ein reiner Nonſens,« erwiederte Reinhold, »gegen allen Menſchenverſtand, wider alle Mathematik und Religion.«

»So klingt es,« lächelte Hanſen nicht ohne Wehmuth, »aber hören Sie meine Geſchichte, um ſie zu begreifen.« — Es war im Jahre 1817, als ich am Kieler Hafen umherging, um mich nach einer Stelle als Steuermann, die ich durch das Scheitern des unlängſt befahrenen Schiffes verloren hatte, umzuſehen. Meine Gedanken waren düſter; ich verwünſchte faſt mein Leben. Der letzte Schiffbruch hatte mir mein geringes Vermögen geraubt, und hülflos lag, ohne mich, meine alte kranke Mutter auf dem Todtenbette. Alle Bemühungen, mir eine Offizierſtelle auf einem Kauffahrteiſchiffe zu verſchaffen, waren vergebens geweſen, und ſchon war ich im Begriff, meine Mutter nothgedrungen den Armenanſtalten zu übergeben, mich ſelbſt aber als Matroſe zu verdingen. Da begegnete mir ein Mann, den ich, nach ſeinem Aeußeren, für einen Gutsbeſitzer hielt, welcher eine etwas bleiche, aber wunderſchöne Tochter führte. Dieſe hatte mich kaum gewahrt, als ſie hochertöthend die Arme nach mir ausbreitete, dann aber convulſiviſch zuſammenſank. Nicht ahnend, daß ich möglicher Weiſe die Urſache dieſes Unfalls ſeyn könne, trat ich nur ſo lange helfend hinzu, als der Vater, außer mir, allein mit der ohnmächtigen Tochter beſchäftigt war. Als aber bald darauf weibliche und beſſere Hülfe, und ein vorübergehender Arzt die meinige überflüſſig gemacht hatten, ging ich ruhig meiner Wege. Ich war allerdings von der Schönheit der Kranken ergriffen, allein die Sorge um mein und meiner Mutter Fortkommen ließen mich alles Andere vergeſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nach Stuttgart.

(Beſchluß.)

Eine mäßig geſchwungene, in ſchöne Alleen und Promenaden ausmündende Chauſſee führt von den Bergen hinab nach Stuttgart, deſſen Lage in einem enggeſchloſſenen, von ſanft anſteigenden Bergen umgebenen Thalkeſſel in der Abendbeleuchtung des ſchönſten Sommertages einen anmuthigen Eindruck macht. Denſelben Charakter des heimlich-traulichen, behaglich-wöhnlichen, ſtill-friedfertigen trägt die Stadt ſelbſt. Gleich in den erſten Stunden überkam mich hier ein Gefühl des Heimiſchſeyns, das mir in Carlsruhe immer gefehlt hatte, und doch kannte ich keine Seele hier. Stuttgart iſt noch immer vorzugsweiſe eine alte Stadt. Selbſt in der Anlage des neueren Theils der Stadt, wo doch Geradlinigkeit und Rechtwinklichkeit vorherrſchen, iſt der Willkühr ihr beſcheiden Theil gegönnt, und an ein uniformes Ausſehn der Häuſer nicht zu denken. Giebeldächer und Ueberhänge in Menge. Altes und Neues, Hiſtoriſches und Werdendes bunt gemiſcht.

Von dem in vielen Terraſſen aufſteigenden Berggarten der neuen Actienbrauerei, den wir noch am Abende beſuchten, genoſſen wir eine gar hübſche Ausſicht auf und über die Stadt, nach dem laubgrünen Canſtadt zu. Auch das Bier iſt zu loben, das jetzt auch in Würtemberg bei der großen, durch Concurrenz nur immer geſteigerten Wohlfeilheit dieſes erquickenden Getränks, deſſen wir an unſerer Nordſeeküſte noch immer gar ſehr entbehren, mehr und mehr herrſchend wird. Hat doch neulich Eduard Mörike in ſeiner Romanze vom Schloßküper zu Tübingen den Sieg des Bier's über den Wein, ſelbſt poetiſch verherrlicht. Ich bitte Euch, leſ't das Gedicht. Es iſt gar tragiſch, wie der edle Weinkönig ſeinen revolutionirenden Unterthanen, die ihn zum Bierkönig machen wollen, Kron und Scepter zurück giebt mit den Worten:

»Da habt ihr meine Krone,
An mir iſt Hopfen und Malz verlor'n!«
So ſtieg er von dem Throne
In ſeinem edlen Zorn.

Es dunkelte bereits, als wir die Terraſſen hinabſtiegen, um in unſern Gaſthof zurück zu kehren, wohin mich bei großer Müdigkeit ſehr verlangte. Aber ſo gut ſollte es mir noch nicht werden. Denn beim Eintritt in die Stadt erinnerten ſich K. und St. plötzlich an ein kleines obſcures Bierhaus, wo ſie beide einſt vor mehrern Jahren in ſpäter Nacht, aus einer glänzenden Geſellſchaft kommend, zu einem Nachttrunke eingeſprochen. Sogleich ward, jener ſchon in Vaihingen geübten Maxime getreu, beſchloſſen, das Haus wieder aufzuſuchen, obſchon keiner von beiden weder Namen des Wirths, noch Straße und Lage anzugeben wußte. K. blieb dabei, er werde es finden, und berief ſich auf ſeine Kenntniß des Umſtandes, daß in dem erſten Stübchen des fraglichen Häuschens zur linken Seite ein altes Klavier geſtanden. Mit dieſem abenteuerlichen Kompaſſe verſehen ſteuerte er guten Muths vorwärts, und der Humor des Zufalls, der ihn auf unſerer Tour noch immer begünſtigt hat, wollte es auch diesmal, daß der erſte Befragte, ſtatt über ein ſo ſonderbarliches Anſinnen zu lachen, ihm ſofort das geſuchte Haus ganz in der Nähe nachzuweiſen im Stande war. Jetzt hatte unſer Freund Oberwaſſer. Er hielt eine höchſt eindringliche Rede an uns, verwies uns den Unglauben an ſeinen Glücksſtern, und ſchloß mit den Worten: »daß, wenn nicht alle Zeichen der Conſtellation trögen, er heute ſogar denſelben dicken Metzger in der weißen Leinenjacke in der linken Ecke am Ofen, und ihm gegenüber am Biertiſch denſelben, in Paris geweſenen Schneider, deren Bekanntſchaft er dort vor 3 Jahren gemacht, wieder antreffen und auch hier eine Scene des Wiederſehns aufführen werde.« Und ſiehe da, beim Eintritt in das menſchenerfüllte, tabackdurchqualmte Zimmer waren jene beiden unverkennbaren Geſtalten die erſten, welche unſern Blicken begegneten. Uebrigens bewirkte der Eintritt dreier, nach Klei-

dung und sonstigem Aeußeren über dem Niveau der täglichen Besucher stehenden, Gäste ein gewisses Aufsehn, zumal da sich dieselben nicht in das zweite anstoßende, augenscheinlich für die fashionablere Welt des Handwerker- und Comtoiristenstandes bestimmte Kabinettchen begaben, sondern es vorzogen, im ersten zu bleiben, und sich an dem Tische der beiden obengenannten Stammgäste zu etabliren. Die freundliche, gar hübsche Wirthin brachte die Krüge, wobei sie unsern K. längere Zeit fixirte, ein Geschäft, in welchem ihr der dicke Metzger in der Ecke bereits vorangegangen war. Endlich nahte der große Augenblick des Triumphs für unsern Freund. Der Metzger legte die Pfeife bei Seite, rückte das Käppchen und sprach: »Verzeihens! Sind Se nicht de Herre, de die zweie Schusterbub' vor drei Jahre an dieſe Tisch hat frei g'halte?«

Ein Napoleonscher Marschall, der unerkannt in der Provinz reisend von einem alten Schnurrbart, der Moskau gesehen, sich erkannt findet, kann nicht herablassend freundlicher aussehn, als K., da er auf diese, sofort von der herbeigeeilten Wirthin wiederholte Frage, sein: »Ja, der bin ich!« antwortete. Es war eine ächt Pickwickische Scene, und nie fand ich sprechendere Aehnlichkeit zwischen unserm Gefährten und dem Helden jenes köstlichen britischen Humors, als in diesem Augenblick. Die Geschichte, auf welche der dicke Metzger hindeutete, war folgende: Vor drei Jahren hatte K. hier zwei Buben gesehen, und sich an dem Gemisch von scheuer Andacht und Selbstgefälligkeit ergötzt, womit sie jeder sein Krüglein tranken. Auf Befragen hatte er erfahren, daß dies der Augenblick sey, wo sie »das erscht' Bier« im Wirthshaus tranken, und daran Gelegenheit genommen, bei der Wirthin eine Stiftung zu errichten, in welcher die Schusterbuben alle Sonntag auf seine Kosten ein viertel Jahr lang jeder mit einem Kruge Bier bewirthet werden sollten. Aber ach! unseres deutschen Herrn Pickwicks humaner Zweck war schnöde verfehlt worden, und die Wirthin mußte leider berichten, wie die Buben am andern Tag mit mehreren Kameraden wieder gekommen, und mit

dieſen die ganze Stiftung an einem Abend vertrunken hätten. War nun ſolchergeſtalt auch die menſchenfreundliche Abſicht des Stifters ihrem ſcheinbaren Hauptzwecke nach verfehlt, ſo konnte er ſich doch um ſo leichter tröſten, als er in dem Verfahren der beiden Buben etwas durchaus ihm Wahlverwandtes und zugleich in der Zuziehung ihrer Kameraden zu dem Genuſſe einen antiphiliſtröſen Zug erblickte, endlich aber ſeine irdiſche Unſterblichkeit und Hypoſtaſirung in dem Andenken des Wirths und der Stammgäſte des kleinen Bierhäuschens dadurch nur ſicherer geſetzet ſah.

Uebrigens kann ich Dir bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß man ein Volk, und die Schwaben nun zumal, nicht anders kennen lernt, und ein konkretes Bild ihres Weſens und Behabens erhält, als wenn man ſich den Genuß giebt, mit ihm umzugehen, und es an ſeinen Orten aufzuſuchen. An dieſem einen Abende hab ich den Stuttgarter Bürger beſſer kennen gelernt, als wenn ich vier Wochen hier geweſen und mich in den gebildeten Kreiſen, etwa der Literaten, ausſchließlich bewegt, und etwa durch ihre Brille mich umgeſehen hätte. Man kann erſtaunt ſehend werden, durch Reiſen, aber man muß dazu auch ſeine eigenen Augen brauchen, und wo wäre das nöthiger, als auf dem wunderbaren Boden, wo die Schiller und die Hegel und die Strauß gewachſen ſind. Und — den Hut ab! ihr Herren, in dieſem Häuslein, in dieſem Stübchen hat der Dichter der Räuber, hat der Herr Regimentschirurgus Schiller auch zuweilen ſeinen Schoppen getrunken. So beſagt' es wenigſtens die Tradition der Stammgäſte.

Soviel für heute. Morgen führ' ich Dich in »anſtändigere« Geſellſchaft und werde Dir die Herren Pfitzer, Lewald, Dr. Kottenkamp, Dr. Giehné und den großen Wolfgang Menzel, den ehemaligen Literaturfürſten von Cotta's »Gnaden,« der jetzt freilich mediatiſirt iſt, vorſtellen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 36. Donnerstag, 3. September. 1839.

Die silberne Hochzeit.

Novelle.

9.

Die Ehefrau ohne Ehemann.

(Fortsetzung.)

Noch an demselben Tage fand ich im Vogtschen Kaffeehause in der dänischen Straße ein Engagement als Steuermann auf einer Reise nach Riga, wohin ich innerhalb drei Tagen abgehen sollte. Ich wurde, da ich meine Forderungen nicht zu hoch spannte, gar bald Handel eins. Wir besiegelten gerade unsern Contract mit einer Flasche Siegelwein, als der Vater der kranken Tochter, die ich heute Morgen am Hafen gesehen, in die Stube trat und mich ungestüm zu sprechen verlangte.

»Ich erfahre auf der Polizei,« redete er mich an, »daß Sie Peter Hansen heißen.«

Ich bejahete dies.

»Wie ich vernehme, sind Sie brodlos,« fuhr er fort, »und suchen eine Anstellung.«

»Noch vor einer Stunde war ich es, und suchte, was ich jetzt gefunden habe,« entgegnete ich, und erzählte ihm, welch einen Vertrag ich mit dem Rheder und Kaufmann Holst abgeschlossen hatte.

»Der Contract gilt in alle Ewigkeit nicht!« polterte der Alte. »Sie müssen mit mir; ich gebe Ihnen das Doppelte auf dem ungefährdeten Lande von dem, was Sie auf den vom Oſtwind beunruhigten Wellen verdienen können.«

»Es liegt weder in meiner Macht, noch in meinem Willen, wortbrüchig zu werden,« verſetzte ich achſelzuckend.

»Aber in meiner liegt es, Ihr Wort zu löſen,« fuhr der Alte fort, »und dadurch das Glück zweier und hoffentlich dreier Menſchen zu gründen. — Wo iſt Ihr Rheder?«

Mit dieſen Worten ſtürzte er, ohne eine Antwort zu erwarten, in das Nebenzimmer, wo er meinen menſchenfreundlichen Principal ſo ungeſtüm, ſo dringend, mit ſo verzweiflungsvollen Geberden bat, mich ihm zu überlaſſen, daß dieſer, einen dargebotenen großen Beutel mit Speciesthalern zurückſchiebend, in den Antrag, mich zu verabſchieden, willigte, und kopfſchüttelnd zur Thür hinausging.

Da ſtand ich nun, verblüfft und verlegen, als Steuermann auf dem Lande, mit doppelter Löhnung engagirt. Wie anders ſtanden meine Actien am Morgen! Ich dankte Gott, und gedachte meiner armen Mutter.

»Faſſen Sie Vertrauen zu mir, junger Mann!« verſetzte der Alte, »wie ich es zu Ihnen faſſe, von dem ich ſchon ſo viel Gutes gehört habe. Geloben Sie mir aber vor allen Dingen Verſchwiegenheit; ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen.«

»Nur einige Minuten gönnen Sie mir,« erwiederte ich, »um meiner armen kranken Mutter —«

»Iſt unnöthig,« antwortete der Alte, mich zurückhaltend; — »ich bin ſchon dort geweſen; ſie iſt mit Allem verſorgt. Morgen ſteht es ihr frei, ſich eine hübſche Wohnung in der Stadt oder in der Brunswick zu wählen, oder ſich in das Weberſche Krankenhaus in der Vorſtadt zu begeben.«

Von Staunen ergriffen folgte ich dem Gebietenden mechaniſch, der hierauf alſo anhub:

»Ich heiße Peter Mohr, und bin ein ſehr bemittelter

Einwohner des Fleckens Uetersen. Das Mädchen, welches Sie heute Morgen gesehen haben, meine Lucie, ist mein einziges dreiundzwanzigjähriges Kind. Bereits seit ihrer frühen Jugend zeigte sie einen Hang zum Uebernatürlichen und Geheimnißvollen, obgleich meine Natur, ihre Umgebungen, so wie meine väterliche Aufsicht, welche ihr das Lesen überspannter Bücher wehrte, dieser Neigung keine Nahrung boten. Leider war ihre Mutter ihr zu früh durch den Tod entrissen, und Lucie der Erziehung meiner nachsichtigen unverheiratheten Schwester anvertraut, welche sie in allen ihren Neigungen gewähren ließ.«

»Schon vor ihrem zehnten Jahre entwickelte sich bei ihr eine traurige Schwäche. Lucie ward in so hohem Grade eine Nachtwandlerin, daß der Arzt sich nicht besann, etwas Aehnliches gesehen, noch irgend gelesen zu haben. Mit Katzenschnelligkeit kletterte sie auf das Dach, und mit der größten Sicherheit ging sie auf den gefährlichsten Stellen umher. Da wir wohl wußten, wie unheilbringend es sey, sie in solchen Momenten bei ihrem Namen zu rufen, so ließen wir sie gewähren. Rief man auf einer minder gefährlichen Stelle, so erwachte sie plötzlich, und beschämt und weinend sank sie zusammen. Ein solches Erwecken, welches ihr die Erinnerung ihres Zustandes hinterließ, hatte aber allezeit die üble Folge, daß das arme, sonst so heitere Kind wohl an vierzehn Tage hindurch tiefsinnig, betrübt, ja sogar krank wurde. Es blieb uns also nichts übrig, als das bejammernswerthe Mädchen seinem Schicksale zu überlassen, und von einer Entwickelungsperiode ihrer Kräfte eine Genesung zu erwarten. Diesen Trost gab mir und auch sich ihr an diesem Falle verzweifelnder Arzt.«

»Dabei gedieh mein Kind übrigens körperlich und geistig. Sie lernte fleißig und mit Erfolg; den häuslichen Geschäften konnte sie, nach dem in ihrem dreizehnten Jahre erfolgten Tode meiner Schwester, mit Hülfe einer Kleinmagd, vollkommen vorstehen, und that es mit Eifer, worin ich ihr auch nicht hinderlich war, da ich mir von einer star-

ken körperlichen Bewegung eine Heilung ihres Uebels versprach.«

»Aber ihr Zustand änderte sich leider nicht. Gewöhnt an ihre Krankheit, unfähig, derselben zu wehren, erfuhren wir Manches nicht, womit man sich in Uetersen, dessen Obrigkeit aus dem plauderhaften Geschlecht der Klosterdamen bestand, herumtrug. Erst später kam mir zu Ohren, daß meine Tochter oft des Nachts durch die Klosterhallen mit starren, offenen Augen gegangen sey, und die Nachtwächter und Hofbieter in Todesfurcht versetzt habe, bis auch diese, wie man sich an alles Entsetzliche gewöhnen kann, mit der Erscheinung befreundeten, sich nicht mehr vor dem unglücklichen, harmlosen Wesen entsetzten.«

»So standen die Sachen, als Lucie am fünften Februar ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte. In der folgenden Nacht ward ich plötzlich durch ein heftiges Klopfen an die Hausthüre geweckt. Ich stand auf, öffnete, und fand, gehüllt in einen Mantel, den sie gewöhnlich im somnambülen Zustande trug, todesbleich und stumm meine weinende Tochter. Meine Fragen: woher sie komme, was ihr begegnet sey? beantwortete sie kopfschüttelnd. Sie zeigte nach dem Bette, und wurde bald darauf von einem heftigen Fieber überfallen.«

»Ich war überzeugt, daß Lucie, auf ihren nächtlichen Wanderungen begriffen, von irgend einem Menschen bei ihrem Namen genannt und so aus ihrem magnetischen Zustande geweckt sey.«

»Die Krankheit meiner Tochter wurde um vieles heftiger, als ich gefürchtet hatte, und brachte sie an den Rand des Grabes, von dem sie der alte fromme Doctor Ritter nur mit Mühe zurückrief. Meine Angst war unaussprechlich.«

»Endlich genas meine Tochter, durch die treue Sorge des Arztes und ihrer Freundin Louise Bachmann gerettet. — Ihr Temperament hatte sich aber um vieles verändert, sie war tiefsinniger, melancholischer geworden, aber, wunderbar genug, — — jede Spur vom Nachtwandeln war verschwunden. — —«

»Es vergingen einige Jahre; Lucie war und blieb meine gehorsame Tochter, die sorgsame Hausfrau, allein ihr heiterer, kindlicher Zustand kehrte nicht wieder zurück. Ihre Freundin Louise war ihre liebste Unterhaltung, deren ewig frische Heiterkeit allein im Stande war, ihr zuweilen ein Lächeln abzugewinnen.«

»Da kam ein wohlgebildeter und unterrichteter junger Kaufmann nach Uetersen, der meine Tochter in meinem Hause kennen lernte, und bald eine zärtliche Neigung für sie empfand, die zur heftigsten Liebe wurde. Sein an meine Tochter gerichteter Heirathsantrag war mir ungemein erfreulich. Ich sah mein Haar ergrauen, und fühlte, daß die Vorboten des Alters sich meldeten. Ich empfand mich schmerzlich von dem Gedanken berührt, vielleicht meine Tochter ohne Rath in der Welt zurückzulassen, und hätte nur zu gern einen Enkel auf meinen Knieen geschaukelt.«

»Aber wider Erwarten wich meine Tochter nicht nur bestimmt seinen Bewerbungen aus, sondern erklärte mir sogar auf meine dringenden Vorstellungen, daß sie nun und nimmer sich verehelichen könne, weil — — —«

»Hier brach sie verlegen ab. Das empörte mich. Zum ersten Male in meinem Leben gab es eine Familienscene unter uns. Mein Zorn kannte keine Grenzen. Aber der schmolz auch bald dahin, als meine Tochter unter heftigen Thränen zu zittern anfing, und mich liebkosend ihren lieben Vater nannte. Ich forschte nach der Ursache, und versprach sie heilig zu halten, wenn ihre Weigerung nur einen anscheinenden Grund habe.«

»Da sprach sie feierlich die Worte: »»Vernimm denn, mein geliebter Vater, den Grund meiner Hartnäckigkeit, aber dringe nicht weiter in mich. Höre, und forsche nicht weiter. Ich bin schon verheirathet, und zwar durch Priesters Hand.««

»Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als eine heftige Ohnmacht sie befiel.«

»Ich fürchtete, wie es mir schien nicht ohne Grund, daß meine Tochter von momentaner Geistesverwirrung be-

fallen sey. Ich ließ ab, und forschte nicht weiter, indem ich ihrem unglücklichen Freier das traurige Resultat seiner Bewerbung durch das inhaltsschwere »»Nein!«« überbrachte. Verzweiflungsvoll verließ er Uetersen.«

»Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. Ich steckte mich hinter Louise Bachmann, welche mir anvertraute, daß meine Tochter ihr in ihrer Krankheit, als sie den Tod gefürchtet, gestanden habe, daß sie in der fraglichen Nacht, die sie von ihrem magnetischen Zustande geheilt habe, in der Kirche zu Uetersen durch Priesterhand mit einem Manne verbunden sey. Ein Weiteres zu sagen verbiete ihr ein fürchterlicher Eid, habe sie hinzugefügt.«

»Was sollte ich thun? Ich ergab mich in mein Schicksal, das mir die Aussicht, Großvater zu werden, als ein unerreichbares Ziel zeigte. Jedes fernere Forschen und jede Anfrage danach führte bei meiner Tochter dieselbe Erklärung herbei.«

»»Am 6. Februar 1833 wird sich das Räthsel lösen, mein Vater,«« pflegte sie zuweilen zu sagen, »»und dann wirst Du Deinen Eidam kennen lernen;«« dabei lächelte sie schmerzlich.«

»So ward und bin ich bis jetzt ein höchst unglücklicher Vater geblieben. Erst heute dämmert mir zum ersten Male ein Hoffnungsstern, daß Sie im Stande sind, die Leiden meiner unglücklichen Tochter zu enden, ihrer geschwächten Gesundheit, die selbst die geschickten Kieler Aerzte nicht herzustellen vermögen, wieder aufzuhelfen, und mich zum glücklichsten Vater zu machen.«

»Kaum hatte sich Lucie nämlich von ihrer Ohnmacht erholt, in die sie Ihr Anblick versenkt hatte, als sie mit glänzenden Augen ausrief: »»Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist dieser Mann mein Gemahl. Eile zu ihm, mein Vater, und bitte ihn, zu mir zu kommen; laß ihn, wenn er mich nicht liebt, die fürchterlichen Eide lösen, die ich ihm geschworen habe, und sogleich will ich Dir folgen, wenn Du meine Hand dann einem Andern bestimmst.««

»Sie sehen hier einen bittenden Vater, der Ihnen

Alles, was er beſitzt, zu Füßen legt; erhalten Sie ihm ſeine Tochter, curiren Sie ſie von ihrer fixen Idee, und werden Sie mein Schwiegerſohn. Schwerlich wird Ihnen meine Tochter mißfallen, wenn mich nicht Vaterliebe trügt. Beachten Sie ſie; heilig hat ſie mir verſprochen, nichts in Ihrer Gegenwart von einer Idee zu erwähnen, die ich ein für allemal für eine abenteuerlich-phantaſtiſche erklärt hatte.« —

Nicht ohne Schwindel folgte ich meinem Werber. Ich traf Lucie, die bei meinem Anblick erröthete. Kein Zeichen verrieth die abenteuerliche Erzählung des Vaters. Ich folgte Beiden nach Uetersen. Es war keine Kunſt, ſondern das leichteſte Ding von der Welt, ſie lieb zu gewinnen. Ich ſah mich bald in den Banden des Mädchens, das ein wunderbares Geſchick beſtimmt zu haben ſchien, mich zu feſſeln. Als meine Bewerbung mit dem Geſtändniß meiner Liebe über meine Lippen trat, ſah ſie mich groß an und ſagte: »Willſt Du die ſilberne Hochzeit erfrühen? — Doch wie dem auch ſeyn mag, ich folge Dir. Aber biſt Du es auch, und biſt Du es auch gewiß? Wo haſt Du meinen Ring? — Siehe, ich trage den Deinen fortwährend treulich am Finger.« — Eine Umarmung war meine Antwort. Wie hätte ich, als ſchlichter Schiffer, auch anders entgegnen ſollen? — Jedes Wort drohte, meine myſtiſche Perſon als die eines Lügners zu enthüllen, und faſt von Angſt getrieben ging ich auf ihre fixe Idee ein, indem ich ihr aufs Zärtlichſte verſicherte, daß das unverbrüchlichſte Stillſchweigen die einzige Bedingung unſers Glücks ſey, wie ſie wohl wiſſe. Wir ehelichten uns, aber ohne prieſterlichen Segen, den ſie, falls ich kein Betrüger ſey, für unnöthig erklärte, da er ſchon gegeben ſey, und zogen nach Hamburg. Lucie gebar mir fünf Knaben und fünf Mädchen; die häuslichen Sorgen ſchienen jede Erinnerung in ihr zu löſchen. Aber am Sylveſterabend, als wir in einer frohen Geſellſchaft auf Heuſen Hof in Eimsbüttel zuſammen waren, zerbrach plötzlich, ohne begreiflich mechaniſche Einwirkung, ihr Glas, das in der Tafelrunde ſtand. Seit dieſem Augenblicke iſt ſie nachden-

kend geworden, und kommt auch meinem Wunsche, die silberne Hochzeit, wie sie meint, abermals in Uetersen zu feiern, entgegen, indem sie glaubt, der sechste Februar würde das Räthsel ihres Lebens lösen. Wir sind freilich bei unserm Herzuge nach Hamburg durch den französischen Maire weltlich verbunden, allein die feierliche Ceremonie der Kirche hat uns bis jetzt gefehlt, und ich folge ihrem Wunsche, morgen aufs Neue mit ihr nach Uetersen zu gehen, um mit meinem theuren Weibe die von ihr vermeinte Hochzeit zu feiern und uns priesterlich einsegnen zu lassen. — —

Nicht ohne Bewegung hatte Reinhold diese Erzählung des ihn im Feuer der Rede nicht genau beachtenden Schiffers angehört. Mehrere Male hatte jener sich im Sopha umhergeworfen, und schien tief ergriffen, bis er endlich in die Worte ausbrach:

»Du hast Recht, ehrlicher Hansen, wenn Du mir die Fahrt nach Drontheim weigerst. Erneuere immerhin morgen Deine silberne Hochzeit, aber erlaube mir, daß ich Deine Frau als Brautführer begleite. Ich erwarte Dich morgen früh im von Pein'schen Gasthause zu Uetersen.«

Mit diesen Worten winkte er dem ehrlichen Schiffer, und entließ denselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Der dritte Jahrgang des Oldenburgischen Volksboten auf das Jahr 1840 ist so eben erschienen und durch die Schulzesche Buchhandlung, 13¼ Bogen stark, für den unerhört billigen Preis von 12 Groten Courant (1 guten Groschen) zu beziehen. Die Anerkennung, welche der Herr Verfasser, der würdigste aber durchaus originale Nachfolger Hebels, im In- und Auslande gefunden hat, macht nur die Anzeige von der Ankunft des lieben Volksboten, nicht aber sein Lob nothwendig. So viel ist gewiß, daß er Segen in jedes Haus bringt, aus dem es tönt: »Tritt herein!«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi grave honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 37. Donnerstag, 12. September. 1839.

Die silberne Hochzeit.

Novelle.

2.

Die Trauung ohne Ring.

(Fortsetzung.)

Die Uetersener zahlreiche und sehr neugierige Straßenjugend stand vor dem von Peinschen Gasthause, dicht gedrängt, um eine Equipage nebst vier stattlichen Mohrenschimmeln zu bewundern, aus der sich mühsam ein kranker, blasser, stattlicher Herr erhob. — »Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr von Pein?« rief er dem, in sich besinnender Devotion dies halb verneinenden Wirths zu. »Ich bin Reinhold, der in den Jahren 1807 und 1808 so viel schweres Geld bei Ihnen verzehrt hat. Haben Sie noch den Raben, den ich Ihnen damals vom alten tollen Jochen Dücker kaufte?« — »J, du Jemine!« versetzte der Wirth, »also Herr Reinhold; ich glaubte, Sie wären längst todt, seitdem Sie uns so plötzlich verließen.« — »Sie sehen, lieber von Pein, daß ich es nur halb bin,« versetzte der Hamburger. — »Noch immer unverheirathet, wenn ich fragen darf?« hub der herbeigeeilte Sohn Ernst an. — »Freilich bin ich das,« rief Reinhold; aber mit gerunzelter Stirne brach er sogleich das Gespräch ab, und verlangte ein Zim-

mer. — »Ihr Rabe lebt noch,« rief ihm der Wirthssohn nach.

Nicht lange darauf folgte ein großer, mit vier Pferden bespannter, sogenannter Hamburger Kürwagen, welcher den ehrlichen Hansen mit Frau und den zehn Kindern trug. Nachdem der Schiffer die ganze Familie Reinholden vorgestellt hatte, der bei dem Anblick der Frau sichtlich ergriffen, von ihr aber auch mit Aufmerksamkeit betrachtet ward, als ob sie ihn schon gesehen habe, folgte die Mutter ihren jubelnden Kindern, welche durchaus das Haus, wo Mutter als Kind, wie sie, gewohnt und gespielt habe, so wie das Grab des Großvaters zu sehen begehrten.

Eltern und Kinder verwirklichten diesen Wunsch. Tausend Erinnerungen stiegen in Luciens Seele auf, die immer durch neue Fragen der Kinder durchkreuzt wurden. Die Allee, der Klosterhof, selbst die Veilchenecke am Kirchhofe, — Alles war den Kleinen aus Erzählungen bekannt. Als sie aber an des Probsten Scheune kamen, welche gewöhnlich das duftende Heu der Regentinnen birgt, fragten die Kinder: »Mutter, was ist das für ein Haus?«

Aber scheu, wie vor einem Entsetzen erregenden Anblick, wandte sie sich fort, und eilte abermals dem Kirchhofe zu, auf welchem der Kirchdiener ihnen die Anzeige machte, daß der Prediger sie erwarte.

Reinhold war gefolgt, und stand unfern des Fräuleinkirchhofes an die Kirchenthüre gelehnt, als Hansen mit seiner Frau dieselbe zu öffnen im Begriff war. Da rief Lucie, indem sie die Kinder in die Kirche vorangehen hieß, ihren Mann leise in den Windfang und sprach: »Aber ich sehe an Deiner Hand keinen Ring; Du gelobtest mir ja, ihn nach fünfundzwanzig Jahren, am silbernen Hochzeitstage, wieder umzutauschen. Um Gotteswillen, wo hast Du den?«

Peinlich verlegen betheuerte Hansen, nie einen Ring von ihr erhalten zu haben; aber immer dringender wurde das Weib. »Den Ring!« — rief sie gebieterisch — »oder Du hast mich betrogen, und es ist wahr, was schon oft in

trüben Stunden ſich vor meine Seele ſtellen will: daß Du mich zur doppelten Ehe, zum Meineid verführt haſt. — Gieb den Ring, den ich heute vor fünfundzwanzig Jahren — — —«

»Da haſt Du ihn!« ſprach Reinhold, raſch hervortretend, und indem er ihr einen vom Finger gezogenen Ring überreichte, niederkniend: »Vergieb mir!« — Als aber die in Ohnmacht gefallene Lucie ihre Augen nicht zu ihm aufſchlug, rief er wild: »Dann muß ich ohne Vergebung ſcheiden. — Nun ſo leb' Du denn wohl, ehrlicher Hanſen,« fügte er hinzu, »nimm dieſes Paquet, es enthält meinen letzten Willen und die Enthüllung des Räthſels, welches Dich jetzt ſo tief umnachtet.«

Und wie neu geſtärkt eilte Reinhold nach dem Kloſterhofe hin, wo ſein vierſpänniger Wagen ihn erwartete, und im geſtreckteſten Galopp über das rumpelnde Straßenpflaſter, ſelbſt durch den groſſen Sand flog.

Glücklicher Weiſe waren keine Zeugen bei dieſem ſingulairen Vorfall geweſen; die Erſten, welche in den Windfang traten, waren die jüngſten Hanſenſchen Kinder, welche ſehen wollten, wo ihre Aeltern blieben. Hanſen barg den Ring, welchen Reinhold ſeiner Frau gegeben, ſo wie das ihm dargebotene Papier, und führte ſeine ins Leben zurückgerufene Frau, welche wieder ſprachlos geworden war, ins Gaſthaus zurück.

Noch bis zu dieſem Augenblicke wiſſen die guten Ueterſener nichts weiter von dem Vorfall, als daß ein ſilbernes Hamburger Ehepaar am 6. Februar des Jahres 1833 ſich hat abermals einſegnen laſſen wollen, daß aber die Braut auf dem Kirchwege erkrankt iſt.

Auf den Wunſch Luciens fuhr man noch an demſelben Tage nach Hamburg zurück. Beſchäftigt mit der Sorge um Weib und Kinder, mußte Hanſen ſeine Neugierde zähmen, und das Papier, welches ihm ſo viel Unbegreifliches enthüllen ſollte, verſchloſſen laſſen. Aber kaum war er angelangt und hatte ſeine ermattete Frau dem Bette und fremder Sorgfalt übergeben, als er das Paquet erbrach.

I.

Der Trauring ohne Ehe.

Das Convolut enthielt einen an das Haus Reinhold gerichteten Brief, ein versiegeltes Teſtament, worauf die Aufgabe, es dem Magiſtrat zu übergeben, befindlich war, und ein an Hanſen gerichtetes, »Hamburg, den 5. Februar 1833, Abends ſpät,« datirtes Schreiben, welches alſo lautete:

»Mein lieber Hanſen!

»Sie haben gewiß keine Ahnung davon gehabt, wie ſehr Ihr heutiges Geſpräch das innere Mark meines Lebens angegriffen hat, und wie tief ich eine, freilich höchſt leichtſinnige, Jugendthorheit büße. Möge die Eile, womit dieſe Hand die Feder führt, mich entſchuldigen, wenn ich nicht ſo deutlich, nicht ſo geſammelt Ihnen den Aufſchluß über eine Thatſache gebe, durch deren Enthüllung die fernere Ruhe Ihres Lebens bedingt iſt, aber auch gewiß herbeigeführt werden wird.«

»Sie wiſſen, daß ich für das Haus B. und Compagnie meine Reiſen als Commis begann. Ich war damals ein junger, lebensfroher Mann. Geſchick zum Geſchäft, wie ich es in keinem gewöhnlichen Grade beſaß, ein freundliches Benehmen, ſicherten mir eine angenehme Exiſtenz. Mein harmloſes, freundliches Weſen aber kam mir beſonders bei dem Smuggelgeſchäft zu Statten, das ich bald darauf zu treiben anfing, und durch welches ich von dem reinen Gewinn einige Procente erhielt, welche den Grundſtein meines jetzigen beträchtlichen Vermögens bildeten.«

»Unter den vielen Orten, welche ich damals bereiſen mußte, um die amerikaniſchen Waaren, zum weitern Verſenden in die franzöſiſchen Diſtricte, aufzuſtapeln, gehörte auch Uetersen, das ich von Haſeldorf aus, von wo ich mit den Engländern auf der Elbe communicirte, in den Jahren 1807 und 1808 beſuchte. Komiſch genug iſt es, daß ich Uetersen, obgleich ich mehr denn zwanzig Male dort geweſen bin, nie bei Tage geſehen habe. Ich hatte dort gewöhnlich nur unſere Conferenzen mit unſern Agenten, leitete

die nächtlichen Packereien in ſtiller Nacht, und kehrte gegen die Morgendämmerung in mein Standquartier Haſeldorf zurück. Gewöhnlich wurde bei ſolchen Zuſammenkünften gezecht, und beſonders viel Champagner getrunken. Hierdurch, ſo wie durch die ſich immer wiederholenden körperlichen Strapazen, mag ich den Grund zu dem Keim des Todes gelegt haben, der bald ſein Saatfeld in Aſche verwandeln wird.«

»Im Anfang des Jahres 1808 erſchienen geſchärfte Verordnungen gegen die Smuggelei; Reiter, die man ſpottweiſe die Kaffeeſaren nannte, wurden, um uns zu beobachten, in den Ort gelegt. Bald darauf erſchien aber ein ſo erhöhter Tarif, daß alle Hamburger Häuſer, welche damals Waaren in Holſtein lagerten, mit dem unfehlbarſten Sturz bedroht wurden, wenn ſie zu dem durch ſeinen Transport ſo theuren Einkauf noch den hohen Zoll bezahlen mußten. Jetzt war guter Rath theuer.«

(Der Schluß folgt.)

1830.

Motto:

It shou regret thy youth — why live?
The land of honorable death
Is here — Up to the field and give
Away thy breath!

Lord Byron's last Poem Missol.
22. Jan. 1824.

O wüßt' ich einen rechten Krieg!
Ich zöge gleich hinein,
Und fiele in dem erſten Sieg,
Vorn, in den erſten Reih'n! —

Und drüber ginge Roß und Mann
Mit lautem Schlachtenruf,
Die kalte Bruſt zerſtampfte dann
Des Roſſes Eiſenhuf. —

Und wenn der arge Feind beſiegt
Die Krieger heimhaus ziehn,
Mein Leichnam auf der Wahlſtatt liegt
Und Keiner kennet ihn.

Mit andern edlen Helden werth
Kam ich zur lieben Ruh',
Den Leib man legte in die Erd',
Das Elend mit dazu.

François Villon.

Die Roſe.

O wollet jetzo euch erſchließen
Ihr Blumen, wollet euer engen
Kelchſpangen von dem liebeſüßen
Herzdufte laſſen auseinander ſprengen!

Ein Roſenmorgenroth, das aus grünen
Kelchblättern zum Himmel aufglühet! —
Aurora, welche funkelnde Rubinen
Auf Morgendämmerungen ſprühet.

Hat der Lenz, der ſtrahlbewehrte
Liebende nicht umſonſt gerungen,
Und mit ſeinem flammenden Demantſchwerte
Deiner Seele dunkle Nacht bezwungen!

In deinen Buſen, den glanzerhellten,
Laß mich, o ſchöne Roſe, ſehen,
Ha, wie aus tiefen, neuentglomm'nen Wetten
Des Frühlings duft'ge Siegesbanner wehen!

Thautropfen ſeh' ich im Kelche blinken,
Sind es Augen, welche aus fernen
Himmeln zu mir herüberwinken
Aehnlich liebeſchimmernden Sternen?

Sind es Thränen, welche Aurora ſtreute
Ueber die Erde in ihrer Freude,
Daß ſie mit Perlen, die die Liebe weihte,
Mit himmliſchen Perlen ihre Schweſter kleide? —

Das weiß ich, daß aus unbewölktem Azuren
Himmel, wenn ſchluchzen die Nachtigallen,
Oft ſchimmernde Tropfen herniederthauen
Und in Kelchen und ſchönen Augen wallen.

O glücklich wer, wie in den Lenzen
Der Jugend, wenn aus kindlich reinen
Quellen der Liebe plötzlich Tropfen glänzen
Im Aug', ſo ſeligſüß kann weinen!

Rudolph Kulemann.

Curioſa.

In einem norddeutſchen Dorfe, wo ſich die Göttin der Geſundheit verſchworen zu haben ſchien, den Jüngern des Aeſculaps keine Klienten zukommen zu laſſen, war vor einiger Zeit ein Maurergeſelle vom Gerüſte gefallen und hatte ſich den Kopf beſchädigt. Der neue Prediger hatte bei dieſer Gelegenheit den negativen Geſundheitscurkus zerbrochen und die Hülfe eines Arztes veranlaßt.

Dieſer verordnete außer Blutentziehungen u. dergl. m. eine Mixtur, worauf die Worte:

„Alle Stunde einen Eßlöffel voll wohl umgeſchüttelt zu nehmen“

zu leſen waren.

Als er am andern Tage ſehen wollte, wie es mit dem Kranken ſtehe, fand er denſelben zwar am Leben, aber ſehr angegriffen. „Hat er die Medizin auch nach Vorſchrift gebraucht?“ fragte der Doctor die Umſtehenden.

»Stündlich! sobald der Kukuk schlug,« versicherte Betten. »Nachbar Claus und Jan Peter und ich haben alle drei bei ihm gemacht. Nur das Umgeschütteltwerden konnte er nicht recht vertragen.«

»Wie, Ihr habt den Kranken umgeschüttelt?«

»Ei freilich, das habt Ihr ja verschrieben« *).

»In Nürnberg hängt man die Diebe nicht eher, als man sie hat,« bemerkte mit vornehmen Achselzucken ein Jurist einem Bauer. — »Aber hier hängt man sie auch nicht einmal, wenn man sie hat,« erwiederte der Landmann.

In Töuningen wurde in der Smuggelzeit eine Actrice von einem strengen Kunstrichter ausgepfiffen. Ruhig trat sie vor, fixirte ihren Feind, und rief ihm zu: »Ohne Schwalbe macht noch keinen Sommer.«

Anzeige.

In Hamburg bei Joh. Aug. Böhme ist erschienen: »Der trauernde Rabbi, Gedicht von Ludwig Wihl, in Musik gesetzt für eine Bariton-Stimme von Eduard Marxsen, auf dessen poetischen und musikalischen Werth das kunstliebende Publikum hiermit aufmerksam gemacht wird.

*) Vielleicht sollte das »wohl umgeschüttelt« auch gabe so verstanden werden, wie es die lieben Bauern gethan haben. — Bei Kopfwunden fällt man leicht in einen Schlaf (coma), der höchst gefährlich ist, und durch Wachhalten vermieden werden muß. Vielleicht ist ganz der Patient gar durch ein Mißverständniß gerettet, im Gegensatz zu den Erfahrungen, daß Leute an Druckfehlern, welche die Aerzte für richtige Arzneiformel gehalten haben, gestorben sind.

D. H.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 38. Donnerstag, 19. September. 1839.

Die silberne Hochzeit.

Novelle.

(Beschluß.)

3.

Der Trauring ohne Ehe.

»Die Uetersener sind ein gutes, aber plauderhaftes Völkchen, und wird diese Unlagend schwer auszurotten, weil jedes dritte Haus ein Wirthshaus war, und ein solcher Wirth von der hohen Brücke bis zum Loh nicht wohl gehen darf, ohne bei allen seinen Collegen vorzusprechen, zu nippen, zu zahlen und alle Ereignisse des Tages durchzunehmen. Wir hielten uns daher nirgends mehr sicher. Vor Allem hatten wir Verdacht auf den Kaufmann Peter Mohr, bei dem der Husarenrittmeister im Hause wohnte, und der in öffentlichen Wirthshäusern, besonders bei Staats Cöln, als ein Napoleonisch-Gesinnter, unser Smuggelgeschäft wie eine sündliche Handlung verdammte.«

»Da fiel es einem unserer Collegen ein, unsere köstlichsten Waaren in den unbenutzten Stall des alten Probsten, der auf dem Klosterhof liegt, heimlich zu bringen und zu bergen. Wir waren sicher, daß die Douanen und Husaren hier nicht suchen würden, obgleich am dritten Tage eine Haussuchung angeordnet war. Rasch wurde ein Nach-

ſchlüſſel gemacht, und die beiden folgenden Nächte zur Vergung des Indigo und anderer ſalzbaren Artikel beſtimmt; die dritte Nacht aber wollten wir, um jeder ferneren Vexation dort zu entgehen, die Sachen auf gut Glück über Holſtendorf nach Hamburg einſchmuggeln.«

»Wir waren mit Blendlaternen in der Mitternachtsſtunde bei unſerer Arbeit beſchäftigt, als die angelehnte Thür ſich öffnete, und ein junges, wunderſchönes Mädchen mit ſchönen, ſanften Augen hereintrat und unſerer Arbeit zuſah, indem ſie ausrief: »›Ich wünſche, daß Ihr nicht verrathen werdet. Aber man ſpricht viel von Euch, und daß Ihr Contrebande bergen ſollt. Der Rittmeiſter hat heute darüber bei Tiſche zum Vater geredet. Dem Reinhold iſt man beſonders auf der Spur. Wer iſt das von Euch?‹«

»Ob meine Betroffenheit mich verrieth, oder ob meine Gefährten auf mich zeigten, ich weiß das nicht mehr. Aber kaum hatte ſie mich unterſchieden, als ſie zu mir trat und zu mir die Worte ſagte: »›Gott, was ſind Sie lieb und ſchön, wer Sie ſieht, muß Sie ewig lieben.‹« — Lächelnd dankte ich dem jungen Mädchen für dies Compliment. Sie wich nicht von meiner Seite, und ſagte mir ſo viel Verbindliches, daß bald mein Herz oder meine Eitelkeit, von dem naiven Geſtändniß ergriffen, eine Wechſelwirkung empfand.«

»Auf die Verſicherung eines treuen Arbeiters, daß das Mädchen eine Somnambüle, die ohne Erinnerung an ihre nächtlichen Wanderungen am Tage ſey, wurden meine, durch dieſen unangemeldeten Beſuch im Anfang höchſt erſchreckten Gefährten beruhigt; als ſie aber, nach ihrem endlich, mit dem Verſprechen, morgen wieder zu kommen, erfolgten Weggange erfuhren, daß ſie eine Tochter des Kaufmanns Mohr ſey, ergriff Alle Furcht vor Verrath. Vor Allen polterte ein gewiſſer Weſtermann, ein Belgier, der mit der gröſten Rohheit behauptete, man müſſe das Kind unſchädlich machen, ſollte es auch mit Gefahr des eigenen Lebens ſeyn.«

»Wir arbeiteten noch bis zum Morgen hin, und brem-

beten unſer Geſchäft ſo weit, daß wir in der folgenden Nacht noch höchſtens eine Stunde zu ſchaffen hatten.«

»Als ich am andern Abend in das Zimmer trat, wo wir gemeinſchaftlich ſoupirten, fand ich die Collegen in großer Weinlaune. Bei meinem Erſcheinen fingen ſie an zu kichern und heimlich zu flüſtern. Verdroß mich das, oder war ich von der geſtrigen Arbeit erſchöpft, — ich genoß nur wenig Wein, und wurde bald berauſcht.«

»Da mahnte es zum Aufbruch. Wir ſchlichen in den Stall. Aber unſere Arbeiter waren vorausgegangen, und hatten ſchon Alles beſchafft. Ein gewiſſer Steller, der noch in Amſterdam lebt, hatte unter einem großen Mantel, der einem Predigerhabit glich, einige Flaſchen Champagner getragen, welche er unſeligerweiſe abermals unter uns kreiſen ließ.«

»Da öffnete ſich die Thüre, und wieder trat Ihre Lucie ein. Als ob keine Perſonen ſonſt gegenwärtig wären, ſuchten ihre Augen nur mich, und indem ſie ſich mit der größten Zärtlichkeit an mich ſchmiegte, rief ſie aus: »›Habe ich nicht Wort gehalten, mein Geliebter, und mich nicht treulich wieder zur beſtimmten Stunde eingeſtellt?‹« — Dann fuhr ſie fort: »›Heute war wieder die Rede von Deiner Smuggelei. Ich erröthete, ſagte aber nichts; — ich verrieth Dich nicht, weder gegen den Vater, noch den Rittmeiſter.‹«

»Dieſe letzten Worte veranlaßten Luciens Unglück. Einige meiner Kameraden riefen mich in eine Nebenſtube, indem ſie die Somnambüle, welche mir durchaus folgen wollte, mit Gewalt zurückhielten. Sie eröffneten mir hier, daß Vermögen und Ehre aller ihrer Häuſer durch den möglichen Verrath der Kleinen, den ſie an des Vaters Tiſch ſchon durch ihr Erröthen begangen habe, auf dem Spiele ſtänden, und verlangten von mir, wenn man nicht zu noch entſetzlicheren Maßregeln ſchreiten ſollte, daß ich die Kleine in die Kirche locken, dort durch Nennung ihres Namens erwecken, und am Altar einen Eid der Verſchwiegenheit ablegen laſſen ſollte.«

»Bestürzt, berauscht, wie ich war, willigte ich in den ungerechten Vorschlag. Ich forderte die Kleine auf, mit in die Kirche zu gehen; sie gehorchte. Der Stall ward verschlossen; die Andern folgten, welche uns durch das offene Beinhaus in die Kirche führten. Wir traten in das Gotteshaus; einige Laternen wurden auf den Altar gesetzt, und ich weckte durch den Ruf »»Lucie«« die Schläferin.«

»Ihr Erwachen war plötzlich. Aber ein wie großes Entsetzen sie befiel, sie faßte sich wunderbar. Als man von ihr verlangte, daß sie nichts von dem verrathen solle, was sie im Stalle gesehen, wobei Einige ein Wort von Contrebande fallen ließen, leistete sie, wenn gleich zitternd, den verlangten Eid in meine Hand.«

»Heftig preßte ich, von Liebesglut durchdrungen, die Kleine in meine Arme, welche wenig Widerstreben bezeigte und mich ungemein zärtlich anblickte. Da sprach der tolle Westermann, vermummt als Geistlicher, im Predigerton: »»Meine lieben Kinder, wechselt die Ringe und empfangt den Segen!«« — »»Ja,«« rief ich, »»laß sie uns tauschen!«« und indem ich ihr einen kleinen Ring von der Hand streifte, ihr den meinigen vom kleinsten Finger zurückgab, sagte ich: »»Meines Bleibens ist hier nicht mehr, mich rufen höhere Pflichten! Aber in fünfundzwanzig Jahren feiern wir mit der silbernen unsere eigentliche Hochzeit. Wir wechseln dann die Ringe wieder.««

»»Wehe dem, der nicht Wort hält!«« rief Lucie begeistert. Dann aber legte sie die Hand an die Stirne, und indem sie mit sinkender Stimme hinzufügte: »»Ach, es ist wohl Alles nur ein Traum!«« fing sie bitterlich an zu weinen. — Der Scherz fing an, mich zu gereuen. Meine Collegen schlichen sich fort; noch immer lag Lucie schweigend in meinen Armen. Da führte ich auch sie endlich aus der Kirche, und zwar nach dem Baumhofe. Hier verließ ich sie, um meinen Weg über den Deich nach der Fähre einzuschlagen, wo jenseits meine Pferde mich erwarteten.«

»»Halte Wort in fünfundzwanzig Jahren!«« waren

ihre letzten Töne, welche mit ihrem heftigſten Geſchluchze in mein Ohr drangen.«

»Als ich am andern Morgen in Haſeldorf erwachte, fand ich mich außer Stande, aufzuſtehen. Ich wurde mehre Tage bettlägerig, und mußte die Verſendung der Waaren ohne mich geſchehen laſſen. Noch an demſelben Tage erhielt ich übrigens einen Brief von meinem Hauſe, der mich nach Tönningen rief.«

»Nie war ich wieder in Uetersen, ſo oft mich das Bild der ſüßen Lucie umgaukelt hat. Bitter meine Thorheit bereuend, fürchtete ich die Strafe der Polizei, die Beſchimpfung meines Namens und meines Hauſes. Betrübend war es mir immer, als ich nach mehreren Jahren erfuhr, daß Lucie entſchloſſen ſey, ſich nicht zu verehelichen. Dieſen Felſen der Angſt nahm mir indeſſen die Nachricht, daß ſie Gattin eines Schiffers geworden ſey. Ihren Namen hörte ich damals nicht, und lernte ihn erſt ſpäter kennen. Der Zufall will, daß ich Ihre Frau nie, oder nur im Vorübergehen geſehen habe.«

»Höchſt merkwürdig und auffallend bleibt es aber, daß Sie eine ſchlagende Aehnlichkeit mit meinem früheren Ausſehen hatten, die Lucie, welche mich nur in der Nacht und in einem ſo exaltirten Zuſtande geſehen, wohl täuſchen konnte.«

»Vergebt mir, und beſonders Du, gute Lucie, die Du an der Seite des braven Hanſen, und als Mutter von zehn blühenden Kindern, ein glücklicheres Loos gefunden haſt, als Dir mit mir zu Theil geworden wäre.«

»Ich kann nichts thun, als durch mein Teſtament eine irdiſche Vergütung für ſo lange geraubten Frieden bieten. Mein Weg geht nach Italien, nie kehre ich wieder.«

4.

Schluß.

Mit steigendem Interesse hatte Hansen die Zeilen gelesen; mit Beruhigung und Frieden beendet. Am folgenden Morgen schlich er zu seinem Weibe, das ihn noch immer stumm ansah. »Lies,« sprach er, ihr Reinholds Brief überreichend, »diese Zeilen des Friedens.« — Lucie nahm sie, Hansen verließ das Zimmer. Als er nach einer Stunde wiederkehrte, fand er sie lächelnd in Thränen und ungemein zärtlich.

»Ich bin geheilt von meiner fixen Idee,« rief sie. »Ja, es ist Alles so, wie es in dem Briefe steht. Der Gedanke, ob das Erlebte Wahrheit oder Traum sey, hat mich fortwährend schrecklich gefoltert, fünfundzwanzig lange Jahre! o, ich bin aus einem schweren Schlummer erwacht.«

Dabei gestand sie, daß sie sich der Scene im Stall des Probstes durchaus nicht erinnere.

Da traten die Kinder in die Stube, und erkundigten sich, guten Morgen wünschend, nach dem Befinden der Mutter. —

Nachdem sie diese geherzt, geküßt und entlassen hatte, fragte Hansen seine Frau schelmisch: »Wann ist nun eigentlich unsere Hochzeit?«

»Wann Du willst,« lächelte das Weib verschämt.

Der nächste Sonntag sah die stille, lange aufgeschobene kirchliche Feier.

Peter Hansen lebt glücklich mit Weib und Kindern, und ist noch kürzlich mit ihnen, aber froher als sonst, in Uetersen gewesen. Das Testament des am 25. April 1833 zu Livorno verstorbenen Reinhold hat die Hansensche Familie unabhängig gemacht.

Ich grüße Euch, Ihr guten Uetersener! und rechne durch diese Aufklärung auf den Dank Eurer nun befriedigten Neugierde. Pax vobiscum!

Hors d'oeuvres.

Ganz vortrefflich ſagt Schiller von dem in neuerer Zeit ſo oft angefeindeten juste milieu, deſſen jetziger Vertreter Louis Philipp, ein eigentlich nur auf Kündigung ſtehender, nicht gehörig mit einer Beſtallung verſehener König, iſt, in ſeinen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville:

»Er bekannte ſich zu der Klaſſe der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verſpotten glaubte; eine Klaſſe, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schickſal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil ſie beide Theile zu vereinigen ſtrebt. Charaktere von dieſer Art werden immer in der Geſchichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geſchieht, als was mit Klugheit verhindert wird und ihr Augenmerk viel zu ſehr auf entſcheidende Handlungen richten muß, als daß ſie die ſchöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfaſſen könnte. Deſto dankbarer ſind ſie für den Biographen, der ſich immer lieber den Ulyſſes als den Achilles zu ſeinem Helden wählen wird.«

Wann erhalten die deutſchen Journaliſten auch einmal einen Schutz für ihre Geiſtesproducte, wie er Verfaſſern von Büchern zu Theil geworden iſt? Wann wird auch endlich ein Strafcodex gegen die ſchamloſe Niederträchtigkeit einzelner deutſcher Buchhändler ermittelt, deren Köpfe zur Warnung alljährlich an die neue Börſe gehefſtet werden ſollten? Kann man es ſich denken, daß es Räuber unter ihnen giebt, welche ſich ein ganzes Jahr ein à condition beſtelltes Journal zuſenden laſſen, es wöchentlich für ihr Local-, Diebs- und Sudelblatt beſtehlen, und es am Ende des Jahres als unverkauft remittiren? Aber wie kann das auch anders ſeyn, da faſt in jeder deutſchen Stadt, wo ſich ein Rathsſchütting und eine Apotheke befinden, ein geborner Buchbinder und ungelernter Buchdrucker unter dem Titel Buchhändler mit dem Privilegio ein

Diebsblatt für Geiß und Herz zu gründen, conceſſionirt wird. Ich glaube dieſe Sorte Menſchen ſticht nicht bloß den Schriftſtellern, ſondern auch den Regierungen die Gedanken. Wir armen Redacteure haben nur Einen Troſt, eine feſte Burg, die wir uns nicht nehmen laſſen wollen: das iſt der Durchlauchtigſte Bundestag, an den wollen wir uns denn auch mit Berge verſetzendem Vertrauen wenden, ſobald die Hannoverſche Verfaſſungsfrage erſt dort erledigt iſt.

Aufforderung und Bitte.

Die Redaction dieſer Blätter erſucht, als obrigkeitlich conceſſionirte Zeitpächterin des Humors, alle diejenigen, welche ſich für ihr Geſchäft intereſſiren, die vielen Beiträge, welche Groß und Klein, Hoch und Gering, Reich und Arm wider Willen für ihr großes Buch liefern, hübſch aufzuzeichnen und ihr mitzutheilen. Die Einſender können jeder Diſcretion verſichert ſeyn; doch bittet die Redaction den friſchen Humor, jenes grüne Kraut, das ſeine Nahrung aus dem Göttlichen im Menſchen und aus den Thorheiten der Erde zieht, immer aber mit dem Schmelz der Liebe umgeben iſt, — nicht mit einer ſchaal und ſauer gewordenen Flüſſigkeit zu verwechſeln, nach welcher in einer Zeit ſtarke Nachfrage iſt, die Ironie genannt wird, und die Eigenſchaft hat, daß es, während ſich gemeine Menſchen, die am Ende völlig dadurch verquirlen, darin berauſchen, auf die Wangen des Nebenmenſchen rothe und weiße Schminke und in deren Auge ſalzige Thränen treibt.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzerſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 39. Donnerstag, 26. September. 1839.

Literatur.

9.

Die Dramatiker der Jetztzeit von Ludolf Wienbarg. Erstes Heft. Altona, bei Karl Aue, 1839.

Ludolf Wienbarg, einer der ausgezeichneten Kritiker unsers Jahrhunderts, ein begeisterter teutscher Priester der Wahrheit, ein ebenbürtiger Richter unserer ausgezeichnetsten Poeten, hat in diesem ersten Hefte, zu einer Zeit, wo die Raupachschen dramatischen Pilze aus den Brettern, welche die Welt bedeuten, mit unvertilgbarer Regeneration hervorschießen, und alle bessere Darstellungen mit ihrem hysterischen Schimgkraut überwuchern, einen Gottteslohn verdient, seine Nation auf die vortrefflichen dramatischen Arbeiten unsers Uhlands aufmerksam zu machen, welche bis jetzt im deutschen Publikum geltungslos für die Charakteristik des Dichters, und nur längst begrabene nicht wieder aufzufabrizirende Jugendfunken sind. Zugleich wendet er sich gegen die Verschöne Gustav Pfizers über Uhland. Doch lassen wir Wienbarg selbst reden:

„Es ist sonderbar, daß ich in die Lage kommen muß, Uhland gegen Pfizer, den Altmeister der schwäbischen Dich-

terſchule, gegen dieſe vertreten zu müſſen. Sie erheben einen Theil von ihm zum Ganzen, weil ſie ſich in dieſem Theile ſelbſt als kleine Ganze fühlen. Dieſe Balladenſieder ſcheinen den dramatiſchen Brummbaß ihres Lehrers zu verachten, der freilich dickbeſtäubt hinter der Thüre ſteht, aber der meiſt die volle und ganze Kraft des Meiſters austönte und den dieſer wohl heute noch als größerer Virtuoſe mit geübter Hand ſtreichen würde, hätte er in jungen Jahren ein aufmunterndes Auditorium gefunden. Ich ſage Uhland, der gefeierte Balladendichter, iſt nur der in tauſend Stücke geſprungene Uhland, der unbekannte oder kühl und ſchnöde beſeitigte Dramatiker. Das iſt die Wirthſchaft der Welt. Sie zerſchmeißt große Herzen und Talente, und faßt die Stücke in Gold und Edelſtein, und verehrt ſie als heilige Reliquien. Es war eine große fürſtliche Schnödigkeit von Goethe, in dem zerriſſenen und herzzerreißenden Sängermantel Uhlands einen Bettlermantel zu ſehen. Denn es war ſein eigenes, mit ſeinem treuen Herzblut purpurgefärbtes Kleid, mit welchem angethan er über die Zugbrücken trauertender Königsburgen grauer Vorzeit wankte, die Geiſtermahle von hehren Rittern und ſchönen Frauen verherrlichte und zum Lohne für ſeine Muſik nur eine wenig Brod und einen Becher Wein des ewigen poetiſchen Lebens forſernd, damit er nicht verhungere und verdürſte in der aberwitzigen, gefühlsknickerigen, dürrfingerigen, trau- und blutloſen Zeit, in der er leiblich auf Erden ging. Jenes Wort war Goethes unwürdig, denn es verkannte ein großes herrliches Gemüth und die poetiſche Freude dieſes Gemüths an einer Vergangenheit, die ohne Zweifel macht- und kraftvoller war als die Gegenwart, eines Kayſers höher über allem unſerm Volke hervorragend. Es war ſchnöde von Goethe, aber er ſah doch das Zerriſſene und Geflickte des Mantels. Dieſe Schüler aber begeiſtern ſich nur für die purpurnen Flicken und der zerſtörte großartige Faltenwurf entgeht ihrem Auge. Das Volle, Ganze ſpricht ſie nicht an, aber der Ausſchnitt, der Theil. Es ſind Leute, die den Wald vor Bäumen nicht ſehen. Ich möchte ſagen, die

Sonne nicht von Strahlen. Klänge es nicht zu prächtig und majestätisch. Aber ist nicht jedes Herz eine Sonne? Und weil Uhlands Sonne, so groß, warm und freundlich sie uns war, sich gehemmt fühlte in ihrem freien Strahlen und weil sie durch das Prisma von Balladen und Liedern sich brechen mußte, hatten sie, die selbst nur reflektirten Dichter: Gedichte des Strahlenden, das Prisma für die Sonne, für die Sonne die hinter und über ihnen einsam am tiefdunkeln Dichterhimmel leuchtet. Ein verzeihlicher Irrthum, aber ein Irrthum, den Deutschland nicht theilen sollte. Wie schön steht dem hochgewachsenen deutschen Wesen der strenge und keusche Faltenwurf Albrecht Dürerscher Gestalten. Da steht Uhland der Jüngling, der Dramadichter. In dieser Beleuchtung muß er aufgefaßt werden. Dramatische Grundharmonie, die nur deutsch einiges Wesen wiedertönt, ohne die leiseste fremdartige Störung. So als Balladendichter, so als Dramendichter. Er ist kein Genie, oder wenn man will, sein Genie hat nichts Persönliches, er ist gleichsam der geschichtliche Genius deutscher Poesie. An Glanz, Reichthum, Klang, leidenschaftlichen Vibrationen, Dialektik übertrifft ihn Mancher. Selbst die lebhaftesten Farben, welche die Sympathien des Augenblicks gewähren, geben ihm ab. Ihm ist nicht heiß, nicht fieberisch, ihm ist wie Goethe und dem Fischer, kühl bis ans Herz hinan. Erreicht seine Dramatik nicht die leidenschaftliche Wärme, die Manche für unerläßlich halten — die Deutschen mögen, daß ihre Dichter sie vergessen machen, daß sie Deutsche sind — so trägt sie auch keine Schminke auf den Wangen, so ist sie ohne gestohlene Reize. Kein Geniespringer geht sie einfältig, sinnig klar und herzig einher. Hohe Stirn und weiche Locken. Auf der Stirn den Zug des Gedankens und der Erinnerung. In den Locken den Duft des Morgens im Gebirge und den leisen, geisterhaften Anhauch von dem verwitternden Gestein der Felsruinen, in der eine poetische Liebhaberei in der verwichenen Mondscheinnacht ihr Lager suchte. Wißt Ihr nun, was ich an Uhlands unvollkommenen Dramen liebe? Es ist die lautere

weſenhafte, unter der Oberfläche meiſt troſtloſer Erſcheinungen und von außenher angeflogener flitterhafter Bildung, durch das urſprüngliche geiſtige Leben ſich hinziehende und die Wünſchelruthe an die goldhaltigſten Adern der Nation anſchlagende, deutſch-dramatiſche Poeſie.«

So unübertrefflich ſchön, wahr und deutſch redet, urtheilt und begeiſtert Wienbarg für die à la Dufavel in den Staub der Vergeſſenheit verſunkenen dramatiſchen Werke Uhlands. Wird es ihm gelingen, dieſe nationalen Dramen auf der deutſchen Bühne einzubürgern? Ich bezweifle es, die Kammerherrn Thaliens (vulgo Hofintendanten) werden Wienbarg nicht leſen. Sie werden fortfahren Immermann, wenn er ſich bei ihnen melden läßt, für einen Schauſpieler zu halten, ihre Stellung auf die richtige Stellung der Seſſel fürſtlicher Bühnen zu beſchränken, und für Claqueurs ſorgen, um den Unwillen zu übertönen, der in Uhlands und Wienbargs Anhängern ſich bei dem ſchamloſen, ekelerregenden Pirouettiren leichtfertiger Tänzerinnen ſich etwa erheben möchte.

2.

In der Meyerſchen Hofbuchhandlung zu Lemgo iſt ſo eben erſchienen:

Armin, Fürſt der Cherusker und Befreier Deutſchlands vom Römiſchen Joche im neunten Jahre nach Chriſti Geburt, von Dr. H. F. Maßmann, ordentlichem Profeſſor an der Hohen Schule zu München.

Das genannte Büchelchen von etwa 8 Bogen iſt mit der Begeiſterung, wie ſie das Jahr 1813 erzeugte, geſchrieben. Aber der Verfaſſer hat die Geſchichte der Befreiung Deutſchlands im Jahre 9 nach Chriſtus nicht bloß mit tiefem Gefühl, ſondern auch mit gründlicher Gelehrſamkeit ſeinen Leſern vor Augen geſtellt. Schließlich ruft er uns übrigens zu, nachdem er auch von dem Befreiungskrieg im Jahre 1813 geſprochen hat:

»Aber ſorget dafür, daß nach andern tauſend Jahren keine dritte (d. h. Befreiung) nöthig werde, und glaubet ja nicht, daß dazu allein Eiſenbahnen und Dampfwägen verhelfen, ſondern weſentlich dreierlei: eine keuſchverlebte, kraftgeübte Jugend, Wahrhaftigkeit aller Männer und vor Allem deutſche Treue.«*).

Wie aber doch alle Gegenſätze ſo häufig bei einander liegen. Der blaue Umſchlag des gehefteten Buchs enthält auf der innern Seite die Ankündigung dreier deutſcher Bücher in der höchſten Potenz:

1. »Wo Hermann den Varus ſchlug, von Cloſtermeier,« 2. »Hermann der Cheruſker, von Werner« und 3. »Arminius etc. ex collectis veterum locis compositi Massmann.«

Die andere Seite kündigt Erzählungen aus dem Engliſchen, unter andern:

»Die Freuden eines unreinlichen Mannes.« — Dann »Das Leben und Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, — Ardinghello und die glücklichen Inſeln,« und »Laidion oder die Eleuſiniſchen Geheimniſſe, von Wilhelm Heinſe« an.

Städte.

Wenn ich ein König wäre, ich litte in meinem Lande nur Städte, Dörfer durchaus nicht. Und warum? — Bloß der Cultur wegen. — Ein Dorf iſt eigentlich nichts als eine große Meierei, mehr auf Thiere als auf Menſchen berechnet; eine Stadt iſt, bloß weil ſie Stadt iſt, eine höhere Bildungsanſtalt. Wie arm wäre die Natur, wenn es nicht Parks und botaniſche Gärten darin gäbe? Wie einförmig wäre der Schlag des Finken, der Ruf des Kuckucks, das

*) Daß man in unſerm Kampf gegen Auguſt und Napoleon immer die deutſche Treue ſo ſehr hervorhebt, ſcheint nicht ganz paſſend, wenigſtens wollen Römer und Franzoſen dieſe Tugend nicht ſo ganz anerkennen.

Lied der Lerche, der Geſang der Nachtigall, wenn wir nicht unſere Garten-Conzerte hätten? Gewiß, wir müſſen Sorge tragen, daß die Natur an der Cultur Theil bekomme; die höchſte Cultur aber kommt zu Tage in den Städten.

Freilich haben nur wenige Städte eine Waterloo-Säule, oder eine Schillerſtatue, oder ein Guttenbergsſtandbild, oder ein Mozart-Denkmal — indeß jede Stadt hat in ihren Kirchen eine Art Pantheon: da ſind die Gemälde früherer Haupt- und Nebenpaſtoren, die Leichenſteine der Bürgermeiſter, die bleiernen Särge großer Staatswohlthäter, und jeder Jüngling, der in der Stadt in eine Kirche geht, kommt glühend für Ruhm und Ehre, für Gott und Vaterland wieder heraus, und, wenn er nicht in Baiern wohnt, ſo iſt's ihm wie Einem, der aus König Ludwigs Walhalla tritt.

Jede Stadt aber hat auch ihre Odeen, oder wenigſtens ihr Odeum. Die Münchener machen ſich lächerlich, wenn ſie ſich auf ihres ſo viel zu Gut thun, denn es iſt gar nichts Seltenes. Hat nicht jede Stadt ihr Rathhaus, und iſt nicht darin ein Saal, wo man erſtens die große Stadt- und Landes-Lotterie zieht, wo man zweitens die Gewerbausſtellung hält, und wo drittens Paganini, Thalberg, Dreyſchock und Liszt ſich hören laſſen, oder wenigſtens ſich hören laſſen können, wenn ſie durchpaſſiren, und wo an deren Stelle der Stadtpfeifer mit ſeinen Geſellen und Lehrjungen die großen ſtädtiſchen Feſte zu wahren Muſenfeſten macht! Was wollte aus der tollen Jugend einer Stadt werden, wenn kein Odeum da wäre?

Und jede Stadt hat auch ihre Akropolis, modern ſagt man, Schloß; die Ritterſitze auf den Dörfern verlieren durch die fatalen Reformen der Gegenwart immer mehr von ihrem Glanze. Jemand muß aber einmal ein Dorf und eine Stadt genau mit einander verglichen haben, um zu wiſſen, welchen Einfluß ſo ein Schloß auf die klaſſiſche Bildung der Jugend ausübt. Die klaſſiſche Bildung iſt aber wirklich nicht ohne Werth: mag Jemand auch ſpäter zu den Romantikern übergehen — die Klaſſicität bildet immer eine

paſſende und nicht zu verachtende Grundlage. Ein integrirender Theil der klaſſiſchen Bildung iſt aber jedenfalls die militairiſche. Ich mache den Satz gar nicht geltend, daß dieſe begründet und befördert wird durch den Anblick des kriegeriſchen Lebens, welches in einer Stadt herrſcht, denn jede Stadt iſt ein ſtehendes Lager — castra stativa — wenn auch nur Hoflager. Indeß in neueſter Zeit hat die Taktik, in Verbindung mit der Politik, ein neues Mittel erfunden, ſchon den Kindern in der Wiege kriegeriſchen Sinn und Geiſt durch das Medium der Ohren einzuflößen, indem man in mehren deutſchen Städten den ſogenannten Zapfenſtreich wieder in ſein Muſterbild, den alten tobenden, raſenden, Tod und Leben vermiſchenden Bardit der alten Germanen zurückverwandelt hat. Wenn es beſonders dieſem Bardit zugeſchrieben werden muß, daß die alten Germanen, durch ihn begeiſtert, die größten und ſeltenſten Siege gewonnen haben: ſo werden die Städtebewohner durch dieſen alten, ehrwürdigen Schlachtgeſang planmäßig zu altgermaniſchen Helden und Kriegern wieder herangezogen.

Hiemit glaube ich meinen hochgeehrten Leſern bewieſen zu haben, daß in der Stadt die politiſche, die militairiſche, die äſthetiſche und klaſſiſche Bildung, ohne die jetzt Niemand ſechs Meilen weit reiſen kann, gewonnen wird, und erachte ich es für überflüſſig noch anderweites Schöne, Wichtige und Große hinzuzufügen, wodurch eine Stadt ſich auszeichnet.

Nun läßt ſich's gar nicht läugnen, daß es vorzügliche Dörfer, namentlich in Europa, giebt; es fällt mir grade Zaardam oder Zaanredam ein, wo man 10000 Einwohner zählt, wo Peter der Große mehre Monate des Jahrs 1697 zubrachte, wo man die 2000 Papier-, Tabacks-, Oel-, Schneide-, Reibe-, Stampf- und Dampfmühlen und die vielen Schiffbauleute hat. Wenn nun dieß eine Factum mein ganzes vorliegendes Raiſonnement widerlegen könnte: ſo giebt es doch auf der ganzen Oberfläche des Erdkreiſes kein Dorf, wo, wenn auch daſelbſt die famoſeſten Bücher und Folianten geſchrieben werden, eine Zeitung oder ein

Journal redigirt würde und herauskäme. Das haben sich die Städte allein reservirt, und darin liegt der Culminations-Punkt ihrer Größe.

Emile d'Estrées.

Die Blumen.

Von Rudolph Kulemann.

Es steh'n die Tulipanen,
Die Aurikeln und Narcissen,
Die nun mit ihren bunten Fahnen
Ueber die Felder wehen müssen.

Der Frühling hat aufgesteckt
Sein funkelndes Siegeszeichen
Und Lerchen und Nachtigallen erwecket,
Mit Stimmen, liebereichen.

Und die Rose mit ihren vielen Blättern
Ist auch nicht zurückgeblieben,
Es hat die Sonne mit güld'nen Lettern
Lenzevangelien darauf geschrieben.

O wie gerne mag ich mich ergehen,
Fern von dem Menschenschwarme,
Hier, wo die stillen Blumen stehen,
So unschuldvoll in ihrem süßen Harme!

Ich bin so froh, doch will ich lieber schweigen,
Ich darf nicht diese Sabbathstille brechen,
Ich möchte mich über die stillen Blumen neigen,
Und leise, leise Worte zu ihnen sprechen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 40. Donnerstag, 3. October. 1839.

Die unfreie Komik und ihre Literatur.

Von

Dr. Adolf St.

Sir John Falstaff sagt einmal von sich selbst: »Ich bin nicht bloß witzig, sondern auch Ursache, daß Andere Witz haben.« Schriebe man auch Bände über diesen dicken Großvater aller humoristischen Gesellen, diesen absoluten König im Reiche des Witzes und Humors, sie würden diese kurze Selbstdefinition, diesen Selbstbegriff nicht übertreffen.

Nun giebt es aber Leute, denen vom Schicksal nur die eine Hälfte dieser Bestimmung zu Theil geworden, Leute die selbst keinen Witz haben, aber dennoch Witz und Humor bei Andern erzeugen. Wir wollen sie »unfreie Komiker« nennen, und ihr Gebiet das der »unfreien Komik.« Im Leben und in der Kunst, in der Gesellschaft, auf der Bühne und auf dem Druckpapier begegnen sie uns, und es ist jedenfalls besser, statt sich an ihnen zu ärgern, sie in der angedeuteten Weise zu betrachten und auszubeuten. So hatten wir hier in Old. einmal einen Acteur, dessen bloße Erscheinung absolut in jeder Rolle Lachen erregte, und obschon dies Lachen keineswegs das von ihm intentionirte war — so war er doch in vollkommener Illusion hierüber und somit glücklich. Gab er eine komische

Rolle, ſo war die Illuſion freilich leicht; denn daß man nicht über die Rolle ſondern über ihn lachte, konnte er ſich am wenigſten denken. Schwieriger war die Sache, wenn er auch in einer Tragödie denſelben Eindruck hervorgerufen ſah. Allein auch hier konnte er ſich leicht tröſten, wenn er ſich ſagte, die ihm eingeborne komiſche Kraft ſey auch hier das agens. Und ſo war er wie Julius Cäſar ad utrumque paratus. Er war ein unfreier Komiker, und wäre es ihm gelungen, dieſen in ihm verborgen ruhenden Schatz von unfreier Komik zur freien und ſelbſtbewußten zu erheben, ſo hätte er mit den größten Meiſtern des Soccus in die Schranken treten mögen. Aber freilich:

»Der Zopf, der hing ihm hinten!

Solche Erſcheinungen bietet nun, oder doch ähnliche, auch die Literatur, und es verlohnt ſich wohl der Mühe, manche Erſcheinungen derſelben unter dieſen Geſichtspunkt zu bringen, um ſie recht zu genießen, oder überhaupt erſt genießbar zu machen. Wenn ein Acciſecontroleur z. B. als Gelegenheitsdichter den Pegaſus beſteigt, und ein ihm befreundetes Brautpaar aus gerührtem Herzen ſo anſingt:

Euch lockt zum Brautaltare
Der Liebe Flammengluth;
Doch dieſe Himmels**waare**
Senkt keiner Wellen Fluth.

ſo iſt dieſer Zug, daß dem Acciſeoffizianten, der täglich mit »Waaren« zu thun hat, ſein Amt zwiſchen die Beine geräth, und ſelbſt die Liebe ihm als eine, freilich durch den Zuſatz »Himmels« veredelte, »Waare« erſcheint, des höchſten Komikers und Humoriſten würdig. Aber freilich dachte in dem vorliegenden Falle der dichtende Steuerbeamte nicht von fern an Witz und Humor, ſondern es war ihm mit ſeiner Poeſie um rechten feierlichen Ernſt zu thun. So wird alſo die hier im gebundenen Zuſtande vorhandene Komik erſt durch unſer Bewußtſeyn befreit und zur vollen Erſcheinung gebracht, während ſie für das dichtende Subject ſelbſt nicht vorhanden war. Aehnliches erlebt man häufig — wenn man Augen dafür hat. Nun iſt aber in der

deutſchen Literatur bekanntlich ein großer Mangel an ächten humoriſtiſchen Erſcheinungen. Was kann man alſo beſſeres thun, wenn man doch einmal ein Liebhaber des Humors iſt, als auch die Produktionen der gebundenen Komik ſich zu Nutze machen? Zumal da man gar nicht wiſſen kann, ob nicht dadurch wirklich einmal das Wunder bewirkt wird, daß ſo ein unfreier Komiker, gehörig auf ſich aufmerkſam gemacht, zu einem wirklichen wird. Da liegt ein ganzer Stoß dieſer Literatur vor mir. Friſch hineingegriffen und die Herren in Parade aufgeſtellt. Als Tambour-Major marſchiert voran, aus patriotiſchen Gründen:

1.

Otto Weidemann.

Sein »dramatiſches Spiel« führt den Titel: »Apollo's und Hlyn's Apotheoſe. Allegorien, Wahrheiten und Zeitbilder. Breslau. Nauplia, in Commiſſion bei Langkammerer. 1839.« und iſt »aus demüthigſter aber innigſter Verehrung J. J. M. M. Hellas geliebten Herrſchern Otto und Amalie und den Allerdurchlauchtigſten Ihren« gewidmet. Wie gut es der Mann meint, lehrt die Zueignung, zugleich eine Probe ſeiner Poeſie:

Nicht ſtolzen Ruhm will ſich mein Spiel bereiten,
Nur Herz und jenes ſeelige Gefühl,
Das Eure Wege möge ſtets geleiten,
Die raunten mir Gedanken in die Saiten.
Einſt fühlt ich Eure Freuden, Eure Wehen.
Gerechter Gott! o höre drum mein Flehen:
Die du geſandt zu ſchwerer Pflicht auf Erden,
Laß irdiſch doch Sie möglichſt glücklich werden.

So etwas kommentirt ſich ſelbſt. Aber die Zumuthung, die dem lieben Gott gemacht wird, wie ſie in dem tiefſinnigen »drum« liegt, iſt ſie nicht von ächt komiſchem Gehalte? Und liegt eben dieſelbe nicht in dem hoch-ſchwungvollen letzten Verſe, in welchem durch die ſcharfe Accentuirung des »irdiſch« der brave Mann, ohne es freilich zu wollen, aus-

ſpricht, daß leider von der himmliſchen Glückſeligkeit nicht viel zu erwarten ſey?

Aber dieß Alles iſt nichts gegen das dramatiſche Spiel ſelbſt. Skandinaviſche und griechiſche Gottheiten, Heroen und Nornen, Odin, Balder, Apollo, Amor, Braga, Iduna, Hlyn, Freya, Niord, Tyr, u. ſ. f. arbeiten durcheinander, um die Vermählung Apollo's und Hlyn's zu bewirken und reſpective zu verhindern; die hindernde Norne, Urd, erſäuft zuletzt in der — Weſer, und vor dem letzten Verſe erſcheinen plötzlich, ſtatt jenes Götter- und Heldenperſonals, der König und die Königin von Griechenland und in ihrem Gefolge, die Hofdamen von Nordenpflycht (sic!), Wieſenthal, die Oberſten von Heß, Azavellas, Kolokotroni und Grivas u. A., und dieſer letzte Vers enthält die Ernennung — eines Hofmarſchalls. Wer der Glückliche iſt, wird nicht geſagt.

Daß in dieſem tollen Zeuge mancherlei Anſpielungen ſtecken mögen, will ich gern glauben, da der Verfaſſer ausdrücklich von »Wahrheiten« und »Zeitbildern« ſpricht. Aber dieſe mag herausbringen, wer Luſt hat; wir wollen uns das erfreulichere Geſchäft auswählen, die komiſchen Paſſus hervorzuheben, und zur Anerkennung zu bringen.

Die Norne Urd will gegen den Himmel revoltiren. Sie tritt im heftigen Wortwechſel mit den übrigen Nornen auf in der erſten Scene, ſo daß ihr Varande zuruft:

— Haltet ein
Und ſchonet euren Ruf!

Aber nichts verfängt bei der rebelliſchen Perſon. Und als ihr Varande zuruft:

»Und was, meinſt du, ſoll aus der Zukunft werden?
Erſt denk dir dies recht deutlich aus,
Und bau nicht ohne Dach dein Haus.«

Antwortet ſie mit der unvergleichlichſten Gedankenkürze des Nonſens:

»Noch dacht ich's nicht — allein — gleichviel!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen *)

*) S. Goethe's Fauſt.

»»Verweile! bleibe ſtets ſo ſchön.«« — —
Varande willſt du's mit mir wagen,
So kann die Gegenwart uns nicht entgehn.«

Ich bitte meine geneigten Leſer zu berückſichtigen, daß kein Gedankenſtrich, keine Interpunktion von mir herrührt, ſelbſt die Note unter dem Texte nicht; denn nur ſo kann das Erhaben-Komiſche dieſer Stelle rein genoſſen werden. S. 37 ſtimmt der Chor der Trottars auf Odins Wink die Melodie von Goethe's Mignon an:

Kennſt du das Land, wo Odins Eichen ſtehn?
In goldnen Zweigen Freias Zauber wehn?
Wo Sleipner kräftig auf die Erde ſtampft
Die Chöre rauſchen, und das Opfer dampft?
Kennſt du es jetzt, wohin, wohin
Die Seelgen deshalb hochbegeiſtert ziehn?

Hier erlaube ich mir eine einzige Conjectur. Das Land ſoll ohne Zweifel Oldenburg ſeyn; ich halte deshalb »rauſchen« für einen Druckfehler, und meine, daß der Poet ſchrieb:

»Die Chöre rauchen« u. ſ. f.

und denke dabei an die vortrefflichen Bremer und Oldenburger Cigarren, die bei uns vorzugsweiſe in großer Maſſe konſumirt werden. Erſt dann verſteh ich ganz den begeiſterten Schlußvers und ſein hochpoetiſches »deshalb«:

»wohin! wohin!
Die Seelgen deshalb hochbegeiſtert ziehn.«

Denn noch neulich hab ich leider auf einer fünfwöchentlichen Reiſe durch einen Theil Deutſchlands die trübe Erfahrung gemacht, wie ſchwer, ja unmöglich es iſt, in einiger Entfernung von hier, eine erträgliche Cigarre aufzutreiben.

Nun aber wollen wir auch den Text dieſer Poeſie ſelbſt laufen laſſen, und uns bloß an die für die etwanigen Darſteller mit kleiner Schrift gedruckten, und in Klammern geſetzten außertextlichen Bemerkungen halten, um zu zeigen, wie das Fluidum der Komik alle Adern dieſer Produktion durchdringt. Apolls Eintreten z. B. wird mit der Bemerkung eingeleitet S. 13:

(Er ſteht in tiefen Gedanken — ſchaut dann auf, und entreißt mit tiefem Seufzer dem Nächſten eine Zitter)

und bald darauf S. 19 heißt es von demſelben, Iduna gegenüber:

(Apoll nach einiger Verlegenheit, faßt ſich)

und S. 29:

(Apollo aufſtehend, und ſich faſt unmerklich verneigend, auf ſeinem Geſicht lagern ſich die Wolken ſchmerzlicher Sehnſucht).

In der »Niflim« überſchriebenen Scene, wird der Schauplatz geſchildert wie folgt:

(Alle Attribute einer, alles Zartgefühl verletzenden Hölle. — Eulen ſammeln Spinngewebe, und bringen ſie zu Hela, welche in einem glühenden Aſchenhaufen ſitzend und ſpinnend, grauſig kalt iſt.)

Soviel von dem Dichter Otto Weidemann.

(Die Fortſetzung folgt.)

An
die humoriſtiſchen Poeten Deutſchlands.

In Nummer 24. der diesjährigen humoriſtiſchen Blätter iſt angezeigt, daß ein Mäcen der Künſte für das beſte humoriſtiſche vorzüglich auch componible Gedicht, welches bis Michaelis d. J. der Redaction dieſes Journals eingeſandt wird

»eine Kiſte feiner Havanna-Cigarren«

ausgeſetzt hat.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Annonce von manchem Dichter für einen Scherz gehalten worden, da bis jetzt der Concurs um die Tabackspalme ſehr dürftig ausgefallen iſt. Ich fordere daher noch einmal und gewiß im vollen Ernſte zur Mitbewerbung auf, mit dem Bemerken, daß der Wettgeſang erſt dann als beendet angeſehen werden kann, wenn zwölf luſtige Sänger ſich haben ver-

nehmen lassen. Alsdann werden die Gedichte der Prüfung von fünf Richtern, zu denen auch die Redaction gehört, übergeben, welche das beste gewissenhaft ermitteln werden.

Die Redaction der humor. Blätter hat das Recht, solchen Einsendungen, die sie überall nicht für zur Bewerbung geeignet findet, allenfalls nach Vorfrage bei den andern Richtern, die Aufnahme zu verweigern. Anonyme Einsendungen bleiben gänzlich unberücksichtigt, auch darf das um den Preis concurrirende Gedicht auf keine Art und Weise vor der Bekanntmachung in den humor. Blättern der Lesewelt übergeben seyn, und wird, sobald dies der Redaction bekannt wird, sofort gestrichen, auch die Unredlichkeit des Einsenders bekannt gemacht. Pseudonymität wird auch verbeten.

Bis jetzt sind zur Bewerbung nur aufgenommen und als Candidaten der Cigarrenkiste anzusehen:

1. Die Wasserträgerin. — 2. Die Mähr von den drei Schneidern. — 3. Zechers Traum.

Sobald wieder eine Einsendung erfolgt, wird die etwaige Aufnahme bekannt gemacht, und werden sonach die Herren Concurrenten gebeten, sich rücksichtlich der Entscheidung zu gedulden, bis das Dutzend voll ist.

Uebrigens darf jeder Bewerber nur Ein Lied einsenden, und hat dies auf Verlangen der Unterzeichneten auf sein Ehrenwort zu versichern. Die Einsendungen werden portofrei erbeten. Also noch einmal:

»Erflehet jetzt der Musen Gunst
Und kämpfet um den blauen Dunst.
Wem meine Kiste wird zu Theil,
Dem ruft das ganze Deutschland »Heil!«
Dann hüllt er sich nach Götterbrauch,
In dichten Nimbus. Seht den Rauch
Der mit dem ruhmgekrönten Lied
Hin zu den seel'gen Göttern zieht.
Man preis't auch die Cigarren da,
Doch nennt man sie »Ambrosia.«

Die Redaction der humor. Blätter.

Anmerk. Alle Journale werden um Verbreitung dieser Anzeige ersucht. D. R.

An die verehrlichen Buchhandlungen Deutschlands.

Die humoristischen Blätter werden auch im Jahre 1840 fortgesetzt. Um denselben ein größeres Interesse zu geben, werden alle der Redaction eingesandten besseren belletristischen Werke in einem besondern Literaturblatte, welches den Lesern gratis überher gegeben wird, besprochen oder zurück geschickt werden. Den Verlagshandlungen wird ein Exemplar des Blattes, worin das uns mitgetheilte Buch beurtheilt ist, auf Buchhändlerwegen übermacht.

Die humoristischen Blätter erfreuen sich überall einer günstigen Beurtheilung und darf die Redaction, welche der überhaupt so billigen Zeitschrift (der ganze Jahrgang kostet Einen Thaler sechszehn gute Groschen) ein neues Opfer für ihre Leser bringt, vom deutschen Buchhandel eine allgemeine Theilnahme erwarten. Etwaige Bestellungen werden baldmöglichst erbeten, um die Größe der Auflage hiernach zu bestimmen*).

Die Redaction der humor. Blätter.

*) Ich bitte die Journale Deutschlands um Verbreitung dieser Notiz, vor allen aber die Gedanken-Vampyre, welche mein Journal in diesem Jahre so schamlos bestohlen haben, und ertheile ihnen für diesen Fall meinen humoristischen Ablaß. Ich habe immer Mitleid mit Dieben gehabt, die Hunger und Einfalt zum kühnen Griff veranlaßt hat. Auch vertheidigt unser Strafgesetzbuch Art. 100. sub 1. die meisten Redacteure von Zeitschriften, indem es sagt: »Hingegen mindert sich die Strafbarkeit vornämlich: »»Wenn der Verbrecher wegen Mangels an Unterricht, oder aus natürlicher Schwäche des Verstandes die Größe der Unerlaubtheit oder Strafwürdigkeit seiner Handlung nicht eingesehn hat.««

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 41. Donnerstag, 10. October. 1839.

Die unfreie Komik und ihre Literatur.

Von

Dr. Adolf St.

(Fortsetzung.)

2.

Wilhelm Gabriel *),

dem Verlagsorte seiner Gedichte nach ein Landsmann des Vorigen, erhebt die unfreie Komik zu ihrem Gipfel, und übertrifft seinen Vorgänger bei weitem, indem er, freilich ohne es zu wissen und zu wollen — sich selber und seine Poesien in einem eigends wie dazu gemachten Gedichte so lächerlich richtig kritisirt, daß man bei einem Haar glauben sollte, er hätte wirklich ein Bewußtseyn über sich gehabt, und alle die übrigen grundschlechten Gedichte nur deshalb gemacht, um sie in dem einzigen, jetzt freilich an sich auch schlechten, aber für uns vortrefflichen, verspotten zu können. Wir geben dies Gedicht zum Schlusse.

Es ist leicht möglich, daß bei einer einbrechenden Nacht der Barbarei, die Niebuhr vor acht Jahren prophezeite, viel Gediegenes untergeht, und dagegen mancher Schund auf die Nachwelt kommt, wie das ja bekanntlich auch mit den

*) Gedichte von Wilhelm Gabriel. Breslau bei Carl Weinhold. 1839.

alten Literaturen ergangen iſt, wo hunderte von Meiſterwerken verloren gegangen, und dagegen manche Probeblätter der jammervollſten Pfennigliteratur des großen Alexandriniſchen Büchermarkts uns erhalten worden ſind. Haben unſeres Gabriel Poeſien einſt das letztere Schickſal, ſo wird beim »Wiederaufleben des Studiums der alten (d. h. unſerer jetzigen) Literatur,« vielleicht ein Encyclopädiſt folgenden Artikel für ſein Werk aus Herrn Gabriels Buche ziehen.

»Recenſenten« waren eine Menſchenklaſſe im 19ten Jahrhundert, welche Geiſteswerke beurtheilten. Sie laſen zu dieſem Behufe aber nur das letzte Blatt des betreffenden Buchs, und wenn ihnen dies gefiel, ſo lobten ſie das Ganze, doch nur unter zwei Bedingungen, denn

1) mußten ſie bei guter Laune ſeyn, und
2) mußte der Verfaſſer ihnen vorher ordentlich »geblecht« (d. h. ein gut Stück Geld gegeben) haben.

Dieſe ſchätzbare Notiz iſt uns von einem Dichter des Jahrs 1839, Wilhelm Gabriel, aufbewahrt, welcher S. 55 einen ſolchen Recenſenten, auf die Frage: woher er die Zeit nehme, ſo viele Bücher zu recenſiren? ſagen läßt:

Nichts leichter, Freund, ich muß nur lachen
Wer wird das Ding ſo ſchwer ſich machen!
Ich leſe nur das letzte Blatt,
Und wenn mir das gefallen hat
So ſtoß ich in die Ruhmpoſaune —
Das heißt — bin ich bei guter Laune,
Und hat der Autor gut geblecht, —
Sonſt mach ich ihn erbärmlich ſchlecht.«

Doch zurück zu unſerm Dichter ſelbſt. S. 56 erzählt er Folgendes: Er hat eine Nummer in der Zahlen-Lotterie geträumt, und beſetzt. Eifrig drängt er ſich an das Glücksrad heran, und fragt »athemlos« den hübſchen Waiſenknaben:

Wagte kaum zu athmen noch:
»Nun was zogſt du, lieber Junge?«
Eine Niete. — Hol dich doch! —

und das iſt das ganze Gedicht? Ja allerdings, lieber Leſer.

Aber das iſt ja eben der Humor davon, daß das ganze Poem in dem Begriff der Niete aufgeht wie Zucker in Waſſer. — Aber jetzt erſcheint Gabriel als Liebhaber, als Verliebter. Sein Schatz heißt Jettchen, und die Sache nimmt einen traurigen Ausgang, denn er kriegt ſie nicht, und ſomit macht ſeine Liebespoeſie die Heineſche Mode mit. Aber wie unendlich erhabner wird hier die Sache gewendet! Hört nur, Sie wohnt »ihm gegenüber«

Und mein Herz zu ihr ſich neigte,
Lebten auf gar trautem Fuß:
Wenn ſie ſich am Fenſter zeigte,
Tauſchten Blicke wir und Gruß.

Doch da wendet ſich das Blättchen
Vater (nämlich Jettchens Vater) kam in den Senat,
Und ganz anders war mein Jettchen
Als ſie an das Fenſter trat.

Ohne Arg nick ich der Lieben
Doch ſie bleibt ſo vor ihm ſtehn.
Nun? wo iſt der Dank geblieben?
Habe wohl nicht recht geſehn.

Unermüdet fort ich nicke, (köſtlich!)
Ob vielleicht ſie Acht nicht gab,
Und ſie danket, Stolz im Blicke,
Wendet dann ſich ſpöttiſch ab.

Aber nun wie heroiſch reſolvirt er ſich im letzten Verſe:

Weil die Thörin ich verlachte
Leicht verſchmerzt ich den Verluſt. —
Wißt ihr aber was ich dachte?

ich wette tauſend Thaler gegen einen, kein Menſch räth es was Wilhelm Gabriel wirklich dachte, und kein andrer Poet hätte dieſen unübertrefflichen Schlußvers gemacht. Alſo noch einmal:

Wißt ihr aber was ich dachte?
Na! das war mein letzter Gruß! — !

das heißt der letzte bei dieſer ſpröden Stolzen, denn im

Umsehn hat er eine andere, der es aber beim »ersten Kusse« schlecht genug geht. Die Mutter ist aus, er schleicht in's Haus und fleht:

»Einen Kuß mein süßes Leben!«
Zu versagen fehlt ihr Muth,
Und sie fühlt mit Wonnebeben
Ersten Kusses Zauberguth.

Doch da stört ein Ungewitter
Plötzlich ihren Hochgenuß
Eine Feige, ach! so bitter,
Giebt die Mutter für den Kuß.

Wie schade, daß er sie nicht gekriegt hat, das würde die Komik noch erhöhen. Uebrigens hat er der besungenen Geliebten über ein Dutzend Ei! ei! Herr Gabriel! ich hoffe wenigstens sie sind kein Candidatus Theologiæ. Für solchen würde es in Anbetracht baldiger Erlangung einer Pfarre gefährlich seyn, den schlesischen Byron, selbst nur in Versen zu machen. Indessen so eben seh ich diese Befürchtung widerlegt, denn unser Gabriel sagt in mehreren Gedichten, daß er nichts sey als seiner reichen Frau Mutter Sohn, und alle Studien und sonstigen bürgerlichen Berufsgeschäfte aufgegeben habe, weil er an jedem etwas auszusetzen gefunden. Selbst der Kaufmannsstand, der ihm wegen der »Rosinen und Mandeln« (»Studentenfutter« nennt das der witzige Gabriel), die es dabei zu verspeisen giebt, besonders angesprochen, selbst der hat seine schwarze Seite.

Nun der Kaufmann, meint die Mutter
Lebet flott, und gilt auch was,
Isset gar Studentenfutter,
Leeret manches volle Glas.

Aber, wie gesagt, Wilhelm Gabriel will kein Kaufmann werden, denn die »Bücherreste verbittern Schmauß und Wein.« Nein, sagt er:

Eh ich ſolche Dinge treibe,
Wo man ſich zu Tode quält,
Iſts am beſten wenn ich bleibe
Was ich bin, weil mir nichts fehlt.

Steckt im Kopf auch nichts als Häckſel,
Hat die Mutter nur noch Wechſel,
Bückt vor mir ſich jeder gern,
Nennt mich doch den klugen Herrn.

Hoher Schwung dichteriſcher Begeiſterung iſt Gabriels Sache nicht. Aber dennoch verſucht ſich auch in ſolchen Poeſien ſeine Univerſalität. Wie hilft er ſich denn nun? wie erſetzt er was ihm fehlt? Nichts einfacher. Er denkt ſo: hab ich keine Dithyrambiſche Gluth, keine erhabenen Gedanken, ſo haben ſie doch andere Leute, meine Leſer. Es kommt alſo nur darauf an, ihnen merken zu laſſen, wo die Erhabenheit der Gedanken ſeyn muß; und wozu hat Gott die Interpunctionszeichen, und namentlich die Gedankenſtriche und Ausrufungszeichen geſchaffen, als dazu? Alſo er ſingt einen Hymnus auf Schiller S. 179, und interpunctirt:

Schiller, der früh Verklärte,
Schiller!!! — Es ſchauet ſein Blick
Lächelnd zum Nebelgeſtade
Irdiſcher Träume zurück.

Ich fordere jeden auf, es in dieſer Gattung beſſer zu machen. — Auch ein Satiriker iſt Wilhelm Gabriel. So giebt der Schalk den Großen der Erde einen empfindlichen Hieb, die den Sänger nicht mit baarem Gelde belohnen. — Das »Baare« liebt und beſingt nämlich unſer Poet ſo oft und herzlich, daß er den Spruch des alten Halliſchen Fechtmeiſters Urban, der jede ſeiner Ankündigungen am ſchwarzen Brette mit den verhängnißvollen Worten baria vitem (einer Veränderung von vident) ſchloß, zu dem ſeinen gemacht zu haben ſcheint; — alſo »der Sänger« ſingt einſt im hohen Kreiſe und

Da applaudirte man im Chor
Der König selbst ein Wort verlor.
»Du hast in den vergangnen Stunden«
Sprach er, »oft unser Ohr gelebt,
Gar wohlgefällig wir empfunden
Wie uns dein Saitenspiel ergötzt
Drum wähle deinen Lohnen dir jetzt.«

Bisher sieht das doch nicht ironisch und satirisch aus, sagt ihr, liebe Leser. Gewiß nicht. Der König kann ja nicht mehr thun als ihm, dem Sänger, so carte blanche geben. Aber das ist wiederum nur der Humor davon, daß hier kein Mensch im Stande ist vorauszusagen, wie da dem Sänger der Lohn entgehn kann, wenn der König sein Wort nicht bricht, und — das (ich darf's verrathen) thut er wirklich nicht. Aber Gabriel ist auch kein gewöhnlicher Dichter, er weiß stets Rath, keine Situation bringt ihn in Verlegenheit. Kann er dem König nicht an den Kragen kommen, auf den er's doch mit diesem Gedicht eigentlich gemünzt hat, so läßt er's den Sänger entgelten und macht ihn zu einem dummen Teufel:

Da reibt der Sänger sich die Stirn:
»Herr König, etwas Zeit laßt mir,
Bald wird es tagen im Gehirn.«

Worauf denn der König von Rechtswegen ihm unter die Arme greift mit den Worten:

Nun, wähle unsre Gnade dir
Die geben ohne Sparkeln wir.
Was sonst zum Leben und zum Sterben
Gehört — so noch der König ruft —
Das kannst du dir schon selbst erwerben.
Der Sänger lebt von Lieb und Luft
Und sättigt sich mit Blumenduft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutſche Zeitblätter in Amerika.

In Baltimore erſcheint eine Zeitſchrift »Der Baltimore Neuigkeits-Träger.« Herausgegeben von W. J. Schmyth, mit dem Motto: »Gleichförmigkeit iſt der Geiſt (sic) der Demokratie,« welche trotz ihrer äußern eleganten Ausſtattung, an Druck, Papier und Format in Folio ſo nachläſſig gedruckt iſt, daß man auf den Glauben gerathen könnte, die auch bei uns ſo häufig wahrgenommenen Druckfehler ſeyen mit vielen andern mauvais sujets von Landsleuten in das Land der Gleichförmigkeit gewandert und hätten ſich dort in den Zeitblättern angeſiedelt. Eine Probe hievon giebt die am 27. April 1839 erſchienene Nummer, woraus wir wörtlich folgende Erzählung hiemit abdrucken laſſen:

Weiblicher Heldenmuth.

Vor einigen Wochen hat ſich bey Bloomsfield, Warren County, Nue-Jerſey, folgender tragiſche Vorfall ereignet. Abends um acht Uhr kam ein Negerſclave von ungefähr 20 Jahren, welche dem General Williamson Gehörte, nach der Wohnung von deſſen Sohn, der eben nicht zu Hauſe war. Da er ein ſchlichter Burſche war, ſo hieß ihn Frau C. Williamſon vom Gehöfe aus ſich zu entfernen. Er gieng, erneuerte aber gegen 12 Uhr ſeinen nächtlichen Beſuch und begehrte eingelaſſen zu werden. Die junge Frau, mit ihren Kindern ganz allein, drohte ihm, daß er es mit dem Leben büßen würde, wenn er den Fuß ins Haus ſetzte. Der Neger achtete die Warnung nicht, brach die Thüre mit Gewalt auf und drang in des Zimmer der Frau. Dieſe ergriff entſchloſſen eine Flinte, welche ihr Mann immer geladen hatte, und da eine letzte Vorſtellung nicht half, feuerte ſie auf den ſchwarzen Teufel. Der Bube empfieng die volle Ladung in die Bruſt, torkelte Schritte zurück und ſtürzte todt zu Boden.

In demſelben Blatte befindet ſich auf derſelben Spalte, ſechszehn Zeilen von einander, Eine und dieſelbe Erzählung. — Von den dort befindlichen Anekdoten heben wir zwei hervor, um den Geſchmack unſerer gegenfüßleriſchen Leſewelt einigermaßen zu veranſchaulichen:

Ein Patriot. — Der Redner in einer Verſammlung letzte Woche in New York, ſagte: Herr Vorſitzer, wenn ich einer der Siam Zwillinge wäre, und ſähe meinen Bruder an der anderern Seite, ich würde den Schlingel abſchneiden. Außerordentlicher Beyfall.

Urſache eines Streites. — Ich wünſchte alle Wieſen-Gründe der Welt zu beſitzen, ſagte A. Und ich, erwiederte B., wünſchte alles Hornvieh der Welt zu eignen. Wie wollteſt du dieſe füttern? fragte A. Ich würde es auf deine Wieſen treiben, antwortete B. Nein du würdeſt nicht, Ich will. Und ſo kam es zu Fauſtſchlägen, und einem wahren Hahnengefecht, für — nichts.

Ein ähnliches Beiſpiel americaniſchen Witzes befindet ſich in der Hannover Gazette vom 22. Mai 1839 (№ 1760.) 31ſter Jahrgang:

Wie man ſich doch vergeſſen kann. — In Kentucky wollte neulich eine Frau ihren Theekeſſel übers Feuer hängen. Sie vergaß ſich, hieng ſich ſelbſt an den Feuerhaken, und entdeckte ihren Irrthum nicht früher, bis ſie anfieng zu ſingen.

Miscelle.

Untreuen Kaſſenbeamten kann man in jetziger Zeit nicht genug empfehlen, bei Nacht und Nebel durchzugehen,

Denn, kauft ſe'n Kerl auch noch ſo krav,
Ihn überholt der Telegraph. —

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod humorem.

Zweiter Jahrgang.

№ 42. Donnerstag, 17. October. 1839.

Die unfreie Komik und ihre Literatur.

Von

Dr. Adolf St.

(Fortsetzung.)

1.

Wilhelm Gabriel *).

Freilich hätte der König anders sprechen müssen, wenn Herrn Gabriels Sänger so klug gewesen wäre wie sein Vater, Herr Gabriel selbst, welcher S. 106 besser weiß worauf es ankommt, auf Moses und die Propheten nämlich, denn er singt an die Königin Fortuna:

Drum spende Geld zum Hochgewinn,
Den sieben Künstlerschaaren
Es fehle bei dem Künstlersinn
Uns nimmer an dem Baaren,
Denn erst des Baaren Zaubermacht
Zibt die besten Künstler macht.

Und wie vortrefflich findet er sich mit der Kritik ab! O es giebt nichts Glücklicheres und Selbstseligeres, als diese unfreien Komiker! Herr Gabriel hat es schon oft hören müssen, daß er schlechte Gedichte macht, denn nur wenige brauchen bei ihrer Kritik unser Glas, dessen Erfindung wir uns wohl brevetiren lassen könnten — Er singt S. 100:

Wollte nun mein Heil verſuchen
Mit der ſchönen Lit'ratur.
Aber — iſt es nicht zum Fluchen?
Schnöden Undank fand ich nur.

Die Kritik die Naſe rümpfte.
Schlecht die beſten Reime ſchimpfte,
Meine Proſa ſey zu breit! —
Nein! das iſt die Möglichkeit!

Gewiß! das iſt die Möglichkeit! Nun aber, ſo ungern wir uns auch von unſerm Freunde trennen, das verſprochene letzte Gedicht, die Krone des Ganzen. Herr Gabriel meldet uns die Beſchaffenheit ſeines Dichterroſſes. »Des Pegaſus wollen Sie ſagen.« Bitte um Verzeihung! meine Herren und Damen, den reitet Herr Gabriel nicht. »Nicht? nun was in aller Welt ſonſt?« Sogleich Verehrteſte. Laſſen Sie mich nur die Sache ordentlich erzählen. Herr Gabriel meldet S. 221:

Die Muſen kamen neulich
Vor Jovis Throne ein.
Sie klagten ihm getreulich
Des Herzens tiefe Pein.
»Ach unſerm Flügelroſſe
Gar furchtbar Uebel droht
Vom argen Dichterroſſe,
Sie reiten es zu todt.

die Muſen führen das zum Gerippe herabgekommene Götterpferd vor, und zwar der geräuchte Kremnitz ſpricht:

Verdrießliche Geſchichte!
Das hätt ich nie geglaubt — —
Doch ſeh ich meine Damen,
Daß man den Pegaſus
Soll er nicht ganz erlahmen,
Vom Dunſt [illegible]

Drum meldet einem Jeden
Das Jupiter beſchließ:
Der Gaul für die Poeten
Sey das Rhinoceros.

Man hefte nun die Flügel
Dem breiten Rücken an,
Daß über Thal und Hügel
Recht ſteif es traben kann.

Die Muſen freudig drücken
Auf Jovis Hand den Kuß.
Und frei fühlt mit Entzücken
Sich nun der Pegaſus.

Was wollt' ich drum geben, wenn ich das Gedicht gemacht hätte; ſo objectiv humoriſtiſch und vortrefflich iſt es. Will man noch reinern Beweis für die wirkliche Exiſtenz unſerer unfreien Komik? Oder will jemand es unternehmen, Herrn Gabriels Poeſie und ſeinen Pegaſus beſſer zu charakteriſiren und zum Beſten zu haben, als es hier geſchieht? Aber es geht mir wie es uns oft beim Scheiden von einem guten Freunde geht, mit dem man einen heitern Abend verplaudert hat. Man drückt ſich die Hand, nimmt den Hut, ergreift die Thürklinke und — bleibt an der Thüre ſtehen, weil man noch etwas auf dem Herzen hat, — grade ſo geht's mir. Ich muß den Hut weglegen, und noch ein Gedicht aufſchlagen, was jenem den Preis ſtreitig macht, in der unbewußten Selbſtironiſirung. Es ſteht gleich zu Anfang der Sammlung S. 8:

Sonſt boten die Muſen
Gar beiden Gewinn
Sie hegten im Buſen
Den zärtlichſten Sinn.

Nur ihren Geweihten
Ergaben ſie ſich.
Entflohn ſind die Zeiten
Die Leute entwich.

Nicht spröde ist jetzt die Kamöne
Sie schenket der Töchter, der Söhne
Gar Viele dem Leben, ach ach!
Die lieblichen Kinder sind schwach,
Sind unseren Zeiten ein Zeichen,
Sind, kaum noch geboren, schon — Leichen.

Einen Lorbeerkranz um dein Haupt möcht' ich winden, lieblicher Gabriel. Aber ach! an den trüben Ufern der Hunte wächst kein Lorbeer! So nimm denn mit dem guten Willen vorlieb, und mit dem dankbaren Geständniß des Genusses, den mir deine Poesie bereitet. Wilhelm Gabriel lebe ewig!

Ein Bekannter, dem ich diesen Aufsatz vorlas, kühlte meinen Enthusiasmus durch die prosaische Bemerkung beträchtlich ab: »Ich möchte doch in aller Welt wissen, wo diese Poeten nur Verleger zu ihren Poesien bekriegen. Denn Ihren Enthusiasmus für ihre unfreie Komik, in allen Ehren, lieber Freund, die Buchhändler wenigstens theilen ihn nicht. Und Gabriels Poesien sind beinahe 20 Bogen stark.«

Sollte vielleicht mancher meiner geneigten Leser auch so fragen, so kann ich nur Folgendes darauf antworten: Poeten, sagt schon Aristoteles in seiner Ethik, lieben ihre Poemata, wie Väter ihre Kinder. Welcher Vater aber gäbe nicht den Rock her um seine Kinder, wenn sie das väterliche Haus verlassen um in die Welt einzutreten, ordentlich auszustaffiren. Ich selbst kenne so einen Poeten, der Dorfpfarrer ist, und dem die Herausgabe seiner »Jugendblüthen« gerade die einmaligen baaren Jahreseinkünfte seiner kleinen Pfarre gekostet hat. Und obschon er seitdem geheirathet und Kinder hat, denkt er doch, wie ich neulich hörte, an eine zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Denn er glaubt festiglich an seine poetische Unsterblichkeit, und sieht sich schon, wie er mir schrieb, nach so und soviel Jahrhunderten ebenso gut kommentirt und klassirt von Philologen

wie Schiller und Goethe. Was hilft's ihm abzureden? Er hält's für Neid und glaubt mir nicht, und sagt triumphirend: »Mach Du nur mal erst einen Mond-Gedichte, Kritiker! dann will Du auf einem andern Zone pfeifen!« —

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Ehre Oldenburgs.

Eine interessante Erscheinung für den Oldenburger Kunstfreund ist das gegenwärtig in dem neuen Hause vor Oldenburg aufgestellte Bild von Ernst Willers, welches eine Ansicht aus der Umgegend Roms darstellt. Den Vordergrund bildet Felsgestein mit kräftigen Baumgruppen; den Mittelgrund nimmt die öde Fläche der römischen Campagna, bedeckt mit den Trümmern einer untergegangenen Welt, ein, und im Hintergrunde erhebt sich das schöngeformte Sabinergebirge. Die kleine mit Häusern bedeckte Höhe jenseits des Ante ist Tivoli. Italien, die Zeit Deines Ruhms ist dahin, aber Dein Himmel lacht noch so mild wie ehedem; Du trägst das Siegel ewiger, unendlicher Schönheit an der Stirn, das keine Zeit Dir zu rauben vermag. — Kommt und schauet! und freuet Euch, daß ein Oldenburger zum Ruhm seines Vaterlandes in den Hallen der ewigen Roma dies Bild gemalt hat, und daß Ihr ausrufen könnt: Ernst Willers ist unser Landsmann.

Hors d'oeuvres.

Ein guter Oldenburgischer Patriot hat kürzlich in unsern Anzeigen darauf aufmerksam gemacht, daß eine Wasserheil-Anstalt für unser Land wünschenswerth sey und dafür Naßeke*),

»Wo der Fürsten Blumen blühn,«

*) Naßeke, ein Lustschloß Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs.

vorgeschlagen. Da indessen die von Manchen sehr in Anschlag gebracht werdende Bergluft vermißt werden könnte, so proponire ich, Elmendorf zum neuen Gräfenberg zu machen. Am Zwischenahner See, in dem sich fast noch mehr Fische des Lebens freuen, als Große in den Prießnitzischen Hütefässern, liegen bekanntlich drei wenn gleich nur tituläre Berge, die Alpen Oldenburgs, das Ziel der Pfingstausfahrer. Sie sind zwar etwas klein und zwei nur total sichtbar, weshalb ich schon vor Jahren die Conjectur gewagt habe, als sey der bekannte Elmendorfsche Brudermord vielleicht aus demselben Grunde verübt, weshalb Remus ermordet ist. Denn dieser sprang seinem eher frère Romulus bekanntlich über dessen niedrige Wälle zur Verhöhnung, und es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß in Elmendorf der zweitgeborne Junker ein Gleiches zur Kränkung des Stammerben den Bergen gethan hat. — Aber wie die Berge der Menschheit, die Fürsten, unter allen Verhältnissen, selbst im Fall der größten Verkleinerung, Fürsten bleiben, und ihr Athem stets als ein fürstlicher weht, so ist und bleibt die Luft noch so kleiner Berge Bergluft, Elmendorf mithin der passendste Ort, um dort die menschliche Prießnitzische Wasserwirthschaft einzuführen, welche, in Verbindung mit dem Zwischenahner Mäßigkeits-Verein, hoffentlich bald den Genuß des Branntweins im Ammerlande zu einem nur historischen machen wird. Das Wasser wird dann über den Branntwein wie über den Goetheschen Zauberlehrling kommen, bis der alte Hexenmeister, der Weltgeist, einmal einen Propheten sendet, der ein Zögling der gekränkten Allopathen und Homöopathen, die alte Lehre

»Wasser thuts freilich nicht«

wenigstens in der Medizin, wieder zu Ehren bringt.

Wir Deutsche haben doch wirklich, wie Immermann in seinem Münchhausen sagt, etwas Bedientenseelenmäßiges. Alle Blätter sind voll von Daguerres Erfindung, während

die zehn Mal wichtigere unſeres Oeconomen Becker, den Duweck (equisetum palustre) zu vertilgen, nur nebenher von einigen Blättern erwähnt wird.

Duweck iſt, dieß ſey für meine dieſes Unkrauts kundige Leſer geſagt, eine Pflanze, die den Kühen die Milch nimmt, ſie abmagert, ja tödtet. Durch ſeine Vertilgung wird der Werth vieler Ländereien um die Hälfte verbeſſert. Zwar iſt unſer gnädigſter Landesherr, wie in den meiſten Dingen, den übrigen Fürſten Europas, durch Bewilligung einer Prämie, in dem Fall daß das Mittel probat gefunden werden wird, vorangegangen, dennoch ſoll dem Erfinder dieſes Univerſalmittels von manchen Höfen noch nicht einmal eine Antwort auf ſeine beſcheidenen Propoſitionen geworden ſeyn.

Es wäre eine Schande werth, wenn der Erfinder durch jene Gleichgültigkeit der Regierungen gezwungen würde, ſein Univerſalmittel, das er gerne Neujahr 1840 publiciren möchte, im Schrein ſeines Herzens zu verſchließen, bis der liebe Gott die Gewaltigen der Erde in öconomiſcher Hinſicht erleuchtet, was bisher nur Rothſchild gethan zu haben ſcheint.

Man ſage nicht mehr, daß dieſer oder jener **Planet** die Welt regiert, das thut vielmehr heutigen Tages der **Buchſtabe**, der ſchon in ſo vielen Branchen ſeit längerer Zeit das Wort, wie die jungen Götter die alten, verdrängt hat.

Seitdem das **D** alle ſeine Macht auf **Daguerre**, jenen pfiffigen Maler, der die Sonnenſtrahlen zu Pinſeln macht, geworfen hat, conſular geworden iſt, übt jetzt das **E**, in der Converſation der Gegenwart, ſeine Macht mit mehr oder minderer Berechtigung, z. B. in: **Eben** (gemischte), **Eſpartero**, **Eiſenbahn**, **Emeuten**, **Erzbiſchöfe**, equisetum palustre (viele oben), **Ernſt Auguſt**, **Europa**, (ich meine die Zeitſchrift meines Freundes Lewald), **Egypten**, **Elphinſtone**, **Elsner**, **Eckenſteher**

u. s. w. Bald wird indessen das J und vielleicht gar das JJ in Mode kommen. Die künftige Macht des Buchstaben G spuckt schon in Gräfenberg vor.

Unser Schauspieler Jenke hat mit großem Beifall auf dem Burgtheater in Wien gastirt. Abermals ein Oldenburger, der sein Glück in Wien macht. Hat doch die Kaiserstadt unserm Durchlauchtigsten Landesherrn selbst eine Königstochter verehrt. Wir erleben am Ende noch, daß man eine Operette giebt: Die Oldenburger in Wien.

Zu einem sehr gutmüthigen Oldenburger Bürger, der besonders Dürftige und Kranke speiste, kam vor mehreren Jahren ein Knabe, der für seinen Vater um etwas Johannisbeeren-Gelée bat.

Ist dein Vater krank? fragte der Gebetene.

Nein, das eben nicht, versetzte der Knabe etwas ängstlich. Aber heute ist Sonntag, und wir essen Kalbsbraten, den mag Vater ohne Gelée nicht.

In Nordamerika lebte vor vierzig Jahren ein Deutscher Namens Klein, welcher zwei Söhne hatte. Bis zu seinem Tode führten sie auf dessen Verlangen den väterlichen Namen, dann aber ergriff sie die Uebersetzungswuth, der eine nannte sich indessen John Small, der andere Francis Little.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 43. Donnerstag, 21. October. 1839.

Aus dem nächſtens bei W. Kaiſer in Bremen erſcheinenden Werke des Herausgebers

»Briefe über Helgoland,

nebſt poetiſchen und proſaiſchen Verſuchen in dieſer Mundart« *).

Dritter Brief.

Wie Socrates dem Aesculap einen Zinshahn, habe ich heute als Diener der heiligen Themis dieſer einige Stunden geopfert, um mich nach der auf der Inſel geltenden Rechten zu erkundigen. Herr Block, ein liebenswürdiger, wohl unterrichteter Mann, der geſcheuteſte Rathmann Helgolands, welcher, nebenbei geſagt, in der Saiſon auch eine recht gute table d'hôte auf dem Oberlande hält, las mir ſehr bereitwillig ein erbetenes Privatiſſimum, von dem mir etwa Folgendes im Gedächtniß geblieben iſt:

Auf Helgoland gilt das jütſche Low, aber nur in Erbfällen, nach welchem, wenn die Eltern ohne Teſtament verſtorben ſind, die Töchter nur halb ſo viel erben, wie die Söhne. Die Ehegatten leben in Gütergemeinſchaft; nach

*) Die Verlagshandlung nimmt Beſtellungen auf die obgedachte Brochüre an.

dem Tode des einen kann der überlebende Theil gezwungen werden, mit den Kindern zu theilen, erhält aber dann, außer der Hälfte, noch Beste Kindes (Sohnes) Theil. Diese Erbtheilung ist indessen seit Menschengedenken nur im Jahre 1828 verlangt, und zwar von einer auf Helgoland verwittweten Engländerin, welche eine üble Wirthschafterin gewesen seyn soll.

Die Söhne werden mit dem fünfundzwanzigsten, die Töchter mit dem einundzwanzigsten Jahre großjährig. Eine frühere Volljährigkeitserklärung (venia ætatis) kommt selten vor, und hat einmal den Rath, welcher sie aus eigener Machtvollkommenheit verfügt hatte, in große Verlegenheit gesetzt. Den Müttern gebührt ohne Weiteres die gesetzliche Tutel, und kann ihnen nur aus sehr bewegenden Ursachen genommen werden.

Die Helgoländer haben keine stillschweigenden Hypotheken, dagegen ein Schuld- und Pfandprotocoll, in welchem die eingetragenen Forderungen nach ihrer Priorität gelten. Auffallend scheint es mir, daß bei einer Bevölkerung von etwa 2300 Einwohnern mein Berichterstatter die Zahl der Concurse auf jährlich sechs bis sieben anschlägt. »Jedoch,« setzte er hinzu, »pflegt ein solcher erst nach dem Tode des »Schuldners auszubrechen, dem man bis zu seinem Ende »Nachsicht angedeihen zu lassen pflegt.« Pfandungen werden nur zur Beitreibung von Predigergefällen vollzogen. Advocaten giebt es auf der Insel überall nicht.

Der Rath besteht aus sechs Mitgliedern, von denen der eine das Protocoll führt. Die Rathmänner entscheiden in allen Sachen erster Instanz, bilden auch das Polizei- und Criminalgericht, können aber, vermöge der schlechten Beschaffenheit ihres Gefängnisses, nicht höher als auf fünf Tage Arrest erkennen. Das erinnert freilich an die Pescherähs, die nur bis »achtzehn« zählen können, und alles, was darüber ist, »viel« nennen. Aber was würden Sie bei einem Capitalverbrechen thun, wie Mord und Brandstifterei?« fragte ich die Hoch- und Wohlweisheit des freien Helgolands. »Wir würden den Thäter verhaften, nach

»London ſchreiben, und innerhalb fünf Tagen Verhaltungs»maßregeln von dort haben,« lautete die Antwort. »Einen »Helgoländer, der einem Mädchen Gewalt angethan, haben »wir mit ewiger Verbannung beſtraft. Uebrigens iſt der »letzte Todtſchlag hier im Jahre 1719 von einer Frau an »einer andern begangen. Damals iſt das Urtheil in Ko»penhagen ermittelt, und auch hier, unfern der Kirche, auf »dem Hengſtplatze vollzogen. Auch Diebſtähle ſind hier un»erhört, ſie beſchränken ſich lediglich auf die Entwendung »einiger hölzernen Latten, die Kälte und Armuth im ſtreng»ſten Winter veranlaſſen.«

Die jährliche Einnahme jeglichen Rathmanns beträgt etwa 100 Mark, doch behauptet man, daß dem Rathmann Block, auf dem hauptſächlich die Laſt aller Geſchäfte ruht, eine beſondere Gratification von England zu Theil wird. Vom Ueberſchuß der Pupillen-Revenüen begleicht ihnen der homöopatiſche Antheil von ein ſechstel Procent, welcher aber bis jetzt noch nicht eingefordert iſt. Die Haupteinnahme der Helgoländer Obrigkeit hängt davon ab, ob Gott den Strand ſegnet, da dieſe Behörde alsdann die Vertheilung des Berglohns leitet, und dafür ihre Quote berechnet. Zweimal im Jahre wird Gericht gehalten, in welchem jeder Beſcheid fünf Mark koſtet. Die Gebühr für jede außerordentliche Seſſion beträgt zehn Mark.

Die Helgolander Juſtiz hat ein dreifaches Fleiſch wie ein Auerhahn, und nimmt einen wunderlichen Appellationsgang. Von dem unfundirten aber mit den Landesrechten wohl bekannten Rath wendet ſich das Mittel der fernern Rechtsverfolgung zuerſt an einen König und dann an eine Königin. Denn König, King, heißt ein alter engliſcher Officier, der Gouverneur der Inſel, welcher die mittlere Inſtanz bildet, zwar kein Wort Deutſch verſteht, dennoch in Appellationsſachen auf eine unbegreifliche Weiſe Engliſch entſcheidet, übrigens Ebbe und Fluth und Helgoländer geben läßt, wie ſie wollen. Von King geht die weitere Berufung an die Königin Victoria, oder vielmehr an das Colonialamt und deſſen präſidirenden Miniſter, jetzt Herzog von Nor-

menby. Die Entſcheidung in dieſer Inſtanz ſoll ſchneller, als unter ſeinem Vorgänger, Lord Glenelg, gehen, bei dem man, als er ſein Amt niederlegte, mehrere hundert unerbrochene Briefe gefunden haben ſoll. Indeſſen mag die Ausarbeitung der Entſcheidungsgründe, namentlich in den obern Regionen, auch wohl nicht viel Zeit wegnehmen. Der Gouverneur lebt in einem unſcheinbaren Häuschen, wo es recht comfortable und zum Empfang von Gäſten eingerichtet ſeyn, welchen Herr King indeſſen gar nicht gerne ſehen ſoll. Ein Zufall verſchaffte mir ſeine Bekanntſchaft. Ich fand in ihm einen gutmüthigen, aber gegen ſein Amt nicht ſo apathiſchen Britten, wie ich mir vorgeſtellt hatte, denn obgleich er mein an ihn gerichtetes Compliment, daß die Inſulaner God save the King ſingen könnten, obgleich ſie eine Königin hätten, freundlich belächelte, ſo ſchien er es doch ſehr zu beklagen, daß der Arm der Gerechtigkeit nur über zwei Polizeidiener auf Helgoland verfügen könne. »Leider,« ſagte er, »ſind Piraten unter ihnen, und es iſt »jammerſchade, daß die engliſchen Truppen in der Colonie »jetzt zu beſchäftigt ſind, als daß ich welche erhalten könnte, »um ein ſtrengeres Regiment auf der Inſel einzuführen.«

Ein ſchlimmer Gaſt für den Gouverneur war im vorigen Jahre Harro Harring, jener bekannte Demagoge von Profeſſion, der auf dem friedlichen Helgoland bei den leichtgetäuſchten freiheitliebenden Inſulanern faſt einen »Maſaniello« Aufruhr erregt hätte. Harro Harring hatte mit einem auf Helgoland lebenden Künſtler Händel bekommen, welcher die Entſcheidung von Seiten der hohen Obrigkeit den Ordalien des Zweikampfs vorgezogen und ſich bei dem Rath beſchwert haben ſoll. Dieſer erließ eine Citation an Harring, um die Injurienſache auf eine oder die andere Weiſe zu beendigen, Harring aber verweigerte die Erſcheinung in Perſon, weil er eine Kugel über dem Herzen trage, welche bei Gemüthsbewegung tödtlich zu werden, vielleicht gar ihren Weg zur Hauptſtadt des Blutes fortzuſetzen drohe. Für die Wahrheit ſeiner Behauptung ſoll er Atteſte von einem deutſchen und einem engliſchen Arzte beigebracht haben.

Die Helgolander Rathmänner ließen ſich aber nicht ſchrecken. Sie verwarfen, dem Geſetze gemäß, den Gevollmächtigten, welchen ihnen Herr Harring aufcomplimentiren wollte, und ließen ihm eröffnen, daß er innerhalb zehn Tagen vor ihnen erſcheinen oder die Inſel verlaſſen müſſe. Harring zerriß die Decrete, appellirte an den Gouverneur, welcher das Urtheil aber beſtätigte.

Wie überhaupt manches Mal, wenn in der Juſtiz eine Liquidation Statt gefunden hat, das Liquidum noch nicht gleich fließt, ſo ging es auch mit dem Verbannungsdecrete. Harro, deſſen Rechtsmittel der weitern Vertheidigung der Gouverneur mit dem nicht geiſtloſen Beſcheide verworfen hatte, daß er ihn ſchon als abweſend betrachte (was würde Herr Pickwick zu dieſer Sorte alibi ſagen?), blieb und drohte, nur der Gewalt der Waffen weichen zu wollen.

King aber appellirte diesmal ſelbſt im Stillen nach England, und zwar mit Erfolg. Nach wenigen Tagen kam ein Boot mit Matroſen, welche Herrn Harring, ehe er dieſen Leuten das mit ſeinen Piſtolen angedrohte Garaus machen konnte, mit Stricken band, und nach der Inſel Jerſey, ſeinem Verlangen gemäß, entführte. Dieſes gerechte und natürliche Verfahren brachte indeſſen eine heftige Aufregung auf dem Eiland zu Wege, auf welcher ſich Herr Harro Harring, als halber Landsmann (er iſt ein Weſtfrieſe), manche Sympathien bereitet hatte. Lebhafter wurde noch dieſe Theilnahme, als Harro bald darauf einen Schiffer vermocht hatte, ihn von einem Paket- oder Dampfboot nach Helgoland zu bringen, die Polizei aber den Schiffer zwang, ſeine menſchliche Ladung wieder mit zu nehmen. Vergebens ſoll der Unglückliche jetzt den Tod in den Wellen geſucht, dieſe vielmehr gemeinſchaftliche Sache mit dem deutſchen Bunde gemacht, ihn ausgeworfen, oder, um mich diplomatiſch auszudrücken, ihn »deſavouirt« haben.

Ich habe dieſe Thatſache erzählt, um England von dem Verdacht zu reinigen, als habe Victoria aus gevatterlicher Complaiſance den politiſchen Flüchtling von dem Aſyl Neptuns vertrieben.

Der englischen Regierung gereicht zur besonderen Ehre, was sie für die im Ganzen höchst dürftigen Insulaner thut. Nicht genug, daß sie vor einigen Jahren eine neue Treppe, welche Ober- und Unterland verbindet, zu dem Preise von tausend Pfund Sterling und einen Leuchtthurm gebaut hat, welcher viele tausend Pfund gekostet haben soll; in diesen Tagen ist abermals der Bau eines neuen Schulhauses und zweier Predigerwohnungen ausverdungen, welcher unter Leitung eines englischen Ingenieurs beschafft werden soll, und ohne die Materialien, welche England auch noch hergiebt, zu 11250 Mark veranschlagt ist. Victoria hat keinen Sechsling von Helgoland, und doch verziert sie es wie einen Tambourmajor des Meeres, oder sie behandelt das Eiland wie einen Delinquenten, der seinem Tode entgegen geht, dem sie die Henkersmahlzeiten der drei letzten Jahrhunderte angedeihen läßt. Die Anlage eines Hafens mit Steinwällen aber, der Helgoland vielleicht vor einem Untergange schützen könnte, dürfte indessen selbst für die englischen Finanzen eine zu große Aufgabe seyn.

Die Armen werden mit dem unterstützt, was der Klingelbeutel und eine freiwillige Armencollecte aufbringen. Da aber nach den freiwilligen Feldzügen sich die freiwilligen Armenbeiträge selbst auf Helgoland sehr gemindert haben, so hat es hier schon lange mit der Casse wie mit der jenes pauvren Lieutenants ausgesehen, welcher rechnete: »ich »habe 200 Thaler Gage, höchstens 60 Thaler Credit, der »sich jährlich um 10 Thaler mindert, dabei 2000 Thaler »Schulden, davon kann ich nicht leben, ich muß sonach mei»nen Abschied nehmen.«

Aber auch hier kommt der Armencasse wieder allezeit Albion als »alma mater« gleichsam wie ein Frauenverein zu Hülfe, und stopft das Loch des Deficits, um das bettelarme Helgoland wieder auf den Strumpf zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief eines Heidelberger Studenten vom Jahre 1737.

Mademoiselle!

Ich muß bekennen, daß ich mich billig einer so großen Liberté in Erwägung meiner geringen meriten nicht unterfangen sollte, Mademoiselle in Ueberlesung dieser unwürdigen Zeilen zu incommodiren. Ich versetze mich aber gänzlich dero angeborene Generosität, welche mich hoffen macht, Sie werden mich dieser allzugroßen Freiheit wegen pardoniren. Was mich dazu veranlasset, ist dieses, daß nächstens, welches Ihnen Zweifelsohne bekannt, Jungfer Baaß Imikgestain mit Herrn Schweinfort werden copuliret werden und ich dannenhero diesem Actui beizuwohnen bin invitiret worden, mit dem expressen Bedeuten, daß die Ehre habe sollte, Ihnen dabei pflichtschuldigst aufzuwarten.

Versichere benebenst Mademoiselle, daß mir nichts angenehmer in der Welt sein könnte, als mit einem so galanten Frauenzimmer zu conversiren, ja die Ehre Ihrer höchstbeliebten Gegenwart zu profitiren; ob mich nun wohl zu unwürdig achte, dem charmantesten nicht nur, sondern auch vornehmsten Frauenzimmer bei dieser Occasion meine schuldigste Dienste zu offeriren, so kann ich mich doch kraft meines Symboli solches zu thun nicht entbrechen, lautende also:

Nun Sie soll die Schönste bleiben
Und ich will mich Ihr verschreiben,
Ihr Lob immer zu erhöhn.
Denn Sie hat einmal gesieget,
Drum bin ich schon vergnüget,
Wenn ich Sie nur kann ansehn.

Uebersende hiebei ein geringes Present, mehr zu Bezeigung meiner schuldigsten Pflicht u. Andenkens als einiges Ansehns, der Würde halber zu verdienen, lebe aber der Hoffnung, Sie werden bedenken, daß dieses Ihren besonderen Qualitäten nach ganz ungleiche Present doch aus

treuem Herzen u. ſchuldigſter Neigung herrühre. Sollte es ſein, daß mir zu erſcheinen ohnmöglich fallen ſollte, ſo wünſche von Herzen viele plaisir, beſtändiges Vergnügen und angenehmes divertissement.

Ich aber ſchäme mich, daß ich nicht beſſer ſchreibe,
Indem mein ſchlechter Brief nicht einen Blick verdient,
Daß ich durchgehens nur ein leer Geſchwätze treibe,
Und als ein Phaëton mich allzu viel erkühnt.
Dies aber bringt mich auch, ſo gut ich kann zu ſchließen,
Denn der ſo übel ſchreibt, ſchreibt alle Zeit zu viel.
Läßt aber Sie an mich ein Antwortſchreiben flieſen,
So glaub Sie, daß ich es mit Freuden küſſen will.

Seyende mit aller nur immer erſinnlichen Devotion
Mademoiselle tres obeissant et tres humble
de tous vos serviteurs
Heidelberg *ꝛc.* 24 Febr. 1737. N. N.

Miscelle.

Der alte Streit, wann das Jahrhundert gefeiert werden muß, ſchläft freilich fürs Erſte wie die Blüthe einer Secular-Aloe. Es iſt indeſſen keine Frage, daß am 1. Januar 1800, 1800 Jahre nach Chriſto verfloſſen waren. Diejenigen, welche hiefür den erſten Januar 1801 annehmen, machen offenbar ein Kind, wenn es mit Jeſus geboren und noch am Leben wäre, um ein Jahr älter als Chriſtus ſelbſt.

Aufforderung.

Der anonyme Verfaſſer des Gedichtes »Die Havannahcigarren,« datirt Hannover den 10. Octbr. 1839, wird um Nennung ſeines Namens erſucht von

der Redaction der hum. Blätter.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 44. Donnerstag, 31. October. 1839.

Verse zum Kranzbinden,

gedichtet von

Ludwig Wilhelm Christian von Halem.

Amaryllis formosissima.

Schönste der Amarylen, dein Lob, so erzählt Virgil uns,
Sang einst Tityrus nach, schon vom Alter gebeugt.
Pries als Verwalterin dich des Gütchens, als rüstige Hausfrau,
Nannte den Namen dem Wald, deutend auf freundlichen Blick.

Brennende Liebe.

Unsrer Freundin Heil! ihr tönte,
Liebe, dein Gebot!
Schimmernd sey der Liebe Frühe,
Aber auch noch später glühe
Sie wie Abendroth.

*) Wir übergeben unsern Lesern hiemit die poetische Reliquie des in der Gelehrtenwelt so berühmten Verfassers, der, ein Anakreon Oldenburgs, im vierundsiebenzigsten Jahre seines, immer zu frühe geendigten, Lebens nur zu viele hochfahrende junge Poeten unserer Zeit durch lebendige und classische Poesie beschämt hat, und rechnen dafür insbesondere auf die Dankbarkeit seiner Landsleute, der Oldenburger, welche überhaupt den Dichter so warm zu würdigen und so hoch zu schätzen wissen. D. H.

Centifolie.

Roſe, dein Dorn und dein Moos, dein Duft und die Farbe des Blattes
Gaben den Dichtern zum Lied' ſtets erneuerten Stoff.
Keiner doch ſang, wie die Zahl der Blätter, den traulichen Stunden
Stiller Ehe gleich, Kinder und Enkel umſchließt.

Dreifarbige Winde.

Weiße Winde
Gleicht dem Kinde
Mit dem reinen Unſchulds-Sinn.
Blaue Winde
Deutet linde
Es zum blauen Himmel hin.
Rothe Winde
Bringt geſchwinde
Es zur Erdenfreud' herab;
Daß es weiß, blau, roth verbinde,
In dem Jüngling Unſchuld, Himmel, finde,
Und vereint ihm bleibe bis ins Grab.

Männertreu. (Blume.)

Mädchen ſind
Wie der Wind,
Geben oft im Scherze
Heute mir,
Morgen dir,
Flatterhaft ihr Herze;

Männertreu',
Immer neu,
Scheinbar oft im Wanken,
Kehrt zurück
Sanftem Blick,
Feſter noch zu ranken.

Marienblume.

Marienblum!
Du Heiligthum
Der Namen!
Dienſt demuthsvoll
Den Beeten wohl
Zum Rahmen!

Myrthe.

Blühende Myrthe!
Dein Geheim-Loos
Welche Freundin
Wird es treffen,
Ahnung regend,
Hoffnung ſtärkend?

Geißblatt.

Das Geißblatt wächſt, von Strauchwerk dicht umhüllt,
In mancherlei Verſchlingung langſam aufwärts,
Bis endlich es zur freien Luft empor
Sich ſiegend hebt, und nun erſt mit der Fülle
Der wunderſamſten Blumen ſich umgiebt,
Durch deren Balſamduft der müde Wanderer
Zur Reiſe wird erheitert und geſtärkt.

So ringt der Menſch, von manchem Leid gedrängt,
Erliegend oft der Finſterniß der Zeit,
Durch eigne Kräfte ſich zur Wahrheits-Sonne,
Zur Gottheit ſich empor, und dann entſchwebt
Lichtvoll dem Geiſt in Red' und Lied die Fülle
Des Wiſſens, das der fernen Nachwelt noch
Des Wahren, Guten, Schönen Sinn erſchließt.

Geranium.

Mannichfaltig an Farb', an Gezweig, an Blättern und Blumen
Schmücken Geranien dir Zimmer und Garten und Hain,
Möge dir so verleih'n in immer neuen Gestalten
Haus und Garten und Flur stiller Zufriedenheit Glück!

Granatblüthe.

Es luden einst die feur'gen Schönen
Des Orients in freien Tönen
In des Granatbaums Kühle
Zu süßem Minnespiele
Den Jüngling zu sich ein,
Um seiner sich zu freu'n *).
Die edle deutsche Maid
Nur leise flüsternd spricht:
»Vergiß mein nicht!«

Schneeglöckchen.

Schnee bedeckt die Erde; doch kaum erwachet der Frühling,
Bringet der Sonne Straht glänzende Glöcklein hervor.
Kalt scheint des Mägdleins Herz; da zeigt sich ihr der Ersehnte,
Glöckchen der Liebe sofort tönen aus seufzender Brust.

Vergißmeinnicht.

»O! vergeßt mein nicht!«
So das Blümchen spricht
Im Sonnenschein und Regen.

»Ich vergeß dein nicht!«
So kein Blümchen spricht. —
O saget mir, weswegen?

*) Hohe Lied Sal. 7, 13.

Aus dem nächſtens bei W. Kaiſer in Bremen erſcheinenden Werke des Herausgebers

»Briefe über Helgoland,

nebſt poetiſchen und proſaiſchen Verſuchen in dieſer Mundart«.

Dritter Brief.

(Fortſetzung.)

Ich habe in dieſen Tagen die Bekanntſchaft des Helgolandiſchen Hebels, vielleicht des einzigſten Dichters gemacht, den die doch nicht unpoetiſchen Kinder des Meeres je beſeſſen haben. Es iſt dies der alte Schiffscapitain Hans Frank Haykens, der, nachdem er von ſeinem zehnten bis zu ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre die See befahren hat, jetzt dem Waarenlager ſeines Sohnes vorſteht, ſich aber gerne in den wenigen Muſeſtunden mit der Geſchichte und der Sprache ſeines Vaterlandes beſchäftigt. Er arbeitet jetzt an einer Chronik Helgolands, welche die letzten funfzig Jahre umfaſſen ſoll.

Ich habe ihn den Hebel der Inſel genannt, er verdient dieſes in doppelter Hinſicht, da er, feurig für das Gute wie ein Jüngling, kein anderes Streben hat, als jeden Mißbrauch unter ſeinen Landsleuten abzuſchaffen, und dabei der einzige iſt, der die Sprache der Väter ſogar in die Form des Liedes gebracht hat. Wenn er ſich dabei der Fähigkeiten ſeiner Landsleute zur Auffaſſung ſeines Idylls accomodirt hat, ſo wird man ihm gewiß eine poetiſche Ader nicht abſprechen Hat er doch manche deutſche Lieder geſchrieben, wovon erſt neulich der Hamburger Beobachter eins aufgenommen hat, woraus ſich eines Theils ergiebt, daß es dem Dichter wohl an Schulbildung, nicht aber an Phantaſie und Geſchmack mangelt. Ich ſetze einige Proben des ziemlich langen Liedes hierher, um Euch von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen. Es iſt auf der Reiſe von Curhaven zur Inſel gedichtet.

Ach armes Herz! nur nicht zu früh gewettet,
Des Meeres Tücken ſind veränderlich,
Wie manchen Seemann hat es ſchon gebettet,
Der keck und kühn die Wogen oft durchſtrich,
Doch endlich unterlag Neptuns verſteckten Schlingen,
Eh' er ſein Ziel erreicht, das Schiff in Port zu bringen.
Doch nein! der Dreizack ruht im Schooß der Wogen, —
Worin die Abendſonne ſtrahlend brennt
Der Wolkenſaum ſchleicht ſanft am Himmelsbogen,
Wo Thetis lächelnd ſich vom Erdball trennt,
Ja groß und hehr der Anblick in dem weiten Kreiſe
Des Schöpfers große Huld beſchirme unſre Reiſe
Die Flaggen wehn, es ſchallt der Ruf: »Sie kommen!«
Das Ruder wird geführt mit ſtarker Hand,
Sechs Böte nahn mit Fahnen angeſchwommen,
Die führen uns mit Freuden ſchnell ans Land,
Hier ſucht der Freund den Freund, ihm warm die Hand zu drücken,
Hier finden Freundinnen ſich wieder voll Entzücken,
Geſpannt weilt nun das Auge auf dem Ländchen,
Wo Menſchen zahllos an dem Ufer ſtehn,
Und mit Begeiſtrung hing mein Blick am Bändchen
Deſſ' Farben flatternd an der Fahne wehn.
Das Wappen weiß, mit Roth und Grün geziert zu ſehen,
Wird, als der Frieſen Erbgut, heilig fortbeſtehen.

Der Doctor von Aſchen hat die Güte gehabt, mir die Bücher, welche er über Helgoland beſitzt, zu leihen. Außer dem claſſiſchen, mir längſt bekannten höchſt poetiſchen vortrefflichen Werke von Wienbarg, das ich mit Philipp heute mit großer Bewunderung des Autoren durchleſen, und das man erſt recht an der großen Salzquelle verſtehen lernt, finde ich in allen nichts Außerordentliches. Das Buch der Herren von der Decken enthält manche ihm aufgehockte Lügen, das des Doctors Röding iſt in mancher Hinſicht recht lehrreich. Er iſt nur in einen höflichen Streit mit dem Doctor Richter gerathen, welcher, wie ich glaube, behauptet, daß bei Helgoland kein Seewaſſer ſey, vielmehr dies

für Norderney vindicirt hat. Par ordre de Mufti, auf Anſtiftung von Regierungen mit alleingeſundmachender Tendenz durchſpickte Panegyriken hat faſt jedes Bad aufzuweiſen. So viel iſt dabei auch gewiß, daß der gegenſeitige Neid der Bäder von der niederträchtigſten Sorte iſt, und ſogar noch einige Giftblaſen mehr hat, als der der Komödiantinnen, mit dem er nur darin übereinſtimmt, daß die Liebe für (die Künſtlerin und das Bad) beiden nicht genügt, ſondern daß man auch, wie in Voß's »Künſtlers Erdenwallen,« die Nebenbuhlerin haſſen muß. Ich denke da anders, ich ehre das Gute, wo ich es finde, ich ſage, wie zu meiner academiſchen Zeit jenes Mädchen auf der Hirſchgaſſe bei Heidelberg:

»Ich tanze mit alle Juriſte, ob ſie Corpsburſche oder Altdeutſche ſind, wenn ſie nur brav ſeyn, und gut tanzen können.«

Denn als guter Oldenburger muß ich zudem ja auch an unſer Wangeroog glauben, von wo wir hier, wenn auch nicht die Salzfluthen, doch gewiß eine ſo vortreffliche Direction vermiſſen, wie die liebenswürdige Frau Geheime Hofräthin Weſting im Salon wie über die dortige Küche führt.

Ihr wißt, daß ich ein geborner Glückſtädter bin, obgleich ich mich wegen Mangel an Glück lateiniſch nie tychopolitanus, ſondern nur glockstadiensis ſchreibe. Mein Vater war aber zur Zeit meiner Geburt Landvogt auf Föhr, freilich indeſſen ſchon, als ich kaum zwei Jahre alt war, nach Friedrichſtadt verſetzt wurde. Die erſten Thatſachen benutze ich übrigens nicht ohne Glück, indem ich mich für einen Landsmann der Helgoländer ausgebe, was ich vor dem Jahre 1813 auch ſchon dadurch war, daß Helgoland dem König von Dänemark gehörte, deſſen Beſitz es 1807 entriſſen wurde. »Der arme Menſch,« pflegen die Helgoländer zu ſagen, »iſt eigentlich ein geborner Landmann von uns, er iſt in ſeinem zarteſten Alter ſchon von Föhr gekommen, und ſo um ſeine Jugend auf einer Nordſeeinſel betrogen.« Dabei ſehen ſie mich mitleidsvoll an, wie ein Nürnberger Bürgermeiſter den Caspar Hauſer, und ſind

insbesondere sehr erbötig, mir meine unbekannte Muttersprache in einzelnen Phrasen einzulöffeln, ohne diesmal anscheinend der Nebengedanken der Schillinge zu haben.

Heutemorgen hörte ich eine drollige Antwort. Ein alter H., Jurist von mehreren siebenzig Jahren, trat in den Saal des Conversationshauses. Er war sehr galant, erzählte und regalirte einige Amtsassessoren mit juristischen Fällen, die er mit Pütter erlebt hatte. Als sich indessen die Herren, denen im Bade das »toujours corpus juris« fatal zu seyn schien, nach einander absentirt hatten, fing er eine Conversation mit einem dicken Helgolander an, welchem er die bekannte Geschichte des Demosthenes mit dem Esel und dem Schatten vortrug, und dann den Inselsohn fragte, ob dem Eseltreiber oder dem Miether des Grauohrs dessen Schatten gehöre.

Der Helgolander sah ihn pfiffig an, und antwortete dann: »Kann nicht darüber urtheilen, wir haben keine Esel auf Helgoland.«

(Der Schluß folgt.)

Zur Nachricht.

Auf mehrere selbst vom Auslande her eingegangene Anfragen, beehre ich meinen Lesern anzuzeigen, daß von dem demnächst in der Schulzeschen Buchhandlung dahier erscheinenden vortrefflichen Werke des Herrn Doctor Karl August Mayer

Neapel und die Neapolitaner

oder

Briefe aus Neapel in die Heimath

die Unterzeichnete, wenn auch erst im Anfang des nächsten Jahres, abermals einige Proben geben wird.

Die Redaction der humor. Blätter.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum nisi quod humorem.

Zweiter Jahrgang.

№ 45. Donnerstag, 7. November. 1839.

Aus dem nächstens bei W. Kaiser in Bremen erscheinenden Werke des Herausgebers

»Briefe über Helgoland,

nebst poetischen und prosaischen Versuchen in dieser Mundart.«

Dritter Brief.

(Beschluß.)

In dem Augenblicke, da ich diese Worte schreibe, erhalte ich von dem alten Poeten der Insel noch folgendes Gedicht, welches ich Euch hierher setzen, und zu gleicher Zeit zu verdeutschen versuchen will. Der Verfasser nennt eine solche poetische Uebersetzung freilich eine Winterarbeit, ich aber glaube, daß sie mir schon in einer Sommerstunde gelingen wird.

De tofreden Helgolander uhn ſien Lewfk.

Letj' Jamel kum ens juart to me
Du baſt di Beſt up Lun,
Ick ben verlehft hol völl üp Di
Ick bed, Du mi Dien Hun.

Skuld Du met eu tofreden wees
Es ick met Di ock ben,
Wiar ock üs Klohr van Boy en Fres
Wann wi tofreden ſen.

Dann es üs Himmetrick nig fier,
Üs Glück ha wi unt Hart
Ha wi keen Wien dann drink wi Bier
Wi wet van keenen Smart.

Wann wi met acker kopern gung
Wi gung üs arn War,
De Tidt wart üs dann gar nit lung,
So flöcht üs ball de Day.

En kommt üs Koſtdan, o! ha ſchwett
Gung wi de Dar un jen,
Wann wi uhn Freud bi acker ſett,
En höpe na de Inn.

Wi lewwe hüſſelk denn en ſtell,
Tofreden mett üs Stann,
Vertiener wi dann ock nig völl
Wi kneje es wi kann.

Der zufriedene Helgolander an ſeine Liebſte.

Klein Mägdlein! komm ein mal zu mir,
Die Beſt auf Helgeland,
Ich bin verliebt halt viel von Dir,
Ich bitt um Deine Hand.

Wenn Du mit mir zufrieden biſt,
Wie ich mit Dir es bin,
Wenns Kleid von Boj und Fries auch iſt,
Zufrieden bleibt der Sinn.

Das Himmelreich dann haben wir,
Das Glück füllt unſer Herz,
Fehlt uns der Wein, wir trinken Bier,
Und kennen keinen Schmerz.

Wir haben ſtets denſelben Gang,
Luſtwandeln ich und Du,
Da wird die Zeit uns gar nicht lang,
So fleucht der Tag im Nu.

Doch ſüß bricht endlich, Dir wie mir,
Der Hochzeitstag auch an;
Zuſammenſitzend hoffen wir
Den Abend dann heran.

Wir leben häuslich dann und ſtill,
Zufrieden Jedermann,
Verdienen wir dann auch nicht viel
Man ſchaffet was man kann.

En kommt di Wonter mett ſin Kell
En ſkell wi Jaleng ha,
Dann kope wi bi Sacker voll
Bleſt van Vertienſt nicks na.

Wi höpe üp de Föhjuar dann
Det Jeſken dann begennt,
Wi werke dann es Wiff en Mann
üs Fliet dann Segen wennt.

So lapt di Sömmer üs uhn jen
Jar wi üs dät verſü
De Mahren ſtöggt ſo es de Jnn
En Nacht en Dap met Di.

Wat wel wü muar ſen ſünn en well
En ha ja gudd üs Bruad,
Es dann det Glück met us uhn Spell
Dann lied wi ock kehn Nuadt.

Di tofreden Helgolunderin herr Antwort.

Di ſpreckſt mi uhn ob ick mien Hun
Met Dien un acker lay,
Di ſayſt ick ben de Baſt ip Lun
En welt mi diarem frey?

Dat ick ip Lun di Baſt nich ben,
Det wet ick ſallew well
Doch beſt Di et, det ſayt min Senn
Wiar ick mit lewwe ſkell.

Stellt Winter ſich mit Kälte ein
An Feu'rung leicht gebrichts,
Dann kaufen wir ihn ſackweis ein,
Blieb vom Verdienſte nichts.

Wir hoffen auf den Frühling dann,
Weil's Fiſchen ja beginnt,
Wir wirken nun, ſo Weib als Mann
Der Fleiß den Segen ſpinnt.

So ſehen wir den Sommer ziehn
Eh' wir es uns verſehn;
Der Morgen fliegt der Abend hin,
Und Tag und Nacht vergehn.

Was willſt Du mehr fern als geſund?
Und haben ja denn Brod,
Und iſt das Glück beim Spiel im Bund,
So giebt es keine Noth.

Der zufriedenen Helgolanderin Antwort.

Du ſprichſt mich an um meine Hand
Ich ſoll Dein eigen ſeyn;
Nennſt mich die Beſt auf Helgoland,
Und willſt mich darum frein?

Daß ich die Beſte hier nicht bin,
Daß weiß ich ſelber wohl,
Doch biſt Du es, das ſagt mein Sinn,
Mit dem ich leben ſoll.

ben würde. Dieſe war keine andere, als die von Thränen begleitete Klage: »De Siel piept mi vör Hunger im Liewe.« Die Seele pfeift mir vor Hunger im Leibe.

Wenn zwei daſſelbe thun, ſo iſt es nicht daſſelbe. So geht es auch mit der Schrift. Wenn ein Arzt M. D. S. geſchrieben, ſo iſt das etwas Anderes, als wenn es der Feldwebel gethan hat. Jenes bedeutet Miscetur, Detur, Signetur, dieſes Militair-Dienſt-Sachen. Bei Militairärzten kann der Sinn zweifelhaft werden.

Ein Badearzt in Deutſchland hat eine neue Manier zu kuriren erfunden. Er läßt ſeine Damen nach dem Genuß des Brunnens einen Berg erſteigen und ſie dann in einem Fichtenwalde ſchaukeln. Da er aber dieſes Mittel nur bei Damen anwendet, die wenigſtens den Rang einer ruſſiſchen Fürſtin haben, oder einer deutſchen Gräfin, ſo will es ſchon etwas bedeuten, wenn man in der haute volée ſagen kann: »Geheimerath N. N. läßt mich täglich »ſchaukeln.« Niedere Edelfrauen oder jüdiſche Baroneſſen, und namentlich letztere, pflegen ſich dann wohl etwa mit der Bemerkung zu begnügen: — Doctor N. N. will durchaus, daß ich mich ſchaukeln laſſen ſoll, aber unſere Familie kann es nicht vertragen, meine Couſine hat eine Ohnmacht davon bekommen. Mein Mann hat mir durch eine Staffette verboten, daß ich mich nicht ſoll laſſen ſchaukeln.

Bitte.

Ich bitte den aus meinem Gedächtniß entwichenen Empfänger um die Rückgabe der holländiſchen Ueberſetzung meines Romans: »Die Schweden im Kloſter zu Uetersen.«

Theodor von Kobbe.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 46. Donnerstag, 14. November. 1839.

Literaturblatt.

Zur Literatur der Komik und des Humors.

Von

Dr. Adolf St.

1.

Peter Schlemihl von Chamisso.

Die Veranlassung zur Besprechung der »wundersamen Geschichte« Peter Schlemihl's in diesen Blättern, giebt uns die neue Ausgabe, welche nach des edlen Dichters Tode sein Freund Julius Hitzig zum so und so vielsten Male neu herausgegeben und bevorwortet hat. Das Vorwort ist Berlin am 21. August 1839, dem ersten Jahrestage von Chamisso's Tode, datirt, und die Ausgabe des unvergleichlichen Büchleins selbst, die, mit Holzschnitten verziert, hier die in Deutschland höchst ungewöhnliche Ehre, stereotypirt zu werden, erlangt hat, feiert damit gleichsam das silberne Jubiläum dieser wunderbaren Production, die zuerst vor 25 Jahren in einem verhängnißvollen Lebensabschnitte des Dichters an das Licht trat.

Es war im Jahre 1813, und Chamisso lebte in Berlin. Alles um ihn her gürtete sich zum Kampf für das

erniedrigte Deutſchland, und eilte zu den Heerlagern der Verbündeten, Freiheit dem Vaterlande zu erkämpfen, und die ſtolzen Adler Frankreichs in den Staub zu ſtürzen. Chamiſſo befand ſich in einer Lage, wie unter Millionen nicht Einer. Durch Geſinnung und Bildung, Lebensverhältniſſe und Familienbande ein Deutſcher im vollen Sinne des Worts, mit einem Herzen voll glühender Freiheitsliebe, und voll Thatendrang und Kampfesluſt, hatte dennoch, wie er ſchmerzlich im tiefſten Herzen fühlte und ausſprach, »die Zeit kein Schwert für ihn, nur für ihn keins.« Denn es war ja zugleich ein Kampf gegen das Land, gegen das Volk, dem er durch Geburt und Familienbande angehörte. Seine, aus einer frühern Zeit datirten, im Freihafen neulich veröffentlichten Briefe geben Zeugniß, wie gerne und unverzagt er als preußiſcher Krieger im Kampfe der Abwehr gegen die Eindringlinge ſein Schwert gezogen hätte, und wie er tiefer als tauſend und aber tauſend Deutſche damals die Schmach der Erniedrigung Deutſchlands und den jammervollen Fall Preußens empfand.

Geboren den 27. Januar 1781 zu Schloß Beaucourt in der Champagne, war er in der Revolutionszeit, ein Knabe noch, mit ſeinen Eltern ausgewandert. Sein väterliches Schloß zerſtörten die Schrecken der Revolutionszeit, und er konnte dennoch ſingen:

Ich ſegne dich, Schloß meiner Väter!
Ich ſegne dich tief gerührt;
Ich ſegne zwiefach den Pflüger,
Der den Pflug hin über dich führt!

In Berlin ward er 1796 Page, dann ſpäter Offizier. Nach Preußens Falle löſ'te der Tilſiter Friede ſein Dienſtverhältniß. 1810 nach Frankreich zurückgekehrt, wo ſeiner Familie ein Theil der verlornen Beſitzungen wieder erſtattet war, vertauſchte er es doch bald wieder mit Deutſchland, und von 1811—1813 widmete er in Berlin ſich eifrig den naturwiſſenſchaftlichen Studien. So fand ihn das Jahr 1813 grade in der Stadt, wo der Heerd des Franzoſenhaſſes in vollen Flammen loderte. Rings um ihn her ertön-

ten gegen seine Stammesgenossen die Ausbrüche des Hasses und Hohns, in denen sich das lange in den Staub getretene Nationalgefühl Luft machte. Und je weniger er diese Stimmung verdammen konnte, um so tiefer schmerzten ihn dennoch die Aeußerungen derselben, mit denen ihn zu verschonen wohl nur den wenigsten beikam. Da war er selbst der arme Schlemihl, dem sein Schatten fehlte, der, keinem Volke angehörig, ohne Vaterland und Heimath, abgelöst von dem Boden, auf dem und in dem jeder Mensch lebt und wurzelt, einsam und allein stand, auf den die Alltagsmenschen mit Fingern wiesen, während nur seine Freunde ihn beweinen mochten, ohne ihm helfen zu können. Sie entfernten ihn aus dem aufgeregten Berlin auf das stillere Land, wo er in Cunersdorf, einem der gräflich Itzenplitzischen Familie gehörigen Landgute bei Cüstrin, ein Asyl fand, um sich ganz in seine Studien versenken zu können. Hier entstand in wenig Wochen der Peter Schlemihl.

Nur eine Reise um die Welt kann dem armen Schlemihl helfen. Eine wunderbare Anticipation des Dichters, wenn wir jenen Bezug des Gedichts ins Auge fassen, den merkwürdigerweise Hitzig ignorirt. Denn ihm selbst ward zu Anfange des Jahrs 1815 die Einladung, als Naturforscher die vom Grafen Rumjanzoff veranstaltete Entdeckungsreise um die Welt unter Otto von Kotzebue mitzumachen, die ihn für mehr als drei Jahren dem Welttheile entführte, wo ihm sein Schatten fehlte!

Hitzig erzählt, wie man oft Chamisso mit der Frage gequält habe, was der Schatten eigentlich bedeuten solle, und wer mit dem Schlemihl so recht gemeint sey, und daß ihn solche Fragen bald ergötzt, bald geärgert. Wenn aber Hitzig hinzusetzt: »die Wahrheit ist, daß er wohl eigentlich keiner speciellen Absicht (?) sich bewußt gewesen, wovon er eine philiströse Rechenschaft hätte geben können; das Mährchen entstand, wie jedes ächt poetische Werk in ihm mit zwingender Nothwendigkeit« — so ist das nur halb

wahr. Allerdings gestaltete sich das Werk als ein ächt poetisches Product aus seinem Innern heraus mit Nothwendigkeit, aber ebensowohl wurzelt es, wie ebenfalls jedes ächt poetische Erzeugniß in seinem Leben und in seiner Zeit, und die von uns oben gegebene Vermittelung des Zusammenhangs, ist so augenscheinlich und zwingend, daß wir darüber kein Wort weiter zu verlieren brauchen. Daß sich indeß Chamisso darüber selbst nie aussprechen mochte, als höchstens scherzend, — wie z. B. in einer Vorrede zu der 1838 erschienenen französischen Uebersetzung, wo er solchen Wißbegierigen den Artikel »Schatten« aus einem Elementarbuch der Physik ausschreibt — ist eben nur ein Beweis mehr für unsere Erklärung, die Chamisso, der so fein fühlende, auch wenn er es gekonnt hätte, natürlich nie gegeben haben würde. Wohl aber ist es höchst bezeichnend für den deutschen Charakter, der überall eher durch Himmelsfernen das Verborgene sucht und ergründet, als er das sucht und findet, was vor seinen Füßen liegt, daß Hitzig, der langjährige Freund des Dichters, daß so viele andere ihm nahestehende Zeitgenossen, die mit Chamisso's Leben und Schicksale so innig vertraut waren, für diese seine berühmteste dichterische Produktion jede andere Erklärung suchten und gaben, als die rechte die so nahe lag. Und, glaubt es nur: Schlemihl ist nicht gestorben. Im Gegentheil, sein Geschlecht hat sich vermehrt in Deutschlands letzten Tagen. Aber davon ist hier nicht zu reden in diesen harmlosen Blättern. —

Der Schlemihl ist fast in alle lebenden Sprachen übersetzt, ja in Wien ist die Schlemihlshistorie sogar auf die Bühne gebracht worden, unter dem ächt Wienerischen Titel: der Puzlivizli, oder: der Mann ohne Schatten. Ein komisches Zauberspiel in drei Aufzügen nach de la Motte Fouqué, frei bearbeitet von Ferdinand Rosenau. Leider bin ich nicht Physiker genug um zu wissen, in wie weit es bei Theaterbeleuchtung möglich, allen Schatten zu vermeiden.

Aber das Interessanteste ist, daß Schlemihl bei den Engländern, die sich doch gewiß auf den Humor verstehen, sogar

eine volksthümliche Geſtalt geworden iſt. Davon giebt Zeugniß eine merkwürdige Caricatur, welche 11 Tage nach der Krönung König Wilhelms des Vierten in London erſchien Wir laſſen den Herausgeber Hitzig ſelbſt erzählen: »Es iſt bekannt, daß zu dieſer Krönungsfeierlichkeit ein damals auf dem Continent lebender Bruder des neuen Königs nach England übergeſchifft war, und, als bekanntes Haupt der ſtarren Tories, nicht des freundlichſten Empfangs von Seiten des Volks ſich zu erfreuen hatte. Hierauf und auf eine von dem Prinzen gethane Aeußerung: Popularität ſey nur ein Schatten, bezieht ſich das Bild. Es ſtellt im Vordergrunde den königlichen Bruder in ſprechender Aehnlichkeit dar, im großen Koſtüm der Ritter des Hoſenbandordens. Ihm zur Seite zeigt ſich der König mit der Krone auf dem Haupte, einen ſtattlichen Schatten an die Wand werfend. Zwiſchen dieſem und dem Prinzen ſtehen Hofleute, die den letztern beklagend in die Worte ausbrechen:

»Eines Gentlemans Schatten iſt verloren, oder geſtohlen!«

das Bild hat aber nachſtehende Hauptunterſchrift:

Peter Schlemihl bei der Krönung.

»Mag auch Popularität nichts ſeyn als ein Schatten. Immerhin iſt es nicht ergötzlich ſchattenlos zu ſeyn.«

2.

Die Hermanns-Feier.

Unter dieſem Titel mit dem Zuſatze: »ein Programm nach einer Zeichnung des Magiſter Schalk, von Dr. A. Kornfeger (Bamberg bei Dreſch 1839) iſt ein Schriftchen erſchienen, das als diametraler Gegenſatz gegen die in eben dieſen Blättern (S. H. Bl. № 39. S. 305) angezeigte Maßmanniſche Schrift unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Denn während in der letzteren ſich die gutmeinende Begeiſterung für die hier in Rede kommende Denk-

[illegible]unternehmung in der vollen Ehrlichkeit ihrer deutschen Gesinnung von Anno 13. mit Heftigkeit und selbst recht körniger Grobheit gegen die antinomenalischen Gesinnungen der modernen politischen und geistigen Kultur Luft macht, bestreben sich in der erstern Magister Schalk und Compagnie diese Monumentsangelegenheit in das Gebiet der Komik und eines Humors herüberzuziehen, der, wo er nicht, was freilich oft der Fall ist — verbittert und versäuert durch gewisse Zeitereignisse auftritt, hier allerdings auch in seinem Rechte ist. Denn der Humor ist der Ueberall und Nirgends, der mit seinem Naß Alles, das Höchste wie das Niedrigste, zu neuem Leben tauft. [illegible] Ar. Gr.

(Der [illegible])

Ida, Gräfin von [illegible]. Geschichtliche Novelle aus dem Ende des 12ten Jahrhundert von Carl Theodor Griesinger. Stuttgart. C. A. Sonnewaldsche Buch- und Musikalienhandlung. 1840. 1 Rthlr.

Eine tüchtige Novelle, voll von vaterländischer (würtembergischer) Geschichte, trefflicher Naturschilderung und lebenskräftigen Personen. Da die Erzählung in dem Boden der Geschichte wurzelt, so mag man es schon hingehen lassen, wenn die Erlebnisse der handelnden Personen nicht ganz vom Reiz der Neuheit geziert sind. So viel ist aber gewiß, daß die Art des Herrn Griesinger, historische Stoffe zu behandeln, welche gar oft an seine Landsleute »Schiller und Hauff« erinnert, eine wohlthätige Kost für die deutsche Lesewelt ist, und ihren von französischen und deutschen Giften und Unverdaulichkeiten erfüllten Magen, wenn er nicht zu sehr geschwächt und überreizt ist, eine gesunde Nahrung für Herz und Verstand zuführt. v. K.

[illegible] Harmonie in gebunde-
[illegible] Friedrich Rückert. Stuttgart
[illegible] Verlag der J. G. Cotta'schen Buch-
[illegible] 1839. 1 Thlr. 12 gr.

[illegible] poetischer Großmeister giebt uns hier das von
[illegible] aufgefaßte Wort des Herrn in gebundener
[illegible] nach Luthers Bibel-Uebersetzung auch sonst
[illegible] scheint [illegible] auch diese Arbeit unsers großen Dich-
[illegible] wird [illegible] mancher religiösen und
[illegible] sein. Denn das Wort
[illegible] möge in allen Zungen verkündet werden, so auch
[illegible] sie sey gebunden oder ungebunden. Wie
[illegible] seiner [illegible] Form vom Urtexte
[illegible], davon möge [illegible] Probe Zeugniß geben.

[illegible] kam zu ihm die Kindlein herbei,
[illegible] legt die Hand von ihm Jedwedem sey.

[illegible] [illegible] [illegible] Gedränge
[illegible] [illegible] [illegible] in empfindsamer Menge.

[illegible] aber [illegible] mit mildem Angesicht:
[illegible] die Kindlein, und wehret ihnen nicht.

[illegible] [illegible], zu nahen [illegible] in Frieden;
[illegible] [illegible] beschieden.

[illegible] sag' ich euch, daß, wer nicht hat empfangen,
[illegible] wie ein Kind, nicht hinein gelangen.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit Segen
[illegible] und [illegible] [illegible] auf seinen Wegen.

[illegible] Gedicht ist in fünf Hauptstücke eingetheilt.
[illegible] gend. Das Lehramt. Der Zug nach Je-
[illegible] und Auferstehung. Die erste Gemeinde. —
[illegible] äußerlich recht [illegible]
[illegible] [illegible] und Weihnachtsgabe [illegible]

A. L.

Gesammelte Erzählungen, von der Verfasserin der »Bilder des Lebens.« Erster Band. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1839. 1 Rthlr. 20 gr.

Man braucht nur eine Seite von diesen Erzählungen zu lesen, um sich davon zu überzeugen, daß sie aus der Feder einer Frau geflossen sind. Lebensrettungen der Geliebten, edle Resignationen, welche mit Ehe belohnt werden, schaurige Gefahren, die höchstens eine Quetschung bringen, die man anfangs zwar für Armbruch hält, u. dgl. m., sind die Hauptelemente aller dieser Novellen, bei denen die Verfasserin die Rolle der Vorsehung übernimmt und Alles zu einem gedeihlichen Ende führt. — Mag man nun auch das Neue der Erfindungen vermissen, so werden diese Erzählungen immer ehrenvoll einen Platz in den Lesebibliotheken einnehmen, da sie in einem fließenden angenehmen Style geschrieben sind, und gewiß bei Manchem, namentlich bei den Leserinnen, den Hauptzweck der Lectüre dieser Art, die Phantasie zu beschäftigen ohne sie zu verderben, erfüllen. Von der Schönheit scheint die Verfasserin keinen rechten logischen Begriff zu haben, wenn sie sagt (S. 49):

»Die neben ihm sitzende Frau hingegen war eine kleine zarte Gestalt, wie man sie in jenen Bergen selten findet, wo weibliche Schönheit mehr in männlicher Kraft als in dem Eigenthümlichen der Frauen besteht.« v. K.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus getragen wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 12 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle Postämter des Herzogthums, so wie durch das Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Vertrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schulzesche Buchhandlung.**

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 47. Donnerstag, 21. November. 1839.

Die unfreie Komik und ihre Literatur.

Von Dr. Adolf St.

Fortsetzung.

3.

Freund Kantharos in Lindenstadt.

Mischlinge von Kantharos, gebunden und ungebunden, zur Unterhaltung in Feierstunden. Leipzig bei Ludwig Schreck. 1839.

Auf dem Haupttitel dieses wunderlich benamseten Buchs steht an der Stelle, wo andere ehrliche und ordentliche Verfasser ihren schlichten Namen hinzusetzen pflegen, der geistvolle Spruch:

> Du fragst, wer mich erschaffen hat? —
> Freund Kantharos in Lindenstadt.

Noch ehe ich umschlug, fragte ich mich: Kantharos? der Name ist griechisch und heißt 1) ein Mistkäfer, dergleichen die Aegypter göttlich verehrten, 2) ein Trinkgeschirr und zwar ein so gewaltiges, daß aus einem solchen zu trinken so viel hieß bei den alten Römern, als ein Söffel seyn, 3) eine Art Boot und sonstiges Seefahrzeug, 4) ein Meerfisch und 5) endlich ein Zeichen, was der von den Aegyp-

tern angebetete Ochſe Apis nach Herodot auf der Zunge hatte. Wer iſt alſo dieſer Kantharos? wer kann es ſeyn? — Ich Thor ſah den Wald vor Bäumen nicht, die Lindenſtadt vor den Linden nicht, und kurz und gut unſer Freund Kantharos iſt niemand anders als der alte Philoſoph Krug, der als Autobiograph bekannte Urceus, der alle möglichen Sprünge und Verſuche macht, um aus der ſchweren trocknen Töpfermaterie herauszukommen, und ſich durch Krug, Urceus, Kantharos hindurch rückwärts ſchreitend wie der Krebs, ins Gebiet des Geiſtigen zu heben, aber es hilft ihm nichts:

— — *amphora coepit*
Institui, currente rota cur urceus exit?

wie es der alte, oder noch beſſer:

»Der Zopf, der hing ihm hinten.«

wie es der neue Dichter ausdrückt. Herr Krug iſt und bleibt der alte, gute, hausbackne, trockne Krug, um ſo trockner, weil er der alte Herr Krug iſt, und alles, wozu er es in ſeinen alten Tagen bringt, iſt, ſich den Ruhm eines unfreien Komikers zu erwerben.

Die Miſchlinge enthalten unter vierzehn Rubriken das wunderlichſte Allerlei von der Welt, als da ſind, alte komiſch ſeyn ſollende Ausfälle gegen die Schelling und Hegelſche Philoſophie von Anno eins, ein Programm zu Vorleſungen über Hexerei, Zauberei und Geiſterſeherei; Aufſätze über Nationalſtolz und Nationalhochmuth, über den Kampf der Homöopathie und Allopathie in Leipzig; ferner: Apollo der Leukopeträer, eine ebenfalls ſchon längſt gedruckte Verhöhnung des todten Adolf Müllner; daneben Dramolett's, Trinkſprüche, Trinklieder, Worträthſel und — endlich »Allotrien,« (als wenn all' das andere Zeug nicht zu den Allotrien gehörte), das alles ſprühet, um mit Freund Kantharos eignen Worten zu reden (S. 10) »brühwarm aus der unerſchöpflichen Quelle ſeines Mundes hervor.«

Man muß von den unfreien Komikern durchaus ſolche Poeten ſcheiden, die etwa bloß langweilen, ohne ſich lä-

herlich zu machen, und ebenſo andere, die ſich nur lächerlich machen. In unſerm Kantharos ſind beide Elemente in einer glücklichen Miſchung vereinigt. Er langweilt in jedem Artikel, aber jeder enthält immer doch eine Perle unfreier Komik und Lächerlichkeit, die uns für die Langeweile entſchädigt. Betrachten wir dieſen in ſeiner Art ſo einzigen philoſophiſchen Sancho Panſa jetzt einmal als Dichter von Trinkſprüchen, Trinkliedern und ſonſtigen poetiſchen Gelegenheitsblumen. Vor allen Dingen aber beherzige man die vorausgeſchickte Warnungstafel, wo der Dichter ſelber ſagt: »ich bitte, dieſe Sprüche nicht ſtetig hintereinander, ſondern nur einen und den andern zu leſen, — ſonſt ſteh' ich für nichts!« Welche zarte Fürſorge für die Leſer! Nehmt ein Beiſpiel daran, ihr jungen Dichtervolk, die ihr eure Poeſien in vielen Bänden uns darbietet, ohne Scheu vor dem Urteil, das ihr erregen könnt, bei ſchwachen Mägen und ſchlechter Verdauung. Freund Kantharos rät ferner, dabei wenigſtens etwas »nachzutrinken.« Allein eins vergißt er, nämlich daß ſeine Poeſien hintereinander geleſen offizinell ſtatt der nux vomica gebraucht werden können, was freilich, wenn es aufkommt, den Apothekern großen Schaden thun, und dem guten wohlwollenden Kantharos einen Proceß auf Entſchädigung ziehen kann, da ein Exemplar ſeiner Poeſien, ohne die erregende Kraft zu verlieren, von hundert und aber hundert Patienten gebraucht werden kann. Hören wir die Anläſſe, die ihn begeiſterten den Pegaſus zu beſteigen. Ein Gedicht: »die Grazien« überſchrieben, in dem denſelben ein »Lebehoch!« gebracht wird (S. 94), verdient freilich ſchon aus dieſem Grunde den Kranz unfreier Komik, allein noch köſtlicher iſt die Note, in welcher wir belehrt werden, »daß dieſes Gedicht in einer Tanzgeſellſchaft in Leipzig nach einem Aufrufe (wo? in der Tanzgeſellſchaft?) vom Verf. geſprochen wurde, der ſehr gefährlich zu werden ſchien, aber doch noch einen glücklichen Ausgang hatte.« »Die Tanzluſt ſteht der Schalk hinzu, der ſeine Incognito-Maske überall lüften und der Welt zeigen will, welcher Mann hier ſich

zu dichten herabläßt), die Tanzlust ergriff daher auch manchen Philosophen.« Nun aber das Gedicht:

Jüngst kam ein Ungewitter angezogen,
Und trieb empor des wilden Aufruhrs Wogen,
Bestürzt entfloh der Grazien schöner Chor,
Die Freude saß verhüllt in Trauerflor.

Doch seht den schönen Chor! Er kam zurück,
Die Freude zeigt sich wieder unserm Blick!
Und Sturm giebt's nur noch wenn der kühne Tell
Zum Rutscher aufbläst schmetternd klar und hell.

(Dazu die Anmerkung: »Wer kennt wohl nicht den sogen. Tellrutscher, dessen Töne nicht nur auf Bällen, sondern auch auf Straßen lange Zeit vernommen wurden!«)

Willkommen seyen uns die holden Gäste,
Die jeden Tanz erhöhn zum Jubelfeste.
Ja sie, die Rosen in das Leben weben,
Sie sollen hoch! — nicht dreimal, — zehnmal leben!

Die Lindenstädter Grazien müssen ein gutes Trommelfell haben und überhaupt, wie man so sagt, einen ordentlichen Puff vertragen können, wenn sie dies zehnmalige Lebehoch, ohne davonzulaufen, aufgehalten haben.

Nun aber aufgeschaut. »Freund Kantharos« erscheint als galant homme und feiert die reizende Sonntag, deren Schönheit und Liebreiz so wie ihre Geschichte in einer für uns zu langen Anmerkung beschrieben werden. Er beginnt mit ächt Pindarischem Schwunge also, und zwar wieder mit einem Lebehoch:

Alle Menschen sollen leben!

Man sieht, das Lebenlassen wenigstens ist eine Tugend, die unserm Poeten keiner absprechen kann. Also

Alle Menschen sollen leben!
Doch weil Alles ist zu viel
Und zuviel verdirbt das Spiel
Will ich Eines nur erheben.

NB. Dieſen Anfang liebt unſer Kantharos, denn S. 169, wo er wieder »der ganzen Welt« einen Toaſt bringt, führt er fort:

»Doch das Ganze iſt zu viel
Nur ein Theil iſt jetzt mein Ziel!«

Wer ſieht hier nicht wieder die Zipfelnachtmütze des berühmten Logikers über den Lorbeerkranz des Apollojüngers nicken!

Dieſes Eine — könnt ihr rathen?
Hat in Leipzig manches Herz
Oft erfüllt mit ſüßem Schmerz,
Hat gethan viel Wunderthaten.

Seinen Namen hier zu nennen
Wag ich nicht; die höchſte Noth
Möchte bringen ſchier den Tod
Jenen, die von Sehnſucht brennen*).

Denn es weilt an fernen Orten,
Kitzelt nicht mehr unſer Ohr
Ser's im Solo, ſer's im Chor,
Mit Geſanges Zauberworten.

In Berlin noch ſcheint die Sonne
Und verwandelt jeden Tag
In ein Freudenfeſtgelag,
Voll von Süßigkeit und Wonne.

Doch auch fern ſoll hoch ſie leben,
Jene Sonnenſängerin,
Der in Leipzig und Berlin
Herz und Mund entgegenbeben.

Vivat unſer Sonnenſänger! — denn dies Prädikat kommt ihm mit Recht zu. Aber da die Gegenſätze ſich ferner und wir hier allzulange in der Sonnenhitze faſt gebraten ſind, ſo führe ich meine Leſe an das kühle Waſ-

*) Hier giebt der dichtende Philoſoph ein Beiſpiel, leider ein etwas Ueberverſtändliches, zu dem philoſophiſchen Satze des zurückenden Wunders.

ſer, denn auch dieß beſingt und zwar unmittelbar darauf zur Abkühlung unſer unfreier Komiker. Die Sache hängt nämlich ſo zuſammen: »Es machte der Domherr und Ordinarius der Juriſtenfacultät, mein Freund Dr. Günther (Kantharos nimmt's mit dem Titel genau, damit man ſieht, daß ſeine Poeſie ordentlichen Grund und Boden hat), in einem vorangehenden Toaſt eine witzige Vergleichung zwiſchen dem »Waſſer und der Weisheit« (wozu er ſeinem philoſophiſchen Freunde gegenüber alles mögliche Recht und Veranlaſſung hatte), der freilich eben nicht zum Vortheile der Sophia war (auch dies iſt begreiflich), darum glaubte ich dieſer, die auch meine Freundin iſt, eine kleine reparation d'honneur ſchuldig zu ſeyn.« Erinnert nicht dieſe Art, womit der heitere Freund Kantharos ſeine Trinkſprüche und Gedichte zum Voraus entſchuldigt, an das alte deutſche: mit Permiſſion zu ſagen, was man z. B. ſtets einflocht, wenn vom Lariren oder Stuhlgang die Rede iſt? Aber das Gedicht! das Gedicht! Er ſingt:

Aus Waſſer ging hervor der Dinge All,
Die Menſchen, Thiere, Pflanzen allzumal *),
Das Waſſer giebt Erfriſchung, neue Stärke,
Wenn Geiſt und Körper matt vom trocknen Werke!)

Nun aber! o Noah, und ihr Trinker all von dem alten Erzvater an, vergebt dem Waſſerſänger, dem Sünder, der nicht weiß was er thut, und in dieſer Waſſerbegeiſterung auch das zum Preiſe des Waſſers anführt, daß mit demſelben der Wein verdünnt wird, und daraus die Nutzanwendung zieht, daß man das Waſſer hochleben laſſen müſſe. Ja wahr und wahrhaftig ſo ſingt er weiter:

Ja Waſſer wird ſogar vermählt dem Weine
Daß weiſes Maaß ſich mit Genuß vereine!
Drum leert die vollen Becher einmal noch,
Die Weisheit und das Waſſer leben hoch!

*) Kantharos vergißt hier leider ſeine eigene Poeſie anzuführen. Aber er iſt ein Philoſoph, und gleicht auch darin ſeinem Altvater Thales, deſſen Satz er hier voranſtellte, daß er über dem Blick ins Weltall das zu bemerken vergißt, was zu ſeinen Füßen liegt.

Bei dieſen Mäßigkeitsgrundſätzen unſers Kantharos möchte ich ſein Weinhändler ſeyn; denn der muß ſich nothwendig gut dabei ſtehen, wenn er ſeines Kunden poetiſcher Didaskalia nachlebt, und ihm den Wein gleich von vorn herein ordentlich getauft liefert.

Im folgenden Trinkſpruche läßt er »das weiſe Moderiren« leben:

Drum laßt den uns zelebriren,
Der verſteht das Moderiren;
Hoch ſoll leben jedermann,
Der ſich ſelbſt beherrſchen kann!

Andere gemeine Leute freilich machen Trinkſprüche nur in der Begeiſterung, die vom juste milieu nichts weiß. Herr Kantharos iſt aber auch, wie wir geſehen haben, ein durchaus abſonderlicher Mann, und nur ein ſolcher kann einen Trinkſpruch auf die Moderation im vollen Ernſte wagen, und uns das Bild eines enragirten Gemäßigten, oder eines gemäßigten Enragirten, oder eines nüchternen Begeiſterten liefern.

Freund Kantharos giebt zum Schluß ſeiner heitern Sammlung zu verſtehen, daß dies ſeine »vielleicht letzte ſchriftſtelleriſche Gabe« ſeyn dürfte; bei Leibe nicht! wir wünſchen vielmehr herzlich die Fortſetzung, und daran wird es Herr Kantharos auch nicht fehlen laſſen, denn ach! die böſe Macht der Gewohnheit iſt gar zu groß.

Wiener Polizei.

Ein etwas vorlauter Berliner, wahrſcheinlich eine unrühmliche Ausnahme von den beſcheidenen Spreeſöhnen, befand ſich in Wien.

Ein kleiner Rauſch hatte ihn vermocht, in einem Kaffeehauſe ſich etwas unbeſonnen über die politiſchen und inneren Verhältniſſe Oeſtreichs zu äußern.

Als er am andern Morgen im Katzenjammer erwachte,

erſchrack er bei jedem Anklopfen an ſeine Thür. — Er fürchtete gewaltig die öſtreichiſche Polizei.

Die kam aber nicht, der Berliner erhob ſich endlich und gieng auf das Kaffeehaus. Es nahte ihm aber kein Häſcher. »Am Ende iſt es ſo ſchlimm in Wien mit der Polizei nicht,« ſchmunzelte er vor ſich hin. Abends wagte er ſchon beim halben Rauſch dieſelben Reden. Die Polizei ſchien wieder keine Notiz von ſeinen Notizen zu nehmen.

Wer kennt nicht die Fabel vom Fuchs, welcher nie Seine Majeſtät den Löwen geſehen hatte?

Kaum ſah ſich der gute Preuße ungefährdet, ſo raiſonnirte er wie ein Juliheld, d. h. vor mehreren Jahren und dabei in Frankreich.

Am Vorabend ſeiner Abreiſe machte er es aber am Aergſten. Er ſchalt ſogar auf Metternich. Als er aber zu Hauſe kam, fand er eine Ladung vor, morgen Frühe auf das Polizeibureau zu kommen.

»Sie haben ſich geringſchätzend über die Aufmerkſamkeit der Wiener Polizei geäußert,« empfing am andern Morgen der Commiſſarius den Comparenten. »Glauben Sie nicht, daß wir nicht jede Ihrer unverſchämten Aeußerungen erfahren haben. Sehen Sie nur in dieſes Buch.« — Und der Wiener hielt nach dieſen Worten dem Berliner ein literariſches Daguerrotyp hin, das die unbeſonnenen Worte ſeiner Reden wörtlich verzeichnet hatte. Der Inculpat entfärbte ſich. — »Allein wir haben nicht geglaubt davon Notiz nehmen zu müſſen,« fuhr der Beamte fort, »denn leſen Sie nur die Rubrik, unter welcher Ihre Worte ſtehen.«

Der Citat blickte hin und las:

Unſchädliche Schreier.

»Die Geſchichte erzähle ich in Berlin nicht,« dachte er bei ſich ſelbſt, als ihn der gutmüthige Wiener lächelnd gehen hieß und ihm eine gute Reiſe wünſchte.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Robbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 48. Donnerstag, 28. November. 1839.

Aus einem Briefe eines nach Amerika ausgewanderten Oldenburgers*) an den Herausgeber.

Ich habe einen Theil der Staaten Massachusetts, Pennsilvanien, Maryland, Virginien, Kentucky und Ohio bereis't, mich soviel als möglich mit dem dortigen Leben und Aussichten bekannt gemacht, und vielleicht werden daher einige Bemerkungen über Einwanderung in diese Staaten Ihnen nicht unwillkommen seyn. — Zuerst lassen Sie mich den gebildeten Deutschen, nämlich den Studirten, den Künstler, Kaufmann, Soldat und Gutsbesitzer betrachten, nachher den gewöhnlichen Handwerker, Bauer und Arbeitsmann. Was die Studirten anbelangt, so kommen die Doctoren der Medicin am Besten weg; vorzüglich wenn sie nach den Staaten gehen, wo die deutsche Bevölkerung die vorherrschende ist; nämlich den mittleren und westlichen Staaten. Dort sind sie sehr angesehen, werden aber nur zu leicht die Blutigel der Bewohner, da hier keine Medicinaltaxe ist, sie sich daher ihre Dienste so hoch bezahlen lassen können, als sie wollen, aber auch ihre Medicinen selbst machen müssen,

*) Wir übergeben hier unsern Lesern diese lehrreichen Notizen unseres Freundes, deren Verbreitung wir aufrichtig wünschen, damit mancher Enthusiast erst prüfe, bevor er die alte Welt voll Leiden und wenig Freuden verläßt, um die neue mit den alten und vielen neuen Leiden, und fast gar keine Freuden, zu finden. D. R.

weil Apotheken, wie sie in Deutschland eingerichtet, hier nicht vorhanden sind. Philologen, wenn sie der englischen Sprache mächtig sind, haben gleichfalls gute Aussichten und werden sehr gesucht, doch muß ein solcher zum wenigsten so viel Mittel mitbringen, um für ein Jahr seinen Lebensunterhalt selbst bestreiten zu können. Theologen und Juristen sollten nicht in dies Land kommen, denn für die erstern ist es sehr schwierig deutsche Gemeinden zu bekommen, und letztere können mit ihrer ganzen Gelehrsamkeit vom römischen, canonischen, Privat- und Particularrechte keinen Hund vom Ofen locken. Für Apotheker sind gleichfalls keine Aussichten, weil, wie gesagt, es hier keine Apotheken giebt; diese werden gewöhnlich Doctoren, und von diesen quacks wimmelt das ganze Land. Mit deutschen Schullehrern geht es etwas besser, doch müssen diese nach Pennsilvanien und dem Westen gehen, denn nur dort finden sich Deutsche; ihre Bezahlung ist jedoch sehr geringe, und müssen in der Erndte, da während dieser Zeit die Landschulen geschlossen werden, mit helfen; thun sie dieses nicht, so werden sie für zu stolz von dem Farmer angesehen, und die Folge ist, daß dieser seine Kinder aus der Schule weg nimmt.

Künstler, wenn sie geschickt in ihrem Fache sind, haben in diesem Lande die besten Aussichten und erwerben sich gewöhnlich in wenigen Jahren ein independent fortune. Oben an stehen die Musiker und Maler; denn da Musik und Malerei einen Zweig der Erziehung eines jeden wohlhabenden Mädchens ausmacht, so kann man sich leicht denken, daß in einem Lande, wo täglich weibliche Erziehungsanstalten (academies for young Ladies) ins Leben treten, ein Ueberfluß brauchbarer Lehrer in diesen Zweigen nicht Statt finden kann; so z. B. erhalte ich hier im Städtchen, ohngefähr so groß wie Delmenhorst, allein lange nicht so stark bevölkert, 15 Doll. für 24 Stunden und auf dem Lande, 3 bis 5 Meilen von der Stadt, 20 Doll. für 24 Stunden. Nach diesen kommen die musikalischen und physikalischen Instrumentenmacher; und gar

für Uhrmacher iſt Amerika ein wahres Paradies, denn faſt jeder Mann und Knabe trägt eine Uhr, und ſollte letztere auch täglich nur eine Minute zu geſchwind oder zu langſam gehen, ſo wird ſie ſogleich zum Uhrmacher gebracht, um reparirt zu werden, wo denn the charge gewöhnlich ſehr hoch iſt. Ich kenne einen deutſchen Uhrmacher aus Heſſen-Caſſel, der im Lande herumreiſt und Uhren reparirt, und der mir verſicherte, daß er jährlich zum wenigſten ſeine 2000 Doll. mache. Alle andere Künſtler werden ſehr geſucht und erhalten gewöhnlich ſehr hohe Bezahlung.

Was den Kaufmann anbetrifft, ſo ſieht man in den Cities hunderte von jungen Kaufmannsdienern ſich herumtreiben, ohne Brod und ohne Beſchäftigung. Der amerikaniſche Kaufmann iſt ſehr bedächtig in der Wahl ſeiner Leute, und nimmt nicht den erſten den beſten, der ſich ihm darbietet; und was ſoll er auch mit einem Menſchen thun, der die engliſche Sprache nicht verſteht und daher nicht im Stande iſt ſein kaufmänniſches Buch gründlich in dieſer Sprache zu führen? Verſteht der deutſche Kaufmannsdiener die engliſche Sprache gründlich und hat gute Recommandationen an bekannte und von bekannten großen mercantiliſchen Häuſern, ſo trifft es ſich wohl, daß er eine gute Condition findet; allein dieſes iſt doch immer ſehr ungewiß und ſelten. Der eigentliche Kaufmann aber, welcher ein gutes Capital mit ſich bringt und ſich hier niederzulaſſen gedenkt, kann es, wenn das Glück ihn nur einigermaßen begünſtigt, in kurzer Zeit zu einem unermeßlichen Vermögen bringen, wie ſich dies tauſendfach in allen Staaten zeigt, und aller Welt bekannt iſt.

Deutſche Offiziere haben hier ſehr traurige Ausſichten; denn da die regulaire Vereinigte Staaten-Armee nur aus einigen tauſend Mann beſteht, und wir ein herrlich eingerichtetes Cadetten-Inſtitut zu Weſt-Point haben, welches jährlich eine große Anzahl von jungen Offizieren zu den Regimentern ſendet (bekanntlich hat der Sohn eines jeden amerikaniſchen Bürgers das Recht, nach beſtandener Prüfung in dieſes Inſtitut aufgenommen und auf Unkoſten

der Vereinigten Staaten gebildet zu werden und wozu kein Rang des Vaters einen Vorzug giebt), so ist, so zu sagen, hier durchaus keine Aussicht für einen deutschen Offizier, und diese thun daher besser, im deutschen Vaterlande zu bleiben und sich redlich zu nähren. Ich kenne verschiedene würtembergische und hannoverische Oberlieutenants, ja sogar einen Hauptmann, welche froh waren eine Unteroffiziersstelle zu erhalten, denn sonst hätten sie entweder als gewöhnliche Arbeiter an den Canälen und Rail-Roads ihren Lebensunterhalt suchen, oder als Vagabonden das Land durchstreifen müssen.

Gutsbesitzer, welche in der Absicht sich hier niederzulassen und den dazu erforderlichen Mitteln versehen kommen, können hier ein herrliches und ruhiges Leben führen; denn die Taxen, welche sie dem Staate zu bezahlen haben, sind nicht der Mühe werth. In den ältern Staaten ist der Preis des acre Landes verschieden, und der gewöhnliche Preis für gutes lime stone Land zwischen 30 bis 40 Doll.; allein in den westlichen Staaten können sie eben so gutes, ja noch besseres Land, welches das Gouvernement jedes Jahr verkaufen läßt, für 2 bis 2½ Doll. das acre kaufen. Die größte Auslage ist die für Sclaven, denn Arbeitsleute und Knechte zu dingen, daran ist nicht zu denken, eines Theils sind dieselben schwer zu haben und andern Theils ist der Lohn so hoch, daß man ihn fast nicht bezahlen kann, so erhält z. B. ein Mäher in der Erndte gewöhnlich 2½ auch wohl 3 Doll. täglich.

Handwerksleute, Arbeitsleute und gewöhnliche Bauern stehen sich, wenn sie nur arbeiten wollen, sehr gut, und können sich, wenn sie sparsam und fleißig sind, bald ein kleines Vermögen erwerben. Von den Handwerksleuten werden Schuster, Schneider, Schmiede, Wagenmacher, Weber, Färber, Loh- und Weißgerber, Sattler am meisten gesucht, vorzüglich auf dem Lande, und da hier einem jeden erlaubt ist, zu treiben was er will, und wie viele Professionen, so ist es nichts seltenes, auf dem Lande einen Mann vier oder fünf verschiedene Professionen zugleich trei-

den zu ſehen. Die deutſchen Handwerks- und Arbeitsleute ſind ſehr geſucht, und ihrer Treue und Redlichkeit wegen berühmt. —

Unſere Bücher ſind unſere Thaten!*)

Nächſt dem Menſchen halte ich für das Schönſte und Größte in der Welt ein Buch. Ein Buch hat auch, wie ein Menſch, Inneres und Aeußeres: aber das Innere iſt immer und durchaus das Vorherrſchende; ein Menſch kann täuſchen, ein Buch nicht; ein geiſtloſer Menſch mit zierlichem Aeußern gefällt, ein dito Buch mit dem ſauberſten extérieur mag Niemand haben. Bücher kann Jemand lieben, wie Menſchen; ſeine eignen Bücher hat man lieb wie ſeine Kinder.

Ja wahrhaftig, vor einem Buche muß man Reſpect haben! Wer ein Mal ein Buch geſchrieben hat, dem iſt ein character indelebilis, d. h. ein unauslöſchliches Denkzeichen, aufgedrückt, was doch ſonſt nur der Prieſter durch die Weihe bekommt. Worin dies Denkzeichen beſtehe, das läßt ſich zwar nicht wohl in Worte faſſen, aber ſagen läßt ſich, daß es erſcheint als ein Strahl im Auge, als Klarheit auf der Stirn, als Gluth im Herzen.

Wer will ſtreiten, wenn ich ſage: Hat Jemand ein Buch geſchrieben, ſo iſt er unſterblicher, als die Andern; hinterläßt er im Tode auch keinen Freund, jeden Tag kann er noch Einen oder Viele gewinnen. Wenn dies noch nicht genügt, dem ſage und beweiſe ich, daß Jeder, der ein Buch geſchrieben hat, den Seinen auch eine Erbſchaft hinterläßt.

*) Der vorliegende Aufſatz, welcher uns bereits früher als Manuſcript zugeſandt war und, wegen Concurrenz des Materiats, nicht früher abgedruckt werden konnte, findet ſich in dem neu erſchienenen Werke »Pandora. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1849.« Da Herr Emile d'Eſtrees einer unſerer Mitarbeiter an den bunten Blättern iſt, ſo möchte mein Lob klingen als wenn es, wie manche Verſicherungsanſtalten, auf Gegenſeitigkeit und Oeffentlichkeit beruhe. — Daher möge der Werth des Buches für ſich reden, welches es noch überzeugender thut, als ich mit aller Verehrung deſſelben es vermag.

D. R.

Ich ſetze den Fall, der Verfaſſer ſtirbt. Flugs ſetzt der älteſte ſiebenzehnjährige Sohn ſich hin, und ſchreibt für die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Bericht über den verſtorbenen Schriftſteller oder reſpective Dichter ſo und ſo. Herr von Cotta, der bekanntlich Alles honorirt, notirt dem Siebenzehnjährigen ſofort 1 Guld. 12 kr. Nun iſt's ein Glück, daß Herr Voigt in Weimar den Nekrolog der Deutſchen noch herausgiebt: der Sohn des großen Todten tritt als Nekrologiſt auf, ſchreibt einen ausführlichen Artikel, der in einer Threnodie ausläuft, und Herr Voigt in Weimar überſchickt dem Klageliederdichter 8 ggr., im glücklichſten Falle ½ Rthlr. preußiſch. — Jetzt findet ſich's aber, daß das eigentliche Werk des beſagten verſtorbenen Vaters und Verfaſſers faſt vergriffen iſt: mehre Verleger concurriren, der Eine überbietet den Andern: der Sohn wählt den, der die meiſten und renomirteſten Journale und Zeitungen verlegt. Die zweite Auflage erſcheint. Kaum iſt ſie verſandt, ſo fühlen alle Leihbibliothekare das Bedürfniß, das Leben des Autors, der eigentlich ſammt ſeinem Werke ſchon bei Lebzeiten vergeſſen war, in Biographie-Form zu beſitzen. Der Sohn, welcher Varnhagen von Enſe lange und gründlich ſtudirt hat, ſchreibt das Werk, denn der Sohn iſt vom Vater nicht ins Grab, ſondern in die Literatur nachgezogen.

Nun, wer hätte vor einem Buche keinen Reſpect!

Es thut mir immer wohl, wenn ich ſehe, daß Leute aus der arbeitenden Claſſe eine tiefe Achtung vor einem Buche haben. »Er betet,« ſagen ſie von Jemanden, der viel und anhaltend lieſt. Als Knabe ſchon ſchleppte ich die großen Lexica gern in den Garten, und zog Vocabeln aus, und ließ mich bewundern von den Tagelöhnern, die mit dem Spaten und mit dem Jätemeſſer an mir vorüberzogen. Damals wußte ich freilich noch nichts von all den Schmerzen und Freuden, die Einem ein Buch macht, beſonders wenn man's ſelbſt geſchrieben hat; — aber eine Ahnung davon muß doch ſchon in mir gelegen haben. —

Wer nun dieſe meine Gedanken und Erfahrungen kennt und theilt, der begreift leicht, daß ich, wie man im ge-

wöhnlichen Leben ſagt, eigen mit meinen Büchern bin. Denn, wenn ein Holländer eigen iſt auf die Töpfe, in welche er ſeine Hyacinthen pflanzt, ein Particulier auf ſeine Kutſchpferde, eine ſechzigjährige Jungfer auf ihren Ruf — ſo hab' ich noch mehr Grund, eigen auf meine Bücher zu ſeyn, weil die mehr und in vollerm Maße mein Eigenthum ſind, als Hyacinthen, Kutſchpferde und Jungfer-Reputation. So denke ich mir, zum Beiſpiel, daß die Leute, die in Folianten-Format ſchreiben, nur den halben Genuß haben; erſtens, weil ſie ihr Buch niemals in die Hand nehmen und ſich damit in die linke Ecke ihres Sophas ſetzen können; zweitens, weil ſie's noch viel weniger im Sommer mit in den Wald oder in die Gartenlaube, oder auf die Bank vor dem Hauſe tragen und da leſen werden. Was mich betrifft, ich ſchreibe nie anders, als in Mittel- und Klein-Octav. Vormals, als ich noch in der lyriſchen Periode ſtand, ſah ich nichts lieber, als wenn meine Sachen bei Cotta erſchienen; jetzt wähle ich mir den Verleger nach dem Inhalt der Schrift; ſo ließ ich meine erſte Tragödie bei Schreck in Breslau erſcheinen; zehn Bände Novellen bei Prell in St. Gallen; einen Briefwechſel zwiſchen mir und dem Doctor Francia bei Mordmann in Bunzlau — und ich bilde mir ein, daß Viele für dieſe Feinheit Sinn haben und offnes Gefühl. —

Wer nun Alles, was ich eben geſagt habe, zuſammenfaßt und erwägt, der wird es begreiflich finden, daß ich alle literariſchen Zeitungen und Zeitſchriften haſſe bis in den Tod, obwohl ich ſelbſt mal eine herausgegeben habe. Denn ein Recenſent führt ein Scalpir-Meſſer, und wenn er Talent hat — was übrigens ſelten iſt — ſo zeigt er alle Arterien, alle Venen, alle Nervenbündel und Ligaturen auf, präparirt eine beliebige Parthie des Buchs und bietet dieſelbe ſeinen Leſern zum Koſten an, während er einen andern Theil des Buch-Cadavers entfleiſcht, abkocht und zu beliebigen Zwecken bei ſich aufbewahrt.

Doch ſtill, ich will gar nicht von dem Schlechten ſprechen, während ich von Schaam erfüllt bin. Ich glaube zu

feſt an den ewigen Sieg der Wahrheit und der Schönheit, als daß Gemeines mich irren könnte.

Ja, wir Autoren, wir ſtehen auf dem feſten Grunde der Wahrheit und der Schönheit: Unſere Bücher ſind unſere Thaten. Was wären Thaten ohne Bücher, in denen ſie zu leſen ſind. Was hülfe es zum Exempel dem edlen Lord, Lord Wellington, daß er Sieger war bei Waterloo, wenn's nicht wieder und wieder geſchrieben würde in jede neue Weltgeſchichte, die erſcheint!

Und wir Autoren, die wir nicht die Schrift mit Schwert und Feuer ſchreiben, uns mag man's wohl gönnen, wenn wir ſprechen: Unſere Bücher ſind unſere Thaten!

Ich glaube, nur Eins wünſchen wir uns: Wie Alarich im Bette des Buſento begraben wurde, in vollem Waffenſchmuck: wie man Karl dem Großen, als man ihn beſetzte, das Evangelienbuch in die Hand gab: wie jeder Bruder Freimaurer ſein Schurzfell und ſeine Kelle mitbekommt ins Grab — ſo ſoll man uns Autoren unſere Bücher mit hineinlegen, entweder ganz oder als Papierſchnitzel, damit wir doch auch einmal weich gebettet ſind! —

Emile d'Estrées.

Zur Nachricht.

Auf Verlangen des Preisertheilers ſoll die für das beſte humoriſtiſche vorzüglich auch componible Gedicht beſtimmte Kiſte Cigarren am 17. Januar 1840 dem Sieger zuerkannt werden, und haben diejenigen Poeten, welche mit um die Tabackspalme ſich bewerben wollen, ihr Gedicht bis dahin, portofrei, an die Unterzeichnete einzuſenden.

Die Redaction der humoriſtiſchen Blätter.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 49. Donnerstag, 5. December. 1839.

Travestie

der Kapuzinerrede in Wallensteins Lager; verfaßt vom Herausgeber auf der Schule in Hamburg im Jahre 1811 *).

Vorwort.

Der Beifall, womit, selbst in mehreren Literaturblättern, meiner Travestie der Schillerschen Glocke, als »Lied von dem Prügel,« in meinen früheren Skizzen gedacht ist, so wie die Bitten meiner Schulfreunde, bestimmen mich, diese ähnliche Arbeit, auch aus jener Zeit, gleichfalls dem Druck zu übergeben. Sie ist einem nicht beliebten, höchst schwachköpfigen, jetzt verstorbenen Lehrer in den Mund gelegt, der lange von seiner Frau getrennt gewesen war. Die losen Primaner nannten ihn in ihrem vitæ curriculum, welches sie einreichen, und worin sie ihre früheren Lehrer schildern mußten, immer »homo imbecillis.« Der alte gute Gur-

*) Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort des ersten Jahrgangs die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer seinen früheren humoristischen Arbeiten ein Plätzchen anzuweisen. Er macht für dieses Quartal hiemit von dieser Vergünstigung mit freundlichem Dank in dieser Nummer Gebrauch.

litt, der nicht merkte, daß man ihm wiederholt eine Falle legte, ſtrich das Wort »imbecillis« jedes Mal mit dem Entſcheidungsgrunde in margine: »Imbecillis enim non tantum de corpore, sed etiam de animo dicitur.«

(Der Magiſter tritt auf.)

Heiſa, Juchheiſa, Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
Iſt das eine Klaſſe von Studioſen?
Seyd Ihr Türken? ſeyd Ihr Franzoſen?
Werft Ihr ſo mit frechem Blick,
Als hätte der allmächtige Fick *)
Das Chiragra, könnte die Hand nicht rühren.
Iſt es jetzt Zeit zum expectoriren,
Sich für's Schwänzen zu expoſtuliren?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht Ihr und legt die Hände in den Schooß?
Der Teufel iſt jetzt in den Klaſſen los,
Die Primaner haben ſich ſchlecht betragen,
Einer iſt an die Ohren geſchlagen **)
Und Ihr, anſtatt ein Exempel zu nehmen,
Streicht umher, laßt's Euch wenig grämen,
Geht lieber ins Wirthshaus und in die Schenke,
Als in den Unterricht des Herrn Enke;
Sorgt lieber für Euren dummen Bauch,
Als für den gelehrten Doctor Strauch;
Nehmt lieber Liqueur und fränkſche Eſſenz,
Als franzöſiſche Dictate des feinen Lemenz;
Mögt lieber den Dampf aus der Pfeife ziehn,
Als Nutzen aus den Lehren des Doctors Köſtlin.
Die Lehrer ſtudiren Tag und Nacht,
Doch Ihr gebt kaum bei Tage Acht.
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
Auf Euren Rücken ſtehen die blauſten Wunder,

*) Name des damaligen Cuſtos.
**) Conferire das oben gedachte Lied von der Glocke.

Und ſchlüg' Euch Zick nicht blutigroth,
Ihr riſſ't mich am Ende vom Katheder herunter!!
Der Cuſtos ſteckt ſeine dicke Ruthe
Vor ſeiner Bude Fenſter aus,
Die ganze Schul' iſt ein Klagehaus,
Doch Ihr beharrt im Uebermuthe.
Um unſer berühmtes Gymnaſium
Leider Gottes — giebt man nichts um.
Die Prüfungen ſind worden zu Prüglungen,
Die gelehrten Klaſſen ſind worden rohe Maſſen;
Anſtatt alter Folianten aus Bibliotheken,
Leſ't Ihr in alten Romanencharteken,
Und das beſchimpfende Carter allhie
Iſt worden Euer täglich Legis. —
Woher kommt das? Das will ich Euch verkünden!
Das ſchreibt ſich her von Euren Laſtern und Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem ſich primi und Schüler ergeben.
Das Billard bei Benne iſt der Magnetſtein,
Der Euch führt in das Haus der Sünde hinein;
Doch auf den Spectakel da feigt der Bakel,
Wie auf den Branntwein das Trunkenſeyn;
Das zu lieben erregt das jus,
Das iſt d[illegible] Ordnung im Livius *).

»Sed ubi erit spes literarum,
Me si vexatis?« Wie ſoll man ſiegen,
Wenn Ihr die Stunden ſchwänzt, und warum?
Weil Ihr thut in den Pavillons liegen.
Eine Frau hier in der Nachbarſchaft
Fand ihren böſen Ehemann wieder,

*) Der Lehrer docirte den Livius. Die Anſpielung iſt etwas à la Pater Abraham a Sancta Clara. Dieſer predigte: »Es giebt allerhand Narren: Tanznarren, Freßnarren, Hofnarren, Spielnarren, Saufnarren, Geldnarren. Daher ſteht auch geſchrieben: Narravernnt patres et nos narravimus omnes.«

Der Bäcker fand ſeine Geſellen wieder *),
Napoleon ſeine vertriebenen Brüder:
Aber wer bei Schülern ſucht
Fleiß, Gehorſam und gute Zucht,
Der wird nie ſeine Hoffnung erjagen,
Thut er auch alle Rücken zerſchlagen.
Zu dem König der Franzoſen,
Wie wir leſen im Correſpondenten,
Kamen ſogar Soldaten gelaufen,
Thaten Buß, um ſich Gnad zu erkaufen,
Fragten ihn: »Sire! que faire?«
Wie machen wir's, daß wir kommen bei Euch in Ehr'?
Et il repond, Und er ſagt:
Dites: »vive le roi!«
Wenn Ihr keine Nelken tragt,
L'état c'est moi,
Wenn Ihr nicht in meinen Jagden jagt,
Suivez le roi, Euch begnügt
Avec les fleurs de lis, mit meinen Orden,
Kurz, wenn Ihr beſſern Sinnes geworden. —
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt die Namen
Deiner Lehrer nicht übel auskramen;
Aber wo hört man mehr blasphemiren,
Als wenn man hier horcht an den Stubenthüren?
Wenn der Senat für jeden beshaften Witz,
Den Ihr losbrennt von Eurer Zungenſpitz,
Müßte geben ein Zweimarkſtück her,
Es wäre die Hamburger Bank bald leer;
Und wenn Euch für jede Traveſtie,
Die Ihr macht ohne mathematiſch Genie,
Ein Waſſertropfen fiel' in ein Anker Wein,
Das Getränk würde bald ſchier Waſſer ſeyn.
Der alte Gurlitt war auch ein Primaner,
Der gelehrte Hipp war lange Tertianer,

*) Die Bäckergeſellen hatten ſich dermalen mit ihren Meiſtern vereinigt und waren ausgezogen geweſen, jedoch nach Statt gehabter Vereinigung zurückgekehrt.

Aber wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß die Beiden jemals witzig geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meinen,
Nur aufmachen zu einem »Helf Gott!«
Zum Expeniren und Butterbrod;
Aber Ihr ſeyd ſtets mit Wein erfüllt,
Der als Humor aus Eurem Munde quillt.
Wieder ein Gebot iſt: »Du ſollſt ſtudiren!«
Ja, das befolgt Ihr nach dem Wort,
Ihr ſtudiet auf Ränke immerfort.
Vor Euren Griffen und Satanspfiffen,
Vor Euren Praktiken und böſen Kniffen
Iſt man nicht ſicher in ſeinem Haus,
Ihr hebt des Nachts die Laden aus
Und tragt mir Hunde und Katzen heraus.
Was ſagt Doktor Gutitt? »Assidui estote,
Spart die clavis Ernesti vom Morgenbrode!«
Aber wie ſoll man die Schüler loben,
Wenn ihnen immer verziehn wird von oben,
Weil der Profeſſor Zimmermann
Die Menſchen ohne Strafe regieren kann.

Der unmündige Kapuziner.

Die Bank in Wiesbaden war beendet. Die letzten drei Coups im Roulette hatten mir auf vingt-sept, rouge, impair et passe drei volle beſetzte Nummern eingebracht. Meine verwunderte Taſche trug Carolinen und Kronthaler, und verdrießlich ſah mich der alte Bankier an, den Iffland einſt zum Ideal ſeines hüſtelnden Poſerts genommen hatte. Ich verließ die niedergeſchlagenen Spieler und niedergebrannten Lichter, und wollte aus dem Spiel- durch den nur matt erleuchteten Kurſaal nach Hauſe eilen. Da ſtand in der Mitte ein ehrwürdiger Franziskaner-Mönch, mit dunkler Kutte und weißem Strick angethan, in lauter Rede begriffen.

Von den heranfluthenden Worten verſtand ich nur: »Das iſt alſo der verruchte Kurſaal, eins von den Höllengebäuden, die meine ewige Unmündigkeit verſchulden.«

Staunend ſah ich den Redenden an, unwillkührlich griff ich in die volle Taſche und reichte der entgegenkommenden Hand einige Silberſtücke, indem ich ausrief: »Da iſt profanes Sündengeld, ehrwürdiger Vater! macht es ehrlich, und mit ihm ſeine zurückgebliebenen Brüder. Aber Ihr müßt wiſſen, daß ich ein Ketzer bin.«

»Thut nichts!« verſetzte der Alte ſchmunzelnd, vom Kanzelton in den der Welt übergehend; »ich ehre die Religion in jedem Gewande, ich armer Unmündiger.«

»Wie, unmündig? Erklärt mir den Sinn Eurer Worte,« fragte ich abermals ſtaunend.

»Ach, lieber Herr,« klagte der Bettelmönch, »unſer Orden iſt ſchwer und die Prüfung hart. Die verfluchte Aufhebung der Klöſter hat mich um die Hoffnung betrogen, je das zu ernten, was ich in der Jugend geſäet habe. Ich bin im Kloſter zu M., wo wir ſechs Franziskaner ausſterben ſollen. Im ſechsundſechzigſten Jahre bin ich der Jüngſte von ihnen, und muß die Siebenziger, Achtziger und Neunziger bedienen, wie im dreißigſten Jahre, zur Zeit meiner Aufnahme. Will ich mitreden, da ſagt man mir, ich ſey ein unmündiger Gelbſchnabel, der das Maul halten ſolle; will ich Wein trinken, da heißt es, der ſey zu hitzig für junge Leute; ja man nimmt mir den Mittagsſchlaf, um den älteren Brüdern die Fliegen zu ſcheuchen. So bleibe ich immer ein junger Greis, ohne Repreſſalien üben zu können. Um ſolcher Kurſäle willen haben die Fürſten die heiligen Klöſter vernichtet und mich zur Unmündigkeit verdammt.«

Die Menſchenfalle.

»Es iſt mir aber unbegreiflich,« ſagte ich zu meinem Barbier, der mir, nach zehnjähriger Abweſenheit aus meiner

Vaterstadt, ohne irgend eine Stadtneuigkeit zu erzählen, trübselig, wie ein Lotteriecollecteur, in dessen Glücksbude lauter Nieten gefallen sind, den Bart fällte, »daß Sie, den ich als einen begüterten Mann verließ, nun scheinbar concursmäßig und ohne alles Vermögen seyn sollen.«

»Ich habe mein Unglück verdient, und hadre daher nicht mit der Vorsehung,« seufzte der Barbier, während er den Seifenschaum von den Fingern strich und die Serviette nebst Messern, nach beendetem Geschäfte, verbarg; »aber was thut die Liebe nicht!« — »Die Liebe?« fragte ich. — »Und ein verunglückter Selbstmord,« fuhr er fort. — »Wie? Sie haben sich ermorden wollen?« — »Das nicht, aber meine Frau.« — »Erklären Sie das Räthsel,« wechselten wir. — »Ich will es thun. Sie wissen, daß Barbiere und Fürsten nicht immer nach Neigungen heirathen dürfen. Das Amt liegt bei uns in den Händen der Wittwen*), die ihre frühern Männer todt geärgert, und sich nach neuen Opfern, jungen Gesellen, sehnen, bis auch sie den überlebenden Ehegatten finden. Ich liebte, als Gesell, Ottilie Grün, die Tochter Ihres Stiefelwichsers. War sie nicht glänzend schön? Aber wir hatten keine Aussicht, uns zu ernähren, und herzhaft entschloß ich mich, dem Antrage der alten Barbierwittwe Jünke zu folgen, und nach ihrem reelen Tode mein Ideal zu freien, wozu mir Ottilie weinend ihre Einwilligung gab. Wir rechneten darauf, daß, wenn wir ihren Mops, genannt Klütjendeef, vergifteten, sie unfehlbar, consensuell, aus Gram sterben würde.«

»Ottilie unterzog sich der That. Noch in derselben Nacht, die meiner ehelichen Verbindung folgte, vollbrachte sie das Verbrechen. Schuldgedrückt, aber scheinbar unbefangen, verließ ich am andern Morgen die junge alte Frau, die, an ein Gläschen starken Sect gewöhnt, den Morgenschlaf ihrer Jugend wieder gewonnen hatte.«

»Am Mittag kehrte ich zurück, und erfuhr zu meiner innigen Freude, wie zu meinem tiefsten Schmerz, daß meine Frau, nachdem sie eine Flasche Branntwein geleert, sich mit einem dabei liegenden Barbiermesser halb den Hals abge-

ſchnitten, dieſer aber durch einen herbeigerufenen Wundarzt glücklich wieder verbunden ſey. Meine Frau wurde bald geheilt, und betheuerte, indem ſie ſich heftig dem Trunk ergab, jeden Morgen, daß ſie die erſte Gelegenheit, ſich wirklich total den Hals abzuſchneiden, ergreifen werde.«

»Vergebens kaufe ich, auf dieſe Verheißung bauend, jeden Morgen einige Flaſchen Liqueur, und ſtelle ſie mit einigen Meſſern in das Zimmer meiner Frau. Leer finde ich ſie, wenn ich zu Hauſe komme: zwar auch meine Frau, ſinnlos hingeſtreckt, mit einem Meſſer in der Hand; allein ſelten iſt dies nur geöffnet, und ſo entgeht ſie jedes Mal der ihr gelegten Falle. Mein Hausweſen verfällt, und dadurch, ſo wie durch die Ausgaben an Spiritus, bin ich verarmt.«

»Lachen Sie nicht,« fuhr der Barbier fort, »lebt Ihnen denn kein Menſch zum Ekel und zur Strafe, dem Sie gerne ein Meſſer an den Hals wünſchten? Aber das Härteſte, was mich zur Beſinnung gebracht hat, iſt, daß Ottilie Grün, nachdem ſie mit einem andern Barbiergeſellen geſtern davon gelaufen iſt, mir geſchrieben hat: »»Die Geſchichte mit dem Halsabſchneiden Deiner Frau ſehe ich als eine Aufſchneiderei an.««

Großvater Chriſtian der Vierte.

Der König Chriſtian der Vierte von Dänemark, welcher im Jahre 1618 ſtarb, regierte länger denn funfzig Jahre. Gegen das Ende ſeiner Regierung hörte er ungern Widerſpruch von ſeinen Reichsräthen, und verſetzte nicht ſelten ſeinen Rathgebern: »Was wollt Ihr viel dawider reden? Dieſe Sache habe ich bereits mit Eurem Großvater reiflich überlegt.«

(Hiebei eine Gratis-Beilage.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Allgemeines Literaturblatt.

(Gratis-Beilage)
zu № 49. des zweiten Jahrgangs
der
humoriſtiſchen Blätter.

Nil bonum nisi quod honestum.

Donnerſtag, den 5. December 1839.

Vorwort.

Die humoriſtiſchen Blätter werden auch im Jahre 1840 fortgeſetzt. Um denſelben ein größeres Intereſſe zu geben, werden alle der Redaction eingeſandten beſſeren belletriſtiſchen Werke in jeder vierten der fortlaufenden Nummern und außerdem in einem Gratis-Beiblatt beſprochen oder zurück geſchickt werden. Den Verlagshandlungen wird ein Exemplar des Blattes, worin das uns mitgetheilte Buch beurtheilt iſt, auf Buchhändlerwegen übermacht. — Werke andern Inhalts können nicht beſtimmt auf eine kritiſche Anzeige, ſondern nur auf eine gewöhnliche Inſertion rechnen.

Der Zweck dieſes Literaturblattes geht vorzüglich dahin, das Publikum, und namentlich Geſchäftsmänner, auf vorzügliche Erſcheinungen in unſerer Literatur aufmerkſam zu machen, auch den Dirigenten von Leſezirkeln die Auswahl der Bücher, bei deren Beurtheilung immer der Sinn unſeres Motto's in das Auge gefaßt werden wird, zu erleichtern.

Die humoriſtiſchen Blätter erfreuen ſich bis jetzt überall, im In- und Auslande, einer günſtigen Beurtheilung und darf die Redaction, welche der überhaupt ſo billigen Zeitſchrift (der ganze Jahrgang koſtet Einen Thaler ſechszehn gute Groſchen) ein neues Opfer für ihre Leſer bringt, vom deutſchen Buchhandel eine allgemeine Theilnahme erwarten. Etwaige Beſtellungen werden baldmöglichſt erbeten, um die Größe der Auflage hienach zu beſtimmen.

Die Redaction der humoriſtiſchen Blätter.

Stille Lieder von Karl Beck. Erſtes Bändchen. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 12 ggr.

Karl Beck gehört ohne allen Zweifel zu den bedeutendſten Dichtern unſeres Jahrhunderts. Man hat ſeinen Schöpfungen häufig vorgeworfen, daß in ihnen die Reflexion zu ſehr vorherrſche, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Poet, zur Widerlegung dieſer Anſchuldigung, ſeinen Pegaſus in das Feld der Lyrik gelenkt hat. Daß er dies mit hie und da ausgezeichnetem Erfolg gethan hat, davon möge das nachfolgende Lied zeugen:

Ihr Haus.

Was ſoll ich klagen und ſagen,
Wo meine Geliebte wohnt?
Die einſt mir Lieder und Liebe
Mit flammenden Küſſen gelohnt?

In einem Prachtgebäude,
Dem herrlichſten der Welt,
Im ſtillen Frieden der Nächte
Von tauſend Lampen erhellt.

Was blickſt du ſinnend nach Oben?
Iſt dir mein Räthſel klar?
Auch ich bewohnte den Himmel,
Als ſie auf Erden noch war!

Die unpſychologiſche Apotheoſe des bekannten ungariſchen Vatermörders:

Das Rößlein.

Er hat den Vater erſchlagen,
Der trotzige ungriſche Graf;
Er kann nicht ſchweigen und klagen,
Die Wuth des Tyrannen ertragen,
Deß Schwert die Getreuen traf.

Zum Richtplatz wird er gefahren,
Sieht Volk wie Meeressand, —
Ein Jüngling von zwanzig Jahren,
Mit schwarzen, wallenden Haaren,
Ein Rößlein in der Hand.

Er mißt die tausend Gestalten
Die farbig am Fenster stehn,
Da fassen ihn Göttergewalten,
Da läßt er die Rosse halten,
Und kann nicht satt sich sehn:

Nie hat mich die Minne gehoben,
Nie hab' ich der Liebe begehrt;
Doch Jene, ach Jene dort oben,
Von schwarzen Gewändern umwoben,
Ist meines Rößleins werth.

Das Rößlein darf er ihr senden, —
Der weinende Diener fliegt, —
Er kann die Blicke nicht wenden,
Bis zitternd in ihren Händen,
Die blutige Blume sich wiegt.

Sie sehn sich im irdischen Leben
Zum ersten zum letzten Mal
Zwei Herzen erkennen sich eben, —
Zwei Herzen lieben und beben;
Hell funkelt des Henkers Stahl.

ruft in mir unwillkührlich die Antwort hervor, die der König von Dänemark einem Friedrichstädter Maler gab, welcher ihm eine Tabatiere mit einer dänischen Banknote übersandt hatte, die sogar den geizigsten Wucherer des Orts durch seine Aehnlichkeit mit dem wirklichen Hundertthalerzettel getäuscht hatte: —

»Herr N. N. möge künftig sein schönes Talent zu »besseren Zwecken verwenden.«

Schutz und Wehr gegen Unglücksfälle, oder die Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens zu Lande und zu Waſſer, von Johann Heinrich Moritz von Poppe. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung. 1 Rthlr. 12 ggr.

Ein höchſt merkwürdiges Buch, werth von einem originellen Engländer erdacht, von einem deutſchen gründlichen Gelehrten geſchrieben zu ſeyn und von jedem Hausvater geleſen zu werden. Es beginnt mit den vorſorglichen Fallmützen und endigt mit dem Scheintod im Allgemeinen und der Gefahr des Lebendigbegrabens (richtiger »Begrabenwerdens«), enthält ſodann im dreiundzwanzigſten Kapitel, als Anhang, noch einige ganz neu erfundene oder ganz neu entdeckte Sicherheits- und Rettungsmittel bei verſchiedenen Gefahren. Für Polizeiherren, welche es aber ſchwerlich anſchaffen werden, iſt dies Buch unentbehrlich, für hausbackene nicht überſpannte Köpfe nützlich, für hypochondere Menſchen, die ſich ſchon viel mehr um ihren Körper bekümmern als Recht iſt, gefährlich. — Um als Noth- und Hülfsbüchlein zu dienen, fehlt die geſchmeidige erzählende Form des bekannten Beckerſchen Buches. —l—

Geſchichte der Glasmalerei in Deutſchland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien von ihrem Urſprung bis auf die neueſte Zeit, von M. A. Geſſert, Rechtsgelehrtem. Stuttgart und Tübingen. Druck und Verlag der Cottaſchen Buchhandlung. 1839. 1 Rthlr. 16 ggr.

Das vorliegende Buch, in dem es ſich nicht recht erſehen läßt, warum ſich der Verfaſſer als »Rechtsgelehr-

ter« auf den Titel gesetzt hat, enthält eine mit vieler Genauigkeit und Gelehrsamkeit verfolgte Geschichte der Glasmalerei. Dann lehrt sie, daß der König Ludwig von Baiern nicht bloß etwas für die Kirchen, sondern auch für die Kirchenfenster thut und daß wir ihm eigentlich die Regeneration der Glasmalerei verdanken. Die Versuche des Königs von Preußen, welche derselbe im Kölner Dom und anderweitig hat anstellen lassen, werden nicht als so glücklich bezeichnet. —

»Die neuen Glasmalereien in München,« heißt es in dem Buche, »haben in der jetzigen Kunstwelt auch nicht »von ferne ihres Gleichen, die glühende Pracht ihrer Far»ben strahlt siegreich neben dem Auserlesensten der älteren »Kunst, die umfangreiche Scala der Tinten sowohl in den »Gläsern als den Schmelzen, ihre Unempfindsamkeit gegen »chemische Einwirkungen, die kunstreiche Zusammensetzung »und Verbleiung der Stücke — mehr noch die Fülle der »Breitenausdehnung dieser Unternehmungen, ihre Bestim»mung für geheiligte Räume und der Geist, welcher dieser »gemäß die Darstellung durchdringt, jene dem ächten Wesen »unserer Kunst allein zusagende hochsymbolische Vereinigung »des Architectonischen, Bildlichen und Ornamentalen, der »kirchlich höchste Styl bei dem einfachen ernsten, allen fal»schen Schein ausschließenden musivischen Vortrage. Alles »dies prediget laut die in Baiern nach beiden Richtungen »zum Durchbruch gelangte Regeneration der Glasmalerei, »ihre Rückkehr zu ihrer eigentlichen Bestimmung und ächten »Disciplin, so wie ihre Herrschaft über einen Schatz techni»scher Mittel und Erfahrungen, der in solcher Ausdehnung »den Alten, selbst auf ihrem Höhepunct, unbekannt ge»blieben.«

Hohenstaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten von Albert Knapp. Mit sechs Abbildungen. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cottascher Verlag. 1839. 2 Rthlr.

Die größte Lebensharmonie, ſagt der Verfaſſer in ſeiner Zueignung, auf des Erdballs öder Fremdlingsküſte ſind »Religion, Geſchichte, Poeſie.« Die arme Philoſophie geht bei dieſer heiligen Allianz leer aus. Ferner heißt es in der Dedication an einen würtembergiſchen Obermedicinalrath Schelling in Stuttgart:

Du weißeſt es: die altergrauen Spitzen,
Drauf edle Geiſteskraft vorüber trat,
Sie ſind wie Kanzler, deren Augen blitzen
In alterthümlich würdigem Ornat.
Doch Berge, die kein Alterthum beſitzen, (???)
Und denen ſterbend nie ein Menſch genaht,
Sie zieh'n uns nicht ſo ſtark auf ihre Höhe,
Denn tiefſte Liebe ſproßt nur auf dem Wehe.

Hierauf folgt ein ſehr verſtändiges Vorwort, worin die Beziehungen entwickelt ſind, wodurch die Hohenſtaufiſche Geſchichte ſich vor den meiſten der deutſch-hiſtoriſchen Epochen aufs Glänzendſte unterſcheidet.

Der Cyklus der Lieder, in einer edlen Sprache gedichtet, iſt nicht ohne poetiſchen Werth, das Ganze aber zu viel homiletiſch gehalten. Es wird dem Leſer zu Muthe, als ob er einen Cyklus Morgen- und Abendbetrachtungen vor ſich habe. So ſind der »Frühlingsbeſuch auf Staufen,« der »Herbſtmorgen auf Staufen,« der »Sonnenuntergang auf Staufen,« der »Sonntag Abend auf Staufen,« die »Oſterfreude auf Staufen,« lauter gereimte Predigten des Herrn Knapp, die zudem mit den Helden des Buchs nur in ſehr entfernter Beziehung ſtehen. Dann aber folgen einzelne Oden an das Pfarrhaus und die übrigen Dependenzen des Schloſſes Staufen, und zuletzt verläuft ſich der Cyklus der Hohenſtaufen in ein Gedicht an den Bruder des Verfaſſers, ſo wie an den Profeſſor Tholuk in Halle. — Uebrigens wird dies Buch Verehrer genug finden, welche der Meinung ſind, der Geiſt Gottes, welcher ſich in den Hohenſtaufen manifeſtirt hat, müſſe, wenn er recht poetiſch ſeyn ſolle, nur in chriſtlicher Form den Leſern vorgeführt

werden. Das iſt aber ein arger unkünſtleriſcher und unphiloſophiſcher Irrthum.

Gründlicher Elementarunterricht in der rationellen Schäferei von J. G. Elsner. Stuttgart und Tübingen. Druck und Verlag der Cottaſchen Buchhandlung. 1839. 1 Rthlr.

Das vorliegende Buch iſt, nach dem Urtheil mehrerer Schafzüchter, vortrefflich, und namentlich als ein ſehr populäres belehrendes Buch für die Schäfer ſelbſt anzuſehen. Es iſt in Fragen und Antworten getheilt und erinnert an das Lootſenbuch der Helgolander, wie an den Katechismus Luthers. — Es iſt in der That auffallend, daß die Schafe, gegen die gewöhnlichen Erfahrungen, nach denen ſich die Dummen gewöhnlich einer kräftigen Geſundheit erfreuen, und beſonders ihre unangeſtrengten Köpfe ſo vielen Krankheiten, als da ſind Dreherkrankheit, Graber- und Geubberſeuche, Pocken u. dergl. m., unterworfen ſind.

Indeſſen das wiſſen die Bauern doch recht wohl, wie aus folgender Erzählung erhellen wird:

Einem ziemlich einfältigen Bauern von ſchlechtem Rufe war in einer Proceßſache ein Eid deferirt, zu deſſen Ableiſtung er ſich bereit erklärt hatte. Vergebens hatte ihm der Richter das Kitzliche des vorliegenden Falls vorgeſtellt, Klaus blieb dabei, er wolle ſchwören.

Da nahm der alte Richter die älteſte geſchriebene Warnung vor dem Meineide, geſchrieben »für Landköter, die kleine Beſtialien aufziehen.«

Der Schwörende verwünſchte in dem Fall, daß er falſch ſchwöre, außer ſeiner Seele, Eltern, Frau, Kinder, Rinder, Schweine, Gänſe, Enten und Schafe. Bei jedem Thiergeſchlechte hielt der Richter mit der Frage an, ob Klaus ſchwören wolle? und ſtellte bei dem jedesmaligen Nicken des Comparenten eine andere Thierſorte vor ſein Gewiſſen. Als er aber auf die Schafe kam, verſetzte der plötzlich Geängſtigte, deſſen Vermögen aus dieſen Thieren

hauptsächlich bestand, in plattdeutscher Mundart: »De Schaap' nehm' he ut, Herr Richter, dat Füg is wat weeklig.« (Die Schafe nehm' er aus, Herr Richter, das Zeug (Vieh) ist etwas weichlich.)

Der Salomonische Richter hielt ein, und bewog Klaus durch die Vorstellung von der bevorstehenden Drehkrankheit seiner Schafe von dem Eide abzustehen.

Die Modepflanzen unserer Zeit Camellia und Cactus. Anleitung zur Cultur und Vermehrung derselben. Herausgegeben von W. Neubert. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1839. 16 ggr.

Dieses Buch enthält Alles, was dem Liebhaber und Cultivateur der Camellien und Cacten zu wissen nöthig ist, um seine Bemühungen, in Betreff der Cultur dieser schönen Zierpflanzen, mit Erfolg belohnt zu sehen. Die angegebenen Culturmethoden sind kurz, einfach, auch dem Laien in der Blumenzucht leicht faßlich und stimmen mit den neuesten Erfahrungen überein. Bosse.

Der Oldenburgische Volksbote auf 1840, im Verlag der Schulzeschen Buchhandlung (Preis 1 ggr.), wird das Jahr 1840 in seinem Vaterhause nicht mehr erleben, sondern um Neujahr ganz vergriffen seyn. Wünschenswerth ist es, daß der Andrang von Bestellungen den Verleger veranlaßt, noch eine neue Ausgabe dieses Apostels der Frömmigkeit, des Humors und der nützlichsten Unterhaltung zu besorgen. Wahrlich, der Oldenburgische Volksbote sollte in keinem Hause fehlen! Auffallend ist es, wie sehr er in Amerika gesucht wird. Oft kommt er mir vor, als fühle er Erbarmen mit unsern dort hingeeilten bethörten Landsleuten und eile zu ihnen, um sie mit deutscher Poesie und vaterländischer Praxis im Exil zu trösten.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 50. Donnerstag, 12. December. 1839.

Friedrich der Große und die Berliner Schuljugend.

»Es ist gut daß Sie kommen,« rief der freundliche dreizehnjährige Alexander, als ich in den Salon seiner Eltern trat, in dem eine von den Soireen versammelt war, die selbst den einsiedlerischen Poeten aus seiner Junggesellenclause heranzaubern können, »ich habe eine herrliche Geschichte für Ihre humoristischen Blätter.«

»Du?« fragte ich etwas vornehm lächelnd, obgleich ich als Humorist im Innern meiner Seele auch das »Lasset die Kindlein zu mir kommen« beherzige. »Die Geschichte ist von Friedrich dem Großen,« fuhr der rothwangige Blondin fort. —

»Friedrich der Große,« wollte ich im affectirten anmaßlichen Tone fortfahren, »ist nicht mehr Mode.« Da aber fiel mir ein, daß Alexander geschichtlichen Unterricht genießt, und daß ich meine gute Meinung bei ihm verlieren würde, wenn ich die der obscuren Männer ihm beibringen wollte. Ich fuhr also fort, »Friedrich der Große ist schon mit so vielen Anecdoten belastet, wie England mit Schulden und ich mit Arbeiten. — Zudem sind alle bekannt.«

»Meine gewiß nicht,« schmeichelte Alexander. —

»Nun laß hören, wenn sie gut ist und ich sie nie gehört habe, so soll sie in der nächsten Nummer erscheinen.«

»Topp!« versetzte der Knabe und erzählte: »Friedrich der Große ritt einmal in Berlin spazieren. Ich weiß nicht, ob er ungeschickt zu Pferde saß oder ob er sonst etwas Lächerliches an sich hatte. Die Berliner Straßenjungen liefen hinter seinem Pferde und machten einen gewaltigen Spektakel. Keine Polizei half dem König.« —

»Tout comme chez nous,« dachte ich, das thun die Oldenburger Buben auf dem Wall auch hinter guten und schlechten Reitern ungehindert.

»Zuletzt,« endete Alexander, »drehte der König sich unwillig um und rief aus: Jungen geht in die Schule. Aber jetzt entstand erst ein Gelächter unter den Knaben und einer rief: Ho he, der will König sind und weeß nich, daß Mittwochen und Sonnabend Nachmittags keene Schule is.«

»Bravo!« versetzte ich, »der Junge war gewiß Nantes Großvater. Die Geschichte wird gedruckt.«

J. Doepleri

Schauplatz derer Leibes- und Lebensstrafen 1693 cap. II. §. 1.

1.

Der alte Philosophus Chrysippus, damit Er die Hochwürdige und Königliche Dame, die Justiz, männiglich wohl möchte fürbilden, pflegte dieselbe auch für den äußerlichen Augen abzumahlen, daß, wer sie nur ansehe, gnugsame Ursache hatte, sie nicht allein mit sonderlicher Liebe und Begierde in sein Hertz zu fassen, sondern sie auch fest und steif darin zu behalten, als wenn sie ihm mit Gewalt darin gedruckt, oder eingegraben wäre. Er machte ein Bild einer schönen und reinen Jungfer, mit ernstlichen tapffern Antlitz oder Gesichte, mit hellen Augen, die gleichsam funckelten, und liebliche Flammen von sich gaben. Die Kleidung war

erbar und züchtig, und der ganze Stand und Bewegung nach einer gebürlichen und wohlanſtehenden Gravität gerichtet. In ſolchem Gemälde wollte dieſer hochweiſe Philosophus anzeigen, wie die Richter und alle Perſonen, ſo der Gemeinſchaft und Converſation mit dieſer Edlen Damen gewürdigt werden, ſollen beſchaffen ſeyn, nämlich daß ſie auch ihres Theils aufrichtige, fromme und unverſehrte Jungfern ſeyn ſollen, gütig, freundlich, tapffer, ernſtlich, mit helleſehenden und flammenden Augen, die auch ein freundliches und liebliches Licht von ſich geben, wie dann Gnade und Güte, oder Billigkeit wohl bei ernſtem Rechte ſtehet, erbarlich bekleidet, und in allen Gebärden in Actionibus alle beſchaffen, daß überall eine moderirte und beſtändige Gravität herausleuchte, auff daß eine rechte und löbliche Convenienz unter ihnen beiden ſey.

2.

Der genannte Verfaſſer beginnt ſein Werk cap. I. §. 1. folgendermaſen:

Man ſaget, daß einsmals die Mörder, Straſſenräuber, Hexen, Diebe und andere dergleichen loſes Geſindel bei der hohen Obrigkeit um Abſchaffung der Galgen, Räder und Hexenſäcke angehalten, mit dem Vorwande, es wären fürchterliche Dinge und ſolche Sachen, welche die Reiſenden offt Naſen, Mund und Augen zuhalten müſten. Aber die Antwort gefiel: Daß es nicht eher geſchehen würde, Sie enthielten ſich denn ihres Raubens, Mordens, Zauberns und Stehlens. Da fing einer aus Ihnen, der vor andern beherzt war, an und ſprach:

»Gnädige Herren, wir haben die Mauſerei, Würgen, Zaubern und Stehlen nicht erfunden, vielweniger gedenken wir es abzubringen, es iſt vor uns geweſen, wird auch wohl nach uns bleiben.«

»Ey ſo müſſet ihr Böſewichter wiſſen,« replicirten die Richter, »daß wir gleichergeſtalt weder Galgen noch Rad

gebauet, noch auch die Herenstöcke zuallererst setzen lassen, vielweniger dieselben erdacht haben, geschweige euch zu Gefallen abschaffen werden.« v. B.

Der verhaftete Engländer.

»Vor etwa zwei Jahren,« erzählte ein Reisender, »kam ein eleganter, anscheinend sehr vermögender Britte in das Hôtel des Wirths N.... zu Aachen. Er lebte dort flott und burschikos und schien nach seinen Anforderungen so wenig den Werth des Geldes zu kennen, wie dies nöthig zu haben.«

»Als indessen nach Verlauf von mehreren Monaten der Oberkellner dem Gast die Rechnung präsentirte, deren Länge einigermaßen an Leporello's Liebesregister erinnerte, verweigerte dieser die Bezahlung des Buchs und erklärte, wie ein Buchhändler, daß er wenigstens das Recht haben müsse, bei baarer Zahlung 33⅓ Procent abzuziehen.«

»Der Wirth wollte sich darauf nicht einlassen, verklagte den Sohn Albions und ließ ihn verhaften. Das ist nun nur fünf Jahre bei uns wegen Schulden möglich. Nach Ablauf dieser Zeit, innerhalb welcher der Creditor den Engländer ernähren mußte, wurde dieser seiner Haft entlassen und reiste jetzt, ohne dem armen Wirth einen Silbergroschen zu bezahlen, nach London.«

Aber was geschah?

»Nach Verlauf von acht Tagen erhielt Herr N.... von seinem Ergefangenen mit einem verbindlichen Schreiben seine sämmtliche Forderung mit allem Zubehör, ja sogar mit Zinsen von Zinsen, so daß er mit Kind und Kindes-Kindern den edeln Britten segnen wird.«

Nekrolog.

Am 26. November starb hier unsere ausgezeichnetste Künstlerin **Louise Moltke** geborne Drechsler aus Carlsruhe nach mehrmonatlichen schweren Leiden, welche die aufopferndste Sorge und Liebe der Ihrigen kaum zu mildern vermochte. Vielleicht hat es nie eine Schauspielerin gegeben, welche mit solcher Gewissenhaftigkeit ihre Rolle durchdacht und erlernte. — Die Kreise, welche sie gekannt haben, betrauern mit der Bühne diesen grausamen frühen Verlust; der Herausgeber beklagt aber seine getäuschte Hoffnung, die nichts als die »Todten für die Erde verloren giebt, und der Verklärten an ihrem letzten Geburtstage, dem 11. November, noch einen Blumenstrauß mit den Worten zusandte:

»Laß Dich kränzen, laß Dich grüßen,
»Liebenswürdige Künstlerin!
»Zu den Blümlein, die noch sprießen,
»Nimm der Hoffnung Blume hin!«

»Wiege Dich auf ihrem Flügel,
»Bis die Kunst Natur belebet,
»Welche Du in ihrem Spiegel
»Oft so wunderschön verklärt.«

Miscellen.

Die Ansicht, welche der Staat als durchaus institutiv und künstlich faßt, muß demselben einen Zustand entgegen sehen, wo der Mensch, indem die Bande des gesellschaftlichen Lebens noch nicht gewoben waren, isolirt und blos auf eigne Kräfte verwiesen, durch die Natur irrte. Dieselbe war eine Zeit lang ziemlich allgemein verbreitet und führte auf die interessante, höchst verschieden beantwortete Frage, was die Menschen beim ersten Begegnen gemacht haben würden. Hobbes meinte, sie würden sich balgen; Rousseau, sie wür-

den kalt und ohne Notiz zu nehmen an einander vorüber gehen; Puffendorf, sie würden sich freundlich zu einander gesellen; — Fichte (Naturrecht §8), sie würden auf Mittheilungen rechnen. (W. Smitthenners Grundl. der Geschichte der Naturwissenschaften ꝛc.)

Zur Zeit des Königs Philipp von Macedonien waren die Priester so sehr dem Einfluß des großen Herrschers unterworfen, daß man selbst vom Orakel in Delphi sagte: Die Pythia philippisirt. Heute zu Tage geht das umgekehrt, man könnte von einigen Herrschern unserer Zeit sagen: »Sie pythisiren.«

Gewöhnlich legt man den Grund des Nichtlachens der Franzosen, wenn sie einem Ausländer ihre Sprache radebrechen hören, in ihre Höflichkeit. — Das ist aber grundfalsch. Dem lebhaften Franzosen thut eine schlechte Aussprache des Französischen Ohrenzwang an, der ihm fast unerträglich ist. Daher errath er fortwährend, was der Andere sagen will, befreit mit seinem Genie die in der Kehle des Fremden steckenden Worte, wie einen in Sand verschütteten Dukaten und ist immer mit seinem »vous voulez dire« bereit.

»Ich bin auch gewesen in die Komödie,« erzählte ein jüdischer Landkrämer, als er auf seinem Dorfe zum ersten Male wieder den Honoratiorenclubb besuchte. »Was gaben sie denn?« fragte der Arzt, der einzige Belletrist des Ortes. — »Mehr und zwintig Grote.« — war die Antwort.

Die einzige Manier, den Goetheschen Mephisto, der aus so verschiedenem Stoff gewebt ist, mit Glück auf der Bühne darzustellen, ist meines Erachtens die, ihn auch in allen Nerven, etwa wie Huldbe im Donauweibchen, zu geben. Es bedarf da gar keines Wiedererkennungszuges und höchstens des Bewußtseyns, daß ein und derselbe Schauspieler der Teufel in allen seinen Direktionen ist.

In den Wiener Jahrbüchern für Kunst und Literatur hat der Redacteur der humoristischen Blätter, wie ein Droschkenkutscher, die Nummer 5. Er wird sich nächstens sein Honorar für diese nicht eingesandten und doch benutzten Beiträge erbitten.

Der Oldenburgische Volksbote auf 1840 ist beinahe vergriffen. Von den beiden frühern, an vortrefflichem Inhalt diesem gewiß nicht nachstehendem Jahrgange sind jetzt noch einige Exemplare in der Schulzeschen Buchhandlung zu haben. Es heißt, daß der Herausgeber für 1841 die Auflage verdoppelt, was aber gewiß nicht ausreichen wird, da die Bestellungen schon von fremden Welttheilen herüber schiffen.

Die deutsche Ehrlichkeit gilt doch noch immer in Europa, wie die spanischen Piaster in China. In Rußland giebt es eine Ukase, wonach alle Schornsteinfeger und Apotheker Deutsche seyn müssen. — Ja, will man dort den häufig nachgemachten Champagner empfehlen, so geschieht dies mit den Worten: Champagner besser als der Deutsche.

Correspondenz-Nachricht.

Der berühmte und liebenswürdige Medicinalrath Roller kehrte am 27. September v. J. von einer Bade- und Erholungsreise nach Heidelberg zurück, wo er bekanntlich dem dortigen Irrenhaus, das bald nach Illenau in die Nähe von Achern verlegt werden wird, vorsteht. Trotz des Verbots aller Empfangsfeierlichkeiten hatten ihm doch die Kranken einen wirklich kunstreichen Tempel mit transparenten Inschriften errichtet. Ihr großer Saal war festlich gziert. Zehn Tage später wurde ein Ball darin gehalten, welcher in voller Ordnung ablief. Auch hier war eine transparente Inschrift:

In dieſes Hauſes engen Räumen
Iſt heut ein großes Feſt bereit.
Daß keiner mög die Freud verſäumen,
Geſund wird, wer ſich herzlich freut.

Zur Nachricht.

Unter dem Namen »literariſch geſelliger Verein« hat ſich in Oldenburg eine Verbindung von etwa dreißig Männern gebildet, welcher aus Leuten von den verſchiedenartigſten Disciplinen beſteht und den Zweck hat, den allgemeinen Standpunct humaner Ausbildung in Oldenburg zu erhöhen. In jeder Verſammlung halten ein oder zwei Mitglieder, nach dem Alphabet, einen Vortrag, deſſen Wahl Jedem überlaſſen iſt und nur dem allgemeinen Geſichtspuncte entſprechen muß. Die bei Eröffnung von dem Präſidenten gehaltene Rede iſt in der Schulzeſchen Buchhandlung für 4 gr. „zum Beſten der jungen Univerſität Athen erſchienen. Ein Lob derſelben würde mir anmaßend erſcheinen, da ich in dem Verfaſſer in allen Dingen meinen Meiſter anerkenne, als daß ich etwas Anderes als das »Er hat geſprochen« hierher ſetzen möchte. Theodor von Kobbe.

Aufforderung.

Die verehrlichen Abonnenten, welche noch den Betrag für dieſe Zeitſchrift ſchuldig ſind, welche eigentlich pränumerando bezogen wird, werden erſucht, denſelben nunmehro unverzüglich den Poſtämtern einzuliefern.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 51. Donnerstag, 19. December. 1839.

Gedankenquellen.

(Impromptu.)

Wißt Ihr, wo die Gedanken sitzen:
Die mathemath'schen, die da nützen,
Die philosoph'schen, die mit Spitzen? —
Das Hirn das dreht sie glatt und rund,
Doch purzeln sie oft kunterbunt
Als Aus- und Einfall durch den Mund.

Die aus dem Herzen sind entsprung'n,
Erkennt man in der Ferne schon;
Sie flöten weichen Liebeston,
Vom Mondschein girren sie und Liebe;
Doch sind sie noch so Wertherisch trübe,
Es spricht das Liebchen ihnen Hohn;
Zwar sind sie, humoristischer Art,
Mit Schmerz und Lustigkeit gepaart,
Die rechten Herzensdiebe. —

Die hypochondriſchen Gedanken,
Wodurch ſtets Leib und Seel' erkranken,
Die wie Geſpenſter uns umſchwanken,
Die unſer Inn'res giftig bläh'n,
Am liebſten an dem Boden ranken,
Wo alle Dinge ſchwarz wir ſeh'n,
Die bis zum Selbſtmord uns verbrehn:
Sie haben eine eig'ne Stelle,
Die Himmel bald uns iſt, bald Hölle.
Vom Magen winden ſie mit Weh'n
Sich durch den Schlund zu Mundes Höh'n.

Der Furchtgedanken ſchwarze Schaar,
Die von der Wiege bis zur Bahr'
In Traum und Wachen malt Gefahr,
Die oft zu Berge ſträubt das Haar,
Die uns mit Gänſehäuten neckt,
Die wohnt im Rückgrat wohlverſteck't,
Sie ſäet überall Verderben,
Man ſtirbt durch ſie aus Furcht zu ſterben.

So haben die Gedanken all'
Beſtimmten Platz auf jeden Fall,
Im Gaumen und den Fingerſpitzen
Mag auch noch mancher Einfall ſitzen*).

Edmund v. Beaulieu.

*) Wenn nur der Einfall ſitzen bliebe,
Der Dembern macht und Taſchendiebe. —
D. R.

Zu ſpäte Beſſerung.

Ich hatte die Thürklincke an dem Hauſe des liebenswürdigen alten Barons ergriffen und das Haus zum erſten Male verſchloſſen gefunden. Ich mußte mit dem Klopfer hämmern.

Wie? dachte ich bei mir ſelbſt, iſt das Aſyl aller Unglücklichen wie der Salon ſo mancher Glücksritter aufgehoben? Der alte Herr muß todt ſeyn, und wollte mich ſchon deshalb bei den Nachbarn befragen. Da fiel die Kette von innen und die Thüre ging auf. Der greiſe Baron ſtand vor mir. —

»Um des Himmels Willen, Freund!« rief ich ihm zu, »ſind Sie Ihr eigner Portier geworden?«

»Mein Bedienter iſt auf den Krammarkt gegangen,« liſpelte der Alte. »Gehen Sie nur voran in mein Kabinett, ich will nur erſt die Kette wieder vorlegen.«

»Aber wie kommen Sie dazu, Ihre Hausthüre ſo zu belaſten und abzuſperren?«

»Sollen's gleich hören, Freundchen,« verſetzte der Baron, und verrammelte erſt den Eingang zu ſeinem Hauſe.

»Ich bin ein anderer Menſch geworden,« fuhr er fort wie er mir folgend in das Zimmer trat. Dabei ſah er ſich ſcheu um, als wollte er mir einen Königsmord anvertrauen. »Ich habe mich gebeſſert.«

»Wie ſo?«

»Ich bin ökonomiſch geworden.«

»Pfui! Herr Baron, auf Ihre alten Tage?« verſetzte ich. »Sterben Sie, wie Sie gelebt haben. Der alte Compagniechirurg Ellenberger in Kiel hatte nicht Unrecht, wenn er ausrief: »Ich müßte ein niederträchtiger Kerl ſeyn, wenn ich mir in meinem hohen Alter noch beſſern wollte.««

»Spaßvogel Sie!«

»Aber wie kommen Sie zu der Sinnesänderung?«

»Mein Schwiegerſohn iſt hier geweſen,« verſetzte der Alte ganz leiſe, als ob die Wände Ohren hätten, »und hat mir entſetzliche Vorwürfe gemacht. Er hat mir vorgeworfen, daß ich meine Finanzen ſo ſchlecht verwalte.«

»O! über den Harpagon!«

»Wenn ich seit meinem vierundzwanzigsten Jahr, von meiner Großjährigkeit an, nur zweihundert Thaler jährlich den Armen weniger gegeben hätte, so kommt da, Zinsen mitgerechnet, eine fürchterliche Summe, ich weiß nicht wie viel, heraus. Ich erschrack wie er mir die Zahlen vorhielt, ich erschrack, bei Gott!« Dabei senkte der Greis seine Blicke, als ob er sich eines Mordes bewußt sey.

»Und was hat Ihr Herr Schwiegersohn damit bezweckt?«

»Ich sollte mein Unrecht einsehen und mich wenigstens jetzt bessern, meinte er.«

»Ach, lassen Sie das, ich habe Ihnen schon erst meine Gründe gesagt, weshalb das Besserwerden nicht für Sie paßt.«

»Hab's mir vorgenommen, Freundchen,« wiederholte der Alte. »Und Sie sollen sehen, es geht. Heute verschließe ich die Thüre, weil wir Messe haben und die Orgelbrecher Einem fast das Haus einlaufen.«

»Die Leute wollen aber auch leben.«

»Mögen sich an die Nachbaren wenden, ich habe all mein Lebtag genug Geld für die brodlosen Künste ausgegeben. Das meint mein Schwiegersohn auch.«

In dem Augenblick ertönte eine Orgel.

Bei diesen Worten zog mich der Alte an sich und begann dann von gleichgültigen Dingen zu reden.

Nach fünf Minuten verstummte das Instrument. — Gleich darauf pochte es an die Hausthür. —

»Das ist der Musikant,« lächelte der alte Baron. »Ja, ja, klopf du nur, es wird nichts gereicht.«

Das Pochen hörte auf, man vernahm darauf Fußtritte eines Fortgehenden. — Der Alte sah mich mit siegreicher Miene an. — Ich schwieg. — Jetzt wandte er sein Gesicht aufs Fenster. Man hörte in der Ferne wiederholt ein ähnliches Klopfen, wie das eben an der Hausthüre. — Der Hals des Barons wurde unnatürlich lang, vollends als er das Fenster geöffnet hatte.

»Was iſt das?« rief er endlich aus. »Alle Hagel! alle Bewohner der Straße haben dem armen Leiermann ihre Thüren verſchloſſen. Das iſt doch zu arg!«

»Die Nachbarn machen es wie Sie, Herr Baron.«

»Nein, es iſt zu grauſam! Da muß der arme Menſch ja verhungern,« verſetzte der gutmüthige rückfällige Menſchenfreund, und eilte mit Ungeſtüm zur Hausthüre. —

»Heda, guter Freund!« rief er dem ſo gleich nahenden Leiermann zu. Und ein blanker Gulden entglitt ſeiner von Alter und Theilnahme zitternden Hand in die des Orgeldrehers.

»Recht ſo, lieber Baron!« rief ich ihm zu. »Beſſern Sie ſich nicht, wenn Ihr Schwiegerſohn es euch verlangt.«

»Das will ich auch nicht,« verſetzte der Alte. »Aber um Gotteswillen verſchweigen Sie ihm dieſe Geſchichte.«

»Ich will ſie ihm im Himmel erzählen, da wird er Ihnen keine Vorwürfe mehr machen.«

»Meinetwegen, nur nicht auf Erden!« endete der Alte.

Hors d'oeuvres.

»Kumm hier her Trina!« rief im vorigen Sommer ein Bauermädchen, das mit ſechs andern auf einem Wagen in der Langenſtraße hielt, einer Freundin zu. »Stieg hier man opp, wi ſind hier all mit ſöben Mann.«

Der berühmte Mechanikus Uhlhorn war ein Oldenburger. Ehe er in die Rheingegend zog, lebte er in unſerer Reſidenz. Auch ſeine Schweſter Geſche war nicht ohne das Talent ihres Bruders. Einſt kam ein Staatsdiener zu ihm, welcher eine künſtliche Aufgabe in der Mechanik recht mühſam zu einem Gordiſchen Knoten geſchürzt hatte und dem Uhlhorn eine Sphinxfrage vorzulegen hoffte. Allein der einfache Künſtler hatte ſie kaum angeſehen, als er argles und freundlich entgegnete: »Die Aufgabe iſt leicht

zu lösen, ich bin zwar in diesem Augenblick beschäftigt, allein geht zur Gesche, die wird Euch das Ding gleich expliciren «

In der bekannten Eselsbrücke junger juristischer Candidaten und schwacher Examinatoren, dem Commentar Höpfners, befindet sich in der ersten Auflage der Umstand, daß Jemand durch die Luft schifft, als eine unvernünftige Bedingung aufgeführt. Als im Jahre darauf die Mongolfieren erfunden wurden, wurde diese Bedingung dadurch eine vernünftige und blieb aus der zweiten Ausgabe fort. Vielleicht wird mein unvernünftiger Traum, daß die Kriegwirthschaft in der Luft, gerade eine halbe Stunde überm Ipsum, öffentlich als Regal ausverdungen werden sollte, auch noch einmal vernünftig.

Der geistliche Rath Herr in Carlsruhe, der Vorsteher der katholischen Christenheit, war ein Humorist, der in manchen Dingen an Pater Abraham à Sancta Clara erinnert.

Es war einmal in der zweiten Cammer von einer Vergrößerung und Verbesserung eines geistlichen Gebäudes die Rede. Ein Deputirter hatte sich große Mühe gegeben, die Unrechtmäßigkeit eines solchen Verlangens darzuthun; als Herr das Wort nahm: es wäre sehr leicht, sagte er, die Gründe des Herrn Deputirten zu widerlegen und das Recht auf die Vergrößerung und Verbesserung des geistlichen Gebäudes zu deduciren; indessen stimme ich selbst mit dem Herrn Deputirten gegen die Bauten, da in dem Orte fast nie ein Mensch zur Kirche geht.

Ein ander Mal war ich mit ihm in einer Gesellschaft, wo ein vornehmer Herr eine Geschichte erzählte, nach welcher er sehr in Verlegenheit gerathen war. Wissen Sie noch, Herr geistlicher Rath, endete er, wie ich damals den Kopf verloren hatte? Kann seyn, erwiederte Herr trocken, ich habe keinen gefunden.

Literatur.

Die Schutzgeister, oder merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in der Geisterwelt nebst der wunderbaren Heilung einer zehn Jahre stumm Gewesenen durch den Lebensmagnetismus, und einer vergleichenden Uebersicht aller bis jetzt beobachteten Erscheinungen desselben, von Heinrich Werner, der Philosophie Doctor. Stuttgart und Tübingen. Druck und Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1839. 1 Rthlr. 12 ggr.

Ein Buch im Geschmack der Seherin von Prevorst, nicht ohne Gelehrsamkeit und gewiß im guten Glauben (im Gegensatz zu dem schlechten Glauben bei einer großen Menge unserer Mystiker) geschrieben. — Gut für vernünftige Leute zur poetischen Aufregung im Philisterleben zu lesen. Es wird außerdem aber auch Verehrer genug finden, wenn gleich im Magnetismus jetzt eben nicht stark gearbeitet wird. — Der König von Würtemberg, bei dem die Seherinnen recht zu Hause sind, sollte eine Pflanzschule davon anlegen, wie der König Ludwig seine Gobelins-Fabriken, und sie dann und wann an befreundete Höfe verschenken. Oesterreich hat gewiß schon ein erprobtes Prachtexemplar; denn es scheint ziemlich genau die Zukunft voraus zu sehen. Was mich betrifft, so habe ich vor zwanzig Jahren erfahren, daß Professors Schelver in Heidelberg, Clairvoyant, dessen Ordonnanzen damals Jean Paul mit so großem Eifer aufzeichnete, seine Sprachfehler im stärksten Somnambulismus nicht ablegte, und gerieth ich schon damals auf die Idee, wenn an der ganzen Sache etwas Reelles sey, und die Geisteskräfte potencirt würden, daß man die Aerzte magnetisiren müsse. — Uebrigens glaube ich auch nicht daran, daß diese Leutchen in die Zukunft sehen, da alle meine dringenden Nachfragen an Hellsehende, welche Nummer wohl in der nächsten Lotterie gewinnen wird, bis jetzt vergebens gewesen

ſind. Sie entſchuldigen ſich wie Miniſter, die eine Suppli nicht empfehlen wollen, damit: »Es thue ihnen leid, die Sache gehöre aber nicht in ihr Departement.«

Doch nehmen wir eine Probe aus den täglichen Krankenbeobachtungen des Herrn Verfaſſers:

»Am vierundzwanzigſten Junius fand ein ganz gleicher Anfall Abends um vier Uhr ſtatt. Kaum vor dem Erwachen erhielt die K. noch die Sprache und ſagte: »»Heute lag ich drei Stunden, ohne mich rühren zu können, daran war ich ſelbſt ſchuldig.«« Warum? — »»Die Hälfte Zeit hätte dieſelbe Wirkung gehabt, wenn ich heute nicht ſo viel von den Leberklöſen gegeſſen hätte.«« — Ja, das iſt Dein Leibeſſen. — (Spöttiſch lächelnd) »»Leibeſſen? Leibeſſen? Was ſoll das für ein Ausdruck ſeyn? So hat die Seele auch ihre Leibeſſen?«« — Nenne mir ein ſolches. — »»Ich meine die Befriedigung jeder Lieblingsneigung; Du verſtehſt mich wohl.«« — Woher kommt es, daß Du heute und geſtern aus der Naſe geblutet haſt? — »»Vom heftigen Kopfwehe; es ſchadet nichts. Wenn ich wache denke ich immer es ſey gut, wenn man mir eine Ader öffne; rede mir aber das aus, es iſt nicht gut.«« — Wie ſteht es in Deinem Magen? — »»Ich fühle meine Hand kaum ſtärker zu ihm hingezogen, als gegen jeden andern Theil meines Körpers.«« — Du darfſt jetzt wieder Bier trinken; nur nicht mehr als einen Schoppen*). Vor dem Erwachen bemerkte K. noch, daß ſie heute zum erſtenmal durch das rechte Auge einzelne Gegenſtände im Zimmer erkennen könne. Eine fernere Ausſicht durchs Fenſter war ihr noch gleich einem Nebel verdeckt.«

*) Das rathen freilich auch heilſehende Aerzte, die nicht im Zuſtande der Heilſehnſucht ſind.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Zweiter Jahrgang.

№ 52. Donnerstag, 26. December. 1839.

Schlußrede.

Durchlauchtigste, Hochgebietende, Edel und Edelmögende, getreue Leser!

Bei dem Schluß des diesjährigen zweiten Jahrganges können wir wieder die Versicherung geben, daß unsere Beziehungen zu den fremden literarischen Mächten sich fortwährend durch Wohlwollen und Freundschaftlichkeit auszeichnen. Eine sehr ehrenvolle Beurtheilung ist dem Verfasser an seinem Geburtsfeste, dem Medardustage, in einer Beilage zu den Berlinschen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen geworden. Es ist mithin Hoffnung vorhanden, daß im künftigen Jahre die humoristischen Blätter dort die Comödien des ungöttlichen Nante überwuchern werden. — Unser Journal fängt an sich eines Europäischen Rufes zu erfreuen, womit wir freilich zuvörderst nur die gütige Meinung andeuten wollen, welche unser Freund Lewald bei jeder Gelegenheit in seiner Zeitschrift Europa ausspricht.

Auch der Cato unserer Literatur, Gutzkow, hat sich stets nur freundlich über unsere Leistungen geäußert, und sollen von unsrer Seite alle Bestrebungen angewendet werden, uns sein vielgeltendes Präjudiz zu erhalten.

Wir beklagen fortwährend noch die schamlosen Diebstähle, welche die literarischen Flibustier und Eintagsfliegen an unsern Blättern verüben.

Bei gänzlichem Mangel an Schutze gegen solche Entwendungen in unserm lieben deutschen Vaterlande haben wir, um wenigstens einigen Vortheil daraus zu schöpfen, mehreren Redactionen unsere Blätter in change gegeben, und haben wir, mit rühmlicher Ausnahme solcher, welche ihre Quellen angaben, mithin keine Brunnenvergifter sind, oft Gelegenheit vor mehreren derselben, wie Voltaire, wenn er irgend einen alten Bekannten sah, unsern Hut abzunehmen.

Wir erfreuen uns noch fortwährend der besten Mitarbeiter, denen wir ja auch nur den guten Leumund unserer Zeitschrift verdanken. Wir haben die sichere Hoffnung, daß noch mehrere andere Männer von literarischer Bedeutung ein Reis auf den Baum unsers Humors pfropfen werden. Eine geistige Wassercommunication ist auch eröffnet, und werden wir im Laufe des nächsten Jahrs Briefe über Grävenberg und Priesnitz, aus der Feder eines sehr bekannten deutschen Schriftstellers, liefern, deren Anschaffung und Lesung für Jeden unentbehrlich seyn wird, welcher jemals einen Katharr gehabt hat, oder fürchten kann, einen solchen zu bekommen.

Wir werden auch einige höchst interessante Briefe von glücklichen und unglücklichen Ministern, namentlich vom Geheimenrath von Göthe und Dr. von Struensee dem Publikum vorzulegen die Ehre haben, so wie auch Beurtheilungen der neuesten Erscheinungen auf dem Felde der belletristischen Literatur, wozu dann und wann ein Blatt gratis überher gegeben werden soll, das den Müttern und Erzieherinnen die Mühe sparen wird, in usum delphini unbekannte Bücher zu durchlesen, um zu untersuchen, ob sich solche zur Lesung für Frauenzimmer eignen.

Höchst bedauerlich haben wir das geistige Ableben einiger unsrer Leser im vorigen Jahre gefunden; da doch wohl ein Redacteur in unseren hyperboräischen Landen von Man-

chen eine größere Theilnahme für Blätter erwarten darf, welche ſich durch Theilnahme befreundeter Gärtner den Rang eines Blumenſtraußes im In- und Auslande erworben haben.

Da ſich nun Jene damit entſchuldigt haben, den humoriſtiſchen Blättern fehlten die erforderlichen Kirchennachrichten, d. h. Sterbefälle, Copulationen, Verzeichniſſe ehelicher und unehelicher Geburten und der hier einkehrenden Fremden, welches Regiſter wir durch unſere gute Bekanntſchaft mit dem Römiſchen Kaiſer, der noch kein ſolches Repertoir hergegeben hat, vielleicht vermehren könnten, ſo müſſen wir hiegegen bekennen, daß wir, aus Furcht die Originalität zu verlieren, hierin andern Blättern nicht nachahmen wollen, daß wir aber, in ſofern man uns einen größern Abſatz der humoriſtiſchen Blätter garantirt, eine geheime Liebespolizei anzulegen beabſichtigen, welche allezeit in Thermometer-Form und unverkennbaren Anſpielungen den jedesmaligen Braut- und Bräutigamsſtand im Herzogthum Oldenburg anzudeuten die Ehre haben ſoll.

Der daraus entſtehende Vortheil iſt unverkennbar und wird namentlich den Liebenden, welche noch im erſten Stadium ſind, ſehr viele ſchlafloſe Nächte ſparen, weil ſie durch unſere ſicheren Notizen ſogleich über das Vorhandenſeyn einer etwanigen Gegenliebe und über die Grade derſelben belehrt werden können.

Sollte übrigens unſer fortwährendes gerechtes Vertrauen, welches wir auf die **Lotterie** ſetzen, im Jahre 1840 gerechtfertigt werden, ſo werden wir nicht ermangeln, durch Zugabe eines kleinen Univerſums an Kupfern und durch einige Muſikalien für Violinen unſeren Durchlauchtigſten, Hochgebietenden, Edel und Edelmögenden, getreuen Leſern ſinnbildlich anzuzeigen, daß uns der Himmel voller Geigen hängt, unter denen ſich bis jetzt noch einige ſehr mißtönige Dudelſäcke befinden. — Uebrigens bleiben wir bei unſerm Motto: nil bonum nisi quod honestum.

Hansens Lob des warmen Ofens*).

Was cha im Winter öbbe choſp'rer ſy,
Aß 's Oefeli guet warm im Chämmerli?
Mer ſtoht au no froh ans Fenſter na,
Und loſt, wie unſer Herrgott boſge cha.
Und mengmol meint me ſei mer weger hürſt
Und's Schöppli battet nümme, wenn's eim dürſt! —

Mer ruckt ſi Stühl dem Ofe weidli zue,
Und weger het men oft au ſell kei Rueh,
Denn's Pfiſli Tuback meint me ſei au guet,
D'rüm ſtoht mer wieder uf und lengt's und thüt
En rechte Griff ins Tubacksſäckli ni,
Z'letzt fallen eim no andri Poſſen i.

Jetz popperet's am Fenſter hi und her,
Aß wenn e Höllegeiſt vor duſſe wär';
Der Hund am Ofe ſchnauzt au mit ſim Muul
Und ſtellt ſi wie ne Held, und iſch nit fuul.
Er ſpeit us vollem Rache 's Popperment,
Der Lappi meint, es ging em um ſi End'. —

Es iſch der Wind, mer fregt em nit viel no,
Der Hund kriegt eins uſs Muul, no chan er go.
Und luug! jetz wirft der Aetti Fließpapier
In Fetze rum, uſs Stadt- und Landrevier.
Im Wetterleich do het ſcho jedes Huus
E wüßi Huben uf, es iſch e Gruus! —

*) Die Redaction der humoriſtiſchen Blätter hofft ihren zahlreichen ſüddeutſchen Leſern durch die Mittheilung des vorſtehenden Liedes eine Freude zu bereiten, welche auch alle Norddeutſche theilen werden, die da nicht meinen, die allemanniſche Sprache habe nach Hebels Tod ihren Werth verloren. Wahrlich! wer nur einige Worte aus dem Munde eines Allemannen gehört hat, der wird nicht anſtehen, den Wohllaut dieſes Dialects wie einen hochmuſikaliſchen zu preiſen, und nicht ferner an dem alten Vorurtheil hängen, daß, wie die Geller Ober-

Jetz git der Wind e ſcharzſi Gutacht' drei
Und pfift em wegerli ins Hamberch ni;
Riß d'Augen uf! Bim Dunderſchieß, der Strolch
Verſchüttelet gar ſcho 's fließpapieri Volch!
'S macht nüt, im Stübli iſch es jo guet warm.
O henn jetz mit em arme Ma Erbarm! —

Und iſch e Wanderer im wite Feld,
Und het er z'letzt kei Schueh, kei Huet, kei Geld,
So duurt er mi, Gott führen us der Noth
Und ſchenk em frohe Mueth und's tägli Brod;
D'rüm beſch zur Zit di Immis und e Füür,
Se dank Johr i, Johr us für di Quatier! —

Was cha im Winter ëbbe choſy'rer ſy,
Aß 's Oefeli guet warm im Chämmerli?
Un zarte Sinn, un i ſim Herz en Ehr,
Weiſch Friedli ëbbes, was no beſſer wär?
Und iſch mer au nit reich, und het Verſtand,
Und ſi Sach g'lehrt, mer chunnt dim Blueſt dür's Land!

Carlsruhe, den 5. December 1839.

Alfr. Walchner.

Homöopathiſcher Kuß.

Betrogen hat die Blonde mich,
Ich kann ſie doch nicht haſſen,
Und küſſ' am Ende ſelbſt den Stich,
Worin ſie mich gelaſſen.

---

appellationsräthe das beſte Recht, die dort gebornen Dienſtmädchen ein wohlklingenderes Deutſch als alle andere Fräuleins Deutſchlands reden. Doch darüber etwas Näheres im künftigen Jahre in einem beſonderen Tractat über die deutſchen Dialecte. D. R.

Miscellen.

Vor einigen Jahren wurde ein Angeklagter am Rhein vor die Jury gestellt, welcher angeschuldigt war, eine Kanone gestohlen zu haben. Der Mann war sehr gravirt, indessen war die Kanone doch nach der Prüfung aller Geschwornen zu schwer, um wie eine Pistole escamotirt zu werden.

Deshalb wurde der Angeklagte freigesprochen. Kaum war der Jubel verhallt, daß die Unschuld gesiegt hatte, so fragte der Präsident seinen Nachbar, wie man denn wohl diese Kanone wieder ins Arsenal schaffen könne.

Dies hörte der dankbare Freigesprochene, welcher bekanntlich unfern der Richter sitzt, und erbot sich höchst humoristisch, die Kanone an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Er effectuirte dieses auch zum großen Erstaunen der beschämten Richter und der verstummten Menge, aus der man nun Einen in die Worte ausbrechen hörte: »Ja, den laßt nur lose, det is en Mann, wo ene Maus für en Hopfenblättchen im Schnapps heruntertrinkt.«

In Carlsruhe hat der geistvolle und humane Medicinalrath Roller einen Aufruf an Frauen und Jungfrauen zur Bildung eines Vereins für Krankenpflege erlassen.

Gewiß, der würdigste Orden, der gestiftet werden kann, da er mehr dem künftigen Thun als dem Gethanhaben geheiligt ist. Wir wollen sehen, ob die protestantische Religion diese Passionsblume, welche auf katholischem Boden oft so wundervoll gedeiht, auch in ihrem Rosengärtchen christlicher Liebe zu ziehen vermag.

Folgende drollige Elipse hat ein Bekannter von mir in irgend einem Blatte gelesen. Bekanntlich sprechen die Hamburger »ar« »er« aus, mithin sagen sie für Karl, warte, Mark: Kerl, werte, Merk. Diese Verdrehung soll nun so in Gehirn und Zunge eines Hamburgers übergangen seyn, daß er Märkſche Rüben mit dem Hamburger Markzeichen M und dem angehängten sche geschrieben hat.

Literatur.

Satyriſche Briefe über Altes und Neues, von Carl Theodor Grieſinger. Stuttgart. Sonnenwaldſche Buch- und Muſikalienhandlung. 1840. 1 Rthlr. 12 ggr.

Herr Doctor Grieſinger iſt ein wackerer Schriftſteller und hat dies auch im Fache der Satyre bewieſen, worin er überraſchend an die gediegenſten Arbeiten Rabeners erinnert. Wenn übrigens der Autor auch den untröſtlichen Standpunct der Ironie vermeidet, und aus allen ſeinen Perſiflagen ein ernſtes deutſches würtembergiſches Auge mit obligater Humanität durchkuckt, ſo bleibt es mir doch immer räthſelhaft, wie ein Humoriſt ſein Zwei- (Herz-) Kammernſyſtem mit dem der Einen Kammer, der Satyre, vertauſchen mag.

Des Bettlers Gabe. Taſchenbuch für 1840. Cöslin bei C. G. Hendeß.

Ein vortreffliches Buch, in welchem Phantaſie und Wahrheit uns die Völkermaſſe von Niſchnei-Nowgorod ſchildern. Wir haben übrigens ſelten ruſſiſche Zuſtände mit ſolcher Vorliebe und Innigkeit aufgefaßt geſehen, und glauben wir in dem Verfaſſer einen Liebling des Pentarchiſten zu entdecken.

Genfer Novellen. Nach dem Franzöſiſchen von R. Töpffer, herausgegeben von Heinrich Zſchokke. Zwei Theile. Aarau 1839, im Verlag von H. R. Sauerländer.

Der Altmeiſter Zſchokke führt den Dichter dieſer kleinen vortrefflichen Seelengemälde uns mit folgenden empfehlenden Worten vor, welche wir nach unſerer vollkommenen Ueberzeugung beſtätigen, indem wir glauben, daß die neue franzöſiſche Literatur nichts Aehnliches aufzuweiſen hat, ob-

gleich der verdorbene franzöſiſche Geſchmack dieſe wohlthätige literariſche Erſcheinung gänzlich ignorirt zu haben ſcheint.

»Warum ſollte ich nicht glauben, daß dieſe kleinen Erzählungen, durch den in ihnen verbreiteten Reiz von Natürlichkeit, Freiſinn und Anmuth auch noch Andern gefallen werden? Sie gewährten uns beim Vorleſen im Familienkreiſe an Winterabenden ſo reichen und ſo reinen Genuß, wie ſelten eine der neuen Gaben der Tagesliteratur. Es ſind zarte Abſpiegelungen des Seelenlebens. Nicht ſelten erblickt man überraſcht und lächelnd ſich ſelbſt darin wieder mit ſeinen eigenen träumeriſchen Zuſtänden, Verſtimmungen und geheimen Selbſttäuſchungen, die man Niemandem geſtehen mag, und für die das Geſtändniß auch nicht leicht die richtigen Worte findet.«

Zur Nachricht.

Die humoriſtiſchen Blätter werden auch im künftigen Jahre fortgeſetzt und wird dann und wann ein Literaturblatt gratis überher gegeben werden. Für unſere lateiniſchen Leſer bemerken wir, daß wir es gerne ſehen werden, wenn ſie das adverbialiter ausgeſprochene »Gratis« als den Dativ im Pluralis nehmen, und ſich für die Verbreitung des Blattes intereſſiren wollen.

Fröhliches Neujahr, lieben Leſer!

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 rℳ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 rℳ 20 ß Cour.) feſtgeſetzt. Wegen einer Vergütung von 21 ß Geld für das ganze Jahr wird das Journal durch alle woblöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das woblöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 32. Donnerstag, 6. August. 1840.

Mittheilungen

über

orientalische Sitten und Gebräuche, Characterzüge, Sagen und Poesien.

(Fortsetzung.)

Auch die Drusen am Libanon, früher wahrscheinlich ein arabischer Stamm der Wüste wie die Maroniten, sind tolerant gegen fremde Religionsbekenner und zwar in der Art, daß sie sich jedem andern Cultus zu nähern scheinen, mit dessen Bekennern sie in Berührung kommen. Daher ist ihre eigenthümliche Religion von jeher ein undurchdringliches Geheimniß geblieben, das kein Fremder, der sich jahrelang dort aufhielt, selbst nicht die jetzt verstorbene Lady Stanhope, die das größte Ansehn und das größte Zutrauen dort genoß, hat erfahren können, wie sie selbst gegen Lamartine geäußert hat. Es ist nur bekannt, daß sie das Kalb anbeten; Moses, Jesus und Mohamed werden von ihnen verehrt: zahlreiche Wachen umgeben ihre religiösen Verhandlungen, die kein Profaner ohne Gefahr seines Lebens durchdringen darf. Sie glauben an die Seelenwanderung: eine reine Seele geht über in den Körper eines begünstigten, angesehenen und geachteten Menschen, eine unreine in den Körper eines Kameels oder eines Hundes.

Preußische

Nicht nur Männer, sondern auch Frauen üben das Prieſteramt: die Gaſtfreiheit iſt ihnen heilig, ſelbſt gegen ihre Feinde. Nach der Schlacht bei Navarino begaben ſich die Europäer, welche in Syrien wohnten und die Rache der Türken fürchteten, auf mehrere Monate zu den Druſen und lebten dort in vollkommener Sicherheit.

Dagegen ſind die Beduinen abergläubiſch in den Fällen, wo ſie geheime Kräfte der Natur nicht zu erkennen vermögen, aber nicht ſo fanatiſch als die Wahabiten und Muſelmänner. Auch Sagen bilden ſich unter ihnen faſt gar nicht, weil ſie wenig Verkehr mit fremden Völkern haben und ihre ganze Lebensweiſe darauf hinzielt, die Tugenden und Heldenthaten des großen Antar nachzuahmen, die ihnen in den mannichfaltigſten Beziehungen von beredten Männern und Frauen ihrer Stämme als hiſtoriſche Wahrheiten erzählt und vorgeſungen, und von ihnen mit dem größten Eifer aufgefaßt werden. Lascaris mußte ſich vorzüglich bemühen, die herumziehenden Beduinen-Stämme von einer damals noch beſtehenden, aber ſehr gehäſſigen Abhängigkeit vom Könige der Wahabiten, Ebn Sihoud, der zu Darkirſch reſidirt, zu befreien, und dies gelang ihm vollſtändig, zunächſt dadurch, daß er die mächtigſten Stamm-Oberhäupter zu gewinnen ſuchte und mit dieſen den Plan überlegte, ſich durch ein feſtes Bündniß vom Könige Sihoud unabhängig zu machen und allmälig durch Namensunterſchrift und beigedruckten Siegel, von Seiten der Oberhäupter, eine ſolche mit den heiligſten Verſprechungen verſehene Bundesacte zu Stande brachte, dann aber auch durch eine entſcheidende Hauptſchlacht, die durch das Beſtreben des Königs Sihoud, dieſen Bund zu zerſtören und ſein vermeintliches, aber nur auf die Macht des Stärkern gegründetes Recht aufrecht zu erhalten, veranlaßt ward. Dieſe ſchwierige Aufgabe löſete Lascaris unter ſehr thätiger und gewandter Mitwirkung ſeines Dollmetſchers, der ihm zudem wie ein leiblicher Sohn ergeben war, auf eine bewunderungswürdige Weiſe: eine kurze Schilderung dieſer dabei vorgefallenen Hauptſchlacht wird die bis auf unſere Zeiten

erhaltenen Sitten der Vorzeit und den Muth und die Todesverachtung jener ſtreitbaren Männer zeigen.

Ein ungeheures Heer von Wahabiten mit 75000 Zelten war bis Palmyra vorgerückt und näherte ſich dem feindlichen Heere der Beduinen, denen 15000 Türken durch Lascaris Verwendung bei Soliman Paſcha zu Damask, dem Onkel ſeiner Frau, zu Hülfe kamen. Als ſich die Heere nahe gegenüber ſtanden, wurde von beiden Seiten die Hatſé, die Lenkerin der Schlacht, gewählt. Das ſchönſte Mädchen im Volke beſteigt einen reich geſchmückten Thronhimmel, der von einem weißen Kameele getragen wird, und übernimmt damit ein ehrenvolles und wichtiges, aber auch ein gefahrvolles Amt, denn in der Regel iſt der Ausgang der Schlacht von ihr abhängig. Sie ſchreitet voran, umgeben von den tapferſten Streitern, die ſie zum Kampfe anfeuert; um ſie herum iſt das Schlachtgewühl am heftigſten und durch Wunder der Tapferkeit ſucht Jeder ſie vor Gefangenſchaft zu bewahren, denn mit ihr würde Alles verloren ſeyn. Jeder Streiter tritt der Reihe nach vor ſie hin; ihre Rede, ihre Blicke und ihr Beifall müſſen ſie begeiſtern. Ein Mädchen eines Beduinen-Stammes, Namens Arkié, vereinte auf eine ſeltene Weiſe die Gaben der Beredſamkeit, der Schönheit und des Muths, und ward gewählt. Die Wahabiten waren in zwei Heeresbaufen getheilt; der eine ward vom erſten Feldherrn des Königs, Abdalla el Hedal, der andere von Abou Nocta geführt, jener befehligte gegen die Beduinen, dieſer gegen die Türken, deren Art zu kämpfen ganz verſchieden iſt. Der ruhige, kaltblütige Beduine beginnt mit Vorſicht, ſein Eifer wächſt und zuletzt ſtürzt er ſich wüthend und unwiderſtehbar auf den Feind. Der Türke dagegen, voll von Stolz und Selbſtvertrauen, dringt in der feſten Ueberzeugung, daß ihm Niemand widerſtehen könne, gleich mit aller Gewalt auf den Feind ein. Der Paſcha Ibrahim, welcher die Türken befehligte, ſah die Wahabiten langſam vordringen und hielt ſich für ſtark genug ihre halbe Heeresmacht, die gegen ihn focht, allein zu zerſtören; aber ehe ſich der Tag neigte erkannte er mit großem Verluſt

ihre Uebermacht, war genöthigt sich zurückzuziehen und wälzte damit die ganze Last auf die verbündeten Beduinen. Der erste Tag kostete beiden Herren viele Menschen, aber die Schlacht blieb unentschieden. Am folgenden Tage erhielten die Beduinen Verstärkung durch einen heranziehenden Stamm von 4000 Reitern, so daß sie an diesem Tage 80000 Mann, die Wahabiten dagegen 150000 Mann zählten. Vierzehn Tage kämpften diese beiden Heere aufs Fürchterlichste mit abwechselndem Glücke. Arkiés Standhaftigkeit wankte keinen Augenblick, wenn gleich die tapfersten Beduinen an ihrer Seite dahinstürzten. Die bejahrten Männer wurden durch die Lobsprüche ihrer Tapferkeit und ihrer Erfahrung, die jüngern durch das Versprechen angefeuert, daß sie demjenigen ihre Hand geben wolle, der ihr Abdallas Haupt bringen werde. Fatalla hörte oft ihre Zauberrede mit Erstaunen an, und sah die Braven, von Eifer und Liebe beseelt, dem Heldentode freudig entgegen gehen. Arkié! rief ein schöner Reiter, zeige mir Dein freundliches Gesicht, das mein Preis seyn soll. Sie hob den Schleier auf und sprach: »Bring mir Abdallas Haupt!« Der junge Held schwang seine Lanze, stürzte sich mit seinem geflügelten Araber in den dichtesten Haufen, that Wunder der Kraft und Tapferkeit und fiel nach zwei Stunden mit unzähligen Wunden bedeckt.

Dann erschien ein Wahabite, gepanzert von Kopf bis zu Fuß, selbst seine Stiefeln waren mit Stahl geschient, sein Pferd mit einem Panzerhemde bedeckt. Er ritt auf das Beduinenlager zu und forderte den Drayby, den obersten Anführer ihrer Stämme auf Tod und Leben zum Zweikampf auf, wie dies von alter Zeit Sitte ist und ohne die größte Unehre nicht verweigert werden darf. Als der Drayby, dieser tapferste Streiter des ganzen Heers, seinen Namen zum Zweikampf aufrufen hörte, schickte er sich sofort an, sich zu stellen; aber seine Familie und Lascaris und Fatalla suchten ihn davon abzuhalten, weil von seinem Leben das ganze Gelingen des großen Plans und die Erhaltung der beiden verbündeten Heere abhing. Als aber diese dringenden Vorstellungen nichts vermogten, wurde man genöthigt

ihn an Händen und Füßen zu binden, während die angesehensten Oberhäupter ihn ermahnten sich zu beruhigen und nicht auf das unverschämte Ansinnen eines wilden Wahabiten sein Leben und das Glück Aller auf's Spiel zu setzen. Als aber dieser nicht aufhörte hohnlächelnd zu schreien: »Wo bleibt der Drayby denn? Seine Sterbestunde ist gekommen! Ich bin berufen hier sein Leben zu beenden!« und er darob vor Wuth schäumte, wie ein Löwe brüllte, seine Augen roth wie Blut aus dem Kopfe heraustraten und er sich auf's Eifrigste bemühte seine Fesseln zu sprengen: siehe da drängte sich ein einfacher Beduine durch den umher versammelten großen Haufen, im leichten Gewande mit ledernem Gürtel, auf einem kleinen Pferde, nur mit einer Lanze bewaffnet und sprach: »Heute, da ich das Pferd des Hadidi erbeutet, das ich mir längst gewünscht hatte, soll dies mein Führer seyn zum höchsten Ziele des Ruhms. Für das schöne Augenpaar meiner Geliebten will ich kämpfen, ihrer würdig zu seyn, der Tochter des nie besiegten Mannes.« Und mit Blitzesschnelle stürzt er sich auf den feindlichen Krieger. Niemand hielt es für möglich, daß er diesem durch seine Rüstung unverwundbaren Streiter auch nur eine halbe Stunde widerstehen könnte; er wußte indeß zwei Stunden hindurch seine mörderischen Hiebe aufzufangen und die Rüstung seines Gegners mit tödtlichen Streichen zu bedecken, die weit umher erklangen. Die Augen Aller waren auf diese Kämpfer gerichtet. Plötzlich wendet der Beduine pfeilschnell sein Pferd, als wolle er entfliehen: alle Hoffnung schwindet, der Feind triumphirt, der Wahabite verfolgt ihn und sendet seine Lanze mit gewaltiger Faust grade auf ihn ab um ihn zu vernichten. Dieser aber gewahrt den Todesstreich, bückt sich auf den Hals des Pferdes, sieht die Lanze pfeifend durch die Luft sausen, wendet unerwartet sein Pferd kurz auf der Stelle und in dem Augenblicke als die beiden Pferde mit den Köpfen an einander stoßen und der Wahabite sein Pferd kurz anzuhalten sich genöthigt sieht und dabei den Kopf zurückbeugt, durchbohrt der Beduine die einzige verwundbare Stelle seines

Gegners am Halse zwischen Helm und Panzer. Sein Leben war dahin, aber der Leichnam, unbeweglich in den Schienen des Panzers, wurde von dem enteilenden Pferde zu den Seinigen getragen. Der Beduine wurde vom Drayby, von Lascaris und von allen Stamm-Oberhäuptern mit Umarmungen, Lobsprüchen und Geschenken überhäuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der dritte November.

(Fortsetzung.)

»Ich fand mich auf meinem Sopha in meiner Wohnung wieder. Vor mir lag ein aus dem Schwan gesandtes Billet. Es waren Zeilen von Jennys Hand, die keinen Vorwurf der Wortbrüchigkeit enthielten, und nur mit erkünstelter Kälte geschrieben schienen, da aus ihnen die reinste Liebe hervorleuchtete. Thränen hatten die Buchstaben verwischt. Sie erklärte mir, daß sie mich nur in Gegenwart meiner Frau wiedersehen wolle, daß sie geschworen habe, so lange diese lebe mich nie allein zu sprechen, daß sie übrigens bereit sey, ihr Wort nach deren Tode zu lösen. Sie werde schon Gelegenheit finden, uns, unerkannt und ungeahnet von meiner Frau, zu besuchen, und empfehle mir Fassung. So endete das Billet.«

»Von Höllenqualen gefoltert, durchlebte ich zwei Tage. Furchtsam wie Adam nach dem Sündenfalle verbarg ich mich, wenn ein Wagen anfuhr, bis ich die Gewißheit, wer angelangt war, erhalten hatte.«

»Am dritten Tage trat ich herzu, als meine Frau Orangen von einem Mädchen, das ländlich gekleidet war, erhandelte. Ich erstarrte — es war Jenny. — Während meine Frau die Brille aufsetzte, um das Geld zu zählen, hauchte diese mir die aus einer Weiberseele so natürlich ausgehenden Worte zu: »»Und um dieser willen hast Du mich vergessen können? o, das ist unverzeihlich!«« Ich wollte antworten, aber sie war nach kurzer Dazwischenkunft meiner Frau enteilt, indem ein Blick mir verbot, ihr zu folgen.«

Namenlos elend ſetzte ich mich hin und ſchrieb ihr alles, was vorgefallen war. Sie antwortete mir zärtlich, erklärte aber, daß ſie einer mütterlichen Freundin ihren Eid geleiſtet habe, und dieſen halten werde. Zudem wollte ſie eine Störung in meiner Ehe vermeiden, ſie bemerkte dabei, daß ſie, trotz der ewigen Widerrede ihrer Begleiterin, zwar nicht an der Wahrheit meiner Ausſage zweifeln wolle, daß ſie mir aber über zwanzig Briefe geſchrieben habe, welche ihr Gemahl nicht habe unterſchlagen gekonnt, da ſie die Beſorgung derſelben ihrer Buſenfreundin, ſeiner Schweſter, anvertraut habe.«

»Ich entſchloß mich jetzt, ihr Verbot zu brechen, und die Sache mündlich aufzuklären, zwar eilte ich in den Schwan, allein ich kam zu ſpät und ſah nur, wie einſt in Hamburg von dem Komödienhauſe, ihren wegfahrenden Wagen.«

»Sogleich ſandte ich demſelben einen ſchlauen Boten nach. Er hinterbrachte mir, daß Jenny in Heidelberg habe anhalten müſſen, dort aber ſogleich von einem Nervenfieber befallen, übrigens vor dem Thore in der Hirſchgaſſe unter einem erborgten Namen abgeſtiegen ſey.«

»Einige Tage darauf erkrankte meine Frau, nachdem ſie kurz vor dem Anbeginn ihres Unwohlſeyns ſichtlich kälter gegen mich geworden war. Schon am dritten Tage verſchied ſie in Gegenwart meiner Mutter, welche mich auch mit einem Befremden, wie mir nie vorgekommen war, angeſehen hatte. Meine Frau hatte kurz vor ihrem Tode ein Teſtament gemacht, mich zum alleinigen Erben eingeſetzt, allein eine Obduction ihres Körpers befohlen.«

»Welche Gefühle ergriffen mich am Sarge. Vorwurfslos ſtand ich an ihrer Leiche, und ſchaute ſie ruhig an, während meiner mich mit den Blicken prüfenden Mutter große Thränen entſtürzten. Mir ahnete nicht, was in ihr vorging. Aber noch an demſelben Tage erwachte alle Glut der Erinnerung an meine Jenny. Schon am andern Morgen gab ich eine nothwendige Reiſe nach Manheim vor, achtete nicht die noch ſichtlichere Kälte meiner Mutter, als ſie mein Vorhaben erfuhr und flog mit Courierpferden nach Heidelberg.«

»O du herrliche Hirschgasse, wo so mancher frohe Abend von heitern Musensöhnen verjubelt wird, mit welchen Empfindungen betrat ich dich!«

»Ich wurde in ein Zimmer geführt, in dem mich eine große Dame empfing, welche mich gleich an die Züge des Lords Herclots erinnerte, die sich auch als dessen Schwester ankündigte. Auf meine Frage nach Jenny antwortete sie mir mit feierlichem Tone: »»Sie hat eben ausgelitten.«« Mein Schrecken war über alle Beschreibung. Vergebens wollte ich ihre Leiche sehen, die Brittin verweigerte meine Bitte, ich verließ den Fuß der Engelwiese, worauf das zum Trauerhause umgeschaffene Haus der Freude liegt, und wankte in den badischen Hof.«

»Aber das Schicksal hatte noch lange nicht alle seine Giftpfeile verschossen. Gleich nach mir langte ein Courier von Frankfurt an mich an. Er meldete mir das Unglaubliche, daß meine Frau, kurz vor der Section von einem Scheintod erwacht sey, und sich, wie er sich ausdrückte, herzlich nach mir sehne.«

»Das war zu viel. Bewußtlos, unsinnig eilte ich aus dem Thor, und warf mich, mein Daseyn verfluchend, in den Neckar.«

»Allein ich sollte mein ersehntes Lebensziel nicht finden. Einer von den Söhnen der Hirschgasse, der rüstige Joseph Ditteney, sah mich, wie ich unfern der Metzischen Schwimmschule, mich in die reißenden Wogen des damals hoch angeschwollenen Neckars hüllte und führte mich, mit Gefahr seines Lebens, zur Pflicht, wie zur Besonnenheit zurück. Ich kehrte unverzüglich, nachdem ich die Kleider gewechselt, und meinem Retter, dem einzigen Zeugen meiner That, das Ehrenwort, nichts von meinem tragischen Selbstmordsversuche zu erwähnen, abgenommen hatte, noch in derselben Stunde von einer todten Lebendigen, zu einer lebendigen Todten zurück. (Die Forts. folgt.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 33. Donnerstag, 13. August. 1840.

Mittheilungen
über
orientalische Sitten und Gebräuche, Characterzüge, Sagen und Poesien.

(Fortsetzung.)

Das Schlachtgetümmel dauerte indeß noch viele Tage fort. Die Türken erlitten durch den furchtbaren Neger Abou Nocta eine gänzliche Niederlage, und nun wandte dieser seine Streitkräfte mit gegen die Beduinen. Am achtunddreißigsten Tage war das ganze Schlachtfeld mit Blut bedeckt, nachdem wieder acht Tage ohne Unterlaß gefochten war. In der höchsten Verzweiflung versammelt der Drayhy die Oberhäupter und spricht: »Morgen, meine Freunde, gilt's für Alle zu sterben oder zu siegen. So Gott will erstürme ich morgen das feindliche Lager und seine Schätze sollen unser Lohn seyn!« Ungläubig belächeln Einige diese Worte, Alle aber sind bereit zum Kampfe. In der Nacht läßt er alle Zelte mit den Frauen und Kindern zurückführen und mit Tagesanbruch in vier Abtheilungen das feindliche Lager von allen Seiten zugleich angreifen. Jeder stürzt wie ein heißhungriger Löwe hinein. Nichts vermag diesem furchtbaren Angriffe zu widerstehen, denn Tod und Verderben wüthet überall im Lager zugleich. Verwirrung und Bestürzung nehmen bald überhand: die Streiter, die dem

Schwerdte entkommen, entflieht, die Weiber, Kinder, Zelte und die ganze Bagage fallen in die Hände der Beduinen. Auf Befehl des Drayhys werden die Fliehenden bis Palmyra verfolgt und dann erst wird die reiche Beute getheilt.

Im folgenden Jahre lud der König Sihoud, der reichste Fürst der Welt, wie erzählt wird, der das Grab des Propheten, wenn es von den muselmännischen Fürsten und Paschas reichlich mit Gold und Edelsteinen beschenkt ist, beraubt, den Drayhy zu sich ein. Er folgte dieser Einladung, obgleich es ihm von allen Oberhäuptern abgerathen wurde, weil Sihoud allgemein als Tyrann und Unmensch bekannt war. Fatalla begleitete ihn auf dieser Reise und obgleich die Stimmung des Königs ganz empört und der erste Empfang sehr rauh und demüthigend war, vermochte der Drayhy und Fatalla dennoch durch große Beredsamkeit und Todesverachtung dem Könige so zu imponiren, daß sie als Freunde von einander schieden. Als der König sich von Fatalla die Grundsätze der christlichen Religion hatte näher erläutern lassen, schied er von ihm mit den Worten: »Ich sehe, daß man noch immer etwas lernen kann. Ich glaubte bisher, daß die Christen die abergläubigsten Menschen von der Welt wären, und bin jetzt überzeugt, daß sie der wahren Religion viel näher kommen als die Türken.« —

In hohem Ansehn steht bei den Beduinen die vertragsweise Brüderschaft, von der man mit Recht sagen kann imitatur naturam. Als einst im Jahre 1811 ein reicher Kaufmann aus Anatolien 10000 Schafe unter Begleitung von fünfzig türkischen Soldaten nach Damask führen wollte und unterweges mit einem einfachen, unvermögenden Beduinen bekannt wurde und diesem sehr gefiel, bot der ihm Brüderschaft an. Dem Kaufmann war dieser Vorschlag nicht ganz recht, weil er nicht einsah, wozu ihm dies jemals nützen sollte, da er den Beduinen vielleicht nie wieder sehen würde; um ihn indeß nicht zu erzürnen, willigte er ein und gab ihm zwei Piaster und eine Hand voll Taback als Zeichen des Brüderbundes, welche der Beduine unter zwei seiner Gefährten vertheilte und sie zu Zeugen dieses Bun-

des aufrief. Nach einiger Zeit wurde der Kaufmann nicht weit von Damask von andern Beduinen ſeiner ganzen Heerde und aller ſeiner Sachen beraubt und kam im traurigſten Zuſtande in Damask an, wo er die Beduinen und beſonders ſeinen ſaubern Bruder, Namens Chatti verfluchte, von dem er, wie er meinte, verrathen wäre. Als aber die Nachricht von dieſer reichen Beute in der Wüſte bekannt ward und auch zu Chattis Kenntniß gelangte, eilte dieſer mit den zwei Zeugen zum Anführer des Stammes, der die Beute gemacht hatte, und verlangte, daß ſeinem Bruder Alles zurückgegeben würde, wie dies das Recht des Bruderbundes erheiſche. Der Anführer vernahm die beiden Zeugen, und da dieſe die Angabe des Chatti beſtätigten, wurde Alles ſofort zurückgegeben. Nachdem Chatti ſich überzeugt hatte, daß nichts fehlte, zog er mit den Schafen, den Schäfern und allen Sachen nach Damask. Er ging allein in die Stadt und ſuchte ſeinen Bruder auf, den er ganz niedergeſchlagen vor einem Kaffeehauſe ſitzend antraf. Als dieſer Chatti erblickte, wandte er ſich unwillig von ihm ab und Chatti hatte viel Mühe Gehör zu finden, noch mehr aber der Nachricht bei ihm Glauben zu verſchaffen, daß ſeine ganze Heerde und alle ſeine geraubten Sachen ſich vor dem Thore befänden. Er folgte ihm nicht ohne Mißtrauen, und erſt als er ſeine Schafe ſah, umarmte er Chatti, bezeigte ihm ſeine Dankbarkeit und bot ihm eine ſeinem Dienſte angemeſſene Belohnung an. Chatti aber nahm nichts als ein Paar Stiefeln und ein Tuch von geringem Werthe.

Das Pferd iſt der unentbehrliche und über Alles geachtete Gefährte der Araber ſowohl, wie der Beduinen. Die Folgſamkeit, Gelehrigkeit und Anhänglichkeit der orientaliſchen Pferde iſt eben ſo groß, wie die eines klugen und treuen Hundes. Nicht allein wegen ihrer Schnelligkeit und leichten Bewegung und Führung, ſondern auch wegen ihrer Ausdauer haben ſie einen hohen Werth. Der König der Wahabiten ſoll den ſchönſten Marſtall in der Welt haben, weißgeborne Araber, deren Silberglanz das Auge blendet.

Die Beduinen eben so wie die Araber sind kühne und gewandte Reiter, kennen die Kräfte und Leistungen ihrer Pferde genau und setzen den höchsten Ruhm in den Besitz des schönsten und brauchbarsten seiner Art. Fatalla erzählt, daß ein Beduine ein ausgezeichnetes Pferd eines Andern gerne habe besitzen wollen, und da er es auf andre Weise durchaus nicht habe erlangen können, sich zuletzt entschlossen habe, es ihm des Nachts zu entwenden. In der festen Ueberzeugung, daß der Eigenthümer ihn mit einem andern Pferde nicht wieder einholen könne, weckte er ihn in dem Augenblicke als er mit dem Pferde davon zu reiten im Begriff ist, und benachrichtigt ihn hohnlächelnd von seinem Vorhaben. Dieser aber verfolgt ihn sogleich mit zwei andern Beduinen und als sie nach einigen Stunden im Begriff sind den Dieb des Pferdes zu ergreifen, ruft der Eigenthümer des Pferdes dem Diebe zu: »Kneif'n ins rechte Ohr!« So wie er das thut, fliegt das Pferd mit solcher Schnelligkeit davon, daß nicht mehr daran zu denken ist den Dieb einzuholen. Als die zwei Begleiter den Eigenthümer fragen, ob er sein Pferd denn nicht wieder haben will, antwortet er: »Ich will lieber mein Pferd missen, als seinen guten Ruf auf's Spiel setzen und zugeben, daß es von einem andern Pferde eingeholt wird.«

Ein andrer Beduine, den nach dem schönen Pferde eines Andern verlangte, verkleidete sich als Bettler, stellte sich lahm und sprach diesen im Vorbeireiten um seine Hülfe an, weil er seine Reise nicht fortsetzen könne. Der Reiter zeigte sich sogleich bereit ihn hinter sich aufs Pferd zu nehmen; weil der Andre aber behauptet nicht allein aufs Pferd kommen zu können, steigt er ab und hilft dem Bittenden hinauf. Sobald dieser aber im Sattel sitzt, sprengt er davon und verlacht seinen Wohlthäter. Dieser ruft ihm zu: »Das Pferd hast du durch deine List erworben, aber um des Himmels willen erzähle Niemand diese abscheuliche Geschichte, denn sonst wird keinem Bettler je wieder Hülfe zu Theil werden.« »Du hast Recht, mein Freund,« erwiedert jener, kehrt um und giebt ihm sein Pferd zurück.

Als einſt auf dem Wege zwiſchen Jeruſalem und Damask ein arabiſcher Stamm eine Caravane angegriffen hatte und die erbeuteten Sachen eben wegzuführen im Begriff war, wurden ihnen dieſe von den türkiſchen Reitern des Paſchas von Acre wieder abgenommen, nachdem viele Araber getödtet und einige gefangen genommen waren. Unter dieſen befand ſich einer, Namens Abou-el-Maſch, dem eine Kugel durch den Arm geſchoſſen war und der auf ein Kameel gebunden, mit fortgeführt wurde. In der Nacht, als ſie ruheten und der Araber vor Schmerzen nicht ſchlafen konnte, hörte er ſein Pferd zwiſchen mehreren andern ſtark wiehern und kroch, da er an Händen und Füßen gebunden war, langſam zu demſelben hin und ſprach: »Armes Thier, was werden die Türken mit dir machen! in die Gewölbe eines Kans wirſt du mit den Pferden eines Agas oder eines Paſchas eingeſperrt werden, die Frauen und Kinder werden dir keine Kameelmilch und Gerſte bringen, du wirſt nicht in der Wüſte wie der Wind Aegyptens umherlaufen und dich nicht mehr im Jordan baden, der dein ſchönes Haar weiß wuſch wie Meeresſchaum! doch du kannſt ja frei werden, laufe zurück in das dir wohlbekannte Zelt, ſage meiner Frau, daß Abou-el-Maſch nicht zurückkommt, ſtecke deinen Kopf in das Zelt hinein und lecke meinen kleinen Kindern die Hände.« Der Araber hatte inzwiſchen den Halfter des Pferdes losgemacht, und als das Thier ſich frei, ſeinen Herrn aber verwundet und gebunden vor ſich liegen ſah, erkannte es ſogleich deſſen traurige Lage, faßte ihn bei ſeinem ledernen Gürtel feſt ins Maul und trug ihn im Galop zu ſeinem Zelte, wo es ihn zu den Füßen ſeiner Frau und ſeiner Kinder niederlegte, aber von Anſtrengung erſchöpft, todt umfiel. Dies Pferd wurde vom ganzen Stamme beweint, von den Dichtern beſungen, und ſein Andenken lebt fort unter den Arabern von Jericho.

Von erheblichem Intereſſe werden die Nachrichten ſeyn, die jetzt nach dem Tode der Lady Stanhope ohne Zweifel über ihren 27jährigen dortigen Aufenthalt noch werden bekannt werden. Sie durchreiſ'te viele Gegenden des Orients,

ehe sie sich in Dgioun am Libanon niederließ, suchte vielfach Bekanntschaft mit den Beduinen, schloß Allianz-Verträge mit mehreren Stämmen und empfand, wie der Vicomte Marcellus berichtet, gar kein Verlangen nach Europa zurückzukehren, dessen Völker, wie sie meinte, ihr Sclavenjoch vertieften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Neapel und die Neapolitaner oder Briefe aus Neapel in die Heimat von Dr. Karl August Mayer. Erster Band. Oldenburg 1810. Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. 2 Thaler.

Oldenburgischer Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender für den Bürger und Landmann des Großherzogthums Oldenburg auf das Jahr 1811. Vierter Jahrgang. Ebendaselbst. 4 ggr.

Zwei vortreffliche Bücher, beide der geistigen Flora Oldenburgica entsprossen, beide von Menschen von Geist und Herz geschrieben: Das erste zaubert uns Neapel mit allen seinen Schönheiten, seinen Reizen, seinen Vorzügen und seinen Thorheiten, das interessanteste Panorama der neuesten Literatur vor das Auge. Das zweite zeigt uns deutsche bescheidene, herrlich duftende Veilchen, durch eines fleißigen Gärtners Hand vor jedem giftigen Gewürm und Insect bewahrt, benetzt mit wahrhaft himmlischem Thau und erwachsen unter dem sichtbaren Schutz der Engel. Von dem ersten haben wir bereits einige Proben in unsern Blättern mitgetheilt, jetzt aber, da der erste Band, dem der zweite und letzte bis Schluß dieses Jahres folgen wird, im Zusammenhang vor uns liegt, glauben wir diesem Buch den Preis vor allen ähnlichen Erscheinungen unseres Jahrhunderts zuerkennen zu müssen. Das Buch ist mit einem Worte

für alle Zeiten geſchrieben und verdient in allen Bibliotheken ſeinen Platz. Jede Verſchleierung in demſelben wäre ein Verrath an der Wahrheit und an der Geſchichte. Druck und Ausſtattung ſind vortrefflich.

Der Volksbote ſollte aber in keinem Hauſe, in keiner Hütte fehlen, und wahrlich! alle diejenigen Regierungen, welche dieſes Buch der Zufriedenheit und Frömmigkeit bei ihren Unterthanen verbreiten, dem ſich kein uns bekannter Volkskalender Deutſchlands an die Seite ſetzen darf, — werden erndten, was ſie geſäet haben. Ein Gleiches werden die Herrſchaften erfahren, welche dies Büchlein, das beinahe 11 Bogen ſtark iſt und nur Vier Gutegroſchen koſtet, zu der Weihnachtsgabe für ihr Geſinde legen, nachdem ſie es ſelbſt von A bis Z durchleſen haben.

Wir Oldenburger aber wollen uns glücklich ſchätzen, ſolche Autoren unter uns zu beſitzen und ſie lieben und ehren. Ich denke in ihrer Nähe wenigſtens mit Don Carlos:

»Da mich der Muth verließ, ihm gleich zu ſeyn,
Entſchloß ich mich, ihn gränzenlos zu lieben.«

Th. v. K.

Hors d'oeuvres.

Im Oeſtreichiſchen befinden ſich mehrere ehemalige Jeſuitenklöſter, die jetzt zu andern Zwecken verwendet werden. So giebt es in Brünn eine Jeſuitencaſerne, ja in Lemberg ſogar eine Exjeſuitengaſſe. Dieſe beiden Benennungen werden im benachbarten Baiern ſchwerlich zu finden ſeyn.

Wer wagt es noch zu behaupten, daß die deutſchen Verleger nicht ein ordentliches Honorar bezahlen? Zu Henzels Unterſuchung über den Urſprung des Chriſtenthums aus dem Engliſchen, eingeführt von Dr. Ludwig Strauß, hat derſelbe, ſichern Nachrichten zufolge, für ſein wenige Blätter betragendes Verwort von der Hallerbergerſchen Ver-

lagshandlung die Summe von 1000 fl. erhalten. Das Buch hat freilich auch das Glück, in mehreren Bundesstaaten verboten zu seyn. —

Ein Geistlicher tröstete einen armen verzweifelnden Bauer damit, daß der Schöpfer es so weise eingerichtet habe, daß für jeden Menschen täglich eine Bouteille Wein wachse. »Nun!« rief der Bekehrte, »so möchte ich doch wohl den Kerl sehen, der mir tagtäglich meine Bouteille austrinkt.«

Zur Nachricht.

Auf die vielen mir gewordenen anonymen Sendungen bemerke ich, daß ich nur in den seltensten Fällen auch nur dann sehr ausnahmsweise davon Gebrauch machen kann, wenn sie nicht polemischer Natur sind. Wer nicht so viel Zutrauen zu der Redaction hat, ihr seinen Namen zu eröffnen und doch Einlaß zu begehren, beleidigt sie und riskirt, daß ihm von derselben einmal die Schellenkappe heruntergerissen wird. Wer anonym kritisirt, sollte überhaupt im bürgerlichen Leben wie ein sibirischer Gefangener seinen Namen verlieren. Dies zur Nachricht für die Nummern 1 bis 5, welche ich fortan nicht mehr als Serien betrachte, bis sie sich mir nennen.

Von einigen andern humoristischen Einsendungen soll seiner Zeit Gebrauch gemacht werden. Th. v. Kobbe.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 20 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle möglichst. Postämter des Herzogthums, so wie durch das mobilisirt. Postamt der freien Hansestadt Bremen besorgt, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 34. Donnerstag, 20. August. 1840.

Aus einem bald erscheinenden Werke:

Jahrbuch für Theater

von C. Lebrun, Hamburg 1840.

Madame Becker war bereits am 18. des vorigen Monats als Myrrha aufgetreten und wurde hervorgerufen; sie dankte mit den Worten: »Ich freue mich, daß mein Andenken bei Ihnen nicht erloschen ist; ich werde stets streben mich Ihres Beifalls würdig zu zeigen.« Ihre ferneren Debüts Carmeline, Camilla, Constance und die Müllerin gefielen in gleichem Maaße. Sehr gespannt war man die kunstbegabte Sängerin mit der längst als trefflich anerkannten Madame Bley in Einer Oper zu hören; dieser Wunsch sollte am 9. October erfüllt werden. Der Baum der Diana war angesetzt, und man erinnerte sich mit großem Wohlgefallen des 27. Februars d. J., an welchem der Kunst geheiligten Tage beide Sängerinnen mit ruhmvollem Eifer in derselben Oper einander gegenüberstanden, man hoffte auch heute, daß in diesem »Italienischen Schäferspiele« (wie sich ein Journal ausdrückte) der Sieg der Liebe über die amazonische Enthaltsamkeit die rührende Scene erneuern

*) Wir glauben unsern Lesern, namentlich den ältern Hamburgern, durch den hier beschriebenen, seiner Zeit so sehr bekannt gewordenen, Actricenstreit ein humoristisches Lächeln abzugewinnen. D. R.

würde: »beide Damen am Schluſſe Hand in Hand hervortreten zu ſehen« — aber, im hohen Rathe der Götter war es anders beſchloſſen. — Es wurde ſchon erwähnt, wie der ungewöhnliche Beifall, der den Geſtreuen der Mad. Becker damals gezollt wurde, Partheien erweckt hatte, und dieſe ſchienen heute ihre Rollen ebenfalls übernehmen zu wollen, denn als Amor (Mad. Becker) zum erſtenmale über die Bühne huſchte, den ſchlafenden Doriß berührend, empfing ihn reichlicher Beifall, in dem ſich jedoch ein unbedeutendes Ziſchen ſtörend miſchte. Der Gott der Liebe hätte ſeiner Macht ſicherer vertrauen und dies überhören ſollen, beſonders da ihm bei ſeinem Wiederauftreten ein donnernder Beifall entgegen ſchallte, aber die kaum verharſchte Wunde ſollte mit dem Erſcheinen der Diana (Mad. Gley) wieder aufbrechen. Von einem Moosfelle, von der ſtattlichen ſinnig geſchmückten Geſtalt begünſtigt, begrüßte ſie ein nicht endenwollender Jubel. »Wurmſamen,« ſagt Hamlet. Das große Quintett endlich gab beiden Gottheiten Gelegenheit ſich coram Publico Luft zu machen: ſie geriethen bekanntlich darin in Streit, der dann auch mit ſo ſichtbarer Erbitterung geführt wurde, daß man die beiden Dorfſängerinnen von Fioramante zu hören und zu ſehen glaubte; als nun endlich eine andre Geſangspiece des Amors ebenfalls reichlich mit Bravo's belohnt wurde, trat dieſer — oder Mad. Becker vielmehr — mit den Worten »ich danke Ihnen für Ihren ſo verſtändigen als gütigen Beifall« complet aus dem Rahmen. — Das war denn auch — billig geſagt — etwas verzweifelt naiv. — Doch muß man einer Gottheit etwas zu Gute halten, und die guten Hamburger thaten es; hatte doch im Zwiſchenact ein Jeder Zeit und Gelegenheit ſich mit dem Nebenmanne über den Plus- und Minusantheil an dem »verſtändigen Beifalle« abzufinden. Es bildeten ſich jedoch nach und nach verſchiedene Anſichten, deren Reſultat am Ende war, Mad. Becker möge nun ihr Publicum claſſificirt haben, wie ſie wolle, im Grunde habe ſie doch beide Theile compromittirt. Im zweiten Aufzuge, kurz vor dem Schluſſe der Oper, legte nun Mad. Becker noch eine große

Arie von Mozart ein, führte ſie mit gewohnter Kunſtfertigkeit aus, und wurde bei ihrem Abtreten mit lautem Beifalle begleitet, der noch forttönte als der Hintergrund zur Schlußdecoration verwandelt wurde. Da ſchoß mit einemmale unſer Amor wie eine Furie aus den Couliſſen wieder hervor, und ließ ſich gegen den Zuſchauerkreis folgendergeſtalt vernehmen: »Ihr Ziſchen verdiene ich nicht, dafür ſchützt mich mein Talent, und hätte ich gewußt, daß man mich nach meiner Zurückkunft ſo behandeln würde, fürwahr, ich hätte das Publicum nicht wieder incommodirt.« Es war dieſem Publicum wahrlich zu verzeihen, daß es, ſo plötzlich aus dem Kreiſe des Göttlichen in die niederſte Gemeinheit des Bühnenunweſens geſchleudert, die gebührende Antwort nicht ſogleich zur Hand hatte. — Man ließ den Vorhang ruhig fallen. — Der Vorfall wurde natürlich in allen öffentlichen Blättern beſprochen; einige ſuchten die, wie es hieß — gereizte und gekränkte Künſtlerin, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen, andere dagegen beleuchteten den ganzen Vorgang ſehr ernſt, und mahnten Mad. Becker an ihre Pflicht, dem Publicum ihr begangenes Unrecht mindeſtens einzugeſtehen. Man führte unter andern an, daß die große Bethmann in Berlin, als ſie ihre Tochter, der ebenfalls einige Zeichen des Mißfallens wurden, von Muttergefühlen hingeriſſen, mit den Worten von der Bühne zog: »Sobald ſollen Sie meine Tochter nicht wieder ſpielen ſehen,« durch ihre hohe Stellung nicht vor dem Schritte bewahrt wurde, die Nachſicht des Publicums für ſich anzurufen. Wahrſcheinlich vereinigten ſich einige von den vernünftigen oder unvernünftigen Beifallſpendern, die Prima Donna zur Erkenntniß zu bringen; genug, am 18. October — der Tag ſpukte vor — nach einem Vorſpiele, trat Mad. Becker in einfacher Kleidung hervor: Lauter Beifall empfing ſie; das war artig; ſie ſagte: »Ich halte es für Pflicht, dem verehrungswürdigen Publicum ein Unrecht zu geſtehen, wozu mich einige Wenige verleitet haben (das iſt undeutlich; wer ſind die Wenigen? Ziſcher oder Aufheber?). Ich danke

Ihnen für den bisherigen mir geschenkten gütigen Beifall.« Verbeugungen, wiederholtes Bravorufen. Nun folgte Aline. Als Mad. Becker in der Hauptrolle auftrat, wurde ihr ein mit Myrthen und Rosen geschmückter Kranz aus einer Loge entgegen geworfen, der auch ein Gedicht enthielt. Das war abermals artig, ja galant! Die Adreßcomtoir-Nachrichten versichern aber, die Hamburger hätten sich diesmal übertreffen lassen, denn der Kranzwerfer sey ein Altonaer gewesen. Ob das Gedicht ebenfalls in Altona, oder vielleicht unterweges entstanden, ist unermittelt geblieben. Hoffentlich hat die Mittheilung desselben nicht ebenfalls Streitigkeiten über das Vaterland des Verfassers veranlaßt. Es lautete:

An Madame Becker.

Neuen Frühling lächeln milde Lüfte, — (am 18. October)
Und daß nichts zu unsrer Täuschung fehle,
Zaubert ihn Dein Ton, Du — mehr als Philomele —
Nimm sie gern des Straußes schwache Düfte. —

Am Schlusse der Vorstellung wurde Mad. Becker hervorgerufen, und sprach ungefähr: »Mein Dank für Ihren gütigen Beifall ist um so herzlicher und so inniger, da er mich ein gegen Sie begangenes Unrecht doppelt fühlbar macht. Die Blumen, die mir ein verehrtes Publikum (!) geweiht hat, sind die schönsten, die mir in meinem Leben blühten. Nehmen Sie meinen gerührten Dank.« Der Orient fügt hinzu: »Noch spät am Abend ward der Mad. Becker eine Nachtmusik und ein Vivat dargebracht. So ehrt Hamburg die wahre Kunst!« — Gottlob, es hat noch andere Beweise davon gegeben! — So war denn der Friede mit dem Publicum hergestellt, nicht aber der, der beiden Sängerinnen, und kein anderer, als Schröder war es, der diesen Zwist bitter büßen sollte. Am 3. November sah der Theaterzettel die beiden Heroinnen auf geraume Zeit zum letztenmale nebeneinander: es war dieses im Oberon; sie wollten nicht mehr nebeneinander singen. Bei einer Wiederholung des Oberon spielte Mad. Schröder die Almansaris, und ihre große Arie mußte ausgelassen werden. Mad. Gley wurde krank, und ein Tagebuch Schröder's sprach sich dubiös über

dieſe Krankheit aus. In der Zauberflöte mußte, da Mad. Becker die Pamina ſang, die Königin der Nacht von Mad. Lichtenfeld, die erſte Dame derſelben, von Mad. Schröder übernommen werden, eine Bereitwilligkeit, die vom Publicum wie von Schröder hoch aufgenommen wurde. Dergleichen ſetzte ſich fort. Endlich trat Mad. Gley am 20. December als Gräfin in Figaros Hochzeit freudig begrüßt wieder auf: Demoiſelle Aſchenbrenner, die ſchon als Blonde in Belmonte und Conſtanze außerordentlich gefiel, entzückte als Suſanne und wurde bei der Wiederholung ſogar durch Hervorruf geehrt, obgleich ihre Herrin ihr merklich empfinden ließ, daß ſie mit ſolchen Auszeichnungen nicht einverſtanden ſey. Ein Zankapfel mehr, neuer Stoff zu Kränkungen und Aergerniſſen für Schröder. — Endlich hatte man es dahin gebracht, eine soi disant Ausſöhnung zwiſchen den beiden Prima Donnen zu Wege zu bringen, um Schröder in ſeinen desfallſigen Bemühungen zu beſchämen: dem Altonaer Kränzſpender war das große Werk gelungen, er hatte ſie vermocht an ſeiner Tafel miteinander zu ſpeiſen. Der erſte Schritt war geſchehen, und ſeine ſegensreichen Folgen ſollten auch dem Publicum zu Gute kommen. Der Theaterzettel des 10. Januar 1812 verhieß Titus mit Mad. Gley (Vitellia) und Mad. Becker (Sextus). Der Saal war überfüllt. Als nach der Winterſchen Introduction beide Sängerinnen zum Duett »Forbere, befiel, ich folge« erſchienen, ertönte ein endloſer Jubel, der ſich erneute als ſie eine »rührende Umarmung,« wie ſich ein Blatt ausdrückte, zum Beſten gaben. Am Schluſſe wurden beide hervorgerufen — und, wenn es ein Schauſpiel für Götter iſt zwei Liebende zu ſehen, ſo war es diesmal ein göttliches Schauſpiel für das Parterre, zwei feindliche Sängerinnen Hand in Hand ſich gegenüber zu ſehen, die gemeinſam den Dank für den beſtandenen Kampf entgegen nahmen. — Der originelle Souffleur Barlow, ein eingefleiſchter Patriot und Franzoſenfeind, der bei den drückenden Verhältniſſen keines frohen Blickes fähig war, wurde gefragt, wie ſich ihm in ſeinem Kaſten die »rührende Um-

armung« dargeſtellt habe; er entgegnete bitter lächelnd: »es iſt kein Wunder wenn eine Zeit, wie die jetzige, ſolche Abnormitäten, ſolche Unnaturen zu Wege bringt.« —

Die Fragen unſerer Zeit.

Einſt reiſten zwei deutſche Gelehrte zu Fuß in der Schweiz. Als ſie eines Tages vom Wege abgekommen waren, fragten ſie einen ackernden Landmann: »Freund, wo geht der Weg hin nach dem Entlibuch?« — »Wenn Ihr 'n Weg nicht wißt, bleibt z'Huus« — war die Antwort.

Du lieber Himmel, wenn man bedenkt, daß jedes Fragen ein Nichtwiſſen vorausſetzt, ſo leben wir ohne Zweifel in der Zeit der gräßlichſten Unwiſſenheit. Denn es tragen ſich die Gelehrten, die Staatsmänner, die Militairs, die Bürger, die Journaliſten alle mit endloſen Fragen umher: bald mit der Judenfrage, bald mit der orientaliſchen, mit der erzbiſchöflichen, mit der hannoverſchen Frage, mit der Vereins-Frage, inſonderheit mit der Mäßigkeitsvereinsfrage, mit der Zollfrage, mit der Zuckerfrage, mit der Goldfrage, mit der Gummifrage, mit der Opiumfrage, mit der Schwefelfrage und mit der Schwanzfrage, die in Frankreich zwiſchen denen, welche für das Coupiren der Pferde und denen welche dagegen ſind, lebhaft ventilirt wird. Nun iſt's zwar ein altes Wort, daß man mit Fragen durch die ganze Welt kommt; indeß ſchlimm iſt es, daß man heut' zu Tage jede mögliche Lage in eine Lebensfrage zu verwandeln weiß; ſchlimm iſt es, denn heut' zu Tage will, bei der um ſich greifenden Population, Jeder leben, Keiner aber leben laſſen.

Außerdem erwäge man, daß bei der jetzt herrſchenden babyloniſchen Sprachverwirrung die Fragenden ſehr oft von den Antwortenden gar nicht verſtanden werden; manche Antworten ſind gar nichts anders als Umſchreibungen der Frage. Wo ſollen auch in unſerer armen, geiſtesarmen Zeit alle Antworten her? Die responsa oder Antworten der

Juriſtenfacultäten werden nicht mehr reſpectirt, ja man proſcribirt ſie, wie in den letzten hannoverſchen Angelegenheiten geſchehen iſt, als crimina laesæ majestatis. An die Antworten der Ordalien oder Gottesgerichte glaubt leider Niemand mehr. Orakel exiſtiren jetzt weder zu Delphi, noch zu Dodona, noch beim Tempel des Jupiter Ammon in der Wüſte. Demoiſelle Le Normand iſt todt, und die ſibylliniſchen Bücher hat man umkommen laſſen.

Als ich im Eingange dieſes Raiſonnements an die vielen endloſen Fragen dachte, die ungelöſ't vor uns und um uns her liegen, da war es mir noch nicht ſo klar, wie im gegenwärtigen Augenblick, daß die Zahl der Fragen wirklich noch größer ſey, als die Meiſten glauben. Das meine ich ſo:

Jede Impertinenz iſt eigentlich eine Frage, ob keine Ohrfeige dafür ausgetheilt wird. Jede Injurie iſt eine Frage des Injurianten, ob das injurirende Wort für Wahrheit gehalten werden darf. Die ganze Philoſophie — ſo behaupten Viele — iſt ein großes Frage- und Antwortſpiel. Jeder Cabinetsbefehl, zum Exempel die Ordonnanzen unter Karl X., iſt eine Frage, ob wir gutmüthig genug ſind demſelben nachzukommen. Jede Allokution, die der Pabſt jetzt an die Biſchöfe erläßt, iſt eine Frage an ſeine Gegner, ob ſie Courage haben. Jedes Project iſt eine Frage: Glaubt Ihr, oder glaubt Ihr nicht? Jede Kunſtausſtellung iſt eine Frage an die Kunſtvereins-Protektoren und an das diplomatiſche Corps: Habt Ihr Geld?

Und zum Schluß —

Jede Frage iſt ein Fragment.

Wir leben im Zeitalter der Fragmente.

Emile d'Eſtrées.

Literatur.

Die Kunſt zu gefallen, Roman von Eugene Sue. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Karl Ziegler. Lemgo, Meyerſche Hofbuchhandlung 1840.

Alexander Dumas sagte mir einmal von Eugene Sue, daß derselbe in den unabhängigsten glücklichsten Verhältnissen von der Welt lebe, und nur aus Contrerevolution seine schauderhaften Nachtstücke schreibe. Es fiel mir dabei das Sprichwort ein: »Wenn's dem Langohr zu wohl wird geht es auf das Eis.« Mir scheint indessen Herr Sue mehr, den großen Haufen zu schmeicheln und sich dem herrschenden Geschmack zu accommodiren, als eignen Grillen nachzujagen. Der Verspötter der Bourbons, der Anwald verkannter Napoleoniden, der Schöpfer so vieler atheistischer Helden, nennt in dem vorliegenden Roman Ludwig XV. den liebenswürdigsten und geistreichsten der Könige und preist dessen Bewegung als voll von majestätischer Grazie. Dabei fehlt es nicht an Seitenhieben gegen die Deutschen, indem er ihnen nicht blos ihr Sauerkraut verwirft, sondern auch die deutschen Richter dadurch lächerlich zu machen sucht, daß er drei Wiener Reichshofräthe — den einen als Jagdliebhaber, den andern als passionirten Philologen und den dritten als Mystiker schildert. Herr Sue scheint die Achillesferse der deutschen Juristen nicht zu kennen. Im Uebrigen befinden sich in diesem Buch, dessen Fabel freilich nur sehr arm ist, manche geistreiche Zeichnungen. Es bleibt eine unterhaltende Lectüre ohne Gift und ist sehr gut übersetzt.

Litigans.

Das Reisen ist jetzund ein Plaisir,
Chausseen und Eisenbahnen dort und hier;
Aber im Wege Rechtens zu liegen,
Das ist beim großen Gott kein Vergnügen.
Ach lieber Himmel legte man
Auch hier doch eine Eisenbahn an!

J. R.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 35. Donnerstag, 27. August. 1840.

Der dritte November.

(Fortsetzung.)

»Bei meiner Rückkehr empfingen mich meine Frau, wie meine Mutter, mit einer übertriebenen, fast abgöttischen Zärtlichkeit, die sich Wochen lang, fast mit täglicher Zunahme erhielt. Mir ward in der That bei diesem Benehmen etwas unheimlich zu Muthe, aber meine Fragen wurden, besonders von meiner Frau, die sich am zerknirschtesten zu stellen schien, und die wiederum von meiner Mutter mit einer sichtbaren Kälte behandelt wurde, nur mit einem lauten Schluchzen und mit der Bitte beantwortet, nicht in sie zu dringen, im Gegentheil keiner Sylbe davon zu erwähnen, wenn ich sie nicht zur Verzweiflung bringen wolle.«

»Mir ward wunderlich dabei zu Sinne, noch mehr aber wurden meine Nerven aufgeregt, als ich von sicherer Hand erfuhr, daß Jenny gar nicht gestorben, nicht einmal scheintod gewesen sey, vielmehr zwei Tage nach meiner Abreise Heidelberg verlassen habe, und mit ihrer Begleiterin, Niemand wisse wohin, gezogen sey.«

»Sogleich keimte in mir der Gedanke auf, von der Schwiegerin, die mich mit so höhnisch falschen Blicken empfangen hatte, auf die empörendste Weise betrogen zu seyn. Diese Ahnung ward indessen bei mir zur moralischen Gewißheit, als ich einige Tage darauf ein Schreiben meiner

Frau erhielt, worin diese mir erklärte, daß ihr am verflossenen dritten November eine Dame auf der Zeile begegnet sey, welche ihr das angeschlossene Papier unter dem Versprechen der Verschwiegenheit gegeben habe. Die Beschreibung derselben, welche auch meine Frau sogleich für eine Engländerin erkannt hatte, stimmte mit der Persönlichkeit der Miß Herclet ganz genau überein.«

»Die Anlage stellte, zwar deutsch jedoch in englischer Construction, dem auch mehrere Phrasen dieser Sprache, von denen ich besonders die oft wiederholte It happened to be mir noch erinnere, untermischt waren — mein Verhältniß zu Jenny auf eine höchst unwürdige Weise dar. Ich wurde darin »ein zudringlicher Verführer« genannt, in den ihre geisteskranke Schwiegerin sich vergafft habe. Unser ganzes Verhältniß war mit lügenhaften Tinten geschildert, am Ende aber meine Frau vor mir gewarnt, und der teuflische Gedanke hinzugefügt, daß sie nach einigen von mir hingeworfenen Bemerkungen es nicht für unmöglich halte, daß ich, ergriffen von Liebeswahn, ihr, meiner Frau, nach dem Leben stellen, und dann Jenny, als mein längst ersehntes Lebensziel, aufsuchen würde.«

»Das war meinem sonst kalten, vernünftigen, auf mich Felsen bauenden Weibe doch ein wenig zu viel gewesen. Meine eigenen Fata, meine Ohnmacht vor dem Schwan, meine Correspondenz mit Jenny, die sie erfahren hatte, alle diese Dinge, erweckten in ihr einen bisher nie gekannten Argwohn. Das Gift des Mißtrauens ergriff das Mark ihres Lebens. Kurz vor ihrem Scheintode hatte sie meiner Mutter das Geschehene eröffnet, ihr Testament gemacht, und eine Leichenschau verordnet.«

»Wenn gleich meine Mutter mich einer solchen Unthat nicht fähig hielt, so hatten doch manche Umstände, zu welchem der kam, daß ich aus Pflichtgefühl, von dem Gedanken an Jenny zu einem ewigen Zittern der Nerven gereizt, meiner Frau immer selbst zu trinken gab, welches diese zwar oft ablehnte, und nur, sich selbst verloren gebend, aus Furcht und Resignation endlich angenommen hatte, — sie befremdet.

Mehr aber noch hatte dies meine schnelle Reise in die Gegend von Heidelberg nach dem Tode meiner Frau gethan, woselbst Jenny, wie ein schlecht von mir verwahrter Brief ihr verrathen hatte, lebte, und obgleich sie meiner Frau zu meinen Gunsten immer lebhaft widersprochen hatte, mochte ihr doch unheimlich genug bei allen diesen fratzenhaften Verkettungen zu Muthe geworden seyn.«

»Ich hatte kaum die Zeilen gelesen, als die Flügelthüren sich öffneten, und meine Frau, wie meine Mutter, mit Thränen hereinstürzten und mich umhalseten. Ich mußte mein wunderbares Geschick vergessen, und mich zwingen, lächelnd die vom Wege des Glaubens an die Menschheit Verirrten zu trösten, und auf den rechten Pfad zu leiten.«

»Es gelang mir bei meinem Weibe zwar, nicht so aber, trotz aller ersinnlichen Liebe, bei meiner Mutter. Ein unheilbarer Tiefsinn ergriff sie; im October des folgenden Jahres litt sie an unsäglichen Schmerzen, und fast sehnsüchtig blickte ich dem nächsten Malachias entgegen, welcher auch ihren namenlosen Leiden ein Ende machte.« — —

Hier pausirte der Erzähler, und ich führte abermals meine Hand an die Stirn, und sodann sogar an die mir bald durch ihre Gewalt mein Wachseyn documentirende Flamme, um mich zu überzeugen, daß mich kein Traumbild äffe. Die Mienen des Wirths trugen ein solches Gepräge, daß kein ungläubiger Thomas an ihrer Wahrheit zweifeln konnte.

»Ja,« rief ich aus, »Sie haben Recht, Ihre Geschichte enthält ein fortlaufendes Abentheuer aller Abentheuer, die Erzählung dieser Nacht nimmt es an Wunderbarkeit mit tausend Nächten, und fast mit tausend und einer Nacht auf. Aber,« fuhr ich fort, wie von einem Dämon getrieben, »was kann Sie, mein Allervortrefflichster! abhalten, den so eben mit einer Stafette angekommenen Brief zu öffnen? Welcher Wermuthstropfen kann noch den Becher Ihrer Leiden füllen? Vielleicht macht der heutige Brief am Ende wieder Alles gut. Er enthält möglicher Weise sogar Nachrichten von Ihrer verschwundenen Jenny. Vielleicht ist der Zauber

des Malachias gelöſ't, er beſſert ſich, und wird ein gewöhnlicher unſchädlicher Kalendertag, sans consequence.«

»Sie haben Recht,« verſetzte der Wirth, und eröffnete die Depeſche. Aber kaum hatte er wenige Minuten hineingeblickt, und flüchtig einige Anlagen durchblättert, als die Papiere ſeiner fliegenden Hand entfielen. »Leſen Sie!« rief er aus mit dumpfer Verzweiflung, »noch iſt die Macht des dritten Novembers nicht gebrochen. Jenny iſt todt, da liegt ihr letzter Wille. Was hilft es mir, daß ſie mich zu ihrem Univerſalerben eingeſetzt hat, was nutzen Worte dem brennenden ſehnſüchtigen Herzen? ſie ſind Goldkörner für den Hungrigen!«

Ich war an Abentheuer, an Sterben und Wiederaufleben, durch die Erzählung meines Wirths zu gewöhnt, um durch dieſe neue Kataſtrophe abermals ſehr erſchüttert zu werden. Bedächtig ſammelte ich die Papiere, und las, den mich anſtierenden Wirth nicht beachtend. Er hatte recht geſehen, und, wie ein guter Muſikus ſeine Partitur, blitzſchnell geleſen.

Das eine Document enthielt ein in Philadelphia aufgenommenes Teſtament, wonach mein unglücklicher Geſellſchafter zum Univerſalerben der Lady Herclot eingeſetzt war, das zweite ihren Todtenſchein, aber das oben mit dem dritten September angegebene Datum war unten, trotz der bezeugenden fides pastoralis, verſchrieben; Malachias hatte ſich als dritter November eingeſchwärzt. In dem Briefe erklärte Jenny, daß ſie ſich zu unwohl an dem Bette ihrer eben verſtorbenen Schwiegerin fühle, um, wie es ihr Herz begehre, in die Arme ihres einzigen Geliebten zu fliegen. Miß Herclot habe beide um ihr Lebensglück betrogen. Neid und Habſucht, Hoffnung, nach dem Teſtamente des Bruders Jenny, falls ſie kinderlos ſterbe, zu beerben, hatten ſie zu einer Furie auf Erden gemacht. Die Todesannonce der Lady war ohne Vorwiſſen ihres Bruders geſchrieben, und ſie war die einzige Urſache, welche die Reue des Lords über ſein Benehmen gegen den Beleidigten nicht werkthätig gemacht. Immer hatte ſie ihn an einer Rückkehr nach dem

Continent, wo er ihn hatte aufſuchen und um Vergebung bitten wollen, verhindert, auch viele von Jenny an den armen Wirth gerichtete Briefe aufgefangen. Die Intrigue mit ſeiner Frau, den nur vorgegebenen Tod Jennys, Alles hatte ſie eingeſtanden. Dabei hatte ſie den unglücklichen Wirth immer, wenn gleich mit gleißneriſcher Theilnahme, als einen verworfenen Menſchen geſchildert, und Jenny vermocht, nach Amerika zu eilen. Dieſe hatte ſie vom Ausbruch ihrer letzten nervöſen Krankheit an, mit der aufopferndſten Liebe gepflegt und war dadurch ſelbſt geſchwächt, und wahrſcheinlich, wie aus den Umſtänden zu ſchließen war, am Ende ein Opfer ihrer Theilnahme geworden, wenn ſie gleich den Engelstroſt genoſſen hatte, eine durch Geſtändniß und Reue verſöhnte Sünderin in ihren Armen ſterben zu ſehen.

(Der Schluß folgt.)

Denkmäler.

Eine Stunde hinter Dresden ſteht auf einem Hügel ein Denkſtein auf der Stelle, wo Moreau für die deutſche Sache den unfranzöſiſchen Tod erlitt. Auf demſelben befindet ſich ein Helm, ein Schwert und ein Lorbeerkranz, alles von Stein, mit der Inſchrift:

MOREAU
DER HELD
FIEL HIER AN DER SEITE
ALEXANDERS
DEN XVII AUGUST
MDCCCXIII.

während drei junge Eichen langſam aber ſicher darüber zum Sonnenlicht empor ſtreben. Sie ſind vielleicht das Symbol eines Glücks, das dem deutſchen Volk, welches mit ſo ſchwerem Opfer das Joch der franzöſiſchen Herrſchaft abgeſchüttelt hat, allmählig entgegen reift. Dagegen gleichen die Tauſende von erſtarrten Maikäfern, welche am 12. Mai

dieſes Jahrs von dem dürftigen jungen Laub aus Mangel an Wärme flügellahm zu den Füßen des Monuments geſunken waren, unſern jungen politiſchen Verbeſſerern, welche die Volksentwicklung, anſtatt bergauf auf zerfahrnem hiſtoriſchem Gleiſe, über Eiſenbahnen herbei holen wollen. Die Motive waren ſchon gut, allein die Locomotive zerſprang und ſchleuderte manchen dieſer politiſchen Maiſchwärmer ins Gefängniß.

Von jetzt an finden ſich auf der Straße nach Breslau mehrere Monumente z. B. das des Duroc, welcher ſterbend Napoleon die Lüge prophezeite, daß er ihn nach zwanzig Jahren wieder ſehen werde, wenn der Kaiſer über alle ſeine Feinde triumphirt haben würde; eine Wahrſagung, welche den großen Korſen bis zu ſeiner politiſchen Verquirlung belebt und ermuthigt haben ſoll; das des Kutuſows u. m. A.

»Was iſt denn das für ein Denkmal?« fragte ich den Poſtillon auf einen Stein zeigend, welcher unſern Waldau links hart an der Chauſſee ſtand.

»Hier liegt ein erfahrner (sic) Fuhrmann,« wiederholte der Gefragte mehrere Male auf mein Begehr, »der, weil ſeine Pferde mit ihm durchgegangen ſind, auf dieſer Stelle den Hals gebrochen hat.«

Das Geſchlecht der Phaetone ſtirbt doch nie aus, dachte ich, und dabei an den erfahrnen Fuhrmann, an Moreau und mehrere Andere.

Bei Ueberſendung eines Vergißmeinnichts an eine blauäugige Dame.

Es nahen Dir Vergißmeinnicht,
Ins Auge Dir zu ſehen,
Beſchämt dann, — was ihr Name ſpricht
Nicht fürder zu erflehen.

Hors d'oeuvres.

Dem geiſtreichen Wilhelm Humboldt ließ ſich während ſeines Aufenthaltes in Rom ein ſehr einfältiger deutſcher Doctor der Weltweisheit vorſtellen, an den Humboldt die Frage ſtellte: wie lange er in Rom zu verweilen gedenke. »Nur kurze Zeit,« war die Antwort, »ich beſuche Rom nur zum Vergnügen, doch möchte ich das Sehenswürdigſte zu gleicher Zeit entnehmen, ich denke etwa acht Tage hier zu bleiben.« »Acht Tage?« ſchmunzelte Humboldt, »nun da haben Sie für jeden Hügel einen Tag und einen zur Recapitulation.«

Ein öſtreichiſcher Landedelmann hatte nie einen Adler in der Nähe geſehen und piquirte ſich einen ſolchen zu ſchießen. Da er aber ein ſehr ſchlechter Schütze war verfehlte er jedes Mal die Majeſtät der Vögel. Er gerieth durch dieſe Fehlſchüſſe übrigens in die allerſchlechteſte Laune und ließ dies ſeinen Umgebungen entgelten, welche, um ihn in beſſere Stimmung zu verſetzen, einen todten Adler auf einen Baum poſtirten und denſelben auf den Schuß des gnädigen Herrn, vermittelſt einer mechaniſchen Vorrichtung, wie in einer Darſtellung des Freiſchützen herunter fallen ließen. Voller Neugierde eilte der Herr v. Nimrod zu ſeinem erzielten Vogel, ſchüttelte aber bald ungläubig den Kopf, indem er ausrief: »Das iſt halt kein Adler — ein Adler muß zwei Köpfe haben.« *)

In einer ziemlich bekannten adelichen Familie, welche von einem ſehr dummen Zwillings-Bruderpaar heimgeſucht war, wurde dieſem die Silhouette eines Vetters mit der Frage, ob dieſe ähnlich ſey, vorgelegt: »Gott bewahre!« verſetzten beide einſtimmig, halb verſchämt lächelnd, »wir haben keinen Mohren in unſerer Familie.

---

*) Bekanntlich das öſtreichiſche Wappen.

In der Mährenschen Herrschaft Röttauer liegt ein Dorf das »Hafner-Lude« heißt, in welchem die Einwohner seit vielen Jahrhunderten durchaus nicht leiden, daß sich die Anzahl ihrer Gebäude um ein einziges vermehrt. Die Bewohner dulden dagegen wohl eine wilde Ehe ihrer Söhne und Enkel mit Nachbarstöchtern, allein die priesterliche Einsegnung erfolgt erst nach des Vaters Tode. Vergebens haben sich die Bischöfe von Olmütz bisher bemüht diesem Unfug zu steuern. Die Conservativen bleiben bei ihrem alten Herkommen und stimmen in ihren Ansichten mit den neuern Emancipanten des Fleisches überein.

Erklärung *).

Auf mehrere an mich ergangene Anfragen zeige ich dem Publikum hiemit an, daß ich, falls bis dahin nur einigermaßen bedeutende Bestellungen eingegangen sind, mein Geheimniß zur Vertilgung des Duwocks am 10. November 1840 an alle solide deutsche Buchhandlungen durch die des Herrn Wilhelm Kaiser in Bremen oder auf directe und portofreie Bestellung nebst Remessen an mich selbst versenden werde. Der Preis jedes Exemplars ist auf vier gute Groschen gesetzt, welche ich zurück erstatte, wenn mein Mittel nicht probat gefunden wird.

Oldenburg, den 21. August 1840.

Wilh. Becker.

*) Bei der Wichtigkeit der Erfindung werden alle deutschen Blätter um Aufnahme dieser Erklärung gebeten, die, wenn sie, wie wir nicht bezweifeln, sich probat bewährt, zu den wichtigsten agronomischen unsers Jahrhunderts gerechnet werden muß. A. d. R.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 36. Donnerstag, 3. September. 1840.

Der dritte November.

(Beschluß.)

Schweigend sah ich den Unglücklichen an. Da fuhr ein Lichtstrahl durch meine gleichfalls umnachtete Seele. »Triumph!« rief ich, aufspringend, »die Prüfungszeit hat geendet. Ist dieser Brief nicht mit dem Postzeichen »Darmstadt« versehen? Der Weg von Amerika führt vom Norden über Cassel, und nicht durch den Süden. Malachias übt seine letzte Gewalt. Jenny lebt, der Brief ist geschrieben, um Sie Ihr letztes Abentheuer bestehen zu lassen. Diese letzte Probe versöhnt die weibliche Eitelkeit, daß Sie eine alte Frau der Lady Herclot Jugendschönheit vorgezogen haben. Eilen Sie nach Darmstadt, eine Ahnung sagt mir, Sie finden sie dort in der Traube.«

Kopfschüttelnd sah mich der Wirth an, aber Enthusiasmus und Vertrauen wirkten mit contagiöser Gewalt. »Wäre es möglich!« rief er zweifelnd, — während ich mit prophetischem Geiste: »Ja, ja, es ist möglich, weil es ist!« ausrief.

»Nun, in Gottes Namen!« endete der Wirth, »ich will Ihrem Rath folgen.« Schon erhob er sich, mir die Hand schüttelnd, als die Saalthüre sich öffnete, ein Jammergeschrei entstand, und eine kreischende Weiberstimme rief: »Ach, Herr, kommen Sie um Gotteswillen! Ihre Frau liegt im Sterben.«

Der Wirth folgte dem Ruf, ich wollte nacheilen, ich effectuirte es aber nicht, da die letzte Kerze grade erlosch, und ich auf dem mir unbekannten Wege meinem Vorgänger nicht zu folgen vermochte, auch an dem heutigen Tage einen unglücklichen Fall, wozu mein allzuschwerer Kopf das Seinige leicht beitragen konnte, fürchtete.

Da saß nun ich, der so viel Aufklärung verschafft hatte, im Dunkeln, und klirrte vergebens mit dem Messer an die tönenden Gläser, um einen leuchtenden Kellner zu beschwören. Der Todesfall mochte die Leute im Hause zu sehr beschäftigen, mir blieb nichts übrig, als mich eine Zeitlang ruhig in Geduld zu ergeben.

Die wunderbaren Bilder der Erzählung gaukelten lange vor meinen Augen, bis mich eine unnennbare Müdigkeit ergriff, und ich einschlief.

Plötzlich fühlte ich mich gerüttelt. Der Kellner stand mit einem Lichte zitternd vor mir. »Vergebe Sie, Herr Baron!« rief er ängstlich, »ich hab als die Zeit verschlafe. Es schlagt schon siebe, die Diligence fahrt uf de Schlag, Sie komme zu spät.«

»Um des Himmelswillen nicht!« antwortete ich, mich schnell ermunternd. »Wo sind meine Sachen? Schnell!«

»Das Gepäck ischt schon gestern uf die Post gebracht,« rief er aus.

»Wo ist denn der Herr?« fragte ich eilig.

»Der Herr Schnerr schlafe alleweile, sie habe eine unruhige Nacht gehabt,« erwiederte der Kellner.

»Das weiß ich,« versetzte ich, »aber ist er nicht nach Darmstadt gereis't?«

»Gott bewahre, der reis't heute nicht, seine Frau — —«

»Ist sie todt?« fragte ich.

»Nein, dem Himmel sey Dank nit,« versetzte der Kellner. »Es ist ganz gut gange.

»Gut gegangen?« versetzte ich, »sie lag ja im Sterben.«

»Gott bewahre!« lachte der Kerl. »Sie hat ihm ä Bub gebore. Habe Sie nit die Freude gehört, wo im Saal

geweſt iſcht? Mir Kellner habe dem junge Prinz ja à Vivat gebracht.«

»Die alte Frau in Wochen?« fragte ich.

»Nein, Herr Baron, aber dem Herrn ſeine Frau, nicht die Frau Mutter,« pruſtete der mich anglotzende Marqueur.

»War das denn nicht der Herr, der bei mir in der Stube war?«

»Sie uze mich, Herr Baron,« verſetzte der Kellner betroffen, »hier iſt keiner nit geweſe. Doch ja er hat Ihne ſei Freud auch ins Ohr zugerufen, als er uns ſei Glück berichtet hat. Sie habe geſchlofe alſchfort wie à Dachs. Aber Sie müſſen eile, eile.«

Nun ward es mir erſt klar, daß mich ein Traum gefoppt hatte. In dem Augenblick fuhr die Poſt dröhnend unter den Fenſtern vorbei.

»Malachias, dritter November, mein Unglückstag!« rief ich aus. »Du haſt mich ſchändlich geneckt. — Extrapoſt!« befahl ich dem Kellner, »damit ich den Eilwagen vor der nächſten Station wieder einhole. — Verwünſchter Champagner! Neue Koſten und noch ſo weite Reiſe bis Rendsburg!« Doch du haſt nichts verſchlafen, dachte ich bei mir ſelbſt, als ich von der Extrapoſt in die bald erreichte Diligence ſtieg. Schreib eine Novelle von dieſer Geſchichte, und laß dir deinen koſtbaren Traum von deinem Buchhändler und ihm von ſeinen Leſern mit Agio erſetzen. Profit tout clair!!

Nomen et omen.

Auf Wangeroge, unſerer Oldenburgiſchen Badeanſtalt, haben die Hazardſpielbankiers recht paſſende Namen. Der Herr heißt »Habicht,« der Bankier »Greif.« Ich wüßte auch wohl einen paſſenden Namen für die Pointeurs.

Literatur.

Politiſche, kritiſche und literariſche Zuſtände in Deutſchland. Ein journaliſtiſcher Beitrag zu den Jahren 1838 und 1839, von Fr. v. Florencourt. Leipzig 1840.

Die Hamburgiſchen literariſchen Blätter der Börſenhalle, früher unter Niebours und Ludwigs Redaction, und die kritiſchen Blätter der Börſenhalle, redigirt vom Profeſſor Wurm, haben ſeit vielen Jahren Intereſſantes aus der ausländiſchen Literatur deutſchen Leſern vorgeführt und in der kritiſchen Revue über die deutſche politiſche Literatur manches geiſtreiche Wort zu Tage gefördert. Was ihnen aber fehlte und auch die Verſchmelzung in Eine Form (»Literar. und krit. Blätter der Böſenh.«) ihnen nicht gegeben hat, war Charakter. Veraltet in der äußern Form, drohten ſie auch geiſtig an Altersſchwäche zu ſterben und manchen Abonnenten mogte nur Pietät noch an ihnen feſthalten. Da wurde in ihren Spalten eine Stimme laut, die bisher wenig bekannt, offenbar einer kräftigen Perſönlichkeit angehörte. Möglich, daß ihre Töne nicht immer den Regeln politiſcher, philoſophiſcher, kirchlicher Syſteme angepaßt wurde — wir machen uns in dieſer Hinſicht nicht zum Richter, — aber es war die Stimme eines Mannes, und die verfehlte nie, bei Männlichgeſinnten eine Saite zu finden, die nachklingt. Dieſer Mann war Florencourt, der Verfaſſer obigen Buches.

Es mag ſeyn, daß der Verfaſſer fühlte, er habe einen bedeutenden Theil ſeines Ich in den Aufſätzen niedergelegt, die er jenen Blättern lieferte, vielleicht auch, daß ihn nur der ausgeſprochene Zweck leitete, »Jugendfreunden ein Zeichen ſeines Lebens zu geben und einen wohlthuenden Beweis, daß Vaterlandsliebe und Streben nach Wahrheit im Leben auch noch über die Univerſitätsjahre hinaus ſich feſt erhalten können.« Gewiß iſt, daß ſie nicht zu den ephemeren Erſcheinungen der politiſchen Tages-Literatur gehören

und daß die ſelbſtſtändigen Anſichten, welche der Regierung und der Oppoſition gegenüber in der Hannoverſchen, und dem Preußenthum wie dem Papſtthum gegenüber in der Kölniſchen Frage, darin ausgeſprochen werden, der Geſchichte nicht verloren gehen werden.

Was uns in dieſen Aufſätzen am meiſten erquickt, das iſt die Achtung vor der Wahrheit, ſelbſt in der Form der Rede. In dieſer Richtung, deren ſich der Verfaſſer wohl bewußt iſt, kann er Muſter ſeyn, und ſeine politiſchen Schriftſtellern gelegentlich gegebene Regel iſt dreifach zu unterſtreichen: »Sie mögen trachten, ihre Gedanken klar, körnig-männlich, ohne Verklauſulirungen, ohne ſüße Einmachungen, ohne ungeſunde Verſetzungen vorzutragen. Sie mögen ohne Leidenſchaft ſeyn und in den Schranken des Anſtandes bleiben, aber den Gedanken ſollen ſie ſchärfen ſo viel als möglich, und nicht in unmännlicher Aengſtlichkeit ihn abſtumpfen und ihm alle Schneide nehmen.« Aber ſchlimmer, als die äußere, verfolgt der Verfaſſer die innere Unwahrheit, und kläglich iſt das Bild, das er vom Journaliſten von Profeſſion entwirft, der keine andere melkende Kuh hat, als den Journalismus, und ihr zu Gefallen unwahr wird. »Er ſoll intereſſant, er ſoll geiſtreich ſchreiben, will er anders Leſer finden und nicht langweilig werden. Nur zu leicht verfällt er alsdann auf das verwerfliche Mittel, das, was ihm an Ueberzeugung, an innerm Berufe abgeht, durch Phraſen und Künſtelei zu erſetzen. Fehlt es ihm an innerem Material, ſo verſucht er ſich künſtlich in die Höhe zu ſchrauben, ſich in eine phantaſtiſche Hitze hinaufzuſteigern, bis er zuletzt zu der Fertigkeit gelangt, über Alles zu ſprechen und zu reflectiren, ohne daß ſein Herz etwas davon weiß. Die letzten Reſte von Wahrheit gehen verloren; er wird zur perſonificirten Lüge.«

Von der Journaliſtik, wie ſie ſeyn ſoll, hat indeſſen der Verfaſſer keine ſo geringe Meinung. Sie iſt ihm der Kleinhandel mit den Ideen, der Handel für das tägliche Bedürfniß, der ſich naturgemäß bilden mußte, nachdem die großen Magazine aufgeſtapelt waren. »Die Journaliſtik iſt es,

welche das in Masse Verdaute durch alle kleineren Saugadern und Lymphgefäße des großen Nationalkörpers führt, und mit dem Leben selbst amalgamirt, die die edleren Theile mit den Muskeln und Knospen in Verbindung setzt, die auch die Extremitäten ernährt und kräftigt.« Wir wollen hoffen, der Verfasser werde als Journalist ferner zeigen, was die Journalistik seyn soll und sich nicht durch die Censurnoth, die er in der Vorrede mit ernstem Humor schildert, niederbeugen lassen. Daß wir ihn seit einigen Monaten in den liter. und krit. Blättern vermissen, obgleich sein Name der Redaction beigesellt ist, läßt uns fast das Gegentheil befürchten.

Hätte er mit der hier angezeigten Sammlung als Journalist sein Testament machen wollen, so möge ihn wenigstens unsere kurze Anzeige ermuntern, bald ein verwandtes Feld zu cultiviren. R.

Gerhard Anton v. Halems, Herzogl. Oldenb. Justizraths und ersten Raths in der Regierung zu Eutin, Selbstbiographie, zum Druck bearbeitet von seinem Bruder Ludwig Wilhelm Christian v. Halem, Großherzogl. Oldenb. Hofrath und Bibliothekar, und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Mit G. A. v. Halems Bilde in Kupferstich. Oldenburg 1840. Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung (W. Berndt). 2 Thaler.

Ein Buch, welches für die Oldenburger, in deren Geschichte Halem zu den ausgezeichnetesten Männern gehört, ein doppeltes, allein auch ein großes Interesse für einen weitern Kreis von Lesern gewährt. Denn Halem nimmt auch in der deutschen Literatur einen ehrenwerthen Platz ein. Dann enthält dasselbe auch eine Menge interessanter Briefe bekannter Leute wie Voß, Boje, Ungern-Sternberg und Stolberg u. m. A. Höchst interessant sind viele Briefe des letzteren, wovon die beiden letzteren hier zum Beleg dienen

mögen, daß Halem einen größern und tiefern Begriff von der Freundſchaft hatte als Stolberg, und den alten Voß entſchuldigen mag, wenn er ſeinem Freunde Objective gegen Objective entgegen ſtellte, während die Herren beide die Unvergänglichkeit der Freundſchaft bei entgegengeſetzten Anſichten nicht zu begreifen vermochten.

109. Von Stolberg*).

Oldenburg, den 29. April 1800.

Unſer ehemaliges Verhältniß zu ehren, ſandte ich Ihnen keine Viſitenkarte. Eben dieſes ehemaligen Verhältniſſes wegen laſſen Sie uns ohne Rüge geſondert bleiben, wie wir ganz natürlich und ſtill uns getrennt haben.

200. Von Stolberg.

Oldenburg, den 1. Mai 1800.

Ich habe keine perſönliche Beſchwerde wider Sie. Wäre das, und nur das der Fall, ſo würde viel dazu gehören,

*) Der Briefwechſel zwiſchen Stolberg und Halem war ſeit dem Jahr 1794 nicht fortgeſetzt worden. In den letzten Tagen des Aprils 1800 kam Stolberg, auf ſeiner Reiſe von Eutin nach Münſter, durch Oldenburg, und verweilte daſelbſt mehrere Tage. Als Halem keinen Beſuch von ihm erhielt, ſchrieb er ihm Folgendes:

»1800. April 28. Stolberg iſt in Oldenburg, und beſucht nicht »Halem? Womit verdient das er, der ihm ſonſt lieb war?«

Auf dieſe Frage war obiges (199) auf eine verſiegelte Abſchiedsviſitenkarte, mit eingedrucktem Pour prendre congé, geſchrieben, die Antwort. — Halem erwiederte am folgenden Tage:

»Das heißt nicht, ſich ſtill trennen, wenn man an einem Orte iſt, »und den gar nicht ſieht, den man ſonſt dort am meiſten ſah. »Ein Briefwechſel kann einſchlafen; aber man iſt deswegen nicht »getrennt, um ſich nie wieder zu ſehen. Ich bin mir nicht bewußt, die mir heilige Freundſchaft verletzt zu haben. Unverändert blieb ich der nämliche, der ich immer war. Wenn Freundſchaft Offenheit fordert, ſo ehren Sie unſer ehemaliges Verhältniß nur dadurch, daß Sie mir offen ſagen, oder ſchreiben, »wodurch Sie ſich gekränkt halten. Das darf ich von Ihnen »fordern. Leicht kann man ſich über Trennung mancher Menſchen tröſten, aber ich müßte wenig Gefühl haben, wenn mir »die Entfernung eines Mannes, deſſen Geiſt in den beſten Jahren meines Lebens mir die ganze Seele füllte, gleichgültig ſeyn »könnte.«

Stolbergs Antwort hierauf enthält № 200.

mich, vor mir selbst, zu rechtfertigen, einer Unterredung auszuweichen. Solche können nicht anders als fruchtlos seyn, wo man persönlich nichts auszugleichen hat, sondern durch Totalverschiedenheit der Denkart aus einander kam, und der jugendlichen Erwartung, den andern zur seinigen herumzubringen, entsagt. Gleiche Denkart in den wichtigsten Dingen verbindet die Menschen. In Verbindung mit dem ernsten Bestreben, dieser Denkart gemäß zu wirken, wo man kann, ist sie die Basis der Freundschaft unter Männern.

Wenige haben mein moralisches Gefühl so empört, sind mir so zum Abscheu gewesen, wie der verstorbene Knigge. Warum? das bedarf ich Ihnen nicht zu sagen. Sie haben ihn öffentlich gelobt, den Mann, dessen ganzes Dichten und Trachten nur Eine Tendenz hatte, eine Tendenz, welche Ihnen am wenigsten unbekannt war, und welche! Alles was mir heilig ist, war dem Manne zuwider. Was er zu befördern suchte, war mir Greuel, und wird es immer seyn. — Wie könnte ich mit seinem Schatten einen Freund in Gemeinschaft haben?

Hors d'oeuvres.

In der »Reise auf gemeinschaftliche Kosten,« worin unser unvergeßliche Rösicke den Liborius so vortrefflich darstellte, besteht der Haupthumor bekanntlich in der Darlegung der Unannehmlichkeiten, die das Reisen mit Damen verursacht. Ein Berliner Komiker improvisirt dazu einen scherzhaften Moment. Er läßt als Liborius zwei Tassen Kaffee, eine für sich und eine für seine Reisegefährtin kommen, welche so unartig ist beide zu leeren. Beim Genuß der zweiten räuspert er sich und bemerkt auf Befragen der Trinkenden was ihm fehle: »Es sey eine Tasse Kaffee in die unrechte Kehle gekommen.«

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 37. Donnerstag, 10. September. 1840.

Karl Immermann.

Es war ein schöner Sommerabend, der die Scheidestunde des letzten Augusttages vergoldete. Die Sonne war hinabgesunken, und allgemach erstarben die letzten ihrer Flammenküsse am abendlichen Himmelsrande. Die Bäume schatteten sich dunkler schon ab in der unbewegten Luft, und nur hin und wieder blitzten matte Streiflichter eines verglühenden Abendwölkchens durch die zarten Verschlingungen der wilden Weinranken, unter deren Laubdach ich mit dem Freunde der beginnenden Nacht entgegenlauschte. Alles war so heimlich und still um uns. Der linde Gottesfrieden der schlummermüden Natur schien auch über unsre Herzen gekommen. Das lebhafte Gespräch, der wechselnde Austausch unruhiger Hoffnungen und Wünsche war verstummt, und eine jener Pausen eingetreten, wo jeder, in sich selbst versunken der leisen Melodie des eignen Herzens lauschend, die Gegenwart des andern vergißt. Es flog ein Engel durch den grünumgitterten Raum der Laube. —

Da erhob ich mein Glas: »Laß uns anklingen! jetzt denken sie unser am schönen grünen Rhein. Denn heute ist Eugen bei Immermann, und bringt ihm unsre Briefe und Herzensgrüße.« Die Gläser erklangen hell wie Glockenklang, auf das Wohl des geliebten verehrten Dichters. Wir gedachten der schönen Tage, heut vor zwei Jahren mit ihm

verlebt, der letzten Stunden, die wir in seiner dichtumgrünten Villa mit Hildebrand und Freiligrath bei dem flüssigen Golde des ächten Elfers geist- und lebensvoll genossen, bis der schmetternde Ruf des Posthorns uns voneinander trieb. Wir erneuerten das Andenken des Tages, an dem wir bald darauf den aus der Heimath rückkehrenden Freund im alten Rathskeller zu Bremen in voller Kraft und Schöne zuletzt begrüßt, und uns gelabt an der feurigen Begeisterungsgluth seiner Rede, an der Innigkeit des Entschlusses, fortan den letzten Tropfen schwarzsehender Bitterkeit herauszuwerfen aus seiner edlen Natur, nur an dem Schönen und Wahren dem einzig Positiven in Leben und Kunst sich zu halten und jenen Dualismus, jene Zwiespaltigkeit seines Wesens zu überwinden, die er selbst tiefer und bewußter als seine Beurtheiler im Innersten empfand. Wir gedachten der Abschiedslieder unsres Friedrich Hilfers, denen des sonst so starrernsten Mannes Antlitz liebeverklärt — denn junge Liebe war siegend eingezogen in dieses starke Herz — in freudiger Rührung lauschte; des Abschiedsworts, mit dem er, schon im Wagen, den Scheidenden noch zurief: »Bleibt nicht zu lange fort vom Rhein!« und wir machten Pläne des Wiedersehens für die nächste Zukunft. —

Ein leuchtender Feuerstreif traf mein Auge. Ein Stern war vom Himmel gesunken in die Nacht hinab. Wir achteten nicht des Zeichens.

Und doch während wir so fröhlich und sorglos träumten, rüsteten sie dort schon den Sarg, gruben sie das Grab für den geliebten, verehrten Freund; denn eine Stunde später — und aus dem Zeitungsblatte stierte uns die furchtbare Kunde entgegen:

»Karl Immermann ist nicht mehr!«

Tage sind vergangen seit ich die obigen Zeilen niedergeschrieben, Tage und Stunden des unaussprechlichsten Schmerzes. Dem ängstlich hoffenden Zweifel folgte nur zubald die zerschmetternde Gewißheit, die das Herz erstarren läßt.

Ein Stern iſt niedergeſunken an Deutſchlands Himmel mitten in ſeinem ſtrahlendſten Aufſteigen. In ihrer vollen Kraft und Schöne hat der Blitz, aus wolkenloſer Höhe niederzuckend, dieſe deutſche Sangeseiche zerſchmettert, die tief in des Vaterlandes innerſtes Mark die Wurzeln ſenkend kühn und ſtolz die kräftigen Zweige in den Himmel breitete!

Noch iſt der Schmerz zu neu, zu gewaltig, ihn völlig auszuklagen, das dumpflaſtende Gefühl des unerſetzlichen Verluſtes zum Bewußtſeyn des klaren Ausdrucks befreiend zu geſtalten. Aber die Zeit wird kommen, wo ich es vermag. Bis dahin ſtehe hier in dieſen fliegenden Blättern, deren Schmuck und Ehre ſein Name war, als Denkſtein, den er ſich ſelbſt in heiliger Sängerahndung aufgerichtet, ſein Gedicht.

Der Baum.

Der Jüngling ſaß im Schatten einer Eichen,
Die weit ins Blau die grünen Aeſte ſchickte,
Sie waren kräft'gen Armen zu vergleichen.

Den moos'gen Boden wie ein Netz beſtrickte
Der Wurzelknorren graudurchfurchte Fülle,
Und in den Kronen Fink und Droſſel pickte.

Es war ſo ernſt, ſo heimlich, war ſo ſtille,
Horch da begann es über ihm zu tönen
Und alſo ſprach der Baum aus ſeiner Hülle:

»Ein goldnes Loos fiel allen Muſenſöhnen,
Das Herz der Welt, ſein Schlagen zu vernehmen,
Weil ſie die Creaturen nicht verhöhnen.

Drum dürfen Baum und Blume ſich nicht ſchämen,
Dem Sänger ihr Geheimniß zu erſchließen,
Ja, ſelbſt der Fels muß ſich zum Spruch bequemen.

Wenn ihn die Lieder Echolockend grüßen.
Drum bebte innerlich mein Mark vor Freude,
Als ich dich sah gestreckt zu meinen Füßen.

Bei diesem Flußrand ist des Wetters Scheide,
Zu schelten giebt's auf Sturm und Regenbäche,
Wenn sie mich zausen an dem Sommerkleide;
Lang sehnt' ich mich nach traulichem Gespräche.

Der Jüngling.

Wohl auf, Waldkönig sprich, und laß uns plaudern!
Der frischen Lippen Redekraft entfalte,
Ich bin nicht einer derer, welche schaudern,

Wenn aus dem Schlaf erstand Natur, die alte,
Sich reckt und dehnt' in ihren Riesengliedern,
Und bei dem Schütteln es von Stimmen hallte;
Erzähl' mir was, vielleicht kann ich's erwiedern.

Der Baum.

Wohl unter dieses Hügels weichen Decken
Da schlief der Kern; da mußt' er lange liegen,
Bis es begann den Schnee hinwegzulecken;

Bis es begann, dem Kern sich anzuschmiegen,
Bis ihn die Fei umschlang mit Liebesarmen,
Und sanfte Küss' ihm gab in seiner Wiegen.

Da drang ins Herz ein inniges Erwarmen,
In seinen Schlummer trat ein bunter Traum,
Die Mienen voll von lächelndem Erbarmen.

Ihm war's, als ſäh' er weit im blauen Raum,
In Grün und Gelb, um das ein Purpur lachte,
Zart wie des Regenbogens ob'rer Saum.

Das Farbenſpiel bedrängt' ihn, regte, fachte
Stets heißres Feu'r, von dem er ganz entbrannt,
Es ward zu mächtig ihm, und er erwachte.

Nun ſah er ſich gar eigen angethan,
Er ſtand mit ſeinen Füßen in der Erde,
Und hatt' ein leichtes grünes Röckchen an.

Anfangs beſorgt' er mancherlei Gefährde,
Denn um ihn wucherten viel wilde Brüder,
Verſchied'ner Art und üppiger Gebärde;

Bald aber hört' er ihre Willkommlieder,
Vernahm aus tiefen Kelchen Morgengrüße,
Und gab ermuthigt Lied und Grüße wieder.

Doch unten faß die Mutter Zei, die Süße,
Und hielt in ihren warmen treuen Händen
Hauchend umfaßt des Pfleglings zarte Füße.

Als nun des körn'gen Bodens feuchte Spenden
Zu Lebensblut die Adern aufgeſogen,
Wollt' er die friſche Kraft an Kämpfe wenden;

Und ſieh, ein Flügelaar kam hergezogen,
Mit himmelblauen, rieſiggroßen Schwingen,
Ihn neckend erſt umſchwirrend weit im Bogen.

Dann packt' er ihn! da ging's an tapfres Ringen,
Bald hätt' der Elf den Knaben umgerungen,
Nur daß zu feſt ſchon ſeine Wurzeln hingen.

Und in den Buſen war die Luſt gedrungen,
Der Knabe ward beſpühlt von muth'gen Wellen,
Und jauchzte, hielt der Elf ihn auch umſchlungen.

Oft mußt' er zwar zum Boden niederſchnellen
Vor derben Schlägen; aber gern verſchmerzte
Er alle Schwänke ſeines Spielgeſellen.

Denn dieſer koſ'te wieder dann und ſcherzte
So lieblich ſäuſelnd in den vollen Haaren,
So zart, geheim, vertraut das Stämmchen herzte!

Nach dieſem kam der Baum zu Jünglingsjahren.
Da ward mit blanken Pfeilen er beſchoſſen,
Und mußt' ein Wunder tief entzückt gewahren.

Ich ſah am Himmel tauſendfalt ergoſſen,
Unzähl'gen Augen gleich ein Meer von Strahlen,
Die ein unſterblich Götterbild umfloſſen.

Nun fühlt ich eines neuen Lebens Qualen,
Ein grad aufſtrebend wonniges Verzehren,
Das ſich mit ew'ger Sehnſucht will bezahlen.

Ich dehnte mich empor, mich auszuleeren
Gewaltiglich! und ſandte hoch die Aeſte
Empor zu meinem Götterbild, dem hehren.

Zog dann die Nacht auf an der Himmelsveſte,
Und deckte die Unſterbliche mit Schatten,
So wartete ich athmend, ſtarr und veſte.

Und ließ Aurora drauf den greiſen Gatten,
Erzitterten vor Freuden Kron und Wipfel,
Weil ſie aufs Neu ihr Ziel gefunden hatten.

Nicht zwar erſtreckten ſie den heil'gen Gipfel,
Nicht trinken durft ich aus der lichten Quelle,
Weit ab weht des Gewandes heller Zipfel.

Doch ewig zieht es mich zu jener Helle,
Nur mit dem Leben ſtirbt ſo heißes Streben,
Und ſterbend bad' ich wohl in ihrer Welle.

Jetzt hab ich treulich Kunde dir gegeben
Von mir aus alten und aus neuen Zeiten,
Raſch, Gott begünſtigt, floß mein gutes Leben.

Darum gelang's die Bruſt ſo auszuweiten,
Mein Königshaupt dem Aether nah zu ſenden,
Die Wurzeln in den Erebus zu breiten!

So Luft und Schatten gebend ...«

Da, wie Blenden
Aus Feuerriſſen fuhr's von heitern Höhen,
Und langer Donner rollt' an Himmelswänden.

Ach, um die Vöglein war's im Grün geſchehen,
Und eine Flamme war der Baum zu ſchauen,
Verklärend ſich in zorn'gen Feuers Weben.

Er rief: Steigt auf ihr Funken, auf zum blauen
Zum reinen Himmel steigt, zum lieben Lichte
Sing, Sänger, mich; dir durft ich mich vertrauen.

Der Sänger aber sang bei dem Gesichte:
Bin ich durch deine Wärm', o Lied, entfaltet
Spielt' um mich Luft der Freiheit wenn ich dichte,

Hat mich der Schönheit göttlich Licht gestaltet:
So woll auch mich, Geschick, wie den zerschmet-
tern,
Bevor mein allerbestes Theil erkaltet.

Damit ich frisch und froh in heil'gen Wettern,
Von meiner Kraft, von meiner Fülle trunken,
Ein Jünglingsstern aufleuchte zu den Göttern!

Da zog zum Himmel just der letzte Funken.

Und so geschah's! Von seiner Kraft, von seiner Fülle trunken, umspielt von Freiheitsluft des Schaffens, von der Liebe Arm umschlungen, hat ihn der Flammenblitz des Todes getroffen! Wir stehn geblendet und — »der Rest ist Schweigen.«

Adolf Stahr.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 38. Donnerstag, 17. September. 1840.

Mittheilungen
über
orientalische Sitten und Gebräuche, Charakterzüge, Sagen und Poesien.

(Beschluß.)

Sie lebte dort*) in einem alten, ihr vom Pascha von St. Jean d'Acre eingeräumten Kloster nach morgenländischer Art, und umgab dies mit einem zauberischen Garten, voll von Leuten, Lusthäusern, marmornen Wasserleitungen, Springbrunnen und Gruppen von Orangen-, Feigen-, und Citronenbäumen, den kein Ungeweihter betreten durfte. Die Ankunft des von ihr mit Sicherheit erwarteten Messias, wozu sie schon einige Vorbereitungen getroffen hatte, hat sie freilich nicht erlebt; sie gefiel sich aber in dergleichen Bildern ihrer Einbildungskraft und kecken Vermuthungen, die in jenen Ländern fremdartiger, geheimnißvoller Elemente, mehr Stoff und Nahrung fanden, und noch die letzten Augenblicke ihres Lebens zeugen von dem hohen Grade ihrer Verblendung. S. № 183. der allgemeinen Zeitung von 1840. — Der ewig reine Himmel, die üppige Vegetation und die einfache Lebensweise verleihen dort schuldlosen Genüssen einen hohen Reiz: die beschränkte Geselligkeit zwischen Männern

*) S. Lady Stanhope № 33. d. Bl.

und Frauen hält diese zurück in dem Kreise ihrer häuslichen Thätigkeit, und nur selten kommen Frauen unter sich zusammen. Besonders zu Ehren einer Braut versammeln sich wohl in Syrien, einige Tage vor der Hochzeit, eine große Anzahl von Frauen und Mädchen zu einem Badefeste, wobei mehrere Säle mit Dämpfen geheizt und Bassins mit wohlriechendem Wasser gefüllt, zu Bädern und Besprengungen dienen, worauf sie sich in kostbare Gewänder hüllen, Kuchen und Sorbet, Kaffee und andere Erfrischungen zu sich nehmen, Tabak rauchen, noch lange beisammen bleiben und durch ägyptische Tänzerinnen und durch Musik von Pfeifen und Tambourins erfreut werden. —

Der Orient ist von jeher das Land der Mährchen und Sagen gewesen und noch aus neuerer Zeit sind Beispiele davon nachzuweisen.

Bei einem arabischen Stamme am Ufer des Golfs von Suez heißt es von Napoleons Feldzuge in Aegypten, wie Bey-Dessmit berichtet: Aboul Zéïné, der Mann im Pelzmantel, auch wohl Bounabadi genannt, kam vor etwa dreißig Jahren mit einem Heere nach Aegypten, zahlreicher als die Ameisen und furchtbarer als die Heuschrecken. Seine Heeresmacht wird zu tausend und einer Myriade angegeben und man sagt, er habe die Gewalt besessen, den Djien oder Genien zu gebieten. Gewiß ist es, daß er den Ring Salomos gefunden hatte, mit Hülfe dessen er die Sprache der Vögel verstand und sich in einem Augenblicke in die größten Entfernungen begeben konnte, z. B. von der Erde zu den Plejaden. Alle Welt weiß, daß man ihn zu gleicher Zeit in Kairo und unter den Mauern von Jaffa gesehen hat. Ueber die Beweggründe seines Feldzugs nach Aegypten ist man gar nicht einig. Dem am meisten beglaubigten und wahrscheinlichsten Gerüchte zufolge unternahm er diesen Krieg in der Absicht, die Geliebte eines Mameluken-Beys zu entführen. Es war dies, wie man sagt, eine Circassierin von wunderbarer Schönheit; ihre Gestalt glich dem Vollmonde, ihr Wuchs dem Aste einer Weinpalme; ihre Nase war wie der Buchstabe > (Elif), ihre Augenbrauen wa-

ren wie zwei ﴾ ﴾ (umgekehrte Noums), ihr Mund war kleiner als der Buchstabe م (Mim): kurz — sie konnte den furchtbarsten Helden mit einer Schnur aus ihren Haarlocken fangen und auf ewig zu ihrem Sclaven machen. Aboul Zéroné verliebte sich sterblich in diese vollkommene Schönheit auf den Bericht, den ein Cophte ihm von ihren Reizen abgestattet, und er beschloß, dieselbe um jeden Preis zu gewinnen. Er hatte ihrem Herrn zehn Provinzen und hundert reiche und wohlbevölkerte Städte für sie geboten; aber der Mameluck verweigerte sie ihm rund weg, indem er ihm erklärte, daß er eine Muselmännin niemals einem Manne geben werde, der anders an Gott glaube als die Schüler von Mahomed Ellédhi Jedjàlon Lillaki Schérifan. Da sammelte Bounabardi ein gewaltiges Heer, mit welchem er nach Aegypten kam, um die schöne Circassierin zu erobern. Man weiß, daß er die Mamelucken besiegte und seine Eroberungen bis an den Aequator und zu den Landen von Habisch und Soudan ausdehnte; als er aber im Besitz seiner Angebeteten war, machte ihm diese Frau begreiflich, daß er im Irrthum befangen sey: da bekehrte sich Aboul Zéroné auf der Stelle und wurde Muselmann mit seinem ganzen Heere.

Bei diesem Feldzuge in Aegypten machte ein Schwärmer, der sich den Engel der Wüste, El-Medhi, nannte, den Franzosen viel zu schaffen; dieser war, wie es hieß, von keinem Weibe geboren, sondern ein Schützling überirdischer Geister. Er gab vor, mit seinem Pferde Al-Borak vom Himmel herabgestiegen und der Messias des Korans zu seyn. Viele arabische Stämme versammelten sich um ihn, hielten ihn wegen seiner Wunder für unüberwindlich und giengen mit dem größten Fanatismus den französischen Truppen entgegen. Er suchte seinen Anhängern glauben zu machen, daß sein Körper, trotz seiner Erscheinung, im Raume geistiger Natur sey; statt aller Nahrung tauchte er seine Finger nur in Milch und rieb sich die Lippen damit: gegen die Kanonen der Franzosen warf er eine handvoll Staub, um ihre Wirkung zu vernichten und setzte sich dem flöl-

ſten Feuer aus. Die Generale Marmont und Lefevre griffen dieſen Fanatiker mit ſeiner Bande bei Souhour an und kämpften ſieben Stunden gegen dieſe Menſchen, die ſich ihnen mit der blindeſten Wuth und Todesverachtung entgegenſetzten. Der General Lannes verfolgte den Engel der Wüſte, der zuletzt von einer Kugel durchbohrt auf dem Schlachtfelde bei Damanhour blieb. Eine Frau ſtürzte ſich auf ſeine Leiche und band dieſe an den Schweif eines arabiſchen Renners, der damit in die Wüſte jagte. Die Schwärmer beharrten in dem Glauben, daß er nicht vernichtet, ſondern in den Himmel zurückgekehrt ſey, von wo aus er die Streiche der Gläubigen leiten werde.

Dieſer Schwärmer benachrichtigte zuerſt den Mamelucken-Chef Mourad-Bey*) in ſeinem Serail in der Oaſe von Helle (dem alten Heliopolis**) in Aegypten), welche Savary beſucht und beſchrieben hat, von der Ankunft der Franzoſen und forderte ihn in einer Anrede zum kräftigen Widerſtande auf, die von Méry und Barthélemy in Napoléon en Egypte mitgetheilt iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Der Mamelucken-Chef Mourad-Bey wurde von den Franzoſen la face de lion, belle de cicatrices genannt. Sein Löwengeſicht iſt in dem großen Werke über Aegypten abgebildet. Bei den Pyramiden wurde er tödtlich verwundet und trug eine ſchöne Narbe im Geſichte davon, die ſein Anſehn noch wilder machte. Marmont focht als Brigade-General unter General Bon gegen ihn und hat das Schlachtfeld fünfundvierzig Jahre ſpäter wieder aufgeſucht und beſchrieben.

**) Dies Heliopolis iſt nicht mit dem in Syrien, dem jetzigen Balbek zu verwechſeln, welches unter den erſten römiſchen Kaiſern mit unglaublicher Pracht erbaut wurde, und worüber ausführliche Beſchreibungen von Robert Wood und Volney geliefert ſind. Auch Marmont hat es auf ſeiner letzten Reiſe im Orient beſucht und bemerkt, daß die vereinten Kräfte aller Souveraine Europas zur Ausführung ſolcher Arbeiten nicht hinreichen würden. —

Literatur.

Einhundert Bilder und Lieder. Stoffe für Muſiker und Maler von D. L. B. Wolff, mit einer Titelvignette. Jena. Druck und Verlag von Friedrich Manke. 1840.

Referent iſt ein Jugendfreund des Dichters und hat denſelben erſt vor Kurzem, nach zwanzigjähriger Trennung, wieder geſehen, ſich dabei über deſſen wahrhaft poetiſches tiefes Gemüth, wie über ſeine ſeltene Improviſationsgabe recht innerlich gefreut. Das obige Büchlein iſt ein Geſchenk des Verfaſſers beim Abſchiede. Der Empfänger mag nach dem eben Geſagten partheiiſch ſeyn, allein er hält es hoch und ſetzt es unter die beſten poetiſchen Leiſtungen der neuern Zeit. Von den humoriſtiſchen Liedern möge hier folgende Probe ſtehen:

Das Lied vom Herrn und Madame Schmetterling.

Der Schmetterling war ein feiner Herr!
Allein ſein Ruf lebt ſchlecht.
Den ganzen Tag verbrachte er
Und liebelt' aber recht'.
Sein armes Weib ließ er zu Haus
In Trauer und in Leid,
Und putzt ſich ſtolz und ſtattlich aus
Und trug ein ſeidnes Kleid.
O Junker Schmetterling,
So luſtig und ſo flink
Bei Jungfer Roſe in der Au,
Was ſagt dazu wohl deine Frau?

Sein Frauchen war ein Johanniswurm.
Die ſtrickt und die näht
Den ganzen Tag im alten Thurm.
Flog aus nur Abends ſpät.

Dann steht sie ihr Laternchen an,
Wenn er heimkehrt vom Schmaus
Und leuchtet ihrem sündern Mann
In seinem Rausch nach Haus.
O Junker Schmetterling
So lustig und so flink,
Du bist betrunken vom Blumenthau;
Was sagt dazu wohl deine Frau?

Doch einst Abends war sie nicht
Am wohlbekannten Ort,
Umsonst rief sie der Nachtwicht. —
Ein Mägdlein trug sie fort.
Er sprach: Es ist ein wahres Glück,
Daß ich sie nah bei Haus. —
Sie kehrte aber nie zurück —
Und er — — macht sich nichts d'raus.
O Junker Schmetterling!
Dein Schmerz ist nur gering.
Bei Jungfer Rose auf der Au
Holst du dir Trost für deine Frau.

Berliner Theater-Almanach auf das Jahr 1810. Herausgegeben von Alexander Cosmar. Fünfter Jahrgang. Berlin. Verlag von Th. Bade. 1 Thlr. 16 ggr.

Man könnte die fünf Lustspiele, welche dieser Almanach enthält, wie Sonnenfinsternisse anzeigen und würde dabei den Wunsch aussprechen müssen, daß die meisten als respective partial und total schlecht auf unsern freilich ohnehin entwürdigten Bühnen unsichtbar bleiben mögen. Vor allen Dingen ist der türkische Schawl, lokales Lustspiel in einem Aufzuge von L. Angely, eine große Sünde, womit der kleine Verfasser das deutsche Publikum noch nach seinem Tode quält. Die Eröffnungsrede, Lustspiel in

einem Aufzuge, nach Rougemont von A. Cosmar, iſt etwas frivol aber nicht ohne Geiſt. Tauſch und Täuſchungen, Luſtſpiel in zwei Akten, nach »le mariage en capuchon« bearbeitet von Ludwig Lenz, möchte den Preis verdienen, obgleich auch dieſes Stück aus nicht neuen Ingredienzen componirt iſt, und an die Gellertſche Fabel vom »Hut« erinnert.

Tableaux aus dem Leben von E. Janinski. Lemgo. Meyerſche Hofbuchhandlung. 3 Thlr.

Wunderliche Erzählungen, größtentheils anſcheinend erlebt aber doch nicht lebensfähig. Sie tragen den Stempel der Neuheit, ohne ihren Reiz zu beſitzen. Vielleicht bilden ſie indeſſen ein neues Genre, das im Anfang noch nicht mundet. Der Styl iſt gut.

Villebois Traum von Frederic Soulié. Frei nach dem Franzöſiſchen von Julius Schoppe. Leipzig. Verlag von Chriſtian Krappe.

Das Buch enthält vier Erzählungen, welche nicht mit der größten und fünften, welche dem Buche ſeinen Titel gegeben hat, zuſammenhängen. Dieſe trifft auch der Tadel einer allzugroßen Frivolität. Sie ſind alle mehr oder weniger intereſſant, vor allem aber die »der Vatermörder,« aus dem Tagebuche Ludwig des Achtzehnten.

Ew. Hochwohlgeboren *)
Haben, wie ich aus der Mitternachtszeitung erſehe, da mir Ihre Blätter hier nicht zugänglich ſind, das Eingehen der

*) Auf das gerechte, in anſtändigſter Form an uns geſtellte Verlangen des hochachtbaren Herrn von Alvensleben bezeugen wir hiemit, wenn gleich ungern, die Exiſtenz eines Blattes, deſſen Tendenz uns weder dem Adel noch dem Bürgerthum nützlich ſcheint, auch nur zur Trennung beider dienen kann, und bemerken dabei, daß wir zuerſt die Todesanzeige deſſelben in dem Telegraphen geleſen zu haben glauben.

Adelszeitung Ihren Lesern durch ein kleines Epigramm verbreitet. Da nun aber die Adelszeitung sich eines recht gesunden Daseyns erfreut, und durch die Zahl ihrer — in fortlaufender Liste öffentlich bekannt gemachten — Abonnenten gegen den Tod der galoppirenden Schwindsucht, an der so viele neuere und ältere Zeitungen verscheiden, gesichert ist — hege ich zu Ihrer Wahrheitsliebe das Vertrauen, daß Sie Ihren Lesern, wie den Tod so auch diese Apotheose verkünden, obgleich diese eigentlich nur ein irdisches Fortleben ist.

Mit aller Achtung
Leipzig, den 11. Aug. 1840.

Ew. Hochwohlgeboren
ergebenster
K. v. Alvensleben.

Hors d'oeuvre.

Die Bremer Herren Prediger sind im heftigen Kampf gegen einander. Man sollte kaum glauben daß sie die Religion der Liebe lehren. Während sie aber meinen, daß sie Gott geben, was Gottes ist, geben sie übrigens eigentlich nur dem Kaiser was des Kaisers ist*).

Wir nehmen übrigens das dem Adel gemachte Compliment zurück, ohne der Adelszeitung eins wegen ihrer Fortexistenz machen zu können. Altwerden ist kein Verdienst, und mancher stirbt in voller Kraft, wie wir neulich an Immermann gesehen haben. Die Propyläen Schillers und Goethes hörten auf aus Mangel an Theilnahme, während die ungöttlichen Komödien Nantes den Charakter des warmen Brodes, als geistige Speise, in unserm lieben Deutschland gewonnen haben.

Die Redaction.

*) Die meisten der Streitschriften sind bei dem Herrn Buchhändler Wilhelm Kaiser in Bremen erlegt.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 39. Donnerstag, 21. September. 1840.

Mittheilungen

über

orientalische Sitten und Gebräuche, Characterzüge, Sagen und Poesien.

(Fortsetzung.)

Als einst ein Kalif sich auf der Jagd verirrte und von Durst erschöpft zu einer Quelle kam, wo drei Beduinen Mädchen Wasser schöpften, bat er diese um einen Trunk, den sie ihm alle drei gleichzeitig sehr bereitwillig und freundlich darboten. Um sie dafür zu belohnen, wollte er ihnen einige Goldstücke aus seiner Börse reichen, sah aber, daß er sie vergessen hatte und brach daher einige seiner goldnen Pfeile in Stücken und vertheilte diese unter sie. Die drei Mädchen drückten ihm ihren Dank in Versen ungefähr folgendermaßen aus:

Die erste sprach:

Deiner Pfeile Kraft
Gut und Böses schafft!
Denn sie tragen Tod und Segen
Deinem Feinde stolz entgegen.
Wehrt er ihrem gift'gen Biß
Ist ihm Reichthum ganz gewiß.

Die zweite sprach:

Gaben spenden,
Pfeile senden
Ziemt Dir, mächt'ger Herrscher wohl,
Doch im Herzen
Will es schmerzen
Wenn die Gabe tödten soll.

Die dritte sprach:

Zierlich und schön
Ist's anzusehn,
Wenn die goldnen Waffen glänzen,
Edelsteine Dich umkränzen,
Wenn die muth'gen Rosse brausen
Und die gift'gen Pfeile sausen:

Doch ein Höheres wirst Du schauen,
Willst Du meinem Wort vertrauen:
Brich die Pfeile allzumal
Schaffe Freuden sonder Qual!

Die orientalische Poesie steht, wie das gesammte Volk, auf einer geringen Stufe der Cultur. Sie enthält größtentheils einfache Wünsche, Beschreibungen und Gebete, viele Nachbildungen einzelner Stellen des Heldengedichts Antar, zudem eine Menge von Wortspielen und Einfällen, die zwar nicht mißfallen, aber auch nicht zum Herzen sprechen. Ein solches langes beduinisches Gedicht findet man in Burkhardts Reisen im Morgenlande, im 57sten Bande der neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen Seite 61, in deutsche Prosa übersetzt, und mehreren Uebersetzungen in Prosa von Michaelis und Hartmann im achten Theile der allgemeinen Encyclopädie von Ersch und Gruber Seite 328. Das Heldengedicht Antar enthält die National-Poesie der Beduinen. Antar lebte im sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, war zugleich Krieger, Hirte und Dichter und ist zugleich das Vorbild seiner Nation. Seine Heldenthaten, seine biederen Gesinnungen und seine treue Liebe zur Abla sollen von Asmai, der am Hofe Harun al Raschid's lebte,

in arabiſcher Sprache beſungen ſeyn, größtentheils in blühender Proſa, mit Verſen und Geſängen durchwebt. Dies Werk ſoll viel intereſſanter ſeyn als Tauſend und eine Nacht, weil die darin enthaltenen Begebenheiten weniger Wunderbares und dagegen wahrhaft rührende, Theilnahme erweckende Schilderungen darbieten. Die Engländer beſitzen eine faſt vollſtändige Ueberſetzung davon, Handſchriften davon befinden ſich in Wien und Gotha. Ein eignes größeres Gedicht von Antar, die Moallakah, iſt 1812 in Göttingen abgedruckt im Boldyrews duæ Moallakah Antarah et Hareth, und in Antaræ poëma arabicum Moallakah, cum integris Zouzonii scholiis, Fr. Willmst, Lugduni Batav. 1816, deutſch in Hartmann's hellſtrahlenden Plejaden am arabiſchen poetiſchen Himmel, Münſter, 1802. Goethe ſagt in ſeinem weſt-öſtlichen Diwan, es ſeyen Preisgeſänge, aus dichteriſchen Kämpfen ſiegreich hervorgegangen, vor Mohameds Zeit, geſchrieben mit größern Buchſtaben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauſes zu Mekka. — Uebrigens ſind die Elemente der orientaliſchen Poeſie, beſchränkt auf die einfachen Sitten, Umgebungen und Naturſchönheiten jener Länder und Völker, auf Berg und Wüſte, Fels und Ebene, Cedern und Palmen, Blumen, Gewäſſer, den geſtirnten Himmel, Kameele, Pferde, Schilderungen zarter Gefühle u. dgl., wie Goethe bemerkt, mit den Geiſteswerken europäiſcher Schriftſteller in dieſer feingebildeten, überbildeten, verbildeten, vertracten Welt ſehr ſchwer zu vergleichen; und obgleich Goethe nicht in Abrede ſtellt, daß Jean Paul ſich wohl am meiſten den orientaliſchen Poeten genähert habe, hat er doch durch eine Zuſammenſtellung mehrerer aus einigen Blättern ſeiner Schriften extrahirter Ausdrücke, als: Barrieren-Tractat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenreceſſe, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Seſſionsſtühle, Principal-Commiſſarien, Enthuſiasmus, Zepter, Queue, Bruchſtücke, Eichhornbauer, Agioteurs, Schmutzfinken, Incognito, Colloquia, kanoniſche Billardſäcke, Gypsabdrücke, Avancements, Hüttenjungen, Naturaliſations-Acten, Pfingſtprogramme, Manual-Pantomimen, Amputationen, Super-

numerare, Bijouteriebuden, Sabbaterwege ꝛc. ꝛc. zu zeigen gesucht, daß in jenen orientalischen Leistungen mehr Poesie enthalten ist, als ein Schriftsteller unsrer Tage, der, um geistreich zu seyn, auf alle diese durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr so vielfach verklausulirten und zersplitterten Zustände Rücksicht nehmen und anspielen muß, zu Tage zu fördern im Stande ist. — In den Schlössern der arabischen Emiren findet man Dichter und Sänger, die ganz in der Art wie die Troubadours des Mittelalters oder die Volksdichter in Schottland bei den Gastmählern Verse in arabischer Sprache improvisiren, die größtentheils von geringem Werthe sind und sich auf orientalische Sitten und Gebräuche beziehen. — Einige bessere Poesien neuerer Zeit sind uns dagegen von Lamartine mitgetheilt.

Als dieser im Jahre 1832 in Kaipha war, begab sich ein junger arabischer Dichter aus Acre dorthin, um seine Bekanntschaft zu machen. Sie befanden sich in einem freundlichen Garten in Gesellschaft einiger Damen, namentlich der schönen jungen Griechin Lilla Malagamba, als Lamartine ihm verschlug, in Gegenwart dieser Dame einige Verse zu machen. Der Araber war hiezu sehr bereit und löste seine Aufgabe viel schneller als Lamartine. Die Verse, welche eine Liebeserklärung in arabischer und französischer Sprache und Form enthielten, waren ungefähr folgenden Inhalts:

Der Araber sagte:

Ein Blümchen prangt im Garten Kaipha,
Von Palmenlaub gar mütterlich geschirmet:
Die Sonne mögt' es schau'n, wie ich es sah,
Und kann nicht nah'n, sie fleht, sie ruft, sie zürnet.

Dies Blümchen trägt zwei Augen wunderschön,
Gazellengleich geformt und abgerundet,
Klar wie Krystall des Meeres anzuseh'n!
Wer diese schaut, von jedem Schmerz gesundet.

Der Duft des Blümchens alle Welt entzücket
Und reißt ſie hin in namenloſe Luſt,
Wenn fliehend ein Beduine naht, da blicket
Er hin, und drückt's an ſeine treue Bruſt.

Des Simoums Macht weiß jeden Duft zu tödten,
Nur dieſen nicht, der aus dem Herzen quillt:
Kein Warn- und Rettungszeichen iſt vonnöthen,
Mit wahrem Balſam iſt die Luft erfüllt.

Dies Blümchen findeſt du am Rande einer Quelle,
Die zu den Füßen uns ſanftrieſelnd niederfließt.
Ich nenne Dir das Blümchen auf der Stelle
Wenn Deinen Vater nur, o Schönſte! ich begrüßt. —

Lamartine ſagte:

Wenn, blauer Spiegelbach, an deinem grünen Rande
Die ſchwärmeriſche Lilla ſich geſellt,
Ihr ſchönes Bild im reizenden Gewande
Wie ein Geſtirn in deine Fluthen fällt,

Dann weichen ſie beſchämt und ſcheu zurücke
Erfreuen ſich der Gunſt der Geberin.
Wie gerne nimmt man Theil an deinem Glücke,
Der Himmel gab dir ja ſein liebſtes Kleinod hin!

Und doch iſt dies nur Abglanz jener Reize
Der blauen Augen glänzend Feuermeer,
Der Lippen Roſenroth, der Perlenmutterbeize,
Der hochgewölbten Formen, ſchön und hehr.

Der reich geſchmückten Haare lieblich Wallen,
Des Arm- und Hals-Geſchmeide bot!
Du Gold-, du Perlen-Bach, wie reich biſt du an Allem!
Du könnteſt Tauſende erretten aus der Noth.

Wie mögt' ich dieſen Schatten ſorgſam decken
Mit meiner Hand, der ſchwimmend ſich bewegt:
Mit meinen Lippen jene Fluthen ſchmecken,
Wo dieſes zarte Bild ſo eben ſich geregt.

Und doch — wird von dem Ufer hin verſchwinden,
Iſt ja dies Waſſer nur des finſtern Baches Fluth!
Von jener Lieblichkeit iſt dann nichts mehr zu finden!
Wer kennt es wohl, wie ſolche Täuſchung thut!

Sieh, liebe Lilla nun, wie Du den Bach beſchreiſt,
So lebt in mir Dein theures ſchönes Bild!
Wie Freud' und Schmerzen Du in jene Fluth verweheſt,
So wird durch Dich mein Leben rauh und mild.

(Der Schluß folgt.)

Literatur.

Die Liebhaberjagd. Novelle von Charles de Bernard, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Karl Ziegler. Lemgo, Meyerſche Hofbuchhandlung 1840. 12 ggr.

Ein Maler in Paris, Celonge, heirathete eine ſehr ſchöne und reiche junge Frau und verkennt keineswegs die vielfachen Gefahren, denen ihn ſeine beneidenswerthe Lage ausſetzt. Ein Schwarm von Anbetern umflattert bald ſein Haus und verwebt ihn und ſeine Frau in eine Menge von fein geſponnenen Intriguen. Als er auch einen ſeiner vermeintlichen Freunde darunter erkennt, ruft er aus: Tu quoque Brute! Nur in dem redlichſten Streben, in ſeiner Kunſt etwas Ausgezeichnetes zu liefern, findet er Troſt und Erſatz für manchen Kummer und Ungemach, aber auch dieſe Freude wird ihm getrübt, indem ſeine Frau in einem Rauſche angeregter Eiferſucht ein vortrefflich ausgeführtes Bild einer ſchönen Frau, welches er zu einem großen hiſtoriſchen Gemälde unter mehreren Figuren nach dem Leben gemalt hatte, mit einem Strich vernichtet, weil ihr im Vertrauen eröffnet war, daß nur die brennendſte Liebe ein ſolches Meiſterwerk habe vollführen können. Zuletzt verwickeln zwar die vielfachen Intriguen in dem Gewebe eigner Bosheit und

Niederträchtigkeit, aber wie einſt Herkules am Rocken ſpann, muß Colonge einer Weiberlaune nachgeben und darf als Bedingung der Wiedervereinigung ſein ſchönes Gemälde in der Kunſtausſtellung im Louvre nicht zur Schau ſtellen. Die Novelle iſt ſehr hübſch ausgeführt, die Ueberſetzung ſehr fließend und bis auf einige Härten, beſonders in den Dialogen, vollkommen genügend. Das Ganze würde ſich zu einer dramatiſchen Bearbeitung vorzüglich gut eignen. F.

Der verliebte Löwe. Novelle von Frederic Soulié, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Karl Ziegler. Lemgo, Meyerſche Hofbuchhandlung 1840. 12 ggr.

Was ſonſt Dandy und Faſhionable hieß, wird jetzt in Paris ein Löwe genannt; wahrſcheinlich weil ein ſolches Geſchöpf in dem Theile der Geſellſchaft, wo es ſich zeigt, als ein König der Thiere erſcheint und auf den Raub ausgeht. Sitte, Erziehung und böſes Beiſpiel führen ſelbſt manches zarte und edle Gemüth auf dieſe ſchlüpfrige und rauhe Bahn, wodurch ihnen der Genuß reiner Freuden vorenthalten wird. Wie ein ſolcher Löwe von hoher Abkunft, im Kampfe mit ſeiner beſſern Natur, den Gelüſten der Eitelkeit und des Stolzes unterliegt, und ein reines Opfer ſeines Leichtſinnes finden und würgen muß, ehe er ſeine Löwenhaut ablegt und Menſch wird, hat uns der geiſtreiche Frederic Soulié hier warnend und belehrend vor Augen geſtellt, und dem Ueberſetzer gebührt das Verdienſt, die Erzählung in einer wohlgefälligen Sprache wiedergegeben zu haben.

F.

Das Nonnenkloſter von Dr. L. Glockentreter. Lemgo. Meyerſche Buchhandlung. 1840. 12 ggr.

Ein dummes und höchſt unſittliches Buch. Der Verfaſſer hat noch die unerhörte Frechheit gehabt, daſſelbe Deutſchlands Damenwelt zu dediciren.

Hors d'oeuvres.

Ein sehr vornehmer, nach seiner Meinung dem Mysticismus ergebener, Herr trat kürzlich in eine Offizin, wo eine Menge Bibeln gedruckt wurden. »Schon gut, schon gut,« bemerkte er, »aber doch sehr gefährlich, sehr gefährlich. Die Bibeln können leicht in die Hände der Rationalisten kommen und diese sie verdrehen.

Man sollte am wenigsten den Professoren trauen, welche kurz nach dem Feldzuge, vom demagogischen Kitzel angesteckt, die Freiheitsideen der jungen Studenten verdrehten und diese nährten, bis es auf das Terrain der Selbsterhaltung kam, wo sie denn zum Verräther ihrer verführten Schlachtopfer wurden — und die niederträchtigsten Speichellecker der Legitimität geworden sind. Solche Fledermäuse werden leicht rückfällig. Einer von diesen hat kürzlich das unschuldige Buchdruckerfest in Leipzig — eine Hambachiade genannt.

Zu den lächerlichen Gerüchten, die auch in unserer Zeitung coursirt haben, gehört das: Prießnitz habe vor Kurzem, beredet von seiner durch einen Traum erschreckten Frau, die Behandlung seines Knaben, der von einer Ausschlagkrankheit ergriffen worden, einem Allopathen anvertraut und sey der Knabe bei dieser Verfahrungsweise gestorben. — Es ist eher möglich, daß das Wasser bergauf läuft, als daß Prießnitz je einen der Seinigen einem allopathischen Arzte anvertraut, und eben so unmöglich ist es, daß er dies mit seinem Knaben gethan, und dies aus dem einfachen Grunde, da er keinen Knaben, sondern nur fünf oder sechs Mädchen hatte.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 40. Donnerstag, 1. October. 1840.

Mittheilungen
über
orientalische Sitten und Gebräuche, Characterzüge, Sagen und Poesien.

(Beschluß.)

Als Lamartine am 7. November 1832 beim sardinischen Consul Bianco in Bairuth mit den zwei Söhnen des Drusenfürsten Beschir zu Mittag speiste, befand sich in deren zahlreichem Gefolge ein Dichter und ein maronitisch-katholischer Kaplan. Diesem wurde als Geistlichen und Beichtvater der Fürsten ein Platz bei Tisch eingeräumt, der Barde aber mußte stehen und beim Dessert, wo Wein vom Libanon und von Cypern reichlich floß, auf Befehl der Fürsten improvisiren. Er sang:

Laßt uns trinken Edens Saft,
Der das Herz erfreuet,
Fürst und Sclaven fröhlich macht,
Hohen Muth verleihet.

Noah pflanzte diesen Wein,
Als die Taub' sich zeigte,
Statt des Oelzweigs nur allein
Ihm den Weinstock reichte.

Seine Kraft hat Wunder ſchon
Hie und da verbreitet,
Manchen lieben Fürſtenſohn
Als Poet geleitet.

Auf das Wohl der Franken hier
Laßt uns munter trinken,
Fränkſche Weiber ſcheinen mir
Fürſtlich zuzuwinken.

Auch ſind unſre Frauen ſchön,
Augen ſonder Gleichen:
Doch was hilft's ſie anzuſehn
Wie vermummte Leichen.

In Europas Weiberblick
Seh ich Feuer und Flamme,
Kehre trunkener zurück
Als von Noahs Stamme.

Wein getrunken, Weiber ſchaun
Nennt der Türke Sünde!
Zwiefach Glück nenn' ich es traun
Ruhm und Ehr' drin finde!

Drum laßt uns hier im Verein
Hoch die Gläſer ſchwingen,
Wein und Weib geſegnet ſeyn,
Die uns Segen bringen.

Beſonders der Kaplan war ganz entzückt von dieſen Verſen, wiederholte immer den letzten Vers und leerte jedesmal ſidel ſein volles Glas dabei.

Ein Araber, durch deſſen eindringenden Blick ein junges Mädchen erröthete, ſagte:

Wenn Roſen ich auf Deine Wangen ſäete,
Kannſt wehren Du mich, daß ich ſie mir brach?
Das iſt der Schnitter Recht, denn ſiehe da, ich flehte
Zu erndten nur, was die Natur verſprach.

Der Dichter Tanbé ſtand bei den Arabern in großem Anſehn. Eine heftige, leidenſchaftliche Liebe wurde die Urſache ſeines Todes. Er beſang ſeine Geliebte in vielen Gedichten, und es wird Folgendes von ihm und ſeiner Lailla erzählt:

Die Liebe Tanbés war ein endlos Sehnen,
Im Arm des Todes nur, da fand er Ruh.
Er ſang in Verſen, die ein Strom von Thränen
Hinabzog und verſchlang in einem Nu.
»Wenn meine Lailla einſt auf meinem Grab wird ſingen
»Und freundlich zu mir ſpricht, dann leb ich auf,
»Durch Erd und Stein wird meine Stimme dringen,
»Des Grabes Schall wird mächtig ſie umſchlingen,
»Zu mir ins Reich der Wahrheit geht ihr Lauf.«
Und ſiehe da, als ſie nach Jahren freite,
Mit ihrem Mann an dieſe Stelle kam,
Sprach er zu ihr: »Nun liebes Weib bereite
»Mir hier ein Schauſpiel wie ichs nie vernahm.
»Laß ſehn, was dieſer Narr wollt' damit ſagen,
»Daß ſeine Stimm' man hören würde hier!«
»Ich bitte dich, ich darf, ich kann nicht fragen,
»Denn grauenvoll und angſt und bang wird mir.«
Doch er befahl. Den Zelter nun zur Seite,
Bog ſie das Haupt auf's Grab und rief hinein:
»Biſt Du hier Tanbé?« — Tanbé! — ſcholls ins Weite.
Ein Adler ruhte dort am Felsgeſtein;
Der warf verſcheucht den hohen Zelter nieder
Aufs zarte Haupt, gebeugt durch Grabesſinn!
Die arme Lailla, ſie erſtand nicht wieder,
Denn Tanbé zog ſie mächtig zu ſich hin. —

Fr. v. Kobbe.

Einſam.

Als ich noch Jüngling war, wenn da einmal der warme Sonnenſchein auf der Flur lag, und das Maifeſt gefeiert wurde, und Tanzmuſik und Juchheruf durch die Luft erſcholl — da konnt' ich oftmals in den manchfachen Tönen keinen finden, der einen verwandten Ton in meiner Bruſt hätte anklingen laſſen; da ſchien mir die Erde leer und der Himmel todt, obwohl wir ihn bevölkert und voll Leben uns denken.

Heißt das Einſam ſeyn? — Ich zweifle.

Einſam heißt: ein Sam, oder als ein vereinzeltes Samenkorn ſich fühlen, ohne Mittelpunkt, ohne Haltpunkt, ohne eine erwärmende Sonne; — wie leicht verweht der Sturm das reichſte Samenkorn!

Mir träumte: Es war im Juni: die Roſen in voller Pracht: im Wohnzimmer der Eltern prangte ein Feſtkuchen mit Lichtern: die Mutter küßte mich unter Thränen: es war ein Geburtstag.

Die Lebhaftigkeit der Freude erweckte mich.

Vor meinem Bett kein Feſtkuchen, kein Licht; die Mutter, die längſt entſchlafen, verſchwunden wie ein Schatten.

Ich werfe mich raſch in die Kleider. Mein Geburtstag iſt heut, das ſeh' ich der Sonne an. Die Mutter vertraumt ihn zum zweiten Mal auf dem Friedhofe dort. Die Geliebte längſt, längſt im Arm eines Andern; der Freund fern von mir. Niemand bringt mir heut Roſen, meine Lieblingsblume; Niemand ſieht mir heut ins Auge, drückt mir die Hand und zieht mich an ſein Herz — das heißt Einſam.

Im Juni 1840.

Emile d'Estrées.

An den Mond.

Der Mo ſchliest us de Wülkli rus,
Do luegt er über Feld und Hus
Du Wunderviz, du loſe Wicht
Was führ'ſch im Schild du Kunzleg'ſicht?
Was treiſch für Poſſen i dim Chof
Und luſtereſch du arme Tropf?

Und iſch's verlaubt, 's Laternegeld
Wer ſtiftet's i der ob're Welt?
Wer treit der's Oel und Döchte no?
Bi wüllem Cheufherr heſch es gno?
Uff jede Fall het all's ſi Sach,
Was reſidiert am Himmelsdach.

Wie mengmol ha di ſcho bitracht
I diner b'ſunders gele Tracht,
Wie mengmol by mer ſelber denkt:
»Mer heb di doch au wit nuf g'henkt! — «
Doch ſchint's, de frog'ſchem nit viel no,
De heſch no nie en Süfzger tho.

De gaffch üs zitwis hungrig a
Wo fehlt's, Herr Mo im Himmelsbah?
I glaub, di Fuetter und der Wi
Git mer der fölli ſpärli hi
D'rum luegſch ſo bleich und bitter üs
Un mager oft wie d' Chilchemuüs!

Mueſch viel zum ſpekulire ha,
I triff di oft an Bächli a
Und au an Flüße greß und chlei,
Schmeckſch mit der Naſe, miner Treu!
Und putz'ſch d'rinn's G'ſicht, wenn Is ſcho chracht
Wenn d'Uhr au mengmol Zwölfi ſchlacht.
Herr Mo! de mueſch doch hitzig ſy,
He, luegſch denn z'viel ins Gläſli ni?

Alfred Walchner.

Literatur.

Der natürliche Sohn. Pſychologiſches Nachtgemälde aus den Papieren eines Todten. Von W. M. Nebel, Verfaſſers des Seher von Venedig. Zwei Theile. Mannheim bei Tobias Loeffler 1839.

Eine geiſtige Prachtausgabe der frühern Räuber- und Ritterromane, der noch viel Herzpochen und Thränen erwecken wird, und allen Leſebibliotheken, welche in dem erſten halben Jahre für geſuchte Bücher ſechs Pfennige mehr Leſehonorar per Woche nehmen, zu empfehlen. Der Styl iſt gut, auch hat der Verfaſſer den noblen Grundſatz: »Das Gute gewollt haben iſt mehr, als dem leckern Gaumen der Leſewelt ein ſalzloſes Gericht von Frivolitäten vorſetzen.« Dabei bleibe er.

Der Weltbürger. Roman von Ferdinand Stolle aus den Jahren 1830 bis 1832. Drei Bände.

Ein intereſſantes Buch, in welchem die Begebenheiten der neuern Zeit mit großem Geſchick ausgebeutet ſind. Die Fabel iſt geſchmackvoll, und die Reflexionen zeugen von tiefer Lebenskenntniß.

Muſikaliſches.

In München bei Finſterlin iſt eine praktiſche Pianoforteſchule für den allerneuſten Anfang bei M. Kurz erſchienen (21 Bogen ſtark 2 Thaler 16 ggr.), welche an Methode, Einfachheit und Faßlichkeit alles übertrifft, was bis jetzt für Anfänger geſchrieben worden und ſich des einſtimmigen Lobes aller Muſikkenner erfreut. R.

Hors d'oeuvres.

In einem Lande, gleich viel in welchem, fiel die Entſcheidung über einen Streit, der zwiſchen zweien hohen Staatsbeamten obwaltete, gewöhnlich dahin aus, daß der, welcher Recht hatte, Unrecht aber einen Orden, — derjenige aber, welcher Unrecht hatte, nichts weiter als Recht bekam. — Wenn ſo die Regierung nach Idealiſirung und Verbeſſerung ihrer Staatsdiener ſtrebt, ſo iſt es nicht unnatürlich, daß ein Offizier eines andern Staates mir einſt von einem ſeiner Kameraden ſagte: »Lieber Freund, der Lieutenant taugt nicht viel, er hat nur zwei Orden.« — Und das ſagte der Mann mir, der ich ſelbſt nur zwei habe, die ich nicht einmal tragen darf. Der geneigte Leſer kann mündlich bei mir erfahren, welche das ſind.

Wenn der Beweis durch Augenzeugen nicht ohnehin ſo ungemein ſchwach wäre, ſo könnte man es zu den vorausgehenden rechnen, daß wir bald Krieg mit Frankreich bekommen, weil Arndt kürzlich begnadigt worden. Keiner hat je ein ſolches Franzoſenhaß-Gas bereitet wie der, das Wort Deutſchland brannte darin im ſchönſten Transparentfeuer.

Ich habe keinen größern Lügner in meinem Leben gekannt, als den alten Dichter Müller in Itzehoe. Er betheuerte mit den heiligſten Worten und dem ehrwürdigſten Aeußeren ſehr häufig Dinge, welche auszuſprechen ſelbſt leicht den Herrn von Münchhauſen genirt haben würde. — Einmal verſicherte er in einer großen Geſellſchaft, daß er einen Onkel, einen Obriſten in Sächſiſchen Dienſten, gehabt habe, der ſo groß geweſen ſey, daß wenn er, Müller, der, beiläufig geſagt, etwa ſechs und einen halben Fuß maß, auf den Zehen geſtanden und ſeinen Arm in die Höhe geſtreckt habe, er doch nie den Ohrzipfel ſeines Oheim erreichen gekonnt habe.

Müller hatte bekanntlich zu seinem Siegfried von Lindenberg viele Personen als Modelle aus dem Leben genommen. Zu seiner Hauptfigur hatte ihm, dem Gerücht nach, oft ein Großonkel von mir, Graf R...., gedient, der sich aber auf die edelste Weise dadurch rächte, daß er seinen Freitisch, den Müller von ihm wöchentlich einmal erhielt, verdoppelte.

Zwei Oestreicher geriethen in einen Zwist darüber, was Neunaugen für Dinger seyen. A erklärte sie für das was sie sind, B für eine Frucht, die er oft gegessen. Der Streit wurde heftig und hatte eine Herausforderung zur Folge, bei welchem B sofort einen heftigen Hieb ins Gesicht bekam. — Aber grade in dem Augenblick fuhr ein Blick durch B's Seele, zeigte ihm daß er sich geirrt habe, und veranlaßte ihn zu dem drolligen Ausruf: »Hauens nur nicht so scharf zu, ich hab' mich geirrt, es waren Kappern die ich gemeint hab'.«

Ich habe einen Herrn gekannt, welcher behauptete, »auf seinen Gütern würde nur alle Schaltjahr, dann aber vier Wochen von 120 Wäscherinnen gewaschen.«

Eine Frau lag auf dem Todtbette. »Schwöre mir nie wieder zu heirathen,« lispelte die selbst in den letzten Momenten noch eifersüchtige Frau. »Keine soll je meine Stelle wieder einnehmen.«

»Ich gelobe es,« sprach der Mann nachsinnend, dann endete er aber höchst prosaisch: »Ich will mir anstatt dessen einen Einspänner anschaffen.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 41. Donnerstag, 8. October. 1840.

Proben aus einer so eben erschienenen Schrift:

Humoristische Erinnerungen aus meinem academischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817 bis 1819 von Theodor von Kobbe. Bremen bei Wilhelm Kaiser. Zwei Bändchen.

Zu den interessantesten Literaten seiner Zeit ist Ludwig Robert gewiß mit Recht zu zählen. Von jüdischen Eltern geboren, der Bruder Rahels, hatte er eine sehr sorgfältige Erziehung genossen und war vor allen Dingen ein gründlicher Denker, wenn er gleich noch im Fichteschen »Ich« befangen war. Die Wärme des Christenthums hatte sein Herz durchdrungen, er war ein wohlwollender uneigennütziger Mensch. — Welch einen gewaltigen Einfluß aber die ersten Eindrücke der Jugend auf uns äußern, davon gab er mir einmal ein scherzhaftes Beispiel. »Mein Vater war sehr reich,« erzählte er mir eines Tages, »indessen war die Wohlthätigkeit meiner Mutter unverhältnißmäßig viel größer, als des Vaters Vermögen. Sie gab ohne sein Wissen jährlich wohl tausend, ja, was will ich sagen tausend, gewiß eilfhundert Thaler an die Armen.« —

Ein geborner Chriſt, nicht als ob die Wohlthätigkeit nicht mehr bei den Juden zu Hauſe wäre als bei uns, hätte unmöglich ſoviel arithmetiſche Reflexionen in einen ſolchen Paſſus gebracht, ſein Klimax wäre gewiß von tauſend auf zweitauſend, und wenn er ſelbſt Mann vom Fach, Kaufmann geweſen wäre, doch wenigſtens auf funfzehnhundert geſtiegen. —

Als Robert Heidelberg verließ, bat ich ihn um ein Stammblatt, und zwar um einige Verſe. Er antwortete mir: »Einen ſchlechten Spruch in Verſen für Sie zu ſchreiben, geziemt uns nicht.«

»Zur Nutzanwendung mögte der 38jährige gern dem »19jährigen etwas aufzeichnen, aber das, was er ihm am »Liebſten in der Art ſagte, darf er ihm nicht ſagen; daher »wird Robert, weil er Kobbe ſehr lieb gewonnen hat, »ihm zuweilen ſchreiben und ſich nach ſeinem Thun und »Treiben freundlich und herzlich erkundigen. Glauben Sie »mich nie unwahr. Ihr Robert.

Heidelberg, den 31. Decbr. 1817.«

Robert war meinen poetiſchen Beſtrebungen ſehr gewogen. — Freilich demüthigte er mich auch oft, indeſſen hat er mich dadurch von jedem ſchriftſtelleriſchen Hochmuth bewahrt. So beſinne ich mich unter Anderm, daß er mir zwei Akte eines von mir geſchriebenen Trauerſpiels mit der niederſchlagenden Ermunterung zurück gab: »Schreiben Sie friſch darauf los, noch ſechs ſolche Trauerſpiele, verbrennen Sie aber ja alle, dann werden Sie Glück mit dem ſiebenten haben. Wenn nur alle jungen Dichter dieſe Sybillenweisheit beherzigten.«

Es iſt mir allezeit auffallend geweſen, warum die Schriften Ludwig Roberts ſo wenig Epoche gemacht haben, und ſelbſt jetzt ſelten genannt werden. Das Erſte läßt ſich am leichteſten begreifen. — Denn in der Zeit ſeiner meiſten Productionen war das Publicum nur ganz Jahniſch und Arendtſch; ein Poet durfte nur Körnerſche Lieder vor die Augen der Leſer bringen. Roberts »Kämpfe der Zeit« erregten einen rauſchenden aber bald verklingenden

Beifall. Von seinen dramatischen Sachen hat sich »die Macht der Verhältnisse« fortwährend auf der Bühne erhalten. Obgleich unsere chinesischen Vorurtheile keineswegs sich verringert haben, vielmehr in trägem Frieden sich tagtäglich vergrößern, das Stück mithin nur zu sehr die Interessen des Tages anregt, woher auch seine fortwährende Geltung rühren mag, so ist in demselben doch kein tragisches Element zu finden. Die Miserabilitäten der Standesvorurtheile zu bekämpfen, dafür haben wir das Lustspiel, dessen Haupttypus immer der sich aufblühende, einem Ochsen gleichen wollende, und endlich zerspringende Frosch bleibt. — Wenig bekannt ist Roberts Drama »die Gleichgültigen oder die Nichtigen,« ein kostbares Lustspiel, was wahrscheinlich nur um seiner treffenden Wahrheit willen, und weil es alle Stände unerbittlich züchtigt, sich nicht ein Beifall zollendes Publicum erworben hat.

An der Wirthstafel des Badischen Hofes zu Heidelberg lernte Robert in demselben Jahre seine künftige Gattin kennen, das [illegible]nste Weib, das meine Augen je erblickt haben. Die Ir[illegible] des Schicksals hatte diese Dame, ein würdiges Modell zu einer Madonna, in traurige unwürdige eheliche Verhältnisse gebracht, von denen Robert sie nicht ohne große pecuniäre Opfer erlöste. — Die schöne Frau wurde dadurch zum dankbaren Clärchen gegen ihren Erretter. Noch später hat mir die liebenswürdige Hatzinger, ihre getreue Freundin, von der schwärmerischen Liebe erzählt, womit die Gattin Roberts an ihn hing. — Ihr Herz brach mit seinen Augen, wenige Tage nachher wurde auch sie zur Erde bestattet. Von freudigen Gedanken an das Wiedersehn des liebenswürdigen Ehepaars erfüllt, vergesse ich nie die Erschütterung, welche die Antwort einer weinenden Frau in mir hervorbrachte, die ich bei der Annäherung des Leichenzugs um den Namen des Todten befragte. »Es ischt halt á Engel die Wittwe von de Herr Dichter Robert.«

Unvergeßlich bleibt mir ein Doctor Carl Thorbecke aus Osnabrück, welcher damals in Heidelberg privatisirte. Unglück, vielleicht auch eigne Schuld haben ihn später in das

Verderben gestürzt und ich zweifle, ob er noch unter den Lebenden wandelt. Nie hab ich einen Sterblichen gekannt welcher eine solche Macht auf die Stimmung der Menschen übte, die er mit einer fast elementarischen neidischen Kobolbskraft fast immer dazu anwandte, den Heitern mit Traurigkeit, den Betrübten mit Frohsinn zu erfüllen. Einem Studenten, welcher unter Bürgschaft eines Professors eine Summe Geldes von dem Banquier Hirschhorn zu leihen hoffen konnte, aber im Begriff war diesen Termin zu versäumen, schrieb er folgende jocose Verse:

»Hirschhorn kräftig gegen Schwindel,
Wenn man weiß nicht aus noch ein,
Muß verwahrt mit einem Spündel,
Alsobald verschlossen seyn.
Darum halt ihn fest im Glase,
Jenen Geist, der sonst verfliegt;
Sonst behältst Du wohl die Nase,
Aber nichts woran sie riecht.«

Ein andermal dichtete er folgendes schöne Lied, das zum Beleg seiner wunderbaren Kühleborn-Natur dienen mag:

»Was willst du singen?
Willst du singen ein lustig Lied?
Kein lustig Lied! Ich fliege nicht auf dem Wasser
Geschwind, geschwind mit Weh' und Freude.
Lustig Lied ist wie 'ne Wasserfahrt,
Das Schiff läuft aus,
Kommt wieder nach Haus.
Ich fliege nicht auf dem Wasser
Mit Weh' und Freude.
Was willst du singen!
Willst du singen ein traurig Lied?
Kein traurig Lied! Ich stehe nicht am Ufer
Und schau hinab, ich senke nicht mein Herz
Wie einen Eimer in die Tiefe,
Verlorenes zu schöpfen:
Sänger traurigen Liedes

Stehet im segelnden Schiffe still,
Meinet, meinet nicht fortzugehn.
Kein lustig Lied, kein traurig Lied
Willst du singen?
Schweigen will mein Herz?
Nicht schweigen!
Singen will es ein sehnend Lied!
Wer singet ein sehnend Lied,
Solche stille Schauer erfährt,
Als wer von Land und Freunden schied
Und das weite Meer befährt,
Lustig Lied ist wie 'ne Wasserfahrt,
Traurig Lied hält das segelnde Schiff an,
Sehnend Lied ist mitten auf der See:
Unten Liebe, oben Himmel,
Nirgends Land;
Und aus Wolken und aus Wasser
Eine ausgestreckte Hand.
Auf einander Wellen reiten,
Gegen einander Winde streiten,
Sausen, Brausen,
O wie schön, schön
Zwischen Himmel und Liebe vergehn!«

Noch ein anderes Gedicht Thorbeckens, welches der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, möge hier seinen Platz finden:

Im Walde.

»Im Wald ist es herrlich!
Im Wald ist es herrlich,
Am Abend ist schön im Walde gehn,
Die Bäume wie stille Freunde stehn,
Aus jedem Strauch die Liebste tritt,
Liebe fassen, Liebe lassen ist jeder Schritt,
Und Bäume und Liebste und Mond gehn mit!

Welch wonniglich Graun,
Da hinein zu schaun!

Der Wind durch die Zweige ſehnend ſtreicht
Und Seel' und Aug' und Mond iſt feucht,
Und auf dem Feuchten ein Lichtlein ſchwimmt
Taucht nieder, kommt wieder herauf und glimmt
Und Nachtigall voll die Kehle nimmt.

Als ging's im Himmel hinein
Iſt hier mit der Liebſten ſeyn,
Schneller kann keine Reiſe geſchehn,
Als mit dem Monde zu gehn.
Aber ach, wie entſetzlich, entſetzlich weit
Iſt die ganze reiche Herrlichkeit,
Wenn die liebſte Liebſte ſich anderswo freut.«

Die Politik war Thorbecke durchaus verhaßt, er empfand eine förmliche Idioſynkraſie dagegen und bildete darin einen ſchreienden Contraſt mit dem unglücklichen Oberſten Maſſenbach, welcher ſich vor ſeiner Vertreibung aus dem Badiſchen und vor ſeiner Gefangennehmung in Frankfurt eine Zeitlang in Heidelberg aufhielt. — »Mein Gott, wie kann man ſo wenig Intereſſe an dem öffentlichen Wohl nehmen,« rief einſt Maſſenbach mit ſeinen blitzenden, achtzehnjährigen Augen, als Thorbecke die vom Kellner ihm präſentirten neuen Zeitungen auf einen Nebentiſch warf, welches der Poet kalt mit der Bemerkung beantwortete: »Herr Oberſt! wie muß man innerlich zerfallen ſeyn, wenn man ſich mit dem Tranke eitler Politik erlaben und erfreuen will.«

Im Jahre 1818 vollzog Auguſt Wilhelm Schlegel, unter den Studenten gewiß mit Recht ſpottweiſe »Fräulein Schlegel« genannt, ſein Beilager mit der Tochter des Kirchenraths Paulus, ſeine Flitterhochzeit ohne Flitterwochen.

»Ich bin ſonſt allen Menſchen gut
Aber ſeine Gegenwart bewegt mir das Blut.«

möchte ich bei der Erinnerung an dieſen geprieſenen Schriftſteller ausrufen, über den ich weiter kein Urtheil fällen will, wider den ich aber die ſtärkſte Abneigung fühle, die ich gegen einen Menſchen empfunden habe.

Die Bonner Studenten haben mir im Jahre 1838 folgende ſehr glaubliche Thatſache von Auguſt Wilhelm Schlegel mitgetheilt, daß er dann und wann Damengeſellſchaften gebe, vorher aber ſeine eigne Büſte, die allein ſeinen Salon zieren ſolle, bekränzen laſſe; dann aber, wenn alle verſammelt ſeyen, eintrete, beim Anblick der Büſte ſtutze, und ſich bei den Damen, als die Bekränzung von ihnen herrührend, mit verſuchtem Erröthen, bedanke. —

Jean Paul ſchien meine Idioſynkraſie zu theilen; er hatte eine Scheidung von Tiſch — wie Schlegel mit ſeiner Frau vom Bett, mit dem Kammerherrn und Kammerdiener der Frau von Staël ſtillſchweigend verabredet. Beide logirten in Karlsberg, alternirten aber jeden Tag an der Wirthstafel, und zwangen die neugierigen Studenten, welche gerne die beiden »Haupthähne« der Literatur kennen lernen wollten, zwei Mittagseſſen zu bezahlen, weil Jeder der Poeten der Anderswoſeyende des Gegenwärtigen war.

Holſteiniſche Fresco-Anekdoten.

Dat is dog bös mit den Kometen de uns ümmers nöger kummt.

Ja, wenn ſin Steert an de Hüſer ſtött da ritt he ſe herüm.

Wi lütten Lüd bargt uns ſacht, aber de Grohten mit ehre hochen Hüſer —

De Grohten — de helft ſick wull de ſett ſick in en Kutſch' und jagt na England*).

*) Das iſt doch bös mit dem Kometen der uns immer näher kommt.

Ja, wenn ſein Schwanz an die Häuſer ſtößt da reißt er ſie herum.

Wir kleinen Leute bergen uns ſacht, aber die Großen mit ihren hohen Häuſern —

Die Großen — die helfen ſich wohl, die ſetzen ſich in eine Kutſche und jagen nach England.

»Wo licht Amerika egentlich?« fragte ein Holſteiniſcher Arbeitsmann den andern. »Achter dat ſolte Water« (Hinter dem Salzwaſſer), war die Antwort. »So recht kann ick da noch nich Verſtand von kriegen,« fuhr der erſte fort, bis ein dritter verdeutlichend bemerkte: »Amerika is da, wo Nehls hen is,« wobei ſich der der Geographie Befliſſene mit einem gedehnten »Ja ſo — —« begnügte.

Hors d'oeuvres.

Bei Jena ſteht im Walde eine Douche und neben dieſer ein kleines hölzernes Haus, in dem ſich nur ein etwas corpulenter Mann entkleiden und wiederum anziehen kann. Nichtsdeſtoweniger iſt hier folgender Sanitätsanſchlag zu leſen:

»Möglichſte Heiterkeit der Badenden beim Zuſammen»ſeyn wird erwartet, und jedes Geſpräch über Geſchäfte, »ſoweit ſich ſolche nicht auf das Bad beziehen, wird ver»boten.«

Einer meiner Freunde ging als Studioſus zu Fuß von Weimar fort.

Ein Schneidergeſelle aus Weimar ſelbſt geſellte ſich zu ihm. Die beiden Wanderer kommen in ein Geſpräch.

Der Student bemerkte, daß ihm nichts fataler ſey, als daß er Goethe nicht geſehen. —

Das glaube ich wohl, die Werkſtatte iſt aber auch nach hinten hinaus, bemerkte der Schneider.

Alſo waren dermalen zwei »Goethes« in Weimar — ein Dichter und ein Schneider. —

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 42. Donnerstag, 15. October. 1840.

Proben aus einer so eben erschienenen Schrift:

Humoristische Erinnerungen aus meinem academischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817 bis 1819 von Theodor von Kobbe. Bremen bei Wilhelm Kaiser. Zwei Bändchen.

(Fortsetzung.)

Es war bei diesen Unterhaltungen Abend geworden, der Baron erhob sich, mich führte die Neugierde in das Theater. Aber ich ennuyirte mich dort, es wurde eins von den niederträchtigen Conversationsstücken gegeben, womit man jetzt alle Bühnen überfluthet. Ich danke Gott, daß ich unverheirathet bin und daß ich nicht roth zu werden brauche, wenn meine Tochter im Theater gewesen ist und ein Stück wie den beliebten »Ball zu Ellerbrunn,« und in demselben den Commissionsrath Zucker, seine Frau Gemahlin und dergleichen Charactere bewundert hat. — O lieber Vater Schiller! wie hatten die Recensenten Recht, aber wie schrecklich versündigten sie sich auch, als sie nachwiesen, daß deine meisten Menschen nicht lebensfähig, zu göttlich oder wie man sie auch nennt »Ideale« seyen. — Das kann man freilich von den jetzigen nicht sagen, sie sind nur zu natür-

lich, aber auch von der Sorte, daß, wenn alle Personen einer solchen Comödie mit meiner Hündin Diana in das Wasser plumpsen, ich es vor Gott verantworten will, wenn ich meine Vierfüßlerin, welche durch ihre Treue das Thier besiegt hat, par preference vor diesen entgöttlichten Menschen, rette.

Eine Pause erregte in mir das Bedürfniß ein Glas Bier zu trinken. Wie jener ein herrliches Haus gebaut aber die Treppe vergessen hatte, so haben die genußsüchtigen Frankfurter zu spät an eine Buvette gedacht, die sich noch jetzt in Form einer kleinen Barbierstube im Theater befindet. Indessen wird auch hier kein Cerevis dispensirt, ich war daher in ein benachbartes Haus gegangen, wo der braune Stoff mir auf Begehren von einer freundlichen Wirthin gereicht wurde.

In dem Gastzimmer saßen Frankfurter Bürger zweiten Grades. Die Primasorte ist daran zu kennen, daß sie auf den Rath, der doch nicht rathlos ist, auf den Bundestag, der doch viel schweres Geld dort verzehrt, und auf die schlechten Zeiten schimpft, wobei sie für so viel Geld Wein vertrinkt, daß sie wenigstens in ihrem Rayon die schlechten zu guten Zeiten machen könnte. Es waren vielmehr nur jüngere Professionisten dort zu sehen, alle fröhlichen Gemüths, die noch zu wenig Misantropen schienen, um Unzufriedenheit zur Zufriedenheit zu gebrauchen. Ihre Reden gefielen mir, ich setzte mich zu ihnen — willig machten sie mir Platz.

Mein Bier folgte mir. Ich bemerkte, daß das Getränk der Uebrigen viel heller war als das meinige.

Ich forschte nach der Ursache.

»Wir trinke Eppelwein,« war die Antwort. —

»Apfelwein, Cider?« fragte ich halb verwundert, nicht ohne eine Art Mitleiden.

»Ja mein Herr, ziehe Sie nur die Achsel, Sie habe gewiß nit andre als saure Eppelwein getrunke. Aber dieser Eppelwein ist gut. Nit wahr meine Herre, Eppelwein und Eppelwein das ist ein Unterschied?«

»Ei freilich,« verſetzten die Angeredeten, »Eppelwein und Eppelwein das iſt ein großer Unterſchied.«

»Wenn ich meinetwege,« fuhr der Redner fort, »in Bockenheim zwei Schoppe Eppelwein getrunke habe, und mein beſter Freund ſagt mir ein ehnziges Wort, ſo fang ich gleich Krakeel an, trinke ich aber von dem Eppelwein hier, meinetwege acht Schoppe, ſo bleibe ich fromm wie å Lamm. Aber das iſt natürlich denn, nit wahr meine Herre! Eppelwein und Eppelwein iſt å großer Unterſchied?«

»Das glaub ich, Eppelwein und Eppelwein iſt å Unterſchied,« erſcholl von allen Seiten die Antwort.

»Ich bin å Schreiner, ich muß zuweile nach Sachſenhauſe wo mir meine Kunde Eppelwein vorſetze. — Ja, wenn ich dann Maaß nehm, verpaß ich gar leicht å Stück Möbel, wenn ich aber hier von dieſe Eppelwein getrunke habe, da mach i å Sarg, bloß nach de oberflächlichſte Anblick und ich ſteh dafür, daß der akkerat für de Todte paßt ohn ihn zu geniere. Aber nit wahr meine Herre! Eppelwein und Eppelwein iſt ein großer Unterſchied?«

»Ei freilich,« bemerkte der Chorus, »Eppelwein und Eppelwein iſt ein großer Unterſchied.«

»Ja meine Herre, ich ſchwätz viel über de Eppelwein aber er koſt mich auch ſchon was,« fuhr der Tiſchler fort und heftete nicht ohne Melancholie ſein Auge auf das eben gefüllte Glas. »Ich mein als nit die Sechsbätzner, die ich meinetwege dafür ausgegebe habe, er koſt mich auch å Onkel und å Braut. — «

»Das wäre viel für Rheinwein und Champagner,« bemerkte ich, »aber für Aepfelwein nach meinem geringen Ermeſſen doch zu viel.«

»Sehe Sie,« ſagte er, »ich hab in Zwingeberg å Onkel gehabt wo kinderlos war und å angenommene Tochter hatte. Das Mädel iſt die Tochter von å baierſche Offizier, wo vor Hanau erſchoſſe iſt. Die Babett iſt å ſchönes und gutes Mädche und wir ware halb wege einig, und der Onkel wo mein Herr Vettrich (Gevatter) iſt, war auch damit einverſtande. Aber zum Unglück machte der Onkel ſelbſt

Eppelwein und de miserabelste verfluchteste wo ich in meinem ganze Lebe getrunke hab'. — Damit wollt er mich nun allezeit tractire und ich mußt ihn mir gefalle lasse, auch kam mir der Saurampfer von Wein nit so spottschlecht vor wenn ich ihn auf das Wohl der mich so freundlich anblickende Babett hinunter stürzte. »»Gelt Joseph,«« pflegte denn mein Onkel zu sage, »»mein Eppelwein ist besser als dei Frankfurter?«« — Ich nickte fast allemal ein »Ja« und erfreute dadurch meine dicke rothnasige Oheim nit wenig. — Da begab es sich, daß wir an eine Sonntag in das benachbarte Bad Auerbach fuhre. — Kenne Sie Auerbach und de Wirth Dieffenbach?«

»Ob ich sie kenne? auch die heilige Justiz, welche von einem bucklichen Schneider dort verwaltet wird,« entgegnete ich fast verstimmt.

»Es ist dort schön, gelte Sie?« fuhr der Aepfelwein-Panegyriker fort. — »An dem Tag wurde ich mit Babett ganz einig, wir gelobte uns Herz und Hand und beschlosse unsere Angelegenheit noch an demselbe Abend de Onkel vorzutrage. — Der mogt auch schon was davon gespürt habe, er sah so piffig aus, und war kreuzfidel dabei. — Leider kam er auf die Unglückslider Champagnerwein komme zu lassen.«

»Nun, der ist doch besser wie Aepfelwein?« fragte ich.

»Ei Gott bewahre,« entgegnete der Redner. »Des ist der schlechteste Wein wo uf der ganze Welt wächst. Der macht Eine ganz verrückt. Wann ich Champagner getrunke hab da werd ich so wüthend wie á wild Thier, wann mir Euer nur en einzig Widerwort giebt.«

»Geriethen Sie denn durch den Champagner gar in Streit mit Ihrer Babett,« forschte ich.

»Nein des nit,« erwiederte der Schreiner, »es ging auch im Anfang mit de Onkel gut. Ich hielt mich wunderbar. Als wir aber zu Haus angelangt ware, da reitet ihn der Teufel, er verlangt ich soll Eppelwein mit ihm trinke.«

»Nun und das wollten Sie nicht?«

»Ich konnte keine halbe Schoppe hinunter bringe. Der Onkel drang indeſſen darauf, daß ich mit ihm von seine Nectar trinke solle. Ich erklärte ihm jetzt, durch de verdammte Champagner zu à Plaudertasch gemacht, daß unter Eppelwein und Eppelwein à großer Unterschied sey und daß ich den seinige für hundsschlecht erkläre müsse. — Das reizte aber de Alte fürchterlich. Geh, rief er aus, ich will als nichts mehr mit eine so ungerathene Bub zu thun habe. Du biſt nit mehr mein Neveu, ich bin nit mehr dein Bettrich und Oheim. Wer nit mei Eppelwein trinkt, der iſt nit von meinem Blut. — Ich blieb die Antwort nit schuldig, der Wortwechsel führte zum Handgemenge. Der Onkel rief seine Leute, man drängte mich als zum Tempel hinaus und warf mir meine Effecte nach.«

»»Komm mir nit wieder vor de Auge oder ich heh meine Hund auf Dich,«« war die letzte Worte, die mein faſt vor Wuth erſtickende geweſene Erblaſſer mir oben aus Babetts Fenſter zurief. — Ihr Schluchze das ich obe zu vernehme glaubte, fing an mich zu entnüchtern. Dieſer Proceß wurde noch vollends durch à Platzrege vollendet, der mir uf de Kopp fiel.«

»Als ich am andere Morge meine Rauſch verſchlafe, eilte ich von Verdruß, Beſchämung und Liebe geſpornt in das Haus meines Oheims. Aber wie erſchrack ich als ich von der alte Haushälterin die Schreckensnachricht erfuhr, daß mein alter Oheim Müller ſchon ſeit drei Stunde mit Babett nach Italien abgereiſ't ſey. — »»Sei letztſch Wort iſcht à Fluch über Sie geweſe,«« endete der alte ſchwäbiſche Drache.«

»Was war zu thun? Weder meine Zeit noch mein Geſchäft (ich wurde dermale ſtündlich in Frankfurt zurück erwartet) erlaubte mir, de Oheim nachzureiſe. Ihm oder der Babett zu ſchreibe war auch total unmöglich, da ich ihre Addreſſ nit wußte. Ich ergab mich in Geduld, deren ſchon mürb gewordener Faden freilich am Ende vollends riß, als ich in der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung nach einem Vierteljahre vollends las, daß mein Bräutchen Babett Rei

chard in Mühlheim mit à badiſche Parrer verheirathet ſey. Sie hatte ſogar die Unverſchämtheit mir dieſe Schritt ſelbſt anzuzeige, indem ſie denſelbe damit entſchuldigte, ihr Pflegvatter, mein Oheim, habe ihr keine Ruh gelaſſen, bis ſie de Bewerber nähm und ihr mit völliger Enterbung gedroht, wenn ſie den Eppelwein-Verächter, womit er mich gemeint, nähm. Sie fügte noch am Ende die beide leidige Sprichwörter hinzu: »»Man muß aus der Noth eine Tugend mache,«« ich aber ſollte mich mit dem Satz tröſte: »»Ein ander Städtche ein ander Mädche.««

»Es ſind jetzt vier Jahre verfloſſe ſeit jener Zeit. Ich bin anderweitig verheirathet und hab Gott ſey Dank! à gute Frau bekomme. Der Onkel hat ſich längſt todt geſoffe in ſeine ſaure Wein und die Babett iſt ungeſund und harthörig geworde. — Ich ſag oft zu mir ſelbſt wer weiß wozu de Geſchichte gut war? Und ich kann behaupte, der Eppelwein hier ſchmeckt mir immer noch mal ſo gut, wenn ich dran denk, wie ich ihn vertheidigt und ſo viel um ihn verlore habe. Und darum bleib ich uf mei Satz: — Eppelwein und Eppelwein iſt à Unterſchied. —«

Ich aber ſtimmte in die nunmehro auch erlernte Rundrede: »Eppelwein und Eppelwein iſt à großer Unterſchied,« und verließ den großen Eppelweinmärtyrer, der wie ſo viele Menſchen doch nur einer einzigen leichtſinnigen Minute ſein ganzes Unglück, ſeinen Stoizismus und ſeine Begeiſterung für den Eppelwein verdankte.

Während ſeiner Rede, die übrigens immer auf einen und denſelben Satz hinauslief, war ich lebhaft an die Shakeſpearſche Rede des Antonius erinnert und an ſeinen Refrain:

Doch Brutus ſagt: daß er voll Herrſchſucht war,
Und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann.

Dieſe Geſchichte wäre übrigens wohl aus meinem Gedächtniſſe entſchlüpft, wenn ſie nicht eine Lieblingsanekdote meiner Freundin, der Haizinger, welcher ich ſie einmal erzählte,

geworden wäre. Diese empfängt mich fortwährend lachend mit den Worten: »Eppelwein und Eppelwein iſt à großer Unterſchied.«

(Die Fortſetzung folgt.)

An ein liebendes Paar.

Verſchieden ſucht man jetzt den Sieg,
Verſchieden das Vergnügen,
Die Groß' und Kleinen ſpielen Krieg,
Ihr aber ſpielt das Kriegen.

Hors d'oeuvres.

Die Schriftſteller haben ſich durchgefeucht, ſie ſind amneſtirt, jetzt leiden die Drucker. — Louis Drucker ſoll wegen Champagner-Demagogie Arreſt haben. Auf dem Wege der geſchichtlichen Entwickelung kommen jetzt die Setzer, die Cenſoren und endlich das Publikum daran.

Was iſt verflucht? — Die humoriſtiſchen Blätter werden jetzt von manchem Anonymus beſtohlen, der ſie nicht einmal hält.

Das Beckerſche Mittel, equisetum arvense, den Dusock zu vertilgen, wird am 10. November erſcheinen. Wir glauben an dieſe Erfindung, welche ohne Zweifel die bedeutendſte agronomiſche unſeres Jahrhunderts iſt. Und die iſt für vier Gutegroſchen zu haben bei Wilhelm Kaiſer in Bremen. — Indeſſen, es giebt viele Menſchen, die nicht einmal ſechs Pfennig für eine Wahrheit geben. Das erinnert in der Contrerevolution an den Judenknaben, dem ſein Großvater zurief: »Abrämche, komm herauf!« »Was wollt Ihr?« verſetzte Abrämche. »Ich will Dir geben à Ohrfeig!« rief der zür-

nende Alte. »Und wenn Ihr mir gebt zwei, ich komm doch nich,« entgegnete der kluge Abraham.

Die egyptische politische Finsterniß wird durch Pulverblitze erhellt. Armer Mehemed Ali! (Napoléon utilis et inutilis!) Bald wirst du Contrebande. Der Name Aegypten wird verschwinden. Der Joseph in Aegypten wird von der Theatercensur gestrichen, höchstens »Joseph in Syrien« heißen.

Man erzählt von dem Bruder eines bekannten Dichters, daß auch dieser eine Epopee angefangen habe, welche folgendermaßen beginnen soll:

»Der Löwe lag in seiner Höhle
Und seine Königliche Seele
Lag neben ihm auf einem Stein.«

Nicht weit von Freiwaldau (im Oestreichischen) lies't man folgenden Anschlag:

»Da in dieser Gemeinde das Armeninstitut besteht,
»folglich ist das Betteln verboten.

An dem Fuß des Annabergs bei Cosel befinden sich sogenannte Hungerquellen, die, wenn sie reichlich fließen — die Dürre des folgenden Jahres verkünden. Eine ähnliche Bemerkung, rücksichtlich des Weins, macht man bei unvermögenden Champagnertrinkern.

Don Quixotte sah die Wirthshäuser für Schlösser an, unsere jetzigen fahrenden Ritter machen es umgekehrt.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 43. Donnerstag, 22. October. 1840.

Proben aus einer so eben erschienenen Schrift:

Humoristische Erinnerungen aus meinem academischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817 bis 1819 von Theodor von Kobbe. Bremen bei Wilhelm Kaiser. Zwei Bändchen.

(Fortsetzung.)

Nicht ohne Frösteln denke ich an ein unheimliches Nachtstück unter den Heidelbergern Philistern, an den pensionirten Lieutenant J., welcher zuweilen, aber immer nur in der Mitternachtsstunde in unsern frohen Cirkel trat. Von athletischer Gestalt, mit einem durchschneidenden Blick, stets begleitet von einem ungeheuren Wolfshund und im halben Rausch, erschien er mir allezeit immer wie ein böser Dämon. In Spanien war ihm sein rechter Arm schwer verwundet und endlich amputirt. Er hatte dann das abgelöste Glied nochmals geküßt und ausgerufen: »Du bist eine brave Pfote, du hast manchen Pfaffen erwürgt.« Auf seinem Leibe trug J. einen Strick, von dem er behauptete, daß er einundzwanzig spanische Pfaffen damit aufgeknüpft habe. Soldaten, welche unter ihm gedient hatten, bestätigten auf meine Anfrage die vollkommene Wahrheit der Anfuhr. — Wenn J. auf die Hirschgasse kam, wo ein gewaltiger Kettenhund lag, brachte er jedesmal einen nach seinem Dafürhalten stär-

fern Hund mit, und forderte den Sohn meines Wirthes auf, den großen »Türk« mit seiner Bestie kämpfen zu lassen. Das geschah denn gewöhnlich, aber Türk blieb fortwährend Sieger und J. zog jedesmal zähneknirschend und fluchend mit seinem halbtodtgebissenen Vierfüßler von dannen, um ein noch kräftigeres Thier aufzusuchen. Es ist ihm, wie ich höre, späterhin auch gelungen, den armen Türk besiegen zu lassen. Wenn Alexander Dumas und vornämlich Victor Hugo den J. gekannt hätten, er wäre ihnen eine vortreffliche Studie geworden. Vielleicht ist J. der Vorläufer des Hugoschen Johann von Island, jener Ausgeburt der Phantasie, welche Entsetzen erregend documentirt, auf welcher tiefen Stufe sich die am höchsten gestellten französischen Dichter befinden.

Fast jeden Abend, bevor J. uns verließ, nachdem er von Mord, Blut und Feuersbrunst erzählt, und unsere Träume gewissermaßen ausgefüllt hatte, zog er ein Messer aus der Brusttasche, besah es und rief: »Dein Maaß ist halt noch nicht voll.« Wir erfuhren, daß J. damit schon in seiner zarten Jugend, nach einem Wortstreit, fast von seinem Bruder erstochen sey. Dieser habe nach überstandener Strafe das Instrument zu sich genommen, übrigens vor einigen Jahren, als seine Eltern nicht in die Verbindung mit einem etwas verrufenen Frauenzimmer haben willigen gewollt, sich in Gegenwart seiner ganzen Familie mit demselben Messer, das der Ueberlebende auf dem Herzen trug, erstochen.

Aber wie komme ich zu so gräßlichen Schilderungen, die meiner Natur fremd sind. — Ich sehe mich im Zimmer umher, da fällt mir der Kalender in das Auge, es ist heute Schalttag, der 29. Februar. — Nun ist Alles klar.

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, Heidelberg schon Michaelis 1818 zu verlassen. Indessen verzögerte sich dieses Ereigniß bis Ausgangs Januar 1819 und hatte ich in dieser Zeit die Hirschgasse bezogen. Mein Wirth, der alte Ditterich, war, nach meiner Wissenschaft von ihm, ein braver aber auch finsterer Mann von vielen Erfahrungen, an

den alle Ereigniſſe des Lebens, nur nicht das Glück, ſich verſucht hatten. Er erzählte gern von den Kriegszügen, welche ſo oft ſein Eigenthum verheert und beſchädigt, von Schinderhannes, der auch bei Heidelberg mit einer Bande ſein Unweſen getrieben und ihm nach dem Leben geſtanden, weil Ditteney ein Depot geſtohlener Waaren, das über ſeinem Hauſe auf der Engelwieſe eingegraben war, gefunden und der Polizei verrathen hatte. Er hatte einen ganzen Winter hindurch wegen mehrerer in das Haus gefallener Schüſſe ſich ſo ſetzen gemußt, daß man nicht von außen auf ihn zielen gekonnt hätte. Eine Baſe von Ueberrhein, wo das ganz ähnliche Bild des Räubers in jedem Hauſe zur Warnung hing, hatte den Schinderhannes eines Tages während ſeiner Anweſenheit in der Hirſchgaſſe erkannt, und den Vetter veranlaßt, ſich einige Nachbarn zum Schutz herbeiholen zu laſſen.

Wenn die Familie Ditteney am Abend dem erzählenden Vater, oder dem Sohne, einen Metzger, der in Oeſtreich conditionirt hatte, zuhorchte, ſchnitten die rüſtigen Söhne Faßbänder in der Hoffnung einer glücklichen Weinleſe. Dazwiſchen ertönten die ſchnurrenden Spinnräder der Hausfrau, Töchter und der beiden Dienſtmädchen, von denen das eine, die goldgelockte wunderſchöne Maria Er aus dem benachbarten Odenwalde, mit ihrer ſilberhellen Stimme begleitete. Nie vergeſſe ich den Eindruck, welchen eine Ballade (im Sinne des Pfarrers Tochter zu Taubenhain) mit den langſam gezogenen Refrain in mir erweckte:

»Und als er ein Stück gereiſet war.
Sieht er ſechs Gräber graben.
Wiederum dum da, wiederum dum da.
Sieht er ſechs Gräber graben,
Ach liebſte liebſte Gräber mein
Was grabt Ihr da für'n Grabe.
Wiederum u. ſ. w.
Was grabt Ihr da für'n Grabe.
Das graben wir für Seine Braut,
Die iſt dieſe Nacht geſtorben.
Wiederum u. ſ. w.
Die iſt dieſe Nacht geſtorben.«

Die unfreie Komik.

Vater Homer und der Pommer F. W. Oltersdorf.

Wenn das Buch, was da eben vor mir liegt, nicht eins der größten Curiosa in der Welt iſt, ſo will ich mein ganzes Leben hindurch auf den Genuß eines herzerquickenden Gelächters verzichten, von dem ſo eben die Wände meiner einſamen Studierſtube wiederhallten.

Welch ein Troſt, daß in einer Zeit, die ſo wenig ſpaßhaft und in der die ächten freien Komiker mehr als eine Seltenheit ſind — welch ein Troſt, ſag ich, daß in einer ſolchen Zeit uns dafür doch hin und wieder einige unfreie Komiker in Verſen und in Proſa Erſatz gewähren, und uns auf ein paar Augenblicke den ſchwülen Ernſt und den dumpfen Druck einer Atmoſphäre vergeſſen laſſen, die mit ihren bleiernen Schwingen auf allen Phyſiognomien laſtet! Ohne dieſe Trefflichen wär's ſonſt gar nicht mehr darin auszuhalten.

Da wühlte ich eben in dem angekommenen Novitätenballen herum: Jubelſchriften ohne Ende — und ohne Jubel und Jubelurſache, politiſche und theologiſche Zeit- und Streitfragen — Tendenzromane, und was des Trödels mehr iſt. Aber ach! kein herzerquickendes Tröpfchen Komik und Heiterkeit, wonach ich mich ſehnte, wollte mir zufließen aus der Literaturfluth, die über meinem Sopha hinſtürzte. Siehe, da ſprang mir ein kleines, unſcheinbares Büchlein im ſoliden blauen Röckchen, von dem ſorgſamen Verleger durch die Warnung gegen den Zugwind des kaufluſtigen Aufſchneidens bis an den Hals dicht zugeknöpft, entgegen. Alles Verbotene reizt bekanntlich. In der böſeſten Abſicht, das Buch aufzuſchneiden und doch nicht zu kaufen, ergriff ich es, und meine frevleriſchen Hände trennten die erſten zwei Blätter. Aber, o Himmel, was ſind Vorſätze der Menſchen, gute wie böſe! ich hatte kaum das erſte Blatt geleſen als tiefe Scham mich ergriff, ob meines frevelhaften Vorſatzes. Nein! rief ich aus, du ſollſt mein werden, gutes, ehrliches pommerſches Gewächs und müßte ich mir die 15 Groſchen,

die der Preis deines Beſitzes ſind, von Juden und Chriſten zuſammenborgen. Du giebſt mir, was ich lang entbehrte, die Feſtluſt des Dionyſos in meiner ſtillen Klauſe! —

Das Buch heißt: »Die Völker des Alterthums und ihre klaſſiſchen Schriften von F. W. Oltersdorf« und iſt zu Stralſund in der Löfflerſchen Buchhandlung 1840 erſchienen. Der Verfaſſer iſt ein alter preußiſcher Soldat, der ſich, laut Vorwort, die Aufgabe geſtellt hat: »den ſachlichen Werth der militairiſchen Schriftſteller der Alten zu prüfen.«

Er beginnt mit deutſcher Gründlichkeit von Homer, und verſpricht den Beweis zu führen, daß die Iliade, »was ſie für den Dichter und die Dichtkunſt ſey, doch keineswegs für den Taktiker und Strategen und überhaupt nicht für den militairiſchen Forſcher ſeyn könne;« und hofft unumſtößlich zu beweiſen: »daß es nicht möglich ſey, die Ilias auch nur im entfernteſten als hiſtoriſches Lehrbuch zu betrachten.« »Ja,« fährt er fort, »es ſoll gezeigt werden, daß Homers Bürgſchaft und Zeugniß nur in ſofern Beachtung verdiene, als der Verf. Gelegenheit nehmen muß, die Angaben dieſes Dichters zu widerlegen, und hierdurch zu beweiſen, daß es mit dem Kriegswesen zur Zeit des trojaniſchen Kriegs unſtreitig eine andere Bewandtnuß gehabt haben muß, als ein Homer uns davon Mittheilung macht.«

Ich rufe alle Welt auf: ob dies nicht Vorhaben ſind, deren ſich die komiſchen Helden Jean Pauls und Cervantes nicht zu ſchämen haben? Ja ich behaupte, daß dieſe Erſcheinung unfreier Komik über allen freien Humor des erfindenden Dichtergeiſtes geht. Und nun erſt die Ausführung!

Homer nennt eine Lanze eilf Ellen lang. Unſer Pommer rechnet aus, daß dies ſiebenzehn Fuß ſechs Zoll rheinländiſch betrage und ſolche Lanzen koloſſale Männer erfordert haben würden (S. 6—7). »Da man nun,« fährt er fort, »allen Grund hat, ſolche Annahme zu bezweifeln, ſo muß man glauben, daß (sic) Homer poetiſche Freiheiten in ſeiner Iliade ſich erlaubte, oder aber

daß er ohne alle militairiſche techniſche Kenntniſſe geweſen iſt, und man irrt gewiß nicht, wenn man auch dies letztere zugiebt.« Ohne Zweifel hätte Homer im preußiſchen Unteroffizierexamen nicht beſtehen können, wenn er Herrn Oltersdorf zum Examinator gehabt hätte.

Am ſcharfſinnigſten aber behandelt unſer Pommer den berühmten »ſiebenhäutigen Schild des Aiax,« der ihm durchaus nicht zu Kopfe will. »Nimmt man,« ſagt er (S. 8 ff.), »das Gewicht einer Stierhaut auch nur zu ſechs Pfund an, obgleich es durchſchnittlich wohl zehn Pfund betragen dürfte, und den Eiſenbeſchlag ebenfalls zu ſechs Pfund, ſo hatte der Krieger mit dem linken Arm eine Laſt von circa funfzig Pfund zu tragen, wodurch er ſich bald außer Stande ſehn mußte, von ſeinem Schilde Gebrauch zu machen.«

Eben ſo unglaublich findet es Herr Oltersdorf, daß Homer »keine Kavallerie erwähnt« (S. 9), da doch die Theſſalier in dem Kriege, den ſie 300 Jahre vor der trojaniſchen Expedition gegen die Phocier geführt, Kavallerie gehabt hatten.« Die einzige Entſchuldigung, die er hier für Homer findet, iſt dieſe: »Da aber Homer nicht Soldat geweſen iſt, vielleicht nichts weiter im Leben zufällig mit ſeinen Augen geſehn hat als Fußvolk, ſo hat er wahrſcheinlich die Meinnng gehabt, es gab keine andere Truppengattungen als Fußvolk.«

In dieſer Weiſe geht nun der Verfaſſer den Homer nach allen militairiſchen Richtungen durch, und ſchließt zuletzt mit dem Reſultat (S. 26): »Es ſey höchſt wahrſcheinlich, daß die Ilias von Grund aus Dichtung ſey, und kein Lehrbuch genannt werden könne.« »Homer,« ſagt er, »macht ſich verdächtig, von der Kriegswiſſenſchaft und Kriegskunſt, Bewaffnung, Heereinrichtung, Fechtart u. ſ. w. gar keine Kenntniſſe gehabt zu haben. Er iſt ein guter Dichter geweſen, aber — Soldat war er nicht.« Wer mehr dieſer Vergnüglichkeiten haben will, der gehe hin und leſe das Buch ſelbſt. Adolf Stahr.

Oſtindiſch-Oldenburgiſche Angelegenheit.

Des Herrn Klatt weiblicher Elephant, welcher hier in unſerer Herbſtmeſſe gezeigt wurde und nächſtens den Bremer Freimarkt beehren wird, hat einen Namen wie ein polniſcher Flüchtling, er heißt »Bhi.« Er iſt freilich ſchon großjährig, fünfundzwanzig Jahre alt, hat aber für ſein Alter auch recht viel gelernt, namentlich iſt ſein muſikaliſches Talent als Trompeter von ihm zu rühmen. In ſeinem dritten Jahre wurde er von dem verſtorbenen König von Würtemberg für 36000 Franken gekauft, und iſt ſeit der Zeit faſt ganz Europa durchwandert. Er kennt keine Furcht als vor Mäuſen, welche in ſeiner Heimath zuweilen in ſeinen Rüſſel kriechen ſollen, den er daher auch während ſeines Schlummers wie eine Rolle Band aufwickelt. Nichts deſtoweniger ſchläft er ſeine zwei bis drei Stunden ſehr unruhig, wenn er die kleinen Thierchen nur in der Ferne knappern hört. Vielleicht erwachen dann Erinnerungen an ſeine erſte Liebe und an die herrlichen Reisfelder Aegyptens in ihm. Bhi hat ein Gefolge von zehn Menſchen und ſechs Pferden, und arbeitet für dieſe unermüdlich, wie ein rechtſchaffener Familienvater für die Seinigen. Obgleich er ſonach für ſiebenzehn ſchafft, begnügt er ſich doch mit einer Quantität Brod und Heu, welche etwa zwei Thaler koſtet. Sein Führer reitet ihn bei Nachtzeit nicht bloß um eine zu große Nachfolge Neugieriger zu vermeiden, ſondern auch weil der Elephant mehrere Thiere in Schach ſetzt und die Pferde oft zu Läufern macht. Er geht gewöhnlich eine deutſche Meile in einer Stunde, auf die Dauer würde er den Schnellläufer Erich Meenzen ermüden, und hat ſogar ſeinem Herrn in Ennsbüttel fünfzehn Piſtolen durch einen Dauerlauf gewonnen. Im Winter werden ſeine Appartements geheizt, in Rußland haben vier Oefen ihre Dienſte thun müſſen — Er hat dort das Schickſal eines Franzoſen im Jahre 1812 gehabt, ihm iſt ein Ohr und ein Fuß erfroren. Das letzte iſt ihm operirt, wobei er ſich weiſe wie ein Stoiker benommen und ſein Füßchen mit Vertrauen

seinem Führer, wie der kranke Löwe dem Androcles, hingestreckt hat. Er wird ohne Zaum und Gebiß, wie ein Soldat, nur durch das Commandowort gelenkt. Sehr geeignet scheint er, um junge uneingefahrne Chausseen zu niveliren und fest zu stampfen. Bhi ist leutselig gegen Mensch und Thier; ein schottländisches Pferd, von der Größe eines Bullenbeißers, spielt um ihn herum. Den englischen Diplomaten muß es einen sehr erfreulichen Anblick durch die Harmonie gewähren, womit die beiden Thiere England und Ostindien mit gutem Beispiel voran gehen.

Das sind Bhi's Tugenden, wollte der Himmel! daß wir dieses Bild nicht durch die Beschuldigung eines Lasters beflecken müßten, das grade einem weiblichen Wesen wie Bhi so übel ansteht. Sie (wir müssen hier das Geschlecht ändern), ist nämlich der Ansicht des Herrn Anonymus, welcher die Mäßigkeits-Vereine in unsern Mittheilungen angreift, und würde sie gewiß gerne mit ihren Elephantenfüßen in den Grund treten; — Sie hat nämlich, nach Versicherung ihres Herrn, in Einem Tage 96, schreibe sechsundneunzig, Flaschen Rum ohne Katzenjammer und Nachdurst verschluckt, und unterscheidet sich bloß von den menschlichen Branntweinsäufern dadurch, daß sie nur guten Schnapps nimmt und allen Fusel verschmäht. Das ist doch etwas Vernünftiges. —

Als ich das Vergnügen hatte Bhi im Spießkeschen Stall kennen zu lernen, stand ein Bauerbursche, wahrscheinlich ein Ochsentreiber, es war im Viehmarkt, hinter mir, welcher in Pausen ausrief:

»Gott bewahre! dat Beest fritt ja vör Ehn Daler Stuten.« (Gott bewahre! das Beest frißt ja für einen Thaler Stuten), Benennung einer Brodsorte in Oldenburg.

»He fritt aber nich gau. He quost wul den ganzen Tag.« (Er frißt aber nicht schnell. Er quost den ganzen Tag), dies Wort quosen ist unübersetzbar.

»Se schullen emm man nich to dull futtern, he hett Speck genug, da is ja keen Ripp an emm to sehen.« (Sie sollten ihn nur nicht zu toll füttern, er hat Speck genug, da ist ja keine Rippe an ihm zu sehen.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 44. Donnerstag, 27. October. 1840.

Proben aus einer so eben erschienenen Schrift:

Humoristische Erinnerungen aus meinem academischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817 bis 1819 von Theodor von Kobbe. Bremen bei Wilhelm Kaiser. Zwei Bändchen.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit brannte der älteste Sohn Joseph, der kräftigste Mann, den ich in meinem Leben gesehen habe, den sogenannten Quetschen- (Zwetschen-) Branntwein in einem nahe gelegenen Stalle. Diese Arbeit verrichtete er, es klingt unglaublich, den ganzen Winter hindurch von Abends eilf bis Morgens sechs Uhr und ging dann wieder, ohne der Ruhe zu pflegen, an seine Arbeit. Nur die Nacht auf den Sonntag und zwei Stunden Schlummer im Lehnstuhl am Abend gönnte sich der fleißige Hausſohn. Das geht noch über die Vigilanz des Oldenburgischen Schauspiel-Directors Gerber, der bekanntlich sich nur drei von vierundzwanzig Stunden Ruhe gönnt.

Der alte Ditteney besaß das Geheimniß, fließendes Blut zu besprechen. Joseph hatte eine große Narbe auf dem Fuß und behauptete, der Hieb eines Beiles habe einst alle Adern zerschnitten. Auf den Zauberspruch seines Va-

ters sey der Lauf des Bluts indessen plötzlich gehemmt, dasselbe Experiment habe er übrigens mit gar vielen Leuten gemacht. Ich lachte, wie begreiflich, über diese Thorheiten, an die ich noch nicht glaube. — Aber das kann ich bezeugen, daß, als die alte achtzigjährige Tante Philippine einst in der Abendsoirée vom Stuhl und sich ein Loch in den Kopf fiel, der alte Dittency aber, auf den Zuruf: »Vetter, still er mir das Blut, er kann es ja,« herbei eilte, bei der Berührung des Zauberers die Blutströmung aufhielt und sich der letzte Tropfen mit den Haaren vercopulirte. Mich wollte er die Zauberformel nicht lehren, da er behauptete, ich müßte sie von einem Frauenzimmer erlernen, und den Umweg des Unterrichts durch seine Töchter nicht gestatten.

Nach sechszehn Jahren sah ich die Familie Dittency wieder. Das Glück hatte sie damals noch mehr verlassen, als während meiner Burschenzeit. Der Alte fiel mir um den Hals und schien vor Freude närrisch zu werden, die Mutter war zum Kretin geworden. Der Schlag hatte sie gerührt, ihre Tochter Babette hatte sie so eben, wie ein Stück Bettzeug, in die Sonne gelegt, welche Alles, nur nicht die Empfindungslose ruhig vor sich Hinstarrende, belebte. — Und doch passirte bei meinem Anblick das Unglaubliche, daß die seit drei Jahren total Stumme, auf meine Anrede, mich mit den gespanntesten Augen, welche ich je, sey es im Leben oder auf einem Bilde gesehen, anstarrte, meinen Namen, wenn gleich schwer, doch deutlich aussprach, — dann aber mit grinsendem Lächeln wieder in ihren Stumpfsinn versank, aus der sie erst vor zwei Jahren der Todesengel erlöst hat. — Der alte Papa Dittency ist ihr schon mehrere Jahre vorangeeilt, Joseph noch Besitzer der Hirschgasse, Vater vieler Kinder und durch die Abfindung seiner zahlreichen Geschwister nicht in den besten finanziellen Umständen. Mein Anerbieten, eine öffentliche Aufforderung zu seiner Unterstützung an unsere reichen Universitätsfreunde ergehen zu lassen, von denen man doch nicht annehmen könne, daß alle ihre Herzen verknöchert und dem Teufel verfallen seyen, lehnte er bestimmt ab. »Ich habe

ſchon allſchfort Zutraue zu meine Herre, wo fort ſeye, aber ich will lieber verhungere, als des mer ſagen ſoll, der Joſeph Dittenay habe bei ſeine alte Herre gebettelt.«

Außer den ſtädtiſchen Caſſinos, auf welchen es im Durchſchnitt ziemlich langweilig zuging, wurde am Sonntag gewöhnlich vor allen Thoren getanzt, auf der Hirſchgaſſe drehte ſich aber der Burſchenſchaftler, in Neuenheim der Corpsburſche in dem damals beliebten Cotillon, zu welchem bei uns Babette Dittenay den zaghaften ſchwindeligen Fuchs einzutanzen pflegte. Kam ein Student von einer andern Parthei in das Tanzrevier des Andern, ſo hatte das gewöhnlich eine Herausforderung zur Folge, es wurde, wie man zu ſagen pflegte, contrahirt. Der Bruch zwiſchen den Burſchen aber wirkte begreiflicher Weiſe auch auf die Prieſterinnen der Terpſichore. Wenn die Heidelberger Mädel Sonntags über die Neckarbrücke zogen, da ertönte es am Ende vor der ſogenannten Clarina: »Kattel, kumm mit, wie machſt Du mit de wüſte Kurländer tanze?« »Ei was frage ich darnach, ſakramentſche, ſodiramentiſche Altdeutſche,« entgegnete die landsmanſchaftlich Geſinnte, und Heidelbergs Töchter gingen jede nach ihrer Ueberzeugung, bald links, bald rechts. Nur die blonde dicke Liſette war neutraler, ſpeculativer Natur, ſie vereinigte Realität mit Begriff. Sie ging bald zur Hirſchgaſſe, bald nach Neuenheim, nur nicht dorthin, wo nicht getanzt wurde. — »Ich tanze mit alle Herre Juriſte, mit alle Herre wo brav ſeyn,« war ihr neutraler Ausſpruch.

Nie, nie hätte ich mir gedacht, daß die blonde ruhige Liſette je eines ſo hochfahrenden Selbſtmordes fähig gewerden wäre. Und doch iſt es wahr, daß ſie von demſelben Thurme, von dem ihr Geliebter, ein Schieferdecker, durch einen Zufall ſich den Tod gegeben, — aus Verzweiflung hierüber, ihr mit Kummergedanken erfülltes Gehirn zerſchellt hat. —

Zu den Sonntagstänzen fand ſich wie in Grüfenberg, wo Fürſten und Handſchuhmachergeſellen, kirchhofsmäßig geſellt mit einander diniren, außer den Studenten, Alles

ein, was tanzen wollte, Bürgersſöhne und Handwerksgeſellen, Bürgertöchter und Dienſtmädchen. Um die Geſellſchaft ein wenig ariſtokratiſcher zu machen, rectifiſirten die beiden G.— (v. B. der bekannte Pharaobanquier und der Beſieger der Kurländer) und ich dieſen Tanzbeſuch an einem Wochentage dahin, daß nur Bürgertöchter und Studenten zugelaſſen wurden, an welche das billige Verlangen geſtellt wurde, ohne Hunde, ohne brennende Pfeife und wenn derſelbe kein alibi behaupte, auch im Frack zu erſcheinen.

Dieſe ungeheure Reform war nicht ohne bedeutende Folgen. — Jetzt fingen die Bürgertöchter an wieder Subdiviſionen zu machen, denn die Schmiede- und Bäckertöchter, ob durch den Reichthum der Eltern, was wenigſtens bei dem Reichthum der Letztern begreiflich war, da dieſe alle zugleich Weinhandel trieben, oder durch ſonſt einen mir unbekannten Umſtand, alliirt, erklärten ſich für die einzigen Caſſino fähigen Damen, welche nur ausnahmsweiſe andern Handwerkstöchtern dann und wann ein Eingeladenwerden zugeſtehen wollten. Und kann man ſich es denken? die Bäcker- und Schmiedetöchter ſtanden oft geputzt in ihrer Kammer und harrten der Botſchaft ihrer von der Hirſchgaſſe zurückkehrenden Dienſtmädchen, welche erſt durch das Saalfenſter hatten gucken und ſich überzeugen müſſen, ob auch eine Schneider- oder gar Schuſtertochter auf das neue Caſſino gegangen ſey. Erfuhren ſie das, ſo legten ſie lieber weinend ihren Ballſtaat ab, als daß ſie in die Schand' und Bosheit gewilligt hätten, mit den Pariatöchtern des Handwerksſtandes zu tanzen. — Damals ſchüttelte ich ärgerlich den Kopf über ſolche Standesvorurtheile, durch das Leben bin ich freilich anders belehrt. Ich habe gelernt, daß es nur gar wenige hochherzige Menſchen giebt, welche aus der Sphäre ihrer individuellen Ariſtokratie ſich erheben können, daß dies geſcheute Leute ſind, welche aus Anerkennung fremden Verdienſtes, vor jeder Selbſtüberhebung zurückbeben und dabei vor Liebe nicht haſſen und verachten können. — Iſt es mir doch ſpäter einmal mit meinem eignen Stiefelwich-

ſer paſſirt, das er mir von ſeiner durch Trunkſucht getödteten Frau erzählte und hinzuſetzte: »Ich kann nicht begreifen, wie meine Frau ſo ſehr an den Trunk gekommen iſt. Sie iſt von zu angeſehener Familie. Ihr Großvater war der erſte und einzigſte Stiefelwichſer ſeiner Zeit, der vierunddreißig Herren zu bedienen hatte.«

Heidelberg hatte gegen die Regel der Univerſitäten, wonach die Mädchen häufig nur zu frühe verblühen, viele hübſche Mädchen*), welche übrigens die Vergänglichkeit der Studentenliebe wohl zu würdigen wußten und die zu heftigen Galanterien mit den Worten abzuweiſen pflegten: »Ach des wiſſen wir ſchon, von den Herrn Juriſte nimmt unter zehen einer des Mädchen nit, wann er ihr die Eh' auch verſprochen hat.«

Ich hatte das Unglück in der Kettengaſſe zu wohnen, in welcher damals die beiden erſten Schönheiten des Stadtcaſſinos vis à vis reſidirten. Ich habe dermalen viel von Ständchen gelitten, wovon eins das andere mit Flötentönen und Geſang gebracht wurde. Oft rief ich ihnen des Schleſiers D. auf mich gerichteten Witz zu: »Wenn du ſingſt klingt es ſchön, wenn du aufhörſt noch beſſer,« es giebt nichts unverbeſſerliches als einen verliebten Studenten.

Das roſige kindliche Fränzchen, die Jugendliebe meines theuerſten Freundes St., hat den Lohn ausdauernder Treue gegeben und empfangen. Die himmliſche Seligkeit der Erde war für ſie zu groß. Die treue Gattin hat nach wenigen Jahren der reinſten ehelichen gegenſeitigen Zärtlichkeit das Irdiſche geſegnet, nachdem ſie ihm einen Sohn geboren, der mein lieber Pathe geworden iſt.

Die anmuthige veilchengleiche S. R. iſt an einen angeſehenen badiſchen Beamten verheirathet. Ich bin mehre Male Zeuge ihres häuslichen Glückes geweſen und habe über die Natur lächeln müſſen, wie dieſe bemüht iſt, die Züge der lieblichen Mutter trotz aller Variation in den Geſichtern der blühenden Kinder zu reproduciren.

*) In Jena waren im Jahre 1818 nur zwei hübſche Mädchen, von denen die Eine zu ſtark, die Andere zu mager war.

Es mag mir hier vergönnt ſeyn, eine kleine Epiſode einzuſchalten, die vielleicht meinen Leſern bereits zu Geſichte gekommen, da ſie aus einer frühern Erzählung genommen und von den literariſchen Raubblättern mit Telegraphenſchnelle verbreitet iſt. Sie gehört aber zum Ganzen, und glaube ich doch auch mehr Recht als ein Anderer zu haben, meine eignen emancipirten Kinder in meinem neu erbauten Hauſe meinen Gäſten vorzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Klausner auf der Höh.

Hoch ſiehſt du dort des Himmels Wolken jagen —
Und denkſt der Stürme aus der Jugend Tagen.

Du hörſt des Lebens Schlacht im Thale toben —
Und wendeſt das Auge betend nach Oben.

Du fühlſt des Lebens ewige Vorſöhnung —
Wie Nichts iſt für dich der Menſchen Verhöhnung.

Emile d'Estrées.

Nach dem Schottiſchen.

Von Emile d'Estrées.

Ich hab' ein Weib, nun kann ich lachen,
Mit Niemand möcht' ich tauſchen!
Zum Hahnreih' will ich Niemand machen,
Traun! ſelber werd' ich es niemals.

'nen Thaler hab ich auch in der Hand
Dafür brauch' ich Niemand zu danken.
Geld leihn kann ich dir nicht einmal auch im Pfand,
Doch brauch ich auch nichts zu borgen.

Ich bin nun zwar Niemandes Herr,
Doch brauch' ich auch Niemand zu dienen.
Ich hab' ein breites Schwert zur Wehr,
Und Schläge nehm' ich von Keinem.

Ich bin immer frisch und aufgelegt
Und mürrisch sieht mich nicht Einer.
Und wenn für mich Niemand Sorge trägt,
So sorg ich wahrhaftig für Niemand.

Hors d'oeuvres.

In einer Nummer der Bremer Zeitung wurden kürzlich zwei theologische Streitschriften in der beliebten Verfluchungsfrage und zwischen diesen »die Günderode von Bettina« angezeigt. Wem fällt da nicht Goethes Vers bei ein:

»Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten« *).

Es giebt manche Männer, welche in Dingen, deren Beurtheilung ihnen allein zukommt, doch immer ihre Frauen um Rath fragen. Sie machen sich dadurch den letztern verächtlich, verlieren ihre Würde und lassen alle Momente der Entscheidung zu ihrem größten Nachtheil entschlüpfen. — Sie kommen mir vor wie jener Hamburger Bürger auf dem Lande, der beim Anblick einer Sonnenuhr und als man ihm erklären wollte, wie viel es danach an der Zeit sey, ausrief: »Wat geiht mi den Sünn an, min Uhr geiht na Katrinen!« — (Was geht mich die Sonne an, meine Uhr geht nach Katharinen (sc. Kirche).

Der Witz lacht, daß ihm die Thränen über die Backen laufen; der Humor lächelt unter Thränen.

---

*) Oder wohl besser gesagt „umgekehrt."
Anmerkung des Setzers.

Zur Nachricht.

Die humoriſtiſchen Blätter werden auch im nächſten Jahre fortgeſetzt. Bei dem günſtigen Urtheil der ſtrengſten Kritiker über ſie, das ich meinen Mitarbeitern, ausgezeichneten deutſchen Schriftſtellern verdanke, darf ich erwarten, daß die Herren Buchhändler nicht verſäumen werden mein Blatt in ihre Leſezirkel aufzunehmen, und einem Redacteur zu beweiſen, daß ſie zu ſchätzen wiſſen, wenn ein Journal die Pöbelhaftigkeiten der heutigen Tagesliteratur ausſchließt. Ich habe um ſo eher ein Recht darauf, als die meiſten deutſchen Blätter mich fortwährend ſchamlos beſtehlen, und ich ſomit dem Nachdruck geopfert werde. Hiemit verbinde ich noch die Anzeige, daß vom Januar 1841 den humoriſtiſchen Blättern ein Intelligenzblatt überher zugegeben wird, worin alle literariſche Inſertionen, die Zeile zu 1 Gutengroſchen, durch Vermittlung der Schulzeſchen Buchhandlung in Oldenburg aufgenommen werden.

Oldenburg im October 1840.

Theodor von Kobbe.

N. S. Ich erſuche die deutſchen beſſern Journale um Aufnahme dieſer Bekanntmachung, die ich mir aber von den ſchlechten wie den ferneren Diebſtahl verbitte. D. O.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ßß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 49 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 45. Donnerstag, 5. November. 1840.

Proben aus einer so eben erschienenen Schrift:

Humoristische Erinnerungen aus meinem academischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817 bis 1819 von Theodor von Kobbe. Bremen bei Wilhelm Kaiser. Zwei Bändchen.

(Beschluß.)

Als ich vor etwa sieben Jahren Heidelberg zum ersten Male wiedergesehen, besuchte ich den Wolfsbrunnen, das Schloß und den heiligen Berg; ich fand die schöne Natur unverändert und warf mich voll süßer Erinnerung an ihren unsichtbaren Busen. Auf der Schloßterrasse stiegen mir Eure Bilder, Du trefflicher Ammon, Du Bruderpaar Pape, Du, in Griechenland gefallener unglücklicher Ditmar, Du ewig gleicher Knabel, vor meiner Seele auf. Die Zeit hat unsere Körper getrennt, manche hat sogar der unerbittliche Tod geraubt, aber mit unsterblicher Flammenschrift strahlt ihr in dem vielleicht auch bald unter der Lebenslast brechenden Herzen. Wie wenig ist von unsern Träumen wahr geworden!!! Da fielst auch Du mir ein, süße Selmy! Du schönes Mädchen aus N., Du meine erste, meine schüchterne Liebe, die Du im väterlichen Posthause, unter den vielen schönen Worten, die aus den Lippen der Musensöhne zu Deinen Ohren flutheten, wohl mein Herzenspochen über-

hört hast, aber mich doch, um meiner Bescheidenheit willen, den wilderen Gesellen vorzogst. Du warst damals schon Braut und konntest daher auf mich wirken wie eine Heilige. Ach! wärest Du in der Nähe, ich würde zu Dir eilen und Dich an die frohe Abende erinnern, die wir kurz vor der Abreise in Deinem väterlichen Hause zubrachten. Nie war ich so zufrieden mit meinen Versen, als wenn Deine Rosenlippen ihnen Beifall lächelten. Doch Du bist in der Schweiz, eine glückliche Hausfrau, die Gattin eines hoffentlich Deiner würdigen Mannes, die Mutter blühender Kinder. So weit geht mein Ziel nicht; meine Verse trogen, wenn ich Dir versprach, einst auf einer Schweizerreise an Deiner Pforte anzuklopfen. —

Noch immer mich im Geiste auf dem Schloßberge wähnend, saß ich schon vor dem zweiten Gericht an der Abendtafel des Herrn Helwerth, als mich bei dem leise mir entquollenen Ausruf: »Selmy!« ein alter süddeutscher Universitätsbekannter mit der Bemerkung aus meinen Träumen weckte: »Ahä! Sie meinen die schöne Selmy aus N.? Nun die ist zu haben. Nach einer unglücklichen Ehe, die endlich der Tod ihres seit sechs Jahren vor seinem Ende schrecklich wahnsinnigen Mannes beschloß, ist sie zurückgekehrt nach N., lebt dort still und eingezogen, aber entstellt durch Kummer und Noth keinem ihrer früheren Bekannten mehr kenntlich.« —

Ein heftiges Feuer durchbebte mein Inneres bei diesen Worten. Die träge Nacht schwand mir in süßen Wachen und in kurzen noch süßeren Träumen. Hermuths Schimmel hatten bald ihre Aufgabe gelöst, und die zehnte Stunde des folgenden Tages führte mich an den Ort, wo mein Herz beim Gedanken an das Wiedersehen so süß erbebte. Ich verlangte kein jugendliches Wesen, nur die Seele, wenn ich mich so ausdrücken darf, meiner liebenswürdigen heitern Selmy wieder zu sehen. Nur ihr freundlicher Blick war es, der meinem Geiste vorlächelte.

»Wohnt hier die Räthin N. N.?« fragte ich eine übelgestaltete Magd, die mit grinsendem Lächeln die Thür mit

den Worten öffnete, die Frau Räthin ſey drinnen. Haſtig folgte ich dem dürren Zeigefinger, aber nicht ohne Schmerz und Erſtaunen trat ich zurück, als ich in der mir gezeigten Dame ein altes Mütterchen erblickte, an der nur noch die, ſelbſt im Erlöſchen noch ſtrahlenden Augenſterne an meine geliebte Selmy mich erinnerten. Und ſie ſchien mich nicht einmal zu erkennen. »Sind Sie Selmy?« fragte ich, ihre Hand ergreifend. Sie aber verneigte ſich bejahend, mich fremd, faſt mit Opheliablicken betrachtend. »Kennen Sie mich nicht mehr?« fragte ich faſt ängſtlich; »denken Sie ſich einmal um ſiebenzehn Jahre zurück.« — »Sie haben vielleicht dermalen in Heidelberg ſtudirt,« fuhr die Gefragte fort, »allein ich entſinne mich Ihrer nicht mehr. — »Beſinnen Sie ſich einmal, ich bin ein Holſteiner,« fragte ich mit ſteigender Unruhe. — »Heißen Sie von Ahlefeldt?« — »Nein, das nicht.« Da fiel mir Geängſtigtem Selmy's Stammblatt ein, das ich ſeit ſechszehn Jahren in meiner Brieftaſche trug. Zitternd überreichte ich es, wie ein Jude einen Wechſel, deſſen Abläugnung er fürchtet. »Haben Sie das geſchrieben?« — »Ja!« verſetzte die Frau mit ſtarren Blicken, dann aber ſetzte ſie bewegt hinzu: »Ach, Sie haben gewiß viel von mir gehalten in der Zeit meiner Jugend und meines Glücks; ich habe durch entſetzliche Leiden alle meine Erinnerung daran verloren; dieſe beginnt erſt in den Momente, da der Prieſter meine Hand in die meines Mannes legte. Haben Sie mich darum nur lieb, wenn Sie es je gehabt haben; der ſchwere Schleier, der auf meinem Gedächtniſſe ruht, wird dereinſt ſchon fallen, und ich werde Sie erkennen.« — »Selmy!« rief ich und nannte ihr meinen Namen, »kennen Sie mich noch nicht? Sie müſſen ein Stammblatt von mir beſitzen.« — »Nein,« entgegnete ſie, »Ihr Name iſt mir nicht erinnerlich, allein ich beſaß ein Blatt, das mein Mann in einem Anfall von Wahnſinn zerriß; ich barg nur noch einige Reihen. Sie lauten:

»Klopf ich an deine Pforte an,
Einſt im Verlauf des Lebens,
So ſey es nicht vergebens.«

Das war mir zu viel. Thränen entstürzten meinen Augen; ich enteilte dem Hause. Vergebens bat mich Selmy zu bleiben oder wieder zu kommen. Nicht ohne feuchten Blick rief sie: »Ich will mich besinnen auf Sie, seyen Sie nicht böse!« Schweigend eilte ich ins Wirthshaus, ließ meinen Kutscher anspannen und mit den Worten, welche ich mir oft wiederholte: »Die Menschheit vergißt innerhalb fünf Minuten, Freundschaft und Liebe und will unsterblich seyn!« warf ich mich in den Wagen, der meine Laune sehr verändert nach Heidelberg zurücktrug.

Ich habe nur eine Weinlese in Heidelberg und zwar im Jahre 1818 erlebt. Die Freude in der Pfalz und am ganzen Rhein war ungemein. Die Trauben wurden unter Gesang und Jubel geschnitten, jedem Fremden davon gereicht, derselbe aber, wenn er alle Beeren pflückte und nicht mindestens nach altem Herkommen drei am Stiel gelassen hatte, wenn er denselben wegwarf, von den Winzerinnen mit einer hölzernen Pritsche unter dem lauten Zuruf: »Herbstau« gepritscht, und mußte sich durch ein Geschenk der ferneren Strafe entziehen. — Bald wurde der Uebermuth in den Weinbergen allgemein, und da hatten die armen Schiffer, größtentheils Bewohner des Städtchens Eberbach, welche auf dem trägen Neckar sich langsam in den Kähnen fortbewegten, es am Schlimmsten, da sie stets von den lustigen Weinbergleuten mit den Spottnamen: »Eberbächer Kukuksfresser,« »Eberbächer Säckbrenner!« u. dgl. beehrt wurden. Zur Erklärung dieser Spitzworte muß ich bemerken, daß Eberbach ungefähr den Rang von Schöppenstedt, Schilda, Krähwinkel und Buxtehude hat und daß von seinem Magistrate erzählt wird, daß er einmal bei einem Spaßvogel, welcher ihm ein Gastgebot gegeben, im guten Glauben einen Kukuk für eine Schnepfe verspeist habe. Auch soll er bei einer anderen Gelegenheit eine Menge neuer Rathssäcke zeichnen gewollt, sich dabei aber eines annoch zu glühenden Eisens bedient und so alle Säcke durchbrannt haben.

Sehr wenige ruhige Odenwäldische Schiffer fuhren

wohl vorbei und thaten, als ob ſie ihre Schande und das Gekicher der jungen Winzerinnen nicht hörten, allein wir ſind alle Menſchen, die nur bis zu einem gewiſſen Grade zu reizen ſind. Machte Windſtille und das plauderhafte Echo von der andern Seite zu ſehr Compagnie mit den Spöttern, ſo hielten die Schiffer an, formirten, wie die Franzoſen heutigen Tages, eine colonne mobile, erſtürmten die Weinberge, wo ſie ſich entweder noch Schläge überher oder, wenn die großmäuligen Winzer wegen zu kleiner Anzahl geflohen waren, gezwungen erpreßte Küſſe und Weintrauben holten.

Sobald der Wein in Gährung gekommen iſt, etwa nach einem halben Jahre, wird er trinkbar und unter dem Namen »ä Schoppe neie« gefordert. Er ſieht dann aus als ob Kupfer in ihm aufgelöſt ſey, iſt ſehr berauſchend, ſcharf, und bildet ein Mittelding von Wein und Schnapps. — Er war bei den rechten Trinkern ungemein beliebt und beſonders nach oft fehlgeſchlagenen Weinleſen ſehr geſucht. Daher war es auch ganz erklärlich, daß kurz vor der Erndte einmal die Ziegelhäuſer auf der Hirſchgaſſe überlegten, wer ſich in den nächſten neuen Wein wohl todt ſaufen würde. »Gieb Acht Herr Special! den verwirgt der neie Wein,« hieß es dann von dem Einen wie von dem Andern, wogegen denn zuweilen etwa das Bedenken gemacht wurde: — »Eine Herbſcht hält der Joſep de neie wol aus, aber länger nit.«

Und es begab ſich, daß, ein Jahr ſpäter, dieſelben Leutchen wieder zuſammen ſaßen. Jetzt recapitulirten ſie ihre Reden, und wunderbar! alle die von ihnen dem Weintode Geweihten, ſelbſt der Joſep, hatten ſich todt getrunken.

Adam Müller, jener bekannte Exprophet, lebte damals unſern Heidelberg, ich glaube, in Bretten. Wir, die Mitglieder der table d'hôte im Badiſchen Hofe, ließen ihn einmal kommen, um die Zukunft von ihm zu erfahren. Allein er verrieth nichts, indem er ſich damit entſchuldigte, daß er nur prophezeien könne, wenn der Geiſt es ihm eingebe. — Adam Müller affectirte zwar eine Jacob Böhmi-

sche Qualirung, einen gewissen Geistesdrang, kokettirte dabei aber noch mehr mit den Sechsbätznern, welche für ihn gesammelt wurden. — Der Pfarrer seiner Gemeinde, der einige Tage später mit uns zu Mittag speiste, bewahrheitete das Sprichwort, daß der Prophet nicht in seinem Vaterlande gilt, indem er den, von Kaiser und Königen so hoch geschätzten Adam Müller für das faulste und unnützeste Mitglied seiner Gemeinde erklärte.

Zu jener Zeit kamen auch die Draisinen auf, deren Vater ein Herr von Drais aus Manheim war. Die Franzosen nannten die Erfindung witzig: »manière de faire un voyage de quatorze lieues en quinze jours, indessen bewegte sich der Erfinder darauf selbst mit einer bewundrungswürdigen Schnelligkeit. Man schmeichelte seiner Eitelkeit auf eine fast spöttische Weise, indem man ihn zu Thees einladete, wo er sich im Saal auf seiner Maschine producirte. Namentlich war dies in den Routs bei Herr v. B. der Fall, in jenem kleinen Hause, wo eine Menge Gäste die Grundsätze des Raumes verspottete. Herr v. B. suchte freilich diesen Uebelstand durch Rangerhöhung seiner Gesellschaft auszumerzen. Denn ein jeder Gast ward wenigstens adelich, wie in meiner Cerevisia, der Herr von »Baron,« der Baron, Graf. Nur mit den Grafen kam er in Verlegenheit, wenn der Prinz von Hildburghausen zugegen war, der indessen zur Entschädigung für die abgetretene Durchlaucht in solchen Fällen eine Königliche Hoheit erhielt.

Lied

von

Herrn Kloß und Frau Cotelette,

vulgo Adam und Eva,

abzusingen von den versammelten Männlein und Fräulein

am

Stiftungstage

des

literarisch-geselligen Vereins zu Oldenburg

den 3. November 1840.

Melodie: Bekränzt mit Laub ꝛc.

Als Adam ward von unserm Herrn geschaffen
Aus einem Erdenkloß,
That er erstaunt die neue Welt begaffen,
Die Bestien klein und groß.

Und da der Herr ihn fragt, wie's ihm gefalle,
So spricht er: »*Very fine;*
»Doch Eins, Papa, ist schlimm: zu zwei sind Alle,
»Nur Adam ist allein.«

Da spricht der Herr: »»Sei nicht so naseweise;
»»Geh' jetzt und ruh' dich aus.««
Er schläft. Der Herr nimmt ihm die Rippe leise,
Und macht schön Evchen draus.

Adam erwacht. »O Himmel, wer ist diese?
»Sag, bist Du mein Gemahl?
»So schön wie du ist Nichts im Paradiese.
»O schau mich an einmal.«

Blick, Hand und Kuß, er läßt sich's trefflich munden;
Ihr macht es nicht Verdruß.
Das Pulver hat Herr Adam nicht erfunden,
Doch er erfand den Kuß.

Bis heut' noch ist das Küssen Mode blieben,
Und auch bei uns ist's Brauch,
Und wer nicht weiß zu küssen und zu lieben,
Der ist ein armer Gauch.

Drum ist mein Spruch: Zu zwei und nicht alleine;
Dann sind wir erst complet.
Hoch lebe, ruf' ich laut bei diesem Weine,
Herr Kloß und Frau Col'lette.

Die Gedichte von Heinrich Lambrecht sind in der Schulzeschen Buchhandlung, recht hübsch ausgestattet, erschienen. Wir haben ihren Werth dadurch schon anerkannt, daß wir unter den vielen Gedichten, womit wir überfluthet werden, im Anfang dieses Jahres einige Proben gegeben, und empfehlen sie dem Lesepublikum bestens.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 46. Donnerstag, 12. November. 1840.

Meine Pfingstferienreise 1840.

Erstes Kapitel.

Gelübde. — Früheres Pfingstreisen in Nord und Süd. — Eilwagenfahrt mit dem sittlichen Amtmanne, dem verliebten Apotheker, dem seufzenden Schulmeister, dem schläfrigen Zuckerfabrikanten und dem stummen Dienstmädchen. — Bechta's Merkwürdigkeiten. — Der Philister und die Philisterin. — Der unerschütterliche Postillon. — Scene mit dem Nachtwächter in Bohmte.

Im Jahre 1827, als ich, ein frisch aus dem Ei gekrochener Student, vor wenigen Wochen die Universität Heidelberg bezogen hatte, fiel ich um die schöne Pfingstzeit in schwere Krankheit. Auf meinem Schmerzenslager mußte ich hören, wie die Musensöhne, die theilnehmend um mich her saßen, von den Lustfahrten und Fußreisen sprachen, die sie an den Festtagen nach Schwetzingen, Rheinbaiern, dem Odenwald und der Stadt Baden veranstalten wollten. Durch das halbgeöffnete Fenster spielte warmer Sonnenschein; ich konnte den blauen Himmel sehen und den Philosophenweg über dem Neckar, wo Mädchen in rothen Kleidern lustwandelten. Und da lag ich, von Sehnsucht verzehrt, an die düstre Stube, an das leidige Bett gefesselt, und durfte nicht hinaus in die Frühlingsluft, durfte nicht den Fluß

entlang nach den grünen Thälern, auf die frischen Berge. Da that ich ein feierliches Gelübde, mich an künftigen Pfingsttagen für diese Entbehrung zu entschädigen; ich schwor, daß mich dies Fest nie zweimal an derselben Stelle finden sollte, und das habe ich bis heute gehalten.

Das Pfingstfest des Jahres 1828 führte mich nach Wertheim, wo, am Fuße des alten Bergschlosses der Fürsten von Löwenstein-Wertheim, die Tauber sich dem Main in die Arme wirft. Mein Gefährte, auch ein Studiosus, der vor Kurzem das Wertheimer Gymnasium absolvirt hatte, warf sich dort ebenfalls Jemanden in die Arme, nämlich einem hübschen Mädchen, mit dem er schon als flaumbärtiger Primaner verlobt war, und deren glücklicher Gatte er jetzt ist. Die Sache wurde damals noch mit aller Heimlichkeit betrieben; ich war der Vertraute, der lachende Amor, der dem Liebespaar die Fackel hielt.

Pfingsten 1829 stand ich mit einem andern Musensohne, der seltsamer Weise Musik und Mathematik mit gleicher Leidenschaft studirte, und damals, das Ränzel auf dem Rücken, das geliebte Badner Ländchen mit mir durchstreifte, auf der alten Burg zu Baden, jenem hohem Throne, zu dessen Füßen die Herrlichkeit der Welt in grünen Wäldern, silbernen Strömen und blauen Bergen ausgebreitet liegt.

1830 durchstreifte ich, singend und zechend, mit einem Dutzend Bonner Studiosen das Aarthal. Wie Gemsen kletterten wir die schroffen Bergwände hinauf und tranken — die Flasche machte den gefährlichen Weg mit — auf der steilsten Felsenspitze zu Ehren unserer Helden. Einer ließ den alten, nun im Herrn ruhenden Mackeldey leben, dessen Handbuch man, wie er sagte, »nur loszuhaben braucht,« um durchs Examen zu kommen; ein Anderer brachte Thibaut, der neulich auch zu den Vätern versammelt worden, seinen Toast; ein Dritter hob Niebuhr in den Himmel; mein Held hieß: Johann Wolfgang Goethe. Und damit Niemand künftig aus meinem Glase eine schlechtere Gesundheit trinken könne, warf ich es in die Tiefe hinab, daß es klingend an der Felswand zersprang.

1831 unternahm ich allein von Berlin aus eine Wanderung nach Freienwalde an der Oder. In einem großen Wirthshause, aus dem ein Strauß mit hundert Bändern hing, warf ich am Pfingstmontage meinen Ranzen ab, und mischte mich unter die ländlichen Tänzer. Als ich mit dem hübschesten Mädchen, das aufzutreiben war, zum dritten Walzer antrat, nahte sich mir ein sechs Fuß hoher Bursche mit einem Stuhlbein in der Hand, und erklärte mir, wenn ich noch einmal mit seinem Schatze tanze, werde er mir den Schädel einschlagen. Auf diese freundliche Aeußerung erwiederte ich: »Kamerad, wenn das Mädel dein Schatz ist, so gratulire ich von ganzem Herzen. Komm, laß uns auf seine Gesundheit trinken.« Ich bestellte eine Flasche Wein, und er hatte noch keine drei Gläser in seinen Schlund gegossen, als er kordial wurde und mich aufforderte, »noch Einen« mit seiner Liebsten zu tanzen.

Im Herbste desselben Jahres trieb mich die Cholera aus Berlin nach der rheinischen Heimat. Den folgenden Frühling nahm ich meinen Wohnsitz in Lausanne am Genfer See, dem ewig blauen Auge der Schweiz, und am Pfingstfeste 1832 besuchte ich Genf und das nahe Ferney, den Landsitz Voltair's. Ein günstiges Geschick rief mich von Lausanne nach Italien. So feierte ich im Jahre 1833 die Pfingsttage zu Mailand, und hielt im weißen Marmordome tiefergriffen meine Andacht. 1834 wohnte ich während dieses Festes in einer Villa des hochgelegenen Dorfes Capodimonte, welches Neapel, den Golf mit den Inseln Ischia und Capri, den Vesuv und den Monte Sant' Angelo beherrscht.

Nach zwei glücklichen, in Neapel verlebten Jahren, brach ich wieder nach der Heimat auf. Ueber Rom, Florenz und Venedig gelangte ich nach Tyrol, dem wilden phantastischen Lande, und das Pfingstfest 1835 fand mich in Innsbruck und im Zillerthal in der Mitte jener freien, schönen, urkräftigen Menschen.

Pfingsten 1836 durchschnitt ich auf dem Dampfschiffe »Stadt Mainz« das Rheinthal, und ließ trunkenen Auges die Städte und die Burgen an mir vorüberfliegen.

1837 saß ich in der goldnen Abendbeleuchtung des Pfingstsonntags in der Kirche des alten Klosters Altenburg in der Grafschaft Berg, wohin ich — nun schon ein Mann in Amt und Würden — mit ein paar Collegen aus Elberfeld gewandert war. Diese kleine Kirche, die der damalige Kronprinz von Preußen wieder herstellen läßt, gehört zu den edelsten gothischen Bauten, und gewinnt noch durch ihre reizende einsame Lage.

1838 wallfahrtete ich andächtig nach dem Schlachtfeld von Waterloo, und schmückte meinen Hut mit blühenden Zweigen, die ich auf der großen Leichenstätte pflückte. Die sterbende Kaisergarde und Steubins Bild, wo die Grenadiere und Generale Napoleon dem tödtlichen Schlachtgewühl entreißen, kamen mir nicht aus dem Sinn. Auf einem künstlichen Hügel ist von Holland ein kolossaler Löwe errichtet worden, der drohend nach Frankreich schaut. Möge er als Sinnbild vereinter germanischer Kraft gegen Franzosenthum hier noch lang feste Wache halten.

Der Pfingstsonntag 1839 war der erste Tag, den ich in Oldenburg, meiner neuen lieben Heimat zugebracht habe. Da mir aber mein Gelübde untersagt, auf dies Fest zweimal dieselbe Stelle zu betreten, so bin ich während der Pfingsttage auf ewig aus Oldenburg verbannt, und der berühmte, in diese Zeit fallende Pferdemarkt ist mir, wenn ich mich nicht auf eine ganz kleine Tour beschränke, eine verbotene Schüssel.

Pfingsten 1840 feierte ich im Teutoburger Walde. Davon jetzt ein Näheres.

Die Glocke schlug auf dem Schloßthurme in Oldenburg Elf, als ich mich auf *№* 2. des Eilwagens niederließ, der mich über Vechta und Damme nach Bohmte führen sollte; denn durchs platte Land wollte ich fahren, und erst im Gebirge meine Füße in Thätigkeit setzen. *№* 1. war — wie es sich gleich an der Thorwache kund gab, wo ein bärtiger *Unteroffizier* Namen und Stand abfragte — einem Dienstmädchen zu Theil geworden, *№* 3. einem stattlichen Amtmanne aus der Marsch, dem einzigen Passagier von Em-

bonpoint, was bei dem eben nicht geräumigen Wagen erheblich war. Ein Zuckerfabrikant aus Bremen, der eher einem Maler oder Schauspieler ähnlich sah, war Inhaber von № 4. Auf № 5. schmauchte an meiner linken Seite ein dürrer ostfriesischer Dorfschulmeister, und ihm gegenüber auf № 6. wiegte sich ein süßlächelnder Apotheker, der sich rühmte, der Lüneburger Heide, dem Land der Heidschnucken, entsprossen zu seyn.

Der Amtmann hatte mich in unserm neugegründeten, so schön gedeihenden literarischen Vereine gesehn, welcher sofort einen ergiebigen Stoff zur Unterhaltung bot. Der Apotheker, der ein komisch ausgezacktes Profil hatte — ich hätte ihn für mein Leben gern gezeichnet — sah dabei, in Gedanken verloren, in die öde Gegend hinaus, indem er sich bisweilen schmunzelnd das Kinn strich. Der Schulmeister dagegen verschlang jedes Wort mit sichtbarer Gier, und wiederholte einzelne Sätze halb laut in sich hinein. Das Dienstmädchen blieb während der ganzen Fahrt stumm, da sie kein Hochdeutsch sprach; doch knüpfte sie jedesmal beim Umspannen mit den Postillonen an, und der Strom ihrer Rede ergoß sich, wie das Wasser eines Röhrbrunnens, um so reicher, nachdem er eine Zeit lang gehemmt worden war. Der Zuckerfabrikant schlief, und schien von wohlfeilem Lumpenzucker zu träumen; denn seine Züge waren heiter.

Als das Gespräch stockte, präsentirte der Apotheker Pfeffermünzküchlein herum, die ich schon in seiner Tasche gerochen hatte. Des Amtmanns Dose machte von der andern Seite die Runde; beide trafen bei dem Schulmeister zusammen, der mit denselben Fingern, womit er eben eine schwere Prise gefaßt und hastig in die gewaltigen Nüstern geschoben hatte, in die duftende Schachtel des Lüneburgers tappte. »Pfeffermünzküchlein sind gut auf der Reise und auf dem Ball,« sagte der Pharmaceut, indem er prässelnd seine Prise einzog, und lächelte bedeutsam. — »»Sie tanzen wohl gern?«« — »Freilich, freilich!« — »»Besonders wenn man eine schöne Tänzerin im Arme hat, die Blick mit Blick, Händedruck mit Händedruck erwiedert. He?««

— »Freilich, freilich!« — Dabei zwinkte der Apotheker so seltsam mit seinen Aeuglein, und rieb sich die Hände so heftig, daß ich gleich sah, daß ihn Amor am Seile hielt.

»Mich wundert,« hub ich wieder an, »daß diese Pfefferminzküchlein alle so gleichförmig rund sind. Die Dinger werden doch nicht in einer Form gegossen?« — »Keineswegs,« erwiederte der Apotheker, »sie werden getröpfelt. In den ersten zehn Jahren gelingt so was nicht. Alles will gelernt seyn. Uebung macht den Meister.« Und nun ließ er sich sehr weitläuftig über die Bereitung der Pfefferminzküchlein aus. »Jedenfalls,« ergriff ich wieder das Wort, »gehört nicht allein eine geübte, sondern auch eine völlig ruhige Hand dazu. Ein Mann, der Leidenschaften hat, ein Verliebter z. B., kann sie nicht gegossen oder, wie Sie sagten, getröpfelt haben. Wäre der Liebesgott Zeuge von ihrer Zubereitung gewesen, so hätte er den Künstler beim Ellbogen gestoßen, und es hätte große und kleine Tropfen gegeben.« — »Und doch könnte es seyn,« sagte der Apotheker schlau, und kicherte in sich hinein, indem er wieder die Hände rieb, »doch könnte es seyn, daß sie ein Verliebter verfertigt hat; ja vielleicht hat sie ein Mann verfertigt, der eine Stunde zuvor erklärter Bräutigam eines jungen, schönen, bemittelten Frauenzimmers geworden war.« — »Ich gratulire von ganzem Herzen,« gab ich zur Antwort. Auch der Amtmann gratulirte, und der Schulmeister machte, die Pfeife aus dem Munde nehmend, einen steifen, tiefen Bückling und sprach: »Ein Gleiches meinerseits,« — was die ersten Worte waren, die er an das Publikum des Eilwagens richtete. Der Fabrikant schlief, und träumte noch immer von Lumpenzucker. »Mein Herr,« nahm ich wieder das Wort, »ich kann mir — entschuldigen Sie — nichts Gefährlicheres denken als einen verliebten Apotheker. Wie leicht nimmt er in der Abwesenheit seiner fünf Sinne Blausäure statt Hofmännischer Tropfen, Arsenik statt Brausepulver. Ich schaudre, wenn ich daran denke. Schon Schuhwichse statt Dinte zu erhalten ist unangenehm.« — »Wenn ich Apotheker wäre,« be-

ganz jetzt der Amtmann, da der Lüneburger nicht gleich eine Antwort zusammenfinden konnte, »fürchtete ich vor Allem die Wasserkuren. In zwanzig Jahren wird vielleicht keine andere Arzenei mehr verschrieben werden als Wasser, frisches, klares, wohlfeiles Wasser.« — »»Ich berühre diesen Gegenstand nicht gern in Gegenwart von Pharmaceuten,«« entgegnete ich; »»aber auch ich muß gestehen, daß der Stern der Apotheker in schnellem Sinken ist.«« — »Ich lebe aber gegenwärtig im Marschland,« rief der Apotheker eifrig, »wo es gottlob nur ganz abscheuliches, infames Wasser giebt, wo Niemand das ganze Jahr durch auch nur einen Tropfen trinkt, außer im Thee. Ich, meine Herren, brauche also die Wasserkuren nicht zu fürchten.« — »»Das ist mir lieb für Sie,«« erwiederte ich, »»aber leid für die Menschheit. Doch lassen wir das. Sie sind ein glücklicher Bräutigam, und können uns sammt und sonders auslachen; denn gewiß hat Keiner von uns ein so schönes, neues Herzensverhältniß.«« Ich prüfte scharfen Auges ein Gesicht nach dem andern. Das Dienstmädchen erröthete, der Schulmeister stieß einen schweren Seufzer aus. »»Sollte,«« fuhr ich wie im Selbstgespräche fort, »»dieser Wagen unglückliche Liebe beherbergen?«« Der Schulmeister stöhnte noch lauter, und stellte die Pfeife weg, was auf ungeheuern Schmerz deutete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Genaue Correctur. — In der Beilage zum Itzehoer Wochenblatt vom 16. October d. J. liest man folgende Berichtigung:

In № 40. der Bilder Spalte 1106 setze man vor die Worte: vox populi etc. statt des Kolon ein Semikolon.

Einen Gedankenstrich vor diesem bekannten inhaltsschweren

Satz zu verlangen, wäre meines Erachtens begreiflicher, indicirter gewesen.

Einem Ordensheber in X.... wurde vor einiger Zeit wegen unsittlichen Betragens sein Ehrenzeichen genommen. »Nun weiß ich doch warum ich es verloren,« rief er zufrieden aus, »wogegen ich nie erfahren, weßhalb ich den Orden bekommen.«

Die Frage: Wie viel Kavaliere auf einen Studenten gehen, ist kürzlich in Kopenhagen gelöst. Dort stand in einer Zeitung: Es steht ein Zimmer für einen Kavalier oder für zwei Studenten zu vermiethen.

In H— lebt ein steinreicher Gutsbesitzer, von dessen Geiz man sich ergötzliche Dinge erzählt. So soll er im vorigen Winter, als sein gleich geiziger Sohn wegen schlechter Wege zwei Tage mit den Zinsen ausgeblieben war, eines Morgens pathetisch seiner Gattin zugerufen haben: »Frau, wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, daß unser Sohn ein Taugenichts geworden ist.«

In Holstein ist ein Mensch, der nicht die gewöhnlichen herrschenden Ansichten über das mir und mich hat. Gutmüthig von Natur mag er keinen Menschen, nicht einmal einen Buchstaben beleidigen. Um nun weder den Dativ noch den Accusativ zu kränken, hat er sich, da er zufällig auch ein Gutschmecker ist, daran gewöhnt, in den Monaten ohne r, in denen die Krebse gut sind, mir, in den andern aber mich zu sagen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 47. Donnerstag, 19. November. 1840.

Meine Pfingstferienreise 1840.

(Fortsetzung.)

Hinter dem Züdick zeigte uns der Postillon die Stelle, wo am zweiundzwanzigsten Januar ein Handwerker aus Diepholz mit einem Vagabunden, der ihn erschlagen und berauben wollte, auf Tod und Leben rang, bis endlich der weit stärkere Räuber mit ihm in den mit Wasser gefüllten Chausseegraben stürzte und, von dem über ihm liegenden Gesellen niedergehalten, ertrank. Dies gab Gelegenheit zur Erzählung von allerlei Räuber- und Mordgeschichten, wobei ich mit Schinderhannes, dem Helden meiner Heimath, aufwartete, dessen Thaten noch im Angedenken vieler Menschen am Rhein und auf dem Hundsrück leben.

Zu Ahlhorn schieden der schläfrige Fabrikant, der seufzende Schullehrer, das stumme Dienstmädchen und der verliebte Apotheker von uns, den Weg nach Kloppenburg einschlagend, und der Amtmann und ich waren bis Vechta die einzigen Insassen des Wagens. Die Gegend wird allmählig heiter und fruchtbar. Schwache Hügel, die Ausläufer der Berge, in denen ich am folgenden Tage wandern sollte, durchziehen das Land. Links, auf der hannöverschen Grenze, erschien blauschimmernd der Dümmer-See. Daß ich in katholischem Lande war, zeigten die Kreuze und Kapellchen am Wege — eine Erinnerung an den lieben Rhein. Die

Häuſer, von denen viele mit dem Namen der Beſitzer und, wie in der Schweiz, mit frommen Sprüchen beſchrieben waren, hatten eine andere Phyſiognomie. Man ſah nicht mehr die dicken, tief herabgehenden Strohdächer der übrigens recht behaglichen Landwohnungen um Oldenburg, die mich immer an Menſchen mahnen, die gegen rauhe Witterung tief in Pelz gehüllt ſind; man fühlte, daß man Mitteldeutſchland um einen Schritt nä[illegible]rückt war.

In dem Gaſthof des freundlichen Vechta fand ich die frauliche Aufnahme und billige Zeche der katholiſchen Landſtädtchen Oberdeutſchlands. Ein junger Kaplan mit ſchön gewichſten hohen Stiefeln, der nicht leicht an ſolchem Orte fehlt, ſaß auch hier bei einem Gläschen Wein, und beſah ſich die Herren Reiſenden. Vechta iſt der Sitz der oberſten katholiſchen Behörde unſeres Großherzogthums. Hier reſidirt der oldenburger Papſt, der ſogenannte, unter dem Biſchof zu Münſter ſtehende Official. Man rühmt Vechta wegen ſeiner hübſchen Mädchen, wovon mir auch ein Exemplar zu Geſichte kam. Das Zuchthaus, welches gegenwärtig etwa hundert Verbrecher enthält, ſah ich nur von fern. Der Official, die hübſchen Mädchen und das Zuchthaus ſind alſo die Merkwürdigkeiten Vechta's.

Unſere Reiſegeſellſchaft vermehrte ſich hier um zwei Häupter, nämlich um ein altes Ehepaar, das zum erſtenmal auf Reiſen ging — nach Köln, »vielleicht auch noch weiter.« Ich nenne ſie den Philiſter und die Philiſterin, was ihr Weſen vollkommen bezeichnet. Der Philiſter war ein kleiner, wohlgenährter Mann mit glänzenden Wangen und rundem Bäuchlein, an welchem ſich ein dicker Oberſteiner Uhrſchlüſſel in Pendelſchwingungen bewegte. Die Philiſterin war eine große, ſtarkknochige, magere Perſon, bei der man nicht umhin konnte, an ein Pferd zu denken. Wenn ſie den Mund öffnete, und ſie lächelte oft, ſah man nichts als Trümmer und Ruinen. Nur ihr Auge muß ich rühmen; es war ſchwarz, und hatte noch Jugendglut. Da der Amtmann vor zwanzig Jahren in dieſer Gegend Aſſeſſor geweſen war, hatte er tauſend Erinnerungen aufzu-

frischen, wobei ihm der Philister, den er aus jener Zeit kannte, eifrig zur Hand ging. Auf mehreren Stationen begab er sich nicht allein zu den Posthaltern und deren Familien, sondern auch in die benachbarten Häuser, um zu sehen, wie es den Leuten ergehe, und ob man ihn noch kenne. Der war in der Heimat wohlhabend geworden, und hatte Kinder und Enkel; jener war arm nach Amerika gewandert, und hatte jetzt das erste Handlungshaus zu Boston. Ein dritter war als Capitain auf der See eine Mahlzeit der Fische geworden; ein vierter lag daheim an unheilbarer Krankheit nieder; ein fünfter focht zu Algier in der Fremdenlegion. Viele waren auch gestorben.

Besondere Aufmerksamkeit war den neuerstandenen Häusern und Straßen und dem Zustande der allerwärts fruchtbaren Felder geschenkt. Ich sann lange darüber nach, welche landwirthschaftliche Bemerkung ich machen könne, um nicht so stumm und dumm da zu sitzen. Endlich sagte ich: »Es ist auffallend, daß man gar keine Kartoffelfelder sieht. Die Leute essen doch Kartoffeln.« Dies war ein gutes, fruchtbares Wort. Der Philister that weitläuftig dar, wie die Kartoffelfelder mehr von der Straße ab um die einzelnen Wohnungen lägen. So oft sich nun, nah oder fern, ein Kartoffelfeld zeigte, waren alle eifrigst bemüht, mir es zu zeigen. Mein Leben hab' ich nicht so viel Kartoffeln sehen müssen, als diesen Tag.

Dörfer findet man hier, wie um Oldenburg, fast keine, sondern getrennt liegende Häuser und Gehöfte, die mit Gärten, Grasplätzen, kleinen Wäldchen und Ackerfeld umgeben sind. Der Hof des Schulzen mit dem Eichencamp in Immermann's Münchhausen kommt nicht allein in Westphalen, sondern auch in hiesiger Gegend oft genug vor. Der Besitzer des Hofes nennt sich nach ihm, nicht umgekehrt, wie anderswo; höchstens fügt er nur noch seinen Familiennamen mit einem sive hinzu.

Die Philisterin nahm an den Gesprächen nur wenig Antheil; ihre Gedanken hafteten noch an der Schelle, an der sie bisher geklebt hatte. Von Zeit zu Zeit unterbrach

ſie die Reben ihres Mannes und fragte ihn halb laut: »Philipp, haſt Du auch die Schlackwurſt eingepackt? — Ach Philipp, ich glaube, ich habe den Weißzeugſchrankſchlüſſel einzuſtecken vergeſſen! — Philipp, hab' ich Petern geſagt, daß er Sonntag die neue Hoſe anziehen darf? — Lieber Philipp, weiß der Knecht, daß er das Eſſigfäßchen ausſpülen ſoll? Ach Herr Jeſus, Du haſt das Eſſigfäßchen vergeſſen!«

Zwiſchen practiſchen Menſchen, wie meine drei Reiſegefährten waren, und mir unpractiſchen Menſchen mußten ſich fortwährend verſchiedene Anſichten herausſtellen. Der Amtmann ſchilt auf jede Straße, die nicht ſchnurgerade ging; eine, die ſtundenlang auf einen Kirchthurm losſteuerte, fand er prächtig. Ich ſagte: »Die geraden Straßen langweilen, die krummen verſtecken und überraſchen.« Er erwiederte: »Man fährt nicht, um überraſcht zu werden, ſondern um ein Ziel zu erreichen.« »Sie haben Recht,« ſagte ich. »Laſſen Sie in einer dürftigen Gegend die Straßen nur immer gerade ſeyn; dann hat man den Weg möglichſt ſchnell überſtanden. In einer braven Berggegend ſorgt der liebe Gott ſchon von ſelbſt für krumme Wege — deren ich noch recht viele auf meiner Reiſe zu erleben hoffe.« — Der Amtmann ſagte weiter: »Es beſteht hier eine Verordnung, nach welcher jeder, der ein Kreuz oder eine Kapelle ſtiftet, auch einen Fond zu deren Erhaltung gründen muß. Leider geſchieht dies aber nicht.« Ich erwiederte: »Es iſt mir lieb, daß es nicht geſchieht. Einmal ſind dieſe Stiftungen, wenn auch gut gemeint, doch thöricht, und es iſt nicht zu wünſchen, daß die thörichte Ausgabe auf dieſe Weiſe noch vermehrt werde. Dann ſehen auch die neuen Kreuze und Kapellchen ſchlecht aus, weil rohe Zimmerleute ſie anfertigen. Sobald ſie aber altergrau und baufällig werden, bekommen ſie ein maleriſches Anſehen. Vergleichen Sie dies hängende, mooſige Kreuz mit jenem neugezimmerten, deſſen ungeſchickte Formen durch ſeine nackte Friſche um ſo auffallender hervortreten. Welch ein Unterſchied!« »Sie haben Recht,« ſagte er; »nur dürfen die Kapel-

len dem Betenden nicht über dem Kopfe zusammenfallen.«

Auch über die Kirchthürme waren wir verschiedener Meinung. Ich lobte einfache, schlanke, spitzzulaufende Kirchthürme, wie der von Berne; er die bauchigen, eingekerbten, geschwollenen. So fand er den Heiligengeistthurm von Oldenburg schön, der doch nichts iſt als eine große Pfefferbüchſe.

Der gewerbfleißige Flecken Lohne — Oldenburgs Elberfeld — durch den wir kamen, lieferte reichen Stoff zur Unterhaltung. Ich lernte die ſieben oder acht Procedturen der Fabrik kennen, denen ſich eine Schreibfeder, von dem Flügel der Gans bis zur Hand des Autors, unterwerfen muß.

In dieſer Gegend fangen ſchon die rothen Röcke der Landmädchen an, eine Feiertracht, die ſie prächtig kleidet, leider aber aus der Mode zu kommen ſcheint. Weniger kann ich die ſchwarzen Sammthüte mit Federn leiden, die man hier, wie im Florentiniſchen, ſieht. Sie paſſen, auch wenn ſie eine gute Form haben, was ſelten der Fall iſt, gar nicht zu dem Weſen dieſer Landmädchen, die dabei oft barfuß gehen, die Schuhe ſparſam in der Hand tragend.

Der Abend kam heran. Ein glühender Schein fiel auf das Geſicht des Philiſters, ſo daß es ordentlich intereſſant wurde. »Die Sonne geht wohl ſchön unter?« fragte ich ihn, da ich auf meinem Sitze dem weſtlichen Himmel abgekehrt war. »»Ja,«« ſagte er, »»es wird gutes Wetter bleiben, und das iſt ſehr wünſchbar für das Korn; denn das Korn kann vor der Blüthe nicht gut Regen vertragen.«« Ich bog mich hinaus. Der Himmel flammte in rother Glut.

In bloß fruchtbaren Gegenden halten auch Gebildete fruchtbar für ſchön, und wiſſen nicht, welche Formen und Farben einer Landſchaft Noth thun. Dieſe Bemerkung hab' ich hier, wie häufig anderswo, zu machen Gelegenheit gehabt. Natürlich. Die Gegenſtände fehlen, um das Auge fürs Schöne zu bilden.

Als wir in dem freundlich gelegenen, mit herrlichem Quellwaſſer geſegneten Damme einfuhren, brach die Däm-

merung an. Die Stücke von da nach Wehnte legten wir in der Nacht zurück. Dem Postillon der letzten Station, dessen Kopf, von der nahen Wagenlaterne grell beleuchtet, sich fortwährend im Schlafe neigte, schrien wir um die Wette zu, sich munter zu halten; besonders laut fröhte die Pfälzerin, die jeden Augenblick in den nahen Wassergraben zu stürzen fürchtete; der Kerl war aber wie Holz; nichts machte Eindruck. Nur eins kümmerte ihn, nämlich die Postuhr, die neben der Wagenlaterne angebracht war, und zu unserer Verwunderung auf- und abschütternd im Gang blieb. Nach ihr richtete er von Zeit zu Zeit sein schlaftrunkenes halboffenes Auge; doch ließ er die Pferde in ihrem Hundetrab beharren; denn er fürchtete, wie er sagte, zu früh zu kommen und deßhalb gestraft zu werden. Vor Wehnte machte er Versuche zu blasen; die Töne waren aber wahrhaft herzzerreißend. Endlich langten wir nach Mitternacht in dem genannten Dörfchen, das schon auf hannöverschem Boden liegt, an. Meine drei Reisegefährten nahmen von da Extrapost nach Osnabrück; ich aber ließ mich vom Nachtwächter, den ich, da er eben blasen wollte, beim Horn faßte, nach dem ersten Hotel von Wehnte bringen. Hier schreckte ich den Hausknecht, der gleich rechts bei der Thür schläft, mit dem heulenden Instrumente aus dem Bette. Brennt's? schrie er, im Hemd ans Fenster fahrend. »Ei was, was wird's denn brennen?!« sagt' ich. »Macht nur auf, guter Freund. Ich bring' Euch hier den Nachtwächter, der sich beurlaubt hat, und statt ein Uhr Vier bläst. Ihr sollt ihn in Euer Bett nehmen.« »Was, ich?« riefen beide zu gleicher Zeit, der eine gegen das falsche Blasen, der andere gegen die Bettkameradschaft protestirend. »Meine Herren,« sagte ich, »Sie werden Scherz verstehen. Leben Sie wohl, bester Nachtwächter! Hier ist 'was für Ihre Bemühung. Bester Hausknecht, sprengen Sie den Riegel, und dann ein Licht, eine Stube, ein Bett, aber um Gotteswillen keine Federn.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Holsteinsche Poesie.

Als der Prinz Friedrich von Hessen seine dänischen Truppen glücklich und geschickt, nachdem er Walmoden bei Sehestedt geschlagen, nach Rendsburg zurückgeführt hatte, ärndtete er von einem holsteinschen Patrioten folgenden Lobspruch, der, wenn ich nicht irre, auch auf dem Weg der Illumination verherrlicht wurde:

Was sind Cäsars, was sind Alexanders!
Hier ist Prinz Friedrich und der ist ganz was anders.

Hors d'oeuvres.

Wort und That sind Mann und Weib, von denen nur die Töchter, die Thaten — ihrer Eltern würdig sind. Als Töchter des Epaminondas hießen sie Leuktra, und Mantinea. Die Söhne sind entartet, sie haben nichts von ihren Erzeugern als die Formähnlichkeit; sie dienen den Pfaffen, den Pferdehändlern, den Rabulisten, den Quacksalbern, den Demagogen, den Thronrednern, und fahren mit Schellengeläute einher. Diese Söhne heißen — »Wörter.« —

Von unserm Geizhals, dessen wir in № 46. der Blätter erwähnten, der zu seiner Frau sagte, als sein Sohn ihm, wegen schlechter Wege, zwei Tage rückständige Zinsen schuldig geblieben war: »Frau, wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, daß unser Sohn ein Taugenichts geworden ist,« ist noch folgende Geschichte zu referiren. Derselbe hatte nämlich gelesen, daß Bärenschinken eine vortreffliche Speise seyen. »Ich will doch mir einige Bärenschinken kommen lassen,« bemerkte er jüngst meinem Freunde, einem jovialen Arzte, »und habe zu dem Ende dem Kapitain auf meinem Grönlandfahrer Auftrag gegeben, mir einige Eisbärenschinken mitzubringen.«

»A propos Herr P.,« fragte mein Freund eine geraume Zeit nachher, »wie iſt es denn mit Ihren Bärenſchinken geworden?«

»Nicht beſonders, nicht beſonders, Herr Doctor!« kopfſchüttelte der Angeredete. »Man kann am Ende nicht mehr glauben was in zehn Büchern gedruckt ſteht. — Die Bärenſchinken waren nicht zu genießen, und haben mir ſogar mein gutes Rindfleiſch, das ich mit eingepöckelt hatte, ſo verdorben, daß ich der einzige von meinen Hausgenoſſen bin, der es ißt, um es nicht umkommen zu laſſen. Mit vielem Brod, Salat und etwas Eſſig wird es indeſſen genießbar.« —

Wenigen iſt vielleicht der letzte, freilich höchſt unpoetiſche, aber nationale alt-engliſche Vers des God save the king bekannt. Dieſer lautet:

God save Great George our king
Long live our noble king
God save the king.
Send us roast beef a store
If it is gone send us more,
And the key of the cellar door
That we may drink *).

*) Sende uns recht viel Roaſtbeef, wenn es auf iſt noch mehr, und den Kellerſchlüſſel auf daß wir trinken können.

An die Leſer der humoriſtiſchen Blätter in Oldenburg.

Etwaige nicht gehörige Beſorgung der humoriſtiſchen Blätter bittet man ſchriftlich in der Schulzeſchen Buchhandlung anzuzeigen, worauf ſchleunige Abhülfe erfolgen wird.

Die Redaction der humoriſtiſchen Blätter.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 48. Donnerstag, 26. November. 1840.

Literaturblatt.

Kölns Carneval, wie er war, ist und seyn wird. Vom Magister loci. Köln in diesem Jahr. Verlag und Verschleiß von J. C. Renard.

Die Narrheiten der Menschen sind unsterblich, wer sich ihnen mit Bewußtseyn ergiebt, der hat den Stachel des Lebens, die Unvollkommenheit, überwunden, und bewahrt sich auf diese Weise gleichmäßig vor Hochmuth und Verzweiflung. Das vorliegende Buch, eine Weihegabe für die Kölner und für alle Freunde von Volksfesten, liefert eine Geschichte des Kölner Carnevals, und erzählt gar viele anmuthige Schwänke, welche sich auf demselben ereignet haben.

Köln ist die Vaterstadt der Hans-, wie Göttingen die der Mett-Würste, was folgendes Liedchen bezeugt:

Der brütende Hauswurst.

Du liebstes meiner Nester, frohes Köln,
Das stets mir volle frische Eier bietet,
Aus denen ich viel lustige Gesell'n,
Viel lose Vögel schon hab' ausgebrütet:
Nimm meinen Gruß, o Köln, und schaue hier
Ein schönes, treffend wahres Bild von Dir.

Unzählig iſt ja der Hanswürſte Zahl,
Die ſchon aus Dir hervorgeſtiegen;
An Deiner holden Hanswurſtinnen Wahl
Hängt jeder Blick mit innigem Vergnügen.
Wie ſtolz bin ich auf ſolcher Küchlein Heer!
Mein warmes Neſt wie lieb ich Dich ſo ſehr.

* * *

Im vorigen Jahre wurden mehrere ausgezeichnete Schriftſteller, unter denen auch der bekannte Engländer Dickens, zu Ehrenmitgliedern des Stadtkölniſchen Faſchingvereins ernannt und erſucht, das ſchöne Feſt durch Erzeugniſſe ihrer Muſe verherrlichen zu wollen. In unſerm Buche ſind mehrere der eingegangenen Antworten verzeichnet, von denen hier vor allen die des aus ſeiner Ruhe wieder erweckten Profeſſors Arndt hervorzuheben iſt.

Dem kleinen Rath des großen Kölniſchen Faſchings-Volksfeſtes pflichtſchuldige und gerührte Antwort.

Der Wagen rollt, die Peitſche knallt,
Die Roſſe brenſchen hell im Stall —
Des alten Fuhrmanns Herze wallt:
Vergeſſend Stoß und Sturz und Fall.
Er raſft die müden Knochen auf,
Doch ſieh! die kranken Beine wackeln,
Und mahnend frühern Sprung und Lauf,
Löſcht Wehmuth ihm der Augen Fackeln.

So ruft auch Ihr zum Freudenſpiel
Den lebensmüden Greiſen auf,
Der über ſüßer Narrheit Ziel
Verlängſt hinausgeſteckt den Lauf.
Einſt lief, ein froher Vagabund,
Er gern voran, mit bunteſten Kappen;
Doch Jedem ſtehet Zeit und Stund',
Zuletzt noch haut das Alter Schlappen.

Dann hebt der alte Narr die Hand
Zum Wunsch nur und Gebet empor,
Vertrauend, daß durch süßen Tand
Kein Herz das Himmelreich verlor;
Gar lustig fliegt der fromme Reim
Geflügelt zu den höchsten Höhen:
Was Gott gebrechlich schuf aus Leim,
Damit wird er auch Spaß verstehen.

In diesem deutschen Glauben stark,
Stellt frisch das Leben auf den Kopf,
Und schlürft die Narrheit bis auf's Mark,
Die Lust zum letzten Nageknopf;
Spielt kühnlich durch den Schein vom Scheine,
So werdet Ihr der Wahrheit satt,
Und macht die älteste Stadt am Rheine
Zur frohsten und zur besten Stadt!

All ist Köllu!

Bonn,
den zweiten Abend des heil. Pfingstfestes des Jahrs des Heils 1839.

Ernst Moritz Arndt,
in Ruh gesetzter Professor der neuern Geschichte an der Königl. Preuß. Rheinuniversität.

Alexander Puschkins Dichtungen. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Robert Lippert. Zwei Bände. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1840.

Schon der Gedanke, daß Puschkin der erste Dichter einer so an Seelen (worunter in Rußland übrigens nur die Mannspersonen verstanden werden) reichen Nation ist, provocirt zum Lesen seiner Dichtungen. Indessen wird man im Allgemeinen wohl belohnt, wenn hie und da Einem auch das Gefühl ergreift, als sey man von einer kalten Schlittenparthie zurückgekehrt. Wenn der Russe ausgesungen hat, freut man sich dann aufrichtig ein Deutscher zu seyn. — Puschkin ist

offenbar bei Byron in die Schule gegangen, bei einem Meiſter, deſſen Schüler nothwendig etwas Karrikatur werden müſſen, da ſchon die Gefühle des genialen edlen unzufriednen Lords ſelbſt ein wenig verzerrt ſind. Höchſt originell und anmuthig ſind die Balladen Puſchkins, von denen hier eine ihren Platz finden mag:

Wudris und ſeine Söhne.

Wudris hat drei junge Sproſſen,
Litwa's wackre Stammgenoſſen,
Ging, den Burſchen einſt zu plaudern:
Putzt die Sattel raſch, ihr Kinder,
Zäumt die Roſſe mir geſchwinder,
Spieß und Schwert ſchleift ohne Zaudern.

Denn begründet ſind die Kunden,
Daß drei Wege man gefunden
Jetzt von Wilna nach drei Enden:
Olgerd will ſich zu den Preußen,
Woiwod Kjeſtut zu den Reußen,
Das zum Polenvolke wenden.

Ihr auch ſeyd drei junge Degen,
Starke Kämpen und verwegen —
(Litwa's Götter leih'n euch Segen!)
Gehe ſelber nicht zum Kriege,
Sende euch für mich zum Siege —
Drei ihr, zieht nach dreien Wegen!

Ohne Beute ſcheidet Keiner,
Dort in Nowgorod mag Einer
Sich am Ruſſengut bereichern,
Ihre Frau'n, wie Heil'genſchreine,
Tragen köſtliche Geſteine,
Voll ihr Haus bis zu den Speichern.

Und es bleibe dann dem Zweiten,
Reiche Schätze zu erbeuten:
Im verwünſchten Preußenlande —
Aus der ganzen Welt Dukaten,
Buntes Tuch ſammt Goldbrokaten,
Amber gleich dem Meeresſande.

Mag der Dritte ohne Zagen,
Dann mit Paß dem Polen ſchlagen —
Wenig Schätze giebt's in Polen —
Dort ſind Säbel gut zum Strauſe —
Doch er wird gewiß nach Hauſe
Sich von da ein Bräutchen holen.

Selbſt aus fürſtlichen Geſchlechtern
Gleichet keine Polens Töchtern —
Flink, wie Rehchen auf der Schwelle —
Weiß wie Milch und roth wie Roſen,
Bruſt und Wangen ſind der Koſen,
Aeuglein, wie zwei Lichter helle.

Zog ja ſelbſt dereinſt nach Polen,
Mir ein Weibchen dort zu holen,
War noch jung zu jenen Zeiten —
Jetzo, wo mein Haupt geſenket,
Noch das Herz der Liebſten denket.
Schau ich hin nach jener Seiten! e —

Und die Söhne von dem Greiſe
Scheidend, zogen auf die Reiſe —
Tage ſchwanden nach den Tagen —
Und der Greis in ſeiner Klauſe
Harrt, doch keiner kehrt nach Hauſe —
Dubris meint: ſie ſind erſchlagen!

Schneegestöber deckt die Erde —
Ferner stürmt ein Sohn zu Pferde,
Doch sein Mantel birgt's verstohlen —
»He, was bringst du? — Soll ich's rathen, —
Sind's nicht gelbes Dukaten?« —
— »Vater, nein — 'ne Maid aus Polen!«

Dichter fällt der Schnee zur Erde —
Wieder naht ein Mann zu Pferde
Und der Mantel birgt's verstohlen —
»He, was bringst du? — Soll ich's rathen, —
Buntes Tuch sammt Goldbrokaten?« —
— »Vater, nein — 'ne Maid aus Polen!«

Immer noch deckt Schnee die Erde —
Sieh', der Dritte kommt zu Pferde,
Auch sein Mantel birgt's verstohlen —
Budrik rüstet sich zum Feste —
— Will nicht fragen — lädt die Gäste
Zu drei Hochzeitsfeiern holen.

Göh von Berlichingen. Eine Rittergeschichte für Kinder. Dem jugendlichen Deutschland gewidmet von **Julie von Herzog.** Mit drei Kupfern. München. Verlag von Joseph A. Finsterlin. 1840.

Die Verfasserin hat ein gutes Buch geschrieben, das wir Eltern, Vormündern und Lehrern zur Weihnachtsgabe empfehlen; obgleich der Ritterſinn nicht so sehr groß mehr in unserm jugendlichen Deutschland, besser gesagt, in der Jugend oder in den Jungens Deutschlands, ist, wie er ehedem war. Denn die meisten denken jetzt schon im Flügelkleide daran, wann sie Commis, Accessisten oder Lieutenants werden. Der am 3. November Geborne sieht schon in dem, der am 2. das Licht der Welt erblickt hat, einen Vormann. Also nur dreist den Kindern Rittergeschichten in die Hand gegeben, damit sie nicht allzufrühe verphilisstern. —

Börne's Leben, von **Karl Gutzkow**. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1840.

Gutzkow hat in dieser Schrift dem verstorbenen Börne mit seinem meisterhaften Griffel ein würdiges Denkmal errichtet. Börne war ein edles Gemüth, zwar nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer seiner Ueberzeugung härtete sich ein stählerner Charakter. Unvergeßlich bleiben mir immer Börne's Worte, womit der subjectivste aller Menschen die Objectivität angreift, wonach so mancher Verstandesmensch ringt, indem er seine Lobrede auf Jean Paul etwa so endet — **ich habe nie über das Gemälde den Maler, nie über die Schöpfung den Schöpfer vergessen, und es ist eine böse Sache mit der — Sachdenklichkeit.**

Die Rebellen von Irland. Novelle von **F. Gustav Kühne.** In drei Bänden. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1840. 4 Rthlr. 12 ggr.

Eine vortreffliche Erzählung, der man in jeder Hinsicht ein unbedingtes Lob zuerkennen muß, wie sie ein solches bereits in England, wegen vorzüglicher Zeichnung mancher bekannter hochgestellter Personen, treuer Schilderungen der Begebenheiten mit poetischer Auffassung versehen, so wie wegen der Sympathie des Verfassers wider das unmenschliche Unterdrücktseyn der katholischen Irländer, gefunden hat.

Haffan. Ein dramatisches Mährchen von **Otto von der Weiden.** Dortmund bei Chr. Leonh. Krüger.

Ein ziemlich unbedeutendes Produkt, halb aus dem bekannten Calderonschen »**das Leben ein Traum**,« halb aus dem Kotzebueschen »**der Trunkenbold**« zusammengesetzt, beide verfehlend und travestirend. — Grobe Engländer und tanzende Ochsenziemer sind die Hauptstaffage des nicht erfreulichen Gemäldes.

Erzählungen und Novellen von Guſtav Nieritz. Zwei Bändchen. Leipzig. 1840. Lehnholdſche Buchhandlung.

Die meiſten dieſer Erzählungen ſcheinen zwar auf Erlebniſſen zu baſiren, doch fehlt ihnen im Allgemeinen das nothwendige Intereſſe, welches häufig durch finſtere Färbungen vergeblich erſetzt iſt. — Die letzte Novelle des zweiten Bändchens, »die Incognito's,« übertrifft die andern bei weitem.

Hors d'oeuvres.

Das Beckerſche Anti-Duwockmittel iſt, wie angekündigt, am 10. November d. J. erſchienen und durch alle Buchhandlungen von Wilhelm Kaiſer in Bremen, in Oldenburg von der Schulzeſchen Buchhandlung für Vier Gutegroſchen zu beziehen. Kenner erklären es für das Ei des Kolumbus, und für ein ſouveraines Mittel, das wohl die Aufmerkſamkeit der Souveraine auf ſich zu lenken verdient.

Peter von Kobbe's Römiſche Geſchichte, Erſter Theil, der bis zum erſten Puniſchen Kriege geht, iſt ſo eben von Wilhelm Engelmann verſandt. Zwei Theile werden folgen. Der Verfaſſer iſt ein Bruder des Herausgebers, dieſer Umſtand, ſo wie die Tendenz der humoriſtiſchen Blätter verhindern hier eine ausführlichere Beſprechung dieſes Buchs, das dem Autor einen ewigen Ruhm ſichern wird, namentlich ſchon wegen der Reſtitution der Geſchichte, gegen den Titanen Niebuhr; — wobei es aber auch alle Leſer mit Indignation erfüllen muß, daß einem ſolchen Hiſtoriker es noch nicht gelungen iſt, eine Profeſſur in Deutſchland zu gewinnen, einen vor vielen Kathedern, deren Inhaber zum großen Theil in der That höchſtens würdig (ich will nicht übertreiben, nicht ſagen — unwürdig —) ſind, meinem Bruder die Schuhriemen zu löſen. Das iſt kein eitler Dünkel, lieber Leſer! ſondern Jahre lang verhaltene gerechte Bitterkeit, die mich zu dieſem Ausſpruch treibt.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 49. Donnerstag, 3. December. 1840.

Meine Pfingstferienreise 1840.

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel.

Gesang und Wanderlust. — Die alte Eiche. — Der Hund mit dem Prügel. — Das Mädchen mit der Harmonika und der Kukuk. — Betrachtungen und Phantasien des Fußreißenden. — Mahl und Siesta auf der braunen Heide. — Das silberne Herzchen und der Polizeidiener in Osnabrück. — Abenteuer in Bissendorf. — Der Müller in Gesmold. — Der Prellwagen. — Der preußische Adler. — Der Festtagsvorabend. — Wassergespräche in Enger. — Wittekind's Grab um Mitternacht.

Am andern Tage zog ich um acht Uhr, wohlgeschlafen und wohlgefrühstückt — hol der Geier die Grammatik in den Ferien — im Staubhemde, das Ränzel auf dem Rücken, den breiten Strohhut auf dem Haupte, in den köstlichen frischen Morgen hinaus. Der Philister hatte Recht gehabt; der rothe Abendhimmel hatte gutes Wetter prophezeit. Wie lieb war mir das fürs junge Korn und für Dr. Mayer! Dr. Mayer, jenen Morgen hatte ich meine Freude an dir. Du warfst jauchzend den Hut in die Luft, weil du endlich einmal wieder auf deinen starken Füßen standest, um ein Stückchen Bergland wandernd abzuspinnen.

Ich ſang »Schön Rothtraut« und »Hinaus in die Ferne,« »Freudvoll und leidvoll« und »'S g'fallt mer nummen Eini,« »Namen nennen dich nicht,« und »Singe kann ich wie e Nachtigall,« »O sanctissima« und »Ich bin vom Berg der Hirtenknab',« »Jo son ricco, tu sei bella« und »Auf Matroſen, die Anker gelichtet,« »Jetzt geh' ich ans Brünneli,« »Des Espagnols m'ont pris sur leur navire« und noch ein Dutzend andere Lieder. Das zuletzt angeführte ſchöne Gedicht von Beranger, das ich geſchrieben in der Hand trug und ſingend auswendig lernte, führt einen alten napoleoniſchen Soldaten auf, den das Schickſal nach Indien verſchlagen hat, dem es aber endlich gelungen iſt, in einem ſpaniſchen Schiffe als Paſſagier nach Europa aufgenommen zu werden. Daher heißt der Refrain:

Pauvre soldat, je reverrai la France;
La main d'un fils me fermera les yeux.

An Sanct Helena vorüberſchiffend gedenkt er ſeines Kaiſers. Ach! ſein Herr iſt hier feſtgebannt; ihm wird es nicht ſo gut als dem pauvre soldat. Plötzlich gewahrt er ein trauriges Zeichen.

Bons Espagnols, que voit-on au rivage?
Un drapeau noir! Ah! grands dieux! je frémis!
Quoi! lui, mourir! ô gloire, quel veuvage!
Autour de moi pleurent ses ennemis.
Loin de ce roc nous fuyons en silence,
L'astre du jour abandonne les cieux.
Pauvre soldat, je reverrai la France;
La main d'un fils me fermera les yeux.

Ich trug dieſe Strophe, die den Schluß des Gedichtes macht, in lebhaft damatiſchem Geſange mit Handbewegungen vor, ſo daß die Mädchen und Weiber, die in langen Reihen knieend in den Flachsfeldern Unkraut ausrauften, in nicht geringe Verwirrung geriethen.

Vor Oſterkappeln geht es auf kühlbeſchattetem Wege einem ſchönen Wald hinauf. Welche Luſt für berggewohnte Füße wieder einmal zu ſteigen! Ich kam an einer uralten Eiche von ungeheurer Dicke vorüber, deren Stamm von der

Zeit geschält, deren Aeste von den Stürmen zertrümmert waren. Junges, frischgrünes Gezweig rankte an ihr empor; eine Nachtigall sang im nächsten Busche — vielleicht die Ururur- und noch viel tausendmal Urenkelin der Nachtigall, welche die Eiche zum erstenmal vernommen. Ich stand und sagte: »Du alte deutsche Riesinn, welche die Kriegsvölker des Schwedenkönigs Gustav Adolph und des alten Fritz und des Kaisers Napoleon an sich vorüber ziehen sah, könntest du reden, wie viel hättest du mir zu sagen! O möchtest du noch so lange stehen, bis der Boden, in dem du Wurzel geschlagen, ein freier Boden geworden, bis die Nation ihre gerechten Wünsche erfüllt sieht, und der Friede zwischen Fürst und Volk in dauernder Weise befestigt ist. Dann rausche zum letztenmal freudig mit den Zweigen, die dir noch übrig sind, und stürze zusammen, um Raum zu geben dem jungen Geschlecht der Bäume, die schönere Tage als du zu schauen bestimmt sind.«

Als ich eben meine Rede an die Eiche beendigt hatte, fand sich — der Zufall ist neckisch und zerstört oft die beste Andacht — eine Gelegenheit sie zu travestiren. Es kam nämlich ein Hund, der — wie ich es im Hannöverschen öfters bemerkt habe — einen langen Prügel am Halse schleppte, auf mich zu, und blieb traurig vor mir stehen. Da sagt' ich zu ihm: »Armer Hannoveraner, wann wird man dir und deinen Brüdern den Prügel vom Halse nehmen? Freilich, wenn ihr ihn als Geschenk des Schicksals betrachtet, und nichts dazu sagt als: Allah ist groß! statt ihn abzustreifen und abzubeißen, so werdet ihr ihn niemals quitt werden.« Der Hund nahm den Schwanz zwischen die Beine und ging traurig seidein.

Welche leichte balsamische Luft wehte auf diesen Bergen! Ich glaubte Flügel zu haben, als ich auf der Höhe von Osterkappeln, im Angesicht der schönen schlanken Kirche, dahinging. Ich mag die Birken mit ihrem feinen Laub und ihren silbernen Stämmen so gern! Unter einer, die weniger schlank und jung war als die übrigen Fräulein, stand ein graues Kreuz, vor dem ein Landmann auf den

Knieen lag. Ich mußte des Spruches gedenken, den ich oft auf italieniſchen Kreuzen geleſen:

O peregrin che passi per la via,
Non ti scordar di salutar Maria*).

Weiterhin holte ich ein Mädchen ein, das einen Korb Eier auf dem Kopfe nach Osnabrück trug, und eine Mundharmonika blies. Ich fing wieder an zu ſingen; die Waldtauben und ein ferner Kukuk riefen dazwiſchen. Kukuk, wie lange hab' ich noch zu leben? Ein, zwei, drei, vier Jahre. Vier Jahre, das iſt eine kurze Friſt! Kukuk, in wie viel Jahren krieg ich eine Frau? Ein, zwei, drei, vier, fünf — zwanzig Jahre. Ei du Spitzbube von Kukuk, vier Jahre hab' ich noch zu leben, und zwanzig Jahre ſind es noch bis zur Heirath! Nein, dergleichen wird ſich eher begeben: Schon ſeh' ich meine Jungen vor mir her wandern, wenn ich nach Jahren wieder dieſen Weg ziehe. Sie haben alle Ranzen, Strohhüte und Blouſen wie ich. Ich ſehe ſie ſo deutlich vor mir, daß ich dem nächſten mit dem Stock auf die Schulter klopfen möchte. Sie ſind ſchwatz wie ich, munter wie ich, gut zu Fuße wie ich. — !

Mitten in dieſer Viſion begegneten mir — gleichſam als Proben meiner künftigen Nachkommenſchaft — zwei Osnabrücker Gymnaſiaſten von etwa zwölf und dreizehn Jahren, die mit Ziegenhainern und Ränzchen in die Ferne zogen. Einer fragte mich nach der Uhr. Ich ſagte: »Halb Elf, mein Sohn,« und ſtrich ihm über die Wange. Es war ja mein Vice-Sohn, der einſtweilen für den künftigen ächten vikarirte.

Darauf ſtellt' ich Betrachtungen über die Fußreiſen an. 'S iſt doch 'ne ſchöne Sache um ſolches Wandern! ſagt' ich zu mir. Der Fahrende ſieht nur ſo viel von der Welt, als es ſein Platz oder ſein Kutſchenfenſter geſtattet; die Eile des Wagens läßt ſein Auge nicht auf nahen Gegenſtänden weilen, während der Fußwanderer jeden Baum, jedes Haus, jeden Vorübergehenden nach Luſt kurz oder lang beſchaut

*) Pilger, der die Straße zieht, vergiß nicht Maria zu grüßen.

und ausbeutet. Der Fahrende ist ein Sclave des Weges, des Kutschers, des Wagens, der Pferde, häufig auch der Gesellschaft; der Fußwanderer dagegen ist frei wie der Vogel auf dem Zweige. Er kehrt heute im Gasthof ein, morgen unter dem grünen Baume; wo es ihm nicht behagt, greift er nach seinem Stabe, und zieht schnell von dannen. Der Fahrende sieht nur Wirthe, Postillone und Table d'Hote-Gäste; der Fußwanderer verkehrt, mit wem er will; er lernt das Volk in seiner ganzen Breite kennen. Er trinkt das Glas der Reiselust bis auf den Grund, während der Fahrende nur vornehm nippt, und oft nicht weiß, was er schmeckt. Auch das einsame Fußwandern lob' ich mir. Ein beständiger Begleiter legt immer Zwang auf; entweder kann er nicht gleichen Schritt halten, oder sein Geschmack und seine Geistesrichtung treiben ihn nach andern Dingen. Botaniker, Mineralogen, Käfer- und Schmetterlingsjäger sind schlimme Reisegefährten. Selbst wenn sie dir schwören, sie wollten ihrem Hange nicht nachgehen — bei dem ersten Roßkäfer ist der Schwur vergessen. Zufällige Gefährten sind dagegen dem einsamen Fußwanderer sehr willkommen; sie sind frische Erscheinungen für ihn, denen er von dieser oder jener Seite etwas abgewinnen kann, und die er fahren läßt, sobald er sie ausgebeutet hat.

Mit einem gleichgestimmten, gleichrüstigen Freunde zu wandern ist freilich das beste von Allem; aber ein solcher ist schwer zu finden. Wer mit Genuß einsam reisen will, muß muntere Gedanken haben, die ihm Gesellschaft leisten. So hab' ich es gemacht; Alles belebte ich um mich her. Hielt' ich doch ein langes Gespräch mit einem gelb-weißen hannöverschen Grenzpfahl, das freilich nicht munter war. Das Gelb erinnerte mich an Gold, das Weiß an Courant. Solche Wechseljuden-Gedanken lagen mir sonst fern; aber heut zu Tage, wo das edelste der Metalle so übel berüchtigt geworden, kommt Einem dergleichen leicht in den Sinn, zumal einem Oldenburger, der sich wie König Midas vor lauter Gold nicht zu helfen weiß. Ja, ich dachte an Gold und Courant, ich dachte an die Noth der Haus-

frauen, denen Niemand mehr wechselt; an den Kummer der Beamten, deren Pistolen — und sie haben nichts als Pistolen — sammt und sonders die Grippe haben. O Courantfuß, du bist zwar kein Goldfuß, aber ein goldner Fuß! Hätten wir dich, so sollte mich nie wieder ein Grenzpfahl auf so böse Gedanken bringen.

Hinter Osterkappeln, auf der braunen Heide, ließ ich mich gegen Mittag in dem Schatten eines Baumes zwischen blühenden Ginstern nieder. Osnabrück tauchte als langer rother Häuserstreif mit acht Thürmen vor mir auf; dahinter schlossen lange Bergreihen den Horizont. Feld und Buschwerk wechselte durch die ganze Gegend, wie ein hellgrüner Teppich mit dunkelgrüner Stickerei. Ich zog meinen Hut vor der wackern Stadt, der Heimat Möser's und Stüve's. Auch dem fernen blauen Teutoburger Wald bezeigte ich meine Ehrfurcht, und trank aus meiner Feldflasche auf das Wohl aller Deutschen, die ihr Schwert oder ihr Wort der guten Sache weihen.

Man hatte mir den Gasthof zum krummen Elbogen in Osnabrück empfohlen; ich zog es aber diesmal vor, ein déjeûner sans fourchette aus meiner Tasche zu halten, welche die Kellnerinn in Bohmte mit verschiedenen Victualien gefüllt hatte; der krumme Elbogen fand sich dabei von selbst ein. Als ich fertig war, und der Wind mit dem leeren fettigen Papier zu meinen Füßen spielte, stellte ich allerlei tiefsinnige Verdauungsbetrachtungen an über das Papier zu meinen Füßen, das einst Braten und Butterbrod in sich geschlossen hatte, und nun auf einmal ordentlich dumm aussah; ich stellte Betrachtungen an über das Kalb und den Vater des Kalbes, von dem ich eben ein Stück verspeis't hatte, dann über den Großvater, und als ich vom Großvater zum Urgroßvater übergehen wollte, geriethen meine Gedanken in Stockung, und ich schlummerte ein. Meine Siesta mochte einige Minuten gedauert haben, als mir plötzlich etwas ins Gesicht schnaubte. Es war ein großer Schäferhund mit kalter erdiger Schnauze, der meine Bekanntschaft

zu machen wünschte. Ich raffte mich auf, und zog weiter nach Osnabrück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Epigramme.

1.

An einen Mathematicus.

Zieh Du nur zu, zieh Deine Wurzeln aus,
Es wächst doch keine Blum' daraus.

2.

Die Judenemancipation und der Apotheker.

Ja, ja mein Herr Regierungsrath,
Die Juden müssen in der That
Gewerbefreiheit haben.
Doch unser einer hat's mit Gift zu thun,
Das kann auf Juden-Händen nicht beruhn;
Drum reservir' ich uns die Apothergaben.

Günther.

Hors d'oeuvres.

Nachrichten aus Baden zufolge soll Rotteck gefährlich erkrankt seyn. Er soll an einem Schleim- und Nervenfieber danieder liegen, auch an Steinschmerzen leiden.

Schwanthaler ist in Carlsruhe und hat den Auftrag die Büsten der Großherzoglichen Familie in Marmor zu verfertigen.

In Holstein erzählte mir mein humoristischer Freund eine Anekdote, welche den dänisch-deutschen Jargon auf eine vortreffliche Weise bezeichnet. Leider läßt sich die letzte

Pointe nicht erzählen, ohne gegen das Motto der humoriſtiſchen Blätter zu verſtoßen.

Zwei Dänen haben nämlich in Deutſchland ſich vorgenommen, zur Erlernung unſerer Sprache nicht anders als deutſch mit einander zu reden. A ſitzt im verſchloſſenen Zimmer, als B anklopft. Nun entſteht folgendes Geſpräch:

A Was iſt das?

B Was für was?

A Ja was da hankt (klopft).

B Das iſt mir.

A Iſt das Ihnen?

B Ja Johannſen! das iſt mir.

A So will ich Ihnen einmachen.

B. Kann ich ein Paar Wort mit Ihnen ſprechen!

A O ja.

B Ich bin verliebt in der Judenmammſell gegenüber mir vor.

A Ja ſo will ich Ihnen rathen daß Sie ſich in Acht nehmen.

Alle Redactionen werden vor der ſtrafbaren Aufnahme einer Kritik des Beckerſchen Dunckt-Mittels gewarnt, worin daſſelbe tout bonnement bekannt gemacht wird, obgleich ſich jeder Käufer auf Ehre und Gewiſſen verpflichten muß, daſſelbe auf keine Weiſe bis Oſtern 1841, namentlich nicht durch Recenſionen zu veröffentlichen.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herausträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 gr Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle woblöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das woblöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 50. Donnerstag, 10. December. 1840.

Meine Pfingstferienreise 1840.

(Fortsetzung.)

Osnabrück machte mir mit seinen mehrstöckigen steinernen Häusern und seinen breiten Straßen, in denen lebhafter Verkehr herrscht — wenigstens im Vergleiche mit Oldenburg — einen guten Eindruck. Ein halbes Dutzend Landmädchen, die sehr niedliche gestickte Häubchen mit langen rothen Atlasschleifen trugen, standen neugierig um einen Silberladen. Ich sagte ihnen im Vorübergehen: ich wolle derjenigen unter ihnen, die noch keinen Schatz habe, ein silbernes Herzchen kaufen. Sie sollten mir nun ehrlich sagen, ob sie schon ihr Herz vergeben hätten oder nicht. Die Gewissensfrage erregte viel Lachen und Verlegenheit. Endlich kriegte ich aber doch heraus, daß Amor schon bei Allen vorgesprochen hatte. Ich zog fürbaß und wollte, durch das Johannisthor schreitend, die Stadt verlassen, als mir ein grau und grünuniformirter schäbiger Polizeidiener von einfältigem Aussehen die Frage stellte:

»Was beschaffen Sie?«

Ich erwiederte, den Oestreicher spielend: Lieber Herr, wos woll'n Se domit sogen: Wos bschoffen Sie?

»Ich meine, was habe Sie für 'ne Profession?«

Gor keine.

»Aber was ist denn Ihr Metier?«

I hob ooch kei Metier nit.

»Aber was Kukuk treiben Sie denn?«

Verzeihen Se, Freund, i heiß nit Kukuk.

»Kukuk hin Kukuk her, ich frage, was Sie treiben.«

Kukuk hin Kukuk her, i treib' gor nix. Schauen's, i geh' ſpaziern durch die ganzi Welt.

»Dann ſind Sie ein Vagabund.«

Nei, i bin kei Vagabund nit, dann i reiſ' for mei Geld. Poſſen Se mol uf, Mann Gottes, jetzt will i Ihnen ſogen, wos i bin. I bin e Grillenfänger.

»Ein Grillenfänger?«

Jo bei meiner Seel', i bin e Grillenfänger. Un nu will i Ihne auch ſogen, for wen i Grillen fange, ober poſſen's uf: For de Kaiſer vun China. Der ißt gern gebackene Grillen. Wenn Se mer helfen wollen, können Se ſich e ſcheenes Stück Geld verdienen.

»Hören Sie mal, Kamerad, mit der Polizei wird nicht geſpaßt! Haben Sie 'nen Paß?«

Freilich, un das 'nen recht ſchenen. So 'nen ſcheenen Poß hobn Se Ihr Lebtog nit gſehn. Er ſteckt in meinem Ranzerl. I woll'n Ihne zeign; ober 's is mer ze viel Müh, mei Ranzerl abzenemmen.

»Sieh doch mal an, der will ſeinen Ranzen nicht abnehmen! Das werd' ich gleich anzeigen.«

Dos thun Se in Gottes Nomen; derweil moch' i mich uf'n Weg.

»Können Sie mich auf Ehr' verſichern, daß Sie einen Paß im Ranzen haben?«

Auf Cavaliers Parol'.

»Na, ſo gehen Sie nur in Dreiteufels Namen. Sie ſind ein ſpaßiger Mann. Wollen Sie heut noch weit?«

Nach Melle. Wie geht der Weg?

»Links an der Viehweide vorbei.«

Scheen. Wann i an der Viehweid' vorbei bin, ſo kann i ſogen, i hob die Osnabrücker Ochſen kennen glernt. Adje!

Der Polizeidiener ſchüttelte ſich vor Lachen, ich desgleichen, und lachend zog ich meine Straße.

Ein freundlicher Weg führte mich durch herrliche Waldgründe ein Thal hinauf. Von da und dort verkündeten die Glocken der Dörfer, daß morgen Pfingsten sey.

Nachmittags wollte ich in Biſſendorf raſten. Ein Bauer empfahl mir das Haus von Glasmayer am Ende des Dorfes. »Es iſt eben ein Wagen vorgefahren,« ſetzte er hinzu; »daran können Sie es leicht erkennen.« Glas — Mayer — Biſſen — lauter gute Auſpicien! Ich ſchritt alſo hoffnungsvoll weiter, und langte, nachdem ich faſt ganz Biſſendorf durchwandert hatte, vor einem ſtattlichen Hauſe mit ſpiegelnden Fenſterſcheiben an, das ein dort haltender Reiſewagen als meinen Gaſthof bezeichnete. Ich ſtieg eine hohe ſteinerne Treppe hinan, trat in eine breite Hausflur, wandte mich links durch mehrere offene Zimmer, bis ich endlich in ein ſehr artiges Cabinet kam, wo ich Torniſter und Staubhemd abwarf. »Hier bin ich ja wie in Abrahams Schooß,« ſagte ich zu mir ſelber. »Nach dem langen Marſch im Sonnenbrande iſt mirs wohl zu gönnen.« Unterdeſſen hatten ſich ein paar Kinder eingefunden, die mich neugierig und verwundert begafften. Bald erſchien auch eine Dame, die ſich nicht ohne Verlegenheit die Hände rieb. »Madam,« ſagte ich unbefangen, »ich bitte um einen ſchönen Kaffee, ferner um —« »»Da müſſen Sie nach der andern Seite,«« fiel ſie mir halb ärgerlich in die Rede, und vor mir herſchreitend führte ſie mich in die an der rechten Seite der Hausflur gelegene Apotheke. Kurios! dachte ich, ſollte dieſer Glasmayer Wirth und Apotheker zugleich ſeyn? »Ich wünſche einen guten Kaffee,« wiederholte ich, gegen das Subject gewendet, »nebſt Semmel und Butter und rohem Schinken.« »»Semmel, Butter, roher Schinken?«« ſtammelte das Subject verwundert. »»Sie ſind hier in einer Apotheke, einer Apotheke. Wir führen wohl Kaffee, d. h. Kaffeebohnen, aber keine Victualien, keine Victualien.«« »Bin ich denn hier nicht bei Glasmayer?« »»Der wohnt hier gegenüber, gegenüber.«« »Ei da bitt' ich tauſendmal um Vergebung,« ſagt' ich, mir auf die Lippen beißend. »Man hat mich irre geleitet, irre geleitet.« Ich eilte wieder nach

dem Cabinete, wo ja mein Ranzen lag. Das Subject schoß mir nach, und verfolgte mich mit Argusaugen, bis ich, über die Straße hinweg, bei Glasmayer angelangt war. Ich fand dort ein leeres schmutziges Bauernhaus; Niemand antwortete auf meinen lauten Ruf. In der Mitte der muffigen Wirthsstube stand ein alter Holzschuh, der der Viehmagd zu gehören schien. Welcher Contrast gegen die nette Apotheke! Warum war aber auch der verwünschte Pflasterstreicher nicht zugleich Wirth? »Schweig stille, mein Herze!«

Ich brach wieder auf. Der Weg führte abwechselnd durch Waldgründe und üppige Getraidefelder nach dem freundlichen Gesmold. Die Luft war balsamisch; ein leichter Wind erhob den Blüthenstaub des Korns, das volle Mannshöhe hatte, wie eine Wolke. In Gesmold kehrte ich bei einem wohlhabenden Müller ein, der zu gleicher Zeit Bäcker und Brauer war. Durch das große Haus sah ich viele Hände emsig beschäftigt. Die Mühlgänge klapperten, der Ofen glühte, bereit, die Feiertagskuchen zu empfangen. Ich trat in ein freundliches Zimmerchen, an dessen Fenstern schon die frischen Vorhänge prangten. Alles, was die freundliche Müllerinn mir vorsetzte, welche fleißig ab- und zuging, war trefflich. Besonders schmackhaft war die aromatische Bergmilch und das langentbehrte, gesichtete Brod, das ich später allerwärts im Weserthale fand.

Ich wanderte in der lachenden Gegend weiter. Hier und dort, seitab vom Wege, lagen große Güter mit Schlössern, zu denen Alleen führten. Eins hat den Namen Hammerstein. Allerwärts fand ich die Leute mit Vorbereitungen zu den Festtagen beschäftigt. Die Weiber scheuerten vor der Thür Haus- und Küchengeräth, ja die Kette des Ziehbrunnens wurde blank gefegt. Ich sah auffallend viel hübsche Gesichter von feinem, ächtdeutschem Gepräge, wie man sie auf den Bildern von Hemling und van Eyk findet.

Ich wollte diesen Tag nur bis Melle; da ich aber unterwegs einen Stuhlwagen fand, den ich eine Stunde weit benutzen konnte, steckte ich mein Ziel bis Enger. Mein

Sitz auf dem ganz neuen Stuhlwagen hatte kein Kissen, was ich erst bemerkte, als ich schon eingestiegen war, so daß ich während der raschen Fahrt auf dem steinigen Wege auf- und abschnellte wie Sancho Pansa, da er auf den Leintüchern geprellt wurde. Meinen drallen Ranzen, der neben mir wie ein elastischer Ball hüpfte, konnte ich kaum beschwichtigen. Es war eine komische Situation!

Ueber eine Hochebene, die auf beiden Seiten Aussicht nach schönen Gebirgen verstattete — hinter einem derselben flossen die Wolken zu einem phantastischen Schneegebirge zusammen — zog ich singend weiter; Morgens und Abends ist ja die Zeit des Gesangs für den Wanderer. Die sinkende Sonne verklärte die weite Gegend in wunderbarer Schönheit. Ein wahres Labsal für meine Augen war der feine, ich möchte sagen vornehme Flachs, der ganze Felder bedeckte, im Glanze der Abendbeleuchtung.

Ein steiler Weg führte mich den Berg hinab über eine Brücke. Jenseits derselben stand der schwarz und weiße Grenzpfahl mit dem Adler, den ich als ehemaliger Preuße herzlich begrüßte. Mit Dank muß ich es hier aussprechen: Indem ich mich aus Preußen nach Oldenburg übersiedelte, hab' ich einen guten Fürsten mit einem nicht minder guten vertauscht, der uns noch lange in frischer Kraft erhalten werden möge.

Als ich die jenseitige Höhe erstiegen hatte, ging es wieder auf der schönen Hochebene weiter. Die sinkende Sonne streute ihr Gold aus, noch einmal flammte sie auf und sank dann unter. Die Landleute kamen arbeitsmüd, aber froh des nahen Festes aus dem Felde; kleine Knaben zogen mit Kühen, die sie an der Straße hatten weiden lassen, nach Hause. Eine Abendglocke war die einzige Stimme nah und fern. Mit einbrechender Nacht erreichte ich das preußische Städtchen Enger.

In dem Gasthofe, wo ich einkehrte, saßen bei dünner Kost und bei noch dünnerem Gespräche ein wohlgenährter Bürgermeister, ein magerer, griekrämiger Zollcontrolleur aus den östlichen Provinzen, ein jovialer Oberförster mit

verdächtigen Weinproben auf der Naſe und der lebendige, immer dienſtfertige Wirth. Was die Kellnerinn angeht, ſo war ſie die muffigſte Perſon, die mich je bedient hat, und nur darum erwähn' ich ſie. Sicher war ihr an jenem Tage ein Liebhaber fortgelaufen, oder ſonſt ein Malheur paſſirt.

Ich ſetzte mich ſofort zu den Speiſenden und nahm den thätigſten Antheil. Nach Tiſch brachte ich das Geſpräch auf Prießnitz' Waſſerkuren, die Alle in nicht geringe Verwunderung ſetzten; denn es war noch nichts davon in dieſen Winkel der Erde gedrungen. Da ich mich »Dr.« ins Fremdenbuch eingezeichnet hatte, hielt man mich für einen reiſenden Waſſer-Medicus, und der Bürgermeiſter conſultirte mich wegen Podagra, der Wirth wegen Stockſchnupfen, der Waidmann wegen Flechten und der Controlleur wegen eines offenen Fußes. Ich nahm eine gewaltige Amtsmiene an, räuſperte mich und ſprach: Ihr müßt alle nach Gräfenberg, Ihr müßt ſchwitzen, baden, douchen, Waſſer trinken oder vielmehr ſaufen, zwei, vier, acht, zwölf Monate lang, bis die Stoffe fortgehen und die Schwären kommen, auf daß Ihr den alten Adam quitt werdet, und einen neuen Menſchen anzieht.

Um Elf, als ich zu Bette gehen wollte, ſagte der Wirth: »Schade, daß Sie ſchon morgenfrüh um Fünf aufbrechen wollen. Sie werden nun leider das Grabmahl Wittekinds nicht ſehen können, weil die Frühmeſſe dann ſchon beginnt.« »»Wie, Wittekinds Grabmahl iſt hier in Enger? O, gehen wir noch jetzt! Vielleicht begegnen wir dem Geiſte Wittekinds in der Mitternachtsſtunde.«« Wir nahmen eine Laterne und machten uns auf den Weg. Die hübſche Tochter des Küſters, die uns in der Nachtjacke mit aufgelöſten Zöpfen à la Ophelia begrüßte, händigte uns beſchämt die Schlüſſel ein, und wir gingen ſtrauchelnd, über Gräber und umgeſtürzte Leichenſteine, nach dem alten Kirchlein. Der anſehnliche Sarkophag Wittekinds ſtammt aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Leider hat man die Mönchsſchrift, die um den Deckel ſtand, vernichtet, und lateiniſche Buchſtaben an die Stelle geſetzt. Einige reiche Bauern der Ge-

gend, erzählte mir der Wirth, behaupten von der Dienerschaft Wittekinds oder König Wittekinds, wie sie sagen, abzustammen. Stirbt nun Jemand aus der Familie, so setzen sie, kraft eines alten Vorrechts, bis zum heutigen Tag die Leiche vor Wittekinds Grabmahl aus. Der Thurm der Kirche steht getrennt; dies erklärt die Volkssage auf folgende Weise: Als König Wittekind hoch bejahrt war, trug er drei Baumeistern auf, drei Kirchen an verschiedenen Orten seines Reiches zu bauen, indem er versprach, die zuerst vollendete Kirche solle der Ehre genießen, seinen Sarg aufzunehmen. Einer der Baumeister, ein schlauer Mohr, baute daher die Kirche zu Enger ohne Thurm, der erst später hinzugefügt wurde, und trug so über die beiden Rivalen den Sieg davon. Die Thür, durch welche Wittekinds Leiche hereingebracht wurde, ist auf immer vermauert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gerbers Benefiz.

Am 23. November hatte eine Vorstellung »der Diamant des Geisterkönigs von Raimund« zum Vortheil unsers allbeliebten Schauspiel-Directors Gerber im hiesigen Schauspielhause Statt, worin der Beneficiat, der in diesem Sommer von einem betäubenden Zufall betroffen worden war, und seitdem Heilung bei den heißen Quellen gesucht, und wenigstens Besserung gefunden hat, zum ersten Male wieder in einer kleinen Rolle auftrat. Der Zudrang zum Theater war unbeschreiblich groß, alle Plätze waren besetzt. Hatte schon das Wiedersehn des gefeierten Künstlers, des Vaters einer so großen Familie, des wohlwollenden bescheidenen Mannes einen tiefen Eindruck auf das Publikum gemacht, so wurde die Rührung doch noch um Vieles gesteigert, als Gerber herausgerufen an der Hand der Hoffnung (Madame Jenke) erschien, welche mit sichtlicher Rührung die Verse sprach:

Hat Freundschaft Dir den schönen Kranz gewunden,
Und drückt die Hoffnung selbst ihn Dir aufs Haupt,
Und spricht dabei von künft'gen frohen Stunden,
So ist zu zweifeln Dir nicht mehr erlaubt.
Ja werden unf're Wünsche Dir zur Wahrheit,
So strahlt um Dich des Glückes vollste Klarheit. —
Was Du verdienst, es werde reichlich Dir zu Theil,
Dann sind wir froh, in Deinem Glück und Heil.

Nachdem der Applaus, der sich immer aufs Neue gebar, endlich verhallt war, trat Gerber vor und sprach mit brechender Stimme seinen Dank gegen das hohe edle Herrscherpaar, das ihm den Schutz besserer Wesen genienmäßig angedeihen läßt, gegen den rastlosen Intendanten, der ihm so manche Arbeit mit der edelsten Aufopferung abnimmt, und endlich gegen seine wackern Mitschauspieler aus. — Es ist überhaupt eine rührende Erscheinung mit welcher hingebenden Theilnahme die hiesige Theatergesellschaft ihren würdigen Meister ehrt, und bestätigt des großen Immermanns Worte, den jetzt seine Mitwelt preis't, wie sie ihn bei Lebzeiten verkannte. »Ich weiß wohl, daß die Schauspieler excentrische Menschen sind, und daß sie Einem in den frohen Tagen, eben deshalb viel zu schaffen machen, aber im Unglück sind sie treu und aufopfernd wie keine Menschenkaste. Das habe ich erfahren. Daher ehrt das Herz des Schauspielers.«

Solche Abende aber im rauhen Norden zu verleben thut auf lange Zeit wohl. Man kommt mehrere Tage nicht auf den Gedanken, daß die Novembersonne nur eine gemalte sey. —

Ich sage immer: es ist gut in Oldenburg zu leben. — Den Leuten aber, die ihm so viele Freudenthränen entlockt haben, zu danken, hat Gerber die humoristischen Blätter gewürdigt, welche sich gerne zusammenwinden, um auch ihn nochmals vor den Augen der deutschen Leselwelt zu bekränzen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 51. Donnerstag, 17. December. 1840.

Oldenburgische Angelegenheit.

Am 3. Dec. dieses Jahres feierte der Obergerichtsanwald Herr Hermann Christoph Harbers sein Amtsjubiläum als Advocat. Vor 50 Jahren hatte er seinen Anwaltsrevers auf der hiesigen Regierungscanzlei unterzeichnet, wahrlich eine selten blühende juristische Aloe! Von unserm allverehrten Großherzog, dem bereiten Freudenspender aus Wahl, war dem Jubilar an dem Morgen, als Anerkennung seiner Verdienste, das Ehrenzeichen erster Classe gesendet worden. Seine Freunde hatten ihm dagegen einen silbernen Becher mit der Inschrift:

Er hielt über Recht und Gerechtigkeit; er half dem Elenden und Armen zum Recht und ging ihm wohl.

Jeremiä 22. 15 16.

verehrt. Der Mittag hatte an hundert Männer aus den gebildeten Classen Oldenburgs zu dem frohen Festmahle vereint, wo der lebensfrohe Jubel-Greis größtentheils zwischen seinen Jugendfreunden und Schulkameraden, den patribus conscriptis Oldenburgs prangte, zu denen auch der würdige Geheime Hofrath Ritter Wienken gehörte, der, jetzt ein vir consularis, vor einigen Jahren ein ähnliches Fest erlebte, und dessen Toast gleich nach dem seines Doppelgängers erklang.

Freude würzte das Mahl. Die Tischgesellschaft sang nachstehendes Lied, in welchem der Redacteur dieses Blattes die allgemeine Theilnahme an der Feier dieses Tages darzulegen gesucht hatte.

Mel. Bekränzt mit Laub ꝛc.

Stoßt an! stoßt an! Es soll der Saal erklingen,
Von freudigem Gesang,
Von Freud' und Dank, den wir den Göttern bringen,
Bei frohem Becherklang. —

Seh't stumm beredt Ihr jene funfzig Gäste,
Seht Ihr die funfzig Jahr?
Sie zeugen all' das Edelste und Beste
Von unserm Jubilar.

Er war der Armen Helfer und Berather,
Des Rechtes treuer Hort;
Den bösen Hader zwischen Sohn und Vater
Ihn schlichtete sein Wort.

Er nehm' den Lorbeer zum verdienten Ruhme,
Den ihm die Menge beut,
Doch legt ihm oben auf noch eine Blume,
Die der Bescheidenheit.

Sag', edler Wein, zu deinen jungen Reben:
»Grünt Ihm noch manches Jahr,«
»Es soll Herr Hermann Christoph Harbers leben,
Der edle Jubilar.«

Meine Pfingstferienreise 1840.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Pfingstmorgen. — Die schöne Kirchengängerinn. — Herford. — Der weiße Strohhut. — Blotho. — Geschichte vom Papageiendoctor. — Der Führer und das Lippesche Leichenmal. — Demoralisation des Fußwanderers. — Lemgo.

Am Pfingstsonntage ergriff ich zu guter Stunde meinen Stab. Auch heute und so lang ich wanderte, gönnte mir der Himmel sein bestes Wetter. Die Natur in ihrer Frühlingspracht und die Menschen in ihrem Festanzuge thaten sich wetteifernd hervor. Nah und fern läuteten die Glocken; in langen Reihen strömten die Kirchengänger von allen Seiten der Stadt Herford zu, wohin auch ich, noch immer der Hochebene folgend, meine Schritte wandte. Die Männer erschienen in altväterischer Tracht; desto schmucker sahen ihre Frauen und Töchter aus. Ein schlankes, kaum siebzehnjähriges Mädchen — etwas bräunlich wie die Italienerinnen, mit einer Schnur rother Perlen um den feinen Hals — war von so anmuthigem Gesichte und liebreizendem Wesen, daß ich mich sehr weitläuftig bei ihr nach dem Wege erkundigte, der gar nicht zu fehlen war, und — es war gar nicht von ihr los zu kommen — nach hundert andern Dingen fragte, über die sie mir bliebe, mit niedergeschlagenen Augen Rede stand.

Herford liegt in einem weiten, schönen, rings von Bergen umgrenzten Thale. Schon von fern gewahrt man den Thurm der Neustädter Kirche, der sich als schlanke Nadel hoch in die Luft erhebt. Die Kirche ist gothisch und hat ein schönes Chor, das ich noch eben vor Beginn des Gottesdienstes in Augenschein nehmen konnte. Auch das Münster ist gothisch, aber von weniger reinem Style.

Ich wollte mir das reizende Blotho nicht entgehen lassen, und wanderte also, statt mich gerade aus nach Lemgo

zu wenden, trotz der brennenden Sonne auf steilem Wege jenem Städtchen zu. Köstliche Aussichten nach Herford und später nach Vlotho von den Höhenpunkten entschädigten reichlich für die Mühe. Ein Wanderer mit weißem Hute schritt, etwa in der Entfernung einer Viertelstunde, vor mir her. Da mir Landleute gesagt hatten, daß er nach Vlotho ginge, verdoppelte ich meine Schritte, um ihn einzuholen; denn der Weg sollte schwer zu finden seyn. Umsonst! Der verwünschte weiße Hut, die »wandelnde Schandsäule,« wie es im »Katzenberger« heißt, blieb Berg auf Berg ab in immer gleicher Entfernung von mir, bis ich endlich eine Strecke irre ging, und ihn ganz aus dem Gesichte verlor. Für einen Fußgänger, der selten seinen Meister findet, ist dergleichen peinlich. Freilich trug er keinen Ranzen, und kam wahrscheinlich nur aus Herford, aber — maledetta sia l'anima di questo cappello bianco!

In Vlotho, einem Weserstädtchen von wohlhabendem Aussehen, das vom Himmel mit hübschen Mädchen gesegnet ist, kehrte ich bei Götte ein. Der Gasthof hat einen großen Garten mit anmuthiger Aussicht auf den nahen Fluß, und ist auch sonst empfehlenswerth. Das Gespräch der Tischgesellschaft, die aus dem Wirthe, einem jungen Kaufmanne und einem Obercontrolleur bestand, (letzterer klagte bitter über den Dienst in den steilen Bergen. Wem nur auch solche Berge bescheert würden!) das Gespräch, sag' ich, drehte sich um einen geringen Schauspieler aus Detmold, der ein schönes, reiches, junges, freilich auch bornirtes Mädchen von dort entführt hatte, aber von ihren Anverwandten verfolgt, eingeholt, und zuletzt mit einem Stücke Geld abgefunden worden war. Dabei hatte ein sinnreicher Apotheker seine Hand mit im Spiele, der, zu Gunsten des Schauspielers, Briefchen in Pomadebüchsen an das Mädchen gelangen ließ. Sodann erzählte man von einem Secondelieutenant aus einer benachbarten Garnisonsstadt, der seinen Major, angeblich ein Peiniger seiner Untergebenen, öffentlich mit dem flachen Degen geschlagen habe. Beim Nachtisch begann ich, wie folgt: Meine Herren, ich bin Ihnen allen Dank schuldig,

dem Herrn Wirth für die treffliche Tafel, womit er uns und zugleich dem hohen Festtag Ehre erwiesen; dem Herrn Obercontrolleur für die Entführungsgeschichte, dem Herrn Kaufmann für den Heißsporn von Secondelieutenant, mit dem hoffentlich das Gericht nicht gar zu hart verfahren wird. Erlauben Sie mir, auch mein Scherflein beizutragen, indem ich Ihnen einige Scenen aus dem Leben eines chevalier d'industrie mittheile, der Sie an unsern Schauspieler erinnern wird. In einer kleinen Residenzstadt Süddeutschlands trieb sich in den achtziger Jahren ein junger Mensch herum, der nichts gelernt hatte und in nichts geschickt war als im Schuldencontrahiren. Da begab es sich, daß eine bejahrte Prinzessinn des Hofes, die als unverheirathete Dame eine besondere Liebe für Hunde und Vögel, besonders Papageien hatte, das große Leid erfuhr, mehrere dieser Thiere in kurzer Zeit nach einander zu verlieren. Denn als sich einst ihr Favorit-Mops, Sintram genannt, ein krummbeiniger, gemästeter Tagdieb, der vom Morgen bis zum Abend auf Sammtkissen, und vom Abend bis zum Morgen auf Eiderdunen schlief — es giebt Geschöpfe, meine Herren, die immer schlafen können, wie ich jüngst an einem Zuckerfabrikanten bemerkte — als sich dieser Mops, dem der Bauch fast auf der Erde streifte, einst die Treppe hinab in die Schloßküche gewagt hatte, sah er dort einen Hahn, den Sultan des Federviehs, und dieser Anblick regte sein keusches Herz — er hatte nie geliebt — so heftig auf, daß er augenblicklich todt zur Erde stürzte. Und drei Tage nach diesem Trauerereigniß brach eine Art Grippe unter den Papageien aus, welche die Medicinalräthe und geheimen Medicinalräthe des Hofes und der Stadt in die größte Verlegenheit setzte. Drei von den Patienten starben unter den heftigsten Zuckungen; die zwölf übrigen überstanden zwar die Krisis, geriethen aber bald in eine furchtbare Verstopfung, weil sie, wie ein Lakai gesehen, Kleister gefressen hatten, oder vielmehr, wie der geheime Medicinalrath Dr. Wurm darthat, wegen außerordentlicher Verschleimung des Darmkanals. So war man aufs neue für ihr kostbares

Leben besorgt. Die Doctoren consultirten, probirten, operirten, purgirten, vomirten und transpirirten, aber umsonst. Der Tod war unvermeidlich, wenn nicht schnelle Befreiung bewirkt wurde. Wer sollte aber helfen, meine Herren, wenn es die Kunst nicht vermochte? In dieser Noth ließ sich unser junger Taugenichts, den ich Geier nennen will — seinen wahren Namen verschweige ich, da er vielleicht noch lebt — bei der Prinzessinn melden. Er hatte von Klein auf Vögel gehalten, und sie gesund und krank vielfach beobachtet, was er jetzt so gut geltend zu machen wußte, daß man ihm die Behandlung der verstopften Papageien übertrug. Geier brachte ihnen vermittelst eines Taubenfederkiels mit großer Geschicklichkeit Kamillen-Lavements bei, und siehe! schon nach einer Stunde durfte er zur Prinzessinn eilen und sagen: »Durchlaucht, Dero Papageien sind erleichtert!« Freudenthränen in den Augen eilte die hohe Dame in die Krankenstube. Geier hatte die Wahrheit gesprochen; die geliebten Krummschnäbler hüpften wieder umher, fraßen, tranken, schwatzten; Einnahme und Ausgabe gingen fröhlich von Statten. Die Prinzessinn aber schlug Geiern, aller Etiquette uneingedenk, auf die Schulter und sprach: Geier, ich werde für Ihn sorgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech. Zeit- und Lebensläufe, von Hermann Marggraf. Zwei Theile. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Das Buch ist in einem gefälligen Styl und nicht ohne Humor geschrieben. Das ganze scheint zwar auf Erlebnissen zu basiren, die aber durch einige Zusätze aus dem Reich der Phantasie zu sehr der Sphäre der Wirklichkeit entrückt

ſind. Uebrigens bietet das Werk jedenfalls eine intereſſante empfehlungswerthe giftloſe Lectüre.

Kaiſerin und Sclavin. 2 Theile, ebendaſ.

Ein ungemein intereſſanter Roman aus der Kaiſerzeit, der lebhaft an Bulwers »Letzter Tag von Pompeji« mahnt, und da er von einer poetiſchen wie von einer gelehrten Feder herrührt, Belehrung und Intereſſe gewährt.

---

1. Acht intereſſante Erzählungen von Mrs. Norton, R. Bernal, W. Irvine, Mrs. Hall, Edward Howard, Gräfin von Bleſſington, Francis Purcell. Zweite Sammlung.
2. Acht intereſſante Erzählungen von der Gräfin Bleſſington, Kapitain Marryat, Charles Stuart, Soville, Mrs. Hall, Francis Purcell. Dritte Sammlung.

Beide Bändchen ſind aus dem Engliſchen von Dr. W. Pirſcher überſetzt und in der Meyerſchen Hofbuchhandlung zu Lemgo erſchienen. Der Name ihrer Verfaſſer, der Koryphäen unter den engliſchen Novelliſten, verbürgt ſchon das Intereſſante des Werks; lobend muß man aber hinzufügen, daß ſie ſehr gut verdeutſcht ſind.

Zerſtreutheiten.

Der Profeſſor H. in B. iſt bekannt wegen ſeiner Zerſtreutheit. Zu einer Zeit, wo ſeine Frau vor einigen Tagen niedergekommen war, befand er ſich einmal in einer Geſellſchaft, in der ein verſalzenes Gericht auf den Tiſch geſtellt wurde. Wähnend, er ſey in ſeinem eignen Hauſe, erhob er ſich und bemerkte: »Ich muß um Entſchuldigung bitten, daß dieſe Speiſe verſalzen iſt, allein meine Frau liegt im Kindbett.«

Einer ähnlichen momentanen Geistesschwäche sollen sich die bekannten Gelehrten Büsch und Ebeling in Hamburg zuweilen schuldig gemacht haben. Einmal besucht der letzte den ersten in der Absicht ihn zu einem Mittagessen, wozu beide Gelehrte eingeladen waren, abzuholen. Er findet Büsch noch unangekleidet und setzt sich, während dieser seine Toilette macht, in die Bibliothek. Büsch wirft sich in Festkleider, schließt seine Zimmer und vergißt es, daß er den Ebeling in seiner Bibliothek gelassen hat.

Gegen Ende des Diners äußert der Gastgeber seine Verwunderung, daß Ebeling, der doch die Einladung angenommen habe, nicht erschienen sey. — Da fällt Büsch der incarcerirte Freund ein. Hastig verläßt er den Saal und eilt zu seiner nicht eben weit entfernten Wohnung. —

Mit Entschuldigungsreden öffnet er die Thür zur Bibliothek. —

Aber siehe da! Ebeling, der sich bei dem Lesen eines Buches so sehr vertieft hatte, hat es bis jetzt noch gar nicht gemerkt, daß er eingeschlossen und vergessen gewesen sey. —

Hors d'oeuvres.

Das beste Mittel, Frankreich jetzt zu beruhigen, wäre, wenn Thiers eingestände, es mag wahr seyn oder nicht, daß er von Mehemet Ali bestochen sey. — Vielleicht bringt er dies Opfer den guten Ruf auf den Altar des Vaterlandes, eventualiter läßt er vielleicht sich zu diesem Eingeständniß — bestechen.

Das Celler Oberappellationsgericht hat, nach der Weserzeitung, noch sieben Restanten mehr, als Don Juan Geliebte in Spanien, nämlich 1010.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Dritter Jahrgang.

№ 52. Donnerstag, 21. December. 1840.

Schlußrede.

Durchlauchtigste, Hochgebietende, Edele und Edelmögende, getreue Leser!

Indem wir unsere getreue Herzenskammern beim Schlusse des dritten Jahrganges unserer Zeitschrift für dies Jahr schließen, dürfen wir von Ihnen das Zeugniß für dieselben erbitten, daß wir auch im Jahre 1840 niemals unserm Motto untreu geworden sind. Wir haben fortwährend Liebe zu Gott und Menschen, Verachtung irdischer Vergänglichkeit und Verehrung des Göttlichen in der Menschen Brust, ohne Bitterkeit proclamirt, gestehen übrigens, daß wir in manchen Augenblicken versucht werden sind, dem modernen Beispiele mehrerer erhabener Regenten zu folgen, und unsern Scepter niederzulegen, da aller Anstrengungen ungeachtet, die deutsche Lesewelt ein größeres Vergnügen daran zu finden scheint, unsere Aufsätze aus der zweiten und dritten, als aus der ersten Hand zu lesen. Unsere bescheidene humoristische Quelle wird schon, ehe sie durchs deutsche Vaterland fließen kann, von einer Unzahl Raub-Journale fromgleich verschlungen, ohne daß man ihr den ursprünglichen Namen ertheilt. Wir sind aber nicht gesonnen, diesen Unfug länger zu dulden, und werden im künftigen Jahrgang unnachsichtlich unter dem Namen **literarische Diebe,**

alle diejenigen bezeichnen, welche die Frechheit haben werden, unser geistiges Eigenthum ohne Angabe der Quelle zu veröffentlichen. Dagegen soll kein Kreuz, kein Stern schützen; zu gleicher Zeit werden wir von den Contravenienten das uns für die gestohlenen Gedanken billig begleichende Honorar fordern, welches wir hiemit der Oldenburgischen Armencasse überweisen. Merkt Euch das Ihr Herren Journalisten von A bis Z!

Unsere literarischen Verbindungen haben sich erweitert, unsere Verhältnisse mit den auswärtigen Schriftstellern sind die besten, nur die Eisenbahn scheint sich jetzt ungünstig über unser Unternehmen auszusprechen. Wir finden dieses übrigens ganz in der Ordnung, denn Undank ist der Welt Lohn, und so ist es begreiflich, daß ein Journal, welches sonst das unsrige bogenlang ausschrieb, uns jetzt desavouirt. Auch dürfte das Lob desselben nach der Gellertschen Fabel vom Bilde nicht eben geeignet seyn, den Ruf unserer Blätter zu erhöhen. Bei der Veränderlichkeit der Redactoren der Eisenbahn, die schnell auf einander folgen, wie die römischen Kaiser im dritten Jahrhundert, haben wir auch vielleicht nicht lange mehr den uns gütig feindseligen Redacteur zu fürchten.

Gutzkow, Lewald, die Hallische neue Literatur-Zeitung, die preußische Staatszeitung und alle andere Journale, welche uns zu Gesicht gekommen sind, lassen unserm Streben Gerechtigkeit widerfahren, und muntern uns durch vielleicht zu gütiges Lob zu fernern Leistungen auf. Auch sind uns zum Ersatz für die Leistungen des hochseligen Immermann Aufsätze von unsern ersten deutschen Schriftstellern versprochen. Die vortrefflichen Beiträge von Stahr und Mayer sind dem Leser ohnehin zur Genüge bekannt, und werden auch im künftigen Jahre nicht aufhören. Uebrigens bleibt auch das Harmloseste der Verdächtigung Uebelgesinnter ausgesetzt. So erfahren wir zu unserer aufrichtigen Betrübniß, daß einige poetische Fictionen in der Pfingstferienzeit einzelne Individuen gekränkt haben. Indessen können wir im Namen des Verfassers versichern, daß derselbe durchaus keine

persönliche Schilderung bestimmter Personen beabsichtigt hat, woran auch keiner den leisesten Zweifel hegen wird, der das Vergnügen hat, den wohlwollenden Autor zu kennen. —

Sollte sich die buchhändlerische Intelligenz im nächsten Jahre zu unserm Vortheil entfalten, so wird noch ein Intelligenzblatt oder Wegweiser unsern Lesern gratis überher gegeben werden. Wie wir denselben am Schlusse des Jahres auch ein Inhaltsverzeichniß — und einen Titel zu Neujahr verehren wollen.

Heute Abend naht der heilige Christ. Möge Sein Geist über uns alle kommen. — Und dabei gedenke ein Jeder — »Geben ist seliger denn nehmen, und: Werdet wie die Kinder, denn ihnen ist das Himmelreich. —

Meine Pfingstferienreise 1840.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen erhielt unser Papageiendoctor eine Einnehmerstelle auf dem Lande. Ueber die Verwaltung derselben herrschen seltsame Gerüchte. Auffallend war es jedenfalls, daß Geier jährlich dreitausend Gulden ausgab, während er nur tausend einnahm. Man ließ ihn jedoch, seiner frühern Verdienste eingedenk, ungestört, bis die Franzosen in den neunziger Jahren einrückten, und mit ihrem eisernen Wesen in Deutschland zu kehren begannen. Der Hof flüchtete, und auch Geier hielt es für angemessen, mit der ihm anvertrauten Casse das Weite zu suchen. Im Jahre 1815 erschien er wieder, Niemand weiß woher. Unterdessen war aus jener Residenz eine blühende Handelsstadt geworden; eine geregelte Verwaltung war an die Stelle des alten Schlendrians getreten, und unser Freund wagte keine Ansprüche auf Anstellung geltend zu machen, zumal da seine Gönnerinn längst gestorben war. Er wollte diesmal auf eine andere Weise fortune machen, nämlich durch eine reiche Heirath. Geier war ein hübscher, noch wohl conservirter

Mann; man gab ihm höchstens fünfundvierzig Jahre, obgleich er reichlich fünfundfünfzig zählte. Auf seinen Wangen blühte frische Gesundheit; sein braunes Lockenhaar erschien so üppig, daß man ihn für einen Nachkommen Absalons halten mochte. Sein Körper zeigte schöne kräftige Formen; dazu kam der Glanz seiner Erscheinung, das feine moderne Kleid, die Brillantnadeln, die Ringe und der Stock mit dem goldnen Knopfe — Dinge, die in den Augen der Damen von nicht geringer Wirkung sind. Eines Tages, da er lorgnettirend durch die Stadt lustwandelte, fiel ihm ein stattliches Haus auf, vor dessen Fenster ein Papagei hing, und hinter dem sich ein artiges Mädchengesicht zeigte. Der Papagei — vielleicht einer jener zwölf hartleibigen, die sämmtlich in fremde Hände gekommen waren — schien ihm von guter Vorbedeutung. Er trat hinzu, schnalzte mit den Fingern und der Zunge, und rief zärtlich Jacques! Jacques! Und Jacques verneigte sich freundlich und schnatterte: Schönen guten Morgen, mein Herr! Schönen guten Morgen, mein Herr! Jetzt öffnete eine ältere Dame das Fenster und rief hinaus: »Wollen Sie nicht herauf kommen und das Thier näher ansehen? Sie scheinen ein Freund von Papageien zu seyn.« »»Es ist meine Leidenschaft, gnädige Frau,«« rief Geier, und eilte die Treppe hinan. Er wußte, daß die Dame eine reiche Wittwe sey, Hofmann mit Namen, die keine Tochter als jenes Mädchen habe. Beide waren erst kürzlich vom Lande in die Stadt gezogen, und galten allgemein für wenig gebildet und beschränkt — alles vortheilhafte Umstände, die er auf der Treppe erwog. Geier operirte gut; in einer Viertelstunde hatte er es so weit gebracht, daß er dem Fräulein auf den Knien eine sehr wohlgesetzte Liebeserklärung thun durfte, die ihm schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten gedient hatte. Er ward erhört; zwei Monate darauf stand er mit der Geliebten vor dem Altar. Das junge Ehepaar sollte im Hause der Frau Hofmann leben; aber ihr Glück dauerte nicht lange. Schon in der Hochzeitsnacht stürzte die Neuvermählte bleich und mit verwirrten Haaren in das Schlafgemach der Mutter

»Mutter!« ſchrie ſie entſetzt, »mein Bräutigam iſt fort, und ein abgelebter, abſcheulicher alter Mann iſt bei mir, der zu nichts mehr gut iſt, als die Spatzen im Garten zu ſchrecken.« Erſchrocken raffte ſich Frau Hofmann auf, und eilte mit der Tochter über die Hausflur nach der Schlafſtube der Eheleute. Da ſtand dann ein ausgetrocknetes graues Männlein mit nacktem Kopf und zahnloſem Munde. Ein vollſtändiger Gaumen erſchien neben der Perrücke auf dem Nachttiſch; eine der rothen Wangen hatte er ſich zufällig mit dem Aermel abgewiſcht. Die wattirten Kleider, die auf dem Stuhle lagen, ſtrotzten, als ſeyen noch Glieder darin. Die Alte fuhr ſofort auf den Bräutigam los. Sie können denken, mein Herr, welches Ungewitter — die Mutter machte den Hagel, die Tochter den Regen — über den Armen einbrach; aber er lächelte mild, und als endlich eine Pauſe der Erſchöpfung eintrat, ſagte er bloß: »Mama, was zahlen Sie, wenn ich mich ſcheiden laſſe?«

Die weiteren Unterhandlungen, die darauf folgten, ſind mir unbekannt: nur ſo viel weiß ich, daß die Scheidung wirklich zu Stande kam, und daß Geier noch an demſelben Tage eine Luſtreiſe nach der Schweiz und Italien antrat.

Der Weg von Vlotho nach Lemgo iſt eben ſo ſteil als der von Herford nach Vlotho, und minder ſchön. Da er ſich nicht leicht finden läßt, nahm ich mir einen Führer.

Wir unterhielten uns über Lippeſche Zuſtände, über die allgemeine Wohlhabenheit der Bauern, die er als Folge der großen Fruchtbarkeit des Landes und der geringen Abgaben derſelben, über die ſchönen Waldungen des Fürſten, über das gute inländiſche und noch beſſere bairiſche Bier, das jetzt an verſchiedenen Orten im Lande gebraut werde. Mein Führer hatte eine Schmarre im Geſicht, und gab mir auf mein Befragen folgende Erklärung darüber: »Wir hatten geſtern ein Begräbniß und ein ſchönes Leichenims (Leichenеſſen), wobei reichlich Wein und Bier gereicht wurde; denn der Verſtorbene war ein vermögender Bauer geweſen. Da ſagte Einer, es ſey doch nichts, ſo ſtumm beim Glaſe zu ſitzen; wir thäten beſſer, ein geiſtliches Lied zu ſingen.

Eine Weile ſangen wir auch aus dem Geſangbuch, hernach aber auch weltliche Lieder und das recht luſtige; und dann räumten wir Tiſche und Stühle zuſammen und tanzten ein wenig, und vom Tanzen kams wie gewöhnlich zum Prügeln, und davon hab' ich die Schmarre geholt.«

Daß im Lippeſchen mehr Bier und weniger Branntwein getrunken wird, glaubt man den Menſchen anzuſehen. Sie ſind fröhlicher, es iſt ein leichteres, glücklicheres Blut, als in den Ländern, wo der Branntwein, dies Getränke der Brutalität, herrſcht.

Eine halbe Stunde vor Lemgo, das ſich in der Ferne ſtattlich ausnimmt, entließ ich meinen Führer, und jetzt, da ich allein war, fühlte ich, daß ich matt und müde war. Ich hatte in dieſen zwei Tagen zweiundzwanzig Stunden zu Fuße gemacht, ich war mit ſchwerem Ranzen im heißeſten Sonnenbrande gegangen, meiner Kraft und meinen ſtarken Füßen vertrauend. Nun aber überkam mich plötzlich große Unluſt. »O Thor, ſagte ich, warum haſt du dein trauliches Oldenburg und den ſchönen Kreis deiner Freunde verlaſſen? Wie fröhlich wärſt du jetzt, hätteſt du dich nicht von den dummen Bergen des Fürſten von Lippe-Detmold verlocken laſſen? Morgen feierteſt du Kobbe's Geburtstag mit, und ſäheſt Abends die Bauer als Maria Stuart. Wenn du wenigſtens noch zu Wagen wäreſt — aber ſo — mit dieſem bleiernen, naſſen Ranzen auf dem Rücken, abgemüdet, wund, muthlos! Wie kann ein Menſch mit geſunden Sinnen überhaupt nur Luſtreiſen zu Fuße machen?« Solche und noch andere gotteslaſterliche Rede führte ich im Zuſtande meiner Demoraliſation, und ſchleppte mich langſam weiter.

Die Straßen Lemgo's ſind weit und freundlich. Alle Thüren waren mit friſchen Birkenreiſern geſchmückt. Eine fröhliche geputzte Menge, unter denen es nicht an hübſchen Geſichtern fehlte, wogte zur ſchönen Abendzeit auf und nieder. Ich hatte aber für dieſe Dinge kein Auge. Erſt, als ich mich im Gaſthofe, meiner täglichen Gewohnheit gemäß, von dem Scheitel bis zur Zehe in friſches Quellwaſſer ge-

taucht hatte, wurde mir wohl, und ich konnte mich wieder freuen. Seitdem hab' ich auf meiner Reise keine schwache Stunde mehr gehabt, obgleich es nicht an starken Touren fehlte.

Das Städtchen Lemgo bildet sattsamer Weise in dem kleinen Lippeschen Staat einen besonderen Staat. Es hat eine eigene Gerichtsbarkeit, und eine einzelne Familie daselbst kann köpfen und hängen lassen. Wie viel Mittelalterliches steckt noch in unserm guten Deutschland!? Ich sprach oben von dem eisernen Revolutionsbesen der Franzosen. Hätte er doch weiter und gründlicher in Deutschland herumgefegt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Vor einiger Zeit kam ein Landmann zu einem Oldenburgischen Apotheker, welcher um ein Mittel gegen Zahnschmerzen bat. — »Wie lange haben die schon angehalten?« forschte dieser; der Befragte gab gehörige Antwort. — »Wir wollen es einmal hiemit erst versuchen,« endete der Pharmaceut nach einigen Fragen, indem er ein Salmiakglas nahm und den Bauer tüchtig darauf riechen ließ. — Dieser, welcher die Nase zu tief in das Glas gesteckt haben mochte, prustete heftig und schnitt gar arge Gesichter bis er wieder zu sich kam. »Nun hilft es?« fragte der Pharmaceut.

»Das kann ich nicht beantworten,« versetzte der Betroffene kleinlaut. »Ich habe kein Zahnweh, ich hole das Mittel eigentlich für einen Andern.«

In № 271. des Hamburger unpartheiischen Correspondenten von diesem Jahr findet man folgende Notiz.

»Der zweite Hauptgewinn erster Classe 201. Hamb. Stadt-Lotterie fiel auf № 5748. mit der Divise: Geld bruck ick darum spel ick. —«

Am Ende wird der Zufall gutherzig und läßt die gewinnen, welche des Geldes bedürftig sind. — Bis jetzt hat er sich nach dem Spruch gerichtet. — Wer da hat, dem wird gegeben u. s. w.

Die Farben entstehen durch Trübung des Lichts. Könnte man nicht auch in dieser Beziehung unsere christlichen Confessionen, welche sich unter einander oft so unduldsam behandeln, gefärbte Religion nennen? Mir wird bei dem Gedanken wenigstens oft grün und gelb vor Augen.

Man könnte bei der Umwallung von Paris, wo es jetzt so arg hergeht, auf den Gedanken kommen, daß man dort eine Sündfluth befürchtet. — Und da möchte es lange dauern, ehe die Taube mit dem Oelzweig wieder in die Arche Louis Philipps, in die Fenster seines Ziegelhofs, welcher »Tuilerien« genannt, fliegt.

Von der Redaction der humoristischen Blätter können Autographien von berühmten und hochgestellten Männern nachgewiesen werden. Doch brauchen sich keine Käufer zu melden, die nicht etwas Erkleckliches zu geben bereit sind. Am liebsten, meint der Verkäufer, wären ihm passionirte Engländer.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle mobilisirt. Postämter des Herzogthums, so wie durch das mobilisirt. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER

herausgegeben

von

Theodor von Kobbe.

von

Mit

Beiträgen

von

Emile d'Estrées, Gellert, Dr. Karl Mayer, Peter von Kobbe, Rudolph Kulemann, Dr. Pfeiffer, Prott, Dr. Stahr und mehreren Ungenannten.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Vierter Jahrgang.

Oldenburg, 1841.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Lorenz.)

Inhalt.

№		Seite
1.	Auszüge aus einem ungedruckten Werke Prießnitz und Gräfenberg im Jahre 1840. Von Theeder von Kobbe	1
	Literatur. Eduard Sternthal. Eine Character-Skizze von Emil Walther. Leipzig 1841. Verlag von Eduard Meißner . .	7
	Empfehlung eines Esels	8
2.	Auszüge aus einem ungedruckten Werke Prießnitz und Gräfenberg im Jahre 1840. Von Theeder von Kobbe. Fortsetzung . .	9
	Literatur	16
3.	Correspondenz	17
	Literatur	24
	Hors d'œuvres	24
4.	Erwins Stimme. 1841	25
	Auszüge aus einem ungedruckten Werke Prießnitz und Gräfenberg im Jahre 1840. Von Theeder von Kobbe. Fortsetzung . .	26
	An den Schnee	32
	Hors d'œuvre	32
5.	Wiedersehen der Geliebten von Dr. Karl Stahr.	33
	Auszüge aus einem ungedruckten Werke Prießnitz und Gräfenberg im Jahre 1840. Von Theeder von Kobbe. Beschluß . .	34
	Christus und Petrus. Von J. R. . .	37
	Die Schwalbe	38
	Der Cöln'sche-Bonn'sche Göbbelge Wagen .	39
	Hors d'œuvres	39

№		Seite
6.	Meine Pfingſtferienreiſe 1840	40
	Hors d'œuvre	48
	Plattdeutſche Bonmots	48
7.	Meine Pfingſtferienreiſe 1840	49
	Haſt Du? Haben Sie?	53
	Heute über acht Tage	56
	Miscellen	56
8.	Merkwürdige Ideenaſſociation	56
	Münſterlied	58
	Erwins Stimme 1841	59
	Meine Pfingſtferienreiſe 1840	60
	Literatur	64
9.	Meine Pfingſtferienreiſe 1840	65
	Literatur	71
	Hors d'œuvres	72
10.	Meine Pfingſtferienreiſe 1840	73
	Hors d'œuvres	80
11.	Auguſt Lewald und ein Mitarbeiter der allgemeinen Zeitung	81
	Hors d'œuvres	87
12.	Meine Pfingſtferienreiſe 1840	88
	An die wohll. Redaction des humoriſtiſchen Blätter	93
	Literatur	94
	Hors d'œuvres	96
13.	Frühlingsmuth	97
	Meine Pfingſtferienreiſe 1840	99
	Probe deutſcher Beredſamkeit in Amerika	102
	Literatur	104
14.	Pachters Margarethe	105
	Probe deutſcher Beredſamkeit in Amerika	108
	Literatur	111
	Hors d'œuvres	112
15.	Dem Herrn Doctor Karl Mayer aus Oldenburg und dem Fräulein Julie Gmelin aus Heidelberg, an ihrem Hochzeittage, April 15. 1841.	113

№		Seite
15.	Proben aus dem nächſtens erſcheinenden zweiten Theil von Dr. Karl Auguſt Mayer, Neapel und die Neapolitaner . . .	114
	Literatur	120
16.	Proben aus dem nächſtens erſcheinenden zweiten Theil von Dr. Karl Auguſt Mayer, Neapel und die Neapolitaner . . .	121
	Farbenlehre	127
	Plattdeutſches Bonmot	128
17.	Correſpondenznachricht P... F... An Theodor von Kobbe	129
	Proben aus dem nächſtens erſcheinenden zweiten Theile von Dr. Karl Auguſt Mayer, Neapel und die Neapolitaner . . .	130
	Hors d'œuvres	136
18.	Proben aus dem nächſtens erſcheinenden zweiten Theile von Dr. Karl Auguſt Mayer, Neapel und die Neapolitaner . . .	137
	Geburtstage. Von Emile d'Estrées . .	140
	Kränze und Kronen. Von Emile d'Estrées	142
	Literatur	144
19.	Proben aus dem nächſtens erſcheinenden zweiten Theile von Dr. Karl Auguſt Mayer, Neapel und die Neapolitaner . . .	145
20.	Den Quiroliſche Studien. Von Dr. Adolf Stahr	153
	Maiennacht	157
	Hors d'œuvres	157
	Ein Dialog zwiſchen zwei Bauern . .	157
	Correſpondenz-Nachrichten	158
	Literatur	159
	Schlußbetrachtung des Herausgebers . .	160
21.	Den Quiroliſche Studien	161
	Literatur	168
22.	Alte und neue Lieder	169
	Den Quiroliſche Studien	171
	Hors d'œuvres	175

№		Seite
23.	Don Quixotiſche Studien	177
	Hors d'œuvres	183
	Literatur	184
24.	Don Quixotiſche Studien	185
	Literatur	188
25.	Skizzen aus den Erinnerungen meines Aufenthaltes in Venedig. Von Prutt	193
	Des Thierreichs Gloria. Von Richard Roos	198
	Literatur	200
26.	Skizzen aus den Erinnerungen meines Aufenthaltes in Venedig. Von Prutt	201
	Die dümmſte Antwort	205
	Amerikaniſche Zeitungsartikel	206
	Fragen und Antworten	207
27.	Viertes Kapitel aus Prießnitz und Gräfenberg	209
	Literatur Geſchichte des Romans von Wolff. Von P. von Kobbe	214
	Corendisch oder der Patricier zur See	216
28.	Viertes Kapitel aus Prießn. u. Gräfenb. Schluß	217
	Hors d'œuvres	224
29.	Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Novelle. Von Theodor von Kobbe	225
	Hors d'œuvres	231
30.	Der Hageſtolz. Von K. A. Mayer	233
	Fortſetzung der Novelle	238
31.	Fortſetzung der Novelle	239
	Euthanaſie. Von Emile d'Estrées	245
	Literatur. Pickwick in der Fremde. Von Voß	248
32.	Zu Fuß. Von Wilhelm Freimund	249
	Fortſetzung der Novelle	250
	Hors d'œuvres	255
33.	Der Stern der Venus. Von Emile d'Estrées	257
	Fortſetzung der Novelle	259
34.	Am Abend. Rudolph Kulemann	265
	Fortſetzung der Novelle	266
	Erklärung und Bitte. Von Dr. Fuß	271
	David und Rothſchild	272

№		Seite
35.	Fortsetzung der Novelle	273
	Hors d'œuvres	279
	Gedichte. Von Minna Fischer	280
36.	Fortsetzung der Novelle	281
	Hors d'œuvres	288
37.	Fortsetzung der Novelle	289
	Hors d'œuvres	295
	Literatur	296
38.	Fortsetzung der Novelle	297
	Hors d'œuvres	302
	Literatur	304
39.	Schluß der Novelle	305
	Hors d'œuvres	309
	Nante der zweite und der Provinzler in Berlin	311
	Literatur	312
40.	Proben aus den Humoresken aus dem Philisterleben. Von Theodor von Kobbe . .	313
	Hors d'œuvres	318
	Literatur	319
	Aus einer deutschen Polizeiacte . . .	320
41.	Proben aus den Humoresken. Fortsetzung .	321
	Literatur	326
	Aus einer deutschen Polizeiacte. Schluß .	327
42.	Proben aus den Humoresken. Fortsetzung .	327
	Sagen- und Mährchenwald. Von Wiese .	334
43.	Proben aus den Humoresken. Schluß . .	337
	Literatur	343
44.	Bruchstücke aus meiner Hundstagsferienreise im Jahre 1841. Von Theodor von Kobbe .	346
	Hors d'œuvres	351
45.	Fortsetzung der Hundstagsferienreise . .	353
46.	Fortsetzung der Hundstagsferienreise . .	361
47.	Fortsetzung der Hundstagsferienreise . .	369
48.	Schluß der Hundstagsferienreise . . .	377
49.	An den Dieb meiner Zeugleine. Von Theodor von Kobbe	385
	Warnung. Von Theodor von Kobbe . .	385

№		Seite
49.	Hors d'œuvres	386
	Literatur	386
	Lückenbüſſer	392
50.	Schreiben an den Redacteur. Von L. v. E.	393
	Die Cenſur in Göttingen und in Hannover. Von Dr. Pfeiffer	397
	Hors d'œuvres	398
51.	Gellert als poetiſcher Corrector	401
	Die Burſcher	404
	Literatur	406
52.	Schlußrede	409
	Sylveſter-Nacht	412
	Literatur	415

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 7. Januar. 1841.

Auszüge aus einem ungedruckten Werke.

Prießniß und Gräfenberg im Jahre 1840 *).

Von Theodor von Kobbe.

Zweites Kapitel.

Ein Tag als Kurgast in Gräfenberg. Das Schwitzen. Die Douche. Das Wasserstricken. Das Frühstück. Das Billard. Gottwald. Die Reisen. Das Diner. Mumbe. Prießniß ertheilt responsa. Aeußerungen desselben. Der Mittagsschlaf ist verboten. Eine Tour nach Freiwaldau. Die Procedure bis Morgens werden wiederholt. Belustigungen auf dem Gräfenberg. Concerte und Bälle daselbst. Das Schlafengehen.

Noch hat es nicht vier Uhr geschlagen, da weckt mich schon der getreue Reigebaur durch sein mit einem leisen Schütteln begleitetes »Steh'n auf« aus meinem bleiernen Schlummer. Selbst noch todtmüde stiert er mich fast seelenlos an, wie eine Wachsfigur, welche einen Portier vor dem Eingange in das Kabinett darstellt. Ich bin aber schon der zweite, den er von den nachgemachten Todten erweckt hat. Denn, von den sechs oder sieben Herren, die er zu bedienen hat, giebt er natürlich, als guter katholischer Christ, dem Herrn Pfarrer B., unserm Uebernachbar, bei allen Handreichungen unbedingt den Vorzug, wogegen wir auch

*) Die Schulzsche Buchhandlung nimmt Bestellungen auf obiges Werk, das, etwa 15 Bogen stark, zur nächsten Ostermesse erscheinen wird, an.

nichts haben, weil der Geistliche ein liebenswürdiger, frommer, wahrhaft von seinem heiligen Beruf erfüllter Mann ist. Er und unser Seitennachbar, ein Herr Römisch aus Prag, bilden unsern Hauptumgang, was mich schon zu dem Ausspruche im Scherze veranlaßt hat: »Es ist hier um römisch katholisch zu werden.«

Während Reigebaur mir die wollene Decke, »Kotze« genannt, auf mein Bett legt, betrachte ich meinen schlummernden Reisegefährten »von Buttel.« Der Glückliche! er wird nur in drei ausgerungene Leintücher, welche alle zwanzig Minuten gewechselt werden, geschlagen. Er hat mithin noch zwei Stunden Zeit, sich in Morpheus Armen zu wiegen, und wird kurz nach mir schon sein kaltes Bad nehmen.

Die Kotze ist ausgebreitet, jetzt lege ich mich ganz entkleidet auf dieselbe, Reigebaur schlägt die eine Seite der Decke um meinen ganzen Körper, zieht sie stramm an, und stopft sie dann unter Schultern, Arme und Beine, während er mit dem andern Theile der Decke dieselbe Procedur nach der entgegengesetzten Seite vornimmt. Man wird zum Wickelkinde, und gleicht gar bald einer Mumie.

Als die liebenswürdige Frau von St.— sich gestern Morgen dieses letzten Ausdrucks gegen ihre Badewärterinn bediente, hat ihr diese die wissenschaftliche Frage vorgelegt: »Verzeih'ns, gnädige Frau, was haben die Mumien für Religion? Sind sie evangelisch oder katholisch?«

Christlicher Demuth bedarf man wenigstens, wenn man so eingepackt wird; jetzt werden noch eine Menge Betten über Einen gehängt. Wie Dusavel, mit Sand bedeckt liegt man in den Federn. Auch der Kopf ist in Kissen und Decken eingepackt.

»Nun schwitzen's,« lautet des Diners Imperativ, der gleich darauf zu unserm Zimmernachbar geht, und nur auf meinen Ruf zuweilen zu mir kommt, um mir einen Schluck Wasser zu reichen, das man übrigens eigentlich nicht eher trinken darf, bis man die Vorboten des Schweißes fühlt. Wer mit »Gichtknoten,« Flechten« und dergleichen geplagt ist, thut wohl, sich ein nasses ausgerungenes Lein-

tuch auf dieſelben zu legen, wodurch er manchen Schmerzen entgeht, welche ſich vor dem Eintritte des Schweißes einzuſtellen pflegen. Jetzt wird das Fenſter auf Prießnitz Anordnung geöffnet, wenn dies nicht ſchon geſchehen iſt. Waſſer wird aus demſelben Grunde zum Trinken gereicht, weshalb die Fenſter aufgemacht werden. Es geſchieht dies lediglich, um den Drang der Säfte nach außen zu befördern. An dem erſten Morgen erregte in mir das Unbequeme und Neue meiner Lage gar bald die erforderliche Transpiration. Nach und nach ſchwitzte ich aus Mangel an Unruhe ſchwerer, aber doch viel leichter als Einer auf dem Gräfenberg. Langeweile und Müdigkeit verſenken mich faſt regelmäßig wieder in den zu ſehr beſchnittenen Morgenſchlaf. Ich brauche mich nur auf die linke Seite zu legen, da träumt mir ſchnell von Hinrichtungen, Krankheit und Tod meiner liebſten Freunde, oder gar von einem langweiligen Thee, dem ich nicht zu entrinnen vermag, und alſobald brechen die verhaltenen Thränen des Zornes oder der Wehmuth aus allen vom Blut durchpeitſchten Enden meines Körpers hervor. —

Prießnitz, der gewöhnlich jeden zweiten Morgen in jede Zelle frühzeitig kommt, da er ſeine Beſuche, nachdem er ein kaltes Bad genommen, ſchon um vier Uhr beginnt, kennt meine diaphoretiſche Methode und lächelt darüber. »Sie haben gewiß ſchon eine Hinrichtung überſtanden,« ſcherzte er heute Morgen, als er mich ſchon ſehr zeitig im perlendſten Schweiße ſah. Gegen ſechs Uhr kommt der Badediener, und befreit Einen von dem vielen Bettzeug bis auf die Kotze, unter welcher man in Strohſchuhen zu dem kalten Bade eilt, welches leider an hundert Schritte, oder wenn man bergabwärts gehen will, das Niederſteigen von neunzig Stufen erfordert.

Nun kommt der Moment, von welchem jüngſt ein Arzt ſagte: »Nach der Theorie bekomme ich einen Schlagfluß, wenn ich in das Waſſer ſtürze, nach der Praxis aber bekommt es mir ſehr gut.« Und er ſprang, und es bekam ihm gut. Man thut wohl, dieſes kalte Bad nie länger als

eine Minute zu nehmen, sich in demselben die größtmöglichste Bewegung zu machen, sich nach Rauße, wie ein harpunirter Wallfisch im Wasser zu benehmen.

Mit einem Leintuch bedeckt, über welchem ein Mantel liegt, eilt man zum Zimmer zurück, wo man sich vollends abtrocknet und ankleidet. Jetzt geht es an das Wassertrinken und zur Douche, deren es eine große Anzahl giebt, und wovon jede mit einem bretternen Häuschen umgeben ist, in welchem man sich entkleidet. Ein Douchemeister ist auf Verlangen dabei behülflich. Dann steigt man einige Stufen herunter, und läßt den Strahl der Douche, welche etwa aus einer Höhe von 18 Fuß niederfällt, zuerst auf Nacken und dann auf den Rücken stürzen, während welcher Zeit man den übrigen Körper mit den Händen reibt. — Man vermeide ja, den Strahl auf Kopf, Brust und Magen fallen zu lassen. Die Zeit, da man douchen soll, ist offenbar von allen Schriftstellern über Wasserheilkunde viel zu lang angegeben, sie sollte nie über fünf, gewöhnlich nur zwei Minuten dauern. Es ist Prießnitzens große Klage, daß in diesem Punkte so sehr gesündigt wird. »Die meisten Gäste,« bemerkt er, »nehmen zehn Minuten, wenn ich nur eine Minute das Douchen verordne.« Bei seiner materiellen Ansicht über die Krankheit, meint er, daß man nicht mehr douchen müsse, als nöthig sey, um so viel Krankheitsstoff anzuregen, wie man an Einem Tage verschwitzen und verbaden könne. Und er hat Recht, durch das übermäßige Douchen wird nur zu oft die Heilung der Patienten verzögert, ja vereitelt, weil der Organismus den zu sehr aufgeregten Krankheitsstoff nicht auf einmal zu überwältigen vermag. Eine Hauptregel bleibt hier, daß man im Allgemeinen nicht auf die kranken, sondern auf die gesunden Theile douchen muß. — Die Douchequelle heißt der Prießnitzbrunnen, dessen Wasser einst das Blut eines Urältervaters von Prießnitz röthete. Er wurde im dreißigjährigen Kriege dort erschlagen, als er seine Tochter einem schwedischen Soldaten, der sie ihm entführt hatte entreißen wollte. —

Es sollen neue Damendouchen angelegt werden. Um einen Weg dahin zu bahnen, subscribiren die Junggesellen als Badegäste? Ist das nicht galant? Die Vinzentdouche ist wohl die stärkste. Drollig genug ist es, daß die Herren von der Sophie, die Damen von Ferdinand, — nach diesen heißen die Behälter, gedoucht werden. Die Douche ist das heroischste Mittel in der ganzen Wasserkur. Bei Anschwellung der Drüsen und der Gelenke, bei zurückgetretenen Flechten und Hautausschlägen thut sie Wunder.

Der Ferdinandsbrunnen, unfern der Ferdinandsdouche, enthält das kräftigste, nnd ich mögte sagen, das fleischigste Wasser. Es ist nach Cliquo-Champagner das angenehmste Getränk, was ich kenne, und nimmt am Ende sogar allen Sinn für den edlen Rebensaft. Es ist in der That keine seltene Erscheinung, die am Ende meines Freundes Hoffmann von Fallersleben Besorgniß nicht zu einer ganz nichtigen macht, daß sehr viele Menschen für ihr ganzes Leben durch die Wasserkur den Sinn für den Wein ganz einbüßen, was ich übrigens als getreuer Vinist, der nur pro tempore den Keller gedeckt hat, für ein Unglück halte. Doch sind dies im Durchschnitte Philister oder arge Sünder, welche ihr mühsam in Gräfenberg gewonnenes Lebensöl so lange wie irgend möglich in der stillen Hoffnung zu erhalten suchen, daß während ihres haushälterischen Lebensgebrauches die immer riesenmäßig fortschreitende Kultur am Ende das mobile perpetuum, mithin den Grund der Lebenskraft auffindet, wodurch ihnen denn in Verbindung mit der Wasserkur, eine Unsterblichkeit auf Erden gesichert wird. Von den Douchen geht es auf verschiedenen Wegen zum Gräfenberg zurück. Ein wahrhafter Studentenappetit, der sich meiner jeden Morgen bemächtigt, läßt mich den steilsten und kürzesten Rückweg wählen.

Vor dem großen Salon stehen Bäckermädchen, welche Weißbrod feil bieten, das nicht von Prießnitz dispensirt wird. Man thut wohl, bei ihnen für den ganzen Tag einzukaufen, denn am Nachmittage sind die Verkäuferinnen schon verschwunden, wofür sie den züchtigen, unvernünftigen

Grund angeben, daß es ſich für junge Mädchen nicht ſchicke, gegen Abend Brod zu verkaufen. —

Man tritt in den Saal, woſelbſt für zwei bis dreihundert Menſchen in großen Terrinen ſüße Milch, Butter und eine Art geſäuertes Brod ſervirt ſteht, und Jeder nach Herzensluſt genießen kann. Auf dem ſchmalen Wachstuche, das auf allen Tiſchen ausgebreitet iſt, prangt für die Galgenzahl, je für ſieben, ein Strich mit Kreide, vornämlich aber zur Mittagszeit, die ſich dann um das Gegebene brüderlich vertragen müſſen. Obgleich immer genug Speiſe da iſt, und eine etwaige Nachforderung nie verſagt wird, ſo giebt doch der fabelhafte, ungeheure, neu erwachende Appetit den Blicken des zarteſten und poetiſchſten Menſchen einen etwas hündiſchen, neidiſchen Anblick. Man kommt ſich vor, als hafte das ganze Eſſen in solidum, und fühlt ſich ſo Ugolinomäßig, als ſey es die Aufgabe, alles Eßbare in den Magen zu escamotiren. Wer es verlangt, dem wird auch Buttermilch gereicht, doch wird dieſe oft auf künſtliche Weiſe bereitet. Die Butter iſt im Geſchmacke ſehr verſchieden und oft betrügeriſch, nicht gehörig ausgepreßt. Wenn man bedenkt, daß die Leute aus zwei bis drei Meilen im Umkreiſe ihre Butter und andere Victualien auf dem Gräfenberg zu Gelde machen, ſo iſt dieſer Umſtand ſehr begreiflich, und es kommt darauf an, ob man eine glückliche Lieferung trifft.

Ueberhaupt herrſcht auf dem Gräfenberg insbeſondere zum Nachtheile Prießnitzens eine claſſiſche Unordnung, welche freilich ſeinem Verſtande wenig, aber deſto mehr Ehre ſeinem Herzen macht. Ein Traiteur aus Wien ſoll ihm für die Ueberlaſſung der Beköſtigung die reine Summe von zehntauſend Gulden Conventionsmünze jährlicher Pacht geboten haben. Allein Prießnitz fürchtet, daß der Fremde nicht die Speiſen nach ſeinen Vorſchriften bereitet, Gewürze hinzuthut, und durch leckere, reiche Badegäſte beſtochen, ihnen unzuträgliche Speiſen verabfolgen läßt. Uebrigens fehlt es, wie geſagt, an der gehörigen Controlle für ſeinen Beutel, wodurch es möglich geweſen iſt, daß ihm inner-

halb Jahresfrist hundertundsechszig neusilberne Löffel gestohlen sind. Früher ließen sich einzelne Gäste in den Logirhäusern oder in der Kolonie sogar Frühstück und Abendessen aus den Küchen oder von den bedienenden Kellnerinnen (rectius Milchmädchen) holen, und so ist es im vorigen Jahre, bevor der Speisezwang im Saale eingeführt ist, einer alten geizigen Sybille möglich geworden, mit zwei vollen Töpfen Butter, welche sie Morgens von den verschiedenen bedienenden Domestiken zusammen geholt hatte, nach überstandener Wasserkur zu Hause zu reisen. Die weibliche Bedienung ist übrigens ungemein hübsch; sie besteht aus den schönsten Mädchen in der Umgegend, und da Prießnitz sehr strenge auf Sittlichkeit hält, so gilt es für eine eben so große Ehre (wonach selbst alle Mütter für ihre Töchter trachten) auf dem Gräfenberg zu dienen, als es einst eine Schande war, Hofdame am Versailler Hofe Ludwig des XIV. zu seyn. Auch in dieser Hinsicht verdient Prießnitz den Rang eines wahren Königs. Er hält auf Sittlichkeit, wie der Hof des Großherzogs von Oldenburg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Eduard Sternthal. Eine Charakter-Skizze von Emil Walther. Leipzig 1841. Verlag von Eduard Meißner.

Der Verfasser ist wahrscheinlich eine Dame, also eine Verfasserin, die viele mütterliche Gefühle für ihr Buch, das sie »Kind« nennt, entwickelt. So sagt Emil, rectius wohl Emilie in der Vorrede. — »Armes Buch, wie schwer wird es mir von Dir zu scheiden und Dich von mir zu lassen,« und »armes Buch, wie wird es Dir ergehen, da ich Dir nichts geben kann, womit Du glänzest, nichts, womit Du deine Armuth verläugnen könntest.« (Naiv und wahr.) »Nun

genug, und fort, daß mir das Wasser nicht gar noch in die Augen trete, leb wohl Du hast meinen väterlichen (rectius wohl mütterlichen) Segen. — Der Styl ist nicht schlecht, die Erfindung matt. Am Schluß gesteht Emilie — »daß Viele wohl das Buch unbefriedigt und mit gutmüthigem Achselzucken aus der Hand legen werden,« — das ist die treffendste Stelle im ganzen Werk.

Federzeichnungen zur Geschichte Napoleons. Herausgegeben von S. Hahndorf. Kassel 1841. Verlag der Luckhardtschen Hofbuchhandlung.

Das Wort Napoleon ist ein Haufen von dem die hungrigste Lesewelt noch lange zehren wird. In der dritten Auflage dieses Buchs sind Anekdoten über den berühmten Corsen mit Geschmack und Auswahl zusammen gestellt.

Empfehlung eines Esels.

Kurz vor der Entweichung des bekannten spanischen Generals, Marquis de la Romana, mit seiner Armee, welche er von Dänemark aus nach England einschiffte, blieb einer der Soldaten krank in einem kleinen holsteinischen Flecken mit seinem Esel zurück. Es gelang ihm, sich dort den Nachforschungen der Franzosen zu entziehen; er fing an, als Trödler das Land mit seinem Grauen zu durchziehen, und bürgerte sich allmählig in dem Orte ein. — Das Glück, welches ihn anfangs zu begünstigen schien, wandte sich indessen nach und nach von ihm; Verluste und Unglücksfälle verfolgten den armen Spanier, ja, er sah sich am Ende genöthigt, seinen alten Freund und Landsmann, den treuen Langohr, seinem Nachbar, einem wohlgenährten Bäcker, zu verkaufen. Die Uebergabe des Thieres geschah jedoch in folgender, höchst rührender Scene. Weinend küßte der ausgedörrte Spanier sein zurückbleibendes zweites Ich; dann ergriff er die Hand des Käufers, indem er ausrief: »Lieber Vater, machen Sie, daß der Esel nicht aussehen wird, wie ich,« (dabei wies der Spanier auf seine eingefallenen Wangen,) »sondern« (hier kniff der unglückliche Verkäufer die rothen Wangen des Bäckers zusammen) daß er wird, wie Sie.

Oldenburg.

Redakteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 4. Donnerstag, 28. Januar. 1841.

Erwins Stimme.
1841.

In Straßburg auf dem Münster
Spielt Frankreichs Telegraph,
Doch fällt er, wenn es finster,
In sorgenlosen Schlaf.

Und um die zwölfte Stunde
Im Land der deutschen Treu
Tönt von der Wachen Runde
Französisch Feldgeschrei.

Da zu des Thurms Terrasse
Steigt Meister Erwin auf,
Blickt zu der Sternen Masse,
Und spricht die Worte drauf:

»Die Väter, laß sie sterben,
Doch lehre jedes Kind,
Daß Deutschland die ererben,
Die ihm entpressen sind.«

»Daß Straßburgs kräft'ge Knaben
Sich Deutschlands Fahnen weih'n,
Nicht Frankreich soll sie haben,
Und deutsch ist dann der Rhein.«

»Doch Du, dem ich erbaut,
Begeistert diesen Thurm,
Deß Treu ich ihn vertrauet
Für aller Zeiten Sturm.«

»O Deutschland schließ zusammen
Von Fürst und Volk das Herz!
Laß lodern kühn die Flammen
Der Freiheit himmelwärts.«

»Doch, soll das nicht geschehen,
Dann Herr! vom Himmelssitz,
Laß deine Stürme wehen
Und schmetternd aus den Höhen
Vertilg' mein Werk dein Blitz.«

Theodor von Kobbe.

Auszüge aus einem ungedruckten Werke.

Prießnitz und Gräfenberg im Jahre 1840*).

Von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Die Speisen werden von unten durch einige Winden aus der Küche empor gebracht, und verbreitet dies Verfahren oft einen unausstehlichen Geruch, namentlich wenn Jemand satt ist, was hier freilich selten der Fall ist. —

Sehr richtig bemerkt übrigens Munde: »daß ein Organ, welches durch die Kälte des Wassers, die Menge der

---

*) Auf mehrere Anfragen beehre ich mich anzuzeigen, daß, sobald dieses Bruchstück beendigt ist, die so sehr gewünschte Fortsetzung der gemüthlichen und harmlosen Pfingstferienreise 1840 meines geschätzten Freundes, des Herrn Doctors Mayer, in fortlaufenden Nummern erfolgen soll.

Speisen u. ſ. w. längere Zeit hindurch gereizt wird, zwar anfangs, und wenn dieſe Reizung nicht im Uebermaße geſchieht, geſtärkt wird, allein durch fortdauernden zu ſtarken Reiz und unmäßige Anſtrengung am Ende alle Thatkraft verlieren muß. Und wirklich iſt es eine bei langen Waſſerkuren Unterleibskranker auffallende Erſcheinung, daß im Anfange der Kur ihre Verdauungswerkzeuge ſich ſtärken und ſie Dinge vertragen können, an die ſie vorher nicht denken durften, daß aber durch einen fortgeſetzten Gebrauch der Kur ohne paſſende Diät am Ende ihre Verdauung wieder zu leiden anfängt und ſie ſich einen Genuß nach dem andern wieder verſagen müſſen; ſo daß ſie zuletzt Milch und andere fette Dinge gar nicht mehr vertragen.«

Mein lieber Freund von Buttel hat ſich an den Diätentiſch geſetzt, mir aber ſchon angekündigt, daß er ſich wahrſcheinlich jure postliminii reſtituiren laſſen werde, da ihm die Koſt nicht beſſer bekommt als die unſrige. — Meine Umgebungen ſcheinen mir auch die intereſſanteſten, welche man aus dieſem Menſchenknäul hier heraus wirren kann. Hofrath Wilhelm unterhält uns mit einigen unglaublichen Dingen. Aber aus allen dieſen Reden leuchtet doch eine gewiſſe Gutmüthigkeit hervor, welche es unmöglich macht, daß man dem Sohne Berlins gram wird. Geiſtliche, Förſter und Gutsbeſitzer, ein Rechtspratikant aus Oeſterreich und ein jüdiſcher Kaufmann bilden meine Nachbarſchaft. Ein Amtmann aus der Gegend von Köslin, der mit ſeiner langen Ehehälfte noch kein einziges Wort geſprochen hat, von denen man, wenn ſie vor einem Wachskabinette ſäßen, behaupten würde, wie man ihnen doch gleich anſehen könne, daß ſie keine wirkliche Menſchen ſeyen, — zieht immer meine Blicke an. Ich weiß nicht, welche verborgene Kräfte in dieſem nachgemachten Erdenſohne ſtecken.

Heute Morgen war ein preußiſcher Lotteriecollecteur aus Ziegenhals bei mir, der mir von ſeiner Glückswaare offerirte. Ich bin noch von Oldenburg aus verſehen und hoffe, da ich in der unglücklichſten Collecte ſpiele, welche mir in meinem ganzen Leben vorgekommen iſt, endlich auf

die Mitwirkungen der Contrerevolution. Ich rathe dem Collecteur auch nach den Principien deſſelben die Looſe ſeiner unglücklichen Collecte anzubieten. Aus denſelben Gründen, warum die Leute bei Ueterſen lieber in das Wirthshaus Dummerjan als in den neben anliegenden Klokerjan (kluger Johann) einkehren, würde ein ſolcher Lotterieagent gewiß mehr Abſatz haben, als ein anderer hochmüthiger, der ſein Inſtitut für nützlicher, denn eine Sparcaſſe, anpreiſ't, und dabei die den Himmel blamirende Frechheit hat, der Zuſendung ſeiner Looſe einen Brief in Steindruck und in dieſem die Worte hinzuzufügen: »Möge der liebe Gott Ihnen das große Loos beſcheeren!« Das iſt noch toller als Don Juan es machte, als er tauſend und drei Spanierinnen die Ehe verſprach. Uebrigens geht mir einmal ſo eine Ahnung im Kopfe herum, als müßte das große Loos hierher kommen. Nun, einigen Anſpruch hätten wir Dreihunderte darauf, vorausgeſetzt, daß wir alle Spieler ſind. — Vergebens habe ich geſtern Abend in den Himmel geblickt und dabei ein »Herr, bin ich's?« geliſpelt. — Heine hat Recht:

Und ein Narr wartet auf Antwort *).

Die Mittagstafel iſt beendigt, jetzt ſtrömt es plötzlich zu dem Sitze Prießnitzens, der ſich am Ende der Tafel, am linken Eingange des Saals, befindet, wo jeder, nach einander, den großen Arzt um Rath fragt, und deſſen blitzſchnelle Antwort erhält. Es ſind zu viele Frager da, als daß die responsa nicht fabrikmäßig abgegeben werden ſollten. Mir kommen die Leutchen immer vor wie Nadelſpitzen, denen die Köpfe angedreht werden. Natürlich betreffen dieſe Anfragen nichts Weſentliches, auf längere Unterredung läßt ſich Prießnitz indeſſen ſowohl bei ſeinen Beſuchen, als auch bei einzelnen Audienzen ein, die er gewöhnlich zwiſchen vier bis fünf Uhr Nachmittags ertheilt.

Als heute einer ſeiner Badegäſte ſich beſchwerte, daß die Kriſen zu lange bei ihm ausblieben, da er doch über-

*) Der Amtmann hat richtig das große Loos gewonnen. D. H.

zeugt ſey, daß er viele ungeſunde Stoffe im Leibe habe, verſetzte er lächelnd: »Es gefällt den böſen Stuffen halt zu gut bei Ihnen!« Während ſeine Beſcheide übrigens den Lippen entſtrömen, hören ſeine Ohren ſchon wieder den Nachfolgenden an.

Endlich verlaſſen die Gäſte den Saal. Die meiſten ziehen ſich in ihre Kammern zurück, um etwas der Ruhe zu pflegen. Der Mittagsſchlaf iſt im Allgemeinen von Prießnitz verboten, doch iſt derſelbe ein viel zu ſehr am Gängelbande der Natur geleiteter Jünger, als daß er das Bedürfniß dieſer, wenn es allzu mächtig wird, zu ſehr durch Verbote unterdrücken ſollte. Einige Herren ſuchen auch wieder das Billiardzimmer auf, woſelbſt ſie ſich nur bis vier Uhr aufhalten dürfen. Denn dann geht wieder die Procedur des Morgens von Neuem los. Es wird geſchwitzt, es werden Leintücher oder ein Sitzbad genommen. Die Loge zu den fünf Kugeln wird erſt um 6 Uhr wieder geöffnet. Manche Badegäſte gehen jetzt nach Freiwaldau, wo ſie ſich entweder kleine Einkäufe holen, oder vor der Krone auf dem Ring verſammeln, um dort, zur Erinnerung an den für jetzt entbehrten Kaffee einen Roggen-Kaffee zu ſich zu nehmen, den Prießnitz erlaubt hat, mithin nicht die Meinung des deutſchen Norvens zu theilen ſcheint, daß dieſes Getränk engbrüſtig mache, und Augenübel hervorbringe. Die Langeweile weilt hier nicht lange, weil die Meiſten gegen vier Uhr wieder in den Dienſt des Kühleborn müſſen. Auf dem Gräfenberg angelangt, iſt man bei mittlerer Temperatur gewöhnlich von ſeinem Gange ſehr erhitzt. Als ich einmal von Schweiß triefend dort ankam, begegnete mir Prießnitz. »Ich habe wohl nicht nöthig, mir erſt den Schweiß in der Kotze zu holen,« redete ich ihn an, »um mich in das kühle Bad zu werfen.« »Ja, kriechen Sie nur in Ihre Kotze,« erwiederte Prießnitz, »und erhalten Sie ſich den Schweiß, bis ihre Lungen abgekühlt ſind.« Ein andermal bemerkte er: »Wenn man durch heftige Bewegungen recht erhitzt und ermüdet iſt, ſo fühlt ſich die Haut rauh und kalt an, in dieſem Zuſtand ſoll man ſich nicht gleich baden, ſondern

ausruhen; will man es aber doch thun, so muß man nicht gleich in das Wasser springen, sondern nach und nach Gesicht, Brust, Arme und Beine u. s. w. reiben, worauf sich das Geblüt beruhigt, dann kann man ganz baden.« Jetzt fingen, wie gesagt, die Proceduren des Morgens ihr Dacapo. Wassertrinken, Spätzierengehen, bei kräftigen Naturen auch Douchen, enden die großen Wasserkuren des Tages. So geht es Tag aus, Tag ein. In Ernst von Helb Ritt: »Prießnitz auf dem Gräfenberg, oder treue Darstellung seines Heilverfahrens mit kaltem Wasser,« ist irrig Seite 85 gesagt, daß an Sonn- und Feiertagen Vormittags nicht geschwitzt wird. Das ist unwahr, und darf nur vom Nachmittage verstanden werden. Das Billiard ist aber übrigens an allen Feiertagen, bis zur Schließung alles Gottesdienstes, ein Buch mit sieben Siegeln, und muß man Herrn Gottwald die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß derselbe nicht leicht eine Messe versäumt.

Ich muß hier übrigens eine Bemerkung wiederlegen, welche mir mehr, als alle andere, die vielleicht in meinem Buche zu lesen seyn werden, zur Empfehlung der Gräfenberger Kur geeignet scheint. Ich habe während meines mehr denn sechswöchentlichen Aufenthaltes daselbst Morgens, Mittags und Abends von den, fast dreihundert Personen ausmachenden Badegästen, trotz dem, daß wir ein Wetter hatten, was Shakespeare braucht, wenn seine Hexen tanzen, oder seine Könige ermordet werden sollen, nur einmal hüsteln gehört und das that Hofrath Wilhelm, gewiß auch nur, um eine Ausnahme zu machen.

Gegen diese Thatsache, welche ein so lautes Zeugniß für Prießnitz seine Wunderkuren redet, wird keine Diatribe etwas einzuwenden haben. Wenn Ehrenberg in seiner Schmähschrift gegen Prießnitz behauptet, daß die Badegäste auf dem Gräfenberg alle gesund seyen, so ist dies eine boshafte Unwahrheit, und nur in so weit anzuerkennen, daß er Blick genug hat, nur solche in der Regel anzunehmen, die noch überall heilbar sind, obgleich die Mitglieder des

Diätentisches auch jeden Kundigen überzeugen, daß Prießnitz dann und wann aus Menschenliebe, wider sein besseres Wissen, eine Ausnahme macht, und nicht dem Flehen der Kranken und ihrer Angehörigen widerstehen kann, wenn jene, verlassen von Homöopathie und Allopathie, sich an dem Strohhalm der Hoffnung halten, der den Verzweifelten auf den Prießnitzschen Quellen zu schwimmen scheint.

»Fast kein einziger Allopath,« pflegt Prießnitz in seiner Voreingenommenheit zu sagen, »sendet mir einen Patienten, den er selbst noch für rettbar hält, und dazu muß bei der Eigenliebe der Herren viel gehören. Was wir nicht können, das vermag Prießnitz auch nicht, ist ihr ewiger Refrain.«

In der untern Etage der Gräfenbergischen Wohnung und vor derselben stehen allerhand Sachen zum Verkauf. Die Leibbinden, deren man zu erwärmenden Umschlägen bedarf, und die größtentheils von Damast sind, werden hier zu billigen Preisen verfertigt. Schlosser bieten hier ungefutterte Köpfe von Fliederholz feil, andere ihre Dienste als Katzenfänger, Kesselflicker und Drathbinder dar. Es ist oft traurig, diesen Menschenschlag von kaukasischer Race zu sehen, der in seinem fast nackten Kostüm die edelsten Formen zeigt und, ein Antinous an Schönheit, sich die Asche und den Saft der Tabackspfeife erbittet, welche Substanzen er so gierig verschlucket, als ob uns die schönste veuve Cliquo verabreicht werde. Eine hübsche Blondine, welche Zeugin dieses Vorfalls war, schlug beim Anblicke dieses widernatürlichen Genusses die Hände über dem Kopfe zusammen, und äußerte ganz naiv, »daß sie da nicht häßlich von werden.«

Andere Fremde sieht man in Gräfenberg nicht. Eine Hunde- und Affenkomödie erlustirte hier, wie in Freiwaldau, die Badegesellschaft und die Kinder des Städtchens, und zeigt sich bei der Wahlverwandtschaft dieser mit der schlesischen Jugend eine so allgemeine Sympathie, daß ein Freiwaldauer Bürger, der etwas myops war, und der seinen Sohn unter der Menge rief und suchte, anstatt dessen einen Vetter von Klischnigg, den Haupttänzer unter den Affen, ergriff, welcher aber diese Arrogation nicht annehmen woll-

te, vielmehr ſeinem vermeintlichen Vater tüchtig in den Finger biß.

(Der Schluß folgt.)

An den Schnee.

(Verſpätet und eigentlich nicht mehr zeitgemäß.)

Schnee, o Schnee! wie ſchön du biſt,
Wie des Vogels ſanft Gefieder
Sinkſt du leiſe — leiſe nieder
Und zum lieben heil'gen Chriſt
Fliegſt du hin zu allen Bäumen,
Daß die Aeſte wunderſchön,
All' in weißer Blüthe ſtehn,
Und — wie von dem Frühling träumen. —

Hors d'oeuvre.

Devrient erzählte mir einmal, er habe lange Zeit ſeinem Freunde Hoffmann gegenüber gewohnt. Dieſer habe zwei verſchiedene Mützen getragen. Hatte Hoffmann die eine Mütze auf, ſo durfte ihm Devrient nicht kommen; war er mit der andern bedeckt, ſo war ihm Beſuch erfreulich. — Wäre nicht ein Anachronismus darin, ſo möchte ich behaupten, daß auf dieſe Weiſe das Sprüchwort »Einem was mützen« entſtanden iſt.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 09 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, mit Ausnahme von Vechta, wo die harmloſe Tendenz der Blätter entweder nicht verſtanden oder mißverſtanden iſt, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 20. Donnerstag, 20. Mai. 1841.

Don Quixotische Studien.

Vorwort.

Lieber Leser!

Cervantes schrieb seinen Don Quixote im Gefängniß, wo alles Ungemach einheimisch ist, wo jedes verdrießliche Geräusch seinen Wohnsitz aufschlug. Er

Auch diese farblosen Skizzen sind Kinder der Haft im Gefängnisse des Krankenzimmers, Sprößlinge trüber, leidiger Stunden, in deren hypochondrisches Dunkel nur die Geschichte der Leiden und Großthaten des unsterblichen Junkers von der Mancha, des Spiegels und der Blume aller fahrenden Ritterschaft zuweilen ein freundlich erhellendes Streiflicht fallen ließ.

Unbedenklich möchte ich dir daher rathen, lieber Leser, daß du diese Don Quixotischen Studien ungelesen ließest, wenn du, wie gar nicht zu bezweifeln, irgend etwas besseres für deine müssigen Augenblicke zur Hand hast. Da man aber gemeiniglich an dasjenige am wenigsten zu denken pflegt, was dicht vor den Füßen liegt, so können diese Skizzen, oder vielmehr ihre Ueberschrift und diese Vorrede, wenn du sie ließest, wenigstens den Nutzen haben, daß sie dich vermögen, wieder einmal nach dem Don Quixote zu greifen, und dich in diesem fluthenden Meere des Humors

von den Wellenschlägen des Scherzes und der Laune luſtig treiben zu laſſen über die dürre Sandbank ſo mancher traurig langweiligen Lebensſtunde von Haus- und Amtsverdruß, Regenwetter und Schnupfen.

Dieſer Erfolg würde dich, ſelbſt in dem Fall, daß du dieſe Blätter wirklich zu leſen dir die Mühe nähmeſt, für dieſelbe ſo reichlich entſchädigen, daß dadurch ſelbſt auf mich, wie ich feſtiglich hoffe, ein Wiederſchein deiner Dankbarkeit zurückfallen würde.

Und ſomit Gott befohlen!

1.

Als ich neulich in Wieland's vortrefflicher Einleitung zu ſeiner Ueberſetzung des Don Quixote wieder einmal die Entſtehungsgeſchichte des unſterblichen Werks nachlas, drängte ſich mir eine Reflexion auf, die mich an einen Ausſpruch Johann Heinrich Merks in ſeinen vermiſchten Schriften erinnerte *).

In einem kleinen Aufſatze nämlich, der unter der Ueberſchrift: Über die bei Kunſtwerken objectiv gleichgültigen Verhältniſſe überhaupt in der neuerdings bekanntgemachten Sammlung aufgenommen iſt, heißt es unter andern: »So wie es dem großen Mann nichts benehmen kann, wenn man weiß, daß er in einem Stalle geboren iſt und zwiſchen Ochs und Eſel in Windeln lag, ſo wird auch das Genie dadurch nicht kleiner, wenn der geringfügige Endzweck entdeckt würde, zu deſſen Erreichung es etwas Großes begann. Man kann die edelſte Abſicht haben, ein ganzes Volk zu beglücken, ſeinem Zeitalter ſelbſt eine andere Stimmung zu geben, und — doch nur einen Marmontelſchen Beliſaire, oder eine Ramſayiſche Cyropädie zur Welt bringen. Aber, wenn große Kräfte in Bewegung geſetzt werden, ſo mag der Endzweck pro-

*) Johann Heinrich Merks aufgewählte Schriften zur ſchönen Literatur und Kunſt. Ein Denkmal, herausgegeben von Adolf Stahr (Oldenburg, Schulzeſche Buchhandlung 1840) S. 397 f.

ſam oder heilig ſein, es werden allezeit große Reſultate davon entſpringen.«

Ich kenne in der ganzen Geſchichte der Literatur keinen ſchlagenderen Beweis für dieſe eben angeführte Behauptung als den Don Quixote, und zugleich kein Beiſpiel, durch welches der neuerdings über alle Zweck- und Tendenzpoeſie ausgeſprochene Bann kräftiger zurückgewieſen würde. Oder iſt etwa die Geſchichte des unſterblichen Manchaners kein Tendenzroman? Die Antwort giebt Cervantes ſelbſt, der in ſeiner Vorrede es wiederholt ausſpricht: »das Ganze ſei eine Satire auf die Ritterbücher« und der Hauptzweck: »dieſen Ritterbüchern ihr Anſehn in der Welt und unter dem Volke zu nehmen,« oder wie es an einer andern Stelle heißt: »den luftigen Wunderbau der Ritterbücher, die zwar manchen ein Gräuel ſind, von noch mehreren aber bewundert werden, zu zerſtören.«

Und dennoch würde man ſehr irren, wenn man, auf das ausdrückliche Zeugniß des Dichters geſtützt, ſein Werk mit jener in Verruf gekommenen Beziehung genügend charakteriſiren, und das Weſen deſſelben damit ausſprechen zu können vermeinte. Jener Zweck, ſo abſtrakt gehalten, war in der That ſehr wenig poetiſch, und Cervantes würde, wäre er ihm als Hauptzweck treu geblieben, ſchwerlich ſein Wunderwerk geſchaffen haben. Aber große Kräfte, für einen mit Lebhaftigkeit ergriffenen Zweck in Bewegung geſetzt, bringen allezeit Großes hervor, weil — ſie über ihren Zweck hinausgehen. So hier. Cervantes wollte den Ungeſchmack ſeiner Zeit bekämpfen, ein bis zum Aberwitz ausgeartetes Genre poetiſcher Production vernichten, indem er ihm den Spiegel der Satire vorhielt. Dieſer Zweck iſt rein negativ. Aber der Genius vernichtet eine alte Welt nur durch Schaffen einer neuen. Satire und Ironie allein mögen dem Subjecte Befriedigung gewähren, das Bewußtſein der eignen Einſicht, das angenehme Gefühl des Beſſerwiſſens in uns erregen; aber ſie ſind ſchwache Waffen zur Bekämpfung der Objectivität eines verkehrten Weltzuſtandes. Horaz und Perſius haben ſo wenig wie der ſchwarz

gattige Juvenal die ſittliche und äſthetiſche Corruption ſeiner Zeit geändert. Cervantes Don Quixote dagegen iſt faſt das einzige Beiſpiel in der Literaturgeſchichte, daß ein Werk der Tendenz, des beſtimmteſten, beſonderſten Zwecks, ſeine Abſicht vollkommen erreichte; und zwar darum erreichte, weil dieſe poetiſche That an ſich ſchon die Erfüllung war, weil in dieſem unvergleichlichen Werke der Dichter über ſich ſelbſt und ſeinen bornirten Zweck hinausgehend, ohne vollſtändig ſich deſſen bewußt zu ſein, dasjenige vollendet ins Daſein rief, was er nur vorzubereiten die Abſicht hatte. Der Schwamm, welchen er ähnlich jenem Maler des Alterthums gegen das wilde Roß der vaterländiſchen Literatur ſchleuderte, vollendete ein Ganzes, ſtatt es zu vernichten.

3.

Die Abenteuerlichkeit iſt die Form des Geſchehens im Romantiſchen, wie ſie aus der ſich ſelbſt unendlichen Subjectivität entſpringt. Dieſer Reflection des Gemüths in ſich ſteht das Aeußerliche, die ganze Fülle der Außenwelt als geiſtverlaſſene Zufälligkeit gegenüber. Die in ſich feſt geſchloſſene Subjectivität des Gemüths ſtrebt nun zwar, ſich geltend zu machen und Thaten zu thun. Aber bei ſeinem Handeln iſt es ihm gleichgültig, worauf es ſich wende, ſeine Zwecke ſind ſelbſt zufällige, mit ihnen tritt es in eine eben ſo zufällige Welt hinaus, wo dann die Kolliſionen, wie die daraus hervorgehende mannigfaltige buntgewirrte Verflechtung der Begebniſſe und Handlungen ebenfalls ein launenhaftes Spiel des Zufalls darbieten. Dieſe Form der Abenteuerlichkeit iſt der Grundtypus für alle Handlungen und Begebenheiten der romantiſchen Kunſt. Denn da in den Zwecken, ſeien ſie auch an und für ſich nothwendige und allgemeine, nicht auch zugleich das Beſtimmende für die Art und Weiſe ihrer Realiſation in der Welt der Aeußerlichkeit liegt, ſo bleibt dieſe Seite ihrer Verwirklichung der Zufälligkeit überlaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Maiennacht.

Wir wandeln ſchweigend durch die Nacht,
Am Himmel funkelt Sternenpracht,
In frühlingsduft'gen Blüthenbäumen
Von Morgenluft die Vöglein träumen; —
Da ſchmettert Liebesjubelſchall,
Süßſchmerzlich Klagen, ſehnend Locken,
Es ſtreut zum Schlag der Nachtigall
Auf uns der Baum die Blüthenflocken;
Und Blüth' und Baum und Nachtigall
Sind unſrer Herzen Widerhall.

Adolf Stahr.

Hors d'oeuvres.

In dieſen Tagen hörte ich von einem alten Arbeitsmanne ein plattdeutſches Sprichwort, das ſein Großvater ſeliger immer im Munde geführt, und das, wenn es nicht vom Morgenlande zu uns gekommen iſt, einen Platz im Koran oder in der Bibel verdienen würde.

Es lautet:

De Armoth kickt dem Arbeitſamen wul in de Finſter, aber ſe kummt emm nich in't Huhs. (Die Armuth kuckt dem Arbeitſamen wohl in das Fenſter, aber ſie kommt ihm nicht ins Haus.)

Ein Dialog zwiſchen zwei Bauern.

Ich ging neulich vor dem Heiligengeiſtthore unfern des Kirchhofs, wo mir zwei Bauern voran wankten, welche nach ihrem Gange Feinde des Mäßigkeitsvereins zu ſein ſchienen. Beide waren in high spirits, und ſprachen grade von einem Oldenburger Herrn, den ich nicht nennen will, da ihm am Ende mit dem Lobe dieſer Trunkenbolde nichts zu thun iſt. —

Der Dialog, den meine Ohren auffingen, lautete etwa so:

A. Ja de Herr N. is en höllisch klohken Kerl. —

B. Du haſt Recht, he is höllisch klohk.

A. Ja wir ſind öbers ohk klock. Ick und Du.

B. Ja klohk ſind wih ohk. Ick und Du.

A. Wi ſind aber ohk gohde Kerls. Ick und Du.

B. Ja gohd ſind wie ohk. Ick und Du. —

A. Ja dat löv wi man drihſt, ick bin en gohden Kehrl. Ick hevv mihn Mohder doch noch all min Läffdag nig unner de Ehr wünſcht. — Häſt Du dat eck neg nig dahn? —

B. Ja datt is ſohn Sahk. — (nachſinnend.) Dat Beſt wär ett anners for mihn Ohlſche, wenn ſe dodt wär. — —

Correſpondenz-Nachrichten.

In unſern Tagen, wo bekanntlich der Titel das Buch, wie das Kleid den Mann macht, iſt die Anlage eines Titelcomptoirs gewiß geeignet, einem ſehr fühlbaren Bedürfniſſe der ſchriftſtellernden Welt abzuhelfen. Durch unſere Verbindungen mit den ausgezeichneten Titelfabrikanten des In- und Auslandes ſind wir in Stand geſetzt, unſer Lager mit allen Arten belletriſtiſcher Büchertitel, für alle und jede mögliche ſchriftſtelleriſchen Produktionen auf das vollſtändigſte zu aſſortiren, und können wir dem verehrlichen ſchriftſtellenden Publikum nicht nur für alle ſchon geſchriebenen Werke die anlockenſten und ſpannendſten, alſo buchhändleriſch höchſt wichtigen Titel in größter Auswahl empfehlen, ſondern ſogar denen, welche ein Werk noch erſt ſchreiben wollen, mit ſolchen aufwarten, die ſchon an ſich ein Buch zu erzeugen im Stande ſind. Unterhaltungsſchriftſteller, denen es oft an Stoff fehlt, werden dieſes Anerbieten zu würdigen wiſſen. Die Preiſe werden wir möglichſt billig zu ſtellen bemüht ſein.

Das Titelcomptoir zu Scherau.

Das Verbot der Jacobiſchen Schrift: »Vier Fragen,« hat einen neuen Induſtriezweig hervorgerufen. Ein Reiſender erzählt, daß Hr. Louis Drucker in Berlin einen modernen Rhapſoden engagirt habe, der die genannte Schrift, welche er auswendig gelernt hat, auf Verlangen für 2 Sgr. Honorar den Gäſten vorträgt. Ob die Cenſurſcheere auch dieſen Verſuch politiſcher Rhapſodik beſchneiden wird, weiß man nicht. Alle Nachfrage nach den vier Fragen iſt vergeblich. —

Nachſchrift d. H. Dem Vernehmen nach wird indeß ſich im Bremer Freimarkt Jemand aus Oſtpreußen für Geld ſehen laſſen, welcher die fragliche Schrift geleſen hat. Auch ſo ein Menſch iſt hier ſchon eine Seltenheit.

Literatur.

Pierre Vidal der Troubadour. Roman von Amalia Schoppe, geb. Weiſe. 2 Theile. Leipzig, bei Auguſt Taubert.

Die Geſchichte des Troubadours Pierre Vidal, eines einfältigen, elenden und ſelbſtſüchtigen Menſchen, würde es nicht verdient haben, der Verborgenheit entzogen zu werden, wenn ſie nicht zugleich einen Beitrag zur Darſtellung franzöſiſcher Sitten in der Zeit des Mittelalters lieferte; dagegen findet ſich in dieſer Erzählung zugleich das Leben und Treiben ſeines Lehrmeiſters Etienne Merluche, genannt Roſalio, der als wahrhafter Minneſänger einen intereſſanten Stoff über die Lebens- und Denkungsweiſe dieſes Standes jener Zeit darbietet. Die Fabel iſt ſchwach. Die Verfaſſerin verlangt übrigens in einer Dedication eine gute Aufnahme dieſes Kindes, wenn es gleich ein Wechſelbalg ſein ſollte, weil ſie es vor allen ihren andern Büchern liebt. Man ſieht, Madam iſt Mutter.

Das Wildhaus, Novelle von Junia Romana, Marburg, bei N. G. Elwert, 1840. 2 Bände.

Dies Buch, ohne Zweifel von einer Dame verfaßt,

enthält eine wohlgelungene Darstellung einer Reihe von interessanten Familienscenen in dem Hause eines biedern Weidmanns, in dem eine liebenswürdige Tochter ausersehen ist, das oft schwankende Schicksal zu necken und mit einem erfreulichen Ausgange zu krönen.

Herr Voigt in Weimar, empfiehlt seinen neuen Nekrolog der Deutschen in einem großen Berichte mit günstigen Kritiken aller Art und endigt mit folgenden Worten, welche in der That viel Aehnlichkeit mit auf die Brust gesetzten Pistolen haben.

Schluß-Betrachtung des Herausgebers.

»Könnten sie wieder heraufsteigen aus den Gräbern, die Erwachten! könnten so viele Tausende sehen, wie durch den Nekrolog für ihr Andenken gesorgt, wie ihnen darin unvergängliche Denkmäler gesetzt, wie so viele unter ihnen treu aus ihrer Seele herausgeschildert, ihre Thaten verewigt und ihnen der oft im Leben entzogene Ruhm erst im Tode geworden, wie viele erst hier Gerechtigkeit gefunden haben und wie die Nachwelt in den Stand gesetzt wird, über sie noch nach Jahrhunderten nachzukommen, ohne welches ihre Hüllen in spurloser Vergessenheit wieder zu Asche würden, wahrlich Viele würden, wenn sie dann zum zweiten Male das Irdische verließen, große Legate zur Unterstützung und Erhaltung dieses Instituts der Ueberlieferung bestimmen, für welches die Lebenden gar nichts thun, welches sie zu ihrer eigenen Schmach, — opferte sich nicht ein einzelner Privatmann dafür auf — untergehen lassen würden, ihre Todten nicht ehrend und den Werth ihrer dereinstigen eignen Gedächtnißstiftung verläugnend. — Oder glaubt Ihr, daß die Reihe niemals an Euch kommen wird? —«

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 21. Donnerstag, 27. Mai. 1841.

Don Quixotische Studien.

(Fortsetzung.)

Und hier bietet sich denn, statt eines geordneten und gegliederten Verlaufs der Thaten und Begebnisse, welche aus einem Zwecke hervorgehen, die Einheits- und Consequenzloseste Zersplitterung in die bunteste Zufälligkeit von Begebnissen und Abenteuern, Siegen und Niederlagen u. s. f., bei denen denn zuletzt der Ausgang den angewandten grossen Mitteln und Anstalten theils nicht entspricht, theils wohl gar den ursprünglichen Zweck selbst aufhebt; wie das bei den grössten aller romantischen Abenteuer der Weltgeschichte, den Kreuzzügen, hervortritt.

Liebe und Treue, Ehre, Tapferkeit und Gerechtigkeit sind die Hauptmächte, welche das Handeln dieser Welt der Abenteuerlichkeit bestimmen. Oder vielmehr: das von diesen Mächten erfüllte Gemüth bestrebt sich nach Kräften, die ganze es umgebende Wirklichkeit zum Zeugen seines Pathos zu machen, an ihr die Stärke seiner Liebe und Treue seiner Ehre, Tapferkeit u. s. w. geltend zu machen. Auf den sonstigen allgemeinen Werth der Handlung selbst kommt es dabei eben so wenig an, als diese überhaupt eine nothwendige ist. Das Gebot, der Wunsch der Dame des Herzens, oder der eigne Einfall, die Willkühr der Laune bestimmen

des Handelnden dahin, in welchen Zweck er das Gewicht seiner Persönlichkeit hineinlegen soll oder nicht. So kann denn also z. B. in dem Streben das Recht zu schützen, da das Recht, welches hier der Zweck, der abenteuernden Ritterlichkeit ist, noch nicht ein gesetzlich bestimmter Weltzustand, sondern selbst nur ein subjectiver Einfall ist, das Allerungerechteste begonnen werden. Die Thaten der Tapferkeit können in Grausamkeit oder wahnwitzige Tollkühnheit umschlagen, die Liebe durch Thaten des wildesten Hasses manifestirt werden. Was Ehre, was Treue sei, dafür ist gleichfalls kein objectiver Maaßstab außerhalb des Subjects vorhanden.

Diese ganze Welt der Abenteuerei trägt in sich selbst den Todeskeim der Komik und des Humors. Denn eben, indem sowohl die Umstände, unter denen gehandelt wird, als auch das wollende Gemüth selbst Zufälligkeiten sind, erweisen sich Vorhaben und Pläne, Ereignisse und Schicksale, »als eine sich in sich selbst auflösende und dadurch komische Welt.« *)

In Spanien finden wir den ergiebigsten Boden für den seit den Kreuzzügen über die Welt verbreiten Geist der Abenteuerlichkeit; und eben darum mußte auch gerade in Spanien diese Auflösung des Ritterthums in sich selbst zum energischsten Bewußtsein und zur gemäßesten Darstellung gelingen. Cervantes Don Quixote ist der Beweis davon.

3.

Spanien war die blühendste Heimathsstätte dieses Geistes der Abenteuerlichkeit. Der achthundertjährige Kampf mit den Mauren, die Entdeckung der neuen Welt, die Kriege und Kämpfe in Flandern, Deutschland, Italien, Afrika, hatten eine Wirklichkeit geschaffen und einen Nationalgeist ausgebildet, in welchen die poetische Form des Roman's die tiefsten Wurzeln schlagen konnte. So ward denn auch Spanien der eigentlich klassische Boden jener Poesie der Abenteuerlichkeit, die sich von dem ersten und ältesten

*) M. s. Hegels Vorlesung über Aesthetik. 2r Band.

Romane dem Amadis von Gallien, deſſen Verfaſſer und Zeit nicht zu ermitteln ſind *), bis dicht vor der Entſtehung der erſten Hälfte des Don Quixote in unabſehbarer Reihenfolge ähnlicher Produktionen fortpflanzte, von denen immer eine die andere an Unnatürlichkeit und Unmöglichkeit der dargeſtellten Welt übertraf. Hier können wir auf das ergötzliche ſechſte Kapitel des Don Quixote verweiſen, in welchem das von dem Pfarrer Peter Perez und dem Barbier Meiſter Niklas veranſtaltete Autodafé der Ritterbücher beſchrieben iſt.

Alle dieſe Abenteurer und ihre Thaten hatten aber ſchon in der Geſchichte ſelbſt Vorgänger von Fleiſch und Blut gefunden, ihre ausſchweifendſten Anſichten ihre tollſten Schrullen der Ritterlichkeit waren in ähnlichem Maaße ſchon verwirklicht worden.

Das Leben war der Poeſie vorangegangen. So berichtet der Verfaſſer des kaſtiliſchen Plutarchs, Hernando del Pulgar (der in der Mitte des XV. Jahrhunderts ſchrieb) in ſeinen Claros Varones de Castil, oder Biographie achtundzwanzig berühmter Kaſtilier, von dem mannhaften Ritter Don Sucro de Quinnenes, wie derſelbe dreißig Tage lang zu Ehren ſeiner Dame jedermänniglich den Uebergang über einen Fluß verwehrte, weil er das Gelübde gethan, ſich mit drei hundert gebrochnen Lanzen von der Gebieterinn ſeines Herzens loszukaufen. Derſelbe Hiſtoriker nennt bloß aus der Regierungszeit Johanns des zweiten (1481—1495) eine Menge ihm perſönlich bekannter Ritter, wie Gonzalo de Guzman, Juan de Merlo, Gutierre Quejada, Juan de Velance, Pero Vasquez de Sajavedra, Diego Varela, u. a., die nicht nur ihre nächſten Nachbarn, die Mauren von Granada heimſuchten, ſondern als wahrhafte irrende Ritter entlegne Länder, Italien, Frankreich, Deutſchland durchſtreiften, um Jeden, der ſich

*) Viardot nennt den Portugieſen Vasco de Lobeira als wahrſcheinlichen Verfaſſer.

ihnen ſtellte, ein Lanzenbrechen zu Ehren ihrer Damen anzubieten.

Auf ſolchem Boden mußte die Romanpoeſie der Abenteuerlichkeit üppig gedeihen, und die Menge der Productionen kann wiederum als Beleg gelten, mit welchem Beifall dieſe Darſtellungen einer Welt aufgenommen wurden, deren maßloſe Phantaſie den Lieblingsneigungen der Nation ſo gemäß war. Und doch hatte dieſe auf der andern Seite die entſprechende Wirklichkeit ſchon hinter ſich und befand ſich bereits in einem Entwicklungsſtadium, in welchem ſie gleichſam nur zugreifen durfte, um den ächten und wahren poetiſchen Inhalt jener früheren Zeit und ihrer Poeſie zu erfaſſen. Daß dies wirklich der Fall war, dafür bürgt, um nur dies Eine zu erwähnen, der entſcheidende augenblickliche Erfolg von Cervantes poetiſcher That — ein Erfolg der ſonſt in dieſer Vollſtändigkeit unmöglich geweſen wäre.

Indeſſen hatte doch vorher das Uebel der Ritterromane wirklich eine gefahrdrohende Höhe erreicht. »Die maßloſe Vorliebe für die Ritterbücher trug bald ihre bittern Früchte. Die Jugend, deren wild aufgeregte Einbildungskraft das ernſte Studium der Geſchichte nicht mehr behagte, erkor, wie ſich Viardot ausdrückt, Sprache und Thaten in jenen Romanen zum Vorbild. Blinde Unterwürfigkeit gegen die Launen der Frauen, Ehebruch, falſches Ehrgefühl, die blutigſte Rachgier wegen unbedeutender Beleidigungen wurden Mode.« Und wenn man bedenkt, daß dieſe Bücher, zu einer Zeit wo die Kunſt und Literatur des Alterthums nur eben erſt wieder zum Leben zu erwachen begann, die faſt alleinige weltliche Lectüre der Unterhaltung und Bildung für die bei weitem überwiegende Maſſe der Nation ausmachten, ſo wird man ihren nachtheiligen Einfluß auf Verſtandesbildung und Sittlichkeit ermeſſen können. In der That ſehen wir, daß ernſte Stimmen ausgezeichneter Männer, wie der Humaniſt Ludovico Vives, Alexo Venegas, Diego Gracian, Melchior Cano, und andere, deren Namen der neueſte Biograph des Cervantes anführt, ſich

gegen das unſelige Genre der Abenteuerpoeſie, und die böſen Folgen des herrſchenden Geſchmacks an derſelben erhoben. Selbſt die Geſetzgebung, ſo unglaublich es klingt, waffnete ihren drohenden Arm gegen die Ritterbücher. Ein Dekret Karls V. vom Jahre 1543 verbot bei ſchwerer Strafe den Druck und Verkauf von Ritterbüchern im ſpaniſchen Amerika; und zwölf Jahre ſpäter verlangten die Stände von Valladolid in ſehr energiſcher Sprache daſſelbe Geſetz auch für Spanien ſelbſt, und beantragten ſogar die Anſammlung und Verbrennung ſämmtlicher vorhandenen Ritterbücher. Aber während Karl jenes Verbot gegen die Ritterromane erließ, las er ſelbſt in aller Stille mit dem größten Vergnügen den Don Belianis von Grácia einen der allertollſten dieſer Sippſchaft, ja Viardot erzählt, daß Karls Schweſter, die Königin von Ungarn, ihres Bruders Rückkehr nach Flandern mit nichts beſſer und für den Kaiſer angenehmer feiern zu können glaubte, als dadurch, daß ſie in den berühmten Feſten von Binš (1549) alle Helden und Bilder eines Ritterromans von lebenden Perſonen darſtellen ließ, wobei unter den Großen des Hofes ſelbſt Philipp II. eine Rolle übernahm. Ja ſelbſt in die Klöſter war die Neigung gedrungen. Mönche und Nonnen laſen und ſchrieben Ritterromane. Ein Franziskanermönch Gabriel von Mata verfaßte noch um 1589 ein Ritterepos, betitelt: »der Ritter von Aſſiſi,« deſſen Held der heilige Franz war, und deſſen Zueignung der Konnetable von Kaſtilien annahm, wie denn überhaupt weltliche und geiſtliche Fürſten ſich die Dedication ſolcher wüſten Phantasmagorien gefallen ließen. Sogar eine ſpätere Heilige, die St. Thereſa, finden wir als Verfaſſerin eines Ritterromans aufgeführt.

Dieſe Schling- und Schmarotzerpflanze der Literatur ſtand alſo trotz aller Bekämpfung von Seiten weltlicher Macht, und trotz allen Widerſpruchs wohlmeinender Gelehrſamkeit noch immer in Blüthe, als der arme, wenig beachtete Cervantes in dem »langen Tagen und kurzen Näch-

ten, die ihn in dem Gefängniſſe oder beſſer Loche*) zu Argamaſilla peinigten, in welches ihn, der Sage nach, die Krautjunker dieſes Dorfes der Mancha durch allerhand Intriguen gebracht hatten, den Plan zur gänzlichen Vertilgung dieſes Unkrauts entwarf. Wie vollſtändig er ſeinen Zweck erreichte, dafür mag der Umſtand ſprechen, daß der, im Jahre 1602 alſo zwei Jahre vor dem Erſcheinen des Don Quixote, herausgegebene Roman Don Policisne v. Boeotia einer der ausſchweifendſten, aber auch zugleich der letzte Ritterroman war, welcher in Spanien ans Licht trat. Denn ſeit der Erſcheinung des Don Quixote wurde nicht nur kein neuer mehr verlegt, ſondern ſelbſt die älteren nicht wieder abgedruckt, ſo daß dieſe zu wahren Raritäten großer Bibliotheken geworden ſind.

4.

Cervantes inneres Leben iſt wie ſein äußeres einer Odyſſeiſchen Irrfahrt zu vergleichen. Aber der endliche Ausgang beider iſt ſehr verſchieden. Denn während ſeine äußere Laufbahn nur den düſtern Anblick einer Reihe verzweifelter Kämpfe bietet, in denen die Energie einer großen Natur ſich vergeblich bis an das Ende ſeines Lebens nach Befreiung von der ſchmählichen Feſſeln drückender äußerer Noth und an bittre Armuth gränzender Beſchränkung ringend, abmühte, ſehen wir ihn nach vielen Irrfahrten ſeines Geiſtes zuletzt, ſchon dem Greiſenalter nahe, den glücklichen Fund thun, mit dem er ſich die Palme der Unſterblichkeit erringen und der ganzen modernen Zeit eine neue Welt poetiſcher Geſtaltung gewinnen ſollte. Seine erſten Jünglingsproduction, Elegien, Romanzen, Sonette, Schäferromane liegen weit ab von ſeinem Ziele. Wer kennt die »Filena« und ſelbſt die ſpätere (1584) Galatea? Selbſt ſeine Tragödien und Luſtſpiele wurden von ſeinem glücklichern

*) Worte aus einem Briefe des Cervantes, den er aus jenem Gefängniſſe an ſeinen Oheim Barnabe de Saavedra geſchrieben haben ſoll.

Nebenbuhler Lope de Vega verdunkelt; und ſo groß auch die Vorliebe des Dichters für dieſe Kinder ſeiner Muſe war und bis ans Ende ſeines Lebens blieb, ſo hat doch die Nachwelt das Urtheil der Zeitgenoſſen beſtätigt, und ſelbſt die geprieſene »Numancia« hat nur noch darum Bedeutung, weil der Dichter derſelben der Verfaſſer des Don Quixote iſt. Daß Cervantes auch ſpäter noch, nachdem er im Roman und der Novelle das ihm eigenthümliche Feld der poetiſchen Darſtellung gefunden hatte, wieder zum Drama zurückkehrte, und eine Reihe von Luſtſpielen und Zwiſchenſpielen (entremeses) dichtete, zu denen er nur mit großer Mühe einen Verleger finden, und deren Aufführung er nie bewirken konnte, iſt jener wunderbaren Befangenheit zuzurechnen, mit welcher wir ſo oft die größten Geiſter über den Werth ihrer eignen Leiſtungen urtheilen ſehen. Cervantes theilte dieſe Befangenheit im höchſten Grade. Für ſeine Komödien und deren Aufführung hätte er den Don Quixote hingegeben, und es iſt wirklich ein Glück, daß Publikum und Bühnen ſeine dramatiſchen Arbeiten entſchieden ablehnten. Denn ſchwerlich hätten wir, wenn beide ſich etwas nachſichtiger und rückſichtsvoller in dieſem Punkte gegen ihn bewieſen hätten, den zweiten Theil des Don Quixote von ihm erhalten. Und doch war ſeine Zeit hier gegen ihn gerecht. Auguſt Wilhelm Schlegel ſieht ſich freilich im Hinblick auf das energiſche Pathos der Numancia genöthigt, es für zufällig zu halten, daß Cervantes ſich dieſer Gattung nicht ganz gewidmet und darin Raum gefunden hat, alle Seiten ſeines erfinderiſchen Geiſtes zu entfalten.« *) Allein über dergleichen kannegieſſernde Möglichkeitsreflexionen iſt man heut zu Tage hinaus.

Mag immerhin Cervantes als Begründer der dramatiſchen Kunſt in ſeiner Heimat gelten, dennoch iſt und bleibt es Thatſache, daß er, wie Göthe, zum Epiker und nicht

*) Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur Th. 3, S. 318.

zum Dramatiker geboren war. Schlegel scheint übersehen zu haben, daß Cervantes bei weitem den größten Theil seiner dichterischen Muße mit Vorliebe auf das Drama verwendete, wie er denn zusammen gegen vierzig Stücke schrieb, daß er ferner seine ersten zwanzig bis dreißig Dramen nicht darum ungedruckt ließ, »weil er damit keine höheren Ansprüche machte, und es bloß auf ihre augenblickliche Bestimmung der Aufführung absah,« sondern weil es ihm nicht gelang einen Verleger dafür zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Gutenbergs Album. Braunschweig, bei Johann Mayer. 1 Rthlr. 16 ggr. 1840.

Ein Werk interessant durch seinen Inhalt, zu welchem fast alle unsere besten lebenden Schriftsteller beigesteuert haben, ausgezeichnet durch die Schönheit des Druckes, womit der Verfasser dasselbe ausgestattet, und die Fortschritte dargelegt hat, welche die Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung gemacht hat. — Wie es wohl in hundert Jahren damit aussieht! Gewiß werden dann mehrere Partikeln und Artikel stereotypirt sein, wenn man dann nicht schon eine bequeme Claviatur zum Griff des Satzes erfunden hat. Vielleicht sind alsdann auch die Schriftsteller zugleich Setzer, so daß Einige von Ruf, ihr Honorar verdoppeln können. —

Der neue Cäsar von Ferdinand Stolle. Leipzig, bei Theodor Meisner. 4 Rthlr. 12 gGr.

Ein in den neuern Napoleonischen Zeiten spielender Roman, der, obgleich er eine nicht uninteressante Lectüre darbietet, doch nicht zu den besten Produkten gehört, die der gewandten Feder des Verfassers entflossen sind.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe. Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum niei quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 22. Donnerstag, 3. Juni. 1841.

Alte und neue Lieder.

1.

Abschied.

Und Morgen muß ich reiten,
Da gehts ins Feld hinaus.
Doch heut am letzten Abend
Zieh ich zu Liebchens Haus.
Sie schaut schon lang hinaus,
Wohl aus dem kleinen Haus
O Herz, mein Herz, was klopfst du so!
Nach dir schaut sie hinaus.

Sie lag an meinem Herzen,
Die holde braune Maid.
In Liebeslust und Scherzen
Verging so rasch die Zeit.
Ach Scheiden das thut leid!
Leb wohl du süße Maid!
»O bleib mein Liebster, bleib mir treu
Von Herzen allezeit!«

Ich riß mich ihr vom Herzen,
Gab ihr den letzten Kuß.
Ach das sind bittre Schmerzen,
Wenn Liebe scheiden muß!

Ein Kuß, und noch ein Gruß,
Ein allerletzter Kuß!
Ach, Herz, mein Herz, wie ſchwer biſt du
Nach ſolchem Abſchiedskuß.

2.

Nuttuno.

Thuſt du Abends von mir ſcheiden,
Dann muß ich die Nacht beneiden;
Die in ihren Arm dich ſchlingt;
Deine ſüßen Augen ſchließet,
Ueber dich den Schlaf ergießet,
Und dich meinem Blick entnimmt.

Schlafe ſanft du Süße, Holde,
Bis mit ihrem Strahlengolde
Morgenſonne tritt herfür.
Gottes Engel dich behüten,
Bringen ſüßen Traumes Blüthen
Und im Traum mein Bild zu dir.

3.

Frag' und Antwort.

»Was ruht ſo lang dein Blick auf mir?
Sprich, Liebſter, ſprich, was fehlet dir.
Was willſt du von mir wiſſen?« —
»Nichts wiſſen will ich, Kind, von dir,
Nichts fehlt, wenn ich bei dir bin, mir;
Laß nur meine Augen dich küſſen.«

4.

In die Augen wellenkühle
Hab die meinen ich verſenket,
Hoffend daß aus ſolchem Spiele
Mir Erquickung würd' geſchenket.

Aber ach! es war ein Trug
Meiner ſüßverſtörten Sinnen

Denn aus kühler Strahlenfluth
Soll' ich Feuer nur gewinnen!

Tief und kühl iſt auch das Meer,
Und doch mögen ſeine Fluthen,
Ruhig ſpielend rings umher,
Löſchen nicht des Schiffbrands Gluthen.

5.

Auf dem Strome.

In den Waſſerfluthen
Spiegeln ſich die Gluthen,
Zuckt der Blitze Schein. —
Aber glänzt am Himmel nicht
Dort des Abendſternes Licht
Auch ſo mild darein?

Sieh die krauſen Wellen,
Hier die dunkelhellen
Küſſen unſern Kahn;
Denk es ſei der Abſchiedskuß
Und der letzte Scheidegruß;
Der ſo bald wird nahn.

6.

Schluß (im Volkston).

Hätt ich nimmermehr geſehen,
Schönſter Schatz, dein, Aeugelein,
Ach ſo wär es nicht geſchehen,
Daß ich müßt ſo elend ſein.

Hätt' ich nimmermehr geküſſet
Deinen roſenrothen Mund,
Wär mein Herze nicht ſo traurig
Als es iſt zu dieſer Stund.

In der Fremde thu' ich wandern,
Ewig fern von dir zu ſein;
Wand're mit viel tauſend andern,
Doch mein Herz bleibt allein.

7.

Am Kirchhof vorbei.

Liebchen ſieh am Friedhof dort,
Wo die Müden ſchlafen,
Ragt manch ſchwarzes Kreuz empor,
Aus dem Schlummerhafen.
Sieh, das ſtreckt die Arme aus
Will die Welt nicht laſſen;
Sollten wir, die Lebenden,
Uns nicht feſt umfaſſen?

8.

Zum Abſchied, an A. G.

Ohne Abſchied ſüßes Leben
Läſſeſt du mich ziehn von dir!
Doch, daß dir kein Haß gegeben,
Ach! was kannſt denn du dafür.

An B.

Einſam in öder Steppe Wüſtenſand
Am Quell, dem murmelnden, ein Pilgrim ruht;
Sein fieberglühend Aug ſo feſtgebannt
Starrt auf des ſilbernen Labſals Perlenflut.
Sein Mund bedarf des kühlenden Trunks nicht mehr,
Der markverzehrende Durſt er iſt geſtillt,
Doch Aug und Ohr ſchlürft trunken das Wonnemeer.
Das ſprudelnd vor aus der Felſenſpalte quillt.
Nicht ſcheiden kann er vom Leben ſpendenden Quell;
Rings gähnt der Wüſtenöde Unendlichkeit. —
O Born des Lebens gönne mir, daß zur Stell'
Ich bei dir weile fürder in Ewigkeit. A. S.

Don Quixotiſche Studien.

(Fortſetzung.)

Noch in den letzten Lebensjahren beklagte er ſich bitter in einer eignen kleinen Abhandlung, die er ſeiner Reiſe zum Parnaß als Anhang beigab, daß man weder ſeine früheren Dramen noch ſeine neueſten Luſtſpiele aufführen wolle; und der nahmhafteſte Buchhändler Madrids, der ſpätere Verleger ſeiner Luſtſpiele, lehnte anfangs den Druck mit dem Beſcheide ab: »ein nahmhafter Autor habe ihm verſichert, daß man Alles von Cervantes Proſa, aber nichts von ſeinen Verſen erwarten dürfe.« Und doch war der Dichter des Don Quixote damals ſchon durch ganz Spanien berühmt. Ja ein neuerer ſpaniſcher Kritiker und Herausgeber der letzten dramatiſchen Arbeiten des Dichters, Blaſius Naſarre ſtellte ſogar die Anſicht auf: Cervantes habe mit dieſen Luſtſpielen nur Parodien und Satiren auf den verderbten dramatiſchen Zeitgeſchmack beabſichtigt.

Mag dieſe Hypotheſe falſch ſein — wie ſie es denn ohne Zweifel iſt, — jedenfalls beweiſet der Umſtand, daß in jenen Spielen der Dichter abſichtlich des zu erreichenden Effekts wegen die Schwächen ſeines Nebenbuhlers Lope de Vega nachzuahmen, und mit Verleugnung ſeiner eigenthümlichen Vorzüge durch Lockerheit und Oberflächlichkeit der Compoſition, und das bunteſte Allerlei von Wunderbarkeiten und Theatercorps den Gegner auf deſſen eignem Gebiet fruchtlos zu übertreffen ſtrebte, — dies alles beweiſet, daß Cervantes keine urſprünglich dramatiſche Natur war. Endlich hilft da keine Vertheidigung, wo die eigne Nation gerichtet hat. Denn noch hat nie ein vor ſeiner Zeit verſchmähter dramatiſcher Dichter mit Erfolg an das Urtheil der Nachwelt appellirt. Warum? weil das Drama vorzugsweiſe die Summe des Lebens der Zeit iſt, in der es entſteht.

5.

Cervantes war nahe an ſechszig Jahr alt, als er mit dem erſten Theile ſeines Don Quixote auftrat. Nach einer

allgemein verbreiteten Sage der Literaturgeschichte blieb derselbe in den ersten Monaten nach seinem Erscheinen fast ganz unbeachtet, bis Cervantes ein ebenso unschuldiges als schalkhaftes Mittel die Aufmerksamkeit des Publikums, das er vorzugsweise im Auge hatte, auf sein Werk zu lenken wußte.

In einer anonymen Flugschrift »der Schwärmer« (el buscapie) gab ein Leser des Don Quixote zu verstehen, daß man hier keine Satire und versteckte Anspielungen auf vornehme lebende Personen zu suchen habe. Die List gelang vollkommen. Im Felde der Satire glaubte man sich von Cervantes etwas versprechen zu können. Der Don Quixote ward begierig gelesen, und bald vergaß der intelligente Theil über der Trefflichkeit des Werks, die kurze Täuschung. Noch in demselben Jahre (1605) ward es viermal aufgelegt, und in zahlreichen Nachdrücken verbreitete es sich, bei der damaligen Weltherrschaft der spanischen Sprache, über ganz Südeuropa. Aber in Spanien vergaß man den Schöpfer über seinem Geschöpf, und Cervantes war und blieb in Noth und Armuth, während seine Nation vom Könige herab bis zum armen Studenten sich an seinem Werke ergötzte. Man erzählt eine hierfür sehr charakteristische Anekdote. Philipp III. bemerkte einst von Balkon seines Schlosses einen Studenten, der mit einem Buche in der Hand am Ufer des Manzanares lustwandelte, und dabei jeden Augenblick anhielt, mit den Händen bald in der Luft herumfäbelte, bald sich an den Kopf schlug, und in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach. Der König, der ihn eine Weile beobachtet hatte, wandte sich zuletzt zu den begleitenden Höflingen mit den Worten: »Der Mensch da ist entweder toll oder er liest den Don Quixote.« Die geschäftigen Höflinge ermitteln, daß ihres Gebieters Scharfsinn mit der letzten Annahme ins Schwarze getroffen habe. Aber keinem von ihnen, setzt Viardot hinzu, fiel es ein, die königliche Gnadensonne auf das Elend aufmerksam zu machen, in welchem der Verfasser eines so gefeierten Werk's schmachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Daß Fürſten: »Wir: Ich: ſchreiben, finde ich ſchon in der Ordnung, da ſie den ganzen Staat als Perſon repräſentiren. Allein ſie ſollten auch dem lieben Gott, ohne daß ſie ihn anreden, das Recht des großen Anfangsbuchſtaben, in Beziehung auf Allerhöchſtdeſſen Pronomen ertheilen. Es ſieht mindeſtens kurios aus, wenn Carl Johann in ſeiner letzten Rede, von der Vorſehung bemerkt:

»Von ihrer endloſen Güte hoffe Ich.« — —

Dann und wann iſt ein Feldlager nicht übel, um die im Frieden verweichlichenden Soldaten an die möglichen Strapatzen eines Krieges zu erinnern, obgleich ein ſolcher im civiliſirten Europa längſt ein Fabelthier geworden iſt. Profeſſor Bengel hatte ganz Recht, als er den Eintritt des tauſendjährigen Reichs mit dem Jahre 1836 prophezeite. Nur Chriſtus, der auch von ihm auf jene Zeit verkündet worden, iſt bis jetzt ausgeblieben, vorher wahrſcheinlich die unwürdigen religiöſen Wirren, und vor allen Dingen der kirchliche Streit in Bremen ſchuld ſein mag. —

Doch ich wollte die Nützlichkeit des Feldmanövers belegen.

Als die ſonſt ſo vortrefflichen däniſchen Truppen im Jahre 1813, befehligt von General Lallemand, bei Lübeck unter freiem Himmel lagen, befand ſich unter ihnen ein alter Obriſt, v. H., welcher in ſeiner Garniſon, über 30 Jahre lang, tagtäglich ſeine Partie L'hombre geſpielt, und beim Souper an der Table d'Hotſe ſeine Flaſche Wein getrunken hatte.

Das fiel nun Alles weg, jetzt galt es dem Liede:

»Schön iſt's unter freiem Himmel«

durch Wort und That Ehre zu machen. —

Eines Morgens, als der franzöſiſche Obriſt, der in der einzigſten Bauerhütte, die ſich in dem Rayon des Lagers befand, auf Stroh ſchlief, aber bei jeder Botſchaft aufſprang und ſolche ſchriftlich beantwortete, ſeinem Adjutanten ſeine Befehle dictirte, ſchritt der Obriſt v. H., wie Hamlets Geiſt,

durch die geöffnete Thür schweigend der Kammer zu, und legte sich auch hier lautlos auf das Lager des Höchstcommandirenden, der sich dies auch ohne Weiteres gefallen ließ, und, als später der Tisch gedeckt wurde, noch ein Couvert für den Schlafcameraden aufzulegen befahl. —

Als servirt war, wollte der Obrist den Schlafenden wecken und zum Essen einladen lassen, er unterließ es aber auf die dringende Vorstellung des Adjudanten, welcher der auch wohl richtigen Meinung war, daß Schlaf dem alten Herrn besser bekommen werde, als Speis' und Trank.

Aber horch und siehe! kaum klapperten Messer, Gabel und Teller, kaum klirrten die Gläser, als der alte Held in Friedenszeiten sich erhob, sich auf den für ihn schon hingestellten Stuhl setzte, und eine so fürchterliche Klinge in bildlicher Hinsicht bei Tische schlug, daß sie im eigentlichen Sinne alle Feinde vernichtet hätte.

Der Obrist Lallemand erwartete schweigend den ferneren Verlauf.

Nachdem H. die letzten Tropfen seiner Bouteille geleert, suchte er wieder das eben verlassene Bettlager auf.

Lallemand ließ jetzt einen Arzt holen, welcher alsbald erklärte, Obrist v. H. sei durch die ungewohnten Strapazen geistesabwesend geworden. — Er wurde noch an demselben Tage in das Hospital nach Lübeck gebracht, wo er am andern Morgen seinen Geist aushauchte. —

Die ganze Geschichte hat übrigens keine weitere Moral. Denn Krieg giebt es nun und nimmermehr. Indessen sind doch Feldlager zur Uebung immerhin zu empfehlen und unsere Truppen versammeln sich ja auch das nächste Jahr wieder bei Lüneburg, wodurch dieser Ort wahrscheinlich mehr als durch seine Messe prositiren wird.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 23. Donnerstag, 10. Juni. 1841.

Don Quixotische Studien.

(Fortsetzung.)

Der Don Quixote ist in die Sprache aller gebildeten Nationen Europas übersetzt worden. In Frankreich erlebte eine einzige Uebersetzung zwei und fünfzig Auflagen, in noch nicht hundert Jahren. Ja man hat die Behauptung aufgestellt, daß außer der Bibel und einigen alten Klassikern wohl kein Buch der Welt öfter durch den Druck verbreitet worden ist, als dieser erste und größte Roman der modernen Welt.

6.

Wir haben schon gesagt, wie beschränkt der Zweck war, zu dessen Erreichung Cervantes sein Werk begann; aber auch wie sein Genius unmittelbar, während er das Zerrbild jener Poesie der Abenteuerlichkeit vor den Augen seiner Zeit aufzurollen beabsichtigte, über die Einseitigkeit dieses Zwecks hinausging, und statt eines vergänglichen Werks von nur temporärem Interesse ein Werk der Ewigkeit schuf.

Man hat behauptet, daß Cervantes seinen Don Quixote ohne Plan in einer gutgelaunten Stunde anfing, und seiner Feder mit mannigfaltigen Unterbrechungen freien Lauf ließ, ohne sich viel um chronologische Widersprüche und sonstige Verstöße gegen die Oeconomie und Komposition des Gan-

zen zu kümmern. Aber wenn es wahr wäre, daß der Dichter ohne einen allgemeinen Plan, ohne das Netz einer, feste Punkte bezeichnenden Uebersicht gearbeitet hätte, so wäre das Resultat nur um so wunderbarer. Denn trotz aller kleinen Ungehörigkeiten und Widersprüche im Einzelnen, und trotz der langen Reihe von Jahren, die zwischen dem Anfange und der Vollendung des Werks liegen, ist in dem Ganzen eine Einheit des Plans und der Komposition, die zu dem bewunderungswürdigsten gehört, was die Poesie aufzuweisen hat. Es ist damit wie mit den Gedichten Homers, die trotz all' den zerpflückenden Händen der scharfsichtigsten Kritiker, sich doch immer wieder als unverwüstliche Ganze siegreich bewähren.

Was hat man nicht Alles von chronologischen Widersprüchen im Don Quixote geredet! Freilich giebt es deren darin. Aber dennoch ist die Zeitrechnung dieses Romans und seiner drei Gruppen so vortrefflich in sich gegliedert, und geordnet, und Cervantes hat auch in dieser Hinsicht, trotz mancher Freiheit, die er sich in einzelnen Punkten erlaubte, mit so künstlerischer Meisterschaft seinen Stoff behandelt, daß an einem vollkommen bewußten Verfahren nicht zu zweifeln ist. Freilich hat er nicht immer die Tage streng gezählt, die über dieser oder jener Tollheit seines Helden verstrichen. Aber er mochte denken, daß nur ein Geistesverwandter des edlen Ritters von der Mancha ihm daraus einen Vorwurf machen könnte, daß sich nicht immer ganz bestimmt angezeichnet findet, wo und wie seine Abenteurer ihre Nächte hinbringen, und ihre Mahlzeiten halten. Ja es scheint sogar, daß er wirkliche und offenbare Widersprüche in der Zeitrechnung, die ihm in der ersten Anlage entschlüpften, doch in den folgenden Ausgaben mit Fleiß nicht korrigirte, um den kritischen Wallfischen diese kleinen Tönnchen zum Spielen nicht zu entziehen. Wenigstens ist eine Stelle der ersten Kapitel des zweiten Theils ganz in diesem Sinne geschrieben.

7.

Der Zeitumfang des Gedichts befaßt höchstens vier Monate. In der heißen Sommerglut der Julisonne beginnen, und inmitten des Herbstes enden die lustigsten Thorheiten, die je eines Dichters Hirn ersonnen. Der Juli und August und ihre Hundstage sind ganz naturgemäß die Blüthentage des unsterblichen Ritters, seiner Liebe und seiner Abenteuer, und mit den Früchten im Herbste und dem fallenden Laube geht auch dies fliegende Blatt von dem Baume des Humors zur Erde nieder, und der Schluß voll herzergreifender Traurigkeit, dem Lächeln durch Thränen vergleichbar, ist wie die schwermüthige Melodie des Windes, der über die Stoppeln streicht, und klingend und tönend durch das rothbraune Laub der Wälder dahinfährt. Welche Poesie liegt allein in dieser Wahl der Jahreszeit! Und wie ist sie überall in dem ganzen Epos mit so wundervollen Farben und Tinten bezeichnet! Cervantes ist kein Naturschilderer; kaum daß er ein Paar mal die Jahreszeit mit dürren Worten nennt. Aber überall leuchtet und glüht die Sonne des südlichen Sommers, lacht der azurblaue Sommerhimmel über der bunten Farbenpracht seiner Welt, überall fühlen wir mit den Abenteurern die Gluth der Tageshitze die das pergamentne Antlitz des sinnreichen Junkers nicht minder wie das Vollmondsgesicht seines Sancho mit Schweißperlen bedeckt, freuen wir uns der lustigen Kühle der schattigen Wälder und Gebirgsschluchten, in denen die müden Abenteurer Labung und Erquickung finden. Und so wichtig war für den Dichter diese Atmosphäre seines Gedichts, daß er, wie wir bald sehen werden, sich nicht scheute, der kargen Natur unter die Arme zu greifen, und den Augustmonat, zum Frommen eines Werks zu verdoppeln, welches nur in ihren Strahlen gedeihen konnte. Dieser sommerliche Hauch liegt über dem ganzen Gedichte gebreitet, bis zu der verhängnißvollen Katastrophe von Barcelona, wo so viel Muth und Tapferkeit, so viel Adel und Witz, so viel ritterliche Tugend aller Art vor dem bleichen Monde des verkappten Licentiaten-Ritters erliegen mußten.

n dieſem Tage wird es herbſtlich in der ganzen Natur, e wie das Gedicht und ſein Held nun langſam ihrem rabe zuwankt.

Aber wir wollen uns von dieſen trübſeligen Bildern wenden, und lieber die Tage zählen, die den unſterbli- en Ruhm von Don Quixotes Thaten und Leiden geſehn, id den chronologiſchen Rahmen betrachten, in den das le- nsvollſte Bild des Malers Humor geſpannt iſt.

Erſte Fahrt.

Die erſte Fahrt beginnt »an einem der heißeſten Tage n Monat Juli,« und dauert zwei Tage und eine Nacht. ier aber begegnen wir dem erſten Widerſpruche. Am ′age der Rückkehr klagt nämlich die betrübte Haushälterin n fünften Kapitel dem Pfarrer, Pedro Perez, und dem Bar- ier, Meiſter Nikolas, daß ihr Herr nun ſchon ſeit ſechs ′agen ſammt Klepper, Schild, Lanze und Waffen ver- hwunden ſei. Dies iſt ein offenbarer Widerſpruch, aber inem Schalke wie Cervantes iſt zuzutrauen, daß er ihn icht ohne Abſicht begangen. Und liegt denn nicht in dieſer ′ebertreibung ſelbſt ein höchſt characteriſtiſcher Zug für die ute Alte und ihre beſorgte Zuneigung zu ihrem Herrn?

In Folge der erſten Fahrt liegt Don Quixote zunächſt wei Tage *) krank zu Bette, während welcher das Auto- afé ſeiner geliebten Ritterbücher vor ſich geht. Nachdem r geneſen, bleibt er vierzehn Tage **) ruhig zu Hauſe, ohne von der Abſicht einer neuen Fahrt etwas merken zu aſſen. Allein während er mit ſeinen beiden Gevattern em Pfarrer und Barbier die ergötzlichſten Geſpräche führt, ewinnt er heimlich in Sancho Panſa einen Schildknappen ür ſeinen Plan eines zweiten Auszuges, verſetzt und ver- auft Ländereien, um ſich Geld zu verſchaffen, und trifft

*) Th. 1. Kap. 7. S. 74 (der Ueberſ. von Hieronym. Müller. wickauer Ausgabe.)

**) Ebendaſ. S. 77.

ſonſtige Veranſtaltungen nach dem Rathe des Schenkwirths, von dem er auf dem erſten Zuge den Ritterſchlag empfangen; ſo daß, wenn die erſte Fahrt Anfang Juli geſchah, der Antritt der

zweiten Fahrt

frühеſtens in die letzten Tagen dieſes Monats oder in den Anfang des Auguſt zu ſetzen iſt.

Dieſe zweite Fahrt, mit welcher der erſte Theil ſchließt, umfaßt nicht mehr als ſiebenzehn Tage. In einem ſo engen Raum iſt die Fülle der köſtlichſten Abenteuer zuſammengedrängt! Wir wollen die einzelnen Tage nach ihren Hauptereigniſſen kurz verzeichnen. Am erſten früh noch in der Nacht ziehen ſie aus, über die Ebene von Montiel, und erleben das Abenteuer mit der Windmühle, bei welchem Don Quixote ſeine Lanze verliert. Die Nacht bringen ſie im Freien unter Bäumen zu, Don Quixote ſchlaflos. Am zweiten Tage geht es weiter dem Paß Lapice zu, Don Quixote beſteht das Abenteuer mit den beiden Benedictinern und den Kampf mit dem Biscayer, der ihm ſein Ohr koſtet. Uebernachtet wird bei den Ziegenhirten, mit denen ſie am dritten Tage dem Begräbniſſe des Schäfers Chryſoſtomo beiwohnen. Dann halten ſie im Gebirge Mittagsraſt, und erleben durch Roſinante's Schuld das prügelſchwere Abenteuer mit den Janguesen, von dem ſie ſich Abends in der berühmten Schenke Juan Palomeque's des linkhändigen vergeblich zu erholen ſuchen. Zerdroſchen und überdieß von dem Balſam des Fierabras übel zugerichtet, Sancho zu guter letzt noch geprellt, ziehen ſie erſt gegen Mittag des vierten Tages weiter, um zwei neue Abenteuer mit den Schaafheerden und der Leiche zu beſtehn, deren letzteres für Don Quixote den Namen des Ritters von der traurigen Geſtalt zu Wege bringt. Darauf übernachten ſie in einem Gebirgsthal, die Abendkoſt gewährt ihnen, da Sancho's Schnappſack an Zahlungsſtatt von dem Schenkwirth zurückbehalten worden, der Küchenеſel der geiſtlichen Leichenbegleiter. Die Nacht verbringen

ſie in einem Gebirgsthal in der Nähe der furchtbaren Walkmühlen ſchlaflos. Den fünften Tag bezeichnet die Erwerbung von Mambrins Helm und das Abenteuer mit den Galeerenſclaven, in Folge deſſen ſie in der Sierra Morena Schutz ſuchen, wo Sancho's Eſel geſtohlen wird. Bei ihrem Weiterziehn am ſechsten Tage finden ſie das Felleiſen mit dem Gelde, und deſſen Eigenthümer Cardenio. Den ſiebten achten und neunten Tag füllt die Buße Don Quixote in der Sierra Morena und Sanchos Sendung nach Toboſo, der am neunten Tage »Nachmittags 3 Uhr mitten im Auguſt« *) mit dem verkleideten Pfarrer und Barbier zu ſeinem Herrn zurückkehrt. Die Zeitrechnung des letzten Tages leidet jedoch an einiger Unklarheit. Am zehnten Tage aber kehren alle in die Schenke des dritten Tages zurück. In dieſen Tag drängen ſich die Ereigniſſe und Epiſoden von Kap. 32 — Kap. 42, und Don Quixote, der am Tage geſchlafen, wacht in der Nacht für die Sicherheit des Kaſtells. Den eilften Tag beginnt die Rückfahrt nach Hauſe im Ochſenkarren angeblich im Dienſte der Prinzeſſinn Micomicona, und nach ſechs Tagen etwa treffen ſie zu Hauſe ein, womit denn die zweite Fahrt und mit ihr der erſte Theil des Gedichts beendet iſt.

Nach Beendigung der zweiten Fahrt bringt Don Quixote einen vollen Monat **) krank und ohne Beſuch im Hauſe zu, wohlgepflegt von Haushälterin und Nichte. Drei Tage ***) reichen dann hin, um die nöthigen Vorbereitungen zu der

dritten Fahrt

zu beſchicken, und mit Einbruch der Nacht ziehen Ritter und Schildknappen, eine halbe Meile weit, von dem Baccalaureus Samſon Carrasco begleitet, gen Toboſo. Den zweiten Tag bezeichnet das Abenteuer mit den Schauſpielern, den dritten die Beſiegung des, als Spiegelritter,

*) I. Kap. 27. S. 329.
**) S. Th. II. Kap. 1.
***) S. Th. II. Kap. 7.

verkappten Baccalaureus und die kühne Herausforderung des Löwen im königlichen Menagerietaſten. Vier Tage verweilen die Abenteurer ſodann auf dem Schloſſe des Don Diego, die nächſten zwei bei der Hochzeit des reichen Camacho, und die drei folgenden bei dem neu vermählten Ehepaar. Am dreizehnten Tage beſucht Don Quixote die Wunderhöhle des Monteſinos, und raſtet Abends in der Schenke des Puppenſpielers. Die nächſten beiden Tage *) ziehen ſie ohne Abenteuer zu erleben dem Geſtade des Ebro zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Wir, mein Freund von B. und ich, waren kaum im vorigen Jahre auf dem Gräfenberg angekommen, als uns ein kurz vor uns angelangter Berliner fragte, ob wir auch einen Empfehlungsbrief an Madam Prießnitz hätten. Wir mußten dies verneinen, worauf er uns mit halb triumphirender, halb mit bedauernder Miene eröffnete, er habe deren zwei ſehr ſchöne. Denn, meinte er, »es könnte mir ja etwas ankommen, ich könnte krank werden, und da bin ich doch in dieſem Falle nicht ohne Hülfe.« — Die allopathiſchen Widerſacher von Prießnitz werden dieſe Betiſe für einen Witz erklären. —

Ein Offizier der vor einiger Zeit am Tage eines groſſen Avancements, das ihn und viele ſeiner Kameraden erfreut hatte, den Thiers für einen Mephiſto erklären hörte, bemerkte: Sie haben vollkommen Recht: Doch paßt auf ihn auch das Lob:

Ein Theil von jener Kraft, die ſtets das Böſe will
und ſtets das Gute ſchafft.

---

*) Ap. II. 27.

In einem Lande, wo dem Gepfändeten die Verschleppung der Pfandstücke bei Strafe des Diebstahls und der Nichtigkeit untersagt ist, intimirte der Amtsbote diese Vorschrift dem armen Gepfändeten, der zufällig sehr schüchterner Natur war. — Schon bei der Androhung der Strafe des Diebstahls zitterte er wie Espenlaub, als ihn aber der Amtsbote an die Strafe der Nichtigkeit im Predigerton erinnerte, fiel der arme Schelm, der wahrscheinlich »Vernichtung« verstanden, mit den Worten:

»Nichtigkeit? Ick will mihn arme Seel wul retten,« zusammen. —

Literatur.

Lebensgeschichte des Baron Friedrich de la Motte Fouqué. Aufgezeichnet durch ihn selbst. Halle, C. A. Schwetschke und Sohn 1840. —

Fouqué, der Dichter des Zauberringes und der Undine, wird allezeit in unserer Literatur einen ehrenvollen Platz einnehmen, wenn gleich seine neuern etwas süßlichen pietistischen und aristokratischen Tendenzen ihn so ziemlich um seinen schriftstellerischen Credit gebracht haben. Daher ist seine Lebensgeschichte, aufgezeichnet durch ihn selbst, in der er, drollig genug, immer bald in der dritten bald in der ersten Person von sich redet, nicht ohne Interesse. Am Meisten haben uns seine Reminiscenzen aus dem Revolutionskriege gefallen. Wir wollen aus Dankbarkeit gegen einen Dichtergreis, der unserer Jugend so manche frohe selige Stunde bereitet hat, nicht mit den übrigen Mängeln des Buchs rechten, indessen wird Herr von Fouqué seinen Richtern unter der jungen Schriftstellerwelt, worin Mancher keine Pietät kennt, nicht entgehen. Löblich ist es, daß die Verlagshandlung eine auserlesene Auswahl der Fouquéschen Schriften veranstaltet.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 24. Donnerstag, 17. Juni. 1841.

Don Quixotische Studien.

(Fortsetzung.)

Am sechzehnten erleben sie das Abenteuer mit den Bauern, bei welchem Don Quixote zum ersten Male den Rücken wendet, und sich für bessere Gelegenheiten aufspart. Die Nacht bringen sie im Freien zu. In diesem Kapitel findet sich eine Angabe, welche beweisen kann, wie genau Cervantes am nöthigen Orte die Zeitrechnung seines Gedichts im Kopfe hatte. Als nämlich Sancho die Rechnung für seinen verdienten Lohn macht, und seinem Herrn weiß machen will, daß er bereits »zwanzig Jahre ein Paar Tage drüber oder drunter in seinem Dienste stehe,« *) schlägt sich Don Quixote vor die Stirn und spricht lachend über die grobe List seines Knappen: »o du Rechenmeister! sind doch seit unserer ersten Fahrt der Aufenthalt in der Sierra Morena mit eingerechnet bis heute, kaum zwei Monate verflossen,« — eine Rechnung, die, wie unsere Zählung beweiset, fast auf ein Haar richtig ist. **)

*) Kap. 28. S. 134.

**) Man rechne: Dauer der zweiten Fahrt 17 Tage
Interim zwischen der 2. u. 3. 1 Monat
Dauer der 3. Fahrt bis Kap. 28. 16 Tage
Total 2 Monat und 2 Tage.

Nach zwei Reiſetagen*) ohne Abenteuer gelangen ſie am neunzehnten Tage zu dem Schloſſe des Herzogs. Hier dienen ſechs Tage**), die vom Dichter nicht weiter geſchildert ſind, offenbar zur Vorbereitung all' der Schwänke und Späße, welche ſich die fürſtlichen Perſonen im Verlauf der nächſten Kapitel mit dem Helden und ſeinem Knappen erlauben. Am ſieben und zwanzigſten Tage beginnen die Abenteuer zur Erlöſung der Prinzeſſin Trifaldi, und am acht und zwanzigſten zieht Sancho in ſeine Statthalterſchaft auf der Inſel Barataria. Dieſen, oder den nächſten Tag bezeichnet der Dichter ſelbſt als den 16. Auguſt,***) während es doch nach der ſtrengen Zeitrechnung mindeſtens der letzte September ſein muß.

Dies iſt ein offenbarer Widerſpruch, aber kein Irrthum. Der Dichter handelte hier, indem er der Zeitrechnung ſeines Gedichts widerſprach, vielmehr wenn wir uns nicht täuſchen ächt mit künſtleriſcher Beſonnenheit, indem er mit einem kecken Sprunge die Blüthenepoche der Thorheit ſeiner Helden in dieſe heißſommerliche Atmoſphäre des ſchönen Auguſtmonats verlegte, und als ein zweiter Joſua Sonne und Mond ſtille ſtehen hieß, bis jene unſterblichen Thaten vollbracht waren, die ein ſolches äſthetiſches Naturwunder ohne Zweifel eher verdienten, als das Würgen der blutdürſtigen Kinder Israels im Thal von Ascalon. Cervantes fühlte es inſtinktmäßig, daß der Herbſt mit ſeiner ſchwermüthigen Färbung nicht zu dieſem bunten Drama ausgelaſſenſter Luſt des Gottes Humor die paſſende Umgebung und Decoration gewähre, und rechnete ohne Zweifel auf Leſer, die nicht, wie wir es freilich im Intereſſe der Aeſthetik und ſeines Ruhmes thun, ſeinem Helden die Tage ſeiner abenteuerlichen Fahrten an den Fingern nachzählte. Dies ſcheint mir die würdigſte Löſung jenes Widerſpruchs, den

*) Kap. 29. zu Anf.
**) Kap. 34 zu Anf.
***) Kap. 47.

man gewiß mit Unrecht als eine Nachläſſigkeit des Dichters angeſehen hat.

Wir können uns jetzt am Schluſſe unſerer Berechnung kürzer faſſen. Sanchos Statthalterſchaft währt ſieben volle Tage. Am Abend des letzten erfolgt der kriegeriſche Ueberfall, der ihm ſeine Würde für immer verleidet, und am Tage darauf zur Abdikation bewegt. Hier aber wo die Begenheiten ſich drängen, und die Trennung Sancho's von ſeinem Herrn die Handlung in zwei nebeneinanderherlaufende Dramen zerſpaltet, finden ſich wirkliche chronologiſche Wiederſprüche, die keinen äſthetiſchen Grund haben, ſondern dem Dichter im bunten Gedränge der wechſelnden Bilder entſchlüpft zu ſein ſcheinen, denn während der erzählte Verlauf nur jene ſieben Regierungstage ergiebt — eine Rechnung, die der Dichter ausdrücklich beſtätigt (Kap. 53.) — ſchließt das 49. Kapitel, und mit ihm der zweite Tag der Statthalterſchaft mit den Worten: »ſo endete die Stunde dieſer Nacht, und zwei Tage ſpäter, wie der weitere Verlauf zeigen wird, die ganze Statthalterei,« während am Schluſſe des 53. Kapitel dem Erregenten Rechenſchaft von den zehn Tagen ſeiner Statthalterſchaft abverlangt wird. Die letztere Angabe läßt ſich indeß dadurch erklären, daß Sancho wirklich erſt am zehnten Tage ſeines Abzugs nach Barataria wieder in dem Schloſſe des Herzogs eintrifft, wo ihm von dem Haushofmeiſter jene unhumoriſtiſche Forderung geſtellt wird.

Der weitere Verlauf von Don Quixotes Abenteuern bis zur Heimkehr in ſein Heimathsdorf umfaßt noch ungefähr vierzig Tage. Sechs Tage währt dann ſeine Krankheit, am ſiebenten wird er vernünftig und drei Tage darauf ſtirbt er.

(Die Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Muſiviſche Bilder. Ein Nachlaß proſaiſcher Aufſätze von Richard Roos. Neue Ausgabe. Quedlinburg und Leipzig 1840. Verlag der Ernſtſchen Buchhandlung. 1 Rthlr.

Richard Roos war ein gemüthlicher Schriftſteller, deſſen Humor um ſo eher Anerkennung verdient, als dieſer Artikel, ohne Zuſatz von polemiſcher Unverſchämtheit, oder von gotteslängneriſchem Witze, heutigen Tages ſelten gefunden wird. Wir empfehlen dieſe Lectüre, von ganzem Herzen, indem wir unſern Leſern, denen wir gewiß ſelten Leſefrüchte bieten, hiermit einen Auszug geben.

Des Thierreichs Gloria.

Welch vollgedrückt gerüttelt Maaß von Ehre doch dem Thierreich durch den Menſchen widerfährt! Er mag ſeine Erdlos-Kollegen ſchimpfen oder tadeln, oder loben und preiſen — er mag ſie nach ihrem Thun und Treiben, nach ihren Eigenheiten, Neigungen, Beſtrebungen, Fähig- und Fertigkeiten, nach ihrem Uebermaaß oder Mangel an Kenntniſſen, ja ſogar nach ihrem Aeußern vom Haupte bis zum Fuße charakteriſtiſch bezeichnen wollen; dem Thierreiche entlehnt er gar oft ſo Wort als Bild.

Ein gutes Thier iſt oft ein ächter, oft aber auch nur ein Pſeudo-Ehrentitel für Leute, die keine Lichter eſſen, und hoch geſtellt wird ſo manches dumme Thier. Für letzteres giebt es eine Art von Rangordnung von mindeſtens ſechs Klaſſen: Rindvieh, Ochſe, Eſel, Schaf, Schöps, Gimpel. Wer hätte nicht ſchon Den und Die in eine jener Klaſſen locirt? Und wie zahlreich ſind manche derſelben! Begegnen uns z. B. Eſel, Schöpſe und Gimpel nicht täglich auf den Wegen des Lebens?

Unſere Schönen haben Schwanenhälſe, Gazellenaugen, Flaumhändchen und Taubenherzchen; und wenn man behauptet, daß es unter ihnen viel freundliche Katzen und

ſich brüſtende Pfauen, viel Heidelerchen und wenig Nachtigallen gebe, ſo gehören dazu Beweiſe, die ich wenigſtens nicht beibringen mag.

Unſere Herrn mit Habichtnaſen, Luchstätzen und Adlerblicken, kämpfen mit Löwenmuth, binden gelaſſen die größten Bären an, ſetzen aber auch oft ihren beſten Freunden Hörner auf, während ſie ſelbſt dergleichen tragen, fliegen nur zu gern aus, und die, ſo Haſenherzen haben, ergreifen, wenn es gilt, das Haſenpanier.

Der Pfiffikus heißt Fuchs, der Grauſame Tiger, Hyäne, Geier, der Geſchmeidige Aal, der Zweiächsler Chamäleon, der Duckmäuſer Blindſchleiche, Unreinliche Schwein, der Schneße Renn-, der Träge Faul-, der Leidende Elennthier oder Elendswurm — und vor Schlangenbrut und Otterngezücht kann man ſich nicht genug in Acht nehmen.

Wir ſchelten unſere Schwätzer Elſtern, unſere Naiſonneurs Rohrſperlinge, unſere Nachbeter Papageien und Staarmätze, unſere Selbſtlobhudler Kukuke und hören ſolch Viehzeug allüberall am häufigſten auf den Feldern der Literatur und Politik.

In Haus und Straße umflattern uns Gelbſchnäbel, liederliche Finken und lockere Zeiſige. Statt Becher kredenzt man oft nur Finkennäpfe, und Zeiſigfutter erhält ſo mancher für Pferdearbeit. Vor Schüſſeln ſitzen gefräßige Hamſter, vor Flaſchen ewig durſtige Zippen.

Wer arm iſt wie eine Kirchenmaus, gilt nirgend viel, und wer noch ſo viel zuſammenhamſtert, geht doch ärmer als jene Maus zu Grabe.

Wer ſich recht ärgert, wird roth wie ein Zinshahn, und wer, wie ein Schöps in die Wolle kommt, dem ſchwillt wie dem Puter der Kamm. An wem man ſich gern reiben möchte, dem broht man es wie einer fetten Henne, und ein Hühnchen mit Jemand zu rupfen, klingt wie leichter Scherz, iſt aber nicht ſelten der ſchwerſte Ernſt.

Wem etwas ſchwant, bildet ſich meiſt nur etwas ein, wer aber in manchen Fällen Schwanenfeder bekommt, der liegt auf dem Schwanenbette härter, als ohne dergleichen

Federn auf dem Strohſacke. Des Dichters letztes Lied iſt ſein Schwanengeſang und ſo mancher hätte wohlgethan, ſein erſtes gleich dazu zu erheben.

Der Buchhändler ſchmählichſte Feinde ſind die Krebſe und des Lebens trübſter Gang iſt der Krebsgang. Kinderbringende Störche ſitzen auf allen Schornſteinen, und Storchbeine alter Herren und junger Greiſe klappern neben Elegants in Elephantenſtiefeln auf allen Straßen.

Der Hund iſt das uralte Sinnbild unerſchütterlicher Treue, aber auch der ſchmählichſten Tyrannei, des ſchändlichſten Servilismus. Die vermaledeite Race der Bluthunde, beſonders der großen, ſtirbt nicht aus, und das ſogenannte Aufwarten der feinen Welt ſtammt in gerader Linie aus der Hundebude. Die Zahl der Hundeſeelen, die, verachtet und gemißhandelt, doch gleich wieder lecken, ſchwänzeln und aufwarten, heißt Legio, denn ihrer ſind viel — und vor beißigen Hunden, beſonders kollegialiſchen und häuslichen, kann man ſich nicht genug in Acht nehmen.

Der Juſtiz rechter Arm war einſt das Hundeloch, wo Hundekälte waltete bei Hundeſuppe, und Hundepeitſchen bildeten die Leibgarde der Polizei. Wer überall ſich herumtreibt, wird bald bekannt wie ein Pudel, und zu den unausſtehlichſten Phyſiognomien gehören die Bullenbeißer und Mopsgeſichte. Der ſchönſte Genuß bekommt nicht ſelten wie dem Hunde das Gras, und oft hilft dagegen weder Apotheker noch Doctor. Mit aller Weisheit läßt ſich kein Hund vom Ofen locken, und ſo mancher klüge ſieht doch nicht, wo der Hund begraben liegt. Wer immer denkt: »Komm' ich über den Hund, ſo komm' ich auch über den Schwanz,« kommt endlich ganz auf den Hund und muß wohl gar Hunde ſchieben bis Bautzen. Der treue Arbeiter lebt meiſt wie ein gehetzter Hund, und hundeſauer wird ſo manchem das Bischen Leben. Wer allen beſchuhfelt iſt unausſtehlich und wer ewig widerbellert, dem möchte man z. B. die Schnauze zubinden. Dem Uebermuthe iſt es oft gar heilſam, daß der Knüttel gewöhnlich beim Hunde liegt — und ſo manchem mag man es in gewiſſen Fällen wohl

gleichen, wenn er davon geht, wie ein begoßner Hund. In manch ſtattlichem Hauſe waltet Hundezucht und Hundewirthſchaft, und unter der lieben Jugend giebt es zahlloſe Hundejungen. Ein Hundsfott wird gewöhnlich mit Blut abgewaſchen, obwohl Verſtand und Geſetz ſolche Wäſche verbieten, und doch — wer mag ihn wohl auf ſich ſitzen laſſen?!

Fleißige büſſeln oder ſitzen wie Dachſe, arbeiten wie Bienen oder Ameiſen, Verſchwiegene ſind ſtumm wie Fiſche, Grämliche Allem ſpinnefeind, Häusliche ſpinnen ſich ein wie Raupen, Wohlbeleibte watſcheln wie Enten, Liebende ſchnäbeln ſich oder girren wie Täubchen, leben wie Sympathievögel und ſind am glücklichſten, wenn ſie zu Neſte tragen.

Narren putzen ſich wie Affen, Geſchmackloſe wie Pfingſtochſen. Wer oft mit der Thüre ins Haus fällt iſt ein Plumphecht, und wer um ungelegte Eier ſich bekümmert, kommt oft gar übel weg. Für die wohlmeinendſte Warnung wird man nicht ſelten zum Brummbär, und der Beſte muß oft heulen mit den Wölfen.

Auf Laufewenzel, nicht ſelten recht große, ſtoßen wir täglich, und in Vorzimmern kriechen ewig Supplikanten wie Würmer. Wer Welt und Menſchen ſieht, führt ein Maulwurfleben; Grillenfänger umwindet nie der Freude goldner Kranz, und Stockfiſche ſind die unausſtehlichſten Geſellſchafter.

Der Müde ſtreckt alle Viere von ſich, der Schläfrige geht mit den Hühnern zu Bette. Wer ſchnarcht wie eine Ratte oder ein Mops, iſt ein furchtbarer Schlafgeſelle, und wer ſiehlt wie eine Rabe, vor dem hält man Thür und Tasche zu. Wer etwas erlangen will, wird zum Ohrwürmchen, und Mäuſedrehen leiſten oft ganz fatale Dienſte. Der Weiſe huldigt Minervens häßlichem Vogel, der Eule, und der Dumme wird wenigſtens ihr Spiegel.

(Ein Beiblatt folgt.)

Hilarion, oder Stunden der Erheiterung. Eine Auswahl launiger und scherzhafter Gedichte von Dr. August Ifr. Berlin 1840, Druck und Verlag von L. W. Hayn. —

Gute, zusammengestohlene Waare, von der wir indessen keine Proben geben wollen, um nicht als Begünstiger des literarischen Diebstahls bestraft zu werden.

Das Buch deutscher Parodien und Travestien. Herausgegeben von J. Kunk. Erster Cyclus. Erlangen, 1840 in der Palm'schen Buchhandlung. —

Die Travestie ist nicht zu verachten, ihre Aufgabe ist, mit Respect vor dem Himmel die Thorheiten der Erde zu verspotten. Ist doch der Mensch selbst eine Travestie Gottes, obgleich er zu seiner Parodie zu seinem Ebenbild geschaffen ist? Nur von diesem Princip erfüllt darf sie sich selbst an höhere poetische Produkte wagen. Die Lösung dieser Aufgabe ist eine Tatsache, die nur ein ächter Humorist vollbringt. Das Buch enthält die besten bekannten Travestien, z. B. von Koller und Mahlmann, aber auch viel poetisches Berliner Blau, im Geschmack der unglücklichen Komödie Nantes, dem jetzigen Lieblingsschriftsteller der deutschen kaufenden Lesewelt.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 25. Donnerstag, 21. Juni. 1841.

Skizzen aus den Erinnerungen meines Aufenthalts in Venedig.

Von

Prott.

Ungefähr in der Richtung von Morgen nach Abend sich erstreckend, bildet der Markusplatz (Piazza di S. Marco) ein fast regelmäßiges Oblongum, 280 Schritte lang und 110 Schritte breit, mit ihm ist am östlichen Ende die Piazzetta oder Broglio fast rechtwinklig verbunden, 250 Schritte lang in der Richtung von Nord nach Süd, und 80 Schritte breit. Am südlichen Ende, wo die Piazzetta den Canale di S. Marco berührt, läuft sie nach Osten hin in einem geräumigen Quay, der Riva delli Schiavoni längs dem Wasser aus, halbmondförmig das schöne Wasserbecken des Canales von S. Marco, den eigentlichen Hafen Venedigs, einschließend.

Das westliche Ende des Markusplatzes begränzt der neue königliche Pallast, die Nordseite die alten Prokuratien, die Südseite die neuen Prokuratien; dem königlichen Pallaste gegenüber erhebt sich an der Ostseite das ehrwürdige Gemäuer der Markuskirche; an letztere schließt sich der Palazzo Ducale an, der im Osten die Piazzetta begränzt, ihm gegenüber bildet die Münze (Zicca) mit den neuen Prokuratien verbunden die Westseite der Piazzetta.

Mit dem Markusplatze kann sich kein Platz in der Welt messen. Der Eindruck ist durchaus ungetrübt, neu und schön, dem eines prächtigen offenen Saales nicht unähnlich; die anstoßende Piazzetta dagegen trägt den Character eines erhabenen Wasserthores.

Geräumige Arkaden führen am Markuspallaste, den alten und neuen Prokuratien und dem königlichen Pallaste hin, mit den schönsten Quaderplatten belegt, während der Platz selbst, nach Art eines ungeheuren Mosaiks, mit verschiedenfarbigen Sandstein- und Marmor-Fluren gepflastert ist. Der saalartige Eindruck des Markusplatzes wird noch bedeutend dadurch vermehrt, daß man kein Wagengeräusch, kein Pferdegeschnapf hört, daß das schöne durchaus ebene Pflaster jeden Fußtritt der Wandelnden möglichst unhörbar macht.

Die Arkadenreihen längs der Piazzetta und den Prokuratien ist mit den reichsten Kaffeehäusern und Läden besetzt, die zu allen Stunden des Tages, im Vereine mit dem schönen Spaziergange, den Vereinigungspunkt der Fremden, und überhaupt den Mittelpunkt des venetianischen Lebens bilden.

Der Markusplatz bietet eine große Schaubühne dar, die stets belebt, stets neue Bilder entfaltend, die mannigfachste Gelegenheit giebt, einen mehr als oberflächlichen Blick in die Eigenthümlichkeit des venetianischen Lebens zu thun, zumal sie alle Volksklassen in sich vereinigt.

Große, weite und buntfarbige Zeltdächer erstrecken sich von den Arkaden der Kaffeehäuser auf den Platz hinaus; unter ihnen sitzt man geschützt vor der brennenden Mittags-Sonne und dem kühlen Abendthau, und genießt das kühlende Eis, in dessen Zubereitung sich die Venetianer besonders auszeichnen. Unterhält das sich kreuzende Gewimmel so vieler verschiedenartiger Menschen nicht mehr, so wandern wir nach der Piazzetta und die Riva delli Schiavoni entlang. Hier ist mehr der Tummelplatz des niedern Volkes.

Mit sinnverwirrendem Geschrei stürzen uns von allen Seiten die Gondoliere entgegen, ihre Barca anpreisend, und

die Namen der Hauptgegenden, die der Reiſende von hier aus zu beſuchen pflegt herſchreiend. Wehe! dem, der wenn er nicht fahren will, zwiſchen ſie geräth; nichts rettet ihn; er muß fahren, er mag wollen oder nicht. Helfen Ueberredungen nicht, ſo führt der glückliche Gondolier mit Gewalt ſeine Leute zur Barke. So erging es unter meinen Augen einem ſtolzen Engländer, der mit ſeiner Frau oder Tochter am Arme, mit geringſchätzender Verachtung in ſeinen Blicken, am Strande herumſchlenderte. Bitter erging es dem Armen, ſeine Geringſchätzung wurde hart beſtraft; auch er wollte nicht fahren, aber er mußte; blieb ihm auch ein andres Mittel, ſich und ſeiner Begleitung die gemeinen Hände der Gondliere fern zu halten, als ſich mit ſtoiſchem Gleichmuthe in ſein Schickſal zu ergeben? da die lachenden Gondoliere ſein kauderwelſches Italieniſch nicht verſtanden, ſeine Verneinung vielleicht für Bejahung nahmen? doch iſt das luſtige Völkchen der Gondoliere nichts weniger als böſe und rachgierig, und wer die Sprache genugſam kennt, darf ſich ungeſcheut ein Späßchen erlauben; freilich mögen ihnen auch die gelben Aufſchläge der öſterreichiſchen Gensdarmerie bekannt ſein. Ein einfaches Mittel um nöthigenfalls, wenn man fahren will, den möglichen Prellereien zu entgehen, iſt, daß man den Preis ſelbſt beſtimmt und den drängenden Haufen zur Annahme vorſchlägt, oder daß man die Gondoliere ſich ſelbſt herunter bieten läßt.

Zwiſchen dem Geſchrei der Gondoliere ertönt der heiſere Ruf der Verkäufer aller Art. Hier ſteht ein baarfüßiger, mit wenigen Lumpen bedeckter Junge, ein Brett, ein Meſſer, ein gebratener Kürbiß iſt ſein ganzes Geräth, aber er ſchreit deſto ſtärker und befindet ſich wohl dabei; wer vermögte auch der ſchön gelbſtrahlenden Frucht zu widerſtehen? Anlockender für mich waren die Trauben- und Obſt-Verkäufer; wachſen auch nach Nicolai's Richterſpruche in Venedig keine Orangen, ſo ſchmecken die feilgebotenen Trauben und Feigen deſto beſſer, und ſind ſpottwohlfeil dabei. Auch der Eiswaſſer- und Liqueur-Verkäufer, ein grauer Invalide, mit hölzernem Beine, macht gute Geſchäfte, iſt auch

Ruhe ſeine Hauptbeſchäftigung, er hat ſich wohlweißlich ſo geſtellt, daß jedem Ankommenden und Paſſirenden ſeine blinkenden Flaſchen hell ins Auge fallen.

Aergeren Lärm machen die Schiffer von Lido, in großen irdenen Schüſſeln Schaal- und Schleimthiere aller Art umhertragend.

Beſonders lebhaft und unterhaltend iſt der Markusplatz Abends nach Sonnenuntergang, wenn die italieniſche Nacht beginnt, dann iſt Alles gedrängt voll. Es iſt gewiſſermaßen eine große Abendgeſellſchaft die ſich jeder ſelbſt giebt. Man geht hin, um zu ſehen und geſehen zu werden; das Werk des Tages iſt beendet, der Beamte, der Handwerker, der Bürger ſie führen ihre Familien zu dieſer großen Zuſammenkunft, wo ſie reichlichen Erſatz für die mangelnde häusliche Geſelligkeit finden. Hierzu kommt noch der, namentlich bei meiner Anweſenheit unermeßliche Schwarm von Fremden. In der That iſt es die großartigſte, glänzendſte, gemiſchteſte und deßhalb unterhaltendſte Geſellſchaft, die man ſich denken kann, die theils im Spaziergange die milde Abendluft genießt, theils unter den Zeltdächern oder in den innern Gemächern der Kaffee's ſich ſelbſt und andern das Leben zu erheitern ſucht. An 3 Abenden in der Woche unterhalten die Muſikchöre der Garniſon das Publikum, außerdem gibt es Bänkelſänger und dergleichen Künſtler genug, während am Waſſer der Pulcinell oder das offene Puppentheater die Menge erfreut.

Von den Deutſchen wird vorzugsweiſe das deutſche Kaffehaus al imperatore d'Austria beſucht, nicht grade weil es ſehr vorzüglich iſt, indeſſen iſt es eine Bemerkung, die ich überall auf meiner Reiſe beſtätigt gefunden habe, daß wir gutmüthigen Deutſchen uns lieber von einem ſogenannten Landsmanne als von einem Italiener prellen laſſen wollen, und in der That verſtehen erſtere es auch weit beſſer. Das vorzüglichſte Kaffeehaus iſt das von Florian, außerdem noch eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit; der frühere Beſitzer Florian war der vertrauteſte Agent der Nobili's, und wurde in ſeinen Hallen manche Angelegenheit der Republik ver-

handelt und beschlossen; auch wird von ihm erzählt, daß Canova, sein vertrauter Freund, sein Bein, da er am Podagra litt, als Maaß für den Schuhmacher modellirt habe.

Eine wichtige Rolle unter den Abendunterhaltungen des Markusplatzes spielen die überzuckerten Früchte, die ich in dieser Art der Zubereitung nirgends so angetroffen habe. Auf großen Schüsseln tragen unzählige Bursche, die, mit zarter, durchsichtiger, hellblinkender Zuckerkruste umgebenen Früchte in großer Auswahl umher; man spießt sich mit dazugegebenen Stäbchen von Citronensalz so viele auf, wie man wünscht, und genießt sie zu einem Glas Eiswasser; köstlich schmecken die so zubereiteten Apfelsinen und Feigen.

Bei Mondenschein stand ich oft allein in der Mitte des ungeheuren Platzes; dann treten die Verhältnisse der umgebenden Gebäude erst recht großartig ins Auge; wie ein schlafender Riese liegt der gewaltige Schatten des Markusthurmes weit über den Platz; man fühlt sich traurig erregt in der augenblicklichen Einsamkeit, und doch ist hier die erregte Sehnsucht nach Leben, nach Geselligkeit so augenblicklich erfüllt.

Macht so schon das jetzige Leben den Markusplatz zu einem der interessantesten Punkte, abgesehen von der Befriedigung, welche die ihn bildenden Bauwerke dem Beschauer geben, so wirkt eben so anziehend auch das in einzelnen, zum Theil örtlichen, Erinnerungen überall hervortretende, längstverflossene Leben aller dieser Herrlichkeit.

Es ist wirklich rührend, daß bei dem vielen Wechsel, den das Glück erlitt, wobei so viele besondere Eigenthümlichkeit und Sitten verloren gingen, sich doch ein Gebrauch erhalten hat, der eben so lieblich wie einzig in seiner Art ist. Ich meine hier die Tauben des Markusplatzes. Unzählige Schwärme dieser geselligen Thierchen nisten noch jetzt auf den Dächern der umstehenden Gebäude und werden auf öffentliche Kosten ernährt; die Thiere sind so an diesen Gebrauch und ihre Unverletzlichkeit gewöhnt, daß sie

ohne Scheu sich zur Fütterungszeit auf dem Pflaster versammeln.

Dieser Gebrauch ist uralt: man ließ am Palmsonntage vom Portal der Markuskirche viele Tauben aufsliegen, denen Papierrollen an die Füße gebunden waren, um ihr Aufsteigen zu hindern; es war dies ein Schauspiel, das auf Staatskosten dem versammelten Volke gegeben wurde, welches sich dann der Taube als guter Beute bemächtigte. Manche Taube entkam dabei auf die Dächer, und da bald eine bedeutende Vermehrung der entflohenen Statt fand, so wurde ein Decret erlassen, welches ihre Unverletzlichkeit und Ernährung auf öffentliche Kosten sicher stellt.

Eine andere Episode, wenn auch ernsterer Art, knüpft sich an die beiden Granitsäulen, welche am Strande der Piazzetta zwischen dem Markuspallaste und der Münze, mit den Bildern des fliegenden Löwen, von St. Marco und des St. Theodoro, ehemaligen Schutzpatronen Venedig's gekrönt, sich zwei Wächtern nicht ungleich erheben. Kein Mobile ging zwischen ihnen durch, da hier die Hinrichtung der Verbrecher Statt fand; es war die Stätte der in der allgemeinen Achtung Geächteten; erst neuerdings, bei meiner Anwesenheit, hat Leopold von Oesterreich durch seine eigne heilige Person den Fluch von einem Orte gehoben, auf welchem er Jahrhunderte lang lag.

(Der Beschluß folgt.)

Des Thierreichs Gloria.

(Beschluß.)

Der Flinke springt wie ein Reh, der Näscher klappert wie ein Eichhörnchen. Wer nach Luft schnappt wie ein Karpfen, befindet sich nicht gerade behaglich, und wer zu oft mit faulen Fischen handelt, verschlägt sich am Ende die

Kunden. Plane und Schriften, über welche man lange brütet, gerathen nicht immer am beſten, und unter unſerer aufblühenden Nachwelt fehlt es an gott- und heilloſer Beut.

Ungefürchtet ſind Damenklubbs, wo man vor Schnattern nicht zum Worte kommt, und in der Herrenwelt fehlt es nie an Bocklieder und bocklebernen Seelen. Unſere Bälle wimmeln von Drehhämmeln und Tanzfliegen; dagegen aber werden gute Hausunken immer ſeltener.

Aubergiſten haben von jeher ſo Ehre als Vortheil in der Thierwelt geſucht, und ſo manchem hat nur ein goldner Löwe, ein ſchwarzes Roß, ein weißer Adler, eine ſilberne Gans u. ſ. w. goldne Eier gelegt.

Daß überhaupt eine Menge Beſtien, beſonders wilde, in Wappen und Orden, auf und zu Schildhaltern angenommen worden ſind, weiß am beſten der Heraldiker, dem das: Wie ſie zu ſolcher Ehre gelangt? nicht ſelten den Kopf warm macht. Wer kennt z. B. nicht den öſterreichiſchen und ruſſiſchen Doppel-, franzöſiſchen und preußiſchen einfachen Adler, den großen brittaniſchen Leopard, den braunſchweigiſchen und heſſiſchen Löwen, den weimar'ſchen Falken! Wer weiß nicht, daß einſt zwei der mächtigſten Monarchen ſich um die Ehre ſtritten, Würdigen oder Günſtlingen ein altes Widderfell an goldner Kette um den Hals zu hängen! Und wie müht manch Geiſtreicher und Redlicher ſich ab, ſein Herzgehäuſe mit einer wilden Beſtie an buntem Bande zu ſchmücken!

Der Hahn iſt der Wachſamkeit uraltes Bild. Nach ſeinem Schrei theilte man einſt die Nacht, und in Gethſemane war er einſt ſo eine Art von Pendüle für Petri Verleugnung. Der mächtigſte und berühmteſte aller Hähne aber iſt der galliſche; denn Millionen jagte er einſt ins Bockhorn, vor ſeinem Tritte zitterten Throne und ſein Schnabel ſtieß Kronen von uralten Häuptern.

Die größte Ehre widerfuhr einſt der Biene, denn mit ihr ſchmückte ſeinen Krönungsmantel der kühnſte Held, der mächtigſte Kaiſer; und das größte Unglück traf jüngſt den

polnischen weißen Adler, der den Klauen des russischen schwarzen sich entwinden wollend, von diesem nur desto fester gepackt ward.

Doch wann würde ich enden, wollte ich alle Strahlen der Gloria des Thierreichs verfolgen. Nur eines Hauptstrahls will ich noch gedenken, des himmlischen nämlich, der einst sich offenbaren wird, wenn auf den Ruf der großen Posaune die Schläfer seit Jahrtausenden erstehen werden aus Grabesstaub, und sich sammeln vor dem Richter der Welten; denn da wird er sie theilen in Schafe und Böcke, und die Schafe stellen zu seiner Rechten und die Böcke zu seiner Linken und jene gehen heißen ins Himmel-, diese ins Höllenreich.

Darum wer klug ist, trachtet diesseit, zu werden jenseit ein Himmelsschaf und kein Höllenbock.

Literatur.

Elise oder Gesetz und Natur. Ein Roman aus der neuesten Zeitgeschichte von Ferdinand * * *. Stuttgart, Verlag von J. Wachendorf 1840.

Ein wunderbares Buch, für die Emancipation des Fleisches, und gegen das Coelibat geschrieben. Ein katholischer Abt sucht seine frühere Geliebte, die an einen protestantischen Geistlichen verheirathet ist, auf, und tanzt sie, die trotz seiner abmahnenden Predigt, nicht von ihm lassen will, auf einer Maskerade fast zu Tode. Elise stirbt einige Tage nachher. Der Abt wird als Missionär in China hingerichtet.

Oldenburg.

Redakteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 26. Donnerstag, 1. Juli. 1841.

Skizzen aus den Erinnerungen meines Aufenthalts in Venedig.

Von

Prutt.

(Schluß.)

Die Geschichte berichtet darüber folgendes: als im Jahre 1192 der Doge Ziani zwei in den Gebirgen Ungarns angefertigte Granitsäulen nach Venedig brachte, um sie auf ihrem jetzigen Standpunkte aufrichten zu lassen, fiel die eine ins Meer und versank im Schlamm der Lagunen, wobei mehrere Menschen verunglückten. Schon war eine andre Säule zum Ersatz angefertigt und lag am Rande der Piazzetta bereit, aber keiner fand sich, das Wagniß der Aufrichtung zu übernehmen, aus Furcht vor ähnlichem Unglück. Endlich nach geraumer Zeit, unter der Regierung des bekannten Dogen Dandalo, meldete sich ein fremder Abenteurer, ein Mechanikus Nicolo Barathiero, der sich zum Lohne die Erfüllung eines Wunsches ausbat. Die Säule wurde glücklich aufgestellt, und der Fremde verlangte nun für die Abendstunden die Erlaubniß, zwischen den Säulen eine Spielbude errichten zu dürfen; es geschah dies zu einer Zeit, wo die Hazardspiele noch zu den unbekannteren Dingen gehörten, und also um so anlockender sein mußten. Die Speculation schlug nur zu glücklich für den Unterneh-

mer ein; die Nobili ſtritten ſich faſt um die Ehre, ihr erworbenes Gut auf dem Altare des Fremdlings zu opfern, und ſah ſo der ehrwürdige Dandalo mit Schrecken dieß bis jetzt noch unbekannte Laſter in dem beſten Marke ſeines Staates wuchernde Wurzeln ſchlagen. Nicht lange nachher ſollte ein arger Verbrecher hingerichtet werden, ein glücklicher Gedanke lief durch den Kopf des Dogen, er verſchob den Blutbefehl, und ließ Tags darauf mit allen erdenklichen Förmlichkeiten den Verbrecher zwiſchen den Säulen enthaupten. Am Abend errichtete der Fremde, wie bisher, ſeine Spielbank, aber Keiner kam; der getödtete Verbrecher hatte die Stelle mit ewigem Fluche belegt, und blieb dem Spieler nichts andres übrig, als ſchleunige Flucht nach dem Feſtlande, wo er ſpäter in Rom im Kerker ſtarb. Seit der Zeit wurden alle öffentlichen Hinrichtungen dort vorgenommen. Jetzt dienen die Fundamente harmloſen Fiſchern als bequemes Ruhelager.

Der Markuspallaſt, Palazzo Ducale, der Herrſcherſitz der Republik im Jahre 809 erbaut, wurde 5mal durch Feuerbrünſte zerſtört, entſtand aber jedesmal weit ſchöner aus ſeinem Schutte; ſo wie er jetzt ſteht, wurde er im 14. Jahrhundert unter dem Dogen Marino Faliero durch Felippo Calendario vollendet; die ſpäteren Veränderungen betreffen nur untergeordnete Theile des Bauwerks. Merkwürdig war das Schickſal beider, der Doge wurde als Hochverräther enthauptet und der Baumeiſter ſtrangulirt!

In der Form eines länglichen, an einer Seite offenen Vierecks, das einen eben ſolchen Hof in ſich ſchließt, und circa 980 Schritte im Umfange mißt, biegen 2 Seiten des Bauwerkes nach der Piazzetta und dem Meere zu, während die dritte Seite ſich einem Nebenkanal entlang zieht.

Der Markuspallaſt iſt in der That das merkwürdigſte originellſte und zugleich großartigſte Gebäude Venedig's; der Hauptcharacter iſt würdevoll imponirend, eine ſtarre, hochmüthige Feſtigkeit zeigend. Er hat an den äußeren Seiten Hauptabtheilungen oder Stockwerke; die beiden unteren ſind aus Quaderſteinen oder Marmor erbaut, und iſt an beiden Sei-

ten eine offne, im Verhältniß zum ganzen Gebäude leichte Gallerie herumgeführt, die unteren Arkaden mit schwereren Pfeilern und Bogengliederungen, die zweite Gallerie leichter gehalten, mit der eigenthümlich venetianischen, ans gothische und orientalische erinnernden, Verzierungsweise. Ueber beiden erhebt sich das bei weitem mächtigere und colossalere dritte Geschoß, in rautenförmiger Abwechselung mit blasrothen und weißen Ziegeln verziert; wenige große gothische Fenster, in der Mitte jeder Facade ein besonders mächtiges mit Balken versehenes, unterbrechen die weite Fläche; eine eigenthümliche Krönung mit orientalischem Typus schließt das Ganze. Es scheint fast, als wenn die leichten Gallerien die colossale, über ihnen aufgethürmte Mauermasse des obersten Geschosses nicht zu tragen im Stande wären; daß sie es thun, kann man vorzugsweise der sorgfältigen Verankerung jedes einzelnen Bogens zuschreiben; auch sind mehrere Pfeiler der unteren Arkaden, die der Gefahr, auseinander gequetscht zu werden, nahe waren, später noch durch starke Eisenringe gesichert und werden nur so gehalten.

Vier große Thore führen in das Innere des ungeheuren Riesenschlosses; der großartigste und zugleich der Haupteingang liegt an der Nordseite, der Piazzette zu, zunächst der Markuskirche; das zweite Hauptportal liegt in der Mitte der Fronte nach dem Meere, und außerdem führen 2 Wasserthore, von dem schon erwähnten Nebenkanale aus, ins Innere. Ich trat durch den Haupteingang zuerst in den schönen Hof, den die beiden Wasserbehälter Venedigs zieren, und den geräumige Arkaden umgeben. Auf den breiten Stufen der Riesentreppe (Scala de Giganti), die dem Haupteingange gegenüber frei vorgebaut ist, steigt man in das erste Geschoß; sie ist ein Werk Antonio Bregno's durch Domenico und Bernardo von Mantua ausgeführt; die Benennung »Riesentreppe« verdankt sie den colossalen Statuen des Mars und Neptun auf dem Podeste, im Jahre 1556 von Sansovino ausgeführt. Auf dem vorspringenden Podeste fand die Krönung der Dogen statt; irrthümlich und einen Anachronismus enthaltend ist die Erzählung der Ci-

ceroni, daß der Doge Marino Falieri daſelbſt enthauptet worden ſei, der 1355 ſeinen Tod fand, während die Treppe ſelbſt erſt 100 Jahre ſpäter erbaut wurde. Von der Rieſentreppe gelangt man durch einen Theil der inneren Gallerie zur goldenen Treppe (Scala d'oro), ſie wurde 1538—1577 unter Sanſovino's Leitung erbaut und iſt prächtig mit Stuckmarmor, und Vergoldungen und Fresken von Franco geziert. Vor dem Aufgange derſelben zeigt man die Stelle der früher ſo berüchtigten Löwenmäuler. Ueber die goldene Treppe gelangt man zu den im oberen Stocke des Dogenpallaſtes gelegenen Prunk- und Gerichtsſälen. Sie ſind alle mehr- oder weniger reich dekorirt, und iſt auch mancher Prunk verſchwunden, ſo wirken doch die wohl erhaltenen Dekorationen der Decken und Wände um ſo mächtiger, zumal ſie faſt nur aus Gemälden berühmter Meiſter der venetianiſchen Schule, in reicher Goldeinfaſſung beſtehen. Ich beſchränke mich hier nur auf Weniges vorzügliches. Intereſſant iſt der Saal, deſſen Wände die, in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Griſellini angefertigten Charten, aller der Länder, die je von den Venetianern beſeſſen, beſucht oder entdeckt wurden, enthalten. Das Anticollegio enthält einen Schatz in 4 Bildern Tintoretto's, Merkur, Schmiede des Vulkan, Pallas den Mars vertreibend, Ariadne von Venus gekrönt; viel reizender aber noch iſt ein fameuſes Werk Paolo's Veroneſe, die Entführung der Europa in 3 verſchiedenen Gruppen darſtellend, welches leider viel gelitten hat. Das Collegio hat an der Thronwand eine herrliche Verklärung des Heilandes, von Paolo V.; und das berühmte ovale Bild Venezia, ſo wie ein ausgezeichnetes Schlachtenſtück, beide von demſelben Meiſter.

Den großartigſten Eindruck macht unſtreitig der Saal des großen Rathes (di maggior Conſiglio), der jetzt zu Bibliothek und Muſeum umgeſchaffen iſt; Kunſtſchätze aller Art erfüllen den ungeheuren Raum, und doch fühlt man ſich nicht beengt, nicht gedrückt, man merkt die Menge der Bücher kaum (65000 Bände und 5000 M. S.; Pe-

trarca legte den Grund derſelben). Unendlich große Bilder ſchmücken Wände und Decken, ich erwähne hier nur das gleich recht vom Eingange befindliche Werk Tintoretto's, die Glorie des Paradieſes, 74 Fuß lang und 30 Fuß hoch; dieſes Bild iſt leider ſehr ſchadhaft und ſchlecht reſtaurirt, gehört aber zu den umfang- und figurenreichſten, die ich kenne, ob es eben nicht zu den intereſſanteſten, wohl aber zu den langweiligen Bilder zu rechnen iſt. Den Fries des Saales ſchmücken die Bildniſſe ſämmtlicher Dogen von Tintoretto, Baſſano, J. Palma u. a.; die Stelle des Marino Falieri nimmt eine ſchwarze Tafel, mit der goldnen Inſchrift: Hic est locus Marini Falieri, decapiti pro criminibus, ein; ſo ſuchte das ſchreckliche Gericht der Staatsinquiſition das Andenken des Hochverrathes und ſeiner Strafe den Nachfolgern ſtets vor Augen zu führen.

Unter den Antiken bemerke ich eine Gruppe der Leda, einen Raub des Ganymed's, und die berühmte zu Epheſus gefundene Gamme des Jupiter an den Saal des Staatsinquiſitoren hatte ich mir ganz anders vorgeſtellt.

Die dümmſte Antwort.

Zwiſchen Cöln und Düſſeldorf, liegt etwa auf der Mitte des Weges ein Ort der, wenn ich nicht irre, »Langfelden heißt« wo die Diligence anhält, um ſich mit friſchen Poſtpferden vorzuſchuhen. -- Hier ſoll den Reiſenden, welche ſchon frühe um ſechs Uhr aus Cöln reiſen, gegen die Gebühr ein Frühſtück verabreicht werden, das aber wegen Eigenſinns des ohnehin reichen Poſthalters fortwährend nur aus Butterbrod, grünem ſchlechten Schabzieger und aus ſaurem Roth- und Weißweine beſteht.

Unwillig über dies ſtereotype Dejeuner ſagte ich eines Morgens verdrießlich zu der es verabreichenden Mamſel:

»Nun das iſt doch arg, immer ſaurer Wein, Schabzieger und Butterbrod. In den kleinſten Hannöverſchen Neſtern findet der Poſtwagenreiſende um dieſe Zeit, Bouillon und Braten.«

Das angefahrne Mädchen ſchwieg. Sie war auch unſchuldig und unverantwortlich, wie ein Deutſcher Miniſter. Da erhob ſich ein anweſender preußiſcher Conducteur, nicht der unſrige, ſehr gereizt und ſcharf:

»In den Hannöverſchen Städten, wohin alle zehn Jahre eine Poſt hinkommt, iſt ſo etwas wohl möglich zu machen, allein hier, wo alle Tage zehn Poſten anhalten, wäre das doch etwas zu viel verlangt. »Staunend ſah ich den guten Mann an, die Antwort war ſo coloſſal dumm, ſie erweckte eine nachgemachte Ehrfurcht.«

»Habakuck iſt ſonſt ſo dumm nicht,« meinte unſer Schirrmeiſter unterwegs, er muß verliebt ſein und hat ſich der Mamſel annehmen wollen.«

Ich aber hatte Gelegenheit am Abend in der Diligence dieſe Erzählung zu benutzen, als ich eine grobe und dumme Antwort von einem reichen Holländer erhielt.

»Meine Herrn,« bemerkte ich, »die Antwort dieſes Herrn iſt gewiß dumm, allein ich will ihnen eine erzählen, die mir Habakuck heute gegeben, und die, wenn auch nicht gröber, doch gewiß viel dummer iſt.«

Lachend zollten mir die Mitpaſſagire Beifall, nachdem ſie Habakucks Ausſpruch vernommen; der Holländer wurde aber ganz ſtill. —

So müſſen uns unſere Feinde dienen. — Pereat sequens. — —

Amerikaniſche Zeitungsartikel.

Wir geben hier unſern Leſern zwei Artikel, welche im Namen der beiden politiſchen Parteien Nordamerikas geſchrieben und ihren geleſenſten Zeitungen, dem deutſchen Re-

publikaner und dem Wahrheitsverbreiter entnommen sind. Uns wundert, daß die Europäischen Fürsten nicht solche Artikel in Tractätleinform vertheilen.

I.

Ursachen, warum jeder Deutsche, der es mit seinem Adoptiv-Vaterland wohl meint, für Harrison stimmen soll.

1. Ist er ehrlich und kein kluger Advokat wie der pfiffige Van Buren.

2. Will er nur Einen Termin Präsident sein, wie dies Jefferson und Jackson als eine ächt republikanische Maßregel empfahlen.

3. Will er nicht, wie der föderalistische Martin Van Buren, seinen Nachfolger erwählen.

4. Ist er ein Staatsmann und kein Ränkeschmied, wie dies seine Reden im Congreß und das von ihm geführte Gouvernement des westlichen Territoriums beweisen.

5. Ist er tapfer, wie schon der Umstand beweißt, daß er in Schnee und Wetter die Indianer und Engländer schlug, während der föderalistische Van Buren in Tanzschuhen umherlief und mit schönen Wittwen tanzte.

6. Ist er kein emporgekommener Aristokrat, sondern ein ehrlicher Farmer, wie gestern so heute, der seine Freunde nicht durch irische Bediente, wie dies Van Buren gethan, abweisen läßt.

7. Ist er kein Mann, der den Arbeitslohn herabsetzen und die Besoldungen der Beamten erhöhen wird, wie dies Van Buren gethan.

8. Besitzt er die Gunst des Volkes, während sich Van Buren in den letzten vier Jahren überall verhaßt gemacht hat.

2.

Fragmente und Antworten. Warum gleicht Harrison vor dem Volke einem reuevollen Sünder vor den Schranken der Gerechtigkeit?

Weil er auf die Frage »schuldig oder nicht schuldig« stumm bleibt.

Warum gleicht Gen. Harrison ungangbaren Banknoten?

Weil seine Freunde das Volk bitten, ihn mit »großmüthigem Vertrauen« aufzunehmen, indem er dessen Forderungen entsprechen werde. — Um dasselbe Zutrauen bittet man zu Gunsten solcher Banken.

Warum gleicht Harrison's Committee einem Kalendermacher?

Weil sie es nicht wagt, seine Meinung öffentlich bekannt zu machen, da diese eben so verändert werden muß, wie der Kalender für die verschiedenen Staaten.

Wodurch machen die Freunde Harrison diesen einem Könige gleich?

Dadurch, daß sie das Volk bitten, Vertrauen in ihn zu setzen, indem er nicht unrecht handeln könne.

Warum gleicht die Whigpartei einem vorzüglichen Hochzeitskuchen?

Weil sie aus allerlei Zuthaten besteht.

Und endlich?

Warum gleicht sie einem gut gebackenen Kuchen?

Weil dieser, ehe er fertig ist, erst tüchtig geschlagen werden muß.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle Postämter des Herzogthums, so wie durch das Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 27. Donnerstag, 8. Juli. 1841.

Viertes Kapitel. *)

Regeln für diejenigen, welche die Wasserkur gebrauchen wollen. — Das österreichische Geld. Die Freiwaldauer Handwerker. Zeitungen und Taback. Die Schmuggler. Die Prophetin von Neiße und der Schlachter von Paschkau. Der Conditor und die Krämer in Freiwaldau. Die Preise der Wohnungen und der Beköstigung auf Gräfenberg und in Freiwaldau. Das Honorar für Prießnitz und für die Dienerschaft.

Wer Vertrauen zur Wasserkur in sich fühlt, und, wie fast immer, in seinem Hausarzte einen abmahnenden Genius findet, der sein »Wasser thut's freilich nicht« mit vornehmer Verachtung herauslächelt, der bringe seinen Krankheitszustand zu Papier und schreibe an Prießnitz, frankire übrigens von Norddeutschland aus bis nach Neisse, von wo aus jeder Brief, welchen Prießnitz erhält, demselben noch zwei Kreuzer Conventionsmünze kostet, was nichts desto weniger im Jahre Prießnitz eine Ausgabe von zweihundert Gulden

---

*) Wir geben hier noch eine Probe der so eben in dem Buchhandel unsers Verlegers erschienenen Schrift: »Prießnitz und Gräfenberg« vom Herausgeber, und empfehlen solche nicht bloß als Unterhaltungslectüre, sondern vornämlich denen, welche sich einer Wasserkur unterziehen wollen. Die meisten Rathschläge sind Prießnitzens eignem Munde entnommen.

D. R.

verrechnet. Prießnitz läßt sich jeden Brief, den er empfängt, von seinem Secretair »Böhm« vorlesen, giebt auch mit wenigen Worten die Antwort an, welche gewöhnlich schon am andern Tage angefertigt wird. Um nun aber ein abermaliges Porto für die in das Ausland gerichteten Schreiben nach Reisse zu ersparen, wird gewöhnlich mit der Absendung gewartet, bis ein großes Convolut Briefe zusammen ist, das einem nach Preußen Reisenden mit der Bitte übergeben wird, solches auf der ersten preußischen Post zur fernern Beförderung anzuvertrauen.

Prießnitz verordnet gemeiniglich vorläufiges Waschen mit kaltem Wasser, Diät, Bewegung, Wassertrinken und in den meisten Fällen auch den Gebrauch der Sitzbäder, deren sich überhaupt alle seine Patienten auf dem Gräfenberg bedienen müssen. Die Dauer eines solchen Sitzbades ist sehr verschieden und steigt von zehn Minuten in gewissen Fällen auf zwei Stunden, die gewöhnliche Dauer dürfte auf zwanzig Minuten anzugeben sein. Die Sitzbäder werden in einem Faße von etwa 24 Zoll Weite genommen, welches so weit mit Wasser angefüllt ist, daß das Wasser dem Badenden bis einen Zoll unter den Nabel reicht. Während des Sitzbades reibe man mit den Händen die in dem Wasser befindlichen Theile so stark wie möglich. — Zwar muß das Wasser hiezu in der Folge kalt genommen werden, doch kann im Anfange, um sich an die ganze Procedur zu gewöhnen, man sich des abgeschreckten Wassers bedienen, wie Prießnitz dies ja auch jeden Ankömmling bei den Vollbädern thun läßt. — Braucht man übrigens die Sitzbäder länger als die gewöhnliche Zeit, und werden sie genommen, um entzündungswidrig zu wirken, so muß man dafür sorgen, daß das vom Körper gar bald erwärmt werdende Wasser durch neues, frisches kaltes recrutirt werde. Diese Sitzbäder, wie das Einschlagen in die kalten Leintücher, sind meines Wissens Prießnitzens eigne Erfindung, und bilden beide im Allgemeinen die genialsten Momente seiner ganzen Wasserkur. Die Sitzbäder wirken höchst beruhigend, weil sie das Blut kühlen, und die Gefäße des Unterleibes stärken. Bei Un-

terleibsleiden und Hämorrhoiden und namentlich bei denen der Blase, thun sie oft Wunder. Sollte im Anfange der Blutandrang nach dem Kopfe zu stark sein, so bediene man sich, wie bei allen Partialbädern, aus gleichem Grunde eines kühlenden Umschlages. Doch haben diese kühlenden Umschläge den Nachtheil, daß sie die durch das Sitzbad beabsichtigte Reaction vermindern, und ist ihre Anwendung nur in Nothfällen räthlich. Eine gelinde Bewegung vor, eine heftige nach dem Sitzbade ist nützlich, beides natürlich um die Reaction zu befördern.

Sobald man sich entschlossen hat, eine Wasserheilanstalt zu besuchen, und ich möchte doch ohne Zweifel Jedem, dem es ausführbar ist, Gräfenberg oder Freiwaldau empfehlen, wo man die Quelle an der Quelle studiren kann, verschaffe man sich einen Paß, der vom österreichischen Gesandten, welcher bei dem Fürsten des Landes in welchem man lebt, accreditirt ist, contrasignirt sein muß. — Daß man diesen wiederum bei allen österreichischen Gesandtschaften der Städte, durch die man nach Gräfenberg reißt, contrasigniren läßt, ist eine durchaus unnöthige, kostspielige und zeitraubende Procedur. —

Dann, versorge man sich mit Reisegeld und rathe ich Jedem, sich insbesondere mit preußischen Pistolen oder mit preußischen Tresorscheinen zu versehen, welche einen gemeinrechtlichen Character, wie in frühern Zeiten die holländischen Ducaten, angenommen haben. Die preußischen Pistolen, welche trotz des sinkenden Geldcourses sich fast in ihrem alten Werthe erhalten, weil ihr honetter König sie zu derselben Währung annimmt, wofür er sie ausgeprägt, auch keine Münzspeculation mit ihnen getrieben hat, gelten hier sechszehn Gulden vierzehn Kreuzer Conventionsmünze, während die andern nur den Betrag von fünzehn Gulden dreißig Kreuzer erreichen, und von diesen, die hannöverschen Pistolen, tagtäglich noch eine größere Erniedrigung befürchten lassen. Der Cours des Ducaten variirt von vier Gulden dreißig bis auf vier Gulden sechs und dreißig Kreuzer.

Hier mag es der Ort sein, den Leser über die verschiedene Gattung des österreichischen Geldes zu belehren. Es giebt dort, wie unter den Menschen, lumpige und werthvolle, Papier- und Silbergeld, gute und schlechte Kreuzer. Die Staatsscheine von 1—2, 5—10 Gulden, auch »Einlösungscheine« genannt, haben nur den Werth von vierzig Procent, von dem, wofür sie ausgegeben werden, fünf Gulden Schein sind mithin zwei Gulden Silber, wogegen die Privatbanknoten, welche unter Aufsicht der österreichischen Regierung angefertigt, hier ihren vollen Werth von 5, 10, 25, 50, 100 und ich glaube auch von 1000 Gulden Conventionsmünze haben. Fünf schlechte Kreuzer sind zwei gute, doch gilt die kupferne Scheidemünze, die vor 1811 geprägt ist, folgendermaßen:

30 Kreuzer, vulgo »Schusterthaler genannt, gelten 6 — 15, 3, — 3 —2, und einer einen schlechten Kreuzer. Die Drei- und Ein-Kreuzerstücke, welche nach 1811 geprägt sind, haben den Conventionsmünze-Werth erhalten. Man muß beim Ankaufe genau fragen, ob gute oder schlechte Kreuzer gemeint sind, weil man im letzten Falle gewöhnlich sechszig Procent zu viel bezahlt und die guten Freiwaldauer Einen nicht von dem Irrthum heilen.

Der Badegast versorge sich ja nicht mit all zu vielen Kleidern. In Preußisch-Schlesien ist das Reisen auf den Diligencen ungemein billig, die Meile kostet nur sechs Silbergroschen (fünfzehn Grote Oldenburgisch Courant), allein der Passagier hat auch nur zwanzig Pfund Gepäcke frei. Die leinene Wäsche, (Flanell duldet Prießnitz nicht,) wird von den dienstbaren Geistern größtentheils aus Böhmischdorf, vortrefflich und prompt besorgt, einer feinen Garderobe bedarf es überall nicht, daher versehe man sich nur mit dem Nothdürftigen, und vor allen Dingen mit dem erforderlichen Schuhwerk, das bei dem steinigtem Pfade, auf dem man hier überall wandeln muß, selbst, wenn es von dem besten prosaischen Hans Sachs verfertigt worden ist, übermäßig frühe zerschleißt und zerreißt, von den Freiwaldauer Schuhmachern angefertigt, aber nicht bloß einen Abou-Ca-

sem Tambourisort, sondern den generösesten, reichsten Rentenirer zu verzweifelten Ausgaben zwingt. Die Freiwaldauer Schuster, welche lauter Farbenamen,*) wie »Weiß« »Schwarz« »Grün« und Blau führen, sind die unverantwortlichsten und gewissenlosesten Handwerker, die ich kenne, was freilich von allen Professionen dort in der Regel gilt. Man muß länger auf bestellte Arbeit warten, als sie hält, dann ist sie zudem oft schändlich verpaßt.

Ueberhaupt ist die Gewissenlosigkeit unter den Freiwaldauer Hauseigenthümern, seitdem dort der Hauke'sche holländische Michel eingezogen, ungemein herrschend geworden. Heute eine Wohnung vermiethen und morgen den Handel wieder aufkündigen, weil ein viel höheres Nachgebot von irgend einem reichen Wallachen erfolgt, ist etwas Gewöhnliches. — Doch muß man der Ortsobrigkeit, dem Syndikus von Freiwaldau, das Compliment machen, daß derselbe den Fremden sofort in seinem Rechte schützt und das jus poenitendi, (das Recht einseitig vom Vertrage abzugehen,) keineswegs gestattet, vielmehr jeden versuchten Betrug mit aller Energie vereitelt.

Zeitungen und Taback sind ein Bedürfniß für den Norddeutschen, der nach Gräfenberg kommt. Ich lese hier den Hamburger Correspondenten und die Leipziger Brockhausische Zeitung, wenn gleich verstohlen. Hie und da findet sich schon ein Badegast, der diese kommen läßt und Einem bei näherer Bekanntschaft vertraut. Man thut wohl, Taback mit nach Neisse zu nehmen und dort zu deponiren, oder demselben in jener Stadt zu kaufen. Obgleich der preußische Taback dort wenig mehr von seiner amerikanischen Natur hat, so ist doch ein guter Rollencanaster, das Pfund zu einem Thaler, in Neisse zu haben. —

---

*) Drollig genug giebt es Dörfer in der Umgegend, die auch die prismatischen Namen tragen. So giebt es ein Rothwasser, ein Weißwasser und ein Schwarzwasser in der Nähe von Freiwaldau. Aber Priessnitz farbloses Wasser bleibt das beste. —

Nun giebt es in der Nähe von Gräfenberg Schmuggler »Paſcher« genannt, welche zwei bis drei Mal nach Neiſſe kommen und mit dem größten Fiduz es übernehmen, Taback, Seidenzeug u. a. m. einzuſchwärzen. Sie haben dabei eine ſolche Sicherheit in ihrem Gewerbe, daß ſie dem geiſtigen Urheber ihres Zollfrevels den ganzen Betrag deponiren, und dieſen für verloren erklären, wenn ſie nicht alle Waare für lumpige fünf Procent abliefern.

(Der Beſchluß folgt.)

Literatur.

Allgemeine Geſchichte des Romans, von deſſen Urſprung bis zur neueſten Zeit, von O. L. B. Wolff. Jena, Fr. Mauke 1841. 694. S. 8.

Wenige Bücher dürften ſich ſo ſehr, wie dies, durch eine glückliche Idee des Verfaſſers hervorgerufen, dazu eignen, in den Händen der größeren Leſewelt zu ſein, und in der That beſitzen wir noch kein Werk, welches eine ſo nützliche und zweckmäßige Anleitung zu dieſem Zweige der belletriſtiſchen Lectüre bietet. Das Buch iſt mit reicher Kunde des Gegenſtandes, mit vielem Geiſt und mit Freiheit des Urtheils geſchrieben; der Verfaſſer war weder befangen von Autoritäten, noch ſucht er durch unerwartete Herabwürdigung anerkannter Namen oder durch Hervorziehung dunkler Namen, im ſonſtigen Geſchmacke unſerer Zeit, noch nicht Gehörtes zu ſagen. Dagegen iſt das Urtheil durchgängig originel und dürfte durch Richtigkeit im Allgemeinen jeden Leſer befriedigen. Nach einer Feſtſtellung des Begriffs von Roman und Novelle, letztere urſprünglich in den Italieniſchen Muſtern nur eine gut erzählte Neuigkeit von allgemeinem Intereſſe, bei den Deutſchen aber zu einem Zwitterweſen von Erzählung und Roman geworden, folgt eine Ueberſicht der Griechiſchen und Römiſchen romantiſchen Erzählungen, dann der Contes et Fabliaux, der Italieni-

schen Novellen, der Schäferromane. Der Verfasser geht dann zu den Vagabunden-Romanen der Deutschen, als dem Simplicissimus, den politisch-galanten Romanen und den Robinsonaden über. Dann folgen die Familien-Romane des achtzehnten Jahrhunderts (Richardson, Marivaux, Fielding), die humoristischen (als Smollet, Sterne), sodann die schlüpfrigen Romane, die Ritter-, Gespenster- und Räuberromane. In unserm Jahrhundert werden zuerst die Schriften der Frau von Stael und Gräfin Genlis, Chateaubriand, Tieck, Schlegel, Novalis, Fouqué, Hoffmann besprochen, dann die historischen und zuletzt die Tendenzromane, bezüglich auf die socialen Zustände, besprochen. Für unsere Lesewelt dürfte der letztere Abschnitt das größte Interesse erregen und es derselben sehr erwünscht sein, des Verfassers geistreiche Worte über die Erscheinungen des Tages zu hören. So heißt es S. 656 von G. Sand: Sie gleicht einem von Gottes Angesicht verbannten Engel, der über irdische Dinge noch eine schwachen Abglanz himmlischer Herrlichkeit verbreitet.

Richtig gewürdigt ist die Massonsche Romanfabrik. Wenn von dem interessantesten Werke dieser Verbindung: les Intimes, auch deutsch von Kruse, gesagt wird, wie darin mit grellen Farben die geheime Scheußlichkeit der Pariser Gesellschaft, wie sie nur in ihren innersten Gemächern hervortritt, geschildert werde, so ließe sich überhaupt wohl der traurige Schluß ziehen, daß seit der Französischen Revolution die früher beklagte Verderbniß der höhern Stände jetzt Gemeingut geworden. Janins Barnave scheint nicht gehörig gewürdigt zu sein; der Gräfin Hahn wird vorgeworfen, daß angeborene Aristokratie sie an freierer Bewegung hindere. Noch mehr dürfte zu beklagen sein, daß die hochbegabte Dichterin in ihren neuern Romanen zu sehr dem Vorbilde G. Sands nachstrebe. In der Abhandlung über die lasciven Romane finden wir über Laclos das Urtheil: Wer jetzt noch die liaisons dangereuses für ein verführerisches Buch halten will, muß entweder sehr hinter seiner Zeit zurückgeblieben sein oder sie nur von Hörensagen ken-

nen, was leider bei Literairhiſtorikern ſo oft der Fall iſt. Wir möchten dieſem Urtheile nicht ganz beiſtimmen und noch immer der Meinung bleiben, daß Gift nie in gefährlicherer und mehr lockender Speiſe gereicht ſei, ſelten auch Gift ſo viel geſchadet habe. Hat es doch ſo ſelbſt ſo narkotiſch gewirkt, daß man den Verfaſſer (was freilich in dieſem Buche nicht geſchieht), den alten Genoſſen des Herzogs von Orleans, gewöhnlich als einen redlichen Mann gedacht und dargeſtellt hat, und doch war er nicht weniger verrucht, als der Held ſeines Romans.

Peter von Kobbe.

Cavendiſch oder der Patricier zur See. Von dem Verfaſſer des fliegenden Holländers, des Hafenadmirals, des Paul Periwinkle ꝛc. Nach der dritten Aufl. des Engliſchen von Dr. F. Steger. 1r Thl. Braunſchweig bei G. E. E. Meyer. 1841.

Die Engliſchen Romane daguerretopyren auf eine überraſchende Weiſe die menſchlichen Charactere. Darin liegt ihr Verdienſt und ihre Schwäche. In dieſer materiellen Zeit müſſen ſie daher nothwendig Furore machen. Im Spiegel der Kunſt ſcheinen ihre Leiſtungen ſelten verklärt. Der Branntweinſuſel, das Fluchen und die Prügel ſind ſelten daraus geſchieden. Cavendiſch iſt, wie ſchon der Titel beſagt, die Geſchichte eines vornehmen Engländers, der von unten auf, eine Seecarriere, in den verſchiedenartigſten und bunteſten Verhältniſſen durchmacht. — Die Schlacht bei Navarino iſt auf eine intereſſante Weiſe hinein geflochten. Höchſt anſtößig iſt die Art und Weiſe, in welcher der Verfaſſer, ein wüthender Whig, ſeinen Helden, über ſeinen Vater, einen entſchiedenen Tory, reden läßt. — Die Ueberſetzung iſt gut.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 28. Donnerstag, 15. Juli. 1841.

Viertes Kapitel.

Regeln für diejenigen, welche die Wasserkur gebrauchen wollen. — Das österreichische Geld. Die Freiwaldauer Handwerker. Zeitungen und Tabak. Die Schmuggler. Die Prophetin von Neiße und der Schlachter von Paschkau. Der Conditor und die Kellner in Freiwaldau. Die Preise der Wohnungen und der Beköstigung auf Gräfenberg und in Freiwaldau. Das Honorar für Priesnitz und für die Dienerschaft.

(Beschluß.)

Ich halte nur ein solches Verfahren, bis auf das Einschmuggeln des Tabacks, für sehr unrecht, da man sich nach den Gesetzen des Staates richten, und sich dem allgemeinen Willen unterwerfen muß. Allein mit dem Taback muß man eine Ausnahme statuiren, denn es ist bekannt, daß der österreichische von Natur gut und milde ist, wie der Character der Kaiserfamilie, daß er aber in Wien von der Regierung, durch eine schändliche Beize verdorben wird, damit die Polizeiagenten es sogleich durch die Nase verspüren können, wenn man fremde herba nicotiana, ohne Lizentschein raucht. In Wien kann man allerdings allen Taback gegen die Gebühr und gegen einen schriftlichen Beglaubigungsschein haben und rauchen, doch sollen dort die Kellner oft verbotenen Taback an die Fremden verkaufen, und wenn diese denselben an die Wohnungen der unsterblichen Götter empor

senden, zum doppelten Profit, die Contravenienten der geheimen Polizei anzeigen. Von dem österreichischen Taback, der in Gräfenberg verkauft wird, ist der »Sonn und Mond« betitelt zu süßlich, der »drei Könige« zu beizend, fade ist der ungarische »Lettinger,« in dem man zwar mit einer Kennerzunge auch die ursprüngliche edle Natur erkennt, der aber doch nur wie ausgewässerter Marryländer schmeckt.

Der Rathsherr-Oehl, einzigster Tabackshändler und Lotteriecollecteur in Gräfenberg, verhandelt zwar angebliche Havanna-Cigarren, das Stück zu sechs Kreuzer Münze, die von der österreichischen Regierung dort angekauft sein sollen. Allein die Glimmstengel kamen mir gleich sehr bekannt, sehr baren tagen d. h. sehr »Bremisch« vor. — Sie mögen zu den vielen tausenden gehören, welche alljährlich von der Hansestadt nach Havanna geschickt werden, und dann nach Europa als gutes amerikanisches Fabrikat zurückkehren. —

Der Verkauf des Tabacks ist Kaiserliches Monopol. Der Verschleiß wird sehr gesucht, so daß Viele sich erbieten, ihn umsonst zu übernehmen, weil ein Tabackshändler gewöhnlich bei dieser Gelegenheit auch andere Waaren los werden kann. Herr Oehl besorgt ihn, wenn ich nicht irre, für Ein Procent. Sehr häufig wird er ausgedienten Offizieren anstatt der Pension zur Belohnung treuer Dienste gegeben, Leuten, die in ihrer Jugend vielleicht den vor ihren Augen angeblich grünenden Lorbeer nicht recht erkannten. — »Ihr habt Euch getäuscht, lieben Herrn, es waren gebeizte, gedörrte Tabacksblätter.«

Vielleicht nimmt die österreichische Regierung bei Lesung dieser Zeilen einen Anlaß, in Zukunft die Badegäste rücksichtlich ihres Tabacksbedürfnisses glimpflicher zu behandeln, ihnen einen Vorrath auf sechs Wochen zu gestatten, wodurch sie gewiß die Schmuggler, deren sie doch nicht Herr werden kann, am besten bestrafen würde. Denn viel weiter als Gräfenberg langt der Arm der Pascher nicht.

Noch vor wenigen Tagen war ich in österreichischen Steuercontraventionssache Zeuge einer ungemein lächerlichen Scene. Als ich nämlich mit einigen Freunden vom Grä-

fenberg nach Freiwalden ging, ſahen wir am Ausgang der Stadt einen uns wohlbekannten Paſcher querfeldein, bergauf, bergab, verfolgt von zwei mit Gewehren bewaffneten, ziemlich ſchwerfällig gekleideten Gensdarmen laufen. Zuweilen hielt er ſtill, reckte den Hals ſtolz wie ein Hirſch, ließ dann die Verfolger wieder ſich ihm auf einige Schritte nahe kommen, welche keifend ihr »Hund verfluchter!« ertönen ließen, und eilte ihnen dann wieder mit der Schnelligkeit und mit der Sicherheit voran, womit ein Dampfwagen den Einſpänner im Nebengleiſe hinter ſich zurück läßt. Er war bald verſchwunden, wir ſahen ihn erſt am Abend mit ſeinem Bündel auf dem Gräfenberg wieder, wo er mit der größten Ruhe, als ob gar nichts vorgefallen, den tabackshungrigen Kunden das von Neiſſe geholte Kraut verhandelte. Auf die Frage, ob er ſich nicht vor ſeinen Verfolgern gefürchtet habe, ſchüttelte er verneinend das lächelnde Haupt und entgegnete: »Schießen dürfen die Kerls halt nit, und einholen kann mich die ganze öſterreichiſche Armee nit.«

Bei der lächerlichen Verfolgung des Schwärzers war mir im Allgemeinen aufgefallen, daß der Verfolgte durch eine Menge Bauern und andere handfeſte Wanderer lief, ohne daß dieſe nur Miene gemacht hätten, dem Rufe des Zollbeamten, den Flüchtigen feſt zu halten, Folge zu leiſten. Vielmehr war ein allgemeines Intereſſe für den Flüchtigen ganz ſichtbar. Ja lauft Ihr nur, Ihr verfluchten Schurken! murmelte ihnen ein alter Jäger nach, der ſich zu uns geſellt hatte. »Ihr böhmiſchen dummen Buben, werdet einen Paſcher nicht einholen und wenn er Ketten oder Blei an beiden Füßen hätte. Es iſt böſes Volk« fuhr er fort, »wenn ſich die Paſcher wehren wollen, da knallen ſie gleich, aber anſtatt ihre Gegner zu treffen, ſchießen die blinden ungeſchickten Kerle vorbei und die meiſte Zeit nur die Häuſer in den Brand. So haben ſie es in Kohlsdorf gemacht, und auch die Wohngebäude des Baron von Frankenthal in Pilgersdorf in Flammen geſchoſſen. Damals hieß es zwar, man hätte den Thäter unbewußt gemacht, die Wahrheit von der Sache iſt aber die, daß der Kerl nach Mähren zu

einem andern Zollcordon in aller Stille verſetzt iſt. »Die meiſten Schmuggler indeſſen,« meinte er, »haben es auf der Seite nach Neiſſe hin gut. Denn dort iſt eine Prophetin, die ſagt es Jedem halt voraus, wenn der Tag gefährlich iſt zum Schmuggeln, und dann wird auch kein Paſcher es wagen, Waaren hereinzubringen, ſeitdem mein Freund, der unglückliche Schlachter von Paſchkau, ein Opfer ſeines Unglaubens an die Prophetin von Neiſſe geworden iſt. Ja die Mauth ſollte was darum geben, wenn die den Paſchern nicht prophezeite.«

»Was iſt denn das für eine Geſchichte mit dem Schlachter von Paſchkau?« fragte ich.

»Haben Sie davon nicht gehört?« fragte der Nimrod ſtaunend. »Sie iſt erſt vor wenigen Monaten paſſirt. Seht! der ſitzt an einem Morgen in einem preußiſchen Wirthshauſe zu Hemersdorf und läßt es ſich dort gut ſchmecken. Da tritt plötzlich die Prophetin von Neiſſe in die von Menſchen erfüllte Stube, und nachdem ſie ihn bedeutungsvoll angeſehen, raunt ſie ihm in die Ohren: »Uebernachtet hier, es iſt heute kein guter Tag für Euch nach Paſchkau zurück, Ihr werdet heute jedenfalls Unannehmlichkeiten mit der Mauth haben.

Mein Freund, der die Prophetin und ihren Einfluß kannte, aber ein Stück von Freigeiſt war und an keine Hexerei glaubte, lachte ob dieſer Worte und rief laut: Ei Du alte Hexe, Du haſt am Ende einen Liebhaber zu meiner Frau geſchickt, und willſt mich nun gar bereden, hier zu bleiben. Ich bin ohnehin kein Paſcher und wenn ich Waare nach Paſchkau einſchwärzen wollte, ſo würde ich gerade einen von Dir als unglücklich bezeichneten Tag wählen, um den Aberglauben der Welt zu nehmen, als ob ſo eine lutheriſche preußiſche Hexe aus Neiſſe in die Zukunft ſehen könne.

Vergebens waren die dringenden Bitten der Seherin, der Gäſte und des Wirths. Der Schlachter wurde immer verwegener, dabei trank er ein Glas Oeſterreicher über das andere. —

Gegen Abend endlich machte er ſich auf den Weg. Alle freuten ſich ſchon, daß er ſich des Streits mit der aus der Stube gegangenen Prophetin erinnerte, und daß er kein Paſchergut mitnahm, wie er ſich in dem heftigſten Augenblicke ſpäter ſogar vermeſſen hatte. — Die Prophetin aber, welche dem Weggehenden nachgeſehn, hatte kopfſchüttelnd ihm nachgerufen: »Gebt acht, der ſieht ſein Haus nicht lebendig wieder.«

Gegen Morgen ward die Frau des Schlachters aus dem Schlafe geklopft. Sie ward zu ihrem Manne geführt, der ſterbend, mit durchſtochenem Leibe unfern der Mauth vor Paſchkau lag. Er war bis faſt an dieſe allein gegangen, als ſich ein Mann mit einem Packen zu ihm geſellt hatte. Dieſer, wohl ſcharfſichtiger als der berauſchte Schlachter, hatte den beim Annähern von Menſchenſtimmen gebeten, ſeinen Bündel einen Augenblick zu halten und war dann verſchwunden. Wie er nun mit der Mauth an einander gerathen, das hat der Sterbende nicht mehr herausbringen gekonnt, er iſt darüber verſtorben. Die Zollbeamten behaupten, der Schlachter habe ſich ihnen auf Leib und Leben widerſetzt, aber die Prophetin hat Recht gehabt. — »Ja ja — ſo ſind die Weiber« ſchloß der Jäger gedehnt, »beſonders die über die erſte Jugend hinaus ſind, die ſehen in die Zukunft, wie die Katzen im Dunkeln, aber immer nur was Schlechtes.« —

Und wie iſt es mit dem Begleiter geworden, der dem Unglücklichen den Packen aufcomplimentirt hat? forſchte ich. — —

»Der,« lächelte der Graurock, »glauben Sie denn, daß der wirklich ein Menſch geweſen iſt?«

»Wie ſo,« fragte ich?

»Das iſt ein Spuck geweſen, weiter nichts.«

»So,« ſprach ich gedehnt, »aber wo hat denn der Teufel den Packen herbekommen?«

»Ei, weiß ich das?« ſchloß der Erzähler verdrießlich. »Da müſſen Sie die Prophetin von Neiſſe fragen.« — — Da man als Gräfenberger Badegaſt ſehr naturgemäß leben muß, ſo entbehrt man dort viele, freilich ohnehin nicht zu ha-

bende Genüſſe. Ein Convitor hat ſich vor einigen Tagen in Freiwaldau etablirt, welcher ein vortreffliches Eis von Früchten, auch von Vanille, dieſes jedoch ſehr ſchwach, da es auch wohl ſehr gegen das Prießnitzſche Regime iſt, das Glas für zwölf Kreuzer Münze anfertigt. Im Uebrigen geht man oft zu den beiden Gewürzläden, die am Ringe liegen, und kauft bei Herrn Reippert oder bei der Frau Bürgermeiſterin Feigen. Der erſte hat dieſe grade jetzt von einer beſondern Güte, eine Bemerkung, welche das ewig heitre Geſicht der letztern für einige Sekunden verfinſtert. Aber ſie wird ſogleich wieder lächeln, wenn nur Einer kommt und für einen ſchlechten Kreuzer etwas begehrt.

Trotz der halben Million, welche ſich das Conſuliſche Ehepaar erworben, trotz der Rittergüter, welche es ſich erſtanden, iſt die Frau vom Hauſe, welche überaus gutmüthig zu ſein ſcheint, dabei aber ſehr theuer iſt, nicht hinter dem Ladentiſche, auf dem die Rittergüter zuſammen gewogen ſind, wegzubringen.

Die Preiſe der Gräfenberger Bedürfniſſe ſind nach Munde:

Wohnung von .	30 Kr.	bis 4 Fl.	30 Kr.	C. M.	
Koſt	3 „	30 „	„	„	
Bedienung	— „	40 „	„	„	
Für das Leihen einer großen wollenen Decke . . .	— „	28 „	„	„	
Für das Leihen einer kleinen wollenen Decke . . .	— „	28 „	„	„	
Für das Leihen eines Ober- und Unterbettes, zweier Kiſſen und eines Betttuches . .	1 „	— „	„	„	
Für das eines Betttuches .	— „	8 „	„	„	

Bringt man ſeine eignen Betten mit, was ſehr zu rathen iſt, da die gemietheten Betten nicht allemal gut, und immer von andern Kranken durchſchwitzt ſind, und kauft man die Schwitzdecken, von denen eine große 8 fl. C. M., eine kleine 5 fl. koſtet, ſo ſummiren ſich die Ausgaben auf 5 Gulden 40 Kreuzer, oder nach Verhältniß des Zimmers auf 9 bis 10 Gulden, etwa 6 Thaler wöchentlich. Hierzu

kommt noch der Wäscherlohn, die Ausgabe für Semmel, da das Gräfenberger Brod ſchwarz und ſchwer iſt und nicht von Jedem vertragen wird, das Briefporto und einige Trinkgelder, was etwa zuſammen noch einen bis zwei Gulden betragen kann, ſo daß die ſämmtlichen Koſten eines monatlichen Aufenthaltes, mit Inbegriff der Abgabe in die Geſellſchaftskaſſe, für eine Perſon ſich auf zwiſchen 30 und 48 Gulden Conventionsgeld belaufen, wobei jedoch der Ankauf der Schwitzdecken nicht mit eingerechnet iſt.

In dieſen Tagen iſt übrigens der Preis des Mittagseſſens um zwei Kreuzer täglich erhöht, auch hier ſteigt der Preis der Nahrungsmittel fortwährend. Meines Wiſſens vergrößern auch alle Badegäſte den Lohn für die Bedienten, was Reigebaur ſehr löblich findet.

Eine ſehr häufige Frage auf dem Gräfenberg iſt die: Was giebt man Prießnitz als Honorar für ſeine ärztliche Bemühung? Dieſe Frage läßt ſich nur freilich nach allgemeinem Maaßſtabe denen beantworten, welche in mittlern Vermögensumſtänden leben. Wenn reiche Magnaten Hunderte ſchenken, ſo kann natürlich kein, nicht mit Glücksgütern geſegneter Kranker ſich darnach richten. Die meiſten reichen Deutſchen geben übrigens nicht leicht zu viel, ſondern wiſſen gewöhnlich das Untermaaß zu finden. Im Allgemeinen nimmt man aber an, daß, wenn man Prießnitz ſeine Aufmerkſamkeit und Gegenwart nicht beſonders in Requiſition ſetzt, ein preußiſcher Thaler als Honorar für die Woche genügt.

Daß Prießnitz ſonach ein reicher Mann ſchon iſt, und es noch mehr wird, iſt begreiflich. Er wird übrigens wahrſcheinlich der erſte und letzte Waſſerarzt ſein, der als ſolcher Geld verdient; denn ſeine Nachfolger werden eine ſo große Concurrenz bekommen, daß ſie ſchwerlich von ihrem Erwerb etwas erübrigen.

Die Wohnungen in dem benachbarten Dorfe ſind auch höchſt dürftig und ſchlecht meublirt, dabei ſehr theuer. Nach Munde bezahlte Baron K. für eine dem Franz Prießnitz gehörige Hütte mit einer Stube, einer Kammer und einem Stalle, für ſich und ſeine Familie wöchentlich 13 Gulden

C. M. oder 10 Thaler preuß., während er in Freiwaldau eine recht nette Wohnung mit mancherlei Bequemlichkeiten für einen viel billigern Preis erhielt. Der Drechsler Kober verlangte nicht mehr als 2 Gulden wöchentlich für ein recht hübsches Zimmerchen und 5 Gulden für ein Paar freundliche Piecen im ersten Stock.

Der § 15 der Prießnitzenschen Hausordnung lautet: »Ersuche ich einen jeden der respectiven Herrn Kurgäste, die in Belieben stehenden Trinkgelder beim Abschiede in eine Summe zu vereinigen, und bei der Abreise mir dieselben für die Dienerkasse einhändigen zu wollen, um nach Verdienst das sämmtliche Dienstpersonal gewissenhaft betheiligen zu können.«

Diese Anforderung ist billig, damit Keiner begünstigt wird, oder in Versuchung geräth, das ihm speciell zugedachte nicht nach der bestehenden Vorschrift an die allgemeine Kasse abzuliefern.

Freilich gleitet manches Silberstück in die Hand der hübschen Dienerinnen, oft vielleicht nur als reiner Tribut, welcher ihren frischen rosigen Wangen gebracht wird, manches Mal aber auch, um mit der besten und frischesten Milch und Butter versorgt zu werden.

Hors d'oeuvre.

Zufolge ihres Bekenntnisses in Sachen der Wahrheit, haben 22 Pastoren in Bremen erklärt, daß Moses und die Propheten für sie noch dieselbe Geltung haben, wie zur Zeit des alten Testaments.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 29. Donnerstag, 22. Juli. 1841.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer *).

Von

Theodor von Kobbe.

1.

In einem der prächtigen Häuser, welche die schönste Straße Altona's, die Palmaille, zieren, die größtentheils aus der kunstfertigen Hand des berühmten Baumeisters Hansen hervorgegangen ist, wohnte im Jahre 1807 seit mehreren Wochen ein Mann, Namens S. L. Meyer, der dorthin aus dem Herzogthume Holstein gekommen war, woselbst er in den letzten Jahren auf verschiedenen Hafenplätzen seine Handlungsgeschäfte betrieben hatte. Sein Name war in der mercantilischen Welt nicht unbekannt, und die vielen Einladungen, welche ihm von den ersten Hamburger Häusern tagtäglich zu Theil wurden, genügten, um ihm unter

*) Der Herausgeber, welcher diese Blätter als sein literarisches Vermächtniß betrachtet, hat sich bereits im Vorwort (Nr. 1 vom 5. April 1838) die Erlaubniß erbeten, in jeder dreizehnten Nummer seinen früheren humoristischen Arbeiten ein Plätzchen anzuweisen. Für diesen Jahr bittet er um gütige Aufnahme der eben gedachten, zwar schon gedruckten, aber wenig bekannt gewordenen Novelle.

seinen handelnden Mitbürgern die Stellung der Ehre zu sichern, welche in beiden Städten weder Geist, Genie, noch Liebenswürdigkeit zu ersetzen vermögen.

Um so unbegreiflicher aber erschien es den Bewohnern beider Elbstädte, daß ein Mann, den sogar Johann Martin Jenisch zu Tisch ladete, den der damalige faiseur und maître de plaisir, der später ermordete Advocat Ratjen, wie ein Mitglied der Holsteinischen Ritterschaft ehrte und aufsuchte, im Gesicht und hinter dem Rücken pries, alle diese Ehrenbezeugungen nicht zu beachten schien, und, sobald ihn seine beiden Rappen von der Hamburger Börse nach Hause gerollt hatten, nicht vor dem andern Tage, und zwar nur in seinem Comptoir, wieder sichtbar wurde, woselbst er mit großem mercantilischen Ueberblick seine Befehle gab, die Makler anhörte, welche ihm etwas Paris, Wien oder London anboten, allein nichts redete, was nicht in directer Beziehung mit seinen Geschäften stand. Uebrigens sprach er mit Geläufigkeit außer der holländischen, alle lebenden Sprachen, und hatte dabei so feine Manieren und eine graciöse Bewegung, als ob er seinen Anstand dem berühmten und liebenswürdigen Alexander Casorti verdanke.

Trotz dieses Einsiedlerlebens war sein Haus fast täglich ein Tempel der Freude, wie der Geselligkeit. Wie einst der bekannte, durch seine famöse Fajence- und Wachslichter-Speculation zum Nabob, dänischen Grafen und Schatzmeister erhobene Schimmelmann in Hamburg bei seiner einsamen Lampe im stillen Kämmerlein rechnete, während in seinem Salon tausend Kerzen die nichts sagenden fröhlich hüpfenden hamburger Ballgesichter umstrahlten, war auch Herr S. L. Meier den Blicken der schöngeisterischen Welt Hamburgs und Altona's unsichtbar, wenn seine Schwiegerin, Madame Eugenie Rosenthal, unter der von ihr erlesenen Gesellschaft ihre große Kenntniß der deutschen Klassiker, und vor allen des geistreichen Jean Paul, geltend machte; dafür aber die sich eine Zeitlang langweilenden Zuhörer nach idealen Torturen und ätherischem Thee, mit reellen Torten und noch schöner duftenden Pasteten erfreute. Um sich aber ih-

res Publikums noch mehr zu versichern, hatte sie, freilich zu großem Verdruß des ohnehin etwas karg und streng gehaltenen Gesindes, die noch in beiden Städten geltende lästige Mode der Trinkgelder abgeschafft, wonach ein jeder Gast den Austritt aus dem Hause, die Ehre der Einladung, mit den so schwer erworbenen und so leicht aufgegebenen Dreiteilstücken, den leuchtenden und Hand ausstreckenden Domestiken bezahlen muß.

Madame Eugenie, so hieß die Dame par excellence, bildete sonach einen auffallenden Contrast mit ihrem Schwager. Auch entging es keinem Menschenkenner, daß die Rosenthal, so sehr sie mit ihrem blonden Haar, blauen Augen, übrigens passablen Aeußern und phlegmatischen Embonpoint die Göttin der Sanftmuth vorzustellen, und aus allen Schillerschen und Göthischen Tragödien, ja auch aus Kotzebueschen Rührstücken, bis zur Selbstübung ihr Gemüth zu veranschaulichen suchte, keineswegs als dem Herrn Meyer durchs Blut gesippt, anzusehen sei; denn ihre Manieren ließen nur zu oft, wenn ein Affect sie überwallte, den Mangel an einer guten Erziehung und an einer wahren Bildung durchblicken. Und obgleich sie den ihr stets willkommenen Kriegern Napoleons versicherte, daß sie in ihrer Jugend das Französische »wie Wasser« gesprochen habe, so war sie dazu doch jetzt nicht mehr zu bringen, und legte, wenn sie beim Eintritt der Besuchenden mit einem »Mon jour monsieur« oder »comment vous portez-vous?« oder mit einem antwortenden »tout bien« herausgeplatzt war, bescheiden die Finger auf die sich schließenden Tulpenlippen, indem sie versicherte, sie werde erst dann anfangen, Französisch zu reden, wenn ihr Ideal, der Kaiser, ganz Deutschland dem Rheinbunde einverleibt habe. »C'est ainsi que vous recommencerez bientôt à parler notre langue« war die Antwort der galanten, jedes Mal unmerklich in sich hineinlächelnden Franzosen.

Die Neugierde, welche das Erscheinen dieser beiden Leute in dem an Mundthätigkeit reichen Altona erregen mußte, gab bald zu wunderlichen Gerüchten Veranlassung.

Ein Schauspieler, der die dortige Truppe vor dem gewöhnlichen halbjährigen Bankerott, den das nahe Hamburger Stadttheater zu verursachen pflegt, verlassen hatte, sollte in der Stockhausschen Restauration im Rausch behauptet haben: »Madame Eugenie habe früher in Magdeburg Göthe's natürliche Tochter gespielt, er wolle die kurzen väterlichen Rechte, die er damals auf der Bühne übte, zu einer gezwungenen Anleihe geltend machen, oder Madame ihren Lebenswandel kund thun.« Er hatte dies am andern Tage, da er bei Frau Rosenthal gewesen, freilich mit der Bemerkung widerrufen, daß er sich in ihrer Person geirrt habe. Allein die vielen Spectes, womit er die rückständigen Beefsteaks und Portersoschen bezahlte, die Ruhe, womit er seine Lieblingsrollen zurückgeschickt und seine Kündigung erzwungen hatte, machten den benachbarten Altonaer nicht irre. Zudem hieß es, Frau Rosenthal habe sich bei der Polizei legitimiren müssen, und da habe sich ergeben, daß sie gar nicht mit dem Herrn Meyer verwandt sei. Auch berichtete das Gesinde, daß Madame den Herrn nur am Sonnabend spreche, wenn sie Geld von ihm verlange, und wollte Elise, das Stubenmädchen, welche den leisesten Gang und die feinsten Ohren hatte, gar behaupten, daß diese Zahlungsoperation nie ohne sehr heftige Rede auch von Seiten des sonst sehr schweigsamen Herrn beendigt werde.

Neue Begebenheiten, wohin insbesondere die unglücklichen Kriegsereignisse gehörten, in welche Dänemark damals mit England verwickelt wurde, ließen indessen bald das Stadtgewäsche verstummen. Man gewöhnte sich daran, mit Herrn Meyer in Geschäften zu verhandeln, bei Madame Eugenie zu speisen und zu trinken, und mußte sich am Ende gestehen, daß man von beiden sollte behandelt werden, und nirgends zu kurz käme.

Außer diesen den geneigten Lesern dargestellten Personen befanden sich zwei Knaben im Hause, wovon der älteste etwa zehn Jahre, der letztern neun Jahre alt sein mochte. Jener, Hans Rennenberg, galt für einen Schwesterkohn der verstorbenen Madame Meyer, dieser für seinen Sohn, und

hieß »Napoleon Hannibal Scipio.« Madame Eugenie rühmte ſich dieſer ſonderbaren Taufnamen als ihres Werks, und erzählte oft, ſie habe, da der Knabe entfernt von ſeinem Vater geboren ſei, dieſem das Prävenire geſpielt, und auf dieſe Weiſe dem Knaben hoffentlich ſchon durch die bloße Nennung ſeines Namens jedes Mal einen aufmunternden Zuruf, den größten Vorbildern der Welt zu gleichen, geſchaffen. — Ihr Schwager habe zwar anfangs gegrollt, ſie ſei aber auf ihr Stück beſtanden, und da habe er gute Miene zum böſen Spiel machen müſſen, und, um ſo wenig, wie möglich, der proſaiſchen Welt einen Anſtoß zu geben, den Namen Hannibal erwählt, bei dem der Knabe gerufen werden ſollte.

Beide Kinder waren der Obhut eines Candidaten der Theologie anvertraut, der, trotz bedeutender Kenntniſſe, nicht im Stande geweſen war, wegen ſeiner unüberwindlichen Schüchternheit das Examen in Glückſtadt zu beſtehen. War er auch anſcheinend glänzend in ſeiner ſchriftlichen fünftägigen Prüfung beſtanden, ſo waren doch die Tage der mündlichen Probe ſo überaus ſchlecht, ſo ohne alle Antwort ausgefallen, daß in den Prüfungsherren die Idee Raum gewonnen hatte, der gute Baſtian habe ſich mit ſchriftlichen Extracten, vulgo »Schmierzettel« genannt, verſehen, um um auf dieſe Weiſe ſich ein unverdientes Zeugniß zu erſchleichen. Vollends untauglich hatte er ſich aber durch ſeine Probepredigt und ſeine Catechiſation dargeſtellt. Noch jetzt erzählt man ſich in Holſtein von ihm, daß er beim Eingang der letzten die Seele als ſichtbar, den Körper als unſichtbar dargeſtellt habe.

Den Verzweifelten hatte Herr Meyer nach beendeter Prüfung im Chriſtiſchen Gaſthauſe zu Glückſtadt gefunden, und dem älternloſen, durch ſein unglückliches Examen Geächteten, einen vorläufigen Zufluchtsort in ſeinem neu angekauften Hauſe in Altona angeboten, Baſtian dieß Anerbieten dankbar und überglücklich, wie die Hülfe eines Engels, angenommen. Seine nähere Bekanntſchaft hatte indeſſen das Vertrauen, welches Meyer in ihn geſetzt hatte,

gerechtfertigt. Sobald Baſtian ſeine Scheu gegen ſeinen Hausherrn überwunden, erkannte dieſer in ihm einen talentvollen und gelehrten, durch ſeltene Tiefe des Gemüths ausgezeichneten, jungen Mann, dem er unbedenklich die Erziehung ſeiner beiden Knaben anvertraute, und ſich auf dieſe Weiſe einer Vaterpflicht enthoben ſah, zu der es ihm anſcheinend an Geſchick oder an innerm Beruf fehlte. — Schnell lernten die beiden Knaben ihrem neuen Führer vertrauen, und mit unbeſchreiblicher Liebe hingen bald ihre Augen begierig an den unter vertrauten guten Menſchen ſo beredten Lippen des liebevollſten Lehrers.

2.

Seltſam war das Verhältniß, in dem Herr Meyer und Madame Eugenie zu den beiden Knaben ſtanden. Dieſe, welche, als Schweſter der verſtorbenen Hausfrau, offenbar beiden gleich nahe verwandt ſchien, hatte alle ihre mütterliche Zärtlichkeit, deren ihr verſchrobenes Herz überall fähig war, auf den von ihr ſo wunderlich benamten Hannibal übertragen, und ließ gegen den ehrlichen Hans, bei jeder Gelegenheit, die deutlichſten Spuren entſchiedener Abneigung merken. Zwar war der ſchlichte Rennerberg ihren Vexationen nur wenige Stunden des Tages, die ſich die ſchöngeiſtreichſte Eugenie für das Hausweſen und die Kindererziehung von ihren belletriſtiſchen Studien abmüſſigte, ausgeſetzt, allein ſchon in dieſen hatten Magen und Pſyche des braven Jungen unerträgliche Torturen auszuſtehen. Schmale Biſſen, unwürdige Schimpfworte waren ſein tägliches Theil, weder des ehrlichen Baſtian, noch Hannibals Fürbitten konnten ihm ein beſſeres Loos erwirken, bis endlich die Liſt des Letztern, deſſen Abneigung gegen die unnatürliche Pflegemutter in eben dem Maße wuchs, womit ſie ſein beſſeres Naturell durch ihre Affenliebe zu untergraben ſuchte, — mittelſt vollgepropfter Taſchen und vorgegebenen Heißhungers, die Wachſamkeit der boshaften Eugenie täuſchte. Nichts deſto weniger verhielt ſich der eßluſtige Hans bei Tiſch fortwährend leidend und anſcheinend hungrig, und

affectirte ſeine Tantalus-Qualen, um die Grauſame zu täuſchen, die immer neidiſch auf ſeine von blühender Geſundheit ſtrotzenden wohlgerundeten Wangen zu blicken ſchien.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Bekanntlich heißt im Franzöſiſchen »travailler pour le roi de Prusse, »umſonſt arbeiten«. In Brüſſel ſah ich ein Vaudeville, in welchem die bekannte Anecdote, daß Friedrich der Große durch einen Schauſpieler, welcher die Maske des Königs angenommen hatte, und für dieſen ſich gefangen nehmen ließ, gerettet wurde, dramatiſirt iſt. Als dieſes Stück, (le roi et le comédien) zu Ende war, ſangen ſämmtliche Perſonen ein Couplet, deſſen Refrain mit dem ſtürmiſchſten Beifall von der Welt aufgenommen wurde. Derſelbe lautete:

»Nous avons tous, sans le vouloir,
Travaillé pour le roi de Prusse.«

Während des Ruſſiſchen Feldzuges kamen einige franzöſiſche Soldaten zu einem ruſſiſchen Bauer ins Quartier. Zufällig hatten die Soldaten alle ein N mit Pulver auf ihren Arm geäzt, womit ſie ihre Verehrung gegen Napoleon hatten bezeichnen wollen. — Den Ruſſen aber, der »Nicolaus« hieß, machten ſie weis, daß ſie alle dieſen Vornamen trügen, bewogen auch den Bauer, welcher ſich etwas mit ihnen berauſcht hatte, und über ſo viele Namensvettern hoch erfreut war, ſich gleichfalls ein ſolches N auf den Arm einbrennen zu laſſen. Kaum war dies aber geſchehen,

als die Einquartierten die eigentliche Bedeutung des Buchstabens verriethen, und jetzt den armen Russen zu schrauben anfingen, indem sie behaupteten, derselbe sei französischer Unterthan geworden und müsse jetzt ihrer Fahne folgen. — Nicolaus aber in Verzweiflung über seine entehrte Linke, eilte in die Küche, legte sie auf einen Block, hieb sie mit einem Beile vom Rumpf, und eilte dann, ein zweiter Scävola mit dem abgehauenen Stumpf in die Stube, wo die Franzosen lachten, indem er ihnen den Arm mit den Worten ins Gesicht warf:

»Für Dich Franzuß, für mich Russ. —

»Uf Ehre,« rief ein Officier der alten Zeit aus. »Was der W sich einbildet! Er glaubt, er wäre mein bester Freund und ist nur mein Drittbester.« Das nenne ich noch ein Präferenzurtheil der Freundschaft. — —

Derselbe hatte sich das Conversationslexicon angeschafft, aber es sofort verkauft, als er den Artikel vis à vis vergebens darin gesucht hatte. — »Aber Herr Hauptmann, Sie wissen doch, daß vis à vis ein Spritzenhaus bedeutet?« forschte ein Spaßvogel. — »Ei freilich! aber die Bedeutung war mir in dem Augenblick entfallen und das Buch wußte sie auch nicht.« —

In der neu erschienen Schrift. »Prießnitz und Gräfenberg.« Aus meinem Tagebuche, von Theodor von Kobbe, befindet sich eine genaue Widerlegung der ehrenschänderischen Schrift des Doctor Ehrenberg wider Prießnitz, deren Lesung wir um so eher allen Wasserfreunden empfehlen müssen, als daraus klar hervorgeht, daß der verläumdete Prießnitz rein und fleckenlos dasteht.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 30. Donnerstag, 29. Juli. 1841.

Der Hagestolz.

Von

A. A. Mayer.

Es rennt die Zeit und hält nicht an;
Bald zähl' ich vierzig Jahre;
Schon fehlt mir mancher gute Zahn,
Und dünne stehn die Haare.
Ach! täglich wird mir schlimmer
In meinem leeren Zimmer.
Ich denk', ich nehme nun ein Weib;
Es ist denn doch ein Zeitvertreib.

Wen aber? sagt — das ist die Noth.
Ich bitte mir zu rathen;
Denn seht, ein Weib von gutem Schrot
Ist gar ein fetter Braten.
Hat man den Ring am Finger,
So steckt man in dem Zwinger,
Und bis uns zärtlich erst gelockt,
Zeigt nun die Krallen unversteckt.

Erſter Rathgeber.

Ich ſuche, Freund, ein ſchönes Weib;
Ihr Blick iſt eine Sonne,
Die Bruſt ſo rund, ſo ſchlank der Leib:
Ihr Gruß iſt Himmelswonne.
Wer einmal ſie geſehen,
»Um den iſt's ſchon geſchehen.

Hageſtolz.

Ein ſchönes Weib hätt' ich wohl gern
Zum ſteten Augenſchmauſe;
Doch wimmelt's dann von jungen Herrn
Am Fenſter und im Hauſe.
Da guckt es von der Straße
Mit Gläſern auf der Naſe,
Da tritt es ein mit ſüßem Gruß,
Und küßt ihr feurig Hand und Fuß.

Zweiter Rathgeber.

»Der Schönheit Blume welkt geſchwind,
Ihr ſüßer Duft verfliegt;
Drum rath' ich dir ein reiches Kind,
Das Hunderttauſend wiegt.
Dann wird ein leichter Wagen
Dich in die Oper tragen.
Vier Hengſte hat ſie, jung und friſch
Und Ungarwein auf ihrem Tiſch.«

Hageſtolz.

Wie will der Wein, doch nicht ſo recht
Dein' reichen Kind behagen.
So Eins muß man als ein Knecht
Auf ſeinen Händen tragen;
Und will man dem entgehen,
So giebt ſie zu verſtehen,
Man wäre nur ein armer Wicht,
Hätt' man die Hunderttauſend nicht.

Dritter Rathgeber.

»Mein Rath iſt: Nimm ein junges Ding;
Die iſt noch leicht zu biegen.
Sie wird ſich in den Ehering
Treu und geduldig ſchmiegen.
Solch eine friſche Blüthe
Iſt von beſond'rer Güte.
Du wirſt bei einer jungen Frau
Ein Dutzend Jahre ſpäter grau.«

Hagenſtolz.

Ich kenne das. Es taugen nie
Jung Weib und junge Katze.
Vor dem Altare lachte ſie
Schon über meine Glatze.
Wie würde ſie nicht gaffen,
Nach all den jungen Laffen!
Sie ſetzte mir, ich ſchwöre drauf,
Im erſten Jahr ſchon Hörner auf.

Vierter Rathgeber.

»Es lebt ſo mancher Junggeſell,
Dem Keine will gefallen;
Er meint, ein Engel müßt' ihm ſchnell
Vom Himmel niederfallen,
Und er iſt ſelber kläglich
Und Vielen unerträglich.
Du gehſt, ich weiß es, nicht ſo weit.
Du prüfſt, doch mit Bedächtigkeit.

Sanft muß ein Weib vor Allem ſein
Und ſeine Zunge meiſtern.
Oft möcht' ich Allen groß und klein
Den Mund zuſammen kleiſtern. —

Ich weiß vom Land ein Mädchen,
Die backet ſich ihr Küchen,
Und näht und kocht und hat nicht Ruh,
Und ſpricht die ganze Woch dazu.“

Hageſtolz.

Was ſoll ich mit dem ſtummen Fiſch,
Der Nichts verſteht und lieſet,
Als wie man hält die Butter friſch,
Und wie man Hafen gießet?
Ich will zur Magd ſie nehmen,
Wenn ſie ſich will bequemen.
Schafft eine Frau, die ihren Mann
Mit Geiſt und Witz ernähren kann.

Fünfter Rathgeber.

„Ich frau' ein Weib von Geiſt und Witz,
Im Griechiſchen ein Meiſter.
Bei ihr iſt der Gelehrten Sitz,
Das Reich der ſchönen Geiſter.
Sie ſelber ſchreibet viele
Luſt-, Schau- und Trauerſpiele;
Die ſiehet man auf in ihrem Haus
Mit unermeßlichem Applaus.“

Hageſtolz.

Gelehrſamkeit und Autorſchaft
Sind mir ein Greuel bei Frauen;
Denn ſtets gebricht die rechte Kraft,
Und nimmer will's erbauen.
Der Haushalt unterbleibt
Wird leider ganz vergeſſen.
Die Kinder laufen, muttierlos,
Wie kleine Wilden nackt und bloß.

Sechster Rathgeber.

»Wohl dem, der, fern vom Erdenland,
Nach einem Wesen trachtet,
Das seinen Blick vom Koth gewandt,
Und nach dem Himmel schmachtet.
Begehrst Du solche Fromme,
Ich schaff Dir eine; komme.
Da sie ein Bißchen schon verblüht,
So hat sie sinnlich ausgeglüht.«

Hagestolz.

Ich fühle keine Sympathie
Zu deiner alten Frommen,
Und hoffe eher noch als sie
Ins Himmelreich zu kommen.
Sie predigte mir täglich
Gar weinerlich und kläglich
Von Sündenfall und Ketzerei,
Und schnüffelte an jedem Brei.

Siebenter Rathgeber.

»Man führt dir lauter Mädchen vor
Mit einer guten Gabe;
Du aber willst, und bist kein Thor,
Daß Eine Alles habe.
Solch Mädchen ist die meine;
Nimm diese oder keine;
Denn sie ist jung, schön, sanft und reich,
Gescheidt und etwas fromm zugleich.«

Hagestolz.

Dann ist's ein Engel, und sie soll
Sich einen Engel wählen;
Ich aber find' es wahrlich toll
Mich so herum zu quälen.

Weil ſich denn Niemand zeiget,
Zu dem mein Herz ſich neiget —
Schafft einen Pudel mir herbei,
Damit ich nicht vergeſſen ſei.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

Solch ein Benehmen blieb indeſſen dem Hausherrn verborgen, gegen deſſen finſtere Wortkargheit kein Mitglied des Hauſes eine offene Rede wagte. Denn, wenn er zugegen war, nahm die Behandlung der Knaben ein andere Farbe an. Wennn ſich gleich in ſeinem Benehmen gegen beide Kinder Herzensgüte und Sanftmuth, ja faſt die Scheu eines Dieners gegen fürſtliche Kinder kund gab, ſo wurde doch Hans bei allen Gelegenheiten, da der ſparſame Mann den Knaben kleine Geſchenke ſpendete, vorgezogen. Nur dieſer erhielt dann und wann ein kleines Taſchengeld, und die Sorge für deſſen Bedürfniſſe machte den größten Theil ſeiner Nachfrage nach den beiden Kindern aus, wenn es ihm gleich mehr darum zu thun ſchien, daß Hannibal etwas Tüchtiges lerne, und er in dieſer Hinſicht häufig den Lehrer dringend befragte. Baſtian konnte mit guten Gewiſſen die erwünſchten Antworten geben; der jüngere Hannibal hatte bald den viel materiellern Hans, zum großen Triumph Eugeniens, im Lernen überflügelt. Dieſer war ſchwer bei den Büchern zu halten, ſo oft, wie er konnte, entfloh er dem Arbeitszimmer, eilte die ſteilen Straßen »van der Smiſſens Allee« oder »den Quäckerberg« hinunter, und ſtaunte mit träumeriſcher Begeiſterung die großen Schiffe am Elbgeſtade an. Allemal, wenn er zurückkehrte, raunte er dann ſeinem Pylades, der ruhig bei ſeinem Schreibtiſche

arbeitete, in die Ohren: »Ein Schiffer muß ich werden und die Welt ſehen, es gehe, wie es wolle.«

Dem alten Meyer ſchien dieß indeſſen nicht recht. »Das iſt ſchlimm, umgekehrt wäre es beſſer!« murmelte er einmal leiſe, aber unverſtändlich für den guten Baſtian, vor ſich hin; »für Hans iſt ſchon geſorgt; aber Hannibal muß noch über die Alpen, um ſich ſein Glück zu ſuchen.«

3.

Der Fortgang einiger Jahre bildete beide Knaben ihren Anlagen gemäß aus. Hannibal entfaltete immer mehr Genie zur Wiſſenſchaft, und da es ihm dabei nicht an der Gabe der Rede fehlte, ſah Baſtian ſchon in ſeinem Schüler einen würdigern oder wenigſtens glücklichern Candidaten des Glückſtädter Examens, als er ſelbſt darzuſtellen im Stande geweſen war. — Der ehrliche Hans aber fing nach und nach an, Talent für die Mathematik zu entwickeln, und da ihm ein alter Capitain des damaligen angeſehenen Schiffsrhebers Duth, den er am Hafen und auf ſeinem Schiffe kennen gelernt und lieb gewonnen, Unterricht in der Steuermannskunde verheißen hatte, wenn er ſich in den erſten Elementen vervollkommne, zeigte er bald, was der ſelbſt weniger talentvolle Schüler zu leiſten vermag, wenn kräftiger Wille auf ein beſtimmtes Ziel hinarbeitet. Dabei verſäumte er den practiſchen Schiffsdienſt nicht, ſo weit es ihm ſeine Freiſtunden und die wohl etwas zu große Nachſicht ſeines Lehrers geſtattete. Denn oftmals war ſchon in dem Knabengehirne, beſonders durch der ungerechten Pflegemutter Schmähungen angeregt, die kühne Idee entſprungen, ſich von einem der Götternamen, womit ſo viele ſeiner Lieblinge, die ſchnellſegelnden Schiffe, getauft waren, durch die goldgelbe Elbe in die blauen Meeresfluthen nach der neuen Welt, dem einzigen Gegenſtande ſeiner wonnigen Träume, entführen zu laſſen.

Während Hans auf dieſe Weiſe in eine Bekanntſchaft

mit den Bewohnern der See gerieth, die freilich nicht geeignet war, seine natürliche Derbheit zu mildern, gedieh Hannibal unter todten und lebendigen Sprachen, wie eine exotische Pflanze. Seine, auf Anstiften der Rosenthal, unter fremden Namen bei Hammerich erschienenen Lieder, welche er in seinem zwölften Jahre verfertigte, sind in Holstein weltbekannt, und in der That, hätten ihn nicht das prosaische Leben und die Nothwendigkeit der Poesie abgewonnen, wir würden sicherlich in ihm jetzt einen Dichter bewundern, der mit den wenigen Auserwählten ungelesen in den Glasschränken der Visitenzimmer unserer norddeutschen Damen paradirte.

Das Ende des Jahres 1812 war gekommen, und mit ihm die Zeit, in welcher Nachtfröste die geistigen Blüthen Napoleons mit seinen Gartenknechten erstarren ließen. Die Begeisterung der Deutschen erwachte, allenthalben ward gejubelt, das neun und zwanzigste Bulletin war die immer wiederholte Lectüre, und das Schicksal bereitete sich vor, den Lesefehler eines Hamburger Zuckerbäckerknechts als Prophezeihung in Erfüllung gehen zu lassen. Denn, als dieser einst an einer Ecke des Hamburger Berges die Worte: »der Kaiser hat Moskau eingenommen,« gelesen, und das Wort »Moskau« mit »Muskus (Moschus)« verwechselte, hatte er seinem nebenstehenden Kameraden, welcher die Bekanntschaft mit den Buchstaben, seit seiner Entlassung aus der Schule, nicht ferner frequetirt hatte, die Worte zugeraunt: »Gebt Acht, es ist bald mit ihm vorbei, das weiß ich an meiner seligen Frau; denn er hat Muskus eingenommen. Kaum hatte meine Frau Muskus eingenommen, so ging sie flöten.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 31. Donnerstag, 5. August. 1841.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Madame Eugenie war untröstlich; sie hatte ihre Sonne, Napoleon, in ihren Strahlenbrechungen, das heißt in seinen Officieren, kennen gelernt, sie fürchtete, bei einer neuen Organisation, in den Landsturm der Schönheit ohne Aufgebot versetzt zu werden. Sie trauerte daher mit einigen Dänen, welche durch die harte Behandlung ihres Königs wüthende Napoleonisten geworden waren, und selbst die Ungeheuer des Corsenreichs, wie einen Vandamme, liebkos'ten und fütterten. Hannibal mußte ihr fortwährend geschichtliche Arbeiten zum Ruhme des gestürzten Titanen anfertigen, wozu Bastian, ein stiller blonder Deutscher, voll Theodor Körner-Gefühl, Turnsinn und Franzosenhaß, nur ungern die Hand bot. — Kennerberg aber blickte vom Weinwillschen Pavillon starr auf die Stromesfläche, und jubelte sehnsüchtig: »Während die französischen Krieger erfroren, ist das Eis des Weltmeers aufgethaut; bin ich erst am nächsten Ostertage confirmirt, dann fort in die schaukelnden Fluthen, geleitet von den schützenden und den Weg weisenden Gestirnen.«

Obgleich Herr Meyer einen thätigen Antheil an der Wiedererweckung Deutschlands zu nehmen schien, von der er, wie die gesammten Patrioten, eine glückliche Zukunft erwartete, so ward doch nach der Einnahme von Paris seine Laune immer finsterer. »Ich war nahe daran, mich mit dem Leben zu versöhnen,« seufzte er einst unverständlich gegen seinen Liebling Bastian, »allein Dänemarks Unglück und das Sinken seiner Papiere hat mich um jahrelange Arbeit betrogen. Und was hilft es mir, wenn ich alt werde, wie der ewige Jude, und diejenigen sterben sehe, für deren Wohl ich reuevoll lebe.«

So verging der Winter, und die Osterzeit des Jahres 1814 kam heran, welche die Confirmation beider Knaben herbeiführte. Zum ersten Male erlaubte ihnen der Vater auf Bastians Fürbitten, am folgenden Tage das Theater, und zwar den Besuch des Hamburgers, da das Altonaer, nur durch den vortrefflichen Henkel gehalten, im Ganzen unter aller Critik war. — Es wurde Don Carlos gegeben, den der mit unverlöschbarer Liebhaberweihe seit einem halben Jahrhundert begabte Jacoby damals ausgezeichnet darstellte, Herzfeld oder Gerber, der Meister der deutschen Mimen, spielte den Posa. Die beiden Vettern, die, wie jeder gutgeartete Holsteiner, ihren Schiller auswendig wußten, schwammen in Seligkeit. Glückliche Jugend, die aus den Schillerschen Werken nur Moral und Liebe saugt, und die ungenießbare Unnatur instinktmäßig unberührt läßt! — Hans aber, der in dem Posa nur den aufopfernden Freund, nicht den jesuitischen, fanatischen Politiker erkannte, drückte beim Fall des Vorhangs seinem Hannibal die Hand, indem er ihm zuraunte: »Ist es mir doch, als ob ich auch für Dich sterben sollte, wie Posa! Ich habe Dich gewiß auch eben so lieb, wie der seinen Carlos.«

Aber Hannibal antwortete nur zerstreut. Seine Seele war weder bei Posa, noch beim ehrlichen Hans. Im zweiten Range hatte er den schwarzen Lockenkopf eines blauäugigen Mädchens gewahrt, der seine Träume plötzlich verwirklichte, und in sein jugendliches Herz den Blitzstrahl der

erſten Liebe ſenkte. — Jetzt erhob ſie ſich, und ſchickte ſich an zum Weggange, die Knaben verließen mit Baſtian gleichfalls das Parterre. Da nahte, treppunter, einer fleiſſen, anſcheinend engliſchen Familie folgend, das holde Bild, freundlich ſeine Augen auf Hannibal heftend, die ſie dann aber mit Zutraulichkeit auf den erröthenden Hans lenkte, indem ſie ihm einen freundlichen guten Abend zuwarf, und ſodann in einem Wagen mit ihren Begleitern verſchwand.

»Um des Himmels Willen! kennſt Du das Mädchen?« fragte Hannibal den in ſeinem Geſichte erglühenden Hans; und mit Zauberſchnelligkeit hatte unbewußt der Roſt der Serie, die Eiferſucht, ſeine Gedanken umzogen. — »Ich traf ſie neulich auf dem Wege von Eppendorf nach Hamburg, wo ich ſie vor den Zudringlichkeiten einiger betrunkener Zuckerbäckerknechte durch meine gute Fauſt ſchützte, und mir auch ein Loch im Kopfe holte, das ich Euch mit einem Fall erklärte,« war Rennerbergs Antwort. — »Du kannteſt den Engel, und haſt mir nichts davon geſagt?« rief Hannibal noch einmal. »Wie heißt ſie? Wo iſt ſie? Ich muß ſie ſehen und kennen lernen?« — »Ich weiß nur, daß ſie Jenny heißt,« verſetzte Hans, »daß ſie ihren eignen Zunamen nicht kennt, und daß ſie von ihrer Jugend an bei fremden Engländern, die im Sommer zu Eppendorf wohnen, lebt. Ich habe den närriſchen Namen ihres Erziehers vergeſſen, es ſcheint mir aber, daß es ihr auch in der Welt nicht nach Wunſch geht, daß ſie hart bei den Leuten gehalten wird, und daß dieſe ſie, wie Dein Vater mich, nur aus Mitleid angenommen haben.« — »Und das hat ſie Dir Alles ſo vertraulich ſchnell eröffnet, in ſo wenigen Minuten?« forſchte Hannibal mit rollenden Augen, die ſich aber beſchämt wieder ſenkten, als Hans mit pathetiſchem Tone und herzlichem Händedruck ſagte: »Sei kein Thor, und hätte ich das Mädchen auch noch ſo lieb, die Freundſchaft geht mir über Alles. Wir ſind ja ohnehin noch Knaben, und ich will und muß weit hinaus in die Welt. Seit ruhig Carlos, ich bin Dein Poſa.«

Das Geſpräch ſchwieg nun, denn man hatte den vor-

auswandernden Baſtian an der Sperre, wo dieſer die Ausgangszeichen gelöſ't hatte, erreicht. Der Lehrer ſchritt einher zwiſchen ſeinen beiden Eleven, welche mit offnen Ohren und Augen taub waren bei den vielen Anmerkungen, die der gute Baſtian, durch Schillers Briefe belehrt, gleichſam in deſſen Namen über das heutige Drama machte, und beide, rechts und links, ſchienen dieſelben Erſcheinungen, nur mit etwas andern Umgebungen, zu haben. Denn vor Hannibals Augen wiegte ſich Jenny's Kopf, das Haar mit Roſen und Veilchen umkränzt; er ſah ſie ſchlummernd in einer Grotte, und nahm es nicht übel, daß ſeine Gedichte in ihren Lilienfingern ruhten. — Rennerberg aber dachte ſich einen verzweifelten Seeſturm, der ihm und der Mannſchaft, auch ſeinem Hannibal Verderben drohte. Plötzlich erhob ſich die ſchöne Jenny als feuchtes Meerweib, und rief, indem ſie Hans eine Muſchel reichte: »Es rette ſich einer von Euch!« — Aber Hans dachte an Poſa, und gab das Rettungswerkzeug dem Freunde, und wollte lieber untergehen, als ohne ſeinen Hannibal gerettet werden. Da ſtörte Baſtian durch die Frage: »Habt Ihr das wohl verſtanden?

Unter ähnlichen Träumereien ging es durch Altona und durch die Palmaille auf das väterliche Haus zu. Baſtian docirte fortwährend, die erſte Liebe pulſirte in den beiden Jugendherzen, wie der junge Wein im Faſſe gährt, und ſelbſt Hans würde in dem Augenblicke einen Beweis geliefert haben, daß jeder Menſch, der aus der poetiſch unverſtändlichen Kindheit in das Mannsalter tritt, auf dem Wendepunkt, und zwar in dem Gefühl der erſten Liebe, zum Dichter wird.

Baſtian erklärte den beiden Träumern beim Eintritt in das Haus, daß er ſie auf das Zimmer des Herrn Meyer führen wolle, damit ſie ihren Dank abſtatten könnten, der Principal auch nach ſeinem Wunſche die Wirkung wahrnehmen könne, welche der erſte Theaterbeſuch auf die Jünglinge gemacht habe. Auffallend war es ihm, daß er auf der Hausflur einen Polizeidiener fand, welcher ihm die Frage, ob er ſchon Jemand geſprochen, mit dem Anfügen

bejahete: »Ich habe einen aus dem Zuchthause zu Neumünſter entlaſſenen Sträfling hierher gebracht, der bei dem Herrn Juſtizrath von Aſpern durchaus darauf beſtand, daß, ehe und bevor er des Landes verwieſen werde, ihm noch ein Geſpräch mit dem Herrn Meyer bewilligt werde. — Kurios,« ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, »die Madame Roſenthal iſt auch dabei. Horchen iſt meine Sache nicht, aber für einen Züchtling, der in eines vornehmen Mannes Haus tritt, iſt er doch auffallend laut. Hören Sie nur! Wenn Sie hinaufgehen, ſo bitte ich, Herrn Meyer zu bemerken, daß ich allezeit zu Dienſte ſtände.«

»Schon gut!« erwiederte Baſtian, der allerdings ein pöbelhaftes Geräuſch und Gekreiſch vernahm, je höher er ſchritt. — »Bleibt unten!« rief er den Zöglingen zu, »damit ich Euch rufe, ſobald der Vater Euch zu ſprechen begehrt.« Dann ſchritt er eilig in das Gemach des alten Meyer, wo ihn ein wunderbarer Anblick empfing. Bleich, wie ein auf einem Kartenbetrug ertappter Spieler, ſaß der Hausherr, matt und kraftlos an einem Tiſche, worauf eine Menge Hannoverſcher Gulden, ſogenannte Drittel, aufgezählt lagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Euthanaſie.

Von

Emile d'Eſtrée.

Es giebt ſich wirklich ein richtiges Gefühl darin kund, daß die Strafe des Nichtſterbenkönnens, welche der ewige Jude in der Sage erleidet, die gräßlichſte iſt. Es iſt weder ein Zufall, noch ein Uebel, ſondern es iſt nothwendig, daß mit dem Leben der Tod verbunden ſei; es iſt wie Anfang und Ende; ich behaupte ein rechter Menſch würde den Tod fordern, wenn er nicht exiſtirte.

Aber das Ende des Lebens darf nicht ein plötzliches

ſein; es iſt gräßlich, wenn die Parze den Faden des Lebens abſchneidet an einer Stelle, oder in einem Momente, wo kein Abſchnitt vorbereitet war. Selbſt wenn Romulus ſo plötzlich unter die Götter verſetzt wurde, ſo beneidet ihn Niemand. Die Aufgabe des Lebens iſt eine unendliche; aber wenn dieſelbe nicht von jedem Einzelnen könnte gelöſ't werden, wenn das Leben des Menſchen immer nur ein Fragment wäre, etwas Unvollſtändiges, ohne Einheit, eine Rechnung ohne Abſchluß, ein Alphabet, deſſen Buchſtaben nicht zu Wörtern und Worten könnten verbunden werden, ſo wäre das Leben wirklich eher als eine Strafe dahin zu nehmen, denn als eine Wohlthat zu verehren. Darum ſoll Jeder darnach ſehen, daß ſein Leben ein Ganzes werde.

Und ich glaube, es giebt ein Kriterium, woran ſich erkennen läßt, ob das Leben ein Ganzes geweſen ſei oder nicht; — das Kriterium iſt der Tod. Wie Jemand den Tod auffaßt, ſo faßt er auch das Leben auf. Ein Kind ſtirbt nur im niedrigſten, im phyſiſchen Sinne des Wortes — man muß gelebt haben, um ſterben zu können. Im Sterben iſt jeder Menſch originell und wahr, und nicht bloß die Grimace des Sterbens iſt verſchieden. Der Eine ſtirbt tragiſch, der Andre humoriſtiſch, ein Dritter reſignirt; Dieſer ſtirbt ironiſch, Jener groß; der Eine mit dem Fluch auf der Lippe, der Andre wie ein Sclav; der Eine ſtirbt, die Waffe in der Fauſt, der Eine betend, der Andre ſtumm.

Tragiſch ſtarb Moſes: er ſah das Land Canaan, aber hineinkommen konnte er nicht. Heroiſch ſtarb Arnold von Winkelried: über ſeinen Leichnam gewannen die Seinen den Sieg; reſignirt ſtarb Epaminondas: er zog den Pfeil aus der Todeswunde und ſprach: Ich habe genug gelebt! Ironiſch ſtarb der Kaiſer Auguſtus: Wenn ich die Poſſe des Lebens genug geſpielt habe, ſagte er zu denen, die ſein Lager umſtanden, ſo klatſcht Beifall! Leonidas der Spartanerkönig mit ſeinen 300 fiel in den Thermopylen als Sclave, denn die Griechen ſchrieben auf die Gedächtnißtafeln: »er ſtarb gehorſam den Geſetzen.« Sokrates ſtarb, wie ein Weiſer lebt, weniger ſich ſelbſt, als die Andern beſorgend.

Pompejus empfing den Todesſtoß ſtumm, wie Wallenſtein, ſtumm, wie er gelebt hatte. Talleyrand ſtarb, und zeigte ſich im Sterben wie ein Schulknabe, der durch ſein Plärren die Ruthe des Vaters abwenden zu können glaubt. Leibnitz lag todt über einem Buche; Herder ſtarb und hielt in der Hand die Feder, womit er eben eine Ode an Gott geſchrieben hatte; Rouſſeau ließ ſich ſterbend ans Fenſter tragen, um der Natur Lebewohl zu ſagen. Vive la bagatelle, waren die letzte Worte Swifts. Haydn ſtarb beim Anhören ſeiner Schöpfung. Göthe's letztes Wort war: Mehr Luft; Friedrich Wilhelm III. ſtarb mit den Worten: Ça va mal!

Es giebt, meine ich, nur Ein Schlimmes im Tode — das iſt das Einſamſterben. Es iſt graus, im Leben allein ſtehen, und kein Herz haben, das Einem ein zweites Herz iſt; aber das Gräßlichſte iſt, im Tode ſich einſam, verwaiſ't, nicht zu einem Ganzen gehörig fühlen! Wie ſchön wär' es, mit einem Freunde zuſammen ſterben, oder mit einer Freundin und Geliebten! Geſchähe das, ich glaube, das Sterben wäre dann gar kein Sterben!

Ein rechter Menſch ſtirbt mit einer Erhebung. Das correſpondirt der Idee, daß wir in dem Himmel ſollen erhöht werden. Mögen wir nun erhöht werden, wohin es ſei, über das Leben kommen wir hinaus. Wir ſtehen im Sterben auf der Wetterſcheide eines Gebirges, und ſehen der Vergangenheit nach und in die Zukunft hinaus; daher kommt es, daß ſo viele Sterbende Propheten werden. Der rechte Menſch ſtirbt mit einer Erhebung. Der Tod iſt eine Verſöhnung der Menſchen mit Gott, mit der Welt, mit ſich ſelbſt. Und iſt nicht jede Verſöhnung eine Erhebung?

Der ſchönſte Tod iſt der Tod des Dichters. Der Dichter kann nur im Frühlinge ſterben. Die Mädchen, die Frauen, die Nachtigallen, die Liebenden klagen um ihn. Aber ſein Sang lebt und bebt, und hallt und zittert als

Jubel, als Troſt, als Wehmuth, als Wonne, in unſrer Bruſt!

Was willſt Du, Tod, mit dem warmen Herzen?

Emile d'Estrées.

Literatur.

Geſammelte Werke von Boz (Dickens) Supplementband. Enthaltend Pickwick in der Fremde, oder die Reiſe in Frankreich. Von G. W. M. Reynold. Vier Lieferungen mit Federzeichnungen. Braunſchweig, Verlag von Eduard Leibrock 1841.

Pickwick und Konſorten ſind die Rothſchilde des modernen Humors. Dickens, deſſen große Verdienſte wir übrigens nicht läugnen wollen, würde das fadeſte Zeug ſchreiben können und der Vergötterung gewiß ſein. Reynold iſt ein Kuckuck, der ſeine Eier in fremde Neſter gelegt, oder beſſer geſagt: ein Menſchenräuber, der Pickwick und ſeine Freunde dem Boz geraubt hat, ſie mit nach Frankreich genommen hat, wo er ſie allerhand Abentheuer beſtehen läßt, die recht ergötzlich zu leſen, nur hie und da etwas zu derbe ſind. Wir empfehlen allen Hypochondern die Lectüre. Die Federzeichnungen ſind recht hübſch, die Ueberſetzung iſt vortrefflich.

Druckfehler.

Pag. 234 füge nach dem Verſe

Um den iſt's ſchon geſchehen.

noch folgende hinzu:

Ich glaub', ich wäre gleich verrückt,
Würd' ich von ihr ans Herz gedrückt.«

Pag. 236 Zeile 7 von unten lies: Gräu'l.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 32. Donnerstag, 12. August. 1841.

Zu Fuß!

Willst du reisen, reis' zu Fuß,
Frei wie Schwalben in den Lüften!
Blumenduft und Rauschesfluß
Dringt nicht zu der Kutsche Grüften.
Füße, Füße, meine Pferde,
Und mein schönster Sitz die Erde!

Ist die Stunde noch so schön,
Und du möchtest gerne rasten,
Prosit! hin durch Thal und Höhn
Jagt der dumpfe Rumpelkasten.
Brüderschaft mit Bäumen schließen,
Läßt sich nur auf freien Füßen.

Vögelchen möcht dir verkünden
Zarte Lieder, still erlauscht
In den tiefen Tannengründen,
Wo der dunkle Waldbach rauscht,
Horche nur — mit vollen Backen
Schwager bläst. Allons, zum Packen!

Willst du reisen, reis' zu Fuß,
Wie der Arndt und wie der Seume!
Daß des Lebens voller Guß
Dir durch Kopf und Herzen schäume!
Hagelschlag und Regentraufe,
Das ist Wandrers Fahnentaufe.

Und ein Lied von stolzen Bergen
Und von hehrer Geister Wehn —
Ach aus Wagen, wie aus Särgen,
Welch ein kümmerlich Gestöhn!
Nimm den Dornstock! Laß in Kutschen
Puppen die Natur durchrutschen.

Brennen Stirn und Nacken braun,
Laß die Haare fluthend wallen!
Solche kecken Burschen, traun,
Mädchen herzen sie vor allen.
Schäferrecht und Frauenküsse!
Heissa, zwei gesunde Füße!

Wilhelm Freimund.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Vor ihm stand ein gebräunter Seemann, mit einem groben grauen Mantel angethan, der das Geheul und Geschrei der Rosenthal nicht zu beachten schien, und, als sie ihm sogar wehren wollte, die blanke Summe einzustreichen, sie mit den Worten zurückstieß: »Hebe Dich weg von mir, Weib! Herr Meyer, noch einmal so viel, und ich bleibe stumm, wie ein Fisch; was machen Ihnen tausend Thaler?«

fuhr er zu dem geängſtigten Manne fort, der kopfſchüttelnd verneinte, aber vergebens nach Kraft zu ringen ſchien, einen entſcheidenden Schritt gegen ſeinen Peiniger zu unternehmen.

»Sei doch menſchlich, Adolph, was haben wir nicht ſchon für Dich gethan?« heulte Eugenie auf's Neue. »Stürze den edlen Mann, der genug durch uns leidet, nicht ganz ins Verderben. Er hat übermenſchliche, undenkliche Verluſte erlitten. Sieh auf ſein Auge, das um Schonung bittet!« — »Theaterprinzeſſin! willſt du den Herrn Meyer heilig ſprechen?« lachte der Fremde mit widerlichem Grinſen. »Du liebſt die Altonaer geſchloſſenen Zirkel doch auch mehr, als die geſchloſſene Geſellſchaft in Neumünſter, zu deren Ehrenmitglied Du mich eigentlich gemacht haſt. Ich weiß das ſchon, und vergebe Dir, aber Erſatz, Geld, muß ich haben, oder wir reiſen Alle zuſammen dorthin.«

Mit dieſen Worten ſchlug er mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, und in demſelben Augenblicke war es, wo das Trifolium den erblaßten Baſtian eintreten ſah. Aber gewiſſermaßen, als ob deſſen Gegenwart den alten Herrn kräftigte, wie neu belebt, trat er auf. »Sieh da ein guter Engel!« rief er aus, und, während dieſer ihm die Botſchaft des Polizeidieners ausrichtete, mit feſter Stimme zu dem ſtiller werdenden, durch Baſtians Gegenwart unleugbar betroffenen Erpreſſen: »Kapitain Peterſſon! Eure Macht iſt gebrochen, ich überliefere mich ſelbſt den Gerichten, um mich wegen eines Verbrechens zu verſöhnen, das Ihr Beide begingt, und daß mein Gewiſſen nie genehmigt hat, wenn der Mund auch ſchuldig ſchwieg. Melden Sie, Baſtian, dem Polizeidiener, daß ihn drei Verbrecher erwarten,« fuhr er mit brechender Stimme fort, und ſank dann erſchöpft in den Seſſel.

Dieſe Worte veränderten die Scene. Während Eugenie dem Baſtian zu Füßen fiel, und ſchluchzend ihn um Gotteswillen beſchwor, nicht den unüberlegten wahnſinnigen Auftrag des Herrn Meyer zu befolgen, wozu dieſer immer mit ſchwacher Stimme wiederholt aufforderte, entfuhr dem

gebräunten Schiffer ein »Hm« über das andere, und indem Bastian auf der moralischen Collisionsleiter, voll Furcht und Liebe für den Herrn, diesen bat, sich zu besinnen, dabei aber durch ein starkes vorgegebenes Husten und Scharren die Ausfuhr der Worte aus der von ihm zudem gesperrten Thür zu verhindern suchte, schritt dieser mit väterlichem Lachen, und indem er der ohnmächtig gewordenen Rosenthal irgend eine zärtliche Phrase aus einem Ritterstück zurief, die mit dem Sinne »der Landesverwiesene kommt wieder, lebendig oder todt,« endete, langsam zur Thür hinaus. Bastian öffnete das Fenster, und sah zu seiner großen Herzenserleichterung den Fremden mit dem Polizeidiener das Haus verlassen, dann aber affectirte er, um den zu Salzsäulen gewordenen beiden tief Erschütterten nicht lästig zu werden, ein Nasenbluten, entfernte sich eilig, und suchte die Knaben auf, die, während er so wunderbare Metamorphosen gesehen, auch ein Object des Ovids, das Buch der Liebe, einander erklärt hatten.

Am andern Morgen hieß es sowohl im Meyerschen Hause, wie in dessen Comptoire, den Principal habe ein Schlagfluß befallen, der ihn gelähmt, und wenigstens auf längere Zeit für seine Geschäfte unbrauchbar gemacht habe. Er war für alle seine Hausgenossen, mit Ausnahme der Rosenthal, unsichtbar geworden, welche unstreitig ihre neu erwachten Souverainitätsrechte, zur großen Betrübniß der ganzen häuslichen Bevölkerung, vornehmlich aber des ehrlichen Hans angewendet haben würde, wenn die Furcht vor Bastian, der Zeuge des eben erzählten Auftritts gewesen war, sie nicht zurückgehalten hätte. Sie hatte diesem zwar vorbilden wollen, daß der alte Meyer damals schon, durch einen ungestümen alten Credit seiner Frau erschreckt, in einem Anfall von Geistesabwesenheit, woran er jetzt oft leide, verwirrte Dinge gesprochen habe; das stumme Zugeben des ungläubigen Candidaten belehrte sie aber hinlänglich, daß sie ihn nicht überzeugte habe, sie mußte sich daher, was sie freilich auch konnte, auf das edle und ihrem Herrn so wohlwollende Herz des verschwiegenen Bastian verlassen.

Dieſer war übrigens nicht wenig durch das räthſelhafte Geheimniß bedrückt, und ward dies noch um ſo mehr, als der Hausherr ihn nach einigen Tagen zu ſich rufen ließ, jede Erinnerung an das wunderbare Ereigniß vermied, auch dabei erklärte, wie er Willens ſei, ſeine Handlung aufzugeben, Altona aber ganz zu verlaſſen. Das Erſtere geſchah auch in der That ſehr bald, und zwar, wie die Hamburger Kaufmannſchaft aus jener Zeit ſich wohl erinnern wird, mit ſolcher Eile und Liberalität, daß durch das Eingehen des Hauſes S. L. Meyer manche jüngere kleinere aufkamen, wovon das eine bekanntlich jetzt einen bedeutendnn Rang auf der Börſe behauptet.

4.

Die mit einer wundervollen Lindenallee verzierte Palmaille iſt die ſchönſte Straße Altona's, deren Südſeite die Elbe und das dahinter belegene, an Milch, Kirſchen und andern Früchten reiche Hannoverſche Land in maleriſcher Entfernung zeigt. Hinter den meiſten dieſer Häuſer, wie auch hinter dem Meyerſchen, befindet ſich ein Pavillon in einem Gärtchen, von wo man viele Stufen hinunter in die niedere Elbſtraße ſteigt, woſelbſt den ſtädtiſchen Villabewohner das ewige thätige Leben der Handel treibenden und befördernden Gewerbe umfängt.

In einem ſolchen Luſthauſe hatte Hannibal, dem Eugenie keine Bitte abzuſchlagen vermochte, bereits ſeit vierzehn Tagen ſeinen, von täglich vergeblichen, nach Eppendorf unternommenen Spaziergängen ermüdeten Körper dem weichen Flaum vertraut, während die geſchwätzig rauſchende Elbe und der den Verliebten dienſtbare Mond ſein Lager mit Tönen und Bildern umgaukelten.

Es war am achten Juni des Jahres 1814, als Hans, der von dem hohen Balkon aus die Geſtirne zur Vermehrung ſeiner Steuermannskunde beachtet, und mit ſeinem Damon, der die Geſtirne in poetiſcher Qualität betrachtete,

nicht ohne Wärme über das ewige Schibeleth seiner Wünsche geplaudert, dann aber sich in das Hinterhaus begeben hatte, woselbst ihn alsbald Bett und Schlaf umhüllte. Aber plötzlich hörte er ein heftiges Gebell des wachsamen Kettenhundes, das anfänglich ihm nur Stoff zu wunderlichen Träumen gab, bald aber sein Erwachen herbeiführte, und ihm eine sonderbare Angst einflößte. Blitzschnell enteilte er den Federn, warf sich in eine leichte Kleidung, ergriff, da ihm keine andere Waffe in die Hand kam, einen Hausschlüssel und stürzte in den Pavillon. Er fand hier das Bett Hannibals leer, die Gartenthür, welche zur Carolinenstraße und durch diese dann zur Elbstraße führte, erbrochen. »Ihm nach!« rief er, »es ist keine Zeit zu verlieren!« Von dem fortwährenden Bellen des Hundes ermahnt, löst'e er diesen von der Kette. »Komm mit, treuer Sultan, [illegible]ben Freund suchen und finden, und du sollst fortan an Menschenrang in meiner Seele haben.« Und mit diesen Worten eilten Beide, Mensch und Hund, die Treppe hinunter [illegible] die Elbstraße, wo er von einem Nachtwächter erfuhr, daß so eben ein betrunkener Matrose von einigen Fahrersleuten in einen Kahn getragen sei, um auf sein Schiff, er wisse nicht, auf welches, gebracht zu werden. »Mensch!« donnerte Hans, »warum hast Du die Seelenverkäufer entwischen lassen?« — »Seelenverköpers!« lachte der Nachtwächter plattdeutsch; »das ist eine Fabel von der Großmutter her, man kauft keine Seelen mehr in Altona, man hat sie umsonst, wie der Teufel, ich habe zudem auch meine Schuldigkeit gethan, und die Leute angehalten. Allein der junge Mensch, den sie trugen, war so betrunken, daß er nicht antwortete, und sich mit Kopf und Fuß wie ein Teller geberdete.« Dabei lachte er noch einmal sein »Seelenverköpers!« bog um die Straßenecke und ließ alsdann sein: »Es hat eins geschlagen!« und seine politische Warnung, mit Feuer und Licht vorsichtig zu sein, erschallen. »Dultens Kahn ist unangeschlossen!« jubelte Hans; blitzschnell eilte er dorthin, sprang hinein und ruderte alsbald durch den Mastenwald auf die freie Elbe, wo er im Wassergc-

plätſcher, nicht ferne von ſich, alsbald einen Kiel dahin gleiten ſah. Das Gebell des Hundes ließ ihm keinen Zweifel, daß er auf der rechten Fährte ſei; bald erreichte er das vor ihm hinſchwimmende Boot, dem er von Sultans Tönen begleitet, ein donnerndes »Halt!« zurief.

In dieſem Augenblicke brach der Mond klar durch ein ihn bis dahin nur leicht verhüllendes Gewölk. Der ſchnellrudernde Hans enterte mit einem Strick das voranſegelnde Boot, und als er in dieſem ſeinen Hannibal im Hintertheil zu erblicken glaubte, rief er den beiden Männern, die daſſelbe lenkten, in gebieteriſchem Tone zu, indem er den ſtattlichen Hausſchlüſſel ſo ausſtreckte, als ob es eine Piſtole ſei: »Gebt den Knaben heraus, Ihr Räuber, oder ich ſchieße Euch zuſammen, wie nichts Gutes!« —

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

In Baden-Baden ſoll kürzlich ein Ruſſe durch einen Gewinn von 140,000 Franks die Bank geſprengt haben. Benazet, (der Namen klingt, deucht mir, ſchon wie ein unſauberer Geiſt,) der Director der Höllenküche, ſoll ſeine Freude an dem Ereigniſſe haben und ſich damit tröſten, daß der Ruſſe noch in Baden bleibt.

„Oh Monseigneur! daignez faire la charité à un pauvre miserable," rief ein Bettler Frankreichs, dem alten Blücher entgegen. — Dieſer aber warf ihm lächelnd ein Goldſtück mit den Worten zu:

»Schweig nur ſtill, miſerabel ſeid Ihr Alle.« —

Wenn Muſſet dieſe Anecdote lieſt, Muſſet den das zahme Beckerſche Lied ſchon ſo entflammte, wird er gewiß Lava auswerfen, um den Rhein, welchen er uns Deut-

ſchen nur zum Waſchen concedirt, verſiegen zu machen, oder um einen heſſiſchen Damm aufzuführen.

Henkel, den Immermann den erſten Regiſſeur der Welt nannte, beabſichtigt die Bühne in Düſſeldorf am 3. October als Director zu eröffnen. Möge Immermanns Geiſt, aber nicht ſein Geſchick ihn umſchweben, den die Deutſchen Fürſten unbeachtet ließen, bis Gott, empört über ſolche Vernachläſſigung, ihn der undankbaren Mitwelt entrückte. Henkel ſteht auch noch in Oldenburg als Künſtler wie als Menſch in gutem Andenken, obgleich er als letzterer ſich wenig zeigte, um, wie er unvernünftig beſcheiden ſagte, die Illuſion, welche ſeine Kunſt herbei führt, im Publiko nicht zu zerſtören. Intereſſant war eine Wette, die in Bezug auf Henkelſche Darſtellung an einer Table d'hote zwiſchen einigen meiner Freunde gemacht wurde. Zwei ſehr geiſtreiche Männer behaupteten a priori, daß Henkel nach ſeinen andern Leiſtungen ſeinen Wallenſtein nicht auf vorzügliche Weiſe darſtellen werde, daß ihm das Geſchick für die Rolle grade fehle. — Diejenigen welche dagegen hielten, ſchoben den Regirenden das Urtheil in das Gewiſſen. — Als ſie aber aus dem Schauſpielhauſe kamen, in welchem Henkel, von einer fein gebildeten Dame die lange in Wien geweſen, der Vorzug vor Anſchutz gezollt worden, riefen ſie beſiegt, aber heiter aus: »Wir haben verloren,« und ließen den verwirkten Champagner kommen.

»Sie müſſen ein Gericht weniger eſſen,« verſetzte ein Fürſt ablehnend einem ſeiner Beamten, der als Familienvater nur reich an Kindern um eine Zulage bat. — »Nimmer mehr!« verſetzte der Abgewieſene. »Wie, ſie wagen?« drohte der Landesherr. — »Nicht das Eine Gericht, was wir immer nur verzehren ganz abzuſchaffen,« fiel der Staatsdiener ein. —

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 33. Donnerstag, 19. August. 1841.

Der Stern der Venus.

Ich sah die Sonne sinken,
Ein Nebel spann sie ein,
Kein Sternlein sah ich winken;
Rings Nacht; ich war allein.

Mir war's, als sei mein Leben
In öde Nacht gehüllt,
'ne Thorheit sei mein Streben,
Mein Hoffen unerfüllt:

Nur Träumen sei mein Denken;
Mein Sinnen sei nur Wahn.
Was soll den Geist mir lenken
In's Lebens rechte Bahn?

Schau dort in reinem Glanze
Taucht auf ein himmlisch Licht,
Dort an des Himmels Gränze.
Ist das die Sonne nicht?

Nein, nein, 's iſt nicht die Sonne,
Ein Nachtgeſtirne iſt's;
Doch kündt es hohe Wonne,
Du, Stern der Liebe, biſt's!

Emile d'Estrées.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

Um Gotteswillen, Capitain, laßt ihn heraus, und macht uns nicht unglücklich!« rief in zaghaftem Tone ſogleich einer der Angeredeten, und nannte dabei einen Namen, den Hans nicht verſtand; worauf dieſer mit donnernder Stimme erwiederte: »Tölpel! was nennſt Du mich?« dann aber, indem er den Gefangenen ergriff und in die Höhe hob, ihn mit den Worten: »Geh, Du Narr! ich meinte es gut mit Dir; ich wollte Dich Deinem Räuber, dem alten Meyer entziehen, und zum wahren Vater bringen,« ſeinem Retter übergab, der, nachdem er den Strick gelöſ't, nur ſo lange ſich der Umarmung ſeines Hannibals enthielt, und mit ſeinem Schlüſſel drohte, bis ſich der feindliche Menſchenkäfer in die rauſchenden Wellen, unter lautem Gebell des an ſeinem jungen Herrn liebkoſend hinaufſpringenden Sultans, ſtromabwärts verlor.

»Nun Carlos,« rief Hans, »ſind wir gerettet; das war ein ſchönes Abenteuer mit den Seelenverkäufern! Sprich, wie drangen die Kerle zu Dir?« Aber Hannibal antwortete nur ſeufzend, die Hände gefaltet ausſtreckend. Erſt jetzt gewahrte Hans, den in dem erſten Augenblick die Furcht ergriff, der Schreck habe ſeinen Freund verſtummen laſſen, daß dieſer an Händen und Füßen geknebelt, ſein

Geſicht, beſonders aber der Mund, mit einem großen Pechpflaſter bedeckt ſei. Ihn von beiden Dingen zu befreien, war ſeine ſchnellſte Sorge. Das Erſte gelang mit Hülfe eines Schiffsmeſſers, das nie aus Hanſens Taſche kam, das zweite durch löſendes Elbwaſſer, doch nicht ohne eine ſchmerzhafte Operation. Als ſonach die Wortſperre aufgehoben war, Hannibal ſeinem Befreier für die glücklich Rettung gedankt hatte, erzählte er, daß er im Begriff geweſen ſei, ſich zu entkleiden, als er ein Geräuſch an der Thüre des Gartens gehört habe, worauf ſogleich die Thüre des Pavillons geöffnet und er von den eben geſehenen ſchweigenden Männern ohne weiteres in den Zuſtand verſetzt ſei, woraus ihn ſo eben Freundeshand errettet habe. Man habe ihn dann auf den Armen zur Elbe getragen, und gegen einen anhaltenden Nachtwächter die Erklärung abgegeben, er ſei ein berauſchter Matroſe, den man an Bord des Schiffes bringen wolle.

Die Freunde hatten bald den Hafen und das väterliche Haus erreicht. Der beruhigte Hund zog leiſe wieder in ſein Haus und an ſeine Ketten. Um den kranken Vater und die Hausgenoſſen, welche ſämmtlich im Vorderhauſe an der Palmaille wohnten, nicht zu beunruhigen, verſchwiegen ſie das Abentheuer der Nacht, das erſt in der Frühe Baſtian und Madame Eugenie entdeckt wurde. Beide errietben nur zu bald, wer der eine der Thäter ſei, wenn gleich das Licht, das Eugenien aufgegangen war, dieſer heiter, als dem Baſtian brennen mochte.

Aber auch Beide kamen dahin überein, daß der ganze Vorfall dem Hausherrn verborgen bleiben müſſe, von dem insbeſondere Eugenie nur zu ſehr einen gewaltſamen Schritt zu fürchten ſchien. Den Knaben wurde daher von Baſtian ein Stillſchweigen auferlegt, dem ſie treulich gehorchten, indem ſie bald aus ihrer argloſen Seele die Erinnerungen an die bedeutenden Worte des nächtlichen Menſchenräubers verloren.

Der alte Meyer hatte jetzt ſein Geſchäft realiſirt, das Comptoir geſchloſſen, ſein Haus in Altona verkauft, dafür

wieder ein anderes Landhaus in Eppendorf erſtanden. Leichten Herzens ſchien er das Däniſche Territorium zu verlaſſen, freundlich und ſanfter, denn je, ſprach er zu den Jünglingen, welche ihn auf der Hinfahrt begleiteten, und ſich mit ihm über ihren künftigen Beruf unterhielten. Es wurde ausgemacht, daß Hans, der durchaus nicht vom Seeleben abzubringen war, ſeine erſte Reiſe im nächſten Frühjahre unternehmen, Hannibal die Rechte ſtudiren, vor ſeinem Abgange auf die Univerſität aber noch ein halbes Jahr das Hamburger Gymnaſium beſuchen, und unter Gurlitts Leitung ſich auf die Hochſchule vorbereiten ſolle. — »Was wird denn aber aus Baſtian?« fragte Hans halb ängſtlich. — »Der ſoll mich auf die Univerſität begleiten, nicht wahr, Väterchen?« ſchmeichelte Hannibal. — »Das hängt von Hans ab,« erwiederte der alte Meyer, und plötzlich überzogen wieder finſtere Gewölke ſeine Stirn. »Doch davon ein ander Mal,« fuhr er, tief in ſich ſeufzend und dann verſtummend, fort. Beſtürzt ſahen die Freunde ſich an. Hans aber meinte lächelnd: »Da wir ein Herz und eine Seele ſind, ſo kommt es nur darauf an, weſſen Mund zuerſt redet, um die Handlungsweiſe des andern zu beſtimmen. Was der Eine will, will ja auch der Andere.«

Jetzt fuhr man bei dem neuen Gartenhauſe vor. Nicht die anmuthige Wohnung, der geſchmackvolle Garten, noch die vielen vorüber wandernden geputzten Hamburger lenkten die Blicke der beiden Knaben auf ſich, ſondern ein junges Mädchen, das, ſchräg der neuen Wohnung gegenüber, unter einer ſchattigen Linde ſitzend, die erröthenden und erbleichenden Jünglinge nicht wahrgenommen hatte. Es war das Ideal ihrer Träume, die junge Engländerin aus der Comödie. Seligkeit durchbebte die jugendlichen Gemüther — Tag und Nacht war ſie das Geſpräch der Jünglinge, nur mit dem Unterſchied, daß Hannibal ſie immer nur Jenny, Hans aber gegen dieſen »Deine Jenny,« nannte. Man beſchloß, ſich einige Tage mit einem Gruß à la Ritter Toggenburg zu begnügen, die Perſönlichkeit der Engländerin zu erkunden, dann aber auf irgend eine Weiſe die

Bekanntſchaft des Hauſes zu machen. »Obgleich ich blöde bin, und nichts herauszubringen vermag, wenn ich mit Mädchen ſpreche,« rief Hans, »ſo könnte ich dieſe doch dreiß anreden, aber nur, um von Dir mit ihr zu reden.«

5.

Doch die ungeſchickt verhehlte Jugendliebe beider Jünglinge blieb den übrigen Hausgenoſſen kein Geheimniß; ſogar Baſtians Blicken entging ſie nicht, vielweniger aber der Eugenie, welche indeſſen aus einer den älteren Frauenzimmern ſo angebornen Vermählungsſucht oder aus übertriebener Nachſicht für ihren Liebling, deſſen Neigung zu begünſtigen ſuchte. Sie machte ſogar die Bekanntſchaft des einſylbigen engliſchen Ehepaars, von dem ſie aber, in Bezug auf Jenny, nichts weiter in Erfahrung zu bringen vermochte, als daß dieſe die Tochter eines verarmten, einſt ſehr reich geweſenen Mannes ſei, den ſie aber nicht zu nennen verſprochen. Die Eitelkeit der Roſenthal betrog ſich freilich nicht durch die Bemerkung, daß ſeit einiger Zeit das nur als Aſchenbrödel mit anglicaniſcher Kirchentyrannei gedemüthigte Mädchen ſich plötzlich einer milderen Behandlung erfreute, ſie irrte ſich aber, da ſie glaubte, daß ihr Wörterreichthum irgend einen Einfluß auf Jenny's kalte Pflegeältern geübt habe. Dieſe erwähnten täglich mehr lobend des entfernten Vaters, und die alte ſcheinheilige Inſulanerin ließ einmal ſogar mit demüthig frömmelnden Geberden die Worte fallen: »Er war ein großer Sünder, aber dennoch hatte ſich Gott in ihm verherrlicht, und wenn uns eine heute empfangene Nachricht nicht täuſcht, ſo iſt er ſogar ein reicher Mann geworden.«

Unterdeſſen hatte die Bekanntſchaft der Roſenthal mit den Britten, einer Familie Mackverſy, auch die Jünglinge in deren Haus eingeführt. Die Liebe der Jugend iſt berebt in einſamen, vom Mond erhellten Nächten, aber ſchweigſam und blöde beim Sonnenlicht. Das Leben des Dreiblatts zu ſchildern, braucht zartere Farben, als der Pinſel

dieſer Novelle zu trinken und wiederzugeben vermag. Die erſte Liebe iſt das Unausſprechliche, jeder Verſuch einer Schilderung derſelben ein Frevel. Welcher Leſer fühlt das nicht? — Die Stunden, die Tage, flogen dahin wie Minuten, und gleichen den klaren Fluthen des Baches; die Nächte ſind umkränzte Spiegel des Tages, und wahrlich, es iſt begreiflich, daß Anakreon das herangekommene Alter nicht fühlte, weil er ewig jugendlich liebte.

Freilich war Hans Rennerbergs Liebe nicht ganz anakreontiſch. Steif und ſcheinbar kalt hatte er ſich Jenny gleich anfangs gezeigt, jede Gefälligkeit, die er ihr ſo hundertfach bewies, geſchah im Namen des Freundes, deſſen Neigung für Jenny zwar nie Worte gefunden, aber ſich zu unverhohlen zeigte, um nicht die junge Schülerin der Natur zu belehren. Vielleicht hätte ihr Herz den ſtillen ehrlichen Hans vorgezogen, der ihr ſchon einmal ſo viel Aufopferung und Theilnahme bewieſen; aber der Mangel an Wiederhall und Anklang neigte ihr junges Herz von dem ernſten kräftigen Jünglinge, der ja auch immer nur von weiten Seereiſen, Hayfiſchen und Eisbären redete, zu dem Blumen, Götter und Sterne beſchwörenden Hannibal.

So verfloß ein halbes Jahr, und die Oſterzeit nahte, welche beide Jünglinge in die Schule der Welt ſenden ſollte. Gurlitt hatte den Gymnaſiaſten mit ehrenvollen lateiniſchen, und mit dem beſten deutſchen Zeugniſſe, das er aber ſehr ſelten gab, nemlich, daß Hannibal »ein Bänkchen« gelernt habe, entlaſſen. Hans war noch unentſchloſſen, auf welchem Schiffe er die fernen Lande ſehen wollte, als ein neues Ereigniß beſtimmt war, die Liebe, ſo wie das Verdienſt der getreuen Hans beim Kleeblatt zu verewigen. —

Die Ruſſen, welche Hamburg dermalen verlaſſen, hatten unter manchen anderen Erinnerungen an ihre Spuren auch eine Menge ausrangirter polniſcher Pferde und zwar um ſo leichter hinterlaſſen, da ſie ſich ziemlich mit requirirten jungen Waſſerdänen verſehen hatten. Polniſche Pferde werden aber ſelten in der Fremde einheimiſch, wie ihr Gebieter, und ſo geſchah es denn, daß ein Geſpann, welches

die glückliche Dreiheit am Nachmittag nach der gehaltenen Abschiedsrede der Gymnasiasten wiederum nach Eppendorf trug, den Nationalcharakter annahm, und die flüchtigen Polacken gegen den Zügel des Fuhrmanns revoltirten. Der kugelrunde Hamburger Phaeton hatte den Bock herabstürzend verlassen, die durch Eckmühls Brandruinen uneben gewordenen Wege ließen nun ein völliges Zerschellen fürchten, als Hans, der Jenny's Ohnmacht bemerkte, mit unglaublicher Kühnheit aus dem Wagen sprang, mit übermenschlicher Schnelligkeit die Pferde erreichte, ihnen ein kräftiges »quos ego!« und sie mit größter Anstrengung zum Gehorsam zurückführte. — Diese Romanenwendung ist eine Tochter der Geschichte, kein helfender deus ex machina in der Erzählung. Welcher Hamburger erinnerte sich nicht des Vorfalls, und zwar an demselben Tage, als eine so gefeierte vortreffliche Dame aus Lübeck, vom Pferde geschleift, ihren Tod fand?

Am folgenden Morgen erhielt Hannibal ein Billet von Jenny, worin diese ihm kurz meldete, daß eine außerordentliche Begebenheit, und wahrscheinlich ein gestern erhaltener Brief, den Herrn Mackversy veranlaßt habe, schon morgen Hamburg zu verlassen, und mit seiner Frau auf dem Packetboot nach England zu reisen. Er hatte versprochen, ihr dort den Namen des Vaters zu entdecken, der ohnehin ihre Nähe begehrt habe, und dem sie weit über das Meer folgen müsse. Vergebens sei jede Protestation gewesen; sie bitte Hannibal, dem sie übrigens unter jedem Verhältnisse Liebe und Treue gelobe, sich mit Hans zum Lebewohl, das ihr zu sagen vergönnt sei, baldigst bei ihr einzufinden. — Von Staunen, Schreck und Schmerz überwältigt, eilte Hannibal zu seinem Freunde. Beide waren einig, daß Niemand in dieser Sache möglicher Weiser vermitteln könne, als die Rosenthal, zu welcher auch ihr Liebling mit den empfangenen Zeilen, seine Neigung zum ersten Mal unumwunden bekennend, eilte. Wohlgefällig hörte sie an, und versprach, vielleicht durch die längst verschwundene Innigkeit und Freundlichkeit, womit er seine Reden beglei-

tete, wie durch die romantische Lage des Mittenden gerührt, ihre beste Hülfe, hüllte sich in einen Shawl, und trippelte nach der Wohnung des Engländers. Mit welcher Ungeduld erwarteten die beiden Jünglinge ihre Rückkehr! Endlich öffnete sich die Thür, welche Eugenie aber nur langsam verließ, indem sie ihr Gesicht mit einem Tuche bedeckte. »Unglücklicher!« rief sie feuerrot[h] dem entgegen eilenden Hannibal zu. »Laß ab von dem Mädchen, begehre sie nicht wieder zu sehen, oder Du machst Dich, sie, Deinen Vater und mich unglücklich. O Himmel! welch eine Verkettung unglücklicher Umstände!« Bei diesen Worten sank sie ohnmächtig zusammen, und mußte auf ihre Zimmer gebracht werden, wo heftige Nervenanfälle nur zu bald die unumgängliche Gegenwart eines Arztes erforderten.

Die Freunde waren indessen Arm in Arm sprachlos in das Haus des Engländers gegangen, wo die Anstalten zur Abreise höchst eilig betrieben wurden. Jenny war bei dem Packen eines Koffers beschäftigt. »Um Gotteswillen!« fragte Hannibal, »ist es wahr, wollen Sie uns verlassen?« — »Ich muß,« rief Jenny, »mein verloren geglaubter Vater hat sich gefunden, und ich muß ihm folgen, wahrscheinlich in weite Ferne. Aber Trennung ist kein Abschied, und nicht wahr, Sie bleiben mir gut, lieber Hannibal, und auch Sie, lebensretter Hans!« — »Ja, ewig werde ich nur an Sie denken, von ihnen reden und träumen,« stotterte Hannibal, während Hans mit leuchtenden Augen fragte: »Wohin fahren Sie!« — »Vorläufig nach London,« war die Antwort, »von dort werde ich erst meiner näheren Bestimmung entgegen gehen; aber, Gott sei Dank, es giebt auch Posten jenseit des Meers, und ich hoffe, Ihnen bald Nachricht zu geben; auch Ihnen, Freund Hannibal!« setzte sie mit dem Blick unverhohlener Herzlichkeit hinzu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 34. Donnerstag, 26. August. 1841.

Am Abend.

Von

Rudolph Kulemann.

Am Abend iſt ſo lieberfüllt,
Ein ſtilles Licht vom Monde quillt,
Das ſieht ſo ſacht und goldenfein
In's blattumlaubte Fenſterlein,
Und ſieh! es legt ein lieber Arm
Sich ſchmiegſam um den Naſen warm,
Und glänzend wie im ſchönſten Traum
Steigt Liebe auf am Himmels-Saum —
Zwei Sternelein, ſo wunderbar,
So augenblau und himmelklar;
Wie hier ein ſüßes Mägdlein ſpielt,
Ein Knäblein dort in's Herze zielt,
Und jedes ſcherzt und winkt und flieht
Und lockt und lacht und winkt und zieht,
Da plötzlich ſtrömt's in vollem Licht,
Sich lieblich eins in's and're flicht,
Das Engleinpaar hält ſich im Arm,

Es ſchlägt das Herz in's Herz ſo warm
Der Stern ſich in dem Stern erkennt,
Als eins am Himmelsſaume brennt!
Still! ſtill!

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

Die Ankunft der Frau vom Hauſe unterbrach das Geſpräch, welches in ihrer Gegenwart auch ſeine Ungezwungenheit nicht wieder gewann. Auch durften die Jünglinge nicht lange weilen, da Eugenie ein Mal über das andere Hannibal beſchicken ließ, und die Engländerin den Abſchied dadurch beſchleunigte, daß ſie Jenny zu verſtehen gab, wie ſie ihr etwas Eiliges und Wichtiges auf ihrem Zimmer zu ſagen habe. — Das Kl[illegible]blatt zerriß; — Hannibal vom Schmerz überwältigt, Jenny und Hans aber mit den Worten: »Auf baldiges Wiederſehen!« wobei dem Letzten ein Seeleuchten ins Auge trat.

Als Hannibal ſich der Roſenthal nahete, fand er ſie höchſt aufgeregt und leidend, und würde dies noch mehr bemerkt haben, wenn er es minder ſelbſt geweſen wäre. Sie empfing ihn freundlich, entfernte die übrigen Wärterinnen ins Nebenzimmer, und bat ihn, dieſe Nacht, welche ohnehin die letzte ihres Lebens ſein würde, an ihrem Lager zuzubringen.« Schweigend willigte Hannibal ein, dann aber preßte ihm der Schmerz eine Bitte um Erklärung des heute ſo unbegreiflichen Vorfalls ab. — Aber ſo wie das ganze Leben Eugeniens einen Widerſpruch enthielt, ſo zeigte ſie ſich auch in dieſem Augenblicke. Ihre eben gethane Behauptung, daß ſie ſterben müſſe, kehrte ſie um, in die Frage:

ob ſie ſterben werde? Dann fügte ſie hinzu: wenn ſie gewiß es wiſſe, ſo wolle ſie noch vor dem Tode Alles bekennen, ſie ſei eine ſehr große Sünderin; »aber« fuhr ſie, Hannibals Hand ergreifend, fort, »was ich auch gethan, ich habe Dich doch immer lieb gehabt, wie meinen Sohn.«

Auf eine ähnliche Weiſe wechſelte fortwährend das Geſpräch, das nur von einigen Irreden unterbrochen wurde. — In einem ſolchen Fieberanfall erhob ſie ſich einmal im Lager, ſah Hannibal ſtarr an, und flüſterte ihm dann leiſe ins Ohr: »Jenny heißt nicht Mackverſy, ſondern Mehrmann.« Nach dieſem Ausdruck ſank ſie erſchöpft wieder zuſammen.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und ihre früheren Reden fortgeſetzt hatte, befragte ſie Hannibal wegen des ſo eben Geſagten. »Habe ich das geſprochen?« rief Eugenie, »o, um des Himmels Willen, kein Wort davon an Deinen Vater, ſo lange ich lebe!« bat ſie darauf, und faßte Hannibals Hand ſo krampfhaft, daß dieſer nur durch das wiederholte Verſprechen der Verſchwiegenheit ſich dem umſanften Drucke entwinden konnte.

Jetzt trat der Arzt ein, er glaubte, die Vorboten eines Nervenſchlags zu ſehen, und gebot Allen, ſelbſt Hannibal, deſſen Gegenwart die Roſenthal ſichtlich ergriff, ſich zu entfernen. Aber dieſe proteſtirte dagegen, und ſchon mitten in dieſer Aufregung trat der gefürchtete Moment ein. Ein Schlagfluß lähmte plötzlich Seite und Zunge der Leidenden, die jetzt mit ungewöhnlicher Qual zuerſt Hannibal, vorzüglich aber dem eingetretenen Meyer etwas offenbaren zu wollen ſchien. Es war vergebens, die Buchſtaben in ihrer Seele wollte nicht mehr zu Worten werden; ein neuer Anfall raubte der Leidenden das, was ihr nach Verluſt der Sprache noch als Lebensthätigkeit übrig geblieben war. Der Todesengel war über ſie gekommen.

6.

Eugeniens Ende brachte in dem Meyerſchen Hauſe

nur den Eindruck hervor, den die unterbrochene Gewohnheit des Zusammenlebens herbeiführte. So viele Zärtlichkeit sie fortwährend gegen Hannibal bewiesen, so hatten die Wurzeln da der Dankbarkeit sich doch nicht in dessen Seele befestigen können, der Wurm des Zorns über die Art und Weise, womit die Rosenthal fortwährend seinen Hass zurücksetzte, an derselben nagte. Der alte Hausherr schien von einer Last befreiet, nicht wenig aber wunderte es Bastian und die beiden Vettern, da Meyer ihnen erklärte, daß Eugenie nicht ihre Tante, sondern nur eine Freundin ihrer Mutter gewesen sei, und gar ihr Tod, als »Ehefrau Peterson, geborne Lohsen,« im Altonaer Merkur vom alten Meyer angezeigt wurde.

Als aber nach einigen Tagen Hannibal, von Liebe und Gram über Jenny's Verlust, die sich am folgenden Morgen eingeschifft hatte, gequält, auch gegen seinen Vater offenherziger geworden war, und ihm, ohne seine Neigung für das liebliche Mädchen zu verschweigen, die für ihn so apokryphischen Geisterworte der Rosenthal mitgetheilt hatte, sank der Alte fast leichenähnlich zusammen; dann aber, als er sich erholte, rief er aus: »O Hannibal! warum hast Du mir das nicht sogleich vertraut? — Gott, deine Hand liegt schwer auf mir; doch ist es Zeit, daß ich durch Wahrheit und Reue mich mit Dir und der Welt versöhne!« — Bewegt die Hand des gegenwärtigen Bastian ergreifend, fuhr er fort: »Kommen Sie, bewährter, tugendhafter Freund, und helfen Sie mir, daß ich, der Schuldige, Vergebung von diesen beiden tugendhaften Jünglingen erhalte.«

Mit diesen Worten zog er Bastian ins Cabinet, der auch bis zum achten Tage unsichtbar blieb, und erst am neunten Abende zu beiden Vettern, mit einem Papiere in der Hand, eintrat.

»Gott mit Euch!« begann er. »Herr Meyer sendet mich, um Euch zu Mitwissern eines Geheimnisses zu machen, das uns schon mehrere Monde wie ein immer wiederkehrendes Alpdrücken, ihn aber wie ein quälendes Gespenst den größten Theil seines Lebens verfolgt hat. Er hat mir

befohlen, Euch den Aufſatz, den er in meine Feder wie ein hiſtoriſches Factum dictirt hat, vorzuleſen, dann aber Euch, wenn Euer Herz ihm zu vergeben vermag, zu ihm zu führen, um Euch von dem erſten Schritte ſeiner Reue zu überzeugen. Es wird bei gutgearteten Jünglingen, wie bei Euch, nicht meines Fürworts, ſondern nur des Gedankens bedürfen, daß der Unglückliche bereits durch Wort, Beiſpiel und Liebe jede Nachſicht von Eurer Seite verdient hat. Aber wenn er Euch auch wildfremd gegenüber ſtände, ſo würdet Ihr ihm ſchon Vergebung und Mitleiden zu Theil werden laſſen, wenn Ihr erwägt, daß er eigentlich keine ungerechte That beging, ſondern ſie nur bisher aus ſo verzeihlichen Gründen verheimlichte.« — Nach dieſen Worten entfaltete Baſtian das verhängnißvolle Papier, und las dem ſtaunenden Freundespaar, das Hand in Hand dem Leſenden ſprachlos zuhörte, und ihrem Vater bereits im Voraus Ablaß für jede Sünde ertheilt hatte, folgendes Bekenntniß vor:

»Mein jetziger Zuname iſt nicht der, den mir die Geburt ertheilte, ſondern nur ein ſolcher, den ich, ohne Beeinträchtigung fremder Familienrechte, als den allgemeinſten mir zulegen zu dürfen glaubte. Da nur ein einziges Weſen ein Intereſſe bei der Nennung meines wahren Namens hat, ſo mag die Anmerkung hier genügen, daß ich von einer gräflichen Familie aus dem Preußiſchen ſtamme. Früh verfolgte mich das Schickſal; eine böſe Stiefmutter vergiftete meine Jugend. Als ich ſpäter mit meinem Halbbruder in Göttingen ſtudirte, glaubte ich in einem Raufhandel, den mir der erſte und letzte Rauſch meines Lebens zugezogen hatte, einen Univerſitätsfreund aus Bremen erſtochen zu haben. Wenigſtens erfuhr ich dieß, als am Morgen bei mir wieder die Beſinnung mit der Reue einkehrte. Die Angſt meines Gewiſſens war gränzenlos; ich folgte dem Rathe meines weinenden, ſich mit ungewöhnlicher Theilnahme an meinen Hals werfenden Bruders, der mir ſeine volle Börſe aufdrang, mich beſchwor, zu fliehen, indem er ſich meiner Angelegenheit nach Kräften anzunehmen ver-

ſprach, und eilte nachdem ich meinen jetzigen Namen angenommen, nach London. Hier erhielt ich einen abermals reichlich mit Gold verſehenen Brief meines Bruders, der mir die traurige Todesbotſchaft meines Gegners beſtätigte, mir berichtete, daß die Criminaluntersuchung ſehr eifrig gegen mich betrieben werde, und mir rieth, nach Amerika, und zwar nach Philadelphia zu gehen, indem er mir fortwährend Nachrichten von dem ferneren Verlauf zu geben verſprach. Nur, ſetzte er hinzu, werde dieß durch einen Dritten und auf Umwegen geſchehen, und da er befürchten müſſe, am Ende endlich über meinen Aufenthalt befragt zu werden, wolle er mich bitten, in der erſten Zeit gar nicht zu antworten. Dabei war ein Brief des ſogenannten namenloſen Dritten angelegt, welcher die Verſicherung enthielt, mir durch ein beſtimmtes Haus dann und wann Nachrichten über meine Angelegenheit zugehen zu laſſen. Mein beunruhigtes Gemüth folgte dieſem Rath; ich ging nach Philadelphia, woſelbſt ich bei dem großen Mangel an gebildeten Ausländern, bei meinen Sprachkenntniſſen, die ich erworben, manche ehrenvolle Anträge, die Correſpondenz bedeutender Handlungshäuſer zu führen, erhielt, und da die brüderlichen Gelder ſich in der theuren, keinen Credit eines Fremden kennenden Stadt, nur zu bald erſchöpften, nahm ich ein Anerbieten des berühmten Hauſes Girard, als proviſoriſches Mittel zur Erhaltung meiner Exiſtenz, nothgedrungen an.«

»Die Briefe des fremden Dritten erfolgten zwar, wurden aber im Verlauf des erſten Jahres immer ſparſamer, und blieben im zweiten ganz aus. Dabei waren ſie ſich wiederholend und ungenügend. Sie meldeten mir, daß die Unterſuchung noch ſehr emſig betrieben werde, daß ſämmtliche Mitglieder meiner Familie über meinen muthmaßlichen Aufenthaltsort befragt worden, und daß mein Vater, aufgereizt durch meine Stiefmutter, fortwährend auf mich zürne, daß aber ein liebender Dritter (der Name meines Bruders ſchien mir angedeutet, war aber nicht genannt) Alles thun werde, um die Sache zu meinem Beſten zu kehren, daß er

aber nur bedaure, mich mit Baarſchaft nicht unterſtützen zu können, da die dieß befürchtenden Eltern ihn gerade ſo ſehr knapp hielten. Meine Seele fing zwar an, gegen meinen Bruder, deſſen tückiſches, herriſches, von ſeiner Mutter gegen mich begünſtigtes Betragen, mir aus der Jugend vor die Seele trat, einen Verdacht zu ſchöpfen, welchen Gedanken ich aber, als meiner unwürdig, ſogleich erſtickte. — Ich ſchrieb jetzt an ihn und an meinen Vater, aber ohne andern Erfolg, als daß jetzt auch die Notizen des Unbekannten ausblieben.«

»Träume, jene merkwürdigen Motive ſo mancher menſchlichen Handlungen, hatten indeſſen in meiner Seele ſchon längſt jeden Zweifel wieder aufgeregt, und ich mir vorgenommen, wieder nach Europa zurückzukehren, als der bekannte Clay, ein Amerikaner, der bei ſeinem aufgezeichneten Talente, das ſchon damals einen großen Staatsmann verſprach, als Freund der deutſchen Sprache mich aufforderte, mit ihm der Einweihung einer deutſchen Kirche beizuwohnen, woſelbſt ein neu angekommener junger Prediger eine Rede halten ſollte. Aber wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich beim Eintritt in das Haus in dem Manne Gottes denjenigen erkannte, von dem ich glaubte, daß er an dem unglücklichen Abend in Göttingen durch mich verwundet und ſpäter geſtorben ſei! Sprachlos hörte ich ſeine Rede an, die, meinen Zuſtand paradierend, vom Wiederſehen nach dem Tode handelte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erklärung und Bitte.

Vielfache Mißhelligkeiten öffentlicher, ſo wie privater Art veranlaſſen mich, meine Pſeudonymität »Alexander Soltwedel,« die ich übrigens niemals verläugnete, und mit der ich mich in die Literatur einführte, vollkommen aufzugeben. Alles, was von mir in Zukunft, ſei es in Journalen, ſei es als ſelbſtſtändig, erſcheinen wird, werde ich durch meinen

bürgerlichen Namen bezeichnen und vertreten. Alle mir befreundeten Redactionen deutſcher Blätter, ſo wie überhaupt alle öffentlichen Organe Deutſchlands, die den Bewegungen der Literatur, ſowie den Intereſſen und Konflikten der Literaten ihre Aufmerkſamkeit zuwenden, erſuche ich eben ſo freundlich als dringend, dieſe Erklärung aufnehmen zu wollen und für die Verbreitung derſelben möglichſt Sorge zu tragen.

Perſönliche Freunde werde ich privatim über den Grund aufklären, weßhalb ich meine Pſeudonymität jetzt unerwartet und plötzlich niederlege; dem großen Publikum ſei es genug, zu wiſſen, daß mich Mißhelligkeiten bedeutender Art dazu veranlaßt haben und veranlaſſen mußten.

Hamburg. Dr. Friedrich Saß.

David und Rothſchild.

Jener, wem iſt's nicht bekannt, war ein mächtiger König der Juden,
Dieſer dagegen iſt jetzt mächtiger Könige Jud.
Beide ſind wohl berüchtigt als Freunde des klingenden Spiels,
Silbertöne entlockt jeder dem Leibinſtrument.
Jener ſaß auf der Bank, und ſpielte nach Noten die Harfe.
Dieſer ſitzt in der Bank, ſpielend mit Noten und Geld.
Jenem warf einſt aus Haß ein gewaltiger König den Spieß nach.
Dieſer, aus Zärtlichkeit, wirft Spieße den Königen nach.

Aus dem Volksblatte »der Hochwächter.« № 31.

Oldenburg.

Redacteur: Ahrens von Kobbe.
Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum nisi quod humanum.

Vierter Jahrgang.

№ 35. Donnerstag, 2. September. 1841.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Hippel.

(Fortsetzung.)

Er hatte kaum geendet und die Kirche verlassen, als ich, dreister gemacht durch den Schatten, den sein wohlgenährter Bremer Körper über das Sonnenlicht warf, ihn einholte, umarmte und dann stürmisch befragte. — Ich erfuhr jetzt, daß ich ihm nur eine leichte Wunde an der Schläfe beigebracht, die ihn betäubt und in Ohnmacht versinkt habe. Mit nicht minder großem Erstaunen hörte er meine Flucht, und erzählte mir, daß mein Bruder, der bald nachher von Göttingen abgereist und nach Hause zurückgekehrt sei, aufgesprengt habe: ich hätte die Universität wegen Schulden und Umgang mit einer berüchtigten Person verlassen müssen. Die Freude unseres Wiedersehens war grängenlos. Zorn und Rache über den unnatürlichen Bruder aber erfüllten mein Gemüth. Ich blieb im eigentlichen Sinne keine vier und zwanzig Stunden in Amerika, nicht ohne Dankbarkeit gegen meinen Principal, einen geborenen Franzosen, der mir die glänzendsten Versprechungen machte

wenn ich bleiben wollte, aber mich jetzt mit den Worten: »les Allemands sont des polissons!« jedoch nicht ohne Handelsaufträge und Creditbriefe, entließ. Das absegelnde Schiff war nach Stralsund bestimmt. Nach einer ungewöhnlich kürzeren Rückfahrt, als meine Hinreise gewesen war, betrat ich Deutschland wieder.«

»Ich hatte Herrn Girard nichts von dem Grunde meiner Heimkehr gesagt, und wollte Stralsund, dieses Asyl deutscher Biederkeit und poetischer Prosa, schon verlassen, als ich auf einem Kaffeehause einen alten schwedischen Kaufmann kennen lernte, der, reich und vermögend, in der guten deutschen Stadt, der ersten seines Vaterlandes, die Gustav Adolphs Heldensinn gewann, mit seiner Tochter lebte, nachdem ihm ein mecklenburgischer armer, adelicher Offizier die älteste, seine Lieblingstochter, entführt hatte. — Er hatte ihr seinen väterlichen Fluch und das Gelübde nachgesandt, unter keiner Bedingung seine zweite Tochter mit einem Offizier oder mit einem Edelmann zu verheirathen. Wahrscheinlich von meiner Qualität, als Amerikaner, angezogen, deren Land er als das der Freiheit liebte, woselbst man prompt zahlte und keine Aristokratie kannte, hatte er mich zu Tische gebeten. Ich war dieser Einladung gefolgt, sah seine Tochter, meine nachmalige Gattin, und fühlte mich nur zu schnell von den festesten Banden der unwiderstehlichsten Liebe an sie gefesselt. Vielleicht verdankte ich nur ihrem seltenen Umgange mit Männern, daß mein erstes Erscheinen auf sie auch einen so schnellen günstigen Eindruck machte. Wenige Tage waren hinreichend, uns zu gegenseitigem Geständniß der Liebe zu führen, die, wunderbar genug, selbst zum Erstaunen meiner geliebten Adelaide, von dem Vater begünstigt wurde. Ich hatte jetzt zu überlegen; gestand ich meine Geburt, meine früheren Verhältnisse, so mußte ich mit Recht befürchten, eine völlige Abweisung vom alten Steenstede zu erhalten. Ich entschloß mich daher bald, meine ganzen Familienansprüche aufzugeben, und nur unter erborgtem Namen nach dem Glücke zu ringen, das mir das höchste zu sein schien, und nicht einem Phantome nachzujagen, das

für mich aufs neue eine Quelle bitterer Leiden werden konnte.«

»Unter dem Namen Meyer, von längſt verſtorbenen armen Eltern geboren, trat ich als Werber um Adelaidens Hand auf, und erhielt ohne Weiteres das Jawort des Alten, der an dem bald erfolgten Trautage, nach beendigter Ceremonie, mit leichtem Herzen ausrief: »Gott ſei Dank! ein quälender alljährlicher Traum, daß auch mein zweites Kind mit einem Edelmann verheirathet werde, deſſen Tochter mir den Schlafrock mit einem Lichte anzündet, und mich ſo tödtet, kann mich fortan nicht mehr ängſtigen.«

»Bald darauf übergab er mir die Verwaltung ſeines ganzen Vermögens, und zwar mit der Erlaubniß, damit in Handlungsgeſchäften nach Belieben zu ſchalten, die ich auch ſofort über Hamburg in Amerika anknüpfte und hernach beſtändig fortſetzte. Meine Frau erfüllte meine Hoffnungen, die ich in ſie geſetzt hatte. Nur betrübte mich in ihrer Seele eine gewiſſe romantiſche Ueberſpannung, die zu grell mit den gewöhnlichen Forderungen des Lebens im Widerſpruch ſtand, ſie zwar oft zu edlen Handlungen, aber auch zu ſolchen führte, welche die Welt nicht billigt, und über welche ſie nur zu gern einen Anſtrich von Lächerlichkeit verbreitet. Zu den unangenehmſten Ereigniſſen gehörte auch das, daß ſie eine Schauſpielerin, die damals als Mamſel Roſenberg bei einer Roſtocker Truppe engagirt war, und zuweilen in Stralſund gaſtirte, ſo liebgewann, daß ſie dieſelbe, nicht ohne große Opfer, vom Theater zu ſich ins Haus nahm, und mir erklärte, daß ſie nicht im Stande ſei, getrennt von ihr glücklich zu leben. Dieſes Frauenzimmer, welches kein anderes war, als die Roſenthal, verſtand nur zu ſehr, durch Verſtellungskünſte und affectirtes Gefühl mein armes, überſpanntes Weib zu täuſchen. Adelaidens Zuſtand indeſſen, der mir Vaterfreuden verhieß, zwang mich zu jeder Schonung, und ich gewährte ihr Verlangen.«

»Auf meiner Reiſe von Amerika hatte aber auch ich einen jungen, höchſt einnehmenden Hamburger, Namens Mohrmann, kennen gelernt, dem ich meine ganze Lebens-

geſchichte anvertraut, und womit ich, wie es in den Jugendjahren ſo leicht zu gehen pflegt, nur zu unüberlegt einen Freundſchaftsbund geſchloſſen hatte. Schon Gatte, hatte ich ihn in Hamburg, woſelbſt er etablirt und verheirathet war, wiedergeſehen, und ihm einen ſo bedeutenden Credit eröffnet, daß ich ſelbſt noch jetzt darüber erſtaune. Da ereignete ſich ein für mich ſchrecklicher Vorfall. In einer Geſellſchaft, die in einem der geachteſten Stralſunder Häuſer, der Köhliſchen Familie, gegeben wurde, worin ich mich mit meinem Schwiegervater und meiner Frau befand, erkannte mich ein Kurländiſcher Edelmann, der, trotz meiner Zeichen und bittenden Blicke, mich bei meinem rechten Namen und in durſchikoſer Sprache einen »Erzſuitier« nannte, meine Schickſale, ohne die obwaltenden Verhältniſſe zu kennen, entſtellte, endlich aber, da ich, fortwährend in Todesangſt, beim Leugnen blieb, gerade zu erklärte: Einer von uns Beiden ſei ein Lügner, ich oder er, er behalte ſich vor, ſich vor der Geſellſchaft zu reinigen, oder mich zu entlarven. Der darauf folgende Abend war für mich, wie für den alten menſchenfeindlichen, nur auf mich bisher noch bauenden Steenſtede fürchterlich. Ich mußte Alles eingeſtehen. Nur durch die flehentlichſten Fürbitten meines treuen Weibes gerührt, die übrigens ſelbſt längſt um das Geheimniß meiner Herkunft wußte, warf der alte Mann, einigermaßen beſänftigt, ſich am Abend auf's Lager, daß er nach einigen Monaten erſt dann wieder verließ, als er in das Grab, das Elend aller Leiden, getragen wurde. Vorher aber, ſchon am folgenden Tage ſeines Krankenlagers, machte er ein Teſtament, in welchem er meine Frau auf den Fall, daß ſie von einer Tochter geneſen würde, nur auf den Pflichttheil ſetzte; würde ſie aber von einem Sohne entbunden, ein Gleiches rückſichtlich der älteſten Tochter verordnete. Dieſe war inzwiſchen mittelloſe Wittwe geworden, und hatte, um nicht ganz zu verarmen, auf ausdrückliches Verlangen des Vaters, Dich, braver Hans! unter dem fingirten Namen Rennerberg, in Schwerin erziehen müſſen.«

»Auf ausdrücklichen Wunſch meiner Adelaide reiſ'te ich

nach einigen Tagen, dringende Handelsverhältniſſe, die in der That meine Gegenwart in Hamburg erheiſchten, verſchützend, dorthin, von ihr und Eugenien begleitet. Hier erwartete mich ein neuer Schlag. Ich fand den größten Theil meines Vermögens in Mohrmans Händen ſo gut als verloren, und deſſen Ruf, beſonders als Lottoſpieler in der Altonaer Zahlenlotterie, ſo gefährdet, daß ich in Verzweiflung gerieth. Wie, wenn Adelaide mir eine Tochter gebar? Beſchimpft ſtand ich alsdann da, dem Spott der Kaufmannſchaft, dem Verdacht ſchändlicher Unterſchlagung, da ich ſogar ohne die nöthige gewöhnliche ſchriftliche Sicherheit Mohrmann ſidirt hatte, ausgeſetzt. Vollends aber ward mein Unglück dadurch erhöht, daß dieſer bald darauf eines fälſchlichen Bankerotts überführt ward. Er war zwar entwichen, aber noch heutigen Tages ſteht ſein Name *) auf der Börſe, unter dem Verzeichniß böswilliger Falliten, gebrandmarkt.«

»Adelaide merkte bald meine Herzensangſt, die ich ihr indeſſen, eingedenk ihres Zuſtandes, nur auf preſſendes Verlangen erklärte. Sie tröſtete mich mit Allem, was weibliche Liebe zu erſinnen vermag. Ich bemerkte kurz nachher, daß ſie ungewöhnlich viel mit der Roſenthal verhandelte. Nach wenigen Tagen eröffnete ſie mir, daß ſie eine alte Tante in Itzehoe zu beſuchen wünſche. Gern willigte ich ein, da meine Geſchäfte meine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahmen, und die wenigen Augenblicke der Muße wahrlich nicht geeignet waren, dieſelben als tröſtender Beiſtand mit meiner Gattin in ihren Umſtänden zu verleben. Sie reiſ'ten fort. Eine Stunde darauf brach ich durch einen Fall den linken Arm. — Nach etwa acht Tagen wurde ich in der Nacht durch eine Staffette aus meiner Ruhe geweckt. Ich erhielt eine köſtliche Nachricht, die zwar aus einem ſehr ir-

*) Der Leſer wird verzeihen, wenn die Delicateſſe mich einen andern Namen anzeben ließ, als er ſich vielleicht auf der ſchwarzen Schandtafel findet

diſchen Himmel kam, mich aber nicht mehr hätte erfreuen können, wenn ſie ſich aus der Wohnung der Seeligen auf mich niedergeſenkt hätte.«

»Die Roſenthal ſchrieb mir nämlich: daß meine Frau von Sehnſucht für mich getrieben, ihre Rückkehr nach Hamburg beeilt habe, aber unterwegs in einem Wirthshauſe, »Himmel« genannt, das zwiſchen Itzehoe und Elmenshorn liegt, von der Niederkunft eines holdſeligen, geſunden Knäbleins überraſcht ſei; die Geburt ſei ſo glücklich geweſen, daß ſie mich nach vierzehn Tagen ſchon zu beſuchen hoffe. Sie bitte mich aber, ja meines Armbruchs zu ſchonen, und auf keinen Fall die für meinen Zuſtand ſo gefährliche Reiſe auf dem Pinneberger Straßenpflaſter und den damals ſo grundloſen Sandwegen zu ihr zu unternehmen.«

»Wer war ſeliger als ich! Sogleich meldete ich meinem Schwiegervater dieß glückliche Ereigniß. Schon nach eilf Tagen überraſchte mich meine Adelaide, indem ſie Dich, lieber Hannibal, in meine Arme legte. Aber ſie war bleich und entſtellt, und entſchuldigte Deine Nothtaufe, wenn gleich nicht Deine Dir gegebenen abentheuerlichen Namen, damit, daß Du am zweiten Tage gefährlich erkrankt ſeiſt. Zitternd legte ſie Deinen Taufſchein in meine Hand.«

»Die folgenden Tage waren indeſſen beſtimmt, meine Freude ungemein zu trüben. Als ich nämlich an andern Nachmittage von der Börſe nach Hauſe kam, fand ich meine Frau in Krämpfen. Ein ſchwarz geſiegelter, von ihr erbrochener Brief, ließ mich nichts Gutes ahnen; er enthielt die Kunde von dem Tode ihrer Schweſter.«

»Dieſe Nachricht hatte ſie entſetzlich angegriffen. Heftige, unheilbare Fieber beſchleunigten ihr Ende, und der dritte November, der ihre Leiden endigte, war beſtimmt, die meinigen, die ſeitdem mich unaufhörlich wie Furien verfolgten, anfangen zu laſſen. Sie geſtand mir nämlich kurz vor ihrem Tode, wie ſie ein Mädchen geboren, aber auf Zureden der Roſenthal zugegeben habe, daß ein Knabe für daſſelbe untergeſchoben werde. Zufällig ſei nämlich in einem dem Himmel gegenüber liegenden Wirthshauſe, »die Hölle«

genannt, gleichfalls in derſelben Nacht eine reiſende Dame entbunden; durch Beſtechungen ſei die Wehmutter vermocht, die Kinder zu vertauſchen. Die That, worin ſie gewilligt, ſei zwar grauſam und unnatürlich, ſie habe aber, trotz dem widerſtrebenden Muttergefühle, ſie dennoch zu vollbringen vermocht, weil ſie mich abgöttiſch geliebt, und die Noth gekannt habe, worin mich die Geburt einer Tochter verſetzen würde.«

»Was war zu thun? — Die Beſtattung meines Weibes, die Furcht, die Verſtorbene der Welt als eine unnatürliche Mutter darzuſtellen, meine eigene ſorgenvolle Lage, lähmten in mir jede Thatkraft. Ich verabſcheute das Verbrechen, fand in mir aber nicht Stärke genug, durch unumwundenes Geſtändniß die Laſt meines Herzens zu erleichtern; ich faßte ſchon damals den Entſchluß, Euch beide zu erziehen, und mein Geſtändniß bis zu einer Zeit zu verſparen, da Ihr erwachſen wäret, und der Verſtorbenen, wie mir, verzeihen würdet. Unermüdet habe ich geſucht, die Lücken des großväterlichen Vermögens wieder zu ergänzen, was mir nur bis auf den vierten Theil geglückt iſt. Euer Großvater ſtarb bald; Dich, lieber Hans, nahm ich nach dem Tode Deiner Mutter zu mir.«

»Die Roſenthal geſtand die Unterſchiebung des Kindes, behauptete aber, daß die Idee von meiner verſtorbenen Frau ausgegangen ſei, wenn ſie gleich zugab, dabei mit ihrem Verlobten, einem Schiffscapitain Peterſon aus Lübeck, hülfreiche Hand geleiſtet zu haben. Sie erklärte mir, daß ſie nicht wiſſe, wer die betrogene Wöchnerin ſei, und mir Unglücklichen fehlte leider der Muth, darnach zu forſchen.«

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Das deutſche Wörtchen zwar, iſt ohne Zweifel aus den Worten »es iſt wahr« entſtanden, wie denn auch die

Franzoſen, es, in Ermangelung eines einzigen Wortes dafür, durch, »il est vrai que« überſetzen.

Der Bauchredner Alexander hatte auf einer Reiſe nach Holland einen Hund bei ſich, (gewiß keinen Spitz, wahrſcheinlich ein Windſpiel), einen rechten Allmannsfreund, der allenthalben ſchwanzwedelnd umher ſchnupperte, und wegen ſeiner gefälligen Poßierlichkeit ſelbſt die Gunſt eines alten ſteifen Holländers auf einem Fährſchiff ſich erwarb. Dieſer, voll hündiſcher Verehrung gegen den Vierfüßler futterte ihn fortwährend liebreich, indem er einem ſeiner Begleiter bemerkte.

De houd heeft menschenverstand, het mankeert hem niets dan de taal.

(Der Hund hat Menſchenverſtand, ihm fehlt nichts als die Sprache.)

Alexander benutzte dieſen Moment, wandte ſein Talent an und ließ ſeinen Hund die Worte ſagen: »Ich dank u myn Heer« Ich danke mein Herr!

Man kann ſich ſchon denken, in welches bodenloſe Erſtaunen dieſe Antwort den ehrlichen Bataver brachte. — Er ward ein Apoſtel des Pythagoras, denn er glaubte von Stund an, an Seelenwanderung. —

Gedichte von Minna Fiſcher, geb. Loeber. Arolſen. Speyerſche Buchhandlung 1847.

Wenn wir den vor uns liegenden Gedichten auch keinen beſondern poetiſchen Werth zugeſtehn können, ſo ſind in denſelben doch viele edle Gedanken und Empfindungen dargelegt, daß wir das Buch, beſonders Damen, als eine angenehme und erfreuliche Lectüre empfehlen.

Detmold.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 36. Donnerstag, 9. September. 1841.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

»Die baldige Verbindung der Rosenthal mit ihrem Bräutigam, die nicht ohne bedeutende Aufopferungen meinerseits geschah, schien eine Zeitlang die Höllenqualen, die in meiner Seele wütheten, zu lindern. Aber bald darauf verließ sie wieder ihren nichtswürdigen Gatten, zog zu mir und verlangte, daß ich sie unter dem Namen meiner Schwägerin zu mir nehmen sollte, da sie sich einmal nicht von Hannibal trennen könne.«

»Welche qualvolle Jahre ich seitdem verlebte, könnt Ihr leicht ermessen. Beständig den Geldanforderungen der verschwenderischen Frau, so wie ihres um das Verbrechen mitwissenden Gatten, ausgesetzt, genoß ich keine frohe Stunde. Bastian war Zeuge einer solchen Scene, der versuchte Raub Hannibals befreiete mich endlich von den ewigen Vexationen des wüsten Schiffers. Aber noch war das Maß meiner Leiden nicht voll. Die Entdeckung der Rosenthal an Hannibal, daß Jenny »Mohrmann« heiße, ließ mir schon keinen

Zweifel, daß dieſe meine Tochter, und er Mehrmanns Kind, mein untergeſchobener Sohn, ſei. Einige Erkundigungen, die ich habe einziehen laſſen, bezeugen, daß in derſelben Nacht, da meine Frau im ſogenannten »Himmel« entbunden iſt, Mehrmanns Frau, die von einer Anverwandtin von Krempe nach Hamburg zurückkehrte, den amtlichen Atteſten zufolge, in der »Hölle« ein Mädchen geboren hat.«

»Mein Plan ſteht indeß ſchon feſt. Dir, lieber Hans, iſt von Deinem angebornen Fürſten auf meine Verwendung die Volljährigkeitserklärung zu Theil geworden, und ich werde demzufolge Dir Dein Vermögen ausliefern, und mir von Deiner Güte nur ſo viel erbitten, um eine Reiſe nach Havanna beſtreiten zu können, damit ich Hannibal ihm übergebe, mich mit ihm, ſo Gott will! verſöhne, und von ihm die Tochter wieder erhalte. Baſtian will ich Dir, lieber Hans, empfehlen. — Vergebt mir, Kinder, und flucht mir nicht.« —

Fortwährend ſtumm hatten die Jünglinge dem mit zitternder Stimme vorleſenden Baſtian zugehört. Aber beim Schluß fielen ſich beide, von Sympathie getrieben, einander mit feuchtem Blick in die Arme. — »Laßt uns hinauf zum Vater, zu dem liebevollen, würdigen Pfleger unſerer Kindheit!« riefen ſie dann begeiſtert, und unangemeldet hörten ſie nicht auf den treuen Baſtian, der ſo gern Alles vorbereitet und vermittelt hätte, eilten zum alten Meyer und ſtürzten ſich weinend und liebkoſend zu ſeinen Füßen. »Bleibe unſer Vater, nach wie vor, unglücklicher, edler Mann!« riefen Beide, indem Hans bittend hinzuſetzte: »Behalte unſer Geld, das Hannibal ſchon als Kind im Geiſte nach Deinem Tode mit mir getheilt hat, und verſtoße uns nicht, indem Du Dich großen Gefahren und Unannehmlichkeiten ausſetzeſt, dadurch aber uns Alle namenlos elend machſt.«

Zum erſtenmal durchzuckte das Geſicht des Alten, das der Gram tief gefurcht hatte, ein Strahl roſiger Freude. Dann aber rief er abwehrend: »Nicht alſo, meine Kinder, die Thatkraft iſt die erſte Blume der Beſſerung, die in dem Herzensboden des reuigen Sünders erwächſt. Ich muß mit

Mohrmann ins Reine, von dem ich erwarte, daß er mir ſchon um des vielen Unrechts willen, daß er an mir ſelbſt begangen, meine Sünde vergeben wird. Es dämmert zudem in mir die Hoffnung, daß Gott Alles herrlich hinausführt, und daß Du lieber Hannibal, von dem ich wohl weiß, daß Du meine Jenny liebſt, bei Deinem Vater, wie bei meiner Tochter als mein Vermittler auftreten wirſt. Ich bin nicht ſo thöricht, Deine Güte, edler Hans! ganz von der Hand zu weiſen; ich will den vierten Theil Deines Vermögens einſtweilen als Darlehn annehmen. Gott ſei Dank! noch fühle ich Kraft genug in mir, um in dem thätigen Hamburg mein Brod als Makler zu verdienen, damit es noch bei meinem Tode Dir mit reichlichen Zinſen zurückerſtattet werden kann.

Dabei eilte er zu ſeinem Schreibtiſche und übergab, aller Proteſtationen der beiden Jünglinge ungeachtet, Hans etwa dreimal hundert tauſend Mark, theils in baarem Gelde, theils in Obligationen. Noch viel wurde geredet, aber vergebens verſuchten die Freunde, den alten Meyer in ſeinem Entſchluß irre zu machen. Er beſtand darauf, in 14 Tagen nach Havanna, woſelbſt Mohrmann leben ſolle, abzureiſen, und erklärte Hannibal, daß er ſich reiſefertig machen möge.

Die folgenden Tage wurden in Liebe und gleichem Kampfe, wie der erſte Abend der Enträthſelung des traurigen Geheimniſſes, verlebt. — Immer ſchweigender war Hans geworden. Am dritten Morgen aber ging er, vom dem treuen Sultan begleitet, nach Hamburg, angeblich in Geſchäften, kehrte aber am Abend nicht zurück. Die Seinigen harrten ſein mit ſteigender Unruhe. Erſt am zweiten Tage erhielt der alte Meyer einen Brief, indem ein kleiner Schlüſſel eingeſiegelt war. Er enthielt die Worte:

»Lieber Vater und Oheim!«

Dein trauriger Entſchluß, meine Angſt und Liebe um Dich und zu Dir, wie zu Hannibal, haben hoffentlich einen beſſern in meiner Seele hervorgerufen; ich habe mich als

Matroſe nach Havanna verdungen, und hoffe mit Sicherheit, Deine Pläne dort vorzubereiten. Unternehmt um Gotteswillen nichts, bis Ihr Nachricht von mir erhaltet. Auf den Fall meines Todes iſt beim Notar Dr. Renzel mein Teſtament zu Euren Gunſten deponirt. Dieſer Schlüſſel giebt Dir, lieber Vater, mein Geld zurück, von dem ich mir zur Nothdurft genommen habe. Vergieb mir, daß ich Sultan mit in die weite Welt nehme. Treu bis in den Tod

Euer Hans.«

Ein angelegter Brief an Hannibal, der »Poſa« unterzeichnet war, enthielt, nebſt Grüßen an Baſtian, die Verſicherung unwandelbarer Freundſchaft, und daß er bald dieſem die heißgeliebte Jenny in die Arme zu führen hoffe.

Starr und kopfſchüttelnd blickte der alte Meyer vor ſich hien. »Auch die thätige Reue wird mir vereitelt,« rief er kleinlaut; dann aber, durch Hannibals und Baſtians Zureden bewogen, verſprach er ihnen, vorläufig nichts zu unternehmen, ſondern abzuwarten, welchen Erfolg das Unternehmen des braven Hans haben würde.

7.

Es vergingen zwei volle Jahre, ohne daß dem bekümmerten Meyer und dem ſehnſüchtigen Hannibal die geringſte Kunde von dem treuen Hans zu Ohren gekommen war. Den mühſamſten Nachforſchungen war es indeſſen gelungen, ſo viel zu erfahren, daß er glücklich in Havanna angelangt, dort aber ſeinem Capitain, der ohnehin einige Tage darauf mit einer neuen Fracht nach Nordamerika geſegelt war, ganz aus den Augen gekommen ſei. Als endlich die täglich matter werdende Hoffnung der Reſignation wie der gewiſſen Ueberzeugung ſeines Todes ihr Feld, worauf ſo viele herrliche Blüthen verdorrt waren, hatte räumen müſſen, entſchloß ſich Hannibal, täglich aufgeregt vom bittenden Vater, und überdem geſpornt von der heißeſten Liebe, das Grab des Freundes, die Nähe der Geliebten, und den Ba-

ter aufzusuchen, für den kein kindliches Herz in seinem sonst gefühlvollen Busen schlug, den er aber mit dem Pfleger seiner Kindheit zu versöhnen hoffte. Sein Abschied war schmerzlich; noch lange wehte er dem bekümmerten Alten und dem ehrlichen Bastian mit dem grüßenden Taschentuche ein Lebewohl zu, bis die grünen Anhöhen des Dorfes Flottbeck zwischen das vom Winde geschwellte Schiff und sie mechanisch mit einem »Scheidet!« traten.

Es war im October, als der unsern Hannibal tragende Kiel ohne Gefahren in Havanna, der größten Stadt Westindiens an der Nordwestküste von Cuba landete. Die Stadt liegt der Südspitze von Florida gegenüber, in einer schönen Ebene, welche an der einen Seite vom Meere, an der andern vom Fluß Lagida bespült und auf der Landseite von Hügeln umgeben wird, auf welchen Forts angelegt sind. Welch eine Sehnsucht trieb ihn durch die zwar schnurgraden, aber schlecht gepflasterten Straßen. Er folgte seinem Capitain, einem Deutschen, der ihn sogleich zu dem Wirth der Deutschen, dem allen Havannafahrern hinlänglich bekannten Herrn Nichols, führte. Dieser hatte kaum Hannibal von oben gemessen, als er die curiosen Worte ausrief: »Fünf Fuß und neun Zoll, und das alles für fünfzig Thaler, wie soll man dabei bestehen!« Die Umstehenden, alle Protestanten, größtentheils Engländer, lachten beifällig, und erklärten dem so seltsam Angeredeten, daß Herr Nichols, außer seiner löblichen Wirthschaft, auch nebenbei das Amt eines protestantischen Geistlichen und Totengräbers verwalte, und für die gedachte Summe von funfzig Thalern Sarg und Beerdigung besorge. Da nun so viele Deutsche und Engländer ein Raub des gelben Fiebers würden, so habe Nichols, trotz aller Gutmüthigkeit welche er besitze, die freilich nicht höfliche Gewohnheit, jeden seiner Landsleute sofort bei dessen Ankunft zu messen, um bei der ersten Nachricht von seinem Ableben sogleich mit dem letzten Bette von sechs Brettern und zwei Brettchen bei der Hand zu sein. Sie seien gerade beschäftigt, einem Landsmann, unter Nichols Anfüh-

rung, die letzte Ehre zu erweisen, wozu sie auch die Angekommenen hiemit auffordern wollten.

So unangenehm diese Einladung war, so mußte doch Hannibal, da der Capitain lächelnd einwilligte, derselben folgen, und bestieg wenige Minuten darauf mit ihm eine der Volanten, eine Art Kabriolet, in welchem sämmtliche Deutsche einen von Hrn. Nichols angewiesenen Platz erhielten, und nach dem eine englische Meile von Havanna an der Südseite belegenen protestantischen Kirchhof fuhren. Hier hielt Herr Nichols einen kurzen, gewiß schon oft hergeplapperten Leichensermon, den er mit seiner gewöhnlichen Phrase: »Ashes to ashes, dust to dust, gentlemen, what will you drink?« (Asche zu Asche, Staub zu Staub. — Meine Herren, was wollen Sie trinken?) beschloß. In dem Augenblick nahten Sklaven mit Flaschen Portwein und Maderia, Herr Nichols nöthigte mit messenden Blicken sehr freundlich, gleichsam als ob er auf's Neue auf dem Kirchhofe auszusäen, und bald wieder eine neue Ernte dort zu halten hoffe. So widerlich sein Scherz war, so erregte er doch allgemeines Lächeln, welches Herr Nichols auf der Mitte des Rückweges auf's Neue hervorlockte, indem er an dem half-way-house anhalten und noch einmal die Becher mit dem Toaste kreisen ließ: »Trinkt nur; Ihr seid mir doch Alle verfallen!«

Dann tauschte er mit dem Capitain den Platz in der Volante, und setzt sich zu Hannibal, der froh war, endlich einmal Gelegenheit zu haben, seinen bis dahin unterdrückten Nachforschungen Luft zu machen. Aber Nichols kam ihm zuvor. »Der so eben Beerdigte,« bemerkte er, »ist ein junger Hamburger, der Bräutigam der wunderschönen Miß Jenny Mohrmann, die der durch Sklavenhandel arm gewordene Mohrmann an ihn verkuppeln wollte.« Das Blut erstarrte in Hannibals Adern, aber der geschwätzige, dieß nicht beachtende Nichols fuhr fort: »Niemand wird sich mehr freuen, als Miß Jenny, daß der gute Hans tod ist.« — »Wie?« rief Hannibal erbleichend, »Hans Rennerberg ihr Bräutigam? Hans todt?« — »Wen spricht denn von

Hans Rennerberg?« verſetzte Nichols, indem der kleine dicke Mann zu Hannibal hinauf ſah. »Nun freilich, der iſt auch eben ſo gut wie todt; ich rede ja von Hans Mack, dem eiteln, jungen, reichen Hamburger, der die hübſche Jenny freien wollte, Wer hieß ihn denn, auf das bloße Jawort des Alten taffia (junger Rum) und Ananas in dieſer Jahreszeit genießen, was kein Havanneſer verträgt? Aber Ihr ſeht ja ſo bleich aus, als ob das gelbe Fieber bei Euch im Anmarſch wäre. Meiner Treu!« fuhr er fort, indem er dem halb entſeelten Altonaer freundlich die Hand drückte, »ich habe es nicht ſo arg gemeint, als ich Euch maß. Das war ein hergebrachter Wirthsſpaß, der mir doch nicht vom Herzen geht. Werdet nicht krank, wie der arme Hans Rennerberg, von dem heute Morgen ſeine Creolin kopfſchüttelnd meinte, daß es ſich in einigen Stunden mit ihm entſcheiden müſſe. Der Teufel werde aus den Kuren des gelben Fiebers klug. Die Engländer gebrauchen, um Hitze mit Hitze zu vertreiben, Merkur, die Creolinnen Limonade von ſauren Orangen, Citronen, und außer dem Fieber ſpaniſche Fliegen und Aderlaß. Aber die Weiber heilen am Beſten, und darum habe ich auch unbedenklich die ehrliche Haut ihnen anvertraut.«

»Ihr kennt Hans Rennerberg?« rief Hannibal ſchnell erröthend, und wie aus einem Traum erwachend. »O führt mich zu ihm, daß ich ihn ſehe, meinen Herzensfreund!«

»Topp! das kann geſchehen, wenn die Creolin, ſein Arzt, es erlaubt,« entgegnete Nichols treuherzig. »Ja, der Rennerberg iſt ein kreuzbraver Junge, wahrlich, ſonſt hätten ſeine und meine knickerigen Landsleute ſich nicht nach dem Tode des braven Catalans, der ihn ſo ſorgſam pflegte, ſeiner angenommen. Aber ihr ſeht auf einmal wie neu belebt aus, Gott ſei Dank! mit dem gelben Fieber hat es nichts zu bedeuten. — Ihr ſollt Euren Hans ſehen, noch heute Abend. Bei Tage freilich iſt es ſo eine eigene Sache. Denn obgleich hier Alle den Sklavenhandel treiben, und der barracon von ihnen täglich erfüllt iſt, ſo vermeidet man doch, um des guten Rufes willen, mit Denen öf-

ſentlich umzugehen, die ſeit dem neuen Geſetze das Gewerbe treiben, und es öffentlich vor Gericht eingeſtanden haben.« —

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Der jetzige König von Schweden beobachtete bekanntlich 1814 eine ſehr zweifelhafte Politik. Man war lange ungewiß, ob er ſich für die Deutſche oder für die Sache Napoleons, dem er ſein Glück verdankte, entſcheiden werde. Nun hat der König eine Phraſe an ſich, die er mündlich und ſchriftlich zu gebrauchen pflegt, nämlich die »Adieu mon ami!« (Gott befohlen mein Freund!)

Ich ſelbſt ſah einen Brief, den er dem Ruſſiſchen Obriſten Grafen d'Olonne, Commandeur der Iſumſchen Huſaren und Revalſchen Dragoner, welcher unter dem General Grafen Woronzoff in Holſtein eingerückt war, geſchrieben hatte, der mit dieſer eben gedachten Redensart anfing oder endete. Der Brief war irrthümlich von dem Schwerdtorden begleitet, denn er ſollte größtentheils die Verdienſte belohnen, welche d'Olonne ſich durch ſein Commando vor Rendsburg gegen die Dänen erworben hatte, obgleich derſelbe niemals während ſeines Aufenthalts in Holſtein, aus Ueterſen herausgekommen iſt. Dies veranlaßte denn die franzöſiſchen Zeitungen zu dem Bonmot. »Siegt Napoleon.« Adieu Charles Jean! gewinnen die Allirten Adieu Charles Jean! Das iſt, denn freilich, als der letzte Fall eingetreten war, anders gekommen. Vielleicht hätte Napoleon ſein Unrecht wider die angeſtammte Königsfamilie, während einer längeren Regierung wieder gut gemacht.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 37. Donnerstag, 16. September. 1841.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

»Wie?« staunte Hannibal, »mein Hans ein Sklavenhändler? das ist unmöglich!« — »Nun, das weiß ganz Havanna,« lächelte Nichols, »was ist aber auch Böses daran? Es war aber eine überspannte Idee, daß der gute Junge, um einen Neger zu retten, sich selbst, den alten Peterson und den verkrackten Mohrmann vor dem Gouverneur Vives angab.« — »Ihr sprecht in Räthseln,« versetzte Hannibal. — »Wir sind jetzt in der Stadt,« entgegnete Nichols gähnend, »wenn die Oration um sieben Uhr vorbei ist, man sich eine gute Nacht gewünscht hat, und vor Meuchelmord, für welche diese Stunde bestimmt ist, sicher ist, dann gehen wir zu ihm; ich muß Euch nur noch eine Karte von der Polizei holen lassen, damit Ihr am Abend auf der Straße gehen dürft.«

Mit diesen Worten stieg Nichols aus der Volante, gefolgt von seinen Freunden, die sich jetzt alle um einen Tisch vereinten, um das Lieblingsspiel der Havanneser, Monte,

eine Art Pharao, das ſogar die Spaniſchen Damen mit Leidenſchaft treiben, zu verſuchen.

Wie ein Träumender ſah Hannibal den Spielern zu, nur dann und wann Nichols zum Aufbruch mahnend. Endlich war auch dieſer bereit. »Wir müſſen zum Taubenkaffeehaus,« fing Nichols an; »dort wohnt Euer Freund verſteckt. Gott vergelt es ſeinen Landsleuten,« fuhr er fort, »was ſie an dem braven Hans thun, vor Allen dem Dänen Niſſen. Zwar verdiente er viel mit ſeiner Augenoperation, und mehr als mit ſeinem soda shop (Sodawaſſerladen), der ihm noch neulich abbrannte, allein er hat ein gutes Herz im Leibe, und das iſt eine ſeltene Erſcheinung in dieſer verderbten Welt.«

Schweigend war Hannibal gefolgt, als Nichols eine Hausthür öffnete, und den Deutſchen in ein einferntes Hinterhaus des Taubenkaffeehauſes führte. Auf der Diele empfing ſie eine Creolin, welche Nichols in ihrer kauderwelſchen Mundart die angenehme Nachricht für Hannibal gab, daß Rennerberg die Kriſe überſtanden habe und gerettet ſei. Auf geſchehene Anfrage vergönnte ſie auch, daß der Fremde den Patienten ſehe, führte ihn in eine Stube, wo Hans auf einem Feldbette hingeſtreckt lag, während ein Neger zu ſeinen Füßen ſaß, und ihm mit großer Sorgfalt die Fliegen abwedelte.

Nichols war draußen geblieben. Wer ſchildert die Freuden dieſes Wiederſehens! Es war kurz, denn die herbeigeſchlichene Creolin bereuete die Wirkung, die ſie an ihrem Pflegling wahrnahm. Sie beendete es ſchnell, und Hannibal ſchied, nachdem er nur die Worte: »O, mein Karlos!« von dem ermatteten, aber ſelig blickenden Hans vernommen hatte.

Erſt nach einigen Tagen ward ihm ein abermaliger Zutritt zu dem nunmehr gänzlich geretteten Freunde geſtattet. Das Wiederſehen war ungeſtörter und ungezwungener, als das erſte, ſo ſchnell abgebrochene, aber nicht minder herzlich. Bei Hannibals Eintritt war der Neger, nur mühſam ſich ſchleppend, aufgeſtanden, hatte mit dem gewöhn-

lichen afrikaniſchen Gruß mehr die Stirn des Altonaers berochen als geküßt, und war dann wieder niedergeſunken, indem er auf ſein Bein wies, das ihm den Gehorſam zu verſagen ſchien. »Der arme Schelm,« erklärte Hans, »iſt geſtern von mir zu meinem Wohlthäter, Herrn Niſſen, auf die Plantage geſandt, und, da er ſich vom breiten Wege verirrt hat, von den Bluthunden, welche nicht leiden, daß die Neger auf Seitenwegen gehen, ſo gebiſſen. Wenn ihn auch die Menſchen haben frei geben müſſen, ſo halten die Hunde doch am alten Rechte.«

Es folgen jetzt Fragen und Antworten mit Blitzesſchnelle. Der Erkundigung nach Jenny begegnete Hans mit der Bemerkung, daß er ſie nur einmal geſehen habe. »Das erſte,« hub er an, »was ich in Havanna unternahm, war eine Nachfrage nach ihr. Obgleich die ganze Stadt von ihrer Schönheit redete, zumal da ihr kleiner Fuß noch den der Havanneſerinnen übertreffen ſollte, ſo hatte ſie doch in dem letzten Jahre Keiner mehr geſehen. Sie wohnte in Guanabacoa, einer Stadt, welche eine Meile ſüdöſtlich von Havanna liegt und von den reichſten Kaufleuten bewohnt wird, bei ihrem Vater, von dem man indeſſen nur wenig Gutes redete. Wie es hieß, war ſein großes, beim Sklavenhandel gewonnenes Vermögen durch Kaper, welche ſeine bedeutenden Menſchenladungen theils im Namen ihrer Regierungen, theils ſelbſt aus räuberiſcher Abſicht weggenommen hatten, wieder ſehr geſchmolzen. Man ſagte mir, das einzige Mittel, in ſeinem Hauſe bekannt zu werden, ſei, wenn ich Dienſte auf einem ſeiner Schiffe nehme. Da ich kein anderes ſah, um meinen Zweck zu erreichen, ſuchte ich ſofort den alten Mohrmann auf, der einzig und allein am Morgen, im Barracon, wo die Sklaven verhandelt werden, zu ſehen war. Er empfing mich düſter, engagirte mich indeſſen nach wenigen Fragen als Unterſteuermann, und erklärte mir, daß ich innerhalb zwei Tagen mich bereit halten möge, nach Sierra Leona, unter Leitung eines Capitains Welſy abzugehen. Dabei ladete er mich auf den andern Morgen zum Frühſtück auf ſeiner Plantage vor Guanabacoa,

um, wie er bemerkte, die Verlobung ſeiner Tochter mit einem jungen Hamburger zu feiern. Kaum hatte er dieß geſagt, als er eine Volante beſtieg und forteilte.«

»Ich war am andern Morgen ſchon etwa um fünf Uhr mit den Bewohnern von Havanna, welche bis zehn Uhr Abends Vormittags ihre Geſchäfte abzumachen pflegen, meinem Lager enteilt, und ließ mich von meinem caleszero (Kutſcher) über den reizenden passeo, den einzigen Spaziergang in Havanna, nach dem Ort der Einladung führen.

»Bei dieſer Gelegenheit paſſirte ich das prächtige Dorf Regla, und hielt bald vor einer Plantage ſtill, die hart vor der Stadt Guanabacoa lag, und mir als der Landſitz des alten Mohrmann bezeichnet wurde. Durch Ungeduld getrieben, hatte ich mich zu früh eingefunden. Allein der Majoral (Plantagenaufſeher), der, wie dieß gewöhnlich der Fall iſt, ein Franzoſe war, empfing mich ungemein freundlich, ſetzte mir Erfriſchungen vor und unterhielt mich auf die angenehmſte Weiſe, nämlich von Jenny, die er als einen Gott in Menſchengeſtalt pries, nur mit der einzigen Bemerkung, wie es Schade ſei, daß ſie keinen Unterſchied zwiſchen Negern, deren Kinder kaum getauft würden, und rechtgläubigen Weißen mache. Dann erzählte er mir, aber nur leiſe, wie der alte Mohrmann ſie, aber, wie er glaube, wider ihren Willen, an einen Herrn aus Hamburg zu verheirathen Willens ſei.«

Nach und nach fanden ſich die Offiziere der Schiffe, zu denen ich nur halb und halb zu rechnen war, mit dem Principal ein, und ein glänzendes Frühſtück wurde aufgetragen. Man ſchien mich nicht zu beachten, auch konnte ich keinen Theil an der Converſation nehmen, da ſie in der mir unbekannten ſpaniſchen Sprache geführt wurde.«

Plötzlich öffnete ſich die Thür, und Jenny, ſchön wie die junge Roſe, trat ein, geführt von einem kleinen magern Manne, der die Häßlichkeit ſeines ausgemergelten Aeußern noch dadurch erhöhete, daß er mit der widerlichſten Freundlichkeit das ſich mit Widerwillen von ihm wendende Mäd-

chen, die holde Jungfrau, beläſtigte. Hannibal! ich kann Dir dieſen Augenblick nicht beſchreiben. Die Bruſt drohte mir zu ſpringen; die unbedachtſamen Worte: »»Jenny, liebe Jenny!«« bildeten ſich ohne meine Willen in meiner Kehle, und flutheten an ihr Ohr. Aber kaum waren ſie angelangt, als ein Schrei: »»Hans! mein Retter!«« zu mir zurückkehrte. Allein die Nerven des Mädchens wichen den meinigen an Kraft. Bewußtlos ſank Jenny nieder.«

»»Was Teufel!«« donnerte der alte Mohrmann, »»haſt Du Bekanntſchaften in der alten Welt? Nun begreife ich, warum Du die in der neuen Welt verſchmähſt. Ungerathenes Mädchen!«« fuhr er fort, indem er ſie durch einige Neger in ein Nebenzimmer bringen ließ, und dann ſich zu mir wandte: »»Herr Unterſteuermann! Sie machen ſich ſchon morgen zur Abreiſe bereit, und das, bei Gott! ohne Widerrede!««

»Meine Lage war zu peinlich, zu mißlich, als daß ich irgend ein Wort hierauf hervorzubringen vermögend geweſen wäre. Mein Entſchluß ſtand indeſſen feſt, die Reiſe auf keinen Fall zu machen. Ich blieb ſchweigend, bis die Geſellſchaft, welche Mohrmann ſchon ohne Abſchied früher verließ, nach Havanna heimkehrte, nicht wenig von dem Herrn Mack gequält, der, halb eiferſüchtig, halb neugierig, die albernſten Fragen an mich richtete, die ich mit Nichtwiſſen beantwortete.«

»Nachdem ich einige Stunden in Nicholsſchen Hauſe über meinem Plan gebrütet, brachte ein Sklave mir ein Billet von Jenny's Hand. Sie beſchwor mich, ja die Reiſe zu machen und den Dienſt ihres Vaters nicht zu verlaſſen, wenn ich nicht mein eigenes Leben dem Meuchelmord ausſetzen und ihr eine Stütze rauben wolle, der ſie ſo ſehr bedürfe. Sie denke ihren Vater ſchon zu calmiren, den läſtigen Freier bis zu meiner Rückkehr hinzuhalten; alsdann müſſe freilich ein entſcheidender Schritt gethan werden. Dabei erkundigte ſie ſich zärtlich nach Dir, lieber Hannibal, und bat durch Ueberbringer dieſes um eine Zeile Antwort. — So ſchnell wie möglich verfaßte ich dieſe und beeilte,

durch die Mahnung des ängſtlichen Negers bewogen, mein ſonſt ausgedehnter gewordenes Schreiben. Ich ſchrieb ihr Alles, was ſich in unſerm Vaterlande zugetragen, das Geheimniß ihrer Geburt, Deine Liebe, die Qualen ihres reuigen Vaters und meine Freundſchaft, deren Unveränderlichkeit bis in den Tod ich ihr verſicherte.«

»Ich hatte kaum den Boten abgefertigt, als ein großer ſtarker Schiffer in das Zimmer trat, ſich als meinen Capitain ankündigte und mir ein Billet des alten Mohrmann überbrachte, deſſen Inhalt mir befahl, da mein mir zugedachter Capitain erkrankt ſei, dem Ueberbringer auf einer Reiſe nach Sierra Leona zu folgen. Ich gehorchte auf Jenny's Befehl, nur konnte ich keine Zeit gewinnen, Euch Kunde zu ertheilen; ich hoffte indeſſen, daß Jennydieß nicht unterlaſſen würde. Noch an demſelben Abend ſtachen wir in See. Ich merkte zu bald die Abſicht unſerer Fahrt, aus welcher der Capitain, ſo wie die ganze Schiffsmannſchaft, auch kein weiteres Geheimniß machten. Unſer Schiff war mit Pulver, Flintenſteinen, ſchlechtem Rum und blauen Baſſtas, der gewöhnlichen Ladung von Sklavenſchiffen, befrachtet und ging nach Gallinas,*) einem unter Sierra Leona befindlichen Sklavenplatze, wo der König Shaker mit europäiſcher Grauſamkeit ſeine ſchwarzen Brüder verhandelt, und über den edlen, um die Abſchaffung des Sklavenhandels ſo verdienten Parlamentsredner Wilberforce das Urtheil fällt, daß derſelbe werth ſei, in Stücken zerriſſen zu werden. Ich hatte kaum erfahren, daß mein Capitain Peterſon heiße, als mich ein wahrer Schauder überfiel. Glücklicher Weiſe war mein Name in der ohnehin nur ſehr unordentlich geführten Schiffsliſte »Runberg« aufgezeichnet, und da ich auf ſeine Anfrage mich für einen Hamburger ausgab, entdeckte Dein Räuber auf der ganzen Reiſe nicht in mir ſeinen Verfolger auf der Elbe.

Nach etwa ſiebenzig Tagen waren wir an dem Orte unſerer Beſtimmung angelangt. Die Zeit des Lan-

*) Iſt nach den letzten Nachrichten von den Engländern vernichtet.

dens an der afrikaniſchen Küſte, wo man nicht dem Stranden ſo leicht ausgeſetzt iſt, dauerte von October bis März.

(Der Beſchluß folgt.)

Hors d'oeuvres.

Jüngſt las ich einen angekündigten Verkauf von Ehrenbechern um damit zu räumen, worunter folgender Paſſus:

»Dem unſterblichen Manne die dankbare Mitwelt, 50 Gulden, N. B. faßt 4 Maaß.

»Dem unvergeßlichen Lehrer« 10 fl. N. B. Iſt ohne Namen, kann alſo an jeden Beliebigen verſchenkt werden.

Caprifolium, Geisblatt, Je länger je lieber, Lonicera Caprifolium heißt in dem Einen Dorfe im Badiſchen »Muttergotteſsfingerle,« in dem benachbarten »Teufelspfote.« Unwillkührlich fallen mir die Krummacherſchen Parabeln dabei ein, welche gewiß auf ähnliche Weiſe anders am Dompfaff, als in Stephani benannt werden.

»Der König von Holland« ſagte mir neulich einer ſeiner Unterthanen, verdient, (oder, da er jetzt nicht mehr handelt,) muß man wohl ſagen, gewinnt 10 Cents mit jedem Pulsſchlag. Auf dieſe Weiſe würden der Herr Graf beim hitzigen Fieber die beſten Geſchäfte machen.

Der Herausgeber der humoriſtiſchen Blätter wird in dieſen Tagen die Ausarbeitung ſeiner Tagebuchnotizen, welche ſeine dieſjährige Hundstagsferien betreffen, beginnen, und ſie dann ſeinen ſchönen Leſerinnen, aus erſter Hand, zu Füßen legen.

Literatur.

Chriſtian VII. und ſein Hof. Von Carl Bernhard. 3 Bde. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1841.

Die bekannte Struenſeeſche Kataſtrophe iſt ſo ungemein reich und intereſſant, daß ſie faſt nur mit Glück ausgebeutet werden kann. Seitdem aber die Acten offen vorliegen, wird die Romantik dem Kundigen ſein Urtheil nicht verwiſchen. Unbegreiflich iſt es, daß der Verfaſſer, deſſen Schreibart und Darſtellung zu loben iſt, ſo viele bekannte Namen, die ſchon in dieſer Geſchichte hundert Male, unter dem ungünſtigſten Lichte figurirt haben, pſeudonym, als Tannenberg, Seifenſee und Eichsfeld figuriren läßt. Chriſtian des VII, deſſen Wahnſinn ſich ſelbſt oft ſehr merkwürdig äußerte, iſt nach dem Titel des Buchs viel zu wenig gedacht.

Eine dunkle Begebenheit, Balzacs neueſtem Romane, une ténébreuse affaire, deutſch nacherzählt von Georg Lotz. 2 Bde. Hamburg. 1841. Heroldſche Buchhandlung.

Das Buch enthält wider Balzacs Gewohnheit nichts Schmutziges und Gemeines, deſto mehr Abenteuerliches und Spannendes. Für Franzoſen muß es gar von großem Intereſſe ſein, da viele ihrer erſten Männer darin figuriren. Der alte blinde Ueberſetzer verdient wegen ſeiner Arbeit Lob und Bewunderung.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani mihi quod humanum.

Vierter Jahrgang.

№ 38. Donnerstag, 23. September. 1841.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Kaum zeigten wir uns, als einige Böte mit Lootsen sich unserm Schiffe nahten. Sie trugen tatuirte Neger von gelblicher Farbe. Diese meldeten uns in gebrochenem Englisch, daß der König Shaker, hocherfreut über unsere Ankunft, uns zu sich entbieten lasse. Der Gedanke, auf dieser Höllenfahrt durch meine Persönlichkeit manchem Unglück vorzubeugen, hatte mich gelehrt, mich in den Willen des wohlen, in seinem Fache überdieß vortrefflich bewanderten Vorgesetzten zu schicken, der mich daher auch auszeichnete und zur Königlichen Audienz mit sich ans Land nahm.

Shaker empfing uns in einem Palmenhause, in welchem sich nur einige schmutzige Stühle befanden. Er war etwa sechzig Jahre alt, nicht tatuirt und ohne graues Haar, trug ein Beinkleid von blauem Kattun, einen Ueberwurf von demselben Zeuge und sprach gebrochen Englisch. Nachdem Peterson ihm Branntwein präsentirt hatte, begann der Handel. Wir wurden in die Pontecks geführt, und für

unsere Waaren 310 Neger und 120 Weiber gekauft. Nachdem alles in Richtigkeit war, führte uns der König einige Neger von ungewöhnlicher Größe vor, den Du hier siehst. Er erzählte, daß er sein Enkel und die Frucht eines verbotenen Umgangs eines Creolischen Capitains mit seiner Tochter sei. Er sei gewillet, ihn nach Philadelphia in die Abolition society zu senden, um ihn dort erziehen zu lassen. Er fragte, wie viel das jährliche Kostgeld betrage. Peterson forderte vier Neger, Goldstaub bis zu dem Betrage von drei bis vier hundert Thalern und eine Quantität Elephantenzähne. Shaker gab das Verlangte, wenn gleich nicht ohne Kopfschütteln, und ließ sich dann durch einen Handschlag von uns Beiden versprechen, daß wir als »honests Englisch,« wie er sich ausdrückte, unser Wort erfüllen wollten. Dann übergab er uns den Enkel ohne Zeichen von Schmerz und ließ uns zu unserm Schiffe zurückkehren. Der Knabe zeigte Bildungsfähigkeit und eine Zuthulichkeit gegen mich, wie ich sie nie bei einem Neger bemerkt habe, die ihm bald mein ganzes Herz gewann.«

»So lagen wir eilf Tage aus Furcht vor den Engländern, die von Sierra Leona aus umherkreuzten, um Negerschiffe zu nehmen. Erst am eilften Tage lichteten wir die Anker. Unser flüchtiger Schooner verleitete mein Opfer, daß ein englisches Schiff unsere raubbeladene Küste erreichen mögt. Wir erreichten glücklich den Ort unserer Bestimmung. Unsern des vor dieser Stadt gebauten Forts Morro mußten wir indessen anhalten, und die Sklaven, deren Einführung in Havanna nicht mehr gesetzlich ist, obgleich sie täglich öffentlich verkauft werden, auf Kähnen in die Stadt bringen lassen.«

»Schon unterwegs hatte mir Peterson die schändliche Offerte gemacht, den Enkel Shakers über Bord zu werfen und das, was der Großvater für ihn bestimmt, mit ihm zu theilen. Voll Abscheu hatte ich dieß Project verworfen und geschworen, das geringste Leid, das ihm widerfahren würde, zu rächen. Charles, so hatten wir den unglücklichen Königsenkel genannt, mochte eine Ahnung von dem Schwure be-

ben, das über seinem Haupte hing. Seinem Wunsche gemäß, verließ er mich nie, und vervollkommnete sich schon während der Reise auf eine bewundernswürdige Weise in der englischen Sprache.«

»Peterson war schon mehrere Male am Lande gewesen, als er eines Mittags uns ankündigte, daß wir jetzt unsere Löhnung empfangen und den Bord verlassen könnten. Als ich Charles mitnehmen wollte, weigerte er sich indessen, ihn herauszugeben. Umsonst bestand ich darauf; ich mußte das Schiff allein verlassen, ging aber sofort am andern Tage zum Gouverneur Vives. Dieser unterdrückte zwar aus eigener Aengstlichkeit, wie auf mein Bitten, den alten Mohrmann aus dem Spiel zu lassen, den Vorfall in so weit, daß er nicht criminell wurde, ich hatte aber die Freude, daß mir Charles am andern Morgen auf dem Barracon als Freier in die Arme fiel. In demselben Augenblicke aber traf mich ein vernichtender Blick des alten Mohrmann, der, als ich mich freundlich zu ihm wenden wollte, mich verächtlich mit den Worten: »»Fort, Sklavenfreund! Feind der Weißen!«« von sich stieß.«

»Als ich am Abend von Nichols Hause zu einem Catalan *) gegangen war, woselbst ich für Charles und mich ein Logis gemiethet hatte, wurde ich während der Oration meuchlings von einem Soldaten angefallen, der mich mit einem Dolchstich zwischen der dritten und vierten Rippe verletzte und sodann meiner Baarschaft beraubte. Ich ward in das Haus meines künftigen Hauswirths getragen, der mich selbst dann, als meine Börse geschwunden war, mit Charles, welcher mir durch seine Liebe und Sorgfalt reichlich Alles vergalt, was ich für ihn gethan habe, gepflegt und unterhalten hat.«

»Ich lag fast ein Jahr. Kaum war ich geheilt, da befiel meinen Wohlthäter das gelbe Fieber. Der Tod nahm

---

*) Eigentlich Catalonier. So heißen die Gewürzkrämer in Havanna; es sind fast alle fleißige Catalonier, die keinen Fremden in diesem Geschäfte aufkommen lassen.

ihn mir, und ich hoffte, da mich, in Folge meiner Nachtwachen beim Catalan, dieselbe Krankheit ergriff, meiner Leiden überhoben zu werden. Schon hätte ich das Haus räumen müssen, war ohne Aussicht für die Zukunft hierher gezogen, und wäre mit meinem Charles verloren gewesen, wenn nicht unsere Landsleute, vor allen ein gewisser Nissen aus Dänemark, mich großmüthig unterhalten hätten; Ihnen, der braven Creolin und Charles verdanke ich, nächst Gott, mein Leben.«

Staunend hatte Hannibal seinem Freunde gehorcht, und dann muthlos die Frage aufgeworfen, was nun zu thun sei. — »Du fragst noch, Hannibal?« erwiederte Hans, sich mit leuchtenden Blicken erhebend. — »Was anders, als Jenny zu retten, zu entführen, ohne Dich Deinem unnatürlichen Vater zu entdecken. Bei Gott, wir wollen das schon Alles beim Vater Meyer, wie beim ehrlichen Bastian verantworten. Auch sind jedenfalls die Aussichten anders. Mohrmann ist verarmt und wird andere Saiten aufziehen; von Peterson haben wir vollends nichts zu fürchten. Nachdem er überwiesen ist, ein hiesiges Schiff mit seiner Mannschaft versenkt und sich die Ladung angeeignet zu haben, ist er in den Morro gesetzt, wo er verschmachten wird, da die Regierung, um die weiße Farbe möglichst zu ehren, ihn hoffentlich nicht hinrichten lassen wird. Schon oft hat er zumeinen Landsleuten um Almosen geschickt, und sehnlich gewünscht, auch mich zu sehen. Mir grauet aber vor ihm. Besuche Du ihn, wenn Du kannst.«

Noch lange redeten die Freunde hin und her. Da störte sie plötzlich ein Geräusch an der Thür. Diese ward geöffnet, und herein bellte der treue Sultan, der einige Tage während Rennerbergs Krankheit bei dem Mann der Creolin ausverdungen gewesen war, jetzt aber, vielleicht aus Sympathie, seinen Strick zerrissen hatte, und mit blutendem Halse zu seinem Herrn zurückkehrte. Und ob der treue Holsteiner seine beiden Jugendfreunde wieder erkannte! Ja, der Hund war des Menschenranges würdig, den Hans in der verhängnißvollen Nacht zu Altona ihm decretirt hatte.

Wie klug, wie theilnehmend ſprang er zu ſeinem Herrn hinauf! —

Abermals rauſchte die Thür. Ein Neger trat ein, der Kennerberg einen Brief von Jenny's Hand überbrachte. Nie iſt eine Partitur von Muſikverſtändigen ſo ſchnell durchleſen, wie dies Schreiben. Nicht im Beſitze des Manuſcripts, kann ich nur nach Hannibals Angabe den Inhalt ſo mittheilen, wie er ungefähr lautete:

»Mein lieber Lebensretter und Freund! Die Gnade des Höchſten, welche das Herz des Mannes erleuchtet hat, den ich bis zu Deinem letzten Schreiben für meinen Vater gehalten habe, hat mir Licht über Dein Schickſal und Dein Hierſein gegeben. Ich beklage Dein Geſchick, das da beſtimmt iſt, ſich für Andere aufzuopfern, freue mich aber und danke dem Erhalter, daß Du, wie ich erfahre, gerettet biſt. Mein Vater Mohrmann, laß mich den Unglücklichen immerhin ſo nennen, iſt, bekehrt durch ſein unglückliches Geſchick, andern Sinnes geworden. Er ſehnt ſich innig darnach, Dich zu ſehen und Dir von Herzen abzubitten. Er iſt unſchuldig, wie er verſichert, an Deiner Verwundung. Meine Neigung für Hannibal, deſſen vermeintlichen Vater er tief gekränkt hat, aus Gewiſſensunruhe mißbilligend, hat er leider alle meine Briefe, die ich nach Eppendorf ſandte, unterſchlagen. Ich habe keinen Anſtand genommen, ihm das Wunderbare unſerer Geburt und den Umſtand mitzutheilen, daß Hannibal ſein Sohn ſei. Er beſtätigte zwar, daß meine Mutter in dem Wirthshauſe »Hölle« zwiſchen Itzehoe und Elmenshorn mich geboren habe und dort geſtorben ſei, er will ſich aber, und gewiß aus Liebe zu mir, und aus Gewohnheit, mich ſeine Tochter zu nennen, trotz der eigenen Angabe meiner Mutter, der Ehefrau Meyer, noch nicht ganz zu dem Glauben verſtehen, daß ich ſeine untergeſchobene Tochter bin. Er beſteht darauf, nach Europa ſogleich mit mir zurückzukehren, und will Dir vorläufig die Realiſirung des Reſtes ſeines Vermögens anvertrauen. Dürfen wir zu Dir kommen, oder Dich gar bei

uns erwarten? Antworte mir heute; ſchone aber den reuigen Alten, darum bittet, gewiß nicht vergebens,

Deine Jenny.

(Der Schluß folgt.)

Hors d'oeuvres.

Ein Landmann Stulz in Rohrbach bei Heidelberg, reich geworden durch ſeinen hochſeligen Onkel, den Schneider Stulz, der wegen ſeiner Verdienſte um Baden zum Baron von Ortenberg ernannt wurde, iſt kürzlich von dem jetzigen Großherzog gleichfalls in den Adelſtand erhoben. Die Ernennung deſſelben ſtand an demſelben Morgen im Wochenblatt, als die Nachricht eintraf; daß der baroniſirte Bürger ſich den Hals abgeſchnitten, ob vor oder nach Inſinuirung des Adeldiploms, weiß ich nicht anzugeben. Jedenfalls kommt in Verſuchung zu behaupten — daß er als Herr von Stultus geſtorben. Wenn ich reich wäre, da ſollte es mir einfallen, mich zu entleiben. Das thue ich nicht einmal, obgleich ich nichts weniger als das bin und viel eher Urſache dazu hätte, als Stulz. — Den Rohrbachern hat übrigens Baron Stulz der erſte, eine Art Eulenſpiegelſtreich geſpielt. Denn in ſeinem Teſtament verordnete er, daß der Kirchthurm Rohrbachs aus ſeinem Nachlaß geweißt werden ſolle. Das geſchah denn auch, aber bis jetzt haben die guten Rohrbacher ſich nicht entſchließen können, dem reinen Hemd ihrer Kirche durch ein weißes Unterzeug Ehre zu machen. Vielleicht hat Herr Stulz II. ein Uebriges gethan, vielleicht auch nicht, und die Zeit zwingt den weißen Thurm die Leibfarbe der Rohrbacher Gemeinde anzuziehen.

Bei dieſem Herrn von Stulz, fällt mir ein anderer Schneider gleichen Namens, (oder hieß er Stolz?) ein, der mit einem Ruſſiſchen Rang, (ich weiß nicht von welcher Klaſſe und von welcher Ordnung) ſchwerreich Petersburg vor einigen Jahren verließ. Seine letzte Näherei war ſein Tod. Schon auf dem Dampfſchiff erkrankte er hinſichtlich, ließ ſich aber nicht ankommen. In Travemünde fiel er ſpäter ganz zuſammen, aber proteſtirte à la Lucretia gegen jede Berührung. Als er nun aber in Ohnmacht gefallen war und ihm die Mitleidigen neugierigen Mitpaſſagiere das Hemd aufſchnitten, fielen eine Menge Ducaten heraus. Er hatte ſich einen ganzen Panzer von Ducaten genäht, das war ſeine letzte Arbeit geweſen. Aber die Deviſe auf den Holländiſchen Ducaten, womit einſt ein alter Wucherer ſeinen Geiz entſchuldigte: »Concordia res parvae crescunt.« (Durch Eintracht mehren ſich kleine Dinge), war als furchtbare Nemeſis gegen ihn aufgetreten. Stulz oder Stolz oder rectius Stultus ſtarb wenige Tage darauf, in Folge des erlittenen Drucks. Ich, meines Theils möchte gerne einmal eine ſolche Todesgefahr mitgemacht haben. — —

Bei dieſem Schneiderglück in Brillanten, fällt mir wieder ein Poſtwagenabenteuer ein, das ich im Jahre 1818. erlebte. Ich fuhr damals als Student von Göttingen nach Heidelberg. In der Diligence befand ſich ein Bäcker aus Naſſau-Diez, anſcheinend ein Harpagon, mit gefurchten magern Wangen und buſchigten Augenbraunen, nebſt ſeinem Neffen, einem dicken Bäckergeſellen, der einem gut aufgelaufenen Teig glich. Der Alte hatte 20000 Rthlr. in Altona geerbt, welche er jetzt geholt hatte. Jeder von ihnen trug eine Wurſt um den Leib, die ein Gefülſel von 1000 Doppelpiſtolen enthielt. Der Alte trug ſein liebes Schickſal geduldig, allein des Neffen leere Gedärme ſeufzten entſetzlich unter der Goldlaſt. Umſonſt riethen wir ihm alle die Geldkatze abzuſchnallen und ſie dem Conducteur zu geben oder ſich darauf zu ſetzen, dies verbot der alte Onkel

immer mit dem Zusatze, das den Kreuzträger auch allezeit erfrischte. Er ist doch unser einzigster Erbe. —

In Gießen verließen uns die Erben.

Bei einem fröhlichen Studentencomersch, wo ich diese Geschichte einem Burschen aus Nassau-Diez zum besten gab, versicherte dieser, auf sein Ehrenwort, er sei Nachbar des alten lebenden Bäcker. Der dicke Neffe sei richtig zwei Tage nach seiner Ankunft in Nassau-Diez an einer Unterleibsentzündung gestorben.

Literatur.

Von Georg Schirges sind erschienen: 1) Wellenschlägt, eine Sammlung vermischte Gedichte. Genf. Deutsche Buchhandlung von J. Keßmann. 1840. 2. Karl. Hamburg, bei Hoffmann und Campe.

Das erste Büchlein verkündet ein unleugbares Talent, namentlich für die Romanze und Ballade. Das zweite bietet einen Roman im neuesten Geschmack, der an Schillers Karl Moor erinnert und gegen dessen Tendenz und Mangel an Versöhnung sich Manches sagen ließe. Doch ist er gistlos, voll lebhafter Schilderungen und wird gewiß sein großes Lesepublikum finden.

Randzeichnungen von F. v. Heyden. Eine Sammlung von (sechs) Novellen und Erzählungen. Leipzig. 1841. Verlag von Wilhelm Eichhorn.

Sehr gut geschriebene Erzählungen, allen Lesebibliotheken bestens zu empfehlen. »Der graue John,« ist rücksichtlich der Erfindung oder Auffindung offenbar die interessanteste Novelle.

Oldenburg.

Redactur:
Theodor von Kobbe

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani mihi quod humanum.

Vierter Jahrgang.

№ 39. Donnerstag, 30. September. 1841.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Von

Theodor von Kobbe.

(Beschluß.)

Wie der Knoten einer Novelle schien den beiden Jünglingen ihr Schicksal freudig gelöst zu werden. Hans versprach zu kommen; der Neger ging.

Am andern Morgen traten beide Freunde, der noch schwache Hans auf Hannibal gestützt, in das Zimmer des alten Mohrmann, dem Jenny eben vorlas, und die Himmlischen lächelten bei solchem Wiedersehen. Ein stummes Bild stand vor dem in der Stille gefolgten Charles, das sich endlich in Freudenthränen löste. Nachdem Alles besprochen, Alles vergeben war, erklärte Mohrmann: Wenn mein schändlich von mir betrogener Freund Meyer wegen einer so verzeihlichen Schuld sich nach Versöhnung sehnt, welch einen Drang darnach muß ich schwerer Sünder empfinden! Hannibal! wenn Du mein Sohn bist, ich kann nicht verlangen, daß Du dem Vater vergiebst, bevor er gut gemacht, was er vermag, und sterbend um Deine Vergebung flehe. Bleibe hier und realisire mein Vermögen. Geleitet von unserm

allerſeitigen Schutzengel, Hans, will ich ſo bald als möglich meine Rückkehr nach Europa, und da ich um Euretwillen nicht nach Hamburg kommen darf, unter fremdem Namen antreten. Ich aber ſegne Euch, meine Kinder, mit dem Segen eines Verzeihenden und Zerknirſchten, um des Erlöſers willen!«

Und es geſchah, wie der alte Mohrmann geſagt hatte. Nach wenigen Tagen trennte er ſich heiter mit dem ehrlichen Hans, der nichts mehr bedauerte, als daß dieſe Reiſe um ſeiner Liebe willen ohne ein anderes Opfer, als das, ſie eine Zeitlang zu entbehren, geſchehe. Charles und Sultan folgten Hans.

Den Liebenden floſſen die Stunden ſelig und poetiſch dahin. Deſto proſaiſcher ging die Regulirung der väterlichen Geſchäfte, welche immer weiter ausſehender wurden. Wenig bekümmerte ſich Hannibal um Havanna, nur einmal wurde er von ſeiner Geliebten abgezogen, um mit ſeinen Landsleuten den humoriſtiſchen Nichols zur Erde zu beſtatten, wobei ihm unwillkührlich das Sprichwort: »Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein,« einfallen mußte.

Da träumte ihm einige Nächte nachher, daß er Peterſon im Gefangenhauſe beſuchte, der ihm eine ſeltſame Aufklärung über ſeine dunkle Geburt mittheilte. Er folgte wachend dem Wink des Traumgottes. — Und, wunderbar! dieſer Traum löſ'te den Knoten.

Er ging zum Morro und ward gegen eine kleine Gratification zu Peterſon gelaſſen, der auf halb verfaultem Stroh ſeiner Auflöſung entgegen ſah. Kaum hatte er ſich dieſem zu erkennen gegeben, als der Verbrecher ſich aufrichtete, dann aber niederſank und ſeine Kniee berührte. »Der Himmel ſegne Ihr Erſcheinen,« rief er aus, »nun kann ich ruhig ſterben. Ja, ich kann Ihnen einen ſchweren Stein vom Herzen nehmen. Sie ſind das, was ſie immer waren, der Sohn des Herrn Meyer in Altona. Mein Weib hat durch den Zufall, daß ſich eine Wöchnerin im gegenüberliegenden Wirthshauſe befand, den Plan erfunden, Ihre über-

ſpannte Mutter zu täuſchen, und ſich dieſelbe auf dieſe Weiſe zu verpflichten. Zwar reiſ'ten wir mit Madame Meyer nach Hamburg, um ihr im Nothfall einen Sohn unterzuſchieben, allein Gott vereitelte dieß Verbrechen dadurch, daß ſie wirklich einen Knaben gebar. — Zu allem Zeugniſſe berufe ich mich auf die Hebamme in Steinburg, und auf die Mutter der Wirthin im »Himmel,« die bei der Entbindung zugegen waren. Ich raubte Sie dieß, um mehr Geld von Ihrem Vater zu erpreſſen. An Mennerbergs Verwundung bin ich unſchuldig, wenn auch ich Meuchelmord gegen ihn brütete.«

Dieſe Nachricht erfüllte Hannibal ganz mit Wonne. Er ließ ſie durch die Gerichte conſtatiren, beſchenkte den Sünder und ſprach dann zu ſeiner Jenny: »Komm morgen mit nach Europa, dort riskiren wir unerſetzlichen Verluſt, hier nur wenig irdiſches Gut.« — Nach zwei Tagen waren die Liebenden unter Segel gegangen, und der Wind blies mit aller erdenklichen Gunſt hinein.

8.

Mit ſeinem Maklerſtock in der Taſche, dem Zeichen ſeines neuen Geſchäfts, ſchritt der alte Meyer, wie neu verjüngt mit dem guten Baſtian gegen Abend durch den ſtürmiſchen Herbſtwind und die regengetränkten Fluren den Weg nach Eppendorf zu. Beide hatten ſich vorgenommen, Geld zu verdienen, Meyer hatte ſeine Maklerei, Baſtian war als Privatlehrer durch den vortrefflichen Profeſſor Zimmermann in mehreren Häuſern mit Glück empfohlen. Sie unterredeten ſich vom Wetter, wie von den argen Stürmen, die in dieſen Tagen gehauſet hatten, und die ihm immer die Rückkehr Hannibals zu erſchweren, wohl gar zu gefährden ſchienen. Baſtian aber, ein frommer, gottergebener Theolog, ließ es nicht an wahren, wenn gleich etwas weitläuftigen Troſtgründen fehlen, und ſtärkte den alten, ſich

wegen ſeines Unglaubens ſelbſt anklagenden Meyer dadurch ſchädlich.

Und nicht mit Unrecht. Denn als er zu Hauſe angelangt war, lagen Sohn und Tochter, Hannibal und Jenny, in ſeinen Armen. Wie in eine tauſend Jahre verſchloſſene Kluft der erſte Sonnenſtrahl hineinſchießt, drang die Kunde zu ſeinem Herzen, daß ein Irrwahn ſein Leben vergiftet habe und er Hannibals wahrer Vater ſei; was kurz darauf die noch lebenden, von Peterſon vorgeſchlagenen Zeugen dokumentirten.

Aber die reine Freude machte bald der beklommenen Frage nach Mohrmann, Hans und Charles Platz. Meyer, ſelbſt Aſſecuranzmakler, konnte nur betrübende Auskunft geben. Seine Kinder waren ſelbſt bei einem Sturme nur durch ein Wunder in die Mündung der Elbe gekommen. Auf der Börſe hatten heute mehrere beunruhigende Gerüchte von geſtrandeten Schiffen circulirt.

Da erſchien nach einigen Tagen die Trauerbotſchaft, daß ein Bremer Schiff aus Havanna, »die Freundſchaft« genannt, unfern der Oldenburgiſchen Küſte auf dem Mellumer Sande geſtrandet und untergegangen ſei. Selbſt die beſten und kühnſten Lootſen der Welt, die Oldenburgiſchen, hatten es nicht zu retten vermocht. Unverzüglich eilte Hannibal zur Küſte und fand ſeine Nachricht beſtätigt. Bei allem Schmerze harrte ſeiner noch ein frohes Wiederſehen. Die Lootſen hatten nämlich ſeinen Sultan gerettet, der auf einem Fäßchen, das Hans wahrſcheinlich in der Todesſtunde ins Waſſer geworfen hatte, und woran er, wahrſcheinlich an eigener Rettung verzweifelnd, und nur immer an fremde denkend, ſeinen Hund befeſtigt hatte, herangeſchwommen kam. Man öffnete daſſelbe, aber hineingedrungenes Seewaſſer hatte die Schrift der Bleifeder verwiſcht. Man erkannte nur noch das Wort »Poſa.«

Keine der Leichen iſt an das Land gekommen.

Der Schmerz um den Freund vernarbte nicht in der Seele der Glücklichen, die noch leben, und jetzt im Begriff ſtehen, in dem durch Herrſcher und Unterthanen glückli-

sten aller Länder, dem Großherzogthume Baden, sich anzusiedeln.

Hors d'oeuvres.

Bekanntlich existirt in Hamburg eine abscheuliche Bettelei. Unter dem Namen »Trinkgelder« muß man das Genossene in den vornehmen Häusern doppelt und dreifach bezahlen. Diese Sitte läßt sich nur in sofern vertheidigen, daß sie eine Steuer für reiche Hagestolze ist. Der Betrag dieses sogenannten Trinkgeldes ist übrigens oft so enorm, daß ein Betrüger jüngst auf die Idee kam, in der nachgemachten Livree irgend eines Senators frische Heeringe als Präsent umher zu bringen. Es waren dies nun keine Sächsische, d. h. überjährige, die in Thüringen ihr Ansehn ein ganzes sächsisches Jahr (d. h. ein Jahr sechs Wochen und drei Tage) und darüber behalten, sondern veritable, oder wie die Höcker sagen, auf Glauben neue Heeringe, welche der Betrüger theuer erstanden, wofür er aber doch das Doppelte an Trinkgeld erhielt. Der arme Senator aber mußte vielen unverdienten Dank für die übersandten Heeringe einärndten, und für manches unverdiente Gegengeschenk später ein hohes argent à boire bezahlen.

Ein Holländer, welcher lange in Arnheim gewohnt hatte, definirte jüngst den Rheinwein und den französischen, auf folgende für Frankreich nicht eben schmeichelhafte Weise. Da dies aber in gutem Glauben geschah, so kann der französische Leser mitlachen, das heißt, wenn er holländisch oder deutsch versteht:

Myn Heer, die wyn dat is reine wyn, zoo zuyver als zy ujt handen der natuur kooomt. Maar die fransche wyn dat is gefervde kraam.

Mein Herr der Wein iſt reiner Wein, ſo ſauber als er aus den Händen der Natur kommt. Allein der franzöſiſche Wein das iſt gefärbter Kram.

»Die verdammten Cenſoren,« rief neulich ein Hyper-Liberaler aus, »da haben ſie dem freiſinnigen R... faſt alles geſtrichen, und was haben ſie ihm geſtrichen? »Nichts als Dummheiten.

Die Bremer Zeitung läßt auch die Todten ſterben. In № 254 vom 11. September 1841 iſt unter den Geburts- und Sterbefällen angezeigt:

Geſtorben: Des Weißbäckers Johann Hinrich Peterſen todtgeborner Sohn.

In № 212 des Charivari beleuchtet dieſer Thiers Anweſenheit in Berlin, und ſchildert die Freude des Ermiſters, den ehemaligen Preußiſchen Geſandten als Exambaſſadeur getroffen zu haben, der den kleinen großen Mann als Merkwürdigkeit dem Publikum folgendermaßen erklärt:

»Ceci vous représente — dit l'exambassadeur — un exprésident. Voici son habit noir de député et son frac brodé de ministre, sa plume de journaliste, il a trois pieds six pouces au dessus du niveau de ses bottes. Tel quil est, il est capable de parler pendant de cinq heures sans cracher, il a toujours deux ou trois discours préts, sur, n'importe quoi. Sa parole est belliqueuse en diable, il massacre tout le monde à la tribune, cependant il n'a jamais tué personne. Vous pouvez l'approcher sans crainte, il ne mord pas.

So hat der vergötterte Thiers von ſeinen Landsleuten Menageriebewohner-Rang bekommen. Am richtigſten wäre er übrigens gewürdigt, wenn kein öffentliches Blatt ſeiner Erſcheinung in Deutſchland Erwähnung gethan hätte.

Vor etwa zwanzig Jahren weigerte ſich ein Oldenburgiſcher Landmann nach verlornem Proceſſe einem Zeugen Namens Haaſe, ſeine Weggebühr zu vergüten mit den Worten: »Hahſen ſihn beſt Plaiſehr iß ja dat Lopen.« Des Haſen beſtes Pläſir iſt ja das Laufen.

Ein öſterreichiſcher Offizier traf ſeinen Bedienten mit ſchwer verletzter Naſe, welche ſich derſelbe bei einer Prügelei in einem Wirthshauſe geholt hatte. Er fuhr ihn deshalb hart an und fragte ihn um die Urſache der Verwundung.

»Verzeihn's,« verſetzte dieſer, ich hab mich in die Naſ gebiſſen.

Offizier. Weiſcht nit, daß das Maul unter der Naſ iſcht?

Bedienter. Verzeihn's, ich hab mich uff'n Stuhl geſtellt.

Nante der zweite und der Provinzler in Berlin.

(Eingeſandt.)

Ein Fremder langte mit der Poſt in Berlin an. Bekanntlich halten auf dem Hofe des dortigen Poſtgebäudes immer mehrere Extrapoſtkutſchen bereit, die für einen mäßigen Preis die ankommenden Fremden in die gewünſchten Gaſthöfe oder Privatwohnungen führen. Der gute Provinzler, der den Preis von einem halben Thaler für einen ſolchen Wagen zu hoch hält, wendet ſich an einen Vetter Nante's, der ſich für 10 Silbergroſchen bereit findet, die Beſorgung des Gepäcks zu übernehmen. Kaum hat er aber das Geld empfangen, ſo ruft er eine Droſchke herbei, bezahlt deren Führer mit 4 Silbergroſchen, ſteckt die übrigen 6 in die Taſche, und ruft dem verdutzten Fremden zu: »Na ick fahre voruf, kommen Se man ruhig nach.«

Literatur.

In der Schulzeschen Buchhandlung ist der zweite Theil von Mayers »Neapel und die Neapolitaner,« erschienen, von welchem wir durch die Güte des Herrn Verlegers und des Herrn Verfassers bereits die Ehre gehabt haben, mehrere Proben in diesen Blättern mitzutheilen. Der letzte hat uns diesen zweiten Theil mit der Bitte zugesandt, ihn weniger als bei der Anzeige des ersten zu loben, weil er das nicht verdiene. Wir wollen diese Bescheidenheit damit strafen, daß wir uns alles Lobes enthalten, und es den übrigen Recensenten der Journale ersten Ranges überlassen, (welche ohne Ausnahme schon beim Erscheinen des ersten Theils diesem den Lorbeer vor allen ähnlichen literarischen Erscheinungen zuerkannt haben,) ob sie bei Lesung des zweiten Bandes, welcher den ersten wo möglich, an stoffartigem Interesse übertrifft, dem bescheidenen Selbsturtheile des Verfassers beitreten oder es reformiren wollen, was gewiß nicht in pejus (zu seinem Nachtheil) geschieht.

Noch funfzig Gedichte. Von Philipp Engelhard Nathusius. Der Probe-Sammlung anderes Heft. Magdeburg. Wilhelm Heinrichshofen. 1841.

Herr Nathusius soll durch das Trachten seines Vaters sehr reich geworden sein, der Sohn wird es durch sein Dichten nicht werden. Er thäte wohl daran, die schöne ererbte Erdengabe zur Unterstützung junger hoffnungsvoller Dichter zu verwenden, wozu es ihm nicht an Gemüth zu fehlen scheint. Aber man weiß schon, daß es leichter ist, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als daß u. s. w.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 40. Donnerstag, 7. October. 1841.

Probe aus einem so eben erschienenen Werke des Verfassers

Humoresken aus dem Philisterleben.
Zwei Bände. Bremen, bei Wilhelm Kaiser.*)

Viertes Kapitel.

Eine humoristische Erinnerung aus der Burschenzeit. Das Pharaospiel. Der Spielteufel in Baden. Maak. Herr von Rosen. Herr von Löwe. Der Traum. Sophie Schwarz als Thekla. Reise nach Auerbach. Der Melibocus. Das Felsenmeer. Die Bankiers, v. Keppis und Nummer 27. Die Tänzerin. Ihre drei Pflegeltern und drei Liebhaber. Maak und der Bankier. Abreise nach Darmstadt. Ungehofftes Wiedersehn. Ich muß zu Bette gehen.

Das Werkchen woran ich vorläufig schreibe, führt zwar den Titel: »Humoresken aus dem Philisterleben.« Allein damit ist ja nicht jede academische Erinnerung ausgeschlossen. Vielmehr prickelt es mich fortwährend, diejenigen Begebenheiten, welche ich leider! in meine »humoristischen Erinnerungen aus meinen academischen

*) Auf die an mich mehrfach ergangenen Anfragen beehre ich mich anzuzeigen, daß meine Reiseskizzen Ende dieses Monats, oder Anfangs des künftigen in fortlaufenden Nummern erscheinen werden.

Jahren« aufzunehmen vergessen habe, nachträglich meinen Lesern zum Besten zu geben. Dies zu meiner Vertheidigung wegen meines Rückfalls in academische Schwänke, oder um mich Hegelsch auszudrücken, in die Idee des Lebens, während man den Philister den Bursch in seinem Andersseiu nennen könnte.

Bis Michaelis 1817 herrschte unter den Heidelberger Studenten eine große Sittenreinheit. Hazard wurde nie gespielt, wenn man anders nicht das Dreikartspiel, (Zwicken mit Zibuz genannt,) dahin rechnen will. Allein der im Sommer 1817 erfolgte Göttinger Auszug brachte namentlich in der Kurländer Reihen Sünden aller Art in das unschuldige Neckarathen. Vornämlich riß auch das verderbliche Pharospiel sehr schnell ein. Ein gewisser B. ward der perpetuelle Bankier auf der Hirschgasse. In jeder Rock-, Hosen- und Westentasche trug er den Belauf von vier Kronen bei sich, lauter kleine einzelne Banken, wovon er je eine auflegte, »jeu fini!« rief, wenn er genug gesogen zu haben glaubte, in dem sehr seltenen Fall aber, wenn er gesprengt wurde, einen ehrlichen Staatsbankerott machte, — die unentschiedenen Guthaben nicht bezahlte, aber nach dem Sprichwort: le roi est mort, vive le roi, aus einer der besagten Taschen eine neue Bank von zehn Gulden acht und vierzig Kreuzern heraus holte, die, ein frischer Köder, da lagen und fast immer wieder den verlornen Gewinn von dem letzten Banksprenger wieder herbei holten. So war Freund B. der ewige Vampyr seiner Freunde, für die er sich, wie er zu sagen pflegte, aufopferte. Aber dankbar war er doch auch in seiner Art, und wenn ich auch nicht von ihm rühmen kann, daß er jemals eine Flasche Wein von seinem Gewinn hergegeben, so secondirte er doch bei Ehrenhändeln, allen seinen Pointeurs, und dies oft nicht ohne Lebensgefahr. Außer mit dem Secundiren am frühen Morgen, und mit dem Banklegen am Abend vergeudete er übrigens keine Minute, er brauchte deren auch nur drei zum Diner, kurz, er war der fleißigste Student in Heidelberg.—

Der Spielteufel fand außerdem aber auch noch durch

das benachbarte Baden ſeine reichliche Nahrung. In den Sommerferien wallfahrteten die Muſenſöhne in großer Anzahl mit einem guten Theil ihres eben eingezogenen Wechſels, oder vielmehr ſie fuhren dorthin.

Das Wallfahren kam größtentheils auf den Rückweg, den der brave Burſch gewöhnlich mit geleertem Beutel, ein ermüdeter hungriger Fußgänger, zurück legte. Jetzt wird es dem Studio leichter gemacht, ſchon in Langenbrücken, einem kleinen Schwefelbade dieſſeits Bruchſal, erwartet ein Italieniſcher Tabulettkrämer, Namens Laduada, aus Bruchſal, (ſprich Bruhſel,) unverfolgt von der ſchläferigen Polizei, den flotten Muſenſohn, der, wenn er rein ausgeſogen iſt, wenigſtens den Troſt hat, nur ungefähr den dritten Theil eines Rückweges zu haben, den er als étudiant depouillé von Baden-Baden zu machen haben würde.

Den wunden Fleck der Hazardſpiele berühre ich in jeder meiner Schrift. — Es iſt dies mein Cateniſches ceterum censeo, und ich will dagegen ankämpfen ſo lange ich lebe. Wenn man doch erſt die Bankhalter unehrlich machte, und dieſen Bluthunden des Familienlebens nicht noch das Symbol des Chriſtenthums das Kreuz anheftete — O Schande und Verderben über die Fürſten, die ſolche Begünſtigung treiben. — Doch ich wollte einen Schwank erzählen, in welchem nur einmal das Hazardſpiel eine heitere Farbe annehmen muß. Alſo »rouge« nicht »noir.«

Darin war die ganze gebildete Burſchenwelt ſchon damals einig, daß man am Roulett nur das Carée 26, 27, 29 und 30 ſpielen müſſe, welches häufiger als die andern heraus komme, zwar zuweilen ſich etwas hartnäckig zeige, aber ſich, wenn es bei Laune ſei, ungemein günſtig gegen den Pointeur benehme. Die A? 35 und 36 waren freilich auch nicht zu verachten, auch gab es Einige, welche nur an die Segnungen der Nullen glaubten, wobei ſie freilich den irrigen Nebengedanken nährten, daß die Bankhalter alle Betrüger ſeien, und die Zeros gewinnen ließen, um die Vortheile der Plics zu ziehen. —

Seit einigen Tagen hatte einer unſer Genoſſen, den ich Maak nennen will, die Nachricht verbreitet, daß in dem Heſſiſchen nur etwa 9 Stunden entfernten unbedeutenden Bade und Dorfe Auerbach, wo bei dem Herrn Dieſenbach ohnehin an jedem Sonntage getanzt wurde, Abends von zwei Darmſtädter Juden eine Rouletbank gehalten werde. — Maak ſuchte Geſellſchaft dorthin für den nächſten Sonntag und kam auch zu mir. Ich willigte nur auf den Fall ein, wenn mein Freund, der Baron Roſen uns begleiten werde. Wir ſuchten Roſen auf, der unſere Einladung aber rund abſchlug. Denn der Oberceremonienmeiſter, den wir von Löwe nennen wollen, war am Tage vorher in Heidelberg geweſen, und hatte ſich im Namen der verwittweten Frau von Roſen ſo wie der durchlauchtigſten regierenden Fürſtin nach dem Befinden, dem Thun und Treiben des hoffnungsvollen Sohnes erkundigt, ihm auch zwanzig Piſtolen zu einer Reiſe in die Schweiz mit der Bemerkung überbracht, daß von den von ihm verlangten fünf und zwanzig Goldfritzen, fünfe auf den ausdrücklichſten Rath der gnädigſten Fürſtin abgezogen ſeien.

Löwe hat den jungen Roſen zur Tafel gezogen, dieſer aber alle Einladungen mit dem alten Herrn nach Schwetzingen, Mannheim und den Schweſterburgen bei Neckarſteinach zu fahren, mit der erheuchelten Verſicherung abgewieſen, wie er eine lateiniſche Diſſertation ſchreiben müſſe. Herr von Löwe hatte wahrſcheinlich nicht ſtudirt, ſonſt hätte er ſich ſchwerlich mit dieſer wunderlichen Verſicherung, die Roſen nach dem zweiten Semeſter ſeines academiſchen Lebens von ſich gab, abweiſen laſſen. Er hatte vielmehr eine Iffland'ſche Familienrührung des fünften Actes in ſich gefühlt, und erfreut über Roſens Fleiß dieſem die heilige Verſicherung gegeben, irgend einen paſſenden Moment, wenn die gnädige Fürſtin bei guter Laune ſei, zu ergreifen, um ihm die oberfürſtliche Genehmigung zur Verwendung der gewünſchten fünf Piſtolen zu verſchaffen. — »Du weißt es, lieber

Eduard,« hatte er geendet, »die Mutter thut nichts ohne die Fürstin.«

»Aber Rosen, so mach doch die Tour nach Auerbach mit.«

»Es ist unmöglich, wenn mich der Oberhofceremonienmeister Löwe unterweges sähe, ich wäre ein Kind des Todes.«

»Nun, der ist ja fort, der wird doch nicht Weggelegenheit treiben und Dir an der Bergstraße auflauern.«

»Schweig. Maak Du bist ein Verführer,« rief Rosen und hielt sich die Ohren zu.

»Beschlafe es noch einmal,« endete Maak, mich mit sich fortziehend. »Morgen komme ich wieder.«

Als wir Rosen am andern Morgen wieder begrüßten, hatte er etwas Feierliches, etwas Verklärtes in seinem Gesicht. Aber dies erblaßte nicht wenig als ich erzählte, wie mir in der Nacht geträumt, daß ich eine pleine auf № 27 gewonnen.

»Mein Gott, dieselbe Nummer hat unserm Freund von Keppis und auch mir geträumt,« rief er noch immer im Predigertone aus. —

»Wunder über Wunder!« jubelte Maak. »Nun Rosen, Du wirst doch Dein Glück nicht von Dir stoßen wollen, Du wirst uns doch morgen früh nach Auerbach begleiten? Du hast ja Geld liegen zu Deiner Schweizerreise. Reise erst nach Auerbach, da kannst Du es Dir mit wenigen Kronthaler verdoppeln, und brauchst nicht um funfzig lumpiger Gulden willen auf die Intervention des Herrn von Löwe bei Deiner geizigen Obervormünderin und Landesmutter zu hoffen. — Laß uns nur eilen, bevor Keppis uns das Prävenire spielt und das Glück aus der Nummer »27« saugt.

Rosen war offenbar während der ersten halben Periode dieses Satzes gewonnen. Als aber der Name des Löwen sein Trommelfell zu erschüttern anfing, da wich auf das Neue aller Muth von ihm. »Nein, nun und nimmer, alle diese Träume sind nur satanische Verlockungen, um mich

den Augen des Oberceremonienmeiſters blos zu ſtellen. Apage Auerbach!

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Als die Dänen im Jahre 1812 ins Feld zogen, trennte ſich die Braut des Hauptmanns von Z. in Uetersen unter vielen Thränen von ihm, welche noch auf der erſten Station nicht verſiegt waren, als der Kutſcher zum erſten Male anhalten ließ, um die Pferde zu füttern. Die mitleidige Wirthin, welche um die Trennung der Liebenden wußte, wollte die arme Andromache tröſten und rief ihr die von ihr ſelbſt wahrſcheinlich nicht verſtandenen Worte zu:

»Ach weenen Se man nich, mihn lütje Mamſel, denken Se man immer an den Spruch:

»Ein ander Städtchen
Ein ander Mädchen.«

Von unſerm, man kann ſchon ſagen, berühmt werdenden Landsmanne, Ernſt Willers in Rom, iſt ein Bild hieher geſandt, das im väterlichen Hauſe aufgeſtellt, von dem gefälligen Bruder gerne jedem Kunſtfreunde gezeigt wird. Es enthält eine Landſchaft in der Gegend von Terracina, das den Mittelgrund bildet. Die Ruhe, welches ſich in dieſem Willerſchen Bilde zum erſten Male in großer Vollendung zeigt, bekundet den Meiſter, der jetzt überall nicht mehr des lobenden Urtheils der Oldenburgiſchen Kunſtkenner zur Aufmunterung bedarf, da ſein Name ſelbſt in Rom ſchon einen ſo guten Klang hat, daß ihn die Reichen krönen, d. h. Beſtellungen bei ihm machen.

Literatur.

Die Gouvernante, Roman aus der Geſellſchaft. Nach dem Engliſchen der Gräfin Bleſſington, überſetzt von Dr. F. Steger. Zwei Bände. Braunſchweig, Verlag von Eduard Leibrock. 1840.

Dieſes Buch enthält vortreffliche Schilderungen eigenthümlicher Charactere, die nach dem Leben dargeſtellt zu ſein ſcheinen. Die liebenswürdige Gouvernante muß harte Prüfungen beſtehen, ehe ihr Schickſal eine günſtige Wendung nimmt. Faſt iſt zu befürchten, daß arme wohlerzogene junge Mädchen in den meiſten engliſchen Familien eine ähnliche ſchmähliche Behandlung als Erzieherinnen ertragen müſſen. Die Ueberſetzung iſt ſehr fließend und gut.

Lebensbilder aus der niederländiſchen Schule. Originale und Copien von W. A. Gerle. Zwei Bde. Leipz. Feſtſche Verlagsbuchhandlung. 1841.

Eine recht hübſche Lectüre, von denen die beiden kleinen Erzählungen »Herr und Hund« und »das Opfer der Mode« in ihrer gemüthlichen ernſten Tendenz am meiſten anſprechen. Donquichoterie heutigen Tages beſteht eher in Uebermaß des Unritterlichen als des Ritterlichen, daher iſt die Novellete »die Abenteurer« ein verfehltes allerdings Product.

Der als Schriftſteller bereits rühmlich bekannte Herr Eduard Wedekind hat ſich das Verdienſt erworben, ſeines Landmannes Broxtermann's (eines Osnabrücker) ſämmtliche Werke zu ſammeln, welche ſehr gut ausgeſtattet bei J. F. Lübecke in Osnabrück erſchienen ſind. Broxtermann war ein edler genialer Geiſt, deſſen Werke gewiß der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdienen. Vor allen Dichtun-

gen hat uns Guſtav Adolphs Tod, in zwei Büchern, für den katholiſchen Verherrlicher deſſelben eingenommen.

Aus einer deutſchen Polizeiacte.

(wörtlich abgedruckt.)

Am Sonnabend Morgen gegen 5 Uhr haben die Schiffszimmerleute, M....p, H. S....r, C. F...e aus S.....n, in des Wirths T.....r Garten ſtehen geſehen einen Menſchen, welcher ein Hemd unter dem Arm gehabt hat, und ſoll derſelbe ganz jämmerlich geſchrien haben, weil er nicht von der Stelle hat kommen können, darauf iſt T.....r aus dem Hauſe gegangen, worauf A....n ein Buch gehabt, und hat den Menſchen los geſprochen, worauf T.....r und A....n den Menſchen beinahe todt über den Deich geſchleppt ins Schiff geworfen, und nach jenſeits gebracht, wo ſie ihn in eine Kiſte gelegt und nach des Kuhhirten B—k ſeinem Hauſe gebracht oder nach Muthmaßung, in den Sand eingegraben haben. Bei dem Kuhhirten iſt ſchon ein Gerichtsbote vom Landgericht aus zu D.....ſt geweſen, und hat es nachgefragt, ob da eine Leiche eingeſetzt ſey, worauf ſie geantwortet haben, ſie wüßten von nichts.

Dieſer Menſch ſoll aus Dieckhauſen über der Ochtum zu Hauſe ſein.

N. B. Können M....p, S....r und F...e dieſes beſchwören, was ſie geſehen und gehört haben. A....n hat M....p alleine gerufen, und geſagt, wenn er den Menſchen nur eher losgeſprochen hätte.

R.....n, den 9. Juli 1833.

geſp. J. H. H.....e
Dragoner.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 41. Donnerstag, 14. October. 1841.

Probe aus einem so eben erschienenen Werke des Verfassers

Humoresken aus dem Philisterleben.

Zwei Bände. Bremen, bei Wilhelm Kaiser.

(Fortsetzung.)

Maak, welcher eigentlich die geheime Hoffnung nährte, Rosen werde ihm etwas Geld zur Reise pumpen, ließ nicht nach, er führte uns Alle in die sogenannte Colonie, oder Schwarzei.

Obgleich er es nie eingestanden hat, so bin ich überzeugt, daß, was jetzt geschah, durch seine Machinationen veranstaltet ist.

»Wo ist denn Ihre Sophie, Madame Schwarz?« fragte Maak nach einer Weile.

»Sie ist oben,« lautete die Antwort.

Auf Maaks Wunsch ward das fünfjährige ungemein liebliche Kind geholt.

»Sophie!« rief Maak, »auf Deine reine Seele will ich es legen, den Max Piccolomini travestirend, »nenne mir eine glückliche Nummer zwischen 1 und 36.

Ohne sich lange zu besinnen, lispelte die Pythia: »Nummer 27.«

»Ich gehe mit Euch!« rief Rosen begeistert.

»Trotz des Löwen?« fragte ich.

»Ja, ich glaube an Ahnungen, wir werden morgen glücklich werden.

Die sechste Stunde ward zum Abmarsch bestimmt.

Eine Chaise wurde nicht genommen. Wir wollten unsere Fonds schonen, um desto sicherer die Bank sprengen zu können. Für diesen glücklichen unfehlbaren Fall war aber verabredet, den Kanonen-Müller, welcher sich bei seinen Eltern in Benzheim befand, abzuholen, und mit vier Pferden in Triumph nach Heidelberg zu bringen.

Große Geschenke wurden am Abend noch vorher in der Kolonie ausgelobt, und das Versprechen mit einer Flasche Ungsteiner besiegelt. Präcise sechs Uhr Morgens fand sich unser Dreiblatt vor der Heidelberger Brücke ein.

Wir schritten fürbaß. Aber so sehr unsere Füße eilten, kamen wir doch nur ungemein langsam weiter. — Denn Rosen, welcher durch unruhige Träume seine ihm angeborne Zaghaftigkeit im höchsten Maaß wieder erlangt hatte, sprang bei dem Anblick jeder Chaise, aus Furcht der Oberceremonienmeister von Löwe sitze darin, in den Chausseegraben, oder verbarg sich unter einer Brücke, so daß er fast den Verdacht eines Gensdarmen erregt hatte.

Unsere Conversation war eine ziemlich lederne. Wir redeten von nichts als von glücklichen Roulettfällen. Die Schicksale der № 27 am grünen Tisch, so weit wir uns derselben erinnerten, wurden fortwährend besprochen. Weiter ist mir von unserem Gespräche gar nichts im sonst so treuen Gedächtniß geblieben, als daß Maak im Studentenübermuth jedem vorübergehenden Juden ein »Pimpernakäsen« zurief, worauf er allezeit die Antwort »das ist der Weinstock« und von einem alten hundertjährigen Israeliten mit heiterer Miene, die »Weinstöckelche, Weinstöckelche« erhielt.

Endlich waren wir in Auerbach angelangt, es mochte

3 Uhr Nachmittags ſein. Auf unſere Erkundigungen erfuhren wir, daß die rettenden beiden Shylocks noch nicht angelangt ſeien, und man ſie erſt gegen Abend erwarte. —

Wir ſchloſſen uns daher einer Geſellſchaft an, welche den Melibocus (Malchen) beſtieg, beſahen den um 4 Fuß höheren Felsberg, wo das Felſenmeer in wunderbarer Verzauberung, neben ihm die Rieſenſäule liegt, welche Kotzebue ſeiner Zeit nicht unpaſſend als Denkmal für das Leipziger Schlachtfeld beſtimmt hatte. Auf mich wirken Steinmaſſen der Art unheimlich, ſie kommen mir wie verfeite Weſen vor, und ſind in dem ganze Reiche des Schrecklichen, Unheimlichen und Gräßlichen, außer verkrüppelten Eichen, dieſen Erlkönig Arasbesken, die ich mehr fürchte als die Fürſten die Revolution, das einzigſte, wovor mein, gegen Grabgewölbe, Leichen und Geſpenſter aller Art gleichgültiges Herz ſich ſcheut.

Als wir die Ebene und den Dieffenbachſchen Saal erreicht hatten, fanden wir die beiden Deputirten der Hölle bereits beſchäftigt, ihre lachende Goldkatze vor dem Rouletteſſel und dem mit Zahlen beſetzten Tiſch auszubreiten. Maak, Roſen und ich waren die erſten Pointeurs. Aber ach! alles ging wider die Theorie, die geträumte Zahl 27 ſchien geſperrt zu ſein, nicht ein einzigesmal fiel in ſie die ſchwirrende gehetzte Kugel. Ich blieb ihr abſtract treu, bis meine ſieben Piſtolen alle entſchieden die Wiederkehr abgelehnt hatten. — Auch Roſen ſtellte, wie ich ſehr deutlich bemerkte, zu gleicher Zeit ſein Pointiren ein, während Maak ſchon längere Zeit kopfſchüttelnd den grünen trügeriſchen Hoffnungstiſch verlaſſen und ſich in ein Geſpräch über Landbau mit einem alten Herrn eingelaſſen hatte.

Da rollte ein Wagen vor das Haus. Von Keppis trat alsbald in den Saal, begleitet von ſeinem Landsmann von W. Nicht ſich übereilend ging er zur Bank und beſetzte, während der Bankhalter ſein: »Faites votre jeu, Messieurs!« ertönen ließ, noch vor dem »rien n'est va plus« die verhängnißvolle, vom Gott der Träume verheißene Nummer mit einem Kronthaler

Und o Wunder! vingt-sept, rouge, impair et passe,« scholl es augenblicklich. — —

Von Keppis strich sechs und dreißig Kronthaler ein.

Er fing jetzt an, nur das Carré zu spielen, alle Augenblicke ließ die verwünschte »27« sich vernehmen.

Nachdem der Glückliche etwa an achtzig Kronen an sich gebracht, verließ er das Roulett, ließ Wein kommen und ladete uns arme Glücksritter ein, denselben leeren zu helfen.

Wir betrachteten den Gebenedeiten mit einer Art stiller Ehrfurcht.

Gutmüthig, liberal wie er war, bot er uns seine Börse. Wir acceptirten jeder einer Anleihe von sechs Kronen. Maak flog zuerst zum Glückstische. Er kam mehre Male zurück und zog Keppis zur Seite. Ich glaube, er hat jedes Mal den Act der Anleihe sein da capo singen lassen.

Der Anblick eines sehr schönen Mädchens verscheuchte mir die nebeligen Spielgedanken. Ich führe sie zum Tanze, der mir trotz der Fußtour von Heidelberg, trotz der Bergbesteigung, nicht schwer wurde. Ich glaube, daß der Körper nicht bloß in der Jugend, sondern daß auch die Psyche dann auch frischer und gesunder ist. Auch die verleiht Ausdauer.

Die junge Dame war eine Mannheimerin und gehörte zwei alten Damen und einem Herrn an, von denen sie mir erzählte, daß alle drei unverheirathet gebliebene vermögliche Geschwister ihrer in Armuth verstorbenen Eltern seien. — An dem Wohlgefallen, womit alle die alten sechs Augen auf den Füßen der Tänzerin ruhten, sah ich nur zu klar, daß ihre Besitzer Mutterstelle bei der hübschen Sylphide vertraten.

Das Mädchen war in der That eine seltene weibliche Erscheinung, eine complete Humoristin. Sie vertraute mir, daß jeder von ihren drei Schutzgeistern, für sie bereis einen Bräutigam, aber leider! einen wüsten (häßlichen), wie sie sagte, ausgesucht habe. »Ein Jedes,« sagte sie, »hat mir dabei geschworen, mich zu enterben, wenn ich nicht den von ihr Erwählten heirathe. Hoffentlich macht mich eben die-

ſer dreifache Druck frei. Denn ich habe Onkel und Tanten erklärt, daß, da ich, eine arme verlaſſene Waiſe, ihnen allen dreien eine gleiche Dankbarkeit ſchuldig ſei, ich unmöglich den Befehl eines Einzigen, der dem Lieblingswunſche eines Andern ſchnurſtracks entgegen ſei, Folge leiſten könne. Ich würde daher ledig bleiben, wenn mein wohlthäteriſches Kleeblatt nicht über die Wahl meines künftigen Gatten ſich vereinigte. Gegen dieſe meine Erklärung vermögen die guten Alten, wenn ſie in pleno verſammelt ſind, nichts vorzubringen, ſie ſuchen mich, wenn gleich vergebens, jetzt immer nur einzeln durch allerlei Verſprechungen und Vorſpiegelungen für ihren Plan zu gewinnen. So hat mir ein Jedes insgeheim vertraut, daß der heutige Ausflug nach Auerbach, auf ſeine Veranſtaltung, mir zu Gefallen unternommen ſei. Dabei aber Keiner unterlaſſen, den gewöhnlichen Refrain, das Heirathsproject daran zu knüpfen.«

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Ein junger deutſcher Arzt in Griechenland verwundete vor kurzem einen Offizier im Zweikampf. Der Kriegsminiſter, welcher den Vorfall erfuhr, ließ ihm bedeuten, daß er ſeine Aufgabe nicht verwechſeln möge, er ſei nicht hieher gekommen um Wunden zu ſchlagen, ſondern um ſie zu heilen.

In Conſtantinopel iſt das Schulgeld vom deutſchen ſehr verſchieden. Denn während es hier die Lehrer bekommen, geht die liebe türkiſche Jugend nur gegen Honorar in die Schule, was an Baſedow erinnert, welcher den Jungen die Geographie dadurch beibrachte, daß er die Städte auf der Landkarte mit Zuckerplätzchen belegte. Wer nun aber als Schüler die Capitulation geſchloſſen hat, der muß nun auch den Rücken herhalten, denn der Lehrer, (Bimbaſchi) ſoll nun auch bemüht ſein, mit einem großen Ochſenziemer ſeinen Worten Eingang zu verſchaffen.

In Athen stehen nicht weit vom königlichen Pallaſt einige Hütten, welche von Albaneſern bewohnt werden. Dieſer Volksſtamm iſt ausgezeichnet durch ſeine Mäßigkeit, wie durch ſeine Anhänglichkeit an das Vaterhaus im eigentlichen Sinne. Denn wenn man ihm auch das Zehnfache des Werthes bietet, ſo verläßt der Albaneſe nicht die Hütte, worin der Vater geſtorben und er geboren iſt.

Wir haben auch einige ſolcher Albaneſen, (namentlich kenne ich ein Paar Albaneſerinnen) aber über den neunfachen Werth verlangt ihre Pietät doch ſelten.

Literatur.

Der Herzog. Roman aus der Geſellſchaft. Nach dem Engl. der Miſtreß Grey von W. Schultze. 3 Thle. Braunſchweig. Verlag von Eduard Leibrock. 1840.

Ein gut geſchriebenes Buch, ohne viele kraſſe Abenteuer. Heirathen beſchließen den dritten Theil. Wenn übrigens der Roman wirklich treu aus der Geſellſchaft iſt, ſo beweiſt dies nur, daß die haute volée in England noch langweiliger iſt, als in Deutſchland, und das will viel ſagen.

Aus einer deutſchen Polizeiacte.

(wörtlich abgedruckt.)

Regiſtratum den 9. Juli (Dienſtags) 1833.

(Beſchluß.)

Es wurde dem Wachtmeiſter W..e der Auftrag die im Bericht genannten Schiffszimmerleute M.....y, S.....s und C. F...e auf morgen früh 9 Uhr zu beſtellen.

B..e äußerte, er wisse nichts näheres von dem Vorfall, doch werde derselbe wohl mit dem Glauben der Landleute zusammenhängen, daß der Sauvegarde A....n ein Art Zauberbuch habe, womit derselbe Uebelthäter besprechen könne, so daß sie an einem bestimmten Platz gebannt seien und nicht fort könnten bis er, A....n, sie wieder lossprächе.

Kurz darauf meldete B..e, der Wirth A.....r sei so eben gekommen und erzähle, was es mit der Denunciation auf sich habe.

A.....r herein gelassen sagte:

Da er von A....n gehört, daß der Dragoner H....e einen so gefährlichen Bericht wegen der Geschichte gemacht habe, so sei er nur gleich herein gelaufen, um zu erzählen wie es sei.

»Seit längerer Zeit,« so erzählte er, »kann ich bei meinem Hause nichts mehr hüten, namentlich Wäsche, Schaufel, Geräthe, ꝛc. alles wird mir gestohlen, und wenn ich gleich die Diebe vermuthlich nicht weit von mir wohnend unter den kleinen Leuten habe, so kann ich ihnen doch nichts beweisen. Daher dachte ich lange auf einen Schreckschuß.

Als nun Freitag Nachmittags ein Fremder mit einer Sense zu mir kam und mich fragte, ob ich nichts zu mähen oder sonst Arbeit für ihn hätte, und dies ein verständiger Mensch und schon bei Jahren schien, kam mir der Gedanke, daß der Mann mir dienen könne.

Ich erzählte ihm, wie es mir gehe und fragte ob er mir wohl helfen wolle, einmal Furcht in die Diebe zu bringen; er war dazu bereit.

Es geht das Gerede der Sauvegarde habe ein Buch, womit sie Diebe an einen Platz festmachen könne, so daß sie unter Schmerz und Angst da bleiben müßten, bis sie sie mit seinem Buche wieder los läse.

Mein Gast sollte daher den Dieb spielen, den A....n fest gemacht hatte, und der nun nicht fort könne, bis A....n ihn los läse.

So geschah es denn Sonnabend Morgens, etwa 5 Uhr, zu der Zeit, wo die Arbeitsleute gewöhnlich an meinem

Hauſe vorüber zur Arbeit gehen und ich darunter namentlich Leute bemerkte, die ich für den Schreck empfänglich achtete, mußte mein Gaſt auf meinem Lande an der daſſelbe begränzenden Hecke erſcheinen, mit einem anſcheinend eben aus meiner Bleiche geſtohlenen Hemde unterm Arm und flehend und jammernd ſchreien, daß er nicht über die Gränze könne und dort Gefahr laufe zu vergehen. Durch den Jammer gelockt, naheten die Vorübergehenden, dann erſchien ich und beorderte, daß man geſchwind A....n holen ſollte, daß der mit ſeinem Buche komme, ihn wieder los zu leſen.

A....n kam, umging ihn leſend, und der Bezauberte war frei, aber er erſchien halb todt, er konnte nicht ſtehen noch gehen.

Da ſagte ich zu A....n, wenn der Kerl nur nicht ſtürbe, wir hätten ihn wohl zu lange ſtehen laſſen, wenn wir ihn nur früher losgeleſen hätten.

Dann faßten wir den ſogenannten Dieb unter die Armen, ſchleppten ihn in ein Schiff und fuhren ihn über die Weſer in einen Buſch, wo wir ſo thaten, als wenn wir ihn begruben.

Erſt nachher fuhr ich zum zweitenmale hinüber, um dem Fremden ſeine Senſe nachzubringen, die ich ihm nicht gleich mit gab, damit die Zuſchauer nicht ſähen, was für eine Art Menſch es ſei.

Der Mann war übrigens ſehr vergnügt und zufrieden, er hatte frei Logis und Zehrung bei mir gehabt, und nach Abrede 18 Gr. für ſeine Bemühung bekommen.

Wie ich von ihm ging, ſagte er noch, er wolle mir wünſchen daß es helfe.

Der Mann war aus H.....n oder A.....n glaube ich, nach ſeinem Namen frug ich nicht.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 42. Donnerstag, 21. October. 1841.

Probe aus einem so eben erschienenen Werke des Verfassers

Humoresken aus dem Philisterleben.

Zwei Bände. Bremen, bei Wilhelm Kaiser.

(Fortsetzung.)

»Auf diese Weise, mein Fräulein!« bemerkte ich, werden Sie als Vestalin sterben. Denn, wenn auch die Nebenbuhler durch Ihre Gleichgültigkeit schon aus dem Wege geräumt sind, wer wird die Alten unter Einen Hut zu bringen vermögen?«

»Daß wär mer eenerlei, eb ich ledig bleib oder nit,« versetzte die Manheimerin lachend, »wenn ich aber ein Mann nehmen sollt, so müßt er wenigschtens so viel Kopp hawe, daß er die Alte alle drei für sich gewinnt.« —

»Vielleicht,« fiel ich ein, »wird der Lauf der Natur Sie auch aus dem Dilemma reißen. Die Tantenschaft und die Onkelei scheint schon an 200 Jahre vor sich gebracht zu haben.«

»Ach! deß thät ich nitt wünsche, deß een's von ihne

ſterbe thät, denn ſie ſein zu gut gege mich!« deponirte die Schöne, und zum erſten Mal umwölkte ſich das heitere Geſicht,« neh, ich muß ehn have, der ihne alle drei g'fallt.«

Ich war ganz erſtaunt über dieſe beſtimmte Antwort. Selbſt jetzt noch, in meinen alten Tagen, könnte ich verſucht werden, ein ſolches rein dramatiſches Abenteuer, welches Kotzebue in ſeiner Komödiantin aus Liebe nicht übel dargeſtellt hat, zu beſtehen. Damals dachte ich freilich noch nicht an das Heirathen, ſondern nur daran, wie es ein anderer wohl anfangen müſſe, das trifolium zu gewinnen.

»Sind denn Ihre Herzensprätendenten Ihnen nicht gefolgt!« forſchte ich.

»O nein!« lächelte mein Dämchen aufs Neue. »Sehen Sie (wir wollen jetzt wieder den Mannheimer Dialect aufgeben, aus Furcht, er möchte einigen Leſern zu unverſtändlich werden), der Herr Kaufmann Heus, des Onkels protegé, der von nichts als von Geld und Wechſelcours zu reden vermag: und der Herr Regiſtrator Retter, der ein großer Bier- und Weintrinker iſt, und nie die Pfeife aus dem Munde läßt, der Tante Philippine ihr Günſtling, weil er ihr Kanarienvögel ſchenkt, und Dompfaffen abrichtet, wären ſchon gekommen vielleicht, auch von den Alten eingeladen, allein der Herr Pfarrer Kalz aus — heim mein dritter Freier, verdammt jeden Tanz als ſündlich. Die Tante Babette hat daher die Tour unternommen, ohne ihm, der doch nicht mitgereiſt wäre, ein Sterbenswörtchen davon zu ſagen. Um das Gleichgewicht der Liebenswürdigkeit zu halten, beſtand aber die Tante Babette darauf, daß ſowol Heus wie Retter von der Tour ausgeſchloſſen werden ſollten. — So ſind wir, ſo zu ſagen, incognito vor meinen Liebhabern nach Auerbach gereiſt, endete die Jungfrau nicht ganz richtig.

»Es iſt ſchade, daß ich nicht nicht die Bekanntſchaft der Herren mache.

»Sie thäten ſich todt lachen, der Heus ſieht aus wie

ein Fuchs, der Vetter wie ein welſcher Kauter*), der Kalz wie eine Eule. O! der wird einen Zorn bekommen.«

So redete ich mit meiner Tänzerin. Wir beide hatten mittlerweile nicht bemerkt, daß die Muſik längſt in Stocken gerathen war, daß wir von der Walzercolonne allein da ſtanden, und durch unſer Lachen und nicht allzuleiſes Reden ſehr die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf uns zogen. Fataler noch war es übrigens, daß eine der Tanten hinter uns geſchlichen war und die letzte Rede mit angehört hatte. Sie entfernte ſich zwar ſchweigend, bald aber ſchritt das ganze Dreiblatt auf uns los, welches die ſchöne Joſephine, denn daß ſie ſo heiße, hatte ſie mir eben geſagt, zu dem Ausruf bewog: »O weh! Sie haben uns ausgehorcht, mir wird's jetzt bös gehen.«

Die diſſentirenden Alten waren diesmal alle drei darin einig, daß Joſephine nicht mehr tanzen, und daß man zu Bette gehen müſſe, um morgen früh ſechs Uhr nach Mannheim zurück zu kehren. Sie zogen ſich vorläufig in einen Winkel mit Joſephine, die erklärte hatte, ſich erſt abkühlen zu müſſen, zurück, welche ſie, wie die Gensdarmen Louis Philipp dermaßen umgaben, daß ich mich vergebens ihr zu nähern ſuchte. Auch zog ich mich vollends zurück, als es mir nicht entgangen war, daß meine ſchöne Tänzerin, welche ſehr lebhaft von einer der Alten, gewiß der Tante Babette, haranguirt wurde, einige naſſe Perlen im Auge zerdrückte. Dabei fielen von dem Trifolium nicht eben freundliche Blicke auf mich.

Mir war weinerlich zu Muthe, ich konnte mich aber doch nicht trotzdem des Lächelns bei dem Gedanken erwehren, wie ich mir ſo feſt zugetraut hatte die Alten für mich zu gewinnen. Das war wenigſtens kein glorreicher Anfang.

Joſephine verſchwand jetzt mit den Alten, ein freundlicher Blick winkte mir noch eine gute Nacht. — Heute,

*) Kauter: Trauthahn.

Retter und Kalz hätten gewiß viel für den Gruß gegeben. Mir fehlte dagegen der Gruß der Alten, ich wurde an den Satze erinnert:

»Du haſt das nicht was Andre haben,
»Und Andern fehlen deine Gaben.«

Ich kehrte jetzt in den Spielſaal zurück. Keppis ruhte auf ſeinen Lorbeeren. Er hatte nur noch ſoviel Geld behalten, um am andern Tage mit v. W. ſeine Zeche bezahlen und comfortable nach Heidelberg zurückkehren zu können. Er hatte zwar nicht wieder geſpielt, aber Alles ponirt und verpumpt, (d. h. in der Philiſterſprache, vertractirt und verliehen,) da inzwiſchen noch ein großer Studentenhaufen aus Heidelberg angewachſen war.

Freund Roſen, überhaupt etwas äſthetiſcher Natur, war bei einer vollen Flaſche Wein eingeſchlafen, er mochte böſe Träume, vielleicht vom Oberceremonienmeiſter Löwe, haben, denn er ſeufzte gewaltig.

Das Spiel paufirte grade. Maak war im eifrigen Geſpräch mit einem der Bankiers begriffen. Er erzählte dieſem von den vielen reichen Studenten in Heidelberg, welches ſich mehr nach einem guten eingerichteten Roulett und einer ehrlichen Pharobank als nach dem Mannheimer Theater und nach den beſten Collegien ſehnten, und ladete den Juden ein, doch nächſtens dort einmal Gaſtrollen zu geben. Er ſchlug das Haus des Gaſtwirths Freund in Neuenheim zu dieſem Zwecke vor, und verſprach alles Erforderliche einzurichten, wenn er von der Ankunft des Herrn Hirſch wiſſe. Auch verſicherte er ihm, daß der alte Jacob Wache ſtehe und vor allen Eingriffen der Polizei ſchützen ſolle. — Dem Roulettmann, dem Maak noch einen neuen Reiz durch die Nachricht beibrachte, daß eben die Wechſel des Brudes Studios angelangt ſeien, glänzten die Augen. Er verbeugte ſich faſt orientaliſch gegen Maak.

»Das Beſte,« fuhr dieſer fort, wiſt und bleibt in Heidelberg, daß die Pointeurs immer Geld haben. Denn, ſelbſt wenn ſie Unglück haben, können die Meiſten gegen Ehrenwort beim Kaufmann Mays Geld bekommen. Man

muß freilich verdammt viel Zinsen bezahlen, allein was thut das, ein Paar Pleinen machen das Alles wieder gut.« —

»Freilich,« meinte Hirsch etwas in Gedanken verſenkt.

»Hier iſt das freilich fatal, ich habe heute ziemlich bedeutend verloren und bin ohne Geld. Hier iſt wol kein Mayſ, der einem Burſch Geld pumpt?« forſchte Maak.

»Kommen Sie eben hierher,« zischelte Hirsch, der mich, der ich bei ſeinem Dialog mit Maak nicht wenig erröthet war, aufs Korn genommen zu haben ſchien, und zog ihn in die Ecke.

Ich verfolgte beide ſehr ſcharf mit dem Blicke und nahm ſehr deutlich wahr, daß Maak keinen Pfennig von Hirſch erhielt.

Nichts deſto weniger kam dieſer nach einigen Minuten zu mir, und forderte mich auf, mit ihm an die Bank, welche eben wieder begonnen hatte, ihren Rachen aufzuſperren, zu gehen.

»Aber haſt Du denn Geld, Maak?«

»Gott bewahre.« —

»Und willſt ſpielen?«

»Ei freilich, das iſt eine neue Erfindung. Mit Geld kann jeder Lump ſpielen, aber ohne pecunia, das kann nur der flotte Burſch. Komm nur mit.«

Ich folgte und geſtehe, daß ich nie von einer größeren Neugierde, als in dieſem Augenblicke, geprickelt worden bin.

»Chungez!« rief Maak. Hirſch kniff die Hand zu und warf den Betrag einer Piſtole Silbergeld dem Pointeur zu. Maaks Goldſtück konnte ich nie ſehen. Er ſpielte dabei wie ein Toller, aber mit einem Kobbiſchen maleur. Alle Augenblick ertönte ſein „chungez," dem Hirſch zwar immer, aber doch ſtets langſamer, wie der Zauberer in jener Fabel, dem Fiſcherehepaar, das ſich immer höher wünſcht, Folge leiſtete.

Es wurde mir bald ſehr klar, daß Maak eine neue Art gezwungener Anleihe, die Hirſch ihm ohne Vorwiſſen ſeines Collegen bewilligt, erfunden hatte. —

Allein dieſer mochte auch beim letzten Wechſeln der

Nichtpiſtole, Verdacht geſchöpft haben, denn ehe der muntre Friedrichsd'orwechſel ſtattfand, rief er ſichtbar mit Einſtimmung — ſeines „vis-à-vis,“ „jeu fini.“

Das Spiel war zu Ende. —

(Der Schluß folgt.)

Sagen und Märchenwald im Blüthenſchmuck von L. Wieſe. Barmen, Verlag von W. Langewieſche.

Fremde und eigne Poeſien, worunter manches Gute und Intereſſante. Der größte Theil beſteht aus mehr oder weniger bekannten Sagen, die alle verſifizirt ſind. Hier eine Probe davon.

Hennchens Leichenbegängniß.

Weil ſein Hennchen geſtorben,
War dem guten Hähnchen
Alle Luſt verdorben;
Es weinte glühende Thränchen.
Drauf nahm es Weidenruthen und Späßchen,
Nahm Veilchen und Tägelchen,
Nahm Hämmerchen und Nägelchen,
Und machte ſich ein Wägelchen.
Dann legte der kleine Wittwer die Leiche auf den Wagen,
Und hörte gar nicht auf zu ſeufzen und zu klagen.
Sechs Finken ſpannt' er vor den Wagen,
Und nahm die Peitſch', um drauf zu ſchlagen.
Glühwürmchen mußte leuchten.
Piff, paff! heyr, herr!
Nun ging es im Galerr.
Daß die Äßlein keuchten. —
Da kam des Weg's eine Maus, und fragte:
„Wohin, lieb Hähnchen?a —
„Mein Hennchen begraben!“a ſagte

Mit Thränchen
Das arme Hühnchen.
»Willst du mich mitnehmen?
So will ich mich mitgrämen.« —
»O ja, Gans! Setz' dich hinten auf den Wagen!
Denn können's meine Pferdchen nicht vertragen.«« —
So setzte nun die Gans sich auf,
Und wieder verwärts ging's im Lauf.

Da kam des Weg's ein Hund und sagte:
»Wohin, lieb Hühnchen?«
»»Mein Hennchen begraben!«« sagte
Mit Thränchen
Das arme Hühnchen.
»Willst du mich mitnehmen?
So will ich mich mitgrämen.« —
»O ja, Hund! Setz' dich hinten auf den Wagen!
Denn können's meine Pferdchen nicht vertragen.««
So setzte nun der Hund sich auf,
Und wieder verwärts ging's im Lauf.

Da kam des Weg's ein Wolf, und sagte:
»Wohin, lieb Hühnchen?«
»»Mein Hennchen begraben!«« sagte
Mit Thränchen
Das arme Hühnchen.
»Willst du mich mitnehmen?
So will ich mich mitgrämen.« —
»O ja, Wolf! Setz' dich hinten auf den Wagen!
Denn können's meine Pferdchen nicht vertragen.««
So setzte nun der Wolf sich auf,
Und wieder verwärts ging's im Lauf.

Da kam des Weg's ein Löw', und sagte:
»Wohin, lieb Hühnchen?«
»»Mein Hennchen begraben!«« sagte
Mit Thränchen
Das arme Hühnchen.
»Willst du mich mitnehmen?

So will ich mich mitgrämen.«
»»Ja, Löwe! Setz' dich hinten auf den Wagen!
Vorn können's meine Pferdchen nicht vertragen.««
So setzte nun der Löwe sich auf,
Und wieder vorwärts ging's im Lauf.

Da kam des Weg's ein Floh, und sagte:
»Wohin, lieb Hähnchen?«
»»Mein Hennchen begraben!«« sagte
Mit Thränchen
Das arme Hähnchen.
»Willst du mich mitnehmen?
So will ich mich mitgrämen.« —
»»O ja, Floh! Setz' dich hinten auf den Wagen!
Vorn können's meine Pferdchen nicht vertragen.«
So setzte nur der Floh sich auf. —
Doch kam das Fuhrwerk nicht wieder in Lauf.

Denn — wißt! — es wurde der Wagen
Durch den Floh zu schwer.
Gans, Fuchs, Wolf, Löwe konnte der Boden tragen,
Aber auch gar nichts mehr.
Mit Mann und Maus, mit Stiel und Stumpf
Versank der Wagen in den Sumpf.
Hähnchen allein ist davon gekommen,
Hat seinen Fing nach dem Kirchthurm genommen.
Dort blieb es starr vor Entsetzen, stehen.
Ihr könnts noch heute dort sehen,
Wie es thut nach gutem Wetter spähen; —
Denn wenn's mal so lange warm auf Erden,
Daß auch die Sümpfe trocken werden,
So will es vom Thurm herunter springen,
Zu sehn, ob's dann ihm noch möchte gelingen,
Den Leichenzug weiter zu bringen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 43. Donnerstag, 28. October. 1841.

Probe aus einem so eben erschienenen Werke des Verfassers

Humoresken aus dem Philisterleben.

Zwei Bände. Bremen, bei Wilhelm Kaiser.

(Beschluß.)

Hirsch suchte nun Maak auf, wol nicht so sehr, um sich wegen der Rückzahlung der Anleihe, als sich mit ihm wegen der Spielexpedition nach Heidelberg zu bereden. Maak war aber einsilbig und sehr karg angebunden, und da Hirsch die stereotype Frage, warum die Bank so frühe geschlossen sei, immer nur ausweichend, und seinen älteren Compagnon vorschiebend, beantwortete, kam kein ordentlicher Dialog zu Stande. — Hirsch zog sich endlich zurück, wenn gleich mit einigen vereitelten Hoffnungen, doch mit dem süßen Gefühle, allen Studenten und vielen Philistern das Geld aus der Tasche gelockt zu haben. — —

Jetzt trat Maak auf mich zu, ich konnte nicht umhin, ihm meinen Unwillen und mein Erstaunen, über die Art und Weise, das Hirsch-Anlehn zu contrahiren, auszudrücken.

Maak aber meinte, der Jude habe jedoch alles Fett eingezogen. Und was die Kerle für Schwein haben, das ist eigentlich gegen ihre Religion. Juden dürfen eigentlich kein Schwein haben.

»Spare Deine schlechten Witze,« versetzte ich, »sag nur was wir jetzt anfangen.«

»Hast Du noch Geld?«

»Sechs Kronen, die ich von Keppis geliehen. Ich konnte über Dein wunderbares Spiel nicht dazu kommen, meins zu machen.«

»Das ist ein Glück.«

»Aber Rosen, der dort schläft, wird auch noch welches haben.«

Rosen hat alles gleich verspielt. Alles auf die verdammte vingt sept, rouge, impair et passe.

Bei diesen Worten erwachte Rosen, wie aus einer Ohnmacht mit einem: »Wo bin ich?«

Als wir ihm dies gesagt und seine Lage vor das Bewußtsein gebracht hatten, fing er sehr heftig an zu lamentiren. Er schob alle Schuld, da Maak sehr unempfindlich war, auf mich, den Sensibeleren, mäßigte aber doch seine Vorwürfe, als er erfuhr, daß ich der einzige Besitzer einiger Spieße sei.

»Das fatalste ist,« bemerkte ich, »daß sie uns auf der Schwarzei wegen unseres verunglückten Feldzuges wider die Göttin Fortuna, welcher an den des Cyrus gegen die Scythenkönigin Tomyris gemahnt, derb auslachen werden. Hättet Ihr nur alle so viel Geld wie ich, da könnten wir uns noch eine ganze Woche auf einer Fußreise erinstiren.«

»Freilich!« affectirte Rosen bedenklich. »Ammon, Pape, Stieffel werden uns entsetzlich auslachen, und der Onkel Thielau uns noch dazu eine moralische Vorlesung halten. —

»Was ist dabei zu machen?« fragte Rosen nach einer Pause.

»Ich will Euch etwas proponiren,« versetzte dieser. »Kobbe zahlt für uns alle die Zeche, und wir gehen dann

nach Darmſtadt. Dort habe ich meinen Onkel, der mir unfehlbar vorſchießt.«

»Acceptirt!« rief Roſen, »der kann ja das Geld am Tage unſerer Ankunf in Heidelberg wieder bekommen.«

»Wenns nur mit dem Onkel ſeine Richtigkeit hat,« bemerkte ich kopfſchüttelnd. »Wie nahe iſt er mit Dir verwandt?«

»Das weiß ich ſelbſt,« meinte Maak piquirt. »Es iſt ein Rath Bogner, der noch dazu ein Univerſitätsfreund meines Papas iſt. — Aber wie Ihr wollt. Kehrt nach Heidelberg zurück, und macht Euch dort zum Geſpött, oder lügt in Euren eigenen Beutel.«

Dieſes Argument wirkte beſonders mächtig auf Roſen. Er bat mich dringend, mit gen Darmſtadt zu ziehen.

Pueri sunt pueri, pueri puerilia tractant. Ich willigte ein. Es war nicht der erſte dumme Streich meines Lebens, aber wird hoffentlich auch nicht der letzte ſein.

Jetzt aber ging es zur Nachtruhe. Der müde Kellner wies uns ein großes Zimmer mit drei Betten an.

Meine Reiſegefährten entſchlummerten blitzſchnell. Ich konnte ihnen nicht ſobald ins Gebiet der Träume nachfolgen, in welchem ſie beide ſofort höchſt parlant wurden. „Vingt sept, rouge, impair et passe,“ erſcholl es von Roſens Lager, während Maak nur ſein „changez,“ gleichſam die zweite Stimme ſprechend, wiederholte.

Endlich tändelte das Bewußtſein mit mir davon. Aber auch mein Schlaf war kein erquicklicher. Ich war mit meinen Reiſecumpanen in einer Gebirgsgegend, wo Maak, Roſen und mich in eine Hütte führte, und dann hinausging, um, wie er ſagte, den Onkel zu holen.

Gleich darauf trat eine verſchleierte Geſtalt ein, die ihre Geſichtsbedeckung zurückſchlug.

Hilf Himmel! das war kein Onkel!

Das war ja Joſephinens Tante Babett.

Es wurde mir nicht heiter zu Muthe, obgleich Tante Babett jetzt eine große Baſſarie voll von Strafworten für mich, zu ſingen anfing. Beſſer wurde der Verlauf des

Traums, als Josephine das blonde Köpfchen in die Thür ſteckte, aber der unverſchämte Maak rief gleich aus: Umarme mich, ich bin Dein Heus, Dein Retter, Dein Kalz.

Erzürnt über ſolche Frechheit wollte ich ihm zu Leibe gehen, ſtieß mich aber an einen Bettpfoſten und erwachte.—

Der Traum wiederholte ſich ähnlich in verſchiedenen Repriſen, ich war froh, als die Hausuhr die ſechſte Stunde verkündete. Ich enteilte dem Bette, ließ die Reiſegefährten, welche jeu fini gemacht zu haben ſchienen, noch fortſchlummern und eilte ins Freie, um im reizendſten Bächlein meine Morgengedanken zu baden. Auf der Treppe begegnete mir Joſephine mit lächelnder Stimme. Sie haben die Sache ſchon wieder dadurch ins Geleiſe gebracht, meinte ſie, daß ſie durch allerhand Pfiff die Alte wieder uneins gemacht habe. Dann reichte ſie mir das zarte Händchen zum Abſchied und entfloh treppauf.

Ich mochte wol eine Stunde ins Waſſer geſchaut haben, als mich ein plötzlich entſtandenes Herzweh ſpornſtreichs nach Hauſe trieb. Aber Joſephine war ſchon fortgereiſt. Meine Reiſegefährten lagen noch im Bette und gähnten mich an.

Ich mahnte zum Aufbruch, bezahlte die Zeche, nach deren Berichtigung mir noch fünf Gulden und fünfzig Kreuzer übrig blieben.

Endlich zogen wir drei gen Darmſtadt.

Roſen hatte wieder ſeine Zweifel bekommen. Vom Oberceremonienmeiſter von Löwe war zwar nicht mehr die Rede, dagegen wurde die Frage, ob der Rath Wegner wirklich eine lebende Perſon ſei, deſto gründlicher erörtert. »Du haſt am Ende nur eine Tante, keinen Onkel. Die geben nichts, ſprach der ungläubige Thomas, bei welcher Aeußerung ich, meines Traumes gedenkend, herzlich lachen mußte.

Aber Maak antwortete auf alle dieſe Beſtürmungen ſehr gelaſſen:

»Wenn es Euch nicht gefällt mit mir zu gehen, um den Onkel aufzuſuchen, den Ihr durchaus für ein Fabelthier

erklären wollt, ſo ſteht es Euch ja in jeder Minute frei, wieder umzukehren.«

Dieſe Rede wirkte auf Roſen polizeilich. Aus Furcht zu ertrinken, wagte er nicht Maaks Lebensſchiff, in welches er mit mir geſtiegen war, zu verlaſſen.

Seine Zweifel ſchwiegen, und obgleich ſein Gemüth noch nicht ganz beruhigt war, ſo ward es doch gefaßter. Aber er kehrte ſich vom Irdiſchen.

Während Maak fortwährend voran lief, lenkte Roſen das Geſpräch auf ernſte Dinge.

Wir ſprachen von der Unſterblichkeit der Seele. Roſen hatte nur den erſten Theil von Tiedges Urania geleſen. Er kramte alle die dort zuſammen gepferchten Zweifel aus.

Ich verſetzte ihm: Man müſſe da unterſcheiden. Einige Menſchen ſeien unſterblich, einige nicht. Zu den letzten gehörten die Superintendenten, welche ſich nach zwanzig Jahren nicht mehr des Namen desjenigen, der ihnen auf der Univerſität beim Baden das Leben gerettet hat, erinnern, und der geadelte Geheimrath, der den Dielenadvocat nicht mehr kennt, der in der Jugend mit ihm, dem armen Schneiderſohn, das Butterbrod getheilt, andere aber, welche eine erbarmende Chriſtusliebe gegen ihren leidenden Mitbruder und einen Königsſtolz gegen allen kalten Hochmuth in Buſen und auf der Stirn trügen, ſeien hier ſchon unſterblich, alſo gewiß jenſeits. Uebrigen müſſe man ſich den lieben Gott als einen guten Humoriſten denken, der durch allerhand Schickſale das nicht unſterblichkeitsfähige menſchliche Geſindel abſcheiden und ſie durch nochmaliges Geborenwerden und nochmalige Leiden am Ende läutern, während die reife Himmelsfrucht dieſer Procedur nicht mehr bedürfe.

Endlich waren wir in Darmſtadt angelangt, einer Stadt, die damals noch, innerhalb des Weichbildes, mit Mais und Maifeldern hinlänglich verſehen war, welche für künftige Straßen beſtimmt waren. Es ſah aus wie der Rock eines Domherrn, der ſchon für ein künftiges Embonpoint berechnet iſt. Noch jetzt ſuchen die Häuſer dort

Menſchenfleiſch, nur einmal habe ich die Straßen dort hübſch belebt geſehen, es war zu einer Zeit, als eine Schneiläuferin, die einzigſte die mir vorgekommen, auch die Bewohner der Altſtadt mit auf die Gaſſen der Neuſtadt gelockt hatte.

Wir kehrten in den Darmſtädter Hof, und zwar durch die Hinterpforte ein, lediglich auf des etwas zurückbleibenden Roſen Verlangen, welcher durchaus das Hôtel als von ſeinem Viceceremonienmeiſter nicht bewohnt, wiſſen wollte.

Aber hilf Himmel! ſchon wer ſich beim Eröffnen der Pforte zeigte, war ein betreßter Diener, der dem Zagenden, einen »Schönen guten Morgen, Herr Baron von Roſen!« zurief!

Roſen erblaßte, der ihn Anredende war kein anderer als Herrn von Löwes Bedienter. Das war eine furchtbare Schickſalstücke. —

Er faßte ſich indeſſen und erklärte, daß er dem Herrn Oberceremonienmeiſter in einer Stunde aufwarten wolle.

Als wir auf dem uns angewieſenen Zimmer angelangt waren, ſchnitt Roſen ein Geſicht, diesmal mehr gegen Mank als gegen mich, welches nicht unpaſſend geweſen wäre, um den Schmerz und die Verzweiflung des Fauſts in der Scene, welche »Trüber Tag, offen Feld« überſchrieben iſt, zu ſchildern.

Ich bot ihm vergebens meine beiden Kronthaler an, um den Bedienten zu beſchwichtigen, denn Roſen dauerte mich wirklich.

»Nein, nein!« rief dieſer, »das geht nicht, der Kerl hält keinen reinen Mund, und dann wird die Sache nur ſchlimmer. Hätte ich nur beſſere Beinkleider. —

In der That war das graue nankingne Paar des Herrn Barons nicht eben ſehr zierlich, und durch die vielen Löwenſprünge in die Graben alt geworden. Es war da-

gegen mein himmelblaues Hosenpaar einem Italiäniſchen mit einem Deutſchen Nebel-Himmel zu vergleichen.

»Du mußt mir Deine Brautkleider leihen, damit ich dem Ceremonienmeiſter aufwarten kann.« —

»Das Deine wird mir aber nicht paſſen.«

»Bitte, Bitte. Du weißt in welcher Noth ich bin.«

Ich konnte nicht widerſtehen.

Ich gehorchte dem Flehen des Gedrängten, der mit ſchlotternden Knien in die neue Hülle fuhr, und dann treppabwärts ſeine Löwengeſellſchaft aufſuchte. Maak begleitete ihn um den Onkel zu ergattern. Ich blieb allein.

Als ich aber das vertauſchte Kleidungsſtück wieder anziehen wollte, gewahrte ich, daß es für mich viel zu enge ſei.

Ich hatte keine andere Wahl als mich zu Bette zu begeben, welches just die warme Mittagsſonne beſchien.

Da lag ich, voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Literatur.

Das Buch deutſcher Parodien und Traveſtien. Herausgegeben von J. Fuchs. Zweiter Cyclus. Erlangen 1841, in der Palm'ſchen Verlagsbuchhandlung.

Wir beziehen uns hinſichtlich dieſer Lieferung auf ein früheres Urtheil, daß Traveſtien und Parodien nicht für unſern Geſchmack ſind. Indeſſen für ſolche, welche daran ſich erfreuen, iſt dies Buch zu empfehlen. Und die Zahl dieſer

Leſer iſt nicht geringe. — Uns fällt dabei immer der Tambourmajor Napoleons auf Elba ein, der ſpäter in Deutſchland ein Meiſter auf ſeinem Inſtrument, umher reiſte, achtzehn Trommeln durch ſeine bewundrungswürdige Schnelligkeit auf einmal ertönen, ſich aber dann bei den beiden Beinen aufhängen ließ, und in dieſer Schwebung den damals beliebten Jungfernkranz ſpielte. Von Bewunderung über ſeine erſte Leiſtung, von Widerwillen über die letzte erfüllt, ſprach man dieſe Meinung offen gegen ihn aus, worauf er eben ſo offen halb holländiſch halb deutſch erwiederte:

Myn Herr, den Enen gefallt de Moder, den andern de Dochter. — —

Als Probe des oben gedachten Buches mag hier ſtehen, etwas von uns wieder traveſtirt:

Shakſpeare.

Hexenſcenen der Nachdrucker zum Gutenbergfeſte. Von Saphir.

(Freie Heide, hinten zugeſperrt und vorne abgeſchloſſen, in der Höhe durchſichtig und im Grunde ſand.)

Grimma, Quedlinburg und Hildburghauſen treten auf. Donner und Blitz.

Grimma. Wann kommen wir uns wieder entgegen
Im Nachdruck oder im Schofel-Verlegen?

Quedlinb. Wenn ein Bischen (Rante) ruht,
Wenn Dichter ſchwitzen Blut.

Hildburgh. Wenn von England kommt die Brut.

Alle Drei. Wenn Fluppapier und Packpapier ſich gatten,
Und deutſche Klaſſiker aus Armuth ermatten.
Huſch! Huſch! Huſch! O weh und ach!
Nur gemach, nur gemach,
Drucket nach, drucket nach!

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 44. Donnerstag, 4. November. 1841.

Bruchstücke aus meiner Hundtagsferienreise im Jahre 1841.*)

Erstes Kapitel.

Inhalt. Vechta passirt. Gott sei Dank. Wohnte. Vorzug der Diligence vor der Extrapost. Die alte Eiche. Osnabrück, ich vermisse Herrn Gösmann. Die ferne Fernsicht vom Iburger Berg. Glandorf. Dülmen. Der verbotene Wasserbecher. Dörsten. Das neue Cassino daselbst. Die Kabylen-Chaussee. Eine Nachweisung wegen eines früher in Mühlheim an der Ruhr zu sehen gewesenen hübschen Wagenmeisters Tochter.

Vechta passirt.

Gott sei Dank!

O Vechta! mußte es bei mir dahin kommen, daß ich einen solchen Ausruf thue, wenn ich Dich verlasse.

Wohl gedenke ich noch der schönen gastlichen Stunden, die ich in Deinem Weichbilde, und vor allen derer, die ich im Keppelschen Hause verlebte, wo der Eigenthümer, ein liebenswürdiger Patriarch, der gefälligste Wirth von der Welt, eine treffliche Mutter und Hausfrau, liebenswürdige Kinder, joviale Freunde die steinernen Räume zu einem Tempel der Geselligkeit umschufen, der an Erinnerungssamen so reich war, daß er zu mir noch die schönsten Blumen der Vergangenheit her-

*) Diese Reise wird demnächst in 3 Bändchen, Reisebilder bei W. Kaiser in Barmen, erscheinen.

vor zaubert, aus denen ich mir, ein parodirtes Kind, Kränze zu Ehre der Vergangenheit winde. Noch immer ziehe ich meinen Hut vor dem Hause, das längst in Händen einer andern Familie ist. Vielleicht siehts der alte Herr von oben und lächelt. Nie vergesse ich die Fastnachtszeit in Vechta, wo dem Ball der Erwachsenen, belebt durch die Anwesenheit lebensfroher naher Gutsbesitzer, am andern Tage ein gemüthliches stilles Casino, mit obligater Whist- und L'hombrepartie besonders für ältere nicht tanzlustige Damen, am dritten Tage aber, damit keinem Alter die Freude fehle, ein Kinderball folgte, auf welchem die liebe Jugend zwar dominirte, aber alte tanzlustige Erwachsene doch auch tolerirt und zugelassen wurden. Die ältern Herrn aber feierten diesen letzten Abend des Frohsinns mit einem Kartenspiel, welches ich nie begreifen konnte, wohl aber die Kreidestriche, welche Keiner mit Behagen und ohne, wenn gleich gewöhnlich fruchtlose Protestation, hinnahm und die am Ende summirt wurden, um den selten getrunkenen Champagnerwein von seinen festgezezauberten Propfen zu befreien.

»Es ist anders geworden« seufzt hie und da wol einer der weniger alten lieben in Vechta noch lebenden Bekannten vom ancien regime, oder eine Dame aus jener Zeit, die das Erlöschen des Schillerschen schönen Götterfunkens darauf schreiben will, daß die Gebrüder v. F. und die Freunde R. und P. fortgezogen sind, ich aber bin der Meinung, daß der Frohsinn schlafen gegangen ist und in der Väter Gruft liegt, um von zwölf bis ein Uhr in der Geisterstunde, in der unsere gut gezogene Jugend ohnehin schon immer zu Bette liegt, wenn sie sich nicht auf dem Casino, thé dansant oder auf dem Postwagen sich befindet, mit den Verstorbenen, die dann wie die Apothekergehülfen einen Sonntag — eine freie Stunde haben, sich zu erlustiren. —

Indessen unsere Philosophen lehren, daß der Geist Gottes als Menschengeist große Progresse macht, daß es also am 1. Oktober besser, oder wie der verstorbene Haupt

mann S. zu ſagen pflegte, gebildeter in der Welt aus-ſieht, als am 30. September, und daß alles Zunehmen der Knechtſchaft, der Revolution, der Bigotterie des heutigen Tages nur wie eine homöopathiſche Verſchlimmerung, die nothwendig vorangehen muß, zum Ziele führt, und obgleich immer, wenn ich Kaffe*) trinke, gegen dies Axiom mächtige Zweifel franzöſiſche wie deutſche, aufſteigen, ſo will ich doch, aus Reſpect vor dem Begriff, auch annehmen, daß dieſe Triſtheit unſerer im Schafpelz der Demuth umher wandelnden Jugend einſt recht lebensfrohe Arndtſche oder Anakreontiſche Greiſe treibt.

Aber das iſt es auch nicht, was mir den Aufenthalt in Vechta zuwider gemacht hat, vielmehr das unglücklichſte Aller Mißverſtändniſſe, das auch ſich nur zu meinem Ma-lefiz ereignet hat. — Denn das muß ich dem Schickſal laſſen, daß es mich immer mit den ungereimteſten Aben-teuern der Welt bepackt. — Da hilft kein Verbitten nach Proteſtien. Die Sache geht ſo weit, daß meines Wiſſens hier in Oldenburg, keiner der Unglücklichen, von denen es bekannt iſt, daß ſie den Verſtand verloren haben,**) als Verrückter debutirt, ohne bei mir eine Privatprobe abgelegt zu haben. Iſt das Wahlverwandſchaft? Gehöre ich viel-leicht auch auf einen meiner Zettel? Oder kommen die Un-glücklichen im ängſtlichen Vorgefühl zu mir, daß wenn ei-ner ſie von den Krallen des Wahnwitzes retten könne, ich dies ſei, wie jene unglückliche Frau, die in der vor einigen Jahren hier eingeäſcherten Zuckerfabrick verbrannte, nicht weit von dem gegenüber liegenden Fenſter meines Freundes des Freiherrn Max Falkenſtein zuſammen geſchrumpft ge-

*) Ich trinke nämlich nur einmal Kaffe, am Morgen, wobei ich allemal die Zeitung leſe.

**) Einige Bönhaſen der Verrückheit ſtreichen noch unerkannt umher. Ich will ihnen keinen böſen Leumund machen, habe aber ihre Namen eingeſiegelt, und werde die Zettel in Gegenwart mei-ner Freunde erbrechen, wenn die Menſchen zünftige Narren geworden ſind

funden wurde, die ohne Zweifel in dem Vertrauen dort hin geeilt war, daß, wenn einer sich zu ihrer Rettung in die Gluthen wagen würde, Max der Mann sei. — Wäre sie am Fenster sichtbar geworden, wir hätten ohne Zweifel zwei Leichen zu beklagen, da mein Freund die Unmöglichkeit versucht hatte, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu ehren.

Doch ich komme immer vom Hundertsten ins Tausendste, nur leider! nicht in Geldsachen. — Das Vechtaer Mißverständniß betraf einen harmlosen Aufsatz in meinen vorjährigen Blättern, der von einem meiner vortrefflichsten Mitarbeiter dem Doctor Mayer herrührte, durch den sich ein Ehrenmann gekränkt fühlte, auf den fingirte humoristische Verhältnisse gemünzt zu sein schienen, die es nicht im Entferntesten waren. Nicht ohne Mühe konnten wir den Gereizten hievon überzeugen, bis auch in ihm die bessere Ansicht tagte und er einen Klageantrag zurück nahm, der bei allem fehlenden animus injuriandi wahrscheinlich ohnehin vom Richter verworfen wäre.

Zu den wunderbarsten Verkettungen, welche überhaupt diese Mißdeutungen möglich machten, hatten sich Urtheile gesellt, welche sogar das Anathema über das schriftstellerische Talent des Verfassers aussprachen.

In Vechta erschien aber in einem dortigen Localblatte ein so boshafter Aufsatz, als wäre er eine gelungene Probearbeit von Beispielen für den Art. 409 des Oldenburgischen Strafgesetzbuchs, der bekanntlich von schweren Ehrenbeleidigungen handelt.

Man nannte mir den Verfasser, ich hätte meinen Kopf dagegen verwettet, daß dieser Herr einen solchen Aufsatz nicht geschrieben. Ich befragte ihn darum schriftlich und er gestand, was ich mit Hochachtung anerkenne, als ein Ehrenmann die That im ersten brieflichen Verhör, mit dem freilich komischen Zusatz, daß er in mir den Mann von Kopf und Herz ehre, obgleich mich einer seiner Streiche, wenn gleich doch schmerzhaft genug, hätte treffen können. Wenigstens war der Hieb boshaft genug gemeint

Ich meinestheils hätte aber doch den Wisch ignorirt. Denn die Malice hat keine Gewalt über mich, ich bin nicht von ihr verwundbar, da ich schon als Kind mit dem ganzen Körper und zwar mit Stiefeln und Sporen, in Humor getauft bin. — Nur meinen leeren Geldbeutel hatte die Göttin der Dichtkunst bei dieser Taufe vergessen und hier bin ich verletzlich geblieben, wie Achill an der Ferse. Indessen hoffe ich auf das große Loos, um auch diesen Uebelstand zu heben. Ja, wäre ich reich, ich wäre bei manchem sacrosanctus wie ein Volkstribun. —

Aber meinem lieben Mitarbeiter war ich Genugthuung schuldig. Ich eröffnete ihm, wie der Verfasser des Aufsatzes, dessen unanständige Ueberschrift schon seines Vaters Geschmack bekundet, und bei mir nicht einmal die sittliche Censur passirt, nach meinem und dem Ermessen mehrerer sachkundigen Freunde zur Strafe gezogen werden könne und müsse. — Und siehe da! ich erhielt eine Antwort, würdig eines Dichters und eines Christen, die hinlänglich beweist, daß im Mayerschen Aufsatz noch weniger animus injuriandi lag, als Orfila Arsenik im Körper des Herrn Laffarge gefunden hat. Hier ist sie zur Ehre des Schreibers und zur Erweckung rühmlicher Nacheiferungen in ähnlichen Fällen.

»Ich bin verliebt und durchaus zum Frieden aufgelegt. Ich will daher den Sonntagsblättler, obgleich er mir Unrecht thut, und beleidigt nicht verfolgen, sondern den durchaus ordinären Aufsatz, der sich eigentlich selbst das Urtheil spricht, auf sich beruhen lassen.

Ich nehme dies als Buße für meine Unbedachtsamkeitssünden.

Mitw. d. 10. März 1841.

Grüße sie herzlich

Mayer.

Also Vechta passirt.

Gott sei Dank!

Wir bildeten eine Quartettreisegesellschaft. Ein ältlicher lebensfroher Herr aus dem Oldenburgischen wollte sich und seine beiden liebenswürdigen Damen in das Bad bringen. Diese hatten Ems, der Papa Aachen zum Ziel.

Der letzte oldenburgische Ort Damme war ohne Gefährde und Abenteuer erreicht. Die Münsterländer sind ein kerniges kräftiges Volk, weßhalb sie auch die besten menschlichen Jahrgänge unserer Recrutirungscommission liefern. Der Branntwein übt dort noch nicht habituell seine vergiftende Macht, das einzelne Uebermaaß bei seltenen Gelagen überwindet die Natur schon, jener ewig Alles gut machende konstitutionelle Minister des gegen sich selbst wüthenden Despoten, Mensch genannt.

In Bohmte, wo der blaue Postillon roth wird, der ersten Hannöverschen Station, hatte ich nichts Angelegentlicheres zu thun, als mich nach Catharina zu erkundigen, welche vor zwei Jahren durch ihre Schönheit, ihre Naivität und Freundlichkeit mich belehrt hatte, daß es auch schöne Marianen auf dem Lande giebt. Hätte die ein Pariser Restaurant gesehen, er würde wahrscheinlich noch bessere Geschäfte mit ihr als mit der einäugigen Geliebten Fieschis, der bleichen Mina Lassave gemacht haben, besonders wenn er vorgegeben, das schöne Kind habe einen Mord an dem räuberischen Fürsten von Nordhausen begangen. »Meine Schwester Catharine,« versetzte der gefragte Postillon, hat sich am Tage ihrer Hochzeit von hier nach Amerika begeben.

»Pfui, Pfui!« rief ich aus, »wie ist es möglich, daß die Bohmter Junggesellen das gelitten?«

»Einer konnte sie doch nur heirathen,« lachte der Bruder Schwager, aber Sie haben Recht, wer arbeiten will hat es hier schon recht gut, und das muß man ja auch in Amerika. Nach meiner Meinung ist es nirgends besser in der Welt, als im Hannoverschen und vor allen Dingen in Bohmte.

Ich freute mich über diese deutsche Zufriedenheit und notirte diese Volksstimmung in mein Tagebuch. Zwar bemerkte ich später, daß Vodde, das war ja auch früher Catharinens Name, von der Regierung vielleicht durch das silberne Mundstück an seinem Horn gewonnen war, allein das ist ja doch nur ein vielleicht, jedenfalls wird ihm diese Gesinnung vielleicht einige Jahre eintragen. »Einige Jahre,« sage ich, denn die Hannoverschen Postknechte erhalten nach zwanzig Jahren eine Pension von zwei Thalern und kommt es wohl vor, daß bei außerordentlichen Verdiensten einige Jahre von der Stiege, einige gradus ad Parnassum, geschenkt werden. — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Bei J. C. Theile in Leipzig erscheint eine elegante und höchst wohlfeile Ausgabe, welche die Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen von der ältesten bis zur neuesten Zeit begreifen soll. Unter den verheißenen Gegenständen befindet sich auch: »Die Einführung des Stempelpapiers.«

Ein Liederlicher wurde von einem Geistlichen auf die Ewigkeit der Höllenstrafen und namentlich auf das hölli-sche Feuer aufmerksam gemacht. Er gelobte Besserung setzte aber hinzu: »Wat suhnst Ehn uthölt, dat hol ick ook uht.« (Was sonst Einer aushält, das halte ich auch aus.) —

Die Kosten des letzten Singfestes in Hamburg haben 82,000 Mark die Einnahme 64,000 Mark betragen. — Das muß man den Hamburgern lassen, ihre Gastfreundschaft ist sehr ehrenwerth, und wird weder in quanto noch quali, selbst nicht einmal nach Verhältniß von andern deutschen Städten erreicht, von denen es immer noch einige giebt, in denen der Hausvater den jungen Herrn, der den Damen vom Hause aufwarten will, in ein Kabinett führt, und die Frage thut. — »Ob derselbe seine Tochter heirathen wolle.« —

Es ist bekannt, daß Leute, denen ein Bein abgenommen ist, später zuweilen in diesem fehlenden Theile Schmerz empfinden. — Aehnlich soll es den Ingolstädtern ergehen, welche, obgleich der Thorschluß bei ihnen schon hundert Jahre aufgehoben sein soll, noch immer zur gewohnten Stunde, wie Großvater und Aeltervater, in ihre Ringmauern eilen sollen, worin, nebenbei gesagt, ein famöser Beweis für die Existenz von Racepferden und Racemenschen liegt. — Uebrigens würde es den Hamburgern, wenn ihre Thorsperre aufgehoben würde, wol eben so wie den Ingolstädtern ergehen, wenn gleich sich wol nicht mehr so viele und unter diesen manche Wohlhabende wie jetzt, todt und ungesund laufen würden, um, wie sie sagen, die ärgerlichen vier Schillinge zu sparen. Es ist wol Zeit, daß die Hamburger Aerzte über diesen Punkt einmal ihr »Wehe« schreien und eine Liste der an der Sperre Gestorbenen eingeben. Gewiß sterben wenigstens in Hamburg in einem Jahre mehr an der Thorsperre, als in zehn ja in hundert an der Maulsperre.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 45. Donnerstag, 12. November. 1841.

Bruchstücke aus meiner Hundtagsferienreise im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Unser Vierblatt hatte auf meine Motion beschlossen, Extrapost zu nehmen, welches wir durch den bereitwilligen Postillon unterstützt, auch eher effectuirten, bevor der Bremer Postwagen, der uns sonst nach Osnabrück getragen hätte, auf dem Posthofe in Bohmte angelangt war. Wir hofften auf diese Weise früher in Düsseldorf anzukommen, als die Diligence, die ohnehin in Osnabrück sich einige Stunden aufhalten mußte, ja, ich hatte den Badecandidatinnen sogar in meiner Malchusschen *) Berechnung die Hoffnung gemacht, daß sie nicht nöthig haben würden, die ganze zweite Nacht durch zu fahren, vielmehr unser Vorsprung vor dem Postwagen ihnen sogar einige Stunden Ruhe in irgend einem Orte gestatten würde, und war dafür schon pränumerando mit dem Titel eines unvergleichlichen Reisemarschalls belohnt.

*) Man erzählt von diesem Minister, daß er ein Budget gemacht, worin er viele neue Ausgaben aufgenommen, ohne das vorjährige zu überschreiten. Am Ende zeigte sich aber ein Rechnungsfehler von einer Million, eine Eins mit sechs Nullen war übersehen.

Allein, der Mensch denkt und Gott lenkt. Diesmal that es sogar der Postillon der Diligence, welcher uns schon auf der Hälfte der Station überholte und uns in sausendem Galopp vorbei jagte, während die Bewohner seiner geflügelten Arche uns ein kicherndes »Guten Morgen!« zuriefen.

Unser Extrapostfuhrmann antwortete auf den Vorwurf, daß er sich vor der ordinären Post so habe beschämen lassen, sehr naiv: »Ei, die Diligence fährt ja immer schneller wie Extrapost.« — Ich aber wurde bei dieser unerwarteten Antwort lebhaft an die Professoren auf Universitäten erinnert, wo der ordentliche Professor vielmehr ist, als der außerordentliche, sogar zum Hofrathstitel, ja zu einem Orden gelangt.

Von meinen vielen Reden wahrscheinlich eingeschläfert, war drei Viertel unserer Gesellschaft bereits in festen Schlaf versenkt, als ich es für meine Pflicht hielt, sie zu erwecken, um ihnen den Stumpf der vielleicht ältesten deutschen Eiche zu zeigen, welche möglicher Weise schon dem Hermann wie dem Varus ihren Schatten geboten. — Die Rinde ist von ihr gewichen, sie zeigt nur noch einen Theil ihres Stammes über der Erde, fast wie der Greis seinen Kahlkopf. — Aber so wie dieser am Ende Kinderspott wird, so ist es der Eiche auch gegangen, denn unnütze Buben haben es versucht, ihre morschen Gebeine zu verbrennen, die Flamme hat jedoch aus Pietät ihren angebornen Trieb unterdrückt. Nur mir, nicht aber meinen Reisegefährten, deren Augen voll Schlafs, war eine Figur sichtbar geworden, in welcher ich den ewigen Juden ganz deutlich erkannte, welcher traurig auf die alte durch tausendjährige Bekanntschaft ihm lieb gewordene Eiche zu blicken und sie dabei tischlermäßig zu messen schien. Es kam mir vor, als ob der alte Herr sagen wollte: »Vergeb, noch nicht, alter Stumpf, ich hoffe in dieser Zeit der Amnestie, wo sogar das junge Deutschland begnadigt ist, wo man kaum Gefangene genug hat, um durch Gnade, alle Jubiläen und Hochzeiten hoher Personen zu verherrlichen, daß meine Lebensstrafe in Todesstrafe verwandelt wird, worauf auch die meisten und gele-

ſenſten Novelliſten ſchon angetragen haben, was alſo hoffentlich geſchieht — und da möchte ich gerne mit Dir in die Erde fahren. — »Bei mein Geſundheit conſervire Dich nur ſo, daß Du wenigſtens kannſt liefern Holz zu einer Kiſte, Du weißt ein Jude braucht nicht viel zum Sarge.« — —

In Osnabrück vermißte ich mein gewöhnliches Abſteigequartier bei dem Herrn Göß mann, früher Beſitzer ich weiß nicht mehr, welcher Hauptſtadt, aber ich glaube der Stadt London, welche unfern der Poſt lag. — Nie ſah ich einen Wirth, wie Herrn Gößmann, der ein ſolches Talent beſaß, als ſein erſter Gaſt zu ſcheinen, ja man gerieth zuweilen in Verſuchung, Saturnalien mit Herrn Gößmann zu feiern und ihn ſelbſt zu bedienen. Gößmann war in allen göttlichen und menſchlichen Dingen zu Hauſe, nur in der Politik war er unergründlich, da bewegte er ſich, wie das famöſe Börneſche Manuſcript von Herrn von Blitters dorf ſagt, — mit Leichtigkeit und Gewandtheit in jeder Geſellſchaft, ohne daß man ſeine Intention recht erfahren kann. Man hat ihm zuweilen vorgeworfen, daß ſeine Rechnung namentlich für Waſchwaſſer, zu hoch ſei, ich habe dies nicht zu beklagen, da mir ſeine Perſon zu intereſſant war, um nicht etwas Agio zu verſchmerzen, würde aber etwas erhöhte Preiſe ganz in der Ordnung gefunden haben, da Neid und Mißgunſt, vielleicht ſchon ein Vorgefühl ſeiner jetzigen hohen Stellung, ihn um dem Beſuch ſeiner Mitbürger gebracht hatten. Daher konnte er denn auch mit Recht einen Schirrmeiſter, der ihm gerathen, ſeine Preiſe bei den Fremden zu moderiren, antworten: »aber in des Henkers Namen, von wem ſoll ich denn das nehmen? Die Osnabrücker kommen mir ja nicht.«

Dieſen ſchien Gößmann auch complet den Krieg erklärt zu haben, denn — ſobald die Poſtwagen expedirt waren, ſchloß er ſeinen Tempel zu, und zog, bis abermals ein blaſender Poſtillon neue Gäſte brachte, denen er voran eilte, — in die nahen Land-Kaffe-Häuſer Osnabrücks, welche alle die wunderbarſten Zeitungsnamen aus der neueſten Kriegsge-

ſchichte, als da ſind: Schumla, Varna, Moskau, u. a. m. tragen.

»Aber wo iſt Göſſmann geblieben? fragen meine ſchöne Leſerinnen. In dem Augenblick als das Caſino der Stadt ſich in zwei Partien (um damit zu räumen, ſagen die Bremer Kaufleute) theilte, wurde Göſſmann, Ganymed der Vornehmeren, oder wie die Osnabrücker ſagen, ariſtokratiſcher Clubbwirth.

Indeſſen muß kein Menſch ſich einbilden, daß er nicht entbehrt werden kann, ſelbſt Herr Göſſmann nicht. Ich meine dies nicht in Beziehung auf ſeine jetzige, ſondern auf ſeine vorige Stellung. — Hart an der Poſt wohnt ein freundliches Mütterchen, welches wie ein perſonificirtes erprobtes Hausmittel ausſieht, vor deren Anblick, unbedeutender Rheumatismus, von Aerzten nicht behandeltes Zahnweh, und eben aufkeimendes Unwohlſein fliehen, — und die in der That an die beſten mütterlichen Weſen, welche die Thränen unſerer Jugend abwiſchten, erinnert. — Dieſe gute Frau, früher eine Garköchin, iſt jetzt Gaſtwirthin geworden. Jeder Vortheil, der ihr in ihrer jetzigen Lage zu Theil wird, dünkt ihr ſo rieſig groß, daß ſie alle Einnahmen wie Glücksfälle hinnimmt, das Gas der Dankbarkeit aber, welches ſich dadurch in ihr entwickelt, die Gutmüthigkeit, womit ſie Jedem zu helfen bereit iſt, gewinnt ihr den Segen des Himmels, ſo wie den Beifall ihrer Mitbürger und wohl ziemt ihren Lippen das ihnen habituell gewordene Sprichwort:

»Ich verlaß mich auf Gott und meine Osnabrücker.«

Von Osnabrück geht es bergaufwärts nach Iburg, einem Städtchen, vor dem, auf der höchſten Höhe des Berges, eine weite Fernſicht ſich ausbreitet, die ſo endlos iſt, daß ſie an den philoſophiſchen Begriff des Nichts erinnert.

Nirgends wird das Auge gefeſſelt, denn alle die Dörfer, welche kaum bemerklich ihre kleinen Dächer über der weiten Heide erheben, kommen Einem vor, wie kleine graue Wülſte auf Löſchpapier ohne Ende. Es iſt gewiß nur der ſchön bewaldete Berg, und die lang dauernde Erwartung auf eine weite Ausſicht, die ſich überall auch nur einen Au

dem im Poſtwagen Fahrenden darbietet, da hohe Bäume an den meiſten Stellen allen Proſpect verhüllen, — welche der Gegend um Iburg den Beinamen einer ſchönen gegeben, ein Berg in einer flachen reizloſen Gegend dient meines Erachtens nur dazu, um die Häßlichkeit ſeiner Umgegend zu manifeſtiren, er iſt ein geſcheutes Mitglied einer dummen Familie.

In Glandorf wird Mittag gemacht. Was der Paſſagier hier übrig läßt, wird den Reiſenden, welche mit dem Schnellwagen eine Stunde ſpäter von Münſter kommen, zum zweiten Male vorgeſetzt. — Alte Hühner und überjährige Heeringe bilden das Wahrzeichen der Wirthstafel, welches zwei die Gäſte bedienende, pergamentene Baſen faſt täglich hören müſſen. Ich verbeſſerte durch meine ſelbſterfundene Zufriedenheitstheorie auch das Schickſal unſerer Mägen. Denn, feſt überzeugt, daß man auf Reiſen mit Poltern und Schelten nichts ausrichtet, vielmehr ſich nur ſchlechtere Behandlung und Verdruß bereitet, pflege ich Alles, was mir in den Weg kommt, ſelbſt das Widerwärtige, etwas übertrieben, zu loben. Man befreit ſich auf dieſe Weiſe von jedem Verdruß, und indem man ſich über das Fatale erhebt, ja es lobend verſpottet, hat man dem Unangenehmen ſeinen Stachel genommen. Iſt man nun gar in einer Geſellſchaft, welche auf eine ſolche Idee eingeht, da hat man den Teufel des Mißvergnügens vollends überwunden, was eben ganz und gar zur Quelle der reinſten und ungetrübten Freude wird.

So auch in Glandorf. Ich hatte unſere Reiſegeſellſchaft, welche um einige Geſchäftsreiſende ſich vermehrt hatte, ſchon vorher inſtruirt, welche denn ſpäter im Poſthauſe es an Lob und Zufriedenheit durchaus nicht ermangeln ließen. Gleich bei unſerer Ankunft, erheiterte ſich das Geſicht der uns auf dem aufgetreppten Poſthauſe unter der großen Linde empfangenden beiden Jungfer Schweſtern ſichtlich bei meinem Anblick, Züge der Freude erhielten Marſchordre, nahmen aber nur mühſam und kaum ſichtbar, den von ihnen ſo ſelten bezogenen Platz im Geſichte ein.

Im Verlauf der dreiviertelſtündigen Converſation erklärten ſie aber, auf die vielen ihnen gemachten Complimente, ſie ſeien ſchon daran gewöhnt, ſobald ich ein Mitglied der Geſellſchaft ſei, nachſichtig und freundlich rückſichtlich ihrer ſchwachen Leiſtungen beurtheilt zu werden. — Dabei ſahen die beiden Matronengeſichter, beinahe jung und verſchämt, wie ein Paar Schauſpielerinnen aus, die zum erſten Male heraus gerufen werden. — —

Als reellen Vortheil von meiner »Zufriedenheitstheorie« habe ich aber noch zu erwähnen, daß die Schweſtern außer einigen Extra-Compots, uns dieſes Mal noch mit einigen kalten Rücken überher bedachten, eine Erfahrung, welche ich nun auf dieſer Route ſchon zum dritten Male machte. —

Oſtbevern iſt die erſte preußiſche Stadt, welche der Reiſende berührt. Es iſt dies der Ort der Päſſe, man iſt in Mainz und im Oeſterreichiſchen nicht ſo begierig auf einen Paß, als der Bürgermeiſter von Oſtbevern, der die Reiſenden nicht zu ſich bemüht, aber allen Päſſen ſein visa aufzwingt. Ich habe mehrere Hundert Meilen ohne polizeiliche Anfechtung gemacht, mein Paß iſt ſchon ganz unbeſchrieben zurück gekehrt, aber der Unterſchrift des Bürgermeiſters in Oſtbevern, — aus der ſich der Name, der übrigens ſo undeutlich iſt, wie die Unterſchrift eines Hannoverſchen Ober-Amtmanns, — O'Connel herausſtudiren läßt, — fehlt keinem. Mein Reiſegefährte hatte freilich nicht ſo viel Scheererei davon, da er mit der Erklärung, daß er keinen Paß habe, eben ſo weit kam, wie ich.

In Münſter wo ich, außer den Käfigen, worin Johann von Leiden, Knipperdolling und Krechting, faſt immer nur Geiſtliche, Preußiſches Militair, Zoll und Poſtofficianten geſehen, begab ich mich, nahe bei der Poſt in ein Haus, wo ein baierſches Bier dispenſirt wird, das ſo vortrefflich und ſo ächt iſt, daß es vielleicht in beider Hinſicht das Münchener übertrifft. Ueberhaupt glaube ich, daß König Ludwig von Baiern ſich in keiner Stadt heimiſcher finden würde, als hier, wo es auch einige Dichter giebt, deren Pro-

ductionen denen der Majeſtät täuſchend ähnlich ſind. — Wie es mit der Malerei in Münſter ſteht, weiß ich nicht, wohl aber daß unſer Hofmaler Baumbach dort ein entſchiedenes Glück gemacht haben ſoll. —

Es war gegen Abend als wir in Dülmen eintrafen. Meiner Reiſegeſellſchaft hatte ich von einem ſilbernen Becher erzählt, welcher an einer Kette am Markte hing, und nur des Nachts, um ihn vor Zug zu ſchützen, abgenommen wurde.

Die Pumpe trug den Namen »Jugendbrunnen« und an den verſchiedenen Seiten las man folgende Verſe:

Trink von dieſem Trank
So wirſt Du ſelten krank.

Geſundheits und Erſparungstrank
Für Familienwohl zu großem Dank.

und

Meide den Branntwein
Wegen dem Wohlſein.

Der Becher ſelbſt hatte die Inſchrift »empfohlen dem ſiebenten Gebot.« Der Schenkgeber deſſelben war ein Preußiſcher Major, der in Dülmen nur unter dem Namen »Major Holſchen« bekannt iſt. Derſelbe ſoll nämlich ein Schleſier ſein, dort aber zur Beförderung der Weſtphäliſchen Induſtrie mit großem Glück die bisher unbekannten Holzſchuhe eingeführt haben.

Obgleich ich nicht daran gewöhnt bin, daß meine Zuhörer den geringſten Zweifel in die Thatſachen ſetzen, ſo hatte doch das Factum mit dem offen auf dem Markte, wenn gleich angekettet liegenden ſilbernen Becher, dermaßen die Neugierde meiner Reiſegeſellſchaft erregt, daß Alle, als wir auf den Dülmer Markt gelangt waren, den Hals aus der Diligence reckten, um die mit Inſcriptionen und dem Becher verzierte Pumpe zu ſehen. — Aber ach! Wort und Silber waren verſchwunden, die Pumpe ſtand nackt da, wie der Zimmermann ſie erſchaffen hatte. —

»Wo iſt der ſilberne Becher?« rief ich durch das un-

verholene Gekicher meiner Mitpaſſagiere gereizt, dem Wagenmeiſter zu, der mich mit einem entſetzlich einfältigen Geſicht anſtarrte, mir ſodann verſicherte, daß er von einem Becher, der an der Pumpe geweſen, gar nichts wiſſe, aber beruhigend hinzuſetzte, daß er erſt ſeit wenigen Wochen im Dienſt des Poſthalters ſei.

Ich flog aus dem Schnellwagen, — wie König Lear ſeinen Narren, — forderte ich von jedem mir Begegnenden den Becher des Majors Holzſchuh. Aber der leidige Umſtand, daß gerade Viehmarkt in Dülmen war, ließ mich nur Fremden und Unkundigen, größtentheils Iſraeliten begegnen, welche meine Erkundigung nach dem ſilbernen Becher, um ſeines Prädicats willen, freilich begierig aufnahmen, dann aber ihr »ich weiß gar nigs von dem ſilbernen Becher, mein Lieber!« kopfſchüttelnd folgen ließen. —

Die Pferde, welche uns von Dülmen wieder fort tragen ſollten, ſtanden ſchon vor dem Poſtwagen, als ich in ein kleines Haus, welches dem ci-devant Jugendbrunnen am nächſten ſtand, ſtürzte, wo ich einen Greis fand, den ich mit den Worten beim Arme packte:

»Menſch! Du ſtehſt ſchon mit einem Fuß im Grabe. In ſolchem Alter pflegt man nicht gerne eine Lüge mit auf den Weg zu nehmen. Kannſt Du leugnen, daß hier an dieſem Brunnen ein ſilberner Becher mit der Inſchrift:

»Empfohlen dem ſiebenten Gebot« gehangen hat?

»Ei, wer wird das leugnen?« »Ich war ja Jahre lang ſein Aufſeher.«

»Und haſt ihn Dir doch ſtehlen laſſen?«

»Der Herr Bürgermeiſter.« —

»Wie? die Obrigkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 46. Donnerstag, 18. November. 1841.

Bruchstücke aus meiner Hundstagsferienreise im Jahre 1841.

(Fortsetzung)

Hat befohlen ihn wegzunehmen.

Warum?

»Das weiß ich nicht. Er hat befürchtet, daß Unruhen dadurch in Westphalen ausbrechen würden. So sagt man wenigstens.«

»Wo ist der Becher denn geblieben?«

»Der Herr Major hat ihn in seinem Verdruß über die Ordre des Herrn Bürgermeisters, nicht wieder sehen wollen und ihn mir geschenkt.«

»O zeig mir ihn, damit ich ihn nur den hübschen ungläubigen Damen im Postwagen weisen kann.

Ach Herr! rief der Alte. Hier zu Lande fragt Niemand nach solchem Wasserbecher — auch hab ich ihn in der Noth verkauft.

Nun sollst Du mir wenigstens attestiren, daß ein solcher Becher hier gewesen. Sprachs und zog den alten Mann mit mir fort. Allein die Beine des greisen gichtbrüchigen

Barbiers waren von zu großer Renitenz, das Blasen des Postillons, die dringenden Vorstellungen des Conducteurs zwangen mich, ohne, daß mein neu aufgefundener Zeuge die Geschichte vom Becher bestätigt hatte, meinen Platz im Wagen einzunehmen. Die Reisegesellschaft aber sah an meinen stolzen selbstzufriedenen Mienen schon, daß in Dülmen vor Zeiten wirklich der quaestionirte Becher gewesen sein mußte. Es erhob sich kein Zweifel mehr dagegen. —

Ich aber suchte im Stillen, wenn überhaupt die Polizei solche kennt, nach Entscheidungsgründen für das Verfahren des Herrn Bürgermeisters, der dies einfache Monument der Mäßigkeit und Nüchternheit, welches hundert Male sittlicheren Werth, als alle Hermanns-, Guttenberg- und Schillersmonumente hat, zerstören konnte, allein vergebens. — Ich vermochte durchaus keinen andern aufzufinden, als den, welchen mein Schulkamerad der Doctor Oppenheim in Hamburg, zum Benefiz der Branntweintrinker in Deutschland verbreitet hat, daß nämlich durch die Einführung des Mäßigkeitsvereins der Opiumgenuß vorbereitet und demnächst verbreitet wird. Mir will dieser Schluß freilich nicht recht einleuchten, aus demselben Grunde, thäte der Staat weise, Körperverletzungen und Todschlag zu ignoriren, damit der criminelle Miasma nicht gar Mord und Raubmord erzeuge. — »Und doch, sollte man es denken, habe ich wirklich einen, freilich etwas sehr geistig beschränkten Hamburger gesehen, welcher mir versicherte, daß er, der sonst nie Aquavit in den Mund genommen, aus Respect vor Doctor Oppenheims Erklärung, als Präservativ gegen die Leidenschaft für das Opiumessen, täglich jetzt sein Schnäppschen zu sich nehme. Es ist in der That ein Vergnügen in Hamburg Arzt zu sein, denn die Kunden haben dort einen Berge versetzenden Glauben, wie es denn nur noch übrigens in Hamburg Freude machen kann, ein Doctor, sei es der Linken oder der Rechten, zu heißen. Denn dieser Titel steht dort in einem außerordentlichen Ansehen und es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß man an inden

mittleren Häuſern Hamburgs den großen Metternich, mehr als mit ſeinem durchlauchtigſten Haus-Hof-Staatskanzler, mit der reſpectvollen Anrede: »Herr Doctor« zu ehren glauben würde.

Nachts ein Uhr kommt der Schnellwagen in Dörſten an und oft gleichzeitig mit der Düſſeldorfer Diligence. Das giebt denn recht oft ein drolliges qui pro quo, da der ſchlaftrunkene Paſſagier zuweilen beim Wiedereinſteigen den rechten Wagen verfehlt, was in jener langweiligen Gegend ein doppeltes Unglück iſt.

In früheren Zeiten war es mir ſehr amüſant, im Poſthauſe immer noch eine Geſellſchaft der Dörſtener Honoratioren verſammelt zu finden, die ihren Aufbruch von dem Eintreffen der Diligence abhängig gemacht zu haben ſchienen. Es waren alle Genrebilder, gutmüthige und anſcheinend mit Kenntniſſen verſehene Köpfe. Fidele weſtphäliſche Kneipgeſichter, Schinkenеſſer und Rheinweintrinker, welche in ihrer Art auch ganz humoriſtiſch die einpaſſirenden Paſſagiere zu muſtern, und dann im Stillen ſich zu freuen ſchienen, daß ſie nicht nöthig hatten, ihre Glieder in der bevorſtehenden Nacht durchſchüttela zu laſſen. — Nur ein langer blonder, engliſch gekleideter Auditor, der an einen adelichen Hannoveraner deſſelben Standes lebhaft erinnert und wahrſcheinlich als ſolcher im Himmel mit einer derben Weſtphalenſeele vertauſcht war, nahm keinen Antheil an dem, was um ihn vorging, ſondern ſchnarchte auf ſeinem Stuhle, rückwärts gebeugt in der halsbrechendſten Stellung von der Welt, und hörte nicht auf den Phyſikus des Ortes, welcher den Dörſtenern das Weſen der Cholera erklärte, und die Frage, ob dieſſelbe contagiös, endemiſch oder epidemiſch ſei, entſchied. — Nie vergeſſe ich es aber, daß ich im Jahre 1834 dieſelbe Geſellſchaft, auf denſelben Stühlen, in denſelben Attitüden, den holden Schläfer nicht abgerechnet, mit den auf dem Tiſche vor ihnen ſtehenden, in gleichem Maaß wie im vorigen Jahre, geleerten Neſten wiederſah, der gute Phyſikus grade, als ob er in der Schule repetire, das Kapitel von der Cholera recapitu-

tirte, was mich denn unwillkührlich auch zu dem Ausruf brachte: »Wie meine Herren! ſitzen Sie noch hier?«

Die guten Dörſtener ſchienen anfangs durch die Frage betroffen, auch etwas frankreichmäßig auf den Kriegsfuß zu gerathen, indeſſen dichtete der vernünftige Phyſikus, den meine Anrede am Erſten hätte verletzen können, durch ein herzliches Gelächter eine wirkſamere anſprechendere Friedens-marſeillaiſe als Lamartine in der Beckerſchen Rheinlieds-Frage. Ich ſchied in der Hoffnung, die Herrn bald ſo, und nicht anders wieder zu ſehen:

Allein mein Wunſch iſt unerfüllt geblieben. Erſt ſchob ich das Nichtwiederſehn der Leutchen darauf, daß ſie, wie ich, ſolider geworden, und aus Sanitätsrückſichten eine geiſtreiche Abendunterhaltung dem dummen traumloſen Schlaf vor Mitternacht geopfert hätten, allein nachher erfuhr ich.

»Daß die Kultur, die alte Welt beleckt,
Sich auch nach Dörſten hin erſtreckt.«

Man hat dort nämlich, ein Caſſino, Meſſource, Clubb oder Harmonie, ich weiß den Titel des neuen Locals nicht mehr genau, gebaut, welches wenigſtens in dieſem Jahre noch die Honoratioren vereint. —

Allein es ſollen dort ſchon mehrere wieder poſtfüchtig geworden ſein, und ich bedaure den armen neuen aus der Fremde verſchriebenen Wirth im Voraus, indem ich mir ein Bendemannſches Bild denke, wie er ſeinen einzigen Gaſt, den ſchlafenden Auditor, (welcher übrigens nur Zuckerwaſſer trank), im Saale anblickend, — das theure Licht, die Mitternacht, und ſeinen Contract verwünſcht. —

Von Dörſten bis Düſſeldorf iſt wenig zu referiren. Noch immer erſtreckt ſich eine Station lang, ich glaube von Dörſten an, ein Sandchauſſee, die ſo unfahrbar iſt, daß ſich jeder Beduine auf ihr heimiſch fühlen würde. Lange hat man vergebens nach Gründen für dieſen afrikaniſchen Wegbau geforſcht, jetzt aber den gefunden, daß man überall eine Verlegung der Landſtraßen von Münſter nach Düſſeldorf projectirt, bei der Dörſten umgangen und umfahren werden ſoll. Dieſer Grund hat aber dann ſchon viele Jahre

vorgelegen, wäre unter Naglerſcher Adminiſtration gewiß längſt beſeitigt, es muß alſo irgend ein anderer Grund, ſei es ein politiſcher oder kanoniſcher dahinter ſtecken. Ich nahm mir daher auch gleich vor, einige Hermeſianer in Bonn oder meinen berühmten Univerſitätsfreund Walter deshalb zu befragen. Indeſſen bin ich nicht auf dieſer Reiſe nach Bonna gekommen, meine Erkenntniß rückſichtlich der Sandchauſſee-Permanenz iſt mithin um nichts gefördert. —

In Mühlheim an der Ruhr verliert Weſtphalen ſeinen landwirthſchaftlichen Typus, der Hauſſche Holländiſche Michel iſt hier ſchon eingezogen und raucht hier ſeinen Taback, allenthalben qualmt der Steinkohlendampf, zu den Wohnungen der unſterblichen Götter empor, die ſich gewiß ihrer Mediatiſirung oder gar ihrer Nihilirung freuen, da der Nektar und die Ambroſia, durch die vielen Dampf-Wagen, Schiffe, Keſſel u. d. m., gewiß an Geſchmack verlieren und ſich zu dem früheren wie nachgemachtes zu dem ächten baierſchen Bier verhalten würde. Ich gedachte unſeres Landsmannes Strack, der hier als Maſchinenerbauer in großem Anſehen ſteht, die Zeit erlaubte es mir nicht ihn aufzuſuchen. — —

Von dem Poſthauſe iſt noch zu bemerken, daß die Paſſagierſtube, welche ſo zweckmäßig und belehrend mit einer Karte von Deutſchland tapeziert war, dieſen guide-voyageur mit einer grauen Tapete vertauſcht hat, und daß das liebliche Kind des Wagenmeiſters nicht mehr den Gäſten den Wein bringt. — Sie iſt ferne von Mühlheim an der Ruhr, ihr Herr Vater iſt Briefträger in Breslau geworden. Wenn aber die Briefträger im Preußiſchen ſo verſetzt werden, wie wird das nicht erſt mit den Poſtſecretairen ſein. Freilich! ich denke nicht daran, daß die wie ihre Briefe, alle freie Poſt haben werden.

Drittes Kapitel.

Langenfelde. Die Oldenburgerin. Die Kindesmörderin. Das Hotel de belle vue. Schlechte Polizei im Kölner Dom. Nicolaus Becker. Ein Hinrichtung. Urtheil der Barbiersfrau. Barbier und Balbire.

I.

Am Abend ward das Trauerspiel
»Othello« aufgeführt.
Als sich der Held erstach und fiel
Ward gräulich applaudirt.
Und, weil das Stück so rührend war
So mußte sich der arme Narr
Ein Paar Maal noch erstechen.
Aus Blumauers travestirten Aeneis.

Zwischen Düsseldorf und Köln liegt ein stattliches Posthaus »Langenfelde,« wo ich vor einigen Jahren von einem Preußischen Conducteur der mi sallor »Habekuck« hieß, die dümmste Antwort erhielt, die ich je vernommen und die ich bereits den humoristischen Blättern einverleibt habe. Es wird in diesem ansehnlichen Hause nämlich gar nichts, als »saurer« Roth- und Weißwein und Butterbrod mit Schabzieger (grünem Käse) gereicht. Als ich nun unwillig hierüber, mich beschwerte und bemerkte, daß man auf jeder noch so miserabeln Hannoverschen Poststation zu jeder Zeit, — etwas Bouillon und Braten bekommen könne, entgegnete mir jener erwähnte Habekuck in seinem Unwillen, wie in seinem Rheinischen Dialect:

»Im Hannoverschen, wo alle acht Tage einmal eine Post anhält, kann man sich auch wol auf dergleiche Frühstück und Brate richte, allein Sie müsse wisse, daß hier in Langefelde wol sieben Schnellposten alle Tage kommen. —

Statt [illegible] bleichsüchtigen Demoiselle, welche früher diese einf[illegible]n Gaben dispensirte, gewahrten wir eine hübsche blühende [illegible]denburgerin, welche gewiß manche Klage über den blauen Wein und den grünen Käse verstummen

macht. Sie erkannte uns gleich, redete uns aber in einer ſo rheiniſchen Mundart an, daß ich die Ueberzeugung gewann, ſie habe im Kölner Karneval, wie man ſonſt ein Stück Kleidung, (in Oldenburg nimmt man, glaube ich, den Hut dazu) — ihre Zunge vertauſcht. Und daran hatte ſie ſehr Unrecht gethan, denn einzelne unausſtehliche Provinzialismen wie, »komm ebend Mal her,« »drüber rühmen,« und gar das Famöſe, »Egid, Egid,« u. ſ. w. abgerechnet iſt, der Oldenburgiſche Dialect namentlich der in der Stadt Oldenburg, ohne allen Zweifel der allerbeſte in Deutſchland, und die Pariſerinnen haben Unrecht, wenn ſie ſich zu Lehrerinnen der Deutſchen Sprache, Bonnen aus Sachſen oder Hannover verſchreiben. Denn beim Componiren des erſten Dialects riſkirt man die Maulſperre, bei Anhörung des zweiten der an einem Waſſerfall oder, noch beſſer geſagt, an eine ſingende Theemaſchine gemahnt, einzuſchlafen. —

Uebrigens iſt es drollig, wie bildungsfähig weibliche Kehlen für Mundarten ſind. Unvergeßlich bleibt mir noch immer dabei noch ein nicht eben ſehr männerſcheues Dienſtmädchen, welches in meiner Knabenzeit auf der Nachbarſchaft diente und in Einem Jahre wol in zehn deutſchen Dialecten redete, die ihr alle fremd wurden, ſobald ihr pro tempore Liebhaber, der Geſelle, auch fremd geworden war.

Im Poſtwagen berichteten einige Kölner von einer wunderbaren Criminalgeſchichte. — Man hatte ein neugebornes ermordetes Kind bei Mühlheim am Rhein gefunden und eine berüchtigte Weibsperſon, wegen Verdachts die That verübt zu haben, eingezogen. Dieſe hatte das Verbrechen wie das Geborenhaben geläugnet und das ihr vorgezeigte Kind mit einer Gleichgültigkeit angeſehen, welche Richter und alle Umſtehenden empört. Da die Aerzte ein Gutachten abgeben, daß ſie geboren habe, ſo war ſie ſchon reif für das Schuldig der Jury geweſen, als ſich in ihrem Hauſe bei näherer Nachſuchung der Leichnam eines offenbar todtgebornen Kindes gefunden, zu deren Mutterſchaft

ſich die Verhaftete auch gar bald unter den glaubwürdigſten Umſtänden bekannt hatte.

Wie wäre es der armen Perſon wol vor den Geſchworenen gegangen? Es überläuft mich eine Gänſehaut, wenn ich daran denke. —

Uebrigens ſind unſere Jurys am Rhein gewiß viel reſpectabler wie in Frankreich, wo der Geſchworne, nur zu oft, wie bei dem famöſen Straßburger Verdict, Geſetzgeber und Richter in Einer Perſon iſt. — Verſicherte mir doch auf dieſer meiner Reiſe ſpäter ein glaubwürdiger Mann, daß neulich in Nancy eine offenbar ſchuldige Perſon nach einer glänzenden Vertheidigung eines blutjungen Anwalds frei geſprochen ſei und daß ein Geſchworner auf den Vorhalt:

»Wie er es in ſeinem Gewiſſen verantworten könne, das Nichtſchuldig bloß zur Verherrlichung des beredten Vertheidigers ausgeſprochen zu haben, ſich mit den Worten entſchuldigt habe.

»Il faut encourager un jeune homme.«

Wir nahten jetzt der alten Colonia Agrippina. — Die Straßen der Stadt ſind ſchmutzig und größtentheils ſo enge, daß ſie eigentlich nur, wie die von Marburg, für einen beliebten Landesvater zu brauchen ſind, der ſeinen geliebten Landeskindern nach beiden Seiten hin, die Hand reicht, — oder für einen Biſchof der im Fahren rechts und links firmelt. Wie jener Paſtor die Weisheit Gottes damit bewies, daß der Schöpfer die Flüſſe dahin geleitet, wo die große Städte liegen, Aegypten der Ueberſchwemmung des Nils theilhaftig wird, damit es nicht verhungert, ſo erkläre ich es faſt für eine ſolche Wohlthat von oben, daß in dieſer Stadt das wohlthätige Eau de Cologne hat erfunden werden müſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 47. Donnerstag, 25. November. 1841.

Bruchstücke aus meiner Hundstagsferienreise im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Heil Euch, Ihr ächten und unächten Farinas, die Ihr diese Stadt wieder in einen guten weltlichen Geruch zu bringen bemüht seid. —

Nichts deste weniger überredete ich meine Reisegesellschaft, daß wir weniger von diesem Parfum in der belle vue zu Deutz diesseits des Rheins, bedürfen würden. Mein Vorschlag wurde acceptirt, indessen hatten unsere Börsen später Ursache diese Annahme zu beklagen. Ich habe nie eine wahrhaftigere Inschrift eines Hôtels als diese gelesen; im Hôtel de belle vue, hat man eine schöne Aussicht, aber sonst nichts Lobenswerthes und muß am Ende zahlen, als ob alles Empfangene von der ausgezeichnetesten Güte gewesen sei. So behält der Wirth ohne Opfer immer seine schöne Aussicht.

Das erste was meine Reisegesellschaft mit Recht zu sehen begehrte, war der Kölner Dom, ein Prachtwerk an

*) Ein Wagen des Wirths zu einem Panorama, etwa zehn Minuten von dem Hôtel, kostete ohne Trinkgeld zwei Thaler.

dem aber immer so viel gebessert und gebaut wird, daß man fortwährend sich nur stellenweise daran ergötzen kann, das daher sehr an das schon seit Jahren angekündigte, aber nicht erschienene neue philosophische, die Hegelsche Doctrin vernichten sollende System Schellings erinnert, der in seinem neuen Preußischen Prytanneo, vor lauter Göttergesprächen mit Schlegel, Tieck und Consorten, wol schwerlich überall zur Erfüllung seines Versprechens kommen wird. —

Entsetzlich lästig sind die menschlichen Schmeißfliegen, von denen es in und vor dem Dom wimmelt, und die sich mit einer unerhörten Unverschämtheit als die von der Regierung einzig Berechtigten zur Herumführung im Dom ankündigen, ja, Miene machen, dem Fremden, der sie nicht anhören will, den Weg zu vertreten. Lächeln mußte ich, als meine Reine Reisegefährten, trotz meiner Warnung, einen solchen Boa-Constrictor sichtbar wieder Willen ein Trinkgeld opferten. Der Kölner Polizei gereicht aber diese Wegelagerung, worüber alle Reisende klagen, zur größten Schande.

Am Mittage fuhr ich mit den Damen zu dem Panorama des Rheins, von dem man in Köln ein großes Aufsehen machte. — Obgleich die Natur getreu und gefällig wieder gegeben war, so schien das Panorama mir doch nicht die Suhrschen Arbeiten in Hamburg zu erreichen, vollends war aber das Gemälde durch die Staffage verdorben, die sich leider! in großem Ueberfluß darstellte. Denn es war ein Gefecht zwischen Deutschen und Franzosen dort zu sehen, die Figuren aber waren so steif, daß sie schwerlich dazu getaugt hätten, um auf einem Lindtschen Theater Europeorum zu gastiren.

Nach aufgehobener Tafel hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich nach dem renommirtesten Mann in Köln, dem Herrn Nicolaus Becker, zu erkundigen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen kannte ihn, von dem ganzen angeredeten Dienstpersonal der Bellevue, Niemand. — Da ich hierüber unwillig schien, riethen die Angeredeten, ihren guten Willen manifestirend, erst auf einen Reisenden des

Namens, dann aber auf einen Becker von Profession. Als ich aber fortwährend kopfschüttelnd endlich nach dem Verfasser des »Sie sollen ihn nicht haben« fragte, wußte ein Einziger, aber mit Bestimmtheit, mir zu sagen, daß Becker, der dies Lied gedichtet, nicht mehr in Köln, sondern anderswo hin, dienstlich versetzt sei.

Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, in wie weit Becker ein Prophet zu nennen ist, obgleich ihm dieser Titel meines Erachtens grade gebührt, da sein Lied seiner Zeit einen so mächtigen Anklang gefunden hat; so viel ist aber auch gewiß, daß man seine Prophetenqualität schon damit beweisen kann, daß er nichts in seinem Vaterlande gilt.

Die Ehre würde man dem guten Nicolaus schon eher gegönnt haben, allein der Baiersche schwere Becher, abgesehen von der Inschrift und dem Begleitungsschreiben, und die tausend königlich preußischen Thaler haben den Neid auf eine wüthende Weise entflammt.

Hörte ich doch am andern Tage auf dem Dampfschiff, vom einem Juden, die im Durchschnitt keinen Dichter beneiden, und ihn nur anerkennen, wenn er von unsre Zeit, oder sehr witzig ist, das verächtlichste Urtheil über den Poeta Laureatus. Becker, sagte er, hat das ganze Lied nicht Mal gemacht. Das ist'n alte Geschichte. — Die ganze Idee ist gar nig von ihm selbst. Ich will Sie auch sagen, warum: Sehn Sie, der Becker ist aus Geilenkirchen, wo ich auch ganz in die Nähe zu Haus bin. — Nun spielen die Geilenkirchner gerne Karte, und vor Allem Zwicke mit Ainz. Wenn aber einer ausspielt in die Verhand, da ruft der zweite Mann, so lange Geilenkirchen steht, das heißt, wann er'n höhern Triumph hat.

»Du sollst ihn nich haben!«

und der dritte eben so.

Nun sagen Sie Mal, was ist an das ganze Gedicht anders vorn Idee als die Worte:

»Du sollst ihn nich haben.« — — —

Als ich über die Schiffbrücke ging, bemerkte ich in der Mitte eine steinerne oder hölzerne Statue vor einem auf dem Rhein befindlichen Wachehause. Obgleich sie irgend eine heidnische Meeresgöttin, vielleicht die Homerische Thalatta vorstellte, so würde ihr doch von vorüber gehenden Landleuten christliche Ehre erwiesen. Indessen Schiller sagt ja: »Schon wer's glaubt, dem ist das Heil'ge nah.« Etwas Aehnliches passirt mir wol Abends in der Dämmerung, wenn ich Abends mit meinem roth gefütterten Mantel und meiner Mütze unsern Schildwachen vorbei gehe und diese das Gewehr respektvoll anziehen, ich aber wurde dabei an den Schweden erinnert, der in Italien vom heftigen Fieber befallen, nach saurer Milch (File Vanka) seufzt. Die abergläubigen Römer, welche in diesem Ausruf einen heiligen Namen zu vernehmen meinten, fielen auf die Knie und riefen aus:

Heilige Filevanka bitte für uns.

Meine Nachforschungen nach dem Dichter des Tags waren auch in Köln vergebens. Hier kannte man ihn wol, aber keiner konnte mir eine Nachricht über seine Wohnung geben, der Versuch aber, ihn durch eine Nachfrage bei der Polizei, oder den Briefträgern zu ergattern, schien mir doch zu gewöhnlich. Da nun mein oft bewährtes Mittel: »Wohnt hier gar hinweg der Dichter Nicolaus Becker, oder wohnt er nur neben an?« trotz mehreren Versuchen, in verschiedenen Straßen, kein gewünschtes Resultat herbeigeführt hatte, so entschloß ich mich in dem ersten Weinhause in Köln, das mir ein Vorübergehender auf meine Frage nannte, als auf einem Platze, wo man sich einer genügenden Antwort versehen kann, fernere Erkundigungen nach Meistersänger Nicolaus einzuziehen.

Ich nahm hier Platz an einem Tische, an welchem mehrere Preußische Stabsofficiere und ein junger Civilist von einer sehr feinen einfachen Gesichtsbildung saßen, mit welchem ich in Kurzem von dem allgemeinen Gespräch, an dem ich Theil nahm, in ein besonderes gerieth, in Verlauf dessen, ich bald meine Wiederfrage stellen konnte. Ich erfuhr nun, daß Becker, ein guter Freund von dem Herrn sei, jetzt

aber ziemlich weit von dieſem Hauſe wohne, jetzt aber wol nicht zu treffen ſei. — Als ich mich indeſſen nichts deſto weniger anſchickte Kölns poetiſchen Pabſt aufzuſuchen, erklärte er ſich freundlich bereit, mich zu begleiten, was ich natürlich dankbar acceptirte. Der Doctor S., Lehrer an der dortigen Schule, ließ mich den langen Weg, den wir jetzt machen mußten, durch ſeine intereſſante Converſation vergeſſen. — Nur dann und wann, wenn ich aufſchaute und dann die winzigen zuſammengedrückten Häuſer bemerkte, kam es mir vor, als ob ich in einer verſchüttet geweſenen Stadt, etwa in Herkulanum oder Pompeji, wandele.

Auf die Anfrage. »Iſt der Herr Gerichtsſchreiber Becker zu Hauſe?« ertönte eine verneinende Antwort: Der Becher war es aber und wurde von einer ſehr freundlichen Dame des Hauſes, zur Anſicht herunter geholt. Die tauſend preußiſchen Thaler, das Geſchenk des Königs, wollte die Dame trotz meiner Bitten nicht zeigen, obgleich ich ihr mit ſechſen davon, die Geſchichte der ganzen Preußiſchen Monarchie, in numismatiſchen Bildern darzulegen verſprach. —

Der Becher war ſtattlich und groß. Es finden ſich auf demſelben noch Häckchen, wo Platz genug für kleine Ringe u. d. m. wäre, zu deren Verzierung ich hiemit alle große und kleineren Deutſchen Fürſtinnen für den guten Nicolaus eingeladen haben will.

Da Becker in ſeiner Wohnung hinterlaſſen hatte, er werde dort zu Nacht ſpeiſen, ſo ließ ihn Herr Doctor S. zu uns in das Weinhaus erbieten, wohin wir zurückkehrten. Der Deſiré ließ auch nicht lange auf ſich warten. —

Ich geſtehe, daß mich Beckers Bekanntſchaft überraſcht hat. Nicht durch ſeine Figur, denn ſie iſt männlich deutſch, kräftig und angenehm, wie man dieſelbe für den Verfaſſer des Rheinliedes zu denken verſucht wird, und hat nichts franzöſiſches als etwa eine Brille, die dem etwas corpulenten Dichter, etwas Philiſtröſes und Wohlhäbiges verleiht, ſondern durch ſeine liebenswürdige Beſcheidenheit und Offenheit, iſt mir derſelbe in den wenigen Stunden unſerer Be-

kanntſchaft recht werth geworden. Es giebt wenig Poeten von allen in Deutſchland, die das erlebte:

Es ſoll der Dichter mit dem König gehn,

ſo gut vertragen haben würden wie Nicolaus, der ſich ſeines Glückes freut, ohne im Allerentfernteſten ſich auf ſeine Nationalhymne etwas einzubilden. — Klüger hätte er freilich gethan, ſich mit dieſem Liede zu begnügen, allein auch die Marien Louiſen heirathen wieder, und wen das Lob nicht verdirbt, wie Nicolaus, den wird auch der Tadel nicht unglücklich machen, und überdieß das Rheinlied doch auch für ewige Zeiten ſeine Berechtigung behalten, und Beckers Namen genannt werden, wenn auch nicht mehr anzugeben vermag, wer derzeit, Friedensrichter, Procurator, Appellationsrath und Präſident in Köln war.

Drollig waren die Klagen, welche Becker über das viele Porto das er zahlen mußte, führte. Lob und Tadel wird ihm zu theuer, namentlich bekommt er oft Briefe von unzufriedenen lieberalen Franzoſen und malcontenten Deutſchen in Paris. Ich rieth ihm in Zukunft nur Briefe mit der Frachtpoſt anzunehmen, und zwar wenn der Werth auf der Addreſſe angegeben iſt. Er verſprach meinem Rathe zu folgen.

Nach und nach hatten ſich mehrere der erſten Kölner Honoratioren um uns verſammelt und nahmen Theil an unſeren Geſprächen und an unſerm Wein. Auch Beckers Vorgeſetzter der liebenswürdige Friedensrichter N. N. war zugegen.

Erſt ſpät Abends trennten wir uns, nachdem ich Becker den freundlichen Rath gegeben hatte, das Reich der Lyrik aufzugeben, und ſich in der Proſa zu verſuchen. Becker iſt freilich nach ſeinem Alter noch nicht aus der Liederconſcription. Ein alter lyriſcher Dichter kommt mir aber immer vor wie ein betagter Lieutenant, und ſelbſt von unſerer lyriſchen Ninon d'Enclos, dem berühmten Rückert, würden gewiß ſeine Weisheitsſprüche beſſer in ungebundener Rede munden. — Jedes Alter hat ſeine Blumen, das mögen die Lyriker wol bedenken, und ſich zu rechter Zeit als Proſaiker

verpuppen. Uebrigens giebt es gar Viele, die erträgliche Verſe in ihrer Jugend machten, die aber doch nicht dahin gelangen in ihrem ſpätern Alter eine erträgliche Proſa zu ſchreiben.

Während des Tages hatte ich bereits eine ungewöhnliche Aufregung in der ganzen Stadt Köln wahrgenommen, und etwa die Rückkehr des Erzbiſchofs oder des Kaplans Michaelis vermuthet. — Denn in dem Flüſtern und in den Mienen der Einwohner ſchien kein Zwieſpalt der Geſinnung zu liegen, es wurde vielmehr von ihnen offenbar ein gemeinſchaftliches Ziel verfolgt. — Gegen Abend ſtanden die guten Leute abermals auf allen Gäßchen, denn Gaſſen hat die Stadt eigentlich keine, man möchte denn den Heu-, den Alt und den Neumarkt ſo tituliren, zuſammen rottirt. Mehrere gaben ſich einen Handſchlag, der an den der drei Männer von Schwiz, Uri und Unterwalden erinnerte. Dabei ertönten die Phraſen. »Uf Ehre und Seeligkeit, ich bin um fünf Uhr uf dem Heumarkt!« oder: »Scheim! der ſein Wort nicht hält.« —

Meine ſonſt ziemlich ſtumpf gewordene Neugierde wurde doch dadurch rege. Ich forſchte nach dem Grunde ſolcher Verbrüderung auf morgen frühe, und erfuhr zu meinem Leidweſen, daß bei der Gelegenheit, als der König von Preuſſen, an einem ſchönen Morgen, ich glaube ein Dutzend Todesurtheile unterſchrieben, auch Eins dieſer traurigen Looſe, in die unglückliche Kölner Criminalcollecte gefallen ſei, welches nach den Geſetzen innerhalb vier und zwanzig Stunden vollzogen werden müſſe. —

Man erzählte dabei, daß in Münſter auch ein armer Sünder ſitze, der gleiche Todesanciennität mit dem längſt abgethanen Kühnapfel und dem Morgen hinzurichtenden Brautmörder habe, derſelbe werde aber noch wol was weg leben, da man keinen Scharfrichter in jener Gegend habe und der in Siegen jetzt behindert ſei. — Von dem heute Verurtheilten wurde aber gar Böſes berichtet, bei ſeiner Condemnation ſollte er majeſtätsverbrecheriſche und gotteslästerliche Reden ausgeſtoßen, — und allen Troſt eines Geiſtlichen durchaus verſchmäht haben. —

Daß man in dem Orte, wo ich mich grade aufhielt, eine Decollirung vernehmen werde, betrübte mich. Die Abschaffung der Todesstrafen ist für mich eine meiner wenigen Lebensideen, und sogar so durch jede meine Faser meines Leibes gedrungen, daß ich, so wahr mir Gott helfe! ruhig mein Haupt auf den Block legen würde, wenn es das letzte wäre, das einem tausendjährigen Vorurtheil als Opfer fiele. Wahrlich! ich sage Euch nach zweihundert Jahren wird man unserer noch geltenden Todesstrafen mit eben dem Abscheu gedenken, wie wir jetzt von den Hexenprocessen reden, und sich wundern, daß zu einer Zeit, wo Schiller und Hegel lebten, dergleichen Unfug noch geübt ist, ja man wird nicht begreifen, wie die Todesstrafe in dem größten Philosophen seiner Zeit einen Vertheidiger finden konnte.

Aber laßt uns hören, was man denn gewöhnlich zur Vertheidigung der Todesstrafen vorschiebt, indem ich mit Beccaria in der Theorie den Fall ausnehme, wo der Staat wie der Mensch im Zustande der Nothwehr ist, und Spinoza ohnehin ihm in die Ohren flüstert:

»Ein Ding, dem es an Kraft dazu gebricht, hat kein Recht zu existiren.« —

Ein solcher Fall leidet aber auf einzelnen Criminalfall keine Anwendung. —

Man führt gemeiniglich das jus talionis und das altestamentarische Schwarzsauerprincip an:

»Wer Blut vergießt dessen Blut soll wieder vergossen werden.«

Das abgestandene und Schaale dieses Satzes ist von allen Gesetzgebungen anerkannt, die längst bei fahrlässigen Tödtungen, beim Todtschlag, beim Kindermord entschiedene Ausnahmen machen. —

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 48. Donnerstag, 2. December. 1841.

Bruchstücke aus meiner Hundtagsferienreise im Jahre 1841.

(Beschluß.)

Die Hinrichtung muß der Abschreckung halber sein. Unsinn! In England, wo man früher gehängt wurde, wenn man den Werth des Strickes stahl, passirten während des Actes bekanntlich die meisten mit dem Tode bedrohten Diebstähle; Hamburger Acten ergeben aus früheren Zeiten, daß manche, um seelig in Begleitung eines Geistlichen zu sterben, oder wie Lichtenberg sagt, wie ein Kapaun für den Himmel fett gemacht zu werden, bloß deßhalb irgend eine Mordthat begingen. — Weist mir Einen nach, der seit 6000 Jahren, daß die Welt steht, oder nennt gar nur aus der Kreuzerschen Antischöpfungsweltbistorie, wovon ich als sein Schüler, einige interessante Perioden 20000 Jahre vor Adam, gehört habe, mir ein Individuum, — das beim Anblick einer Hinrichtung, einen beschlossenen Mord aufgegeben hätte, so will ich meinen Satz revociren und depreciren, während es nicht parador erscheint zu behaupten, daß jede vollzogene Todesstrafe vampyrmäßig ansteckt, und wieder den Keim zu einer neuen Mordthat legt. — Ist nicht schon das Hinströmen der Weiber, der Priesterinnen der Sanftmuth und der Lie-

be, zu ſolchem Blutſchauſpiel ein mächtiger Beweis, welch einen unmenſchlichen Ueberreiz eine Hinrichtung erweckt!

»Aber der Staat muß ſich gegen gefährliche Menſchen ſichern?« Könnte er das immer! Aber viele der Gefährlichſten laufen oft ſehr heiter herum, und Du kannſt Gott danken, wenn ſie Dich Ungefährlichen nicht einſtecken. —

Sperr deine Verbrecher ein, aber mach es nicht wie Jener, der aus Aerger, weil ihm ein Bedienter die Obertaſſe zerbrochen, die Unterſchale in Scherben warf. Denn, indem der Staat einen Menſchen hinrichtet, begeht er denſelben Fehler, den er an dem andern ſtraft. Wir geben zu, daß der Zweck der Strafe die Anerkennung des Geſetzes die Verſöhnung mit dem allgemeinen Willen iſt, aber ohne die Erhaltung des Lebens wird dieſe Verſöhnung dem Verbrecher nicht zu Theil, es iſt das große Loos, welches einem Verſtorbenen, ein Lieutenantspatent, das einem gefallenen Unterofficier, wenn ihn längſt die kühle Erde deckt, wird. Dem Verbrecher kann mithin die Verſöhnung mit dem allgemeinen Willen gar nicht zu Theil werden, weil er ſie vermöge ſeiner Decollirung gar nicht erlebt. Es kommt alſo lediglich darauf an, daß die Humanität ſelbſt den Geſetzgeber erleuchte, eine Strafe abzuſchaffen, die keineswegs in der Idee begründet, keine in ſich nothwendige iſt und ſelbſt von ihren Lobrednern jährlich verringert wird, — und dem Regenten zuzurufen, wie des Königs Tochter in Schillers Taucher:

»Laß Vater genug ſein des grauſamen Spiels.«

Aber freilich wird viel dazu gehören ein tauſendjähriges Eulenneſt des Vorurtheils zu zerſtören.

Mit Verehrung gedenke ich bei Aufzeichnung dieſer Zeilen unſeres Hochſeligen Herzogs Peter, der während ſeiner langen Regierung nie ein Todesurtheil unterzeichnet hat, und deſſen eigne Worte mich in meinen Anſichten auf eine wunderbare Weiſe gekräftigt haben.

Nicolaus Becker und ſein liebenswürdiger Freund, der Doctor S., begleiteten mich bis an die Brücke in Deutz. Es gehörte große Ueberwindung bei mir dazu, die vielen

Einladungen, welche dieſe ſowol, wie die joviale Abendgeſellſchaft der Deutſchen Karnevalſtadt an mich hatte ergehen laſſen, auszuſchlagen. Da waren mir Fahrten auf Dampfſchiffen, Feſten aller Art angeboten, ja, man hatte ſich im lobenswerthen Eifer ſogar vermeſſen mir etwas zu zeigen, was gar nicht exiſtirt, hübſche Umgebungen von Köln. — Ich bin in dieſem Punct indeſſen ein Türke, nur mit ſelbſt gemachter Prädeſtination. Ich reiſe bekanntlich nur einmal im Jahre, dann aber auch wie ein kleiner Fürſt, oder wie ein großer Violinſpieler, am 12. bin ich da, am 13. dort, ruhe am 14. in X und treffe am 15. Abends in Y ein. Dies hat den Vortheil, daß ich mich nie, wie man in Hamburg ſo bezeichnend ſagt, verkrümmle (verſpäte) und gar viele meiner fernern Freunde ſelbſt im Auge, begrüße, weil ich ſie auf Tage und Stunde im Voraus beſcheiden kann. —

Ja, meine Pünktlichkeit ging ſo weit, daß meine nunmehrige Exhaushälterin, mir bezeugen wird, wie ſie während ihrer ſechsjährigen Dienſtzeit bei mir, genau Tag Stunde und Minute meiner Rückkunft, im Augenblick meiner Abreiſe vernahm, und daß ich nicht ſelten eine Viertelſtunde auf der Oſternburg, einer Vorſtadt Oldenburgs, gewartet habe, um gerade, ſieben Uhr eine und eine halbe Minute Abends vor meinem Palais »Robbe« vorzufahren. Es iſt übrigens nicht zu leugnen, daß dieſes Prädeſtinationsverfahren innerlich ungemein vornehm macht, aber das iſt ja eben auch das Belohnende.

Es war eine Shakeſpearſche Macbeth-Nacht, ſchaurig für den armen Verbrecher, der ſie gewiß durchwachte, die Windsbraut jagte durch die Luft, es war ein Wetter, als ob ein König ermordet, nicht als ob ein armer Tagelöhner getödtet werden ſollte, als ich über die Rheinbrücke ging. In dieſer Nacht wüthete bekanntlich am Oberrhein ein Orkan, der bei Coblenz die Rheinbrücke fort riß.

Trotz manches genoſſenen Sorgenbrechers ſchlief ich erſt gar ſpät ein, und hatte auch von da an, fortwährend mit dem unglücklichen Verurtheilten zu thun, deſſen Begnadigung im Traum durch den Telegraphen noch erfolgte, we-

womit dieſer in meinen Augen ſeine erſte Bêtiſe gut machte. Man erzählt ſich nämlich, daß bei der erſten Anfrage der Kölner: »Wie befindet ſich Se. Majeſtät der König?« dieſe mißverſtanden ſei, als ob die Rheinländer eine Wetterfrage thäten und den Barometerſtand wiſſen wollten, und daß der Director an der Spree mit eilenden Geſten, irrig: »Zwei Grad unter Null« geantwortet habe —

Als ich erwachte rumpelte grade die Kavallerie über die Rheinbrücke, meine Uhr zeigte halb ſechs. Ich mitempfand (um mich neumodiſch auszudrücken) die letzten Augenblicke des armen condamné, und war ſehr froh, als ich bald darauf die Rückkehr der Vierfüßler vernahm. Nie iſt mir durch Pferdegetrappel ſo leicht um das Herz geworden.

Endlich kam der Kleider ſuchende Hausknecht. Auf meine Anfrage, wie weit es wol mit der Hinrichtung ſei, verſetzte der gleichgültig: »Den wird der Düvel ſchon geholt haben.«

Die Contrevolution iſt doch allenthalben begründet. So urtheilte dieſer Hausknecht, während ſein Collège, der eine Treppe niedriger, meinen Freund den Herrn S. bediente, auf dieſelbe Frage nach dem Delinquenten, die unendlich viel ſanftere Antwort: »De iß nu gewiß all in Elyſium«
gegeben hatte.

Auffallend war es, daß mein Hausknecht blond, der andere hingegen brunett war. —

Ich frühſtückte im Garten und las die heutige Kölner Zeitung, welche nachſtehende recht witzige Anecdote enthielt:

»Der Ex-Vicedirector des Wiener Hofburg-Theaters Deinhardſtein protegirte bekanntlich die Hofſchauſpielerin Denker beſonders. Als nun bei der Wahl neuer Cenſoren Deinhardſtein vorgeſchlagen war, verſchob ſich die Entſcheidung lange ins Ungewiſſe hin. »Warum,« fragte man, zögerte man denn ſo lange, den Deinhardſtein zum Cenſor zu machen? »J, ſchauens, erwiederte ein ächter Wiener, der protegirt halt er zu ſehr die Denker.«

Noch gerade hatte ich meinen Humor wieder. Ich beklagte nicht mehr den Tod der Hingerichteten und wollte nur wissen, wie dieser auf das Volk gewirkt habe, auch in welcher Gemüthsverfaſſung derſelbe verendet ſei. Denn es war bekannt, daß er bei der Sentenz die empörendſten gotteslästerlichen Reden ausgeſtoßen. Indeſſen war ſchon am geſtrigen Abend in ganz Köln die Nachricht verbreitet, daß der arme Schelm ſich bekehrt und gegen Abend nach einem Geiſtlichen verlangt habe. —

Schon Horaz empfiehlt in ſolchen Fällen dürſtender Neugierde die Barbierſtuben, und ſuchte ich auch wirklich eine ſolche unſerm Hôtel ſehr nahe gelegene auf, obgleich meine Erfahrungen in den letzten drei Jahren nicht die Behauptung des berühmten allegirten Poeten beſtätigten, daß Bartſcheerer die beſten Neuigkeitsleiter ſeien. Denn der ekſtigſte und parlanteſte unter ihnen in Oldenburg, erfüllte ſeine Pflicht jeden Morgen mir fünf Neuigkeiten zu liefern, nur ſehr dürftig und wollte ſogar zuweilen die einfache Kalenderbotſchaft, »heute iſt Freitag, geſtern war Donnerſtag und morgen iſt Samſtag« für drei neue geltend machen. O über den Undankbaren und Ungeſchickten, der zudem die Erlaubniß hatte, mir etwas vorzulügen, aber ſo wenig Talent beſaß, daß er eine fingirte Erzählung von Fenſterſcheiben, welche vor dem Heiligengeiſtthore zerbrochen ſein ſollten, ſelbſt vor ihrer Vollendung, mit dem verzweiflungsvollen Ausruf unterbrach. »Ich kann nicht dichten, ich kann nicht lügen« aufgab. — —

Der Barbier war nicht zu Hauſe, die Frau deſſelben empfing mich aber mit der Verſicherung, daß ihre Söhne oder ihre Töchter mich eben ſo gut raſiren würden wie der Vater. Die Kunſt der Bartentfremdung ſchien hier, wie in der Darmſtädtiſchen Familie von Siebold, die Geburtshülfe ſowol Manns- wie Kunkelleben zu ſein. —

»Ihr Mann iſt,« forſchte ich, »hoffentlich bei der Hinrichtung zugegen geweſen?«

»Ei freilich iſt er das, bejahte Madam, er iſt ob wie

es'n gute Ehemann gebührt, gleich darauf hier gewese und hat mir Alles haarkleen erzählt.«

»Ich wollte nur wissen, in welchem Gemüthszustand der Deliquent von der Welt geschieden ist:«

»Ei freilich, det versteh ich schon, Sie wolle wisse, ob er seelig gestorbe ist. — Nun da kann ich Ihne zu Ihre Beruhigung sage — Seelig gestorbe ist er. Er hat å großes Buch in der Hand gehabt, dat hat er drei Male geküßt und alle drei Male hat er nach dem Himmel gesehen, ja seelig gestorben ist er, und zuletzt hat er dem Geistlichen auch noch drei Mal die Hand gegeben und de hat och versichert, dat he seelig gestorben ist.«

In diesem Augenblick zog ein männlicher Sprößling der Rebenden mich auf einen Stuhl, und schlug dann eine schon viel gewanderte Serviette um meinen Hals. Das Barbirtwerden ist für mich immer eine kleine Hinrichtung, bei der man oft auch mit Thränen gen Himmel blicken muß, ich dankte Gott als es vorbei war.

Bis Köln kann man noch einen Barbier fordern, weiter oben namentlich im Badischen und Würtembergischen, erhält man auf dieses Verlangen, das mit offnem Mund und großem Aug, entgegen genommen wird, einige Bogen Schreib- oder Postpapier.

Man sage dort recht gedehnt Balbierer, anstatt Barbier, oder fordere um jedes Mißverständniß zu vermeiden, einen Raseur, wobei der Ton auf die erste Sylbe zu legen ist.

Als ich in das Hôtel zurück gekehrt war, wurde es Zeit unsere Effecten an den Bord des Dampfschiffes bringen zu lassen, das um zehn Uhr nach Coblenz abging. — Der Papa empfahl seine Damen meinem Schutze, und bestieg den Wagen eines Aachener Hauderers, von einem Fremden, der ihn gerne mit nach Wiesbaden haben wollte, und ihm nicht ohne Beredsamkeit versicherte, beide Bäder seien von gleicher Wirkung, fast beredet mit uns ferner zu reisen. Herkules war am Scheidewege, ich glaube am Ende entschied ein Knopf, und zwar weise für die Trennung, denn

es hat die Folge auch gelehrt, daß Aachen dem ältern Herrn ſo wohl bekommen iſt, wie dies Wiesbaden nur immer gekonnt hätte.

Schlendrian.

Bauer.

Soll mich auch kein Teufel zwingen
Auf die Art mein Feld zu bau'n,
Denn bei ſolchen wicht'gen Dingen
Muß man alter Sitte trau'n,
Mag man noch ſo tönend preiſen
Den ſo reichlichen Ertrag,
Bleibe bei der Väter Weiſen
Bis an meinen jüngſten Tag.

Das iſt der vielbeliebte Schlendrian.

Richter.

Allerorten iſt die Regung,
Daß man Alles anders will,
Und ſo ſteht nun die Bewegung
Auch nicht im Gerichte ſtill.
Was man Andres angefangen,
Kann man and'rer Orten ſeh'n
Wie es ſonſten hier gegangen
Soll es auch ſchon ferner gehen.

Das iſt der vielbeliebte Schlendrian.

Bürger.

Schöne Häuſer aufzuführen
Iſt die ganze Stadt bemüht, —

Und nun ſoll ich auch mich rühren,
Weil mein Haus ſchon ältlich ſieht,
Doch es iſt der Väter Wohnung
Und für mich noch gut genug,
Und das Bauen zur Belohnung
Hat Verdruß nur und Betrug.
Zeiten Zahn,
Friſch heran
An den vielbeliebten Schlendrian.

M.

Zuſatz des Setzers. *)

Leſe gern bei trübem Wetter
Mich zuweilen in den Schlaf
Nur nicht hunnerlſtſche Blätter
Nur nicht Gutzkows Telegraph.
Da geniret oft die Deutung
Nein! in unſrer guten Stadt
Bleibt es bei der Abendzeitung
Und bei Menzels Morgenblatt.
Zeiten Zahn
Friſch heran
An den vielbeliebten Schlendrian.

---

*) Schönen Dank Herr Setzer!

Die Redaction.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Vierter Jahrgang.

№ 49. Donnerstag, 9. December. 1841.

An den Dieb meiner Zeugleine,

gestohlen in der Malachiasnacht den 3. November.

Zeuch in Frieden mit der Leine,
Trieb die bittere Armuth dich,
Dachtest du, »Jedem das Seine
Aber etwas auch für mich.«
Aber sind so deine Thaten,
Daß ein Strick den Andern nahm,
Laß dir etwas freundlich rathen —
»Packt dich deiner Sünden Schaam,
Dich des Selbstmords zu befleißen
Doppelt schlag ihn dann um's Genick,
Denn ich fürcht' sonst möchte reißen
Mein schon etwas morscher Strick.«

T. v. K.

Warnung.

Wer bedeckt mit Gold und Ruhm und Orden
Den armen Jugendfreund nicht flieht

Wer, sagt man auch, sie sei schon alt geworden,
Nur in[illegible] schön die erst' Geliebte steht,
Nur der wird einst im Himmel sein,
Das hab' ich in den Sternen gelesen,
Denn der kommt nur in den Himmel hinein
Wer hier schon darin gewesen. —

T. v. K.

Hors d'oeuvres.

Bei Herrn Gerhard in Danzig werden nächstens Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen von Dr. Alexander Jung erscheinen. Aus guter Quelle können wir das Publikum auf dieses Buch, als ein interessantes und gediegenes aufmerksam machen.

Hoffmann von Fallersleben wird jetzt erfahren, daß er wirklich unpolitische Lieder geschrieben, welche Campe politisch verlegt hat.

Literatur.

Oldenburgischer Volksbote für das Jahr 1842. Fünfter Jahrgang. Oldenburg, Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. (W. Berndt.)

Der Vorläufer des lieben heiligen Christ's ist wiederum erschienen, um als Jünger in seine Fußstapfen zu treten. Wir begrüßen den nordischen Hebel, der seinem süddeutschen Collegen nicht um ein Haar nachsteht, mit unver-

änderter Herzlichkeit, wenn gleich nicht mit der Verwunderung vieler Anderer, daß er ein Büchlein von mehr als 14 Bogen, compreß gedruckt, (die der Verleger für vier gute Groschen liefert) immer mit gleicher Frische und Lebendigkeit uns darbietet. Denn die Liebe ermüdet nie, sie ist der ewige Quell alles Guten und Schönen, aller wahren Poesie. Uebrigens fehlt es nicht an gar ergötzlichen humoristischen Erzählungen, die wir gerne dem verehrten Verfasser vor dem Druck abgeschwatzt hätten, um uns damit zu schmücken. Sie sind alle vortrefflich und wir können uns schon auf ein Volkskalenderschlagen einlassen. Wer kennt nicht das früher gebräuchliche Bibelschlagen, durch das man sich in geeigneten Fällen Trost holen wollte? Um eine Probe zu geben stehe hier die erste beste Geschichte:

Eine Desperations-Cur.

Ein braver, ehrlicher Mann hatte einen Sohn, der ein Lump war, ein Fall, der eben nicht selten vorkommt in der Weltgeschichte. Als jener nun zu seiner Tage Ende gekommen war, ließ er den Sohn zuletzt noch vor sein Bett rufen, und sprach zu ihm: »Erwarte nicht, daß ich noch vergebliche Worte an dich richte, weder in Gutem noch im Bösen. Ich habe beiderlei nicht gespart zu seiner Zeit; es ist aber Alles umsonst gewesen. Ich sehe auch deines Lebens Lauf und Ablauf voraus. Du wirst in kurzer Zeit all mein Geld und Gut verdemmen und verschlemmen, und es wird dir zuletzt nichts übrig bleiben, als Armuth und Schande. Dann aber stehen dir nur zwei Wege offen, entweder zu rauben, oder zu verzweifeln; und das Ende wird sein, daß du gehenkt wirst, oder dich selbst henkest. Für den ersten Fall wird nun schon die Obrigkeit sorgen, für den andern Fall hab' ich gesorgt. In der hintern Kammer droben, wo der Plunder liegt, da habe ich noch in den letzten Tagen, um dir Mühe und Geld zu ersparen, einen

Strick befestigt an einem Nagel, der hält fest. An diesem magst du dich dann aufhängen; es sieht dich da kein Mensch und es kräht dir kein Hahn nach. Erwäge dann die Sorgfalt deines Vaters, und erfülle seine letzte Willensmeinung.« Nach diesen Worten starb der Vater. Der Sohn that, wie der Vater gesagt. Er verschlemmte und verdemmte in kurzer Zeit all dessen Geld, Hab und Gut, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als Armuth und Schande. Und wie er nun bedachte, was weiter zu thun wäre, so hielt er's noch für's beste, daß er sich selbst aufknüpfe, wie es des Vaters Wille gewesen. Also eilte er zur dunkeln Kammer hinauf, und legte sich den Strick um den Hals. Aber in dem Augenblicke, als er anzog, siehe! da löfete sich eine heimliche Falle an der Decke, und es stürzte alsbald herab ein Haufen Gold- und Silbermünzen. So hatte es der gute Mann veranstaltet, und er hat sich auch in seiner Hoffnung nicht betrogen. Der Sohn erwog die Sorgfalt seines Vaters, und erfüllte nun seine rechte letzte Willensmeinung. — Merke: eine solche Desperations-Cur ist ein Fall, der gar selten vorkommt in der Weltgeschichte.

Brittenlieder. Ausgewählt und übertragen von **Wilhelm Cornelius.** Zwei Bändchen, Stralsund und Berlin im Verlage von **Wilhelm Cornelius.**

Der Verfasser sagt in seinem Vorworte: In der Einsamkeit die lange Jahre sein Loos, und in welcher möglichst heitere geistige Thätigkeit das einzigste Mittel zur Aufrechthaltung gewesen, habe er die ihm außerordentlich lieb gewordenen Lieder übertragen. In Bezug auf Wahl und Uebertragung verdient der Herausgeber gewiß Alles Lob,

auch findet in den meiſten Deutſchen Herzen der poetiſche Geiſt der Britten mehr Anklang, als der jeder andern Nation. — Am Glücklichſten ſcheint uns die Uebertragung der Iſraelitiſchen Geſänge von Byron gerathen, von denen wir unſern Leſern hier eine Probe geben wollen:

Belſhazzar.

Der König thront beim Feſte,
Vaſallenvoll ſein Saal;
Es fällt auf hohe Gäſte
Viel Tauſend Lampenſtrahl.
In Juda's Feſt-Pokalen,
Im frechen Altar-Raub,
Kreiſt Wein bei Heiden-Mahlen,
Und Juda liegt im Staub!

Und zu derſelben Stunde
Der Finger einer Hand
Schreibt, wie auf ſand'gem Grunde,
Viel Zeichen an die Wand;
Und zwar ein Mannesfinger
An abgehau'ner Hand,
Als ſchrieb's ein Geiſterzwinger,
So ſchnell die Schrift dort ſtand.

Der Zwingherr ſieht's mit Grauen,
Vorbei iſt Luſt und Schmaus,
Und — leichenblaß zu ſchauen —
Ruft zitternd dann er aus:
»Bringt mir die weiſen Leute!
»Die weiſeſten der Welt,

»Daß man die Schrift mir deute,
»Die Königsinſt vergällt.«

Chaldaea zählt viel Weiſe,
Doch hier ſteht Weisheit ſtill,
Die Wunderſchrift im Kreiſe
Kein Scharfſinn deuten will!
Auch Babels Schriftgelehrte
Sind Prieſter ſonſt des Lichts,
Doch hier fehlt jede Fährte,
Sie ſehn — und deuten nichts.

Da tritt im Knechtsgewande
Ein Jüngling in den Saal, —
Iſt Sclav aus Juda's Lande,
Er ſieht des Königs Qual;
Und hat die Schrift ergründet,
Den Finger auf die Wand,
So hat er Nachts verkündet,
Was Morgens wahr man fand.

»Belſhazzar's Grab ſchon gähnet,
»Sein Reich in Staub zerfällt,
»Weil er zu feſſeln wähnet
Des Geiſtes freie Welt!
Sein Schädel wird ihm Krone,
Sein Leichtuch Purpur ſein,
Das Recht ſtürzt ihn vom Throne,
Und Weisheit nimmt ihn ein.

Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheure Naſe. In erbauliche hochdeutſche Reime gebracht von Friedrich Hophtalmos, der ſieben freien Künſte Magiſter. Zweite Originalausgabe. Mit 5 Stahlſtichen, gezeichnet und radirt von Sunderland. St. Gallen. Druck und Verlag v. Scheitlin und Zollikofer 1841.

Die Naſe ſpielt bekanntlich in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt eine große Rolle, in jener ſucht man ſie ſich zu erhalten, in dieſer ſie von ſich abzuwehren. Der Dichter hat nun ſothanen menſchlichen Giebel, wenn gleich am Ende etwas ermüdend, nicht ohne Witz in 200 Hyperbeln nach allen Seiten hin beleuchtet. — Dieſe Naſe des Herrn Wahl iſt die beſtändige Zielſcheibe aller Epigramme. Sie iſt ſo groß, daß der Dichter ihr zuruft:

Die Ewigkeit — ohne Periphraſe
Dau'rt' etwas länger als Deine Naſe.

Die Zeichnungen ſind vortrefflich.

Boz Humphreys Wanduhr. 5 Bände. Leipzig, bei J. F. Weber.

Die humoriſtiſchen Werke Dickens haben einen ſo groſſen Ruf gewonnen, daß ſie in keiner Leibibliothek mehr fehlen dürfen. Wir können die Ueberſetzung dieſes Buches als vorzüglich empfehlen. Das Buch ſelbſt erinnert an die Erzählungen der Sherzerade, der Verfaſſer verfolgt den Faden ſeiner Erzählungen nur ziemlich nachläſſig, dagegen verdrängt eine intereſſante Novelle die andere, man vergißt bei Leſung derſelben die Zeit, und befriedigt ſich, obgleich man am Ende nicht weiß, wie viel die Uhr (Humphreys) geſchlagen hat. Das beſtändige Wiedererſcheinen des Herrn Pickwicks und Conſorten beweiſt, wie ſehr dieſe das Bür-

gerrecht in der Engliſchen Leſewelt gewonnen haben, obgleich wir den Dichter beklagen, der fortwährend gezwungen iſt, dieſe guten Leute immer wieder zu reproduziren.

Die Familie von Steinfels oder die Creolin. Ein Roman der Baronin v. B. Zwei Theile. Im Verlage der Hahnſchen Hofbuchhandlung. Hannover 1841.

Ein intereſſantes Buch, anſcheinend auf Erlebniſſen baſirt. Die Sprache iſt edel, der Roman übrigens, wie alle dergleichen Schöpfungen von Frauenzimmern, mit mehr Kenntniß des weiblichen als des männlichen Herzens geſchrieben.

Lückenbüſſer.

Mein Witz iſt zu Ende, Freund Setzer! nimm nur
Anſtatt der Gedanken vertretende Striche,
Ich ſchimpfe dann morgen auf die Cenſur.
(Die Leſer ſie kommen nicht hinter die Schliche.)
Und wenn ich ein Langes und Breites geklagt
Da wird nach meinem Journale gefragt,
Schon hör' ich im Clubb ſehr verehrliche Gäſte
»Der Mann ſchreibt jetzt herrlich, doch ſtreicht man das Beſte.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

herausgegeben

von

Theodor von Kobbe.

Mit

Beiträgen

von

Eugen von Beaulieu, C. P. v. Buttel, Hagena, Dr. Karl Mayer, Julius Moſen, Freimund Pfeiffer, Dr. Adolf Stahr, Wilhelm Wibel, und mehren Angenannten.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Fünfter Jahrgang.

Oldenburg, 1843.

Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung.

(M. Verl.)

Inhalt.

№		Seite
1	Erklärung und Einladung an das Publikum von Dr. Adolf Stahr, und Dr. Karl August Mayer, künftigen Mitredactoren der humoristischen Blätter	1
	Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigersohns. Von Dr. Adolf Stahr	3
	Dramatische Skizzen	6
2	Soldat und Schulmeister von K. A. Mayer	9
	Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigersohns. Von Dr. Adolf Stahr	10
	Humoresken von Theodor von Kobbe	15
	Kleine Chronik	16
3	Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigersohns. Von Dr. Adolf Stahr	17
	Kritische Anzeigen	21
4	Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigersohns. Von Dr. Adolf Stahr	25
	Restauration des Orkus von Freimund Pfeiffer	30
	Humoresken von Theodor von Kobbe	32
5	Genrebilder aus verschiedenen Ständen. Von Theodor von Kobbe	33
6	O! ewig ist so lang! Von K. A. Mayer	41
	Genrebilder aus verschiedenen Ständen. Von Theodor von Kobbe	43
	Die Uebersetzer von Pfeiffer	46
7	Alles für's Vaterland von K. A. Mayer	49
	Der treue Schweizer von K. A. Mayer	50
	Der Invalide, ein Genrebild von K. A. Mayer	51

№		Seite
8	Der Invalide, ein Genrebild von K. A. Mayer. (Beſchluß)	59
	Oldenburger Vereine. 1. Verein für den Kölner Dombau von K. A. Mayer	60
9	Züge und Anecdoten aus dem Leben eines Proceßſüchtigen	65
	Theater von Dr. Adolf Stahr	70
10	Züge und Anecdoten aus dem Leben eines Proceßſüchtigen. (Beſchluß.)	73
	Herwegh und Freiligrath	75
	Mond und Sonne	75
	Humoresken von Theodor von Kobbe	79
	Concert für das Hermanns Denkmal	80
	Kleine Zeitung	80
11	Jahreszeiten, Lebenszeiten	81
	Erinnerungen eines Holſteiners aus dem Jahre 1813 und 1814 von Theodor von Kobbe	82
	Concert von Clara Wieck-Schumann	87
	Humoreske	88
12	Erinnerungen eines Holſteiners aus den Jahren 1813 und 1814 von Theodor von Kobbe	89
	Concert des Herrn Molique	94
	Literariſche Notiz	95
13	Hat der Freymaurer-Orden jetzt noch eine zeitgemäße Bedeutung?	97
	An Freiligrath	103
	Kleine Zeitung	103
	Literatur	103
14	Erinnerungen eines Holſteiners aus den Jahren 1813 und 1814 von Theodor von Kobbe	105
	Kritiſche Anzeigen	110
	Kurioſe Zeitungsannoncen	112
15	Der Kölner Dom von K. A. Mayer	113
	Franzöſiſches Theater	114
	Rigaiſche Gaſtfreundſchaft	119
	Kleine Kronik	120
16	Franzöſiſches Theater in Oldenburg	122

No		Seite
17	Erinnerungen eines Holsteiners aus den Jahren 1813 und 1814 von Theodor von Kobbe (Beschluß.)	129
	An den Improvisator Beermann	134
	August Müller	136
	Miscellen	136
18	Der Improvisator Eduard Beermann von K. A. Mayer	137
	Kritische Anzeigen von K. A. Mayer	143
	Miscellen	144
19	Weitere Ausführung der Frage: hat die Freimaurerei noch eine zeitgemäße Bedeutung?	145
20	Weitere Ausführung der Frage: hat die Freimaurerei noch eine zeitgemäße Bedeutung? (Beschluß.)	153
21	Der deutsche Schauspieler, eine Skizze von Theodor von Kobbe	161
	Humoreske von Theodor von Kobbe	168
	Anzeige	168
22	Hamburg und die Deutschen von K. A. Mayer	169
	Der blühende Dornbusch von K. A. Mayer 1840	170
	Die Italienische Operngesellschaft	171
	Der Branntwein-Feind	178.
23	An Salomen Heine in Hamburg	177
	Mallet als Weltrichter über Hamburgs Brand, beleuchtet von Theodor von Kobbe	178
	Kritische Anzeige von K. A. Mayer	183
24	Doppelter Frühling von K. A. Mayer	181
	Neueste Bibelerklärung	182
	1862 Gedichte von Eduard Duller, und Ferdinand Freiligrath	183
	Thomas Chatterton	186
25	Kritische Anzeigen von Fr. F. H.	189
	Thomas Chatterton (Beschluß)	192
	Allerhand von Theodor von Kobbe	195
26	Kritische Anzeigen von Fr. F. v. H. (Beschluß)	197
	Juristische Bemerkungen und Anecdoten, aus dem Leben gegriffen von C. D. v. B.	202

№		Seite
26	Gertrud und Waldheim	203
	Bekanntmachung	204
27	Zwei Geschichten von einem Hakkmeister von Th. v. Kobbe.	208
	Juristische Bemerkungen und Anecdoten aus dem Leben gegriffen, von C. D. v. B. (Beschluß)	209
	Kritische Anzeigen von K. A. Mayer	211
	Notizen von Theodor von Kobbe.	212
28	Eine Expectoration von Th. v. Kobbe	213
	Der Dom zu Köln und seine Vollendung	216
	Kritische Anzeigen von K. A. Mayer	219
	Miscellen von Theodor von Kobbe	220
29	Die Tasso's-Eiche von K. A. Mayer 1835	221
	Oldenburger Vereine. II. Der literarisch-gesellige Verein und sein Carneval von K. A. Mayer	223
	Miscellen von Theodor von Kobbe	228
30	Anzeige	229
	Das Spiel	229
	Bruchstücke aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrersohns, von Dr. Adolf Stahr	230
	Oldenburger Vereine. II. Der literarisch-gesellige Verein und sein Carneval von K. A. Mayer	233
	Anecdote	236
31	Meinem Kinde von K. A. Mayer	237
	Bruchstücke aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrersohns von Dr. Adolf Stahr	238
32	Der Tod des Herzogs von Orleans am 13. Juli 1842 von K. A. Mayer	245
	Die beiden Bräute von K. A. Mayer	246
	Oldenburger Vereine. II. Der literarisch-gesellige Verein und sein Carneval von K. A. Mayer	247
33	Zwei Gedichte von Julius Mosen	253
	Oldenburger Vereine. II. Der literarisch-gesellige Verein und sein Carneval von K. A. Mayer (Schluß)	254
	Ein Oldenburger Blick	258
34	Gruß in die Ferne von K. A. Mayer	259
	An das Bahner Land von K. A. Mayer	259
	Das Seerosen-Fest bei Rom von K. A. Mayer	260

№		Seite
35	Selbſtbeherrſchung von A. J. Mayer	267
	Das Seervare-Feſt bei Rom von A. J. Mayer (Schluß)	268
	Eine Erinnerung an Düſſeldorf von Theodor von Kobbe	271
	Hanſa-Album	274
36	Der Liebe von Julius Moſen	275
	Erinnerungen an Düſſeldorf von Th. v. Kobbe (Schluß)	276
	Anerbeten	281
	Literatur	282
37	Im Sommer von Julius Moſen	283
	Walhalla's Genoſſen. Geſchildert durch König Ludwig den Erſten von Baiern, den Gründer der Walhalla's	283
	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	287
38	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	287
	Aus einem Briefe von Helgoland	297
	Anzeige	298
39	Scene aus dem Leben eines Oldenburgiſchen Amtsauditeur's	299
	Kleine Zeitung	303
	Kleine Chronik	305
40	Scene aus dem Leben eines Oldenburgiſchen Amtsauditeurs (Schluß)	307
	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	311
	Anecdote	311
41	Literatur	315
	Kritiſche Anzeige	320
	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	320
	Kleine Zeitung	322
	Anecdote	322
42	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	331
	Mit oder ohne von A. J. Mayer	330

№		Seite
	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	331
43	Miscellen von Th. v. Kobbe	333
	Kleine Chronik	336
	Die Rochenmeiſterin	338
	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	339
44	Abhandlungen zur Philoſophie der Kunſt von Dr. H. Th. Rötſcher, von Hagens	341
	Kleine Zeitung	345
	Anecdoten	346
	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	347
45	Kleine Zeitung	353
	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	355
46	Eine Hiſtorie von dem Ausziehen eines Zahns	357
	Kleine Zeitung	361
	Der Mäuſer und die Kapuziner	362
	Oldenburger Vereine. № III. Hülfsverein für entlaſſene Strafgefangene von W....	363
47	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe	367
	Anecdote	370
	Captain Schweinitz und Captain Muck, ein Reiſeabenteuer von K. A. Mayer	371
48	Impromptu von Theodor von Kobbe. Kleine Zeitung von denſelben	375
	Humoreske von Theodor von Kobbe	376
49	Captain Schweinitz und Captain Muck (Schluß)	379
	Kleine Zeitung	384
	Eröffnung von K. A. Mayer	387
50	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Th. v. Kobbe	389
	Deutſche Sprache in Amerika. Kleine Zeitung	391
	Kleine Chronik	364
	Der Verlegene von K. A. Mayer	395
51	Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842 von Theodor von Kobbe (Schluß)	396
	Alter Lückenbüßer	402
	Rebuſzeichen	403
52	Schlußrede. Von Theodor von Kobbe	404
	Kleine Zeitung	408

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 6. Januar. 1842.

Erklärung und Einladung an das Publikum

von Dr. Adolf Stahr und Dr. Karl August Mayer,

künftigen Mitredactoren der Humoristischen Blätter.

Vielseitig ist das Bedürfniß laut geworden, daß es für Oldenburg an einem öffentlichen Organe fehle, welches geeignet wäre, die zersplitterten Interessen des Lebens und der Kunst — wie z. B. der uns zunächst berührenden dramatischen Kunst — bei uns zu vereinigen, und zur Besprechung derselben auch denjenigen unserer Mitbürger Gelegenheit zu geben, welche Beruf und Talent, sowie Lebenserfahrung und Theilnahme an der geistigen Bewegung der Zeit dazu besonders aufzufordern scheinen.

Da sich aber der fundamentalen Gründung eines solchen Organs für den Augenblick noch Schwierigkeiten in den Weg stellen, so erscheint es den Obengenannten zweckmäßig, ein schon bestehendes Blatt, dem die persönlichen Verhältnisse und Verbindungen seines Begründers und Herausgebers seit nunmehr vier Jahren eine Verbreitung auch über die Gränzen unseres Vaterlandes hinaus verschafft haben, dazu zu benutzen, um den Uebergang zu einem neuen Organe anzubahnen.

Es ist also in diesem neuen Jahre auf nichts Anderes als auf eine allmählige Umgestaltung dieser Blätter abgesehen, welche vielleicht in der Folge auch eine Aenderung

des Titels nach sich ziehen dürfte, der, wie leicht begreiflich, für den Inhalt eines Journals, wie es oben bezeichnet ist, viel zu eng, doch für jetzt, äußerlich buchhändlerischer Rücksichten wegen, nothwendig beibehalten werden muß. Möge daher Niemand sich an dem Namen stoßen, und, wenn eine Incongruenz desselben mit dem Inhalte sich bemerklich macht, diese vielmehr mit jener Nothwendigkeit entschuldigen. — Daß der Humor keineswegs ausgeschlossen werde, dafür bürgt schon der Name des Herausgebers dieser Blätter; es werden also auch Beiträge dieser Art stets höchst willkommen sein.

Die Obengenanten, welche sich im Einverständnisse mit Herrn von Kobbe dazu vereinigt haben, die Mittheilung der humoristischen Blätter zu jenem Zwecke von heute an zu übernehmen, können nun freilich nicht versprechen, auf einen Schlag die beabsichtigte Wendung und Umgestaltung eintreten zu lassen, die das Journal zu einem mehr vaterländischen und zu einem Organe auch der ernsteren, durch die Tagespresse zu vertretenden Interessen unserer Heimath und ihres geistigen Lebens heranbilden soll. Hingegen glauben sie, vorausgesetzt, daß die Theilnahme ihrer Mitbürger ihnen zu Hülfe kommt, versprechen zu dürfen, daß sie wenigstens annäherungsweise das Blatt jenem Ziele zuzuführen und dasselbe durch die Auswahl und Haltung der aufzunehmenden Beiträge dem Interesse der Leser zu empfehlen bestrebt sein werden.

Das Bedürfniß eines der Bildung unserer Stadt entsprechenden Journals ist eine Thatsache, über welche weiter ein Wort zu verlieren überflüssig sein möchte. In den Händen des Publikums liegt es, ob dieser Versuch, ein solches allmählig auf dem angedeuteten Wege herbeizuführen, den gewünschten Erfolg haben soll.

Gelingt es, die Zahl der Theilnehmer dahin zu erhöhen, daß die Kosten der Unternehmung sicher gedeckt sind, so soll die völlige Umgestaltung und respective Erweiterung des Journals so bald als möglich eintreten.

Alle Anmeldungen und Bestellungen zu der so ent-

enten Zeitschrift, deren geringer Preis auch für dies Jahr unverändert bleibt, bittet man an die hiesige Schulzesche Buchhandlung zu richten, und baldmöglichst einzusenden. — Beiträge werden, portofrei oder durch die Buchhandlung, an einen der drei Redacteren adressirt, erbeten.

Oldenburg, den 1. Januar 1842.

Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigersohns.

Von Dr. Adolf Stahr.

I.

Der Onkel.

Erstes Kapitel.

Mein Onkel war ein Mann von der Art, wie sie heut zu Tage fast gar nicht mehr gefunden werden. Seine Bekannten nannten ihn einen eignen oder auch einen besondern Mann.

Wenn man dieser Beziehung näher auf den Grund sah, so fand man bald, daß damit keineswegs irgend eine besonders hervorstechende geistige Begabung, was man jetzt Talent oder gar Genie zu nennen pflegt, ausgesprochen werden sollte. Vielmehr ergab sich, daß mein Onkel ein Mann von schlichten geistigen Fähigkeiten war, der, wenn er im Alterthum gelebt hätte, gewiß nicht das Schicksal des Hermodorus von Ephesus zu befürchten gehabt haben würde, den seine Ephesischen Mitbürger aus dem alleinigen Grunde verbannten, weil er sich durch hohen Verstand vor ihnen allen auszeichnete.

Er war aber auch kein Liebhaber von Steckenpferden, wie der Immermannsche Memorabilienonkel. Es müßte denn sein, daß man den Pegasus dafür gelten lassen wollte, den er, wie die Sage ging, in jüngeren Jahren zuweilen zu tummeln versucht hatte. Indessen zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, war davon längst keine Rede mehr, und eine

Familientradition besagte, daß ein mehr komischer als gefährlicher Sturz mit dem Musenrosse ein für allemal diesem Unfug ein Ende gemacht habe. — Er hatte nämlich das Unglück erlebt, daß von dem Bändchen seiner »poetischen Grübeleien,« welches er auf eigne Kosten unter dem Namen Sophron hatte drucken und durch einen ihm persönlich vertrauten Sofius in die Welt senden lassen, nicht nur sämmtliche ausgesendete Exemplare, sondern sogar einige über die Zahl — ohne Zweifel verschenkte Freiexemplare — als Krebse zurückgekommen waren. Diese traurige Erfahrung hatte ihn bewogen, die ganze Auflage der »poetischen Grübeleien« — für die das Zeitalter noch nicht reif sich erwiesen hatte, zurückzunehmen, und in einer eignen Kammer seiner kleinen Wohnung kommenden Zeiten aufzubewahren.

Doch wie gesagt zu der Zeit, aus welcher meine Erinnerungen stammen, war von diesem Steckenpferde nichts mehr zu spüren, und jene Bezeichnung eines *eignen* oder *besondern* Mannes hatte ihren Grund zweifelsohne in ganz andern Dingen.

Er war ein Mann *für sich*, wie man es auch wohl zur Abwechslung ausdrückte. In unseren Tagen würde man ihn vielleicht ein Original nennen. Und doch zweifle ich, ob diese moderne vornehm klingende Bezeichnung das Wesen meines Onkels so richtig ausdrücken dürfte, als jene altmodische es that. Er war ein Mann für sich, das heißt: all sein Thun und Lassen war zunächst und vorzugsweise auf ihn selbst bezogen, ohne darum etwa vollendeter Egoismus im argen Sinne zu sein. Eine überstrenge Erziehung unter den Augen einer, an militärische Disciplin gewöhnten, und in dieser den höchsten Stolz des menschlichen Geistes verehrenden Mutter, hatte nach dessen Tode den funfzehnjährigen Knaben der alleinigen Führung einer ebenso liebevollen als überängstlichen Mutter willenlos überliefert, welche das einzige Kind, über dessen strenge Behandlung von Seiten des Vaters ihr Herz oft geblutet, jetzt mit doppelter Liebe umfaßte, und vor aller Berührung mit der Welt möglichst sorgsam hütete. Sie hatte ihn nicht nur auf die

Schule, sondern auch sogar auf die Universität begleitet, wo er vor lauter Aengstlichkeit zwischen den verschiedensten Berufsfächern hin und her schwankend, zuletzt ohne eine bestimmte Wahl einzelnen Lieblingsneigungen folgte, meist aber aus Menschenscheu nur solche Vorlesungen hörte, die entweder privatissime gelesen oder doch nur von sehr wenigen Zuhörern besucht wurden. So war seine Bildung zwar eine sehr vielseitige, aber auch eine durchaus zusammenhangslose geworden, und es war ein Glück für ihn, daß nach dem Tode der Mutter das geerbte Vermögen grade hinreichte, ihm den furchtbaren Schritt in das bürgerliche Leben, durch Bewerbung um irgend ein Amt, zu ersparen, und ihn in den Stand setzte, nach einigen Reisen, auf denen er einen jungen Landsmann als Hofmeister begleitet hatte, sich in seine Geburtsstadt zurück zu ziehen.

Hier spann er sich allmälig in eine Existenzweise ein, die, indem sie seinem Wesen zusagte, diesem zugleich allmälig jenes oben bezeichnete charakteristische Gepräge verlieh. —

Seine angeborne und durch Erziehung bestärkte Schüchternheit und Aengstlichkeit war in ein Mißtrauen übergegangen, welches sich auf alle ihn umgebende Menschen und Dinge bezog, und den Grund dessen bildete, was liebloseren Betrachter Egoismus nennen mochten. Aber von jenem Mißtrauen war er *selber* nicht ausgenommen. Oder vielmehr, nur weil er sich selbst nie traute, weil er weder auf seine Einsicht und Klugheit, noch auf seine Kraft und seinen Willen vertraute, war er mißtrauisch gegen die Welt außer ihm. Hierin lag die versöhnende Seite jener peinlichen Vorsicht, mit welcher er alle, auch die gewöhnlichsten Vorkommnisse des Lebens angriff, so daß man von ihm zu sagen pflegte, er setze keinen Fuß vor den andern, ohne vorher den Platz genau zu untersuchen, wohin er trete. Er hatte ein scharfes Auge für die Schwächen und Fehler, Irrthümer und Mißgriffe anderer, nicht aus Neigung zum meditirenden Kritteln sondern einzig darum, weil er beständig bemüht war, an ihnen zu lernen, wie er selbst sie vermeiden könne. Weil er bei einem natürlich guten Verstande jeden Schritt,

jede Handlung erst nach allen ihren möglichen Folgen sich klar zu machen suchte, ehe er sie that, kam er natürlich selten zum Entschluß des Handelns; und war er über die Folgen beruhigt, so konnte man Zehn gegen Eins wetten, daß die Vorbereitungen für das sichere Gelingen dem Hauptzwecke zuletzt über den Kopf wuchsen, und ihn in Schwierigkeiten verstrickten, über die ihm nur selten das Geschick eines günstigen Zufalls, oder der Zwang dringender Umstände, oder die kräftige Hand eines befreundeten Bekannten hinweghalf. Diese Eigenthümlichkeit seines Wesens stand jedoch keineswegs in Widerspruch mit einer gewissen Ausdauer in Verfolgung von Lieblingsplänen und Vorsätzen, die er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Dramaturgische Skizzen.

Scribe's „Glas Wasser“

(aufgeführt: Oldenburg, d. 28. December 1861.)

Von dem Kunst- und poetischen Werthe dieses durch und durch französischen Produkts zu sprechen, verhindert uns der einfache Umstand, daß es keinen hat.

Der leitende Grundgedanke, der durch dieses höfische Intriguenlustspiel zur Anschauung gebracht werden soll, ist der, daß nicht der Geist und die innere Nothwendigkeit der Entwicklung, nicht die sittliche Kraft und der Charakter oder die Macht und Berechtigung der Interessen, an deren Verwirklichung das historische Individuum Leib und Leben setzt, den Gang der Weltereignisse bestimmen und zu Ende führen, sondern daß der Gott Zufall, der Aristophanische Diener, und seine Schwestern Kabale und Intrigue die leitenden Mächte der Weltgeschichte und des Lebens und Sterbens ihrer Träger sind.

Nun ist der Stoff des Stücks zwar aus einer Zeit gegriffen, in welcher dieses Princip allerdings eine schauerliche Realität gehabt zu haben scheint, aus einer Zeit, in welcher, wie der deutsche Geschichtschreiber derselben, unser Landsh-

mann Schloſſer, der tiefer wie irgend ein lebender Hiſtoriker in dieſe Abgründe eingedrungen, ſich ausdrückt: »abgefeimte, moraliſch verdorbene, ganz ſchaamloſe Menſchen faſt in allen Staaten regierten, weil man glaubte, ein Diplomat müſſe über die Vorurtheile gemeiner Moral hinaus ſein, und entweder mit Militairgewalt oder Kniffen die Menſchen leiten, wie er die Hofcabalen zu leiten gewohnt war.« Dies iſt die Zeit, wo von einem verſchütteten »Glaſe Waſſer,« einem »ſchiefen Fenſter,« einem »Paar Handſchuhe« u. ſ. w. von gewiſſen Leuten der Gang der Weltereigniſſe beſtimmt gedacht wurde, und der Franzoſe hat das zu ſeinem Vortheil beſtens zu benutzen verſtanden. Aber dem Himmel ſei Dank, daß ein geläuterteres Bewußtſein ſetzt ſich durch all jenen Schein nicht mehr zu dem grauſenhaften Glauben zurückführen läßt: daß zu irgend einer Zeit die Welt von Gott verlaſſen und von ihm ſo elenden Zufälligkeiten überantwortet geweſen ſei. Wir wiſſen vielmehr, daß durch allen Jammer und alles Elend des Weltzuſtandes auch in jener Zeit ſich ein tröſtlicheres Wirken und Weben des geheimnißvollen Weltgeiſtes hindurchzieht, dem ſelbſt der Zufall und die Willkühr der Individuen nur dient, und ſeinen Zwecken unbewußt in die Hände arbeitet. Ohne dieſen Troſt müßte das Studium jener Zeit und ihrer Geſchichte unbezweifelt zur Gottesleugnung führen.

Uebertrieben hat nun freilich der Franzoſe, ſo grell er auch die Farben aufträgt, nicht, vorausgeſetzt daß man ſeinen Standpunkt gelten läßt; wenn gleich Niemand die Königin Anna als hiſtoriſche Perſon hier wieder erkennen wird. Aber, (und das iſt die widrige Seite) wenn irgend ein Drama dazu geeignet, ja, man kann ſagen dazu geſchrieben iſt, Haß und Verachtung gegen die Majeſtät des Herrſcherthums durch die Individuen, die es an den goldnen Drähten und Ketten zu ihren egoiſtiſchen und elenden Zwecken leiten und gängeln, den unruhigen Franzoſen zu predigen, ſo iſt es dieſes, wo eine Herrſcherin das Geſchick ihrer Völker und Europas nicht von den Gründen der Ehre und des allgemeinen Wohls, ſondern von den Motiven ihrer

Liebesneigung zu einem jungen Offizier bestimmen läßt. Wie ganz anders hat ein deutscher Dichter, hat Gutzkow in seinem Patkul dagegen dieselbe Zeit und dieselben Mächte behandelt. Bei ihm erscheinen gleichfalls Intrigue und Kabale als Hebel der Politik, aber nicht, wie bei dem Franzosen, als das Berechtigte, sondern als das Verwerfliche. Auch dort erscheint ein leichtsinniger, von Intriganten umgarnter Herrscher: aber als tragische Figur, mit der wir sympathisiren können, während bei dem Franzosen die von allen Seiten betrogne Königin wegen ihrer gänzlichen Nullität nicht einmal lächerlich erscheint, sondern ehr Widerwillen erweckt. Diese Parallele ließe sich noch weiter und fruchtbarer ausführen.

Eins muß man aber dem Französischen Produkte lassen: es unterhält. Und wenn »Unterhaltung« in diesem Sinne für das Drama der Maßstab der Kritik sein soll, so kann man es vor unzähligen deutschen Langweiligkeiten sogar loben. Der Franzose scheut aber zu diesem Zweck auch kein Mittel. Alles geht bei ihm Schlag auf Schlag. Eine Unwahrscheinlichkeit in der Anordnung, Scenenfolge, Zeit, Localität (man denke nur an den Schluß!) u. s. w. drängt und verdrängt die andere, so daß der »Geschlagne,« der Zuschauer, schon die zweite Ohrfeige weg hat, ehe er sich noch über die erste besinnen und fragen kann: wie das gemeint gewesen. So besiegt oft ein Naturalist den besten Fechter dadurch, daß er ihn verdutzt macht.

Mit der Aufführung konnte man nur zufrieden sein. Die Palme verdienten aber Herr Bluhm (St. John) und Mad. Bluhm (K. Anna), welche auch gerufen wurden. In einer Scene zwischen Abigail (Mad. Moltke, recht brav) und St. John passirte ein kleines Versehen: man kam aus dem Text. Und Mad. Schultze (Herzogin Marlborough) redete den Lord Bolingbroke einmal sehr emphatisch zum großen Ergötzen der Zuschauer mit »Milady« an. Uebrigens ging alles rasch und prompt.

Ueber die Aufführung von Gutzkow's Patkul nächstens.

Adolf Stahr.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 2. Donnerstag, 13. Januar. 1842.

Soldat und Schulmeister

von K. A. Mayer.

Soldat.

Wer ist ein Mann wie ich?
Das Schwert an meiner Seite,
Das ist mein trotzig Geleite.
Wer ist ein Mann wie ich?

Schulmeister.

Respekt, ihr Jungen, Respekt!
Ich bin der Herr Präcepter,
Ein Röhrchen ist mein Zepter.
Respekt, ihr Jungen, Respekt!

Soldat.

Der frühe Morgen graut.
Ins frische Feld marschiren
Musketiere mit Grenadieren.
Der frische Morgen graut.

Schulmeister.

Ein Viertel vor Achte schlägt's;
Ich leere die Kaffeetasse,
Und schreite nach der Klasse.
Ein Viertel vor Achte schlägt's.

Soldat.

Wie's blitzet und wie's kracht!
Das ist ein lustig Wetter!

Trommeln, Trompetengeschmetter.
Wie's blitzt und wie's kracht!

Schulmeister.

Klipp, klapp, du fauler Bursch!
O setzt mich Weisheit spenden
Mit der Zunge, mit den Händen.
Klipp, klapp, du fauler Bursch!

Soldat.

Die Schlacht, der Krieg ist aus;
Blut soll nicht weiter fließen.
Die Heimat wir begrüßen.
Die Schlacht, der Krieg ist aus.

Schulmeister.

'S ist Abend, ich bin zu Haus,
Wo ich vierzig Hefte begrüße.
O rothe Dinte, fließe!
'S ist Abend, ich bin zu Haus.

Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigersohns.

Von Dr. Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

So war er nach und nach in die funfzig hineingekommen, ohne daß er sich, obschon er keineswegs ein Weiberfeind zu nennen war, hatte entschließen können, seine eheloſe Junggesellenfreiheit mit dem sanften Joche der Ehe zu vertauschen. Und doch gehörte dieser Schritt zu seinen Lieblingswünschen, und all sein Thun und Lassen war fort und fort darauf berechnet, ihn zu verwirklichen. Seit zwanzig Jahren hatte er wenigstens eben so viele Pläne dazu entworfen, und es war kaum ein heirathsfähiges Mädchen, die Wittwen gar nicht gerechnet, in seiner Bekanntschaft, die er dabei nicht einmal wenigstens im Auge gehabt hätte. Allein da er bei näherem Zusehn bald irgend eine Eigenschaft entdeckte, die, wie er meinte, zu seinen Ansichten nicht paßte,

ſo gab er die Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit um ſo leichter wieder auf, je weniger dieſe ſelbſt, bei ſeiner vorſichtigen Scheu, wiſſen konnten, daß er ſie jemals beachtet habe. Ein Paarmal war es jedoch bei ihm wirklich ſoweit gediehen, daß er den Entſchluß gefaßt, bei einer oder der andern von fern anfragen zu wollen, ob ſie vor dem Gedanke nicht zurückſchrecke, Frau Magiſter Tiſtelmaier — denn ſo hieß mein Onkel, — zu werden. Aber in den beiden Fällen, wären ihm jedesmal raſchere Bewerber zuvorgekommen, und er fand die Feſtung ſchon von andern erobert, ehe er noch die erſten Approchen gelegt hatte.

Solche Unfälle machten indeſſen keineswegs einen traurigen Eindruck auf ſein Gemüth. Vielmehr hatte er jedesmal darin einen beſondern Fingerzeig der Vorſehung erkannt, und bei ſchärferem Zuſehn leicht gefunden, daß er auch hier nicht vorſichtig genug zu Werke gegangen, und daß er gar manches an den Auserwählten überſehen, was in der Ehe mit ihnen ihm leicht hätte zum Unglück ausſchlagen können. Seine Gründe dafür waren ſtets zureichend. War die Ehe der ihm verſagten eine glückliche, ſo hätten ſie, wie man offenbar zugeben mußte, nicht für ihn gepaßt, da ſie mit einem andern ſo trefflich harmonirten, von deſſen Weſen und Lebensgewohnheiten doch die ſeinigen ſo himmelweit verſchieden waren. Fiel aber eine ſolche Verbindung unglücklich aus, ſo hatte er natürlich noch leichteres Spiel. Denn wer ſtand ihm dafür, daß das fremde Unglück nicht auch ihn eben ſo gut hätte treffen können.

Da er ſich indeſſen fortwährend auf geheimen Freiersfüßen befand, und jeden Augenblick hoffte, daß die für ihn beſtimmte ſich endlich ſeinen Blicken zeigen werde, ſo hatte er ſeit längerer Zeit alles auf dieſen Fall vorbereitet. In ſeinem Hauſe war ſtets ein Zimmer für die Hausfrau eingerichtet, und mit all' den kleinen Erforderniſſen eines ſolchen bis auf Nähtiſch und Toilette ausgeſtattet. Alles Wirthſchaftsgeräth, was zu einer vollſtändigen Haushaltung gehört, war ſorgfältig angeſchafft, Betten, Weiß- und Leinenzeug fehlten nicht, und ſelbſt für etwanige Nachkommenſchaft ſtanden

(wie man ſich ſagte) Wiege und Kinderzeug bereit. Obſchon mein Onkel keine Haushälterin hielt, ſondern mit einem alten Bedienten ſich behalf, und ſich dabei aus einem Wirthshauſe ſpeiſen ließ, ſo wurden doch alljährlich jene häuslichen Anſchaffungen, wenn ein und das andere Stück durch den Zahn der Zeit, oder durch andere Zähne abgängig wurde, gewiſſenhaft wieder ergänzt. Der Grund, weßhalb er ſich nicht durch eine Haushälterin die ſehnlich gewünſchten Agrement einer eignen Wirthſchaft ſchon proviſoriſch verſchaffte, war aber kein andrer als die Befürchtung, daß eine ſolche ſeinen Ehepläuen im Wege ſtehen, und ſeiner zukünftigen Hausfrau hinderlich werden möchte. Jedenfalls ſprach er es oft aus, daß Haushälterinnen für Junggeſellen das Haupthinderniß der Ehe bildeten, ein Satz, den er mit vielen Erfahrungsbeiſpielen zu belegen nie unterließ, ſo oft die Rede auf dies Kapitel kam.

Zweites Kapitel.

Ein glückliches Geſchick hatte meinem Onkel in ſeinem Bedienten einen Menſchen zugeführt, der ſich in alle ſeine Launen und Grillen nicht nur wohl zu ſchicken verſtand, ſondern ſich auch in einer Reihe von Jahren ſo in dieſelben eingelebt hatte, daß ſie zuletzt ſeine eignen geworden waren. Dazu kam, daß der alte Joſias neben der dankbarſten Liebe zu ſeinem Herrn, der ihn früher von den Soldaten losgekauft hatte, zugleich den unbegrenzteſten Reſpect vor ſeinen Kenntniſſen und Einſichten beſaß, während er ihn ſeinerſeits an Aengſtlichkeit und Vorſicht noch übertraf. Joſias gehörte einer Klaſſe alter treuer Diener an, wie ſie in unſern Zeiten gar nicht mehr gefunden werden. Es war ihm während der 25 Jahre, die er bereits im Dienſte meines Onkels zugebracht hatte, auch nicht einmal eingefallen, daß er jemals etwas anders werden könnte, als der Diener und das Factotum ſeines Herrn. Nur einen einzigen Punkt gab es, über welchen er ſich von den Anſichten des letztern — freilich nur im Stillen, — abzuweichen erlaubte. Dies war der Ehepunkt, und die dahin ge-

richteten Absichten und Bestrebungen meines Onkels. Josias war nämlich ein vollständiger Weiberfeind, oder wenn das zu hart klingen sollte, er mißtraute dem ganzen Geschlecht, seitdem ihm in seinen jungen Jahren eine Angehörige desselben auf eine freilich arge Weise mitgespielt, und ihn nicht nur selbst betrogen, sondern auch durch einen preußischen Werbeoffizier berückt, an diesen verrathen hatte. Aus dieser Lage hatte ihn später das Geld und die Verwendung meines Oheims, dessen älterer Spielgenosse er als Knabe gewesen war, befreit, und ihn dadurch auf ewig an sich geknüpft. Hätte nun Josias, wie wir sehen, allerdings den gerechtesten Grund, das schöne Geschlecht mit dem größten Mißtrauen zu betrachten, und erlaubte er sich auch in dieser seiner Ansicht keinerlei Ausnahmen zu Gunsten irgend einer Person, so kam dazu doch auch noch ein anderer Umstand, der ihm die Heirathspläne seines Herrn in einem höchst ungünstigen Lichte erscheinen ließ. Er war nämlich der festen Ueberzeugung, daß mein Onkel in einer solchen Verbindung nur unglücklich werden könne, da er es für ein Ding der Unmöglichkeit ansah, daß irgend wer, außer ihm selbst, im Stande sei, mit dem Herrn, wie er es nannte »fertig zu werden.«

Man kann daher leicht denken, daß Josias, obschon Liebe und Respect ihm die Aeußerung solches heimlichen Meinungszwiespalts unmöglich machten, doch Politik genug besaß, seine Ansichten auf eine andere Weise geltend zu machen. Sobald nämlich mein Onkel irgend eine Parthie auf dem Korne hatte, wußte er unter dem besten Anschein seine Bedenklichkeit rege zu machen. Er befolgte dabei eine doppelte Methode. Entweder nämlich wußte er an dem Gegenstande der Aufmerksamkeit seines Herrn bald diese oder jene Eigenschaft ausfindig zu machen, die demselben, um aller Erfordernissen zu entsprechen, fehle, oder aber andere Eigenschaften lobend hervorzuheben, von denen er wußte, daß sie meinem Onkel nicht behagten.

Auf die eine oder die andere Weise war er sicher, bei der Eigenthümlichkeit meines Onkels seinen Zweck zu errei-

chen, zumal da dieser die unbegrenzte Liebe und treue Anhänglichkeit seines Dieners kannte, und davon mehr als einen Beweis erhalten hatte, der in unsern Augen unerhört sein möchte. Ich will nur einen davon erzählen.

Der Onkel glaubte an Träume und Vorahnungen, wie alle ängstlichen und bedenklichen Leute. So hatte er einst lebhaft geträumt, daß sein Josias auf eine Lotterienummer einen bedeutenden Gewinn erhalten habe. Gleich am folgenden Tage hatte er, der aus sittlichen Grundsätzen jedes Hasardspiel mied, nichts Eiligeres zu thun, als das geträumte Loos von dem sehr erstaunten Lotteriecollecteur des Orts käuflich an sich zu bringen, und dasselbe seinem Josias mit allerlei geheimnißvollen Winken und Andeutungen unter den Geschenken, mit denen er ihn jedesmal an seinem Geburtstage erfreute, einzuhändigen. Der wunderliche Zufall wollte, daß meines Onkels Traum eintraf. Der Collecteur verkündete nach einigen Wochen, daß auf das Loos ein Gewinn von mehreren tausend Thalern gefallen sei. Langsam und mit großer Vorsicht brachte jetzt mein Onkel nach vielem Umschweifen seinem bisherigen Diener den Glücksfall bei, und verfehlte nicht dem erstaunten und verwirrten anzudeuten, daß ihr bisheriges Verhältniß nun nicht wohl mehr länger bestehen könne, da er jetzt in den Stand gesetzt sei, selbst sein eigner Herr zu werden, und sich bedienen zu lassen, statt einen andern zu bedienen. Allein Josias war durch keine Vorstellungen zu bewegen, auf dergleichen Aussichten einzugehn. Der Gedanke, seinen Herrn verlassen zu sollen, ließ ihn den Glücksfall fast als das größte Unglück betrachten. Er erklärte fest, und verharrte bei dieser Erklärung, daß er in diesem Falle auf das Geld verzichte, und es blieb kein anderer Ausweg übrig, als daß mein Onkel die Verwaltung des Geldes übernahm, und seinen Josias behielt. Nur mit der größten Mühe setzte er es durch, daß der letztere wenigstens die Livree, das Zeichen der Knechtschaft, mit einem bürgerlichen Rocke vertauschte. Zur Annahme einer Schuldverschreibung war jener jedoch nicht zu bewegen, und es blieb meinem Onkel nichts übrig, als daß er das betreffende

Dokument, für den Fall seines Todes gerichtlich deponiren ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Humoresken

von Theodor von Kobbe.

Die wöchentlichen Hamburger Nachrichten vom 31. December 1841 enthalten wörtlich folgende Anzeige:

Meine Gründe sind lächerlich, aber

Claus Friedrich Samuel Krull

seine Gründe sind ernsthaft, indem ich meine Sache auf gerichtlichem Wege weiter suchen werde.

J. F. Grell.

Wenn, wie auch sehr häufig unnütze dumme Teufel ein hohes Alter erreichen, diese Annonce der Vergessenheit entrissen werden wird, so sehe ich im Geiste schon voraus, daß der Director der Hamburger Johannisschule, etwa im Jahr 2200, ein Programm zum Verständniß dieser grellen Worte schreiben wird.

In Braunschweig lebt jetzt ein Engländer, der sich, wie er sagt, sein Reitpferd umsonst hält. Er reitet nämlich jeden Nachmittag (wofür er einen Gulden zahlt) nach Wolfenbüttel, woselbst er ein und zwanzig Gläser Grock trinkt, deren jedes um einen Mariengroschen (zwei Grote) billiger ist, als in Braunschweig.

»Nun wie hat es Euch im Hannoverschen gefallen?« fragte ich einen hiesigen Knecht, der in der Nähe von Neustadt am Rübenberge gewesen war. — »Wie schullt mi da gefallen hemm?« versetzte er kopfschüttelnd, da is alles caput. »Wie meint Ihr das?« versetzte ich verwundert. »Se segt nich, min ohle Jack oder Foderhemd oder min nehe, sondern mihn ohle Caput und min nehe Caput (capot,) und wenn he ohck ganz hehl ist. Da ist alles caput.« Sie sagen nicht »meine alte Jacke« »mein neues Futterhemd« sondern mein alter Caput und mein neuer Caput, wenn er auch ganz heil ist.

(Eine aufrichtig wahre Geschichte.)

In einer Schwedischen Seestadt träumte vor einigen Monaten einem jungen Mädchen, ihr Vater sei angekommen und habe ihr einen Bräutigam mitgebracht. Am andern Morgen lag der Papa mit seinem Schiff im Hafen vor Anker. Nach dem ersten Willkommen erzählte Christine lächelnd ihren Traum. — Aber kaum hatte sie ihn vollendet, als ein junger Passagier eintrat, der seinem Capitain »Lebewohl« sagen wollte. Ihn sehen und in Ohnmacht fallen, war bei Christinen das Werk einer Terze. Vierzehn Tage darauf war sie die Braut des

jungen Reisenden, in dessen Herzen der erste blitzkurze Anblick Christinens gezündet hatte. Christine hatte aber bei der Rückkehr aus dem Lande der Ohnmacht ihren Schwestern gestanden, daß der Fremde leibhaftig so ausgesehen, wie der im Traume gesehene Zukünftige, mit dem sie als Gattin jetzt, trotz der Winterzeit, eine Reise in Deutschland macht. — Wir bitten auf diese junge Frau zu vigiliren und sie um die Diät zu befragen, welche sie am Tage vor dem verhängnißvollen Traum observirt hat, die wir demnächst zur Verbreitung des Hellsehens aller Ehestandscandidatinnen publiciren wollen. — Aus ihrer unverbürgten Quelle wissen wir übrigens, daß sie zwanzig Minuten und eine halbe vor Schlafengehn, zwei gebratene Aepfel verspeist, ein Versuch den man immerhin auch machen könnte. Denn, wie wenig ist an einem Paar alten Aepfeln und wie viel an einem jungen Bräutigam gelegen!

Kleine Chronik.

Wie es heißt projektirt Tieck, da eine Wiedererweckung des altgriechischen Theaters so wohl gelungen, den Versuch bei Darstellung eines Shakspearschen Werks, auch eine altenglische Bühne aufzubauen. Immermann hatte in Düsseldorf schon früher einmal etwas Aehnliches versucht. Bekanntlich knüpft Tieck an die Veränderung der altenglischen Schaubühne auch hauptsächlich den Verfall der dramatischen Kunst bei uns.

Ferdinand Freiligrath besingt in einem längeren Gedichte im Morgenblatte (1841. № 296) den Tod Diego Leon's, des Märtyrers für die Königin Christina von Spanien.

Göthes Egmont wird, nach einem Briefe in der L. Eleg., jetzt in Wien sehr häufig gegeben. Daß dabei Manches in der Dichtung fortbleiben muß, versteht sich von selbst. Prächtig aber ist's, daß in der Scene, wo das Volk »Es lebe die Freiheit« ruft, auf der Wiener Bühne: »Es lebe der Frohsinn!« gerufen wird.

Alle Berichte über die Wiederbelebungsversuche der griechischen Tragödie in Berlin stimmen doch darin überein, daß davon jedenfalls für unsere so tief gesunkene Bühne eine ersprießliche ernste Anregung zu erwarten sein dürfte, für die man dem kunstsinnigen preußischen Könige dankbar sein müsse.

Adolf Stahr.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 3. Donnerſtag, 20. Januar. 1842.

Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigerſohns.

Von Dr. Adolf Stahr.

(Fortſetzung.)

Drittes Kapitel.

Ein geräumiges zweiſtöckiges Haus nahe am Ende der Vorſtadt, etwas zurückliegend in einem Garten, der das Ganze umſchloß, und ſich bis an den Fluß hinab erſtreckte, war der Wohnſitz meines Onkels. Er hatte vor langen Jahren dieſe Beſitzung, welche den Vortheil ländlicher Stille mit der Bequemlichkeit ſtädtiſcher Nähe verband, käuflich an ſich gebracht, und in derſelben Alles ganz nach ſeinen Wünſchen eingerichtet. Ein hohes eiſernes Gitter verſchloß den Eingang gegen die baumbepflanzte Straße. Die Thüre deſſelben, welche ſtets verſchloſſen war, konnte vermittelſt eines einfachen Mechanismus von dem Hauſe aus geöffnet werden. Eine gleiche Vorrichtung war an der Hausthüre ſelbſt angebracht, ſo daß man, um ins Innere zu gelangen, zwei Klingeln in Bewegung zu ſetzen, und zweimal die Muſterung des vorſichtigen Joſias zu paſſiren hatte, der von ſeinem Zimmer aus das Schließeramt verwaltete. — Man muß nämlich wiſſen, daß alle gewöhnlichen Stadtgänge nicht von Joſias ſelbſt, ſondern durch einen beſondern Laufburſchen beſorgt wurden, der indeß nicht nicht im Hauſe ſchlief,

sondern sich Frühemorgens zu einer bestimmten Stunde einfand, und Abends entlassen wurde. — War der Anpochende ein Fremder, dessen Erscheinung nicht ganz verdachtlos für Josias erschien, und in seinen Augen waren, wie bei den alten Römern, die Begriffe Fremdling und Feind Synonyme, so ward ihm auch nach der Oeffnung der Hausthür der Eintritt noch keineswegs ohne weiteres verstattet, sondern eine Sperrkette, welche die Thür nur auf die Hälfte des zum Eintreten eines Menschen nöthigen Raums sich öffnen ließ, gab die Möglichkeit einer dritten Sicherheitscontumaz, welche für manche Individuen eine undurchbrechliche blieb. Mein Onkel hatte nämlich unter seinen vielen Schrullen auch die einer beständigen Besorgniß vor räuberischen Ueberfällen, obschon dergleichen seit Menschengedenken nicht in jener Gegend passirt waren. Diese Besorgniß war der Grund jener weitläuftigen Sicherheitsmaßregeln, zu denen sich indeß noch viele andere gesellten. Jeden Abend wurde nach Einbruch der Nacht zu bestimmten Stunden erst vom Diener, dann von dem Herrn die Runde im Hause gemacht, und Schlösser, Fenster und Fensterladen visitirt. Bei dieser Vigilanz unterstützte sie der wachsame Schafpudel, welcher in dem kleinen Hundehäuschen des Gartens logierte. Als aber dieser einmal plötzlich starb, ward sein Tod bis zur Anschaffung eines neuen vierfüßigen Wächters unter dem Vorgeben einer Krankheit selbst den nächsten Bekannten verheimlicht. Und damit kein etwaniger Angreifer die dadurch entstandene Lücke der Befestigung merken sollte, verfehlte Josias nicht, bei seiner nächtlichen Runde von Zeit zu Zeit das knurrende Gebell des Verstorbenen in täuschender Nachahmung ertönen zu lassen. Ja auf die Nachricht, daß irgendwo in der Nähe ein Diebstahl geschehen, oder ein Verhafteter entsprungen sei, wurden regelmäßige Nachtwachen gehalten, in die sich beide so theilten, daß vor Mitternacht mein Onkel, während Josias schlief, und nach Mitternacht der letztere, wenn der Herr sich zur Ruhe legte, mit einem großen Dragonersäbel umgürtet im Hause wach blieben. Ja man erzählte sich, daß sie in sol-

chen Fällen ſich förmlich auf Kriegsfuß geſetzt, und eine Parole allabendlich ausgegeben hätten, und daß Joſias einſt ſeinen Herrn, der etwas ſpäter als gewöhnlich aus einer Geſellſchaft zurückkehrte, über eine Stunde vor dem Gitter in der regnichten Nacht habe ſtehen laſſen, weil jener die ſelbſtgegebene Parole vergeſſen gehabt. Joſias, theils aus alten ſoldatiſchen Erinnerungen, theils aus der Beſorgniß, es könne wirklich irgend Jemand ſeines Herrn Stimme nachmachen und ſich auf dieſe Weiſe ins Haus ſchleichen, war feſt geblieben, obſchon ſein Herz bei dem Gedanken blutete, daß der ſo Ausgeſperrte doch aller Wahrſcheinlichkeit nach ſein theurer und verehrter Herr ſei, den er hier aus Pflichtgefühl und Gehorſam der Gefahr einer tödtlichen Erkältung Preis gab. Die Erkältung erfolgte denn auch wirklich, da der gute Onkel ſich erſt nach einer vollen Stunde auf die Parole beſann. Joſias aber ward keineswegs geſcholten, ſondern, wie es hieß, vielmehr durch ein bedeutendes Dienſt-Avancement belohnt.

Mit dem Dienſtavancement hatte es aber folgende Bewandniß, wie der Leſer aus dem nächſten Kapitel erſehen wird.

Viertes Kapitel.

Zwiſchen Joſias und ſeinem Herrn beſtand nicht nur der Liebe und Anhänglichkeit nach das natürliche Verhältniß eines Unterthanen zu ſeinem Fürſten, ſondern es war daſſelbe auch auf folgende äußerſt ſinnreiche Weiſe von meinem Onkel ausgebildet worden. Wir haben oben geſehen, daß Joſias, ungleich der Mehrzahl ſeines Standes, gegen Geld und Gut ziemlich unempfindlich war. Zudem hatte er ſtets was er brauchte, und was er brauchte war nicht viel. Da nun an eine Belohnung ſeiner treuen Dienſte, ſeiner ſtets wachen Sorgfalt auf dieſem Wege nicht zu denken war, mein Onkel aber in demſelben Grade, als ſein Diener ſich zufrieden zeigte, das Bedürfniß empfand, ihm ſeine Dankbarkeit und Geneigtheit auch äußerlich zu beweiſen, ſo war er auf einen Ausweg verfallen, der ſeinen

Wünſchen vollkommen entſprach. Er vertheilte nämlich die Beſorgung der einzelnen Branchen des Mikrokosmus, innerhalb deſſen ſich ſein friedliches Leben bewegte, unter eine Menge von Chargen und Aemter, von denen er eine genaue Rangliſte entwarf, und mit denen er nach und nach im Laufe der 25 bis 30 Jahre ihres Zuſammenlebens ſeinen Joſias ſtufenweiſe belohnte, bis er nach jenem edelmüthigen Verzichten auf die eigne Freiheit, von dem wir im zweiten Kapitel erzählt haben, alle Würden und Aemter durch den Titel und Rang eines Premierminiſters in ihm vereinigte. Ehe jedoch Joſias dieſe letzte und höchſte Stufe erreichte, avancirte er, wie geſagt, aus der farbloſen abſtracten Allgemeinheit eines Bedienten zu den mannigfaltigſten beſondern Aemtern und Würden, über welche der Onkel ihm jedesmal ein beſonderes Diplom oder Beſtallung nebſt genauer Inſtruction auszufertigen nie verfehlte. So ward er nach und nach Garteninſpector und Profeſſor der Zoologie, letzteres als Aufſeher und Fütterer der Kanarienhecke und des großen weißen Schaafpudels, Direktor der Naturalien- und Kunſtkammer ſowie der Gemäldegallerie, Bibliothekar, Großalmoſenier, Chef der Polizei und der bewaffneten Macht, welche beide nächſt dem Schaafpudel aus ihm ſelbſt beſtanden, Reiſemarſchall und Gott weiß was ſonſt noch Alles, bis endlich jene letzte Standeserhöhung allem Avancement ein Ziel ſetzte. Von dieſem letztern ward indeſſen ausnahmsweiſe auch das nächſte auswärtige dabei betheiligte Publikum in Kenntniß geſetzt, indem mein Onkel nicht nur dem Laufburſchen ſowie dem Gärtner, welcher den größeren Theil des Gartens und den Weinberg als Pächter bewirthſchaftete, ſondern auch ſeinen nächſten Freunden die Anzeige machte, daß ſein Joſias fortan nicht mehr Joſias ſchlechtweg ſondern Herr Joſias in brieflicher und mündlicher Anrede zu tituliren ſei, da er ſelbſt denſelben, trotz der Fortdauer ſeiner bisherigen Dienſte, nicht mehr als Diener, ſondern als Freund zu betrachten ſich bewogen finde.

Dieſer Anordnung fügte ſich nach und nach das ganze dabei betheiligte Perſonale mit alleiniger Ausnahme der Frau des Gärtners, deren Widerſtand, nachdem alle Mittel gütlicher Ueberredung vergeblich verſucht worden waren, erſt durch ernſtliche Androhung der Pachtaufkündigung gebrochen werden konnte. Allein die Energie des hartnäckigen Weibes wußte ſich zu helfen. Sie vermied Jahre lang beharrlich jede direkte Anrede, welche ſie gezwungen hätte, den verhaßten Titel anzuwenden, mit unglaublicher Virtuoſität, und behauptete ſo, obſchon formell beſiegt, doch in der Sache ſelbſt ihren Willen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kritiſche Anzeigen.

Bilderbuch ohne Bilder von H. C. Anderſen. Aus dem Däniſchen übertragen von J. Reiſcher. Berlin, 1841.

Anderſen, ein bereits ſchon vortheilhaft bekannter Autor, führt ſich in dieſem artigen Büchlein als einen armen Burſchen vom Lande auf, der in der Stadt eine Dachkammer bezogen hat. Niedergedrückt von dem Gefühle der Einſamkeit und Verlaſſenheit ſteht er eines Abends an ſeinem kleinen Fenſter: da erſcheint ihm »ein rundes, freundliches Geſicht,« »ſein beſter« (freilich etwas kalter) »Freund« — der Mond. Dieſer verſpricht, jeden Abend zu ihm zu kommen, und heißt ihn »malen,« was er ihm erzählen wolle; ſo werde er ein ſchönes »Bilderbuch« erhalten. Freund Mond hält Wort. Er erzählt ihm an zwanzig Abenden, was er am Ufer des Ganges, in der Ebene bei Upſala, in Grönland, in Pompeji, Venedig und Rom geſchaut; Kinder, liebende Mädchen, die Braut am Hochzeitsabende, die Dirne, die geſchminkt in der Winkelgaſſe am erleuchteten Fenſter ſitzt; der Selbſtmörder, deſſen Leiche ohne Geleit zum Kirchhofe gefahren wird; ein Pulcinell, der Abends auf der Bühne das Zwergfell der Zuhörer erſchüttert, und Nachts weinend auf dem Grabe ſeiner geliebten Columbina kniet; eine alte Jungfer, die ſtill und eingezogen gelebt, und todt im Sarge von den ſcheu gewordenen Pferden im Galopp davon getragen und auf die Landſtraße geſchleudert wird; eine Komödiantentruppe, die auf dem Lande in einer Scheune vor einem durchreiſenden Fürſtenpaare ſpielt, dem, zur Freude der Bauern, der

Bürgermeiſter und die Bürgermeiſterinn ihre Ehrenſitze abtreten müſſen — Dies und Anderes ſind die Gegenſtände und Scenen, die der Mond vorbringt. Es ſind reingezeichnete, bewegliche Bilder, mitunter etwas ſentimental oder auch barock, und viel zahmer, als ſich dem angeführten Inhalte nach vermuthen läßt — wie überhaupt dieſer Mond ein geſetzter, ſolider Mond und lange kein Schelm wie Byron's Mond in Don Juan iſt. (S. 1. Geſ. Str. 143.) — Unter den zwanzig Abenden hebe ich zwei als beſonders gelungen hervor: den fünften und den letzten. In jenem berichtet der Mond von einem armen Knaben, der während der Julirevolution, tapfer kämpfend im Louvre fällt, und, auf dem purpurnen Königsthrone hingeſtreckt, verglästen Auges verſcheidet. An ſeiner Wiege war der Mutter prophezeit worden, er werde auf Frankreichs Königsthron ſterben, und dieſs hatte einen neuen Napoleon in ihm zu erblicken gehofft. — An dem letzten Abende werden wir in die Trümmer des Kaiſerpalaſtes zu Rom geführt, wo ſich eine alte Frau mit ihren Enkelchen eingeniſtet hat. Eins der Kinder, ein liebliches Mädchen, ſteigt Abends, den antiken Waſſerkrug auf dem Kopfe, über Mauerſtücke und geborſtene Kapitäler zur Hütte der Großmutter hinan. Schon hebt ſie die Hand, um an der Thür zu klingeln — ein Haſenfuß an einem Bindfaden iſt der Klingelzug der Kaiſerburg! — Da fällt ihr das Gefäß, und die Tochter der Kaiſerburg weint um den eitlen Krug bittere Thränen.

Dr. M.

Das Muſikfeſt oder die Beethovener. Novelle von W. N. Griepenkerl. Zweite Auflage. Braunſchweig 1841.

Tieck zeugte Hofmann. Hofmann zeugte Griepenkerl. Griepenkerl wird hoffentlich Niemand zeugen. Wenn in Tieck die neue, freilich nicht recht geſunde Romantik zu glücklicher Entfaltung gelangte, ſo erſchien ſie bei Hofmann häufig ſchon zur Carrikatur verzerrt; ich erinnere nur an die genialen, aber bis zum Wahnſinn geſteigerten Kreisleriana. Griepenkerl hat Hofmann's Wahnſinn, aber nichts von ſeinem Genie; er iſt ein verzückter Muſikenthuſiaſt, aber ſein Enthuſiasmus iſt hohl wie eine Seifenblaſe. Daß dies Buch eine zweite Auflage erleben konnte, zeugt von dem außerordentlich guten Magen unſeres Publikums, das auch das Schwerſte verdaut. Wie die beiden Löwen, die ſich gegenſeitig bis auf die Schwänze auffreſſen, ſo findet auch hier eine vollſtändige Vernichtung der handelnden Perſonen ſtatt. Organiſt Pfeiffer ſpielt ſich auf der Orgel todt; Cäcilie — die Geliebte des Grafen mit den »himmeltiefen« Augen, — des Organiſten Mutter und deſſen muſikaliſcher Dompfaff grämen ſich alle drei zu Tode. Der wahnſinnig gewordene Contrabaſſiſt Hitzig ſtürzt ſeinen Sohn zum Fenſter hinaus, und begräbt ſich, die Pfoſten des Hauſes als ein zweiter Simſon einreißend, unter deſſen Trümmern. Am be-

ſten geht es noch mit dem Vikar und dem Grafen, wovon der erſte von Anfang an verrückt iſt, der zweite erſt im Verlauf der Geſchichte verrückt wird; ſie wandern europamüde nach Amerika aus, wo ſie natürlich auch bald zu Grunde gehen werden; denn dieſe ganze Sippſchaft der Beethovianer oder »Beethovener« hat keine Lebensfähigkeit. — Uebrigens iſt Pfeiffers Tod auf der Orgel ein verbrauchtes Objet; Rochlitz hat es weit glücklicher zu einer heitern geſunden Novelle verarbeitet, in der ein hochbetagter Orgelvirtuoſe an ſeinem Geburtstage, von ſeinen Freunden begleitet, zur Kirche geht, und dort ſpielend ſein Leben ſchließt.

Dr. W.

Blenda, romantiſches Heldengedicht in zwölf Geſängen. Nach dem Schwediſchen. Kiel, 1841.

Man begreift nicht, wie Kammerfeld — denn ſo heißt, wie aus dem Vorworte zu erſehen iſt, der 1827 als königlicher Bibliothekar verſtorbene Verfaſſer — einen ſo unglaublich rohen Stoff bearbeiten konnte. Freilich ſtimmt ſeine Bearbeitung vollkommen zum Stoffe, und der deutſche Ueberſetzer zeigt ſich ganz als Geiſtes- und Geſchmacksverwandter des Schweden. Statt einer weitern Beſprechung, die das Machwerk gar nicht verdient, erwähne ich nur der Liebesſcene zwiſchen dem Prinzen Olaf und der Heldin Blenda im zweiten Geſ. S. 29. Da der Held ſich zudringlich zeigt, ſo giebt ihm Blenda einen ſo derben Stoß, daß er zurücktaumelt, und als er dennoch nicht abläßt, »kneift ſie ihn braun und blau.« In der That, der Dichter ſcheint ſeine Studien bei Kärrnern und Fiſchweibern gemacht zu haben.

Dr. W.

M. Hönel's neuer Volkskalender mit vielen Holzſchnitten. Karlsruhe. Gutſch u. Rapp. 1843.

Dieſer neue Volkskalender reiht ſich ſeinen beſten Namensvettern, die, wie er, ihren Namen mit der That verdienen, auf eine würdige Weiſe an. Unterhaltende Erzählungen mit ſittlichen Motiven, wechſeln auf paſſende Art mit belehrenden, namentlich hiſtoriſchen Aufſätzen, bei denen wie bei den »Karl der Große« und »Straßburg und ſeine Geſchichte« betitelten, das nationale Intereſſe vorherrſchend berückſichtigt iſt. Ganz beſonders aber haben uns die Aufſätze »deutſches Recht« von Juſtizrath K. Buchner, »deutſche Flagge und deutſche Schifffahrt,« und Wilhelm König von Würtemberg gefallen. Wenn irgend einer ſo iſt dies der Weg, auch Sinn und Herz der untern Stände durch Volksbücher wie dieſes den Intereſſen der Gegenwart nahe, und ſie ſelbſt zum Bewußtſein deſſen zu bringen,

was der Schlußaufsatz, »Vaterlandsliebe« überschrieben, so herzlich und warm ausspricht. Die beigegebenen Holzschnitte sind zum Theil recht gelungen, und erinnern an die besten Sachen dieser Art in Gubitz Volkskalender.

Dr. X. St.

Greyslaer. Romant. Erzählung aus der Zeit des Nordamerikan. Freiheitskrieges. Von D. J. Hoffmann. Aus dem Englischen von Dr. H. Kunzel. Pforzheim. Lemaig. Flat und Comp. 1841.

Der Verfasser, wie es scheint ein Deutschamerikaner, bietet uns hier die anziehende Darstellung eines kleinen Ausschnitts der drang- und thatenvollen Zeit, wo im fernen Westen zuerst die Freiheit ihr Haupt gegen die stolze Meerbeherrscherin Britannia zu erheben wagte. Freilich wallet der Darsteller nicht mit der poetischen Freiheit und Kraft eines Scott und Cooper über dem reichen, für ihn fast allzureichen historischen Stoffe, und wo er einen dichterisch gestaltenden Anlauf nimmt, wie bei der Figur des treuherzigen und verschlagenen Jägers Walt, da ist die Abhängigkeit und Nachahmung von Cooper (bas de cuire, Lederstrumpf) allzu sichtbar und störend. Aber nichts destoweniger bleibt die Lectüre interessant, die Charakteristik ist, wenn gleich nicht ins Feine gearbeitet, doch oft treffend und scharf voll frischer psychologischer Züge, und die Kritik über den Mangel des dichterischen Verdienstes wird entwaffnet durch die Bescheidenheit, mit der der Verfasser im Bewußtsein dieser Schwäche seines Werks sich offen selbst S. 220 sein Urtheil mit den Worten spricht: »daß er sich in Zeiten, wo mehr gehandelt werde, damit begnügen müsse, bekannte Ueberlieferungen mitzutheilen, bis ein zweiter Scott sich erhebt, und das hier zusammengetragene Knochengerüst wieder mit allem belebt, was zu neuem Leben gehört, und die historischen Gestalten dieser Vorgänge neugeboren mit der Glorie seines unsterblichen Genius ausstattet.« — Dies ist eine durchaus den Nagel auf den Kopf treffende Selbstkritik.

Die Uebersetzung könnte übrigens fließender und freier von Nachlässigkeiten sein. »Ich lerne dich schießen« statt »ich lehre dich ꝛc.« (S. 20) heißt einen Bock schießen, der seine sechzehn Ende hat. —

Dr. X. St.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. A. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 4. Donnerſtag, 27. Januar. 1842.

Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigerſohns.

Von Dr. Adolf Stahr.

(Beſchluß.)

Fünftes Kapitel.

Bei allen dieſen Wunderlichkeiten war doch mein Onkel ein frommer, herzguter, mitleidiger Mann, der nicht bloß als ein fleißiger Kirchengänger Hörer des Worts, ſondern auch Thäter zugleich, Noth und Armuth nach Kräften unterſtützte. Weil er aber, theils aus natürlicher Vorſicht, theils durch vielfache Erfahrungen bewogen, ſeine Wohlthaten und Almoſen ſtreng auf die Würdigen und wirklich Nothleidenden beſchränkte, und dabei niemals, oder doch nur in höchſt ſeltenen Fällen die dafür ausgeworfene, ſehr beträchtliche Summe überſchritt, und ſeine Unterſtützungen nur in der Form regelmäßiger wöchentlicher oder monatlicher Penſionen an die Empfänger durch ſeinen Joſias ertheilen ließ, und ſich ſelbſt alles Almoſengebens an Stegreifsbettler enthielt: ſo fehlte es nicht an Leuten, die ihn bei alle Dem einen alten geizigen Filz ſchalten, und jene regelmäßige Art ſeiner Wohlthatenaustheilung ſogar als einen Beweis ſeiner Härte und Knauſerei anführten. Selbſt manche der von ihm auf die angegebne Weiſe Unterſtützten gewöhnten ſich gar bald, die Wohlthat als eine ihnen gebüh-

rende Pflicht, als einen Gehalt anzusehen, zu dessen Empfang sie ein Recht hätten; und mehr als einmal kam der Fall vor, daß solche Subjecte auf ihr monatliches Almosen von ihm Vorschuß verlangten. Ja, einer von denen, welche die bedeutendste Unterstützung empfingen, ging sogar so weit, bei Versagung einer solchen unverschämten Forderung, mit einer Art von Trotz auf das Ganze zu verzichten. Hier zeigte sich nun meines Onkels liebevolles Herz in seiner ganzen Vortrefflichkeit. Denn als der trotzige Bettler, ein alter Invalide des siebenjährigen Kriegs, nach Ablauf eines Vierteljahrs wieder zu Kreuze kroch, und demüthig um die Erneuerung seines wöchentlichen Almosens bat, wurde ihm nicht nur diese Bitte gewährt, sondern dem Erstaunten auch obenein das nicht erhobene, auf diesen Fall schon für ihn zurückgelegte Geld nachgezahlt.

Mein Onkel war ein großer Kinderfreund. Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken herumgetragen, sein Andenken durch eine Stiftung zu verewigen, welche vorzüglich diesen kleinen Wesen zu Gute kommen sollte, nämlich durch Anlegung eines Kindergartens, der zugleich seiner Vaterstadt die Annehmlichkeiten einer öffentlichen Promenade gewähren sollte. Es ward ihm auch nicht schwer, den wohlweisen Magistrat des Städtchens zu bewegen, ihm einen wüsten, nur mit einigen Bäumen besetzten Strich, welcher sich in der Nähe der Vorstadt neben der Landstraße hinzog, zu diesem Zwecke seiner Verfügung zu überlassen, den er bald mit Hülfe eines Gärtners und einer gehörigen Anzahl Arbeiter in ganz artige englische Anlagen verwandelte. Bosquete und Lauben wurden angelegt, Rasenbänke und andere Ruhesitze errichtet, ein grüner Tummelplatz blieb für die Spiele der Jugend übrig, ein naher Kanal ermöglichte sogar die Anlage eines Miniaturspringbrunnens; Blumenbeete und blühende Gebüsche wechselten mit Fruchtsträuchern, als da sind Stachel-, Johannis- und Himbeeren und sonstigen Naschpflanzungen für die Jugend. Ein Theil der Anlagen ward in lauter kleine abgesonderte Duodezgärtchen eingetheilt, mit deren Besitz die fleißigsten und besten der schon

die Stadtſchule beſuchenden Kinder belohnt werden ſollten. Soweit ging nun alles ganz vortrefflich, und alle Welt hatte ihre Freude an dieſer Verſchönerung der Stadt, die ſich zugleich ſo nützlich für die ſtädtiſche Jugend erweiſen ſollte. Als aber die Anlagen ihrer Vollendung nahe waren, und endlich der Tag der Eröffnung derſelben anbrach, erhob ſich plötzlich ein allgemeiner Ruf der Verwunderung. Mein Onkel hatte ſich nämlich, um durch den Namen ſogleich die Beſtimmung anzudeuten, in den Kopf geſetzt, dieſen vorzugsweiſe für die Unſchuld und Jugend beſtimmten Anlagen die zweckmäßige Benennung »Tiſtelmaiers Paradies« zu verleihen, und ſo prangte denn dieſe Ueberſchrift in fußgroßen Lettern nicht nur über der Haupteingangsthüre des Gartens, ſondern auch innerhalb derſelben war der Name auf die unzweideutigſte Weiſe ſinnbildlich dargeſtellt. — Auf einem runden Platze in der Mitte der Anlagen erhob ſich nämlich ein mäßig hoher, mit großen, hölzernen, rothangemalten Aepfeln prangender Baum, um deſſen Stamm ſich eine ungeheure, grünglänzende, lederne Schlange zu der verbotenen Frucht hinaufwand, während unten Adam und Eva, aus Holz gearbeitet und mit weißer Oelfarbe angeſtrichen, in ſtreng paradieſiſchem Koſtüm — nur die Feigenblätter hatte der Holzkünſtler in Folge eines leicht verzeihlichen Anachronismus anticipirt — die Darſtellung des Sündenfalls vervollſtändigten. Man kann ſich das Erſtaunen und die ſehr verſchiedenen Aeußerungen deſſelben denken, welche dieſe ſehr geheimgehaltene Ueberraſchung bei meines Oheims Mitbürgern erregte. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl fand ſich freilich angenehm überraſcht, und bewunderte das ſinnreiche bibliſche Kunſtwerk als eine Verſchönerung der Anlagen ſelbſt und der Stadt, der ein ſolches angehören ſollte. Anders dagegen dachten die Väter der Stadt und die Geiſtlichkeit. Die letztern fanden darin nichts weniger als eine Verletzung der allerheiligſten Religion ſelbſt, und der Paſtor primarius verfehlte nicht ſchon am nächſten Sonntage dieſen Gegenſtand zu einer ſalbungsreichen Predigt zu verarbeiten. Der Magiſtrat war gleichfalls mit

dem Kunſtwerke und der Benennung der Anlagen nicht zufrieden, einmal weil er in der unterlaſſenen Anfrage um ſeine Genehmigung eine Verletzung des ſchuldigen Reſpects zu ſehen glaubte, demnächſt aber auch, — und dies war vorzüglich die Anſicht des jüngſten Rathsmitgliedes, weil die Nacktheit der Holzbilder die allgemeine Sittlichkeit zu gefährden drohe. An die Lächerlichkeit und Komik der Sache zu denken fiel keinem ein.

So hatte denn mein Onkel für alle aufgewandte Mühe und beträchtliche Koſten ſtatt des erwarteten Danks vielmehr einen harten Streit zu beſtehen. Allein ſo nachgiebig er ſich ſonſt erwies, diesmal blieb er feſt. Er erklärte dem Hochweiſen Rath, daß an den Namen und an die bildliche Darſtellung des Sündenfalls die Exiſtenz der Anlagen geknüpft ſei, mit denen er der Stadt ein Geſchenk zu machen, und für deren Unterhaltung er durch Stiftung eines Geldvermächtniſſes auch nach ſeinem Tode Sorge zu tragen willens geweſen ſei. Zugleich verfehlte er nicht, ſich gegen die gemachten Angriffe und Einwürfe ſehr ſinnreich zu vertheidigen. Der Name ſei ſachgemäß, denn das Paradies ſei der Unſchuld und der Kinder, denen er die Anlage beſtimmt habe. Ein Paradies aber ohne Adam und Eva, Schlange und Apfelbaum, werde doch ſelbſt der Hochweiſe Rath gewiß eben ſo wenig wie der Paſtor primarius für ein Paradies halten wollen. Folglich, ſo ſchloß er ſeinen Syllogismus, ſeien Adam und Eva, die Schlange und der Apfelbaum durchaus nothwendige Beſtandſtücke ſeines Paradieſes. Und ehe er zugebe, daß man eins oder das andere aus dem Garten entferne, wolle er lieber alle Anlagen zerſtören und der Stadt den Platz ſo nackt, wie er ihn empfangen, wieder zurückgeben. Zugleich berief er ſich aber auch auf den ſchriftlichen Permiß des Hochweiſen Raths, in welchem derſelbe ihm die freie Benutzung des wüſten Platzes »zu Anlagen aller Art« verſtattet habe.

Da nun alle dieſe ohnehin ſtarken Gründe noch durch den beſonders triftigen unterſtützt wurden, daß die ohnehin arme Stadt nicht wohl die Anlagen aus Gemeinmitteln

kaufen und erhalten konnte, geſetzt auch mein Onkel hätte ſich zu einem ſolchen Antrage verſtanden; und da ferner mein Onkel wirklich für den Fall, daß man ihm ſeinen Willen thue, ein beträchtliches Kapital zu jenem Zwecke zu ſtiften ſich verbindlich machte, ſo blieb Senatui nichts übrig, als nachzugeben, und das Paradies, nebſt Adam und Eva, dem Apfelbaum und der Schlange unangetaſtet beſtehn zu laſſen, wobei man ſich im Stillen an die reservatio mentalis hielt, daß wenigſtens die hölzernen Paradiesbewohner, wenn nicht palam et vi, ſo doch clam et fraude ſich beſeitigen laſſen würden.

Allein dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Denn mein Onkel, der ähnliche böſliche Abſichten gemerkt haben mochte, begegnete denſelben durch eine höchſt ſinnreiche Vorkehrung, durch welche er zugleich zwei Fliegen mit einer Klappe traf.

Er hatte nämlich ſchon früher den Einfall gehabt, die Anlagen mit einer Einſiedelei zu verzieren. Dieſen Gedanken führte er jetzt aus, indem er gegenüber dem Sündenfall ein kleines Holzhäuschen baute, deſſen äußere Bekleidung große weiße Auſternſchalen bildeten. In dieſe Eremitage nun ſetzte er jenen alten, aus dem Anfange dieſes Kapitels dem geneigten Leſer bekannten Invaliden, deſſen Penſion er verdoppelte, als Eremiten und Wächter, und trug ihm auf, beſonders auf den Sündenfall ein wachſames Auge zu haben. So blieb denn auch das Kunſtwerk lange Zeit unangetaſtet, und allmälig gewöhnten ſich die P...r ſo daran, daß niemand mehr an demſelben Anſtoß nahm. Auch der Eremit blieb ungeſtört auf ſeinem Poſten. An Sonn- und Feſttagen war er übrigens verpflichtet, als Eremit oder Pilger im Koſtüm zu erſcheinen, nämlich in einer groben ſchwarzbraunen Frieß-Kutte mit einer Kapuze, gegürtet mit einem Kapuzinerſtrick, den langen Pilgerſtab in der Hand, und auf dem Haupte ſeinen Dreimaſter, der für dieſen Zweck mit einigen Auſterſchalen zum Muſchelhut umgeſtaltet wurde. Mitunter ſtörte es freilich die Illuſion, daß der ehrwürdige Eremit zuweilen auf gut ſoldatiſch furchtbar fluchte, wenn wir Jungen ihn in ſeinem Aufzuge neckten,

und daß er ferner gewöhnlich fremde Beſucher des Paradieſes und ſeiner Eremitage um einen »Groſchen zum Schnapps« anzuſprechen pflegte.

Leider hat die Kultur, »die alle Welt beleckt,« ſich auch auf meines guten Oheims Sündenfall erſtreckt. Die Anlagen beſtehen freilich noch, und auch der Name dauert fort. Aber wenn der geneigte Leſer jetzt zufällig einmal durch das ****ſche Städtchen P... reiſet, und die Merkwürdigkeiten des Orts während des Poſtwechſels in Augenſchein zu nehmen Zeit hat, ſo wird man ihm nur noch den grünen Raſenplatz zeigen, auf welchem ſonſt meines guten Onkels ſtiller Stolz und Freude prangte. Statt deſſen aber erhebt ſich jetzt dort ein kleiner runder Hügel, und auf dem Hügel ein einfacher Denkſtein mit ein Paar Worten in halbverloſchner Schrift, den ich noch vor wenigen Jahren, als ich die Schauplätze meiner Jugenderinnerungen wieder aufſuchte, mit manchen heißen Thränen benetzte. Denn dieſer kleine Hügel und dieſer Denkſtein, lieben Leſer, bezeichnen meines guten alten Onkels letzte Ruheſtatt.

Reſtauration des Orkus. *)

Marqueurs.

Poß Blitz, wie poltert das an den Thüren!
Das iſt die hungrige Sippſchaft der Autoren.
Nun gehts über unſere Beine und Ohren
Mit Kommandiren und Räſonniren.

Arndt.

Heil deutſche Eicheln mit Franzoſenzungen!

Geßner.

Mir einen Lammskopf mit Vergißmeinnichtblättchen umſchlungen.

---

*) Vorſtehende am Vorabende ſeines frühen unerwarteten Todes vom Dichter uns überſandte humoriſtiſche Reliquie glauben wir unſern Leſern nicht vorenthalten zu dürfen. D. H.

Voß.

Mehlknödel bring mir, mekkenburgiſche feſte,
Flink Burſche!

Gellert.

Um ein Waſſerſüppchen bitt ich, Herr Marqueur.

Kotzebue.

Allons Kellner, paß beſſer auf deine Gäſte,
Wo bleibt mein Rührei?

Gampe.

Aal in Kiebſaft bring mir, oder ein Miſchgericht.

Marqueur (für ſich.)

Weiß der Henker, mit wem der da ſpricht!

Schiller.

Mich hungert's. Auf der Karte ſteht mancherlei.
Laß ſehn! Pfui doch, wie plump Alles und real!
So gar nichts vom Höheren und Ideal.

Göthe.

Wie ſie ſchnüffeln und wählen! Ich hab unterdeſſen
Gemächlich einen Hahnen aufgegeſſen.

Gleim.

Süßer Kellner, ein Ommelette oder ein Biskuit.

Hauwald und Heil.

Theodor, ſitz zu mir aufs Kanapee.
Marqueur, hieher zwei Portionen Thee,
Auch Wemmchen! Hört Ihr's? Wir haben Appetit.

Jahn.

Hör Einer den Dresdener Kapaunen an!
Hieher, ich bin der Profeſſor Jahn!
Eine Wildſchweinskeule gebraten in eigener Kraft,
Dazu einen Humpen Gerſtenſaft!

Shakſpeare.

Schwere Noth! War's Fallſtaff? Ich bin beſtohlen!
Es that Einer von meinem Beefſteak wegholen.

Da läuft er! Es iſt der Immermann!
Ein Geldjunge, wer ihn erhaſchen kann!

(Allgemeiner Tumult.)
Freimund Pfeiffer.

Humoresken

von Theodor von Kobbe.

Nachſtehende beide höchſt ergötzliche Zeitungsannoncen, wovon die zweite ſogar eine obrigkeitliche iſt, finden ſich im Schwäbiſchen Merkur vom Jahre 1809.

Neuenbürg. (Ein Proviſor ſucht eine Stelle.) Ein wohlgewachſener Jüngling von 17 Jahren, der das Clavier, Clarinet, die Flöte und Violine ſpielen, wie auch den Alt bei einer Kirchen-Muſik ſingen kann, und neben andern nöthigen Kenntniſſen einen Grund in der Latinität gelegt, desgleichen die Planimetrie theoretiſch und praktiſch erlernt hat, Barometer zu repariren und Bäume zu inokuliren verſteht, wünſcht bis nächſt Martini ein Proviſorat zu bekommen, wo er Gelegenheit hätte, entweder in der Muſik oder lateiniſchen Sprache ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Nähere Auskunft hievon giebt Schullehrer Roth in Neuenbürg.

Weinsberg. Heinrich Krebs, von hier gebürtig, Bürger zu Eberſtadt, ein Mann voll Müſſiggangsträumereien, um von Schatzerheben und Erbſchaften wollüſtig leben zu können, ſchwärmt noch ſchon erhaltenen Korrektionen nah und fern herum; und da er von einer eben ſo traumvollen Mutter noch Unterſtützung bekommt, ſo findet er hie und da noch ſo lange Unterkunft und Eingang, bis die armen Eltern und der Bruder Chriſtian mit ſeiner Familie vollends ruinirt ſind. Dieſem anſichtlich totalen Familienverderben noch ſo weit möglich zu begegnen, ſieht ſich das Oberamt zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt, daß, wer der hieſigen Krebſiſchen Familie etwas ohne Gutheißen des Bürgermeiſter-Amts borgt, keine Juſtiz, vielmehr wegen dem jetzt bekannt machenden Borgmißbrauch, Strafe zu gewarten habe. Den 1. Auguſt 1809. — Königliches Oberamt.

Es heißt, daß ein neuer Orden creirt wird, der endlich einmal auf dem Rücken, wo bisher nur der Kammerherrnſchlüſſel heimiſch war, getragen werden ſoll. Der Diſtelorden wird allen denjenigen Diplomaten bewilligt werden, die ſich im Krankenkriege durchgelegen haben.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.
Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum

Fünfter Jahrgang.

№ 5. Donnerſtag, 3. Februar. 1842.

Genrebilder aus verſchiedenen Ständen.

Von Theodor von Kobbe. *)

I.

Der norddeutſche Juriſt.

Der norddeutſche Juriſt wird, wie der Edelmann — geboren. Denn wie bei dieſem die ſeltenen Caſus des Verdienſt- und Nicht-Verdienſtadels kaum eine Ausnahme von der Regel machen, ſo können die raren Fälle, wo Stabsofficiere, gewöhnlich von der Artillerie oder vom Genie, oder ein Paar reiche Bierbrauer ihre Söhne der Themis weihen, mein Axiom nicht widerlegen. Ein Gleiches gilt freilich von dem Theologen. Auch der Sohn des Landpfarrers ſetzt gemeiniglich des Vaters Geſchäft fort, allein hiezu iſt er faſt immer durch die beſchränkten Geldmittel des Papas gezwungen, welcher höchſtens das Studium der Gottesgelahrtheit mit Hülfe des väterlichen Unterrichts und der in faſt allen Orten exiſtirenden frommen, wenn gleich magern Stipendien, für den Sohn erzwingt. — Der Sprößling eines Juriſten ergreift

*) Unter obigem Titel beabſichtige ich nach und nach eine Charakteriſtik der verſchiedenen Stände zu liefern. Und da möchte es Pflicht ſeyn, die humoriſtiſche Leuchte zuerſt gegen den Stand zu drehen, dem ich ſelbſt die Ehre habe anzugehören. Er kann es in vielen Beziehungen auch am Beſten vertragen.

T. v. K.

aber das väterliche Metier immer aus eigner Wahl; der Vater befragt ihn auch gewöhnlich erst in dem letzten Schul-Semester, welchem Studium er sich ergeben will. Denn, daß er studiren werde, setzt jener voraus, ob aber Jurisprudenz, Theologie oder Medizin, das überläßt er dem Sohne selbst, um nicht die wohlerworbenen Rechte eines Dritten zu kränken. Nur, wenn er seinem Knaben zu wenig Ingenium zutraut, versucht er wol denselben durch die Mutter für die Theologie zu stimmen.

Diese sich fast ohne Ausnahme wiederholende Wahl einer so abstracten Wissenschaft wie die Jurisprudenz, deren Anwendbarkeit ihm erst vor Augen tritt, wenn ihn ein Philister auf Universitäten verklagt (denn die Lectüre von Räuber- und Criminalgeschichten geben noch keine deutlichen Begriffe von Rechtsanwendung) läßt sich nun ganz allein durch das

»Dat Justinianus honores«

(Die Jurisprudenz verleiht Ehre)

erklären. In dieser Laufbahn ist es ihm allein möglich, mit einiger Sicherheit diejenigen gradus ad Parnassum zu erklimmen, welche ihn, selbst wenn er von bürgerlicher Herkunft ist, dereinst hoffähig machen, und seiner künftigen Gattin bei kleinen Gesellschaften, namentlich auf dem Lande, einen Platz im Sopha sichern, während von allen theologischen und medizinischen Ehehälften höchstens ein Paar Generalsuperintendentinnen und Leibärztinnen zu dieser Ehre gelangen, die bei diesen einem unverhofften Lotteriegewinn gleicht. Man sage nicht, der Knabe denke nicht an solche Dinge. Mutter, Schwestern und Tanten eröffnen nur zu früh ihm diese Aussichten, und wenn diese auch von den wohlthätigen Flegeljahren eine Zeitlang verdrängt werden, so antwortet er doch in der Stunde der Entscheidung auf die Frage, was er studiren wolle: »Jura.« —

Bis dahin hat der Papa sich nur indirect um die Erziehung seines Sohnes bekümmert, alle Schulzeugnisse genau geprüft, allen Examinibus und allen Schulreden beigewohnt, auch etwa alljährlich einmal mit dem Director über die Fähigkeiten seines Knaben gesprochen, und dem Lehrer eine

ſtrenge Aufſicht über denſelben empfohlen. Etwaige Beſchwerden des Schülers über ſeine Lehrer ſind, trotz der intercedirenden Mutter, ſtets ununterſucht a limine zurück gewieſen.

Einige Tage vor der Abreiſe des Sohnes iſt bei dem Vater Juſtitium. Er läßt ſich durch ſeinen Collegen vertreten, und entwirft für den Sohn einen Studienplan, den er oft ändert, zerreißt, oder abſchreibt. Ein Collegium logicum und eins über Naturrecht, dem er, wie er ſich ſelbſt verſchämt geſteht, unendlich viel verdankt, muß mit hinein. Dann werden noch einige Empfehlungsbriefe an alte akademiſche Freunde in der Univerſitätsſtadt, die wenigſtens vor acht bis zehn Jahr noch gelebt haben, von wörtlich gleichem Inhalt geſchrieben, und endlich, am Vorabend der Abreiſe, dem Sohn mit der Intimation übergeben, ſich vor Abgabe derſelben ja zu erkundigen, ob die Addreſſaten noch leben. Nun händigt der Vater dem Sohn Reiſegeld und einen Wechſel für das erſte Quartal ein, räth ihm, mit der Klauſel, wenn ſie noch exiſtiren, auf der Route in diejenigen Wirthshäuſer einzukehren, die er auf ſeiner Reiſe zur Hochſchule beſucht hat, und reicht ihm ein Zettelchen, worauf die Namen derſelben geſchrieben ſind. Er empfiehlt ihm dabei, geſund an Leib und Seel zurück zu kehren, und vor allen Dingen, ſich nicht in politiſche, verbotene Verbindungen einzulaſſen. Den Punkt des Zweikampfes vermeidet er abſichtlich, obgleich er von der Rechtswidrigkeit des Duells, welches ſo leicht criminell wird, trotz mehreren Geſichtsnarben, die er im Duell davon getragen, und die er jetzt für Dummheiten erklärt, überzeugt iſt. Allein er weiß auch nur zu wohl, wie ſchlecht der Studio fährt, wenn er ſich beſtimmt der Klinge entzieht, und hofft im Stillen, daß ſein Sohn, ein friedliebender Jüngling, jedem Anlaß aus dem Wege gehen werde. — Nichts deſtoweniger empfiehlt er den Fechtunterricht, jedoch nur als eine nützliche Leibesbewegung.

Von dem der Jurisprudenz Befliſſenen auf der Univerſität iſt wenig zu erzählen. Er biert (trinkt), paukt ſich) (duellirt ſich), pumpt (borgt), pouſſirt, ochſt (arbeitet und

ſchafft) ſpielt, wie alle Andern, ohne daß man in ihm den Juriſten ſchon merken könnte. Nur in dem gebornen Schleswiger und Holſteiner erkennt man in dem letzten Semeſter an ſeiner Benautheit (Aengſtlichkeit) den Examinandus der Themis. — Trifft er mit einem ſeiner Mitverdammten zuſammen, ſo geſchieht dies nicht, ohne daß beide gegenſeitig Oedip und Sphynx ſpielen, d. h. ſich einige ſchwere juriſtiſche Fragen vorlegen und mündlich beantworten. In der That haben es die armen Rechtscandidaten aus beiden Herzogthümern recht ſchlimm. Denn ſie haben eine rigoröſe Prüfung auszuhalten, welcher kein anderes deutſches juriſtiſches Fegefeuer gleicht. Fünf Tage ſchriftlich und fünf Tage mündlich werden ſie geprüft, und das nicht bloß in ihrer Brodwiſſenſchaft, ſondern nach der Melodie des bekannten Liedes »Laurentia, liebe Laurentia mein« in allen Dingen, die ſie von den Windeln her erlernt haben, wie z. B. in Naturgeſchichte und Geographie. Die Paar Candidaten der Ritterſchaft ſind nun in ſolchen Dingen ſtets am Beſten daran, da die erſte an ſie gerichtete Einleitungsfrage immer leichter zu beantworten iſt, als die folgende, z. B. — »Wie heißt die Hauptſtadt von England?« und — »Wie heißen die Hauptflüſſe von England?«

Die Studioſen des Rechts aus den Hanſeſtädten zeichnen ſich gewöhnlich durch eine höhere Schulbildung, eine gewiſſe Philiſtroſität und durch gute Frühſtücke aus. Rauchfleiſch, Auſtern, Kaviar und dergleichen Delicateſſen werden ihnen nicht ſelten von durchreiſenden Verwandten oder älterlichen Bekannten mitgebracht. Gewöhnlich bleibt eine ſolche Mittheilung ein Geheimniß der Hanſeaten, die zwar, gaſtfrei wie ihre Väter, ſich gerne einander die liebe Gottes- und Elterngabe mittheilen, allein ſich doch dabei ärgern, wenn der Bruder Studio, der ſolche Delicateſſen gar nicht zu würdigen weiß, von allen Seiten herbei ſtrömt, und den ganzen Vorrath für ſechs Wochen in einer gefräßigen Stunde verzehren hilft. — —

Wenn der alte Burſche endlich die letzte Ehre des Comiteſs genoſſen hat, und als Candidat in ſeine Vaterſtadt

zurück gekehrt iſt, geht mit ihm eine große Metamorphoſe vor, die freilich zuerſt der Schneider einleitet. In einem neuen ſchwarzen Anzuge mit einem gemietheten Claquehute, der wöchentlich Candidaten zu Hofe begleitet und dem Fürſten eben ſo bekannt iſt, wie die Tapete ſeines Zimmers, ſtellt er ſich erſt dieſem, und dann den Charakter verleihenden Examinatoren nach der Reihe vor. — Entſetzlich deprimirt von ſo vielem entwickelten und verbrauchten Höflichkeitsgas ſucht er am ſtillen Abend die akademiſchen Freunde, welche mit ihm in gleicher Verdammniß ſtehen, auf, um beim ächten oder nachgemachten Baieriſchen Bier das Philiſterium zu verwünſchen, in das er ſich, wie er meint, aus deutſcher Rechtſchaffenheit, richtiger aus **Unbeholfenheit**, nie ſchicken wird. Im Anfange wird noch zuweilen commerſirt, auch Pereat, »Luſtig meine Sieben« geſpielt. Allein ein Katzenjammer des unächten Biers, dringende Ermahnungen der Tanten, nicht in ſolchen Zimmern, die nach der Straße liegen, Studentenlieder zu ſingen, und das immer näher rückende Tentamen verpuppen ihn immer mehr auf ſeinem Zimmer. Wenn man ſeine Verwandten fragt, wo der junge Herr ſei, ſo heißt es gar bald: er ſtudirt den ganzen Tag, er iſt überhaupt wie umgewandelt, man erkennt den Studenten faſt gar nicht mehr in ihm, — — er läßt ſogar kein Bier mehr holen, trinkt nur Waſſer, und ſelten ein Glas Wein mit dem Papa, das dieſer ihm auch noch aufdringen muß. Nur einige Studentenausdrücke, wie Pech, und: es iſt mir wurſt, entſchlüpfen ihm noch zuweilen.

Nach glücklich beſtandener Prüfung hat der junge Acceſſiſt nunmehro ſeine Abendunterhaltung zu wählen. Rechts die Thees, die Landpartien mit obligatem Gänſeliebſpiel, die Bälle, thés dansants, die Aufführung lebender Bilder, und das reizende Liebhabertheater; links die Clubs, das Kartenſpiel, Theater, Geſangverein und literariſche Vereine. — Zu den letzten neigen ſich Anhänger beider Parteien; der abwechſelnde Beſuch der Thees und der Clubs erſcheint nur in der Vorſtellung möglich, nicht in der Wirklichkeit.

Ein ſolcher Diener zweier Herrn löſt ſich am Ende doch in den Dampf des Thees oder in den Rauch des Tabaks auf.

Der ehrenwerthe Advokatenſtand wird in fürſtlichen Staaten ſelten von dem Candidaten Juris aus Wahl ergriffen. Selbſt dann, wenn der Anwald das Vierfache der Einnahme des Richters erhebt, vertauſcht er doch gewöhnlich gern ſeine freie Stellung mit einem Staatsdienſte. Die Gründe für dieſe auffallende Erſcheinung ſind zum Theil in dem ſchon im Anfang erwähnten Streben nach oben, zum Theil in den meiſten Prozeßordnungen, die noch immer dem Anwald zu ſehr als ein wider ihn verfaßter Strafodex erſcheinen, dann aber auch in dem Widerwillen zu ſuchen, halb leidend und nachgebend ſchon ſeit ſo vielen Jahren ſo viele dumme Anträge und ungerechte Vorwürfe ihrer Klienten anhören zu müſſen, die ſich oft nicht nur zu niveau mit ihrem Anwald ſtellen, ſondern ſich ſogar zuweilen als ſeinen Patron betrachten, weßhalb auch einige Bauern in einigen Gegenden, wenn ſie ſagen wollen, er iſt mir bedient, den Ausdruck: »He is mihn Bedehnter« brauchen. — In Holſtein und Schleswig ſpielen die Advocaten ſchon um deßhalb eine viel bedeutendere Rolle, weil ſie ſich mit Belegungen von Geldern abgeben, und alle Gutsbeſitzer, deren Finanzen einigermaßen brouillirt ſind, gar bald in der Taſche haben. Ich weiß, daß ein ſolcher einmal der Steuerverwaltung ſeine jährliche Einnahme auf 20000 ℔ angegeben hat. Da nun die Oberſachwalter überdies mit Titeln wie »Juſtizrath« und »Etatsrath« geziert werden, ſo iſt es kein Wunder, wenn in ihnen keine Sehnſucht nach der Reichsbankgage der Staatsdiener erwacht. — In früheren Zeiten behauptete man, daß die hoch graduirten Advokaten beim Obergerichte in Schleswig ein beſonderes Vorrecht hätten. Es exiſtirte dort nämlich noch vor zwanzig Jahren, vielleicht auch jetzt noch, das ſinguläre Verbot, keine früheren gerichtlichen Entſcheidungen in ähnlichen Fällen anzuführen. Nur Anwälde, die Staatsräthe hießen, hatten durch einen Gerichtsgebrauch die Befugniß in ihren

Schriften zu sagen: »Das Citiren von Präjudizen ist unerlaubt, sonst würde ich mich auf den Fall, in Sachen *n.* auf die Acte *puncto* der Gütergemeinschaft, auf den Casus u. s. w. beziehen. —

Der Jurist in den Hansestädten gehört entweder den aristokratischen Regentenfamilien an, oder nicht. In dem ersten Falle ist bei einiger Tüchtigkeit sein Glück gemacht; der Senatorenstand, oder irgend ein Secretariat bleiben ihm gesichert; auch kann er bei einem soliden Lebenswandel auf eine reiche Frau rechnen, die gewöhnlich lieber einem unbegüterten Doctor die Hand reicht, als einem noch so vermögenden unbetitelten Kaufmann. Der Jurist hingegen, der nicht von Familie zu seyn sich schmeicheln darf, ergiebt sich lediglich der Advokatur, so wie nicht selten der Oppositionen gegen die Maaßregeln der Regierung. Ist er tüchtig, so weiß ihn diese schon zu gewinnen, wo nicht, läßt sie ihn noch und nach in seiner Verbissenheit verkommen. Wie sehr sich solche Oppositions-Anwälde der herrschenden Meinungen ihrer Umgebungen accomodiren, davon gab mir einmal ein jetzt verstorbener Bremer Anwald ein witziges Beispiel. Als die berüchtigte Giftmischerin Gottfried in Untersuchung gerathen war, von dem Resultat aber durch den eben so verschwiegenen als scharfsinnigen Untersuchungsrichter nichts verlauten wollte, wurde die Zahl der von ihr durch Arsenik getödteten Opfer sehr verschieden angegeben. »Die haute volée,« bemerkte mir jener Anwald, »nimmt, schon um des guten Rufs von Bremen willen, nur zwei bis drei Vergiftungen an, während die Cigarrenmacher, unsere ordinärsten Leute, bereits von hundert Fällen faseln. Ich meines Theils, dessen Mutter eine Weinschenke hat, in der ich mit manchen vermögenden Professionisten verkehre, muß wenigstens an zehn Vergiftungen glauben«.

Der ältere Anwald kommt beim Volke gewöhnlich aus der Mode, während das Vertrauen gegen den Richter wächst. — Die Ursache mag hauptsächlich darin liegen, daß der ältere Advocat sich nicht mehr so in die Launen seiner Clienten zu schicken weiß, wie ehedem. — Ein junger Sachwalter

gewinnt, wie ein junger Arzt, bei seinem ersten Auftreten oft ein unbegreifliches Renommé, die Freude dauert aber selten lange, und endigt immer mit einer totalen Beschäftigkeit für das ganze Leben. Ich habe einen solchen Idioten gekannt, zu dem, während er Mode war, besonders das Landvolk in Masse strömte, obgleich er sie nach Anhörung ihres Falls stets nur mit zwei Phrasen abfertigte. Zu dem Kläger sagte er: — Dehn wölt wi wull kriegen; (Den wollen wir wol kriegen) zu dem Beklagten aber: »De schall uns wull lopen laten.« (Der soll uns wol laufen lassen.)

Der Jurist in Staatsdiensten hat, besondere Ungücksfälle abgerechnet, es gewöhnlich in seinem vierzigsten Jahr zum Rathstitel gebracht, und wird jetzt von der Zeit weiter befördert. Die Präsidenten avanciren mit Recht außer der Reihe, doch werden sie als zukünftige Vorstände, weit eher als sie blühen, mithin eher als doppelte Lovkojen, erkannt. Sie sind fast immer tüchtig, denn wenn sie es nicht, aber weniger sind und doch Directoren werden sollen, so werden sie gewöhnlich in die Administrativcarriere versetzt. Zwischen diesen beiden Dienstbranchen herrscht eine stille Opposition, von denen die eine die Wissenschaft, die andere den gesunden Menschenverstand als Genius anruft, obgleich es dann, wenn beide Eins geworden, der tüchtige Staatsdiener resultirt. Denn ein reiner Administrationsmann wird leicht zum Pasche, der Stockjurist aber kommt leicht zu Resultaten, die wohl die Hälfte seines Wahlspruchs »Pereat mundus« aber nicht sein »fiat justitia« fördern.

(Der Schluß folgt.)

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, in den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℳ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℳ 60 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Cour. für das ganze Jahr wird das Journal durch alle Postämter des Herzogthums, so wie durch das Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres auf die Einziehung des Vertrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Mitredacteuren:
Theodor von Kobbe. Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.
Druck: Schulzische Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 6. Donnerstag, 10. Februar. 1842.

O ewig ist so lang!

von K. J. Mayer.

Vor Oldenburg ein Kirchlein steht
Hoch an der Straße Saum,
Und ihm zur Seite flüsternd weht
Ein alter Lindenbaum
Den grünen Gottesacker dort
Geb ich wohl oft entlang.
Am Eingang steht ein altes Wort:
»O ewig ist so lang!«

Das junge Volk zur Sommerzeit
Sitzt unterm Lindenbaum,
Und Hand in Hand in Fröhlichkeit
Durchwandern sie den Raum.
Darüber rollt es Tag und Nacht
Mit Lachen und Gesang,
Und Keiner nimmt den Spruch in Acht:
O ewig ist so lang!

Ja, ewig ist so lang! das klingt
Mir oftmals in dem Ohr.
Wie leichtgeschürzt und lustig springt
Ins Leben doch der Thor!
Kaum hat er einen Schritt gemacht,
Hemmt ihm der Tod den Gang,
Eh' er die Lehre sich bedacht:
O ewig ist so lang!

Kurz währt der Leib, doch ewig lebt
Die That, und kennt kein Grab
Was wir gesehnt, was wir erstrebt,
Es sinkt nicht mit hinab;
Nein, wie im Wasser Well' an Well'
Sich reiht in stetem Drang,
Strömt sie ein unversiegter Quell. —
O ewig ist so lang!

Und jede That, ein kleines Wort
Das Dir entschlüpft in Eil',
Zum späten Enkel wandert's fort,
Bringt Schaden oder Heil.
Es fällt der Leib, es währt der Geist;
Sei vor dem Geiste bang,
Bedenke, wie die Wohnung heißt:
O ewig ist so lang!

Der Ölkenburg ein Kirchlein steht
Hoch an der Straße Saum,
Und ihm zur Seite flüsternd weht
Ein alter Liebenbaum.
Den grünen Gottesacker dort
Geh' ich wohl oft entlang,
Im Geist bewegend jenes Wort:
O ewig ist so lang! *)

---

*) Für die auswärtigen Leser sei bemerkt, daß diese alte, mit gothischen Buchstaben in den Stein gehauene Inschrift neben dem Thor unseres Kirchhofs, welche wörtlich: »O ewich is so lanck« lautet, sich auf eine merkwürdige Weise bewährt hat. Man erzählt nämlich, daß im dreißigjährigen Kriege zwei schwedische Offiziere, die an dieser Stelle zu einem Zweikampf auf Leben und Tod zusammengetroffen waren, ergriffen durch die ihnen plötzlich in die Augen fallende Inschrift, ihr blutiges Vorhaben aufgegeben hätten, und einander versöhnt in die Arme gefallen seien.

Genrebilder aus verſchiedenen Ständen.

Von Theodor von Kobbe. *)

I.

Der norddeutſche Juriſt.

(Beſchluß.)

Die reſpectabelſte Seite des norddeutſchen Juriſten, er gehöre dem Richter oder dem Advocatenſtande an, iſt deſſen Integrität und Unbeſtechlichkeit, eine Tugend, die freilich bei ihm vor allen Dingen vorausgeſetzt wird, allein durch den Mangel bei ſeinen Collegen in ſo vielen europäiſchen Ländern, als um ſo erfreulicher hervortritt. Indeſſen ſcheint auch hier die Deferenz gegen die abſolute Regierung ſeine Achillesferſe zu ſein, namentlich, wenn landſtändiſche Angelegenheiten Conflicte darbieten, und Injurienproceſſe erzeugen. Hülfreich erfolgt da nur gar zu oft die Erklärung der Incompetenz. — Man kann indeſſen in ſolchen Fällen anerkannt rechtliche Männer nicht verdammen, wenn ſie nicht nach unſerer Ueberzeugung gehandelt haben, und muß hoffen, daß ſie es nach der ihrigen gethan. — Uebrigens iſt es eine ſehr weiſe juriſtiſche Cautel, in ſolchen Fällen zu beten. »Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von allem Uebel.«

Der Juriſt in Amt und Würden gehört in theologiſchen Dingen gewöhnlich dem Rationalismus an, obgleich er, als Mitglied der Conſiſtorii, ſich, ein Biſchof en miniature, nach allen beſtehenden kirchlichen Vorſchriften richtet, und, ſo wenig wie ungeſtempelte Karten am Spieltiſch der Frau, einen Ball in den Faſten duldet. Er geht aus Grundſatz und Pflichtgefühl, nicht aus Wahl, ſelten aus Bedürfniß zur Kirche, und wenn gleich, wie geſagt, Rationaliſt, duldet er lieber den ärgſten Pietismus in ſeinem Hauſe, als eine eclatante Sabbathſchändung, z. B. eine Wäſche, Wurſtmachen u. d. m. — An die Heilkunde glaubt er nicht, wie überhaupt faſt an keine Wiſſenſchaft als an die ſeinige, die mathematiſchen etwa ausgenommen. In der gerichtlichen Me-

dizin ärgert er sich leicht daran, wenn der gewissenhafte Arzt den objectiven Thatbestand zu zweifelhaft läßt, und wird in dieser Hinsicht oft, zu anscheinend schlauen, obschon selten glücklichen Fragen veranlaßt. Nichts destoweniger ist er als Kranker gehorsam, und, indem er pünktlich alle Vorschriften, zu seiner eignen wie zur Beruhigung seiner Familie befolgt, wälzt er jede Verantwortlichkeit eines schlimmen Ausgangs auf den Arzt. Die Homöopathie wird er immer lächerlich finden, wogegen er sich ausnahmsweise eher zur rationalistischen Hydropathie neigt.

In belletristischer Hinsicht ist er am Frühesten stereotyp. Geheimerath von Göthe bildet gewöhnlich den Schlußstein seiner Poesien, von den neuern lies't er höchstens einige Reihen in dem ihm von Buchhändlern zugeschickten belletristischen Novis, von denen er indessen nie etwas als etwa einen langweiligen Familienroman aus einer fremden Sprache, auf Anrathen seiner Frau für die Töchter zu Weihnachten kauft. — Indessen zeigt der loyalste Jurist auch höchst sonderbarer Weise viel Interesse, ja sogar Kauflust für verbotene politische Freiheitslieder. Ins Theater geht er fast nie, außer wenn klassische Sachen von Schiller, Lessing, oder von Shakspeare gegeben werden. Von Zeitungen hält er sich, wenn auch mit zwölf andern gemeinschaftlich, jedenfalls die allgemeine, deren nicht politische Artikel er selbst mit Theilnahme verfolgt und mit Andern bespricht.

Der Jurist, namentlich derjenige, welche der Thibautschen Schule angehört, also der historische, ist gewöhnlich pünktlich und ordentlich. Weniger kann man dies in der Regel vom *elegant*en, trotz dieses *Epitheton*s sagen, da dieser vielmehr, so scharf er res mancipi und nec mancipi zu trennen vermag, Alles was sein ist, in einer chaotischen Unordnung zu erhalten pflegt. Solche Papinianeische Elegants sind gewöhnlich auch so unpraktisch, daß sie sogar aus den juristischen Spruchcollegien, im Gefühl ihrer Incapacität, wenn gleich vorgeblich aus Aerger über die Nichtachtung der zwölf Tafeln, treten. — Der norddeutsche Jurist hat eine Antipathie gegen Geschworen-Gerichte, und kämpft dagegen mit gewiß

sehr triftigen Gründen. Nichts desto weniger hat er ein Vorgefühl davon, daß der objective Criminalproceß dem Zeitgeist, welcher sich mit der subjectiven Ueberzeugung begnügt, unterliegen wird. Manche norddeutsche Juristen beabsichtigen jener juristischen Volksherrschaft der Jury dadurch einen Damm entgegen zu setzen, daß sie sich selbst zu Geschwornen mit der Verpflichtung machen, ihr abgegebenes Urtheil durch allgemeine Entscheidungsgründe, welche die moralische Ueberzeugung hervorgebracht haben, zu motiviren. Sie bedenken aber nicht, daß, wenn sie dann von dem objectiv logischen Standpunkte abweichen, sie trotz der von ihnen zu gebenden Entscheidungsgründe, immer nur ein subjectives Urtheil fällen werden, was eigentlich an philosophischem Werth dem Urtheil der Jury ganz gleich steht. Auch darf man hiebei nicht vergessen, daß die jetzt an Formen gewöhnten Richter allmählig aussterben werden, und daß nach Einführung des richterlichen Geschworen-Gerichts es bald nicht mehr logisch juristische gebildete Richter geben wird.

Der Jurist ist gemeiniglich ein heiterer Gesellschafter, der, so zu sagen, keinen Spaß verdirbt, ja, ihn pflichtmäßig nach Kräften zu befördern bemüht ist. — Witz ist ihm nicht ganz häufig verliehen, dagegen sprudelt er, sobald das poculum hilaritatis über ihn gekommen ist, von Anecdoten über verstorbene Humoristen oder Eulenspiegel aus seiner Jugend, und erzählt diese seinem Tischnachbar, welcher denselben, so bekannt sie ihm auch schon sind, das willigste und neugierigste Ohr von der Welt leiht, sich übrigens mit einer ähnlichen Schnurre revangirt. Wird die Laune musikalisch, so bekommt ein »Gaudeamus,« das Rheinweinlied, und nicht selten auch »das Hoch vom Olymp herab« Marschordre. Jungen Candidaten und namentlich Philologen trägt der alte Jurist in der Weinlaune gerne eine Ode des Horaz oder einen Passus aus einer Rede des Cicero vor.

Der norddeutsche Jurist stirbt, wie jedes andere Menschenkind, indem er den letzten Athem nicht fest zu halten vermag, aber selten ab intestato. Er hinterläßt gewöhn-

lich ein Teſtament, die Frucht ſeiner Nebenſtunden, worin er, falls er kinderlos iſt, ſeine etwaige Wittwe als Nießbräucherin ſeines Vermögens, das nach dem Tode derſelben an ſeine Blutsverwandten zurück fällt, einſetzt. Hierzu treibt ihn ſein Familien-Gerechtigkeitsgefühl. Einen ähnlichen letzten Willen hat er auch für ſeine Gattin verfaßt, mit der er ſelten in Gütergemeinſchaft lebt. — Den Ueberlebenden trifft gewöhnlich die Depenſe eines beiderſeitigen Leichenſteins, wenn dieſer nicht ſchon bei Lebzeiten beider Ehegatten gemeinſchaftlich angekauft iſt, welche Ausgabe er ſich, auch wenn er von dem Gatten nichts erbt, nicht nehmen läßt. Etwanige Todesannoncen in ſeiner Familie verfaßt der Juriſt ſtets lakoniſch. — Nicht ſelten wird von ihm, den ehemaligen Richter über ſo viele Teſtamente, mit zu großer Vorſicht verfaßte letzte Wille nach ſeinem Tode umgeſtoßen.

Die Ueberſetzer.*)

Voß.

Beim Zeus! da blüht ſchon Elyſiums Stand!
Nun, kruppiger Alter, mein herzlichſtes Lebewohl!
Hier zwiſchen den Lippen ſteckt der Obol,
Das letzte irdiſche Unterpfand.

Charon.

Daß mich die ewigen Götter bewahren!
Mit nichten! Und ſollt ich zehnmal hinüberfahren,
Behalt den Stüber! Wir ſind Kollegen,
Amtsbrüder von Gott und Rechtswegen.
Da würde mich ja der Geizigſte beſchämen,
Wollt' ich von Dir den Zähnzeichen nehmen.

---

*) Dem Wunſche mehrerer unſerer Leſer zu Folge, theilen wir auch noch viele letzte in unſern Händen befindliche humoriſtiſche Dichtung des Verfaſſers, cf. № 1, dem Publikum mit.

D. H.

Ich bin Ueberfetzer in Pluto's Reich,
Du in des Zeus. Das iſt ſich gleich.

Voß (gehend.)
Wie Dir's ſcheint, du des Erebus trefflicher Cyreß!

Charon (für ſich.)
Das thut Einem wohl!
(laut)
Hebe Voß, Johann Heinrich Voß!
Hier, nimm meinen Kittel!

Voß.
Die ſchmutzigen Fetzen!

Charon.
Kollega, du wirſt dich drob glücklich ſchätzen.
Wollte Gott, es wären drei — viermal mehr!
So etwas, mein Jung,
Wie du ſelber ſagſt »fünf gezottelter Ziegenhälg Polſterung.«

Voß.
Wozu in ſeligen Feldern ſolche Beſchwer?

Charon.
Aus Freundſchaft will ich dir's ſagen, Voß.
Schon lange lauert auf dich ein ganzer Troß
Von Pasquillanten, Poeten, Autoren,
Die Alle dir bittere Rache geſchworen.
Homer ſteht da mit gehobenem Rhapſodenſtab; Heſiod
Hat dir eine bäuriſche Scholle gedreht;
Ariſtophanes hat ſeit langer Zeit
Zum Ritzen ſpitze Steinchen für dich bereit,
Und Shakſpeare, ſag ich, hat ſich einen Plumpſack gedreht,
Dem ſchwerlich mein alter Kittel widerſteht.
Da nimm!

Ferne Schatten.
Hebe Boetsmann, Charon, Charon!

Pfeiffer.

Humoresken

von Theodor von Kobbe.

Im vorigen Sommer kam eine hiesige Dame in ihre Küche, wo eine seit mehreren Jahren als treu erprobte Arbeitsfrau, der ihr Söhnchen aus dem Hause nachgelaufen, mit dem Auslesen von Erbsen beschäftigt war. Die Hausfrau, verwundert über das geringe Resultat der Erbsenklügelchen, fragte in etwas vorwurfsvollem Tone die Schoteneröffnerin, »wo die Erbsen geblieben?« worauf der Knabe fast im singenden renommirenden Ton antrief: »Moder hätt se in de Tasch.« (Mutter hat sie in der Tasche.) —

Schelling soll schon in München in seinen Vorlesungen gegen Ende jeder Lektion dicht daran gewesen sein, die Vereinigung des Christenthums und der Philosophie darzuthun. Aber leider! hat dann der Glockenschlag ihn jedes Mal von dieser Vollendung abgehalten, in der nächsten Stunde soll er aber immer wieder sein philosophisches Gewebe aufs Neue à la Penelopé angefangen haben. Schelling hätte offenbar im Interesse der Wissenschaft mit seinen Schülern einmal nachsitzen müssen.

Wie wahrhaft brüderlich der vorige König von Preußen in Köln geliebt wurde, kann man aus folgender wörtlich getreuen Annonce der dortigen Zeitung sehen.

»Die heute erfolgte glückliche Entbindung seiner lieben Frau von einem gesunden Mädchen, zeigt hiermit seinen Verwandten und Freunden ergebenst an

Köln, den 30. Juni 1839,

Joh. Laur, Hofbäcker,
Seiner königl. Hoheit des Prinzen Wilhelm, Bruder Sr. Majestät, des allgemein geliebten, geehrten und friedliebenden Königs von Preußen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzische Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Ad bonum vir quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 7. Donnerſtag, 17. Februar. 1842.

Alles für's Vaterland

von K. A. Mayer.

Süß iſt der Tod fürs Vaterland —
Das ward ſchon oft geſungen;
Doch Vielen iſt es nur ins Ohr,
Und nicht ins Herz gedrungen.
Süß iſt's, zu leben ſeinem Volk,
Wenn es nicht gilt zu ſterben;
Doch Viele mögen lieber klug
Um goldne Ketten werben.

Flieg hin, mein Lied, flieg nach Paris
Zum Kampf der Julitage,
Tauch' ein in Pulverdampf und Blut,
Triumpf und Todtenklage.
Steig' an die Stufen im Palaſt
Des Königs, wo ſie fochten
Von Saal zu Saal um ihre Braut,
Die Freiheit, mit den Knechten.

Tritt vor den wackren Knaben hin,
Deß Auge ſchleudert Blitze —
Geſtern noch Kind und heut ein Held
In wilder Kampfeshitze.
En avant marchons! er ruft und ſchießt —
Da zucken Bajonnette
Nach ſeiner Bruſt — er liegt durchbohrt
Auf ſchimmerndem Parquette.

Der Feind entweicht. Sieg! jauchzt das Volk,
Und dringt voran. Sie haben
Gebettet auf des Königs Thron
Den tapfern blichen Knaben.
Roth auf den rothen Sammet spritzt
Sein Blut; es starr'n die Glieder;
Das Auge flammt. Sieg! jauchzt das Volk;
Sieg! ruft er sterbend wieder.

Vorüber brauft der Kampf, und still,
Ganz stille wird's im Saale;
Nur Frau'n ein alter Krieger küßt,
Und zuckt zum letzten Male.
Durch hohe Fenster bricht die Glut
Der Abendsonne strahlend,
Und küßt den Todten auf dem Thron,
Die weiße Wange malend.

O laß vor diesem Thron mich knie'n,
Der nie vor Thronen kniete!
Im Himmel blüht kein Roth so schön,
Als dieses Blut hier blühet.
Süß ist der Tod für's Vaterland.
Süß, für sein Volk zu ringen.
O ruf es, Lied, mit lautem Mund,
Und — mag's zu Herzen dringen.

Der treue Schweizer

von L. A. Mayer.

Der »alte Krieger,« der im Saal
Beim Knaben ist gestorben,
Auf einem schönen Alpenthal
War er für Karl geworben.
Sein scharfes Auge, jedes Winks
Des fremden Herrn gewärtig,
Sah ehrlich weder rechts noch links;
Stets war zur That er fertig.

Er prahlte nicht von seinem Sold
Gleich Andern beim Gelage,
Er hatte sich ein Sümmchen Gold
Gespart auf alte Tage.
Der Abschied war um diese Zeit
Vom König ihm versprochen;
Er hatte gestern doch erfreut
Von Heimkehr noch gesprochen:

»Des Vaters Hütte, mir so lieb,
»Werd' ich nun wieder schauen,
»Mit einer Schwester, die mir blieb,
»Der Eltern Gütchen bauen
»Im Vaterland, im Schweizerland,
»Wo meine Berge stehen;
»Wo Alphornklänge wohlbekannt
»Zum Thal hernieder wehen.«

Er sprach's, der jetzt im Saale liegt,
Die treue Brust durchschossen,
Und wie das Leben ihm entfliegt,
Ist auch sein Traum zerflossen.
Der Traum von seiner Heimat fern;
Doch trägt ers ohne Schwere,
Und denkt getrost: Für meinen Herrn
Sterb' ich den Tod der Ehre.

Der Invalide, ein Genrebild

von K. A. Mayer.

Dem Lurleyfelsen gegenüber, bei St. Goar am Rhein, steht, wann die Dampfschiffe vorüberkommen, ein alter Invalide, und schießt eine Pistole ab, deren Knall, zum großen Ergötzen der Reisenden, von dem berühmten Echo jener Stelle laut und vielfach wiederholt wird. Alsdann sammeln die Conducteure von den Passagieren kleine Gaben für den Kriegsmann, und schicken es ihm später zu.

Dieser Invalide mit Namen Tschernidesch ist ein geborner Ungar. Er kam als Husar in östreichischen Dien-

ſten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit der Revolutionskriege, an den Rhein.

Nun iſt es aber eine ausgemachte Sache, und längſt anerkannt von Müttern, Tanten und Bonnen, daß Huſarenuniformen für Mädchenherzen im höchſten Grade gefährlich ſind.

Freilich hatte unſer Huſar, der damals noch ein junger Mann war, kein weiteres Avancement gemacht, als vom Rekruten zum Gemeinen, aber dies that ihm in dem rheiniſchen Dörfchen, wo er zu jener Zeit lag, wenig Eintrag; denn er war ein großer, ſtattlicher, kräftiggebauter Mann, der ein Pferd unter ſich zuſammen drücken konnte, daß es ächzte. Wenn gleich ſeine Geſichtsfarbe allzu feurig erſchien und ſein Blick allzu kriegeriſch und wild für Einen, der nicht gerade im Treffen ſtand, ſo machte doch der ſorgſam gepflegte, rabenſchwarze Schnurrbart Alles wieder gut. Dieſer Schnurrbart war ungewöhnlich dicht und lang, und ſpitzte ſich, wie lebendig, drohend in die Höhe, wenn Tſchernideſch nach ſeiner Gewohnheit ſchnaubte, oder ſeinen Lieblingsfluch Bassa manelka ausſtieß.

Alle dieſe Vorzüge konnten unmöglich von den Schönen jenes Dörfchens unbeachtet bleiben. So oft der Ungar mit klirrenden Schritten die Gaſſen durchzog, oder auf ſeinem ſcheckigen Renner mit nachfliegendem Dollmantel daherſprengte, fuhren rechts und links die engen Fenſterchen auf; die Alten wie die Jungen ſchoben haſtig die Köpfe neben und übereinander, und ſtarrten nach dem Unwiderſtehlichen.

Es war kein Mädchen im ganzen Dorfe, welchem das Herz bei ſeinem Anblick nicht ſchneller gepocht hätte. Er aber nickte vornehm, des Eindrucks wohl bewußt, nur ein Weniges mit dem Haupte. Bisweilen jedoch, wenn ein ausgezeichnet reizendes Geſichtchen zum Vorſcheine kam, fand er ſich bewogen, an's Fenſter heranzuſchreiten, und einen Kuß als Zeichen ſeiner Gnade zu ertheilen.

Natürlich war er auf den Tanzplätzen wohlgelitten wie kein Anderer. Er und ſeine Kameraden verdrängten daſelbſt

die jungen Männer des Dorfes völlig, und wenn Letztere ſich zu murren unterſtanden, wurde, die Hand am Sarras, Stillſchweigen geboten.

Seine größten Triumpfe feierte Tſchernideſch bei Tänzen, wo das Mädchen aufzufordern hat. Alsdann ſtürzte Alles auf den Herrlichen los; ja bisweilen ſoll es unter den Damen jener Ortſchaft zu Thätlichkeiten gekommen ſein, weil jede ihn zuerſt gebeten zu haben behauptete.

Nach des Huſaren Reden zu urtheilen, war ſeine Tapferkeit grenzenlos, und konnte ſich nur mit dem Glücke meſſen, das ihm bei allen Gefahren zur Seite ſtand. In vielen ſeiner nicht immer ſehr wahrſcheinlichen Geſchichten ſpielte ſein Schnurrbart eine Rolle, auf den er ſo ſtolz war, als ein Gardelieutenant auf ſeine Taille.

Einmal z. B. lag er zu Belgrad in türkiſcher Gefangenſchaft, nachdem er ſich ſtundenlang allein in der Nacht mit den Ungläubigen herumgehauen hatte. Schon war der Morgen angebrochen, an dem er mit den übrigen gefangenen Chriſten niedergeſäbelt werden ſollte; er ſah die Köpfe ſeiner Kameraden, wie Aehren von der Hand des Schnitters, fallen, und nun ward auch ihm geboten, als der letzte vorzutreten: als ein Paſcha, welcher, ſeine Pfeife rauchend, der Exekution beiwohnte, plötzlich Einhalt gebot und auf den Ungarn zutrat.

»Wie heißt du, Chriſtenhund?«

»»Tſchernideſch.««

»Tſchernideſch, Allah hat dir einen wundervollen Schnurrbart verliehen; um deines Schnurrbarts willen ſchenk' ich dir das Leben. Entferne dich ſo ſchnell, als deine Füße dich zu tragen vermögen.«

Allgemein wurde der Schultheiß des Dörfchens beneidet, bei dem unſer Held im Quartier lag; deſſen ſchmucke Tochter aber ſelig geprieſen, die, wie man ſich in die Ohren flüſterte, ſchon am zweiten Abend einen Ring von ihm erhalten. Dieſer Ring, den er ſchon oft verſchenkt, aber immer wieder zurückverlangt hatte, ſtammte aus einem Harem in der Türkei, und hatte mit Gefahren ohne Zahl er-

beutet werden müſſen. Nach der Verſicherung unſeres Helden wohnte demſelben außerordentliche Kraft bei, ſo daß jedes Mädchen, das ihn am Finger trug, ſofort den ungarſchen Huſaren lieben mußte.

Dies beſtätigte ſich denn auch bei der Glücklichen, die ihn jetzt beſaß, in hohem Grade, und als ſie der Kriegsmann, dem die blühende Dirne und die harten Thaler ihres Vaters höchlich gefielen, nach einigen Tagen fragte, ob ſie ſein Weib werden wolle, ſo antwortete ſie mit einem freudigen Blick auf Schnurrbart und Uniform: »Ei freilich!«

Indeſſen fehlte noch die Zuſtimmung der Eltern, und dieſe konnte, trotz der Tochter Bitten, trotz des Huſaren Drohung, auf keine Weiſe erlangt werden. Nur ein ſolider, vermögender, friedliebender Mann ſollte ihr Eidam werden; das hatten ſie unerſchütterlich feſt beſchloſſen.

Der Prediger des Dorfes, welcher von dem Schultheißen conſultirt wurde, machte den hartnäckigen Vater noch hartnäckiger. Der eifrige Seelſorger ſagte:

»Dieſer Ungar flucht, als hätt' ihm der Gott-ſei-bei-uns Lektion darin gegeben, und hegt eben ſo viel Abſcheu vor der Mutter Kirche, als Liebe zum Vater Rhein und deſſen Getränken. Am Ende iſt er gar ein blinder Heide. Schon ſein Name klingt unchriſtlich und ſeltſam, ſo daß ihn kein Pfarrer bei der Trauung mit gehöriger Salbung ausſprechen könnte. Seid gewiß, Schultheiß, wenn Ihr ihm die Tochter gebt, ſteckt Ihr ſie geradezu dem Satan in den Rachen.«

Dem Schultheißen und ſeiner Frau fuhr bei dieſen Worten des Paſtors ein kalter Schauer über den Rücken; angſtvoll überlegten ſie, wie man die Tochter aus den Klauen des Wüthrigs befreien könne. Zuletzt beſchloſſen ſie, das Mädchen ſolle, ſo lang die öſtreichiſchen Truppen am Rheine lägen, bei Verwandten, einige Meilen von ihrem Dörfchen, untergebracht werden.

Sofort unterrichteten ſie die Arme von dieſem Plane, und brachten ſie in der erſten Nacht, trotz unzähliger Bit-

ten und Thränen, heimlich aus dem Dorfe, ehe ſie dem Geliebten Kunde von der Verbannung zu geben vermocht hatte.

Am neuen Wohnorte weinte ſie noch einige Tage lang; da aber Regen und Sonnenſchein beim Menſchen, wie am Himmel, zu wechſeln pflegen, ward es auch bei ihr wieder Sonnenſchein, und der ſchöne Schnurrbart des Huſaren trat in den Hintergrund ihrer Seele, während der ſchmucke Schreiber des Bürgermeiſters, der ihr dann und wann einige Artigkeiten ſagte, in den Vordergrund rückte. Ihr alter Frohſinn kehrte völlig wieder, ſo daß ſie wie ſonſt mit Geſang ins Feld und Abends wieder heimzog, als ob ſie niemals Liebeskummer betroffen hätte.

In Aſchernibeſch dagegen kochte die Wuth, als er entdeckte, daß ihm ſein Mädchen entführt ſei. Der Schultheiß und ſeine Frau hatten die Tochter nach dem Exil begleitet, um der Rache des Wilden zu entgehen. Erſt nach einigen Tagen kehrten ſie wieder zurück, nachdem ſie zuvor den Huſaren-Rittmeiſter, der eine Viertelmeile von ihrem Dorfe lag, durch inſtändige Bitten und durch das gewichtige Geſchenk eines weſtfäliſchen Schinkens veranlaßt hatten, ihren ſchlimmen Hausgenoſſen wo anders einzuquartieren.

Kaum waren ſie jedoch Abends angekommen, als der erbitterte Ungar vor ihrer Wohnung erſchien, und drohend Einlaß begehrte. Der Schultheiß hatte dieſen Ueberfall erwartet, und ſich wie ein Belagerter darauf gerüſtet. Thür und Fenſter waren verrammelt, und mit eiſernen Stangen und ſtarken Laden geſchützt. Er gab auf alle zornigen Fragen und Reden ſeines Gegners keine Silbe zur Antwort, ja wenn es außen ſchrie: »Aufgemacht, ihr Schurken, oder Bassa manelka, ich werfe mit *einem* Fußtritt eure Baracke zuſammen!« lächelte der Bedrängte trotz aller Herzensangſt; denn ſein Häuslein galt mit Recht für eines der Beſten im Dorfe, und war von unten bis oben aus Stein erbaut.

Endlich trat nach all dem Pochen, Stoßen und Schmähen eine Todtenstille ein. »Gott sei gelobt, der wilde Jäger ist vorüber!« sagte der Schultheiß zu seinem Weibe. »Laß uns getrost zu Bette gehen. Morgen schicken wir den zweiten und ach! den letzten Schinken unseres Vetters dem Herrn Rittmeister aus Westfalen, mit der Bitte, dem vermaledeiten Aschernidesch fünfzig Stockschläge aufzuzählen und ihn auf ein paar Wochen einzustecken.«

Um Mitternacht, da Beide in tiefem Schlafe lagen, riß plötzlich eine grausame Hand den Schultheißen mit einer Gewalt am Zopfe, als wäre derselbe der Strick einer Feuerglocke. Zum Tod erschrocken fuhr er in die Höhe; eine lange Gestalt stand vor dem Bette — es war Aschernidesch. Aus einer Scheune hatte er eine Leiter genommen, und mit ihr den Boden des Hauses erstiegen, von wo er leicht ins Schlafgemach gelangte. »Wo hast du deine Tochter, Schurke? rief er jetzt. Bassa manelka, ich mein' es ehrlich mit ihr. Wo hast du sie? Antworte, oder ich reiße dir den Kopf von der Schulter.«

Durch einen Ruck am Zopfe, den der Husar beständig wie ein Folterinstrument in der Hand hielt, gewann der Schultheiß endlich so viel Fassung, daß er den Ort der Verbannung anzugeben vermochte. »Gut!« rief der Ungar. »Ist es nicht so, dann komm' ich wieder und schneide dir Zopf und Kopf vom Halse.«

Nach diesen Worten verließ er das Haus.

(Der Schluß folgt.)

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. A. A. Mayer.

Druck: Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische
Blätter
für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 8. Donnerstag, 21. Februar. 1842.

Der Invalide, ein Genrebild

von K. A. Mayer.

(Beschluß.)

Am folgenden Morgen, da die Sonne schon heftig zu brennen begann, kniete die schöne Tochter des Schultheißen auf einer Wiese, die nahe bei ihrem neuen Wohnorte lag, und führte die Sichel mit rüstiger Hand, um Futter zu schneiden. Sie verglich bei der Arbeit den Schreiber des Bürgermeisters mit dem Husaren, und konnte nicht recht einig mit sich werden, wem der Kranz gebühre. Der Besitz des Schreibers als eines Saamenkorns, aus dem einst der stattlichste Bürgermeister aufblühen könne, schien ihr wünschenswerth; aber sie glaubte seinen Reden nicht ganz trauen zu dürfen, und meinte auch, das dem Husaren gegebene Versprechen könne durch das Verbot der Eltern nicht kraftlos gemacht werden.

Ueber diesen Gedanken fiel ihr die Sichel aus der Hand, und noch immer knieend starrte sie unbeweglich zu Boden. Da packte sie plötzlich eine kalte Faust von hinten her bei der Schulter. Zitternd sprang sie auf — Tschernidesch stand vor ihren Augen mit gezücktem Säbel. Er hatte seine Parade-Uniform angezogen, und war hochroth von Kopf bis zu Fuß, das Gesicht mit eingerechnet.

»Sage, Mädchen,« rief er mit furchtbarer Stimme, indem er Brust und Haupt stolz in die Höhe warf, und den Schnurrbart bald auf der rechten, bald auf der linken Seite spitzte, »sage, du Satansbrut, was ist nicht gut und schön an mir? Ist dir mein Gesicht, mein Arm, mein Bein oder gar mein Schnurrbart nicht recht? Gibt es eine schönere Uniform als diese hier? Bassa manelka, die Elle von dem rothen Zeug an meinem Wamms kostet einen Kremnitzer Dukaten!«

Das Mädchen stammelte weinend: »»Es ist Alles gut und schön an dir.«« Der Ungar fuhr in demselben Tone fort: »Wenn das nun so ist — und es ist so, darauf kannst du schwören — warum bist du hier? Oder, wenn du gezwungen wurdest, warum hast du mir keine Nachricht gegeben? Bassa manelka, liebst du mich oder nicht? Antwort! Wenn du mich nicht liebst, so hau ich dir den Kopf von der Schulter herunter, Bassa manelka!«

Bei diesen Worten schwang er den Sarras fürchterlich um sein Haupt, daß er pfiff und sauste.

»»Ich liebe dich ja, ich liebe dich von ganzem Herzen immer und ewiglich!«« rief das Mädchen in Todesangst.

Der Husar ließ den Säbel fallen und umschlang sie. »Weißt du, was ich jetzt thue? sprach er zärtlich. »Ich will meinen Abschied beim Obristen nehmen. Kürzlich hab' ich auf einem Streifzug am Fuß eine Wunde bekommen, die mich zum Kriegsdienst untauglich macht, die sonst aber wenig schadet. Dann geht es zu deinen Eltern und zum Pastor. Ich will dem Schultheißen schon die Hölle heiß machen, bis er einwilligt. Du bist aber einstweilen meine Kriegsgefangene.«

»»Gedenkst du denn ein Ackersmann wie der Vater zu werden?«« fragte das Mädchen.

»Davor soll mich Gott bewahren, gab der Husar zur Antwort. Zum Bauer bin ich zu gut. Ich will eine Wirthschaft anfangen; das ist nobler und schickt sich besser für einen ungarschen Reitersmann.«

Mit diesen Planen ihres Tschernidesch war des Schultheißen Tochter bald zufrieden. Sie gingen Hand in Hand zum Obristen, der in der Nähe sein Quartier hatte, und das Pärchen freundlich empfing.

Der Obrist war einst durch unsern Husaren aus den Händen der Türken befreit worden. Er war ihm daher sehr gewogen, und gewährte schnell den verlangten Abschied, obgleich jene Fußwunde unerheblich schien.

Schweier hielt es mit dem eifernden Pastor und den schwergereizten Eltern.

Allein es galt auch hier das Sprichwort: Tropfen höhlen endlich den Stein aus. Unzählige Bitten und Drohungen, so wie die kräftige Fürsprache des Obristen und der Umstand, daß der Husar seine Geliebte nicht aus der Hand ließ, machten endlich die harten Gemüther mürbe. Die Eltern ertheilten dem Brautpaar ihren Segen, und der Pastor hielt ihnen eine Rede — er benutzte dabei einen

kurz zuvor gehaltenen Leichenſermon — die alle Weiber unter Waſſer verſetzte.

Seit dieſer Zeit ſah man in jenem rheiniſchen Dörfchen ein neues Wirthsſchild: »Zum rothen Huſaren,« das in den erſten Jahren vielen Zuſpruch erhielt.

Ob die Ehe unſers Tſchernideſch völlig ohne Streitigkeiten blieb, ob ſeine Gattin unter ein ganz mildes Zepter gerathen war, ob endlich der neue Gaſtwirth ſeit dem Hochzeitstage Niemanden vom andern Geſchlechte mit Ausnahme ſeiner Liebſten geküßt habe, darüber fehlen zuverläſſige Nachrichten. Der Himmel keiner Ehe bleibt, vermöge der Unvollkommenheit des Menſchengeſchlechtes, völlig ungetrübt, alſo auch der eines Tſchernideſch nicht!

So viel ſteht feſt, daß der Exhuſar, als er nach der Trauung an der Seite ſeiner Braut aus der Kirche kam, die lange Reihe der feſtlich geputzten Burſchen und Mädchen durchſchritt, ohne irgendwo einen Kuß zu begehren, oder einen Liebesblick abzuſenden.

Uebrigens exekutirte der neue Ehemann bei den Söhnen, die ihm in der Folge geboren wurden, ſehr häufig, ja, wie es hieß, bisweilen ſelbſt bei ſeiner Gattin, eine Züchtigung, die mit dem Riemen eines alten Säbelgehenks vollzogen wurde, und die ihm ſtets großen Reſpekt erhielt.

Mit der Wirthſchaft ging es allmählig bergab. Zwar verzapfte er vielen Wein, aber er ſelbſt trank das Meiſte davon.

Bei dieſem Principe kam es endlich dahin, daß das Gaſthaus zum rothen Huſaren mit allen Grundſtücken, die der verſtorbene Schultheiß der Tochter hinterlaſſen hatte, in die Hände der Gläubiger gerieth. Vielen Gram machte dies unſerem Tſchernideſch nicht. Er war von Jugend auf an Gläubiger gewöhnt, und ſah auch jetzt in ſtolzer Faſſung Geld und Gut zu Grabe gehn.

Da hat denn in den letzten Jahren unſer Kriegsmann ein ruhiges, ſolideres Geſchäft ergriffen, das ihn und ſein Weib völlig nährt, bei dem er in Frieden ſeinem letzten Stündlein entgegen ſieht. Er ſitzt nämlich, wie ich oben erwähnte, am Lurleyfelſen, und weckt, wenn die Dampfſchiffe vorüberziehn, mit Piſtolenſchüſſen das herrliche Echo. So oft ihm dann der Pulverdampf in die Naſe dringt, gedenkt er ſeiner Kriegsjahre und der Thaten, die er einſt im Chriſten- und Türkenlande vollbracht hat.

Drei Söhne ſind aus ſeiner Ehe entſprungen. Die beiden älteſten haben den früheren Stand des Vaters er-

griffen, und ſtehen unter den blauen Huſaren zu Saarbrücken. Der dritte wird ſich mit der Zeit dem jetzigen Stande des Vaters widmen, iſt aber noch vor der Hand auf den Chauſſeen im Rheinthal beſchäftigt, wo er als geübter Schnellläufer meilenweit neben den Wagen der Reiſenden trabt, indem er Romanzen jener Gegend und Kriegslieder des Vaters ſingt, oder kunſtvolle Räder ſchlägt.

Der Alte hat ſich jetzt völlig den Wein abgewöhnt, weil ihn die ſchmalen Einkünfte zu dürſten lehren. Er flucht nur höchſt ſelten und immer ungariſch, was alſo ſeine Mitmenſchen eben ſo gut »o ihr heiligen Heerſcharen!« als »Höll' und Teufel!« überſetzen können.

Noch mehr, er geht dann und wann in die Kirche, und iſt jetzt überhaupt ein verträglicher, lieber, erbaulicher Mann, der voll von alten Geſchichten und Späßen ſteckt, die freilich nicht immer ſehr ſauber ſind.

Sonntags hat er ſtets die alte hochrothe Huſarenuniform an, in der er einſt auf gut militairiſch des Schultheiſſen Tochter freite. Leider iſt nur dies Kleid ſehr abgeblaßt, und in jeder Hinſicht unſcheinbar geworden.

Sollte demnach der Leſer auf einem der Dampfſchiffe am Lurleyfelſen vorüberkommen, ſo bitt' ich ihn recht ſehr, die Piſtolenſchüſſe des guten Alten reichlich zu belohnen. Vielleicht bringt er dann ſo viel zuſammen, daß er ſich ein neues rothes Wamms anfertigen laſſen kann. »Dies iſt mein einziger Wunſch, bevor ich ſterbe,« ſagte Aſchernideſch zu mir, als ich ihn neulich auf einer Fußreiſe beſuchte, »auf Ehre, Herr, mein einziger Wunſch, Bassa manelka!«

Oldenburger Vereine.

I.

Verein für den Kölner Dombau

von L. L. Mayer.

Der rege Sinn für nationale Denkmale in unſrem Vaterlande iſt — was auch die Geiſter, die ſtets verneinen, ſagen mögen — eine Erſcheinung freudiger Art; er beweiſt, daß die Deutſchen, immer freier aufathmend ſeit der Abwälzung der franzöſiſchen Zwingherrſchaft, neben materiellen Intereſſen ein Höheres anzuerkennen und dafür Opfer zu bringen wiſſen. Die großen Männer, deren Bildſäulen ſich auf den öffentlichen Plätzen unſerer Städte erheben, ſind hohe Träger des Guten und Schönen, und, indem wir ſie

ehren, ehren wir das Gute und Schöne überhaupt, und veredeln uns ſelbſt durch ihre Anerkennung. Die Kunſt aber iſt nun nicht mehr auf Paläſte und Muſeen beſchränkt; ſie ſucht

»Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,«

in der fernſten Provinz auf, um ſie für Mit- und Nachwelt zu verherrlichen.

Wer aber möchte das Monument *eines einzelnen Menſchen* dem Monumente *einer ganzen Zeit* an die Seite ſtellen? Das hohe, herrliche Mittelalter iſt dahingeſchwunden mit ſeinem Glauben und ſeiner Myſtik; wir ſehen auf es wie auf eine ſchöne Jugendzeit, die wir, fortſchreitend im doppelten Sinne, hinter uns gelaſſen haben, zurück, mit Liebe, aber ohne Sehnſucht. Wie hoch und herrlich dieſe Zeit war, davon zeugen am lauteſten unſere Dome und vor allen der Kölner Dom, der, zur Vollendung gelangt, die Peterskirche Deutſchlands ſein wird, nein, noch weit mehr, das ſchönſte Gotteshaus der Chriſtenheit, das erhabenſte Gebäude, das die Erde trägt Daß er aber zur Vollendung gelangen werde, dafür ſcheint der Geiſt der Zeit zu bürgen. Die Aufgabe, zu deren Löſung dem Mittelalter die Kraft entſchwand, weil der dumpfe Glaube und die Prieſterherrſchaft in ſich zerfielen, wird, ſo hoffen wir, freudig, der Neuzeit gelingen. Der Kölner Dom wird aber eine andere und doch hohe Bedeutung für uns gewinnen, er wird uns ein Symbol des erwachten Nationalgeiſtes und der Einigkeit Deutſchlands ſein. »Seht, werden die fremden Völker rufen, Deutſchland kann ſich für eine gemeinſame Idee begeiſtern; die Zeit ſeiner Zerſplitterung, wo wir ſo leichtes Spiel mit ihm hatten, iſt vorüber. Sie haben ſich all erhoben, die Armen wie die Reichen, die Niedrigen wie die Hohen, um dies Rieſengebäude, an dem Jahrhunderte gebaut, das Jahrhunderte lang zu verfallen drohte, als Denkmal ihrer Eintracht auszuführen *Sie haben gelernt, ſich die Hand zu reichen, und werden künftig, ſo oft es gilt, zuſammenſtehen.*«

O mein deutſches Vaterland, einſt, da du einig warſt, hatte dein Name den ſtolzeſten Klang durch ganz Europa, und kein Britte ſchlägt heute mit größerem Selbſtgefühl an ſeine Bruſt und ſagt: »Ich bin der Sohn Albions, das die Welt umſpannt!« als wir zu Otto's des Großen Zeit ſagten: Wir ſind Deutſche! Aber Jahrhunderte lang haben wir durch Zwieſpalt unter uns ſelbſt unſer Uebergewicht in Europa zerſtört, unſere Thatkraft gelähmt, große Verluſte

und Demüthigungen herbeigezogen und unsere politische Entwickelung gehemmt. Wir haben uns selbst geschlagen; richten wir uns auch selbst wieder auf — durch Einigkeit. Bauen wir den Kölner Dom als Zeichen unserer Eintracht, legen wir alle, so viele Millionen wir sind, mit Hand an, damit das Schiff dieser Königin unter den Kirchen in gleicher Pracht wie der Chor sich wölbe, damit die Thürme aufsteigend auf alle Thürme der Welt herabschauen, damit der Rhein, der alte Flußgott, der jetzt, trauernd um das zersplitterte Deutschland, vorüberzieht, wieder im alten Stolz daherrausche, damit der Deutsche nicht ferner mehr für einen Träumer, sondern für einen Mann der That gelte.

Die Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 10. Februar hat, um den großen Plan zur Ausführung zu bringen, eine »Kreuzer-Subscription« vorgeschlagen, bei der alle Deutsche betheiligt, welche Millionen Menschen zu Miterbauern und Theilnehmern einer großen Idee machen würde. Ein ähnlicher Vorschlag ist hier in Oldenburg nicht allein gethan, sondern auch bereits in Ausführung gebracht worden. Es sind nämlich am 2. Februar vierzig Männer, die Mitglieder zweier literarischen Gesellschaften, zu einem Dombau-Verein zusammengetreten, dessen Zweck dahin geht, durch das Großherzogthum eine Achtgroschen-Subscription zu eröffnen.*) Die vierzig Mitglieder haben damit begonnen, ein Directorium mit einem Präsidenten — Herrn Oberstlieutenant Mosle, von dem die ganze Idee des Vereins ausgegangen ist — durch Stimmenmehrheit zu bestimmen; sodann haben sie sich in neun Sektionen getheilt, welche über neun Landestheile des Großherzogthums ihre Thätigkeit verbreiten werden. Später wählten die Sektionen besondere Vorsteher, die einerseits die Sektionen mit dem Direktorium zu vermitteln, andererseits mit den Mitgliedern der Sektionen die Art und den Kreis der Thätigkeit jedes Einzelnen zu berathen und die Vertheilung nach Bezirken, Kirchspielen, Ständen u. s. w. zu bewirken haben werden. Jedes Mitglied hat es übernommen, einen Subscriptionsbogen an alle diejenigen Individuen seines Bezirks, die es zum Subscribenten-Sammeln geeignet hält, mit dem

*) Leute, denen der jährliche Beitrag eines Drittel-Thalers zu hoch ist, möchten wohl großentheils der Sache überhaupt unzugänglich sein; daher die Achtgroschen-Subscription noch zweckmäßiger als die Kreuzer-Subscription erscheint.

Erſuchen zu ſenden, den ausgefüllten Subſcriptionsbogen nebſt den eingeſammelten Beiträgen jedes Jahr im Laufe des Monats April einzuſchicken, worauf dann im Mai eine Generalverſammlung des Vereins Statt haben ſoll. ꝛc. ꝛc.

Jedem Subſcriptionsbogen wird für dieſes Jahr eine gedruckte Aufforderung des Präſidenten beigegeben, die, neben jenem Artikel in der Allgem. Zeitung, das Beſte enthält, was bis jetzt noch über dieſen Gegenſtand veröffentlicht worden iſt, und welche, wenn ſie von den Subſcribenten-Sammlern der ungebildeten Klaſſe zugänglich gemacht wird, in allen Kreiſen einem großen Erfolge entgegen ſehen darf.

Ich erlaube mir, für die auswärtigen Leſer dieſer Blätter Einiges daraus mitzutheilen.

Nachdem der Verfaſſer den Ausbau des Kölner Doms als ausführbar nachgewieſen und die Vermittlung deſſelben auf dem Wege einer Lotterie als unpraktiſch und unwürdig verworfen hat, entwickelt er ſeinen Vorſchlag näher und empfiehlt die Ausführung als eine hiſtoriſch intereſſante, als eine Aufgabe im Intereſſe der Kunſt und des Chriſtenthums, als ein Zeichen unſeres erſtarkten Nationalgefühls und gleichſam als ein am linken Rheinufer aufgepflanztes Panier, das den Franzoſen zuruft: »Hier hat der königliche Geiſt des großen Volkes Wohnung gemacht, und dieſen Boden erkennt er vorzugsweiſe für ſein ewiges Eigenthum.«

»Alle dieſe Motive, fährt er fort, ſchweben den Beſten und Edelſten als vereinigt vor, und ſie verknüpfen dieſelben in dem Gedanken:« »Es iſt der Geiſt und die Bildung dieſes Landes und dieſer Zeit, welche ſich hier ein dauerndes, erhebendes und fortwirkendes Monument errichten.«

»So laßt uns den Muth haben, ſo ſchließt der Verfaſſer, einen Anfang zu machen. Mögen ſich hier und in allen deutſchen Städten Vereine und Ausſchüſſe bilden, welche Unterzeichnungen ſammeln, die durch das lebendige Wort, durch Briefe und öffentliche Blätter, die Abſicht und Idee verbreiten. In dem kleinſten Ort werden ſich doch immer Einige finden, welche dieſelbe zu ergreifen und deutlich zu machen im Stande ſind; ſolche, die entweder ſelbſt einmal an den Ufern des Rheins gewandelt haben, von woher ihnen ein lebendiges Bild jener herrlichen Reſte geblieben, oder die durch Bücher, Erzählungen, Studien wiſſen, wovon die Rede iſt. Auf dem Lande werden Gutsbeſitzer, Beamte, Prediger, Schullehrer u. ſ. w. zunächſt vielfach bereit und zugänglich ſein. Alle wahrhaft gebildete Frauen ſind es gewiß. Jungfrauen, Schüler, Kinder ſelbſt mit ihren

Spartöpfen, zieht herbei; ihr macht sie damit zugleich der Idee theilhaftig und gründet so schon für die folgende Generation eine schöne und weite Solidarität der Interessen an dem großen Werk! Der Beitrag sei von Jahr zu Jahr aufkündbar, er sei klein und gleich für Jedermann; so nur ist die ganze freie, vervielfältigte und gleichmäßige Theilnahme möglich, welche der Idee entspricht. Je ärmer Einer ist, je entfernter dem Gegenstand nach Wohnort, Stand, Glaubensbekenntniß, je unwahrscheinlicher oder unmöglicher es scheint, daß er jemals seine leiblichen Augen weiden werde an der Förderung oder Beendigung des Werks, um so edler und reiner ist sein Antheil, um so mehr nähert er sich der Idee und hat dieselbe in sich lebendig gemacht. Sollte hie und da Jemand von den eignen und nächsten Bedürfnissen sprechen wollen, von Eisenbahnen und Chausseen und Armenhäusern, so bedenke er, daß die einen sich von selbst finden und die anden sich finden müssen, daß ihnen das Scherflein nicht entzogen ist, welches für die Ausführung eines großen, allgemeinen Gedankens dargebracht wird, daß wer den Geist lebendig macht, zuletzt immer auch der Materie dient. — Ebensowenig sage Einer: »Was hilfts, daß wir hier im kleinen, entlegenen Kreis beginnen, wo doch nichts Erkleckliches zu erlangen ist?« Irgendwie und wo muß ein Anfang gemacht werden, und es wäre nicht das erstemal, daß aus kleinen dunkeln Anfängen große Dinge erwachsen sind.

Wohlan denn, Freunde und Landsleute, laßt uns in dieser monumentensüchtigen Zeit — und das ist nicht ihre übelste Seite — auch ein Monument beginnen! Wir haben noch keines, und das, welches Euch hier vorgeschlagen wird, ist unendlich weit über Eure Kräfte. Aber wenn Ihr nur die ersten Steine dazu gründet, auf denen dann schon weiter gebaut wird, so habt Ihr ein schöneres, ruhmwürdigeres Werk vollbracht, als wenn Ihr Euren Marktplatz mit zehn Statuen einheimischer Ehrenmänner schmücktet?«

Ueber die Resultate der Bestrebungen des Vereins soll in diesen Blättern später berichtet werden.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 9. Donnerſtag, 3. März. 1842.

Züge und Anecdoten aus dem Leben eines Proceßſüchtigen.

Zu Ausgang des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts lebte in J—land ein merkwürdiger Mann, Namens B. Derſelbe war Prediger, aber ſeine Qualitäten entſprachen ſeinem Stande keineswegs; denn er zeichnete ſich durch einen äußerſt ſtörriſchen Character und durch eine Sucht zu Proceſſen aus, die man zuletzt faſt eine Manie nennen konnte. Ein ſehr bedeutendes Vermögen, das er mit ſeiner Frau erheirathet hatte, gab ihm dazu Gelegenheit und Mittel, und man hat ihm nachgerechnet, daß er in ſeinem Leben wenigſtens 20000 ℔ an Proceßkoſten aufgewendet hat, um ſeine Lieblingsneigung zu befriedigen. Richter und Anwälde aus damaliger Zeit ſind voll von Anecdoten über dieſen Mann, und es wäre der Mühe werth, dieſelben zu ſammeln und ſolche zu einer Geſammtcharacteriſtik zu vereinigen, indem nicht leicht ein abſtruſeres Original in ſo naher Gegenwart noch anzutreffen ſein möchte.

Einige Züge und Geſchichten, deren ich mich aus ſolchen Mittheilungen noch vollkommen erinnere, werden dieſe Behauptung beſtätigen.

B. hatte neben ſeiner Theologie auch etwas Medizin ſtudirt und liebte es daher, in ſeiner Gemeinde und auch

über die Gränzen derselben hinaus den Arzt zu agiren. Er bekam auch nach und nach vielen Zuspruch; denn er nahm für seine ärztlichen Bemühungen nicht nur nichts, sondern verabreichte aus seiner Hausapotheke auch noch dazu die Medicamente gratis. Indeß erhoben die privilegirten Aerzte und Apotheker hierüber bald Beschwerde, und dem B. wurde von der Regierung in J. »seine Quacksalberei« untersagt. Es war aber nicht B's Art, sofort dem ersten Befehle zu gehorchen; es erfolgte daher ein zweiter, unter Androhung einer Brüche von 50 Goldgulden, und da abermals dieselbe Beschwerde in begründeter Weise sich erneuerte, wurde B. endlich vorgeladen, um die obige Brüche von 50 Goldgulden wider sich erkennen zu hören. In der Anwaldstube (die Regierung hatte in J. ihr Local in dem Landgerichtsgebäude) wandte B. sich an einen Anwald mit den Worten: »Herr Advocat, Sie werden mich heute vor der Regierung vertheidigen.« Der Angeredete erwiederte: ihm sei ja die Sache gar nicht bekannt; B. indeß explicirte: »Thut nichts, Herr Advocat; Sie werden das Nöthige drinnen schon erfahren.« Der Anwald that nun auch sein Möglichstes und erreichte, daß seinem Clienten für diesmal die Brüche noch erlassen wurde. Der Präsident verwarnte den letztern aber sehr ernstlich und insinuirte ihm, daß, wenn er in einem einzelnen Fall sich schlechthin des Curirens nicht sollte enthalten können, er zuvor deßhalb bei der Regierung anfragen solle. — B. verbeugte sich, kehrte an der Thür aber wieder um, und haranguirte die Regierung folgendermaßen: »Meine Herrn, wenn ich heute wieder zurückreise, und finde bei H. (B. stand damals an diesem Ort) einen Menschen im Graben liegen, der im Begriff ist zu ersaufen, so werde ich zuvor an die hochpreisliche Regierung pflichtschuldigstermaßen die gehorsamste Anfrage ergehn lassen, ob es erlaubt sei, den Menschen aus dem Wasser zu ziehen. Ich empfehle mich der hochpreislichen Regierung devotest, und wünsche Ihnen, m. H., eine gesegnete Mahlzeit.«

»Der verdammte Kerl!« murmelte ein Mitglied der

Regierung dem abgehenden B. nach; »hätten ihm wir doch die 50 Goldgulden nicht geſchenkt!«

In J. finden ſich noch dicke Acten, rubricirt: »Puncto eines Flints.« B. war nämlich aufgefordert, einen im Wege vor ſeinem Hauſe liegenden Trittſtein (Flint) umzulegen, weil bei ſchlechter Witterung und tiefem Kley die Wagen ſich daran leicht ſtießen und daher Unglück zu befürchten ſei, allein B. hatte ſich beharrlich geweigert, weil der Stein einmal ſo liege und immer ſo gelegen habe, ſo daß B. nunmehr erſt durch förmliches richterliches Erkenntniß dazu für ſchuldig erkannt werden mußte, wobei er ſich aber auch nicht eher beruhigte, als bis er die Sache ſo oft an die Facultäten gebracht hatte, als die damalige Verfaſſung es erlaubte, d. h. bis tres conformes*) vorlagen. Ueberhaupt hörte B. nie früher zu proceſſen auf, als bis er dieſes letzte Ende erreicht hatte — nämlich tres conformes.

Unſer Mann pflegte aber auch rechtskräftigen Sentenzen freiwillig nicht zu pariren — jede Auflage mußte regelmäßig wider ihn bis aufs Aeußerſte durchexequirt werden. Selbſt in Betreff der Proceßkoſten, des ſeinem Anwalde ſchuldigen Deſervits, oder verſprochenen Vorſchuſſes, ließ er es faſt immer zur Pfändung kommen und bezahlte erſt in dem zum Verkaufe angeſetzten Termin das baare Geld an den exequirenden Beamten.

Einſt hatte ſein eigner Anwald wegen rückſtändigen Deſervits ihn auf dieſe Weiſe zur Pfändung getrieben; da behändigte zwar auch B. jenem Officialen das baare Geld, verlangte nun aber, daß daſſelbe in gleiche Weiſe, wie andere wahre Pfandſtücke, auf die Ausmienerbank gebracht, i. e. förmlich verkauft werden ſolle. Natürlich ließ das Landgericht ſich auf dieſen Unſinn nicht ein, ſondern adju-

---

*) drei gleichlautende Urtheile.

dicirte das Geld ohne weiteres dem Impetranten, allein B. beauftragte seinen Anwald, denselben, der ihn exequirte, gegen dieses Verfahren des Landgerichts zu remonstriren und quaevis remedia zu ergreifen, was denn auch zur fernern Vermehrung der Kosten des Impetranten, dessen Willen gemäß, geschah.

Sein Anwald, der zu seinem Vergnügen einige Bienenstöcke hielt, äußerte einst im Gespräch gegen ihn, wie es ihm, dem Anwald, für den Winter an Futterhonig mangele. B. erbietet sich ihm eine Quantität zu senden. Nach einigen Tagen erhielt der Anwald auch einen irdenen Topf mit Honig zugeschickt, mit der Bitte indeß, den leeren Topf zu remittiren, auch den Betrag des Honigs mit so und so viel Stübern sofort baar zu vergüten. Der Anwald ist darüber natürlich sehr erstaunt, da er nur ein unbedeutendes Geschenk glaubte acceptirt zu haben, legt aber ohne weiteres den verlangten Betrag an, weil er überzeugt ist, sonst unfehlbar einen Proceß gegen sich erhoben zu sehn, und sendet auch den Topf zurück. Die nächste Post belehrt ihn jedoch unfrankirt, daß der Henkel des Topfs abgestoßen gewesen sei, wofür umgehend 1½ Stüber erbeten würden. »Auch diese,« erzählte mir der Anwald, »bezahlte ich aus demselben Grunde ohne Widerrede; dafür brachte mir aber die nächste Schrift den abgebrochnen Henkel sammt Porto reichlich wieder ein.«

Als B. einmal (es war dies noch zu Anfang seiner Laufbahn) in einem Processe eine Frist versäumt hatte, beschuldigte der Gegner ihn des Ungehorsams. B. verstand dies aber verkehrt, und verlangte, daß sein Gegner bestraft werde, da er, als ein Diener des göttlichen Wortes, nie zugegeben werde, daß man ihn ungestraft einen Ungehorsamen schelte. Tres conformes waren nöthig, um ihn eines bessern zu belehren.

Natürlich konnte nicht ausbleiben, daß dieſer Mann, der allwöchentlich auf dem gerichtlichen Terminzettel figurirte, ſeinen unfriedfertigen Starrſinn und ſeine chicanöſe Handlungsweiſe unter andern auch dadurch büßen mußte, daß er zuletzt geldliebenden Anwälden in die Hände fiel, die ihn wie eine Goldgrube bearbeiteten und ſolche mit dem erwünſchteſten Erfolge ausbeuteten. Dieſen Rechts- und Formmännern konnte B. aber nicht ſo leicht etwas anhaben, wie es denn z. B. auch dahin gekommen war, daß die Anwälde nicht mehr durch die Poſt ihre Correſpondenz mit ihm führten, ſondern durch den Gerichtsboten, um ein Zeugniß über die Abgabe ihrer Briefe zu erhalten, weil B. ſonſt jede paſſende Gelegenheit benutzte, den Empfang abzuleugnen und mit ſeinem eignen Anwald anzubinden. Was Wunder, daß alſo, bei dem ſteten ſchlechten Ausgang ſeiner Proceſſe, der haarlaſſende B. zu der feſten Ueberzeugung gelangte, daß Richter und Anwälde gegen ihn verſchworen ſeien und ihm ſein Recht nicht werde. Zwar ließ es B. an Remonſtrationen, Querelen und Beſchwerden nicht mangeln, allein am Ende war er doch auch hier immer der verlierende Theil. So faßte denn B. den coloſſalen Entſchluß, perſönlich nach Petersburg zu reiſen (J—land war damals ruſſiſch), um ſeine Beſchwerden über das Gericht und ſeinen Anwald, beſonders über den letztern, vor dem Kaiſer ſelbſt zu führen. Er erhielt auch wirklich Audienz bei dem Kaiſer, der ihn zunächſt an den Juſtizminiſter verwies. Nun hatte aber B. nur einen Haufen Contumacialreceſſe und Friſtgeſuche mitgenommen, und war daher völlig außer Stande, vor dem Miniſter ſeine Beſchwerde gehörig belegen zu können. Gleichwohl ſchien ſchon das alleinige Factum der ungeheuren Reiſe (man erinnere ſich nämlich an die damalige Zeit) eine gerechte Veranlaſſung zu beſtätigen und für die große Schwere des erlittnen Unrechts zu zeugen, ſo daß die Behörden in J. in der fulminanteſten Weiſe angewieſen wurden, dem Mann Gehör zu geben und ſeinen Beſchwerden Abhülfe zu verſchaffen.

Alſo donnerkeilſchwanger kehrte B. zurück und ver-

faßte ſofort 13 verſchiedene Beſchwerden wider ſeinen Anwald, die er aber ſtatt beim Landgerichte, beim — Conſiſtorio einreichte. Letzteres, in der Hoffnung, hier vielleicht im Wege gütlicher Vereinbarung den Hader ſchlichten zu können, ſetzte zu dieſem Zweck einen Termin an. Der Anwald erſchien auch aus Reſpect vor der Behörde, beſtritt derſelben aber ſofort die Competenz und beantwortete nur pro coloranda causa die erhobenen Klagepuncte, bei ſämmtlichen deren Ungrund behauptend.

Da ein gütliches Auseinanderkommen ſchlechthin nicht zu erreichen war, ſo erklärte das Conſiſtorium dem Querulanten, daß er ſich an das Landgericht zu wenden habe; allein B. beſtand darin, daß das Conſiſtorium, als die ihm vorgeſetzte Behörde, auch verpflichtet ſei, ihm Schutz und Recht zu gewähren, und vergeblich blieb jede Bemühung ihn darüber eines beſſern zu belehren.

(Der Schluß folgt.)

Theater

von Dr. Adolf Stahr.

Gutzkow's Patkul iſt bei uns in kurzer Zeit dreimal aufgeführt worden, und wenn das Intereſſe ſich dadurch nicht verminderte, ſo iſt das, wenn wir den numeriſchen Umfang unſers Publikums, welches ſo ziemlich in den verſchiedenen Vorſtellungen immer daſſelbe iſt, in Anſchlag bringen, ſchon allein ein Umſtand, der für den Werth des Gedichts Zeugniß giebt. Das Stück hat ſich nach und nach auf den meiſten bedeutenden Bühnen Eingang zu verſchaffen gewußt, und alle öffentlichen Stimmen, die wir bisher zu vernehmen Gelegenheit hatten, haben ſich darin vereint, in demſelben nicht nur einen Fortſchritt gegen die beiden früheren Dramen des Verfaſſers: »Richard Savage« und »Werner,« ſondern auch einen abſoluten Kunſtwerth anzuerkennen.

Der karge uns hier zugemeſſene Raum läßt eine ausführliche Analyſe des Dramas hier nicht zu; auch haben wir bereits an einem andern Orte eine ſolche zu geben, und demſelben ſeine Stelle in dem Entwicklungsgange unſerer neueren dramatiſchen Poeſie anzuweiſen verſucht. Der ſcharfe und ſichere Blick, mit dem das Theater und ſeine Bedingungen ins Auge gefaßt ſind, die meiſterhafte Expoſition, die mit zwei Schritten und in den Mittelpunkt des Ganzen verſetzt, die vortrefflich gelungne Charakteriſtik der meiſten handelnden Perſonen und ihrer Zeit, der ächte Dialog, claſſiſch wie Damaſcenerſtahl — das

Alles sind so seltene Eigenschaften unserer neuern dramatischen Erzeugnisse, daß man erstaunt überrascht wird, ihnen auf dem Theater zu begegnen.

Auch die Wahl des Stoffs kann bis auf einen gewissen Punkt eine glückliche genannt werden, und schärfer umgränzt, und in den Schranken eines reinen Intriguentrauerspiels gehalten, würde die Einheit des Ganzen wahrscheinlich gewonnen haben. Hier aber liegt der schwache Punkt. Das Interesse ist nämlich ein getheiltes in dem Stücke, wie es vorliegt. Patkuls und des Königs Rivalität in ihrer Liebe bilden den sichtbaren und stark hervortretenden Kern auf der einen Seite, während die Intention des Dichters daneben noch ein historisch politisches Interesse für den Helden geltend machen will. ein Interesse, dessen Begründung — Patkuls Thun und Leiden für sein Vaterland, sein Freimuth gegen den Schwedenkönig und dessen Reigen — außerhalb und vor der Handlung liegen, während das Zurückhalten mit dem persönlichen Auftreten Karls XII. auch den Ausgang nicht intensiv genug motivirt. Patkul soll als Märtyrer durch seine That zu Grunde gehn, aber dies geschieht nicht, sondern er fällt durch eine Intrigue. Und diese Intrigue, auf sein Verhältniß zu Einsiedel und des Königs Eifersucht basirt, kommt doch nicht dadurch, sondern durch einen andern ganz gewöhnlichen Betrug ans Ziel. indem Patkuls Auslieferung vor der festgesetzten Zeit erfolgt. und ein langes Markten mit dem Kommandanten des Königsteins auch die so verkürzte Frist zu seiner Rettung noch unbenutzt verlaufen läßt. So wird gegen die Schlußkatastrophe hin die Entwicklung unklar, und der Verlauf verliert sich ins Aeußerliche. Das Gefühl aber, welches den Helden im Augenblicke des Untergangs aus seiner Verzweiflung erhebt, kann der Zuschauer nicht theilen, da es nur historisch, nicht dramatisch an ihn herangebracht wird. Sein Tod ist kein tragischer, es ist ein Mord, Gesandtenmord, durch eine Bübere von Privatfeinden bewirkt, eine vereinzelte Schandthat einer elenden Zeit. Sein Zweck, das wofür er sein Dasein einsetzte, überlebt ihn nicht. seine Pläne gehen mit ihm ins Grab; die kleine Provinz, sein Vaterland wird die Beute einer andern Herrschaft.

Die Darstellung betreffend, beginnen wir billigst mit der schwierigsten, der Hauptrolle. Diese ist nicht Patkul; es ist Friedrich August. Hr. Meitke hatte mit einer Selbstverläugnung, die ihm wohl ansteht, die, um in der Theatersprache zu reden, ungleich dankbarere Titelrolle einem andern überlassen. und sich die bei weitem schwierigere Aufgabe gestellt, den aus so vielen Widersprüchen zusammen gesetzten Charakter des sächsischen Louis Quatorze, dies Gemisch von Ritterlichkeit und französischer Galanterie, ächter Empfindung und sinnlicher Oberflächlichkeit, Tapferkeit und Schwäche, Ehrgeiz und Leichtsinn, Eigensinn und Charakterlosigkeit, mit lebendig vor die Augen zu stel-

ren. Hierbei hatte er indeſſen einen Umſtand überſehen, der ihm bei ſeiner Intention ein weſentliches Hinderniß wurde, und den wir um ſo eher hervorheben dürfen, als dasjenige, was hier zum Nachtheil wurde, in vielen andern Fällen ſich dem Darſteller als ein ausgezeichneter Vortheil erweiſet. Hrn. Mottke's individuelle Virtuoſität beruht nämlich hauptſächlich auf der Eigenthümlichkeit ſeiner künſtleriſchen Perſönlichkeit, zufolge deren er von Natur ganz beſonders zur Darſtellung energiſcher, ſchroffer, einſeitiger, feſt ausgeprägter und eng umſchriebener Charaktere befähigt iſt. Körperliche Bildung, Organ, Haltung, ſelbſt ein gewiſſes eckiges Geberdenſpiel, dazu eine in langer Praxis des ihm zuſagenden Genre's ausgebildete Technik verleihen ſeinem ganzen Auftreten einen Ton, eine Färbung, welche gerade im Gegenſatz zu ſeiner diesmaligen Aufgabe, immer den Eindruck des Beſtimmten, Kräftigen, zur That Hindrängenden beim Zuſchauer hervorbrachte, einen Eindruck, den zu widerlegen ihm auch bei der erſten Aufführung nicht vollſtändig gelingen konnte.

Herr Häſer gab die Rolle des Patkul, auf die er augenſcheinlich großen Fleiß verwendet hatte. Unſeres Bedünkens jedoch hatte er den Helden zu jugendlich genommen, und ſteigerte die Lebhaftigkeit ſeines Spiels, namentlich im letzten Akte, zu einem Extrem, welches in beiden Aufführungen, denen wir beiwohnten, ſeine Wirkung auf uns verfehlte. Patkul muß nicht nur der Geſchichte, ſondern auch dem Stück nach nicht als jugendlicher, ſondern als reifer Mann aufgefaßt werden.

Das Spiel der Mad. Blum (Einſiedel) war durchaus gelungen zu nennen. Weniger konnte man mit den Herrn Burmeiſter (Pfingſten) und Röpe (Imhof) zufrieden ſein, indem Erſterer aus dem feinen und ehrgeizigen Intriganten, deſſen Manieren wir uns eher einnehmend als abſtoßend denken, einen auch äußerlich widrigen Theaterböſewicht machte, während der letztere ſtatt des hohlkörpigen, aber geſchmeidigen und weltgewandten Hofmanns, der an dem prachtliebenden ſächſiſchen Hofe als Maitre du plaiſir fungirt, das Zerrbild eines ſteifen, geradezu abgeſchmackten Pedanten hervortreten ließ.

Die Einrichtung des Scenischen, Dekorationen, Coſtüme u. ſ. w. waren übrigens durchaus befriedigend, und zeigten von Sorgfalt und Einſicht.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Mitredacteuren:
Theodor von Kobbe. **Dr. A. Stahr** **Dr. A. H. Meyer.**
Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Ad bonum vir quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 10. Donnerſtag, 10. März. 1842.

Züge und Anecdoten aus dem Leben eines Proceßſüchtigen.

(Beſchluß.)

Was that nun der Anwald? Derſelbe reichte, da er mittlerweile ſeine Sachen gehörig geordnet hatte, und wohl auch die Halsſtarrigkeit ſeines Gegners kennend, wider letztern, auf den Grund der gedachten Beſchwerden, als eben ſo vieler unbegründeter Berühmungen, 13 getrennte Klagprovocationen ein, mit dem Antrage, dem Diffamanten ewiges Stillſchweigen aufzuerlegen, und B. ließ alle 13 Sachen contumaciren, in allen ſich ewiges Stillſchweigen auferlegen und 13 Mal wegen der Koſten exequiren.

Aber nicht genug — und die vorhandenen Acten bezeugen die Wahrheit dieſer Anführung — der Anwald formirte aus jenen Beſchwerden ferner 13 Injurienproceſſe, und in allen wurde B. in contumaciam zur Leiſtung einer Abbitte verurtheilt, abermals 13 Mal wegen der Koſten exequirt und zugleich Termin zur Leiſtung der Abbitte angeſetzt. Da endlich miſchte ſich die Fürſtin-Statthalterin ins Spiel, ließ den Anwald vor ſich kommen, meinte: er habe die Sache weit genug getrieben, und gab ihm anheim, nicht weiter auf ſeinem Rechte zu beſtehen — ein Begehren, dem ſich der Anwald fügte und daher auf die wirkliche Leiſtung einer Abbitte von Seiten B's. verzichtete, wozu derſelbe

voraussichtlich auch nie und nimmer, und hätte seine ganze Existenz auf dem Spiele gestanden, sich würde bequemt haben.

Natürlich hatte B. diesen seinen Anwald längst abgesetzt, aber trotz der guten Geldaussichten war doch die Furcht vor ihm allgemach so groß geworden, daß er freiwillig keinen Anwald mehr bekommen konnte. Es mußte ihm daher ex officio Jemand zugeordnet werden, der denn aber zu seiner Sicherheit — und das Gericht hatte bei einem so exceptionellen Mann wie B. war, nichts dagegen — sich stipulirte, daß sein Client ihm einen permanenten Vorschuß von 100 ℔ zu leisten habe. Der Anwald erzählte mir auch, er habe sich *unmoderirte* Rechnung bedungen, allein dies wird man wohl für eine Ausschmückung gelten lassen müssen.

Nun machte aber die Ueberlieferung der Manualacten noch bedeutende Schwierigkeiten; denn der abgegangene Anwald wollte, um sich vor Chicanen und späteren Ansprüchen zu sichern, diese nur in die Hände seines gewesenen Clienten überantworten, und der neue sie nur direct von letzterem selbst empfangen. Beide fuhren daher auf einem Wagen, einen Berg von Acten hinter sich, nach dem Ort, wo B. wohnte. Letzterer, von dem Zweck des Kommens unterrichtet, sagte hierauf zu seinem früheren Anwald: »Herr Advocat, laden sie ab;« und dann ohne weiteres zum andern: »Herr Advocat, laden sie wieder auf« — und würde beide so wieder entlassen haben, wenn dieselben, hungrig, sich nicht selbst zu Gast gebeten hätten. Indeß wurden sie nur spärlich und mit einem höchst mittelmäßigen Weine bewirthet, bei welcher Gelegenheit die Frau Pastorin den verabschiedeten Advocaten also haranguirte: »Herr Advocat, jeden Morgen und jeden Abend schließe ich Sie in mein Gebet ein; wenn es Ihnen aber dennoch auf Erden gut geht, so ist die Barmherzigkeit Gottes sehr groß,« und brachte dadurch den einer solchen Sprache völlig Ungewohn-

ten so außer Fassung, daß derselbe froh war, nur wieder aus dem Hause zu kommen.

Die exorbitante Proceßsucht dieses Mannes bewog endlich die Regierung, als obervormundliche Behörde, die Frau vorzuladen, um ihr vorzustellen, wie sehr ihr Vermögen auf dem Spiel stehe, und ihr anheim zu geben, sich für die zu führenden Processe einen besondern Curator beordnen zu lassen; allein die Frau schien die Ansicht der Regierung nicht zu theilen und erwiederte: »als sie ihren Mann geheirathet, so habe sie geglaubt, daß Gott ihr diesen auch als Rechtsbeistand gegeben habe, und sie wolle sich von diesem Glauben nicht los sagen.«

Die völlige Unbeugsamkeit des Mannes charakterisirt übrigens noch folgender Fall: Die Gemeinde, bei der er Prediger war, verlangte, daß er die Pfarrwohnung beziehe. B. weigerte sich aber dessen und wollte in einem seiner Frau gehörigen Hause wohnen bleiben. Darüber kam es zum Proceß, bis endlich tres conformes das Verlangen der Gemeinde als zu Recht beständig anerkannten. Nun kam es an die Execution. Bruchandrohung von 50, dann von 100 Goldgulden verfing nichts. Man bedrohte ihn mit Suspension vom Amte. B. ließ sich suspendiren; man bedrohte ihn mit Remotion, und siehe da! B. ließ auch diese über sich ergehen, und war nun Prediger gewesen, aber B. geblieben.

Herwegh und Freiligrath.

In dem von uns (H. Bl. N. 2. S. 16) erwähnten Gedichte Ferdinand Freiligraths, auf den Tod Diego Leons, finden sich die Verse:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei.

mit denen der edle Dichter, ergriffen von dem tragiſchen Tod des unglückſeligen Mannes, der ein ritterliches ruhmvolles Leben mit dem ſchmählichen Ende eines Verräthers am Vaterlande ſchloß, ſeine poetiſche Begeiſterung für denſelben gleichſam rechtfertigen zu wollen ſcheint. Dagegen bringen jetzt mehrere Zeitſchriften eine poetiſche Antwort von Georg Herwegh, dem Dichter der Lieder eines Lebendigen. Sie iſt aus Paris datirt und lautet:

An
Ferdinand Freiligrath
von Georg Herwegh in Paris.

Du drückſt den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngſt ſein Blut vergoß.
Indeſſen hier die königliche Dame
Die Sündenbeſe ihrer Luſt genoß.
Ich will ihm den Cypreſſenkranz gewähren,
Düngt auch ſein Blut die Saat der Tyrannei;
Für ihn den milden Segen deiner Zähren!
Doch gegen ſie die Blitze der Partei!

Partei! Partei! Wer ſollte ſie nicht nennen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter ſich ein Wort verſtehnen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbſt Götter ſtiegen vom Olympe nieder,
Und kämpften auf den Zinnen der Partei.

Dieß hin! Dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein ſtattlich Heer.
Wenn Fürſten träumen, laßt die Dichter handeln!
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!

Den Panzer vor — geöffnet sind die Schranken,
Brecht immer euer Taitenspiel entzwei,
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur starken stolzen Fahne der Partei.

Das Gestern ist wie eine welke Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch; —
Begrabt's mit seiner Schmach und seinem Ruhme,
Und webt nicht länger an dem Leichentuch.
Dem Leben gilt's ein Lebehoch zu singen,
Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei,
Der Menschheit gilts ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit, auf dem Altar der Partei!

O stellt sie ein, die ungerechte Klage,
Wenn ihr die Angst so mancher Seele schaut;
Es ist das Bangen vor dem Hochzeitstage,
Das hoffnungsvolle Bangen einer Braut.
Schon drängen aller Orten sich die Erben
Aus Krankenlager unsrer Zeit herbei,
Laßt Dichter, laßt auch ihr den Kranken sterben,
Für eures Volkes Zukunft nehmt Partei!

Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres denn das meine sei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Man kann einer andern Fahne folgen, aber man wird gestehen müssen, daß schöner und poetischer die Berechtigung der »Partei« und die Verwerfung der Indifferenz nicht leicht ausgesprochen ist. A. St.

Mond und Sonne.

Einer meiner Jugendfreunde hatte sich ein Mädchen zur Gattin ausersehen, die ihm auf seine Erklärung statt des Jaworts die wunderliche Einladung werden ließ, ihren Umgang fort zu setzen und des Weiteren gewärtig zu sein. Der also Beschiedene hatte wenig Geschmack an solch' einer ritterlichen Probezeit, und zog sich in Gemäßheit dieser Antwort zurück. Indessen suchte er doch im Stillen die Ursache der ungewissen Stimmung seines Mädchens zu ergründen, und, da er sonst ein wohlgebildeter, äußerst angenehmer Mann war, gerieth er bald auf die Idee, daß eine Glatze, welche sich auf seinem Haupte zu zeigen begann, die zweifelhafte Antwort seiner Geliebten hervor gerufen habe. Mein Freund war aber ein Humorist, und so gelang es ihm denn endlich durch folgende Verse, sich von seinem fatalen Status quo zu befreien.

Mond wollt' um die Sonne frei'n,
Sagt' ihr fast mit Beben,
Daß er einzig und allein
Ihrem lieben, goldnen Schein
Danke Glanz und Leben;
Bat so zärtlich, bat so fein
Ihm ihr Herz zu geben.

Doch die stolze Sonne sprach:
Will mir's überlegen;
Bleibe bei mir einen Tag,
Sehe dann genauer nach;
Kann es dann erwägen,
Ob dein Mondschein wohl vermag
Liebe zu erregen.

Liebe, seufzte da der Mond,
Giebt sich leicht und gerne.
Wo sie nicht im Busen wohnt,
Wo nur Stolz statt ihrer thront,
Bleibt sie ewig ferne.
Liebe stets mit Liebe lohnt
Auch dem kleinsten Sterne.

Und so kommt's, daß man zumal
Beide selten findet,
Nur beim Anfang, wenn ins Thal
Niederglänzt der Sonne Strahl,
Ringsum Wenn' entzündet,
Lauscht der blasse Mond dem Strahl
Traurig — und entschwindet.

Humoresken

von Theodor von Kobbe.

Als Napoleon Moskau eingenommen hatte, wurde dies den Bewohnern der guten Stadt Hamburg, wo man die Franzosen allzehr haßte, durch freudige Ankündigungen in großen Placaten, mitgetheilt. Wie gerne aber die Hamburger jede Siegesnachricht der Franzosen zu verkleinern suchten, davon zeugt folgendes: Zwei Proletarier, vielleicht reducirte Schiffer oder Zuckerbäckerknechte, standen vor einer solchen Affiche. Nur der eine von ihnen hatte einige Bekanntschaft mit der Erfindung Thauth's, deren langsame Entwickelung indessen nicht die Neugier des Begleiters ermüdete. Endlich brachte er den Satz:

»Der Kaiser hat Muskus eingenommen«

heraus.

So? rief der Andere, den Leier vergnügt mit sich fort zichend, aus: »Muskus hätt he innamen? Denn is ett bald mit emm vorbi. Hör Mal! als mihn sal'ge Fro erst Muskus nemmen har, da wir se den andern Dag stöten.

(So, Moschus hat er eingenommen? Dann ist es bald mit ihm vorbei. Hör Mal. Als meine selige Frau erst Moschus eingenommen hatte, da war sie den andern Tag stöten.)

Jean Paul nennt irgendwo die Manier, selbst Wörter zu schaffen oder aus mehreren Eins Substantiv zu bilden.

»Die Wörterselbstzusammenzimmerungsunanständlichkeit.«

Swift, der in einer eignen »Art of punning« den Unwitz der Wortspiele aus einander setzte, war bekanntlich einer der größten Punster von Altengland. Als einmal eine Dame mit ihrem Manteau eine kostbare Cremoneser Geige vom Nagel riß, citirte der scherzhafte

Dechant von Dublin pathetisch den bekannten Virgilischen Hexameter:

»Mantua, vae miserae nimium vicina Cremonae!«

Concert für das Hermanns-Denkmal.

Das hier zum Besten des Hermannsdenkmals gegebene Concert — eine Aufführung von Mozarts Don Juan, hat zwar dem Publikum einen großen Genuß, für den beabsichtigten Zweck jedoch ein unerwartetes Resultat gewährt. Trotz einer Einnahme von mehr als 200 Rthl. Gold, ergab sich nämlich doch nur ein Ueberschuß von 36 Rthlr. der obenein nicht einmal Plus, sondern Minus war. Außerordentliche Kosten, veranlaßt durch Mißstände, denen abzuhelfen außerhalb des Bereichs der Unternehmer lag, sollen dieses Resultat herbeigeführt haben, welches wie Jemand scherzend bemerkte, den kupfernen Hermann, noch ehe er fertig, in Schulden bringt.

Kleine Zeitung.

(Aus dem Kieler Correspondenzblatt 1842. № 16.)

Von P. von Kobbe's Schleswig-Holsteinischer Geschichte sind die ersten acht Bogen gedruckt; sie enthalten das Allgemeine über den Boden, die Einwohner, die Religion und Verfassung des Landes. Kobbe zeigt sich, wie dies nach seinen zahlreichen Schriften über Römische, Deutsche, Lauenburgische und Schleswig-Holsteinische Geschichte zu erwarten war, mit den neuesten Forschungen vertraut und stellte seine Resultate in einfacher würdiger Sprache dar. Für die Verbreitung und Erweckung der Liebe zur Geschichte des Landes ist der baldige Druck des ganzen Werks, das Gründlichkeit und Brauchbarkeit verspricht, sehr zu wünschen.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. A. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 11. Donnerſtag, 17. März. 1842.

Jahreszeiten, Lebenszeiten.

Da der Mayn kommen was,
Und alle Knospen ſprungen,
Da haben ſie geſungen:
Was? —
Rathe mir das!
Da haben ſie geſungen:
Schön iſt die Blüthezeit!
Das haben ſie geſungen,
Der Knabe und die Maid.

Da der Sommer kommen was,
Und die Sonne ſo heiß geſchienen,
Da tändelten ſie im Grünen:
Was? —
Rathe mir das!
Ein Mädlein iſt geſprungen
Von Aſt zu Aſt voll Muntrekeit,
Und hat geſungen:
Nützet die Zeit!

Da der Herbſte kommen was,
Und kalte Tage brachte,
— ſprachen ſie mit Bedachte:
Was? —
Rathe mir das!

Da ſprachen ſie mit Bedachte:
Sieh, wie an die Winterzeit
Bedächtig alles dachte,
Die ſchlimme Zeit.

Da der Winter kommen war,
Da ſaßen ſie am Kamine,
Und ſangen mit heitrem Sinne:
Was? —
Rathe mir das!
Sie ſangen mit heitrem Sinne:
Uns drückt nicht ſchlimme Zeit!
O wunderſüße Minne! —
Und waren Mann und Weib.

Helgoland 1839. D. Klövemann.

Erinnerungen eines Holſteiners aus den Jahren 1813 und 1814.

von Theodor von Kobbe.

Die Leipziger Völkerſchlacht hatte über Napoleons Waffenglück entſchieden. Der Kaiſer war nach Frankreich zurück geeilt, während die verſchiedenen Heerführer, dem Wiederaufgang ſeines Sternes vertrauend, ſich ſchnell mit ihren Truppen in die wichtigſten ihnen zu Gebot ſtehenden Feſtungen warfen.

Ich lebte damals in dem drei Meilen von Hamburg, dem großen Edelſtein Norddeutſchlands, belegenen Kloſter und Marktflecken Uetersen, meinem ewigen Schiboleth, dem Eldorado meines Lebens, wo die ſüßeſten Träume mein jugendliches, wachendes und ſchlafendes Haupt umkränzten. Nach dem Tode meines würdigen Großpapas des Grafen Ranzau, dermaligen Prälaten des Kloſters, hatte mich mein Vormund dem noch in Uetersen lebenden Rektor Andreſen, welcher mich für das Hamburger Johanneum vorbereiten ſollte, in Koſt und Lehre gegeben. Mit Liebe gedenke ich dieſes vortrefflichen Erziehers, eines edlen und reinen Menſchen, der noch immer, ein ſimpler Rektor, nicht

bloß allen Holſteiniſchen, ſondern allen Schullehrern ein faſt ſchon vierzigjähriges Vorbild und aus deſſen Disciplin eine große Anzahl bedeutender Männer hervor gegangen iſt.

Ich ſoll mich zwar des Lobes meiner Freunde enthalten, denn man hat mir, und ſie haben es mir ſelbſt, nicht bloß aus Beſcheidenheit verſichert, das ſchade ihnen. Ich kann dies freilich nicht begreifen, denn wenn ſie auch nichts weiter davon haben, ſo doch ein Liebeszeichen von mir, was doch durchaus etwas ſehr Seltenes in einer Welt ſein muß, von der man annimmt, daß liebevolle Aeußerungen über ſeine Freunde Gift und Galle erregen. — Freilich weiß ich wohl, daß Sixtus, ohne ſolche Aeußerungen zu thun, ſich vom Schäfercacceſſiſten zum Papſt in die Höhe gewunden hat, ſeine Karriere iſt mir indeſſen auf lutheriſchem wie auf katholiſchem Wege fatal, und daher müſſen ſich diejenigen, welche ich lieb habe, das Unerhörte gefallen laſſen, daß ich ſie lobe, und nicht à la Petrus, in vorkommenden Fällen verläugne. Aber glaubt mir, die Menſchen ſind nicht ſo ſchlecht, daß ſie nicht alle Sinn für Lieb und Freundſchaft hätten; die Ohren, denen die Schallwellen immer Neid und Tadel zutragen, ſind, wie ein in Nacht gebanntes Auge, nicht an den Strahl der Sonne, nicht nur an das Lob gewöhnt. Ich habe oft daran gedacht, (und unſere vereinsſüchtige Zeit, ſpricht das Bedürfniß ſchon durch dies Beiwort aus), eine Geſellſchaft zu ſtiften, die man den Zuſammen-Klatſchungsverein nennen ſollte. — Ein ſolcher natürlich nur aus geheimen Mitgliedern, und Einem noch geheimeren Obern beſtehend, würde es ſich zur Pflicht machen, Feinde, entzweite Familienglieder, nahe liegende Dörfer, den Nord- und Südtheil einer Stadt zu verfeinden. — Hierzu gehört nur, daß man, wie ein Vöglein das Saamenkorn, den Vorderſatz der meiſten Reden mit dem Schnabel fort trägt und dann auf guten Boden fallen läßt. — Denn, wenn heutigen Tages Jemand über ſeinen Feind reden will, ſo wird er immer damit anfangen, deſſen angebliche Verdienſte zu ſchildern, um bei der demnächſtigen Execution als ein gerechter Brutus zu erſcheinen. Etwa ſo: „Er iſt zwar ge-

ſcheit, oder gutmüthig, oder nicht ohne Humor; oder er hat zwar Geld; — aber u. ſ. w.

Der Novize meines Ordens ſoll nun ſich mit dieſen aufgefangenen Sonnenſtrahlen begnügen und vor dem eintretenden Froſtwetter ſich abſentiren, oder, wenn ihm dies unmöglich wird, ſo ſoll er durch ein inneres Summen, die drei Gehörknöchelchen »Hammer, Amboß und Steigbügel,« verhindern, den ferneren Nachſatz den Gehörnerven weiter auszuplaudern. —

Sobald als möglich ſoll er ſich nun zu dem Feind des Feindes begeben und dieſem den ganzen Vorderſatz etwa in folgender Anrede beibringen.

»Ei Herr Horn! habe ich doch immer gemeint, Sie und Herr Geiger wären Todtfeinde?«

»Wie ſo?« — —

»Geſtern war ich auf dem Thee (oder dem Caſino oder in der Bachus oder Cereshalle), wo ich mit meinen Ohren vernahm, wie Geiger von Ihnen ſagte: Sie ſeien ſehr geſcheit (oder) gutmüthig, (oder) nicht ohne Humor, (oder) ein in finanzieller Hinſicht rangirter ſolventer Mann.«

»Sie ſind ein wahrheitsliebender Menſch. — Hat er das wirklich geſagt? Meiner Seel! das wäre viel.« »Ei freilich.« Für Alles was Lügenhaftes in dieſer Antwort ſteckt, mein lieber Novize, übernehme ich alle Strafe dieſſeits und jenſeits, und Du ſollſt ſehen, welche Wunder dieſe Rede thut. »Ich geſtehe, daß ich dies nicht erwartet hätte,« wird Geiger am Ende ſchmunzeln. »Da ſieht man, wie man ſich in einem Menſchen täuſchen kann. Man ſollte ſich immer nur auf ſein erſtes Urtheil verlaſſen, das meinige lautete in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft nur günſtig für Horn. Ich erkannte bald in ihm einen gebildeten, wiſſenſchaftlichen Menſchen, an dem ich vor allen Dingen loben muß, daß er von ſeinem nicht all zu großen Erwerb ſeine unbegüterten Eltern unterſtützt. Allein — Affectir ein Naſenbluten, lieber Jünger! wenn Du dieſe Reden gehört haſt und zeuch nach Vernehmung dieſer Miſſionärworte vom Cap der guten Hoffnung ſofort von dannen.

Hinter dem »Allein,« wohnen barbariſche Kaffern und Hottentoten und Buſchmänner. Ueberbring Horn das Gehörte brühwarm, und Du ſollſt ſehen wie dieſe Bouillon in ihm Gift und Galle löſ't. Bald haſt Du ein paar Todtfeinde zuſammen geklaſcht und Deine Miſſion iſt erfüllt. *) Fürchte nicht den Zorn der Verſöhnten, wenn ſie Deine Liſt inne werden, aber nimm Dich ja in Acht, damit die Welt nicht erfährt, daß Du ein Mitglied des Zuſammenklatſchungsvereins biſt, denn dann zeigen die Leute mit Fingern auf Dich, indem ſie ausrufen: »Kreuzigt ihn, denn er will auf Erden Chriſtus nachahmen, ein Verſöhner, ein Vermittler ſein.« — —

Am Morgen waren noch ein Paar verſprengte Däniſche Jägercompagnien durch Uetersen nach der drittehalb Meilen davon entfernten Feſtung Glückſtadt gezogen.

Abends kam der von uns Knaben erſehnte und gefürchtete Feind wirklich, aber nicht in großer Anzahl, die ganze Mannſchaft beſtand aus Einem Lieutenant, wie ich vermeine einem Herrn von Wenſe, (ſprich »Wennſeh« nach der Hannoverſchen Mundart) einem Unterofficier und eben ſo viel Gemeinen, die, wenn ich nicht irre, der Engliſch-Deutſchen Legion angehörten. — —

Ich war damals ein langes Ausrufungszeichen, und trotz des reichlichen Eßmaterials, das die gute Rektorin ihren Koſtgängern bot, von einem nicht zu ſtillenden Hunger. Später hat mich ein weiblicher Elephant durch ſeinen Appetit an dieſe ſchöne Zeit des Werdens erinnert. —

Es war grade an einem Sonnabend-Abend, und eines meiner unzähligen Lieblingsgerichte, dicke Grütze mir zugetheilt, als das erblaſſende Dienſtmädchen die Nachricht von

*) Leſer dieſer Zeilen, welche die Sache bloß mit dem Kopf auffaſſen, können ſich des Spaßes halber ja leicht von der Wirkſamkeit dieſes Mittels, das freilich für Diplomaten viel zu nicht draſtiſch genug iſt, überzeugen. Sie ſollen nur einmal die Probe machen, vielleicht kommen ſie in den Geſchmack.

dem Einrücken des Feindes meldete. — Der Rektor war nicht zu Hause, die Frau krank, meine Mitpensionäre verreist, ich saß nur einer sehr hübschen erwachsenen Nichte des Hauses gegenüber, als die Magd die Unglücksbotschaft brachte. Diese hören und halb ohnmächtig werden, war bei der Jungfrau das Werk eines Nu's. Dabei entglitt ihren Händchen der erste mit Grütze beladene Löffel, den sie noch in Friedenszeiten den Rosenlippen zuzuführen gedachte. Ritterpflicht, den schönen Kopf der Dame nicht in Milch fallen zu lassen, Hoffnung auf das Anwachsungsrecht der vakant werdenden Grützportion, eine furchtsame Courage den Feind zu sehen, waren drei Dinge, die mich auf einmal heftig bestürmten. Ich that aber in jeder Beziehung meine Schuldigkeit. Zuerst führte ich das erblassende Mädchen zum Sopha, welches offenbar für eine Ohnmacht, die auch bald erfolgte, passender war, als der Stuhl an der Abendtafel, nachdem ich, bevor das Bewußtsein davon floh, ein süßes Jawort auf die Frage, »Mamsel soll ich Ihre Grütze nur haben?« erhalten hatte. Dann rief ich die Großmutter und das Dienstmädchen, übergab meine Halbverstorbene der weiblichen Pflege, escamotirte die Grütze, und flog hierauf dem Feinde entgegen. — Dieser hielt in drei Rangklassen vor des Nachbars Hause, und erkundigte sich nach königlichen Kassen. Einige in Uetersen domicilirten Hamburger voll ungerechten Hasses, gegen die Schuckelmeier, so nannte man die Dänen, weil sie die Franzosen unter Eckmühl wieder in Hamburg eingeführt hatten, übernahmen dies Officium. Aber da war nichts mehr zu sehen, der Lieutenant war zu spät gekommen, laut Postschein war all das liebe Reichsbankgeld mit der letzten Post nach Rendsburg gewandert. — Nur einige Lotteriegelder, erfuhren zum ersten Male den unerhörten Schimpf, mit Arrest belegt ja confiscirt zu werden. Es waren aber nur wenige, ich glaube nur fünfzig Thaler, mit denen sich der Feind entfernte.

Aehnliche Vexationen wiederholten sich an den folgenden Abenden, indessen trat der Feind nur höchstens in dualistischer Form, nie über »je zwei,« auf. Einmal erschien

ein angeblicher Major mit einem Wachtmeiſter, der zwei Wagen requirirte und während dieſe beladen wurden, die Behörden des Ortes, mit einem anbefohlenen Souper und erpreßtem Champagner auch nebenbei mit einigen Piſtolenſchüſſen regalirte, welche er zwiſchen den Ohren ſeiner geängſtigten Gäſte abfeuerte, indem er in die Knalldinger fortwährend wieder von einer Quantität Pulver lud, das er in einen großen Haufen ſorglos auf den Tiſch geſchüttet hatte. — Als der Brandſchatzer und ſeine Wagen hinlänglich gefüllt waren, verſchwand er endlich mit ſeinem Begleiter, welcher ihm die Nachricht, daß alles zur Abreiſe bereit ſei, mit den abenteuerlichen Worten rapportirt hatte: »Herr Major es ſind in der Ferne einige Schüſſe gefallen, es ſteht zu vermuthen, daß der Feind in der Nähe iſt.« »Auf denn,« hatte der Major gerufen, indem er die Hand drohend gegen Ueterſens Honoratioren erhoben, »bin ich aber verrathen, dann wehe Euch, dann ſtecke ich morgen die Stadt an allen vier Ecken in Brand.«

Man kann denken, welch einen Schrecken und welche Schlafloſigkeit dies Verfahren bei den Officialen der klöſterlichen Obrigkeit hervorbrachte, welche ſeit Menſchengedenken, nie ein Widerwort, es ſei denn von dem oft betrunkenen Bauer Nagel aus dem Dorfe Heiß vernehmen hatten.

(Der Beſchluß folgt.)

Concert

von Clara Wieck-Schumann.

Freitag den 25. v. Mon. hatten wir den Genuß, im Schauſpielhauſe die berühmte Pianoforte-Virtuoſin Clara Wieck-Schumann, zu hören. Sie ſpielte vor einem erfüllten Hauſe Variationen von Henſelt über ein Thema von Donizetti, die Thalberg'ſche Phantaſie über ein Thema aus Moſes von Roſſini und drei kleine Stücke, eine Etüde von Henſelt (Motto: »Wenn ich ein Vöglein wär, flög' ich zu dir«) ein Nocturno von Chopin und ein Clavierſtück von Scarlatti, welche drei Stücke, wenn auch ohne Beziehung auf einander, doch in ſofern recht paſſend zuſammengeſtellt waren, als ſie der Form nach den drei Sätzen einer Sonate entſprachen. In allen dieſen Stücken zeigte die Künſtlerin, daß ſie ihren Ruf, unter ihrem Geſchlechte keine Nebenbuhlerin zu haben, als vielleicht Mad. Pleyel, die aber ſehr wenig

öffentlich gespielt hat, vollkommen verdient. Ihr Spiel stand nicht nur ganz auf der Höhe der mechanischen Fertigkeit, ohne welche in unsern Tagen Niemand auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen kann, sondern sie zeigte auch, was mehr ist, wahrhaften Kunstsinn in der geistigen Auffassung der Tonstücke, in der durchaus sichern, zarten Nuancirung des Vortrags. In dieser Beziehung möchte besonders die vorletzte der Variationen von Hensel, das Notturno von Chopin und die Thalberg'sche Phantasie, hervorzuheben sein. Bei dem so interessanten, humoristischen Clavierstück von Scarlatti fragt man sich, wie diese enormen Sprünge der linken Hand in jene einfache Zeit der Claviere kommen, zu deren Ausführung nicht nur die heutigen Flügel, sondern auch die heutige potenzirte Virtuosität unentbehrlich scheint? Wahrscheinlich wurde das tempo des Stücks, wie vor 100 Jahren alle tempi überhaupt, viel langsamer genommen, als wir es jetzt gehört haben. —

Wenn nun freilich nicht zu läugnen ist, daß die heutigen Concerte, in welchen sich zunächst nur die Virtuosität produziren will, kein Feld für die eigentliche Kunst zu sein pflegen, so müssen wir bedauern, daß Mad. Schumann, diesem Zeitgeschmack sich fügend uns nicht wenigstens etwas Größeres wirklich Classisches zu hören gab. Das Studium der Bachschen Fugen und der Beethovenschen Sonaten wird von ihr mit besonderer Vorliebe gepflegt, und welchen Genuß würde es gewährt haben, eine Tondichtung, wie die Sonate des letztern in Emoll in solcher Meisterschaft vorgetragen zu hören. Hoffen wir, daß uns die Künstlerin dieses Höchste für einen wiederholten Besuch aufgehoben hat. †

Humoreske.

In Holstein waren die meisten Landstraßen zu Wagen schwierig zu passiren. Der allezeit sehr geschäftige H. führt zu einer Zeit, wo seinen Blick schon die Vorboten einer Geisteskrankheit trübten, ein Geschäft von Kiel nach Neustadt. Gleich beim Beginn der Reise machte er die Bekanntschaft des Begriffs Holsteinischer Extrapost-Geschwindigkeit. Ungeduldig bestellte er darum auf der ersten Station zwei wohlbespannte Wagen, deren einer ihn selbst trug, der andere unbeladen vorausfuhr, und als auch diese Auskunft ihn nicht schnell genug förderte, ging er selbst noch nebenher, und meinte, so mit verdreifachter Geschwindigkeit seinem Ziele zuzueilen. †

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 12. Donnerſtag, 21. März. 1842.

Erinnerungen eines Holſteiners aus den Jahren 1813 und 1814.

von Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

Indeſſen hätten dieſe Vexationen einzelner Maraudeurs für ſie ſelbſt beinahe einen ſehr böſen Ausgang genommen. Der große Sattler an der hohen Brücke, der, wenn ich nicht irre, Bierkamp hieß; der verkommene ehemals wohlhabende M., welcher jetzt die Carriere der Malcontenten ergriffen hatte, verſammelten jedes Mal, wenn ſolche verhaßten Hospitanten ſich eingefunden, einige von der Sorte, die Hegel Pöbel nennt, welche bei jeder Veränderung des Eigenthums gerne für ſich einen Weinkauf nimmt. Nur die Furcht vor der Zukunft, welche in den zaghaften Einwohnern des klöſterlichen Marktfleckens eine Art Enthuſiasmus erregte, der alle Nachtmützen bei ſolcher Gelegenheit auf das Forum trieb, vereitelte die blutdürſtigen Pläne dieſer Bewegungsmänner. — Daß aber M. zu ſolchen tollen Handlungen fähig war, bewies er ſogar, nachdem ſein Landesherr ſchon den Kieler Frieden geſchloſſen hatte, indem er einem von drei bis vier preußiſchen Maraudeuren, welche auf dem Lande hatten brandſchatzen wollen, aber von den Bauern nach Uetersen gebracht waren, grade des Rektors

Stall gegenüber, an Advokat Wieſes Planke, das Gar-aus mit dem Bajonett geben wollte, und es gewiß gethan hätte, wenn ich ihm nicht, freilich nicht ohne Gefahr eigner Verletzung, gewehrt, und ſo das geängſtigte Jüngelchen, einen Schneider von Profeſſion, befreit hätte. —

Ich kann dieſes Factum verbürgen, und wenn ich nicht einmal den rothen Adlerorden vierter Klaſſe dafür erhalten habe, ſo iſt daran nur die Verſchwiegenheit des Geretteten oder mein Unſtern überhaupt ſchuld, mein einzigſter Orden, den ich weder als Ritter, noch als Comthur, ſondern als Großkreuz in Nichtbrillanten trage.

Endlich war der General Woronzoff mit einem ruſſiſchen Corps in Holſtein angelangt und hatte ſein Hauptquartier in Pinneberg genommen. Die Konventualinnen des Kloſters, welche bis dahin nur zur Rettung und Sicherheit des Orts vor Plünderung, Brandſchatzung und ſonſtigen Kriegsgräueln in alten Acten ſtudirt, waren grade bis 1712 gekommen und hatten gefunden, daß juſt vor hundert Jahren, eine Ambaſſade ihrer Mitſchweſtern unter Anleitung der Frau Priorin, zu dem ſchwediſchen General Steenbock nach Pinneberg gereiſ't war, und hier, ſüß wie die Weinsberger Weiber gebettelt, auch eine Sauvegarde erlangt hatte. Man ſchloß nicht unrichtig, daß die Macht der weiblichen Bitte innerhalb 100 Jahren noch nicht aus der Mode gekommen ſei, und fuhr mit ſechs friedfertigen Bauerpferden, denen die Schimmelfarbe des Alters das Aeußere der Frieden bringenden Trompeterpferde verlieh, in einer alten Karrete, die vielleicht ſchon vor hundert Jahren die kloſterliche Obrigkeit zu Steenbock getragen, in das feindliche Hauptquartier. *) Die Reſultate waren, wie faſt

*) Ich glaube doch, mich hier zu irren, und, daß die Kutſche aus dem Nachlaſſe meines ſeeligen Großvaters erſtanden war. Dieſe trug außer dem gräflichen Wappen, die Inſchrift Pyrmont 1730 und war bombenfeſt, ein Umſtand der meiner ſeeligen

vor 100 Jahren. Der geiſtvolle und liebenswürdige Woronzoff hatte wenigſtens eine Schutzwache gegen Abend verſprochen, welche, ohne ſich ſehr zu übereilen, die jetzt zurück kehrende klöſterliche Karavane noch zu überflügeln im Stande war.

Ich befand mich am Abend mit dem Däniſchen Generalconſul Bokelmann, und einigen reichen Hamburger ausgewanderten Familien, unter denen die bekannte ſchöne Emilie S., in der Wohnung des Fräulein v. B., welche eben mit der Deputation als Friedensbotin von Pinneberg zurückgekehrt war. Es würde namentlich von den Hamburgern bedauert, — (ich war ein zu guter Patriot, und trug Sorge um meine beiden Brüder, die damals bei der Däniſchen Armee waren,) — daß dieſe feindlichen Verationen die Aufführung einiger Kotzebueſchen Luſtſpiele vereitelt hätten, und man beſchloß, ſobald die Sauvegarde nur da ſei, die Vorſtellung aufs Neue zu betreiben, indem H. K... an den humoriſtiſchen Klubb zur Peſtzeit, von dem Boccaz erzählt, erinnerte, und meinte, man müſſe die Kriegszeit ſo luſtig und friedfertig wie möglich zu verleben ſuchen. — Ja, man ging am Ende ſo weit, mich in die Ecke zu forciren, und mir das Geſchäft als Souffleur aufzucomplimentiren, daß ich ſo ungerne wie ein Held des Theaters in Nothfällen, übernahm. — Aber es war noch nicht ſo weit gekommen, daß Mann und Frau in Streit geriethen, (womit Kotzebue gewöhnlich ſeine kleine Luſtſpiele einleitet), als ein heftiges Pochen an die Hausthür die Vorſtellung unterbrach. Die Schläge wurden immer lauter, bis die Thür geöffnet worden, worauf drei faſt vermummte Officiere eintraten, welche in ihrer Sprache, allerhand Forderungen zu machen ſchienen, die von uns kein Menſch verſtand. Das Fräulein v. B. bewies aber eine nicht ungewöhnliche Ruhe. Obgleich keine Kennerin der ſlaviſchen, ſprach ſie jede andere

---

Mutter und meinen Brüdern, als wir 1801 in derſelben nach Wandsbeck durch Hamburg fuhren, bei der Hamburger Straßenjugend ſehr zu Gute kam.

europäiſche mit der größten Geläufigkeit. Ohne eine Mezzofantiſche Sprachverwirrung zu begehen, ſagte ſie mit Beibehaltung aller weiblichen Würde, den ungeſtümen Herrn in allen dieſen Zungen tüchtig Beſcheid. — Als ſie aber grade das franzöſiſche Feuer ſpielen ließ, warf der am nächſten ſtehende Herr ſeinen Mantel ab, welchem die beiden Begleiter augenblicklich folgten, und gab ſich als der zum Schutz und Schirm des Kloſters und Marktfleckens Uetersens vom General Woronzoff Deputirte zu erkennen. Lächelnd meinte er, er habe nur prüfen wollen, in wie weit das Fräulein ſeines Schutzes bedürfe, und bei ihr gefunden, daß dieſer unnöthig, da ſie ſelbſt eine Macht ſei. Es war der Obriſt Graf d'Olonne, deſſen Familie in der franzöſiſcher Revolution nach Rußland geflüchtet war, wo er ſich ſpäter mit einer Fürſtin verheirathet hatte.

D'Olonne, war mit vielen Orden und nicht bloß mit ſolchen geſchmückt, die ſo zu ſagen, zur Uniform gehören, er trug auch den ehrenvollen Georgsorden zweiter Klaſſe, hatte durch langjährigen Aufenthalt und Dienſt im nordiſchen Kaiſerreiche natürlich gar viel Ruſſiſches angenommen; indeſſen war die urſprüngliche, nicht die angebildete franzöſiſche Natur, womit ſo viele ruſſiſche Seelen legirt ſind, geblieben. Er war ein liebenswürdiger Mann von einer fabelhaften Gutmüthigkeit. Als er durch Paderborn gezogen war hatte grade das Waiſenhaus gebrannt, und viele der Kinder waren händeringend umher gelaufen. D'Olonne hatte alle Knaben mitgehen heißen, ſie in eigne Capots geſteckt, und führte ſie jetzt als ſeine Vokalkapelle mit ſich, die er dann und wann kommen und ſie dann ſein Lieblingslied:

»Willkommen o ſeeliger Abend«

und ähnliche Tonſchöpfungen zum Beſten geben ließ. Die Burſchen, über welche wahrſcheinlich keine ruſſiſche Disciplin kam, mögen dabei arg verwildert ſein. Sie hatten die Taſchen voll Geld, das der Graf ihnen freigebig namentlich in ſolchen Momenten ſpendete, wo die Knaben, ſeinen Lieblingsvers:

»In dieſer erfreulichen Kühle«

recht ergreifend vorgetragen hatten. Dieſem pflegte alsdann als groſie ruſſiſche Ehrenbezeugung, eine Art Fuchsprellen zu folgen. Man warf namentlich den zu Ehrenden in die Höhe, und fing ihn dann, ſobald die Anziehungskraft der Erde wirkte, mit den Händen auf, um ihn wieder empor zu ſchnellen. Ich muß noch lachen, wenn ich an den zwiſchen Himmel und Erde ſo ſchwebenden ernſten ſacroſankten Kloſtermeiſter denke. Es war aber einmal eine Ehre, die auch der Obriſt nicht ausſchlug. Uebrigens giebt es ja in der Welt auch mehrere Dinge, wo man ſich es am Ende zur Ehre rechnen muß, geprellt zu ſein. Namentlich gilt dies von der Zeit, wenn man die Ehre gehabt hat, in der und der Geſellſchaft geweſen zu ſein. — —

Am andern Tage erſchienen die beiden Regimenter des Obriſten die Iſumſchen Huſaren und Revalſchen Dragoner, die auf mehr denn die Hälfte zuſammen geſchmolzen waren. Die liebe Ueterſer Jugend machte ſich natürlich gar bald an die fremden Krieger, die man im Anfang, da es an Vokabeln gebrach, immer nur mit den Worten: Dobre Russ (Gute Ruſſe!) anredete, welches die guten Leute mit einem Pflegma und dem ernſteſten Geſichte von der Welt, durch die Phraſe Da (Ja) Russ dobre beſtens acceptirten.

Niemand freute ſich übrigens mehr über den Einzug der Ruſſen in Ueterſen als der Herr Gläſer, einer der erſten Hamburger Tabacksfabrikanten, welcher etwa vor einem Jahre ſein Geſchäft hieher verlegt hatte. Derſelbe hatte im vorigen Herbſte, verführt durch eine ſchwediſche Flugſchrift, einen wohlfeilen Taback fabricirt, zu dem er theilweiſe getrocknete Kartoffelblätter genommen, die er friſch, das Pfund mit einem Sechsling, (einem halben Schilling) hatte bezahlen laſſen. Als dieſer Ankauf zuerſt bekannt geworden, war in drei Tagen eine Meile um Ueterſen kein Kartoffelblatt auf dem Felde mehr zu ſehen und die entfernt wohnenden Bauern, bewachten wie paradieſiſche Engel Tag und Nacht den Eingang zu ihren Feldern mit Knütteln. Alte Weiber hatten vornämlich die Rolle der Heuſchrecken um ſo bereitwilliger übernommen, als ſie einen Tagelohn

von vierzig Schillingen, einen preußiſchen Thaler täglich, durch Abſtreifen der Blätter verdienen konnten.

Allein die Nemeſis, vielleicht der Geiſt ſo vieler verwelkenden Kartoffeln und verunglückten Fuſels, hatte den blätterentfremdenden Gläſer gar ſchrecklich geſtraft. Denn kaum war der Taback fertig, den er ſehr billig verkaufte, ſo weigerten ſich ſelbſt die Gemahle der Sammlerinnen, ſo wie die geringſten Tagelöhner, dat Untüg to ſmöcken (das Unzeug zu rauchen) ja, es verbreitete ſich gar bald das giftige, wenn gleich unwahre Gerücht: Gläſer miſche Kartoffelblätter zu ſeinem Rothſchild und Wagſtaff, und wer das nicht riechen konnte, wurde für mit Schnupfen behaftet, erklärt. — —

Gläſer gerieth in Verzweiflung. Je mehr er ſich entſchuldigte, ließ man das »qui s'excuse, s'accuse« gelten, ja ſeiner ganzen Fabrick drohte Sturz und Untergang. Da erſchienen die Ruſſen als hülfreiche Engel. Es war ja den guten Uetersern ganz gleichgültig, ob die ihn requirenden ungebetenen Gäſte einen Taback, der dobre war, erhielten oder nicht, wenn er nur wohlfeil zu ſtehen kam. — Jetzt hatte Gläſer den Knopf auf dem Beutel. Er rächte ſich aber nicht an dem Publikum durch Vorenthaltung ſeines Fabrikats, ſondern verkaufte daſſelbe, wenn ich nicht irre, nur mit einem Aufſchlag von 50 Procent; die guten Fleckenbewohner aber, welche einſahen, daß mit Gläſer wie mit Fridolin, Gott und ſeine Schaaren ſeien, machten ſeinem übrigen Taback von höheren Rangklaſſen, eine reparation d'honneur und erklärten ihn für kartoffelblattfrei.

(Die Fortſetzung folgt.)

Concert des Herrn Molique.

Freitag, den 4. März 1842 im Schauſpielhauſe.

Binnen acht Tagen zwei der berühmteſten Künſtler! Das wird uns in unſrer ultima Thule ſelten geboten. Alſo greift zu, nutzt die Gelegenheit, zeigt den Künſtlern durch ein volles Haus, daß es ſich doch der Mühe lohnt, Oldenburg aufzuſuchen; ſonſt möchten ſie am Ende ganz ausbleiben, und wir haben doch wirklich alle Urſache, jeden, auch den dünnſten Faden feſtzuhalten, der uns mit der Welt ver-

knüpfen kann! — Leider kommt dies Wort zu spät, das Haus war nur mäßig besetzt, die Anwesenden trugen indessen dem Concertgeber einen so lebhaften Beifall entgegen, wie man ihn von unserm norddeutschen Publikum selten hört.

Hr. Molique trug drei eigne Compositionen vor, von denen die erste, ein Violin-Concert, wohl in jeder Hinsicht die bedeutendste war. Der erste Satz, obwohl interessant, ließ dennoch ziemlich kalt, dagegen wurde das schöne Adagio mit einer durchaus fesselnden Innigkeit und das graziöse Rondo mit liebenswürdiger Anmuth vorgetragen, so daß Composition und Vortrag sich gegenseitig vollständig entsprachen. Die im letzten Satz angebrachte Cadenz war ebenfalls vortrefflich, ganz im Geiste der Composition und kurz; was besonders darum hervorzuheben ist, weil man nicht selten findet, daß die Künstler solche Gelegenheiten verkehrterweise benutzen, um alle möglichen Sprünge zu produciren, zu welchen ihnen das Stück etwa keine Gelegenheit bietet. —

Der zweite Theil des Concerts war weniger interessant, Fantasien und Variationen sind im Allgemeinen ein untergeordnetes Kunst-Genre, welches nur vom Genie auf eine höhere Stufe gehoben werden kann. Die, welche wir hier hörten, waren nicht schlecht, aber doch nur Concertstücke, bei welchen nicht gefragt wird: sind sie schön? sondern: sind sie »dankbar?« So erregen sie denn auch nicht das Gemüth, was doch die Musik soll, sondern lediglich den Verstand: man kritisirt, man tadelt, man bewundert. Hr. Molique spielte mit vollkommner Reinheit, Präcision und Zartheit, weniger mit Kraft und Keckheit, wornach besonders auch der Vortrag des Thema's aus Norma zu beurtheilen sein möchte. Was aber gar nicht componirt und nicht gespielt werden sollte, das sind Variationen, wo die Geige willig die Arbeit zweier Instrumente übernimmt, und das Thema in der einen Stimme in der andern accompagnirt. Hr. Molique spielte zwar die Trielen mit großer Leichtigkeit; das Thema (aus der Norma) daneben wurde aber, wie das auch nicht anders möglich ist, *gehackt*, und das ist durchaus häßlich. Es ist schon übel genug, wenn das Schöne in Concerten in die zweite Stelle verwiesen wird; die positive Sünde dagegen muß aber ausdrücklich gerügt werden.

Es fehlt der Raum, die Stellung zu besprechen, welche Hr. Molique in der heutigen Künstlerwelt einnimmt; nur das kann gesagt werden, daß er der ältern Schule, die wohl als die Spohr'sche bezeichnet werden darf, gegen die heutige Paganini'sche, ganz treu geblieben ist. — Die beiden vortrefflichen Ouverturen wurden gut ausgeführt; auch die Herren Schmitt und Laue erwarben sich verdienten Beifall, der ihnen um so ehrenvoller war, als sie ihn mit einem Meister wie Molique, theilten. Doch läßt sich nicht läugnen, daß zwei Baß-Instrumente, die nicht Solo-Instrumente sind, in einem Concerte zu hören dem Publikum einige Abstraction zumuthet. Und dann: »An Alexis« auf der Baßgeige gespielt! das macht immer einen Effect, wie wenn ein Elephant eine Menuett à la reine tanzt. Das Komische ist hier stärker als die Virtuosität. †

Literarische Notiz.

Wir machen unsere Leser auf zwei sehr ergötzliche Gedichte in Nr. 33 des Telegraphen aufmerksam, betitelt »Wohlgeboren und Hochwohlgeboren.« Der »Wohlgeboren« ist ein kleiner Beamter in der Provinz, der mit der Universität und dem schwarzrothgelben Band, alle Ideale

hinter ſich gelaſſen hat, und Philiſter im doppelten Sinn geworden iſt. Er ſchwört »die verdammte Freiheit« ſoll ihn künftig nicht mehr beunruhigen, und preiſ't die glücklich, die »ſtill im Joche ziehen.« Was hilft, ruft er, die Genialität? Wie toll geberden ſich doch die Leute um Monarchien und Republiken! »Zum Teufel mit der Politik! Ich will ein guter Bürger werden.«

Jedwedem Anſchlag bleib' ich fern,
Der Henker mag das Volk beglücken!
Ein Orden iſt ein eigner Stern;
Wer einen ſucht, der ſoll ſich bücken.
Bück Dich, mein Herz, bald fahren wir
Zur Reſidenz mit unſern Pferden. —
Marie, noch ein Gläschen Bier!
Ich will ein guter Bürger werden.

Darauf antwortet der »Hochwohlgeboren,« der hohe ehrgeizige Beamte der Reſidenz, mit einem halben Dutzend Strophen, welche das Motto: Justum et tenacem propositi virum an der Stirne tragen. Das, ruft er entrüſtet dem Univerſitätsfreunde zu, das war alſo das Ziel deines Strebens? Mich reißt es höher fort. »Ich muß Geheimer Hofrath werden« — welcher Vers am Schluß jeder Strophe immer wiederkehrt. Da ich noch in der Wiege lag, fährt er fort, ſah die Amme einen Heiligenſchein um mein Haupt: das bedeutet den Geheimen-Hofrath. Dann heißt es weiter:

Daß unſre Wege ſo ſich theilen,
Glaub' mir, Georg, es thut mir weh:
Du gehſt zum Bier und ich verweilen
In einen Oberappellationsgerichtsvicepräſidenten-Thee;
Du haſt erfüllt Dein ſtilles Loos,
Das meine liegt noch den Behörden
Der dunklen Zukunft groß im Schooß:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Sieh'! ein Logis iſt erſten Stocke,
Recht weit und reich, mit Moos geheizt,
Ein Kreuzchen auf dem ſchwarzen Rocke,
Das ſich kokett verſteckt und ſpreizt,
Ein Chaischen, ein Livreechen drauf,
Und fährt's auch mit Fiacre-Pferden —
Bruder, die Seele geht mir auf:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Noch lebt ein Gott, Verdienſt zu lohnen,
Noch ſteht manch edles Fürſtenhaus;
Gott theilt den Fürſten ihre Kronen,
Die Fürſten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich ſind es noch,
Mein letztes Ziel auf dieſer Erden;
Wär's nur um Voigtens Rekreleg. —
Ich muß Geheimer-Hofrath werden! — M.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schultzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 13. Donnerſtag, 31. März. 1842.

Hat der Freymaurer-Orden jetzt noch eine zeitgemäße Bedeutung? *)

Um ſich von dem Zwecke und der Bedeutung der ungefähr ſchon verſchollnen Vereine, die uns unter dem Namen »Freymaurer-Orden« bekannt ſind, jetzt noch eine richtige Vorſtellung zu machen, muß man ſich nothwendig in eine frühere Zeit zurückverſetzen, in jene vergangener Jahrhunderte nämlich, wo der ewige Beruf des Menſchen zur Freiheit, wenn auch ſchon längſt innerlich d. h. innerhalb der Religion, ſo doch noch nicht zugleich äußerlich d. h. in Bezug auf das Recht einer ſelbſtthätigen Verwirklichung jener Freiheit, zur Anerkennung und Geltung gediehen war. Der Menſch gehört nämlich zweien Welten an, die einerſeits weit auseinander liegen, andererſeits aber, und im Grunde, zuſammen gehören. Um dieſer ihrer inneren Einheit willen — nur zuſammen bilden ſie ein Ganzes, — hat der Menſch das unvertilgbare Recht, in beiden das freie Bürgerthum zu erlangen und er iſt noch ſklaviſch befangen oder gekettet, ſo lange ihm nach der einen oder andern Seite ſolches

*) Vorgeleſen im literariſch-geſelligen Verein zu Oldenburg, den 8. März 1842 von C. D. v. Buttel.

Recht noch nicht innerlich aufgegangen iſt, oder ſo lange es ihm noch äußerlich verwehrt wird.

Wie in der Kindheit des Menſchengeſchlechts (und auch bei dem Individuum iſt es nicht anders) jener Gegenſatz nur erſt noch träumeriſch in der Seele hervorbricht und phantaſtiſch verworrene Geſtalten erzeugt, die, indem ſie unmittelbar beiden Richtungen entſprechen, nicht zu dem Rechte einer ſelbſtſtändigen Abſcheidung gelangen und ſomit noch nicht zur Freiheit hindurchdringen, ſo geſchiehts dagegen bei der fortſchreitenden Entwicklung zum Jünglingsalter, daß mit unendlicher Spannkraft die Richtungen auseinandertreten und ſich ſehnſüchtig fliehen. Während das Gemüth mit grübelndem Verlangen in ſeine jenſeitige unantaſtbare Tiefe hinabſteigt und ſich ſelbſt in Abſicht auf dieſe innerlichſt erlangte Freiheit nachgiebig zum Genuſſe darbringt, ſo härtet ſich dafür ihm gegenüber die Welt in ihrem rigoriſtiſchen Beſtehen zum ſprödeſten Stahl, und in ihren mächtigen Inſtitutionen zum Ausdrucke der äußerlichſten Freiheit. Wo aber die Freiheit nur innerlich, oder nur äußerlich vorhanden iſt, da iſt ſie in beiden Fällen noch erſt Willkühr — jede noch der Vermittlung mit der andern bedürftig, noch nicht wahre Freiheit. Dort iſt das Gemüth weltverlaſſen, und deßhalb, bei aller Seeligkeit ſchwelgeriſcher Empfindungen, ſchmerzlich ſehnſüchtig, — denn es findet nicht was es will und weilt unverſöhnt in dieſer Welt, die ſeinen Anforderungen nicht entſpricht. Hier iſt die Welt geiſt- und gottverlaſſen und bei aller Stärke äußerer Herrſchaft dennoch eine hinfällige und unſeelige. Denn ſie bändigt wohl den Eigenwillen, aber mit tyranniſcher Gewalt, nicht durch aufgeſchloſſene Vernunft.

Inmitten einer ſolchen Zwieſpalts des Innern und aeußeren, iſt es nun für die Edlen und Wiſſenden ein Bedürfniß, ſich gewiſſermaßen zu einem politiſchen Cultus zuſammen zu ſchließen, des feſten Glaubens und ſich gegenſeitig im Geiſte das Zeugniß gebend: es müſſe ſich auch zu einem äußeren Baue verwirklichen, was idealiſch im Innern ſich vorgeſtalte. Und ſiehe dieſer

Glaube war schön, und das Zeugniß wahr — denn die Zeit der Erfüllung ist gekommen, und zur versöhnten Einheit vermitteln sich die Extreme, auf daß der Mensch nach seinen heiligsten Bedürfnissen heimisch werde in seiner Schöpfung, dem Staate, und dieser, die Welt, sich ebenso offenbare, als die Heimath des Geistes, als die Wirklichkeit der Freiheit. Das Geheimniß, das angestrebt wurde, ist offenbar geworden, es ist bereits ein öffentliches, mit hellen Augen und lauter Stimme begrüßtes. Darum wer Augen hat zu sehen, der sehe und vergrabe sich nicht in Nacht, und wem eine Stimme verliehen ist, der rufe mit, aber laut, damit der Gesang zum Chorus werde.

Gewiß, die Kategorie der gesammten Weltanschauung hat sich umgewandelt — es ist der Geist, der menschliche, der sich gegenwärtig, wie noch nie zuvor, seines göttlichen, ursprünglichen Grundes bewußt geworden und aus der freien Hingabe an die ewige Substanz seines Innern, es vermocht hat, das Dunkel seines Erdenlebens aufzuhellen und seinen schmerzlichen, unbefriedigten Dualismus, der das in sich Eine in zwei Welten zerschlug, an der Wurzel zu versöhnen. Ja, eine große That ist geschehen, — die Erkenntniß der unendlichen Freiheit des Selbstbewußtseins, die alle Erdenschranken in sich zum idealen Bestehen vernichtigt, wie der gesinnungsvolle Glaube an die Macht ihrer Selbstverwirklichung, dieser absolute Idealismus — absolut darum, weil die Idee nicht mehr als die geheime, machtlose Abstraction den Jenseits, sondern als gegenwärtig wirkende und diesseits erfüllte Energie gewußt und empfunden wird, — dieser absolute Idealismus, wie gesagt, ist es, der gegenwärtig so Theorie als Praxis unwiderstehlich bewegt und gestaltet.

Und wohl verlohnt es sich darum zu leben eben jetzt, denn in Wahrheit, wunderbar fängt es an zu tagen. Nicht bloß die Philosophie allein weiß von diesem neuen Geiste, derselbe ist auch in der lebendigen Völkerbrust erwacht, aus einem langen quälenden Traume, — er schüttelt seine wei-

ten Schwingen und vor dem Rauſchen erbeben die Herzen und Gemüther — eine Götterdämmerung graut!

Was die verbundenen Brüder prophetiſch gezimmert und gebaut, was unſere größten Dichter in Idealen angeſchaut, die Freiheit, die hier genialiſch vorempfunden — durch ſelbſtbewußtes Denken gezeitigt: — hinaus in die Welt der Wirklichkeit drängt's, um ſich in Fleiſch und Blut zu verkörpern! Gewiß, ſo iſt's! und wenn auch die Ungeduld noch lange, lange mag warten müſſen, und wenn wir, auch nicht mehr mit leiblichen Augen, den neuen Tempelbau begrüßen ſollten, — was thuts? — Genug, daß wir mit den Augen des Geiſtes die verwandte, keimende Saat erblicken und ſchon jetzt an ihrer Herrlichkeit uns erfreuen können. Denn laſſet uns nicht zu denen gehören, die Alles ſchwarz ſehen, zu jenen negativen Seelen, die allen Enthuſiasmus von ſich fern halten, weil ſie nur an ſich, nicht aber an die Idee, als eine ſich vollbringende Macht, glauben und darum in ihrem ſpröden Fürſichſein außer Stande ſind, an das Allgemeine mit Freiheit ſich hinzugeben. Vielmehr, wie ſehr uns auch bei ſo manchen Erſcheinungen in Wiſſenſchaft Kunſt und Leben, inſonderheit im eignen deutſchen Vaterlande, das Herz bis zum Grimme ſich erbittern möge — doch ſei uns zugleich das allgewaltige Weben des ſeiner ſelbſt gewiſſen und ſicher fortſchreitenden Geiſtes klar und lebendig; denn nur bei ſolcher innigen Zuverſicht und Gewißheit können wir mit freudiger Empfindung der Zukunft entgegenarbeiten, ſo wie auch nur vermittelſt einer freien Hingebung an die Idee die That des Einzelnen zu einer *geſinnungsvollen* werden kann.

Auf dieſem Boden der Wirklichkeit aber, wo der Geiſt bereits *öffentlich von ſich Zeugniß* giebt, iſt keine *geheime* Brüderverbindung zu errichten mehr *möglich*. Wenn es *draußen* nächtigt, mag man *drinnen* ſeine Wohnung mit Lampenlicht erhellen; ſcheint aber die Sonne, ſo erblaßt die Lampenflamme zu einem geſpenſtiſchen Weſen und wirft einen Schatten hinter ſich. Es iſt uns Deutſchen genug nachgeſpottet, daß wir, ſtatt die uns umgebende Welt zu

verbeſſern und dafür mit offnem Bekenntniſſe thatkräftig unſer beſtes Theil einzuſetzen, es vorziehen, unſere Freiheitsträume in das Geheimniß der Nachtzipfelmütze zurückzuziehen und ſo ſehr natürlich auch ehedem, bei einem zerriſſenen Weltzuſtande, jene Congregation der edelſten und denkendſten Männer, erſcheinen mag, ſo war es doch immer zugleich eine leidige Flucht vor der Wirklichkeit und ein thatloſes Auferbauen und Erkräftigen nur der inneren Geſinnung, womit denn wohl die meiſten ſich mögen abgefunden haben. Jetzt iſt aber die Zeit eine andere, denn wer jetzt ſich mit zuſagendem Willen von der Welt abwendet und ſich zum Geheimniß verbündet, treibt entweder verdächtige Dinge, oder fühlt ſich in ſich ohnmächtig und den treibenden Intereſſen des Lebens nicht mehr gewachſen. Denn ein Drittes, daß Jemand mit voller Einſicht in die Anforderung unſerer Zeit und der Kraft derſelben zu genügen, einem ſolchen Bunde mit Neigung ſollte beitreten können, iſt nicht gedenkbar, und wenn doch, ſo geſchähe damit eine Sünde wider das eigne beſſere Bewußtſein, — ein Verrath an der guten Sache, die ſchlechterdings das Licht der Oeffentlichkeit will, ſo ſehr, daß auch ſchon der Schein eines Geheimniſſes (denn wirkliche Geheimniſſe d. h. nennenswerthe, haben die Freimaurerlogen jetziger Zeit, wofern ſie nicht eine politiſche, alſo gefährliche Tendenz annehmen, natürlich nicht), ſofort überall die Aufrichtigkeit des Willens und die Wahrhaftigkeit des Wiſſens verdächtigt und ſomit auch ſchon des Beiſpiels wegen nicht zu toleriren iſt. So unmöglich es iſt, einen Sklaven, der mit ſeinen Füßen Englands Boden berührt, noch ferner als Sklaven zu behandeln, (alſo durchtränkt iſt dort die Erde mit Freiheit), ſo unmöglich iſt nicht bloß den Engländern, ſondern Gott lob! nach gerade auch uns der Gedanke, daß eine geheime Sache Vertrauen verdiene und überhaupt eine gute ſein könne, wie denn z. B. auch in Bezug auf unſer geheimes gerichtliches Verfahren, ein neuerer Schriftſteller, der Criminaldirector Temme in Berlin folgende beachtenswerthen Worte ſpricht:

»Während in den Ländern des Franzöſ. Rechts alle Welt, Richter, Advocaten und Gerichtseingeſeſſene mit Leib und Seele an der Oeffentlichkeit ihres Verfahrens hängen und nur eine Furcht kennen, dieſelbe zu verlieren, ſo iſt bei uns (in Alt-Preußen), wir wollen hier ehrlich und offen ſprechen, Jedermann mit dem beſtehenden ſchriftlichen Verfahren unzufrieden. Man kennt nur eine Furcht: daſſelbe zu behalten. Nur die Diebe und Mörder fürchten vielleicht etwas Anderes, es zu verlieren.«

Wäre unter ſolchen Aſpekten etwa der Gedanke an eine erneuerte Vehmverbindung nicht wahnſinnig zu nennen? Aber eben ſo wie in Bezug auf die Gerichtsverfaſſung, eben ſo laut und mächtig dringt überall in Kunſt und Wiſſenſchaft und durch alle Stadien der Staatsverfaſſung hindurch der ſich ſelbſt klare, freie Geiſt auf die ihm für ſein Erſcheinen allein noch gemäße Form der Oeffentlichkeit.

Die Intereſſen, welche früher in der Menſchenbruſt ruhten, und nur von der ſubjectiven Ueberzeugung uns genährt und gedeckt wurden, walten jetzt anerkannt in dem lichten Aether objectiver Vernünftigkeit, oder fordern dies wenigſtens, ſo daß ſie es jetzt ſind, die umgekehrt das Subject decken und ſeinem Wirken allein nach Würde und Geltung verleihen. Und in dieſem Sinne ſind denn auch lediglich alle die mannigfaltigen Aſſociationen der jetzigen Zeit, deren Zeichen ſie ſind, aufzufaſſen, weil ſie nach allen Richtungen hin, den Einzelnen aus dem Geheimniſſe ſeiner iſolirten Stellung und ſeinem tagſcheuen Wirkungskreiſe, auf den Standpunkt einer gerechtfertigten Allgemeinheit und damit zugleich zum freien, berechtigten Genuſſe hinausheben. Nur in dieſem Sinne können auch gegenwärtig allein noch Vereine Bedeutung gewinnen und gedeihen. Hic Rhodus, hic salta!

An Freiligrath.

(Impromtu.)

Der Immermann war freilich Rath,
Doch ohne Penſion. —
Nun! was der Vater oft nicht hat,
Das wird zu Theil dem Sohn.
Die Zeit ſie drängt — ſie lohnt die That,
Wenn Deine was gewann,
So denke »Du biſt Freiligrath
Doch bleib auch' immer Mann.«

Th. v. K.

Kleine Zeitung.

* Am 1. März wehte in Carlsruhe ein warmer Sturmwind, der nahe an 16 Grad Wärme brachte, was ſeit 52 Jahren, ſo frühe im Jahre, dort nicht beobachtet wurde.

* Der König von Preußen hat dem Dichter Freiligrath eine Penſion von 300 Rthlr. bewilligt. Vorausgeſetzt, daß die Sache keine Zeitungslüge, wie das Erkranken der Hannoverſchen Majeſtät in Magdeburg iſt, wollen wir dies nachahmungswerthe Ereigniß, wie das Oldenburgiſche Conſiſtorium die Vermächtniſſe an eine pia causa, »zur Ehre des Schenkgebers und zur Erweckung rühmlicher Nacheiferung« bei den übrigen Collegen Sr. Majeſtät, hiemit bekannt zu machen.

Literatur.

Die H. W. »für Heimat und Fremde« dürfen einer Erſcheinung erwähnen, welche beſcheiden den großen Büchermarkt, wo man der Kritik ſich ausſetzt, nicht aufgeſucht hat, ſondern zunächſt auf ſolche Leſer berechnet ſein mag, denen eine freundliche Erinnerung an den Boden, welchem ſie entwachſen ſind, die poetiſchen Lieder, die der anonyme Verfaſſer gegeben hat, werth macht. Ich rede von der kleinen Gedicht-Sammlung.

Eutiniſche Lieder. Eutin, Hofbuchdruckerei 1832.

Die Umgebungen des ſtillen, idylliſchen Eutin ſind es, welche den Stoff oder die Anregung zu dieſen, von einem nicht eingebornen Verfaſſer mit Liebe gezeichneten Bildern gegeben haben. Sie ſind in keiner Weiſe einer unreinen Quelle entſprungen, weder einer Speculation

auf Gunſt, noch auf Gewinn; der Ertrag iſt einer gemeinnützigen Anſtalt beſtimmt. Man vergönne mir den Platz zu zwei Proben, ſtatt aller Kritik.

Nachtfahrt auf dem See.

Kleiner Nachen, leiſe, leiſe
Ziehe deine Wellenkreiſe,
Denn der See iſt hell entglommen,
Hat den Himmel aufgenommen.
Nur in Seen ſtill und rein
Kehret gern der Himmel ein.

Thöricht Herz mit deinen Klagen,
Deinem Sehnen, deinem Zagen!
Nimmer ohne Gottesfrieden
Iſt dir dauernd Glück beſchieden.
Nur in Herzen ſtill und rein
Kehret gern der Himmel ein.

Enttäuſchung.

Du traulich Halmendach am Eichenhaine,
Du einſam Hüttchen, ganz nach meinem Sinn,
Unwiderſtehlich zieht mich's, liebe kleine
Einſiedelei, in deinen Zauber hin.
Du biſt es, ja du biſt es, die ich meine,
Mein Herz ſagt mir, daß ich am Ziele bin.
Hier liegt mein Stab, hier endigt ſich mein Lauf.
»Thor, ſagt Verſtand, nimm ihn nur wieder auf!«

O, laß mich rub'n hier unter dieſen Bäumen
Noch einen kleinen ſüßen Augenblick!
Und wär' es auch, mich glücklich nur zu träumen,
Im holden Wahn vergeß' ich mein Geſchick. —
Doch wer mag's ſein, der in ſo kleinen Räumen
Sein Hoffen abſchließt und ſein Lebensglück? —
Hört, guter Freund, o ſagt, wer wohnet hier?
»S' iſt Eis darin, mein Herr, und bairiſch Bier.«

A.

Oldenburg.
Verantwortlicher Redacteur: Mitredactoren:
Theodor von Kobbe. Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.
Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 14. Donnerſtag, 7. April. 1842.

Erinnerungen eines Holſteiners aus den Jahren 1813 und 1814.

von Theodor von Kobbe.

Wenn ich nicht irre, war es am zweiten Weihnachtstage, an welchem der General Woronzoff einen großen Ball in der Probſtei, der Wohnung des nicht anweſenden Prälaten, ſeinem Officiercorps gab, zu welchem alle Honoratioren des Kloſters und auch ich, den der General lieb gewonnen und manches Mal ſchon zur Tafel gezogen hatte, geladen waren. Uns Holſteinern war wunderlich dabei zu Sinne, denn die rauſchende Ruſſiſche Blechmuſik ward auf eine abſcheuliche Weiſe von dem Kanonendonner begleitet, welcher von Glückſtadt her ertönte, das von der Elbſeite durch engliſches Feuer, landwärts aber von den Alliirten unaufhörlich beſchoſſen ward. Die Feſtung konnte ſich auch gegen ſolche Angriffe nur wenige Tage halten, dann aber capitulirte ſie ehrenvoll, wenn gleich einige Officiere wegen Mangels an Muth ſpäter von einem Kriegsgericht verurtheilt wurden, ein Flecken, welcher der braven däniſchen Armee eben nicht zum Vorwurf gereichen kann, da dieſe Feiglinge, Officiere der ſogenannten annectirten Bataillone waren, die man in der Kriegszeit, ohne eben wähleriſch ſein zu können, für die Landwehr angeworben hatte. —

Uebrigens hatte Dänemark damals gar zu viele Staabsofficiere aus der Methusalem-Carriere, die man wegen ihres Greisenalters ohnehin nicht zur Rechenschaft ziehen konnte. So erzählte man scherzhafter Weise vom Commandanten des Forts Friedrichsort, er habe sein Festungchen aus zwei Gründen übergeben, einmal weil jeder Schuß wol an fünf Thaler koste, zweitens und hauptsächlich aber, weil der Etatsrath Professor Pfaff in Kiel seinen vortrefflichen Tubus, mit dem er allein den nahenden Feind ergattern könne, zurück gefordert und erhalten habe. Das Wahre an der Sache war aber, daß der alte Commandant nur zwei Officiere bei sich hatte, von denen der eine so kriegslustig wie der andere friedliebend, war. — Während nun der erste auf einem der beiden einzigsten Rosse, welche Friedrichsort beherbergte, in das Hauptquartier des damaligen Kronprinzen von Schweden, nach Kiel geritten war, und alle Aufforderungen des Feindes, sich zu ergeben, mit den stolzesten Worten abgelehnt, ja mit dem Ausruf »on vaincre ou mourir« talmamäßig den Salon des Kronprinzen verlassen hatte, war es dem Friedensfürsten gelungen, von dem alten Commandanten ein Mandat zur Kapitulation zu erwirken, mit dem er, gleichfalls zu Schimmel, dem muthtrunkenen K. schweigend vorbei ritt, der bald darauf als seine Truppen das Gewehr strecken mußten, erfuhr, daß es noch ein Drittes als »vaincre oder mourir« gebe. Der größte Schabernack ward übrigens den Alliirten während der Verhandlungen und sogar nach Abschluß derselben von einem muthigen dänischen Seeofficier gespielt, der mit einigen seiner Leute Friedrichsorter Kanonen, die doch nicht sprechen wollen, vernagelt hatte, was dem muthigen Lieutenant später fast den Hals gekostet hätte, da man dem Feind die unversehrte Festung nebst unversehrtem Inventarium abzuliefern versprochen hatte. —

Der Woronzoffsche Ball hatte, wie schon oben bemerkt, in des Probsten Hause Statt, woselbst noch alle die Bilder der ehemaligen Prälaten des Klosters, die man aus dem Brande des früheren Gebäudes gerettet hatte,

in ſtummer Eintracht neben einander hingen. Ein junger langer Adjutant des Generals Woronzoffs, Namens Narischkin, auf dem übrigens ſchon ſo viele Orden hingen, als Würſte auf einer Contrebaßſchnecke, welche nahe unter einem Fleiſcherhauſe der nahrhaften Stadt Durchlach vorbei gefahren iſt, — hatte, vielleicht um ſich für die verlorne Kinderzeit zu entſchädigen, allen den ehrwürdigen Bildern Attribute, namentlich Bärte, und dadurch ein lächerliches Aeuſſere gegeben. Woronzoff, ein Mann von viel zu feinem Tact, als daß er nicht fürchten ſollte, daß durch dieſe Karrikirung die Pietät mancher ſeiner Ueterſer Gäſte beleidigt werden würde, hatte Herrn *) Narischkin befohlen, alle dieſe unartigen Embleme eigenhändig wieder zu vertilgen, und Narischkin war zu ſehr Ruſſe, und pakornetschi ſlugga (gehorſamſter Diener), um nicht ſofort zu gehorchen. — Nur einem einzigen blaſſen, hagern Herrn im ſchwarzen Oberrocke hatte er den Schnauzbart gelaſſen, weil dieſer, wie er meinte, dem alten Probſten gar zu wohl anſtehe, und Woronzoff, vielleicht derſelben Meinung, oder weil die Ballgäſte grade erwartet wurden, hatte die Sache ſo hingehen laſſen. —

Dieſer blaſſe hagere Prälat war grade mein Großvater. Ich erzitterte bei ſeinem Anblick vor Wuth, und ſtudirte gar bald auf eine franzöſiſche Rede, in der ich mich bei Woronzoff beſchweren wollte. Da rauſchte Fräulein von B., geführt von Narischkin, an mir vorbei, und raunte mir zu: Voilà, Theodore, l'officier qui a fait une moustache à votre grand-père! Tirez l'epée. — Monsieur Narischkin, rief ich hervortretend, je suis trop jeune pourceau, mais si mes deux frères étaient ici, qui sont officiers comme vous, ils ils vous forceraient certainement bientôt de faire la barbe à mon digne grand-père.

*) Nicht von Narischkin. Die Narischkin ſind ſo ſehr von, daß ſie dieſe drei Buchſtaben, wie einige Hannoverſche Adeliche, gar nicht vor ihren Namen ſetzen.

Ratiſchkin lachte über die Antwort, reichte mir die Hand, und verſuchte mich zu beſänftigen, was ihm jedoch nicht eher gelang, bis er mir auf ſein Ehrenwort verſprochen, morgen frühe vor zwölf Uhr meinen guten Großpapa von ſeiner Ruſſenzierde zu befreien. Ich controllirte ihn zur beſtimmten Stunde; er hatte ſein Verſprechen bereits erfüllt.

Die Ruſſen tranken derzeit den Branntwein in ſolchen Quantitäten, daß man ſich davon kaum einen Begriff machen kann. Da ein Betrunkener bei dieſem Volk durchaus nicht verachtet iſt, ja man einem ſolchen Thier ſogar eine ägyptiſche Verehrung erweiſt, indem man die Bewußtloſen pflegt und ihrer wartet, und ſtets mit dem Schmeichelwort »Batuſchka« (Väterchen) belegt, ſo wird es gewiß noch lange dauern, bis der Mäßigkeitsverein dort Eingang findet. — wegen der Continentalſperre war faſt kein Branntwein zu haben, daher mußten ſich die Feinde größtentheils mit Kihmen (Kümmel) begnügen, von dem ſie, wenn es kein doppelter war, allezeit eine doppelte Portion begehrten, den ſie auch wohl mit Rum untermiſchten. — Derſelbe koſtete die Flaſche vierzig Schilling (einen preußiſchen Thaler) er wurde von dem Bäcker und Wirth B., deſſen Bruder ein Hamburger Weinhändler war, und, wie Sauertrig zum Brode, allezeit etwas ächten Jamaica dazu lieferte, zur großen Zufriedenheit der Ruſſen mit Hülfe mehrerer Gewürze fabricirt. Auch beſaß B. das Talent dies Nichtgewächs immer in gleicher Art zu erhalten. — Nicht ſo glücklich war ein Ueterſer Einwohner, bei dem die Ruſſiſche Kriegscanzlei im Hauſe war. Dieſe, von Punſch berauſcht, verlangte Arrack, und dies ſo wiederholt dringend und ungeſtüm, daß der bedrängte Wirth alle Reſte ſcharfer Sachen, als: Eſſig, ſaurer Bier u. d. m. zu einer Portion Kümmel goß, den er mehr aus Schöpfungsangſt, denn aus Durſt, mit einem kleinen Reſt ihm in die Augen fallender Stiefelwichſe färbte. Ich ſelbſt war gegenwärtig und habe geſehen, wie ſehr dieſes unharmoniſche Getränk der guten Canzlei mundete, und leider nur zu gut; — denn kaum war der Rack verſchlürft, da begehrten Ruſſiſche Söhne eine neue Flaſche,

die der geängstigte Hauswirth nicht mehr in gleicher Güte, aber nur aus dem einfachen Grunde nicht liefern konnte — weil ihm die Stiefelwichse ausgegangen war. Ja, die Arrackfrage wurde sehr bedrohlich für den guten Mann, und die Folgen wären vielleicht sehr fühlbar geworden, wenn ich nicht durch die Seitenthür entwischt wäre, und einen mir befreundeten Officier geholt hätte, der durch einige Püffe und Scheltworte bei seiner verstummenden Canzlei die Sehnsucht nach aller Sorte Wichse gar bald unterdrückt hätte.

Tetenborn war mit seinen nicht eben sehr gleichmäßig gekleideten Kosacken bis an Skagens Riff in Jütland gezogen, kehrte aber wohl uniformirt mit denselben zurück. Die Bagage wurde von sechs Bauern aus Nordjütland auf ihren kleinen schmalen Leiterwagen geführt. Das Ziel ihrer Reise war, wie ich bestimmt weiß, das etwa drei bis vier Meilen jenseits der Elbe gelegene Städtchen Burtehude; dort sollten die Dänen abgelöst werden und mit ihren ermüdeten Pferden und abgenutzten Wägelchen zurückkehren. Kaum aber vernahmen dies die braven Jüten, als sie alle erblaßten, als hätten sie ihr Todesurtheil vernommen.

„Ja, rief endlich der eine dieser Traskomänner (Holzschuhmänner) aus, so geht doch die Prophezeiung der alten blinde Liese in Erfüllung, der Fluch, den sie über mich aussprach, als ich ihr aus kindischem Muthwillen einmal einen Stein anstatt einer Pflaume in den Mund steckte: daß ich noch einmal nach Burtehude käme.“

„Burtehude, o det er stracktig!“ (es ist schrecklich), riefen die Begleiter händeringend und weinend.

Es ist aus dieser wahrhaftigen Erzählung mit Gewißheit zu entnehmen, daß Burtehude etwa das bei den Jütländern ist, was die Griechen unter Scylla oder Charybdis verstanden. So viel ist ausgemacht, daß dieser Ort durchaus verschieden in Deutschland aufgefaßt wird. In Holstein gilt Burtehude für einen weinreichen Ort. Denn da singen die berauschten Bauern:

Broder! ick und Du
Wöllt nach Buxtehu,
Wöllt da in den Keller krupen
Wöllt da fine Wihne supen,
Broder! ick und Du
Wöllt nach Buxtehu.

Im Hannoverſchen verlegt man oft die Krähwinkeliaden nach Buxtehude, deſſen ſtaatsgrundgeſetzlicher Charakter mir übrigens unbekannt iſt. In Oldenburg war dieſe Stadt lange wegen ſeiner ungewöhnlich billig grünen Seife bekannt, womit hier Mancher angeſchmiert iſt, und die Haarburger haute volée findet, wie ich einmal auf Reiſen von einer Dame gelernt, die Buxtehuder ſehr ungebildet. —

Am andern Morgen waren alle Jütländer mit Hinterlaſſung ihrer Wagen und Pferde verſchwunden. Sie hatten nicht in die Schande und Bosheit gewilligt, nach Buxtehude zu gehen. Dem Orakelſpruch, an den ſie doch halb und halb glaubten, zu entgehen, hatten ſie ſich mehr Nachtheile zugezogen, als Buxtehude ihnen je hätte bereiten können. Das kommt von dem Halbglauben; ſo etwas gibt immer eine falſche Poſition.

(Der Schluß folgt.)

Kritiſche Anzeigen

von L. A. Mayer.

1. Beatrix oder die erzwungenen Neigungen, ein Roman v. H. de Balzac. Weiſel, Verlag von A. Prinz, 1841.
2. Der Freiherr von Roche-Corbon oder der Bannfluch. Aus dem Franzöſiſchen des Horace de Saint-Aubin. Weiſel, Verlag von A. Prinz, 1841. Zwei Theile.

Wer die pariſer Kunſtausſtellungen anſehen, dem ergeben ſich alsbald zwei Punkte als Hauptergebniß: Meiſterſchaft in der Technik und Armuth oder Krankheit des Inhalts. Welche Fülle köſtlicher Genrebilder! Welche Pracht ſeidener Gewänder und reicher Moosmoubles! Faſt vergißt man die Menſchen über ihre Kleidung, über dem Comfort ihrer Einrichtung. Kann man eine lebendigere, wahrhaftere Darſtellung ſehen als viele Schmuggler von le Poittevin

in ihren rothen verblaßten Jacken? als »den kleinen Kosporal« auf seinem Schimmel auf Horace Vernet's Schlacht von Marengo? Aber wie groß und widerlich treten uns die Historienbilder entgegen! Kein einziger Gegenstand, der das Herz erquickt und den Geist befruchtet, wie die Bilder unseres Lessings zu Düsseldorf. Nur Scenen der Ueppigkeit und Grausamkeit, ungesunde Darstellungen, die »Effekt machen,« die »pikant« sein wollen, die auf »blasirte Vergnüglinge« berechnet sind, welche sich des Einfachschönen zu freuen verlernt haben. — Die Parallele zwischen Kunst und Poesie ist leicht zu ziehen. Das Drama gruppirt sich mit dem Historienbilde, der Roman mit dem Genre- und Historienbilde, je nachdem er Aeußeres oder Inneres darzustellen unternimmt. So wird man in Balzac's Roman von vornherein die Schilderung der bretagnischen Stadt Guérande und des alten Barons mit seiner Familie und seinen Hausfreunden nicht ohne Interesse lesen, und die Darstellung gewandt und geistreich, obgleich keineswegs frei von Manier nennen. Sofort kommen wir aber in das Reich der Unnatur und der Lüge, indem uns der Dichter von diesen beschränkten, aber charakterfesten Leuten zu einer Gruppe Pariser führt, die auf einem nahen Landhause zusammen trifft. Eine reiche, geistvolle, schriftstellernde Dame à la Georges Sand, die, so wie ihr Vorbild, Taback raucht und einen Männernamen führt; eine coquette Marquise, die Mann und Kind verlassen hat und mit einem Italiener herumzieht, ein Kritiker »voll Weltverachtung und Stolz,« den die Schriftstellerin als Liebhaber mit sich gebracht hat, obgleich sie schon vierzig Jahre zählt, und der erwähnte Italiener, ein Sänger und Componist, der, während er seine Zuhörer zum höchsten Entzücken hinreißt, »an Maccaroni denkt« — diese vier Leute, von denen der Dichter uns fortwährend versichert, daß sie große Geister und edle Charaktere seien, von denen wir aber nur Gemeinheiten sehen, bilden die pariser Gruppe. Zwischen ihr und der bretagnischen Gruppe steht Calyst, der Sohn des alten Barons, in der Mitte, ein Jüngling von mädchenhafter Schönheit, der die beiden Pariserinnen, eine um die andere liebt, und die Marquise in der Wuth unerwiederter Leidenschaft von einen Felsen stößt, sie aber, da sie unterwegs hängen bleibt, mit Gefahr rettet. Die abgefeimten Damen erhören ihn nicht, obgleich sie ihrer Liebhaber längst überdrüssig sind, die Schriftstellerinn, weil sie ihren sinkenden Stern nicht an seinen aufgehenden knüpfen, die Marquise, weil sie dadurch, daß sie den Italiener verläßt, keinen Erlaß in Paris machen will, beide spielen aber mit dem hübschen Knaben, und lassen den an die Nadel gespießten Schmetterling lange genug zappeln. Zuletzt vermählt die Schriftstellerinn den Liebeskranken mit einer Dritten, und stattet ihn, in ein Kloster gehend, mit ihrem Vermögen aus, und der Dichter entläßt uns mit der Bemerkung, daß sein Held jetzt zwar recht gut verheirathet sei, daß man aber gar nicht

schien klar, was es gebe, wenn er mit der Moralin wieder zusammentreffe. Kurz darauf Roman erhebt sich, wie so viel andere freng. Romane und Dramen, auf der beliebten Straße der Liederlichkeit, und wir sagen Herrn Ludwig Schücking, der und als Uebersetzer genannt worden ist, keinen Dank, daß er seine gewandte Feder in Bewegung setzt, um giftige Epistle zu verbreiten.

Ueber den Verfasser von Recht-Gordon, das weit schlechter geschrieben ist als der Petzsche Roman, verlieren wir keine Worte. Man befindet sich in ihm von Anfang bis zu Ende in einer Verbrecheratmosphäre, und wir rufen dem heiligen Vater in Rom, dem wir sonst in Vielem nicht beistimmen, unsern vollen Beifall zu, daß er das Werk auf den Index gesetzt hat.

Kurioſe Zeitungsannoncen.

Die Pfälzer Zeitung vom 8. März, welche von der Redaction als Probeblatt versandt ist, enthält folgende Anzeige einer Bonner Professorin, welche das Gebiet des uneheimlichen Humors betreten zu haben scheint:

Erwiederung.

Dem Herrn Verfasser des in Beilage der »Köln. Ztg.« Nr. 75 stehenden Artikels: »Dem Verfasser seiner Namen« fühle ich mich zu öffentlichem Dank verpflichtet, nicht sowohl wegen der unverdienten Ehre, welche mir derselbe dadurch hat erzeigen wollen, daß er mir die Autorschaft des in die »Köln. Ztg.« Nr. 71 aus der Rheinau aufgenommenen Artikels über die beam- Kölner Schreibart zugeschrieben scheint, als wegen der angenehmen Veranlassung zu einer Jugenderinnerung: Straßenbuben pflegten mir nämlich, wenn sie mich schmähen wollten, zuzurufen: »Pilling! Pilling!«

Bonn, 16. März 1863. Pilling, Professor in Bonn.

Vor vier Jahren lasen wir in der Bremer Zeitung folgende fromme und tief empfundene Stelle eines seine Kirche empfehlenden Leichenbestattungsberichts:

Durch allmächtige Leitung menschlicher Schicksale sind bedeutende glückliche Ereignisse unserer guten Stadt vorbeigegangen, wie Gott sie ferner segnen wolle; wenn Sterblicher, so wenig als die Entwahl der Nummer eines Looses vermöge, irgend etwas durch Vermittelung beizutragen fähig ist.

Johann Gerke.
Nortmannstraße Nr. 6
p. A.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr Dr. H. H. Meyer.

Druck: Schulzische Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Ad horam nunc quod honestum

Fünfter Jahrgang.

№ 15. Donnerstag, 11. April. 1842.

Der Kölner Dom

von K. A. Meyer.

Seht ihr zu Köln ihn ragen
Den Dom ehrwürdig grau?
Von Pfeilern hochgetragen
Des Chores edlen Bau?
Seht ihr der Fenster Schimmer
In dunkler Glut entfacht?
Der Thürme morsche Trümmer,
Gespenstig in der Nacht?

Ein Rumpf nur — doch wo stehet
Ein Haus so schön und hehr,
Obwohl von Sturm umwehet
Fünfhundert Jahr' und mehr?
Ein Denkstein alter Zeiten,
Ein festgebannter Geist,
Der stumm mit ernstem Deuten
Auf Bann und Ketten weis't.

Soll er allein noch dauern
In dieser jungen Welt?
Die Macht, die seine Mauern
Erhoben, ist zerschellt.
In einer neuen Liebe
Sieht man die Herzen glüh'n.
Auch er in frischem Triebe
Wird neu durch sie erblüh'n.

Wohl Manches ist verwittert,
Was sonst uns mächtig band.
Wißt, was uns jetzt durchzittert,
Heißt: Volk und Vaterland.
Den Dom zu Ende bauen
Kann nur des Volkes Kraft,
Daß wir im Zeichen schauen,
Was Einigkeit erschafft.

So hebt euch denn, ihr Thürme,
Die höchsten dieser Welt,
Steigt in das Reich der Stürme,
Dem Himmel zugesellt,
Ruft laut: Vereinigt wieder
Ist Deutschlands Süd und Nord.
Sie reichen sich als Brüder
Die Hand von Ort zu Ort.

Hört ihr wie Sturmeshausen
Die Orgel in dem Dom?
Hört ihr Gesang erbrausen,
Wie vom Gebirg den Strom?
Es schallen unsre Lieder,
Zum vollsten Chor geschwellt,
Und: »Stark ist Deutschland wieder!«
So bewert's durch die Welt.

Französisches Theater in Oldenburg.

I.

»Sie gehen doch heute ins Theater, um die französischen Schauspieler zu sehen?« rief mir ein Freund beim Eintreten ins Zimmer zu. »Alle Welt geht hin, das Abonnementsconzert wird ausgesetzt, Gesellschaften aufgegeben, um diesen Genuß nicht zu versäumen,« setzte er hinzu, als ich seine erste Aufforderung nicht gleich bejahend beantwortete, und Sie scheinen keine Lust zu haben?

In der That ich hatte keine, vielmehr befand ich mich einmal wieder recht mitten in meiner antifranzösischen Stimmung, und diese wurde denn durch des Freundes Enthusi-

asmus für die französischen Thespisjünger keineswegs vermindert. »Ich gehe nicht hin!« antwortete ich kurz und trokken. »Aber mein Gott, wie können Sie nur eine solche Gelegenheit vorüber lassen« — Ich weiß was Sie sagen wollen, liebster Freund, unterbrach ich ihn etwas unbescheiden und gereizt. Sie begreifen nicht, wie ich, ein Deutscher, der obenein nicht einmal das Glück hatte, Paris zu sehen die Gelegenheit versäumen kann, der französischen Kunst und Bildung meine Huldigung darzubringen, und mich in loco zu überzeugen, wie hoch die grande nation in Feinheit und Eleganz über meinen noch immer etwas bärenhaften Landsleuten steht. Und dazu die schöne Veranlassung, den Rost von meinem lange nicht gebrauchten Conversationsfranzösisch einmal wieder abzuputzen, und ihm mit der Politur einiger Phrasen und einiger aufs Gerathwohl aufgegriffnen Feinheiten der ächten Aussprache, dieses Kreuzes aller parlirenden Kinder Germaniens, wieder etwas aufzuhelfen!«

»Sie sind heute besonders mißgelaunt, wie es scheint.«

»Daß ich nicht wüßte. Im Ernst gesprochen, lieber Freund, ich habe nichts gegen die französischen Komödianten, und nichts gegen diejenigen, welche ihnen zuströmen; desto mehr aber gegen die Deutschen in Summa und ihr Verhältniß zu den Sprachen des Auslandes.«

»Sie wollen doch nicht etwa à la Jahn, langhaarigen sackleinwandnen Andenkens das Französische und alle fremden Sprachen verbannt und uns auf unsre Muttersprache beschränkt wissen? Ist es nicht ein schönes Zeichen unserer Universalität und Gerechtigkeit, daß wir Deutsche allem Fremden sein Recht anzuthun, es zu begreifen und uns anzueignen streben?«

Universalität! Gerechtigkeit! wenn ich nur dies alte Lied nicht immer hören müßte! Vor allen Dingen wäre es, dünkt mich, jetzt einmal Zeit, daß wir diese Dinge wie sie sind, mit ihren rechten Namen bezeichnen lernten. Jahn und die Deutschthümelei seiner Zeit sind abgethan; aber es ist leichter, beide zu verspotten als das Gute, welches in beiden zum Grunde lag, im Auge zu behalten. Es waren

rohe Anfänge, aber Anfänge von Etwas, das uns bis auf den heutigen Tag noch Noth thut, und die altdeutsche Zeit von Anno 13 bis 18 war, bei Licht betrachtet, weiter in der Nachahmung der Franzosen und der Ausländer als die unsrige.«

»Nun das scheint denn doch die Parodorie auf die Spitze getrieben!«

Scheint, aber ist's nicht. Oder meinen Sie nicht, daß höchste Achtung vor der eignen Nationalität, Sprache und Literatur und unausgesetztes Streben diese mit allen Kräften zu fördern, — meinen Sie nicht, daß diese Engherzigkeit und Einseitigkeit, im Gegensatze zu unserer gerühmten Universalität, die Franzosen und ihre Sprache zu dem Range erhoben haben, welchen beide in der Welt behaupten? Gut! Ganz dasselbe wollten jene Deutschthümler, und bei aller ihrer derbigen Reckenhaftigkeit, und all dem rüpelhaften Wesen, war dies Streben, dünkt mich, gar nicht so verächtlich. Ich erinnere mich, daß in jener Zeit die öffentlichen Lehranstalten in Preußen den französischen Unterricht ausmerzten, wie ich denn selbst noch später, als Gymnasiast und f. f. f. f. Turner einen lebhaften Abscheu gegen das im Vaterhause erlernte Französisch empfand, und die Kenntniß desselben sorgfältig verbarg. Nun, das waren freilich Kindereien —.

»Die wir doch, wills Gott, nicht erneuern sollen!«

»Wer denkt daran! Aber schaden könnte es nicht, wenn wir den Ernst daraus hervorzögen, und in Schule und Leben einmal etwas weniger darauf gäben, ob wir das Näseln, Zischen und Schnarren unsern Pariser Rheinliebhabern bis zur Täuschung kopiren oder nicht. »Um eine fremde Sprache recht gut sprechen zu lernen und wirklich in Gesellschaft zu sprechen, mit dem eigentlichen Accent des Volks, muß man nicht allein Gedächtniß und Ohr haben, sondern auch in gewissem Grade ein kleiner Geck sein.«

Wenn ich nicht irre, ist dies eine Bemerkung Lichtenbergs.

Ganz Recht, und Lichtenberg verstand sich auf die Sache.

Was ſoll aber damit von Ihnen bewieſen werden? Nichts weiter, als daß wir, die wir ſo oft über die Geckenhaftigkeit unſerer leichtblütigen Nachbarn lachen, es ihnen in einem weſentlichen Punkte dieſer Geckenhaftigkeit bei weitem zuvorthun. Und dabei haben wir doch ein Bewußtſein davon, daß all unſer Mühen eigentlich nutzlos bleibt. Erinnern Sie ſich nur, wie oft Sie es ſchon haben hören müſſen, »daß im Grunde doch ein deutſcher Lehrer des Franzöſiſchen, auch der beſte, nie ganz einem Schüler dieſe Feinheiten der Ausſprache, dieſes flüchtige Aroma des ächt franzöſiſchen Accents beizubringen im Stande ſei.« Und dieſelben Leute, welche aus ſolchem Grunde einen Franzoſen als Sprachlehrer vorziehen, vergeſſen dabei in ein und demſelben Augenblicke, daß ſie ſich ſelbſt widerſprechen!

Wie ſo?

Nun, wenn ſelbſt der beſte deutſche Meiſter, der von der Sprache fait macht, nicht im Beſitz jenes ſehnlich erſtrebten Arcanums iſt, ſo ſcheint daraus doch wohl mit Nothwendigkeit zu folgen, daß daſſelbe überhaupt nicht mittheilbar iſt, und daß wir Deutſche wenigſtens (mit Ausnahme vielleicht einiger wenigen glücklich organiſirten Individuen) darauf verzichten müſſen.

Das hat freilich eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit.

Nun aber die Hauptſache. »Wer keine fremde Sprache verſteht, weiß nichts von ſeiner eignen,« iſt ein großes Wort, und Goethe der es ausgeſprochen, gewiß eine Autorität. Für die Kenntniß der alten Sprachen mag es bei dem Bildungszuſtande der modernen Welt entſcheidend ſein. Die Griechen freilich, welche die gebildetſte Sprache der Welt ſchufen, kannten und übten keine fremden Sprachen. Doch das geht uns hier nichts an. Ich bin vielmehr der Meinung, daß die Erlernung fremder Sprachen, alter wie neuer, das wichtigſte Bildungsmittel iſt, daß man mit jeder neuen Sprache gleichſam eine neue Seele ſich erwirbt. Wir wollen alſo Franzöſiſch und Engliſch, und meinethalben auch Spaniſch und Italieniſch in Deutſchland lernen nach wie vor, wenn wir uns auch mit dem Ruſſiſchen einſt

weilen noch ſo lange Zeit nehmen mögen, bis das von dem Herrn Grafen Gourowsky und ſeinem Freunde, dem Pentarchiſten, gepredigte neue Slaviſche Evangelium uns durch die Koſacken praktiſch verkündigt wird — aber wir wollen uns dabei doch zweierlei vorhalten.

Einmal den Zweck ſolcher Spracherlernung und ihren wahren Bildungswerth, und zweitens den Umſtand, wie weit wir ſelbſt in der freien edlen Geſtaltung unſerer eigenen Mutterſprache für den mündlichen Gebrauch in Leben und Kunſt noch hinter den andern Völkern zurück ſind. Oder iſt es nicht ſchmachvoll, ſich mit der Nachäfferei des fremden Idioms abzuarbeiten, während man in der Sprache der innerlichſten Empfindung, in demjenigen Idiom, durch welches allein die Gefühle und Gedanken zu vollkommenſter Darſtellung gebracht werden können, auf das jämmerlichſte ſtolpert. Ich bitte, betrachten Sie unſere meiſten deutſchen Schauſpieler, Kanzel- und ſonſtigen öffentlichen Redner, hören Sie auf die Sprache unſerer gewöhnlichen Converſation ſelbſt in den »gebildeteren« Zirkeln, beachten Sie das Unvermögen, in fortlaufender Rede ſich einigermaßen frei und klar zu bewegen, wie es ſich faſt bei jeder Gelegenheit zu erkennen giebt, und ſagen Sie mir dann, ob wir es vor uns ſelbſt verantworten können, wenn wir, vorläufig wenigſtens, nicht alle Kraft und alles Streben der Mutterſprache zuwenden. Nehmen Sie einen Franzoſen, einen Engländer, wie weit ſtehen wir hierin hinter dieſen Nationen zurück. Der Engländer radbrecht das Franzöſiſche, aber es iſt wahr; er durchreiſet die ganze Welt, er iſt überall ungenirt, ſeine Nationalität geachtet und gefürchtet, und kurz der praktiſche John Bull beherrſcht die Welt, ohne ſich viel auf das Parliren fremder Sprachen zu legen. Aber ſeine Redner im Parlamente und in den Meetings ſchleudern Donner und Blitze, und ihre Beredſamkeit läßt ſelbſt das Alterthum weit hinter ſich, und ſein Shakſpeare hat Niemand neben ſich als Homer. Und nun gar die Franzoſen! — — Oder iſt etwa unſere Sprache nicht des Studiums werth, daß weder Engländer noch Franzoſen (ein Paar Gelehrte abgerechnet) ſich

damit zu ſchaffen machen? Keineswegs. Keine Sprache der Welt kann ſich mit ihr an Reichthum, Fülle und Tiefe meſſen.

Nun und warum lernen die Franzoſen nicht Deutſch?

Liebſter Freund! aus demſelben Grunde aus welchem wir ihre Sprache ſo eifrig lernen. Nur mit dem Unterſchied von Poſitiv und Negativ in der Mathematik. Sie ſind eine Nation, wir waren bisher wenigſtens keine. Aber dafür ſind wir denn auch die ſprachfertigen Oberkellner Europas, und Franzoſen und Briten finden ſich bei uns ſogleich zu Hauſe. Was Wunder, daß es den erſtern bei uns von jeher ſo gut gefiel, und daß ſie lebhaftes Verlangen tragen und wieder einmal in Maſſe zu beſuchen.

Das iſt Alles recht gut und ſchön, aber jetzt Liebſter, nehmen Sie Ihren Hut, denn es ſchlägt ſieben Uhr, und nicht wahr, jetzt gehen Sie mit mir ins franzöſiſche Theater, nachdem Sie ihrem Unmuthe Luft gemacht?

Und ich ging mit.

Adolf Stahr.

Rigaiſche Gaſtfreundſchaft.

Als die Cholera in Riga ausgebrochen war, verlor die dort erſt kürzlich hinberufene Schauſpielergeſellſchaft nach dem Contracte, in welchem der Fall einer Epidemie vorgeſehn war, ihre ganze Wage. Einige Künſtler wollten die Stadt verlaſſen, und, wie der verſtorbene Schauſpieler Röſike zu ſagen pflegte, aus Aſien in ihr Vaterland zurückkehren, allein es war zu ſpät, — die Geſundheitspäſſe wurden verweigert. — In dieſer verzweiflungvollen Lage begaben ſich mehrere derſelben auf ein in der Nähe der Stadt befindliches unbewohntes altes Schloß, wo ſie, von aller Welt unbeachtet, ein Boccazſches Leben zur Peſtzeit führten, und größtentheils den ganzen Tag Muſik trieben. Nach wenig Wochen aber, als die Heftigkeit die Epidemie etwas nachgelaſſen hatte, ſchickten die Rigaer ihnen von allen Seiten Fleiſch, Brod und

Lebensmittel aller Art, und eine sechswöchentliche Gage. Außerdem ließ der Magistrat unter alle Familien nach Köpfen mehrere tausend Rubel vertheilen. Später wurden noch einige Vorstellungen zum Vortheile der Schauspieler gegeben, kurz die guten Leute hatten für das gagenlose Vierteljahr einen solchen Ersatz, daß mir ein Schauspieler versicherte, die Cholera habe ihm noch einige Silberrubel mehr gebracht, als ihm seine Gage in gesunden Zeiten eingetragen haben würde.

Th. v. K.

Kleine Kronik.

• Freiligrath arbeitet an der Herausgabe eines »Gedenkbuchs an Immermann,« welches bereits seinem Erscheinen nahe ist. Dasselbe wird, nach einer uns zugekommenen brieflichen Mittheilung des Herausgebers, Beiträge von dem Kanzler v. Müller in Weimar, von Levin Schücking und von ihm selbst enthalten.

Desgleichen werden die Briefe Immermanns an Freiligrath eine Stelle in demselben finden, um Immermanns förderndes und anregendes Verhalten zu jüngeren Talenten darzuthun, und dadurch so manchen ungerechten Vorwurf zu entkräften, der dem vortrefflichen, seiner Nation zu früh entrissenen Manne jetzt in diesem Bezuge vielfach gemacht worden ist. Ein nachgelassener Aufsatz desselben »über Weimar« wird vielleicht gleichfalls in jenem Gedenkbuch mitgetheilt werden können.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir doch die nächsten Freunde Immermanns fragen, warum sie die Gelegenheit vorüber gehen lassen, durch Veranstaltung einer wohlfeilen, vollständigen Gesammtausgabe seiner Schriften die Werke des Dichters der Nation entgegen zu bringen? Grade jetzt scheint uns dazu der geeignetste und günstigste Zeitpunkt. Die sogenannte »wohlfeile« zweite Ausgabe des Münchhausen freilich, die noch immer vier Thaler kostet, darf dabei weder in dieser noch in Beziehung auf Ausstattung zum Muster genommen werden.

L. G.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schultzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Fünfter Jahrgang.

№ 16. Donnerſtag, 21. April. 1842.

Franzöſiſches Theater in Oldenburg.

II.

Logen und Sperrſitze waren ſtark beſetzt, doch fanden wir ein behagliches Plätzchen neben Bekannten; das Spiel begann, und mein Intereſſe ſteigerte ſich mit jedem Acte. Obſchon mein eignes Urtheil, dem freilich keine Vergleichung zu Hülfe kam, ſo wie die mannichfachen Bemerkungen meines Freundes, welcher lange in Paris geweſen war, mir ſagten, daß die Schauſpieler keineswegs zu den beſſern gehörten, und daß mancherlei gegen ſie zu erinnern ſei, — ſo hatte ich mich doch nie in ähnlicher Spannung und Illuſion befunden. Es war nicht mehr ein bloßes Komödienſpiel, nein, Menſchen, welche dachten, handelten, Freude oder Leid empfanden, und ich ſaß nicht auf dem Sperrſitz Nr. 68, ſondern befand mich, an Asmodi's Hand, auf einem unſichtbaren Obſervationspuncte, und die Wände und Dächer geſtatteten meinen Blicken freien Durchgang. Wie war da Alles in ſo natürlichem Ebenmaße, ſo entfernt von dem geſpreizten, gemachten Weſen unſerer meiſten deutſchen Schauſpieler; wie folgte jeder Ton der Stimme, jede Bewegung der Figur ſo ganz den Anforderungen des Augenblicks, und wie frei und ungezwungen machte ſich Alles gleichſam von ſelbſt! Ich empfand wieder einmal jenes wohl-

thuende Gefühl der Befriedigung, welches die unmittelbare Folge alles Wahren und Schönen iſt, und darin konnte mich ſelbſt der Umſtand nicht ſtören, daß ich mir geſtehen mußte, auf der Seite des weiblichen Theils der Geſellſchaft ſei des Schönen eben nicht viel zu finden.

Nach Beendigung des Schauſpiels war ich zu aufgeregt, als daß ich mich in meine Klauſe hätte zurückziehen mögen, und mit Freuden folgte ich der Einladung meines Freundes. Bald umfing uns deſſen trauliche Stube, und ſein niedliches Weibchen ſervirte uns den dampfenden Thee.

Nun, hatte ich Unrecht, darauf zu beſtehen, daß Du das Spiel der Franzoſen ſehen müßteſt? fragte mein Freund, nachdem die erſte Schilderung der empfangenen Eindrücke einer ruhigeren Beſprechung gewichen war. Iſt es nicht etwas Beſonderes, etwas Ganzes in ſeiner Art, was man mit eignen Sinnen aufgefaßt haben muß, um ſich eine genügende Vorſtellung davon zu machen?

»Schon in der einfachen Thatſache, daß ich mit Dir ging, obgleich dies Anfangs meine Abſicht nicht war, wirſt Du eine gewiſſe Befriedigung gefunden haben, war meine Antwort; und wenn Dir meine geſpannte Aufmerkſamkeit, mein ſteigendes Intereſſe während der Aufführung, ſo wie meine jetzige Aufregung noch nicht Beweis genug ſind, ſo laß Dir ſagen: Ja, ich möchte um Vieles nicht die heutige Vorſtellung verſäumt haben. Es iſt mir da ſo Manches klar und lebendig geworden, und ich glaube einen ziemlichen Schritt vorwärts gethan zu haben in der Erkenntniß des deutſchen und franzöſiſchen Elements.«

Ich bin mit Dir darin ganz einverſtanden, verſetzte mein Freund, daß ſich aus dieſem Spiel auf den Brettern, die ja die Welt bedeuten, Manches lernen, Manches entnehmen laſſe, was auf die Welt ſelbſt und ihre verſchiedenen Richtungen und Erſcheinungen angewandt werden kann, und daß ſo beide ſich eins aus dem andern erklären und verdeutlichen. So finde ich es eine ganz natürliche Frage: woher kommt es, daß die deutſchen Schauſpieler nie recht heimiſch werden auf dem Boden des Luſtſpiels, darin

nie ganz aus ihrer Individualität heraustreten, nie ganz in dem darzuſtellenden Charakter aufgehen, — während der Franzoſe ſeine eigenſte Perſönlichkeit ſtets in der Couliſſe zurückläßt, und als Figur des Dichters uns vor die Augen tritt? Wie eigenthümlich erſcheint es auf den erſten Anblick, daß ſolche Eigenſchaften nach Verſchiedenheit der Nationalität verſchieden ſind. Und doch wiederum, wie natürlich! Man fragt, woher kommt das? Nun, von dem ſehr einleuchtenden Umſtande, daß Jene Deutſche und Dieſe Franzoſen ſind. Du lachſt über den Cirkelſchluß, doch hör' nur weiter. Ein Franzoſe würde freilich ſagen: c'est tout dire! und damit hätte er Recht; als Deutſcher muß ich mich aber noch etwas weitläuftiger faſſen. Alſo: die Verſchiedenheit des Charakters; was folgt nicht Alles daraus! Als Reſultat all' der verſchiedenen Beobachtungen über den franzöſiſchen Charakter ſteht nun wohl feſt, daß als Grundzug deſſelben angenommen werden kann eine gutmüthige Fröhlichkeit, die mitunter an Unbedachtſamkeit ſtreift, ein leicht erregbares Gefühl, lebhafte Phantaſie, und ein Selbſtvertrauen, welches man häufig treffender: liebenswürdige Unverſchämtheit nennen könnte. Die Franzoſen ſollen zwar in neuerer Zeit viel ernſthafter geworden ſein; es ſind uns ja in unſerm Literar-Verein die Urſachen und Beweiſe zu verſchiedenen Malen dargelegt worden; ich konnte indeß während meines längern Aufenthalts in Frankreich dieſe Bemerkung nicht machen. Und ſage ſelbſt, glaubſt Du, daß ein ernſthafter Franzoſe, ein Individuum, deſſen Charakter und Geiſtes Richtung mehr germaniſirt iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, glaubſt Du daß ein ernſthafter Franzoſe Schauſpieler werden könnte, um im Luſtſpiel ſein Talent zu entwickeln und zu zeigen? Ich kann es mir nicht vorſtellen. Von einem Deutſchen kommt mir das aber ganz glaublich vor; der widmet ſich jedem Berufe mit Ernſt. Haſt Du je von einem franzöſiſchen Komiker gehört, der im gewöhnlichen Leben ein Hypochonder geweſen? Ich niemals; aber Raimund, und der Schöpfer des Wiener Staberls zeigen uns, daß der Deutſche auch hiezu fähig iſt.

»Ich glaube, wir brauchen gar nicht ſo weit nach Beiſpielen zu ſuchen.«

Mag ſein; ich weiß es nicht. Wer nun alſo einen heitern lebensluſtigen Sinn mitbringt auf die Bretter, und die damit gewöhnlich zuſammenhängende leichte und freie Tournüre, wie ſollte der nicht mit der größten Wahrheit in jenen kleinen Arabesken aus dem Leben uns eine jener Perſönlichkeiten vorführen, in deren ſich ſtets ein Theil ſeines Ichs wiederſpiegelt; er tritt nut um ſo leichter ganz und gar in die Intention des Dichters, und identificirt ſich gänzlich mit ſeiner jedesmaligen Rolle. Es iſt alſo der nationelle Character der Franzoſen, welcher ſie zu den beſten Schauſpielern in Luſtſpielen macht, — und nur vom Luſtſpiele ſpreche ich, denn der Himmel bewahre mich vor dem franzöſiſchen Kothurn; — aber wohl verſtanden, nicht allein deshalb, weil der Schauſpieler Franzoſe iſt, ſondern auch deshalb, weil der Dichter Franzoſe und Pariſer iſt, der nur ins volle Menſchenleben hineinzugreifen braucht, um eine intereſſante Seite herauszuheben, und daher ſeine Bilder eben ſo nach dem Leben macht, wie jener ſeiner Figuren meiſtens auch aus eigener Anſchauung der Originalen nachbildet. Hätten die Franzoſen kein Paris, ſo hätten ſie ſicher auch nicht das Luſtſpiel, wie ſie jetzt es beſitzen, überſprudelnd von Geiſt, Witz, Laune und treffenden Anſpielungen; es fehlt ihnen dann der zarte Nerv in den alle intellectuellen Fäden des ganzen Landes zuſammenlaufen, und den man nur zu berühren braucht, um im ganzen Lande electriſch zu wirken.

»Was Du da über den National-Character und ſeinen Einfluß auf die Bildung des Schauſpielers ſagſt, mag wahr ſein, unterbrach ich meinen perorirenden Freund; doch wenn ich daraus entnehmen ſoll, daß damit Alles geſagt ſei, ſo kann ich Dir nicht beiſtimmen. Du haſt in Deiner emphatiſchen Darlegung einen ſehr wichtigen Umſtand vergeſſen: die Sprache!«

Nun ja, daß iſt ja weltbekannt und ein unzählige

Male wiederholter Gemeinplatz; die franzöſiſche Sprache iſt die Sprache der Converſation.

»Gewiß; aber daß ſie dies hat werden können, hat werden müſſen, davon beruht der Grund in ihrem eigenthümlichen Genius. Die franzöſiſche Sprache beſteht aus lauter gegebenen Phraſen, aus Sendungen und Conſtructionen, die einmal angenommen worden ſind, das Bürgerrecht erworben haben, und nun vom Vater auf den Sohn ſich vererben, ohne daß im langen Laufe der Zeit andere als nur kleine unbedeutende Veränderungen ſich darin ergeben, und zwar auf unmerkliche Weiſe. Die franzöſiſche Sprache trägt eine generelle Phyſiognomie, welcher ſich die einzelnen Individuen unterwerfen, während dies im Deutſchen grade umgekehrt iſt, wo Jeder Einzelne die Sprache in ſeiner ihm eignen Art behandelt. Was vom Sprechen gilt, zeigt ſich gleichermaßen im Schreiben; ein Unterſchied im Styl der verſchiedenen Schriftſteller iſt faſt gar nicht vorhanden, und tritt höchſtens nur bei den Hauptträgern verſchiedenartiger Richtung in einigermaßen erkennbarer Weiſe hervor, während das Gros der Armee einem Gotte und einer Schreibart dient. Welche Verſchiedenheit wiederum mit der deutſchen Sprache, wo einer jeden Feder ein eigner Styl entquillt, und es iſt wirklich merkwürdig, daß das ſo oft citirte: »le style c'est l'homme,« welches ſo viel Wahres enthält und auf die Deutſchen ſo ganz beſonders angewandt werden kann, von einem Franzoſen herrührt; denn von der franzöſiſchen Sprache kann der Satz nun einmal gar nicht als wahr gelten. Dieſe ihre Eigenthümlichkeit unterſtützt nun aber ganz beſonders jede Darſtellung eines Luſtſpiels. Denn da der Schauſpieler nicht gezwungen iſt, in jedem neuen Stücke eine andere Sprechweiſe ſich zu eigen zu machen, ſondern immer nur wieder die nemliche Sprache vorfindet, wie er ſie von Jugend auf gehört und angewandt hat, ſo fühlt er ſich gleich auf bekanntem Terrain, und bewegt ſich in dieſer Sphäre frei und natürlich.«

Richtig, Du ſprichſt mir aus der Seele, rief mein Freund. Und noch eine andere beſondere Eigenthümlichkeit

der Sprache haſt Du nicht bemerkt? Eine Eigenſchaft, die ſie meines Wiſſens mit keiner andern theilt, und die dem Schauſpieler einen guten Theil des eignen Studiums erſpart. Iſt Dir denn nicht der ganz beſondere Tonfall der Rede als etwas neues erſchienen?

»Allerdings, aber ich habe weniger Gewicht darauf als Du zu thun ſcheinſt, da ich theils nicht genug muſikaliſches Gehör beſitze, theils auch von dieſer einmaligen Bemerkung nicht auf eine Regel ſchließen mogte.«

Du wirſt einen Schauſpieler nie anders ſprechen hören. Sie haben ihre feſten, durch Tradition überlieferten Regeln, und bleiben dabei mit einer ſolchen Conſequenz, daß man ſie nie anders ſprechen hört, und daß es z. B. mir, der ich ein gutes Gehör habe und ſehr viele franzöſiſche Schauſpieler geſehen, jetzt ganz unmöglich iſt, irgend etwas franzöſiſch Dramatiſches in einem andern Tone laut vorzuleſen. Mit dem zweiten Satze bin ich wieder in dieſer einförmigen Modulation, wie Du ſie heute Abend bemerkt haſt, und ich möchte daher darauf wetten, daß ſie jedem Schriftſteller vor den Ohren klingt, während er ſeine Proſa niederſchreibt, ſo untrennbar iſt ſie davon, und ſo ſehr ſcheint letztere nach den Anforderungen derſelben gebildet zu ſein.

»Das iſt nur wieder ein Beweis mehr für meine Behauptung, wenn ich ſage, daß die franzöſiſche Sprache faſt nur aus gegebenen Phraſen beſteht; ſolchen hängt die Modulation vonſelbſt ſtändig an. Doch ſollte ich denken, es bewieſe dieſe Erſcheinung auch etwas für die Herrſchaft, welche dem Schauſpieler über den Ton ſeiner Stimme zuſteht, und die er nur durch Studium und Eifer erlangt haben kann; und das iſt grade eine Vollkommenheit, die ich an unſern Schauſpielern ſchmerzlich vermiſſe. Aber glaube mir, mein Freund, der Grund liegt tiefer, als in dem bloßen Mangel an Fleiß von Seiten dieſer letztern. In unſere Schulen müſſen wir zurückgehen; dort ſteckt der Knoten, — und wenn wir unſere vielbelobte Univerſalität nicht bereits den Kindern einpfropfen wollten, ſondern lieber mit nationeller Einſeitigkeit ſie wieder und wieder auf die gründ-

liche Entfernung unſerer herrlichen Mutterſprache hinwieſen — dann würde Manches anders und beſſer werden.«

Oho! lachte mein Freund, da biſt Du ja grade wieder auf dem demſelben Felde angelangt, auf welchem Du Dich vor dem Beginn der Vorſtellung ſo wacker herumtummeltеſt!

»Nun, ich denke, etwas Wahres kann man nicht oft genug wiederholen.«

Nein, das leid' ich nicht, ſtritt Jener. Aber was ſagſt denn Du zu alle dem, wandte er ſich gegen ſeine Frau.

Nun, ich habe Euch aufmerkſam angehört und mir Manches gemerkt, was mir neu war, verſetzte das freundliche Weibchen; aber, fügte ſie mit einem ſchelmiſchen Seitenblick hinzu, wenn ich nun auch weiß, weßhalb der Einzelne ein guter Schauſpieler iſt, ſo habe ich darum doch noch keine Erklärung darüber, wie es kommt, daß den Deutſchen ein ſolches Zuſammenſpiel, ein ſolches Ineinandergreifen, wie wir es heute Abend ſahen, nicht gelingen will.

Wo jeder Theil gut iſt, mein Kind, da wird doch wohl auch das Ganze gut ſein, belehrte der Gatte.

Allerdings, geſtrenger Herr Schulmeiſter, eiferte das Frauchen; aber gerade, weil nicht jeder Theil gut war, wunderte es mich, ein ſo in ſich abgerundetes Ganzes erſcheinen zu ſehen. Denn das kann ich Dir nicht verhehlen, die Damen haben mir gar nicht gefallen, höchſtens die kleine runde Mademoiſelle Mathilde mit ihrem allerliebſten Lachen; aber die beiden andern! Da ſehe ich denn doch unſere deutſchen Schauſpielerinnen lieber.

»Ich muß mich in gewiſſer Hinſicht ganz zu demſelben Geſchmacke bekennen, entgegnete ich; doch beſaßen auch dieſe Schauſpielerinnen bei ihren übrigen geringen perſönlichen Vorzügen eine Eigenſchaft, die ich den unſrigen wünſchen möchte, und deren Mangel Ihnen die vollſtändige Beantwortung Ihrer Frage darlegt. Und das iſt nichts anders als: eine gänzliche Verleugnung der eignen Perſönlichkeit als etwas Hervorſtehendes. Die Franzoſen haben immer nur das Ganze im Auge, und dahin iſt all ihr Streben gerichtet; keiner drängt ſich vor, keiner ſucht die Augen des Publikums ganz beſonders auf ſich zu richten. Aber bei unſern Schauſpielern — wie iſt es da in dieſer Hinſicht beſchaffen?«

Eine ganz gleiche Aufopferungsfähigkeit iſt allerdings bei ihnen nicht zu finden, ſagte mein Freund; doch zweifle ich, daß darin der einzige Grund liege. Ich finde ihn vielmehr nicht minder in dem Zuſtande unſerer dramatiſchen Poeſie überhaupt, in der Armſeligkeit unſerer Repertoire, in den bettelhaften Anleihen an dem Ueberfluſſe der Nachbarn. Wie kann man den deutſchen Schauſpielern zumuthen, daß ſie in einem franzöſiſchen Stücke, wo Alles franzöſiſche Leichtigkeit, Gewandheit, Nationalität athmet, ſich heimiſch fühlen ſollen! Gebt dem

Franzosen ein ächt deutsches Stück, und trotz dem, daß er ein so unendlich viel besserer Schauspieler ist als der Deutsche, wird er sicher eine schlechte Darstellung liefern. Warum haben wir aber kein deutsches Lustspiel? Weil wir keinen Mittelpunkt haben wie Paris, von [illegible]n Alles ausgeht, nach dem Alles hinblickt, dessen Stadt-Leben sich Jedem als die Verkörperung des Staats-Lebens offenbart; dessen Strahlen bis in den entlegensten Winkel des Landes Licht und Wärme verbreiten, und dessen tausend und aber tausend verschiedenartige Verhältnisse überall verstanden und mitempfunden werden. Aus dem Mangel dieses Mittelpunkts entsteht der Mangel an Gemeingeist, und der Mangel einer überall auf gleicher Stufe stehenden Bildung, die sich nach jenem Typus richtet. Was bei uns auftauchen mag, es ist und bleibt provinciell, und damit beschränkt auf einen kleinen Kreis Theilnehmender; dort aber ist Alles, was Paris auswirft, schon durch seinen Geburtsort national. Und damit es den deutschen befähigten Köpfen an Gründen zur Entmuthigung nicht fehle, gesellt sich zu diesem einen Mangel äußerer Anregung ein zweiter fast noch mächtigerer.

»Ja, ich verstehe Dich, rief ich aus; was anders, als diese unerquicklichen politischen Rücksichten, dieser Alp, der auf eines Jeden Brust liegt, und ihm Luft und Athem raubt, diese Spinne, die alle geistigen Regungen mit ihrem klebrigen Netze einschließt und ihnen das warme Lebensblut entsaugt! Ja, nennen wir die Sache beim Namen! Bevor unser Staatsleben nicht ein anderes wird, kann auch das dramatische Leben sich nicht zur Blüthe entfalten. Das ist der Urgrund unserer Misère, und bevor nicht — — Nun, Gott besser's!«

Damit sprang ich auf und griff zum Hut. Doch mein Freund hielt mich am Arm zurück, und sagte lachend: Ich muß Dir doch noch ein prosaisches Bekenntniß mit auf den Weg geben, worüber Du Dich dann noch weidlich ärgern magst. Du hast keineswegs den Grund angegeben, den ich im Sinne hatte. Wenn Du von dramatischem Leben überhaupt sprichst, so gebe ich Dir allerdings Recht, und ein Urgrund aller Schwäche, wie Du ihn nennst, liegt sicher in unsern socialen und politischen Zuständen. Doch hatte ich stets nur das Lustspiel allein im Auge; und dabei muß ich immer an den großen, unerreichten Molière denken, dessen Zeitalter doch wohl noch unerquicklicher war als das unsrige, *) und der dennoch das Unnachahmliche erschuf. Nein, mein Bester, was ich als zweiten Grund der Entmuthigung anführen wollte zur geneigten Erwägung, war nichts anders als: der Mangel an der Sicherstellung des geistigen Eigenthums, die fehlenden droits d'auteur, die kein so unwichtiges Reizmittel für jeden fähigen Kopf ausmachen, als Du vielleicht glaubst. So, und nun geh hin, und ärgre Dich über den prosaischen Philister!

Und ich ging und that so. G. B. M.

---

*) Für den Franzosen und das französische Bewußtsein jener Zeit? — A. d. Red.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredactoren: Dr. A. Stahr u. Dr. A. W. Mayer.

Druck: Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 17. Donnerstag, 28. April. 1842.

Erinnerungen eines Holsteiners aus den Jahren 1813 und 1814.

von Theodor von Kobbe.

(Beschluß.)

Der Kosack, welcher die Buxdehuder Bauern überwachte, war übrigens ein lebhafter interessanter Bursche, welcher bei fast gänzlicher Unkenntniß der deutschen Sprache seine Gedanken durch ein lebhaftes Mienenspiel zu verdeutlichen wußte. Als er in der Schulstube die Karte von Europa erblickte, aus welcher irgend ein humoristischer Brandfleck das arme Polen gebrannt hatte, schien er sich darüber fast zu freuen, indem er seine zusammen gebrachten Stiefbrüder Polak »Schelma« betitelte. — Vor Rußland verneigte er sich tief und verlangte vom Rector ungestüm und wiederholt, daß dieser ihm seinen Geburtsort »Kola« zeigen solle, wo, wie er sich zu verständigen suchte, sein Atiez, Mat, Brat und Sestra (Vater, Mutter, Bruder und Schwester) wohnten. Mein guter Lehrer mußte es schon so machen, wie jener Ueterser mit dem verlangten Arrack, er zeigte ihm auf gut Glück hin, irgend einige am Don belegene Buchstaben. —

Es ist bekannt, daß, namentlich die Donschen Kosacken, gewöhnlich etwas heimathliche Erde bei sich führen, womit sie sich bei eintretender Unpäßlichkeit zu heilen suchen.

Unſer Kriegsgaſt ſchien auch daran zu glauben; ja, ich fürchtete, er würde die vaterländiſche Gegend mit den Zähnen davon tragen. Allein Iwan begnügte ſich mit einem anhaltenden ſehr ſaftigen Kuſſe, der noch lange auf der Karte zurück blieb; wobei es in der That komiſch war, daß reichlich dahin ſtrömende Thränen wider ſeinen Willen auf das verbrannte Polen fielen. —

Für ſeine Mutter ſchien er am meiſten Verehrung im Herzen zu tragen. Er erzählte uns in fremden Zungen, und doch deutlich und verſtändlich, wie er in der Schlacht von den Franzoſen gefangen genommen worden ſei. Sie hätten ihm das Leben geſchenkt, obgleich er ſich hartnäckig gewehrt, ihn auch nicht geſchlagen, ihm Brantwein und Brod gegeben, allein ihm ſeine Waffen genommen und ihn gefangen mit ſich umher geführt. Da habe er aber, ein armer Gefangener, aus Sehnſucht nach Freiheit und Heimath, nie ſchlafen gekonnt, und nur auf Gelegenheit geſonnen, ſich von der Knechtſchaft zu befreien. In einer Notſch (Nacht), als alle Franzuski geſchlafen, der arme Koſack aber nicht, habe er endlich in der Ferne ein ihm wohlbekanntes Lied ſeiner Kameraden gehört — das er mit ſeinen Molltönen erſt ſchwächer, dann immer ſtärker, als ob er das Näherkommen ſeiner Freunde wieder geben wolle, uns vortrug. Er habe plötzlich den erſten Säbel des neben ihm ſchlafenden Franzoſen ergriffen, und ſei, ehe dieſer, ſo wie ander ſchlaftrunkene Franzuski, ihn eingeholt, glücklich zu den Ruſſen entkommen.

Alles dieſes habe er ſeiner Mutter hinſchreiben laſſen, welche ihm geantwortet: Franzuski Kosak grip, Kosak Pardun; Kosak Franzuski grip, Franzuski Pardun. Dies waren ſeine Worte, womit er ohne Zweifel nichts anders ſagen wollte, als: die Mutter habe ihm die Lehre gegeben, da die Franzoſen ihm, dem gefangenen Koſacken das Leben geſchenkt, ſo ſolle er, wenn er einen Franzoſen gefangen nehme, ein Gleiches thun.

Bei Schilderung dieſer Ruſſenanweſenheit mag es mir der Vollſtändigkeit halber vergönnt ſein, eine kleine Erzäh-

lung von einigen Baſchkiren hinzu zu fügen, obgleich ich dieſe bereits anderweitig veröffentlicht habe. Von dieſen Bogenſchützen zu Pferde lagen zwar keine in Ueterſen, wohl aber in den etwa eine Stunde nur entfernten Dörfern Appen und Eſingen. Die Sucht, die Bekanntſchaft der verſchiedenartigſten Menſchen und Nationen zu machen, hatte mich oft zu ihnen getrieben, und obgleich ich es im Ruſſiſchen bald ſo weit gebracht hatte, um mit den fremden Kriegern radbrechen zu können, ſo wurde doch meine Gelehrigkeit zu Schanden an dem unartikulirten Baſchkiriſchen, das mein Ohr nicht auffaſſen, wenigſtens mein Mund nicht wiederzugeben vermochte. Einen ganzen Monat brauchte ich zu dem Bewillkommnungsgruße: Sala Malek, und dem Baſchkiriſchen Lebewohl: Saubol. Verdrießlich fing ich endlich eines Tages an, mit meiner Zunge auf die Jagd zu gehen und Töne auszuſtoßen, ungewiß, ob ſie Worte bildeten. Und ſiehe! meine Baſchkiren horchten begierig, ſie ſchienen ſich zu freuen, und ſchenkten mir ſogar einen Bogen und Pfeile, das Ziel meiner Knabenwünſche; nur merkte ich an ihren wiederholten, gleichtönenden Antworten, daß meine Repliken nicht zu meinen früheren Bemerkungen, in denen vielleicht allein Sinn war, paßten. O ich bin ſehr neugierig, was ich Alles da geredet habe. Ich könnte mich erſchießen, um dies früher zu erfahren; auch ſoll der Sinn meines Baſchkiriſchen nach meinem Tode meine erſte Nachfrage werden.

Am andern Tage erging es mir mit meinen Reden noch ſchlimmer. Ich muß mich da injuriös ausgedrückt, wenigſtens gegen die Baſchkiriſche Etiquette verſtoßen haben, denn ſie blinzelten mich wüthend an, und vermieden mich ſeither.

Schlimmer erging es meinen Schulkameraden, den Söhnen des Beckers und Weinwirths K. Neidiſch über meinen Pfeil und Bogen, hatten ſie ſich auch in den Beſitz ſolcher Waffen zu ſetzen geſucht. Sie waren aber nicht dazu gemacht, einen ſo abenteuerlichen Weg wie den meinigen zu betreten, und ſchlugen daher einen reelleren ein

Sie täuschten die Baschkiren mit dargebotenen Rechenpfennigen und kehrten mit Pfeil und Bogen heim. —

Am folgenden Tage übten wir uns auf dem Hofplatze ihres Vaters im Bogenschießen, als ein Geschrei des reichen Weinwirths unser Ohr erreichte. Wir eilten auf die Diele, und siehe! der geschlagene Hausherr weigert sich sein Brod und seinen Rum gegen die Rechenpfennige seiner Söhne zu verkaufen. Aber der Kantschu schwirrt nochmals, und mit tiefem Schmerz und bittern Verlust gehorcht der Vater den drohenden Baschkiren.

Die Knaben waren zwar so glücklich gewesen, von den wilden Asiaten nicht bemerkt zu werden, allein die Sache blieb nicht verschwiegen, und der Vater wurde, als er den Zusammenhang erfuhr, nun selbst die seine Söhne strafende Nemesis. Das letzte aber hatte ich nur von Hörensagen, ich hatte beim ersten Anblick der Baschkiren »Saubot« gerufen und war fortgelaufen.

Zwischen Elmshorn und Uetersen, eine halbe Meile von jedem der beiden Orte, liegt ein Wirthshaus »die hölzerne Trompete« genannt. Mir ist dieselbe besonders dadurch erinnerlich, daß ich einst als Knabe vor der Thüre einen Stein fand, der die Eigenschaft der Elasticität zu haben schien, bei näherer Besichtigung aber ein Buchweitzenkloß war. Von der hölzernen Trompete wurde viel gefabelt; es hieß, daß dort vor hundert Jahren, als Peter der Große den Stenbock verfolgt, hier ein Kosackenofficier gewohnt und sich in die Tochter des Wirthes verliebt habe. Beide Liebenden seien, ich weiß nicht mehr durch welchen Böswicht, ermordet worden, der aber die vorher von Jenen vergrabenen Schätze nicht gefunden habe. Nur ein Knabe von 10 Jahren, ein Diener des Officiers, welcher der gleich darauf fortziehenden Armee gefolgt sei, wisse um den fraglichen Platz. — Vergebens hatten die Eigenthümer der hölzernen Trompete Alles gethan, um durch Umgraben des Grundes den verborgenen desiré zu entdecken; die Schatzgräberei war ihnen total mißglückt, so gut auch die Kartoffelernte gerathen war. — Da verbreitete sich plötzlich das

Gerücht, ein alter Kosack von 112 Sommern, natürlich der Jokei des Schatzlassers vor 100 Jahren, habe in dem Trompetengarten gegraben, und das Schatznest ausgenommen. Alles, was ich davon bestätigen kann, ist, daß ich eine aufgewühlte Stelle gesehen, auf welcher, wie einige Ungläubige behaupteten, von fischlustigen Burschen nach Köder geforscht war, so daß die Stelle Göthe's:

Mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

nur rücksichtlich der letzteren Hälfte auf sie paßt. — Allein diese Erklärung mundete den wundersüchtigen Uetersenern nicht, von denen sogar ein recht kluger behauptete, daß er von dem Juden Rendsburg einen dieser vergrabenen Ducaten eingehandelt habe, welcher zwar mit hunderjährigem Schimmel bekleidet war, aber auch die anachronistische Inschrift 1744 trug. Ich habe den Besitzer übrigens in seinem Glauben gelassen; er hätte diesen Umstand ohnehin wegraisonnirt, und vielleicht am Ende für einen Druckfehler erklärt. Aber viele Leute aus der Umgegend haben vergebens schlaflose Nächte daran gesetzt, den alten Kosackengreis, wenn er (wie bei Kartoffeln) etwa Ducaten nachzuforken versuchen sollte, zu belauern.

Nachdem der Kieler Frieden geschlossen war, und endlich die Russen sich anschickten, Holstein zu verlassen, gab der König von Dänemark dem Feldmarschall Bennigsen und seinen Generalen im Rainvillschen Garten zu Altona eine Abschiedsfete, und übertrug es meinem Oheim und Vormund, dem geheimen Staatsminister Grafen Ranzau-Breitenburg, ihn dabei zu repräsentiren. Dieser Umstand verschaffte mir die Ehre, an diesem Feste Theil zu nehmen, welches bei weitem das glänzendste war, das meine Augen gesehen. Die Kosten wurden auf 20,000 ℛ angeschlagen. Im Rainvillschen Hôtel vor Altona waren mehrere Säle eigends dazu erbaut. Leckerbissen aller Art zierten die aus mehr denn 600 Personen bestehende Tafel. Der Saal war auf das geschmackvollste drappirt; die Seitenwände

wurden, während der Abendtafel, wie durch einen Zauberschlag umgewandelt, indem man sie mit Bildern schmückte, welche die interessantesten Bauten und Gegenden darstellten. Ich vergesse das Erstaunen und die Ausrufungen nicht, welche den guten Skys und Skas und Witsch entströmten, als sie sich so in die heimatlichen Gegenden versetzt sahen.

An den Improvisator Beermann. *)

An einer Abendtafel improvisirtes Räthsel, April, 1812.

Drei Lettern fehlten Dir. — Französ'ch sie zu erhaschen,
Freund! sei mir stets bemüht, sie füllen Deine Taschen.
Deutsch hast Du sie Dir längst verdient,
Doch Deinem Namen vor zu setzen — nicht erkühnt,
Jedoch schon gut; — denn unter klugen Leuten
Weiß man den Beermann schon zu deuten.
Nicht war, Ihr Herrn? Ihr alle wißt,
Daß Hanns Abkürzung von Johannes ist.

Th. v. K.

August Müller,

erster Contrabassist und Kammermusikus in Darmstadt.

Virtuosität ist keine Kunst, das muß man sich heutiges Tages leider immer widerholen. Sie steht im zweiten Range, indem sie zunächst nur die mechanische Vermittlung ist, durch welche das Geistige, das Musikstück, an den Hörer gebracht wird. Geschieht dies dann auf geistige Weise, so erwirbt sich dadurch der Vortragende den Anspruch, ein Künstler zu heißen. Wo aber ein Mann durch die Kraft seiner Innerlichkeit das sinnliche Material so zu bewältigen weiß, daß ein

*) Herr Beermann aus Osnabrück, welcher erst seit kurzem als Improvisator aufgetreten ist, hat den ehrenvollen Ruf, der ihm als Günstling des Augenblicks von Ostfriesland und Jeverland vorangegangen war, vollkommen hier gerechtfertigt.

beſtimmtes Inſtrument durch ihn auf eine höhere Stufe geiſtigen Ausdrucks erhoben wird, da kehrt ſich das Verhältniß wohl gar um. Im Vortrag als ſolchem zeigt ſich uns das Gemüthsleben eines Menſchen und wirkt auf uns zurück; der Inhalt, das Muſikſtück dagegen tritt als eine mehr oder weniger gleichgültige Grundlage für die Auffaſſung in den Hintergrund; wir empfangen einen Eindruck nicht ſowohl von ihm, als durch ihn, von dem Innern des Spielers.

Eine ſolche Erſcheinung iſt nun nicht das Höchſte der Kunſt; denn es findet ſich darin immer ein Mißverhältniß zwiſchen Form und Inhalt; allein ſie gewährt ein ganz beſtimmtes Intereſſe eigenthümlicher Art. Die Wirkung der Muſik iſt auf das Gemüth des Hörers gerichtet, auf ſein einfaches ungetheiltes Ich. Das iſt ſie aber nur darum, weil ſie auch eben ſo aus dem einen ungetheilten Ich als deſſen unmittelbarer Ausdruck entſpringt. In jeder Symphonie Beethovens haben wir dieſen zwar in einer beſondern Stimmung, allein in dieſer Stimmung doch *ganz*, es iſt nichts in ihm, was ſich von dieſer Stimmung ausſcheiden ließe. Darum können wir auch das muſikaliſche Kunſtwerk gar nicht ſo von dem Verfaſſer trennen und ſelbſtſtändig halten, wie dies bei allen andern Künſten der Fall iſt, deren Werke ihrem Schöpfer ſelbſt mehr gegenſtändlich gegenüber treten. In der Muſik iſt es die Subjectivität des Componiſten, der durch die Compoſition auf uns wirkt, und darum geht die Freude an der Tonſchöpfung über in eine gewiſſe Sympathie für den Autor; wir bewundern, wir lieben ihn, und hören wir etwas Neues, ſo fragen wir zuerſt: Von wem? und genießen erſt ruhig, wenn wir dies wiſſen. Tritt uns nun ein Künſtler entgegen, der auf die vorhin bezeichnete Weiſe ſein Inſtrument behandelt, ſo haben wir hier eine concrete Perſönlichkeit vor uns, welche, indem ſie muſikaliſch auf uns wirkt, zugleich ſich als Herrn über die Materie erweiſ't. So tritt uns die Macht des Geiſtes nicht mehr bloß durch das einzelne Muſikſtück, ſondern unmittelbar entgegen, und dies iſt der Grund, wenn wir in unſern Tagen jene Begeiſterung geſehen haben für den dämoniſchen Paganini, den oſſianiſchen Ole Bull, den eben ſo genialen als edeln und großherzigen Franz Liſt.

Weſentlich in denſelben Kreis gehört aber auch Herr A. Müller aus Darmſtadt, den wir kürzlich zweimal hier im Theater und in einem beſonderen Concerte auf dem Contrabaß gehört haben. Dieſes Inſtrument, das wir ſonſt nur gewohnt ſind, als den feſten Grund zu betrachten, auf welchem ſich die Mannigfaltigkeit der Tonwelt aufbaut, das für ſich allein aber ungelenk, roh und ſchwerfällig iſt, gleichſam die todte Materie im Reich der Töne, ſahen wir von Müllers Hand belebt und vergeiſtigt. Die dicken Saiten mußten ſich faſt wider Willen bequemen, bald in lang gehaltnen, verſchwindenden und doch ſtets deutlichen Tönen tiefe Empfindung auszuhauchen, bald unter

dem kräftigen Drucke der Finger im ſchnellſten Wechſel Schmerz, Heftigkeit, Leidenſchaft auszuſprechen. In Mechanik und Ton machte der Künſtler aus dem Contrabaß ein Violloncello, ohne ihm doch ſeine Eigenthümlichkeit zu nehmen. Kein Ton wurde gehört, keine Paſſage geſpielt, keine Schwierigkeit unternommen, die nicht dem Charakter des Inſtruments gemäß geweſen wäre, gleich wie der ernſte Mann, auch von Affecten bewegt, nie ſeine Würde vergißt. Und wie Müller ſpielte, ſo war er auch, — groß, ſtark von Knochen, kräftig von Muskeln, mit ſchwarzem Haar und ſchönem Barte, ernſten vielſagenden Blicks, ein Bild deutſcher Männlichkeit, vergleichbar Volkern, dem Fidelſpieler vor der Hunnenſchlacht, wie ein Freund neben mir treffend bemerkte. Er war der Herr ſeines Inſtruments auch körperlich, und umſchlang es wie eine Braut.

Auf das einzelne einzugehn geſtattet der Raum nicht mehr; auch kann ich es um ſo eher unterlaſſen, da dieſe Blätter eine ganz andre Tendenz haben, als ein Organ der wiſſenſchaftlichen Muſik zu werden; nur von der rein menſchlichen Seite können hier die einzelnen Erſcheinungen aus dem Gebiete der Tonkunſt betrachtet werden. Dies den geehrten Recenſenten zur Erwiederung, der in № 13. der hieſigen Mittheilungen ein harmloſes Wort einer ſo gelehrten Beurtheilung gewürdigt hat.

Eugen v. Beaulieu.

Miscelle.

Bei einem Oldenburgiſchen Gerücht iſt jetzt ein Proceß, Denker wieder Schelling anhängig; ein ähnlicher wird unter den Gelehrten Berlins geführt. — Uebrigens ſcheint es, als ob alle Schüler Schellings Verſchwiegenheit gelobt haben. Sie beweiſen in der That eine ſeltene Discretion; denn bisjetzt iſt noch kein Wörtchen von der neuen Lehre ausgeleckt, wol aber häufig das fatale Schellingſche Selbſtlob in unſere Naſe gedrungen. Wenn übrigens Schelling wirklich wie er ſich berühmt, dreißig Jahre die pure Wahrheit in ſich getragen hat, ohne ſie zu verkünden, ſo entſetzt man ſich bei dem Gedanken, wenn irgend ein Unglücksfall in jener Zeit durch ſeinen tödtlichen Hintritt dieſen Depoſitenkaſten der Wahrheit unerößnet in die kalte Erde geſenkt hätte.

Th. v. K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 18. Donnerſtag, 5. Mai. 1842.

Der Improviſator Eduard Beermann

von K. K. Mayer.

Einen ſeltenen Kunſtgenuß gewährten uns in den letzten Tagen die Improviſationen des Herrn Eduard Beermann aus Osnabrück. Einen Deutſchen, zumal einen Norddeutſchen mit Glück in einem Gebiete auftreten zu ſehen, wo ſich unſere Nation im Vergleich zu den Südeuropäern, ins beſondere zu den Italienern, immer nur ſchwerfällig bewegt hat, mußte beſonderes Intereſſe erregen. Poetiſchen Sinn wird freilich uns Deutſchen gewiß Niemand abſprechen. Wenn die Dichter des letzten Jahrhunderts aufziehen, welche Nation muß nicht vor uns ihr Banner neigen? Aber uns fehlt das raſche, leichte Blut, die Flüſſigkeit des Weſens, die bewegliche Zunge, über welche Gefühl und Gedanke ſchnell hinweggleiten in gefälliger Form. Wir ſind die Schwaben Europas, prächtige Dichter, Philoſophen, Gelehrte; aber Alles bleibt in uns ſtekken. Aeußerlich ſind wir langſam, unbeholfen, verlegen, ſtumm, was ungefähr ſo ausſieht wie dumm. Ein Franzoſe weiß mit dem Bißchen esprit, das er hat, weit mehr zu machen, als wir mit unſrem reichen Geiſte; er ſchlägt ſo zu ſagen aus einem haſelnußgroßen Stückchen Seife mehr Schaum, als wir aus einem ganzen Pfunde. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß er bloß Schaum zu Tage bringt,

behüte! In praktiſchen Dingen machen wir gar oft Schaum, und er liefert Solides. Doch fangen wir Gott Lob! nachgerade an, mehr die materielle Seite des Lebens zu beachten, und es wird ſich, ſo hoff' ich zum Himmel, bald zeigen, daß wir Deutſche in hundert Dingen weit mehr vermögen, als wir bisher geglaubt. Mit dem Selbſtvertrauen wird unſere Kraft wachſen, und wir werden Wunder an uns erleben. Neben den Südländern werden wir zwar immer ein wenig ſchwerfällig bleiben; denn wer kann die Einflüſſe eines bleiernen, grauen Himmels überwinden? aber, wenn wir den Reichthum unſeres Geiſtes in die Wagſchale werfen, werden wir ihnen doch das Gleichgewicht halten, und es ihnen auch wohl noch in Manchem zuvorthun.

Doch ich verliere die deutſchen Improviſatoren und Herrn Beermann aus den Augen. Was bisher von Stegreifdichtern unter uns aufgetaucht iſt, O. L. B. Wolff etwa ausgenommen, war nicht geeignet, uns Zutrauen zu unſerer Befähigung für dieſe Kunſt einzuflößen. Andererſeits lag aber auch die geringe Anerkennung, welche deutſche Improviſatoren bei uns gefunden, vielleicht zum Theil darin, daß das Publikum den Maßſtab der Poeſie an die Improviſation anlegte, die doch nur eine Stiefſchweſter der Poeſie iſt. In Italien, wo Jedermann mehr oder weniger ſelbſt improviſirt, kennt man die Schwierigkeiten und die Grenze dieſer Kunſt beſſer; man kommt ihr mit größerer Empfänglichkeit und Gerechtigkeit entgegen.

Soll ich Herrn Beermann mit den italieniſchen Improviſatoren vergleichen, ſo ſtellen ſich mancherlei Unterſchiede heraus, die theils auf der Nationalität, theils auf der Eigenthümlichkeit unſeres wackern Landsmanns beruhen. Die italieniſchen Improviſatoren verbinden in der Regel mit einer gewandten, gefälligen Aeußerlichkeit eine große Fachkenntniß, d. h. ſie ſind in Metrik, vaterländiſcher Geſchichte, ſchöner Literatur, Mythologie und Kunſt ſehr wohl erfahren; ihre außerordentliche Fertigkeit im Concipiren und Reimen wird durch ein reiches Material unterſtützt, ſo daß ſie in vielen Fällen nur in die Taſche ihres Gedächtniſſes zu

greifen brauchen, wo gar Manches, ſchon ſogar in Reimen, bereit liegt. Außerordentliche Hülfe bietet ihnen die Leichtigkeit des Versbaus in einer Sprache, welche die Sylben nicht mißt, ſondern nur zählt, und die Willfährigkeit des Reims, der, großentheils auf Ableitungsſylben ruhend, ſich faſt von ſelber bietet. Die Arbeit des italieniſchen Improviſators iſt daher weſentlich eine verſtändige; er bewegt ſich am liebſten vor einem großen Publikum, und wenn ihm, wie leicht zu denken, oft die Begeiſterung abgeht, agirt er doch trefflich den Begeiſterten. Beermann dagegen ſchöpft faſt allein aus der Fülle ſeines poetiſchen Gemüths. Er hat zwar weit mehr gelernt, als man ſeinen bisherigen Verhältniſſen nach erwarten ſollte; aber er beſitzt, wenigſtens bis jetzt, keineswegs noch die umfaſſenden Kenntniſſe, die ſein Beruf erfordert. Er hat Wenig in ſeinem Gedächtniſſe aufgeſtapelt, was ihm in der Stunde der Entſcheidung zu Hülfe käme, ja, er iſt ſo ſehr Dichter des Moments, daß ſeine Schöpfungen, ſo wie ſie einmal über ſeine Lippen gefloſſen ſind, in ſeinem Gedächtniſſe erlöſchen, ſo daß die Zuhörer beſſer über ſeine Improviſationen zu berichten wiſſen, als er ſelbſt. Der Augenblick iſt ſeine einzige Hülfe; iſt dieſer ihm gnädig, ſo reißt er ſein Publikum zur Begeiſterung fort; wendet ſich aber dieſe Gottheit kalt von ihm, ſo ſteht er verlaſſen da, und es geben nur ſchwache Reime und Wiederholungen aus ſeinem Munde. Beermann wird daher immer bei öffentlichem Auftreten weniger leiſten als in kleinen Kreiſen, wo Gemüth oder Geiſt herrſchen, und wo ihm das Herz weit wird.

Sein Aeußeres iſt, das lebhafte Auge ausgenommen, nicht günſtig; die einſt ſchöne Stimme iſt faſt erloſchen, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als er eine gute muſikaliſche Ausbildung zu beſitzen ſcheint; doch vergißt man bei der Gewandtheit und dem Feuer des Vortrags dieſe Mängel leicht.

In der That hat es einen großen Reiz, der Poeſie gleichſam in die Werkſtatt zu ſchauen, und die Begeiſterung augenblicklich ſich im Worte verkörpern zu ſehen; der Trunk, den man hier friſch an der Quelle ſchöpft, hat noch allen

Brunnengeiſt bewahrt. An die Form wird man ſo hohe Anſprüche nicht machen. Beermann iſt des Verſes weniger Meiſter als die Italiener; er verſtößt nicht ſelten gegen Metrum und Sylbenzahl, und bringt zu oft abgeſchliffene Reime wie Herz, Schmerz; Sonne, Wonne; Liebe, Triebe. Auch dehnt und wiederholt er leicht die Gedanken und Bilder. Endlich würden manche ſeiner Leiſtungen von größerer Wirkung ſein, wenn er ſie zur rechten Zeit abbreche. Dieſe Mängel machten ſich hier beſonders bei ſeinem öffentlichen Auftreten geltend, wo er ſich weniger angeregt fühlte; daher auch Niemanden, der ihn bloß bei dieſer Gelegenheit gehört, ein Urtheil über ihn zuſteht. Je erfüllter er von ſeinem Gegenſtande iſt, deſto beſſer wird auch die Form; deſto kürzer und kräftiger tritt das Gedicht an den Tag, das er nach beliebigem Versmaß, oft nach ſchwierigen Reimſyſtemen, ohne ſichtbares Nachſinnen, ohne Anſtoß geſtaltet. Es iſt wirklich wunderbar, wie ihm in den beſten Stunden die Poeſie ſtromweiſe zugeht. Dann wird, wie unter Midas' Händen Alles zu Gold, unter ſeinen Händen Alles, was ihn umgibt, zu Poeſie. In ſolchen köſtlichen Momenten poetiſcher Weihe darf man ihm natürlich keine Aufgaben ſtellen, die ſeiner augenblicklichen Stimmung fremd ſind. Seinem eignen Genius überlaſſen ſucht er ſeinen Stoff in den Perſonen und Gegenſtänden um ſich her. Mit der Guitarre in der Hand, die er trefflich ſpielt, beſingt er, ein moderner Troubadour, die gaſtliche Halle, die ihn aufgenommen, den Wirth, deſſen Familie und anweſenden Freunde, indem er ſeinen Liedern in ſtetem Wechſel bekannte ſchöne Melodieen unterlegt. Mit ſcharfem Blick durchſchaut er die Menſchen, und zieht ihr Innerſtes an den Tag. Der Spott in Anderer Munde verwandelt in dem ſeinen ſich in Liebe; Liebe und Freiheit ſind überhaupt die Angelpunkte ſeines edlen Herzens. Er erblickt an der Wand gegenüber ein Bild; Blumen und Epheu ſchmücken es; eine matte Lampe erhellt es von der Seite. Daneben ſieht er eine Statuette auf der Uhr. Augenblicklich geſtalten ſich Bild, Blumen, Epheu, Lampe, Statuette und Uhr

zu einem lieblichen Gedichte. Ich habe ihm aus Gellerts Fabel: »Hans Nord« sechzehn Wörter ausgeschrieben, mit der Bitte, sie in ein Gedicht zu verflechten. Sogleich beschrieb er in humoristischer Weise die Hochzeitsfahrt eines anwesenden jungen Ehepaars; ja der bloße Namen einer Person liefert ihm nicht selten Stoff genug zu den artigsten Productionen.

Wer Beermann in solcher Stimmung, besonders in Abendgesellschaften gesehen, muß wirklich bang für seine Gesundheit werden; denn er deklamirt, singt und tanzt in dem Saal umher, und nimmt es bei dem größten Aufwand von Geist und Stimme mit jedem Gaste an Ausdauer auf. Und dieser Mann mit seinem junggluhenden Herzen zählt schon einundfünfzig Jahre!

Ich kann es mir nicht versagen, dem Leser einige biographische Notizen über unsern Improvisator zu geben, welche zum Theil aus seiner eignen Feder fließen. Eduard Beermann ist im Jahre 1791 in Pyrmont geboren, also die Frucht eines vulkanischen Bodens. Seine Eltern hatten eine Modenwaarenhandlung, die ihm bis in die letzte Zeit Unterhalt gewährt hat. Beschränkte Verhältnisse erlaubten dem Knaben nur gewöhnliche Schulen zu besuchen; aber er lernte früh, von ein[illegible] unwiderstehlichen Hang zur Poesie getrieben, alle G[illegible]te, deren er habhaft werden konnte, auswendig. Zugleich bildete er seine schöne Stimme zum Gesang aus, und noch jetzt gewährt der Vortrag der Lieder, die er gern zwischen seinen Improvisationen einlegt, Allen, die ihn hören, vielen Genuß. Nach des strengen Vaters Tode richtete er, fünfzehn Jahre alt, ein Liebhabertheater in jener Badestadt ein. Drei Jahre später zog er mit der Mutter, einer höchst gutmüthigen, lebenslustigen Frau, nach der wackern Stadt Osnabrück. Seine Kenntniß der französischen Sprache führte ihn mit den damals dort anwesenden Franzosen zusammen, und nun beschäftigte er sich auch näher mit der Literatur jenes Volkes. Zur Zeit wo die Zwangherrschaft der Fremdlinge gebrochen wurde, entzündete er sich an den Körnerschen Freiheitsliedern; doch

ward er erſt im Jahre 1831 zu eignen Productionen aufgeregt, als ſich die osnabrücker Schützengeſellſchaft neu conſtituirte. Damals erſchienen ſeine erſten Schützenlieder, die ſich eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten. Eins derſelben, das ſich durch Friſche und Geſinnung auszeichnet, hat er uns wiederholt nach der ſchönen Melodie: »Heil dem Manne, der den grünen Hain ꝛc.«. geſungen. Ein Jahr ſpäter, als Möſers Denkmal geſetzt wurde, ſchrieb er ein Feſtſpiel: »der Schutzgeiſt Osnabrücks,« und ſo entſtanden noch weitere Gelegenheitsgedichte kleineren oder größeren Umfangs; auch beſchäftigte ihn mehrere Jahre lang die Anordnung lebender Bilder. Bei weitem am glücklichſten aber ſpricht ſich ohne Zweifel ſeine poetiſche Natur durch die Improviſation aus, die er erſt ſeit kurzem übt, welche er aber durch ſeine Gelegenheitsgedichte, ſei es im täglichen Kreiſe froher Zecher, ſei es bei feſtlichen Veranlaſſungen, ſeit vielen Jahren vorbereitete. Im Jahre 1840 wurde der Gedanke in ihm rege, ſeinen weitern Lebensplan auf dies Talent zu bauen. In Berlin, wohin er ſich 1841 in Familienangelegenheiten begab, wurde dieſer Gedanke durch den Rath angeſehener Literaten zum Entſchluſſe gezeitigt, und er trat zum erſten Mal in Münſter öffentlich mit glücklichem Erfolge auf. Hier in Oldenburg, wo er ſich bei Hofe, in vielen Privatcirkeln und, wie ſchon erwähnt, einmal öffentlich hören ließ, erntete er neue Lorbeeren, und der literariſch-geſellige Verein, dem er einen unvergeßlichen Abend bereitete, ernannte ihn zu ſeinem Ehrenmitgliede.

Von hier führt ihn ſeine Bahn nach Bremen, Hamburg, Kopenhagen; dann wird er Süddeutſchland durchwandern. Möge dem heitern, liebenswürdigen Manne der Stern der Dichtkunſt, der ihm an der Neige des Lebens wunderbar aufgegangen, noch lang in vollem Glanze leuchten; möge er einſt, gefördert in ſeiner Kunſt, jünglingskräftig wie heut, umkränzt von Glück und Ruhm, zu uns zurückkehren, und uns die Früchte ſeine Sängerfahrten entgegen bringen.

Kritische Anzeigen

von K. A. Mayer.

1. Kabale und Liebe des sechszehnten Jahrhunderts. dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung 1841.

Tycho Brahe, der bekannte dänische Astronom, ein Edelmann aus altberühmtem Geschlechte, hatte sich mit Christine, einer Bäuerin seines Geburtsortes, vermählt, und sich dadurch den Haß und die Verfolgung seiner adelstolzen Verwandten und anderer Edelleute zugezogen, die ihm überdies aus seiner Beschäftigung mit der Sternkunde einen Vorwurf machten, und ihn um die hohe Gunst, in der er bei König Friedrich II. stand, beneideten. Ihren Intriguen ist es zuzuschreiben, daß er nach Friedrichs Tode sein Vaterland verließ, und einem Rufe Kaiser Rudolfs II. nach Prag folgte, wo er im Jahre 1601 in hohen Ehren starb. Sein Verhältniß zu Christine und die Ränke der Edelleute bilden nun den Inhalt unseres Stückes, das mit seinem freiwilligen Exile aus Dänemark schließt; daher der Titel: »Kabale und Liebe.« Eine weitere Exposition zu geben wäre verlorene Mühe; denn dies »dramatische Gedicht« ist weder dramatisch noch überhaupt ein Gedicht, sondern ein hausbackenes, läppisches ungereimtes Reimstück in ewig hüpfenden Daktylen; es klingt ungefähr wie das Gezirpe eines blinden Bettelmanns, der seiner alten Violine entlose Walzer abquält. — Ein Holzschnitt auf dem Titelblatte stellt den schnurrbärtigen Astronomen vor; gegenüber sieht man sein Schloß Uranienburg auf der Insel Hveen.

2. Ferdinand Eich von Holzbecher, der Letzte seines Hauses, oder die Sage vom Schlosse Eichhoff, ein Roman von Caroline Nitzschke, geb. Zöllner. Leipzig. Druck von Johann Friedrich Glück. 1840. Zwei Bände.

Sowohl der Cramer-Spies'sche Titel als die klägliche Vorrede, worin die, wie es scheint, in Kummer und Noth zusammengebrachten »Höchsten, Hohen und Hochgeehrten« Subscribenten um Nachsicht gebeten werden, ferner das Verzeichniß dieser Subscribenten selbst, die nur Leipzig, Dresden und einigen umliegenden Städten angehören, und endlich auch die geringe Ausstattung des Buches lassen nichts Gutes vermuthen. Dies bestätigt sich denn auch bei der Lectüre. Der Roman spielt in und nach dem siebenjährigen Kriege. Ferdinand, ein junger Adeliger, liebt eine Sattlerstochter, hat eine schwache Stunde mit ihr und wird, von einer Reise nach Italien zurückkehrend, an ihrem Wochen- und Sterbebette ihr Gatte. Nach sechzehn Jahren trifft er mit seiner Tochter, unerkannt und sie nicht kennend, in Böhmen zusammen. Ein Liebesverhältniß entspinnt sich zwischen ihnen, doch,

ehe ein zweiter Bund zu Stande kommt, erfährt er ihren wahren Namen. Darauf springt das Mädchen in die Marsch; Ferdinand aber heirathet nach einiger Zeit eine Dritte, und diesmal schlägt es ihm zum Glücke aus. Von der fatalistischen Richtung des Romans, der, wie die Verfasserin in der Vorrede sagt, sich in Wirklichkeit leider fast ganz so zugetragen hat, von den freilich nur scheinbar hypertugendhaften Charakteren — einer gewöhnlichen Schwäche der Weiberschriften — von den vielen Unwahrscheinlichkeiten und der Incorrektheit des Buches zu reden würde zu weit führen. Wir schließen, indem wir der Verfasserin rathen, sich lieber jedem anderen Berufe zuzuwenden, als bei dem geringen Talente und der mangelhaften Bildung, die sie besitzt, die schwierige Bahn der Kunst zu betreten.

Miscellen.

In Harlem steckt man an die Kirchenstühle der Wöchnerinnen ein Kissen gesteckt. Diese Sitte ist zur Erinnerung an eine Bestürmung der Stadt durch die Spanier beibehalten, wo der Magistrat den Kreisenden anrathen ließ, durch ein solches Zeichen sich vor dem Andrang der Stürmenden im Fall des Sieges zu schützen. — Das Mittel wirkte bei den Spaniern, und, wie die geschrandeten Römer dem Meeresgott ihre nasse Kleider aufhingen, bezeigen sich noch heute die Harlemer Wöchnerinnen durch ein ausgestecktes Kissen dankbar gegen die Rettung ihrer Vorgesmütter. —

Der Marschall Brune wurde in der französischen Zeit von einigen Herrn des Bremer Senats in dem berühmten Keller tractirt. Als er treppauf an das Licht gekommen war, machte er einige heimliche Anwandlungen verspüren, die ihn scherzhafter Weise die Worte:

Marschal de France
Perd la balance

vor sich hinmurmeln ließen. Brune fiel bekanntlich ein Opfer des fanatischen Pöbels in Avignon, wo man ihn der Tödtung der Prinzessin Lamballe bezüchtigte, obgleich er zu jener Zeit gar nicht in Paris gewesen war.

Th. v. K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Mitredacteuren:
Theodor von Kobbe. **Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.**

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil humanum mihi quod alienum.

Fünfter Jahrgang.

№ 19. Donnerſtag, 12. Mai. 1842.

Weitere Ausführung der Frage: hat die Freimaurerei noch eine zeitgemäße Bedeutung?

(Vorgeleſen im literariſch-geſelligen Vereine zu Oldenburg, den 19. April 1842 von C. L. v. Buttel.)

Möge ein Jeder für die Wahrheit, ſoweit er ſie erkannt hat, alſo für die Sache ſelbſt ſtreiten und kämpfen und zwar mit Wärme d. i. mit voller Hingabe, ohne Scheu und Rückhalt, denn ſonſt wird der Wahrheit die ſiegende Spitze abgebrochen, aber mögen die Perſonen, welche hiebei als Gegner aufeinandertreffen, ob ſie auch kämpfen, nicht minder darum ſich lieben und achten — ja ich behaupte: ein Jeder, der die Fähigkeit hat, ſich ganz in die Sache zu verſenken und um der Sache willen (wenn es anders eine iſt), ſeinen Gegner bekämpft, nothwendig zuletzt mit Neigung und Achtung demſelben ſich wird zuwenden müſſen, denn ehrt nicht einer den andern dadurch, daß beide ihr Innerſtes gegeneinander austauſchen? Und wohl durchdringt uns auch in ſolchem Kampfe das Gefühl, daß nur der Schein es ſei, der ſcheidet, das Weſen aber, das unwandelbare, das

*) Um dem Leſer den Zuſammenhang des vorſtehenden Aufſatzes nicht zu entziehen, werden dies Mal ausnahmsweiſe zwei Nummern der humoriſtiſchen Blätter auf einmal ausgegeben.

L. H.

unwiderſtehlich bindet und die Streitenden nicht losläßt, ob ſie auch wollen. Auf dieſem Grunde zimmern und bauen wir alle und eben dies zu erkennen, ſei unſere Aufgabe, nach jeglicher Richtung, welche wir auch betreten.

So hat auch mein kleiner Aufſatz, den ich hier früher verleſen: »hat der Freimaurer-Orden jetzt noch eine zeitgemäße Bedeutung?« in unſerer letzten Sitzung einen Gegner gefunden, wir haben die Gründe vernommen, die meinen Angriff abwehren ſollen, und will ich jetzt darauf einiges erwidern.

Mein Herr Gegner wirft mir vor, daß mir die Natur des Gegenſtandes, das Weſen der Maurerei fremd ſei, ja, daß ich nicht eine leiſe Ahnung von demſelben habe — und allerdings wäre das richtig, ſo würde die von mir der Maurerei zu Grunde gelegte Bedeutung, als rein aus der Luft gegriffen, in ſich hinfällig ſein. Aber hat mein H. G. mich denn widerlegt? ja — vermeintlichermaßen wenigſtens — und zwar durch kurze Hindeutungen, auf die ich ſogleich kommen werde. Es wird mir nämlich entgegnet, daß der Satz: »alle geheimen Verbindungen ſeien verwerflich,« nicht allgemein gültig ſei und angeführt, daß alle Verbindungen der Liebe, von der Ehe und Familienverbindung an bis zur Freundſchaft, ſämmtlich nur ihrer Erſcheinung nach öffentlich, ihrem Weſen nach aber geheim ſeien, mit der angehängten Frage: »könnte die Maurerei nicht in dieſe Kategorie gehören?« oder: »wie wenn die Menſchen- und Bruderliebe die Seele der Maurerei wäre, würde dann nicht ihr Geheimniß entſchuldigt und gerechtfertigt ſein?« —

Mein H. G. ſagt nicht, daß ſolche Liebe wirklich die Seele der Verbindung ſei, er läßt dies nur als möglich errathen. Ach! es iſt ſchon ſchlimm, daß der Maurer, ſo zu ſagen, ſein beſtes Theil nur errathen laſſen darf, nicht frei und öffentlich dazu ſich bekennen ſoll.

Gar viele Bücher über Maurerei deuten ihr Geheimniß in ſolchen Fragen aus, d. h. ſie verrathen es wirklich, der Bund hat kein wirkliches, wahres Geheimniß, das iſt ſchlechthin und zum Beſten der Menſchheit Gottlob! un-

möglich und ein äußerer Beweis iſt dafür ſchon der, daß die verſchiedenen Logen aller Zeiten, über die Principien in ihrer Beſtimmtheit und deren Conſequenzen, eben ſo gut unter ſich uneinig und in Streit geweſen ſind, wie dies ſonſt in Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft auch der Fall iſt. Es iſt vergebens, wenn der Maurer den Nichtmaurer damit zurückweiſen will, daß er das Weſen des Bundes nicht kenne, die äußeren Ceremonieen mag er nicht kennen, das iſt aber auch der Mühe nicht werth, wie eb z. B. die Servietten beim Mahle zu einem kreiſenden Ringe rund um den Tiſch herum zuſammengeknotet werden u. ſ. w. um das Weſen aber weiß jeder, oder kann darum wiſſen und das ſpricht nicht gegen, ſondern für den Bund. Der alleinige Schade fällt nur auf denjenigen zurück, der das Gegentheil behaupten will und vielleicht darum behaupten muß, weil er ſich durch ein äußeres Verſprechen, zum Scheine eines Geheimniſſes verpflichtet hat. Ich fühle in der Seele jedes Maurers ſehr lebhaft dieſen Conflict, denn wie kann derſelbe nun auch offen und frei, wie doch jeder es gerne will oder wollen ſollte, für die Sache auftreten und kämpfen? Ich ehre dieſen Zwang von Perſon zu Perſon, aber knüpft ſich an ſolchen Zwang die Sache, ſo wird ein Nichtmaurer ſolche darum nicht dahingeſtellt ſein laſſen dürfen.

Die Sache iſt aber die, daß — und die nachfolgenden Worte werden zur Berichtigung des Irrthums beitragen, als hätte ich jemals von einer »Nichtigkeit« oder gar »Nichtswürdigkeit« der Maurerei geſprochen oder nur ſprechen können — daß, trotz aller Irrungen und Meinungsverſchiedenheiten unter den einzelnen Logen, trotz der Schwankungen derſelben, bald mehr nach Seiten der bloßen Innerlichkeit, wenn man will Religioſität, oder bald mehr nach der Seite des Eintretens in bürgerliche, überhaupt äußere Zwecke, die durchgreifende Bedeutung der Maurerei in der Erkennung und Vollführung deſſen beſtanden hat, was wir jetzt mit einem Worte: Humanität bezeichnen. Es war die ewige, allgemeine, über jede religiös-confeſſionelle, bürgerliche oder politiſche Unterſcheidung hinausreichende Grundlage aller

Menſchen, die Menſchen-, die Bruderliebe, welcher der Maurerei die weſentliche Erfüllung gegeben hat.

Iſt irgend eine Grundlage ſchöner, ewiger als dieſe? Nein! ſage ich von ganzem Herzen, aber nun kommt das Weitere. Es iſt eine Täuſchung, wenn man glaubt, daß dieſe Grundlage, überhaupt die Liebe, ihrem Weſen nach etwas Geheimes ſei und darum auch nur als ein Geheimes unter den Menſchen eingeſehen und fortgeleitet werden könne — es iſt eine Täuſchung, wenn man glaubt, daß nur die Wirkungen der Liebe etwas Oeffentliches ſein könnten, d. h. daß die Liebe ſelbſt nicht in dieſe ihre Wirkungen öffentlich eintreten könne, oder auch etwa nicht eintreten dürfe, und daß überhaupt wahrhaft von Liebe auch dann noch zu ſprechen ſei, wenn ſie auch nicht erſcheint — nein! über dieſe Unterſcheidung von Innerem und Aeußerem, Weſen und Erſcheinung ſind wir hinausgekommen, wir wiſſen, daß überall wo ſich der freie Sinn noch verbergen muß, wo er nicht frei hinaus ſich geſtalten darf, auch die Freiheit ſelbſt nur erſt noch eine erträumte und darum abſtracte, ſomit unwahre, ſowie, daß die Liebe, die ſich ſcheut ganz in ihr Thun einzugehen, erſt noch eine halbe und furchtſame und darum ebenfalls noch eine abſtracte Liebe iſt, und weil wir dies wiſſen und als wahr und recht eingeſehen haben, ſo empfinden wir auch jede Schranke, die ſolcher Unterſcheidung Vorſchub leiſtet, als eine in ſich verſchollne, unwahre oder rechtswidrige.

Freilich haben auch die Maurer, um der inneren Unwahrheit ſolcher Unterſcheidung willen, von ſelbſt den ſtillen Drang und Trieb gehabt, jene ahnungsvolle Grundlage zu einer Welt der Wirklichkeit herauszubauen — man nannte darum die Maurerei eine Kunſt — aber einerſeits verblieb es beim Drange, andererſeits faßte man die Verwirklichung nur als etwas Vereinzeltes auf, weil man, mit der geſammten Zeit, der, wie bemerkt, irrigen Anſicht war, als könne ſich das rein Menſchliche, als ſolches, nie ganz verwirklichen, als ſei ſolches nur eine Sehnſucht im Gemüthe, nur wahr im Geheimen, in der Vereinzelung, nur wahr im

dunklen, durch Kerzenschein erhellten Zimmer, nicht aber auch wahr unter Gottes freiem Himmel, im Angesicht der Sonne, nicht auch wahr in der Nation, der wir angehören, und nicht auch insonderheit wahr in der Entwicklung unseres Staatslebens. Aber wenn irgend, so soll es hier wahr sein und zur Wahrheit werden und darum Ihr Maurer alle, entzieht Euch nicht dieser Anforderung, die der Genius der Zeit an Euch macht, löset den Bund und baut im Vereine mit der gesammten Nation, an jenem lichten sichtbaren Tempelbau, und je tiefer und fester wir dann alle die Humanität zum Unterbaue offenkundig vermauern, glaubt, um so gewisser wird sich Euer Geheimniß erfüllen, weil offenbaren, nämlich sich zeigen, daß das Geheimniß der Menschenliebe, in Wahrheit der lichteste Punkt im Herzen ist, und als solcher gefeiert werden will, vergessallt, daß, wenn die Maurer sagen: »das Geheimniß ihres Geheimnisses bestehe darin, kein Geheimniß zu sein,« endlich nunmehr die Aufgabe die ist, den Sinn dieses Spruches aus seiner symbolischen Verkleidung hervorzuholen, ihn rathschlos-klar zu begreifen und offen-muthig zu vertheidigen.

Das aber lernt sich nicht aus der Geschichte, worauf mein H. G. verweisen will, sondern aus der Weisheit, die mit uns ist alle Tage, man nenne es Kunst, Philosophie, Wissenschaft, gleichviel, nur daß dieselbe vom Geiste, der ja auch die Liebe ist, ursprünglich gezeugt sei und frei und offen wie der Adler, der Sonne ins Angesicht schaue. Mögen daher auch Göthe und Lessing und andere Heroen unserer Nation, von Prinzen und Grafen zu geschweigen, dem Maurerbunde angehört haben, desto ehrenhafter für den Orden, aber um so betrübender für die Erfüllung der damaliger Zeit, und nimmer ist diese historische Autorität auch eine Bannformel zugleich für das jetzige Bewußtsein, wenn es von seinen bisherigen sein sollenden Geheimnissen in Religion und Staat, sich zu befreien die Einsicht und den Muth hat.

Sehen wir daher mit eignen Augen noch etwas näher

Mein H. G. deutet zur Rechtfertigung des Geheimniſſes auf die natürliche Liebe der Geſchlechter, auf Ehe und Familienverbindung hin, und allerdings kann man zugeben, daß in ſolchen Verbindungen mancherlei vorfalle, was gerechten Anſpruch auf Geheimhaltung machen kann. An ſich und im Allgemeinen iſt es freilich kein Geheimniß, ein jeder weiß, was die Liebe der Geſchlechter, die Ehe und das Verhältniß der Eltern und Kinder iſt und bezweckt — es iſt ein öffentliches Geheimniß — aber dennoch machen dieſe beſtimmten Liebenden, Cajus und Seja u. ſ. w., aus der Vollführung dieſes öffentlichen Geheimniſſes, ein privatives Geheimhalten, und ſie haben, um es zu wiederholen, ein Recht dazu und die allgemeine Sitte heiligt dieſes Recht.

Aber was iſt denn das Geheimzuhaltende bei ſolcher Verbindung? Es iſt das rein Natürliche, deſſen der einzelne Menſch ſich ſchämt, weil er in ſeinem innerſten Grunde mehr noch iſt, als ein bloß natürlicher, weil er zugleich ein geiſtiges Weſen iſt, das geheimniſſes über die Natürlichkeit hinausragt. Daher iſt nur die Liebe, inſofern und ſoweit ſie im rein Natürlichen, dem nackten, einzelnen Menſchen wurzelt, etwas Verſchämtes, nicht aber inſofern und ſoweit ſie ſich zu ihrer geiſtigen Wahrheit erhebt, und ſo übt ſchon die Ehe dieſe verſittlichende Macht aus, denn die Liebenden hinter der Thüre ſuchen ſich noch zu verbergen und ihre Liebe zu verheimlichen, als Verliebte aber treten ſie frank und frei zum kirchlichen Altare und bekennen ihre Liebe öffentlich. Gleichwohl behält die Ehe fort und fort, wenigſtens ſo lange die geſchlechtliche Beziehung noch ihre Herrſchaft übt, jene gedoppelte Seite, aber was ſich in der Ehe verſteckt, iſt doch nie und nimmer des Menſchen letzter und höchſter Beruf.

Ebenſo enthält auch das Verhältniß der Eltern und Kinder und weiter der Verwandten unter ſich, noch eine natürliche Seite, die Beziehung des gemeinſchaftlichen Blutes und des gemeinſchaftlichen Weſens, wenn man will, um alle angewohnten kleinen Fehler und Mängel, aber in welcher freieren, weil geiſtigeren, Geſtalt tritt uns hier ſchon

die Liebe entgegen und wie wenig iſt hier noch des Geheimniſſes in einer ſittlichen Familie übrig.

Alſo hebt ſich, je weiter die natürliche Grundlage zurücktritt, deſto geiſtiger und allgemeiner, zur tageshellen Oeffentlichkeit das Band heraus, das die Menſchen im Innerſten zuſammenhält und kaum noch vermögen wir die Freundſchaft zwiſchen nicht verwandten Perſonen gleichen Geſchlechtes, anders denn als eine rein geiſtige zu bezeichnen. Aber, ſofern allerdings auch hiebei zugleich noch die Gleichheit oder Ungleichheit der natürlichen Anlage, des Talentes, der Neigungen u. ſ. w. mit hineinſpielt und nach dieſer Seite hin, immer noch der Natur einige Herrſchaft zugeſtanden werden muß, ſo ſehr verſchwindet doch auch dieſer letzte Reſt, wenn in ungezählter Anzahl, im verſchiedenſten Alter und aus allen Ständen heraus, ein Bund von Männern zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke zuſammen tritt. Hier kann daher, das iſt ohne Hiſtorie einzuſehen, ſchlechterdings, nämlich vernünftiger Weiſe, von einer natürlichen und um ſolcher Natürlichkeit willen, geheimen Liebe nicht mehr die Rede ſein, ſondern es muß ſich hiebei nothwendig um ein Geiſtiges d. h. in ſich Oeffentliches handeln, denn wo nicht, ſo wäre der Zweck ein total verwerflicher.

Der Maurerbund hat nun ſeinen Zweck allgemein mit dem Worte »Bruderliebe« bezeichnet. Dieſe Bruderliebe ſoll nun aber keineswegs gleichbedeutend ſein mit der chriſtlich-religiöſen Liebe, der Einkehr des Gemüthes in Gott und umgekehrt Gottes in das Gemüth, ſondern weſentlich ſich als eine allgemein menſchliche d. i. ſich verweltlichende, bezwecken, daher es hier gelegentlich zugleich klarer hervortreten wird, was ich in meinem Aufſatze, mit dem Ausdruck »politiſcher Cultus« habe andeuten wollen. Denn im Uebrigen iſt grade hier der Punkt, wo es ſchwer iſt, den Zweck des Vereins als einen in ſich beſtimmten zu erfaſſen, das liegt aber nicht darin, weil derſelbe etwa ein äußerlich geheimgehaltener iſt, ſondern in der, wenn man will, innerlich geheimen, beſſer geſagt aber, für geheim gehaltenen Natur des Gegenſtandes ſelbſt. Dies iſt aber

wie schon angeführt, eine Täuschung, welche bei tieferer Einsicht und genauerer Prüfung auch für die Maurer selbst dahin schwinden muß, wenn sie anders ihren Zweck wahrhaft auch *wollen*.

Das geistige Allgemeine, das die Menschen als Menschen verbindet, können wir allerdings, sofern dieses Allgemeine den Einzelnen als innere Empfindung und Gesinnung durchdringt und durchdringen soll, als *Liebe* bezeichnen, als Bruder- oder Menschenliebe, denn die Liebe ist wesentlich die *einheitlich* verbindende Macht aller Subjectivität und nichts am Ende herrlicher und schöner als eben diese Liebe, die den Menschen als solchen, sei er im Uebrigen auch noch so verschieden gestaltet und durch dogmatisch-religiöse Glaubensverschiedenheit, durch seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, oder wie sonst abgesondert, im Herzen und vor Augen hat, ja letztlich ist *nur* von diesem *Urstande* des Menschen aus, dessen höchster Beruf und die wahre Freiheit in Allem, zu erringen möglich. Grade deshalb hat denn auch die Maurerei weder einer, zu einer äußeren Macht erstarrten Kirche gegenüber Duldung finden — der Papst hat bekanntlich die Maurerei mit seinem Banne belegt — noch überhaupt auch in solchen Ländern Wurzel schlagen können, woselbst die socialen Zustände, ihrem innersten Kerne nach, noch auf einer knechtisch unfreien Grundlage beruhen. Mein H. G. wird zugestehen, daß ich damit nicht nur mit ihm einverstanden bin, sondern in dem Obigen auch die nähere, die Maurerei sicherlich nur ehrende, Begründung seiner eignen Anführungen gegeben habe, daher ich auch nicht diese Anführungen als Einwürfe gegen mich gelten lassen kann.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Ne bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 20. Donnerſtag, 19. Mai. 1842.

Weitere Ausführung der Frage: hat die Freimaurerei noch eine zeitgemäße Bedeutung?

(Vorgeleſen im literariſch-geſelligen Vereine zu Oldenburg, den 19. April 1842 von C. D. v. Buttel.)

(Beſchluß.)

Jenes Princip der Maurerei iſt, wenn man es recht verſtehen will, im Weſentlichen **proteſtantiſch**, trotzdem daß auch in katholiſchen Ländern der Orden ſeine Ausbildung gefunden hat, inſofern nämlich in ſolchen Ländern, das freiheitliche proteſtantiſche Princip, wenn auch nicht was die Kirche betrifft, doch überhaupt in Abſicht der Entwicklung des Volkslebens, in freiſinnigen Inſtitutionen vorhanden und ſogar zu einer viel größeren äußeren Geltung durchgedrungen iſt, wie dies von manchen, rein proteſtantiſchen Ländern gerühmt werden kann.

Jenes Humaniſtiſche haben nun die Maurer gehegt und gepflegt und zwar einerſeits mehr innerlich, durch das Zuſammentreten nämlich zu gemeinſchaftlichen, von **einem** Geiſte erfüllten Verſammlungen, durch Symbolik und Geſang.

Aber derſelbe Geiſt, der die Bruſt von Männern bewegt und zur freien Einheit verbindet, ſoll, will und muß ſich auch weiter bewähren und in Thaten hervorgehen. Jede Erbauung des Innern iſt reinigend und heiligend, aber man ſoll bei dieſer Erhebung ins Allgemeine nicht thatlos ver-

harren. Das Allgemeine das uns begeistert, soll und will sich auch wesentlich als das zeigen, was es ist, nämlich als Macht der Selbstverwirklichung — sonst ist und bleibt die Erbauung nur das eitle, matte Spiel eines phantasievollen Herzens, nur das kraftlose Aufschäumen einer selbstgenüglichen Gesinnung. So sehr daher die vielen Maurergesänge, auch dem begeisterten Augenblicke einer hervorquellenden humanistischen Gesinnung *ehedem* genügt haben mögen, an und für sich und auf die Dauer sind sie matt und für unser jetziges Bewußtsein ohne wahre Erfüllung, denn am Ende geben sie doch nur eine *Reflexionspoesie* zum Besten, weshalb es denn auch gekommen ist, daß allen Talenten der Verfasser zum Trotz, dieser Theil der poetischen Literatur, stets nur eine untergeordnete Erscheinung hat bilden können. Das aber lag am Gegenstande, der selber ein abstracter war, und so könnte man hier gewissermaßen die Worte eines älteren Deutschen Dichters zur Anwendung bringen:

Wir bleiben kalt bei kalten Schlüssen,
Sie säuseln schwach um unser Ohr,
Wir lernen wie wir leben müssen,
Und leben wie zuvor.

Aber haben denn andererseits die Maurer nicht auch nach außenhin ihre Gesinnungen verwirklicht? Ja allerdings — indeß weil sie, wie bemerkt, die allgemeine Ansicht der Zeit theilten, als sei das Wesen der Bruderliebe, der Humanität, an und für sich ein Geheimes, als könne dieses Wesen *selbst* nicht in die Erscheinung eintreten, als müsse der Grund jenseits seiner Verwirklichung bleiben d. h. weil sie die Humanität selbst als eine abstracte, nur als phantasievolle *Sehnsucht* des subjectiven Menschen, nicht auch als objective, die ganze Welt aus sich gebärende und in ihre Schöpfung eingehende Macht faßten, nicht als eine Macht, an der die einzelnen Menschen, wenn sie auch die Träger derselben sind, doch nur als Accidenzen verschwinden, so konnte auch nothwendig die Verwirklichung derselben, ebenfalls nur eine abstracte, daher

immer nur eine vereinzelte, von Subject zu Subject ſich beſchränkende und damit der Zufälligkeit und der Aeußerlichkeit preisgegebene ſein und bleiben.

Die Maurer verwirklichten das Ideal ihrer inneren Welt einmal, indem ſie innerhalb ihrer geheimen Verſammlungen, ſich unter einander, trotz Rang und Stand und Glaubensunterſchied, als Brüder begrüßten oder doch wenigſtens als ſolche begrüßen wollten, denn allzugenau muß man es hiebei nicht nehmen, weil ſich, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, alle die vielen das ganze Leben durchziehenden Unterſchiede nicht völlig auslöſchen können und auch nicht ſollen, da dieſe vielmehr auch ihrerſeits ihre und zwar keineswegs unheilige Berechtigung haben und darnach gelten müſſen. Darum geſchiehts denn auch, daß alsbald das beſtehende Leben wieder auftritt und jene ausgleichende Geſinnung wieder in die Welt idealer Innerlichkeit zurück verweiſt, die wohl ſein ſollte, aber nicht iſt und wie man meint, nicht ſein kann Allerdings, ſcheidet man ſie als eine innere Welt ab und hält dann an dieſer Abſtraction feſt, ſo iſt ihre Verwirklichung ſchlechterdings eine in ſich unmögliche, aber nur weil man ſcheidet, nicht weil abſolut eine Scheidung exiſtirt. Allerdings exiſtirt auch ſo gar eine ſolche Scheidung und hat lange Jahrhunderte hiedurch exiſtirt, aber nicht für immer, ſondern nur zeitlich, vorübergehend, wogegen es jetzt erkannt iſt und gewußt wird, daß ſolche Scheidung eine in ſich unwahre und darum zu tilgende ſei. Das Geſetz der Humanität ſoll ſich ſchlechthin erfüllen, nicht bloß mehr im Stillen, unter einzelnen Brüdern, ſondern offen und laut durch die ganze Welt, nicht mehr bloß kraft mündlicher Zuſage und in problematiſcher Weiſe, ſondern kraft der apodiktiſchen Forderung eines vernünftigen und durchſichtig gewordenen Nationalwillens.

Damit iſt freilich nicht das Phantom einer nivellirenden Gleichheit aller Stände, oder wie man auch wohl ſagt, der natürlichen Gleichheit der Stände zum Ziele geſteckt — das haben aber auch die Maurer nicht verfolgen wollen, wenn ſie freilich auch jene Unterſchiede, nur halb durchdringend,

als etwas Unheiliges bezeichnen mochten — wohl aber dies, daß von nun an, in Gesetz und Recht und durch alle Institutionen des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft hindurch, lediglich das rein Menschliche, das jedoch die natürlichen und nothwendigen Unterschiede unter den Menschen dadurch grade anerkennt und zu einem versöhnlichen Bestande bringt, daß es solche in der obigen Weise geistig verrichtigt oder aufhebt, somit das also in sich erfüllte Wahre und Vernünftige, für die letzte, souveraine Autorität anzuerkennen sei.*) Und treten wie alle erst mit dieser Ansicht und Gesinnung ins Leben ein, so sind wir alle Maurer am Tempelbau des Menschlichen, aber mit gelöstem Bunde, frei und öffentlich wissend und wollend und mit keinem Schein eines Geheimnisses mehr behaftet. Damit wird denn auch ganz von selbst das Geheimniß in Rechts-, Finanz- und sonstigen allgemeinen Staatssachen, worauf mein H. G. hindeutet, sich aufzuthun, wogegen aber umgekehrt nicht zu erwarten ist, das ohne Weiteres bei den Regierungen, die ja nicht wie selbstleuchtende Sonnen in der Luft hängen, das Geheimniß machtlos werden könne, so lange

*) Unter dem Ausdrucke »natürlich« verbirgt sich unbewußt manches Mißverständniß. Man spricht von natürlichen Unterschieden und gebraucht dann das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung, demnächst spricht man von einer natürlichen Gleichheit und nun schwebt die geistige Bedeutung vor Augen, in dem Sinne, wie man von einer natürlichen Vernunft redet. In diesem Sprachgebrauche bezeichnet ein tiefer Instinct, daß Natur und Geist zusammen gehören, aber es fehlt darin noch die philosophische Erkenntniß. Auch der Ausdruck »menschlich« faßt beide Seiten unmittelbar in Eins. Aus seinen natürlichen Unterschieden heraus und um derselben willen, erarbeitet der Mensch nach vielhundertjährigen Verzerrungen, Drangsalen und Kämpfen, in sich den geistigen Punkt der Einheit, und dann wieder, nach langen eben so gerechten, als phantastischen und fanatischen Zerstörungen, begründet er selbst von neuem das Zerstörte, aber nun vom freien Geiste aus — der natürliche Mensch ist zum reinen geworden.

noch innerhalb der Nation daſſelbe, bei angeſehenen und würdigen Männern, öffentlich ſeinen Cultus findet.

Ferner haben ſodann auch die Maurer ihre humanen Geſinnungen, durch geheimes Wohlthun an Nothleidende und Dürftige zu bethätigen geſucht, aber ſchon längſt haben bereits ſtaatliche Einrichtungen, wie es ſich gehört und gebührt, dieſe Pflicht zu einer öffentlichen gemacht und damit zugleich den Unterſtützungen, die ſonſt nicht zu vermeidende beſchränkte, zufällige und gnadenhafte Seite abgeſtreift. Bleibt trotzdem immer noch etwas zu thun übrig, und das iſt allerdings der Fall, ſo mögen ſich immerhin auch Vereine für dieſen beſtimmten Zweck bilden, aber es bedarf dazu nicht des Pompes eines Geheimniſſes.

Eine weitere Bethätigung der Maurer, um nur noch dieſe zu erwähnen, war ſodann — und dieſes Moment iſt häufig für die einzelnen ein Motiv zum Beitritte geweſen — daß ſie namentlich auf Reiſen und in der Fremde, aber auch in der Heimath, ſich gegenſeitig mit Rath und That und Förderung aller Art an die Hand gingen. Das mag nun allerdings für den Einzelnen recht erſprießlich und nützlich geweſen ſein, aber ein in ſich allgemeiner Zweck iſt das ſchon nicht mehr, vielmehr gerathen wir damit vollends auf das Gebiet bloß individueller Zwecke und Abſichten, die in jedem einzelnen Falle gut, aber auch das Gegentheil ſein können. Wenn der Maurer dem andern, bloß darum vorzugsweiſe beförderlich iſt, weil dieſer demſelben Bunde gehört, ſo tritt damit ſchon der Eigennutz und die Selbſtſucht mit ins Spiel und dem Zufall bleibt überlaſſen, ob in Wahrheit Gutes oder Schlechtes gewirkt werde, ja es muß ſchlechterdings zugegeben werden, daß um ſolcher Zufälligkeit willen, hundertfältig Unlebenswerthes wirklich durch die Maurerei gezeitigt und gefördert worden iſt.

Beſſer daher, alles geheime Protegiren unterbleibt ganz, werde wenigſtens nicht principmäßig begünſtigt und man mache es umgekehrt zur Ehrenſache für den Einzelnen, ſeinen Weg durch das Leben und die Welt auf offenkundige,

würdige Empfehlungen zu ſtützen und ſorge auch von Staatswegen für Einrichtungen, die nicht minder öffentlich ſowohl auswärtig, wie im Lande, dem Unterthanen Schutz und Anerkennung gewähren.

An den beiden zuletzt betrachteten Zweckverwirklichungen, zeigt ſich ſomit auch im Einzelnen deutlich, wie die ſchöne Tendenz der Maurerei, dennoch um ihrer abſtracten Allgemeinheit willen, nicht wahrhaft allgemein, ſondern nur vereinzelt, zufällig und willkührlich im Leben ſich ausprägen kann, ja wie bei wirklicher Inhaltserfüllung, unmittelbar die Gefahr des Misbrauches zur Hand liegt. Und ſo iſt denn auch nicht ſelten dieſe oder jene Loge, in ſtürmiſchen und bedrängten Zeiten, nach mehrfachen Richtungen hin, gleichſam als Kirche in der Kirche, oder als Staat im Staate, zwieſpältig aufgetreten oder, kann man ſagen, gemisbraucht worden — eine Möglichkeit, deren der Orden ſich, trotz ſeiner verbietenden Conſtitutionen, auch für die Zukunft nicht würde erwehren können, wenn anders ſeine Geſinnung eine kraftvolle, die gegenüberſtehende Wirklichkeit aber eine geiſtverlaſſene wäre.

Allein dieſe Möglichkeit, damit aber freilich auch die abſtracte Bedeutung der Maurerei ſelbſt, iſt Gottlob! gegenwärtig, um einer anderen Urſache willen, ins Gegentheil verwirklicht, nämlich darum, weil die Gegenwart ſich, wie zum Oefteren erwähnt, die Löſung alles Geheimniſſes zur offenbaren Aufgabe gemacht hat und es daher auch für jeden Einzelnen zur Pflicht geworden iſt, hiefür frei und offen, mit Geſinnung und That aufzutreten und einzuſtehen, damit dem Kampfe der Wahrheit der Sieg nicht fehle — mit andern Worten, die volle und tiefe Bedeutung des Staatslebens (dieſe vollkommenſte Explication des Menſchlichen), iſt überall im Bewußtſein aufgegangen und fordert auch für den geringſten Unterthanen die Anerkennung und Gewährleiſtung ſeiner menſchlichen und ſocialen Rechte, und es wäre wahrlich ſchlimm um uns Deutſche beſtellt, wenn vor der reactionairen Abſtraction einer dahin-

geſchwundenen Zeit, der lebendige Geiſt der Gegenwart ſollte zurücktreten und ſich auch jetzt noch wieder mit der Sehnſucht einer nur im Stillen und Geheimen zu erſtrebenden Humanität ſollte begnügen wollen.

Mein H. G. macht aber auch noch darauf aufmerkſam, daß beſonders in Großbritannien, dem Lande der Oeffentlichkeit, die Maſonry vorzugsweiſe ihre Ausbildung gefunden und dort nicht nur für eine gute Sache, ſondern ſogar für eine vortreffliche, gehalten worden ſei. Dieſe Anführung kann nun nach dem Obigen, nicht inſofern als Inſtanz gegen mich gelten ſollen, als hielte ich die Sache der Maurerei in ſich für eine nichtige oder verwerfliche, denn im Gegentheil habe ich ja derſelben, abgeſehen von der Geheimthuerei, vollkommne Anerkennung gezollt, wohl aber fordert allerdings jene Thatſache zu der Frage auf, wie überhaupt das freie und öffentliche England auch nur an dem Scheine eines Geheimniſſes habe Gefallen finden können? Dieſe Frage iſt aber gewiß ſchwerer zu beantworten als aufzuwerfen, und ich müßte mehr Engländer ſein, als ich bin und tiefer und genauer mit der Praxis der dortigen Maſonry bekannt ſein, als es der Fall iſt, um in dieſer Beziehung eine durchaus ſchon befriedigende Löſung geben zu können.

Das aber ſpringt ſofort in die Augen, daß es ein gar großer Unterſchied iſt, ob der thatenfülle und im Sinne der Oeffentlichkeit täglich handelnde Engländer, einen ſolchen Verein conſtituirt, oder ob dies von uns mehr oder weniger thatlefen und das Geheimniß, als ſolches, ſo leicht feſthaltenden Deutſchen geſchieht, denn was dort etwa eine geſinnungsvolle Erholung von der Unruhe des Vollbringens iſt, gilt bei uns gar gerne ſchon für das Vollbringen ſelbſt. Ferner iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß nebenher doch auch in England, namentlich nach Seiten der Religion und deren äußeren Dogmatiſirung, eine geiſtige Erſtarrung vorgelegen hat, die wiederum wenigſtens wir Proteſtanten in Deutſchland, in ähnlicher Weiſe nicht kennen, ſo daß alſo auch in England eine Seite der Unfreiheit im Leben ſehr wohl zu finden iſt (abgeſehen ſelbſt von manchen politi-

ſchen, nur hiſtoriſch begründeten Schranken), wogegen die Free-Maſonry, inſofern dieſelbe nur zu einer Religion verpflichtet, zu der ſich alle Menſchen bekennen können oder worin alle Menſchen übereinſtimmen, ein Refugium darzubieten fortwährend im Stande war. Eben die Freigebung des Rein-Menſchlichen auch innerhalb der Religion, iſt aber jetzt nicht minder die Forderung des heutigen Geiſtes und nur wofern der Geiſt in dieſe ſeine letzte Tiefe ſiegend hinabſteigt, wird der ganze Menſch wahrhaft zur Freiheit berufen und eben von dieſem Punkte aus, hat darum auch letztlich der Geiſt ſeine politiſche Welt zu erſchaffen und zu geſtalten.

Und weil nun endlich die Zeit erſchienen, wo dies mit ſiegender Wahrheit erkannt und gewußt wird, ſo hat die Maurerei ihre Bedeutung verloren, denn männiglich an jeden ergeht gegenwärtig die Anforderung, ſich irgendwie beſtimmt zu betheiligen und ſich kund zu geben, damit die drängende Geburt nicht an der Ermattung der Lebensgeiſter erlahme, und jeder Schein ſelbſt eines Geheimniſſes als nichtig geſetzt, vielmehr offenbar werde, daß der Geiſt der Humanität, nach allen Richtungen hin, grade um ſeines Weſens willen, das hellleuchtende Geſtirn der Zeit ſei.

Nach dieſer näheren Erläuterung, wird nun aber mein H. G. hoffentlich nicht mehr ſagen, daß irgendwie mein Aufſatz für ehrenwerthe Männer, die Maurer ſind, verletzend ſein könne, wollte aber dennoch Jemand das für ſich finden, ſo meine ich, ſei ſolche empfindliche Seite das Sterbliche und Vergängliche der Maurerei, das wenigſtens mein H. G. gewiß nicht von Herzensgrund aus, in ſeinen Schutz nehmen kann und will.

Oldenburg.
Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Maher.
Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum

Fünfter Jahrgang.

№ 21. Donnerſtag, 26. Mai. 1842.

Der deutſche Schauſpieler.

eine Skizze von Theodor v. Kobbe.

Die meiſten norddeutſchen Schauſpieler, in ſo fern ſie es nicht von Geblüt ſind, werden uns von den Berliner Liebhabertheatern und namentlich von der Urania geliefert, durch deren Darſtellungen lebendige aufgeweckte junge Commis und Profeſſioniſten den hohen begeiſterten Entſchluß faſſen, ihr Leben der Kunſt zu weihen. Beſtehen Sie nicht die Probe vor dem Areopag der Urania, und gelingt es ihnen nicht, ſich dort den erſten Applaus zu verdienen, ſo verlaſſen ſie nicht ſelten ohne Erlaubniß der Eltern das väterliche Haus, und geſellen ſich zu einer wandernden Truppe, wo der Direktor in der Regel ſolche junge Herren, die nicht allein keine Gage begehren, ſondern auch wohl im Stande ſind, einen kleinen Vorſchuß aus den mitgenommenen Mutterpfennigen zu leiſten, welcher bei der bevorſtehenden Ueberſiedelung in einen andern kleinen Ort, »wegen der andringenden ungebildeten Gläubigers« grade ſehr willkommen iſt, — gegen alle hergebrachte Sitte, ſogleich nach Wunſch beſchäftigt. Der Direktor pflegt dann den frühern Inhaber der Rolle mit einer Abſchlagszahlung auf rückſtändige Gage zu calmiren, übrigens im Publiko auszuſprengen, der junge Herr Schmidt, welcher morgen auftrete, ſei nichts mehr und nichts weniger als der enterbte Neffe

eines reichen Grafen, welcher einen Franzoſen im Duell getödtet, weil dieſer ſich über die Anhänglichkeit der Deutſchen an ihre Fürſten moquirt habe. —

Die Schauſpielerinnen gehören nicht ſo ſehr dem Spreegeſchlechte an. Sie waren gewöhnlich Bürgertöchter in kleinen Städten, welche entweder die Liebe zu dem erſten Helden, und der macht in kleinen Orten oft viel mehr Eroberungen der Art, als mancher geſchichtliche Heros in ſeinem Genre auf ſeinem großen Terrain, oder wirkliches Erglühen für die Kunſt, die bei den weiblichen Novizen in der Regel größer iſt als bei den männlichen, auf die Bretter geführt hat. Oft ſind es auch verunglückte Sängerinnen, welchen durch enthuſiaſtiſche Nichtmuſikkenner das Loos einer Sontag prophezeit iſt, und die jetzt, nachdem die letzten ſauer erſparten Pfennige des Vaters an einen gewiſſenloſen Geſanglehrer weggeworfen ſind, vor Scham und aus Macht der Gewohnheit dem Theſpiskarren nachziehn. »Ich hatte eine wunderſchöne Stimme,« pflegt eine ſolche Dame zu ſagen; »fragen Sie nur den Aſſeſſor F. und den Hauptmann W.; ich habe ſie aber leider! auf einer Landpartie durch ſtarke Zugluft verloren. — Indeſſen hat mir mein Geſanglehrer und auch ein Arzt, den ich an der Table d' Hote in Merſeburg kennen gelernt, und der beſonders geſchickt im Kuriren von Halsſchwindſucht ſein ſoll, heilig verſichert, daß ich in fünf bis ſechs Jahren meine Stimme wieder bekommen werde; doch darf ich ſie bis dahin nicht üben. — Um mich nicht ganz der Bühne zu entfremden, habe ich mich entſchloſſen, inzwiſchen mich dem recitirenden Schauſpiel zu widmen. Eigentlich ſpiele ich nur Anſtandsdamen, und bin dafür mündlich engagirt, allein der elende Direktor, ſteht zu ſehr unter dem Pantoffel ſeiner Megäre, die alles ihrer ſpindeldürren Tochter aus erſter Ehe zuſchanzt, und ſo kommt es denn, daß ich höchſtens Kammerjungfern von einem halben Bogen bekomme. Indeſſen, was thut das? fünf Jahre ſind ja bald herum.« — Tra la la, doch ſtille, ich hätte beinahe wieder angefangen zu ſingen. — —

Es iſt nicht zu leugnen, daß die meiſten Schauſpieler

von Natur zu den Racemenſchen gehören. Phantaſie, Gedächtniß, Energie und Begeiſterung begleiten ſie bei ihrem erſten Auftreten und verlaſſen die Beſſern ſelten vor dem Lebensende. Schade iſt es, daß den meiſten eine ſehr dürftige Schulbildung zu Theil geworden iſt; was müßten ſie ſonſt mit ihrem Gedächtniß machen können! Jean Paul ſagt irgendwo mit Recht von dieſer Geiſteskraft: Es giebt Hunderte, welche ſich über Gedächtniß beſchweren; kein Menſch iſt aber ſo ehrlich, zu geſtehen, daß er ein dummer Teufel ſei. Nun kann man das Gegentheil aus den gedächtnißreichen Schauſpielern nicht argumentiren. Denn viele derjenigen, welche grade darin am ſtärkſten ſind, verſchmähen alles Privatſtudium, und kennen keine andere Lektüre als die der Zeitung und wenn es hoch kommt der Recenſionen in der Theaterchronik. — Mir iſt es oft unbegreiflich, daß ein ſolcher Petrus a memoria nicht einmal die oft nicht unbedeutenden Theaterſerien daran ſetzt, das Converſations-Lexicon wenigſtens ſo weit auswendig zu lernen, um es auf den Souffleur ſpielen zu können. Aber der geiſtreiche Lebrün hatte Recht, als er ſich einmal bitter gegen mich über die Leſeſcheu ſeiner Kunſtverwandten mit den Worten beklagte: »Wenn die meiſten Schauſpieler nur leſen wollten, dann wäre der Kunſt geholfen.«

Man kann nicht einwenden, der Schauſpieler müſſe ſchon ſo genug leſen, und ſei es begreiflich, wenn er es nicht noch außerdem thue. Das gilt ja von allen Menſchen, die ihr Brodſtudium haben und nebenbei noch eine geiſtige Beſchäftigung treiben. — Ich kann, wie geſagt, den Grund nur in dem Mangel an Gewohnheit und an Anleitung zum Studiren finden. Aber immer bleibt es mir unbegreiflich, daß die Schauſpieler, — es giebt manche, welche eine Ausnahme natürlich von meiner Regel machen — nicht durch ihre Privatſtudien, ſo zu ſagen, kein größeres wiſſenſchaftliches Kapital zuſammen ſchlagen.

Der Schauſpieler iſt ein Kind des Publikums und gilt wie eine Banknote für das, wofür er von dieſem notirt wird. Daher iſt er in der Regel und namentlich in der Jugend wie

Wachs, er nimmt jede Form an, und gleicht einer jungen Frau, welche das wird, wozu sie ein gescheuter edler Mann macht. — Nun giebt es aber Männer, welchen diese Eigenschaften fehlen, weßhalb, nebenbei gesagt, alle böse Frauen die Schuld auf diese schieben können, wie Herzog Karl von Braunschweig auf den König von England und Compagnie, daß er so schlecht erzogen sei; — aber auch die Publikums (ein widerwärtiger Pluralis) sind oft sehr geschmacklose Educationsräthe, und es wäre den Künstlern mehr Selbstständigkeit zu wünschen. Verführungen und Zweideutigkeiten machen in unserer Zeit die Hauptthemata der hirnlosesten Darstellungen aus; der dadurch verkommende Schauspieler wird zum Typus des herrschenden Geschmacks und publicus hat das Vergnügen, sich in dessen miserabeln Erscheinung zu spiegeln. Der Umstand aber, daß, weil die Kunst im Argen liegt, sich viele der bessern Köpfe und Herzen ganz von der Bühne wenden, ist ein unersetzlicher Verlust für die edleren Künstler und Künstlerinnen, welche nun auch den sittlichen Halt, Wenigen, aber den Edleren ihres Volkes zu gefallen, verlieren. So war es vor 30 bis 40 Jahren nicht, als Schiller und Göthe in Weimar und der unsterbliche Schröder in Hamburg wirkten, die Kunst wie die Menschen erhebend; das Fleisch trat, durch die Idee vergeistigt, hervor, während man jetzt die Idee in so viel abscheuliches Körpervolumen wickelt, daß der Mensch, das Ebenbild Gottes, kaum mehr herausguckt. Hätte man Immermann bei seinen Lebzeiten gekannt, und ihm die Brosamen von dem Tische gegeben, womit man den kläglichen Raupach mästete, er hätte sich wahrscheinlich dazu verstanden, eine Vorschule für Bühnenkünstler zu gründen, welche sich selbst von einem geschmacklosen Publikum nicht hätte irre machen lassen. Einige seiner Schüler dienen als Beleg für diese Wahrheit.

Der Schauspieler wird mit Ausnahme von Hamburg, dem angenehmsten und Künstler am Meisten anerkennendsten Ort in ganz Norddeutschland, sehr selten in die höhern Gesellschaften gezogen. Die Weiber, welche so oft die Feinde

der Geſelligkeit ſind, weil ſie es nicht über ihre Nichtherzen bringen können, mit einer nicht ſo hoch Graduirten, wie ſie ſelbſt ſind, im Sopha zu ſitzen, tragen auch hier lediglich die Schuld; indeſſen muß man bedenken, daß für manche der Schein der Ehrbarkeit ihr letztes Kapital iſt, welches durch den Umgang mit Künſtlerinnen gefährdet ſcheint. — Männer kennen ſolche Vorurtheile in der Regel nicht; indeſſen vermiſſen dieſe bei dem Umgang mit Schauſpielern leicht das Lebrunſche Poſtulat.

Es iſt intereſſant, die Schauſpieler unter ſich zu ſehen. Gutmüthig von Natur, von lebhafter Empfindung, bringen ſie ſchon eine ſolche Portion Aufgeſchloſſenheit und Menſchenliebe mit, welche Menſchenkinder wie den gewöhnlichen Philiſter, höchſtens nach einem Diner an des Fürſten Geburtstag, wenn ſie voll des ſüßen Weines ſind, alſo einmal im Jahre, überſchleichen. In gleichem Verhältniß ſteigert ſich dann die Lebendigkeit, der Tanz ſcheint bachantiſch, der Erdenſeeligkeit gebricht es faſt an Organen, um ſich zu manifeſtiren. Man verſtändigt ſich über alle gehabten Mißverſtändniſſe; man erzählt ſich die vielen abwechſelnden Theaterſchickſale, wobei es auffallend iſt, daß während der Erzählung der ſcheinbar Hörende nur auf *ſeinen* eignen Vortrag ſinnt, den er vorzubringen denkt, ſobald der Gegner verſtummt. —

Höchſt merkwürdig iſt es, daß die meiſten Converſationen unter Schauſpielern nur aus Phraſen bekannter Stücke beſtehen. Dieſe disjecta membra poetae müſſen zu Relationen über alle Ereigniſſe herhalten. Die Schauſpieler haben das Talent ſich ihrer zu bedienen, als ob ſie eigne Ideen wären, etwa wie mancher Prediger der Bibel, oder Gervinus in ſeiner vortrefflichen Literaturgeſchichte der Aeußerungen Schillers und Göthes in der Schilderung beider. — Bei Wortwechſeln, welche am häufigſten im Garderobezimmer vorfallen mögen, wenn man ſich, wie der Teufel um die Seele, um den Theaterſchneider reißt, — iſt der beleidigendſte Ausdruck, doch muß er gedehnt geſprochen werden: *Herr! Sie ſind ein Komödiant.* — Dagegen werden Schauſpieler des letzten Grades auf den herumziehenden

Theatern nie anders von ihren Kameraden reden, als: Unſer zweiter Liebhaber und Naturburſche iſt ein Herr Walter; Herr Roſe ſpielt Bonvivants. Nur des Souffleurs wird wohl ohne des Prädikats »Herr« gedacht. Dieſer, um mich philoſophiſch auszudrücken, gewiſſermaßen der Schauſpieler in ſeinem Andersſein, iſt, trotz der ſiameſiſchen Zwillingsqualität, gewöhnlich meilenweit vom Schauſpieler getrennt, deſſen unverdienten Zorn er nur zu häufig, wenn gleich mit mehr Zurückhaltung als der Theaterſchneider und Friſeur, zu empfinden hat, ſo daß er faſt immer ſeine eignen Wege geht und ſelten mit den Räubern ſeiner Ruhe verkehrt. Sehr oft iſt der Souffleur ein verunglückter Schauſpieler, der gerne den Nichtſchauſpielern von den frühern Zeiten und von ſeinem Glück erzählt, das er auf den Brettern gemacht, ehe ihn des Schickſals Tücke von denſelben in ſeinen Kaſten getrieben hat. So oft eine dieſer ſeiner ehemaligen Glanzrollen gegeben wird, ſouffliert er nur kopfſchüttelnd, und flucht ſo oft er kann, ein »falſch« »miſerabel,« »ganz vergriffen« in ſich hinein.

Da die meiſten Schauſpieler heimathlos ſind, ſo muß man es gelinder beurtheilen, wenn ſie, in Erwägung, daß man ſo wenig Verbindlichkeiten gegen ſie haben will, und doch ſo viel von ihnen verlangt, oft ſehr leicht über ihre Contractverbindlichkeiten denken. Eine höhere Gage, eine Anſtellung mit Penſion, iſt in ſolchen Fällen ein zu reizender Lockvogel, um dem Wortbruch widerſtehen zu können.

Vielleicht wäre, bei der Unſicherheit ihres Erwerbs, den Schauſpielern das Coelibat anzurathen. Und doch ſchließen dieſe oft die leichtſinnigſten Ehen — Auch hier zeigen ſich die nicht gemiſchten als die glücklichſten; es iſt weiſe, wenn der Schauſpieler eine Schauſpielerin heirathet. Zwar wird die Erziehung der Kinder oft vernachläſſigt; doch iſt die rührende Anhänglichkeit, womit die Schauſpielerfamilie, Eltern und Kinder, Brüder und Geſchwiſter an einander hängen, die glänzendſte Tugend dieſes Standes. War hier doch einmal ein junger Mann Namens Petri, der von einer wöchentlichen Gage von

zwei Thalern Courant in einer Zeit von drei Wochen einen holländischen Dukaten übersparte, den er seiner kranken Mutter nach Ibbenbühren schickte. —

Der Schauspieler wird selten alt, er lebt geistig und physisch schneller und oft auch besser als Andere, und pflegt sich nach seiner Phraseologie in Leidenstagen oft mit den Worten Schillers:

»Ein Augenblick im Paradies gelebt
Ist mit dem Tod zu theuer nicht erkauft«

zu trösten. Wie in allen menschlichen Dingen die Contrevolution begründet ist, so verfällt der Komiker oft in Melancholie, ja in Wahnsinn, und stirbt als Selbstmörder oder Geisteskranker. Bei den Schauspielerinnen kommen diese Erscheinungen selten vor.

Der Spruch des großen Schillers hat keine Wahrheit, obgleich er oft den Schauspielern zur Rechtfertigung der gierigsten Beifallsucht dient. Wenn gleich kein Schauspieler etwas Bleibendes zu schaffen vermag, so unsterblich bleibt doch der Ruhm *großer* Bühnenkünstler in dem Herzen seiner Hörer gesichert. Noch jetzt erglüht der Hamburger Greis, wenn er von des großen Schröders Vorstellungen redet, und erklärt diese für die großartigsten Erscheinungen seines Lebens. — Sind Eckhoff, Fleck, Ackermann, trotz dem, daß fast keiner mehr lebt der sie gesehen, nicht noch in dem ruhmvollsten Andenken, das ihnen fortwährend Lorbeerkränze windet? Und wenn morgen der Tod Amalie Haizinger küßte, würde sie nicht auf viele Jahre noch durch das Mehr oder Weniger der Grazie repräsentirt werden, womit jede Karlsruherin vom höchsten Stande bis zum geringsten ihr zu gleichen sich bemüht, und für den Kenner in der That als Amaliens Landsmännin kenntlich ist?

Der Raum des Blattes setzt meinen Beobachtungen Gränzen, die ich beim Reichthum des Stoffs sonst noch gerne etwas ausgedehnt hätte. Sollten sie von den Lesern nicht bei unsern Schauspielern hinlänglich zutreffend gefunden werden, so mag die Schuld daran liegen, daß sich die meisten Mitglieder unserer Bühne in Betreff der Kunst, wie

in ihrem ſittlichen Leben über ihres Gleichen erheben. Ausnahmen begründen indeſſen nicht die Regel.

Humoreske

von Theodor von Kobbe.

Kann man ſich es denken, daß es in unſerer Zeit ſogenannte Männer Gottes giebt, welche mit Beſtimmtheit das Feuer, welches Hamburg heimgeſucht hat, als durch die Zuchtruthe Gottes angefacht erklären. Es ſteht in der Schrift, daß, wer zu ſeinem Bruder »Racha« Du Narr! ſagt, des hölliſchen Feuers ſchuldig iſt; wer aber ſeinen Bruder des irdiſchen Feuers auf dieſe Weiſe beſchuldiget, dem darf er doch wohl »Racha« Du Narr! zurufen.

Anzeige.

Hülfsverein für die abgebrannten Hamburger. Da von den ſtädtiſchen Behörden unter dem 9. Mai eine Bekanntmachung in demſelben Sinne, wie von den Unterzeichneten in der Extrabeilage zu den humoriſtiſchen Blättern vom 8. Mai 1842 erlaſſen iſt, ſo haben ſich die letzteren mit den erſteren dahin verſtändigt, daß ſie alle ihnen zugehenden Beiträge der ſtädtiſchen Comite abliefern werden. *)

Oldenburg den 10. Mai 1842,

Theodor von Kobbe . . .	Aſſeſſor.
Schloifer II.	Geh. Hofrath
Hahne	Obergerichtsanwald.
Rumpff	Hofbereiter.
Elmendorff III.	Lieutenant.
C. Meet	Kaufmann.
Römer	Major.
v. Beaulieu	Oberſchenk.

*) Iſt bereits und wird ferner geſchehen.

D. H.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 22. Donnerstag, 2. Juni. 1842.

Hamburg und die Deutschen

von A. A. Mayer.

I.

O Hamburg, Wittwe, die in Asche trauert,
Um dich, du Schwergebeugte, schwebt mein Lied,
Um dein zertrümmert Haus, von Wind durchschauert,
Aus dem der Brand mit schwarzen Augen sieht.

Jüngst durft' ich, hohe Fürstinn, dich begrüßen,
Eh über dich dies Schicksal war verhängt;
Ein Heer von Schiffen lag zu deinen Füßen
Mit rothen Wimpeln, Brust an Brust gedrängt.

Wie warst du schön und fröhlich! Fürsten schienen
Mir deine Bürger gold- und ehrenreich.
Man las es wohl in deinen stolzen Mienen:
In deutschen Landen ist mir keine gleich.

Da fällt ein Funke; rasche Winde fachen
Ihn grausam an zu wilder Feuersglut,
Und gierig weiter schlingt der Höllenrachen,
Und schwelgt und läßt nicht ab in seiner Wuth.

Ich klag' um euch, ihr schimmernden Paläste,
Ich klag' um euch, ihr Thürme hoch und hehr,
Ich klag' um euch, ihr neubelaubten Aeste —
Der Frühling kehrt und findet euch nicht mehr.

Ich klag' um euch, die Feuerswuth vertrieben,
Ihr nackten Armen ohne Dach und Heerd.
Jetzt, Brüder, gilt es, durch die That zu lieben!
Gebt, wem ein Gott zu geben hat beſchert.

2.

Um Hamburgs öde Mauern
Tönt klagend mein Geſang;
Doch miſcht ſich in mein Trauern
Ein freudig heller Klang.

In ſchwer bedrängten Zeiten
Sieht man, was Liebe ſchafft,
Und frei wird erſt in Leiden
Der Geiſter beſte Kraft.

O trauervolle Kunde,
Was bringſt du für Gewinn!
Du haſt zu ſchönem Bunde
Vereint der Deutſchen Sinn.

Was Hermanns Bild verkündet,
Was uns der Dom verheißt,
Iſt Wahrheit; feſt verbündet
Hat uns ein neuer Geiſt.

Bald hebt ſich wieder prächtig
Am grünen Elbeſtrand.
Das deutſche Hamburg mächtig,
Erbaut von deutſcher Hand

O laßt uns immer ſtehen
Fürs Vaterland vereint!
Erblaſſen und vergehen
Muß dann der ſtärkſte Feind.

Der blühende Dornbuſch

von K. A. Mayer.

1910.

O Wandrer, der des Weges geht,
Hab freundlich meiner Acht.
Schau, wie das neue Kleid mir ſteht,
Das mir der Lenz gebracht.

Wie Schnee iſt dieſer Blüthen Zier;
Sieh auch der Blättchen Glanz.
Im Brautgewande ſteh' ich hier
Mit grünem Myrtenkranz.

Jüngſt war ich noch ein nackter Strauch,
Mit Dornen ſcharf bedeckt;
Nun hat des Frühlings Liebeshauch
Im Grünen ſie verſteckt.

Ich ſtand gebückt am Wieſengrund,
Von Niemand angelacht:
Da küßte mich ſein ſüßer Mund,
Und weckte dieſe Pracht;

Sein Mund, der tauſend Knoſpen ſchwellt
In Thälern und auf Höh'n.
O glücklich, wen die Liebe hält'
Die Liebe nur macht ſchön.

Die Italieniſche Operngeſellſchaft.

Noch einmal haben wir kürzlich die unverhoffte Gelegenheit gehabt, die große Wirkung ausgezeichneten muſikaliſchen Vortrags, von der ich kürzlich bei Gelegenheit des Contrabaſſiſten Müller in dieſen Blättern ſprach, an uns ſelbſt zu erfahren. Derſelbe Grund, welcher die Begeiſterung für einen Paganini, einen Liſzt u. a., hervorruft, die Macht der Perſönlichkeit, hat auch bei uns kürzlich eine ähnliche Wirkung hervorgebracht, als wir die italieniſchen Sänger hörten. Zwar iſt zwiſchen beiden Fällen auch eine bedeutende Verſchiedenheit vorhanden; dort wirkt ein einzelnes Genie, hier nationelle Ausbildung, dort war ein Inſtrument, hier iſt die menſchliche Stimme das Organ. Im Weſentlichen aber trifft hier wie dort daſſelbe ein, daß nämlich die eine Seite der Muſik, die Seite der Ausführung, ihre ſinnliche Erſcheinung, ſich zur Hauptſache macht, und die andre Seite, den Inhalt, die Compoſition, zum Mittel herabſetzt. Etwas Aehnliches

findet sich auch in der dramatischen Kunst, wo so manches mäßige, ja, schlechte Stück durch die Lebendigkeit der Darstellung fesselt, und nur um der Schauspieler willen geschrieben scheint, oft auch wirklich nur für diese, wohl auch nur für eine einzelne bestimmte Person geschrieben ist (z. B. viele französische Lustspiele).

Wodurch aber der Italienische Gesang diese Bedeutung hat, das ist, weil er in seiner Ausbildung diejenige Höhe erreicht hat, auf welcher die Kunst wieder zur Natur wird. Der Italiener hat seine Kehle so in seiner Gewalt, daß er die größten technischen Schwierigkeiten so zu sagen unvermerkt ausführt und wenn der Deutsche Sänger nicht selten dadurch ängstigt, daß man ihm die Anstrengung anhört, so theilt dagegen der Italiener die eigne Sicherheit dem Zuhörer mit. Zugleich geht der Italiener mit seiner feurigen Phantasie in den Inhalt der bestimmten Situation auf, welche durch die Musik getragen und an die Empfindung des Zuhörers gebracht wird, er macht diese Empfindung in weit höherm Grade zu seiner eignen, als dies dem kältern Deutschen möglich ist. Dieses Dramatische seines Gesanges ist sein Hauptvorzug, und wenn von der Gesellschaft, die wir gehört haben, ein Schluß auf den allgemeinen Zustand der Musik in Italien erlaubt ist, so ist dieser Vorzug jetzt auch als solcher anerkannt. Denn während früher, vor 30 bis 40 Jahren etwa, wie mich Kundige versichert haben, der Italienische Gesang sich häufig in Künsteleien verloren habe, hauptsächlich Bravour-Gesang gewesen sein soll, so war bei unsrer Gesellschaft diese Richtung offenbar untergeordnet, und ihr Hauptaugenmerk auf dramatischen Gesang gerichtet.

Eben dieser letztern Richtung wegen kann aber der Gesang in einem Concerte nicht in vollem Maaße gewürdigt werden, und es ist nicht genug zu bedauern, daß wir nicht eine Oper gehört haben. Hätten wir ein öffentliches Organ, welches den Leistungen des Theaters regelmäßig folgte, so würde wohl der allgemein ausgesprochne Wunsch des Publikums mehr Berücksichtigung gefunden haben. Man

sah und hörte den Sängern an, daß das Notenblatt in der Hand sie nur genirte; sie standen wie in spanische Stiefeln eingeschnürt, im Duett aus dem »Barbier« hatte Herr Montrésor nur zum Schein ein Blatt vor sich und ließ sich von Herrn Paltrinieri soufliren. Am meisten genirt schien der Buffo Herr Rocca, und der schmachtende Tenor, Herr Ciaffei, versuchte mehrmals, durch Mienen und Stellung sich und uns die dramatische Situation näher zu bringen, so in dem schönen Terzett aus Lucrezia Borgia. Auch würde uns die Action den Text einigermaßen erläutert haben, welcher jetzt dem größern Theil des Publikums ganz unverständlich bleiben mußte. Der Klang der Italienischen Sprache ist zwar so voll und weich, daß ohne sie der Gesang das nicht sein würde, was er ist; allein wir verlangen doch von der Sprache mehr als den Klang; der Text soll die im Tone nur unbestimmt auszudrückende Empfindung bestimmen, und das fehlende Verständniß wird durch den schönen Klang nicht ersetzt.

Indeß gewährten auch als Concert-Gesang die vortrefflichen Stimmen, der feurige Vortrag, das vollendete Ensemble dem versammelten Publikum einen großen Genuß. Mit Recht erwarben sich hauptsächlich die Männer Anerkennung; jeder von ihnen war in seine Eigenthümlichkeit bedeutend, selbst Herr Montrésor, dessen Blüthezeit vorüber ist, mußte doch durch seine vortreffliche Schule für die abnehmende Stimme zu entschädigen. Das aus Duett Lucia di Lammermor (№ 5 am ersten Abend) versetzte das ganze Haus in eine merkbare Aufregung, hernach wurden mehrere Pieçen auf stürmisches Verlangen wiederholt, so namentlich das bekannte Terzetto aus Lucrezia Borgia und die bekannte Cavatine aus dem Barbier, von Herrn Paltrinieri meisterhaft vorgetragen. Diese beiden Sachen mußten auf ausdrückliches Verlangen an beiden Abenden gesungen werden. Kurz, allgemein war die Befriedigung, eben so allgemein aber auch die Unzufriedenheit darüber, daß es uns nicht so gut wurde, eine Oper zu hören.

E. v. B.

Der Branntwein-Feind.

XIII. Heft. Oldenburg, April 1842. 32. S. 8. (Schulzesche Buchhandlung.)

Das dreizehnte Heft dieser vaterländischen Zeitschrift ist nach längerer Unterbrechung erschienen. Der Herausgeber, Hr. Advocat M. H. Rüder, welcher mit unermüdetem Eifer drei Jahre lang Zeit und Kräfte seinem edlen Zwecke geopfert hat, bevorwortet dieses neueste Heft mit dem Geständniß: wie er diesmal mit der Fortsetzung um deswillen gezaudert, weil er besorgt, »es möge der Branntwein-Feind wohl schon zu oft dasselbe Thema in derselben Weise behandelt haben, und es mögten namentlich die Leser, welche der hierin verfochtenen Sache schon anhangen, wenig Neues mehr darin finden.« Aber er hat Recht gethan, den Aufmunterungen zu folgen, welche ihn jene Bedenken bei Seite schieben hießen. Denn hier, wie überall, wo man bei einer großen Sache weniger mit der Leidenschaft der Gegner als mit der Gleichgültigkeit der Indifferenten zu kämpfen hat, gilt es jene zähe Ausdauer zu bewähren, die ihr Ceterum censeo — bei jeder Gelegenheit wiederholt. Und so gewiß diese zähe Ausdauer des alten Cato Carthago delirt hat, so gewiß wird auch der Wahlspruch aller Branntweinsfeinde »der Branntwein muß vernichtet werden,« in Erfüllung gehen — wenn auch unsere Augen das lockende Aushängeschild der letzten Schnapsgiftbude nicht mehr heruntersinken sehen.

Das Heftchen bringt nächst dem Vorworte, auf welches wir zurückkommen werden 1) die motivirten Zeugnisse vieler nahmhaften Oldenburgischen Landwirthe, welche zum Theil selbst nicht Mitglieder eines Mäßigkeits-Vereins sind, über die vollkommne »Entbehrlichkeit« des Branntweins selbst bei der schwersten Arbeit, 2) Berichte über Enthaltsamkeitsvereine im Inn- und Auslande, 3) Einen Bericht des Dr. Ed. Selberg (bekannt durch Bruchstücke aus seiner Reise nach Java im »Freihafen)« über sein Heilverfahren bei der Trunksucht. 4) Polemische Auf-

ſätze und Beleuchtungen der Schriften und Aeußerungen einiger Freunde und Defenſoren des Branntweins. Unter dieſen iſt uns beſonders ein Geiſtlicher (wie es ſcheint) aufgefallen, welcher in der Allgemeinen Kirchenzeitung unter ſeinen Gründen gegen die Nützlichkeit der Enthaltſamkeitsvereine, auch folgenden beizubringen ſich nicht entblödet: —

»Wie aber,« ruft der Würdige aus, »wenn der Pfarrer ſelbſt ein Trunkenbold iſt, würde er ſich nicht durch die Empfehlung der Mäßigkeit lächerlich machen, und ſein Bischen ihm übriggebliebenes Anſehn (!!) vollends zu Grunde richten!« Wenn ſich der Herausgeber der humoriſtiſchen Blätter dieſen unfreiwilligen Komiker entgehn läßt, ſo iſt's wenigſtens nicht unſere Schuld. Dazu erzählt der gedachte Ehrenmann noch eine Anekdote (S. S. 16—17), von der man kaum begreifen kann, wie ſie in die Allgemeine Kirchenzeitung kommen konnte, wenn nicht vielleicht in der betreffenden Nummer die erſte Sylbe des Beiworts als ein Druckfehlerzuſatz angeſehen werden ſoll.

S. 24 u. ff. wird die von unſerm Mitbürger, Herrn Hoyer unter Leitung ſeines Sohnes angelegte neue Brauerei und ihr treffliches Lagerbier beſprochen, und die Mäßigkeitsvereine aufgefordert, beizutragen, daß das Hoyerſche Bier in Aufnahme komme, und NB. »keine Verſchlechterung durch Verfälſchung oder unrichtige Behandlung erfahre.«

In der That können ſich die Schenkwirthe mit einem Gewinn von 80, und wenn ſie die Flaſche zu 6 Gr. verkaufen, von 100 Procent wohl genügen laſſen, obſchon es in ihrem eignen Vortheil läge, die Conſumtion durch geringeren Preis zu verſtärken.

Den würdigen Schluß des Ganzen bildet ein Schreiben unſeres verehrten Großherzogs K. H. an den Paſtor Böttticher, als Antwort auf deſſen Ihm zugeſendetes Buch: »Geſchichte der Mäßigkeitsvereine in den norddeutſchen Bundesſtaaten.« In dieſem allergnädigſten Handſchreiben heißt es unter anderen:

> »Der Gegenſtand, zu deſſen Geſchichtsſchreiber Sie Sich durch dieſes, mit ſo großem Fleiße und aufopfernder Uneigennützigkeit ausgeführte Werk gemacht haben, kann nicht verfehlen die Theilnahme aller Menſchenfreunde zu erwirken.«

Mögen dieſe Worte des menſchenfreundlichſten Fürſten zu den Herzen aller derjenigen unter uns dringen, die bisher noch ihre Theilnahme und Förderung dieſer hochwichti-

gen Sache entzogen haben! Den wackern Herausgeber des Branntweinfeindes aber wollen wir, in Bezug auf sein schönes, männlicher Gesinnung volles »Vorwort« zu diesem Hefte, zum Schlusse auf die Worte aus demselben fürstlichen Schreiben hinweisen, in welchem es heißt:

»Ich wünsche und hoffe, daß Sie Sich durch den Nutzen und Erfolg, den Sie bei Ihrer mühevollen Arbeit bezweckt, reichlich belohnt finden mögen.«

Denn diese Worte sind auch für ihn geschrieben.

Ad. St.

Roms Dichterheroen. Herausgegeben von D. J. Henning. 2 Bändchen. Hamburg bei Böhecker 1842.

Nach Jahrhunderten langer Arbeit des gelehrten Fleißes, den die philologische Fachwissenschaft auf die Ueberreste des klassischen Alterthums verwendet hat, scheint jetzt die Zeit immer näher zu eilen, wo die letzteren aus der Einsamkeit der Schul- und Gelehrtenstuben in die weite und breite Welt übergehen sollen. Der ungemeine und, wie es scheint, nachhaltige Eindruck, den die Darstellung der Sophokleischen Antigone in Berlin und Leipzig gemacht hat, und die große Zahl von Uebersetzungen altklassischer Werke, die in dem letzten Jahrzehend wie Pilze aus der Erde schossen sind Symptome ein und desselben Strebens: in lebendiger Weise auch ohne den Apparat eigentlich gelehrter Bildung sich den Genuß des antiken Geistes, wie er in dem beiden alten Literaturen sich ausgeprägt hat, zu verschaffen. Man hat viel gegen die Alten und ihr Verhältniß zu unserer Bildung geredet, und ebensoviel und eben so leidenschaftlich gegengeredet. Freilich, die Gegner des Alterthums redeten meist ohne Kenntniß der Sache; aber die Vertheidiger vergaßen nur zu oft, daß die möglichst allgemeine Verbreitung einer solchen Kenntniß ihre Sache mehr unterstützen würde, als alles Präconisiren und Bewundern, das der großen Mehrheit der Nation doch unverständlich ist. Es ist also gar nicht zu schelten, wenn durch Bücher wie das vorliegende auf wohlfeile und bequeme Weise ein größeres Publikum mit den Alten bekannt gemacht wird; und wenn der Herausgeber nur die besten vorhandenen Uebersetzungen ausgewählt und sich eigner Zuthaten meist enthalten hat, so ist das ebenfalls ganz gut, und für den Zweck passend. Aber wohl hätten die Einleitungen etwas ausführlicher sein, und statt der kurzen Biographie, eine gründliche Uebersicht der Geschichte der Römischen Poesie gegeben werden sollen. Die in den beiden Bänden enthaltenen Dichterproben sind von Horaz, Virgil, Catull, Tibull, Ovid, Properz und Martial.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. A. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 23. Donnerſtag, 9. Juni. 1842.

An

Salomon Heine in Hamburg.

Die Fabel von den Ringen, welche einſt
Der weiſe Nathan Sultan Saladin
Berichtet, ſpricht die große Wahrheit aus:
Daß Jeder ſeines Glaubens ſelig wird.
Indeß der Glaube thut es nicht allein,
Und weh ihm! wenn gar er der Einfalt Kleid
Hochmüthig wegwirft, ſich als Richter ſpreizt,
Wenn er vom Pfaffenſturme angefacht,
Vom heißen Samum der Intoleranz,
Was um ihn her, ergreift, — dann wüthet er,
Verſengend Alles wie ein Glockenfeuer.
Und was der Menſch in ſeinem Wahn verübt,
Und was der Menſch in ſeinem Trug vollführt,
Von Dem ruft er im tollen Uebermuth:
»Schaut her, ſchaut her, wißt, das hat Gott gethan.«

Nichts iſt der dumpfe Glaube ohne That. —
Es glänzt an deiner Hand der Väter Ring
Doch ſtrebſt du wie's dein Ahnherr einſt gebot,
Wo ſich die Noth nur immer zeigen mag,
Gleichviel ſei's Jude, Türke oder Chriſt,
Die Kraft des Steines an den Tag zu legen.
Ja ſelbſt zum Juwelier wirſt du am Ring;
Mit neuen Steinen zierſt du ſeinen Reif,
Mit Steinen edler noch als Diamanten,
Die aus der größten Weichheit ſich erhärtet.

Der Armuth Zähren sind es, die im Fallen
Sich bis zur Hand des frommen Gebers stahlen.
Gemischt mit Freudenthränen, die du trinkst,
Die im Vereine aus dem Auge strahlen. Th. v. K.

Mallet als Weltrichter über Hamburgs Brand.

beleuchtet von Th. v. Kobbe.

Endlich ist sie erschienen die längst erwartete, und aus den verschiedensten Beweggründen ersehnte Predigt des Herrn Pastors Mallet, Primarius zu St. Stephani in Bremen. Sie hat das Evangelium Luc. XIII. v. 1—5 zum Text, welcher da lautet:

»Es waren aber zu derselbigen Zeit etliche dabei, die verkündigten ihm von den Galiläern, welcher Blut Pilatus sammt ihrem Opfer vermischt hatte. Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage, nein; sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen. Oder meint ihr, daß die achtzehn, auf welche der Thurm in Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Ich sage, nein; sondern so ihr euch nicht bessert, werdet Ihr alle auch also umkommen.«

Diese Rede war schon wochenlang dem Publikum durch das schreiende Motto:

»Das hat Gott gethan«

vorher verkündet, hatte aber, dem sichern Vernehmen nach, längere Zeit in der Contumazanstalt, der Bremer Censur verweilen müssen, um von den größten Injurien gegen die Bewohner der unglücklichen Schwesterstadt desinficirt zu werden. — So hat Mallet, Ohrenzeugen zufolge, Hamburg mit Sodom und Gomorrha oder mit einem Ninive, in dem kein höheres geistiges Leben aufkommen kön-

ne, verglichen, und behauptet, es ſtehe über der Stadt mit Flammenſchrift geſchrieben: »Du biſt gewogen und zu leicht befunden, auch hinzu gefügt, daß die Stadt ihr Unglück verdient, namentlich deshalb, weil die wenigen Kirchen ſo wenig beſucht ſeien.«

Wir geſtehen übrigens, daß wir nach Leſung dieſer paſteraliſchen Philippica ſehr verſucht waren, ein »parturiunt montes nascetur ridiculus mus,« zu Deutſch:

»Es kreißen die Berge, komm heraus Maus!«

auszurufen. Man vermißt in der Rede ſowol Mallets fließenden Styl, wie ſeine ſonſt glücklichen Bilder. — Der Eingang enthält eine kurze Geſchichte des Feuers vom Anfang an, wobei wir nur bedauern, daß Herr Mallet, welcher ſpäter mit Beſtimmtheit ausruft:

»Das hat Gott gethan!«

nicht die bisher herrſchenden Zweifel gelöſt hat, ob das Feuer wirklich im Cohenſchen oder in einem Nebenhauſe ausgebrochen iſt, und ob ſolches durch einen dazu commandirten Engel, oder durch die bewußtloſe Natur, oder von einem ſündigen Cigarrenmacher angeblaſen iſt.

»Nicht den Menſchen, den Flammen gehörte die Stadt,« ruft der Redner: »Himmel und Erde war eine Gluth geworden, die den verhallenden Jammer und Hülferuf der Menſchen nicht vergebens in die weite Ferne trug. Von allen Seiten eilte man herbei zu wehren, zu helfen, zu retten, und um bald mit Entſetzen zu erkennen, daß einer ſo furchtbaren Macht gegenüber Menſchenhülfe kein Nütze iſt.« Denn, fährt Mallet fort, die feurigen Wogen hätten mehr als hunderttauſenden ins Herz gerufen, daß der Menſch über nichts Macht habe, wenn ſie nicht von oben gegeben ſei. — Nichts deſtoweniger bemerkt er gleich darauf, »man ſei jetzt zu dem Aeußerſten gezwungen, ſelbſt zu zerſtören, damit die ganze Stadt nicht untergehe. — Das Sprengen ſcheint der Menſch, nach Herrn Mallets Abſicht, mithin auch ohne Macht von oben, und bloß mit der von unten, bewerkſtelligen zu können. — Hierauf behauptet der Prediger mit

Bestimmtheit, »daß das Unglück über Hamburg bloß deßhalb gekommen sei, weil in der heimgesuchten Stadt, wo so viele Menschen aus allen Theilen der Welt zusammen strömten, das gottlose Wesen in Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigen Wesen zu einem großen Strome erwachsen sei.« — Bei kleinen Feuersbrünsten nimmt Herr Mallet mehr eine bewußtlose That der Natur an, nicht aber bei so qualificirten wie die Hamburgische, über welche er ausruft:

»Wenn aber in einer Stadt, die man schon längst wegen ihrer Größe, ihrer Reichthümer, ihrer Schifffahrt, ihres weltumfassenden Handels, das deutsche Tyrus und Ninive genannt hat, die Brandfackel der Zerstörung plötzlich geschleudert wird, und das stürzt, was Jahrhunderte gestanden hat, das in wenigen Stunden zerstört, woran Generationen gebaut und gesammelt haben, wenn mit den Häusern, die in Asche versinken, auch die Gebäude zu Ruinen werden, an deren Mauern die Geschichte der Stadt geschrieben steht, ja, ohne welche sie selbst nicht stehen und bestehen kann, wenn sogar die Kirchen nicht verschont werden, da müssen wir uns beugen und bekennen:

»Das hat der Herr gethan, es ist seine Hand, es ist seine Züchtigung, es ist sein Gericht:

Damit aber die St. Stephani Gemeinde, dieses Ereigniß nicht zur Selbstüberhebung benutze, bemerkt ihr Primarius, daß dasselbe schmutzige Wasser der Sünde, das in Hamburg als Strom zu sehen sei, als ein Fluß durch Bremen und als Bächlein durch die kleinsten Dörfer laufe. Die Schonung, welche den Bremern wiederfahren, sei ein Zeugniß der göttlichen Langmuth, kein Zeugniß ihrer Unschuld. Denn auch in Bremen sei der Mammon eine gewaltige Gottheit, der man Alles opfere und die eigne Seele verkaufe, und nicht fehle es den schmutzigsten Göttern der Heiden an Verehrern. Deshalb fordert er zur Buße auf, weil beim Weltgericht alle umkommen werden, denen nicht vorher die Stunde der Bekehrung geschlagen. — Leider ist bisher dazu für Herrn Mallet wie für seine Stephanischafe, denen er als oberster Hirt seit vielen Jahren vorsteht, wenig Hoff-

nung vorhanden, da er und ſie nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, trotz aller Antecedentien am 8. Mai um nichts beſſer als die abgebrannten ſündigen Hamburger geweſen.

Man werfe mir nicht vor, daß ich Religionsſpötterei treibe. Bewahre mich Gott vor einer ſolchen Sünde, wie vor der Behauptung, daß nicht jedes Unglück wie übrigens auch jedes Glück uns zur Reue, zur Buße und zur Einkehr führen ſolle. Wenn aber Herr Mallet, von dem ich ſchon früher, als er ſeine Jeverſchen Amtsgenoſſen ſo frech beleidigte, bemerkte, daß er zu ſehr Wartburg und Wartthurm, und ſich mit Luther verwechſele, in den Tagen der Thränen und Noth den Weltrichter ſpielen und die Ereigniſſe in Hamburg ohne Weiteres als Strafgericht Gottes deuten will, ſo iſt es Zeit, den übermüthigen Prieſter vor den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung zu citiren, und ihm, wenn auch kein »fürchterliches,« doch ein humoriſtiſches »Halt« zuzurufen. Woher weiß denn Herr Mallet, ſelbſt aus ſeinem beſchränkten Geſichtskreiſe geſprochen, daß Gott nicht die Hamburger Hiobe hat prüfen wollen, und deshalb Satan mit der Brandſtiftung beauftragt hat? Wenn aber Mallet Gott als den Urheber Alles Unheils erklärt, wonach nebenbei geſagt die bekannte Giftmiſcherin, Geſine Gottfried, zum weiblichen Commis Voyageur des Herrn geſtempelt wird, warum hat er denn nicht auch andere Folgen, die ein ſolches Unglück mit ſich bringen mußte, erwähnt? Denn daß ſie in ſeines großen Brandſtifters Rathſchluß gelegen haben müſſen, geht ſchon daraus hervor, daß ſie ſich manifeſtirt haben. Iſt es denn nicht rührend, wie ganz Deutſchland, von Bruderſchmerz über Hamburgs Unglück ergriffen, eine Begeiſterung, eine Liebe, eine Theilnahme zeigt, wie ſie die Geſchichte zu keiner Zeit aufweiſt, ſelbſt nicht damals, als die Malletſche Religion die beſten Conjuncturen hatte? Und iſt das würdevolle Benehmen des Hamburger Senats, und ſeiner intelligenteren Einwohner, welche dem ſchrecklichen Unglück durch die That ſeinen Stachel zu nehmen ſuchen, nicht eine ſegensreichere Folge als eine Buße mit

»Abba« ſagen, ohne That? Oder ſind dieſe Zeigen Nebenſachen für den Malletſchen Gott?

Indeſſen nichts hat uns mehr empört, und allein veranlaßt dieſe Worte an das Publikum zu richten, als daß Mallet dieſe soi-disant Predigt, welche er am achten gehalten, am ſiebenten Mai, alſo in einem Augenblicke medizirt haben muß, als Hamburg noch in vollen Flammen ſtand, als noch die Nachricht der ſich ſtets mehrenden Gluth den Athem aller Deutſchen verſetzte, und die Knie zum Gebete für die hülfsbedürftigen Bürger beugte. In einem Augenblick, wo der nicht richtende Mitchriß, ſich zwar vor der Alles leitenden Vorſehung beugt, aber durch das Bewußtſein der erbarmenden Liebe, gegen ſeine unglücklichen Mitmenſchen, ſich ſo gottähnlich fühlt, wie dies der Sterbliche nur immer vermag, ſprach Mallet das Anathema über Hamburg, ſein: »Das hat Gott gethan« aus. Iſt das denn der Augenblick, wenn man den Ertrinkenden, den halb Verbrannten vor ſich ſieht, ihm eine Bußpredigt entgegen zu donnern? Wem ſchaudert nicht vor ſolcher theologiſchen Meduſe? O hätte der ramaſſirte Kapuziner doch in Hamburg am brennenden Jungfernſtieg ſeine Verfluchungspredigt gehalten, er wäre gewiß unterbrochen worden vor dem erſten Punkt, und wie jener neugierige Ariſtokrat in der Julirevolution, zu den Spritzen gezogen. Vielleicht hätte er dort mit ſeinen breiten Schultern gute Dienſte gethan, und ein Haus, vielleicht ſogar dadurch das ganze ſündige Hamburg gerettet, und man hätte von ihm bis zu ſpäten Enkeln geprieſen:

»Das hat Mallet gethan.«

Schließlich verhoffen wir, daß der Hamburger Hülfsverein die wenigen Grote, welche die Malletſche Predigt einbringen kann, nicht annehmen wird. Wer läßt ſich eine Ohrfeige geben und nimmt dann zehn Thaler dafür? Die Worte auf dem Titel der Predigt, zum Beſten der Abgebrannten in Hamburg, kann man nach Durchleſung der Predigt nur ſo deuten, daß die Abgebrannten, dadurch gekränkt, verſpottet und zum Beſten gehabt werden.

Kritische Anzeige

von K. K. Mayer.

Die Eisenhütte von Frédéric Soulié. Aus dem Französischen von W. Schultze. Braunschweig bei G. C. E. Meyer sen. 1841. Zwei Bände.

Der Verfasser eröffnet seinen Roman mit einem Schreiben an den Redacteur des Journal des Debats, worin er zu entschuldigen sucht, daß er die Spalten jenes Blattes mit einer Lectüre fülle, welche nur den eigentlichen Romanleser, nicht aber denjenigen befriedigen könne, der seine Aufmerksamkeit auf die ernsten Fragen der Zeit richte. »Ich überlasse es Ihnen zu beurtheilen, schließt er, ob das nicht sehr anmaßend von mir gehandelt, und ob es wahr sei, daß unsere Zeit vorüber und noch nicht wiedergekommen sei.«

Wir erlauben uns, Herrn Soulié im Roman, wenn auch nicht im Geiste des Redacteurs zu antworten.

Mein Herr Soulié.

Wir maßen uns nicht an, Sie anmaßend zu nennen, und wollen auch nicht untersuchen, ob Sie sich nicht selbst ein Verdammungsurtheil sprechen, indem sie Ihre Poesien in eine Region verweisen, wo die Fragen der Zeit kein Interesse haben; wir wollen nicht untersuchen, ob nicht das bewegende Element der Zeit gerade im Roman — natürlich durch das Feuer der Poesie geklärt — eine Stelle finden solle, widrigenfalls von ihm gesagt werden müsse, wie Sie selbst bemerken, daß seine Zeit vorüber sei: dies Alles schieben wir bei Seite, und fassen nur die »Eisenhütte« selbst ins Auge. Schreiber dieses, der seine Kindheit auf einem Hüttenwerk verlebt hat, erwartete bei diesem Titel romantische Schilderungen, Waldeinsamkeit, Bergwasser, plätschernde Räder, hohe Schornsteine, die in der Nacht Millionen glänzender Funken umherstreuen, schwarze Gesellen, die in der Glut des rothen Feuers handthieren, dies und Aehnliches hoffte er zu seiner und des Lesers Freude zu finden; allein er sah sich getäuscht. Sie haben die Vortheile, welche Ihnen die Lokalität Ihrer Geschichte an die Hand gab, so gut wie gar nicht benutzt. Ihre Erzählung, Herr Soulié, dreht sich um die Conflicte, in welche die Familie des Hüttenbesitzers mit der des Grafen gerathen, der auf seinem Schlosse oberhalb des Eisenwerks wohnt *), und

*) Die Lokalität erinnert — wohl nur zufällig — an die Sayner Hütte bei Neuwied. Die Geschichte will Soulié auf dem Rheinstrom selbst gehört haben.

das Ende der Historie ist, daß nach einer Reihe von Intriguen und Schändlichkeiten, wobei der Graf nur seinen persönlichen Vortheil und Reichthum, keineswegs aber die Ehre seines Hauses im Auge hat, Wilhelm, der Neffe des Industriellen, sich mit Clementine, der Tochter des Adeligen, vermählt, nachdem schon vorher Therese, die Tochter des Ersteren, von Karl, dem Sohn des zweiten — und entführt worden ist, was ebenfalls mit einer Heirath endet. Es hätte Ihnen sehr nahe gelegen, Adelstolz und Geldgeiz, ererbte und erworbene Rechte in gegnerischem Kampf zu sehen und so ein zeitgemäßes Thema zu behandeln, wie dies Mügge in der Jüngerin und Gräfin gethan; aber Sie wollten nicht die Grenze der gewöhnlichen Erzählung überschreiten. Erlauben Sie mir, daß ich die Figuren Ihrer Geschichte gruppire. Wilhelm und Clementine sind die einzigen honnetten Leute; die Uebrigen sollen unter die Rubrik Schurken oder Einfaltspinsel. Schurken sind der Graf und der russische Fürst, für den Clementine anfangs bestimmt war; Einfaltspinsel der Hüttenbesitzer, Karl, Therese und Leopold, ein Dichter und Freund Wilhelm. Gleichwie aber der Maréchal Ney le plus brave des braves genannt wird, so muß der Graf als Erzschurke unter den Schurken, Leopold als Erzeinfaltspinsel unter den Einfaltspinseln bezeichnet werden. Nur die Gattin des Hüttenbesitzers, welche Wilhelm zum Schwiegersohn wünscht und zugleich selbst liebt, kann in ihrer Unnatur nicht classificirt werden. Wahrscheinlich glaubten Sie in diesem gräßlichen Gebilde einen eigenthümlichen deutschen Charakter zu zeichnen; wir müssen Ihnen aber versichern, daß es dergleichen bei uns nicht gibt. Ueberhaupt haben Sie aus Unkenntniß Deutschlands vieles Französische auf den Boden der »Leute mit blauem Blute« verpflanzt. Der Gang Ihrer Erzählung ist »schleppend, und ermüdet durch Weitschweifigkeit und ebenso unnöthige als ungeschickte Auseinandersetzungen des jedesmaligen Wie und Warum«, auch verfallen Sie bisweilen in Unwahrscheinlichkeiten. Indessen findet man auch bei Ihnen eine gewisse Fixheit der Beobachtung, welche die Personen Ihrer Romane einander gegenüber entwickeln, wie man sie vergeblich in deutschen Romanen sucht. Dergleichen ist ein französisches Product, wie überhaupt ein Product der vorzugsweise zur Intrigue geeigneten romanischen Völker.

Ziehen wir die Summe Ihres Buches, Herr Soulié, so müssen wir sagen: es ist nicht der Mühe werth gelesen zu werden, weil es höchstens nur eine flüchtige Unterhaltung, aber keine wahrhafte Nahrung für Geist und Herz gewährt. Dazu stimmt denn auch das graue Bremer-Zeitungs-Papier, worauf die Uebersetzung gedruckt ist. Soll der Deutsche noch solchen Büchern in die Fremde gehen? Hat er nicht in der eigenen Literatur genug dergleichen? Erst lerne er seine besseren Dichter würdigen und lieb gewinnen. Eine einzige Strophe aus Immermanns Tristan und Isolde schnellt Sie, Herr Frédéric Soulié, mit allen ihren Romanen in die Luft.

Genehmigen Sie ꝛc.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Mitredacteuren:

Theodor von Kobbe. **Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Meyer.**

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Ad bonum vini quod bonorum.

Fünfter Jahrgang.

№ 24. Donnerstag, 16. Juni. 1842.

Doppelter Frühling

von K. A. Mayer.

Du grüne Pracht, ergossen durch die Welt,
Du Blüthenschnee, der um den Hügel webt,
Du heller Jubel überm Saatenfeld
Von einer Lerche, die am Himmel schwebt;

Ihr Knospen all', von Blättern halb gesprengt,
Ihr Gräser, die sich baden an dem Bach,
Ihr weichen Büsche, Blatt an Blatt gedrängt,
Und über mir das hohe, blaue Dach;

Und dort im Baum die süße Nachtigall,
Der Liebe Sängerin bei Tag und Nacht: —
Wie ihre kleine Brust, so ist das All
Vom Zaub'rer Lenz zu Liebesglut entfacht.

O holde Zeit! — und doch stimmt sie mein Herz
Wie sonst nicht mehr zu froher Lieder Klang.
Ein neuer Geist, er treibt mich anderwärts,
Und ernst und tief ertönet mein Gesang.

Ein Frühling ist es auch, der mich erfüllt,
Ein Geisterlenz von göttlicher Gewalt.
Noch hat er sich in Blüthe nicht gehüllt; —
Doch, wo es knospet, kommt die Blüthe bald.

Verkannt von Vielen, Vielen unbekannt —
Auf seinen Wangen hohe, heil'ge Glut,

Geht er ein Jüngling durch das deutsche Land,
Und ihm entgegen wallt der Edlen Blut.

O sei gegrüßt aus meiner tiefsten Brust,
Frühling der Freiheit, der die Welt durchzieht!
Dein Preis sei meines Mundes höchste Lust,
Mein Stolz, mein Trost und einst mein letztes Lied.

Neeste Biebelerklärung.

(Nach einer aus dem Leben gegriffenen Anekdote)

Twe Buren ut dem Lande Wursten,
Dat Land, dat ligt von hier nich sehr, (1)
Hart an der Wesser behen dorsten
Und gungen na'n Krog so Beer.

Da set de Wesser van der Schole, (2)
Hans Buckel, längst at by dem Disch;
Und freute sick, dat he so ale,
Angbägliche Bekannte sitzt.

Van dit und dat und dem und jenem,
Kam up de Bibel ock de Schnack (3)
Van Jacob und van sinen Söhnen,
De Lebber (4) de im Drom (5) he sag. (6)

»Ick hebbe jimmer nicht begrepen,
Wrum dat de Engel flegen hrup;«
Segt Stans. »Wär ick't, ick wullt wol weten (7)
Ick flög herdal und ock hennup.«

»»Hat,«« segte Buckel, »»Du kannst schnacken:
Ja, wenn man dat nich beter wüßt;
Wie schullen (8) se't denn anders macken,
Et was de Tiet: Er rugten jüst!««

D. Fr.

Für Diejenigen, die mit der plattdeutschen Sprache nicht sehr vertraut sind, möge die Erklärung einiger Wörter hier folgen: 1. ferne, weit, 2. Schullehrer. 3. Ge-

ſpräch. 4. Leiter. 5. Traum. 6. ſah. 7. wiſſen. 8. ſollen. 9. Es war gerade in der Mauſerzeit — rauhten, federten. —

1842.
Gedicht von Eduard Duller und Ferdinand Freiligrath.

(Zum Beſten des Kölner Dombaus. Preis 9 Kreuzer.)

Es giebt kaum etwas Rührenderes als das Streben unſerer Zeit, dem Geiſte der ächten Humanität zu immer vollerem lebendigen Daſein die Wege zu bahnen. Zwei Werke ſind's, die zu gleicher Zeit in dieſen Tagen der Geiſt der Weltgeſchichte unſerm Volke zur Vollendung vorgeſetzt hat, der Kölner Dom und das flammenzerſtörte Hamburg. Dort gilt es dem rein Geiſtigen den Tempel der Verherrlichung zu höchſter Vollendung aufzuerbauen, der Idee ein Symbol in die Wolken des Himmels zu thürmen zum Zeugniß der Kraft der Begeiſterung für das Ewigſchöne in Religion und Kunſt, für die unvergänglichen Güter der Menſchheit. Hier ein ungeheures Unglück, das ein Glied betroffen, durch einmüthige, kräftige Hülfe des ganzen Vaterlandes nicht bloß zu lindern, ſondern die Metropole des deutſchen Welthandels aus Staub und Aſche dem gemeinſamen Vaterlande zu Nutzen und Ehren ſchöner und herrlicher emporzurichten. Aber in Einem treffen beide Aufgaben der Gegenwart zuſammen: gemeinſam ein Zeugniß abzulegen für Mit- und Nachwelt von Deutſchlands Willen: **Eins zu ſein**, nicht im Gefühle bloß, ſondern in Werken und Thaten, nicht **gegen** das Ausland allein, ſondern im eignen Innern.

Die alten Hellenen hatten einen Spruch, er hieß: »das Schöne zum Guten.« Dieſes Wahlſpruchs wollen wir gedenken, wenn Kleinherzige und verzagte Seelen meinen, jetzt ſei es um Colonias Dom und das Werk ſeiner Erneuerung geſchehen. Gewiß! die Noth geht vor dem Schönen, und das Bedürfniß vor dem Schmuck. Der trüge ein ſtei-

nern Herz im Busen, der über Hamburgs Elend nicht für den Augenblick alles Andere vergessen hätte. Aber sollen wir, weil wir das Eine thun, was der Augenblick erfordert, darum das Andere lassen, das, abgelöst von der Erregung des Moments, auf lange Jahre hinaus die Theilnahme des Vaterlandes in Anspruch nimmt? Oder sollen wir vielmehr den Männern nachahmen, den Senatoren Hamburgs, deren männlich edle Festigkeit und Unverzagtheit geschichtlich groß dastehen wird, so lange noch ein Stein ihrer Stadt auf dem andern steht, diesen Männern, die, umgeben von den dampfenden Trümmern ihrer eignen uralten herrlichen Gotteshäuser, vertrieben von dem Jahrhunderte alten Versammlungsorte ihrer Väter, vor ihren Blicken den Kern und die Pracht ihrer zu Schutthaufen verwandelten Stadt, dennoch den Muth hatten, ihren Helfern in Köln, den Bauenden am alten Dome zu erwiedern, »daß sie, obschon für den Augenblick gehemmt, dennoch die Hoffnung nicht aufgäben, dereinst auch noch ihren Baustein zu dem großen deutschen Nationalwerke, dem Werke deutscher Ehren beizutragen? Wo hat das Römerthum in seinen schönsten Tagen eine größere Gesinnung aufzuweisen? Fürwahr, diese Antwort des Senats von Hamburg wird die Geschichte mit leuchtenden Zügen auf ihre Tafeln zeichnen, und die Nachwelt wird sie feiern im Liede gleich den edelsten Thaten, deren je der deutsche Geist sich gerühmt hat. Wir aber wollen unsrer Jugend sagen, daß diese Antwort des Senats von Hamburg nicht weniger groß und menschlich edler ist, als selbst jenes stolze Wort des römischen Senats, mit welchem er nach der Vernichtungsschlacht von Cannae die Friedensanerbietungen des Siegers verwarf.

In diesem Sinne begrüßen wir denn auch mit Freuden Alles, was zur Verwirklichung jener beiden großen Zwecke in Deutschland und den Nachbarlanden geschieht. Und wenn die Gaben der Liebe, welche von den Thronen herab bis zu den Hütten der Armen, ja bis in die Kerker der Gefangenen und Ausgestoßenen herab von überallher zur Linderung des furchtbaren Unglücks dargebracht werden,

uns mit Rührung und Erhebung erfüllen, so dürfen wir auch derer nicht vergessen, die über dem Einen, zu dem sie sich gern und willig nach Kräften bethätigen, doch auch das Andere nicht aus den Augen verlieren. Laßt uns der edlen Männer gedenken, unserer Schriftsteller und Dichter, die neben ihrem Gelde auch ihr Talent, ihre Zeit, ihren Fleiß dem gemeinen Besten darbringen. Ein Gedicht liegt vor uns von zwei nahmhaften deutschen Dichtern, Ferdinand Freiligrath und Eduard Duller. Sein Ertrag (zu dem Preise von 9 Kreuzern oder 6 Grote) ist dem Kölner Dombau bestimmt. Im Jahre 1862, nach zwanzigjähriger Trennung, begegnen sich die befreundeten Dichter wieder — und der Tag dieses Wiedersehens ist der Festtag der Einweihung des vollendeten Domes, und der Ort die alte von heiligen Festjubel durchbrauste und durchfluthete Colonia. Da treffen sich die Gealterten, sinken einander an das Herz, und mit ihnen Tausende:

Wie Herz an Herz wir zwei — Du Protestant,
Ich Katholik, — so Tausende! Es schwand
Der Bann, der in zwei Schlachtreih'n sie geschieden;
Dem einen Gott, dem ewigen, dem Dem!
Dem einen Sinn, dem Deutschen, hier am Strom
Die feste Burg! Ein Recht als Gottesfrieden.

So der Eine. Und: »Amen, so sei's« erwiedert der Andere.

Ja Hand in Hand! bei Gott ein stolzer Bund!
Was er vermag — die Pracht hier giebt es kund!
Welch ein Symbol sie!

Und niedersteigend von der Höhe der Thürme, von wo er in das weite Land geschaut, ruft er zuletzt, ein begeisterter Prophet:

Germania! des Westens Königin!
Der Kölner Dom auf ihrem Haupt die Krone!

Mehr aus dem Gedichte mitzutheilen, verbietet uns die Bitte der Verlagshandlung. Darum genüge dies Wenige. Laßt uns unsere Dichter ehren, die ihre Harfen schlagen zur Ehre der Zeit, zur Ermuthigung der Herzen der Gegenwart, zur Verbreitung des Großen und Schönen, das unsrer

Zeit als Aufgabe gestellt ist. Geht hin und leset dies Gedicht, und zeigt den Dichtern, daß sie ihr Lied nicht tauben Ohren gesungen, und daß wir nicht bloß den Todten Monumente zu errichten, sondern auch die Lebenden zu ehren wissen.

Thomas Chatterton.*)

Der Name Chatterton taucht in der Geschichte der englischen Poesie und Literatur wie eine wunderbares Meteor auf. Ein Knabe, das Kind der drückendsten Armuth, in einer Bezirksarmenschule seines Geburtsorts, Bristol, erzogen, von seinen Lehrern für einen beschränkten, schwermüthigen Träumer gehalten, studirt er, angereizt durch einige alte Pergamenthandschriften aus der Verlassenschaft seines Vaters, altenglische Sprache, Geschichte, Literatur und Alterthümer in einer Tiefe und einem Umfange, daß schon im dreizehnten Jahre eine Beschreibung der Einweihungsfeierlichkeiten der Bristoler Brüder, die er als angeblich aufgefundene alte Handschrift aus dem 14. Jahrhundert drucken läßt, die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Von da ab läßt er in rascher Folge eine Menge altenglischer Dichtungen, die er verschiedenen alten Dichtern, namentlich Rowley zuschreibt, alle angeblich aus jenem alten Pergamentkasten, erscheinen; täuscht damit nicht nur seine Umgebungen, sondern auch einen Mann wie Horace Wolpole, an den er Proben davon einschickt. Von brennendem Ehrgeize getrieben verläßt er seine Vaterstadt, wo er als Schreiber eines Advokaten sich kümmerlich nährte, und geht nach London. Hier scheint ihm anfangs Glück zu lächeln. Der Streit über seine vorgeblichen Entdeckungen hat seinen Namen bekannt gemacht, selbst Gegner der Aechtheit bestreiten den poetischen Werth der Gedichte nicht; Buchhändler eröffnen ihm ihre

---

*) Chatterton von Hermann Puttmann. Erster Theil: Leben des Dichters. Zweiter Theil: Dichtungen. Barmen bei Langewiesche 1840.

Journale, der Lordmayer von London Beckford nimmt ſich ſeiner an, und der achtzehnjährige Jüngling wiegt ſich einen Augenblick in Träumen von Glück, Ehre und Reichthum, an denen ſeine arme Mutter und Schweſter Theil nehmen zu laſſen ſeine höchſte Ausſicht bleibt. Aber ſein Gönner ſtirbt plötzlich, die Buchhändler bezahlen ihn ſchlecht, Noth und Armuth nahen ſich drohend; das Gefühl ſeiner Kraft ſieht ſich im ſchneidendſten Widerſpruch mit ſeinen Erfolgen, und verlaſſen, in pfenniglofer Armuth, endet er 18 Jahr alt den 25. Aug. 1770 ſein Leben durch Selbſtmord.

Herr Puttmann hat nach engliſchen Werken das Leben dieſes wunderbaren Knaben geſchildert, der, mag auch das Urtheil der Kritik über ſeine Fälſchungen den Stab brechen, immer eine merkwürdige Erſcheinung in der Kulturgeſchichte Englands bildet. Die Streitſchriften für und wider ihn, die nach ſeinem Tode erſchienen, bilden eine zahlreiche Literatur. Seine Werke: lyriſche Dichtungen, ſatiriſch-humoriſtiſche Gedichte, proſaiſche Aufſätze archäologiſchen, novelliſtiſchen, humoriſtiſchen und politiſchen Inhalts, ſind nebſt jenen alterthümlichen Dichtungen mehrmals von engliſchen Gelehrten geſammelt und herausgegeben, und der Streit über Aechtheit und Unächtheit iſt, wenigſtens im Betreff einzelner, noch unentſchieden. Wie groß die Bewunderung ſeines Talents und der Schmerz über ſein frühes Ende war, geht daraus hervor, daß Lord Walpole, der zuerſt dem Unbekannten höchſt ſchmeichelhaft entgegengekommmen war, dann aber, über ſeine Perſönlichkeit unterrichtet, ihn mit geringſchätzender Vornehmheit behandelt hatte, deßhalb öffentlich angegriffen wurde, und ſich in einer eignen Schrift zu vertheidigen ſuchte.

(Der Schluß folgt.)

Humoreske

von Theodor von Kobbe.

In .V — unſerer Blätter findet ſich die Annonce eines Bonner Profeſſors Böcking, welche wir in das Gebiet des

unfreiwilligen Humors verwiesen haben. Nun iſt uns von Bonn aus eine vorhergehende Nummer der Kölner Zeitung mitgetheilt, wodurch Herrn Böckings Anzeige hervorgerufen iſt, welche unſern Leſern mitzutheilen wir für unſere Pflicht halten, um ſo den Scholiaſten des undeutlichen Profeſſors zu machen. Es heißt dort nämlich in einer Streitſchrift über die Lage des Bahnhofes zwiſchen Köln und Bonn, offenbar in Bezug auf Herrn Profeſſor Böcking, der im Verdacht ſtand, einen gegnerſchen Aufſatz geſchrieben zu haben.

»Sollte er nicht, wie der Dichter Willibald Alexis, der bekanntlich »Häring« heißt, unter einem andern Namen ſchreiben? Sollte er nicht ein Häring anderer Art, eine zweite Edition von Häring ſein?«

Wir haben die Literaten, die Fiſche und die Weiber am Rhein immer ſehr gefallen, mit Bedauern entdecken wir in dieſer Annonce eine Abart von allen dreien, die man mit dem Namen »literariſche Fiſchweiber« bezeichnen könnte.*)

*) Den Herrn Einſender erſuchen wir um Mittheilung des ferner Gebotenen.
D. R.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 ß Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.
Verantwortlicher Redacteur: Mitredacteuren:
Theodor von Kobbe. Dr. A. Stahr u. Dr. A. A. Mayer.
Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 25. Donnerstag, 23. Juni. 1842.

Kritische Anzeigen

v. Fr. F. v. H. *)

Gräfin Faustine; — Ulrich; zwei Romane von der Gräfin Hahn-Hahn.

Reisebriefe von derselben. Berlin bei Dunker und Humblot. 1842.

Die Gräfin Faustine ist die jüngere Schwester der »aus der Gesellschaft« erzählenden Gräfin Ilda und der nach dem »Rechten« suchenden Lady Catharine. Alle drei haben die unverkennbarste Familien- und sogar Schicksalsähnlichkeit; Schönheit, Eheunglück, Ungewöhnlichkeit der Erscheinung und Höhe der Empfindung wurden ihnen in gleichem Maaße zu Theil, so wie sie dieselbe aristokratische Erziehung und die »Aisance« einer vornehmen, sorgenfreien Existenz genos-

*) Diese kritischen Anzeigen, in welche eine als Schriftstellerin rühmlich bekannte Dame mit eben so viel Feinheit als Umsicht und Unparteilichkeit ihr Urtheil über die neuesten Geisteserzeugnisse der Gräfin Hahn-Hahn öffentlich darlegt, theilen wir unsern Lesern um so lieber mit, als es bei dem nicht unverdienten Aufsehn, welches die Producte der letztgenannten Dame in der deutschen Lesewelt erregen, von Interesse sein muß, auch einmal eine kritische Stimme aus demjenigen Geschlechte zu vernehmen, welchem die Dichterin selbst angehört. D. R.

ſen. Dieſe augenſcheinliche Wiederholung ſoll der Gräfin Hahn-Hahn nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn ſie hat ein fruchtbares Feld, den Converſationsroman zuerſt mit Glück und Talent bei uns angebaut, daher ihr mehrere Ernten davon zu nehmen gerne geſtattet iſt; umſomehr als die Wärme der Darſtellung, die Schärfe und Feinheit der Beobachtungen jeder ihrer Productionen den Reiz der Neuheit verleihen. Fauſtine, die jüngſte und begabteſte Tochter der Verf. iſt, wie jüngere Kinder gewöhnlich, der Mutter Liebling und zu höhern Dingen auserſehen als die Schweſtern. Sie ſollte ein weiblicher Fauſt werden, ein Gedanke, der einer Dädevant würdig geweſen wäre, die ihn auch ſchon längſt im naiven Unbewußtſein der Leidenſchaft vollendet ausgeführt hat. Lelia iſt der wahre weibliche Fauſt. Die Gräfin Hahn läßt die Fauſtelemente erſt nach und nach in der Seele ihrer Heldin erwachen. Anfangs iſt ſie nur ein ſchönes hinreißend liebenswürdiges Weib, in der reizenden Situation eines reichen Kunſt- und Liebeſtilllebens das ganze Weſen zur ſüßeſten Reife entfaltend. In dies Glücksparadies ſchleicht ſich, nach einer kurzen Abweſenheit des Geliebten, die Schlange der Langenweile, bei Frauen die modificirte Genußſucht und Erkenntnißluſt Fauſt's. Ueber ein zerbrochnes Herz und einen zerſtörten Hirnſchädel ſteigt dann Fauſtine auf zu der ſchwindelnden Höhe eines neuen, großen Liebesglücks, das mit ſeiner idealen Schönheit ächt tragiſch kontraſtirt mit der traurigen Entwicklung von Freudloſigkeit, Ermattung und Haltloſigkeit in Fauſtinens Seele. Schade iſt es, ſehr Schade, daß die moraliſche Tiefe dieſer Idee durch die Ausführung nicht erſchöpft wird. Letztere wurzelt zu ſehr auf dem flachen Boden des Geſellſchaftslebens, und ſpäterhin, wo die Verf. gefühlt haben mag, daß deſſen Waſſerfarben nicht ausreichten, um einen Fauſtcharakter zu malen, arbeitet ſie zu eilig auf das Ende hin, das jedoch ein durch Conſequenz und richtige Auffaſſung bedingtes iſt, ſo wenig es auch die meiſten Leſerinnen befriedigen wird. Wie alle Romane der Gräfin Hahn, iſt auch dieſer wieder ſehr reich an ſchlagenden Bemerkungen und ſchönen

Episoden, namentlich wo ſie die Poeſie der Muſik und die der Liebe ausſpricht. Auch der Ehe wird diesmal eine herrliche Apotheoſe zu Theil durch Mario's Auffaſſung derſelben, doppelt ſchön, weil die Schattenſeiten und niedren Geſtaltungen, der Mißbrauch und die Entwürdigung ſo vieler heutiger Ehen mit muthiger Wahrheit daneben geſtellt ſind. Was Fauſtine über dieſen Punkt aus ihrem frühern Leben erzählt, iſt ergreifend. Ebenſo ergreifend weiß die Verf. die Sprache der Liebe zu reden, die unmittelbarſten Naturlaute, wie ſie aus einem warmen beglückten Herzen dringen, die unerfaßlichen, flüchtigen Geberden und Miemenſpiele, die ſtummen Lieder der Augen und der beredten Augenlider, die unſichtbaren Herzensſchläge wie ſie in der räthſelhaften Werkſtätte der Liebe arbeiten, werden zu einem Brennpunkte konzentrirt, der brennbare Stoffe leicht entzünden und erloſchene Funken wieder anfachen könnte, und darum gefährlich iſt, wenn auch die Gluth manchen nebelgrauen Lebenshorizont momentan ſchön erhellen würde. Auch muß dieſer Luxus der Empfindung und des Glückverlangens den Blüthenhauch der Liebe zu berauſchenden Wohlgerüchen verfeinern, wie ſie wohl in Salons aber nicht in der ewig ſchönen Reinheit der Natur wehen. Das naturwahre, einfach ſtarke Gefühl einer Lucie oder Jeannie Deans von Walter Scott oder einer Lisbeth von Immermann würde ſich dagegen verhalten wie eine friſche Blume neben einer künſtlichen. Das männliche Auge wird überhaupt mit etwas ſchadenfroher Selbſtbefriedigung bemerken, wie die Autorſchaft nie ganz die weibliche Subjectivität vertilgen kann. Die kleine Abneigung und Geringſchätzung der Damen unter einander, zeigt ſich auch bei der Verf. wirkſam: ſämmtliche weibliche Figuren müſſen immer einem Liebling, der mehr oder weniger das eigne Spiegelbild iſt, zur Folie dienen, ſie ſind nie ſo ſchön, nie ſo jung und nie ſo vornehm als dieſer Liebling, der noch nie weniger war als eine Gräfin. —

Ulrich, ein Mann, in dem gleichſam nur wie zur Abwechſelung ein Mann die Hauptrolle übernimmt — und

wirklich iſt es auch nur ein Kleidertauſch, denn Ulrich iſt koquett, liebebedürftig, hinreißend wie eine Dame, — wird der Verf. keinen Ruhm einbringen. Sie ſollte bedenken, daß Frau von Stael nur zwei Romane überhaupt geſchrieben, und ſich nicht zur Vielſchreiberei verleiten laſſen durch das Glück ihrer frühern Erzeugniſſe, die eben nur deshalb ſo lebendig wirkten, weil ſie aus einer innern Nothwendigkeit, wie die memoirenartigen Romane der Stael, ein organiſches Leben geſchöpft hatten. Ulrich wird auch ſein Publikum finden und der Buchhändler ſeine Rechnung, daran iſt nicht zu zweifeln. Sprache und Manier der Verf. bürgen dafür, richtige pſychologiſche Bemerkungen, hübſche Gefühlsphiloſophien, lebendige Charakterzeichnungen werden die Lektüre auch für nicht gewöhnliche Romanleſer würzhaft machen, und die gewöhnlichen werden es kaum bemerken, daß eine höhere Idee, eine ernſtere Weltanſchauung ihr mangelt. Aber des Talentes der Gräfin Hahn-Hahn iſt ein ſolches Produkt unwürdig; ſie, die überall mit Eifer gegen franzöſiſche Zuſtände ſich ausſpricht, ſollte doch kein Buch ſchreiben, das ganz und gar denſelben angehören könnte, wenn auch, wie wir denn doch pflichtſchuldig bezeugen müſſen, deutſches Anſtandsgefühl überall die Feder geführt hat. Liebesintriguen in den parfümirten Kreiſen der vornehmen Luxuswelt, von koquett geputzten Modepuppen aufgeführt, ſind rein franzöſiſche Erfindungen, und es iſt ſchwer zu begreifen wie die Verf. unter dem ſchönen Himmel von Nizza, wo ſie vorliegendes Buch geſchrieben haben ſoll, nicht für menſchlichere Geſtalten begeiſtert wurde.

(Der Schluß folgt.)

Thomas Chatterton.

(Beſchluß.)

Dies Alles findet man in Herrn Püttmanns Buche lebendig dargeſtellt, freilich nicht ohne Beimiſchung ungehöriger Klagen über »Dichterloos« und »Dichterleben« wel-

che dem Genuß ſeiner Darſtellung Eintrag thun. Chatterton iſt in vielem Betracht mit Byron zu vergleichen. Ein junger Aar, dem bei ſeinem erſten Auffluge der Pfeil des Jägers Schwingen und Herz durchbohrt. Reich und edel geboren würde er vielleicht die Freude und der Ruhm ſeines Jahrhunderts und der Stolz ſeines Volkes geworden ſein, dem jetzt ſein Andenken nur eine traurige Erinnerung gewährt.

Die im zweiten Theile gegebenen Proben der Chattertonſchen Gedichte beſtätigen das Urtheil der Kritiker, welche ihn für den Verfaſſer der von ihm jenen älteren Dichtern zugeſchriebenen Dichtungen halten. »Die »Tragödie von Briſtol« iſt etwas gedehnt, der Schluß von »Nigel« und die Pointe der »Ballade von der Mildthätigkeit« ſind matt und proſaiſch. Aber das Deſcriptive dieſer Poeſien iſt vortrefflich, und ſtellenweis des größten Dichters würdig. Dies iſt überhaupt die Stärke des Poeten, und ſein Zug der Mönche über die Briſtoler Brücke würde jede Dichtung Walter Scotts zieren. Wir wollen nur einige Strophen der »Balladen« hervorheben, welche Chatterton unter dem Namen des Prieſters Rowley (1461) verfaßte. Ein Gewitter iſt im Anzuge:

Im Sommer war's, mit heißen Strahlen ſchien
Die Sonne auf die blumenreiche Flur.
Der Apfel röthete ſein fahles Grün,
Von ſaft'ger Frucht der Zweig des Birnbaums brach,
Der Stieglitz ſang den lieben, langen Tag.
Nun ſtand das Jahr in Manneskraft und Freude,
Die Erde prangt in ihrem reichſten Kleide.

Im Mittag leuchtet des Geſtirnes Glut,
Die Luft war todtenſtill, — der Himmel blau —
Als plötzlich, wie zur Schlacht, aus Meeresfluth
Ein ganzes Heer von Wolken dringt hervor,
Das zu des Waldes Kronen ſtieg empor,
Und bald der Sonne ſchönes Haupt verhüllt;
Dann ſchnell der finſtre Sturm ſich mehrt und ſchwillt.

Ein armer Pilger, krank und matt, zerrissenen Gewandes, sucht Schutz unter einer Eiche. Vergebens hat er am Schlosse des Barons um Einlaß gebeten, denn

Kalt gleich der Erd —
Ist Lieb und Mitleid die bei Großen wohnen;
Such' Lust und Eigennutz bei Rittern und Baronen.

Dieser Zug allein, um dies beiläufig zu bemerken, verräth den unglücklichen Dichter, der in seinem bittern Menschenhasse hier seine eigne Erfahrung in eine gegen »Pilger« gastfreie Zeit überträgt. Doch weiter:

Horch, wie der Donner rasselnd näher zieht!
Erst träges Rollen — dann ein harter Schlag
Die Thürme beben — doch schon grollend flieht
Das Wetter — nur des Reigen Ohr noch bangt.
Jetzt brechen Winde los, die Ulme schwankt.
Und nochmals kracht der Donner, Blitze lauern.
Die schwangre Wolke kreis't von Hagelschauern.

Der Sturm ist reif, schon fallen Tropfen schwer,
Die Wiese dampft, und schlürft sie durstig ein,
Es rennt gewitterscheu das Vieh umher,
Und von der Weide ziehn die Lämmer fort.
Nun strömt das Wasser aus der Wolken Hort,
Der Himmel öffnet sich, die Blitze schießen,
Und Flammendünste fern in Nichts zerfließen.

In dem Gedichte »Sir Roger« beschwichtigt der Dichter seine eigne Sehnsucht und seinen Ehrgeiz nach weltlicher Herrlichkeit mit dem Horazischen Gedanken: Auream quisquis mediocritatem u. s. w.; aber man fühlt dabei, daß es ihm nicht von Herzen geht. Von gleich geringem poetischen Gehalt ist die folgende Ekloge, »Elinour und Juga.« Ungleich höher stehen: die Hastingsschlacht, ein episches Fragment, voll Feuer und Leben, und die Tragödie, Aella, welche Niemand ohne lebhaftes Interesse lesen wird.

A. Stahr.

Allerhand.

von Theodor von Kobbe.

Während bisher in ganz Oldenburg nur Eine Stimme der Entrüſtung über die Malletſche Kapuzinade laut geworden iſt, hat ſich doch auch eine zu ſeinen Gunſten erhoben. Es iſt dies in einer Schrift geſchehen:

v. Kobbe gegen Mallet,

Würdigung der Schrift Theodors v. Kobbe: »Mallet als Weltrichter über Hamburgs Brand« (ſ. N° 23 der Blätter.) von Friedrich Breier. Oldenburg, 1842. Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung, (W. Berndt).

Der Autor iſt ein junger, hier am Gymnaſio angeſtellter Lehrer. Die Schrift ſelbſt, wie Alles dasjenige, was wir bisjetzt von dem Herrn Verfaſſer geleſen, durch Energie, Geiſt, aber auch durch eine nicht geringe Portion Anmaßung ausgezeichnet. Wunderbar iſt es, daß Herr Breier meinen Angriff, den mir der glühendſte Unwille aus der Seele preßte, als unhumoriſtiſch verwirft, obgleich ich gewiß meine bittere Satire gegen Mallet nie für Humor habe ausgeben wollen.

Herr Breier meint, ſobald der Humoriſt in das religiöſe Gebiet komme, ſei der Humor hin, ſein Beſitzer fürchte ſich vor ſeinem Gott und ſeiner hohen Kirche. Nur für Pater Abraham a St. Clara und Luther, anſcheinend alſo nur für Theologen, reſervirt er den Humor als Regal, indem er von dem letztern die Aeußerungen anführt:

> »Ich weiß nicht, ob ich's jetzt thät', aber das Hergott kann einen wohl ſo tolle machen;« — und — »daß er dem Herrn den Sack vor die Thüre geworfen und dieſer ihm ſeinen Philipp erhalten müſſen.«

Uebrigens habe ich zwar einen ſtarken Angreifer in Herrn Breier, aber Herr Mallet nur einen ſchwachen Vertheidiger gefunden. Denn H. B. bemerkt am Ende: »Was M. ſagt, iſt wahr, aber dennoch iſt Vieles hart. Der ganze mahnende Theil iſt nicht allein zu lang; er iſt ſtellenweiſe hart und kraß orthodox. Nach der Einleitung, als er an dieſen

Theil seiner Predigt kommt, reißt ihn die Betrachtung des allgemeinen Unglaubens zum Eifern hin, und er findet sich erst spät dahin zurück, wo er ausging u. s. w.« Die Aeußerung des Herrn Breier, daß meine Schrift eine Schandschrift sei, scheint schon gegen den guten Ton zu verstoßen, den der § 409 des Old. Strafgesetzbuches vorschreibt. Ich habe mich wenigstens wegen Rücknahme der Aeußerung nach vergeblich versuchter christlicher, außergerichtlicher Vermittlung, an das Gericht gewendet, um den jungen Herrn Verfasser oder besser gesagt, meine Mitbürger, durch ein zu statuirendes Exempel vor ähnlichen Recidiven zu bewahren.

Ein zweiter Angriff voll unfreiwilligen Humors findet sich in № 50 des Bremer Unterhaltungsblattes, und lautet:

Offenes Geständniß.

Es ist wirklich zu bedauern, daß es eine gewisse Klasse Leute giebt, die jede sich ihnen glaublich darbietende Gelegenheit ergreifen, um rücksichts- und schonungslos ihre Mitbrüder vor's sogenannte »Weltgericht« citiren zu können.

Einsender dieses las in diesen Tagen eine kleine Broschüre von Theodor v. Kobbe, welche gegen Mallets herausgegebene Predigt gemünzt war. Ueber den Inhalt will Referent kein Urtheil fällen, um sich v. Kobbe nicht gleich zu stellen, sondern es lieber dem gerechten und billigen Urtheile der Leser überlassen. Daß indessen der Herr Theodor v. Kobbe in Oldenburg mit Herrn Pastor Mallet als evangelischer Christ nicht auf gleichem Grund und Boden steht, ist vermuthlich, und daß er demnach Mallets Predigt mit traurigem Vorurtheil oder mit sogenannten »Schalk-augen« muß gelesen haben, ist glaublich; und von dieser Seite betrachtet, kann es demnach nicht befremden, wie sich v. Kobbe, ohne zu erröthen, zur Herausgabe eines solchen Heftes habe entschließen können. Doch wir wollen hiermit enden, und lieber dem Herrn Theodor v. Kobbe in Oldenburg von Herzen künftig mehr Sanftmuth und gewissenhafte Ueberlegung wünschen; den Herrn Pastor Mallet aber freundlich bitten, noch ferner wie bisher, getreu seiner Pflicht als Diener am Worte des Herrn und im Blicke auf ihn, seiner Gemeinde nichts zu verhehlen, was zum wahren Frieden führt.

Oldenburg.
Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredactoren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.
Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum

Fünfter Jahrgang.

№ 26. Donnerſtag, 30. Juni. 1842.

Kritiſche Anzeigen

v. Fr. K. v. H.

(Beſchluß.)

Die Reiſebriefe der Gräfin Hahn-Hahn geben ein erfreuliches Zeugniß, daß ſie ihre ſchönen Anlagen in einer andern Sphäre viel reicher auszubeuten vermag als im Roman. Das Weib kann nicht ſchaffen, aber ſein Auge iſt der ſchönſte Spiegel für die Schöpfung. Und ſo werden uns hier Reflexionen dargeboten, wie wir ſie noch von keiner deutſchen Schriftſtellerin gehört haben. Neben dem männlichen Scharfſinn und Kenntnißreichthum einer Stael ſteht die ächt deutſche Weiblichkeit voll Gefühl, Poeſie und anmuthiger Natürlichkeit. Die Verf. führt ihre Reiſeerinnerungen mit der beſcheidenen Entſchuldigung ein, daß ſie zu ſehr den Charakter von Privatbriefen trügen, daß man aber ſolche kleinen Züge nicht ſtreichen könne, ohne dem Ganzen das Unbehagliche, Fremde eines Zimmers zu geben, aus dem man alle Lebenszeichen der Bewohner entferne, um Gäſte zu empfangen. Zugleich geſteht ſie aber ausdrücklich und offen ein, daß die Briefe für den Druck von vornherein beſtimmt waren, nächſt dem Zwecke, den Ihrigen in der Heimath die unmittelbar niedergeſchriebenen Eindrücke ihrer Reiſe wiederzugeben. Es wäre auch bei dem Schriftſtellerrange der Verf. unwahr und unpaſſend geweſen, ſich hin-

ter die abgedroſchene Ziererei zu verſtecken, als habe man nur dem Zureden der Briefempfänger nachgegeben ꝛc. und drucken laſſen, was nie in der Abſicht geſchrieben ſei, oder wie die Redensarten heißen mögen, mit denen die gern gedruckt- und genialfeinwollenden Damen ihre ſchönen Gefühle in die Leſewelt zu ſenden pflegen. Freilich ſcheint die Gräfin ſelbſt eben nicht ſehr von ihrem Schriftſtellerrange befriedigt zu ſein; denn ſie ſagt einmal in komiſchem Zorn nach Leſung einer Unzahl Buchhändleranzeigen: »Ich, mit meinem tiefen Widerwillen gegen die Rotten, fühle mich zuweilen ſo gedemüthigt, dieſer allgemeinen Muſenbegünſtigung theilhaftig zu ſein, daß ich auf meine eigne Hand roth werde.« Dieſe Aeußerung iſt vielfältig übel genommen worden; es iſt wahr, ſie klingt etwas hochmüthig, es iſt jedoch noch beſcheiden, daß die Verf. ſich nicht über die Rotten erhaben dünkt. Man könnte auch tadelnd ausrufen: aber das Schickſal Menſch zu ſein, haben die Dichter doch mit Allen gemein, wenn es nicht eben recht menſchlich wäre, Mißgeſchick mit Vielen, Gunſt aber mit möglichſt Wenigen theilen zu wollen! Und welche Autorſchaft hätte ſich nicht ſchon von einem ähnlichen ſtolzen Verdruß bedrängt gefühlt, unter der großen Menge der Literaten ſich Bahn brechen zu müſſen heut zu Tage, oder in ihr unbeachtet, und was noch ſchlimmer und öfter der Fall iſt, mit ihr verachtet zu bleiben. Aber noch iſt die Sache nicht ſo gefährlich als ſie ſcheint; die Ehre ein Dichter zu ſein, iſt in Deutſchland noch ſo groß, daß ſie ſich Niemand ſelbſt beilegen darf, ſo wenig wie eine Schönheit ſich ſelbſt ſchön nennen wird. Jeder kann ſich als Maler, Bildhauer, Gelehrter (obgleich E. M. Arndt ſich noch kürzlich naiv entſchuldigte über dieſe von ihm gebrauchte Bezeichnung ſeines Standes) einführen, aber niemals als Dichter, und dies iſt ein ſchöner Zug deutſcher Beſcheidenheit und deutſcher Poeſie-Hochſchätzung, der bewahrt und geachtet werden ſollte von Jedermann. Unſere Gräfin hier, ſpricht zwar auch einigemal: »wir Dichter« und auch mit etwas ſtolzer Wichtigkeit von der Entſtehung einiger ihrer Gedichte, aber ſie ſucht doch ſchnell wieder in

Scherz oder allgemeine Reflexionen überzugehen. Eine derſelben ſchließt ſie mit einem Anflug von ihr ſehr wohlkleidendem Humor: »Du weißt hoffentlich, daß wenn ich ſage: der Menſch, ſo meine ich mich. Ich mag nur nicht immer ich ſagen, das klingt ſo impertinent.« — Ebenfalls etwas erzürnt iſt die Verf. über die Rezenſenten, die von ihr geſagt hätten, ſie ſchreibe wie ein Mann. »Man zeige mir einen Mann, der ſchreibt wie ich! ruft ſie aus, und ſcheint mit weiblichem Stolze nicht einſehen zu wollen, daß jener Rezenſentenausſpruch, ob er nun gut oder böſe gemeint war, als ein factiſches Lob auszulegen wäre, und als ein wohlbegründetes; denn ſchon allein durch ſo viel poſitive Kenntniſſe und ſelbſtſtändige Urtheile, wie die Verf. in ihren Reiſememoiren, in »Jenſeits der Berge« und den vorliegenden, entwickelt, muß das Gepräge derſelben ein männliches werden, und hätte ſie L. Schücking's »poetiſche Frauen« geleſen, ſo würde ſie ihren Genius nicht ungerecht beurtheilt glauben, ſondern ein Symptom ſeiner Weihe als ausgeſprochen annehmen. Denn jede ächte Dichterin muß männliche Elemente, und jeder ächte Dichter weibliche beſitzen, nach Schückings Dichterphyſiologie. Der Aufforderung der Verfaſſerin gemäß, ihr einen Mann zu zeigen, der wie ſie ſchriebe, hieße ſie der Nachahmung zeihen. — Aehnlichkeiten ließen ſich wohl hin und wieder nachweiſen z. B. die zartern Anſchauungen und die beſten Landſchaftsbilder des Fürſten Pückler-Muskau verrathen einige Verwandtſchaft mit der Pinſelführung der Gräfin, wobei wir uns aber ausdrücklich verwahren müſſen, nicht etwa hier an ſo manche ſeiner gefühl-, anſtands- und geſchmackloſen ſchlüpfrigen Darſtellungen in dem ſüdöſtlichen Bilderſaal erinnern zu wollen. Es wäre dies ein Vergehen an der ächten Frauenſchöne, der Phantaſiereinheit, welche die Gräfin Hahn-Hahn bei aller Gluth und Kühnheit ihrer Schilderungen beſitzt und nie, auch nicht in dem Romane, der ſonſt leider ſo oft als dazu privilegirt ſcheint, verletzt. Dem Fürſten Pückler bleibt jedoch das unbeſtreitbare Verdienſt vor allen ſeinen Nachfolgern, als da ſind die Gräfin Hahn, Theodor Mundt, Lau-

be u. ſ. w., daß er zuerſt die breitgetretene Heerſtraße der Reiſeliteratur verlaſſen hat, um querfeldein den anmuthigen Blumenpfaden der Phantaſie zu folgen, wobei ihm vielleicht nur der längſt vergeſſene Thümmel wie ein verlockendes Irrlicht vorgeſchwebt haben mag. Deßhalb geräth er auch wohl zuweilen in Sümpfe und ſchlüpfrige Stellen. Theodor Mundt hat zwar auch noch vor Kurzem faſt dieſelben Orte beſucht wie die Gräfin Hahn, und macht ſchätzenswerthe philanthropiſche Betrachtungen im Bagno und literarhiſtoriſche im Languedoc. Aber gegen ihn verhält ſich unſere Verf. recht v iblich, müſſen wir ihr zum Troſte und ihm vielleicht zum Lobe ſagen; ſie weint im Bagno, und ſpricht ächte Poeſie über die verſchollene Redeweiſe vom Lande d' Oc, wobei ſie aber dennoch Zeit gewinnt, recht vollſtändige hiſtoriſche Rahmen für ihre Bilder der Troubadoure und der ritterlichen Könige aufzuſtellen. Auch wird ihr kein Mann die laut und ſchön gefühlte Frühlingsſehnſucht und die wunderbar liebliche Träumerei am Meere, die in dem Eden von Nizza über ſie kamen, nachzudichten im Stande ſein. Auch nicht ſo allerliebſte lebensfriſche Genrebildchen wie das von der Schönheit der Linzer Frauen und Mädchen, die am Brunnen ausruhend vom Liebſten plaudern, und das des jungen Andaluſiers auf buntgeſchmücktem Pferde, ſeine Querida (Geliebte) vor ſich im Sattel haltend, wird je eine Männerhand ſo zart malen können; und eben ſo wenig mit ſolch ſchöner Wortmoſaik das märchenhafte Steinwunder des Alhambra ſo treu nachzubilden vermögen, wie es hier der Verf. ohne alle Mühe gelungen zu ſein ſcheint. Laſſen wir ſie dies mit eignen Worten belegen: »Wer hier (im Alhambra) an den Tempel zu Päſtum oder an St. Peter oder an den Straßburger Münſter denkt, der wird ſich ſehr getäuſcht finden. Hier ſind nicht die ernſten zarten Linien der griechiſchen, oder der ſtolz geſchwungene Bogen der neurömiſchen, oder das tiefſinnige Gewölbe der gothiſchen Baukunſt, bei alle dieſen Architekturen ſcheint das organiſche Leben das Vorbild geweſen zu ſein, die Säule mahnt an die Palme, der Pfeilerbündel an die Aehrengarbe.

Hier iſt Kriſtalliſation! Phantaſtiſch, wie der Winter ſie an ine Fenſterſcheibe haucht, geheimnißvoll, wie ſie im dunklen Felſen ſich ausbildet, klar und fein wie die Menſchenhand, ihr nachahmend, den Edelſtein facettirt..... Man denkt an Zauberformeln, an magiſche Zeichen, an aſtrologiſche Bedeutungen, wenn man dieſe wunderſamen, unüberſehlich wechſelvollen in Stein geprägten Arabesken verfolgt, die ſich wie Wolken, wie Gedanken, wie Träume, wie Alles, was unerfaßlich iſt, jagen, ranken und verſchlingen und doch auf eine Grundform zurückzuführen ſind.«

In der Politik und im Franzoſenhaß tritt die Verf. ziemlich keck auf. Da aber ein derartiges Intereſſe und kräftiges Ausſprechen ſich ſo ſelten bei Damen findet, ſo möchten wir es lieber lobend als tadelnd anführen, wenn es auch zuweilen ein wenig zu männlich klingt. Varnhagen von Enſe ſcheint ihr etwas Aehnliches haben ſagen wollen, wenigſtens erzählt die Gräfin in ihrer anmuthigen Weiſe: »Herr von B. ſagte mir auf eine ſehr liebenswürdige Art, nachdem er »Jenſeits der Berge« geleſen, ich ſei trotzig? Ach ich Arme! finden Sie das denn auch? Wie käme ich wohl zu Trotz? Sage ich denn nicht immer: ich glaube oder ich meine? Freilich das, was ich meine oder glaube, ſage ich rund heraus. Wenn ich nicht mein franc-parler haben ſoll, ſo ſchweige ich lieber ganz und gar.« — Aehnliche ſubjective Zwiſchenbemerkungen finden ſich häufig eingeſtreut und verleihen der Erzählungsweiſe eben ihre eigenthümliche Friſche und Natürlichkeit. Man fühlt ſich davon gefeſſelt wie von einem lebendigen Zwiegeſpräch. Die Reiſe wird nicht beſchrieben, ſondern eine Quinteſſenz ihrer Eindrücke wird uns auf die geiſtreichſte Weiſe dargereicht. Es iſt über Spanien ſchon Vieles geſchrieben, wovon A. V. Hubers ſpaniſche Skizzen unſtreitig das Beſte ſind; dennoch müſſen wir aber zum Schluß ſagen, Spaniens ſchöne ſüdliche Phyſiognomie mit ihren tauſend Reizen iſt nirgends ſo intuitiv aufgefaßt, ſo lebensvoll wiedergegeben als durch die Hand der Gräfin Hahn; ſie hat die Farben zu ihrem warmkolorirten Bild aufs glücklichſte zu miſchen gewußt aus dem na-

türlichen Reichthum des ſchönen Landes, wo die Luft dem Atlas und Sammt gleicht, wo die Sonne Abend's wie geſchmolzener Rubin ins Meer ſinkt, wo ſüßduftendes Heliotrop ſo dicht wie deutſches Moos die Erde bedeckt, wo Guitarren und Caſtagnetten nächtlich ſchwirren, Nachtigallen in dichten Orangenalleen jubeln und die Balkons mit Blumen und Frauen geſchmückt ſind.

Juriſtiſche Bemerkungen und Anekdoten,

aus dem Leben gegriffen von C. D. v. W.

1. Die Sitzungen deutſcher Gerichtshöfe, bei denen jeder ſeine Acten und ſeine Meinung ſchon geſchrieben vor ſich liegen hat, haben durchaus etwas Eingeſchneites und Eingefrornes, und der Verbrecher, der ſein Urtheil empfängt und hier zum erſten Male ſeinen Richtern perſönlich vor Augen kommt, erſcheint nur wie ein Actenſtück, deſſen Anblick keine menſchliche Mitleidenſchaft entzündet, oder höchſtens ex post, wenn es zu ſpät iſt.

2. Der Eindruck, den ein Verbrecher durch ſein ganzes Benehmen und beſonders durch ſein Geſtändniß auf den Unterſuchungsrichter macht und wodurch dem letztern Gelegenheit gegeben wird, einen tiefen Blick in das Innere des Verbrechers zu werfen, geht für den urtheilenden Richter, der bloß Acten lieſt und den Verbrecher nicht vor Augen bekommt, ganz verloren. Daher iſt denn nicht bloß ſein Urtheil kalt, ſondern auch ſeine Entſcheidungsgründe ſind es.

3. Wie leicht vergißt der deutſche Criminalrichter über der That den Verbrecher, den Menſchen.

4. Es wäre zum Umkommen, wenn ein Beamter ſtets und allezeit abſtrakt richtig und genau nach allen For-

men handeln ſollte, oder thut Jemand alſo, ſo iſt er ſicher ein unfruchtbarer Pedant.

5. Die Macht Vorſchriften geben zu können iſt zu lockend, als daß ſie nicht auch oft geübt würde, wo nur die Freude des Beſitzes ſolcher Macht und die Luſt ihrer Uebung alleiniges Motiv iſt.

6. Ein wegen eines Funddiebſtahls Angeklagter erklärte zu ſeiner Exculpation ächt ſophiſtiſch:

1) er habe die Flinte nicht gefunden, ſondern nur beim Schlöten aus einem (trocknen) Graben aufs Ufer geworfen;

2) er habe ſolche nicht verkauft, ſondern nur geſtattet, daß ein Vorübergehender dieſelbe für 1 Louisd'or, welchen jener ihm gegeben, mitnehme.

7. Ein Inquiſit, einem Zeugen gegenübergeſtellt, leugnete durchaus je mit demſelben zuſammengetroffen zu ſein, bis Zeuge den Inq. daran erinnerte, daß letzterer auch noch Holländiſch mit ihm geſprochen habe. Dieſe Erwähnung ſchien der Eitelkeit des Inq. zu ſchmeicheln, der nunmehr unter ſchmunzelndem Lächeln die ihn ſehr genirende Ausſage des Zeugen einräumte.

(Der Schluß folgt.)

Gertrud von Waldheim;

ein Trauerſpiel. Eutin, 1812.

An dieſem Trauerſpiel iſt nichts ſo ſehr auszuſetzen, als daß es eben ein Trauerſpiel iſt. Ein Mädchen, das um ihren Vater zu retten ihren armen Geliebten aufgiebt, und ſich einem reichen Grafen verlobt, dann aber, als der Geliebte im Freiheitskampfe (1813) fällt, ſich das Leben nimmt, — dieſer Familienjammer, wäre der Hergang auch beſſer motivirt als er iſt, verſchwindet in dem Siegesjubel einer Zeit, wo über Hunderttauſende von Leichen die Weltgeſchichte daherſchreitet. Sonſt kann man das Drama ſelbſt, in vielem Betracht vor gar manchen neueren dramatiſchen Erſcheinungen loben. Namentlich

ſind die Volksſcenen und Lageraufſtritte, wo die Proſa vorherrſcht, voll Leben und Bewegung, und für die Darſtellung durchaus geeignet. Der Kampf und das Durcheinanderſpielen von Philiſterei und Begeiſterung treten klar und ſcharf hervor. Manche Stellen ſind ſelbſt nicht ohne komiſche Kraft, und der Verf. würde ohne Zweifel ein gutes Drama zu Stande gebracht haben, hätte er überall ſtatt der hochtönenden Jamben die Proſa angewendet, und das Leben und die Conflicte der Zeit ſtatt jener Liebesaffaire in den Vordergrund gehoben. Ein heiterer Ausgang aber war in dieſer Sphäre des Lebens unerläßliche Bedingung für die Theilnahme des Leſers und Zuſchauers. So wie es jetzt iſt, zweifeln wir, daß es ſich Eingang auf der Bühne verſchaffen wird, und dazu iſt doch das Drama beſtimmt, und nicht zur Lectüre. Die Zeit jener ungeheuren Bewegung iſt noch lang nicht von uns dichteriſch ausgebeutet, und grade jetzt wäre es der Zeit, daß ſich die Poeſie der zahlloſen Stoffe bemächtigte, die durchtränkt mit dem Odem der Freiheit in der Geſchichte jener Tage ſo reichlich vorliegen

_

Bekanntmachung.

Nachſtehendes Schreiben bringe ich zu Ehre des Herrn Verfaſſers wie zu meiner Genugthuung dem Publikum mit dem Bemerken zur Kunde, daß P. P. ich hienach meinen Strafantrag vor Gericht gegen Herrn Breier zurück genommen habe. Th. v. Kobbe.

Ich höre, daß Sie durch meine Schrift Ihre Ehre gekränkt und ſich perſönlich beleidigt glauben. Obgleich es in meiner Schrift zu Tage liegt und durch das Urtheil von Männern, die ſich zu Ihren nächſten Freunden zählen, beſtätigt iſt, daß ich nur die Sache im Auge gehabt und, was ich geſchrieben, lediglich gegen Ihre Schrift gerichtet habe, die nun einmal öffentlich dem Publikum vorlag, und obgleich es ſich im Grunde von ſelbſt verſteht, (wenn auch leider die Erfahrung oft das Gegentheil beweiſt) daß literariſche Kritiken nur die Sache angehen: ſo gebe ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung doch gern und bereitwillig noch die beſondere Erklärung, daß ich in meiner Schrift auch mit keinem Worte Ihrer Perſon und Ihrem Charakter zu nahe getreten bin oder habe zu nahe treten wollen; vielmehr geht aus meinen Worten: »Und das kann Theodor von Kobbe ſagen!« meine Achtung vor Ihrem Charakter als Menſch und Schriftſteller deutlich hervor.

Indem ich Ihnen dies bereitwillig erkläre, ſtelle ich Ihnen zugleich frei, davon beliebigen Gebrauch zu machen.

Hochachtungsvoll und ergebenſt

Oldenburg, d. 22. Juni 1842. Fr. Breier.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 27. Donnerſtag, 7. Juli. 1842.

Zwei Geſchichten von einem Halbmeiſter

von Th. v. Kobbe.

Vor einigen Jahren lebte hier ein junger lebensfroher Mann, der ſich nicht leicht etwas anfechten ließ, dem Leichen, Geiſtergeſchichten bei Abend, Kirchhöfe bei Nachtzeit, und dergleichen als Grauen erregend geltende Dinge, ſo gleichgültig waren wie einem Oldenburger eine Ruſſiſche Ukaſe, den ich aber doch mehre Male am Tiſche während des Geſpräches erblaſſen und bald darauf zur Thür hinaus wanken ſah. Die Wirkungen waren ſich ſo gleich, ſo urplötzlich, daß ich auf eine gleiche Urſache ſchließen mußte. Ich ſchlug das Buch der Erinnerungen bei allen drei erlebten Fällen auf, und fand, daß jedes Mal das Wort Halbmeiſter, wenn auch nur ſo ganz zufällig und beiläufig, ausgeſprochen war.

Ich wollte mich deſſen aber vergewiſſern. Als er mir am andern Tage zu Pferde begegnete und mich grüßte, bemerkte ich ihm, wenn er etwas eile, ſo könne er noch den Halbmeiſter einholen, der ſingend mit Frau und Kind, ſo eben von der Stadt nach Hauſe fahre und einen guten Tag gehabt haben müſſe.

Dies hören, erblaſſen, umkehren und mit verhängtem Zügel davon jagen, war bei dem Angeredeten das Werk eines Nu.

Am Abend traf ich ihn in seinem Hause. Er zog mich bei Seite und bemerkte mir: »Sie haben meine schwächste Seite ausgeforscht, ich gestehe es Ihnen,« versprechen Sie mir aber, daß Sie, so lange ich lebe, keinen Gebrauch davon machen, und mich nicht dem Spott anderer Leute überantworten wollen. Ja ich fürchte nichts als den .... Meister, ich mag das Wort nicht einmal aussprechen.

»Nun halb haben Sie es doch gethan.« — Ich verstehe Sie aber so schon und gelobe Ihnen die verlangte Verschwiegenheit. Aber jetzt erklären Sie mir doch die Ursache, ich brenne vor Neugierde. »Sie ist sehr einfach« versetzte der gute E. — »Sehen Sie, mein Vater war Wirth auf dem Lande, ein unbeugsamer dabei jähzorniger Mann. Einst war der, »Ha — »Halbmeister,« fiel ich hülfreich ein. »Richtig, in des Vaters Haus gekommen und hatte dort Branntwein und Bier begehrt. Der Vater hatte beides als gegen seine Ehre streitend verweigert, der Kerl war grob geworden, und die Sache hatte damit geendet, daß mein Vater den Menschen durch Knechte und Hunde hatte aus dem Hause hetzen lassen. Dies hatte aber einen bösen Proceß gegeben, den der Vater durch alle Instanzen geführt, der aber am Ende zu seinem Nachtheile entschieden war, wodurch der begüterte zu einem weniger als mittellosen Mann wurde.«

Ich war noch sehr klein als die letzte gerichtliche Entscheidung anlangte. Indessen noch immer stehen mir des Vaters kirschbraunes Gesicht, und sein zornfunkelndes Auge vor der Seele. — Er schwur dem Räuber seines Vermögens eine glühende Rache, und wenn ich auch kein Beispiel anführen kann, daß er sie in Vollzug gesetzt, so impfte er doch uns Kindern, wenigstens, einen unvertilgbaren Abscheu ein, der noch jetzt mich vor mir selbst lächerlich macht. Bei allem Unglück bei allem Schrecklichen hieß es — das hat der Sch — gethan und die Furcht dem überantwortet zu werden, brachte uns mitten im Schreien zum freundlichsten Lächeln. Und die alte Angst ist bis auf den heutigen Tag geblieben, vielleicht noch dadurch erhöht, daß bei dem Aus-

ſprechen des Namens allezeit ſich das Bild des zornentbrannten Vaters, vor meinen Augen zeigt.

Ich glaube, daß dies vorſtehende Erlebniß, dem ich nach meiner Weiſe kein Quentchen aus dem Reich der Phantaſie hinzu geſetzt habe, meinen Leſern als ein Beweis, welch' eine ungeheure Macht die erſten Jugendeindrücke üben können, nicht unintereſſant ſein wird. Ein zweite Erzählung von dem Zuſammentreffen mit Freiknechten kann ich aus eigner Erfahrung liefern.

Ich befand mich vor mehreren Jahren, gleichviel an welchem Orte, im Spätherbſte in einem Kaffeehauſe auf dem Lande, das etwa gleichweit von der Stadt wie von der Halbmeiſterei entfernt lag. Bei meiner Rückkehr war es ſo dunkel, daß man kaum die Hand vor Augen ſehen konnte. Vor dem Kaffehauſe theilten ſich die Wege nach den oben bezeichneten Richtungen, unglücklicher Weiſe verfehlte ich den meinigen. — Nachdem ich etwa eine halbe Stunde gegangen war, belehrte mich ein ſtarkes Hundegebell wie das rauhe Anrufen einiger Knechte, daß ich nicht in der Nähe der Stadt, ſondern vor dem Hauſe des Waſenmeiſters ſei. —

Ich trat hinein. Auf der Diele kam mir die Frau vom Hauſe mit einer Thranlampe entgegen, durch deren Schein ich mehre Hunde einiger Freunde erkannte, welche wegen Räude oder anderer Uebel zur Heilung hierher gethan waren. Die Hunde, von denen ein mir ſehr zugethaner mich bei dem Zipfel des Weinkleides an ſeinen Futtertrog zog, vermuthlich damit ich ſeinem Herrn verkünde, wie ſchlecht er es habe, — kamen mir wie vierbeinige Geiſteskranke vor. Einige murrten, andere lagen, apathiſch da, andere machten Kapriolen, aber jeder nur für ſich. Alle traute Hundegemeinſchaft war aufgehoben.

Der Waſenmeiſter lag erkrankt zu Bette. In der Ferne ſaß das ſchönſte Mädchen, das ich faſt erblickt bei einer Thranlampe und nähte das feinſte Weißzeug. Noch bis auf dieſe Stunde iſt es mir unbegreiflich, daß ich mich nicht nach dieſem Bilde erkundigt habe.

Ich hatte von einigen Herrn gehört, daß der Halbmeiſter ſo erſtaunlich billig mit ſeinen Hundekuren ſei, und da ich erfuhr, daß er als ein geſegneter Familienvater ſeine große Laſt habe, ſo forderte ich ihn auf dieſen Verdienſt durch Erhöhung ſeiner Preiſe zu verbeſſern. Der Mann lehnte dies aber mit den Worten ab, »ich kann es nicht über das Herz bringen mehr zu nehmen als mir zukommt.« — Als aber die Rede darauf kam, daß die Scharfrichterei von ſeinem Geſchäfte getrennt ſei, äußerte er ſeine Betrübniß darüber: »Das glaube ich,« meinte er, »wenn ich auch das Köpfen hätte, dabei iſt noch etwas zu verdienen.«

»Alſo Ihr könntet einen Verurtheilten wirklich um einen Kopf kürzer machen?«

»Das wäre der Mühe nicht werth.« —

Ich variirte noch mehre Male das Thema über zu erhöhenden Hundearztlohn, mit dem über das Decolliren. Immer dieſelben Antworten: »Das kann ich nicht über das Herz bringen. — Das wäre der Mühe nicht werth.«

Eine Laterne war nicht vorhanden. Der Sohn der villa verſprach mich zur Chauſſee zu geleiten, von wo aus das Zuhauſefinden nicht mehr ſchwer war. Ich folgte ihm.

Vor der Thüre rief ſein Kamerad, der Sprößling eines Waſenmeiſters aus C., welcher hier Lehrling war. — »Ich gehe aus Plaiſir ein wenig mit.«

Der eine ging vorne, der andere hinten. So ward ich von zwei Freiknechten auf den rechten Weg gebracht.

»Ich will Euch eine Geſchichte erzählen,« unterbrach ich mein ſchweigendes Gehen. »Ich bin ein geborner Holſteiner, woſelbſt man in frühern Jahren das Vorurtheil hatte, die Halbmeiſter ſeien nicht ſo gut wie andere Leute. Das verdroß den däniſchen König, er entſchloß ſich daher, die Halbmeiſter, ſo zu ſagen »ehrlich zu machen.« Allein dieſe hatten Wind von dem bekommen, was der König mit ihnen vor hatte, und reichte eine Supplik in Kopenhagen ein, damit der König dieſes Vorhaben nicht ausführe, weil, wie ſie meinten;

»dann jeder Esel und Schaafskopf Halbmeister werden könne.« *)

Ich hatte die Erzählung kaum beendet, als beide Freiknechte trotz der Dunkelheit zu springen zu tanzen und juchheben anfingen, und mir versicherten dies sei die schönste Historie die sie je gehört.

Nur sehr widerstrebend nahmen sie bei der Chaussee ein kleines viaticum von mir, indem sie versicherten, diese Geschichte sei ein Botenlohn für hundert Meilen.

Juristische Bemerkungen und Anekdoten,

aus dem Leben gegriffen von C. D. v. B.

(Beschluß)

8. Jemand wegen Jagdfrevels verurtheilt und demnächst im Wege der Gnade um Ermäßigung der Strafe nachsuchend, stellte vor: wie er bloß um die Hasen, die seine Kohlpflanzen abgefressen, bange zu machen, geschossen und dabei das Unglück gehabt habe, zu treffen und leider sogar zwei auf einmal.

9. Eine That, deren künftige Begehung man sich vorab berühmt, bleibt leicht ungeboren, oder ermangelt der Energie. So kam in einer Untersuchungssache vor, daß Jemand sich also erklärt hatte:

»Gott verdamm mich, nun will ich mich gegen die Dragoner setzen«

und nun bestand seine That darin, daß er sich als ein Schreihals, ohne Gebrauch seiner Füße, von den Dragonern wegschleppen ließ.

*) Ein herrlicher Trost, der auch manchem andern in seinem Leben bei mühsamer und gedrückter Stellung zu Gute kommt.

D. R.

Der bon sens des Richters.

10. Es ist schlimm, wenn die Staatsautorität, statt sich da, wo es sein muß, sofort ohne viel auf die entgegenstrebenden Worte der Entrüstung zu achten und zu hören, geltend zu machen, schwach zurückzieht und gereizt und empfindlich, zum Schutze gegen den längst vergangenen Moment und die so natürlich, augenblickliche Widerwilligkeit des Einzelnen, die — Strafgewalt zu Hülfe ruft, und diese nun die Gespenster-Widersetzung — Amtsehrenbeleidigung — Eigenmacht usw. eilfertig, zauberisch vor seine Schranken ladet.

In Betreff solcher Empfindlichkeit und Gereiztheit giebt es denn aber gar keine Gränzen mehr und namentlich liegt es in der Natur der abstrahirenden Reflexion, die der Richter verwendet, an dem Faden der Consequenz immer weiter und weiter sich nachziehen zu lassen, oder vielmehr sich selbst scharfsinnig zu vertiefen, so daß am Ende jede irgend nur etwas brutale, rohe, ungezogene, zornige, widerspänstige und leidenschaftlich unbesonnene Aeußerung oder Benehmungsweise, vor Gericht stehen, sich rechtfertigen und Strafe erleiden muß — also zuletzt nur das erstorbene und verdorbene Leben — das Todte, die Berechtigung hat, zu gelten (pereat mundus), denn das Leben in seiner rohen Kraft und Fülle wird nie von seiner Natur scheiden (naturam expellas furca, tamen usque recurret). Allein gegen jene Abstraction hat doch auch das concrete Leben seine Berechtigung und darf nicht vergebens an die andere Regel appelliren: »leben und leben lassen.«

Schwer ist es freilich innerhalb des richterlichen Berufes sich stets zur rechten Zeit der zersetzenden Kraft seines Urtheils bewußt zu werden, schwer in den fließenden Strom der Consequenz hineinzutreten und zu sagen: »hier muß es aufhören!« Aber es muß doch irgendwo einmal geschehen und irgendwo unmittelbar von einem richtigen Taktgefühle (bon sens) aus, abgebrochen werden — und ist daher nothwendig, daß der Richter eben dieses Takt-

gefühl ſorgfältig in ſich bewahre und lebendig erhalte, wenn überall die Gerechtigkeitspflege eine ſegensvolle ſein ſoll.

11. »Der Rigorismus in unbedeutenden Sachen, bemerkte ein Defenſor ſehr richtig, verfehlt ſeinen Zweck und verſöhnt die Gemüther mit den beſtehenden Staatsgeſetzen und Staatsanſtalten nicht nur nicht, ſondern erbittert ſie dagegen.«

Kritiſche Anzeigen

von A. X. Mayer.

1. Sommerblumenſträuße von L. Rellſtab, zwei Theile. Leipzig bei Köhler 1812.

Die »Sommerblumenſträuße« ſind ſechs artige, »den holden Frauen« gewidmete Erzählungen. »Ich bringe ſie den Frauen, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede. Was ſollen die Männer damit? Laßt uns ein aufrichtiges Wort mit einander ſprechen, Freunde. Wir leſen einander nicht mehr. In unſerer tauſendfach ſtrebenden und lebenden Zeit, wo bleibt da dem Einen Muße, mit dem Andern vertraulich zu verkehren, wie es ſonſt der Fall war! — — Wir haben alle zu viel zu thun, ſind die Laſtthiere der Zeit, ſtatt auf ihren Flügel getragen zu werden. — — Das ganze Treiben ſieht mir oft aus, wie der Rückzug der Franzoſen aus Rußland. In einer Wüſte, wo nichts warm wird, kein Fuß, kein Herz, kein Kopf, rennt Alles nur nebeneinander hin, um das ſelbſtſüchtige Ziel zu erreichen. — — Freunde, die glänzenden Siege liegen hinter uns! Wir ſind auf dem Rückzuge.«

Es kann nicht der Zweck dieſer kurzen Anzeigen ſein, das vorſtehende Wort des wackern Mannes näher zu beleuchten. Aber aufmerkſam ſoll wenigſtens auf das ehrliche Geſtändniß gemacht, und daneben die Behauptung aufgeſtellt werden, daß die ſchöne Literatur nicht bloß auf dem Rückzuge befindlich ſei. Romane, wie Moſen's Congreß von Verona, der die lebendigſten Intereſſen der Zeit in ſich auf-

genommen hat, gehören dem Fortſchritte an, und werden auch von Männern begierig geleſen werden.

Die Sommerblumenſträuße zerfallen in Bouquets von ſehr verſchiedener Art. »Miller und Müller« und »die Kameraden« die hiermit auch den Männern empfohlen ſein mögen, ſind recht komiſcher Natur. »Die Strandbewohner« ſind ein liebliches Seeſtück aus dem Norden, »Elvira« ein mitunter etwas frivoles Bild aus den ſpaniſchen Kriegen zur Kaiſerzeit. »Berghold iſt die Liebſchaftsgeſchichte eines Ritters mit einer Nixe. In der Erzählung, die den Titel »aus Heinrichs Denkwürdigkeiten« führt, giebt endlich der Dichter ein paar ſchreckliche Tage aus dem Leben eines holländiſchen Seemanns.

(Der Schluß folgt.)

Notizen

von Theodor von Kobbe.

Zu denen, welche ſich ein vorzügliches Verdienſt bei dem unglücklichen Hamburger Brande erworben, gehört vor allen ein Gemmiſſionär Doſe auf dem Schulterblatt, welcher während dritthalb Tagen und Nächten mit ſeinen Pferden und Knechten unabläſſig bemüht geweſen iſt, Menſchen und Meubeln an ſichere Orte zu bringen. Am letzten Abende hat Frau Doſe für zwanzig Geflüchtete ein Abendeſſen bereitet, alles natürlich unentgeldlich und mit der größten Herzensfreudigkeit.

Alle die erſten Buchhandlungen Hamburgs ſind durch die Flammenmuth zerſtört. Wie aber iſt es denn mit Hamburgs Schriftſtellern? Iſt keiner von ihnen abgebrannt oder waren ſie es ſchon alle vor dem fünften Mai?

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 19 ß Cour. feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 21 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle mobilibl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das mobilibl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Mitredacteuren:

Theodor von Kobbe. Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 28. Donnerstag, 14. Juli. 1842.

Eine Expectoration

von Th. v. Kobbe

»In seiner Schrift«
Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider Deinen Nächsten: Ein Wort über Adolf Stahrs Wort von F. Mallet Pastor Primarius zu St. Stephani in Bremen,
die übrigens einer Aalsuppe ohne Aale vergleichbar ist, weil sich in der Stahrschen Schrift keine Idee von falschem Zeugniß findet, steht folgende beißende Stelle, welche gegen unsere Priester der Musik gerichtet ist, um die von Stahr behauptete große Theilnahme der Nationen an dem Hamburger Brande zu widerlegen.

> »Stahr hatte sogar in seiner Nähe Gelegenheit zu beobachten, wie dieses Eine, Große Ungeheure nicht einmal im Stande war, in Oldenburg eine Differenz zwischen dem dortigen Gesangverein und dem Dirigenten der Hofcapelle auch nur einen Tag zum Besten eines für die Abgebrannten zu haltenden Conzerts zu beseitigen.«

Das ist eine malitiöse antioldenburgische Argumentation, die leicht widerlegt werden könnte. Wir wollen aber uns begnügen, Mallet zu erwiedern, daß Gesangvereine keine Nationen sind, und daß Eine Schwalbe keinen Sommer macht.

Uebrigens iſt es mit dem ganzen Streit ſo ziemlich zu Ende und das iſt mir herzlich lieb. Ich habe nur dem Bußprediger ſeine unpaſſende Rede verweiſen wollen, als Werkthätigkeit, und nicht Buße, an der Zeit war. Fanatiker wie Mallet, können bei ſolchen Gelegenheiten aber nur durch den Spiegel der Lächerlichkeit unſchädlich gemacht werden. Mit logiſchen Gründen da ſtreiten, heißt Oel in das Feuer gießen, daher meine Satire, die ich mit hohem heiligen Ernſte ſchrieb, ohne Mallets Charakter, von dem mir nichts Nachtheiliges bekannt iſt, ohne ſeinem Herzen und Verſtande, die, wenn ſie im Einklange ſtänden, gewiß unſere Freude und Bewunderung erregen würden, zu nahe zu treten. Und ſo nehme ich denn auch das einzig ſcharfe Wort meiner Rede »Kapuziner« zurück, worunter ich nur einen unberufenen Bußprediger verſtanden.

Das Wort ramaſſirt glaube ich nicht revociren zu müſſen, ich wollte ich wäre es ſo ſehr wie Herr Mallet, der ja auch geſteht, daß er, wenn Hamburg ſo nahe bei Bremen wie Oldenburg gelegen, er Kirche und Predigt vergeſſen und mit den Männern ſeiner Gemeinde hingeeilt wäre zu helfen und zu retten. Und doch hat mir das ramaſſirt beſonders beim geringen Mann ungemein geſchadet. Weinend kündete mir ein ſolcher ſeine Freundſchaft mit den Worten auf. »Kapuziner!« dat laht hen gahn aber ramaſſehrt dat iß to dull, man mut kechnen Krêpel ſihn Gebrekken vör ſchmiten. (Kapuziner, das laſſe ich noch hin gehen aber ramaſſirt, das iſt zu toll, man muß keinem Krüppel ſein Gebrechen vorwerfen.)

Ich habe von meiner Neigung, populär zu ſein viel verloren. Ich dachte an den Ariſtides und an den Scherbenmann, und obgleich ich dem erſten nur darin gleiche, daß ich ſeinen Lieblingsſpruch als den meinigen, das Motto meiner Zeitſchrift im Buſen trage, ſo gab ich dem Mann doch halb Recht und entſchuldigte mich gar nicht.

Ueberhaupt habe ich mit meiner Schrift recht die Fabel vom Vater, Sohn und Eſel durchgemacht. Erſt Bewunderung, hernach Tadel, dann ſogar Sympathie für Breier

und Mallet, und endlich theilweise wieder eine Rückkehr zum günstigen Urtheil. Wer in solchen Fällen nicht aus eigner Seele mit dem Willen die Verantwortung zu tragen, redet, der schweige ja. In Parteisachen der Art, wie in politischen Dingen, hat derjenige gemeiniglich Recht, der das letzte Wort ausgesprochen. Der Philister sagt ohnehin, wenn ein Schriftsteller etwas durchgehechelt wird, ohne Berücksichtigung wofür er geschrieben, »das schadet ihm nix, warum läßt der Mann etwas drucken?« und reibt sich dabei die Hände, wenn es auch warm ist.

Mallet bemerkt in seiner letzten Schrift: »Wäre Herrn Breiers Beurtheilung einer wider mich verfaßten Schmähschrift früher erschienen, so würde ich geschwiegen haben.« Herr Mallet scheint Breiers Urtheil als ein competentes anzunehmen. Und obgleich Breier nachdem die von der Bremer Censur gestrichene Predigt, vollständig gedruckt ist, die Worte:

»Es steht über Hamburg mit Flammenschrift geschrieben:

»Du bist gewogen und zu leicht befunden«

als Ohrenbläsereien jetzt nicht mehr desavouiren kann, so wollen wir doch, um damit zu räumen, dies nicht weiter wieder urgiren und uns Breiers früherem und Mallets stillschweigenden jetzigen Urtheil anschließen. Es lautet:

»Die Predigt ist nicht in allen Stücken zu vertreten. Der ganze mahnende und warnende Theil ist nicht allein zu lange; es ist stellenweise hart und kraß orthodox. Nach der Einleitung, als er an diesen Theil der Predigt kommt, reißt ihn die Betrachtung des allgemeinen Unglaubens zum Eifern hin, und erst spät findet er sich dahin zurück, wo er ausging.«

So sind wir alle drei einig. Friede sei mit uns, wenigstens Waffenstillstand. Denn, das verspreche ich, daß ich ähnlichen Fällen, zur Vertretung der Humanität und der wahren christlichen Liebe, unberufene Bußprediger in ihre Schranken zurück weisen, und so strenge züchtigen werde, wie ich es nur immer vermag. Wonach sich jeder zu achten.

Der Dom zu Köln und seine Vollendung

Von Levin Schücking. Köln bei Heiseren 1842. V. Fr. v. H.

Diese verdienstvolle kleine Schrift war einer der zeitgemäß angewendeten Hebel um die Richtung der Gemüther zu bestimmen, den Kölner Dombau als würdiges Ziel moderner Bestrebungen, als ein Nationaldenkmal Deutscher Kunst zu bezeichnen, und muß dem Verfasser eine lohnende Wahrnehmung sein, daß sein Dichterwort zu der rühmlichst anwachsenden Kreuzzugsbegeisterung unsrer Tage wesentlich mitgewirkt hat. Gleich nach dem Erscheinen desselben fanden sich mehrere glückliche Ideen daraus angewendet und bearbeitet in verschiedenen Zeitschriften, sogar in französischen wie ein Aufsatz von Venedei und ein geistvolles Raisonnement der Gräfin d'Argent (Daniel Stern) in der Presse bewiesen. Besonders anerkennenswerth ist die energische und geistreiche Weise, in welcher Schücking erweckend zu dem Deutschen Nationalgefühle gesprochen hat in der pikanten Antwort, die auf die französische Rheinfrage im dritten Capitel des Büchleins ertheilt wird: »an den Fluß, der wie eine Pulsader durch unsre Geschichte geströmt ist, durch die Geschichte, welche unsern gerechten Ahnenstolz stützt und auch sein linkes Gestade uns zu Eigen gegeben hat; auch dies linke Gestade eben, das die Franzosen uns zu entreißen begehren, während sie nichts Besseres zu thun wissen, als ihre Kräfte an den Befestigungsarbeiten ihrer Hauptstadt zu vergeuden — (aus Furcht vor den Deutschen Waffen) — stellen wir das Denkmal unsrer Gedankenhoheit, das Wunder und die Blüthe Deutscher Kunst, ein unantastbares Palladium einer tiefsinnigen, religiösen durch Einheit unüberwindlichen Nation.« So heißt es dort am Schluß und wird es die Nationaleitelkeit der Franzosen, denn ihr Nationalgefühl ist viel geringer als diese, gewiß nicht an komisch bittern Erwiederungen à la Musset darauf fehlen lassen. Schücking läßt übriges in demselben Capitel der »großen Nation« auch eine ehrenvolle Gerechtigkeit wiederfahren. Sie vertritt das Ereigniß, wir den Gedanken, unser träu-

merischer Hamletscharakter, sagt er, müsse zuweilen geweckt werden und dies Amt übernimmt denn der gallische Hahn oft nicht ungeschickt. Nach diesem Tribut, den die heutige Dichterjugend so gern der Politik zollt, folgt ein Rheinlied, das mehr ächt lyrisches Pathos hat als alle seine zahlreichen Vorgänger und gleichsam die Quintessenz aller poetischen Schönheiten des Rheins ausspricht. Die übrigen vierzehn Capitel oder Abschnitte sind in Prosa geschrieben, aber in der Blumensprache der Poesie und Begeisterung, durch die sich die Dornen muthwilliger Ironie pikant und arabeskenartig hinziehen. Das Ganze ist vorläufig ein poetisches Denkmal für die herrliche Kathedrale. — Das Einleitungsgedicht können wir uns nicht versagen hier folgen zu lassen, da es aus den süddeutschen Blättern wohl schwerlich in unsere norddeutschen übergegangen sein wird und durch die Energie der Anschauung doch verdient überall als eigentlichster, ergreifendster Dombauaufruf ein Echo zu finden:

Der Bettler am Rhein.

Ein froher Strom! das Leben jauchzt Gesänge
Und schwingt sein farbig Banner über ihn,
Das Dampfboot flaggt, der Traube Goldgehänge
Spiegelt in Silber sein besonntes Glühn.

Das wallt und zieht, rheinauf, rheinab, die Pfade,
Auf Schiff und Kahn und über Brück und See:
Nur einer blickt verlassen am Gestade
Mit düsterm Auge stumm auf euern Weg.

Grau ist sein Kleid, in dem die Winde wühlen,
Zersetzt von Sturm und Wetter sein Gewand,
Dran wüste Schau'r und Schlossen niederspülen —
O, blickt auf ihn, o, öffnet eure Hand!

Er flehet stumm — ein herzzerreißend Flehen,
Der Bettler ist ein königlicher Greis!

Beugt ihm ein Knie! um dieſe Scheitel ſtehen
Die Zacken einer Krone noch im Kreis.

Er iſt geſalbt von prieſterlichen Händen,
Des Weihrauchs Düfte fluteten um ihn,
Und eine Welt von Völkern mußte ſenden
Tribut, zu mehren ſeinen Hofprunk hin.

Jetzt iſt er alt, von ſeine Sterne ſanken
Jahrhunderte hinunter in die Nacht;
Jetzt iſt die Stirn ein Friedhof der Gedanken,
Sein blödes Auge ihre Grabeswacht.

Und ihr — ihr laßt den König euren Ahnen
Um einen Obol ſtehn, wie Bettler? —
O, laßt euch rühren, euch erweichen, mahnen,
Ihr, die ſein Volk, bringt eure Gabe her! —

Tribut, Tribut! Ihr ſollt die Sterne zählen;
Noch iſt er Herr! die Zackenkrone ſteht!
Die Wolken Gottes und die Blitze rollen
Den Königsmantel um die Majeſtät!

Kritiſche Anzeigen

von L. L. Mayer.

2. **Gedichte von Henriette Braun, Barmen 1841 bei Langewiſche.**

Im deutſchen Dichterwalde ſingen jetzt der Vöglein ſo viele, daß kaum die Nachtigallen gehört werden. Wie ſollen ſich da dieſe Liedchen Geltung verſchaffen können, die höchſtens aus der Kehle eines guten Spätzleins kommen? Wenn ein poetiſches Gemüth ſich gedrungen fühlt, ſich in Verſen zu ergießen, ſo mag dies geſchehen, und mögen Vetter und Tanten Beifall rufen. Warum aber gleich jedes Aufſeufzen, jedes Gedankenſplitterchen unter den Preßbengel ſchicken? Da kommen denn die groben Recenſenten, die nicht nach dem ſchönen Geſchlechte, ſondern bloß nach ſchö-

nen Versen fragen, und schlagen mit der Faust mitten hinein. Was kann man Prosaischeres lesen als:

Den Ferdinand ward immer lieber
Im trauten Kreis des Lords geseh'n (p. 15)

oder

Der Herbstwind wehet durchs Gebüsch.
Geschäftig im Kartoffelfeld
Ist Jung und Alt dort mit der Ernte. (p. 145)

Die Ode, in der die Gedichte Arndt gewidmet sind, zu scandiren, möchte wohl keinem Sterblichen gelingen.

3. Elmire und Ferdinand oder die Liebe Heldenmuth von Friedrich Graf Hohenegg. Leipzig 1841 bei Hunger.

Wir theilen nur eine Strophe (p. 73) aus diesem Buche mit:

Sie ging an ihres Vormunds Hand;
Nicht wagt' ich mich zu nahen.
Mein Auge folgte, sie verschwand,
Sie ging an ihres Vormunds Hand —
Ob sie nur halb, was sie empfand?
Ach könnt' ich das bejahen!
Sie ging an ihres Vormunds Hand;
Nicht wagt' ich mich zu nahen.

Wir wünschen dem Verleger nicht viele solcher Bücher, damit nicht sein nomen zum omen werde.

4. Amaliens Tagebuch oder achtzehn Monate aus dem Leben eines jungen Mädchens, Familiengemälde von Madame Tourte Cherbuliez, Hamburg 1841.

Ein Roman in Form eines Tagebuchs für sechzehnjährige Mädchen, die den Werther noch nicht vertragen können. Das Tagebuch wird von einer äußerst tugendhaften Tochter geführt, der es sogar gelingt, ihre hoffährtige Stiefmutter zu bekehren. »Welch eine Aufgabe für ein Mädchen von achtzehn Jahren!« ruft sie sich dabei selber zu.

Miscellen.

von Theodor von Kobbe.

Am 12. Februar v. J., hatte bekanntlich im Berliner Schauspielhause eine Redoute Statt, auf welcher, dem Gerüchte nach, von einigen jungen Herrn der infamste Unfug begangen ist. Der König erließ damals ein Rescript, welches ich leider! nicht mehr auffinden kann, das aber strenge Untersuchung, und scharfe Ahndung versprach, wenn die Ritterlichkeit verletzt worden, und sogar Officiere bei dieser Gelegenheit compromittirt seien. Was ist seitdem aus der Sache geworden? Wir bitten die Preußischen Journale um Aufklärung, die das ganze deutsche Publikum nach der königlichen Verheißung gewiß fordern darf, das Officiercorps aber wünschen muß, und werden zu diesem Zweck dann und wann einmal wieder vorfragen. —

Der Aerostat, welcher kürzlich bei so günstigem Wetter mit seinen zum Theil vortrefflichen Figuren die Luft bevölkerte, und dadurch manch zauberisches durchaus neues Schauspiel darbot, das wol eine bessere Würdigung im Publikum verdient hätte, heißt Mariano Zeneppa, ist zu Rom geboren, und, so zu sagen, von Natur ein Koch, d. h. er hat dies Geschäft des Vaters zuerst erlernt. Später diente er Napoleon und machte mehrere Feldzüge unter demselben als Lambour-Major mit. Auf dem Rückzuge von Moskau ward er in Wilna gefangen, aber sofort frei gegeben, weil seine Frau, eine Spanierin, die ihn überall begleitete, ihn als ihren Landsmann stempelte. Sie ging mit ihrem Gatten in das Vaterland zurück und von dort nach Havanna, wo Zeneppa sich durch eine Kunst, die ihm hier keinen Heller einbringen würde, 10,000 Thaler erworben haben will. Diese bestand darin, die rothen spanischen Weine zu klären, also zu weißen umzuzaubern, die dort einen vier Mal größern Werth als die rothen haben. Aus Furcht vor dem gelben Fieber verließ er Amerika und kam mit seinen in Waare verwandelten Schätzen glücklich nach Cadix, ging aber, ohne sein Eigenthum versichern zu lassen, einige Tage darauf nach Barcelona unter Segel. Zwei Tage darauf machte ihn ein Schiffbruch zum Bettler, und seine Frau zur Stummen, welche noch mehrere Jahre lebte, aber nie den Gebrauch der Sprache wieder erlangte.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil humani alieni quod humanum.

Fünfter Jahrgang.

№ 29. Donnerſtag, 21. Juli. 1842.

Die Taſſo's-Eiche *

von K. A. Mayer.

1835.

Nah war die Zeit der heil'gen Oſterfeſte,
Da ſetzt' ich meinen Fuß ins alte Rom;
Verſammelt fand ich viele tauſend Gäſte
Aus Nord und Süd, ein bunter Menſchenſtrom.
Die Frommen freuten ſich, als wie aufs Beſte,
Den Papſt zu ſchauen in St. Peters Dom,
Und alle Sprachen hörte man erſchallen
In Kirchen, Tempeln, Villen, Bilderhallen.

Auf einem Hügel liegt, von Grün umgeben,
Ein Kloſter, St. Onofrio genannt.
Die hohe Eiche, die man ſchaut daneben,
Sieht weit hernieder über Stadt und Land.
Und traurig dunkele Cypreſſen heben
Die ſtillen Wipfel an des Berges Wand.
Dort ruhet Taſſo, dem das Grab den Frieden
Nach Leid und Qual des Lebens erſt beſchieden.

Mag, rief ich aus, es Anderen gefallen,
In Kirchen und Kapellen fromm zu knie'n,
Zu treten in des Colliſeums Hallen,
Wo Stimmen alter Zeiten ſie umzieh'n:

* Im Garten des Kloſters Sant' Onofrio bei Rom.

Ich — will nach jener Eiche Taſſo's wallen,
Zu deiner Gruft, o Sänger, will ich hin,
Und wem das Herz erglüht für Lieb' und Lieder,
Der folge mir und beuge dort ſich nieder.

Wie Philomelens ſüße Liebesklage,
So floß aus voller Seele dein Geſang;
Ergriffen hat er bis zu dieſem Tage
Der Menſchen Bruſt mit wunderbarem Klang.
Der Schiffer ſingt dein Lied zum Ruderſchlage,
Und Echo ruft es an den Felſenhang;
Doch dich, der uns ſo hohe Luſt bereitet,
Hat Schmerz allein bis in das Grab geleitet.

Du warſt in Rom dem Feindesgroll und Hohne
Endlich entflohn, und ſahſt ſchon dein Haupt
Umwunden mit der Dichter ſchöner Krone,
Mit Lorbeer auf dem Kapitol umlaubt:
Da kam der Tod und griff nach deinem Lohne;
Auch dieſes Glück ward neidiſch dir geraubt. —
Zu St. Onofrio im frommen Hauſe
Starb Taſſo in der einſam ſtillen Klauſe.

Zuvor, eh noch das Bett ihn hielt gefangen,
Verweilt' er oft im Kloſtergarten krank;
Wo jener Eiche dunkle Zweige hangen,
Dort ſaß er gern im Schatten auf der Bank,
Und Röthe überflog die bleichen Wangen,
Wenn dann die Sonne Roſen ſtreuend ſank.
Vielleicht gedacht er ſeines nahen Todes,
Und ſah den Schein des ew'gen Morgenrothes.

So ſprach ich zu mir ſelbſt, und voll Verlangen
Eilt' ich dem Kloſter zu auf jähem Pfad.
Es preßte mir das Herz ein ſeltſam Bangen,
Da nun mein Fuß dem Grabe war genaht;
Doch Wehmuth netzte plötzlich mir die Wangen,
Als ich im Garten zu der Eiche trat.
Welch ſchöner Ort, wo in den letzten Stunden
Der Sänger noch Erquickung hat gefunden!

Zu meinen Füßen ſah ich Rom ſich breiten
In weitem Kreis, die Königin der Welt,
Mit Kuppeln und mit Thürmen aller Zeiten,
Mit tauſend Trümmern auf dem grünen Feld

Ich ſah die Tiber durch die Ebne gleiten,
Vom Stolze der Erinnerung geſchwellt,
Und fern am Saum des Horizonts die blauen
Gebirge von Albano niederſchauen.

Das Kapitol, des Quirinales Pferde,
Das Pantheon, das Forum altergrau,
Der Engel auf der Burg mit goldnem Schwerte,
Sie ſtanden alle ringsumher zur Schau.
Doch wie ein Hirt in ſeiner Lämmerherde,
Erhob ſich links St. Peters Rieſenbau,
Und in der Gaſſen langgedehnten Zeilen
Erſchienen Obelisken, Brunnen, Säulen.

Die Glocken riefen von den Kirchen allen
Zum nahen Oſterfeſt mit lautem Klang,
Und auch vom Kloſterthurm begann's zu hallen,
Gemiſcht mit dumpfem, feierlichen Sang.
So hörte man's an jenem Tag erſchallen,
Da kalter Stein ſein warmes Herz umſchlang,
Und eine Fülle ungeborner Lieder
Mit Taſſo zu den Todten ſtieg hernieder.

Jetzt ſchwieg das Läuten, und das letzte Klingen
Starb langſam, immer leiſer zitternd, aus.
Still war es um und um; herauf zu dringen
Vermochte nicht das dumpfe Stadtgebraus.
Ein Vöglein hört ich nur im Buſche ſingen;
Ein Brunnen goß ſein Waſſer plätſchernd aus,
Und ſanft bedeckt war von des Friedens Flügel
Der Kloſtergarten und der weite Hügel.

Oldenburger Vereine.

II Der literariſch-geſellige Verein und ſein Carneval.

v. A. T. Mayer.

Eine durch ſeine Geſelligkeit vortheilhaft bekannte Hof-, Beamten- und Militairſtadt wie Oldenburg, welche, ſeitab gelegen, mehr eine Zuſchauerinn als eine Theilnehmerinn

der großen Intereſſen des Tages iſt, eine Reſidenz, wo ſo mancher geiſtige Genuß geboten wird, der viel größeren Provincialſtädten verſagt bleibt, eine Stadt, wo die verhältnißmäßig ſehr bedeutende Anzahl der Staatsdiener eine Summe von Intelligenz und Bildung erzeugt: iſt gewiß ein günſtiger Boden für einen Verein wie der, von dem hier berichtet werden ſoll. Ohne Zweifel hat auch die Gründung deſſelben einem längſt gefühlten, wenn auch nicht gewußten Bedürfniſſe entſprochen; dafür ſpricht wenigſtens ſein Gedeihen, und der mehr als fünfzigjährige Beſtand eines anderen »literariſchen Vereins,« der ſich freilich nur auf einen kleinen Kreis von Männern beſchränkt, die abwechſelnd in ihren Wohnungen zuſammenkommen, um ſich literariſche Novitäten mitzutheilen, und nur einmal im Jahre, nämlich am Stiftungstage, eigne Arbeiten mitzutheilen verpflichtet ſind. Unſer Verein — ſo nenn ich den literariſch-geſelligen Verein als Mitglied und Mitbegründer — trägt durchaus den Charakter der Oeffentlichkeit; er iſt keinem Stande verſchloſſen, was auch gleich an der Spitze der Statuten ausgeſprochen worden; er verpflichtet jedes Mitglied zu einer Vorleſung, welche den Kern der Unterhaltung bildet, und woran ſich dann eine Abendmahlzeit heiter anſchließt. Durch das Geſetz, daß Jeder, wenn ihn die Reihe trifft, leſen muß, iſt, bei dem Beifall, deſſen der Verein ſich erfreut, die Ausſicht gewonnen, daß er ein Sammelpunkt für die fähigſten Köpfe, wenigſtens der jüngeren Generation, ſein werde, was ſich auch ſchon jetzt durch das rege geiſtige Leben, das in ihm herrſcht, hinlänglich bekundet. Von der andern Seite hat das erwähnte Geſetz den ſchon anderwärts mehrfach erwähnten Vortheil, daß Jeder, indem er ſelbſt einen Vortrag halten und ſich ſo preis geben muß, nachſichtiger und gerechter über die Leiſtungen der Andern urtheilt; denn er hat an ſich ſelbſt die Schwierigkeit des Producirens erfahren. So wird die liebloſe Kritik oder vielmehr Krittelei, die ſo oft mit Unfähigkeit vereint iſt, fern gehalten; ſämmtliche Mitglieder ſind, ſtatt indolenter Zuhörer, theilnehmende Mitarbeiter. Daß aber

durch den Verein die Nothwendigkeit zu produciren an Viele herangebracht wird, die außerdem keine Veranlassung dazu gefunden hätten, ist gewiß sehr förderlich. Man sage nicht, daß nicht Jeder produciren könne, daß dies nur eine Aufgabe für den Schriftsteller von Fach sei. Ein sehr kleiner Theil der Vorträge ist ja nur für den Druck bestimmt; bei weitem die meisten haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie die Gesellschaft über irgend ein Thema von allgemeinem Interesse, das den Vortragenden näher beschäftigt hat, unterhalten, geistig anregen, belehren. Und wer hat nicht einen Gegenstand, mit dem er sich aus Beruf oder Vorliebe vertraut gemacht hat, so daß er ihn leicht dem Vereine in allgemein faßlicher Weise vorführen kann?

Man sage ferner nicht, daß man sich über die Gegenstände, die hier vorgetragen werden, in jedem Buche weit gründlicher belehren könne. Viele Vorträge, welche Vaterländisches, Monographieen, Memorabilien, ja auch wissenschaftliche Details bringen, können nicht durch Bücher ersetzt werden. Auch fehlt oft Lust oder Gelegenheit, sich über Dinge, die dem Berufe und der Liebhaberei ferner liegen und doch von allgemeinem Interesse sind, aus Büchern zu belehren, und dann hat es einen eignen Reiz, und erweist sich als besonders anregend, den Autor selbst vortragen zu hören. Endlich ist so auch am ersten eine Diskussion über den vorgetragenen Gegenstand möglich, die oft weiter fördert als der Vortrag selbst: es entsteht ein Gegenseitiges, ein Hin und Wieder der Ansichten, das raschen Schrittes zu Klarheit und Wahrheit führt.

Es wird nicht leicht ein Allgemeines begonnen, und wär' es auch das Reinste und Schönste, ohne daß sich nicht Stimmen des Zweifels und der Mißbilligung erheben. Als der Verein im Herbste 1839 gegründet wurde, sprachen ihm sogar manche Wohlwollende bedenklich die Lebensfähigkeit ab; der Erfolg hat sie offenbar Lüge gestraft. Es handelt sich jetzt nicht mehr um das Bestehen, sondern um den Fortschritt des Vereins.

Indem wir uns es vorbehalten, einzelne besonders geeignete Vorträge unserer Gesellschaft ganz oder theilweise mitzutheilen, beschränke ich mich hier darauf, ein bloßes Verzeichniß der Gegenstände zu geben, die bisher abgehandelt worden sind. Ich bediene mich dabei der Eintheilungen, welche Herr Professor Stahr in seinen Jahresberichten über den Verein aufgestellt hat.

Unter die Rubrik: »Schilderungen von Zeit-, Welt- und Menschenbezügen, gestützt auf eigne oder fremde Anschauungen«, fallen: Mittheilungen über russische Zustände — orientalische Bilder — Eutinische Verhältnisse und Zustände — Verhältnisse der Stände Frankreichs, des geselligen und öffentlichen Lebens in Paris — Begründung und Umwandlung des französischen Nationalcharakters und des gesammten Lebens in Frankreich — Schilderungen der Lazzaroni und der Geistlichkeit Neapels — über Pompeji und die neuesten Ausgrabungen daselbst — Mittheilungen über Venedig — die venetianischen Malerschulen — Briefe aus und über Italien — die schwedische Verfassungsangelegenheit und der Einfluß der politischen Theoreme der Franzosen auf unser Vaterland — Griechenlands politische Lage — Uebersicht des politischen Zustandes von Europa im Jahre 1841 — über Verhältnisse des deutschen Handels und deren Wirkung auf den Werth der deutschen Valuten — humoristische Darstellungen aus einer Rheinreise — humoristische Erinnerungen von der Akademie.

Unter die Rubrik: »wissenschaftliche Abhandlungen allgemeinen Inhalts« fallen: Gedanken über den Baustyl und dessen Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert — über die Armengesetze in England — Grundsätze, nach denen Armensteuern zu erheben sind — über positive und negative Zahlen (mehrere Vorträge) — über Differenzialrechnung — über Humanismus und Naturwissenschaften — über das organische Leben mit besonderer Rücksicht auf die Uebereinstimmung zwischen Pflanzen und Thiere — über die Fata Morgana — über Göthe's Farbenlehre — über

Elektromagnetismus — über ein Experiment mit der Centrifugalmaſchine — über den Sitz der Seele von rein phyſiologiſchem Standpunkte aus — über Schlafen, Träumen und Wachen — über das Weinen — über Vincenz Prießnitz und ſeine Waſſerheilmethode — Fragmente über Erziehung — aktenmäßige Darlegung und Beurtheilung zweier Criminalfälle — über das Inſtitut der Geſchworengerichte — über die Häufigkeit der Verbrechen, die Vermehrung der Rückfälle und die Möglichkeit einer Reform der Strafanſtalten — über die Bedeutung des Militairdienſtes und des Militairexercitiums im Frieden und deren Zuſammenhang mit dem Kriege — über das Verhältniß des Miniſters Necker zur franzöſiſchen Revolution — über die Stellung der Freimaurer in jetziger Zeit (mehrere Vorträge).

Unter die dritte Rubrik: »Abhandlungen und Mittheilungen aus dem Gebiete der Aeſthetik« fallen: Ueber Lord Byron's Don Juan — über Shakſpeare's Macbeth — Göthe's Friederike — poetiſche Holzſchnitte oder Gedichte humoriſtiſch-ſatyriſchen Inhalts — die Erſchaffung des Weibes, ein humoriſtiſches Gedicht — der Fiſcher von Capri, eine Novelle.

Unter die letzte Rubrik: »Abhandlungen, welche ſich vaterländiſchen Intereſſen zuwendend« fallen: Oldenburgs Waſſerbauten — deſſen Wittwen- und Waiſenkaſſe — deſſen Armenweſen (zwei Vorträge) — deſſen Münzweſen (zwei Vorträge) — Verwaltung und Gerichtspflege auf dem Lande — über die Münſterſchen Aemter des Großherzogthums — über Bürger- und Gewerbſchulen — über die neueſten Ueberſchwemmungen und Deichbrüche — über das Hannoverſche Eiſenbahnſyſtem und in wie fern Oldenburgs Anſchluß räthlich ſei — über Schutzzölle — Betrachtungen über den literariſch-geſelligen Verein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscellen

von Theodor von Kobbe.

Man muß jetzt ein Fürſt oder ein Schneider ſein, wenn man durch ſeine Schriften über den Orient die Leſewelt anziehen will. Der ſechszehnjährige Kleidermachergeſelle Holthaus, welcher nach Jeruſalem gepilgert iſt, hat ſeine Reiſe herausgegeben, von der, nachdem die erſte Auflage von 1500 Exemplaren vergriffen worden, jetzt die zweite erſchienen iſt. Holthaus liefert eben nichts Neues und Pikantes, und ich bin daher überzeugt, daß lediglich ſeine Zunftgenoſſen und deren Conſorten den ganzen Abſatz des Buches veranlaſſen. Wenn dieſer Debit aber erſt ruchbar wird, wie mancher hungrige Schriftſteller wird da pſeudonym als Schneidergeſelle ſchreiben, bis auch dieſe Manier, Geld zu machen, — alt Werk wird.

Unter dem Titel: »Maleriſche Anſichten von Städten, Gegenden und Baudenkmälern in Oſtfriesland nach der Natur gezeichnet und mit begleitendem Texte von Auguſt von Halem, in Stahl geſtochen von den bewährteſten Künſtlern, iſt die erſte Lieferung im Verlag von Prätorius u. Seyde zu Leer erſchienen, welche Norden, die Kirche zu Marienhave während ihres Abbruchs 1829 und Aurich enthält. Die Leiſtungen des Zeichners wie des Schriftſtellers reihen ſich, nach dieſer Probe dem maleriſchen Deutſchland würdig an, und ſollten den Beſitzern dieſes nicht fehlen, zumal da der Subſcriptionspreis auf jedes Heft, nur 10 gute Groſchen beträgt. Die naiven plattdeutſchen Reimlein ſollte Herr von Halem aus Rückſicht für ſeine ſüddeutſchen Leſer mit hochdeutſcher Ueberſetzung begleiten.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Ad bonum aut quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 30. Donnerſtag, 28. Juli. 1842.

Anzeige.

Daß ich auf fünf bis ſechs Wochen verreiſen werde, zeige ich hiemit meinen literariſchen Freunden an. Etwaige Beiträge bitte ich durch den Buchhandel an einen meiner Herrn Mitredactoren zu addreſſiren.

Oldenburg, den 15. Juli 1842.

Theodor von Kobbe.

Das Spiel.

Sie:

Du gehſt an meiner Seite
In träumeriſchem Gang.
Laß uns ein Spiel beginnen;
Mir fällt die Zeit ſo lang.

Er:

Da hab' ich eins erſonnen;
Es iſt gar leicht und fein: —
Dein Mund ſoll eine Blume,
Ich will ein Bienchen ſein.

Bruchstücke aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrersohns

von Dr. Adolf Stahr.

I.

O Jugenderinnerung, wie steigst du so golden auf an diesem Frühlingsmorgen, wo die duftberauschten Frühlingswinde sich im trunkenen Uebermuthe in den lichtgrünen Baumkronen schaukeln, und die blüthenweissen Streifwolken am tiefblauen Himmel so verlockend in die Ferne hin und vorüberziehn!

Es ist ein Sonntagmorgen. Da wandeln sie aus der Kirche, in der noch die letzten Orgeltöne des Nachspiels erklingen, dessen Menuetweise der alte Kantor so passend zu der Frühlingsluft da draußen an diesem Feste des Frühlings aus dem kleinen Vorrath seiner Nachspiele zu wählen verstand! Da wandeln sie hin, die Dorfbewohner, Weiber und Männer, in ihrer altväterischen Tracht, die messingbeschlagenen Gesangbücher in den Händen, alle vorbei vor dem birnbaumumschatteten Pfarrhause, vor dem schon der Kolonuswagen des Pfarrherrn wartet, der ihn zum nächsten Filialdorf tragen soll, um auch dort die durstenden Herzen mit der Labung des göttlichen Worts zu erbauen. Ich kenne sie alle, diese treuherzigen sonnengebräunten Gesichter, auf deren, von Arbeit und Mühe rauher Werkeltage gehärteten und gefurchten Zügen der stille Sonntagsfriede seinen ruhigen Widerschein wirft. Die Mädchen und die jungen Burschen, deren Gedanken weltlicherer Art von der eben gehörten Predigt wohl schon zu dem Abendtanz unter der Linde des Krugs hinüberschweifen, bei dem der steifbeinige Schäfer aufspielt. Ach, und was für rebellische Gedanken gegen das Regiment der sanften Mutter steigen erst in mir auf, während der Filialwagen mit dem ernsten, strengen Vater davonrasselt, bei der Aussicht auf einen langen, langen Sonntag ohne Cornelius Nepos und märkische Grammatik! Freilich ist es nur erlaubt im Hof und

Garten zu spielen. Aber hinter dem Garten da lachen die Wiesen, da blitzt und flimmert der kühle, von Schilf und Binsen umkränzte See mit seinen weißen Wasserlilien und betäubend duftenden goldgelben Mummeln, die auf ihren breiten fetten Blättern schwimmen. Da wogen die Roggenfelder wie ein grünes Meer, darin sich zu verstecken, und Kornblumen und Rittersporn zu suchen, vorausgesetzt daß wir der schauerlichen Lust widerstehen können, den alten, lecken Seelenverkäufer von Gemeindekahn heimlich von der Kette los zu machen, und mit ein Paar Bohnenstangen hineinzurudern in den See zu den Wasserlilien und Mummeln, oder gar zu den Nestern der wilden Enten und der Taucher mit den weißen Federbüschen im dickſten Gröhricht da hinten in der fernſten Ecke des Stavesees. Und zwischen allen diesen Herrlichkeiten nur das schwache Verbot einer ängstlich besorgten Mutter, und die verschlossene Gartenthür eines kaum mannshohen Plankenzaunes, hinter dem schon die Spielkameraden, des Schulzen Peter und des Küsters Ludwig, lauerten und des Genossen und Anführers bei ihren Streichen harrten! Ach, es war mehr als ein Knabe ertragen konnte! Hinweg alle Versprechungen und Gelöbnisse, hinweg die Furcht vor Fasten und Einsperrung bei der Heimkehr, oder gar vor der Meldung bei dem strengen Vater, und hinüber über den moosbegrünten Gartenzaun. Nur einen Blick des Schreckens noch auf die verrätherischen grüngelben Streifen, die das bestandene Wagniß an den schneeweißen neuen Leinwandhosen zurückgelassen, und dann: juchhe! hinaus über die Kohl- und Gurkenbeete der Außengärten, hinaus in die weite Welt, die uns gehörte, so weit sie unsern Blicken offen lag, mit See und Wiesen und Feldern, mit allen Bäumen und allen Vogelnestern auf ihnen, die unser war auf drei lange Morgenstunden voll Sonnenschein, Windesrauschen und Blüthenduft!

Nur auf dem Lande wird die volle Jugend genossen. Noch jetzt, nach langen Jahren, zwischen dumpfigen Stadtmauern verlebt, schwillt mir die Brust bei der Erinnerung

an dieſe Zeit des innigſten Zuſammenlebens und Webens mit der Natur, und mit wahrhaft wehmüthigen Empfindungen blicke ich auf meine eignen Kinder, die im engen mauerumſchloſſenen Hofgärtchen unter meinem Fenſter kaum hin und wieder einen Streifen Sonnenſchein erhaſchen, und denen der verkrüppelte Birnbaum mit ſeinen ſpärlichen verkümmerten Blüthen, den ganzen Frühling erſetzen muß. Und wie fremd iſt ihnen die Natur, wenn ſie einmal allſonntäglich hinauskommen auf die ſtaubige Chauſſe oder in den verkümmerten Garten, der nur für die Kegelbahnen da zu ſein ſcheint, deren wüſtes eintöniges Klappen den Geſang der Vögel erſetzt. Ach, alle Kinder ſind beklagenswerth, deren Jugend der buntgemalte Käfig großer Städte umgittert! Wie ſehnſuchtsvoll dringt auf dem Lande jedes erſte Zeichen des keimenden Frühlings in das junge Herz! Wie lieb wird da die allbelebende Sonne, wenn ihre warmen Strahlen allgemach die lang entbehrten Spielplätze wieder praktikabel machen, und auf dem hochgelegenen Kirchhof, der zuerſt trocken wird, der Ball wieder an dem altersgrauen Kirchthurm hinaufſliegt vom vierkantigen erſten Dach bis zur achtkantigen zweiten Kuppel, deren Erreichung der letzte Stolz des Pfarrerſohns iſt, deſſen ledernen, gummigefüllten Ball die ganze Dorfjungenſchaft mit neidender Bewunderung anſtaunt. Wie klingt es ſüß, das langgeſchweifte Horn des Kuhhirten in der Morgenfrühe zu dem die brüllenden Rinder accompagniren; und ſelbſt der langgezogene, gellende Fingerpfiff des Schäfers mit dem langen eiſenbeſchlagenen Stabe und dem verſtändigen Zottelſpitz zur Seite, iſt Muſik in den Ohren der Knaben, die auf der Rampe vor dem Pfarrhauſe im Schatten des Birnbaums ſchon in der Morgenfrühe das Leben der excellenten Feldherrn aus dem Cornelius Nepos exponiren. Dazwiſchen tönt das Geläut der Kirchthurmglocke und ruft die Dorfjugend zur Schule. Da ſummen die Bienen in den Blüthenkelchen des Birnbaums, die friſchen Morgenlüfte ſpielen mit dem jungen ſaftigen Laube der Weinranken; überall wahres Leben und Lebensluſt. Und ſelbſt des ern-

ſten Vaters Geſicht wird freundlicher, und behaglicher läßt er die duftenden Wolken der Morgenpfeife entſteigen. Denn der Morgen iſt gar zu ſchön, die Knaben exponiren vortrefflich in Ausſicht auf den verſprochenen Nachmittagsbeſuch bei der Pfarrfamilie im Nachbardorfe, und ſeiner Perſpective auf Spielkameraden und Ballſpiel, Schaukel und Eſelritt.

Nur auf dem Lande iſt der Frühling!

(Die Fortſetzung folgt.)

Oldenburger Vereine.

II. Der literariſch-geſellige Verein und ſein Carneval

v. K. A. Mayer.

(Fortſetzung.)

Dieſen Vorträgen ſchloſſen ſich häufig kleinere Mittheilungen der verſchiedenſten Art zwangslos an, wenn nach der Hauptvorleſung, die nur eine Stunde dauern ſoll, noch Zeit übrig blieb *). Außerdem hielt auch ein Theil der Mitglieder im Sommer, wo die Geſellſchaft ihre Zuſammenkünfte auf zwei Monate zu unterbrechen pflegt, beſondere Sitzungen unter einem eignen, durch Acclamation ernannten Ferienpräſidenten. Jeder, der gerade etwas mitzutheilen hatte, las, und die Strafen für Ausbleiben und Verſpätung waren aufgehoben. Dieſe anarchiſchen Zuſammenkünfte, in denen der Präſident nicht mehr galt als der König in der weiland Republik Polen, waren oft höchſt genußreich, beſonders der letzte Abend vergangenen Jahres, zu dem die Theilnehmenden ſämmtlich kleine humoriſtiſche Aufſätze brachten, die luſtig wie ein Feuerwerk durcheinander praſſelten. Für die regelmäßigen Sitzungen aber iſt es zu wünſchen, daß die Geſetze, die der Verein ſich

*) Der Verein verſammelt ſich alle vierzehn Tage. Die Vorleſung beginnt um Sieben; um Neun geht man zu Tiſche.

aufgelegt, ſtrenger als bisher gehalten, und daß namentlich die Diskuſſion nach der Vorleſung beſſer gepflegt werde. Sie iſt jetzt noch die ſchwache Seite unſers Vereins, und ſie wird nur dann recht gedeihen, wenn Jeder ſich den vom Vereine geſetzten Schranken fügen und der Klingel des Präſidenten gehorchen will. Aber Manche mögen ihre »Freiheit« d. h. die Willkühr nicht aufgeben, ohne zu bedenken, daß jeder Verein ein gegliedertes Ganzes, gewiſſer Maßen ein kleiner Staat iſt, wo nur durch ein Ueber- und Unterordnen der gemeinſame Zweck gefördert werden kann. Sich zu guten Zwecken beſchränken und binden, heißt die wahre Freiheit gewinnen. Dies ſei auch im Vorübergehen den Gegnern des Mäßigkeits- und des Dombauvereins geſagt.

Unſer Verein nennt ſich den literariſch-geſelligen; dadurch hat er ausgeſprochen, daß er die Ausbildung einer inhaltvollen Geſelligkeit bezweckt, was ihm auch — dies wird Jeder, der ihn kennt, einräumen — in hohem Grade gelungen iſt. Während ſo häufig in der Geſellſchaft Langeweile, Kartenſpiel oder Mediſance regieren, d. h. offenbare lange Weile, maskirte lange Weile oder böſe Weile*): herrſcht unter uns Heiterkeit, Offenheit, Geiſt und Liebe. Das Glück oder der Schmerz des Einzelnen klingt in dem ganzen Vereine wieder, und kein wichtiges Ereigniß trifft uns, das nicht zu einem Gegenſtande theilnehmender, fröhlicher oder ernſter Toaſte würde. Bei der ſich immer mehrenden Zahl der Mitglieder iſt es recht ſehr zu wünſchen, daß der herzliche Ton, der unter uns herrſcht, nicht leiden möge, und daß Jeder, der unſerem Kreiſe angehört oder ihm angehören wird, ein wahrer, hingebender Freund deſſelben ſei, und ihm die Liebe eines häufigen Beſuchs erweiſe. Die

*) „Beim Kartenſpiele, ſagt unſer vormaliger Präſident in ſeiner trefflichen Eröffnungsrede, bedient ſich Jeder des Andern, nicht wie eines Conductors, um ſich gegenſeitig zu electriſchen Freudenfunken zu ſpannen und zu entzünden, ſondern wie eines Iſolirſchemels, um deſto gründlicher bei und in ſich beharren zu können.“

beiden Seiten des Vereins, die literarische wie der gesellige, müssen gleich hoch gehalten werden.

Da ich von der Geselligkeit des Vereins rede, darf ich hier nicht zu erwähnen vergessen, daß wir einen besondern Präsidenten der Geselligkeit, einen Toastmeister haben, der nicht allein selbst mit häufigen Trinksprüchen und kleinen Tischreden erfreut, sondern auch beliebige Mitglieder dazu aufzufordern berechtigt ist. Möge er nur ja nicht versäumen, gerade die Sprödesten recht oft anzugehen. Hierdurch wird das öffentliche freie Reden in heitrer Weise geübt, und das stumme Bei-sich-harren der Verlegenheit, das nicht selten dem Tüchtigsten den Mund verschließt, zum Weichen gebracht.

In eigenthümlicher Weise entfaltet sich die Geselligkeit des Vereins zweimal im Jahre, am Stiftungstage, wo unsere Frauen und andere Damen, die wir einführen, Theil nehmen, und am Carneval, wo wir Männer aus dem Kreise unserer Freunde und Bekannten mitbringen. Die Feier des Stiftungstages findet in einem besondern festlich geschmückten Locale Statt, und wird durch eine Rede des Präsidenten eröffnet, dem noch mehrere andre Vorträge folgen. Zwei dieser Reden, die eine von Herrn Hofrath von Buttel, dem vormaligen Präsidenten des Vereins, die zweite von Herrn Professor Stahr, der die Stelle des Präsidenten vertrat, findet man in den obenerwähnten Jahresberichten*). In der ersten wird die Stellung der Frauen auf dem »heiligen Boden der Familie« und deren »geselliger Erweiterung« entwickelt, von welchem Boden aus allein eine Emancipation nach den Bedürfnissen der Zeit unternommen werden könne. In der zweiten wird der gegenwärtige Standpunkt der Frauen in der Gesellschaft als ein Mittelzustand zwischen Naivität und Bewußtsein dargestellt, der zu überwinden und zu einer höheren Stufe, wo die bewußte Kraft wieder zur Einfachheit und Natur werde, zu entwickeln sei.

*) Oldenburg 1840 u. 41, Schulzesche Buchhandlung.

An dem letzten Vereinsfeste, wo die Gesellschaft gegen hundert Personen zählte, wirkten unsere Damen sogar bei einigen Tableaux mit, die das Leben des Junggesellen bis ins Hagestolziat vorstellten, und ihnen hauptsächlich ist es, wie ein Schalk neulich behauptete, zu danken, wenn die erschütternde Wahrheit jener Bilder einen so tiefen Eindruck machte, daß sofort mehrere noch unbeweibte Mitglieder diesem Mangel abzuhelfen bestrebt waren, und seit einiger Zeit eine Fluth von Verlobungskarten über Oldenburg sich ergießt.

(Die Verlobung folgt.)

Anecdote.

In einer nordischen Hauptstadt bestellte ein jüdischer Kaufmann, der Wittwer geworden war, im ersten Schmerze bei einem jungen talentvollen Künstler eine Gypsbüste seiner eben verstorbenen Gattinn. Handelsgeschäfte, die ihn nöthigten, plötzlich auf Monate zu verreisen, machten es ihm unmöglich, persönlich mit dem Bildhauer über den Preis überein zu kommen. Er gab also seinem Buchhalter den Auftrag, möglichst billige Bedingungen zu erwirken. Als der Jude zurückkam, führten ihnen seine Kinder unter Thränen vor die Büste, die in dem Gesellschaftszimmer festlich aufgestellt war. Seine erste Frage war: »Was kostet sie?« Man nannte ihm den Preis, der nicht übermäßig war. Der Jude, der keinen Begriff von Bildhauerarbeiten haben mochte, schrak zusammen. »Es ist meine Frau nicht, sagte er; es ist ein ander Bild. Was geht mich dies Bild an? Ich bezahle das Bild nicht.«

Die Sache kam vor Gericht. Der Künstler legte die Todtenmaske vor, nach der er gearbeitet hatte. Man bewies dem Juden, daß die Büste seiner Frau gliche, und er mußte bezahlen.

Oldenburg.
Verantwortlicher Redacteur: Mitredacteuren:
Theodor von Kobbe. Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.
Druck: Schulzsche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum niſi quod honeſtum.

Fünfter Jahrgang.

№ 31. Donnerſtag, 4. Auguſt. 1842.

Meinem Kinde

von K. A. Mayer.

Auf deinen Altar, heil'ges Vaterland,
Leg' ich dies Kind; dir hab' ich es erkoren.
Es iſt getreuer, hoher Liebe Pfand,
Und alſo nenn' ich's hochgeboren.

Mein Erſtes iſt's, mein Einziges — ſo hold!
Ein Mädchen nur; doch will ich drum nicht rechten.
Nicht ſtehen kann's, wo Schlachtendonner rollt,
Mit des Gedankens Schwert nicht fechten;

Doch wärmen mit des Herzens heil'ger Glut
Der Kalten Sinn, die nur ſich ſelbſt bedenken,
Mit ſanftem Wort der Jugend wilden Muth
Zum ernſten, hohen Ziele lenken. —

Freit einſt dich Jemand, ſei's ein freier Mann,
Kein Fürſtengünſtling, der ſich bückt nach Ehren,
Kein Schwächling, welche feige liegt im Bann
Von Worten, die ſich nicht bewähren.

Sei ſeine Luſt in Freud', ſein Troſt in Leid,
Gib Kinder ihm, die ihrem Vater gleichen.
Was macht das Herz der Mutter groß und weit?
Ein Sohn, den Andre nicht erreichen. —

Wie ſüß du ſchläfſt auf meines Armes Pfühl!
Ein Lächeln ſpielt auf deinem Roſenmunde.
Du fühlſt nicht, wie die Luft ſo dumpf und ſchwül,
Haſt nicht vom Kampf der Geiſter Kunde.

Doch einſtmals ſchlagen wird es an dein Ohr —
Sanft oder rauh — — und ſiegen wird die Wahrheit.
Aus dunklen Thälern ſteigt das Volk empor.
Und athmet froh in heitrer Klarheit.

Wie Aaron ſterbend Kanaan von fern
Noch jauchzend grüßte, grüß' ich jene Zeiten.
Eh ſie genaht, ſinkt meines Lebens Stern,
Und nicht mehr klingen dieſe Saiten.

Dir aber, Mädchen — Heil dir! — wird es kund;
Du ſiehſt die Sonne über Deutſchlands Auen.
O ſpräche dann an meinem Grab' ein Mund:
Auch der war würdig ſie zu ſchauen.

Bruchſtücke aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrerſohns.

von Dr. Adolf Stahr.

II.

Noch heute iſt mir der Sonnabend der liebſte Tag in der Woche, mit ſeinem freien Schulnachmittage, der die Luſt aller Jugend, die er aus den dumpfen Schulmauern ins Freie entläßt, mit ſeinem Feierabendläuten und ſeinen häuslichen Zurüſtungen und ſeiner Perſpective auf den Sonntag. Aber den wahren, ächten Sonnabend erlebt doch nur ein Pfarrersſohn auf dem Lande.

Der Vormittag mit den fünf Unterrichtsſtunden liegt hinter uns. Der Nachmittag, vom Vater der ernſten Meditation und Ausarbeitung der Sonntagspredigt beſtimmt, theilt ſich für uns in freigewählte Beſchäftigung mit dem, was jedem das liebſte iſt. Da wird gezeichnet und getuſcht, oder in Beckers Weltgeſchichte und Erzählungen aus der alten Welt geleſen, oder es werden Gevatterbriefe geſchrieben, deren Anfang lautet: »Es hat dem allmächtigen Gott gefallen uns mit einem geſunden (hier wird für das »Söhnlein« oder »Töchterlein« Raum gelaſſen) zu erfreun,« und

die der Vater mit einem Sechser honorirt. So kommt der Abend heran, mit ihm der gedeckte Tisch im Freien auf der Rampe unter dem blühenden Birnbaum, den die summenden Maikäfer umschwirren. Noch ist das Dankgebet nicht geendet, da ertönt die Feierglocke vom nahen Kirchthurme, den Sonntag vorkündend, in die stille Abendluft. Die Kirchhofsthüre klirrt, und »schönen guten Abend« wünschend tritt Herr Becken, der Küster und Kantor, von seinem Ludwig begleitet, in den abendlichen Kreis.

Nach einigen Bemerkungen über das Wetter im Allgemeinen und den schönen Abend im Besondern, erfolgen die Geschäftsfragen und Antworten.

»Wann ehr befehlen der Herr Prediger, daß ich morgen einläute?«

Herr Becken weiß diesmal freilich sehr gut, daß am morgenden Sonntage nicht gepredigt werden wird, aber er würde es dennoch für eine unverzeihliche Anmaßung und Pflichtwidrigkeit gehalten haben, jene Frage zu unterlassen.

»Morgen haben Sie selbst zu befehlen«, lautet die Antwort, durch welche der Halbehrwürdige mit dem stolzen Rechte investirt wird, die Gemeinde von Wallmow an der Stelle seines Hochwohlehrwürdigen Vorgesetzten durch Ablesung einer Predigt vor dem Altar, mit geistlicher Speise zu erquicken. Und nun, nachdem das Geschäft beendigt, und die etwaige Anmeldung der zu taufenden, trauenden oder aufzubietenden Christen geschehen ist, macht Hr. Becken einen schwachen Versuch, sich unter Anwünschung einer »wohlzuschlafenden Nacht« zu beurlauben, der dann aber regelmäßig durch die Einladung, noch ein Stündchen zu bleiben, und durch Präsentirung eines Stuhls abgeschnitten wird. Der Tisch ist unterdessen abgeräumt, und mit Bier und Taback versehen. Die Pfeffen werden gebracht, und bald sitzt Hr. Becken in gebührender Entfernung bescheiden rauchend und trinkend seinem »Herrn Prediger« gegenüber, ein Bild des verehrendsten Respects, aber innerlich voll bewußten Stolzes über die Ehre, welche er von allen seinen drei Kollegen auf den Filialdörfern allein genießt, und

welche während des ganzen folgenden Sonntags noch ihren Widerſchein über ſein bleiches, faltenvolles Geſicht wirft, während ſie dem die Pfeife präſentirenden Pfarrersſohne beim morgenden Sonntagsbeſuche in der Küſterei ein deſto reichlicher geſtrichenes Honigbrod einbringt.

III.

Herr Becken — dieſes »Herr« vor dem Namen des wackren Küſters iſt weſentlich, und ich entſinne mich nicht, daß vom Paſtor bis zum letzten Dorfbuben herab irgendwer jemals ſeinen Namen ohne dieſen Zuſatz genannt hätte — Herr Becken, ſage ich, verdiente dieſe Auszeichnung aber auch in jedem Betrachte. Zunächſt war er nicht, wie zwei ſeiner halbehrwürdigen Herrn Amtsbrüder auf den Filialen aus der Livree des hochwohlgebornen Kirchenpatrons in den ſchwarzen Verſorgungsrock eingerückt, — ſondern er war ein wirklicher königlich Preuſſiſcher Küſter, und auf dem Berliner Seminarium unter Gedike's des berühmten Oberſchul- und Conſiſtorialraths Leitung für ſeinen Beruf vorgebildet. Bedienter war er freilich auch geweſen, aber bei keinem geringern als bei dem genannten Herrn Oberſchul- und Conſiſtorialrathe ſelbſt. Dieſe Zeit war der Stolz und der Silberblick ſeines Lebens. Hier hatte er auch ſeine Ehehälfte als Kammerjungfer einer »Frau Generalin« kenen gelernt, und nichts glich dem Entzücken, mit welchem die beiden guten Alten von dieſer Berliner Herrlichkeit längſtvergangner Tage in ſtillen Sonntagsnachmittagen dem aufmerkſam lauſchenden Knaben erzählten. Da ſaß Herr Becken im ſchwarzen Sonntagsrocke in der einſamen, ſandbeſtreuten Schulſtube, ſtatt des ſpaniſchen Rohrs oder der rieſenhaften Zuſchneideſcheere — denn Herr Becken war auch zugleich der »Stulz« des ganzen Dorfes, und durfte ſelbſt ſeinem Herrn Prediger den Hausrock anmeſſen — die lange ſchwarze Ebenholzpfeife mit dem ſilberblanken Zinnabguß, ein Geſchenk des wohlſeeligen Obercenſiſtorialraths, in der Hand, blaue Wolken dem ſelbſtgezogenen Kraute behaglich entwirbelnd, vor ſich die blaugeblümte

Kaffeetasse, den Schmuck und die Zierde des Kaminsimses. Die braune rundbäuchige Bunzlauer Kaffeekanne, der Stolz der Küsterin, füllt die geleerte Tasse stets auf's Neue mit dem duftenden Cichoriennektar, während dem Sonntagsgast, dem zwölfjährigen Pfarrerssohne, eine Tasse Ziegenmilch und ein Stückchen frische, kaum acht Tage alte Semmel — ein mitgebrachtes Geschenk des Dorfschulzen von seiner letzten »Stadtreise«, — seltene Genüsse gewährt. Die frischgewaschenen, zahlreichen Fenster blincken so freundlich; die neugeweißte Stube glänzt so festlich; durch's offene Fenster nickt der Jasmin und die Gaisblattranke träumerisch duftend; der Hauskater Peter, der grau und weißgefleckte Liebling der Frau Becken, spinnt schlummernd in Frieden und Eintracht neben dem Fliegen schnappenden Pinoor, dem schwarzen zottigen Haushunde, auf der sonnigsten Diele des Zimmers. Zwei Lachtauben lassen ihr girrendes Kurren in gemessnen Pausen leis ertönen, und hinter dem Holzgitter unter den Füßen des schwarzen, umfangreichen Kachelofens knuspert ein junges Häschen, welches Küsters Ludwig im jungen Waizen beim Krautsuchen für die Ziege gefangen, am frischen Kohlstrunk. Und neben und unter all diesen Herrlichkeiten saß ich und lauschte den Erzählungen von Berlin und von dem »alten Fritz« mit dem Krückstock und der Schnupftabackstasche von Hirschleder in der Weste. Denn Hr. Becken hatte den großen König, dessen Bildniß neben dem des wohlseeligen Oberschul- und Consistorialraths an der Wand prangte, nicht nur gesehen, er hatte ihn sogar — gesprochen. Das hing so zusammen. Am Morgen einer großen Parade hatte er sich, die Kinder seines Oberconsistorialraths die er im Lesen und Schreiben unterrichtete, an der Hand, begünstigt durch einen befreundeten Schloßlakaien in eine Nische des Palais dicht an die Treppe postirt, welche der alte Fritz passiren mußte. Endlich erscheint der große Moment. Der König, mit Dreimaster und Krückstock, steigt langsam die Treppe herab; ihm nach in ehrerbietiger Entfernung das Gefolge. Sein Adlerauge erblickt den schwarzröckigen Seminaristen mit den Kindern

in ihrer Ecke. »Wer iſt Er?« — Ew. Königl. Majeſtät der Lehrer dieſer beiden Söhne Sr. Hochwürden des Herrn Oberconſiſt — »Ach! A.... pauker!« — und mit einem leiſen Lächeln auf den ſtrengen, marmornen Zügen wendet ſich der König von dem in Angſtſchweiß gebadeten, und geht weiter. Mit freudeſtrahlenden Geſichtern über dies Zeichen guter Laune des gefürchteten Gebieters folgen ihm die Generale.

Dieſe Geſchichte war der Solitair, der »Regent« unter dem Geſchmeide hiſtoriſcher Erinnerungen und Erlebniſſe, deſſen Bewunderung mir an Sonn- und Feſttagen vergönnt wurde. Daran reichten ſich Geſchichten von großen Tafeln und Feten im Hauſe des Oberconſiſtorialraths, bei denen er die Tellerſäule auf geſchickter Hand wiegend — für mich eine haarſträubende Vorſtellung — aufgewartet, ja einmal ſogar hinter dem Stuhle eines Miniſters eine ſchon herabgeglittene ohne nur einen einzigen Porzellanteller zu zerbrechen, wieder aufgefangen; — Geſchichten von großen Auffahrten mit Kutſchen, prächtiger als die des Kammerherrn auf dem benachbarten Dorfe, bei welcher Herr Becken in reicher »Uniform«, denn ſo nannte er mit einem verzeihlichen Euphemismus ſeine damalige Livrée, auf dem Wagentritte pa-adirt. Nicht minder glänzend lauteten die Mittheilungen aus den Denkwürdigkeiten der langen hagern Küſterinn, von ihrer »Frau Generalen«. Doch ein weſentlicher Unterſchied charakteriſirte beider Erzählungen. Denn während Herr Becken ganz durchdrungen und erfüllt von der hohen Würde ſeines geiſtlichen Amts die volle Befriedigung mit ſeinen gegenwärtigen Lebenszuſtänden überall durchblicken ließ, zeigten die Darſtellungen ſeiner Ehehälfte dagegen eine nur ſchlecht verhehlte Sehnſucht nach jenen glänzenden Tagen hauptſtädtiſcher Herrlichkeit und kammerjungferlicher Hoheit. Sie war, nach ihrer Anſicht, herabgeſtiegen von ihrer Höhe zu der beſcheidnen Stellung einer Küſterin auf einem einſamen Dorfe, und ſelbſt dreißig bis vierzig dazwiſchen liegende Jahre hatten den klaffenden Riß nicht ganz gefüllt, der in ihrer Phantaſie zwiſchen dem Sonſt und Jetzt beſtand. Herr Becken

dagegen fühlte sehr wohl, daß er, indem er die »Uniform« mit dem schwarzen Küsterrocke vertauscht, und statt der Röcke des Consistorialraths die Rücken und Seelen seiner Schuljugend ausklopfte und reinigte, vielmehr einen Schritt in die Höhe gethan habe.

Aber der Kaffe ist getrunken, die Ebenholzpfeife ausgeraucht und in den Schrank gestellt, der schwarze zottige Pinoor ist munter geworden, und schmiegt sich streckend und wedelnd an seines Herrn Knie, welcher Hut und Stock ergreift um seinen Sonntagsspaziergang — den einzigen in der Woche — zu machen, und in Feld und Flur umzuschauen, wie die Saat gedeiht, und wie die Kartoffeln stehn.

Beim Hinaustreten begegnet uns die Magd des Schulzen, einen dicken, glattgeschälten, drittehalb Fuß langen Stab in der Hand, an dessen obern Ende ein weißer Zettel mit einem Bindfaden verfestigt ist, auf dem in schwerfälliger etwas hieroglyphischer Dorfschulzenhandschrift die Worte: »Alle to hoop«*) zu lesen stehn. Zugleich öffnet sich die Thür des benachbarten Schulzenhofs, und der Dorfschulze seinen weißgefleckten Tyras, den Fürsten aller Dorfhunde, zur Seite, tritt heraus, nimmt die grün sammtne Mütze mit dem schwarzen Otterbräm langsam ab, fährt mit dem gewaltigen gelben Messingkamm zweimal rückwärts durch die glatten, flachsgelben Haare, und bietet dann herzutretend seinem Herrn Gevatter die riesig breite Hand zum Gruß.

Guten Abend Herr Gevatter!

Guten Abend Nachbar Wendt! Was ist denn vorgefallen, daß Ihr heute den Knüppel herumschickt, am lieben Sonntage?

Der Dorfschulze streicht zum zweiten Male mit dem Messingkamme durch die Haare, nicht ohne den Ausdruck eines gewissen innern Verdrusses, den ihm heute sein sorgenvolles Amt bereitet, und antwortet dann langsam:

*) „Alle zusammen". Aufforderung an die Gemeindeglieder sich bei dem Schulzen zu versammeln. Von einer solchen Botschaft die an die Tarkanische Skytale erinnert, hieß es: „de Knüppel geit rum" (der Knüppel geht herum).

Ja, da hab ick all werra en Dings krägen*) —

Herr Becken erfährt jetzt, was er indeß schon lange wußte, daß der Gensdarme, der gestern ins Dorf eingeritten, ein Schreiben vom Landrath gebracht, und daß der Schulze, der mit dem Gevatter von der letzten Schulversammlung her etwas gespannt ist, sich vergeblich den ganzen Sonnabend Nachmittag und den Sonntag dazu damit abgearbeitet hat, den Sinn dieser verzwickten Curialfloskeln — der beiläufig kein anderer war als daß vom 1ten kommenden Monats an alle Dorfhunde wieder Knüppel tragen sollten — zu enträthseln.

»Nun wir werden ja sehen, Herr Gevatter, was das Ding enthält. In einer Stunde werde ich wieder vorsprechen, und wir wollen die Sache dann schon in Richtigkeit bringen, ehe die Bauern kommen. Verlaßt Euch darauf.«

Nachdem somit zwischen den beiden Hauptmächten des Dorfs das gute Einverständniß durch Vermittelung des unverständlichen Jargons der landräthlichen Schreiberei wieder hergestellt ist, trennen sich beide Gevattern. Der Schulze geht erleichtert in seinen Hof zurück, denn er hat jetzt nicht mehr zu befürchten, sich und sein Ansehn bei der Bauerschaft durch eingestandnes Nichtverstehen der Schreiben seiner Behörde aufs Spiel zu setzen. Hr. Becken dagegen sieht seine Stellung als Vertreter der Intelligenz und Minister des Auswärtigen in den dörflichen Angelegenheiten gleichfalls neu gesichert, sein Mißverständniß mit dem Gevatter ausgeglichen, und seinen Gartenzaun, um dessen Reparatur auf Dorfkosten er mit dem Nachbar vor acht Tagen »in Widerwärtigkeit« gerathen war, so gut wie schon hergestellt. So stiftet denn der verrufene Beamtenstyl doch wenigstens hier und da einiges Gute.

*) Ja da hab ich schon wieder ein Ding (d. h. ein Zuschreiben vom Landrath) erhalten.

Oldenburg.
Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.
Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil homum nisi quod lacrymam.

Fünfter Jahrgang.

№ 32. Donnerſtag, 11. Auguſt. 1842.

Der Tod des Herzogs von Orleans

am 13. Juli 1842,

von K. X. Mayer.

Wach auf aus deiner Hoffnung ſüßem Schlummer,
O König, Mann des Leidens, greiſes Haupt!
Unſel'ge Mutter, welch ein Meer von Kummer!
Die Krone deines Stammes ſteht entlaubt.

Herbei, du junge Wittwe! Ohn' Erbarmen
Brach jäher Tod in deine Kammer ein.
Noch geſtern hielt er dich in ſtarken Armen —
Der Himmel geſtern, heut ein Todtenſchrein!

Kniet nieder, Kinder, vor dem Mann, dem bleichen.
Weh euch, er iſt's, zu dem ihr »Vater« ſprecht!
O blut'ger Tod, wie lang wirſt du umſchleichen
Mit ſcharfem Dolch dies fürſtliche Geſchlecht?

Knie, Frankreich, vor dem theuern Jüngling nieder;
Zerſchmettert liegt er an dem Wege hier!
In ſchwarze Tücher hülle deine Glieder;
Ein Freund, ein Hort, ein Vater ſtarb auch dir. —

Ein Fremdling ſteh' ich ſeitwärts dieſer Trauer;
Doch auch den Fremdling beugt ſo ſchwer Geſchick.
Ich klag' um euch! Mich überkommt ein Schauer:
Wie viel verſtümmert doch ein Augenblick!

In Sturmeswetter ſteht mit klugen Sinnen
Der greiſe Fürſt, das Steuer feſt gefaßt;
Des Hafens Ruhe ſtrebt er zu gewinnen:
Da, unverhofft, zerſplittert ihm der Maſt!

Wohin, o Frankreich, ſoll dein Schiff noch ſtürmen?
Hoch wallt die See, ſie brandet zu uns her.
Wird auch bei uns die wilde Fluth ſich thürmen?
Weß Arm vermag zu zwingen dieſes Meer? — —

Dem winkt der Sieg, der für die Wahrheit ſtreitet,
Und fallen muß, wer an dem Scheine hält.
Das iſt der ſtarke Troß, der uns begleitet;
Das iſt der Stern in dieſer dunklen Welt.

Die beiden Bräute

von K. A. Mayer.

Komm, Jucundin! Eh der Abſchied ſchlägt,
Noch einen Gang auf jenen Hügel.
Im Angeſicht des Himmels trägt
Die Seele freier ihre Flügel.
Zum letzten Male, Hand in Hand,
Laß uns als Mädchen gehn zuſammen.
Uns hält ein altes feſtes Band,
Es trotzt den neuen Liebesflammen.
Wir wollen ſcheiden ohne Klage,
Doch denken ſtets der Mädchentage.

Der Kindheit Jahre ſüß und leicht,
Der Jugendzeit bewegte Wogen,
Wie Welle ſchnell der Welle weicht,
Sind ſie an uns vorbeigezogen.
Wir waren froh und glücklich beid',
Und unſer Tag war Luſt und Scherzen,
Und wenn die Eine traf ein Leid,
Sie weinte ſie am Schweſterherzen.
Was auch der Schooß der Zukunft trage:
Gedenken wir der Mädchentage.

Vom mütterlichen Herzen, wo
Der Liebe Wurzeln wir geſchlagen,

Vom Heimatlande, wo uns froh
Des Lebens leichter Kahn getragen,
Nach Süden dich, nach Norden mich
Entführen uns nun bald die Gatten.
Auf unsre Jugend lagert sich
Des Lebens Ernst mit seinem Schatten.
Doch Liebe ruft uns. Nicht verzage,
Und — sei gedenk der Mädchentage.

Sieh diesen Epheu, Ast an Ast,
Bis zu des Thurmes Zinne reichen,
Den er mit hundert Händen fasst —
Der Freundschaft und der Liebe Zeichen.
Ein Zweiglein trenn' ich los vom Stein:
Die Hälfte sei für dich, Getreue.
O laß es eine Stimme sein,
Die diese Stunde dir erneue,
Die uns in weiter Ferne sage:
Gedenket eurer Mädchentage.

Oldenburger Vereine.

II. Der literarisch-gesellige Verein und sein Carneval

v. K. L. Mayer.

(Fortsetzung.)

Wer, wie ich, Mitglied solcher Vereine an andern Orten gewesen, so daß er unsere Gesellschaft mit ähnlichen vergleichen kann, der wird gestehen müssen, daß sich kaum irgendwo sonst ein so trauliches, geistig bewegtes Verhältniß gestaltet hat, ein Verhältniß, wo der Ernst dem Scherze und der Scherz dem Ernste so treffliche Würze verleiht.

Der Verein hat mit 33 Mitgliedern begonnen, und zählt gegenwärtig 13, worunter 17 Richter, Verwaltungsbeamte und Advocaten, 9 Lehrer, 5 Offiziere, 1 Architekten, 2 Aerzte, ein Apotheker, ein Geistlicher, ein Maler, ein Theaterintendant, ein Kaufmann, ein Archivar, ein Fabrikant und ein Wasserbaumeister. Natürlich muß diese Mischung der Stände eine lebendige, belehrende Wechselwirkung zur Folge ha

den. Erwägt man nun noch, daß bei weitem die meiſten Mitglieder im friſcheſten Mannesalter ſtehen, und, wie ſich erwarten läßt, dem Fortſchritte angehören: ſo iſt leicht abzuſehn, daß dieſer Verein eine geiſtige Macht in Oldenburg bildet, von der die erfreulichſten Wirkungen zu hoffen ſtehn. Was uns zuſammengeführt hat und zuſammen hält, hat der vormalige Präſident in einer trefflichen Rede am 3. Nov. 1839, als der Verein ſeine erſte ordentliche Sitzung hielt, ausgeſprochen. Es heißt darin unter Anderem*):

»Es iſt nicht mehr das Uebermaß der Luſt und des Genuſſes, welches der Geſelligkeit ihren Reiz verleiht; es bedarf nicht mehr bloß einſeitig-gleichartiger Intereſſen, um durch den Austauſch von Gedanken, Lebensanſichten und Erfahrungen ſich gegenſeitig angenehm zu verbinden. Alle Stände erkennen das gemeinſame Band, das auch die ſcheinbar getrennteſten Richtungen wieder zuſammenſchließt, und wie ſich Einer im Andern wiederzufinden die höhere Befähigung erworben hat, und hiemit zuletzt auch das rein Menſchliche wieder auf den verſchiedenartigſten Standpunkten zur gegenſeitigen Geltung gelangt, ſo iſt damit nur ein um ſo tieferer und reicherer Boden für den geſelligen Verkehr gewommen. Und fragen wir, wodurch dieſe bedeutende Veränderung bewirkt worden? Es iſt der Gedanke, der ſelbſtbewußte, dieſe tiefe, zu immer größerer Klarheit erhobene Beſitznahme des Menſchen von ſeinem innerſten wahrhaften Weſen, welches ſein allmächtiges Recht in Kunſt und Wiſſenſchaft und allen Verhältniſſen des Lebens immer mehr und mehr zur Anerkennung bringt, und ſchon iſt ſein erfriſchender Duft zu einer geiſtigen Atmoſphäre geworden, der Keiner ungeſtraft ſich zu entziehen vermag — nicht ungeſtraft! Denn geſchähe es, verſchmähte Einer in Wort oder That auf dem Altar dieſer jungen Zeit die abgeſtorbenen Vorurtheile einer früheren Epoche zum willigen Opfer zu bringen: ſo würde er zu ſeinem eignen Schaden nur zu bald erfahren, mit wie ver-

*) Bericht über den lit. geſ. Ver. von Stahr. Old. 1840. pag. 9.

doppelter Eile die Zeit gegenwärtig ihre Schwingen ſchlägt, und wie raſch Jeder im Thun und Denken veraltet, wenn er dem Umſchwunge nicht nachfolgen kann oder will«.

Der Carneval des literariſch-geſelligen Vereins.

Indem ich nun von meiner ernſten Darſtellung des literariſch-geſelligen Vereins zu deſſen Carneval übergehe, erlaube mir der Leſer, einen andern Ton, wie er ſich für dieſen Gegenſtand beſſer eignet, anzuſchlagen. Ich ſetze, eh ich dieſes ſchreibe, meine buntſcheckige Kappe auf, die ſchon in der »Narrefei« zu Aachen auf meinem Haupte geglänzt, und es iſt jetzt mehr als wahrſcheinlich, daß ich ſehr thörichte Dinge ſage.

Der Weiſe und der Narr — ich meine natürlich den freiwilligen und nicht den unfreiwilligen Narren — ſind eigentlich eine und dieſelbe Perſon; unſere Hegelianer würden ſagen: »Der Narr iſt der Weiſe in ſeinem Andersſein«. Sie meinen damit, Weisheit und Narrheit verhielten ſich zu einander wie ein Handſchuh auf der rechten zu einem Handſchuh auf der verkehrten Seite. — In Wahrheit, eine kleinere oder größere Doſis Narrheit hat jeder geiſtig geſunde Menſch in ſich ſtecken. Wehe ihm, wenn er ſie nicht ableitet! Sie ſpukt ihm das ganze Jahr hindurch im Gehirn, und kommt immerfort ungelegen zum Vorſchein. Er bedarf alſo von Zeit zu Zeit eines tüchtigen Narrheitsaderlaſſes, und dieſer Aderlaß iſt der Carneval.

Beſaß Oldenburg früher einen Carneval? Nein. Daher ſind hier denn auch bis auf den heutigen Tag ſo viel thörichte Dinge geſchehen. Daher hat man ein Theater hier, welches ausſieht wie ein Elephantenſtall, und ein Clubhaus, das ſo viele Mängel an ſich trägt, als Petruchio's Gaul in Shakſpeare's gezähmter Keiferin. Daher erhebt ſich der wunderliche Thurm der Kirche, die auf dem Markte ſteht, am fernen Thor, und dient zugleich als Raſir- und Schnappsbude. Daher ſind alle Häuſer in der langen

Straße ſchiefwinklich; daher — Halt! ruft Kobbe, der verantwortliche Redacteur, und droht zornig mit einer Cenſurlücke. Ich ſchlucke zwei Dutzend Dahers unter und gehe weiter.

Der Carneval wurde erſt durch mich in Oldenburg eingeführt; ich bin das Narrheitsaderlaßmännlein dieſer Stadt, der Präſes unter den Brüdern mit der Kappe. Deß will ich mich rühmen, ſo lange mein munteres, rheinländiſches Blut durch meine Adern rollt. Das ganze Jahr über lieg' ich ſtille. Da haben Andere Zeit, die Philoſophen und die Kritiker, die Gelehrten und die Politiker. Wenn aber die Sonne im Zeichen des Pulcinells ſteht, bürſte ich meinen verſtaubten Witz aus, und thue mich auf als Narrenvater der Literariſch-Geſelligen. Dann ſtrömen ſie zu mir und ſagen: Meiſter, was ſoll ich beginnen am großen Tage des Faſchings? Und die Thörichſten unter ihnen treten zu einem Comité mit mir zuſammen, und wir brüten gemeinſchaftlich über Thaten der Narrheit. Ein Gedanke entzündet ſich am andern; was erſt klein und unzuſammenhängend war, wird groß und muß ſich einem Plane fügen, und zuletzt iſt ein Ganzes fertig, das Hand und Fuß hat.

Als zwei Mitglieder vom Rheine zum erſten Male im literariſch-geſelligen Vereine ein Wort von einer Carnevalsfeier fallen ließen, ging man zwar willig darauf ein, gab aber zu bedenken, daß in dem ruhigen proteſtantiſchen Norden kein Boden für Dergleichen ſei; ja Einer äußerte, er begreife nicht, wie es ein geſetzter Mann über ſich gewinnen könne, eine Narrenkappe auf ſein Haupt zu drükken. Und daſſelbe Mitglied — eine Zierde unſeres Vereins — nahm mir am erſten Faſchingsabende die bunte aachner Mütze vom Kopfe, ſetzte ſie ſich auf, und ging wild im Saale auf und nieder; daſſelbe Mitglied beſtieg zwei Jahre darauf, mit langnaſiger Larve und im rothen Mantel, einen Tiſch, und hielt vor einer Verſammlung von nahe an achtzig Herrn eine carnevaliſche Rede — ſo ſchnell hat Gott Momus hier Fuß gefaßt. Daß der Carneval ſich

übrigens auf unſern Verein beſchränken muß, daß er nimmermehr im Volke Wurzeln treiben kann, wie in den Rheinſtädten oder in Italien, iſt mir klar. Innerhalb der enggezogenen Grenzen unſeres Vereins iſt ihm aber ein weites, reiches Feld gegeben.

Bis jetzt haben wir drei Faſchingsabende (in den Jahren 1840, 41 und 42) gehalten; an allen dreien trat ein König auf, der ſeine »höchſt närriſchen« Regierungsgrundſätze darlegte, und ſeine »freundſchaftlichen Beziehungen« zu den Großmächten Europas entwickelte. Am erſten Feſte umgaben ihn drei Miniſter: ein Miniſter des Eßbaren, ein Miniſter des Trinkbaren und ein Miniſter der übrigen natürlichen Angelegenheiten. Die Zuſchauer erſchienen als *Stände*, und einer unter ihnen oppoſirte gegen den Materialismus der Majeſtät und ihrer drei Stellvertreter. Als zuletzt der Fürſt Krone, Mantel und Zepter abgelegt und an der Tafel Poſto gefaß hatte, begab ſich das Schreckliche, daß ein Gaſt, der erſt jetzt kam, plötzlich in dem fürſtlichen Ornate, von einigen rebelliſchen Unterthanen getragen, erſchien, und ſich zum König durch Volkswahl aufwarf. Man ſtellte ihn auf den Tiſch, von wo er mit ſeiner Stentorſtimme eine lange Sinn- und Verſtand betäubende Rede hielt, welcher Einhalt zu thun unmöglich war, ſo daß er glücklich das Feld behauptete.

Am Carneval des folgenden Jahres erſchien, auf Zäſſern thronend, ein neuer König, der den Stamm des Erſten mit der Nummer II. führte. Ihm zur Seite ſtanden ein Miniſter und der Präſident der erſten und einzigen Kammer. (Die zweite Kammer, hieß es, ſei als zu vernünftig aufgehoben worden.) Derſelbe erklärte, »daß ſein Vorgänger aus Alteration über das Attentat mit dem Tode abgegangen ſei, nachdem er ihn zum Nachfolger erwählt. Keine blutige Handlung, fuhr er betheuernd fort, habe ihm den Thron verſchafft; dies möge der Geiſt der verblichenen Majeſtät noch im Grabe bezeugen.« Um dies Zeugniß abzulegen, hatte der Erkönig unten in dem Faſſe, auf dem der Nachfolger ſaß, Platz genommen, und beſtätigte nun

mit hohler, geiſterhafter Stimme die Wahrheit dieſer Ausſage. Die weitere Rede des neuen Königs, welche der Miniſter und der Präſident näher ausführten, und wogegen wieder ein Opponent aus der Verſammlung ſprach, drehte ſich um die außerordentlichen Steuern, die der Fürſt um ſeiner bevorſtehenden Vermählung willen und zu andern Zwecken erheben wollte. Dabei kam auf den oldenburger Münzfuß, auf die unglückliche Gold- und Courant-Verwirrung, welche damals bei den fallenden Goldpreiſen noch empfindlicher als gewöhnlich war, die Rede, und ſofort erſchien ein hannöverſcher Louisd'or von der Größe eines Wagenrades, der, weil er nicht hatte gewechſelt werden können, verrückt geworden, und unter Heulen und Wehklagen ſeine Schickſale erzählte. Indeſſen wurden die propenirten Steuern, trotz aller Gegenreden, bewilligt, ſo wie auch die Berufung eines chineſiſchen Doktors, eines Anhängers der galliſchen Schädellehre dekretirt, der es verſtehe, die Säuglinge durch einen Druck am Kopfe des Freiheitsſinnes zu berauben. Endlich wurde auch beſchloſſen, ein Monument, den König darſtellend, aus vaterländiſchem Material, nämlich aus Torf, zu errichten, um ſo Seine Majeſtät ſchon zu einer Zeit, wo Dieſelbe noch ohne alles Verdienſt ſei, zu feiern, damit Sich Dieſelbe nicht erſt noch Verdienſte zu erwerben brauche.

Da ſich die Verhandlungen für den hungrigen und ungeduldigen König zu ſehr in die Länge zogen, entſchloß er ſich plötzlich, regierungsmüd wie ſein Bruder Holland, die Krone niederzulegen. Der unglückliche Exkönig vom vorigen Jahre billigte dieſe Entſagung; denn, als ſein Nachfolger von ſeinem Sitze herabgeſtiegen war, erhob er ſich, freudeweiß wie der Comthur im Don Juan, aus dem Faſſe, und gab ihm ſeinen Segen.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. H. A. Mayer.

Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Ad bonum nisi quod bonorum.

Fünfter Jahrgang.

№ 33. Donnerstag, 18. August. 1842.

Zwei Gedichte

von Julius Mosen.

Waldeinsamkeit.

In dem Walde liegt mein Reich,
Unter Tannen steht mein Pfühl;
Grünes Moos ist gar so weich,
Grüner Wald ist gar so kühl.

Vögel singen auf mich ein,
Rehe ziehen ruhig hin:
Alle möchten bei mir sein,
Da ich doch ein König bin.

Frühlingsnacht.

Das Reh guckt an die Kleinen,
Die schliefen die ganze Nacht;
Ich habe bei der Meinen;
Den Schlaf mit ihr verwacht.

Die Weinreb' hat die Ohren
Zum Fenster 'reingethan;
Sie hat kein Wort verloren,
Und fing zu blühen an.

Der Mond wollt' endlich scheiden;
Ich hab' es kaum gesehn.
Den Blumen und uns beiden
Die Augen voll Wasser stehn.

Oldenburger Vereine.

II. Der literarisch-gesellige Verein und sein Carneval

v. K. A. Mayer.

(Fortsetzung.)

Es würde zu weit führen, mich in ein ferneres Detail dieser Darstellung einzulassen. Ich erwähne nur noch, daß es auch bei Tafel an komischen Toasten und Tischreden nicht fehlte, und hebe bloß noch ein politisch-satyrisches Tableau, das von einem Bänkelsänger erklärt wurde, eine Kapuzinerpredigt, die von Stadtangelegenheiten handelte, und einen reisenden Wasserdoctor mit seinem Famulus hervor. Der Doktor und der Famulus trugen abwechselnd in Prosa und Versen vor, und erläuterten ihren Text durch vier Bilder. Ersterer begann damit, den Zweck seines Erscheinens dahin zu erklären, daß er die Wasserheilkunde, die allein seligmachende, durch alle Welt verbreiten und in hiesigem Lande eine Heilanstalt gründen wolle. Zu diesem Zwecke beschrieb er das hydropathische Verfahren, wozu der Famulus folgende Verse nach der Melodie: Wohl auf Kameraden rc. sang oder vielmehr krähte:

Wohl auf, Patienten! da schlägt es Vier;
Drum rasch hinein in die Kotze*).
Wie Talg am Ofen zergeht ihr schier
Dem offnen Fenster zum Trotze.
Durch Decken und Strohsack rinnt der Schweiß,
Und sammelt sich unten schoppenweis.

Zugleich zeigte der Famulus das erste Bild vor, auf dem man ein Mitglied des Vereins, das den Sommer zuvor Gräfenberg besucht hatte, zweimal in der Kotze sah, einmal mit der ungesunden Fettigkeit behaftet, in der jener Mann dort angelangt war, und dann mager und schlank wie eine Haselgerte.

Als der Doktor von der Wohlthat des Kaltwasserbades unmittelbar nach dem Schwitzen sprach, sang der Famulus

*) Wollene Decke, die vor den nackten Körper geschlagen wird.

melancholiſch nach der Melodie: Einſam bin ich, nicht alleine ꝛc.

In der Wanne kalte Fluthen
Taucht er ſchweißbetrieft ſich ein,
Sträubt ſich, reibt ſich zwei Minuten;
Sebt, ihm zittern Arm und Bein!
Schnell heraus! Blaunaßig läuft er
Wie gehetzt von Ort zu Ort;
Waſſer trinkt er, Waſſer ſäuft er;
Dann zur Douche geht es fort.

Das zweite Bild ſtellte eine Geſellſchaft Prießnitzianer vor, die gierig über eine ungeheure Schüſſel kalter Milch, mit den Köpfen zuſammenrennend, herfallen. Der Famulus ſang dabei heiter nach der Melodie: Freude, ſchöner Götterfunke ꝛc.

Hunger wühlt mit ſcharfen Klauen;
Welch ein Löwenappetit!
Leder könnten ſie verdauen,
Nägel, Blöcke von Granit.
Und was reicht man euch, ihr Armen?
Und wie ſtillt man eure Noth?
Nehmt — ihr ſollt nicht länger darben —
Kalte Milch und Butterbrot.

Auf dem dritten Bilde erſchien, unter der Douche ſtehend, ein deutſcher Prinz, der ſich in Prießnitzens Kur begeben hatte, unbekleidet von der Rückſeite, aber mit einem Orden verſehen, damit er in ſeiner Würde kenntlich ſei.

Auf dem vierten tanzte der Lieutenant von Falkenſtein*) mit Madam Prießnitz. — Den Schluß machte die Schilderung der Freude, welche die Frau bei der Rückkehr des geneſenen Gatten empfindet. Der Famulus ſang dabei nach der Melodie: Jetzt komm' ich ſo eben zum Wirthshaus heraus ꝛc.

Biſt du es, mein Mann? Ja du biſt es, auf Ehr'!
Willkommen! willkommen! Kaum kenn' ich dich mehr.

*) Der Lieut. v. Falkenſt. kam, wie er in ſeiner Schrift erzählt, von den erſten Aerzten Berlins aufgegeben, mit furchtbar zerſtörtem Beine nach Gräfenberg, und wurde binnen 12 bis 13 Monaten gänzlich wieder hergeſtellt, ſo daß er vor ſeiner Abreiſe mit Madam Prießnitz durch den Saal tanzen konnte.

Kind'r, Kind'r, kommt alle herbei'
Eu'r Vater, eu'r Vater iſt funkelnagelneu.

Am dritten Carnevalsfeſte, das gegen achtzig Herren beſuchten — mehr konnten des beſchränkten Raumes wegen nicht zugelaſſen werden — trugen ſämmtliche Anweſende die roth- weiß grün- gelb-gefleckte Kappe der rheiniſchen Carnevalsvereine, was luſtig bunt wie ein Tulpenbeet ausſah, und ſich der carnevaliſchen Stimmung ſehr förderlich erwies. Es erſchien wieder ein neuer König, der dritte ſeines Namens, diesmal ohne Miniſter und Kammern, und hielt eine Thronrede, die eine geiſtreiche Satyre unſerer jetzigen politiſchen Zuſtände war. Schließlich foderte er das um ihn verſammelte Volk unter Androhungen ſchrecklicher Strafen auf, dem Geiſte der Neuerung nicht zu huldigen. »Damit ihr ſehet, rief er, welches furchtbare Gericht euch droht, wenn ihr bei eurem Unweſen beharrt, ſoll euch jetzt eine kleine Probe unſeres allerhöchſten Zorns gegeben werden.« Damit fiel der Vorhang, und, als er wieder aufging, ſah man die drei Richter der Unterwelt, in weite Talare gehüllt, auf erhöhten Sitzen. Eine Poſaune erſcholl. »Der Tag des letzten Gerichts, ſagte Minos ſich erhebend, ſei nun gekommen, der Tag, wo ſelbſt den Beſten das Herz erbebe. Hinter ihm lägen zur Linken der Tartarus, zur Rechten das Elyſium und in der Mitte das Fegfeuer. Alle Mitglieder des literariſch-geſelligen Vereins ſollten nunmehr gerichtet, und nach einem der drei Orte gebracht, die übrigen Anweſenden aber, die Gäſte — deren Namen ſämmtlich aufgeführt und in Scherze verflochten wurden — für eine andere Gelegenheit aufgeſpart werden.« Als Diener der Gerechtigkeit und Führer nach den Orten der Seligkeit und der Qual ſtellte der Oberrichter den verſammelten zwei Engel und drei Teufel vor: nämlich Gabriel, den geſchlechtsloſen Engel, mit Pſyche-flügeln, und Uriel, den Engel von geſetzten Jahren, mit Vogelflügeln — beide in weißen phantaſtiſchen Gewändern — ferner Belzebub, den ordinairen Teufel, Samiel, den geheimen Teufel, und Mephiſto, den wirklichen ge-

beimen Teufel, alle drei ganz schwarz mit Leibrock, kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen, dazu kleine Hörner und künstlich gearbeitete lange Schwänze, die zwischen den Frackflügeln vorstanden, und sich mit vielem Hummer bewegten. Zur Gruppe der Höllengeister gesellte sich noch des Teufels Großmutter im Hexencostüm, mit einer Schlange auf dem Haupte.

Als Minos seine Rede vollendet hatte, erscholl die furchtbare Posaune zum zweiten Male, und eins der Mitglieder, die Alle Nummern am Arme trugen, wurde bei seiner Nummer aufgerufen und vorgefordert. In einem Lehnsessel, »der Lokomotive der unterweltlichen Eisenbahn,« ließ sich der zu Verurtheilende, von Engeln und Teufeln umgeben, nieder, und empfing seinen Spruch. Die Richter ließen sich abwechselnd vernehmen. Ein Mitglied wurde zum Sündenbock ernannt, und mußte, so oft ein Abwesender vorgefordert wurde, erscheinen, um an dessen Stelle das Gericht über sich ergehen zu lassen. Sollte Einer nach dem Elysium gefördert werden, so war dies natürlich Aufgabe der Engel; bei Höllenfahrten setzten die Teufel den Sessel in Bewegung, und die Expedition nach dem Fegfeuer besorgten Engel und Teufel gemeinschaftlich. Des Teufels Großmutter ging dabei freundlich umher, bestrich Den mit ihrem Besen, zwickte Jenen mit ihrer Zange, und reichte auch wohl Manchen ein Glas Champagner, um ihm Muth zur Hölle zu machen. Drei Seelen wurden von den Richtern unmittelbar an einen der Teufel oder an die Großmutter gewiesen, weil ihrer Schandthaten so viele waren, daß es sich bei ihnen nicht mehr von Gerechtigkeit handeln konnte, und eine Seele, eine himmlisch reine, harmlose, erhielt von dem Engel Uriel, dem Hauptmann der Cherubim und Seraphim, ihren Spruch. Der Beschuldigungen, die gegen die für Hölle oder Fegfeuer Bestimmten vorgebracht wurden, waren unzählige; dieselben waren theils völlig aus der Luft gegriffen, theils auf kleine Liebhabereien und Schwächen, auf die Vorträge im Verein und mancherlei Ereignisse ihres Lebens gebaut. Nie-

mand konnte sich dadurch beleidigt fühlen; auch erlitten ja Alle das Gleiche, und es hatte auch Keiner Zeit empfindlich zu werden. Zuletzt wurden auch noch die Engel, die Teufel und die Großmutter gerichtet, und nur Minos, Minus genannt, war zurück, dem nichts übrig blieb, als sich selbst zu verschlingen.

Jetzt fiel der Vorhang, und die Richter, Engel und Teufel eilten ihr Costüm abzuwerfen, und tauchten in die laute, fröhliche Versammlung. Während Vorbereitungen zur Tafel getroffen wurden, begab man sich in das Billardzimmer des Gasthofs, wo sich alsbald ein kleiner Mann zum Redner aufwarf, und, auf dem Billard stehend, von Zigarrendampf umwölkt wie eine Pythia, einen humoristischen Vortrag über die Ehe hielt. Bald aber läutete die kolossale Glocke des Toastmeisters zur Tafel; der Speisezettel wurde verlesen und commentirt, die costümirten Kellner dem Publicum auf Stühlen als die heiligen drei Könige präsentirt, und sofort begann das harmlose Scharmützel der Messer und Gabeln. Durch Frau Droste, unsere Wirthin, die man schon am vorhergehenden Carneval ihrer großen Verdienste wegen zur Gräfin Droste-Fischerisch von Magentrost ernannt hatte, war reichliche Munition herbeigeschafft worden. Dabei hatte das Comité Sorge getragen, die einzelnen Gänge durch carnevalische Vorträge und Aufführungen, die von verschiedenen Mitgliedern ausgeführt wurden, zu unterbrechen, so daß körperliche und geistige Speisen wechselten. So folgte auf den Bouillon ein humoristisch-naturhistorischer Vortrag über den Menschen, von Bildern begleitet, und nach der Pastete erschien ein Hof- und Staatsphilosoph, ein Ableger von Schelling. Den Saukopf umschwärmten allerlei Toaste und Tischreden; darauf producirte sich ein Guckkastenmann mit einer Kindertrommel, der mehrere Mitglieder des Vereins symbolisch auf seiner kleinen Bühne erscheinen ließ. Nach den Puddings trat der Doppelgänger eines berühmten Stiefelwichsers aus Jever in unsere Mitte, und sprach von den traurigen Erfahrungen, die er im Ehestand gemacht. Ihm folgte ein Pulci-

nellkoſten, in dem die Liebe Karl Buttervogels*) dramatiſch dargeſtellt wurde, und während die Braten die Runde machten, wurde ein Traum vorgetragen, der von unſerem mißgeſchaffenen Stubhaus und andern unglücklichen Oldenburgenſibus handelte. Bald darauf meldete ſich ein reiſendes Virtuoſenpaar, ein Caſtrat und eine rieſige Poſauniſtin, welche ein zu dieſem Zwecke componirtes Lied von Hölty vortrugen und unendlichen Beifall gewannen. Der vielen Toaſte und Reden, die beſonders in der Periode der Kuchen auftauchten, erwähn' ich nicht weiter, und gedenke nur noch eines komiſchen Quartettgeſangs und des Dialogs einer Gruppe von drei Figuren, wovon die eine den Kölner Dom, die andere den kupfernen Hermann von Detmold und die dritte die öffentliche Meinung darſtellte.

Indem ich nun dieſe kurze Darſtellung unſerer Carnevalsfeſte ſchließe, bedauernd, daß der enge Raum dieſer Blätter und die Natur der Faſchingsreden, welche auf lokale Verhältniſſe gebaut und, wie die Improviſation, nur auf den Moment berechnet ſind, eine weitere Ausführung nicht geſtatten, ſo daß hier nur ein ſehr dürftiges Bild des Darzuſtellenden gegeben werden: erlaube ich mir noch ein Wort an die Mitglieder des literariſch-geſelligen Vereins zu richten:

Carnevaliſch geſinnte Männer, Hofräthe und Unräthe, Ihr ſeid zwar jetzt längſt wieder zur Verſtändigkeit des Alltagslebens zurückgekehrt, aber in euch glimmt noch der göttliche Funke der Narrheit. Pflegt ſeiner, damit er, wenn die Zeit kommt, leicht wieder zur hellen, luſtigen Flamme auflodere. Bedenkt, in eurem Schranke hängt die Kappe. Seht ſie euch öfter an, nehmt ſie in die Hand, ſetzt ſie auf euer Haupt und laßt die Schellen ertönen. Sammelt als fleißige Bienen carnevaliſchen Honig, damit ihr auf kommenden Faſching euch und euren Brüdern einen Schmaus gewähren könnt. Jede Thorheit iſt eine Beute für euch. Notire Einer den Andern in ſeine Schreib-

*) S. Immermann's Münchhauſen

tafel für den großen Tag des Gerichtes; notirt mich selber zuerst. Und so lebt wohl, meine Kinder! Auf Wiedersehn!

Ein Oldenburger Blitz.

Auch der Blitz hat Humor, das ist kein Zweifel. Neulich suchte uns ein Gewitter heim, was hier im platten Lande ziemlich selten geschieht. Ein Wetterstrahl fällt in den Rauchfang eines Hauses in der Vorstadt außer dem Heiligengeistthore. Da sich der Schornstein in zwei Theile spaltet, geräth unser Blitz in Verlegenheit, ob er rechts oder links gehen solle, und rüttelt ärgerlich an der Scheidewand. Schnell entschlossen theilt er sich aber wie der Seufzer eines Liebenden, der ein Kartenblatt vor den Mund hält. Der eine Strahl schießt nach der Küche herab, von dort durch die Wand in die Hinterstube, und verliert sich im Boden. Der andere sprengt den Deckel des Ofens in der Vorderstube, und irrt wahnsinnig an der Wand des Zimmers umher. Ein Zweig dieses Strahls eilt in die Hausflur, geräth in den Kleiderschrank, wo er die Baumwollwatte aus zwei Mänteln zupft, gleichsam als wolle er sehen, womit sie gefüttert seien, und zündet dort ein kleines Schreckfeuer an; ein anderer Zweig verweilt im Vorderzimmer, wo acht Frauenzimmer beim Kaffee sitzen, springt auf das Sopha und von da auf das Strickzeug eines der arbeitenden Frauenzimmer, zermalmt den wollenen Knäul, ohne das Stück Strumpf, die Nadeln oder die emsigen Hände zu beschädigen, hüpft auf die Tafel und spielt wie ein kindisches Kätzchen eine Weile mit den Scheeren und Fingerhüten, wobei aber Niemand im Mindesten beschädigt wird, und läuft dann seinem Kameraden nach in die Hausflur, von wo er durch die offene Hausthür, mehr ungezogen als bösartig, mit Schwefelgestank entwischt.

M.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. A. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Fünfter Jahrgang.

№ 34. Donnerſtag, 25. Auguſt. 1842.

Gruß in die Ferne

v. K. A. Mayer.

Ihr Sternlein in der Mitternacht,
Die ihr mit tauſend Augen wacht,
Was blinket ihr und winket froh,
Und zieht das weiche Herz mir ſo?

Mein trautes Lieb in ferner Welt
Hat Grüße wohl für mich beſtellt?
O überſtreut ihr Bett mit Gold,
Und bittet: bleib ihm treu und hold.

Und ſprecht: »Du folgſt ihm, wo er geht,
»Wo wie der Himmel mit ihm geht;
»Und ſeine Liebe läßt ihn nicht,
»Bis ihm das Herz im Tode bricht.«

An das Badner Land

von K. A. Mayer.

Ich liebe dich, du Badner Land,
Du reicher Garten, weit bekannt,
Mit deiner Ströme lichtem Glanze,
Mit deiner Berge dunklem Kranze.

Ich liebe dich, du Vaterland,
Wo meiner Eltern Wiege stand,
Wo warme Herzen für mich schlugen,
Wo Gräber, die mir theuer, ragen.

Ich liebe dich, du Vaterland,
Dich, rebengrüner Neckarstrand,
Wo ich mein treues Lieb gefunden:
Drum preis' ich dich mit tausend Munden

Ich liebe dich, du Vaterland —
Reicht, freie Männer, mir die Hand!
Mög' euer Wort durch Deutschland hallen,
Und morgen unsre Schranke fallen.

Das Scervaro-Fest bei Rom

von K. A. Mayer.

Seit einer Reihe von Jahren machen die deutschen Künstler in Rom, denen sich einzelne Künstler aus andern Nationen, besonders die stammverwandten Dänen anschließen, Donnerstags nach Ostern eine Lustpartie nach den Steinbrüchen von Scervaro in der römischen Campagna. Bei meinem Aufenthalte in Rom im Frühjahr 1835 versäumte ich nicht, diesem fröhlichen Feste beizuwohnen, das als der Glanzpunkt des geselligen Lebens unserer dortigen Landsleute betrachtet werden kann. Es hatte sich in jener Zeit ein talentvoller Maler aus Erfurt Namens Merlich, ein Schüler Rumohr's, der sich aber, seit Jahren in Italien eingebürgert, Merli nennt, als Anordner der Zusammenkünfte und Lustbarkeiten der Künstler aufgethan; wobei ihm sein Mutterwitz und die komischen Gaben, die er besitzt, trefflich zu Statten kamen. Leider verschlang ihm nur dies Treiben so viel Zeit, daß er in seiner Kunst immer weiter zurück ging. Dieser Merli, den man allgemein den General nannte, hatte auch diesmal mit Hülfe eines von ihm gebildeten Ausschusses die Anordnung der Scervaro-Partie übernommen, und die Einrichtung getroffen, daß

die Künſtler und ihr Anhängſel von Fremden, um durch ihre groſe Zahl kein Aufſehen zu erregen — denn wir zählten gegen hundert Häupter — aus drei verſchiedenen Thoren der berühmten Weltſtadt ausrücken ſollten. Wir ſchieden uns zu dieſem Zweck in drei Heerhaufen. Die Fußgänger, meiſt Landſchafter, zu denen auch ich mich geſellte, zogen, an Santa Maria Maggiore vorüber, durch die Porta di San Lorenzo; die Roſſebändiger ſprengten, vom General geführt, durch die Porta Maggiore, und die Uebrigen, welche Eſel beſtiegen hatten, nahmen nordwärts einen Umweg durch die Porta Pia. Ein Wagen mit drei Fäßchen Wein und mancherlei Mundvorrath, auf dem der Norwege Farnley, der treffliche Landſchafter, den ſie vor wenig Monden zu München ins Grab geſenkt haben, und der berühmte, mehr als ſiebzigjährige Maler Reinhart in ſeinem Jagdcoſtüm ſaßen — erſterer ſollte heute als Koch fungiren — war ebenfalls den Weg der Fußgänger gezogen. Mit unbeſchreiblichem Jubel begrüßten wir ihn unterwegs; der breitſchultrige Farnley, dieſe nordiſche Eiche, und Reinhart mit der Doppelbüchſe gaben uns die ſichere Hoffnung: weder der Bauer, der die erwähnten Gaben des Bacchus und der Ceres führte, noch irgend ein Räuber der Campagna werde frech die Hand an unſere Güter legen.

Als Sammelpunkt der drei Heerhaufen war der Sclaventhurm bezeichnet worden. Die Fußgänger langten zuerſt an, da die Reiter, um einen beſſern Halt im Sattel zu gewinnen, unterwegs vor einer Oſteria Halt gemacht hatten. Obgleich nun der General „bei Todesſtrafe" verboten hatte, an dieſen Tage zu zeichnen, oder ſonſt ein vernünftiges Geſchäft vorzunehmen: ſo ſah man hier doch gleich die Skizzenbücher aus den Taſchen ſchlüpfen, und ſich mit Ruinen, Albanergebirgen, gelagerten Künſtlergruppen, und was ſonſt ſich nah oder fern bieten mochte, füllen.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde geraſtet haben, als in der Ferne der Campagna die beiden andern Heerhaufen ſichtbar wurden. Man hörte, wie Rietſi, mit hoch-

erhobener Flinte an den Schaaren auf und nieder galoppirend, in dem tiefſten Baß ſeiner kräftigen Stimme „Halt!“ gebot; man ſah, wie er ſämmtliche Roſſe und Eſel zum Wettrennen nebeneinander treten ließ, ſo daß ſie eine große Linie in der Breite formirten. Dabei war es komiſch zu bemerken, welche Abſtufung die Eſelreiter neben den Roſſebändigern bildeten. Auf ein donnerndes „Los!“ ſetzte ſich Alles in die heftigſte Bewegung. Nerli trug eine rothe Hahnenfeder auf der Mütze und einen rothen ſeidnen Gurt um die Hüfte; an der Schulter hatte er eine Jacke als Dollman befeſtigt. So brauſ'te er, die Flinte ſchwingend und Alle hinter ſich laſſend, mit wildem Siegsgeſchrei auf uns los. Ganz ſpät, als die Roſſe ſich ſchon halb verſchnaubt hatten, langten die Eſel an, ich ſage: die Eſel; denn ein gutes Viertheil der Reiter war von ihnen abgeſetzt worden. Ich ſah damals, daß auch ein Eſel Ehrgeiz hat. Viele von ihnen liefen, freilich nachdem ſie eine Zeit lang gebockt und ſtörriſch den Kopf rechts und links gewendet hatten, in geſtrecktem Galopp dahin; allein, da ihre Herren ſie nicht zu bändigen verſtanden, jagten ſie in verſchiedenen Richtungen auseinander, und einer ſtürmte ſogar, der Heimat eingedenk, auf Rom los, ſo ſehr auch der Reiter ſchreien, und ſich mit Händen und Füßen abarbeiten mochte.

Von allen zuletzt kam Müller, ein Landſchaftsmaler, der ſich zum General der Eſelsreiter aufgeworfen hatte, obgleich er nicht einmal ſein Thier, das vielleicht das kleinſte unter dem Haufen war, zu regieren verſtand. Er ward, ſchon ſeines komiſchen Aufzugs wegen, mit unendlichem Gelächter begrüßt. Denn er hatte ein Coſtüm gewählt, das ſich trefflich zu ſeiner rothen Geſichtsfarbe, zu ſeinen rothen Haaren und ſeinem rothen Knebelbarte paßte, nämlich eine rothe griechiſche Mütze und einen Schlafrock aus rothem Sammt. So ſtand der ganze Menſch wie ein hölliſcher Geiſt in Flammen. Sogar ſein Eſelchen, auf dem er mehr ging als ritt, war von röthlicher Farbe. Vor ihm her trottirte ein Engländer, als ſein Minſtrel die Guitarre ſchlagend. Derſelbe ſaß verkehrt auf ſeinem

Grauen, ſo daß er uns den Rücken und Müllern das Geſicht zuwandte.

Unter den Reitern, die zu Roſſe kamen, hatte ich einen bemerkt, der ganz auffallend ſchwankte; daher ſein Nebenmann das Pferd am Zügel halten mußte. Er trug einen ſchwarzen Frack und ſchwarze Beinkleider, und hatte den Hut ſo tief ins Geſicht gedrückt, daß ſich nichts von ſeinen Zügen erkennen ließ. Hut und Kleider waren abgerieben und beſchmutzt. Als ich die Figur näher betrachtete, ſah ich bald, daß es nur eine Puppe ſei, und jetzt ſollte mir auch ihre Beſtimmung klar werden. Denn, nachdem ſämmtliche Künſtler ſich um den Sclaventhurm gruppirt hatten, ſchrie Nerli in italieniſcher Sprache: „Liktoren vor!" Alsbald traten ein paar Eſeltreiber mit Beilen und Reisbündeln heran, nahmen auf die weiteren Befehle des Generals die Figur vom Pferde, und hingen ſie am Sclaventhurme auf. „Meine Herren", rief Nerli, zu den Künſtlern gewendet, „Sie erblicken hier jenen ſchändlichen Recenſenten aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der uns auf ſo empörende Weiſe mißhandelt hat. Er ſterbe eines tauſendfachen Todes!" Und dabei ſchoß er ſeine Flinte auf ihn ab, und Stöcke und Steine flogen in ſo großer Menge auf den ſchwarzen Lumpenmann, daß ihm bald die Eingeweide, nämlich Stroh, Papier und alte Leinwand, aus dem zerriſſenen Leibe hervordrangen.

Gegen Mittag erreichten wir Seervaro. Dies ſind ungeheure Travertinſteinbrüche, aus denen Rom ſeit Jahrhunderten das Material zu ſeinen Rieſenbauten gezogen hat. Jetzt ſind die weiten Grotten und Gewölbe verlaſſen; ſo gehören ſie wieder der Natur an, die ſie maleriſch mit Grün überhängt hat. Eine der Höhlen dient ſeit Jahren als Bankettſaal, und noch fanden wir die halbzerſtörten Steinſitze vom letzten Feſte. Wir hatten hier nicht lange verweilt, als mehrere von der Geſellſchaft aus einer benachbarten Grotte traten, wo ſie wunderliche Coſtüme angelegt hatten. Türken, ſchwarze Abbés, Stutzer und Pulcinelle kamen, wie am Carneval, in buntem Gemiſch zum Vor-

ſchein, und begrüßten ehrerbietig den General als ihren Herrn und Meiſter. Der türkiſche Geſandte in China langte in einem mit Leinwand überſpannten Ochſenwagen unter dem Schall barbariſcher Inſtrumente an, und ſtellte ſich und mehrere Favoritinnen Nerli vor, der den edlen Gäſten mit entblößtem Haupte entgegen gegangen war. Sofort wurden die Favoritinnen, die Taback rauchten und ſehr tiefe Stimmen hatten, ein Gegenſtand allgemeiner Liebeswerbung.

Noch hatte ich nicht die bunten Erſcheinungen all gemuſtert, als der General durch ein Sprachrohr die zerſtreuten Völker zuſammen rief, und die Aemter für den Tag vertheilte. Wir wurden in zwei Kaſten getrennt: die erſte Kaſte, welche ſchriftliche Beſtallungen erhielt, die an den Hüten oder Mützen befeſtigt wurden, ſollte die Vertheilung der Speiſen und Getränke bei Tiſch übernehmen, die zweite ſollte die Tiſche und Sitze wiederherſtellen, und mit grünen Zweigen überwölben. Bei dieſem letzten Befehle brach eine Emeute unter den Landſchaftern gegen den General aus. „Wie rieſen ſie, der Schmuck, den die Natur dieſen finſtern Höhlen gegeben hat, ſoll frevelnd von uns zerſtört werden? Iſt es nicht ſchon genug, daß ſich Viele, durch das Coſtüm der Andern angeregt, Stirn und Hüften mit Grün umwinden? Wir haben da und dort maleriſche Punkte entdeckt, die ihr uns verderbt, wenn ihr die Zweige abreißt.“ Aber der General bedeutete ſie und ſprach: „vernünftige Aeußerungen ſeien heute verboten; Widerſprechen ſei gegen den Reſpekt; wenn ſie noch ferner raiſonnirten, ſollten ſie auf Waſſer und Brod geſetzt werden.“ Dies ſchlug durch; denn unter allen Künſtlern hat der Landſchafter den ſchärfſten Appetit.

Ehe wir — ich gehörte auch zur zweiten Kaſte — unſern ägyptiſchen Frohndienſt begannen, ward von der erſten Kaſte ein kleines Frühſtück, nämlich Wein, Wurſt und Brod, verabreicht. Im Nu war eins der drei Fäßchen geleert, und der General ſah ſich genöthigt, ſelber vernünftig zu werden, d. h. Mäßigkeitsgeſetze zu geben. Dann

ging es an die Arbeit, und die erste Kaste, die nun feierte, trieb übermüthig die Saumseligen an. Blöcke wurden gewälzt und aufgeschichtet, Zweige und Büsche abgehauen und herbeigeschleppt, damit Jedermann im Schatten säße, und ein anwesender Bildhauer mußte folgende Worte zum ewigen Gedächtniß in den Stein meißeln:

OLYMPIADE IX*)
MDCCCXXXV
REINHART
NERLI.

Der Tisch, den wir bauten oder wiederherstellten, hatte ungefähr die Form eines Y, und gewährte mit den grünüberwölbten Sitzen einen stattlichen Anblick. Wir waren noch nicht lange damit zu Ende, als zum zweiten Male das Sprachrohr die Mannen des Generals zusammenrief.

Nerli war in ernster feierlicher Stimmung. Die Doppelflinte auf der Schulter, die andre Hand im rothen Gürtel, gebot er uns, ihm „in die Grotte der Sibylle" zu folgen; denn er wolle die Prophetinn über die Zukunft seines Volks befragen. In langsamen weiten Schritten bewegte er sich voran; der rothe Eselsgeneral — wie man ihn um der Kürze willen hieß — folgte in ähnlicher Weise, ebenfalls mit einer Flinte bewaffnet; dann kam der türkische Gesandte mit seinen Favoritinnen, und die übrigen Masken, darauf die erste Kaste. Die zweite, die schweißbedeckten Arbeiter, denen nun nichts mehr als Genuß bevorstand, machten den Schluß.

Wir kamen in eine niedrige, schwarze, tiefe Höhle, in deren Mitte ein Feuer brannte. Stillschweigend schlossen wir einen weiten Halbkreis um das Feuer, indeß die beiden Generale mit ihren Ladstöcken Zauberringe um sich zogen und kabbalistische Worte murmelten. Endlich begann der Obergeneral seine Flinte abzuschießen; er feuerte zum zweiten Male; ein furchtbarer Donner schlug von den Wölbungen der Grotte an unser Ohr. Dann begann er in

*) Neuntes Scirrharo-Fest.

ehrfurchtsvoller Rede die Sibylle, die unsichtbar für gewöhnliche Augen in der Tiefe der Höhle hause, zu beschwören und um Deutung der Zukunft anzustehen. Alsbald erscholl, wie aus dem Eingeweide der Erde, eine ferne dumpfe Stimme, und redete lang in unverständlicher Sprache. „Sibylle, erwiederte darauf der General, lasse dich huldreich und gnädig in einer Sprache vernehmen, die auch meine Völker verstehen.“ Die Prophetinn erwiederte darauf in deutschen Knittelversen (es war ein Kölner Dichter, der sich damals längere Zeit in Rom aufhielt): sie sei bereit den Schleier der Zukunft zu lüften. „O sage uns, rief der General von neuem, wie lange werden noch die Wallfahrten der Künstler nach Scervara währen? Wie lange wird noch mein Generalat dauern? Werden meine Gesetze auch nach meinem Tode Kraft haben? Wird mein Zepter — er pflegt mit einem Stocke Göthe's, der durch dessen Sohn nach Italien gekommen ist, in den Künstlergesellschaften zu präsidiren — wird mein Zepter blühen oder welken?“

Auf diese und noch andere Fragen die mir entfallen sind, antwortete die Sibylle in burlesker Weise, wobei es nicht an unfeinen Späßen fehlte. So verkündigte sie, um beispielsweise nur Eins anzuführen, seinen Gesetzen eine tausendjährige Dauer. „Dann, sagte sie, werden sie in einer dieser Höhlen verloren gehen. Und nach abermals tausend Jahren wird ein mit Leibgrimmen behafteter, papierbedürftiger Schneider, von ihrem weißen Schimmer angezogen, in die Höhle hinabsteigen und sie finden und von Neuem in Kraft setzen. Und dieser Schneider wird durch sie herrschen, er wird Deutschland wieder zusammenflicken zu einem Reich, und sein Thron wird stehen bis an der Welt Ende.“

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.
Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredactoren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.
Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 35. Donnerſtag, 1. September. 1842.

Selbſtbeherrſchung

v. K. A. Mayer.

Zu Oldenburg am Thor
Da ſteh' ich auf der Wacht,
Schau rechts und links und vor,
Und hab' auf Alles acht.

Major und Commandant
Und Leutnant noch viel mehr
Sind mir von fern bekannt;
Schnell greif' ich ans Gewehr.

Und kommt mit Saus und Braus
Der Großherzog heran,
Da ſchrei' ich gleich „heraus!"
Und zieh' die Flinte an.

Gern rief' ich, geht mein Schatz
Vorüber, auch „heraus!"
Sie ſpitzt den Mund zum Schmatz;
Ich — ſchaue g'rade aus.

Sie knüpft am Schuh das Band,
Und thut nicht ſehr preſſirt.
Ich — rühre nicht die Hand;
Mein Herz nur präſentirt.

Das Scervaro-Fest bei Rom

von K. X. Meyer.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Antwort taumelte der General, der schon vorher gezittert und geschwankt hatte, zu Boden nieder, und mußte ohnmächtig hinweggetragen werden. Nun schoß auch der Eselsgeneral, und richtete allerlei Fragen an die Sibylle; aber, sei es, daß sie darauf nicht vorbereitet war, sei es, daß sie ihm nicht Rede stehen wollte, es erfolgte keine Antwort, und allmählig zerstreute sich die Gesellschaft.

Ich suchte Farnley, unsern Koch auf, dessen ich schon oben gedachte. Auf seinem eingedrückten Hute war die Bestallung angeheftet, die, in großen Lettern geschrieben, von fern gelesen werden konnte. Ein schneeweißes Habit umschloß seine ansehnliche Gestalt. Epaulettes aus Petersilie zierten seine Schultern; um seinen Wanst schlang sich ein breiter lederner Gurt mit Vor- und Zunamen auf der Vorderseite, wie ihn die Tyroler zu tragen pflegen, der reich mit Blumen und Suppengrün ausstaffirt war. Dicke Schweißtropfen hingen ihm in dem breiten Schnurrbarte; denn er zerlegte gerade eifrig mit ein paar Gehülfen die kalten Braten, und kochte Kaffee in einem großen Kessel.

Jetzt waren die Speisen aufgetragen; Nerli, Reinhart, der Gesandte und die Favoritinnen nahmen, dem Zweizack, den das Ende des Tisches bildete, gegenüber, die Ehrensitze ein, und Alles ließ sich unter den kühlen Zweigen nieder. Für Messer und Gabel hatte Jeder selbst sorgen sollen; nur Wenige hatten aber daran gedacht; daher wir denn aßen wie die homerischen Helden, nämlich mit den Fingern. Statt des Tellers erhielt Jeder einen Bogen dickes Zeichenpapier. Der Wein ward von den flinken Kellnern der ersten Kaste in Wasserkrügen umgetragen; auf je fünf Munde kam etwa ein Glas. Die Pfeffer- und Salzbüchschen waren sinnreich aus Stückchen Rohr bereitet, die, durch

den Knoten in der Mitte in zwei Abtheilungen getheilt, oben und unten verstopft waren.

Wir aßen und wurden satt; von unsern Brosamen füllten die Eseltreiber ihren Hunger, und schleppten noch ganze Brote mit nach Hause. Die zwei Fäßchen Wein, die wir mit ihnen leerten, verfehlten nicht, die allgemeine Heiterkeit zur höchsten Potenz zu steigern. Toaste folgten auf Toaste; der General allein brachte deren wohl zwanzig aus; allen, die sich nur irgend ein Verdienst um das Fest erworben hatten, dem Gesandten, den Favoritinnen, Jedem, der sang oder schrie, erklang ein Lebehoch. Dabei bediente er sich des Sprachrohrs, das in der Höhle gewaltig dröhnte. Um diese Zeit vertheilte er auch an die sämmtlichen Theilnehmer zwei Klassen von Orden, nämlich den Orden des Bajocks und den des halben Bajocks, beide an rothem Bande. Ordensliebhaber können letztern hier in Oldenburg bei mir einsehen.

Noch Tisch, als der Gesang und der Jubel am lautesten waren, sprang der türkische Gesandte auf einen hohen Steinblock, und begann in Zungen zu reden. Er trug einen rabenschwarzen Bart, der ihm stattlich über die Brust floß, dazu einen Komödienzettel als Serviette und sechs große Orangen, die er für türkische, persische, indische und chinesische Orden ausgab. „Der Orient huldigt dem Occident! schrie er; er überschickt durch mich seine sechs höchsten Orden den sechs würdigsten Franken.“ Und damit schleuderte er seine Orangen, eine nach der andern, in die lärmende Menge.

Darauf bestieg der purpurne Eselsgeneral, dessen Gesicht noch höher als sonst glühte, den Rednerstuhl und verkündigte: er wolle einen Vortrag in der Manier Jakob Böhm's halten.“ Jakob Böhm, meine Herren, so begann er, war ein Böhme, Namens Jakob, der nicht allein gut sprach, sondern auch vortrefflich redete.“ Und nun vertiefte er sich so sehr in diesem Namen, sprach vom Erzvater Jakob, von einer hübschen Böhmin, die ihm wegen seines feurigen Aussehens einen Korb gegeben, von den schlechten

Stiefeln, die Jakob Böhm gemacht u. ſ. w., daß er gar nicht zu dem verſprochenen Vortrage kam.

Er hatte noch nicht geendet, als einige deutſche Damen mit einer ruſſiſchen Gräfinn und zwei Künſtlern, die ihnen als Cavaliere dienten, im Eingang der Höhle erſchienen. Sie waren nach Tiſch in Rom abgefahren, um das bekannte Scervaro-Feſt kennen zu lernen. Der General und ein paar andere Künſtler ſtürzten ihnen entgegen, baten ſie Platz zu nehmen, ſtellten ihnen die Notabilitäten der Geſellſchaft vor, und bewirtheten ſie mit den Reſten des Kaffees. Unterdeſſen fuhr der Eſelsgeneral immer fort, von Jakob Böhm's ſchlechten Stiefeln zu ſprechen, bis ihn Einer an Rockflügel von dem Steine zog, worauf er ſich, neben ein paar anderen Opfer des Weins oder der Erſchlaffung zur Sieſtazeit, auf einen Haufen Schutt ſtreckte. Aber die Schläfer wurden bald aus ihrer Ruhe geriſſen; denn der General griff wieder zum Sprachrohr, um die Damen zu betoaſten, und ſchoß ſogar mehrmals in dieſem lautſchallenden Raume. Zu gleicher Zeit trat ein anderer Künſtler mit des Engländers Guitarre an eine der Schönen heran, und ſang recitativiſch conjugirend: Ich liebe Dich, du liebſt mich, er liebt dich u. ſ. w.

Die Damen, welche nüchtern unter dieſer tollen Menge ſtanden, konnten ſich hier natürlich nicht ſehr behaglich finden, und ſuchten ſich mit guter Manier wieder los zu machen.

Als es kühler wurde, verließ man die Höhle, und begann, in verſchiedene Gruppen getheilt, Tarantella zu tanzen, woran auch die Eſeltreiber und Landvolk aus der Campagna, das neugierig herbeigekommen war, Theil nahm. Dann ſchickte man ſich zum Rückzug an, wobei die meiſten Eſelreiter es weislich verzogen, ihre Thiere den Treibern zu überlaſſen und den Fußwanderern ſich anzuſchließen.

Das Scervaro-Feſt des Jahres 1831 lebt gewiß noch im Andenken vieler Künſtler. Damals hatte man ſchon in Rom die Coſtüme, die Orden und andere Abzeichen, die

aus buntem Papier verfertigt waren, angelegt, und zog ſo in hellem Haufen zum Lorenzthor hinaus. Die Polizei des heiligen Vaters erblickte hierin ein carbonariſches Treiben, beſetzte das Thor mit Dragonern, und ließ die zurückkehrenden Künſtler Mann für Mann auf die Wachtſtube treten, wo man ſie ausforſchte und ihrer Inſignien entkleidete. Ein junger Mann — wenn ich nicht irre, ein Kupferſtecher aus Deutſchland — der die Behörde im Namen der Geſellſchaft um Erlaubniß zur Partie angegangen und keinen beſtimmten Beſcheid erhalten hatte, wurde als Sündenbock auf vierzehn Tage in Arreſt geſteckt. Zur Entſchädigung zeichneten ihm die Künſtler ein Album, welches ſo hübſche Sachen enthält, daß er allgemein um dieſe Gefangenſchaft beneidet wurde.

Eine Erinnerung an Düſſeldorf

von Theodor von Kobbe.

Motto:

Bin ich durch deine Wärm', o Lieb' entfaltet,
Spielt um mich Luft der Freiheit, wenn ich dichte,
Hat mich der Schönheit göttlich Licht geſtaltet:
So woll' auch mich, Geſchick, wie den zerſchmettern,
Bevor mein allerbeſtes Theil erkaltet;
Damit ich friſch und froh in heil'gen Wettern,
Von meiner Kraft, von meiner Fülle trunken,
Ein Jünglingsſtern aufleuchte zu den Göttern.

Vom Seher Immermann.

Es mochte etwa neun Uhr ſein, als die Diligence, von Ratingen kommend, dem nach dieſem Orte benannten Thore Düſſeldorfs zueilte. Mit ganz andern Gefühlen als in früheren Jahren legte ich die letzte Viertelſtunde zurück. Führte doch der Weg an dem Landhauſe der Gräfin A. vorbei, bei der ich früher, mit ihrem Inquilinen, dem prächtigen Immermann, ſo manche glückliche Stunden verlebt hatte. Alles war dort todt und düſter, als ſtänden die Leichen der Bewohner noch über der Erde; der Garten verwildert; ſelbſt die Vögel ſchienen aus demſelben gewichen,

und manches Unkraut des Lorbeers zu spotten, den der unsterbliche frühere Bewohner des Gartens mit in die Gruft genommen hat. Es wurde mir, trotz des hellen Sonnenscheins, entsetzlich unheimlich und gespenstisch bei dem Anblicke der Besitzung zu Muthe. Vorüber! Vorüber! — —

Ich hatte natürlich nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Wittwe des verstorbenen Freundes aufzusuchen. Und, wunderbar, ob zwei schlaflose Nächte, oder irgend ein Dämon daran schuld war, ich weiß es nicht, mechanisch ging ich wieder vor das Ratinger Thor, als ob die Wittwe Immermanns dort wohnen müsse, und ward nicht eher meines Irrthums inne, als bis ich die Pforte des verfeiten Gartens geöffnet hatte, vor dessen Eingang, seltsam genug! ein todte Schlange lag. — Es war eine der unschädlichen Thiere dieser Gattung, gewiß ohne Falsch wie die Tauben. — Ich betrachtete sie mit einer Art Verehrung, und hätte sie begraben mögen, wenn ich überhaupt glauben könnte, daß man Schlangen dadurch eine Ehre erweis't. Ach! die Schlange war gewiß aus Gram über das untergegangene Paradies gestorben, und wenn sie auch herzlos, nur ein verständiges kluges Thier war, ich finde den Tod begreiflich.

„Bleibt nicht zu lange fort vom Rhein!" so lauteten die letzten Abschiedsworte, welche Immermann seinem Freunde Adolf Stahr und mir auf dem Hannoverschen Posthofe in Bremen zugerufen hatte. Immer noch erschallte dieser Ruf in meinen Ohren. Aber,

Was sind Pläne, was sind Entwürfe
Die der Mensch, der vergängliche baut? —

Die Frau des Dichters, welche in der Stadt lebte, empfing den Freund des verstorbenen Gatten mit Herzlichkeit. Sie besitzt das schönste Augenpaar, das ich gesehen; es liegt der Stoff zu einem großen Cyklus Lieder darin, und diese beiden Sterne können wohl behaupten, daß sie an der Autorschaft von Tristan und Isolde, dem letzten und vortrefflichen Gedichte Immermanns, einen nicht unbedeutenden Theil gehabt. — Ich fand die Immermann übrigens viel gefaßter als ich gehofft, die würdige Wittwe eines

großen Mannes. »Und« endete ſie ſanft, »am Ende »iſt es ein Glück für Immermann, daß er in der Fülle »ſeiner Energie geſtorben iſt, denn er hätte ohne allen Zwei»ſel keine Art Abnahme von Kraft, weder phyſiſch noch gei»ſtig ertragen.« Dieſe Bemerkung mahnte mich aber wunderbar an das Motto dieſes Kapitels und namentlich an die Worte:

So woll' auch mich, Geſchick, wie den zerſchmettern,
Bevor mein allerbeſtes Theil erkaltet.

Ich begehrte das Töchterlein zu ſehen, die Mutter willfahrte mir. Ich erſchrack bei dem Anblick; denn eine ſo entſchiedene Aehnlichkeit, wie die dieſes Kindes mit dem Vater, iſt mir noch nie in ſo zartem Alter vorgekommen. Ich hoffe, daß die Zeit die ſtarken Züge des Mannes im Kindergeſicht mildert. Hier hätten einmal die alten holländiſchen Tanten Recht, welche, wenn ſie ſelbſt blind ſind, oder auch nur das Kind auf dem Rücken ſehen, nach der Taufhandlung es für ihre Pflicht halten, ihr »Präcis de Fader« auszurufen. — —

Ich hatte die Poſt zu belegen, und begab mich jetzt dorthin. Diesmal war ich mit preußiſchem Gelde verſehen, und fand bei meiner Einzeichnung mithin kein Hinderniß. Anders war dies vor wenigen Jahren. — Trotz der intimen Freundſchaft, die zwiſchen dem König von Hannover und dem von Preußen, père et fils, zu herrſchen ſchien, hatte doch ſchon damals das Berliner Poſtdirectorium, ein ahnungsvoller Engel, die Annahme der Hannoverſchen Piſtolen unterſagt. Da man das Sinken der letztern nicht voraus ſah, ſo hielt man dieſe Maaßregel für eine ärgerliche und willkührliche Beſchränkung. Indeſſen, was war zu machen? Preußiſch Geld oder keinen Poſtſchein. — Als ich nun da bei meiner Rückreiſe nach Oldenburg nur einige Ernſt-Auguſt in der Taſche hatte, welche mich nicht poſtreiſefähig in Düſſeldorf machten, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als in eins der benachbarten anſehnlichen Häuſer zu gehen, wo mich eine Dame auf der Diele empfing, die ich nach ihrem Aeußern für eine ſolche hielt, die Geheime Hofräthin ſein konnte, wenigſtens aber Hofräthin

war. Mit vieler Höflichkeit bat ich sie, mir einige preußische Friedrichsd'ore gegen meine Gold-Ernste zu vertauschen. — Aber kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als sie einen Blick auf mich warf, der an Grauen den der Megäre und Meduse übertraf. „O, über mich Unglückliche, rief sie aus, daß ich so nahe der verdammten Post wohne!" Sie sind heute schon der Vierte, dem ich preußische Pistolen liefern soll. Es ist nicht anders, als wenn ich nur für die Beantwortung dieser Frage lebte. Ich habe keine preußische Pistolen, ich will keine haben. Machen Sie, daß Sie fort kommen mit ihren schlechten Hannoverschen Louisd'ors, mein Herr!

(Der Schluß folgt.)

Hansa-Album.

Das Hansa-Album, dessen Druck die Teubnersche Officin in Leipzig besorgt, erscheint binnen Kurzem und enthält Beiträge von:

L. Bechstein, E. Boas, A. Bube, K. Buchner, Cornelio, Dr. Drewes, Eduard Duller, J. P. Eckermann, Ferdinand Freiligrath, E. Frhr. v. Feuchtersleben, E. Geibel, K. Goedecke, C. Haltaus, D. J. Henning, Georg Herwegh, A. Hesse, R. Hirsch, Hoffmann v. Fallersleben, J. M. Hutterus, Alexander Jung, Justinus Kerner, Th. v. Kobbe, A. v. Maltitz, K. A. Mayer, S. H. Mosenthal, E. Moericke, Th. E. Rathusius, Emma v. Rindorf, Fr. Oetker, A. Peters, R. E. Prutz, Friedrich Reuskert, G. Schirges, A. Schults, G. Schwab, Fr. Steinmann, L. Storch, Adelheid v. Stolterfoth, E. Wedekind, L. Wihl, Heinrich Zschokke und Andern.

Den Unglücklichen Hamburgs eine Beisteuer zu verschaffen, ist nicht die alleinige Tendenz des Hansa-Albums; es wird zugleich ein würdiges Denkmal sein jener denkwürdigen Zeit des Hamburger Brandes, einer Zeit, wo Deutschland sich wahrhaft deutsch zeigte.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an, und beträgt der Preis: 1 Thlr. 10 sgr. Prachtausgabe 2 Thlr. Späterer Ladenpreis 2 = — = = 2 = 10 sgr.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Fünfter Jahrgang.

№ 36. Donnerstag, 8. September. 1842.

Vor Liebe.

Von Julius Mosen.

Ich saß zu ihren Füßen,
Ich hielt wohl ihre Hand;
Ich hätt' sie mögen küssen;
Mein Herz hat heiß gebrannt
Vor Liebe.

Sie sah herab so wonnig;
Es war um mich geschehn.
Ich sah den Himmel sonnig
In ihren Augen stehn —
Vor Liebe.

Zwei glühend rothe Nelken
Trug sie an ihrer Brust;
Sie durften dort verwelken
In kurzer, sel'ger Lust —
Vor Liebe.

In Liebespein befangen,
Saß ich, und sprach kein Wort,
Und als sie heimgegangen,
Saß ich noch immer dort —
Vor Liebe.

Eine Erinnerung an Düsseldorf

von Theodor von Kobbe.

(Schluß.)

„Gnädige Frau!" versetzte ich, ich würde stolz sein, wenn ich ein Hannoveraner wäre, Sie nicht zur Landsmännin zu haben, denn eine Hannoveranerin können Sie nicht sein, da Sie die Geldstücke verachten, welche das Bildniß Ihres allgeliebten Königs zieren. — Sprach's, und verließ das Haus, um das benachbarte aufzusuchen. Ueberall brachte ich meine Bitte mit gleichem Nichterfolg an, je näher der Post, je verdrießlicher wurde mir die verneinende Antwort ertheilt. — Nachdem ich 19 bis 20 Körbe erhalten, trat ich zu einem Krämer in den Laden, den ich um seiner criminellen Physiognomie wie jenen Hannoverschen Postsecretair mit den Worten anredete: „Aber mein Herr, was haben sie für ein glückliches Gesicht! — diese Züge verkünden mir, daß ich keine Fehlbitte thun werde". Beiden war diese Anrede neu; jener Postsecretair gehorchte, wenn auch nur brummend, mein Düsseldorfer aber mit der naiven Bemerkung: Es sei schlimm, daß er kein Mädchen sei, da mir sein Gesicht so gefalle. — Uebrigens hilft zuweilen solch ein Lob physisch, der Mann sah offenbar hübscher aus, da ich ihn verließ, als da ich eintrat.

Ich eilte jetzt zur Post zurück, wo ich mit den so eben eingewechselten, sehr lappigen Tresorscheinen, die kaum noch an einander hingen, einen Platz, als mit gutem Gelde, bezahlte. Ich hatte hier noch die Freude, auf dem Posthofe einen lächelnden und freundlichen Conducteur zu finden, der mich mit den Worten: „ich habe sie alle 44 richtig ausgeliefert bekommen" begrüßte. Und man denke sich, diese 44 waren alle Mörder, vier und vierzig Mörder? Ich hatte nämlich bei meiner Abreise von Karlsruhe in meinen, mit einer Schachtel versehenen Hut, ein reines Hemd und vier und vierzig Vatermörder die nach dem Schlusse des Koffers zu spät von der Wäscherin nachgeschickt worden waren, gelegt. Als wir Abends in Düssel-

dorf angelangt, war mein Hut nicht wiederzufinden; vergebens forschte ich nach demselben, bis das Dampfschiff zur Abfahrt nach Wesel läutete, und ich entweder meinen Hut oder Düsseldorf im Stich lassen mußte. Ich wählte das erste, damit es aber den Rheinischen Schiffern, die es mir verpackt hatten, nicht zur Beute werden möge, wollte ich ihn mit jenem Eingeweide durch eine schriftliche Uebertragung dem Kellner des Wirths Becking überweisen. Der Kerl lächelte aber so infam ungläubig, und fügte die Worte „ich will Sie nicht berauben" so impertinent hinzu, daß ich, was mir bei dieser Art Menschen sehr selten geschieht, zornig wurde und, trotz des fürbittenden alten Wirths zur Stunde auszog. Ich hatte, in Immermanns Gesellschaft, auch bald meinen Verlust vergessen, als ich am andern Tage mich aber auf dem Postwagen desselben erinnerte, gab ich zu Glandorf dem oben erwähnten Conducteur eine Huttratte an die Expedition des Dampfschiffes, und mit dem letzten Federstrich warf ich in das Meer der Vergessenheit meinen Verlust, an welchen ich durch den dankbaren Schirrmeister wieder erinnert wurde. O! ich hätte noch 44 Vatermörder darum gegeben, wenn der Beckingsche hochmüthige Kellner diesen dankbaren Honorirten gesehen hätte.

Ich hatte noch einen Besuch zu machen, und zwar dem Schauspieldirektor Henkel, den ich während seines Aufenthaltes in Oldenburg als Menschen wie als Künstler gleich hochschätzen gelernt hatte. Henkel ist mir der beste Künstler unter allen jetzt lebenden und wirkenden Schauspielern. Doch muß ich bemerken, daß ich Seidelmann nie gesehen. — Nie werde ich die Vorstellung seines Wallensteins, seines Grafen im Puls und mehrere ähnliche Rollen von ihm vergessen. — Ein schmerzhaftes Flechtenübel hat ihm die letzten Jahre seines Lebens vergiftet, indessen erträgt er, ein muthiger Laokoon, alle Pein mit einer wahrhaften heroischen Energie, welche die Unsterblichen gewiß noch einmal mit vollkommener Genesung belohnen. — Immermann nannte Henkel den ersten Regis-

sent der Welt, und fand sogar eine tadelnswürdige Heftigkeit, welche sich des so warm für seine Kunst erglühenden Mannes dann und wann bemächtigt, ganz auf seinem Platze. Henkel hat das schwere Werk, welches dem großen Immermann misglückte, auszuführen unternommen, ich fürchte nur zu sehr, daß auch er der gemeinen Wirklichkeit unterliegen wird. Theater gedeihen einmal nur in Residenzen, wo man freilich Intendanten hat, die Immermann für einen Schauspieler halten, die Alles hingehen lassen, und nur bei der Stellung der Stühle Geist und Bewußtsein manifestiren, — wo man Raupachs sechsaktige Faseleien mit schwerem Gelde aufwiegt, während ein Ruf Immermann glücklich machen und die Bewohner einer der größten deutschen Städte bilden können. Ich fürchte, ich fürchte, daß die Düsseldorfer den neuen Tempel Thaliens sinken lassen wie ihren alten, und halte es auch für eine unglückliche Idee, in einem Orte wo das Unternehmen von Immermann geleitet, scheiterte, ein ähnliches im ähnlichen Geiste durchführen zu wollen. Hoffen wir indessen das Beste.

Von Henkel ist eine tief wurzelnde Eigenthümlichkeit zu erwähnen, daß er als Privatmann von jeher es vermied, sich häufig im Publikum zu zeigen, oder gar, wie die Schauspieler so oft thun, weitverzweigte Bekanntschaften anzuknüpfen. »Der Schauspieler, pflegte er zu sagen, muß es »verschmähen, durch Nachtschwärmereien, selbst durch den »Besuch lustiger Gesellschaft sich vorübergehende Freunde, »eine sogenannte Partei, zu erwerben, um den Nimbus »nicht zu verlieren, welcher den bessern zurückgezogen le»benden Künstler in den Augen des Publikums immer um»giebt. Nur dann kann er als Priester Thaliens und na»mentlich bei der Jugend würdig wirken, jedes seiner Worte, »als von einem Unbekannten, der sich jedem Umgange ent»zieht, wird seine Wirkung nicht verfehlen, und das Ideal, »welches der Künstler darzustellen hat, mit viel größerer »Sicherheit und Unverlöschlichkeit in das Herz des Hörers »bringen.«

Diesmal wär ich, aus schmerzlicher Erinnerung an die gute Immermannsche Zeit, nicht zu dem freundlichen Wirth im Breidenbacher Hofe, dem jüngern Herrn Kapellen, sondern zu einem neuen Wirthe, Dombardt in der Nähe der Post gegangen, einem Hôtel das sich mit jenem übrigens in keiner Hinsicht vergleichen läßt. Zu loben ist indessen die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit des Wirths wie der Wirthin, welche von der Pike auf gedient haben, und durch die größte Zuvorkommenheit die jetzt herrschende Arroganz der Kellner gut zu machen suchen.

Am Morgen wird hier von den meisten Gästen im Speisesaal der Kaffe eingenommen. Hier fiel mir ein junger lebhafter Mann mit feurigen Augen auf, der einen sehr korpulenten, glatzköpfigen Herrn, welcher ihm zur Seite saß, bald in einem herzlichen Lachen, bald im einfältigsten Erstaunen von der Welt zu erhalten wußte. Instinctmäßig näherte ich mich ihnen, um von dem Gespräch zu profitiren. Eine nicht fern liegende Zeitung lieh mir dazu einen passenden Vorwand.

»Aber lieber bester Neffe!« hub jetzt der alte Herr an, »du bist ja gerade wie die Märchenerzählerin aus tausend »und einer Nacht! komm doch mit auf mein Gut, du sollst »es gewiß ganz zu deiner Zufriedenheit bei mir haben. Was »hilft es dir, daß du hier auf eine Anstellung wartest, die »dir gewiß so bald nicht zu Theil wird. Der Friedensrich»ter in C—— hat mir heilig versichert, du hadrest Feinde »in den Rheinprovinzen wie in Berlin.« »Aber auch Freunde und Freundinnen in beiden Städten bester Onkel« versetzte der Schwarzkopf, »Wenn eine Versöhnung zwischen »dem Erzbischof und dem König zu Stande kommen soll, »wer wird die anders herbeiführen als ich.«

»Das wäre«, — rief der Onkel gedehnt.

Der Neffe flüsterte dem alten Herrn jetzt wieder einige Worte in die Ohren, die dessen maaßloses Erstaunen zu erregen schienen.

Nichts desto weniger hub dieser an:

»Mein Ludwig! ich lasse dich nicht, du mußt mit mir

»auf mein Gut, und bei mir bleiben und mir erzählen, »auf daß ich lache. Das giebt einen ſo herrlichen Appetit.«

»Aber lieber Herr Onkel, bedenken Sie meine hieſigen Verhältniſſe.«

»Und muß ich dich jetzt nicht auch ernähren, auf dem »Lande kommſt du mir doch viel wohlfeiler, und ich habe »einen ſpaßhaften Nutzen von dir.« —

Aber bedenken Sie die Zukunft, Sie haben ein hübſches Vermögen, aber ſo viele Nichten und Neffen, die gleich dazu berechtigt ſind, wenn, was der Himmel verhüten wolle —

»Still, nichts von Tod, das verdirbt einem Frühſtück, Mittag- und Abendbrod.«

»Wie Sie befehlen, allein ohne eine letztwillige Disposition von Ihrer Seite kann ich meine hieſige Exiſtenz nicht angeben.«

»Junge, lüge mir nicht, du haſt hier ja gar keine Exiſtenz, und wer, wie du, zwiſchen dem Erzbiſchof und König ſteht, kriegt am Ende auch ſo leicht keine. — Und ich will ja auch ein Teſtament machen; ich habe ja nur ſo einen Aberglauben dabei. —«

»Und der wäre?«

»Daß ich in demſelben Jahre ſterben muß.«

»Poſſen, ſehen Sie da unten am letzten Tiſche den alten Herrn, der Kerl iſt ſteinreich, und hat ſchon ſeit 16 Jahren ſeinen einzigen Neffen zum Erben eingeſetzt.«

»Ei das wäre! wo iſt das Teſtament gemacht?«

»In Crefeld.«

»Nun Ludwig, wenn du mit mir fahren und nur ein Jahr bei mir bleiben willſt, da will ich dich auch zum Erben einſetzen.«

»Topp Onkelchen, das Teſtament wird Sie verjün»gen.«

»Aber es ſoll auch in Crefeld gemacht werden; pack nur deine Sachen, in zwei Stunden fahren wir.«

»Gepackt iſt leicht Onkel, ich will nur die Correſpon»denz mit dem König und dem Erzbiſchof verbrennen.«

»Da thuſt du recht, man kann Unannehmlichkeiten von ſolchen Geſchichten haben. Dank erndtet man nie. Aber ich will auch packen.«

Onkel und Neffe erhoben ſich. Ein Kellner aber der die letzten Worte mit angehört hatte, murmelte halb laut vor ſich hin; »Lüg' du und der Teufe!«

Wie ſo? forſchte ich.

»Der Herr dort unten an der Ecke, vom dem der junge Mann da eben behauptet, daß er ſeinen Neffen zum Erben eingeſetzt, iſt ein Kaufmann aus Ratingen der ſechs Kinder hat und ohne Vermögen iſt.«

»Welche Onkelei!« rief ich lachend. Dann aber wurde ich ernſter, denn es fiel mir ein, daß ich ſehr vieler Neffen und Nichten Oheim bin, denen ich gerne etwas hinterlaſſen möchte. Indeſſen tröſtete ich mich wieder mit dem Gedanken, daß wenn ich auch kein Geld habe, meine Neffen doch auch keine Windbeutel ſind.

Anecdoten.

»Herrn Cohn« ſagte neulich einer ſeiner Glaubensgenoſſen, »iſt ein ſehr reicher Mann das iſt wahr.« Er iſt »geworden reich in de Franzeſche Zeit. Aber es iſt auch »immer geweſen ſehr vorſichtig in die Politik. Das hat »er noch an ſich. Vor einige Zeit geht er uff die Straß »in Danſig, gegen Abend da kömmt Einer zu ihm und fragt:

»Verzeihn Sie, mein Herr! ich bin etwas kurzſichtig.
»Iſt das, was wir da ſehen am Horiſont, die nieder»gehende Sonne oder der aufgehende Mond!«

»Halt!« denkt Cohn, »das is vielleicht 'ne geheime Poliſei.« Er ſchittelköppt und antwort:

»Verſaihn Se, mein Herr ich kann nich dienen, ich »bin ſelbſt fremd hier.«

Der weiland Däniſche Landwehrlieutenant S..., welcher ſpäter verabſchiedet, manchen Holſteinern noch als Improviſator bekannt ſein wird, erzählte aus ſeinen Schuljahren

von einem Lehrer, welcher ein geborner französischer Schweizer, sich eingebildet hatte die deutsche Sprache zu sprechen, ohne ihrer mächtig zu sein. Einmal wurde die Stelle im Livius „Et Curius non audebat thesaurum publicum spoliare“ übersetzt. „Messieurs!“ hatte der alte Lehrer gerufen, „diese Stelle ißt nun auf gut rein Deutsch „Und Curius hasardirte nicht den publiquen Tresor zu „spoliren.“ Th. v. K.

Literatur.

Der Oldenburgische Volksbote, ein gemeinnütziger Volkskalender für den Bürger und Landmann, auf das Jahr 1843. hat seine sechste Wanderung angetreten. Wir zeigen dies dem Publikum mit der vollständigst befriedigten Erwartung an. Dies Büchlein (176 Seiten, broschirt für den enorm billigen Preis von vier guten Groschen, sollte in keinem Hause unseres genannten Vaterlandes fehlen. Eigenthümlich ist es, daß Leute von den entgegengesetzten religiösen Farben und Gesinnungen, daß Kritiker von dem verschiedensten Urtheil demselben die größte Anerkennung zollen. Gewiß, ein Jeder, dem es nur der Mühe werth erscheint, einige Seiten dieses Büchleins zu lesen, wird für dasselbe gewonnen und sein Verkündiger werden. Vor allen Dingen empfehlen wir übrigens den Herrschaften diesen Hausschatz als Markt- oder Weihnachtsgeschenk für ihre Dienstboten, sie werden den vortrefflichen Samen, der in demselben ausgestreut ist, schon in ihrem eignen Hause aufgehen sehen. — Aber auch die Herrschaften mögen in dem Büchlein fleißig forschen, und wollen wir, in Bezug auf ihr Gesinde ihnen vorzüglich die Lösung des rührenden „Zürnet nicht“ Altes Abschiedswort S. 96 empfehlen.

Gott erhalte den würdigen Verfasser noch viele Jahre. Denn ein Buch wie sein Volksbote ist vor ihm nicht da gewesen, und schwerlich dürfte ein Anderer im Stande sein, dies Werk mit gleichem Talente, und mit gleicher Liebe fortzusetzen. b. K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 37. Donnerstag, 15. September. 1842.

Im Sommer.

Von Julius Mosen.

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam zieh' ich wohl einher,
Wenn die Aehren all' erblassen,
Von verborgnem Segen schwer;
Und so wandl' ich hin und sinne,
Und weiß nicht was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm.
Ach inbrünstig süßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

Walhalla's Genossen,

Geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhalla's.

München 1842.

Diese der in der Regensburger Walhalla vereinigt werden sollenden rühmlich ausgezeichneten Teutschen Leben, Thaten und Charakter in Lapidarzügen zu zeichnen bestimmte

Schrift des Königlichen Gründers der Walhalla, giebt im Vorworte Grund und Urſache der Vermehrung der urſprünglichen Zahl der fünfzig rühmlichſt ausgezeichneten Teutſchen auf die jetzige Anzahl alſo an: »Später wurde die Zahl vermehrt, dann auf keine beſchränkt und nur rühmlich ausgezeichneter Teutſcher, fühlend, daß ſagen zu wollen, welche die rühmlichſten, Anmaßung wäre, wie denn auch zu behaupten, daß es keine gäbe, die ebenſo verdienten, in Walhalla aufgenommen zu ſein, und mehr noch als manche, die es ſind.« — »Rühmlich ausgezeichneten Teutſchen (ſagt der hohe Verf.) ſteht als Denkmal und darum Walhalla, auf daß teutſcher der Teutſche aus ihr trete und beſſer als er gekommen.« Dieſes Gedankens-Größe anerkennend, zugebend auch daß von den früheſten Zeiten mit Hermann der Teutſchen Befreier der Reihe Anfang mit Recht gemacht, ergreift doch den Leſer ehrerbietiges Bedenken bei mancher Namen aus uralten Zeiten Erſcheinung in Walhalla's Räumen. So bei dem Vandalenkönige Genſerich, und noch mehr bei dem blutigen Frankenkönige Klodwig, von dem der hohe Verf. ſelbſt ſagt »daß er durch weit mehr Böſes als Gutes ausgezeichnet, Herrſchen ſein Zweck, Mittel alles, doch Tücke, Meuchelmord willkommner als Krieg.« Dieſer auf ſolche Art ausgezeichnete Teutſche ſcheint vielmehr als ein Förderungsmittel der Teutſchheit auf negativem Wege der Abſchreckung in der teutſchen Geſchichte dazuſtehen. Auch Alboin, dem Longobardenkönige, ließe ſich ſein Ehrenplatz beſtreiten da er als »wortbrüchig, rachſüchtig und unedel« charakteriſirt wird. Neben Reuchlin und Erasmus, Hutten und Sickingen iſt eine große Lücke, welche, ſtatt durch Dr. Martin Luther, mit Peter Henlein (oder Hele) dem »Erfinder der Sackuhren« ausgefüllt iſt. »Dieſes, außerdem wird nichts von ihm gewußt, aber hinreichend, damit, wie die Zeit, welche ſeine Erfindung anzeigt, auch ſein Andenken in fortwährender Erneuerung währe. Bald (fährt der hohe Verf. fort), bald gab es Vervollkommner der Sackuhren, aber unvergleichbar größeres Ver-

dienſt bleibt dem Erfinder geſichert. Fleiß kann ihn ausführen, kein Sterblicher den Gedanken ſich geben.« Wer an dieſer Worte Folgerichtigkeit Anſtoß zu nehmen unvorſichtig genug ſein ſollte, den wollen wir erinnert haben, daß Verdienſt hier nicht in gewöhnlicher, ſondern in der Bedeutung des Ruhms und der Ehre zu nehmen ſein dürfte, die im täglichen Leben, wie ſo viele verdienſtloſe Ordenträger beweiſen, oft genug ohne Verdienſt erworben werden, weshalb denn auch der hohe Verfaſſer hier mit ſeiner Andeutung dem Erfinder der Sackuhren oder Nürnberger Eier ſelbſt gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch lieber Verdienſt als Ehre zuſchreiben gewollt zu haben ſcheint. Eben ſo unrichtig würde es ſein, die Ausſchließung Luthers, des großen deutſchen Reformators, aus der Walhalla, eben dieſem letzteren Umſtande zuzuſchreiben, da in der Walhalla des hochſinnigen Königs nicht nur alte Heiden, wie Hermann der Cheruſker, Marbod der Markomanne, Velleda die Seherin, Claudius Civilis der Bataver u. a. m. ſondern auch Göthe aufgenommen erſcheint, der nach des erhabenen Verfaſſers Charakteriſtik, »ganz dem heidniſchen Alterthume angehörig.«

Wäre es bei einem gekrönten Autor erlaubt, die Kritik an ſeine Werke treten laſſen, ſo würden wir einen Vorzug ſeiner Schrift weitläuftiger darzuſtellen uns die Freiheit nehmen, welcher in der ganz originalen Behandlung der Sprache beſteht. Schon früher hatten wir mehrfach Gelegenheit, die Kunſt zu bewundern, mit welcher man in allen veröffentlichten ſchriftlichen Erlaſſen und Handſchreiben, namentlich die Structur und den Gebrauch der Partizipien angewendet ſah. In dieſer Walhalla nun erſcheint das früher Vereinzelte als durchgängige, conſequente Theorie des teutſchen Stils, der ſich mit Hülfe der Participialconſtructionen um die kühnſten Wendungen bereichert und den Ruhm der, auf ihre, den teutſchen Barbaren unerreichbare Participialconſtructionen ſtolzen lateiniſchen Sprache vernichtet ſieht. So heißt es von Nikolaus Kopernikus S. 146: »durch die Menge verſchiedenartiger, zu Ptolemäus Syſtem angenommen werden müſſender Kreiſe an

demſelben zweifelnd geworden, erregt durch Stellen Cicero's und Plutarchs, bekam nach ſechs und dreißigjährigem Beobachten Kopernikus die Gewißheit daß« u. ſ. w. »Davon ausgegangen, daß rund die Erde war Schluß dem Schluße gefolgt, bis das Weltſyſtem entdeckt, Wahrheit überzeugend daſtand.« Von Friedrich dem Großen von Preuſſen (den Einzigen nennt mit Recht ihn Walhalla's Gründer) heißt es in gleicher Kürze ſprachlicher Wendung: »Mit großer Härte, am Nothwendigſten mangelnd, wurde Friedrich von ſeinem Vater erzogen, faſt enthauptet, weil er ohne Erlaubniß aus dem Lande zu reiſen die Abſicht hatte.« Und von Bürger: »Predigerſohn aus dem Halberſtädtiſchen, wuchs Bürger ſehr langſam an Körper und Geiſt; dichteriſche Einbildungskraft aber zeigte ſich früh ſchon in dem, Einſamkeit, ſchauerliche Orte Suchendem. Zur Theologie beſtimmt, wurde ſie jedoch bald aufgegeben, die Rechtskunde ergriffen, auch ſie gefiel ihm nicht, nur Dichten.« —

Uebrigens iſt es ein Gewinn, daß Teutſchland einmal im Zuſammenhange den ſtattlichen Zug ſeiner Heroen überſieht, und manche erſt durch die Walhalla kennen lernt, von denen man bisher wenig oder nichts wußte. Wer wußte bisher daß Emmeran der Heilige, daß Kaiſer Arnulph, welchen »Kaiſer Karl den Dicken abgeſetzt habend die Teutſchen einmüthig zum Könige wählten, in dem von des großen Karls Geiſt und Blut, aber unehelich ſeine Geburt« — ich ſage wer wußte, daß dieſe, und Genſerich der Vandale, Alboin der Langobarde, der heilige Bernward, der heilige Heribert, welcher »in Ravenna Frieden geſtiftet habend, in Rom die Freiheiten der Kirche einſah,« daß Hildegard die Heilige, der heilige Engelbert u. ſ. w. mit den Geiſtesheroen Schiller und Goethe und Friedrich dem Großen zu rangiren verdienen. Des erhabenen Verfaſſers tiefe Geſchichtsforſchung des teutſchen Volkes ſteht übrigens der über alles Lob erhabenen vaterländiſchen Geſinnung, welche dieſes Werk dictirte und die Walhalla gründete, würdig zur Seite; und gewiß wird die Letzteren jedes teutſche Herz erfreuen.

Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1812

von Theodor von Kobbe.

Hamburg, Juli 19. 1812.

Nach einer, durch intereſſante Unterhaltung mit einer liebenswürdigen, gebildeten Franzöſin ſchlafloſen Nachtfahrt, in welcher wir den öden und holperigen Weg von Bremen nach Harburg zurück legten, bin ich endlich hier angelangt. Ich habe mein altes Quartier, den früheren Holſteiniſchen Hof in der Esplanade aufgeſucht, bei dem inzwiſchen der vieljährige Wirth deſſelben Gewatter geſtanden, und ihm, nachdem er es kurz vor dem Brande käuflich an ſich gebracht, den Namen Meyers Hôtel gegeben hat. — Die beiden biedern deutſchen Eheleute empfingen mich mit ſichtbarer Freude, daß ich nicht einige Minuten ſpäter gekommen ſei, weil ſie nur noch ein einziges Zimmer frei hätten, und es ihnen gar zu leid geweſen ſein würde, wenn ſie ihren vieljährigen Gaſt hätten abweiſen müſſen. Dabei erfreute die Frau mich mit einem, bei meiner letzten Anweſenheit in ihrem Hauſe vergeſſenen, längſt zu den Todten geworfenen neuen Schnupftuche. Das Meyerſche Hôtel iſt, wie ein Pariſer, eigentlich nur zur Wohnung der Einkehrenden beſtimmt, welche dort zu jeder Tages- und Nachtzeit ein und ausgehen können, obgleich der genügſame Wirth auch allezeit eine Portion Beefſteak, oder eine gut zubereitete Karbonade und ein gutes Glas Wein hier erhalten kann. Von vorzüglichem Werthe iſt es, namentlich für die Vielen, welche um Einkäufe zu machen, nach Hamburg gekommen ſind, daß die guten Wirthsleute in allen Zweigen die beſten Adreſſen zu ertheilen vermögen, und daß ihre Burſchen, welche ſie zum Geleit mitgeben, unbeſtechlich ſind und ſein müſſen. Ich erlebte davon vor einigen Jahren ein merkwürdiges Beiſpiel bei einem Hutmacher, dem ich einen Hut abkaufen wollte. Ich fragte nach dem Preiſe? — „Iſt der Menſch, der draußen ſteht nicht aus dem Holſteiniſchen Hauſe?“ verſetzte der Verkäufer. Ich bejahte dies.

Nun, dann kann ich Ihnen den Hut zwei Mark billiger als jedem andern Fremden lassen.«

»Wie so?«

»Aus dem einfachen Grunde, weil die Lohndiener aus »fast allen Wirthshäusern, wenn sie mir einen Käufer hin»geführt haben, hinterher einen Drittel als Douceur ver»langen, und wenn ich ihnen diesen verweigere, mir keine »Fremden wieder zuführen. Herr Meyer aber jagt alle seine »Leute auf der Stelle fort, welche auch nur einen Schil»ling sich auf diese Weise machen, daher können wir Ver»käufer in Hamburg die bei ihm Logirenden immer am »Besten und Billigsten bedienen.« — —

Mein Körper forderte Ruhe, ich ließ ihn gewähren. Einige Stunden Schlaf requirirten mich. Dann aber trat mich ein Traum der mir mein geliebtes Hamburg in vollen Flammen zeigte von meinem Lager empor. Mit dem Bewußtsein von der Nichtigkeit meiner Angst war auch mein Schlummer dahin.

Das Unglück, welches Hamburg, in welchem ich als Schüler des Johanneums mehrere frohe Jugendjahre verlebt hatte, heimgesucht hat meine Psyche, ich darf sagen, auch meinen Körper hart betroffen. Ich schreibe mein jetziges Unwohlsein zum Theil jener unglücklichen Katastrophe zu. Unvergeßlich bleibt mir der Abend, an welchem uns vor dem Posthause Harrenden, die Nachricht zu Theil wurde, dem Feuer sei Einhalt gethan, Hamburg sei gerettet. Ich sank faß zusammen. Es war mir zu Muthe wie einer Mutter, deren Tochter die Krisis eines Nervenfiebers überstanden hat. —

Bei der Hinfahrt über die Elbe gewahrt man nur Spuren des Brandes an dem faß verschwundenen Nicolai- und dem sehr beschädigten Petrithurme. Dem letzten einst so schönen und imposant in die Lüfte ragenden Bauwerke sieht man es übrigens wohl an, daß ihm durch eine Reparatur zu helfen ist. — Auch bei der Landung, die an dem Hamburger Berge (Vorstadt St. Pauli) geschieht, bemerkt man noch nichts von der Zerstörung, und eben so wenig gewahrte

ich auf meinem Wege nach der Esplanade die geringste Spur des Brandes. Dieser Anblick stand mir noch bevor. —

Im Entreezimmer harrte meiner schon mein Jugendfreund der biedere Doctor E. aus Eppendorf, dessen Wagen bereit war, mich zu seiner liebenswürdigen Gattin, und nach seinem städtischen Dorfe zu führen. E. . gehört zu den wenigen Menschen, welche die Jugend ihres Herzens in ewiger Frische erhalten haben, die mithin die Garantie ihrer Unsterblichkeit in sich tragen. Denn mein ältester Bruder hat wohl Recht, wenn er behauptet, distinguendum, einige Menschen sind unsterblich, einige sind es nicht. Das erste möchte ich wenigstens wahrhaftig nicht von einem meiner Schulcameraden behaupten, dessen Nachbar ich in secunda und prima während drittehalb Jahre gewesen bin, und der mich bei meinem Besuche im vorigen Jahre, nachdem er mich lange wie ein Stück Glimmholz im Dunkeln angestiert, auf meine dringende Worte, »Mensch kennst Du mich denn nicht, wir haben drittehalb Jahre dicht an einander im Johanneum gesessen? endlich in seiner Angst mit den Worten recognoscirte. »Ja, nun erkenne ich Dich liebster **Meier**!« — Zu bemerken ist, daß wir zufällig nie einen Mitschüler hatten, der diesen gemeinrechtlichen Namen trug. Doch über meine Commilitonen und über ihre Unsterblichkeitsfrage ein ander Mal. Das giebt ein sehr weitläuftiges Kapitel.

Ich kehrte gegen Abend mit meinem Freunde zur Stadt zurück. Unterweges hielt ich noch vor Lebrüns*) Wohnung, der seinen Sommeraufenthalt in einem Nebengebäude des Nobilingschen Kaffeehauses, richtiger aber in dessen Garten, hat. Man berichtete mir, daß er sich Blutigel setzen lasse, ich wollte bei dieser Operation nicht hin-

*) Ich hatte damals noch keine Ahndung davon, daß ich meinen liebenswürdigen Freund nie wieder sehen würde, und daß der Todesengel schon über ihm schwebte, der ihn wenige Tage später schon in das Land des Friedens trug.

derlich sein. Sein Zelt stand noch in seinem Garten, in welchem er ja im vorigen Jahre, und gewiß auch in diesem, fortwährend Besuche aus den ersten Ständen Hamburgs empfing, welche in ihm den consularen Künstler, wie den neu geborenen und erstandenen Menschen ehrten. Wie sehr aber auch sein komisches Talent noch selbst in dem Gedächtniß der Väter des Volks fortlebt, bestätigte ihm ein Senator, da bei dem Referat über die der Demagogie verdächtigen, abwesenden Hamburger Handwerksburschen, die Worte des unbefangenen Referenten

»N N, war zwei Jahre in Paris«

im Senat eine allgemeine Hilarität hervorgerufen hatten. Denn Jeder sah durch diese Worte an die vortreffliche Darstellung des Johann von Lebrün in der Raimundschen Zauberoper erinnert worden, dessen Hauptsprichwort immer, das, »ich war zwei Jahre in Paris«, ist.

Ich muß hier einer andern Schnurre Lebrüns gedenken, die noch immer meine Lachmuskeln in Anspruch nimmt wenn sie vor meine Erinnerung tritt. In dem Nobilingschen Hause befand sich ein Hund, sonst fromm von Natur, der aber ein Todtfeind der heiligen Musik, auf eine höchst originelle Weise zu heulen anfing, sobald diese ertönte. Lebrün hatte dem Ton des Hundes genau nachzuahmen gelernt. Eines Tages copirte er denselben während der gute Felix sorglos nicht weit entfernt sich sonnte. Der Hausknecht aber, welcher der festen Meinung war, Felix heule, war mit einem Stocke über den Rücken des Hundes mit den Worten gefahren: »Verfluchte Hund, wat huhlst du, et is ja nun dog keehn Muhsik.« (Verfluchter Hund was heulst du, es ist ja nun doch keine Musik.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Fünfter Jahrgang.

№ 38. Donnerſtag, 22. September. 1842.

Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

»Aber das Geſicht des Hundes hätten Sie ſehen ſollen,« endete Lebrün, der doppelten Nutzen aus dem Scherz gezogen; »nie werde ich das darin ausgeprägte Erſtaunen, ſo unſchuldig geprügelt zu werden, vergeſſen.

Ein ſchöner Mondſchein erhellte ſonnenmäßig unſere Wege, als ich am Abende mit meinem Freunde von dem Cohenſchen Hauſe in der Deichſtraße an, wo das Feuer ausgebrochen iſt, durch die Brandruinen ſchritt. Die Wirkung, welche der Anblick auf mich machte, war nicht die erwartete. Die Pfade waren gereinigt, keine Spuren von Unordnung, von Noth und Verwirrung. Es wurde mir zu Muthe, als ſäß ich in Paris in der franzöſiſchen Academie, und ſähe die Decorationen einer neuen, von Meyerbeer componirten Oper: Herkulanum und Pompeji. — Keine Spur mehr von der ergreifenden Schillerſchen Feuerſcene aus der Glocke. »Alles leergebrannt aber ruhig«.

Die Feuersbrunſt iſt offenbar von dem, zu den verſchiedenen Zeiten regierenden Winde geleitet. Aber auch dieſer hat ſeine Launen gehabt, und Häuſer verſchont, die er nach den Grundſätzen der Phyſik gar nicht unverſehrt laſſen durfte, und worüber jeder Profeſſor der Naturwiſſenſchaften

sich höchlich scandalisiren wird. Daß aber der Witz Humor bewiesen, geht deutlich daraus hervor, daß in der Bergstraße zwei Häuser ohne allen Grund von den Flammen respectirt sind, und welche! Das eine ist wie ein großer schlanker Jüngling anzusehen, ein neues Gebäude, welchem wegen einiger Fehler in der Construction, ich glaube wegen Feuergefährlichkeit, von der Brandversicherungsanstalt kurz vor dem Brande die Annahme verweigert worden; das andere gehört der Biberschen Familie, und enthält das Comptoir derjenigen Anstalt, welche Jahrlang als Stolz-Hamburgs galt, jetzt aber bei diesem unerwarteten Unglück, von Hunderten verwünscht wird, die alle den Fall des Instituts voraus sehen mußten, wenn sie überall ein solches Brandunglück in Hamburg für möglich hielten.

Die neue Börse ist wie durch Wunder erhalten. Aber die Wunder haben es nicht allein gethan, ein Paar Menschen, deren verdienstvolle Namen mir leider entfallen, haben sich in das Feuermeer mit Gefahr ihres Lebens in das kostbare Gebäude gewagt, und es erhalten. Es ist buchstäblich wahr, daß der Inhalt eines Nachtgeschirres hier noch die letzten rettenden Dienste gethan hat.

Der Brand hat manche bittere und humoristische Bemerkungen in's Leben gerufen, von denen wir, überzeugt, daß die höhern Behörden im Wesentlichen ihre Schuldigkeit gethan, nur dasjenige unsern Lesern auftischen wollen, was dem heitern Beobachter willkommen sein wird. Doch wollen wir den Ausspruch eines Herrn nicht verschweigen, der auf die Frage, ob Herr ... der bei dem Brande nicht gehörig männlich durchgegriffen haben soll, nicht sein Onkel sei: geantwortet haben: »Verzeihen Sie, er ist meine Tante«. Von dem Herrn selbst, dessen Name mir leider! entfallen, erzählt man, die Aeußerung: »Er wisse wohl, daß er der kleine Tyrann heiße, wer aber bei gewissen Gelegenheiten nicht durchgreife, dem nehme man Alles über den Kopf.«

Anmuthiger ist die Erzählung von einem Hamburger Sprihenmann. Dieser sieht ruhig einem preußischen Pionier

zu, welcher, das Waſſer bis an den Hals, nach gelöſchter Feuersbrunſt, aus allen Kräften arbeitet. »So hättet Ihr pumpen ſollen«, ruft ein dicker vorübergehender Hamburger ihm, mit einem Schlage auf die Schulter, zu. Der Getroffene wird aber nicht betroffen, ſondern ruft mit halber Wendung pfiffig lächelnd:

»Ja, de ſtaht ohk ünner Commando.«

(Ja, die ſtehen auch unter Commando.)

Ergötzlich iſt folgende Hiſtorie. Nach dem Feuer ſitzen zwei junge Freunde in einem Kaffehauſe, woſelbſt der eine dem andern als ein ſehr großes Leid klagt, daß ihm während des Feuers ein Jagdhund geſtohlen ſei. Er endete mit dem Ausruf, wie er gerne fünf und zwanzig Thaler bezahlen wolle, wenn man ihm ſeine Diana wieder ſchaffe.

»Ho ho!« fällt ihm der Freund ins Wort »zwei Drit»tel ſind auch ſchon Geld. Vorläufig gieb mir einen hal»ben Thaler, und ich liefere Dir Deinen Hund für dieſe »vier und zwanzig Schillinge, denen höchſtens noch die be»ſagten zwei Drittel hinzu gehen ſollen.«

Der Hundeliebhaber thut nach Geheiß. Am andern Morgen lieſ't man in den wöchentlichen Nachrichten dem geleſenſten Hamburger Blatte:

Fünfzig Thaler Belohnung,

und unter dieſer Lockung ein ſo getreues Signalement des vermißten Hundes, daß dieſer ſich freuen konnte, nicht zu gleicher Zeit als toll bezeichnet zu ſein.

Aber auch ſchon in der folgenden Frühe klopft es an die Thüre des Annoncirenden.

»Sind Sie der Herr, welcher fünfzig Thaler Beloh»nung für einen Jagdhund ausgelobt hat«, fragt ein Prachtexemplar aus der Hamburger Pöbelgilde in plattdeutſcher Sprache, nur ſeinen Kopf in die Thür ſteckend.

Auf die vernommene Bejahung tritt der Frager ſelbſt hinein, indem ihm ein Hund an einem Stricke folgt, welcher alle die angegebenen Merkmale der Zeitung trägt.

Hier iſt Ihr Hund, wo iſt mein Geld?

Muß doch erſt genau unterſuchen, damit ich kein frem-

des Eigenthum in meinen Besitz bekomme, was besonders in dieser Zeit der Noth sehr strafbar ist, bemerkt der Stubenbewohner, dann aber, nachdem er den Vierfüßler von oben bis unten so genau examinirt hat, wie der Bürgermeister von Ostbevern die Pässe der friedlichsten reisenden Beamten, ruft er zum namenlosen Erstaunen des Hundeführers aus: »Das ist doch nicht mein Hund.«

»Wie Herr? alle Kennzeichen treffen ja zu.«

»Mag sein, der Hund gehört nicht mein.«

Der verblüffte Hundebesitzer sieht den also Redenden noch eine zeitlang mit einem strafenden Blicke, wie eine uneheliche Mutter den Bösewicht an, der sein Kind ableugnet, dann überschleicht ihn der Gedanke: »der Kerl ist wol nicht recht klug«, und er schickt sich an, mit seinem Vierfüßler das Zimmer zu verlassen, als dessen Bewohner den Hund anfarrend, ihn zurück hält, und mit den Worten:

»Da geht mir nicht allein ein Licht, sondern eine ganze
»Kiste Lichte auf, der Hund ist zwar nicht mein, aber
»ich kenne den Eigenthümer desselben; der wird in
»wenigen Minuten hier sein,«

nach der Klingel greift, schellt, und dem hereintretenden Dienstmädchen befiehlt, den nicht ferne wohnenden Herrn X. zu sich einzuladen.

Derjenige, welcher den Hund am Strick hat, fühlt sich in ähnlicher Lage wie das Thier und gezwungen zu warten. Der Eigenthümer erscheint auch unverzüglich, Hund und Herr recognosciren sich gegenseitig.

»Auf welche Weise ist Dir der Hund denn weggekommen? fragt der Inquisit des Hauses.«

»Er ist mir am 6. Mai bei dem Brande meines Hauses gestohlen.«

»So? Was sagen Sie denn dazu?«

Der Hundebesitzer zeigt im Anfang ein Armensündergesicht, dann rappelt er sich auf, und behauptet, der Hund sei sein, und er habe ihn gekauft.

Allein Zureden und Vorstellungen, und besonders Erinnerungen an das Stadthaus und die Polizei thun oft

Wunder. Kurz, der Mann, welcher vor einer Viertelſtunde noch ſich träumte, hier einen Schatz von hundert und fünfzig Mark zu haben, ſchleicht mit zwei Dritteln, abgefunden, und einem Strick, an den ſich aufzuhängen er wei Luſt empfindet, mißmüthig heim.

Nicht unintereſſant iſt die hier von Vielen gemachte Bemerkung, daß man Niemanden in Hamburg über ſein Unglück klagen hört. Der Grund iſt begreiflich, Alle ſind mehr oder weniger durch die Calamität getroffen, jeder würde alſo von dem Andern, ein tout comme chez nous vernehmen, es geht da wie mit den Rechten der Minderjährigen, welche auch ſo wegfallen, wo einer gegen den andern agirt.

Die Anarchie, welche in den letzten Tagen während der Feuersbrunſt unter dem gemeinen Volke geherrſcht hat, iſt zu beklagen. Es war faſt jeder Hamburger zu ſehr auf ſeine und ſeiner Freunde Rettung und Hülfe bedacht, um als guter Staatsbürger dem Unfug zu wehren. Der Hamburger Pöbel iſt ſonſt feige von Natur, er ſtiehlt, aber raubt nicht, d. h. er ſcheut es, Entwendungen mit Vergewaltigungen von Perſonen, zu vollbringen. Einen Beweis hiervon liefert die Sicherheit, womit die einſam vor den Thoren Wohnenden zu ſpäter Tages- und Nachtzeit ihre Landhäuſer aufſuchen, welche ohnfehlbar und ungeahndet von einem kühnen Räuber ausgebeutet würden. Am ungerechteſten iſt der rohe Haufen gegen die Engländer verfahren, welche ſich bei dieſer Gelegenheit ſo hoch verdient gemacht haben. Mußte doch einer der erſten Ingenieure, um ſich der Wuth des Pöbels zu entziehen, ſich zum Schein von einer Bürgerpatrouille arretiren laſſen.

Uebrigens bemerkt man in dem unentgeſcherten Theile Hamburgs gar nichts von der Calamität, ja man könnte behaupten, es pulſire das Leben um ſo raſcher darin, wie das Blut in einem Körper, dem irgend ein Glied unterbunden iſt. Der geringe Mann hat ohnehin ſichere Arbeit auf mehrere Jahre, er hat entweder ſeine wenigen Sachen gerettet, oder ſie ſind ihm vom Hülfsverein vergütet, unter

den Kaufleuten haben viele ihr, in jetziger Zeit gar nicht abzusehendes Waarenlager von auswärtigen Assekuranzen baar bezahlt erhalten, die Reichen können, nach der Natur der Sache, schon einen Verlust überwinden, nur der Mittelstand, die Klasse der Handwerker und Krämer, ist zu bedauern. Doch tritt auch hier der Hülfsverein vermittelnd ein. — Sehr zu beklagen ist übrigens Hamburg, wie auch unser nachbarliches Bremen, daß dieses Jahr für den Handel ein so ungemein unglückliches ist, und daß sowohl bei der Einfuhr wie bei der Ausfuhr, wie bei den Rhedereien bedeutende Summen verloren werden.

Ich hatte eigentlich die Absicht erst am Mittwochen nach Helgoland zu gehen. Zu meinem bedauerlichen Erstaunen erfahre ich aber, daß der Direktor der ältesten Dampfschifffahrtsgesellschaft Herr Kühne trotz seiner durch ganz Deutschland versandten großmächtigen Affichen, seine am Mittwochen annoncirten Fahrten nicht einhält, weil sein Schiff Elbe einer Reparatur bedarf. — Diese Wortlosigkeit bedarf um so mehr einer scharfen Rüge, als eine große Menge Badegäste aus ganz Deutschland, durch die Annoncen verführt, bis zum Sonnabend in Hamburg, (denn vom Dienstag bis dahin geht kein Dampfschiff nach Helgoland) Zeit und Geld haben vergeuden müssen.

Aehnlicher Weise täuschte mich vor einigen Jahren Herr Kühne durch seine Dampfschifffahrtsannoncen in Magdeburg. Damals verursachte auch die Elbe das Hinderniß, es war die Wasserarmuth dieses Flusses. Solche Nothwendigkeiten läßt man sich noch gefallen, aber der Mangel an Schiffen, wenn man solche verheißende Proclamationen wie Herr Kühne erlassen hat, ist eine ganz unverzeihliche Sünde gegen das Publikum. Nein, da lobe ich mir den Captain Splidt, der mit seiner Henriette an den verheißenen Tagen präcise abfährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus einem Briefe von Helgoland.

Helgoland, Anfang Sept. 1812.

— »Diese Saison scheint durch mehrere Unglücksfälle eine traurige Berühmtheit gewinnen zu sollen, denn abgesehn davon, daß ein Badegast, der die traurige Mode des »Möwenschießens« hier mitmachen, und seine Sonntagsjägergeschicklichkeit an diesen harmlosen Bewohnern des Meeresstrandes beweisen wollte, sich bei dieser Gelegenheit gefährlich in die Hand geschossen und ein junger hübschen Helgolander — derselbe, welcher die Badebillette im kleinen Thurmhäuschen auf dem Unterlande verkauft — bei einer ähnlichen Gelegenheit sich den Arm abgeschossen hat, als er im Boote mit Fremden sitzend die Büchse unter der Ruderbank hervorriß — abgesehen also von diesen Vorfällen, von denen namentlich der letzte das Mitgefühl der Damen für den schmucken Burschen in Anspruch nahm, setzte ein anderes noch viel tragerischeres Ereigniß in den letzten Tagen alle Welt in Schrecken und Bestürzung. Der Fall ist folgender. Ein Badegast, Regierungsrath B. aus Breslau, nimmt eines schönen Morgens ein Boot mit einem einzigen Helgolander Ruderer, um eine Vergnügungstour auf dem Meere zu machen. Es wird Mittag, und Nachmittag, und sie kehren nicht zurück. Gegen Abend erblickt man das Boot in der Nähe der Düne, doch ohne daß sich dasselbe dem Ufer nähern zu wollen oder zu können scheint. Der Abend bricht herein, und die Nacht, und noch denkt man nichts Arges. Denn das Meer ist ruhig und eben, der Himmel klar und wolkenrein. Allein als auch am Morgen des folgenden Tages das Boot nicht zurück, und selbst von den scharfen Falkenaugen der Helgolander keine Spur desselben zu erspähen ist, da wird man doch allmälig besorgt; und als das Wetter unruhig zu werden den Anschein gewinnt, gehen drei große Boote, jedes mit *acht* Ruderern bemannt, in See, um die Verlornen aufzusuchen. Allein in der folgenden Nacht erhebt sich ein starker Sturm, der sie selbst auf ihre Rettung zu denken, und jeden Gedanken an Aufsuchen der Verunglückten aufzugeben zwingt. Bereits sind 9 Tage verflossen und erst jetzt ist die Nachricht hierher gelangt, daß zwei der nachgesendeten Rettungsboote glücklich die Insel Föhr erreicht haben. *Von dem dritten keine Kunde über das Geschick der darin ausgesegelten braven Seemänner!* und eben sowenig natürlich über das Schicksal der beiden Verschollenen, welche zu suchen jene

ausliefen. Leider scheint ihr Untergang entschieden. Ein Brett, welches nach dem Sturme an das Ufer der Insel getrieben, hat der Besitzer des kleinen Bootes, welches jener Badegast für seine Fahrt gemiethet als zu seinem Boote gehörig erkannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach — so muthmaßt man — haben die armen Teufel ein Ruder verloren, und sind so, in die Unmöglichkeit versetzt, die Insel wieder zu erreichen, auf die hohe See hinausgetrieben dem Sturm zur Beute geworden. Soweit das Factum. Was ich weiter berichte, ist Erzählung, die nicht völlig constatirt ist. Der Regierungsrath soll nämlich zwei Pistolen, eine Flasche Wein (Rum) und eine Quantität Brod mit auf die Fahrt genommen haben. Auch bringt man mit dem Ereignisse in Verbindung, daß er, ein sehr zum Pietismus geneigter Mann, gerade am Tage zuvor in lustiger Gesellschaft manchen Scherz mitgemacht haben soll — Doch wie gesagt, dies sind Dinge, die sich leicht an ein so befremdlich und bestürzend in das hiesige, friedliche Badeleben hineinschauendes Ereigniß crystallinisch ansetzen. Also genug davon. Für die Mannschaft des annoch vermißten Rettungsboots sind bereits von mitleidigen Badegästen — vielleicht etwas zu früh — Subscriptionen eröffnet, die schon eine namhafte Summe zusammengebracht haben. Ich sage: zu früh, — denn wollte [illegible] was ganz nicht unmöglich ist, da solche Boote oft noch Tage lang treiben, und vom Sturm sehr weit verschlagen werden — so möchte die Helgolander Industrie, wie gestern ein Sarkast bemerkte, daraus am Ende eine Lehre für Speculationen ziehen. « —

Anzeige.

Unsere Leser, und vor allen unsere schönern Leserinnen verfehlen wir nicht auf die, seit Beginn dieses Jahres in Hamburg erscheinende neue Modenzeitung, welche wöchentlich mit einem ausgezeichnet hübschen Kupfer in Quart erscheint, aufmerksam zu machen. Der Herausgeber desselben ist der rühmlich bekannte Literat, Herr Lenz, (Eigenthümer und Herausgeber des Hamburger Freischützen), welcher keine Kosten spart, um durch einen interessanten, begleitenden Text den Werth seines Blattes zu erhöhen. Da ihm die Pariser Moden direct zugehen, Herr Lenz sich auch entschlossen hat, wöchentliche Sendungen durch die Post an die Schulzesche Buchhandlung zu machen, so werden die Abonnenten auf diese Zeitschrift alle neuern Moden auf diesem Wege bei weitem am Frühsten erhalten. Unterzeichnungen für das nächste Jahr wird die Schulzesche Buchhandlung, so wie der Unterzeichnete gerne entgegen nehmen. Bei beiden sind Probeblätter dieser sehr eleganten Zeitschrift einzusehen. Der ganze Jahrgang kostet nur zehn Thaler preußisch Courant, ein enorm billiger Preis für das was geliefert wird. —

T. v. K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil humani nisi quod humanum.

Fünfter Jahrgang.

№ 39. Donnerſtag, 29. September. 1842.

Scene aus dem Leben eines Oldenburgiſchen Amtsauditors.

Unter den mancherlei Geſchäften und Dienſtverrichtungen, die des Auditors Leben von einer nicht durchaus goldnen Seite erblicken laſſen, iſt die Abfaſſung eines Inventars eine der unangenehmſten. Er kommt häufig im Leben mit dem Elende in genaue Berührung, indeſſen bleibt ihm dabei doch die Beruhigung, daß dies entweder durch eigne Schuld des Leidenden herbeigeführt worden, oder daß er abwehrend, rathend, helfend zur Seite ſtehen könne. Nur wenn er ein Inventar aufzunehmen hat, — dann iſt es zu ſpät für ſeinen guten Willen, und er ſteht da inmitten Jammers und Elends, ein tauber und ſtummer Vollſtrecker des Geſetzes. Ein Bankerott hat das Vermögen des Familienvaters vernichtet; man ſchickt den Auditor in die Wohnung der unglücklichen Familie, und vor dem ſtarren Antlitze des Mannes, den rothen, thränenloſen Augen des Weibes, den erſchreckten, geängſtigten Geſichtern der Kinder muß er alles Hab und Gut durchſtöbern und ſeiner langen Liſte einverleiben, und darf keine Schublade im Kramladen, keine Wurſt über dem Heerde, kein Kiſſen in der Wiege außer Acht laſſen, — alles wandert durch den Kiel ſeiner Feder

in das Eigenthum der Gläubiger hinüber. — Oder es iſt ein fleißiger, treuer Hausvater geſtorben, der mit ſeiner Hände Arbeit die Seinigen redlich ernährte, und ſie nun einem ungewiſſen, trüben Schickſale überläßt; man hat der Wittwe gerathen, die unbedeutende Erbſchaft, auf der vielleicht noch Schulden haften, nicht anders als sub beneficio legis et inventarii anzutreten, — und wieder iſt es der Auditor, der in der engen räucherigen Wohnung zwiſchen der weinenden Familie und einer Anzahl alten Gerümpels ſteht, für deren richtige Benennung zum Protocolle ihm häufig der Ausdruck fehlt, ſo daß er froh ſein muß, mitunter einen Inbegriff von unbeſchreiblichen, undefinirbaren Gegenſtänden auf Anrathen des helfenden Amtsboten als: »einen Kaſten mit Rummelei« aufnotiren zu können.

Solches ſind Momente im Leben des Auditors, die nicht zu den beneidenswerthen gehören. Und wenn ihm dann gar noch inmitten ſeiner Arbeit, beim Durchſtöbern des Bodens, des Kellers, der Schlafſtuben, der Schränke, die eine oder andere Erinnerung aus der Jugendzeit überkommt, wie er geleſen von braven, herrlichen Menſchen, denen die Diener des Gerichts das letzte Bett abgepfändet, und wie er dann Partei genommen für die Unterdrückten, und die hartherzigen Schergen im Innern ſeiner Seele verdammt — — und nun erblickt er ſich plötzlich ſelbſt in der Ausübung dieſes gottvergeſſenen Geſchäfts — — — wer will ihm dann einen unwillkührlichen leiſen Schauder und einen Seufzer mißargen, welcher den reinen Bildern der unbewußten, ewig verlornen Kindlichkeit gilt!

Es ſind aber nicht alle kleinen Genrebildchen, welche dem Auge des Auditors auf ſeinem Berufswege ſich darſtellen, ſo grau in grau gemalt. Es fehlt ihnen mitunter, wenn auch ſehr ſelten, nicht an einer kleinen humoriſtiſchen Färbung, welche das Geſchäft erleichtert und aus der ganzen Umgebung jene drückende Luft entfernt, welche in einem

ſolchen Augenblicke gewöhnlich den Diener des Geſetzes umfängt.

So erhielt ich einſt während meiner Function beim Amte A. den Auftrag, ein Inventar über den Nachlaß des Predigers Z. aufzunehmen. Ich hatte den vor erſt wenigen Tagen ſanft in ſeinem Herrn Entſchlafenen nicht genug gekannt, um durch ſeinen Tod perſönlich berührt zu werden; wohl aber war mir bei einigen beſondern Gelegenheiten die Figur und die abſonderliche Art und Weiſe des Verſtorbenen nahe genug getreten, um jenes Intereſſe in mir zu erwecken, welches man jeder Perſönlichkeit, wenn auch unwillkührlich, zollt, die aus dem ebenmäßigen vorgeſchriebenen Kreiſe des Alltäglichen durch einzelne Zickzack-Bewegungen heraustritt. So mußte gleich die äußere Erſcheinung des Paſtors die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich ziehen. Der kleine, breite, unterſetzte Körper bewegte ſich in pflichtmäßiger, prieſterlicher Würde und Ruhe einher, während zwei große cirkelrunde Augen in ihrer Höhlung, welche wenigſtens den doppelten Umfang einer gewöhnlichen, etatsmäßigen, einnahm, in ſteter Bewegung unter enormen, buſchigen Brauen umherſchoſſen. Seine kurzen, dicken Hände pflegte er vorzugsweiſe gern in die Weſtentaſchen zu ſtecken, wo ſie bewegungslos verborgen blieben, und nur wenn er während des Geſprächs in Aufregung gerieth, zuckten ſie in krampfhafter, aber ewig gleichmäßig cadencirter Bewegung darin auf und ab, und verließen ihr Aſyl in größeren Zwiſchenräumen eine um die andere auf kurze Zeit, um jenen langſamen Wegenkreis zu beſchreiben, den wir ſo häufig auf Kanzeln zu bemerken Gelegenheit haben. Seine Redeweiſe ſelbſt aber, oder vielmehr der Ton ſeiner Stimme iſt nicht zu beſchreiben, und jeder Verſuch der Verdeutlichung muß unklar bleiben. Im Anfang floſſen die Worte in einem klaren Baß mit etwas nüancirter, provincieller Ausſprache über die vollen Lippen; nach und nach aber ward jener Baß immer tiefer, immer rauher, bis er zuletzt in complete Unergründlichkeit ſich verlor, und

seine dicken, fettigen Tonmassen wie die Donner des Weltgerichts in die Ohren des Hörers hineinschlugen.

Der Selige war zweimal verheirathet gewesen, aber jedesmal nur sehr kurze Zeit. Seine erste Liebe liegt weit, ach weit zurück in den Tagen seiner Jugend. Als Student hatte er eines Tages den bösen Rathschlägen einiger Freunde nicht widerstanden, und war mit ihnen von Halle, wo er sein Triennium absolvirte, auf einen Ball in einem benachbarten kleinen Städtchen gefahren. Dort hatte er, der niemals tanzte, sich plötzlich und unversehens neben einem jungen Mädchen sitzend gefunden, welches an jenem Abend die honneurs des sogenannten Thränenwinkels machte, und daher recht freundlich antwortete, als der studiosus theologiæ mit einigen höflichen, abgebrochenen Redensarten ziemlich verwegen zum Vorschein kam. Durch ihre Freundlichkeit wuchs sein Muth; er erzählte ihr von seinem Leben in Halle, von seiner Heimath, von seiner ersten Predigt, in der er kein einziges Mal stecken geblieben; und weil sie immer freundlich blieb, und lächelte, und zu allem nickte was er sagte, declamirte er ihr während des Cotillons eine ganze Predigt vor, die er vor acht Tagen auf einem naheliegenden Dorfe gehalten. Endlich mußte er mit seinen Freunden wieder fort; er war während mehrerer Wochen sehr einsilbig, las jedem, der zu ihm kam, einige selbstverfertigte Gedichte auf Chloris und Lalage vor, in denen jede Zeile regelmäßig aus vier Dactylen bestand, womit er die stäte Unruhe seines Herzens auszudrücken gedachte, — und als das Semester geendigt war, und mit ihm seine Studienzeit, da packte er rasch auf, und fuhr nach Haus, sechszig Meilen weit. Nach vier Jahren aber erschien eines Abends in dem elterlichen Hause jenes jungen Mädchens ein Herr in ganz reputirlichem schwarzen Anzuge, präsentirte sich als der Pastor Z. aus N. und warb um die Hand seiner Schönen, die ihm seit jenem Balle unvergeßlich geblieben war. Kurz und gut, nach sechs Monaten war er ihr Mann, und sie gebietende Hausfrau

und Paſtorin in N., wo ſie jeden Sonntag die Kirche beſuchte, und immer freundlich nickte und lächelte, wenn ihr Mann ihr vorlas. Mit ihr war die Freude eingezogen in das enge Haus und in das weite Herz des Predigers — doch ſchnell wie ein Traum verſchwand die goldene Zeit. Das erſte Wochenbett entriß ihm Gattin und Kind, — und ſeit der Zeit war er nie mehr in Geſellſchaft von Frauenzimmern zu bringen, wenn nicht ſeine Amtspflicht dies verlangte. Sein Hausweſen beſorgte ihm eine Magd, und außer dieſer war das einzige weibliche Weſen mit der er freiwillig in Berührung kam eine ältere Schweſter ſeiner Frau, an die er in der erſten Woche eines jeden Quartals einen Brief von vier Seiten ſchrieb. Und doch ſollte er nicht unvermählt ſterben, aber die zweite Ehe dauerte noch kürzer als die erſte; — denn als der Tod an ſein Krankenlager trat, da gedachte er in dankbarer Rührung der vieljährigen treuen Dienſte ſeiner Trina, welche im Laufe der Zeit zur Haushälterin avancirt war, und gedachte des geringen Activ- und ziemlich bedeutenden Paſſiv-Vermögens, welches er hinterließ, und gedachte des angenehmen Gnadenjahrs, welches die Predigerwittwen zu genießen haben, — und nachdem er hinlänglich bedacht und überlegt hatte, bat er ſeinen Herrn Amtsbruder aus dem benachbarten Kirchſpiele, ſich zu ihm her zu bemühen, ließ ſich mit ſeiner Trina ehelich copuliren, legte ſich auf die Seite und gab ſeinen Geiſt auf.

(Der Schluß folgt.)

Kleine Zeitung.

Bekanntlich iſt die Hinrichtung eines gewiſſen Johann Hinrich Rambke aus Halſtenbeck bei Pinneberg in Holſtein, welcher als Mordbrenner zum Tode verurtheilt war, an demſelben Tage, da dieſelbe Statt finden ſollte, Sept. 1.

d. J., und als der Inquisit schon auf dem Wege zum Richtplatze war, auf Befehl des Königs aufgehoben.

Im Hamburger Freischütz vom 17. Sept. 1842. findet sich folgender, diese Sache betreffender Artikel:

Der Rambkesche Proceß.

Dieser Proceß hat in den jüngsten Tagen in mehr als einer Hinsicht das allgemeinste Interesse erregt. Wir theilten unsern Lesern in unserer vorigen Nr. einige Details dieses Processes, soweit diese im Publicum verlauteten, und der intendirten Hinrichtung des Rambke mit, und bemerkten in einer Note, daß es den Bemühungen des Defensors des Inculpaten gelungen, von Sr. Maj. dem König einen Aufschub der Execution zu erwirken. Dies ist insofern unrichtig, daß *nicht* der Defensor, sondern Herr von Kobbe in Ratzeburg, von dem in einigen Tagen eine Beleuchtung dieses Processes erscheinen wird, den Aufschub der Hinrichtung bewirkte. Das folgende Schreiben zu dessen Abdruck wir ermächtigt sind, hat Herr von Kobbe, dem wir in seiner schönen Sache den glänzendsten Sieg wünschen, neuerdings an Seine Majestät den König gerichtet:

Wenn ich mich Ew. k. Majestät zu Füßen warf, damals tief gebeugt, das fürchterlichste Ereigniß nur als möglich denkend, so kann ich heute hochbeglückt und dankend erscheinen. Ich kann meinen Dank beweisen, indem ich eine vollständige Rechtfertigung meines ungewöhnlichen Schrittes liefern. Ich kann weit mehr, als Ew. k. Majestät erwarten; es ist nicht allein die Hinrichtung eines Wahnsinnigen, sondern auch die eines Unschuldigen verhindert worden. Vergönnen Ew. k. M. mir eine Frist von 14 Tagen, und ich will mit meiner Ehre und mit meiner Freiheit dafür einstehen, daß ich Aufklärungen liefere, aus welchem ganz Europa den Beweis der Unschuld des armen Wahnsinnigen anerkennen wird. Sonderbare Verwicklungen und Mißverständnisse konnten und mußten die Gerichte zu dem gefällten Urtheilsspruche veranlassen; es war nur Rettung von Ew. Majestät erha-

denem Entſchluſſe zu erwarten, und gewiß werden Allerhöchſtdieſelben die Gnadenakte, welche Sie auszuſtellen geruhten, dereinſt als den ſchönſten Glanzſtein in Ihrer Krone, jenen Tag als den ſchönſten in Ihrer Regierungsgeſchichte betrachten. Und auch eine verblendete Menge wird dereinſt die Fügung des Himmels, das Gottesurtheil für die Unſchuld, darin nicht verkennen, daß während ich in Verzweiflung auf den Knien lag und ein Wunder vom Himmel erflehte, im letzten Augenblicke der königliche Bote erſchien, und den Unglücklichen grade an der Stelle rettete, von wo aus er ſeinen Hof erſchaute, und wo, wunderbar genug, die Leibzüchterin ſtand, um deretwillen er zum Hochgerichte geführt ward. — Der Arme hat wenig genug von dieſem ſchweren Gange vernommen und gefühlt. Er ließ ſich, immer faſelnd, hinſchleppen, ſprach mit den Predigern davon, er müſſe an dieſem Tage mähen und dergleichen. Seit Jahren hat er nie ein vernünftiges Wort geſprochen; ſelbſt ſein Defenſor hat ihm keine Rede mit Sinn und Verſtand abgewinnen können. Alles dies räumt man ein, aber Alles dies ſoll Verſtellung ſeyn. Der Scharfrichter aber ſoll geſchaudert haben, als er den Wahnſinnigen erkannte in ſeinem Opfer. — Das Ereigniß wird in ganz Europa beſprochen werden. Man wird von allen Zungen Ew. Majeſtät Ruhm verkünden, wie durch Allerhöchſten Entſchluß die Ehre der Juſtiz, die Ehre des Jahrhunderts gerettet iſt. — Möge ich von der Welt verkannt oder nie gekannt werden, mögen Verblendete mich läſtern, man wird es dereinſt einräumen, daß ich nur entſetzliches Unglück verhüten, kein Scandal erregen wollte. Der Beweis liegt darin, daß ich zur rechten Zeit handelte ꝛc. ꝛc.

Kleine Chronik.

Eine Reverenz der Allgemeinen Zeitung gegen Rußland.

Es verdient einen Platz in den humoriſtiſchen Blättern, in welcher ſchweifwedelnden Weiſe die A. Allgemeine Zeitung,

welche über England und Frankreich oft das Abenteuerlichste, wenn es eben Gerücht ist, ohne Anstand berichtet, sich den Rücken zu decken sucht, ehe sie eine in allen ausländischen Zeitungen befindliche Nachricht über Rußland mitzutheilen wagt. In *№* 241. S. 1926. leitet sie die Erzählung von den fabelhaften Petersburger Ereignissen wörtlich also ein: »das Londoner Blatt Britannia enthält über neuerliche Petersburger Vorgänge, von einem, wie sie versichert, glaubwürdigen Correspondenten in Frankfurt, welchem gute Quellen zu Gebote stehen, eine Zuschrift. Da dieser Bericht etwas weniger unglaublich aussieht als die abenteuerliche Geschichte des Morning Herald von dem silbernen Stuhl; da derselbe durch alle englische Journale läuft, aus diesen in alle französischen übergeht; da übrigens nicht wohl einzusehen ist, warum dergleichen Vorfälle, wenn sie sich in St. Petersburg ereignen, dem Berichte der Publicität in Deutschland weniger angehören sollen, als ähnliche Vorgänge in Paris und London: so mag es uns erlaubt sein, den Correspondenzartikel der Britannia, natürlich ohne solidarische Haftung für dessen Richtigkeit, hier mitzutheilen.«

»Bravo! Bravo! Das war wohlgesprochen, um sich den Magen warm zu halten«! sagt Schillers Schweizer zum Vater in den Räubern.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle Postämter des Herzogthums, so wie durch das Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteurs: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzische Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 40. Donnerſtag, 6. October. 1842.

Scene aus dem Leben eines Oldenburgiſchen Amtsauditors.

(Beſchluß)

Ich betrat die Studirſtube des Seeligen mit einem gewiſſen unbehaglichen Gefühle. Da ſtand noch Alles ſo, wie er es verlaſſen; das Pult unter dem Fenſter, der Schreibtiſch an der Wand, der Secretair gegenüber; das dicke Patrimonial-Regiſter und die Bibel lagen aufgeſchlagen nebeneinander auf dem runden Tiſchchen vor dem Ofen, und hinter dieſem ſtand der weitarmige Sorgenſtuhl, mit dem großblumigen, halbverblichenen Kattun-Ueberzuge. Eine unheimliche Dämmerung herrſchte im Gemach, und vermehrte den unbehaglichen Eindruck des erſten Moments, — und nur nachdem die Laden auch von der untern Hälfte der Fenſter entfernt worden waren, drangen mit den freundlichen Sonnenſtrahlen auch freundlichere Gedanken und Anſchauungen in die Stube und ihre zeitweiligen Inſaſſen. Ich hätte mich wol in den Großvaterſtuhl ſetzen und diverſen Träumereien über Leben und Sterben, über Paſtore und Auditoren nachhängen mögen; doch drängte die Zeit, und wenn ich hier erwähne, daß die Inventariſation mich drei Tage lang beſchäftigte, und noch länger würde beſchäftigt haben, wenn ich nicht einen Catalog der ziemlich anſehnli-

chen Büchersammlung bereits vorgefunden hätte, so wird man das Ueberwiegende der practischen, anti-träumerischen Gründe leicht einsehen. Ich machte mich daher ungesäumt an die Arbeit, und bereits nach vollendeter Aufzeichnung Alles dessen, was in der Studirstube sich vorfand, hatte ich ein getreues Bild des Hingeschiedenen.

Ein großer Schrank, dessen vormalige Glasscheiben durch Pappbogen ersetzt worden, war das erste Meuble, welches der Untersuchung anheimfiel. Ich öffnete ihn, und stand vor einer Unzahl von Borden und Fächern, deren jedes einzelne seine Ueberschrift führte. Moral, Freundschaft, Gymnastik, Liebe, Religion, Alterthum, Pädagogik, Unsterblichkeit — in buntester Reihe folgten die Zettelchen aufeinander; nnd in jedem Fache lag eine größere oder kleinere Anzahl von Convoluten in Quartformat, ein jedes mit sauber geschriebenem Titel, so daß das anscheinend dahinter folgende Werk alsbald in die Druckerei hätte geschickt werden können. Ich griff aufs Geradewohl hier und dort hin, und bekam so unter andern folgendes zu Gesichte:

1) Ueber die Erziehung der Knaben, unter besonderer Berücksichtigung ihrer spätern Laufbahn. Ein Versuch von Heinrich Christoph Z., Pastor zu N. — Folgte sodann ein Blatt, überschrieben: Notizen; und darunter ein Extract aus einer Schrift von Salzmann. Ferner mehrere weiße Quartblätter.

2) Die Freundschaft. Lehrgedicht in 12 Gesängen von Amicus. Göttingen, bei Vandenhoek und Ruprecht. — Dahinter vier gefalzte Bogen Papier.

3) L'éducation des enfants; dédiée aux mères, par Henri Christophe Z. 1811. Sodann unter der Ueberschrift: Préface, drei Seiten in französischer Sprache.

4) Erinnerungen an glückliche Stunden. Ein dickes Convolut mit Gedichten, augenscheinlich seit langen Jahren gesammelt, was aus dem verschiedenen Formate der theilweise vergilbten Blätter hervorging.

Mit dem Inhalte glaubte ich weder mich noch mein Protocoll näher bekannt machen zu dürfen.

5) Betrachtungen über die Würde des Menſchen im Geiſte der Kantiſchen Religionslehre. Vom Prediger H. C. Z. — Ein ziemlich dickes Convolut, dicht geſchrieben, und mit vielen Abänderungen und durchſtrichenen Sätzen.

6) Narrationes eloquentium virorum de vitis hominum eruditione et virtute excellentium. Collegit et in usum juvenum liberalibus studiis operantium edidit Henricus Christophorus Z. — folgten zwei beſchriebene Bogen, mit der Ueberſchrift: Vita Davidis Ruhnkenii.

7) Das durch ſeine Sitten und Gebräuche aufgedeckte Alterthum, oder critiſche Unterſuchung der Ceremonien der Völker des Erdbodens. Aus dem Franzöſ. des M. Boulanger, von Bibliophilus Allemanicus. — Ein ſtarkes Heft, ſauber geſchrieben, aber dem Anſchein nach unvollendet.

So lagen hier die verſchiedenartigen Kinder der Muße meines Predigers in friedlicher Ruhe nebeneinander, und ihre ſehr anſehnliche Zahl und theilweiſe bedeutendes Alter ließ vorausſehen, daß ſelbſt bei noch längerem Leben ihres Vaters keines von ihnen den gewagten Schritt in die Welt je würde unternommen haben. Die beneidenswerthen Unglücklichen! ſie ſchienen ihr vortreffliches Geſchick nicht anzuerkennen, und mit heimlichem Neide auf ihre vollbürtigen Geſchwiſter hin zu ſchauen, die auf dem Bücherbrette daneben in der Geſtalt von vier Octavbänden in Halbfranzband ſich breit machten. Es waren die ſorgſam geſammelten zwei Jahrgänge einer Wochenſchrift, die der Seelige in Verbindung mit einem ſogenannten Bauernadvocaten unter dem Titel »der Sachſenſpiegel, ein Wochenblatt zur Beförderung der Vaterlandsliebe« vor längern Jahren redigirt und herausgegeben hatte. Die kurze Dauer der Exiſtenz dieſes Spiegels ließ entweder auf eine ſehr groſſe Vaterlandsliebe, die der Beförderung nicht mehr

bedurfte, oder auf einen nicht sehr glücklichen Inhalt schließen; doch konnte der letztere es sicher noch mit demjenigen in vielen andern Büchern aufnehmen, die in langen Reihen sich anschlossen. Da fand sich: Beckers Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet; sämmtliche Jahrgänge von 1797 bis 1836; Müchlers Anecdoten-Almanach, zum mindesten 20 Bände; Theodor Hells Penelope, in 12 bis 16 Jahrgängen; der Bremer Bürgerfreund seit seinem ersten Erscheinen bis zur vorletzten Woche, theils in gewichtigen Pappbänden, theils ungeheftet auf Tischen und Repositorien umher liegend. Doch fehlte neben solchen unbegreiflichen Lappalien es auch nicht an bessern, gediegenen Werken, so daß bei manchem Buche in mir der Vorsatz aufstieg, mich dessen auf der demnächstigen Auction zu bemächtigen.

Nachdem im Verlaufe des ganzen langen Sommertags endlich der Inhalt der Studirstube, der Bibliothek, und aller Schränke, Kasten und Pulte in diesen Zimmern aufgezeichnet worden war, blieb nur noch der alte eichene Secretair in der Ecke neben dem Fenster übrig. Ich hatte mir von vorn herein gedacht, es müsse darin etwas ganz besonderes sich finden, und hatte ihn mir daher zum Dessert aufgespart. Er sah so treuherzig und bieder aus, der alte Gesell, mit seinen blank gebohnten braunen Wänden, auf denen derbe Arabesken von schwarzem Holze gar stattlich sich ausnahmen. Die schweren messingenen Krampen an den drei Schubladen des Untersatzes waren wohl erhalten, bis auf eine, an welcher das Gehäng fehlte; um jedes Schlüsselloch zog sich in zierlich auslaufenden Figuren ein blankes Messingblech, und oben auf dem Schranke standen zwei blaue Vasen, die vielleicht manchem Liebhaber von Rococosachen sehr willkommene Acquisitionen gewesen sein würden. Ich ließ die drei Schubladen herausziehen; zwei davon waren leer; in der dritten lag eine alte Weste und eine Nachtmütze. Ich schloß den obern Aufsatz auf, und fand lauter leere Borden; ich schlug die mittlere Klappe zurück — ein Feuerstahl, Stein und Schwamm lagen in

einem blechernen Dintenfaße, jedoch zwölf kleine Schiebladen ſchienen meine bis dahin getäuſchten Erwartungen doch noch rechtfertigen zu wollen. Haſtig wurde eine nach der andern herausgezogen, doch alle zeigten nur ihr hohles Innere, bis auf eine, und in dieſer lagen — ſieben und zwanzig alte leere Geldbeutel.

Carl Olivier.

Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

Helgoland, den 26. Juli 1842.

Die Reiſe zu dem grün- roth- weißen Eiland iſt glücklich vollendet. Der hundertjährige Windbeutel Aeolus, wie ihn Baumauer nennt, ließ auf der ganzen Reiſe nichts von ſich ſpüren, und wir gelangten üp Lun, wie die Helgolander ihre Cyklade nennen, ohne Seekranke, hatten nicht einmal ein ſchwindeliges Dämchen. Alle waren wohlauf. Diejenigen, welche ſich auf das Meer zum erſten Male gewagt hatten, meinten: die Berichte über die ſchreckliche Seekrankheit ſeien nur eine Fabel. Sie würden anders geſprochen haben, wenn ſie im Gefolge Seiner Majeſtät des Königs Georg IV. geweſen wären, der, zur Zeit der Herbſtſtürme, an den Küſten herumkreuzen mußte, um durch jenes Meerübel ſeine Indigeſtion zu heilen. Es mag ſehr fatal ſein, in ſolchen Augenblicken den aufwartenden Kammerherrn zu machen, obgleich die Nebenſterne des hochſeligen Königs, welche den Spottnamen: »fife bottlemen« (Fünfbouteillenmänner) trugen, auch wol um ihrer eignen Geſundheit willen die Fahrt gerne mitbeſtanden.

Als ich vor drei Jahren dieſelbe Tour machte, war das Meer auch nicht ſo ruhig, ſo daß nur wenige, unter denen auch ich, von dem Uebel frei blieben. Am Meiſten war ein junger Pole befallen, der an dem Fuße des Maſtbaums ſich zum Erbarmen hingekauert, endlich aber

seine Leiden überwunden hatte, und jetzt mit seinem schönen aber boshaften Gesicht die übrigen auf dem Deck befindlichen Passagiere zu mustern anfing. Bald hatte er sie alle dort vertrieben, denn er hatte sein Taschenbuch herausgezogen, und zu zeichnen angefangen. Die Blicke, welche er auf Alle warf die in seinen Rayon kamen, seine darauf erfolgenden Gesten als Zeichner, vor allen Dingen aber der höhnische Blick, womit sein hinter ihm hockender Reisegefährte der Arbeit Beifall spendete, überzeugten mich nur zu bald, daß der junge Herr die ganze Reisegesellschaft in Karikaturen verewigte. Als ich nun nicht ferne von ihm Posto gefaßt und ein gleiches Schicksal, wie die in der Kajüte gezeichneten Mitpassagiere erfuhr, zog ich ruhig meine Schreibtafel heraus, um das Schiff von einer Erscheinung zu erlösen, welche an die von Herkules bekämpften Ungeheuer erinnerte. Ich schrieb ein Gedicht, welches ich den Polen im Katzenjammer betitelte. Um es zu vollenden, mußte ich den Gegenstand meiner misère oft ansehen, und so begab es sich, daß sich unsere Blicke oft begegneten. Bald spürt ich schon, daß unser Hogarth offenbar die Unbefangenheit seiner Bosheit verloren, und wurde noch mehr darin bestärkt, als sein Begleiter, mit dem ich schon einige Worte gewechselt hatte, sich mir nahte und nach einigen andern Phrasen die Frage an mich stellte: ob ich zeichne.

»Freilich« versetzte ich und zeigte dem Neugierigen die Ueberschrift meines fast vollendeten Sonetts.

»Ich möchte dem jungen Polnischen Helden nicht nach»stehen, der gewiß die von ihm entworfenen Karikaturen »zur Ergötzlichkeit der Gesellschaft, dieser mittheilen wird, »und habe, damit derjenige, der so viel Pillen austheilt, »nicht ganz ohne bittere Medizin ausgehe, diese Verse ge»schrieben. Machen Sie das Ihrem Freunde bemerklich, und »fügen Sie hinzu, daß wenn es ihm an Muth fehlt seine »Zeichnungen zum Besten zu geben, mein Lied dennoch öffent»lich vorgelesen werden soll, und daß ich beabsichtige, sobald »es vollendet ist, die von dem Herrn Polen vom Deck ver-

»ſcheuchte Geſellſchaft wieder auf daſſelbe zu führen, um »es dort zu veröffentlichen.«

Mein Mittel wirkte. Kaum hatte der Karikaturiſt Kunde von meiner Retorſion, ſo ſchloß er ſein Taſchenbuch, ich hatte aber das Vergnügen die geflüchteten Damen durch die Verſicherung, daß die Warſchauer Sphinx beſiegt ſei, wieder an das Tageslicht zu bringen.

Eine viel ſtürmeriſchere Seefahrt beſtand ich übrigens im Jahre 1830 als ich, auf einem Finkenwerder Ever, in der Nacht vom 11. auf den 12. Auguſt 1830, von Norderney nach Hamburg fuhr. Zwei Sturzwellen hatten ſich in das Hintertheil des kleinen Schiffs geworfen, das durch eine noch einmal ſo große Quantität Waſſer unvermeidlich geſunken wäre. Ich kann nicht ſagen, daß ich bei dieſer Gelegenheit den Humor verlor. Während meine übrige Reiſegeſellſchaft von der fürchterlichſten Seekrankheit gepeinigt, wie todt im Schiffsraume lag, ſtand ich auf der zum Deck führenden Leiter halb mit dem Oberkörper hervorragend, da ich, um nicht ins Meer geſchleudert zu werden, mich nicht auf den Plafond des Schiffs wagte. Hier nährte ich mich von den ſechs Karbonaden, welche von einer mir befreundeten Hamburger Familie mitgenommen, und als oben im Korbe liegend, vom eindringenden Seewaſſer verſchont geblieben waren. Aber meine Naſchhaftigkeit bekam mir ſehr übel. Denn als wir auf die Elbe kamen, und bei dem Brunshauſer Zoll vor Stade anhalten mußten, erwachte in den geneſenen Paſſagieren, und namentlich in den Damen, ein wahrer Heißhunger. »Wo ſind unſere Cotelettes?« tönte es von den Lippen der hübſchen Reconvaleſcentinnen, ſo daß ich nicht zweifle, ſie hätten eine ganze Reſtauration karbonadelos gegeſſen. — Aber alsbald erfolgte der fürchterliche Bericht über den geſchehenen Diebſtahl, und die Verſalzung durch Gott Neptun. Letzteren ließ man ungeſchoren, deſſen heftiger wurde man gegen mich, als gegen den muthmaßlichen Thäter, wider den man ſogleich die Specialinquiſition erkannte. Vergebens ſuchte ich den Schiffsjungen, unter heimlicher Gelobung eines Trink-

geldes, zu verdächtigen, und schob die Schuld auf eine unsichtbar gewordene Katze. Dem Burschen war sein guter Leumund mehr als 12 ß. werth, ja, er trat gar noch als Zeuge wider mich auf, da er die Existenz einer Katze auf dem Schiffe leugnete, und indem er mich mit großen Augen dumm lächelnd, anglotzte hinzu fügte, »er habe wol' gesehen, wer de Fleischhappen krehgen har (wer die Fleischhappen gekriegt habe).' — Es blieb mir unter sothanen Umständen mithin nichts übrig, als ein langweiliges Geständniß abzulegen, welches ich in einem so weinerlichen Tone mit der Versicherung, ich hätte die sechs Karbonaden in der Todesangst verschlungen, zum Besten gab, daß ein Lächeln der Schadenfreude [illegible] verkündigte. Aber ich bemerkte auch bald nachher an dem Zischeln der Andern, daß etwas im Werke sei, wovon ich nichts wissen solle, und überzeugte mich völlig davon, als ich die mir entschwundene Reisegesellschaft in des Schiffers Kajüte fand, wo man mir die letzte Kartoffel in der Schale höhnisch anbot. Man hatte aus Rache dieses Mahl ohne mich zu sich genommen. Mein hierüber affectirter Aerger schien die um ihre Koteletten gebrachten Cochentöchter übrigens ganz zu versöhnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdote.

Während des unglücklichen Brandes in Hamburg wurde einem dortigen Hausmann angekündigt, daß sein von ihm selbst erst kürzlich neuerbautes Haus gesprengt werden solle. »Wat?« rief er bei dieser Nachricht im höchsten Zorn aus, »ick soll sprengt wer'n? dat lieb' ick nich! Ick bün dör un dör massiv, un wo ick von Holt bün, bün ick verkoppert, un rund herum free.«

(Was? ich soll gesprengt werden? das leid' ich nicht! Ich bin durch und durch massiv, und wo ich von Holz bin, bin ich verkupfert und rund herum frei.) K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Fünfter Jahrgang.

№ 41. Donnerstag, 13. October. 1842.

Literatur.

Tirocinium eines deutschen Officiers in Spanien von Gustav Höfken.
Vier Theile. Stuttgart bei Karl Göpel 1841.

Dieses Buch ist ohne Frage unter der zahlreichen, uns bekannten Literatur, welche die neueste Revolution in Spanien hervorgerufen hat, eins der bedeutendsten und am meisten geeignet, uns über die Spanischen Zustände und Verhältnisse gründlich zu unterrichten. Der Verfasser, ein junger (preussischer) Artillerie-Officier, durch freisinnige Ansichten und unvorsichtige Aeußerung derselben mit seinen Dienstverhältnissen in unangenehme, mit etwas Festungsstrafe endende Kollisionen gerathen, noch mehr aber von Thatendrang und Waffenlust aufgestachelt aus dem ewigen Einerlei des Friedenskamaschenthums, gelangweilt von dem gleichmäßigen Schlagen der »ewig gleichgestellten Uhr« — nimmt seinen Abschied, um nach Spanien zu gehen, und dort der Sache der Freiheit seinen Arm zu leihen. Die Schilderungen der Vorgänge, welche diesen Entschluß zur Reife bringen, die Vorbereitungen zur Reise, die Reise selbst durch Frankreich, füllen fast den ganzen ersten Theil des Werks, und nehmen uns im Voraus durch Lebhaftigkeit der Darstellung, Sicherheit der Auffassung

des Individuellen und Eigenthümlichen nicht minder als durch den Adel und die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung für den jungen Kriegsmann ein. Wir nehmen Theil an seinen Garnisonleiden, fühlen mit ihm den Druck der Verhältnisse, deren freie Besprechung beim würzigen Maitranke mit einem gleichgesinnten Kameraden ihm schlimme Händel zuzieht, und begrüßen mit ihm fröhlich das Morgenroth der Freiheit und fesselosen Selbstbestimmung, in deren Gefühl er, nach Abstreifung aller heimischen Bande dem Lande der Romantik und der wilden Blutrache, dem Kampfe zweier Principien entgegeneilt, die in jenem Lande, zwei gewaltige Ringer, sich mit eisernen Armen umfassen.

Spaniens Mittelalter endet nicht mit 1517 oder 1492. Es reicht hinauf bis in die ersten Jahrzehende unsers Jahrhunderts. Aber die Revolution, die nach Mirabeaus Prophezeiung »die Reise um die Welt zu machen« bestimmt ist, erreichte auch die romanischen Nationen; und Spanien ist, — was auch der Madrider Sternkorrespondent der Allgemeinen Augsburgerin sagen und klagen mag, Spanien ist auf dem besten Wege, sich sein Mittelalter kräftig abzurevolutioniren, und einen neuen Menschen anzuziehn. Das geht nun freilich nicht in ein Paar Tagen, auch nicht in ein Paar Jahren. Hat doch das Christenthum auch Jahrhunderte gebraucht, um die alte Welt umzugestalten. Es geht das auch nicht allewege auf dem sanften Wege des Friedens und der Güte. Christenthum und Reformation sind nur durch Ströme von Blut in Deutschland begründet, und jede Hausfrau weiß, daß es beim Ausfegen Staub giebt, und daß man ein Zimmer nicht scheuern kann ohne Wasser. Wer sich aber überzeugen will, wie viel Kraft und Gehalt, wie viel Kern und Tüchtigkeit im Spanischen Volke (wir unterstreichen das Wort nicht ohne Grund) vorhanden ist, der lese das Höfkensche Buch, dessen Darstellung schon darum glaubwürdig auch dem Ungläubigsten erscheinen muß, weil der Verfasser von den Spanischen Leitern und Führern der Sache, der er Herz und Arm in Begeisterung bot, ja für die er sein Blut verspritzte, sehr übel behandelt

worden iſt. Und wie ſich Geſetz und Recht, ja ſelbſt Menſchlichkeit und Nachſicht in Spanien täglich ſtärken, dafür bürgt wohl der Umſtand, daß neulich der Herr Fürſt Felix Lichnowsky es wagen konnte, an Leib und Leben ungefährdet den Boden eines Landes zu betreten, der noch friſch war, von dem durch ihn vergeſſenen Bürgerblute, und daß die jetzige Spaniſche Regierung in einem Falle, in welchem weiland Ferdinandus VII. und ſeine Getreuen ohne Frage mit Garotte und Henkerbeil verfahren ſein würden, Gnade für Recht ergehn, und einen Mann frei zu laſſen wagen durfte, der in dem Spanien von 1842, wenn nicht das Leben, ſo doch die Freiheit verwirkt hatte. Und denſelben Fall wagt der Herr Fürſt in der Allgemeinen Zeitung als ein Beiſpiel und einen Beweis darzuſtellen, wie weit der Krebsſchaden der Geſetzloſigkeit und Anarchie in dieſem unglücklichen Lande bereits vorgeſchritten ſei! Und dazu dies ewige Schreien: »Spanien iſt tödlich krank! Spanien liegt in den letzten Zügen! Spanien iſt todt!« des genannten Correſpondenten!

Wär' — das Manöver nicht ſo verdammt gemein
Man wär' verſucht es herzlich dumm zu nennen.

Doch zurück zu unſerm Buche. Der Verfaſſer ging nach Spanien, um dort für die Sache der Freiheit und des Fortſchritts zu kämpfen, und in dieſem Kampfe ſeine Waffenprobe, Tirocinium, abzulegen. Zu bleiben in Spanien war nicht ſeine Abſicht, ebenſowenig eine Carrière zu machen. Er wollte Niemandem in den Weg treten, jedem Verdacht, jeder Abneigung der Spanier gegen fremde Abenteurer, die ſich in ihre Reihen drängen, im Voraus begegnen. Er erklärte dieſen Entſchluß bei ſeinem Eintritt in das Chriſtinoſche Lager, erklärte, daß er unmittelbar nach der Beendigung des Krieges ohne alle Anſprüche auf Lohn zurückkehren werde, und — ſollte man es glauben — dennoch gelang es ihm nicht in den Reihen des Chriſtinoſchen Heers aufgenommen zu werden. Vergebens läuft er mit ſeinen Papieren und Empfehlungsbriefen von Herodes zu Pilatus. Er iſt ein Preuſſe, Preuſſiſcher Officier, Un-

terthan eines absoluten Staats, der die Regierung der Königin nicht anerkannt hat, und dies genügt, sein Erscheinen verdächtig und die Befehlshaber, denen doch an geschickten Ingenieurofficieren, wie H., viel gelegen war, mißtrauisch zu machen. Ueberall abgewiesen, zum Theil empfindlich gekränkt, sieht er sich in der verzweifeltsten Lage, und einen Augenblick fühlt er sich fast geneigt, empört über eine so unwürdige Behandlung, es mit der Gegenpartie zu versuchen (I. 236). Aber auch nur einen Augenblick. Bald gewinnt die edle Gesinnung in ihm die Oberhand, so er kann sogar das Benehmen der Spanier, in demselben Augenblicke, wo er es tief beleidigt empfand, erklärend entschuldigen! dies ist ein Zug der allein schon dem Buche einen seltenen Werth giebt, und seinem Inhalte den Stempel der sittlichen Wahrhaftigkeit aufdrückt. Endlich findet sich Aushülfe. H. macht die Bekanntschaft des Generals Conrad, jenes tapfern Elsässischen Haudegens, der in Spanien die Fremdenlegion kommandirte. Ein ehemaliger preussischer Sappeurunterofficier, der sich nach Spanien verlaufen, und auf der Straße seinen ehemaligen »Herrn Lieutenant« dessen »Bursche« er früher gewesen, wiedertrifft, vermittelt die Bekanntschaft. Der General erkennt auf den ersten Blick, mit wem er es zu thun hat, und stellt den Verf. vorläufig bei seinem Stabe an (im Decbr. 1836). In dieser Eigenschaft macht er nun bis Ende April 1837 alle Expeditionen und mehrere Haupttreffen mit; allein trotz der Auszeichnung und Hingebung, mit welcher er der konstitutionellen Sache dient, trotz all den wiederholten dringenden Verwendungen des Generals gelingt es nicht, von der Regierung die Bestätigung seiner Anstellung zu erhalten, und so sieht er sich zum Danke für alle die gebrachten Opfer (II. 270) genöthigt, den Dienst zu verlassen, um persönlich in Madrid seine Sache zu führen.

Die Mittheilungen aus Briefen und Tagebüchern, über die Kriegführung in Navarra und in den Baskischen Provinzen, über den kombinirten Angriff im Frühling 1837, eingeleitet und durchwoben mit Rückblicken auf die

Geſchichte der Spaniſchen Revolution, den Zuſtand der Parteien und Heere, die Zuſammenſetzung der Fremdenlegion u. ſ. w. werden dem Forſcher und Beſchreiber der Spaniſchen Geſchichte höchſt wichtige Beiträge liefern, und die Lebendigkeit der Darſtellung, der ſtete ſittliche Ernſt, die reine Begeiſterung für die höchſten und edelſten Ideen der Menſchheit werden auch diejenigen zu feſſeln nicht verfehlen, welche die politiſchen Anſichten des Verfaſſers nicht theilen. Die zweite Hälfte des zweiten ſo wie der 3te und 4te Band beſchäftigen ſich, nachdem der Verf. das Heerlager verlaſſen, ganz mit ſittlichen, literariſchen und künſtleriſchen Zuſtänden des Landes, deſſen nationales und Familienleben, Vergangenheit und Gegenwart, aus der Fülle eigner Anſchauung und tüchtigen Studiums vor uns ausgebreiter wird. An intereſſanten Abenteuern, an romantiſchen Verwicklungen des Verfaſſers fehlt es nicht. Die heiße Sonne des Südens durchglüht auch ihn, die dunkeln Gluthaugen der ſchönen Spanierinnen dringen auch in ſein Herz. Aber — überall ſiegt das Edlere über das Unedle, der Geiſt über die Sinnlichkeit, und mit tiefſtem Weh aber auch mit aller Süße des Abſchiedsſchmerzes ſcheidet er von dem Lande nicht »enttäuſcht« und »entnüchtert,« wie ſo viele, nicht verbittert und ergrimmt durch Kränkung und Undankbarkeit, ſondern froh des gewonnenen Lebensreſultats der eignen Förderung an Geiſt und Herz, ein geſtählter erprüfter Charakter, der ſeinem Vaterlande ſich doppelt und dreifach zurückbringt. Und ſicherlich wird jeder Leſer am Ende ſeiner Fahrt dem vielgewanderten Odyſſeus ein herzliches »Willkommen in der Heimath« aus Herzensgrunde zurufen. Denn dies Buch gehört zu den wenigen, literariſchen Erſcheinungen, aus denen man den Verfaſſer lieben lernt.

Kritische Anzeige.

Die Flüchtlinge.

Novelle von Georg Lau.
Hamburg 1841.

Der Inhalt dieses Tendenz-Romans ist aus dem Herzen der Zeit gegriffen. Der Verfasser schildert uns nämlich den Zwiespalt, in den zwei Jünglinge mit sich und der Welt gerathen, dadurch, daß sie sich, den überlieferten Glauben aufgebend, in Zweifel und Unglauben stürzen. Der sanftere Adolf kehrt jedoch im Verlauf der Geschichte zum alten Glauben zurück, und auch Otto, der sich in seiner Wildheit einen frühen Untergang bereitet, schlägt sterbend diesen Weg ein.

»Unsere Erzählung, so schließt das Buch, ist beendigt noch Weiteres hinzuzufügen ist unnöthig. Der aufmerksame Leser wird es erkannt haben, warum wir diese Gemälde geschildert*). Wir schließen mit dem Wunsche, daß er am Schlusse dieser Erzählung mit uns das Wort aussprechen mögt, das wir als Motto vorangestellt haben:

Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.«

Offenbar konnte die Aufgabe, woran der Verfasser sich versucht hat, auf andere tiefere Weise gelöst werden.

M.

Reisefkizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Wir langten bei Nienstädten an, da die strömende Elbe, so wie eine eingetretene gänzliche Windstille es unmög-

*) soll wohl heißen: entwerfen.

lich machte, noch am Abend nach Hamburg oder Altona hinauf zu kommen. Mir ward aber der fernere Aufenthalt auf dem Schiffe total unerträglich, da die nicht zum Ausbruche gekommene Seekrankheit in meinen Nerven schauselte, die mich noch mehrere Tage zwang, mich während des Gehens an irgend einen Gegenstand zu halten, was mir das Ansehn eines Berauschten gegeben haben mag. Ich beredete daher einige von meinen Reisegefährten, zwei Gutsbesitzer aus der Nähe von Berlin, einen der zum Garten umgewandelten Sandhügel, zu erklimmen, was wir, über Zäune und Stakette hinweg, nicht ohne Mühe effectuirten. Von Durst gequält, trat ich in das nächst gelegene stattliche Haus, und bat einen jungen Herrn für Geld oder für gute Worte um ein Glas Wein oder Bier. — »Verzeihen Sie« versetzte der Angeredete fast beschämt »ich kann nur mit Wasser dienen.« Wie vom Blitz durchleuchtet rief ich aus: »Hier ist gewiß eine Pensionsanstalt.« »Aufzuwarten« versetzte der Gefragte. »Herr Köhnke wohnt hier, ich bin nur sein Unterlehrer.«

Wir mietheten jetzt einen Wagen und gelangten zwischen drei Viertel und 12 Uhr, eben vor der Sperre, ans Thor. Leider hatten wir keine Hamburger Münze bei uns, und man weigerte sich an der Sperre preußisches Geld umzusetzen. »Mein Gott« riefen meine Gefährten: »Kennt »man hier kein preußisch Geld nicht? »Das wohl« war die »Antwort; allein wir haben hier keine Wechselbank, und »jeder Einpassirende muß sich mit landesüblicher Münze »versehen.«

Fluchend eilte der Berliner in eine Menagerie auf dem Hamburger Berge. Die Bärenmutter hatte Erbarmen, wechselte einen preußischen Thaler, die freilich jetzt das Bürgerrecht in Hamburg erlangt haben, eilte zurück, und bezahlte unsern Eintritt mit den Worten: »Ich gebe ihnen mein Ehrenwort, diese Geschichte wäre mir nicht in Berlin passirt! Berlin ist und bleibt Berlin.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Zeitung.

Zschokke sagt in einer neu erschienen Selbstschau von Louis Philippe:

„Es war in Bern, wo der Herzog von Chartres Schutz und „Zuflucht gefunden hatte, als er Ende Octobers 1793, ermüdet, „geldlos, Reisebündel auf dem Rücken, unter dem Namen Mon„sieur Chabos, von Languedoc, sich dem Präsidenten von „Tscharner und Nesemann entdeckt hatte. Sein Geheim„niß besser zu bewahren, gab man ihm den Titel eines Lehrers „der Mathematik und der französischen Sprache; doch stellte „man ihm frei zu unterrichten, wann es ihm gefiel. Was ihm, „was seinen geächteten Verwandten die Schweiz in den Tagen „der Noth und Verbannung geleistet hatte, war freilich verges„sen als die Juliuswoche von 1830 den Monsieur Chabos auf „den Thron des Königs der Franzosen hob."

T. v. K.

Anecdote.

Bekanntlich bedeutet »rogner« »beschneiden«. Es wird dies Wort nicht bloß von den Nägeln, sondern auch von den Münzen gebraucht, und ist in diesem Sinne im Criminalcodex scharf verpönt. Nun begab es sich vor mehren Jahren, daß Jemand nur léfigie, (das Bildniß) und la legende (die Schrift) der Münze abgeschliffen hatte, und es entstand die Frage, ob diese Handlung auch unter dem »rogner« begriffen sei. Da nun das Wörterbuch der academie française erst bis zum Buchstaben e erschienen war, da man aber keinen andern Schiedsrichter erkennen wollte, so wartete man beinahe drei viertel Jahre mit der Entscheidung dieses Criminalfalls, wo denn das Wort »rogner« von dem akademischen Stapel gelassen wurde, und die Entscheidung zu Gunsten des Angeklagten ausfiel.

Dieses factum erinnert fast an jene norddeutsche Stadt, wo man eine Straßenbeleuchtung einführen wollte, damit aber eine Jahresfrist wartete, bis dies Wort in der Krünitzischen Encyclopädie erschien. —

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Fünfter Jahrgang.

№ 42. Donnerſtag, 20. October. 1842.

Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

Helgoland, den 26. Juli 1842.

Diesmal habe ich, wie ſchon erwähnt, die Reiſe von Hamburg nach Helgoland ohne alle Fährlichkeit zurückgelegt. Der Patriot, das zweite Dampfſchiff der Kühneſchen Geſellſchaft, war, wie das wol zuweilen geſchehen ſoll, vor Altona auf den Sand gekommen, und hatte, wie wir nachher erfuhren, eine volle Stunde gebraucht, um wieder flott zu werden. Das patriotiſche Sprichwort: »Bleibe im Lande und nähre Dich redlich« mag wol weniger Urſache dieſer Verzögerung ſein, als die Schwerfälligkeit und Dickbäuchigkeit des guten Patrioten, welcher das Schwimmen zu gründlich treibt. Uebrigens iſt er dauerhaft und ſolide gebaut, und kann allen Reiſenden gewiß viel mehr als die anſcheinend etwas hektiſche Elbe empfohlen werden.

Die Paſſagiere trugen größtentheils den Stempel der Langeweile. Es waren Badegäſte aus allen Gegenden Deutſchlands, aber alle von einem Schlage, Landleute aus

Wahlverwandtschaft. Wäre ich noch an einem Sonnabend gefahren, so hätte ich auf Hamburger rechnen können, die, wenn sie nicht ihren Humor und Verstand verkauft haben, meistentheils lebensfrohe, genießbare Menschen sind. Denn an diesem Tage ziehen die Söhne Hammonias gewöhnlich schaarenweise ins Meer, um den Sonntag auf der Insel zu verleben, eine Gastrolle in den salzigen Fluthen, und später an der Bank zu geben, welche den Beutel fast eben so rein zu waschen pflegt, wie die Wellen die Glieder. — Indessen war ich doch nicht ganz menschenverlassen auf dem Dampfer. Begleitete uns der sehr unterhaltende und interessante Dr. S. aus Hamburg, der Sohn eines meiner frühern Bekannten, zwar nur bis Cuxhaven, und hatte das einzige hübsche Mädchen, welches wir an Bord hatten, und gar schon das räuberische und pfiffige Burschchen entführt, so fand ich doch an der Stelle, wo die Pinnau in die Elbe mündet, einen Jugendfreund wieder. Denn als ich in das Wasser starrte, das von dem Elborado meines Erbens, dem herrlichen Uetersen, meinem Schiboleth, herströmte, und den Namen des geliebten Jugendortes, mit den reinsten Empfindungen einer Maria Stuart sehnsuchtsvoll ausstieß, fragte mich ein stattlich gekleideter Herr mit, dessen hübschem Knaben ich bereits einige Worte gewechselt hatte, ob mir sein Geburtsort bekannt sei. Fragen und Antworten flogen blitzschnell von unsere Lippen, bis diese das Wiedersehen zweier Schüler des vortrefflichen Rektors Andresens feierten. Wir gedachten seiner vor allen Dingen mit Rührung und Dankbarkeit. Dann ging es ab ein Fragen, denn mein Freund K., dessen Eltern noch in Uetersen leben, konnte über die Meisten Rechenschaft geben. Wir erinnerten uns auch an die erste schwierige Formation des Accusativs cum Infinitivo im Speccius, an die schöne Nussenzeit, wo die Schultische und Bänke im verschneiten Garten ein Kolonieleben führten, an Baumhof, wo die Scheune der Priörin 10 Wochen brannte, (der dazu befindliche Torf des niedergebrannten Gebäudes

war mit Erde beworfen,) die Jahrmärkte, die ſo ſüße Kirſchen lieferten, wie Sonne und Erde jetzt nicht mehr produciren, die tolle Ehefrau Krohn, durch die wir beinahe erfroren wären, weil ſie vor den Eingang unſerer Schneefeſtung ſtundenlang Poſto faßte und wir der Wahnſinnigen nicht einmal unſere Nähe zu verrathen, geſchweige denn ihr vorbei zu gehen wagten, — an unſer Soldatenſpiel, kurz an tauſend Dinge, die den Leſer vielleicht nicht intereſſiren, die aber mein Herz mächtiger anſchwellen als eine Zeitung voller Siegesnachrichten über die heidniſchen Kabylen und der ausgeſuchteſten Toaſte, bei denen dem Leſer das Beſte, der dabei geſchlürfte Wein, doch nicht mitgeliefert wird. Ich geſtehe zwar, daß man Uetерſener ſein muß, um ganz die ſüße Erinnerung an dieſen herrlichen Ort zu würdigen. Indeſſen haben Kenner ja überhaupt nur ein richtiges Urtheil. —

Die Nordſee ſah' faſt geplättet aus. Nach der Däniſchen Küſte hin gewahrte man eine ganze Sandbank mit meinen Namensvettern *) bevölkert, mit Robben nämlich, welche im Sonnenſchein, nicht ohne einige Verwunderung unſer dampfendes Schiff dahin ziehen ſahen. Es kam mir vor, als ob ſie ſich von mir unterhielten, was mich, da die Paſſagiere dies zu merken ſchienen, doch einigermaßen in Verlegenheit ſetzte. Ich ſtieg daher in die Kajüte und verzehrte ein Beefſteak. Hier fand ich noch einen biedern und gutmüthlichen Mann, den Schiffsbaumeiſter Bufe aus Cuxhaven, einen gebornen Helgolander, der auch ſchon bei meinem erſten Beſuche des Eilandes mein Reiſegefährte geweſen war. Die Jugendwärme, welche den Vier und vierzigjährigen, meinen Altergenoſſen durchglühte, wenn er von ſeiner geliebten

*) Robbe heißt im Däniſchen, und vorzüglich im Norwegiſchen, „Seehund". Nach Heibergs gelehrten Sprachforſchungen iſt das deutſche Wort Robbe nur aus dem falſch gehörten Robbe entſtanden. Vergl. Müllers Däniſch-Deutſches Wörterbuch.

Heimath redete, die spähenden glänzenden Blicke, welche er auf die Insel richtete, als diese, Nichtheigolanderaugen erst nach mehreren Minuten sichtbar, am Horizont aufdämmerte, die Begeisterung, mit der er von seiner Jugendzeit, von der Bewillkommnung sprach, die ihm noch heute von seinen Landsleuten bevor stand, wobei er den Ein- und Ausgang in ihre Hütten schilderte, zogen mich mächtig zum Helgolander hin, und ich gewann die Ueberzeugung, daß es zwei Uetersen gebe. Vor allen Dingen aber bestärkten mich seine Schilderungen wohlthuend in meiner früher ausgesprochenen Ansicht über die Biederherzigkeit der Helgolander Männer und die Sittenreinheit der dortigen Mädchen. —

Buse ist der Sohn eines Helgolander Kaufmanns, der sich vielfache Verdienste um die Insel erworben und als der Helfer aller verarmten Familien starb. Sein Wunsch, ohne Gepränge begraben zu werden, wurde nicht erfüllt. Die ganze Einwohnerschaft begleitete ihn zur Ruhestätte und sang ihm einen rührenden Vers der Dankbarkeit aus dem Helgolander Gesangbuche auf seinem Grabe. Diese Erlaubniß hatten die Aeltesten der Insel den Söhnen mit Thränen abgepreßt. — Ein Hauptverdienst des alten Buse um die Insel ist aber von den Eingebornen nicht anerkannt. Es ist dies ein durch Bohrung in den Felsen gewonnener Brunnen, den er unter der Tiefe des ringsum wogenden Meeres gefunden und an das Tageslicht befördert hat. Das Wasser ist mir sehr trinkbar erschienen; die Helgolander behaupten aber, es habe einen etwas salzigen Beigeschmack und ziehen die feuchte Himmelsmanna, den Regen vor. Herr Jasper Buse, Sohn des Gründers, benutzt den Brunnen zu einer Brauerei; auch wird hier das Wasser von den meisten Badegästen geholt. Die Buseschen Söhne beabsichtigen diese Pumpe mit einem Monumente zu verbinden, und ich habe ihnen als Inschrift zur Erinnerung an den Vater heute folgende Verse geschrieben:

Thränen verſiegten durch Dich. Das Waſſer haſt Du beſchworen:
Thränen Dir folgen aufs Neu, ewig uns ſprudelt dein Quell.

Wir landeten zeitig. Der Strand iſt nicht bloß jedesmal von vielen neugierigen Eingebornen bedeckt, was an die Entdeckungsreiſen des Kolumbus und anderer berühmter Seefahrer erinnert, ſondern es fehlt bei der Ankunft der Paſſagiere auch kein Badegaſt. Denn jeder hofft entweder einen Bekannten zu ſehen, oder ſeine Augen von den bereits abgeweideten Geſichtern auf neue und friſche Phyſiognomieen zu lenken. Noch andere aber ſuchen die Zeitungen zu erhaſchen, um ſo zu ſagen, reine politiſche Wäſche anzuziehen. Es iſt in der That entſetzlich fatal, daß dieſes Lebenselixir nur zwei Male in der Woche geſpendet wird. Die drei Tagesberichte werden blitzſchnell verſchlungen, abermals geleſen und ſpäter mit Andern beſprochen. Aber die ſüße Gewohnheit läßt immer doch am folgenden Morgen die durchgeleſenen Zeitungen wieder zur Hand nehmen, am Abend geſchieht ein Gleiches, und ſo fort. Wenigſtens geſchah ſothanes mit mir, und ich war kurz vor Ankunft des Dampfers ſo eingeleſen, daß ich mit einem leidlichen, Souffleur die drei letzten Hamburger Nachrichten hätte recitiren können. —

Ich hatte mir diesmal vorgenommen im Unterlande zu logiren, und habe daher das erſte Wirthshaus rechts, Hôtel de Kruis in Beſitz genommen, wo Einem für 4 mk. täglich, etwa einen Thaler zwei und vierzig Grote Courant Logis, Licht, Kaffe mit Butterbrod am Morgen, Frühſtück nach dem Bade, ein gutes Diner und Abendeſſen gereicht wird. Dabei iſt vor allen Dingen das freundliche Betragen der guten Wirthsleute zu rühmen, und iſt dies Haus in jeder Hinſicht zu empfehlen. — Recht bequeme Betten ſind, wie ich glaube, in Helgeland überhaupt nicht aufzutreiben. Sie erinnern an das in dem franzöſiſchen Luſtſpiele »un Monsieur et une Dame,« wovon der Herr behauptet, man hätte beim Stopfen derſelben mit Federn auch die Hühner darin gelaſſen. Indeſſen Motten

und Wellenschlag geben noch eine sanftere Ruhe als Eiderdaunen.

Im Gouvernement hat sich inzwischen auf der Insel ein Wechsel ereignet. Herr King lebt von einer Pension in Windsor, er ist inzwischen von einem andern ausgedienten Marineofficier ersetzt, dessen Name mir nicht eben erinnerlich ist. Der neue Gouverneur, der mir übrigens als ein rechtschaffener und wohlwollender Mann gepriesen worden ist, hat beim Antritt seiner Regierung sogleich drei oder vier Rathsherrn ihres Dienstes entlassen, welche er jedoch bis auf einen, der noch seine Sache in London plaidirt, und dem ich, da ich ihn persönlich kenne und schätze, gleichen Erfolg wünsche, sofort auf Befehl des Colonial Amtes wieder hat einsetzen müssen. Die englische Regierung ist in dieser Hinsicht von der französischen verschieden. Die Letztere giebt ihren Generalen plein pouvoir, und wenn auch Einer mal aus Versehen erschossen wird, so wird das nicht weiter urgirt. Die Engländer aber scheuen sehr den Eingriff in die Verfassung und Angriffe auf die Notabeln der Kolonien, und lassen soviel wie möglich fünfe grade zu sein, um nicht zu disgustiren, gewiß ein sehr practisches, bereits von den Römern als weise anerkanntes Princip. — Komisch bleibt es immerhin, daß dieser Gouverneur die zweite Instanz bildet, ohne vom Jütschen Low, welches noch aus den Dänischen Zeiten als Gesetz in Helgoland gilt, oder von der Helgolander und Deutschen Sprache, welche die Parteien reden, das Mindeste zu verstehen. Man ist freilich unbefangener, nicht durch Ansichten beengt, wenn man von einer Sache nichts versteht, allein dies ist doch zu arg, und kann zu einer Zeit wo die Theologie durch Strauß, die Medizin durch Hahnemann, Prießnitz und Compagnie so gefährdet ist, am Ende die allein noch geltende Justiz um ihr Renommée bringen. — Der Secretair muß da freilich das Beste thun, und diese Großwesirstelle nimmt in diesem Augenblicke ein stattlicher, uns Oldenburgern wohl bekannter Mann

eid, der frühere Wirth in Brake, Herr Grooth, welcher in unſern Landen das Conſulat des Königs Karl Johann und irgend eines der Meklenburger Großherzöge oder gar beider bekleidete, jetzt in anſcheinend weniger glänzender Stellung lebt, aber in der That die Inſel Helgoland, wo er geboren iſt, durch ſeine Kenntniß der hiezu erforderlichen Sprachen zu regieren ſcheint.

Ich habe heute lachen müſſen, als ich die portative Leſebibliothek eines Helgolanders beſuchte, welche demſelben vom Buchhändler Erié überſandt iſt und nach Bedürfniß neu rekrutirt wird. Derſelbe hatte auch mehre Schriften über Helgoland zu verkaufen, auch den Theil des von mir beſchriebenen romantiſchen Deutſchlands, welcher in fünf Heften, jede mit drei Kupfern, die Nordſee enthält. Der Text zu dieſen Heften läuft durch alle fünf Abtheilungen, war mithin durchſchnitten wie ein Aal, da vier derſelben einzeln an Badegäſte verkauft waren. Das unverheirathete oder beſſer geſagt, noch nicht an den Mann gekommene Cahier begann und endete, wie ich glaube, mit »und«, es fehlte mithin nichts, als daß der Verkäufer für dies eine den Preis aller fünf Hefte forderte, um ihnen den Rang der ſybilliniſchen Bücher zu geben. So dachte ich anfangs in meiner anmaßenden Verblendung, bei näherem Nachdenken überſchlich mich aber der ſehr beſchämende Gedanke, daß die übrigen Hefte vielleicht bloß um der ſchönen Engliſchen Stahlſtiche willen gekauft ſeien.

Das Wort: Mäßigkeitsverein, hat auf Helgoland einen andern Sinn wie in Deutſchland. Man verſteht unter den Mitgliedern deſſelben die unverbeſſerlichen Säufer, welchen Branntwein zu geben allen Wirthen auf der Inſel unterſagt iſt, die ſonach gewiſſermaßen unter polizeilicher Aufſicht aller Einwohner ſtehen, und, wider Willen, mäßig ſein müſſen. Der Gedanke iſt nicht übel, aber höchſtens, außer auf Helgoland, in dem kleinen Bückeburg, wo der Fürſt der einzigſte Branntweinsbrenner iſt, auszuführen.

Das Hazardspiel richtet noch nach wie vor hier seine Verwüstungen an. Die verstellten Klagen der Banquiers, ihre Versicherungen, daß sie bei ihrem Streben die Menschheit zu bereichern, stets verlieren, sind offenbar erheuchelt, denn sie geben 200 Pistolen Pacht, und ich weiß, daß für eine Reihe von Jahren, jetzt, da der Contract abläuft, schon 400 Pistolen jährlich dem Gouvernement geboten sind.

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mit oder ohne

von K. A. Mayer.

Schlanke, schmucke, flinke Dirnen, frühe kommt ihr Zwei zur Stadt
Mit den Bändern auf dem Häubchen, mit den Haaren spiegelglatt.

An dem Trogholz, das von gelben Nägeln blitzt im Morgenschein,
Tragt ihr Milch in blanken Eimern. Leise komm' ich hinterdrein.

Sieh, es hemmt den Schritt die Eine vor der Woche an dem Thor,
Und es springt der hübsche Tambour plötzlich wie ein Pfeil hervor.

Doch die Andre lacht: »Was hast du mit dem Trommler klein und zart?
»Soll ein Mannsgesicht mich freuen, muß es haben einen Bart.«

Und die Erste spricht: »»Das halte wie du willst; ich frage nicht
»»Nach der Männer Bart. Was thu' ich mit der Bürste im Gesicht?««

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredactoren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 43. Donnerstag, 27. October. 1842.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Wir haben hier keinen conversationellen Leithammel, keinen Badecommissair, der gegen Vornehme discret, gegen seines Gleichen innig und herzlich und gegen Geringere leutseelig und theilnehmend ist. Man sollte glauben, daß dieser Mangel die Gesellschaft mehr verbrüdere, allein das ist nicht der Fall. Helgoland ist noch lange kein Hades, in welchem, nach Lucian, Gleichheit überall herrschen soll. Vornehme Oestreicher begnügen sich ihre Popularität den hübschen Schenkmädchen angedeihen zu lassen, unter denen ich vor allen die liebenswürdige Friederike im Pavillon des Unterlandes beklage, welche eine unendliche Menge Fadaisen anhören und viel Tabacksrauch schlucken muß, um erbärmlich wenig an der Schenke zu verdienen. — Es hieß daß ein Namensgenannter des bekannten Wiener Poeten, er selbst sei, und ich erfaßte beinahe dieselbe Idee, da dieser Herr den Kammerherrnschlüssel trug, den ihm seine Frau, nachdem er die Leier weggeworfen, eingebracht haben soll. Ich irrte mich aber gewaltig, denn der Graf, den ich deshalb befragte, schien darüber nicht allein zu erschrecken, sondern er behauptete sogar, sein Namensvette

sei von einer ganz andern Familie, nicht einmal mit ihm verwandt.

Mit einer kurieſen Aengſtlichkeit ſtreben alle Männer von Rang ihr Mittageſſen bei einem Manne zu erhalten, der, wenn ich nicht irre, Peter Franz heißt. Nur dem ſcheint das Seebad zu bekommen, der hier diniren kann, und die Kabalen der expectativen Supernumeraire gehen gar weit, um hier einen Platz zu erhaſchen, wenn das beſchränkte Local dazu einen Raum darbietet. Man wird bald anfangen nach dem hundertjährigen Kalender auf Jahre im Voraus zu beiegen. Dieſe Hoffenden ſpeiſen meiſtens bis zu Ihrer Promotion im Converſationshauſe, wo eine gute Prager Muſik den ohnehin ſelten fehlenden Appetit zu verſtärken pflegt. — Wenn ich an meine Jugendzeit zurück denke, welche ich zum größten Theil in den Kreiſen der Ariſtokratie erlebte, ſo muß ich bekennen, daß der Werth der letzteren noch mehr gefallen iſt, wie die ſpaniſchen Papiere. Ich bin nie der Meinung geweſen, daß der Hochmuth, das Vornehmerſeinwollen, nicht durch alle Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft wie ein unvertilgbarer Polyp verbreitet ſei, und bin ſogar durch einen deutſchen Paria einen Stiefelwichſer darin beſtärkt, der mir erklärte: er begreife gar nicht, daß ſeine verſtorbene Frau ſo an den Trunk gekommen ſei, ſie ſei von zu vornehmer Familie, ihr Vater ſei ſchon der erſte Stiefelwichſer des Ortes geweſen, und habe 60 Kunden gehabt. Ich fand auch früher in den den ariſtokratiſchen Geſellſchaften, Witz, Geiſt, Laune, ja Gelehrſamkeit, die man hier zu ſuchen auch wohl berechtigt iſt, da die Geldmittel zur Erziehung der Jugend im Durchſchnitt in den höhern Zirkeln wohl vorhanden ſind. Allein dieſe Heiligtauber Tiſchreden der vornehmen Leute, haben mich aufs Neue überzeugt, daß die Tafelrunde des König Artus, an welcher ich, ein Trotzbub des Lebens noch getafelt, der Fabelwelt angehöre. Um die Geſpräche der Männer anzuhören, fehlte mir der hiezu nothwendige Pferdeverſtand. Die Damen redeten ſogar auch über dieſe Vierfüßler, über Schimmel des Vaters und Füchſe des

Ehemannes, wenn sie nicht von neuer Mode schwatzten, so daß ich im Zorn gegen diese edelsten Thiere der Schöpfung zum ersten Male die mir seit einem viertel Seculo unverständlichen Worte des alten Turner Jahn begriff:

> Der Mensch soll nicht reiten, denn er soll sich nicht ohne Noth mit dem Thier gemein machen.

Indessen sehe ich vielleicht alles zu schwarz an, weil mir das Seebad nicht bekommt. Die rettende, liebende Thalatta hat mir einen heinischen, unsterblichen Husten und Schnupfen geschenkt und mich vielleicht dadurch auch in die Stimmung des scharfen Poeten versetzt. Auf und davon! Ich werde meinem Jugendfreund K. und dem Englischen Consul W. den beiden Einzigen, welche mir die diesjährige Saison erträglich gemacht haben und einigen biedern Helgolandern Lebewohl sagen, und morgen mit Spliedt von dem festen Walle, so nennen die Insulaner ihr Helgoland, zum festen Lande zurückkehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen

von Th. v. Kobbe.

Es ist unbegreiflich, daß in unsrer speculationssüchtigen Zeit noch kein Buchhändler die verschiedenen Toaste gesammelt hat, welche von Seiner Majestät dem König von Preußen auf seinen fortwährenden Reisen, zur Erhebung seiner Völker ausgebracht worden sind. Vorzüglich dürfte ein Studium derselben den jungen Kron- und Erbprinzen zu empfehlen sein. Das wäre einmal ein rechtes Buch in usum *delphini* *). Uebrigens hätten die Burschenschaftlichen Toa-

---

*) Wörtlich. „Zum Nutzen des Dauphins". In Frankreich veranstaltete man für die Kronprinzen Ausgaben der Klassiker, aus denen die schlüpfrigen Stellen gestrichen waren. Hat freilich gar nichts geholfen. — — —

ſie »kein Preußen, kein Oeſtreich, Ein Deutſchland, (Teutſchland wäre noch crimineller geweſen) vor fünfzehn Jahren Einem in Preußen viele Unannehmlichkeit bereiten können. Herr Aſchoppe hätte einen ſicher beim Schopf genommen. — Nun ſage mir Einer daß die Welt nicht immer, jebildeter« wird, um mich »berliniſche« auszudrücken. —

In der vor dem Pinneberger Criminalgerichte am 26. Juli 26. Jul. 1841 gehaltenen Defenſion des als Mörder angeſchuldigten Joachim Hinrich Rambke aus Halſtenbeck, deſſen Hinrichtung bekanntlich auf Befehl des Königs [illegible] ſchoben worden iſt, beſchwerte der Vertheidiger [illegible] ſiten, (ohne Widerſpruch von Seiten des Gerichts) über deſſen Behandlung ſich folgendermaßen:

»Mehrere Monate lang vor dem 22. November 1838 »hatte Rambke in einer im Erdgeſchoß befindlichen iſolir»ten dunkelen Arreſtkammer, auf einem elenden Strohlager »zugebracht. Die Ketten der ſchwerſten Art, welche ihn »ſchloſſen, waren an ſeine Pritſche geſchmiedet, ſo daß ihm »ſeine freie Bewegung im Kerkerraume auf zwei höchſtens »drei Schritte beſchränkt war, und außerdem trug er an »Hand und Fuß ſchwere Eiſenblöcke In Folge ſeiner am »22. Nov. 1838 *) beſchafften Depoſitionen wurde dieſe Lage »freilich um Vieles verbeſſert, allein es war ja nur eine »ephemere Erleichterung, denn ſchon am folgenden Tage, »da er jene Depoſitionen zurückgenommen, wurde das bis»herige Kerker- und Kettenverhältniß wieder hergeſtellt und »ſeitdem iſt daſſelbe bis auf den heutigen Tag, Juli 26. »1841 unverändert geblieben.«

»Wie ſchwer Rambke dieſe ſeine Lage empfunden, da»von zeugen die vielfachen Klagen, daß er es in ſeinem »Gefängniße nicht länger aushalten könne, nicht weniger »folgende Worte, die er ad art inquis. 177. »Wo befand

*) An dieſem Tage legte Rambke, offenbar im Wahnſinn, ein höchſt unglaubliches Geſtändniß ab.

»ſich das von dem Inquiſiten angezündete Stroh? im bit»tern Gefühl geſprochen: »Ich weiß von keinem Stroh, als »von dem worauf ich liege in meinem Gefängniße.«

Bei J. J. Weber in Leipzig iſt die zweite Auflage eines Buches erſchienen, welches den Titel Naturgeſchichte der »Deutſchen Studenten« führt. Von Plinius dem Jüngſten, mit Federzeichnungen von Johann Gottfried Apelles. — Der Verfaſſer hat ſein humoriſtiſches Werk, Allen, die in deutſchen Landen auf Univerſitäten ſtudirt haben, ſtudiren und ſtudiren werden, gewidmet, und wird gewiß allen dieſen manche erheiternde Stunde durch ſeine Arbeit verſchaffen, von der wir nur bedauern, daß ſie, obgleich offenbar aus der Feder eines warm fühlenden Humoriſten gefloſſen, im Ganzen zu ſatiriſch gehalten worden iſt, wovon auch die unglückliche Idee zeugt, das ganze Werk mit Zeichnungen auszuſtaffiren, welche ſämmtlich Thiergeſichter tragen. Einen Deutſchen Studenten läßt der Verfaſſer alſo definiren:

Geſetzt, wir fragten einen Vater, welcher einen oder mehrere Söhne auf der Univerſität hat: Beſter Herr Juſtizrath, Medicinalrath, Paſtor, Schuldirector, Commerzienrath, Landrath, Baudirector u. ſ. w., was nennen Sie eigentlich einen deutſchen Studenten? ſo würde er uns unmaßgeblich antworten: »Ein deutſcher Student iſt ein junger Mann, der ſeinen Aeltern große Sorge macht. Unter andern ſchlimmen Qualitäten, die ihm par excellence eigen ſind, habe ich vorzüglich folgende zu bemerken: 1) Er kleidet ſich ſelten wie ein anderer vernünftiger Menſch, ſondern gefällt ſich meiſt darin, zu kurze Röcke und zu lange Stiefeln, oder in Ermangelung derſelben, zu weite Hoſen zu tragen. 2) Er rechnet ſich meiſt reich und zählt ſich arm, daß heißt, er hat von dem ihm mitgegebenen oder beſtimmten Gelde immer dann Nichts mehr, wenn er es gerade am Nothwendigſten braucht. 3) Er iſt ein abgeſagter Feind aller Ordnung, und man bringt ihm nur

schwer den Unterschied der Stände und den gehörigen Respect vor vornehmen und in der bürgerlichen Gesellschaft hochstehenden Personen bei. 4) Er ist weit klüger als sein Vater, und das um so mehr, je weiter die Zeit, wo dieser den Studien oblag, von der entfernt ist, in welcher er die Universität besucht. 5) Der Muth äußert sich bei ihm zur unrechten Zeit; vor einer blanken Klinge, einem spitzen Degen, einem derben Prügel oder einer geladenen Pistole hat er nie die geringste Furcht, vor dem Examen jedoch die größte. 6) Er ist sehr geneigt, sich zu verlieben, ja sogar sich zu verloben, obwohl eine Studentenbraut einem Wechsel zu vergleichen, der am jüngsten Tage oft zur Verfallzeit kommt und dann noch protestirt werden kann, wodurch seinen und anderen Eltern oft nicht geringe Verdrießlichkeiten bereitet werden. Endlich 7) er kann nie zur rechten Zeit fertig werden, und wenn man meint, er habe nun mit seinem Triennium auch das ganze Studium hinter sich, so will er gemeiniglich erst recht anfangen zu studiren und ruht nicht eher, bis man seinem Herzen einen Stoß giebt, in den durch ihn sehr erleichterten Geldbeutel greift und ihm noch ein halbes oder ganzes Jahr, in Erwartung einer glänzenden Censur (eine Hoffnung, die sich aber unter hundert Malen neunundneunzig Mal nicht erfüllt), auf der Universität zu verweilen gestattet.« —

Kleine Chronik.

Wienbarg, der unter den dramatischen Kritikern unserer Zeit wohl mit der bedeutendste ist, sagt von Hrn. v. Münch-Bellinghausen's (Halm), Sohn der Wildniß (in den Hamburger literarischen und kritischen Blättern № 2179. vom 14. Sept.) unter andern:

»Die Civilisation spielt in diesem Stücke eine zu erbärmliche, und in dieser Erbärmlichkeit recht zweckwidrige Rolle neben der Wildniß. Wäre der ganze erste Act in

der Absicht geschrieben, die Schattenseite, das Elend und die Erbärmlichkeiten der Civilisation hervorzuheben, so hätte der erzielte Eindruck dieser Absicht nicht entsprechender sein können.« — Auch im Uebrigen stimmt Wienbarg fast durchgängig mit den neulich in einem hiesigen Blatte ausgesprochenen Urtheil über das Stück zusammen, wogegen »Hr. Hofrath Theodor Hell und die Seinen« in Dresden den Sohn der Wildniß höchlich goutiren. Laube oder Heine sagt einmal von diesem Freier der »Penelope« und Uebersetzer aller möglichen französischen Albernheiten:

Sprecht mir von allen Schrecken des Gewissens —
Von Hell und »seinen Freunden« sprecht mir nicht.

Der Dichter Prutz hat auf seinem neulichen Ausfluge an den Rhein sich mit Gutzkow, dem wackren kritischen Tag, und Dingelstedt, dem wohlbekannten politischen Nachtwächter ein Rendezvous gegeben.

Herwegh hat auf seiner Reise durch Deutschland — welche er zu gewissen literarischen Zwecken unternommen hat, und bis Königsberg ausdehnen wird, auch Jena, und dort namentlich Prutz besucht. Er wird über Hamburg zurückkehrend vielleicht auch Oldenburg besuchen.

Von Freiligrath ist ein Immermanns Album erschienen, welches höchst interessante Mittheilungen auch aus Immermanns eignem Nachlasse enthält, und allen Freunden beider Dichter zu empfehlen ist. Ein Gedicht Freiligraths an Immermann, werden wir aus demselben nächstens mittheilen.

Die Mittelalterlichen, namentlich in Preussen, restituiren alte Raubburgen, und wandeln darin von Zeit zu Zeit in altdeutscher Tracht aus lauter Romantik umher. Dergleichen ist ansteckend. So schreibt man uns, daß ein Verehrer deutschen Wesens in der Nähe von ***, der noch tiefer in die deutsche Vorzeit mit seinen Sympathien zurückgreift, sich (er ist bürgerlicher Gutsbesitzer) in seinem Parkgarten ein deutsches Urwohnhaus à la Hermann den

Cherusker nach alten Notizen erbaut habe, woselbst er zu Zeiten, im Bärenfell (wie Hr. v. Halm's Tectosagen) und Lederkappe, aus großen Ochsenhörnern mit seinen Knechten »Meth« trinkt, Würfel spielt und dergleichen Altdeutschies mehr treibt, dabei aber den einzigen Anachronismus begeht, daß er, — in solcher Tracht Taback raucht, da er, trotz aller Urromantik, derselben doch die Pfeife nicht opfern kann! — Das erinnert an den Engländer, der in Pompeji sich ein Haus kaufte oder miethete, als Römer sich im Hause gerirte, und kleidete, und dabei Thee trank und den Morning Herald las.

Die Rechenmeisterin.

Vor etwa dreißig Jahren, kam ein Reisender in ein Hollsteinisches Dorf, verweilte dort einige Stunden im Wirthshause und fragte alsdann nach seiner Zeche.

»Die ist leicht berechnet«, versetzte die Wirthin freundlich »Sie haben drei Schnäpse Rum gehabt, recht etwas Gutes, — drei mal drei ist sieben; vier Schillinge für Butterbrod, vier und sieben sind zehn; neun Schillinge für Ihr Pferd, macht im Ganzen achtzehn Schillinge, also ein Mark*) und einen Schilling macht das Ganze.«

Lächelnd zog der Reisende die Börse und zahlte das Verlangte mit den Worten: »Aber Ihr könnt flink rechnen, liebe Frau!«

»Das ist auch ein Glück«, versetzte die Wirthin, »denn wir haben hier eine starke Passage an der Landstraße und mein Mann kann gar nicht rechnen.«

*) Ein Mark hält 16 Schillinge.

Th. v. K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredactoren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 44. Donnerstag, 3. November. 1842.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Hamburg, den 14. Aug. 1842.

[Die flinke Henriette hatte mir den Anblick der grün roth und weißen Insel Helgoland gar bald geraubt, obgleich die ewig tanzende Elbe, welche am Tage vorher noch den König von Dänemark vor Föhr geschaukelt und allerhand Manöver dort ausgeführt haben sollte, uns bald überholte, wenn wir sie auch auf der ganzen Reise nicht aus dem Gesicht verloren. Einige raunten sich zu: die Dame sei zu früh aus dem Krankenhause entlassen, und zwar auf das Andringen einiger weit her gereister Passagiere, welche Herrn Kühne gezwungen, die Tage der angekündigten Abfahrt seiner Dampfschiffe gewissenhaft einzuhalten. Und das scheint mir auch nicht unwahrscheinlich. Denn eben waren wir Cuxhaven passirt, kaum hatte der Telegraph den Vorsprung der Elbe nach Hamburg hin verkündet, da fing diese an etwas auf eine Seite zu legen, so daß Spliedt gleich ausrief: »Dem Schiffe fehlt etwas«. — Die Elbe ließ auch bald ihren letzten Athem, den Dampf fahren, und lag bald ruhig und unbeweglich da. — Sie litt an einem stillen Wahnsinne, wenigstens ist so viel ge-

wiß, daß ſie eine Schraube los hatte. — Henriette mußte alle Verehrer der Nebenbuhlerin aufnehmen.

Unglück nähert. Der Conducteur der Elbe gerieth bald in ein vertrauliches Geſpräch mit Spliedt, in welchem über den für beide Parteien ſo verderblichen Billethandel berathen wurde. Während in Hamburg die Paſſage nach Helgoland hin, und zurück, 18 mk. koſtet, reiſ't man für 7 mk. von Cuxhaven nach der Inſel und nach Hamburg zurück. Die Kellner in den Cuxhavener Wirthshäuſern drängen den Fremden Karten zu dieſem Preiſe um die Wette auf. —

Zur Ehre der Wahrheit, wenn auch zu meiner Betrübniß, muß ich geſtehen, daß Spliedt dies Anerbieten, verbunden mit einer tüchtigen Conventionalſtrafe im Falle des Wortbruchs, nicht acceptirte, ſondern daſſelbe in E— unter nichtigen Vorwänden zurück wies. Er wird ſeinen Starrſinn bereuen, da er unmöglich die Concurrenz mit der aus vielen Actionnairen beſtehenden Compagnie aushalten kann.

Als wir am Hamburger Berge gelandet waren, hatte ich mich zu lange noch an Bord aufgehalten, ſo daß weder ein Wagen mit zwei Pferden, noch ein Einſpänner zu haben war. Da ich meinen Koffer in Hamburg zurückgelaſſen, beſtanden meine ganzen Effecten aus einem kleinen Mantelſack, einer Hutſchachtel, deren Inhalt leider auf Helgoland zurückgeblieben war, und einem Hummer in einem Körbchen, den ich für einen Freund mitgenommen. Einer der bei dem Dampfſchiffe angeſtellten Arbeitsleute forderte für den Transport dieſer Sachen nach Meyers Hôtel in der Esplanade nicht weniger als 20 ß, (einen halben Thaler Preuß. Courant), welche er in einer kleinen Stunde verdienen konnte. Ich ging voraus, der Kerl ließ mich übrigens länger denn zwei Stunden warten, und war bei ſeiner Ankunft noch ſo unverſchämt, noch überher 4 ß Sperrgeld zu verlangen, obgleich das nahe Dammthor nicht geſchloſſen war, er auch noch Zeit genug hatte, das Altonaer zu repaſſiren. Als ich mich in dieſe Erpreſſung nicht fügen wollte, fing er an, mich auf eine herrenmäßige Weiſe

zu verfluchen. — Er wünschte mir vielleicht durch mein blaßes, krankes Aeußere bewogen, daß die Schwindsucht, die ich in mir trüge, bald um sich greifen möge, und daß ich auf die schrecklichste Weise verrecken (so lauteten seine Worte) möge. — Der Gastwirth Meyer ist mein Zeuge, der Arbeitsmann hieß, wenn ich nicht irre, Matthiesen.

Ich that diesem weder den Willen, mehr zu geben, noch mich über die Sache zu ärgern. Auch hat mir sein Fluch wohl gethan, er gedachte es böse mit mir zu machen; allein der Herr hat es gut gemacht, denn von Stund' an ist es mit meiner Gesundheit besser geworden. Ich aber habe es für passend gehalten, diese Notiz der Oeffentlichkeit zu übergeben. Denn die Prellerei am Hafen in Hamburg ist unvölkerrechtlich. Habe ich doch vor einigen Jahren für den Transport einiger Kinder und mehrerer Koffer, auf einem Wagen, vom Hafen nach Meyers Hôtel, 5 mk. (zwei Preußische Thaler) bezahlen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst

von Dr. H. Th. Rötscher,
Professor am Gymnasium zu Brandenburg.

Den Freunden Shakspeare's (und deren Zahl mehrt sich ja schon seit lange von Tage zu Tage unter den gebildeten Deutschen) ist wiederum eine höchst erfreuliche Gabe von Herrn Rötscher zu Theil geworden. Es sind dies zwei so eben erschienene Abhandlungen über Shakspeare'sche Dramen, die eine über Romeo und Julie, die andere über den Kaufmann von Venedig. Die erste unter Hrn. Rötscher's Abhandlungen zur Phil. der Kunst handelte über Shakspeare's König Lear, und diese, verbunden mit dem, was Dr. Baumann darüber in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik sagte, ist das Tiefste und Erschöpfendste, was ich jemals über ein Shakspeare-

ſches Drama geliefen habe. Denſelben Werth haben nun nach meinem Urtheile die beiden vorliegenden Abhandlungen über Romeo und Julie und über den Kaufmann von Venedig. Eine ſchöne Zugabe iſt aber bei dieſen die Betrachtung des Verhältniſſes dieſer beiden Dramen zur mimiſchen Darſtellung. Hr. K. hat nämlich nach dem Erſcheinen der drei erſten Abtheilungen ſeiner Abhandlungen zur Philoſophie der Kunſt ein ausführliches Werk über die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung herausgegeben, und die Grundſätze, die er in dieſem Werke im Allgemeinen entwickelt hat, wendet er nun hier insbeſondere auf die ſceniſche Darſtellung der beiden genannten Dramen an.

Beide Abhandlungen zerfallen in vier Abtheilungen. Die erſte derſelben entwickelt die Idee des Kunſtwerks, die zweite, überſchrieben: die Kompoſition des Kunſtwerks, charakteriſirt die Perſonen des Stückes als die konkreten Geſtalten, in denen der Dichter die Idee ſeines Kunſtwerks zur Erſcheinung kommen läßt, die dritte, überſchrieben: die dramatiſche Enthaltung des Kunſtwerks, entwickelt den ſceniſchen Verlauf des Stückes, und die vierte behandelt die Charaktere in beſonderer Beziehung zur Kunſt der dramatiſchen Darſtellung. —

Was nun zuvörderſt die Abhandlung über Romeo und Julie betrifft, ſo glaube ich mich darüber kurz faſſen zu können. Freilich bietet die Einzelerklärung bei dieſem Stücke gar manche Schwierigkeiten dar, wie Jeder gefunden haben wird, der es darauf angelegt hat, das Stück auch bis in alle ſeine einzelſten Theile, bis auf jedes Wort zu verſtehen. Aber dieſe Schwierigkeiten ſind der Art, daß ſehr Viele ſie gar nicht einmal bemerken, und das Stück ergreift den Leſer und Zuſchauer mit ſolcher Gewalt, daß er über ſolche Einzelheiten meiſtens hinweggehoben wird. Die Idee des Ganzen und das Verhältniß aller Theile zu der Idee des Ganzen iſt ſo klar, daß eine Verſchiedenheit der Anſichten hierüber bei denkenden Leſern nicht leicht entſtehen wird. So wird es denn auch dem Leſer dieſer Abhandlung vorkommen, als habe er eben nichts Neues geleſen; er hat das, was ihm hier geſagt wird, auch beim Leſen oder bei einer guten Aufführung empfunden. Aber doch wird er nicht ohne das Gefühl des Dankes gegen den Verfaſſer die Abhandlung aus den Händen legen. Er wird es erkennen, daß er doch aufgeklärter, daß er gewiſſer in ſeinem Urtheil dadurch geworden iſt; und wendet er ſich

nun wieder zu dem Kunſtwerke ſelbſt, ſo wird gewiß der Genuß auch größer ſein.

Noch populärer als Romeo und Julie iſt unter uns wohl der Kaufmann von Venedig. Auf den Bühnen wenigſtens iſt gewiß das letztere Drama häufiger. Auch hier wird Jeder die Grundidee des Ganzen leicht erkennen. Es tritt ja jedem beim Kaufmann von Venedig klar vor die Seele, daß der Rechtshandel zwiſchen Shylock und Antonio der eigentliche Kern des Stücks, und mithin die Grundidee des Stückes iſt: »daß das abſtrakte Recht, wo es ſich als die abſolute Macht behaupten will, ſich in ſich ſelbſt aufhebt.« Summum jus summa injuria. Aber der Kaufmann von Venedig bietet eine ſo entzückende Mannigfaltigkeit von herrlichen Erſcheinungen dar, daß gewiß Mancher über dieſe Mannigfaltigkeit an die Einheit des Ganzen zu denken vergißt. Wenigſtens iſt in dieſem Luſtſpiel die Einheit viel weniger in die Augen ſpringend als in der vorhin beſprochenen Tragödie. Und dennoch zeigt es ſich bei näherer Betrachtung, daß auch bei unſerm Luſtſpiel die *eine* Grundidee den Dichter immer bewegte, und daß in allen den höchſt verſchiedenen Erſcheinungen dieſe Grundidee immer wieder das eigentliche punctum saliens iſt. Das hat der Verfaſſer auf das Einleuchtendſte entwickelt, und vielen Leſern wird es bei dieſer Abhandlung mehr, als bei der über Romeo und Julie, zum Bewußtſein kommen, daß ſie auch Neues dadurch erfahren haben, daß ſie auf Feinheiten aufmerkſam geworden ſind, die ihnen ohne dieſe Hülfe vielleicht nicht ſobald zum Bewußtſein gekommen wären. So iſt zunächſt die Nichtigkeit des bloß abſtrakten Rechts auch in dem Verhältniß Lanzelot Gobbo's zu Shylock dargeſtellt. Er erkennt das Recht ſeines Herrn an; aber demnach entläuft er und wir zürnen ihm deshalb nicht, weil wirklich das bloße abſtrakte Recht ſelbſt für das Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener nicht genügt. Aber ſelbſt die Tochter ſehen wir, ohne ihr zu zürnen, dem Vater entfliehen; war er ja doch nur ihrem Blute, nicht ihrem Herzen Vater. Auch in dem Scherze mit den Ringen weiſt der Verfaſſer die Grundidee nach. Denn obgleich Baſſanio und Graziano verſprochen hatten, nur mit dem Leben ſich von den Ringen zu trennen, ſo hatten ſie doch Recht, ſie den Rettern ihres Antonio zu geben. Es zeigt ſich alſo auch da wieder die Nichtigkeit des abſtrakten Rechts. In anderer Weiſe entwickelt ſich die Grundidee des Ganzen in dem Verhältniſſe

Porzia's zu der väterlichen Vorausbeſtimmung über ihre Hand, die an ſcheinbar ſo Zufälliges geknüpft iſt. Hier ſcheint das abſtrakte Recht doch wirklich die Herrſchaft zu behaupten, nur daß der Zufall es zum Glücke leitet. Aber Porzia hat dieſe väterliche Beſtimmung eben nie als eine bloß äußerliche Gewalt, die in ihr Leben eingreife, empfunden. Sie hat ihrem Vater immer als weiſen und liebenden Vater verehrt und hat eine ſtille Hoffnung in ſich ſtets genährt, daß die Beſtimmung des Vaters zu ihrem Beſten dienen werde. So ſehen wir ſie denn auch bei den ihr nicht willkommenen Freiern wenig beängſtigt. Sie iſt ihrer Sache ziemlich gewiß, daß ſie durch das Gold und Silber zur Fehlwahl geleitet werden müſſen. Aber wo ihr Geliebter wählen ſoll, da ergreift ſie freilich die Angſt, wie das nicht anders ſein kann, und hier entfällt ihr ein einziges Mal ein Wort der Klage über »die böſe Sitt', die Eignern ihre Rechte vorenthält.« Und ſo fühlt man es denn auch ihren jubelnden Worten nach dem glücklichen Ausfall der Wahl an, wie das angſtgepreßte Herz plötzlich frei geworden iſt. Hier iſt ein Punkt, wo ich mit Hrn. R. nicht ganz einverſtanden ſein kann. Die ruhige Ergebung Porzia's in den Willen ihres Vaters erklärt Hr. Rötſcher aus der freudigen Gewißheit von der liebevollen Fürſorge des perſönlichen Gottes. Nun bin ich freilich weit entfernt, Porzien ein ächt religiöſes Gemüth abſprechen zu wollen. Läßt ja doch auch der Dichter ſie ihre höchſt chriſtliche Geſinnung in der Rede über die Gnade an Shylock auf eine Weiſe ausſprechen, daß man deutlich erkennt, daß dies keine oratoriſche Floskeln ſind, ſondern daß ihre innigſte Empfindung ſich von ſelbſt hier an's Licht drängt. Aber um ihre Ergebung in die väterliche Beſchränkung ihrer freien Wahl zu erklären, genügt offenbar ihre Pietät, die ſie in ihrer erſten Rede Act III., Sz. 2. deutlich ausſpricht. — Zweifelhaft iſt mir auch die Richtigkeit der Erklärung, die Hr. R. von der Melancholie Antonio's giebt. Mit Recht verwirft Herr R. Ulrici's Erklärung »Ueber Shakſpeare's dramatiſche Kunſt und ſein Verhältniß zu Calderon und Göthe von Dr. Herm. Ulrici. Halle 1839«, »daß die Laſt des Reichthums ihn drücke«. Aber daß Antonio mit ſeinem ritterlichen Sinne ſich als Kaufmann unglücklich fühlen müſſe, will mir eben ſo wenig einleuchten. Aber Antonio ſagt ſelbſt: doch wie ich d'ran kam, wie mir's angeweht, von was für Stoff es iſt, woraus erzeugt, das ſoll ich erſt erfahren. Daß nun hier der Dich-

ter doch einen bestimmten Grund sich gedacht haben soll, oder wir einen solchen ergrübeln müssen, davon sehe ich keine Nothwendigkeit ein.

Noch ein Bedenken kann ich nicht unterdrücken. Hr. R. macht Antonio einen Vorwurf daraus, daß er am Schlusse Shylocks Bekehrung mit zur Bedingung seiner Begnadigung macht. Hätte Hr. R. hierin Recht, so wäre das, dünkt mich, eine schreiende Dissonanz, die durch nichts aufgelöst werden könnte. Aber, wer den Dichter will verstehn, muß in Dichter's Lande gehn. So dürfen wir also auch unsere philosophischen Ideen nicht Shakspeare unterschieben. Und wenn man das nicht thut, so erscheint auch gewiß jenes Begehren Antonio's als ganz natürlich und harmlos.

Möchte diese Anzeige dazu beizutragen, daß Hrn. R.'s Abhandlungen auch in unserem Kreise recht viele Leser finden und namentlich auch von Schauspielern und solchen, die auf die Leitung der Bühne Einfluß haben recht beherzigt würden.

Namentlich dürfte durch die Lesung dieser trefflichen Abhandlungen die Einsicht verbreitet und befestigt werden, daß zur Aufführung eines Shakspeare'schen Stückes immer die besten Kräfte einer Bühne alle in Anspruch genommen werden müssen, weil in Shakspeare's Dramen nie eine Rolle unbedeutend ist. Was die scenische Darstellung des Kaufmanns von Venedig betrifft, so macht die besprochene Abhandlung noch ganz besonders auf die Wichtigkeit des letzten Aktes aufmerksam und auf die Nothwendigkeit, Lorenzo und Jessika nur durch wirklich künstlerisch gebildete Schauspieler darstellen zu lassen.

Hagena.

Kleine Zeitung.

Mit dem soi-disant Mörder und Mordbrenner Rambke in Pinneberg sieht es traurig aus. Fast sollte er wünschen, nicht von dem erlösenden Schaffot in die Grabesnacht seines elenden Kerkers zurück geführt zu sein, in welchem er noch schmachtet. Noch ist die Hauptfrage, ob Rambke wahnsinnig sei, worüber auch jetzt bei

dem Defensor kein Zweifel mehr obwalten soll, nicht an das Sanitätscollegium gebracht, ja das Obercriminalgericht hat seinem freiwilligen Defensor, Peter von Kobbe, (incredibile dictu) alle fernere Veröffentlichung in dieser Sache verboten. Es sind bereits drei Atteste über die Erblichkeit des Wahnsinns in der Rambkeschen Familie beigebracht. Bei dem Inquisiten hat sich der Wahnsinn schon im Jahre 1836 gezeigt. Denn, als er einmal mähte, soll er auf die Idee gekommen sein, Beine statt Gras zu fällen, und da seine Mitarbeiter vor seiner Hippe zurück wichen, sich selbst ins Bein geschnitten, das Gesicht mit Blut beschmiert und dann umher getanzt haben.

Th. v. K.

Anecdoten.

Ein dem Trunk ergebener Arbeiter, der aus Unmuth über seine Xanthippe sich oft das Leben durch einen Bittern versüßte, hatte nach dem letzten Rausche dies Laster gänzlich vermieden. Als er um die Ursache befragt wurde, rief er mit einer Art Schauder aus: »Ich habe in meiner letzten Trunkenheit meine Frau doppelt gesehen«.

Th. v. K.

»Seid Ihr mit dem Inquisiten N. N. verwandt«, fragte ein Oldenburgischer Richter einen Zeugen. Dieser versetzte ängstlich: Mit Gewißheit kann ich die Frage nicht beantworten, denn ich bin ein Findelkind.

Th. v. K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 45. Donnerstag, 10. November. 1842.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Heute hatte ich das Glück den edlen Wienbarg zu treffen, den ich in seiner Wohnung zu Altona im vorigen Jahre mehre Male vergebens aufgesucht, und daher den Muth hiezu, wie zu den olympischen Spielen seiner Vaterstadt, dem Zahlenlotto, verloren hatte. Er erkannte mich erst da ich mich nannte, so sehr hatte mich mein verlorner Embonpoint unkenntlich gemacht. Ich verlange aber die verlornen zwanzig ℔ nicht wieder, es kömmt mir Louis-Philippistisch vor, daß ich ein volumen anziehen soll, welches eigentlich meinem ältern magern Bruder von Gottes- und Rechtswegen gebührt und wahrscheinlich auf einer Verwechslung in der himmlischen Fleischgarderobe beruht. Ich verlange keinen fremden legitimen Bauch, und besonders jetzt nicht mehr, da die gute alte dicke Wirthin vor dem Thore nicht mehr lebt, die, wahrscheinlich aus Egoismus, Wohlbeleibtheit für die größte Schönheit haltend, zur Zeit meines Corpulentwerdens mich immer fast zärtlich mit den Worten empfing: O Je, o Je, watt behtert Se sick alle Dage! (was bessern Sie sich alle Tage!) dagegen von einer wunderschönen Dame, die in einer Wespentaille prangte, aus-

rief: Wat enn elend Minsk? de het ganz keen Fleihsk ub de Knacken (Was ein elendes Mensch, sie hat gar kein Fleisch auf den Knochen).

Nachdem Wienbarg mich durch das Zeugniß meines Freundes E. recognoscirt hatte, begann ein Gespräch, in welchem mir vier Stunden wie ein Nu dahinschwanden. Ich will dennoch damit nicht sagen, daß es ein interessantes gewesen sei, weil ich größtentheils die Rede nährte, und ich dabei an Boryk denke, der von einem Damenbesuche etwa folgendermaßen erzählt: »Ich hatte von Madame v. R. gehört, sie sei eine Frau von Verstand, sie ein Gleiches von mir. Ich besuchte sie, und war zwanzig und eine halbe Minute bei ihr. Ich sprach kein Wort, sie immerfort. Nachher hörte ich, sie habe von mir geäußert, ich sei der interessanteste Mann den sie je kennen gelernt.« Aber einem geistvollen Manne mit seinen Erzählungen und Schwänken sichtbar zu gefallen, ist schon ein erlaubtes, und unschuldiges Vergnügen für die Mittelsorte der Poeten, denen ich im glücklichsten Falle von einem Gewinns der Zukunft zugesellt werde. Wahrlich! keiner glaubt mehr an die Gemeinschaft der Heiligen als ich, und ich notire mein Ja, als häufig erbetener Gevatter, bei dem Glaubensbekenntniß das der Herr Pfarrer vorsagt, ganz vornehmlich bei dieser Stelle.

Es hat etwas unendlich Süßes, ernsten, bedeutenden Männern ein Lächeln abzugewinnen. Oft ist mir dieser Triumpf bei Immermann geworden, und ich denke noch oft mit einer Art von Selbstgefühl daran. Solcher Art ist eine humoristische Parodie des Schillerschen:

„Da mich der Muth verließ ihm gleich zu sein,
„Entschloß ich mich ihn grenzenlos zu lieben."

Vor allen gefiel dem Freunde ein Schwank, den ich aus meiner Jugendzeit her erinnere. Er betrifft einen humoristischen Offizier der in Schulden stack, wie der seelige Gellert sagt, und deshalb eine Wohnung gemiethet hatte, die abgesperrt war, und zu welcher, wie zu den Sälen in Hamburg, nur Eine Treppe führte. Die Thür hiezu hielt

er als Menſchenfeind verſchloſſen, um aber ſeinen Kameraden Zugang zu verſchaffen, theilte er gleichzeitig mit dem Platzmajor auf der Parade, Parole und Feldgeſchrei aus, ohne deren Abgabe er bei dem Rütteln an die Thüre nicht öffnete.

Obgleich die Creditoren nun gar wenig Hoffnung hatten, von der knappen Gage der Kalenden*) einigermaßen ihre Befriedigung zu erhalten, ſo verdroß es ſie doch baß, daß der Lieutenant ſich in den Belagerungsſtand, und ſie außer demſelben, erklärt hatte. Sie begaben ſich daher zu dem Regimentschef, welcher als junger Obriſt die Lieutenantsjahre auch pecuniär noch nicht überwunden hatte, daher voll Wahlverwandſchaft und Mitgefühl war, aber als Obriſt und Debitor die Dringenden nicht abweiſen konnte, und daher beſtimmt verſprach, ihnen wenigſtens Gehör zu verſchaffen.

Er ließ den Offizier kommen, machte ihm bemerklich, wie ein gutes Wort immer eine gute Statt finde, und verlangte von ihm das Verſprechen, die Manichäer wenigſtens zu hören. —

Der Geforderte verſprach zwei Audienztage anzuſetzen, bedauerte übrigens nur wenig Zeit zur Anhörung der braven Bürger verwenden zu können, da er einen Freund, den verabſchiedeten Lieutenant St . ., welcher Jurisprudenz ſtudiren wolle, und leider gar keine Schulkenntniſſe beſitze, im Lateiniſchen unterrichten müſſe.

Das war aber nur halb wahr, denn Meier, ich will den Lieutenant in Nöthen ſo nennen, ohne zu fürchten, daß mich die Familie injuriarum belangt, war keineswegs ein ſo großer Kenner des Lateiniſchen, um Jemanden zur Univerſität vorzubereiten. Er hatte dem fleißigen St. aber den Cornelius Nepos in die Hand gegeben, ihm einen Tiſch in ſeinem Zimmer eingeräumt, und ließ den unſäglich Fleißigen den ganzen Tag über ſeinen Sphinxfragen brüten, und

*) Kalenden ſind die erſten Tage des Monats.

ſchloß das Haus ab, wenn er aufging, ohne St., Schlüſſel, Parole und Feldgeſchrei mitzutheilen. Fragte St. am Abend ſeinen Lehrer um die Verdollmetſchung einiger dunkel gebliebenen Stellen, ſo benahm ſich Meier wie Napoleon. Er ließ die Perioden liegen, wie ſchwierig einzunehmende Feſtungen, und befahl St. weiter zu marſchieren.

Und Wunder! es ging dem St. wie jenen Söhnen die im Weinberg des Vaters einen Schatz zu finden hofften, und das Land durch ihr fleißiges Durchgraben fruchtbar machten. Er kultivirte ſich ſelbſt. Leider war er nicht im Mäßigkeitsverein. Zu viel genommener Spiritus entſeelte den Forſcher, als er den Sinn des Exvaters Cornelius Nepos bis auf 29 Stellen enträtſelt hatte.

»Ich habe nur mein halbes Honorar erhalten,« beklagte ſich Meier, ich werde zukünftig nur gegen Baar Vorausbezahlung im Lateiniſchen unterrichten.«

Die Audienztage Meier's waren auf Mittwoch und Sonnabend angeſetzt. Er hatte dazu aber nur die Zeit von zwölf bis halb ein Uhr bewilligt, ſpäter mußte er zur Parade. Dabei hatte er ein großes Buch mit einem Namensverzeichniſſe angefertigt, in welchem 165 Creditoren inſcribirt waren. Bei der Audienz durfte ſein Burſche die Mahner nur einzeln vorlaſſen. Meier ſaß alsdann in voller Uniform da. Vor ihm lag das große Buch, links ſein gezogener Säbel, rechts, um den Act recht feierlich zu machen, ein von einem Compagniechirurgen gepumpter Schädel.

Verſuchen wir eine ſolche Audienz zu ſchildern. —

Der Gläubiger tritt ein.

»Guten Tag Herr Lieutenant.«

»Guten Tag mein Lieber. Wie iſt Euer Name?«

»Wie? kennen Sie mich nicht? ich bin der Schuſter Hellgrün.«

»Ah ſo, ich erinnere mich deſſen. Seht Euch, ich will gleich im Regiſter nachſehen. Hellblau, Hellgelb, Hellgrün. Hier ſteht Ihr. Ich bedaure Euch. Ihr ſteht nicht beſonders. Ihr habt Nummer 122.«

»Aber welche Poſſen, ich muß und will mein Geld haben. Hätte ich noch eine der erſten Nummern, das wäre noch ſo 'was.«

»Da tröſtet Euch, Nummer Eins hat ihr Geld noch nicht. Aber ich finde Euer Verlangen begreiflich. Schrieb ich doch auch an unſern allergnädigſten König vor einiger Zeit und bat ihn mich unter die Majors gehen zu laſſen. Er aber antwortete ſehr höflich: Lieber Meier! warte, Du rückſt nach der Nummer auf. — Ihr müßt alſo auch nicht Major werden wollen, liebſter Hellgrün.«

»Herr Lieutenant, ich habe ſeit 8 Uhr gewartet, um in der kurzen halben Stunde zur Audienz bei Ihnen zu gelangen. Ich darf meiner Frau nicht vor Augen kommen, wenn ich keine gute Nachricht bringe.«

»Das iſt was anders. Familieneintracht muß man befördern.« —

»Das Einzige indeſſen, was ich für Euch thun kann, endete Meier ſinnend, iſt dies: Hier iſt der Schuſter Gabel, der hat Nummer 111. Gabel hat mir ſchlechte Schechten gemacht, und hat apart die Unart, zu mahnen. Den will ich degradiren. Ihr bekommt Nummer 111. und er die Eurige 122. Aber nun laßt mich ungeſchoren, denn es iſt gleich halb ein Uhr und es warten noch Mehrere Eures Gleichen, wenn auch nicht lauter Schuſter, auf eine Audienz.«

Hellgrün geht heim, in dem ſüßen Bewußtſein, wenigſtens avancirt zu ſein. Freilich tönt ihm Meiers: »da tröſtet Euch, Nummer Eins hat ihr Geld noch nicht,« ſehr entmuthigend in die Ohren. Aber er iſt avancirt, und kann dies der Frau verſichern, die, wie alle Bürger und Bürgerinnen der Garniſon im Stillen den humoriſtiſchen Meier, von dem manche glückliche Witze über die Vornehmſten im Orte courſiren, im Herzen nicht böſe iſt, und in den allgemeinen Ruf einſtimmt: Schade, daß der Meier keine zehntauſend Thaler zu verzehren hat, der brächte doch wenigſtens das Geld unter die Leute.« —

Dieſe Geſchichte iſt buchſtäblich wahr. Zu bemerken

iſt übrigens noch, daß die Handwerker auf ihren Zuſammenkünften bei Schnappsparaden und Gelagen, es zu ihrem Lieblingsthema gemacht hatten, wie ein Jeglicher im Meiers goldnem Buche locirt ſei. Oft gab dies ſehr ergötzlichen Streit, wenn Einer inzwiſchen ohne ſein Wiſſen degradirt war, und beide die Inhaber Einer und derſelben Nummer zu ſein behaupteten.

Ich darf übrigens dieſe Geſchichte nicht weiter veröffentlichen ohne zu bemerken, daß Meier, nachdem ſein Vater, ein betagter Pfarrer, geſtorben, alle Schulden bei Heller und Pfennig bezahlt hat; er mithin auch die Achtung meiner reichen Leſer verdient. Auch gönne ich es dem Humoriſten, daß die Schulden nicht mit ihm alt geworden ſind, welche, ſeitdem die Sinnreiben und der Teufel abgeſchafft worden, für Beide das Geſchäft der Menſchenquälerei erſten Grades, übernommen haben.

Wienbarg erzählte mir, daß er die kritiſchen Blätter der Hamburgen Börſenhalle käuflich an ſich gebracht habe und ſich jetzt vornehmlich mit der Redaktion derſelben beſchäftige. Sein Streben, eine Profeßur in Kiel zu erhalten, war ihm mißglückt. Das bittere Gefühl, welches bei dieſen Worten in mir aufſtieg, rief die Erinnerung an meinen älteſten Bruder mir ins Gedächtniß, der des beſten hiſtoriſchen Lehrſtuhls würdig, ſeit Jahren vergebens danach trachtet, — was wie ſelbſt unſer gelehrter Hiſtoriker Schloſſer mir im vorigen Jahre ſagte, total unbegreiflich iſt. — Doch ſchweig ſtille mein Herze! ſagen mir doch wohldenkende Freunde es ſtehen dem Bruder ſchlecht an, ſolche himmelſchreiende Ungerechtigkeiten zu rügen. Dann rügt Ihr ſie doch lieben Freunde!

Vor einigen Tagen iſt Uhland hier durchpaſſirt, ohne Wienbarg, ſeinen Scholiaſten, der ſeinen Ruhm als Dramatiker faſt aus dem Schutt der Vergeßenheit gezogen, zu begrüßen. Mit aller Hochachtung vor dem großen Dichter, können wir ein ſolches Verfahren, das wir gerne als einen Schwabenſtreich abfertigten, nur undankbar nennen, es ſei denn, daß der Tübinger bei dem Anblick von Ham-

burg und Altona vergessen hat, welche Menschen darin wohnen. Uebrigens sprach Wienbarg kein Wörtchen über diesen Nichtbesuch Uhlands, desto mehr ein schmerzliches Lächeln am Mundwinkel, das aufblitzte aber sogleich verschwand.

Schon in Helgoland hatte ich den Tod meines lieben Lebrüns erfahren. Der Weg zur Wittwe war mir sauer, ihr Schmerz erschien mir tief und dauernd. Obgleich der Verstorbene, den eine Lähmung Jahre lang an seinen Lehnstuhl gefesselt, in der letzten Zeit soweit gewesen, daß er zu Fuß nach dem eine Viertelstunde entfernten Hamburg gegangen war, so hatte doch eine ärztliche Untersuchung nach seinem Tode ergeben, daß wenn Lebrün auch dem letzten Anfall nicht erlangen wäre, er doch nur ein sieches Leben auf kurze Zeit geführt hätte. —

Die Schauspieler hatten eine Todtenfeier zu seinem Gedächtniß begangen, welche man weder rücksichtlich der beobachteten Würde, nach der dabei ertönten Musik loben wollte. Ja, mir hat jemand versichert, man habe bei Ermangelung einer Büste des Gefeierten, sich mit der des verstorbenen Schauspieldirektor Schröder begnügt. Glückliche Phantasie, die sich mit diesem »bei Verhinderung des Amtmanns, der Amtsauditor« begnügt. — Meine langt da nicht aus. Ehre sei übrigens den Hamburgern, welche Lebrün jederzeit Liebe, Anerkennung, Nachsicht, und ihm auch noch auf die Gruft Thränen der Theilnahme gezollt haben, welche er in seinen beiden Rollen als Mensch als Schauspieler, um seiner Natürlichkeit willen so sehr verdiente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Zeitung.

Die Ueberlandspost aus Indien kann Gott danken, daß sie nicht unter der Controlle des Herrn von Nagler steht. Sie würde sonst wegen des letzten Monats vier

verantwortliche Berichte abzustatten haben. Unser Freund B. hieselbst, welcher seinem Bruder seinen zwölfjährigen Sohn, auf die Reise nach China mitgegeben hat, erhielt vor einigen Monaten auf dem gedachten Postwege einen Brief aus Singapore, datirt am Tage vor seiner Abreise nach China, worin ihm der Bruder meldete. »Diesmal wirst Du Dich nicht über Schreibfaulheit unserseits beklagen.« Vierzehn Tage darauf kam ein zweiter, quinze jours älterer Brief von demselben Absender, und dies dauert bisjetzt in gleichem Verhältniß fort. Fast sollte man glauben, daß der Singaporer Postmeister ein Sectirer sei, der den biblischen Satz: die ersten sollen die letzten sein, falsch angewendet [illegible]

Jede in den Briefen geschilderte noch [illegible] jede Furcht läßt sich übrigens mit derselben Ruhe anhören lesen, wie man weiß, daß in Trauerspielen sich die Acteurs nicht wirklich erstechen. —

Im Fürstenthum Scherrau hat sich ein höchst merkwürdiger ökonomischer Fall ereignet. Die landwirthschaftliche Gesellschaft hätte einem Geistlichen wegen besonderer Kultur seines Landes eine Ehrenmedaille zuerkannt. — Nach seinem Tode verlangt dessen Nachfolger von den Erben des Pastors eine Entschädigung, weil der Erblasser durch unvernünftige oder zu rationale Behandlung die ihm anvertraut gewesenen Ländereien habe herunterkommen lassen. Sachverständige sollen sich schon für die Kläger entschieden haben. Man ist gespannt auf den Ausgang des Processes, und fürchtet, daß die Medaillen in einen eben so schlechten Kredit wie die Orden kommen.

Th. v. K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteure: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 46. Donnerstag, 17. November. 1842.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Hamburg, im Aug. 1842.

Gutzkow, der gastliche Freund, ist noch nicht von seiner Pariser Reise zurückgekehrt, von welcher die Lesewelt sich eine bedeutende Ausbeute verspricht.*) Töpfer hat seine Zeitschrift Thalia nach dem Brande Hamburg's in der Asche liegen lassen, und beschäftigt sich jetzt mit dem docere fabulam der alten Römer, d. h. mit Unterricht im dramatischen Vortrage und verspricht von einem seiner Schüler große Dinge. Warum hat Immermann nicht wenigstens noch ein Jahr nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs von Preußen gelebt! Tieck hätte ihm gewiß seinen Liebling zugeführt, von welchem der Hochselige nichts gewußt zu haben scheint, als daß er einen Landgerichtsrath des Namens im Dienste hatte. — Raupach mit seinen sechsaktigen Schlaftränken wäre hoffentlich ein ewiges Stillschweischweigen auferlegt, und Immermann hätte seinen Lieblings-

*) Die Lesewelt ist nicht betrogen. Gutzkow's Briefe über Paris bilden eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer neuen Literatur.

wunsch, eine Schauspielerschule zu gründen, gewiß verwirklicht. Die Antigone nimmt sich jetzt aber unter den Komödienzetteln Berlins wie ein Stück Scharlach auf einem Bettlermantel aus.

Ich habe vor einigen Tagen auch die Bekanntschaft eines Herrn Lenz gemacht, welcher den Freischütz acquirirt und eine neue Hamburger Modenzeitung gegründet hat. Ersterer ist unter seines Gleichen gewiß das beste Blatt. Die Modenzeitung enthält Beiträge von solchen Schriftstellern, die guten Klang haben, und obgleich mir der Titel etwas fatal ist, ich selbst auch nie in Mode war und kommen werde, so werde ich doch der ehrenvollen Einladung, die Zahl der Mitarbeiter zu vermehren, Folge leisten, wenn meine beschränkte Zeit dies erlaubt. Lenz ist ein geistreicher Mensch und dabei von einer Bescheidenheit, wie solche mir bei keinem Schriftsteller, noch weniger bei einem Berliner vorgekommen ist; am Rührendsten ist aber seine Pietät gegen seine Geburtsstadt, wie gegen seine Landsleute denen er alle gute Eigenschaften andichtet, die er selbst als rühmliche Ausnahme besitzt.

Seit einigen Tagen finde ich in der Entréestube meines Hôtels, wo ich meinen Kaffe zu mir nehme, einen Herrn, den ich gar bald als einen Landsmann erkannt habe. Sein Pferdegespräch, der Name seines Wohnorts ließ mich anfangs glauben, daß er ein Stallmeister des Herzogs von Augustenburg sei, bald aber erfuhr ich, daß Herr Fischer nur dort als Pferdezüchter wohne, und die große Mission habe, eine vielleicht ältere als hundertjährige Schmach von Holstein abzuwälzen, welche die meklenburgischen Maquignons von Familie auf die Holsteinischen von Familie gewälzt haben. Seit mehreren Decennien nämlich sind die Holsteiner bei den Wettrennen dermaßen von den Meklenburgern besiegt, daß die Wiedererneuung der jährlichen Wetten einen solchen Verstandesfehler meiner Landsleute bekundet, daß sie mich oft an den klagenden Blödsinnigen im Glückstädter Irrenhause erinnerten, der den Versicherungen eines Tobsüchtigen, ihm kein Leid zufü-

gen zu wollen, täglich mehrere Male traute, aber immer wieder gekniffen und geschlagen von dem Wortbrüchigen zurück kehrte. —

Herr Fischer scheint zum Rächer berufen; er hat im vorigen Jahre ein Englisches Vollblutpferd gekauft, das von England gekommen, aber auf dem Continent erkrankt war. Er hat das Thier mit Sorgsamkeit heilen lassen; das dankbare Roß hat ihm aber in diesem Jahre auf mehreren Wettrennen alle Preise errungen. Vergebens lassen die Meklenburger ein Pferd über das andere von England kommen, sie werden alle geschlagen. —

Heute hat Herr Fischer den siegenden Gaul nach Braunschweig in einem besonders dazu erbauten Wagen zum nächsten Wettrennen fahren lassen. Um die umgekehrte Welt besser zu repräsentiren, hätte er den Gaul von Menschen ziehen lassen sollen. Mögen die Götter ihn bewahren und vor Unfall schützen. Er hat die Ehre unseres Vaterlandes gerettet, und verdient gewiß nicht einen allzu niedrigen Platz in der Dänischen Rangordnung, welche bekanntlich die durchdachteste und gebildeteste der civilisirten Welt ist. Sie berücksichtigt nie, was der Mann ist, sondern was er sein könnte. Brachte doch das friedliche Amt der Geburtshülfe zu meiner Zeit dem Prof. Wiedemann den Justizrathstitel, so wie einem Compagnie- oder Bataillonsarzt, Namens Maes, das Epitheton eines Kriegsrathes. Ein Rathsherrntitel, wie jener Römische Kaiser seinem Pferde gab, dürfte wol schwerlich hinlänglich die Verdienste des Fischerschen Pferdes belohnen; doch verbietet sich vielleicht der Eigenthümer eine größere Auszeichnung wegen der hohen Dänischen Rangsteuer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Historie von dem Ausziehen eines Zahns.

Die Kunst des Zahnausziehens geht täglich mehr in die Hände der Chirurgen und wissenschaftlich gebildeten Aerzte über. Und das ist eine erfreuliche Erscheinung, denn

das Zahnarztſein von Profeſſion, ohne daß man etwas ſonſt von dem Knochen-, Fleiſch- und Nervengerüſte des Menſchen, als den Ober- und Unterkiefer kennt, hat doch zuviel vom alten Aegyptiſchen Comment, nach welchem jeder Medikus einen beſondern Theil, wie Naſe, Ohr oder Lippe zu kuriren hatte, wobei denn freilich wol noch mehr Reſſortſtreitigkeiten als heutigen Tages zwiſchen Adminiſtrativ- und Juſtizbehörden, und ſelbſt mehr als zwiſchen den einzelnen Zweigen der Hofverwaltung, ausgebrochen ſein mögen.

In Frankreich gab es vor der Julirevolution eine Menge Zahnbrecher auf den Boulevards und zwar ſolche, die von ihrem Roß herunter die Operation verrichteten, was mir bei den untern Zähnen praktikabler ſcheint als bei den obern. Unter Louis Philipp müſſen ſie ein anderes Brod gefunden haben. Caſimir Perier hat ſie vertilgt, oder anderweitig benutzt. Ein Zahnbrecher iſt gewöhnlich zu allen Dingen zu brauchen. — In Holland wird dies Geſchäft auch noch von einem Karren aus praktizirt. Myn Heer Pagter, welcher vor einigen Jahren hier hauſirte, verrichtete ſolche zu Fuß, und wunderbar genug, ſehr geſchickt mit einem Pfeifenſtiel, den er an die Zahnwand ſchnellte.

Vor etwa ſechszehn Jahren wurde dieſe Operation bei uns in Oldenburg durch einen Inſtrumentenmacher, den ich Zenker nennen will, verrichtet, einen in ſeiner Art nicht ungeſchickten Mann, der, trotz ſeiner totalen Nichtkenntniß vom Mir und Mich mit einer ſeltenen Sicherheit jede Zahnwurzel ausgrub, wenn er auch bei dieſem Act das Sprichwort: »Gut Ding will Weile haben.« für ſich vindicirte. Drollig waren übrigens die Reden, welche ſeine Execution begleiteten, und dieſe unſern Leſern zum beſten zu geben, iſt der Zweck dieſer Zeilen.

Jener Mann hatte wohl Recht, der einen Menſchen an der Landſtraße jammern hörte, und als dieſer auf die Frage, was ihm fehle, geantwortet, er habe ein Bein gebrochen, verſetzte: »Weiter nichts? ich meinte ihr hättet Zahnweh.« — Dieſe Pein iſt unerträglich, und es ſcheint

unbegreiflich, in der That, daß ſo Viele noch in der Hoffnung, ein hohler Zahn werde ſich mit der Zeit beſſern, ſich ſo lange mit dieſem alle Augenblicke wieder erwachenden körperlichen Gewiſſensbiſſe herum ſchleppen mögen. Allein der Akt des Zahnausreißens hat etwas an eine Hinrichtung Erinnerndes, was Viele abſchreckt, ſich von ihrem Uebel befreien zu laſſen. Werden einmal die Todesſtrafen abgeſchafft, ſo wird das Zahnausziehen gewiß mehr prakticirt, da dann die abſcheuliche Nebenidee des Geköpftwerdens wegfällt. — Obgleich ſo ziemlich mit dem Schmerze Du und Du, ſonſt keine Operation ſcheuend, war ich doch eines Tages zaghaft, als ein Weisheitszahn es in meinem Munde nicht mehr geheuer fand, und ſo unanſtändig rumorte und weh that, wie ich das von einem ſo gebildet ſein wollenden Zahn nie erwartet hätte. Endlich zwang ich mich zur Exilirung deſſelben. Ich bat nämlich den Chef des Collegiums, dem ich angehöre, mich auf einige Minuten zu diſpenſiren, weil ich mich von einem böſen Zahn befreien laſſen wollte. Ich ſchnitt mir ſo den Rückzug zur Reue ab, und ging zu Herr Zenker.

Die Frau des Herrn Zenker, welche man, wie ſie ſich ausdrückte, immer in einem flauen Zuſtande fand, wie man ſagte in Folge der perpetuirlichen Heilung durch Hoffmannstropfen, empfing mich mit einer beſondern Theilnahme. Sie rief mit aller Kraftanſtrengung ihrer dünnen Stimme den Mann, welcher mit Poſaunenton von oben erwiederte, er ſei grade bei der Verfertigung eines Jagotts, und könne erſt in einer Viertelſtunde herunter kommen. Wäre ich, um mich gut Deutſch auszudrücken, ein Vergnügling auf dem Tiefknüppel (ein Dilettant auf dem Fagott) geweſen, ich hätte mir ſchon das Warten gefallen laſſen, aber mit Zahnweh eine Viertelſtunde warten, das macht einem noch ungeduldiger als ein Kind iſt, das auf die Weihnachtsklingel horcht.

Frau Zenker unterhielt mich fortwährend von ihrer Flauheit und von der Kraft ihres Mannes. Dieſer erſchien endlich.

»Guten Morgen« redete er mich feierlich im Contre-E Tone an. »Sind Sie denn wirklich Willens, sich einen Zahn ausziehen lassen, so bestätigen Sie mich hier durch ein aufrichtiges: Ja.«

»Mir ward zu Muthe, als ob ich mit einer Xanthippe verheirathet werden sollte.« Ich nickte nur. —

Recht so, übereilen Sie Ihr Zuwort nicht. Sehen Sie, wenn ich ansetze, so muß er heraus. Ich habe nur einen einzigen Fall gehabt, der mich zum Malheur entschlug; das war der mit dem Posser M. in Hatten. Diesem brave Ehrenmanne brach ich die Krone ab, die Wurzel blieb sitzen. Sehen Sie, ich mache mir nicht zu einem Gott, aber mit jedem Menschen nehme ich es auf. Ich erzähle diesen Fall auch einem Jeden, der sich einen Zahn ausziehen lassen will, damit er mehr Zutrauen bekommt.«

»Wie so? Damit er mehr Zutrauen bekommt?«

»Jawol, denn dieser Fall ist seit sechszehn Jahren der einzigste. Eine Schwalbe macht keinen Sommer nicht.«

»Sie haben Recht, Herr Zenker! Mein Zutrauen wächst, aber auch meine Zahnschmerzen. Helfen Sie nur.«

»Gemach, Herr von Kobbe! Ich habe Sie noch Einiges zu bemerken. Sie sind kein Kind nicht mehr. Sie müssen wissen, daß die ganze Weltgeschichte, in den vierhunderttausend Jahren, daß die Welt steht, nur Ein Beispiel von einem Französischen König erzählt, der zwei Male die Zähne gewechselt hat.«

»Ich verzichte auf alle Ausnahmen, wie die, welche dem Posser in Hatten, und dem König von Frankreich widerfahren sind.«

Denn noch Eins. Ist Ihr Zahnweh Rheumatismus oder Gicht?

Aber warum diese Frage? Den Unterschied zwischen Gicht und Rheumatismus zu bestimmen, ist für Aerzte eine der schwierigsten Aufgaben.

»Ich will Sie sagen,« bemerkte Zenker, »wenn es Rheumatismus ist, so ist das Zahnweh durch Mittel

zu kuriren, wenn Gicht — ſo iſt man dazu nicht kapabel.

Es iſt Gicht, rief ich aus, warf mich auf den Stuhl, öffnete den Mund und ſah jetzt den gelehrten Frager bittend an, wie Schillers Kindesmörderin den bleichen Henker beim letzten Verſe.«

Aber Zenker verlangte noch einmal mein deutliches Ja, wie in der erſten Frage.

Ich hatte dies kaum ausgeſprochen, als er die Thür öffnete, und ſeinen Geſell mit den Worten: »Johann kommen Sie herunter und halten Sie Herrn von Kobbe den Kopf!« rief. Johann erſchien. In einem Nu war der Act vollendet. Die mitfühlende Frau Zenker übernahm für mich die Ohnmacht.

An Theilnahme hatte es mir indeſſen auch während der Execution wie beim Examen rigorosum, nicht gefehlt. Die liebenswürdige, leider! verſtorbene Fr. v. A. hatte durch das gegenüber liegende Fenſter vielleicht mehr Angſt empfunden als ich, der ich doch auch, trotz meiner Unruhe, manchen Balſam in den komiſchen Fragen fand.

Die Theilnahme einer edlen Frau thut indeſſen immer wohl. Ich ſuchte ſie zu belohnen. Denn, da ich gerade gute Blumenzwiebeln aus Harlem erhalten, nahm ich einige davon, trug ſie zu meiner geiſtigen Leidensgenoſſin, und übergab ihr ſolche mit den Worten Theklas.

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehen,
Und mir ein menſchlich Herz gezeigt,
Empfangen Sie ein Angedenken dieſer Stunden.

Th. v. K.

Kleine Zeitung.

Unſere Prophezeiung iſt wahr geworden. Der neue Marquis Poſa von Berlin, Herr von Bülow-Kummerow hätte »Kummer und o weh!« über die neue Lotterieeinrichtung ausrufen ſollen. Es iſt natürlich, daß der Spieler weniger werden, wenn man die Einſätze um 25 Procente

erhöht, und der höchste Gewinn um eben so viel vermindert wird, 200000 ℱ, die in Zukunft auf 150000 ℱ reducirt worden sind, der Letzte der Mohikaner, sind gleich am ersten Ziehungstage gefallen. Sie haben übrigens die Vorliebe des Königs für den Rhein getheilt, und sind nicht gen Osten, sondern nach Westen in das reiche Köln gewandert. Th. v. K.

Der Müller und die Kapuziner.

Unfern Mühlheim am Rhein wohnte in früheren Jahren ein Müller, der nüchtern lebte und eine ordentliche Wirthschaft führte. Als er aber einmal nach Köln reis'te, gerieth er unter lustige Zechgesellen, welche ihn dermaßen in ihren Weinstrudel zogen, daß der Müller Besinnung und Gleichgewicht verlor. Hiemit nicht zufrieden, zogen die losen Vögel ihm eine Kapuzinertracht an, und legten denselben an die Landstraße auf eine Bank. Bald darauf kamen einige Kapuziner aus einem nahen Kloster die Straße entlang. Kaum hatten diese ihren Herrn Collegen in solch' unwürdiger Lage erblickt, als sie mit mädchenhafter Schwesterlichkeit denselben umstellten und dann in ein nah gelegenes Kloster trugen.

Als der Kapuziner den Rausch verschlafen und erwacht war, sah er sich von vielen neuen Brüdern umringt, welche ihn alle mit der Frage, wer und woher er sei, bestürmten. Noch mehr stieg seine Verwunderung, als er sich selbst im Mönchhabit sah. Verwundert rieb er sich den Kopf, und entgegnete endlich auf die immer sich wiederholenden Worte: »Wer bist Du?« — »Geht nach Mühlheim zum Müller vor dem Thore, und wenn der zu Hause ist, so weiß ich nicht, wer ich bin. Th. v. K.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 47. Donnerstag, 21. November. 1842.

Oldenburger Vereine.
№ III.

Hülfsverein für entlassene Strafgefangene.

Daß unter den Oldenburger Vereinen der Hülfsverein für entlassene Strafgefangene in diesen Blättern noch nicht besprochen worden ist, das mag einer Bescheidenheitsrücksicht der Redaction beizumessen sein; denn unserem verehrten Freunde, der diese Blätter ins Leben rief, verdanken wir auch die Gründung jenes Vereins.

Je mehr wir vor der Majestät des Geistes uns beugen, desto näher liegt es uns, erfüllt zu sein von Ehrfurcht vor jeder Menschen-Seele, sei es auch, daß sie in der schmutzigsten Hülle uns begegnet, denn in jeder ist ja ein Funke des Geistes, den wir für göttlich erkannten.

Ehrfurcht vor jeder Menschenseele war es, die schon durch ihre erste Regung unwiderstehlich die Ketten der Negersclaverei zerbrechen mußte, und im weiteren Fortschritt zerfielen dann vor ihr die mittelalterlichen Vorurtheile alle, an welchen der Mensch seine Ueberhebung über den Nebenmenschen zu stützen und aufzurichten lüstern blieb.

Diese Thaten sind gethan. Die Freigeburt des Menschen ist proclamirt und die Lehre von Ebenbürtigkeit und

reinem Blut gehört zu den faſt vergeſſenen Dingen der Vorzeit.

Aber Ehrfurcht vor jeder Menſchenſeele darf uns es auch nicht dulden laſſen, daß eine neben der unſrigen zu Grunde gehe im Unflath des Lebens, in Elend, Laſter und Verbrechen. Der Abſcheu gegen ſolche uns umgebende Erniedrigung des göttlichen Geiſtesfunkens hatte nichts deſtoweniger zu lange ſich begnügt, das Rohe und Schlechte von ſich abzuſtoßen und in ſelbſtſüchtiger Kälte dagegen zu verharren. Er mußte aber ſeine Würde darin erkennen, an ſeinen Gegenſtand hinanzutreten, ohne vornehme Scheu, und thätig Hand an zu legen, damit er ſich deſſelben endlich entledigen möge. Das war das Thun der Liebe, die auf den Ruf hört: was ihr einem eurer Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan! Zu den ſchönſten Früchten unſrer Zeit zählen wir daher die Beſtrebungen, welche ſich dazu vereinten, von den hülfsbedürftigen Nebenmenſchen die entwürdigenden Feſſeln des Laſters, der Unwiſſenheit und der Verſtoßenheit ab zu nehmen durch Hülfe zur Jugendbildung, zum rechtſchaffenen Broderwerb und zu einer Ordnung des Lebens, welche auch dem früher Verirrten ſeine Ehre wieder zu geben und vor Rückfall ihn zu bewahren das einzige Mittel iſt. Was früher in den Einzelnen dem unbeſtimmten Hange zur Wohlthätigkeit überlaſſen blieb, das iſt nun zu einer Conſequenz der allgemeinen Emancipation hervorgetreten und hat Richtung und Geſtalt bekommen in den Mäßigkeitsgeſellſchaften und den verſchiedenen Vereinen, die ſich die Verbeſſerung des Gefängnißweſens, die Stiftung von Rettungsanſtalten für verwahrloſte Kinder, die Einrichtung von Bewahrſchulen, die Beförderung nützlicher Induſtrie u. ſ. w. zum Ziel geſtellt haben.

Der Verein, welcher hier beſprochen werden ſoll, hat nach ſeinen Statuten den Zweck:

das Schickſal entlaſſener Strafgefangener zu verbeſſern und zu dem Ende ſich auch einer Sorge für die Fa-

milie der Sträflinge während deren Detention zu unterziehen.

Das Mittel zu Erreichung dieſes Zweckes beſteht darin, daß jedem angemeldeten Pfleglinge ein Vereinsmitglied zum Rathgeber beſtellt wird, und dieſem Rathgeber iſt die Pflicht vorgezeichnet, zuerſt der ihres Verſorgers beraubten Familie, neben der Unterſtützung, welche die öffentliche Armenanſtalt den Umſtänden nach verabreicht, durch Rath, Fürwort, Ermunterung und häufige Zuſprache ſich nützlich zu machen, die Kindererziehung zu beaufſichtigen, und der Verzweiflung, welche der augenblicklichen Noth die ganze Sicherung der Zukunft zu opfern nur zu geneigt iſt zu wehren, damit nicht, wenn für den Verirrten, der geſühnt hat, die Stunde der Freiheit und des Wiedereintritts in die bürgerliche Geſellſchaft endlich ſchlägt, er die Troſtloſigkeit erfahre, ſeine Heimath, ſeinen Heerd und alle die Bedingungen der Fortſetzung ſeines Gewerbes und häuslichen Lebens nicht mehr vor zu finden. Den entlaſſenen Strafgefangenen ſelbſt hat dann der Rathgeber auf dieſelbe Weiſe zu fördern, zu berathen und zu beſchirmen; beſonders auch ſeinen Wandel zu beaufſichtigen, und wenn er wanken möchte auf dem neu betretenen Wege der Beſſerung, ſofort zur Hand zu ſein, damit Milde und Liebe früher an ihm verſucht werde, als die Strenge, mit welcher jeder Fehltritt, zumal an dem Rückfälligen, ſich rächt, und welche den noch wenig Befeſtigten nur zu oft völlig in den Abgrund hinabſtößt. Häufige Beſuche, wie ohne ſie jene Obliegenheiten an ſich kaum erfüllt werden können, ſind den Rathgebern dringend anempfohlen; denn der Umgang mit dem Verirrten und Verſtoßenen iſt es, welcher mehr als alles ihn zur Tugend erzieht, mit Muth und Selbſtachtung wieder erfüllt, und ihm die Freudigkeit befeſtigt, deren er bedarf, um unter ſchwerer Arbeit und hartem Kampf, gegen die Außenwelt ſowohl als gegen den Verſucher in ihm, auszudauern bis an das Ende.

Die Geldmittel des Vereins werden in der Regel nur als ermunternde Belohnungen für diejenigen Pfleglinge

verwendet, welche durch gutes Betragen ſich aufgezeichnet haben.

Von Zeit zu Zeit (gewöhnlich einmal in jedem Monat) verſammelt ſich der Verein, um von den einzelnen Rathgebern den Bericht über ihre Wirkſamkeit und deren Erfolg, ſo wie die Anträge anzuhören, die etwa an den Verein zu ſtellen ſind; und in dieſen Zuſammenkünften geſchieht es dann, daß ein ſchönes Band die Vereinsgenoſſen umſchlingt, indem man zuſammenſteht, damit der Eine von dem Anderen lerne, wie er dem menſchenfreundlichen Drange des eigenen Herzens am beſten Richtung und Wirklichkeit gebe, der Eine an dem Eifer des Anderen für den vorgeſtellten Zweck ſich erwärme, und Alle immer mehr ſich befeſtigen in dem Geiſte der Barmherzigkeit und Liebe, welcher nun in dem Vereine zum vollen Genuß ſeiner ſelbſt gelangt.

Mit Freudigkeit und wachſendem Eifer hat der Verein bis jetzt ſeine Bahn beſchritten; und wenn ihm auch nicht überall volles Gelingen zu Theil ward: ſo iſt er doch vor geradezu niederſchlagenden Erfahrungen bewahrt geblieben. Hell und beglückend ſcheint heute Gottes Sonne in manche Hütte, in welcher unlängſt Laſter, Elend und Verzweiflung ihren Wohnſitz hatten, an deren Stelle jetzt Friede, Fleiß und froher Lebensmuth die Bewohner durch ein rechtſchaffenes und den Menſchennamen ehrendes Leben begleiten. Manches iſt den Männern gelungen, die in nicht geringer Anzahl um die Fahne der Humanität zu unſerem Vereine ſich ſammelten. Aber die letzte Weihe hat vielfältig noch gefehlt, die nur der Frauen weichere Hand an die Ordnung menſchlicher Verhältniſſe zu legen verſteht.

Es iſt der Frauen ſchöner Beruf, dieſe Heiligung zu beſchaffen, das Rohe zu bannen, und durch ihr Weſen der Milde die Herzen leicht zu erſchließen zu Frömmigkeit, Tugend und Seelenfrieden, nach dem Spruche von der Frauen Wandel ohne Wort. Möchten denn auch ſie es nicht länger verſchmähen mit uns hinabzuſteigen in die Hütten des Elends und der Rathloſigkeit, und unſeren ver-

ſtoßenen Pfleglingen als tröſtende Engel die Botſchaft des Friedens und der Liebe entgegen zu bringen. Möchten auch bei ihnen die Worte nicht unbeachtet bleiben, mit welchen die Einladung zur Stiftung unſeres Vereins allen Menſchenfreunden ans Herz gelegt wurde:

»Wenn wir Gott um ſeinen Beiſtand bitten, damit »wir ſelbſt auf dem Pfade der Tugend wandeln, wie »können wir die Barmherzigkeit des Höchſten erwar»ten, wenn wir ſie unſeren Nebenmenſchen verſagen?«

W...l.

Reiſeſkizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

Hamburg, im Aug. 1842.

Ich habe einen kleinen Abſtecher nach meinem vaterländiſchen Holſtein und zwar in den öſtlichen Theil gemacht, von welchem ich bisjetzt nur Kiel und Plön geſehen. Ich war acht Tage in Neuſtadt bei meinem Jugendfreunde L——, welcher, durchaus unbemittelt geboren, ſich durch Fleiß, Thätigkeit und Glück zu einem ſehr bedeutenden Kaufmann emporgeſchwungen hat. — Wir hatten uns in 29 Jahren nicht geſehen, und doch war ſeine Einladung ſo herzlich, ſo dringend, ſein Empfang ſo freundlich, daß mir die Erinnerung daran noch auf lange Zeit wohl thun wird. Ich freute mich mehr ſeinet- als meinethalben, da ich an ihm eine, ſelbſt nach Chriſtus intereſſantere Erſcheinung hatte, als wenn ein Kameel durch ein Nadelöhr geht. — Nur dadurch, daß die Zeit keinen Einfluß auf unſere Liebe und Freundſchaft übt, legitimiren wir uns zur Unſterblichkeit. Wer einer erinnerungsloſen Fliege gleich dahin lebt, ſtirbt auch dahin. „Distinguendum“, ſagt mein älteſter Bruder mit Recht, »einige Menſchen ſind unſterblich, einige nicht.«

Von Hamburg bis Ochſenzoll, der erſten Station,

war meine Seele von Ehrfurcht über des Dänischen Postil-
lon seine rothe Uniform, über die bequeme Diligence, über
die vortreffliche Chaussee und über die schnelle Beförderung
erfüllt. Denn so Gutes war mir in Holstein nicht vorgekom-
men. So feines Tuch, wie jetzt die Allerweltsschwäger tra-
gen, zierte im Jahre 1813 keinen Dänischen Offizier, dessen
Uniform von häßlicher Krappfarbe war. Die Beförderung der
Passagiere geschah auf Leiterwagen, nur der Conducteur
hatte einen Stuhl, welcher durch einige Ueberreste, namentl-
lich von Nägeln, auf die Vermuthung führte, daß er früher
gepolstert gewesen sei. Dennoch suchte man diesen Neben-
platz, dessen Vortheile bloß im Reiche der Phantasie lagen,
wie bei der Pariser Mallepost, oft auf 14 Tage im voraus
zu belegen, wofür man die Ehre hatte, den Conducteur
von Altona an, in jedem Wirthshause, bis nach Kolding
in Jütland, zu tractiren. Trinkgeld nahmen diese Schirr-
meister übrigens nicht, denn es befanden sich mehrere ehe-
malige Offiziere unter ihnen, von denen ich nur den Ca-
pitain Kurzhals nennen will. Dieser martervolle Verfer-
gungsdienst heimsuchte die armen Conducteurs übrigens
nicht lange, denn die mitleidigen Holsteinischen Wege mach-
ten sie bald dienstunfähig, und wenn sie auch nicht alle so
glücklich wie Kurzhals waren, der das Genick brach, und
dies auch wol gethan hätte, wenn er Langhals gebißen, so
waren doch ein gebrochenes Bein oder ein verrenkter und
schlecht geheilter Arm u. d. m. bald die rettenden Erei-
nisse, welche den unglücklichen Reisenden zwischen Altona
und Kolding ein Ziel setzten. Die Pension, welche so ein
armer Schelm dann erhielt, war freilich gewöhnlich von
der Art, daß oft der damit Beglückte den vorangegangenen
Collegen Kurzhals um die himmlische Manna beneidete.

Die menschenfeindlichste Beförderung geschah in jener
Zeit übrigens auf dem Meklenburg-Schwerinschen Postwa-
gen, welcher von Ratzeburg über Mölln nach Hamburg trieb,
und zwar auf einem schlammigen Landwege, welcher nichts deste
weniger alle Augenblicke daran erinnerte, daß hier vor hundert
Jahren ein schadhaftes Straßenpflaster gelegen haben mochte.

Die Stühle, voll Sympathie für jede Erschütterung, waren an die Wagenleiter genagelt, das Gravitätischste darauf war aber der dicke Schirrmeister, der mit drei oder vier kalmukenen Oberröcken angethan, nur so viele menschliche Hinneigung fühlte, daß er sich mit der ganzen Schwere seines schlummernden Körpers auf den neben ihm sitzenden Passagier senkte. — Ich weiß, was ich, damals ein menschliches Antrufungszeichen, ein fleischloser Primaner, für Noth hatte, um mir diesen Atlas einiger Maßen vom Leibe zu halten. Gegen Schläge war der große Schweriner unempfindlich, er mußte aber irgend eine reizbare Stelle, ungefähr zwischen der dritten und vierten Rippe haben, traf ich diese mit meinen spitzen Knöcheln, so machte er Ke-, wie die Schiffer sagen, er drehte sich brummend nach der andern Seite. Allein dies dauerte nur wenige Minuten. Das Mißbehagen seiner neuen Lage, auf einer scharfen unempfindlichen Stuhllehne, führte das Menschenfleisch suchende Ungethüm bald wieder mir zu; ich mußte die Knöchen wieder spitzen, und meinen Kampf aufs Neue beginnen.

Der Mecklenburgisch-Schwerinsche Conducteur ist noch immer mein Quälgeist. Lasse ich mich einmal verführen, einem leckern Souper etwas zu theilnehmend zuzusprechen, so höre ich entweder Hrn. N. lesen, was freilich noch einen größern Diätfehler voraussetzt, oder ich reise mit dem dicken Mecklenburger von Ratzeburg nach Hamburg, wo ich denn gewöhnlich, in Schweiß gebadet, mit geballter Faust erwache.

Von dieser Tour ist mir noch ein komisches Moment gegenwärtig. Als wir nach Mölln an die Eulenspiegelstadt kamen, und der Postwagen beim Thore anhielt, erschien auf mehrmaligen Anruf kein Pförtner. Endlich erschallte ein »Ick komm glihk« (ich komme gleich), aber so weit her, als ob es von der Linde des Volksphilosophen, die vor dem entgegen gesetzten Hamburger Thore liegt, hertönte. Der Rufende kam indeß immer näher, in seiner Hand ein klirrendes Schlüsselbund tragend. Endlich manifestirte er sich als Thorwärter her, zur Erinnerung bei beiden Tho-

ren angeſtellt war. Er hatte auf dieſe Weiſe die ganze Stadt unter Schloß und Riegel.

Mölln iſt übrigens freundlich gebaut. Da die Dachziegel zum Theil roth vermalt und die Kalkfugen mit weiſſer Farbe erneuert ſind, ſo bekommt die Stadt etwas kuchenmäßiges, als wäre ſie ein von einem Conditor gefertigter Aufſatz. Schade, daß Mölln nicht bei Hannover liegt! es würde bald der Lieblingsaufenthalt des ſo leidenſchaftlich Kuchen liebenden Hannoverſchen jungen Adels werden, wenn nicht der Geiſt des groben niederſächſiſchen Bauers ihnen dieſen Aufenthalt verleiden würde. — Allein mit den Geiſtererſcheinungen iſt es jetzt nichts mehr; die Verſtorbenen haben beſtimmte Ordre, ſich in der Mitternachtsſtunde in den himmliſchen Wohnungen zu halten. Der Grund iſt mir unbekannt, ich kann mir nicht denken, daß es zur Conſervation ihrer Geſundheit dienen ſoll, obgleich ewig ſo lang iſt. So viel iſt aber gewiß, daß viele Menſchen bei Tage als Geſpenſter umher laufen, und ich wundere mich nur, daß ſie nicht mehr Furcht in der Welt erregen, als ſie thun.

(Der Schluß folgt.)

Anecdote.

In der Napoleonſchen Zeit ſah ein armes, von einem franzöſiſchen Soldaten verführtes Mädchen ihrer Niederkunft entgegen. »Ehre, guter Name, gutes Gewiſſen, Alles iſt für mich dahin« rief ſie ſchluchzend: »das Schrecklichſte für mich wird indeſſen ſein, daß ich mit meinem Kinde, das einen franzöſiſchen Vater hat, nicht werde ſprechen können«.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. A. A. Mayer.

Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 48. Donnerſtag, 1. December. 1842.

Caplan Schweinle und Caplan Muck,

ein Reiſeabenteuer,

von X. X. Mayer.

Caplan Schweinle, der in der Nähe von Trier ſeine Schäflein hütet, iſt mein Freund. Wir waren Geſpielen von Klein auf; wir bekamen an einem Tag die erſten Hoſen, wir conſumirten dieſe Hoſen, auf einer Schulbank ſitzend; wir bezogen gemeinſchaftlich ein unſerer Heimath benachbartes Gymnaſium, und auch auf der Univerſität zu Bonn führte uns ein freundliches Geſchick — wenn nicht in dieſelben Collegia, doch in dieſelbe Kneipe. Caplan Schweinle war auf dem Gymnaſium nicht fleißig und auf der Univerſität ernſtlich faul. Seine Leidenſchaft war, Fliegen todt zu ſchlagen und Mausfallen zu machen. Gott hatte ihn zu einen Kammerjäger beſtimmt; er ſelbſt aber capricirte ſich, ein Licht der Kirche zu werden; denn, pflegte er zu ſagen, kein bequemeres Leben auf der Welt als Paſtorenleben. Caplan Schweinle hatte ein feuriges Temperament; ich machte ihn auf die ſchweren Entſagungen aufmerkſam, die ſeine Kirche von ihren Dienern erheiſche; aber er ſchlug lachend mit der Fliegenklappe in die Luft

und rief: »Narre, das verſtehſt Du nicht!« In Bonn ſchieden wir auf lange Zeit. Mich führte Frau Fortuna nach Berlin, nach der Schweiz und Neapel und zuletzt an die Nordſee; Schweinle kehrte nach vollendeten Studien in die Heimath zurück, erhielt die Weihe und ward Caplan in dem Dorfe Heimchen an der Moſel. Dort ſuchte ich ihn dieſen Herbſt auf meiner Rheinreiſe auf.

Ich fuhr mit dem Dampfſchiffe von Koblenz nach Heimchen. Ein wohlgenährter, behaglicher Weinhändler aus demſelben Dorfe ſtattete mir Rechenſchaft über den Freund ab. »Unſer Härchen, (an der Moſel heißt der Landgeiſtliche κατ' ἐξοχήν das Herrchen) berichtete er, iſt ein gar guter Kerl; er ſpielt und trinkt mit uns, auf dem Tanzplatze hängt er ſeinen ſchwarzen Rock an die Wand, ſagt: »›Da baumelt der Pfaff!‹« und fegt flink, mit den jüngſten Burſchen um die Wette, im Saal herum. Wäſcht er uns dann Sonntags die Köpfe, ſo läßt man ſichs ſchon gefallen; das gehört einmal zu ſeinem Handwerk. Wenn er nur nicht ſo ſcharf reiten wollte! Er reitet nichts wie Schritt und Galopp, und das iſt kein Spaß in unſern Bergen und Felſen. Auch iſt er ſchon mehrmals geſtürzt, und erſt vorige Woche hat er ſein Schimmelchen todt geritten, und muß jetzt zu Fuße gehen. Manchmal, wenn er von den andern Paſtoren Nachts nach Hauſe kommt, iſt es nicht ganz richtig bei ihm. Er pflegt dann lateiniſch in den Straßen zu ſingen und zu predigen, und meine Frau, die einen leichten Schlaf hat, wacht dabei jedesmal auf und ſagt: »›Uns Härchen is widder ſelig‹«. Sehen Sie, lieber Herr, da der Mann einmal nicht viel Wein vertragen kann, iſt es immer beſſer, er geht, als daß er reitet; denn die Betrunkenen zu Fuß — das iſt meine eigene Erfahrung ſeit vielen Jahren — leiden nicht leicht Schaden, wenn ſie auch an Abhängen und längſt dem Waſſer gehen; ſie haben einen eigenen Herrgott, der ſie am Kragen hält; aber für das Leben eines Betrunkenen zu Pferde geb' ich keine Pfeife Taback; ſie ſtürzen ſich heute

oder morgen den Hals ein, wenn ſie nicht die ſieben Nothhelfer anrufen, und wer denkt an die ſieben Nothhelfer, außer wenn er nüchtern iſt? Gott möge unſer Härchen vor einem unnatürlichen Tode bewahren! Sein Vorgänger war ein leidenſchaftlicher Verehrer von dicker Milch. An einem Sommernachmittag — es ſind nun über elf Jahre — ißt er zwei Töpfe dicke Milch und zerplatzt. Das war ein Jammer im ganzen Dorfe: »»Uns Härchen is geplatzt, ach! uns gut Härchen is geplatzt!«« Hoffentlich werden wir an Dieſem nicht ein Gleiches erleben«.

Es war Abends gegen Sieben, als ich mit dem Weinhändler in einem Kahne vor Heimchen landete. Das Pfarrhaus liegt mit Kirche und Gottesacker dicht am Ufer, von herrlichen Nußbäumen umgeben. Da ich in die Hausflur trat, bot ſich mir ein ſeltſamer Anblick dar. Freund Schweinle — ich erkannte ihn ſogleich wieder trotz der feurigen Geſichtsfarbe und der Fülle der Leibesgeſtalt, die ſich ſeitdem eingeſtellt hatten — ſchien von einem Spaziergange nach Hauſe zurückgekehrt zu ſein; denn er hatte den Hut — freilich etwas ſchief — auf dem Kopfe und den Hirtenſtab in der Hand, und auf ſeinen, ſonſt ſehr blank gewichſten, bis zu den Knieen reichenden Stiefeln bemerkte man Spuren von Schmutz, die vom Uebertreten des einen Fußes auf den andern herzurühren ſchienen. Ich ſagte: er hatte den Stab in der Hand und zwar in der Linken; denn die Rechte hielt den Schlüſſel, womit er vergeblich ſeine Stubenthür aufzuſchließen beſtrebt war, obgleich die junge artige Köchinn mit dem Lichte dicht daneben ſtand. »Lieber Herr Caplan, ſagte ſie halb bittend, halb ungeduldig, ſoll ich die Thür nicht aufſchließen?« »Schweig!« herrſchte er ihr gebieteriſch zu, und begann ſein Werk von neuem. Freilich beobachtete er dabei ein ſonderbares Verfahren. Statt den Schlüſſel ruhig hinein zu ſtekken, ging er jedesmal zehn Schritte weit zurück, und nahm, den Schlüſſel wie eine Lanze auslegend, einen heftigen Anlauf gegen die Thür. Traf er dann, wie zu erwarten

stand, das Schlüsselloch nicht, so erneuerte er mit der Hartnäckigkeit eines Fanatikers das seltsame Manoeuvre.

Ich faßte ihn bei der Schulter. »Guten Abend, Ignaz! Altes Haus, wie geht's Dir?« Er starrte mich mit großen Augen an; ein stupides Lächeln spielte wie der Schatten einer Erinnerung um seine Lippen. Indessen hatte sich die Köchinn des Schlüssels, der ihrem Herrn entfallen war, bemächtigt und die Stube geöffnet. Wir traten ein; endlich erkannte er mich, und stieß einen lauten Ruf der Freude aus. Die Köchinn mußte Pfeifen und Wein bringen; ich rieth von neuem Trinken ab; er aber rief, man müsse den Teufel durch Belzebub austreiben, und wirklich trank er sich — mir noch jetzt ein blaues Wunder — völlig nüchtern.

Schweinle hatte immer ein gutes Herz gehabt, und er hatte es noch, trotz der rauhen Hülle, in der es sich darbot. Er vernahm mit inniger Freude, daß es mir wohl gehe. Wir tauschten alte Erinnerungen und neue Erlebnisse aus; er hatte wenig aus der jüngsten Zeit zu berichten, desto treuer aber hatte sein Gedächtniß die kleinen Freuden und Leiden unserer Jugendzeit bewahrt.

Unterdessen hatte die Köchinn, über deren Angesicht bei der ersten Erscheinung des Fremden ein kleiner Schatten gegangen war, an dessen Stelle aber bald, nachdem ihr mein Verhältniß zu ihrem Herrn kund geworden, strahlende Freundlichkeit trat, ein einfaches, aber leckeres Mahl bereitet. Wild, Geflügel und Forellen, zum Nachtisch Braunenberger in schöngeschliffenen Humpen, und das Alles eine Stunde nach meiner unerwarteten Ankunft — wahrlich! Freund Schweinle hatte Recht, wenn er das Pastorenleben pries.

(Der Schluß folgt.)

Impromptu.

An den Herrn Redacteur der Oldenburger Mittheilungen *).

Herr Collega, Herbergvater
Sich mittheilender Gedanken,
Schließe baldigst doch die Schranken
Allem Streite ums Theater.
Schon zwiel schreibt Adolf Stahr;
(Doch das sag ich nur vertraulich)
Aber was er schreibt, scheint wahr,
Klingt auch meistens ganz erbaulich. —
Kämpfe man um die Idee,
Nur vor solchem Ton uns rett',
Welchen führen A und B;
Darum bitten A bis Z.

Theodor von Kobbe.

Kleine Zeitung.

Pariser Raffinement. »In Paris giebt es Weinverkäufer,« erzählt P. de Kock in seinen neuen Bildern aus Paris, »bei denen man nach der Stunde bezahlt. Gewöhnlich ist der Preis für die Stunde funfzehn Sous (etwa 6 Sgr.), und dies verführt oft die starken Trinker, die sich mit der Hoffnung schmeicheln, in einer Sitzung von einer Stunde mehrere Maaß Wein zu vertilgen. Sie sezzen sich nieder, und man merkt die Stunde eben so genau an, wie beim Billard. Aber was geschieht alsdann? — Der Weinliebhaber, der seine Stunde gut anwenden will,

*) Dies verstehende Impromptu ist durch die widrige und grobe Weise veranlaßt, womit ein Anonymus Adolf Stahrs Theaterkritiken, welche bisher in den Mittheilungen erschienen sind, in seinem Gespräche, zwischen A und B, beurtheilt hat, weshalb eine Rüge des anscheinend sehr jungen, wenn gleich talentvollen, arroganten Verfassers nöthig wird.

trinkt Becher auf Becher aus, und bleibt in Einem Trinken. Er braucht keinen Wein zu bestellen; man bringt ihm von selbst welchen, sobald man bemerkt, daß er ausgetrunken hat. Und was ereignet sich dann? Noch ehe die Stunde geschlagen hat, ist der Trinker vollständig benebelt und schläft an dem Tische ein. Man hütet sich wohl ihn zu wecken; man läßt ihn seinen Rausch ruhig ausschlafen. Wacht er endlich auf und ruft den Kellner, so hört er, daß er acht Stunden bei dem Weinkäufer gewesen ist, und er muß bezahlen, als hätte er unaufhörlich getrunken. (Freikugeln.)

Diese Historie erinnert an einen meiner Bekannten, der nach mehreren schlaflosen Nächten, während des Bremer Freimarkts, um sich zu ermuntern, sich auf den Sitz hinter einer Russischen Schaukel postirte. Die schaukelnde Bewegung tändelte bald mit seinem Bewußtsein davon. — Ihm träumte, daß er wie Elias gen Himmel fahre. Er wurde aber von dieser Reise plötzlich durch ein irdisches Schelten zurückberufen. Der Carroussellmann zankte mit einem Aussteigenden, der es für seine Pflicht hielt, den in so gefährlicher Lage Schlummernden zu wecken. — Der Schlaftrunkene fing an dies zu begreifen und schickte sich an, auszusteigen.

»Wie viel bin ich schuldig?«

»Zwei und vierzig Grote« war die Antwort; »Sie sind ein und zwanzig Male geritten.« — —

Es verdienen viele Menschen ihr Geld im Schlafe; hier liegen einmal ein Paar Beispiele vor, daß man es während der Zeit verzehrt.

Humoreske

In unserer egoistischen Zeit wird die Freundschaft fast zum Fabelthier, und da diese Idee zu groß und zu mächtig ist, um sich in nur wenigen Individuen zu manifestiren,

welche ſie durch ihr Feuer tödten würde, wie weiland Jupiter die ſelige Semele, — ſo ſcheint ſie, aus Mangel an menſchlichen Wohnungen, Thierkörper zu beziehen, und, gerade aus Satyre gegen die Menſchheit, in die allerſelbſtſüchtigſten Beſtien zu fahren.

Daß geizige Hunde Freunde haben, dies bekundet ſchon der große Thierpſycholog Gellert in ſeiner Erzählung vom Phylax und Pantalon. Wer indeſſen dieſen Urkundenbeweis durch die Einrede der Fabel verwerflich zu machen verſucht ſein ſollte, der gehe vor das heilige Geiſtthor unſerer Reſidenz in das Haus des ſehr achtbaren Gaſtwirths Willers, und frage nach Fripon, wo man ihm einen Hund zeigen wird, den man eine *beauté monstre* nennen könnte. Das Thier iſt ordentlich ſchön durch ſeine Häßlichkeit. Aber, trotz der vielen dort einkehrenden Gäſte, iſt Fripon nicht menſchenfreundlich und ſchwanzwedelnd, wie ein gebildeter Wirthshund ſein müßte, ſondern finſter und theilnahmlos, und es ſcheint, daß er nur aus Furcht vor einer Züchtigung ſein Schweigen beim Eintritt eines Gaſtes erzwingt. Wenn man jedoch einem andern Hunde ſchmeichelt, (und wenn es ſein mehrjähriger Haus- und Stall-Collega wäre,) da übermannt ihn der Neid, und er intervenirt bellend und zähnefletſchend bei einer jeglichen ſothanen Liebkoſung. Und doch, wer ſollte es glauben? wohnt, oder beſſer geſagt, logirt in dieſer Hundeſeele der zarteſte Sinn für Freundſchaft.

Frag ihn: wo iſt Waidmann? da wird ſein Auge leuchtend, er wird zu dir heranſpringen, dann aber auf den Stuhl unter dem Fenſter fliegen, und wenigſtens lange, lange — mit Ungeduld einer Lenore dahin ſchauen, woher er den Freund erwartet; erſcheint dieſer aber, nicht ruhen, bis er ins Freie zu ihm geeilt iſt. Sie durchfliegen dann alle Wieſen; ich glaube ſogar, daß ich einmal ſah, wie Fripon mit Waidmann ein hinter einem Zaune verſcharrtes Schinkenbein theilte, — — und erſt ſpät, kurz vor der Sperre, von deren Eintritt

sie eine Verahnung haben, wie ein Hamburger, trennen sie sich, — aber erst nachdem Fripon, seinen Freund Waidmann der in der Stadt conditionirt, bis an das Thor begleitet hat.

Traurig kehrt Fripon zurück. Der Schmerz von einem geliebten Wesen geschieden zu sein, welcher eigentlich zu seiner Veredlung dienen sollte, erregt in ihm bald wieder seine alte Timonslaune, aus der ihn erst wieder der Zuruf »Waidmann komm«, sei es auch nur ein unwahrer, in die frühere heitere Stimmung versetzt.

Ueber Waidmanns Character bin ich noch nicht recht bei mir einig. Er scheint mir die Neigung Fripons mit einer Art Koketterie aufzunehmen, überhaupt die Sache mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen zu tractiren. Er ist aber jedenfalls kein dummer Hund.

Th. v. K.

Aufforderung.

Sollten Leser aus dem Jahre 1811 Defecte in dem Exemplare ihrer humoristischen Blätter haben, so wird die Redaction mit großem Vergnügen, auf portofreie Anfragen, die gewünschten Numinern, falls sie sich noch in ihrem Besitze befinden, bis Neujahr 1813 verabfolgen lassen. Spätere Anfragen werden unberücksichtigt bleiben.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 18 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle Postämter des Herzogthums, so wie durch das Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzische Buchhandlung.

Humoriſtiſche

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil humani nisi quod humanum.

Fünfter Jahrgang.

№ 49. Donnerſtag, 8. December. 1842.

Caplan Schweinle und Caplan Muck,

ein Reiſeabenteuer,

von K. A. Mayer.

(Beſchluß.)

Am folgenden Morgen wollte ich weiter; meine Zeit war kurz, und Schweinle, nachdem die Jugenderinnerungen abgethan waren, eine tabula rasa, auf der nur Weinpreiſe verzeichnet ſtanden; aber er ließ mich nicht los. »Höre, Karl,« ſagte er zu mir, »wenn Du mir zu Liebe auch nicht länger bleiben magſt, ſo wird Dich doch vielleicht eine Schelmerei, die ich mit Deiner Hülfe auszuführen gedenke, noch einen Tag zu feſſeln im Stande ſein. Warſt Du doch ſonſt dergleichen nicht abgeneigt. Im nächſten Dorfe wohnt mein College und Freund Caplan Muck, der ärgſte Knauſer an der ganzen Moſel. Sein Gehalt iſt zwar nur gering, und er muß drei alte Tanten ernähren; aber er hat Vermögen, er beſitzt mehrere große Weinberge von trefflicher Lage, und hat Theil an einem Kalkofen, ſo daß Niemand beſſer als er im Stande iſt, ſeine Collegen und Freunde auf das Stattlichſte zu bewirthen. Dennoch geht es ſehr hungrig bei ihm zu, und ſein Wein iſt ſo ſchlecht, daß man einen ſchwachen Magen damit vergiften

könnte. Was ist gottlos, Karl, wenn dies nicht gottlos ist? Da hab' ich nun einen Racheplan entworfen. Wir wollen den Filz züchtigen und wo möglich bessern und umgänglich machen. Unter einem umgänglichen Menschen versteh' ich nämlich einen, der guten Wein hat und ihn preis gibt. Was ich vorhabe, ist dies: Muck sitzt schon zwölf Jahre auf der schlechten Stelle zu Hambach, und seine Aussicht aufzurücken ist nicht groß, da er einst das Wort »List« beim Katechumenen-Unterrichte durch »preußische Pfiffe« *) erklärt, und sich so die Ungnade seiner Behörde zugezogen hat. Nun bewirbt er sich um die Stelle des Dechanten zu Oberwald, der kürzlich gestorben ist, und hat deßhalb auch schon Schritte beim Bischofe gethan, der ihm aber wenig geneigt sein soll. Ich werde ihm nun schreiben, es sei ein Professor aus Berlin bei mir zu Gaste, ein Duz- und Herzensfreund des Bischofs, dessen Fürsprache zu gewinnen für ihn ungemein wichtig sei. Ich wolle diesen daher heute Abend zu ihm hinüberbringen. Du wirst nun den Professor spielen, lieber Karl, und ich denke, auf diese Weise werd' ich doch einmal bei dem Menschen ein gutes Glas Wein kriegen.«

Der Vorschlag war verlockend; ich sträubte mich eine Zeit lang und willigte dann ein. Wir verfaßten gemeinschaftlich den Brief, und Schweinle fügte als Postscriptum hinzu:

»Uebrigens sorge für bessern Wein und bessern Tisch als gewöhnlich. Ich rathe Dir dies in Deinem eigenen Interesse.«

»Der Brief ist um zehn Uhr in Hambach,« sagte Schweinle, nachdem er das Schreiben abgesendet. »Er wird gleich einen reitenden Boten nach Trier schicken, das nur eine Stunde entfernt ist; die drei Tanten werden

*) Die Rheinländer, welche noch immer die Bewohner der alten preußischen Provinzen vorzugsweise »die Preußen« nennen, sagen sprichwörtlich von einer listigen Handlungsweise: »Das sind preußische Pfiffe.«

ſchlachten, rupfen, ſpicken, kochen, braten und ſieden; Muck wird ſeufzend ein Dutzend Flaſchen von ſeinem beſten Grünhäuſer aus der Bibliothek*) holen. Kurz, Freundchen, wir ſehen einem köſtlichen Abend entgegen.«

In dem Wagen des Bürgermeiſters von Heimchen, den Schweinle erbeten hatte, um unſerem Auftreten mehr Glanz zu verleihen, erſchienen wir mit einbrechender Dunkelheit vor dem Pfarrhauſe zu Hambach. Muck, der eben ſo mager und ſchmächtig war, als Schweinle wohlbeleibt und unterſetzt, ſtürzte uns in blanken Stiefeln entgegen, hob mich reſpektvoll aus dem Wagen, und umarmte ſeinen Collegen zärtlich. »Er habe Speiſen und Champagner für vierzig Thaler aus Trier kommen laſſen,« flüſterte er ihm hörbar in die Ohren. »Das iſt brav!« erwiederte Schweinle; »der Profeſſor ſcheint mir ein Feinſchmecker zu ſein, und, was den Wein angeht, ſo iſt er, ich weiß es, ein Kenner erſter Größe.«

Ich benahm mich einſylbig-vornehm, und ſchlug die mir angebotene Pfeife angeblich aus Rückſicht für »die Damen« aus — eine Ehre, die den drei Tanten, welche ein ſehr ländliches Ausſehen hatten, zum erſtenmal zu widerfahren ſchien. Da ich, der mächtige Protektor und Buſenfreund des Biſchofs, nicht rauchte, hielt es auch Muck für unangemeſſen, und nur Schweinle dampfte und qualmte rückſichtslos.

Muck wich nicht von meiner Seite, und ſuchte mir ſeine Qualitäten als Prediger und Seelſorger ins beſte Licht zu ſetzen, ohne noch direkt eine Bitte zu wagen. Er theilte mir eine Taufrede und einen halben Leichenſermon mit, ſprach Deutſch und Latein in buntem Gemiſch, und als er ſah, daß ich gähnte, brachte er allerlei ſaubere und unſaubere Anekdötchen zum Vorſchein, und eine Fluth von Jagdgeſchichten, die er alle ſelber erlebt haben wollte. Da auch dies nicht verfangen wollte, ſetzte er ſich an's Klavier und ſing an Kirchen- und Burſchenlieder zu ſingen mit

*) So heißen an der Moſel die Keller der Geiſtlichen.

wahrhaft grauenhafter Stimme und unſäglich wenig Takt und Melodie. Die Tante liefen unterdeſſen ſchweißtriefend ab und zu; durch das ganze Haus zog ein ſüßer Speiſeduft. Meine ganze Hoffnung war auf die Tafel gerichtet. Was konnte man hier anders thun als eſſen?

Endlich trat die älteſte und magerſte der Tanten in die Thür. Sie hatte ein feines, vergildtes Spitzenhäubchen auf und Locken aus brauner Seide, die ſich auf der einen Seite ſo weit vorgeſchoben hatten, daß ſie ins Auge hingen. »Wollen Sie die Güte haben, Herr Profeſſor, mit unſerer beſcheidenen Abendmahlzeit fürlieb zu nehmen und uns jetzt ins andre Zimmer folgen?« ſo lautete das längſt erwartete Signal zum Aufbruch. Ich ergriff ihren Arm; die Andern kamen hinterdrein, Schweinle mit einer angebrochenen Flaſche unter dem Arme, indem er das alte Lied: Wer niemals einen Rauſch gehabt ꝛc. mit halblauter Stimme ſang.

Ich ſaß oben in einem großväterlichen Lehnſtuhle zwiſchen der magerſten Tante und Muck, Schweinle, deſſen Naſe wie weiland Fähnrich Piſtol's Naſe leuchtete, mir gegenüber, die Andern zu beiden Seiten. Die Tafel ächzte unter all den blanken, ſchwerbelaſteten Schüſſeln; von den Gerichten machte ſich ein wilder Saukopf, trotzigen Angeſichts, mit einer Citrone im Maul, beſonders geltend; daneben ein zuckerner babyloniſcher Thurm im Rococoſtyl. Wie Maſten in einem Hafen ſtarrten die Flaſchenhälſe empor; es war von dem mit Recht geprieſenen Grünhäuſer, und dazwiſchen drohten ſilberglänzende Champagnerbatterien. Muck ſprach wenig mehr; mit den drei Tanten im Verein war er nur immer beſtrebt, meinen Teller zu füllen, und hätte ich nur einem Zehntheile ihrer Bitten und Nöthigungen Folge geleiſtet, ich hätte gleiches Schickſal mit Schweinle's Vorgänger erlitten, ich wäre zerplatzt. Ebenſo war's mit dem Einſchenken. Hier geſellte ſich auch Schweinle zu meinen Peinigern; er ſchrie: Wer nicht trinke, habe kein aufrichtiges Gemüth, und redete mich einigemal, aus der Rolle fallend, mit Du an. Ueberhaupt war ſeinem Collegen ſein

ausgelaſſen luſtiges Benehmen und ſein ſonderbares Lachen auffallend; da ich aber die ernſte, gewichtige Miene, die ich einmal angenommen, immer beibehielt, ſchöpfte er keinen Verdacht, und mahnte nur immer ſeinen Freund mit tauſend Zeichen über und unter dem Tiſche, durch dies freie Benehmen keinen Anſtoß bei mir zu erregen.

Endlich, als die Champagnerflaſchen zu puffen begannen, wobei die drei Tanten, die zum erſtenmal in ihrem Leben ſolche Geſchütze löſen hörten, wie drei Vögel Strauße die Köpfe unter die Tafel ſteckten, als meine Geſundheiten feierlich ausgebracht worden, und ich eben ſo feierlich den gaſtlichen Wirth, die Tanten, die Weinberge und den halben Kalkofen hatte leben laſſen: löſ'te Muck auch den Kork ſeines Herzens, und bat um meine Empfehlung bei dem Biſchofe. Ich verſicherte ihm hierauf, wie ich Alles bei dem Biſchofe gelte, wie bei ſolchen Kenntniſſen und Fähigkeiten, bei der Liebenswürdigkeit ſolcher Perſönlichkeit an einem günſtigen Erfolge nicht zu zweifeln ſei, ja, wie ich nicht anſtehen könne, ihm ſchon jetzt zur Dechantenſtelle in Oberwald zu gratuliren, und hiermit auf ſeine neue, ſo vortheilhafte Beförderung ein Glas zu leeren. Alles ſtieß an; über Schweinle kam der Geiſt, er ſtieg auf einen Stuhl und redete Lateiniſch; die Tanten krähten und kreiſchten unter einander; es war ein unermeßlicher Jubel und Lärm in dem Hauſe.

Schon ſeit einer Stunde harrte unſer Wagen angeſpannt vor der Thüre; der Knecht des Bürgermeiſters, für den bei dem Geize Mucks und ſeiner Frauenzimmer keine oder nur wenige Broſamen von dem reichen Tiſche gefallen waren, mahnte durch ungeduldiges Klatſchen und immer heftiger ausbrechendes Fluchen. Niemand hörte ihn als ich, dem endlich bei dieſem tollen Treiben der Kopf zu ſchwindeln begannn. Die Glocke ſchlug Zwölf, halb Ein, Ein; ich zog Schweinle am Rocke und trug entſchieden auf Aufbruch an. Da erhob ſich dieſer mit flammendem Angeſicht, indem er einen komiſch feierlichen Ausdruck annahm, ſo daß er mir wie Moſes und der feurige Buſch zugleich

erſchien. »Muck,« rief er, den Arm horizontal ausſtreckend, mit donnernder Stimme, »Muck, ich bin gerächt. Die Strafe, die nie ausbleibt, wenn man ſündigt, iſt über Dich gekommen. Du haſt nun Buße gethan, und ich ertheile Dir Abſolution kraft meines Amtes.«

Muck und die Tanten ſtarrten den Glühenden ſprachlos mit offenem Munde und großen Augen an; ich ſchob und zog ihn hinaus, ſchleppte den Widerſtrebenden in den Wagen und wir rollten davon.

Wie die Geſchichte ſich weiter verlaufen, iſt mir unbekannt, da ich am folgenden Tage meine Reiſe fortſetzte. Nur ſo viel hat mir ein Freund aus Trier mitgetheilt, daß Muck ſich mit einem Advokaten berathen habe, ob er nicht eine Anklage gegen Schweinle anhängig machen könne, daß ihm aber der Advokat erwiedert, eine ſolche Anklage würde ſchwerlich den gewünſchten Erfolg haben; das Einzige, was ihm vernünftiger Weiſe zu thun übrig bleibe, ſei, die Myſtification über kurz oder lang durch eine ähnliche zu erwiedern.

Ob Muck eine ſolche unternehmen will, und ob ſie ihm gelingen wird, muß die Zeit lehren.

Kleine Zeitung.

Raupach iſt geheimer Hofrath geworden. Es fragt ſich, ob er dieſe Ehre ſeinen erheiternden Trauerſpielen oder ſeinen betrübenden Luſtſpielen verdankt. Er ſteht jetzt offenbar zum Ritter pour le merite, und, gebt Acht, er wird es werden, bevor er 100 Acte, alſo 16⅔, *) Trauerſpiele, verfertigt, wozu er nur ungefähr 2 Jahre braucht.

In Flachſenfingen, deſſen früherer Fürſt geiſteskrank war, äußerte ein Bauer. »Der vorige Herr ſoll verrückt

---

*) Da man Raupach jeden Act bezahlt, ſo ſoll ſich der Herr Geheime Hofrath entſchloſſen haben, lauter ſechsactige Dramen zu verfertigen.

gewesen sein, dieser das Gegentheil. Beides haben wir nicht gemerkt.«

Das Contagium der Wiederherstellung der halb verfallenen Burgen am Rhein schreitet immer vorwärts, so daß schon einige Gegner daran gedacht haben, leere Plätze anzukaufen, um künstliche Ruinen, wie im Schwetzinger Garten, zu erbauen, so daß auf alle diese chevaleresken Gebäude, die Berliner Phrase: »Des iß nicht des« passen wird. Ich habe übrigens schon einmal bemerkt, daß es recht schwer werden wird, das romantische Mittelalter ganz wieder herzustellen. Denn wenn sich auch am Ende auch einige Ordensinhaber, welche das Geschäft der Raubritter übernähmen, fänden, so wäre es doch schwierig Kaufleute aufzutreiben, welche darin willigten, daß ihre Waaren ihnen genommen und auf die Menschenhorste geschleppt würden.

Wie die Zeiten sich ändern! Man spricht von einer Centralcommission in Mainz und Frankfurt, um die Nassauer und Hessischen Regierungen zu burschenschaftlichen Principien, betreffend die Einheit Deutschlands, zu veranlassen. — Nikolaus Becker sollte jetzt ein Versöhnungslied für beide Staaten dichten. Das könnte nach meinem geringen Dafürhalten auch wohl anfangen und enden:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein.

Vielleicht könnte er auch in Ermangelung besserer noch die Reime brauchen:

Nicht Löcher darin graben,
Nicht füllen ihn mit Stein.

Hegel drückt sich in seiner Aesthetik im dritten Theil S. 393 über die Idylle in dem modernen Sinne des Worts, in welchem sie von allen tieferen allgemeinen Interessen des geistigen und sittlichen Lebens absieht, und den Menschen in seiner Unschuld darstellt, folgendermaßen, höchst humoristisch aus:

»Unschuldig leben heißt hier nur: von Nichts wissen, »als von Essen und Trinken, und zwar von sehr einfachen »Speisen und Getränken, zum Exempel von Ziegenmilch, »Schafmilch, und zur Noth höchstens von Kuhmilch, von »Kräutern, Wurzeln, Eicheln, Obst, Käse und Milch, — »Brodt, glaube ich, ist schon nicht recht mehr idyllisch, — »doch muß Fleisch schon eher erlaubt sein, denn ganz wer»den die idyllischen Schäfer und Schäferinnen ihr Vieh doch »nicht den Göttern haben opfern wollen. Ihre Beschäftigung »nun besteht darin, diesem lieben Vieh mit dem treuen »Hunde den ganzen lieben Tag aufzupassen, für Speise »und Trank zu sorgen, und nebenher mit so vieler Senti»mentalität als möglich, solche Empfindungen zu hegen und »pflegen, welche diesen Zustand der Ruhe und Zufrieden»heit nicht stören" d. h. in ihrer Art fromm zu sein, auf »der Schalmey, der Rohrpfeife u. s. f. zu blasen oder sich »etwas vorzusingen, und vornämlich einander in größter »Zartheit und Unschuld lieb zu haben.«

Was doch Könige immer für Vertheidiger finden! So soll die ungenießbare Participialconstruction der Baierschen Majestät durch die wohldenkende deutsche Gesinnung entschuldigt werden, womit sie verfaßt ist. Am Ende ist Luther auch nur deshalb aus der Walhalla ausgeschlossen, damit ein neuer Religionskrieg vermieden werde.

Th. v. K.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 11 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ßß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 10 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 21 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 50. Donnerstag, 15. December. 1842.

Eröffnung

von K. A. Mayer.

Ihr quält mich, wer das Mädchen sei,
Das meine Lieder preisen?
Den Namen zwingt mir Keiner ab
Mit Feuer und mit Eisen;
Doch nehmt ihr jetzt mein Wort in Acht,
So habt ihrs schnell herausgebracht.

Ihr folgt dem Bach das Thal hinab,
Bis wo die Mühlen stehen;
Dann müßt ihr links den Berg hinauf
Durch Eichenwälder gehen.
Am Wasser trefft ihr keinen Steg,
Und durch das Dickicht führt kein Weg.

Und über Klippen mancher Sprung,
Der darf euch nicht verdrießen,
Und laßt getrost ein Tröpfchen Schweiß
Euch von der Stirne fließen,
Und kommt mir nicht, ich rath' euch gut,
Im langen Kleid und Seidenhut.

Dann wird ein Felsen-Ungethüm
Sich euern Blicken zeigen.

Habt ihr das Klettern wohl gelernt,
So mögt ihr ihn ersteigen.
Gelingt es nicht, als wenn ihr fliegt, —
So wartet, bis ihr Federn kriegt.

Auf jenem Felsen steht ein Baum,
Da könnt ihr deutlich lesen,
Wer meiner Lieder Königinn
Bis diese Stund' gewesen.
Mit einem Messer feingespitzt
Hab' ich es zierlich eingeritzt.

Schon manchen warmen Kuß, o glaubt,
Empfing die kalte Rinde.
Viel lieber freilich gäb' ich ihr
Dem süßen Himmelskinde.
Denkt immerhin, ich wär' nicht klug;
Es thut mir gut, das ist genug.

Ich liege, wann der Abend kommt,
Dort unter jenem Baume.
Hoch über mir der Wipfel rauscht
Von meinem Liebestraume,
Und aus der Ferne bringt zu mir
Manch leises süßes Wort von ihr.

Gern mag ich hier die weite Welt
Aus voller Brust begrüßen;
Denn Thal an Thal und Berg an Berg
Liegt all zu meinen Füßen.
Oft schlummr' ich, in das Moos geschmiegt,
Vom Blattgeflüster eingewiegt.

Du stilles Plätzchen, das sie nicht
Belauschen und begossen,
Als meiner Liebe Heiligthum
Bist du so hold geschossen,
Zu groß für Eins, zu klein für Drei —
O Mädchen, komm, dann sind es Zwei!

1831.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1842

von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.*)

Hamburg, im Aug. 1842.

Fast nie bin ich so von Neugier gekitzelt worden, die Physiognomie einer Stadt kennen zu lernen, als da Lübecks Thürme am fernen Horizont auftauchten. Die Götterwohnungen ließen auf viel glänzendere der Sterblichen schließen, als sich hernach meinen getäuschten Augen darboten. Dazu schwebte vor meinen Augen das Bild der einst so mächtigen Hansestadt, die im sechszehnten Jahrhunderte den kühnen Entschluß fassen konnte, durch seinen, von einem Grobschmidt zum Admiral avancirten Meier ganz Dänemark zu erobern. Zudem hatte ich von competenten Richtern gehört, daß der geistige Bildungszustand, die Urbanität in der Gesellschaft, Lübeck vor allen Schwesterstädten auszeichne.

Aber ich fühlte mich arg in meiner Erwartung betrogen. Die Stadt bot mir einen traurigen Anblick der Menschenleere, der Geschäftslosigkeit und des Verfalls. Mir war zu Sinne, als ob die Cholera noch ihr mörderisches Handwerk übe. Lübeck kam mir vor, als ob es eine Zeitlang beim Teufel im Lombard gestanden, und von demselben in der Zeit arg vernachlässigt sei, während die Kirchen sich einer besondern Engelhut erfreut hatten.

Mein böser Stern führte mich in meiner Misstimmung nun auch in das Gasthaus zu den fünf Thürmen, welches durch seine Länge und Mangel an Breite eine Menge Zimmer zum Korridor macht, und dem ganzen Hause ein verfeltes Aeußere giebt. Dabei war der sonst artige Wirth krank, in der Unterhaltung mit zwei anschei-

*) Irrthümlich ist in Nr. 17. bereits der Schluß der Reiseskizzen angekündigt. D. R.

nend berauſchten Commis-Voyageurs begriffen, welche noch holpriger ausfiel, als der im vorigen Blatte erwähnte Weg von Ratzeburg nach Mölln. Zwei vergebliche Wege um meine Univerſitätsfreunde. die Doctoren Elber und Faber aufzuſuchen, ließen mich fürchten, daß auch der Oberappellationsrath Bluhme, mein genauer Schulfreund, wie jene nach Travemünde, wo irgend ein Concert, oder ein Schiff oder irgend eine Luſtbarkeit von Stapel lief, gefahren ſei. Mir ward enge um die Bruſt, ich ließ ein Cabriolet kommen und fuhr mit einem lahmen Kutſcher und einem halbblinden Pferde nach Schwartau. Hier traf ich meinen biedern Freund W . . . . mit ſeiner liebenswürdigen; mir bis dahin unbekannt geweſenen Gattin. Schwartau gehört zu den wenigen Flecken, welche jeden Fremden anheimeln. Vor ſich, in eine Ebene blickend, hat man im Rücken ein ſich erhebendes Hölzchen, ſo daß man zwiſchen Berg und Thal zu ſtehen ſcheint. Die Wohnungen ſind meiſt alle freundlich, die meines Freundes iſt trotz der Einfachheit, reizend zu nennen.

Es war dem Aſſeſſor K., meinem ehemaligen theuren Kollegen, welcher dort mit großer Anerkennung von Seiten der Eingeſeſſenen das Amt verwaltet, auf meine Bitte, die Kunde geworden, es ſei ein Oldenburger angekommen, und da mir wol der Zauber bekannt war, welchen dieſer Ausruf auf meine neuen Landsleute wirkt, ſo war es mir auffallend, daß die Botſchaft, trotz dem, daß ihr Empfang ſogleich berichtet war, nicht die gehoffte Wirkung äußerte.

Lieber Kobbe! lachte W., wir müſſen nur noch wieder die Sendung an Freund K. erneuen und hinzufügen, daß du hier biſt; denn auf die bloße Nachricht, daß ein Oldenburger hier ſei, kommt er nicht.

Wie ſo?

Das iſt nämlich bei uns ein längſt verbrauchter Kniff, der nur ſelten mehr zieht, um einen Freund zum Kaffe oder zum Spaziergang bei ſich zu ſehen.

Die Botſchaft wurde erneuert.

K. erſchien ſofort. Auf meine Bitten fuhren wir nach dem nahe belegenen Renſefeld zu meinem vieljährigen Freunde, dem Paſtor J., welcher um dieſe von unſerm Fürſten ihm verliehene Patrimonialpfarre, mit Berückſichtigung ſeiner ſtarken Familie nachgeſucht hatte, und nun zwar viel kräftiger und geſünder ausſieht, als er es je in Oldenburg that, aber doch ſo von Sehnſucht nach ſeinem Geburtsort erfüllt war, daß er kaum einem Schweizer an Heimweh nach dem vaterländiſchen Boden nachſteht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Sprache in Amerika.

In Baltimore rief ein Mädchen aus dem Fenſter des obern Stocks einem auf der Straße gehenden Knaben im ächten Frankfurter Deutſch zu: Heid eße mer hunde. (heute ſpeiſen wir unten). Ein vorübergehender Preuße, die Worte nach ihrem Klange auffaſſend, ruft verwundert hinauf: Na, da mag ich ihr Jaſt nicht ſind.

Baltimorer Correſpondent.

Kleine Zeitung.

Wie ſehr das Gefühl der Legitimität ſo wie die Austrägalinſtanzen im Naturrecht gegründet ſind, davon mag folgende, dem Jäger, einer allgemeinen Jagdzeitung für Deutſchland, alſo einer glaubwürdigen Quelle entnommene Erzählung dienen.

»Ein Offizier der mehrere Jahre in Dienſten einer »franzöſiſchen Corvette im Archipelagus ſtand, theilte uns »folgende buchſtäbliche Erzählung mit:

Wir waren in den Hafen von Zeitoum eingelaufen, einer Stadt in Theſſalien, ungefähr 20 Lieues ſüdweſtlich von Lariſſa, und von den Einwohnern, die noch kein franzöſiſches Schiff geſehen, ſehr freundſchaftlich empfangen worden; unter dem Donner ihrer Artillerie liefen wir ein. Ich nahm meine Wohnung in einem der remarkabelſten Häuſer des Ortes, auf einem von hohen Bäumen umgebenen Platze. Am andern Morgen bemerkte ich auf einem dieſer Bäume ein Storchenneſt, und mein Wirth erzählte mir: »der Augenblick, wo die Eier auskommen müſſen, iſt nahe, und dann werden wir Zeuge einer kurioſen Begebenheit ſeyn; ich habe nämlich eines Nachts die Eier des Storches mit Hühner-Eiern vertauſcht, und der Vogel hat keinen Argwohn geſchöpft, ſondern die Fremdlinge mit derſelben Liebe gepflegt. Wir werden ſehen, was jetzt daraus wird.« Mein Wirth war ein Grieche, ein großer Ornithologe, der der Naturgeſchichte des Storches beſondere Studien geweiht hatte.

Wie bekannt, genießen die Störche in Griechenland eine Art religiöſer Verehrung. Niemals ſind ſie der Verfolgung des Jägers oder dem Muthwillen Anderer ausgeſetzt; ſie gelten, wie auch bei uns, den Häuſern auf deren Dächern ſie ihre Wohnung aufſchlagen, als gutes Omen, und leben eben ſo ganz ungeſtört mitten unter den Einwohnern; man beklagt ihre Abreiſe und freut ſich ihrer Wiederkehr. Die Bäume in und um Zeitoum waren von einer erſtaunlichen Menge dieſer Vögel bewohnt. Doch kehren wir zurück zu unſerm Neſte.

Zwei Tage darauf kamen die Eier aus. Die Storchenmutter betrachtete ſie und ſah, daß es fremdartige Weſen ſeien, die ſie unter ihren Fittigen ins Daſeyn gerufen, daß — ein trauriges Loos ihnen bevorſtehe. Als der Gatte heimkehrte, wich das arme Thier nicht von der Stelle und blickte ihn mit troſtloſer Miene an; derſelbe zog wiederholt aus und kehrte wieder, war aber nicht im Stande

die Gattin zur Entfernung von ihrem Neſte zu bewegen, welche mit der größten Anſtrengung die Frucht einer andern Liebe als der ſeinigen den Blicken des Gemahls zu verbergen ſuchte. Aber das Neſt wurde doch bald der Schauplatz eines gräßlichen Ereigniſſes. Der Gemahl ſchöpfte Verdacht und drang gewaltſam in das Heiligthum ſeiner beſchimpften Vaterſchaft. Das Weibchen ſuchte mit Anſtrengung dieſes ganz legitime Verfahren ihres Eherrn zu verhindern, aber es gelang ihr nicht, und er bekam die Baſtarde zu Geſicht, von denen mehrere auf den Rand des Neſtes liefen. Als der Gatte nach dem Erkennen der fremdartigen Kinder über die Entweihung ſeiner Ehe nun keinen Zweifel mehr hegen konnte, machte er ſich empört auf und holte ein große Anzahl Störche zuſammen. Ich ſah die Vögel von allen Punkten des Horizonts herbeiziehen und ſich auf einen nahen Baum niederlaſſen. Hier erhoben ſie ein gewaltiges Geklapper, und die Berathung war lang und höchſt ernſthaft, bis es endlich zu einem harten Entſchluß kam. Die ganze Verſammlung erhob ſich, und ſämmtliche Vögel nahmen in geſchloſſener Maſſe ihre Richtung auf den Baum, welcher das entſetzliche Neſt trug. Um daſſelbe ward ein großer Kreis gebildet, um gemeinſchaftlich Rache zu nehmen und die Schande zu tilgen, welche dem geſammten Storchgeſchlecht angethan war. Alle ſtürzten ſich über die unglückliche Mutter her, und nachdem ſie dieſelbe mit den Schnäbeln zerfetzt und mit den Beinen zertreten hatten, ſchleuderten ſie den verſtümmelten, von Blut triefenden Körper in die Luft. Jetzt kam die Reihe an die jungen Hühner; ſie wurden ebenfalls maſſacrirt und zur Erde geſchleudert; das Neſt hatte daſſelbe Schickſal, es wurde in Stücke zerriſſen. Nachdem dieſer Akt vollſtändig ausgeführt war, ließen ſich die Störche eine ganze Weile rings auf die Bäume nieder, und erhoben ein Geklapper des Triumphes über die Scene ihres grauenhaften Gerichts.

So ſehr dieſe Erzählung das Gepräge der Fabel

trägt, so wird sie doch als wahr verbürgt. Ob in solchem Falle ein nur ähnliches Benehmen der Störche statt fände, wäre mindestens eines Versuchs werth, der sich namentlich grade jetzt anstellen ließe.

Th. v. K.

Kleine Chronik.

Am achten dieses Monats wurde hier Prutz' Karl von Bourbon bei vollen Hause mit vielem Beifall gegeben. Man konnte dem trefflichen Zusammenspiele der Schauspieler anmerken, daß dies von ächter Poesie durchdrungene Drama die Lust und hiermit auch die Kraft der Darstellenden gesteigert hatte. Eine Exposition des interessanten Stückes behalten wir uns für ein anderes Blatt vor. Hier begnügen wir uns, Prutz, dessen Gesinnung und Leistungen auf dem Gebiete der Lyrik bisher so lauten Anklang im Herzen der Nation gefunden haben, auch als Dramatiker freudig zu begrüßen. Möge er auf dieser Bahn fortschreiten! Auf ihn und Mosen richten wir gegenwärtig unsere Blicke, wenn wir die Hoffnung aussprechen, daß eine zeitgemäße, nachhaltige Umgestaltung der Tragödie zu erwarten stehe.

K. A. Mayer.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 14 ggr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Mitredactoren:
Theodor von Kobbe. Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.
Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nisi quod honestum.

Fünfter Jahrgang.

№ 51. Donnerstag, 22. December. 1842.

Der Verlegene

von K. A. Mayer.

»Was der Augenblick, der schnelle, in den Schooß dir wirft, erhasche;
»Trinke, eh der Schaum verflogen, Saft aus der Champagnerflasche,
»Wärme dich am Liebesfeuer, eh es wird zu todter Asche.«

Also sprech' ich Nachts um Zwölfe auf der Schwelle meiner Lieben,
Die ich hab' hierher begleitet von dem Ball im Saale drüben;
Ach! sie ist hineingegangen, außen ich allein geblieben.

»Gute Nacht« so sprach sie traulich; »gute Nacht« so sprach ich wieder;
Hörbar schlug mein Herz im Busen, Feuer schoß durch meine Glieder;
Dennoch kam es nicht zum Kusse; und betreten sah ich nieder.

Dankend reichte sie die Hand mir, ach! die Hand, die weiße, kleine,
Und mit leisem, schnellen Drucke faßte sie so weich die meine —
Dennoch kam es nicht zum Kusse, denn ich stand gleich einem Steine.

O verdammt ward in die Hölle, wer vor Mädchen ist verlegen;
Hände hab' ich wie ein Anderer, um die Liebste sie zu legen,
Aber, wenn es gilt, so kann ich nicht den kleinen Finger regen!

1837.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843

vom Theodor von Kobbe.

(Beschluß.)

Hamburg, im Aug. 1843.

Und in der That, diese Sehnsucht ist nicht dem Oldenburger allein in das Herz gegraben, sie überschleicht einen Jeden, der nur kurze Zeit in dieser Stadt gewohnt hat. An dem Klima kann es nicht liegen, denn unser Lenz zeigt sich nur in Moordampf eingehüllt; im Sommer kutschirt Phaeton unserer Erde entweder zu nahe oder zu fern, im Winter droht das Wasser als Eis oder Fluth unser Land zu verderben; nur der Herbst ist meistens leidlich. Die Weintrauben können nur auch selten, wie in diesem Jahre die vom Ziegelhof, zur Kur dienen, wohl aber um unartige Kinder zu Bett zu bringen. Unsere Gewässer sind nicht so klar, daß Forellen darin leben, taugen mithin nach Prießnitz nicht zur Wasserkur, und was die Berge betrifft, so haben wir deren nur drei, am Zwischenahner Meer, wovon der eine, an sich unscheinbare, durch die vielen Besuche im Pfingsten fast platt und zur Ebene getreten ist. — Aber die Menschen sind es, welche diesen Zauber üben. Vom Gelehrten bis zum Rentier ohne Beschäftigung, vom Genie bis zum Philister, findet hier jeder seine Genossenschaft; in der höhern geistigen Sphäre aber liefert Oldenburg eine so große Menge tüchtiger Köpfe, (minder warme Herzen, wenn gleich auch von diesen vorzügliche Exemplare) daß der Engländer wol nicht Unrecht hatte, als er von dem regen geistigen Treiben nach allen Branchen hin in unserer Stadt reden hörte, bemerkte:

Ainsi la ville doit être très-grande.

Und so will ich es denn auch nicht leugnen, daß, indem ich diese Zeilen niederschreibe, mich dieses nordische Heimweh anwandelt. Nicht zu meinem Häuschen vor dem Thore,

und ſeinem freundlichen Gärtchen, nicht zu dem Bilde des von dem geſchickten Theatermaler Prefuhn auf meine Stallwand gemalten Fräulein von Hohenſchwangau, der Geliebten des Ritters Toggenburg, das auf meinen Lieblingsſitz im Garten blickt, und mich immer an eine unglückliche, und doch nicht vertilgbare Liebe erinnert; nicht zu meinem Caspar Hauſer, welcher in meinem Keller die Aepfel und den Wintervorrath bewacht, und ſo täuſchend ähnlich, wie er mit dem Rößlein ſpielt, gemalt iſt, daß Polizeirath Merker, wenn er ihn ſähe, gewiß ſeinen nicht unwahrſcheinlichen Betrüger zurück nähme, ſondern zu Euch, meine treu geſinnten Freunde! zieht mich die Sehnſucht. Wäre mein Magen funfzig Mal ſo groß als er iſt, ich könnte ihn hier füllen; aber, das Häuschen in Eppendorf abgerechnet, wird mir doch nirgends wohler als bei Euch, und ich gebe dem bankrott gewordenen Chokoladefabrikanten durchaus Unrecht, als er ausrief: »Oldenburg iſt der Ort nicht«. Das iſt eine eben ſo malcontente, auf innerer Unzufriedenheit baſirte Rede, wie die jener Dame, *) welche nach einen ſchnell gedämpften Feuer ausrief: In Oldenburg kann doch nichts Ordentliches zu Stande kommen, nicht einmal ein Feuer.

Es war 11 Uhr, als ich vor die Thore Lübecks kam, wo man ein ſo enormes Sperrgeld forderte, daß man dadurch wol den Mangel an Paſſirenden erſetzen wollte. Auf den Straßen war alles ſtill und ſtumm. Man ſah keinen Verliebten, nur einen Nachtwächter gewahrte ich, der einem Laternpfahl etwas zuzuflüſtern ſchien. Die Lübecker Wirthshäuſer haben gewiß keine Polizeiſtunde. Denn würde die geboten, man würde nach dem Horaziſchen

*) In Oldenburg iſt während meines zwei und zwanzigjährigen Aufenthaltes, nur ein Haus, eine Zuckerfabrik, abgebrannt. Das Volk glaubt, der Hochſeelige Herzog habe es verſtanden, das Feuer zu beſprechen, und dies auch ſeinen Herrn Sohn gelehrt

nitimur in vetito gewiß nach Mitternacht noch ſitzende Gäſte dort finden.

Neuſtadt iſt ein Ort ohne Geſicht. Es iſt vor etwa 40 Jahren abgebrannt und hübſch und niedlich neu gebaut. Solche Orte rangiren noch unter den amerikaniſchen Städten, etwa mit Bremerhafen. — Die Jugend kann mit den neuen Kalkſteinen keine Paläſte für die Erinnerung bauen. Dazu gehören krumme Straßen, ſchauerliche Plätze, verfallene Baulichkeiten, alte Kirchen und Denkmäler, und Sagen von Mord und Verbrechen, die an einzelne Häuſer, in denen jetzt blonde Engelköpfchen wohnen, geknüpft ſind. — Das Merkwürdigſte in Neuſtadt iſt ein wunderſchöner Roſenbaum, mit dem man gewiß perſiſch, wenigſtens weſtöſtlich divanmäßig reden kann. Er ziert das beſte Haus in der Stadt, das meines Freundes am Markte. Am Humoriſtiſchen nimmt ſich das Rathhaus aus, welches grade wie eine Unteroffizierwache ausſieht.

Auch die Frau meines Schulcameraden iſt meine Jugendfreundin. Der ſanfte Charakter, das blaue Auge, die Erinnerungen an das gottgeliebte Uetersen ſind auch bei ihr geblieben. Sie iſt die Mutter von Kindern der allerverſchiedenſten Anlagen. Ich ſtellte ihnen allen ihr Prognoſtikon, und bezeichnete unter den Kindern das, welches ſich am Früheſten verlieben, das am Willigſten, und das am Schwierigſten ſich zu Geldanleihen verſtehen würde, wer am meiſten Anlage zum Etatsrath, wer ſie zum Rothſchild hat, und ich bezweifle nicht, daß, wenn mein Körper ſich ſchon längſt in dem grünen Hinterhof des Lebens, dem Friedhofe gebettet hat, ſie meine Vorherſagung ſo gewiß erfüllen werden, wie früher die Sprüche des Delphiſchen Orakels oder die einer Macbethſchen Hexe wahr wurden.

Wenn ich zu reichen Leuten komme, bringe ich ihnen allezeit Unglück, wie den Armen Glück. Meinem Freunde paſſirte das Unerhörte in ſeinem Leben, daß ihm während meiner Anweſenheit eine Ladung Weizen, wenn auch nur

in einem kleinen Kahne, faſt zu Grunde gegangen wäre. Sank er zehn Minuten ſpäter, weiter in die See hinein, ſo hätte ein Dutzend Menſchen das Leben eingebüßt.

Ich entſchuldigte mich deshalb ſo gut wie ich konnte. Ich vertraute dem Freunde die Gründe, weshalb er auf dieſe Weiſe vom Schickſal zum erſten Male angefeindet ſei. Er lächelte anſcheinend ungläubig, ich glaubte aber doch, daß er, wenn er tiefer darüber nachdenkt, kein ungläubiger Thomas bleibt. Mein Umgang wäre etwas für den König Polykrates geweſen. Der hätte gewiß einige Hiobspoſten bekommen, wenn ich bei ihm logirt hätte.

In Neuſtadt lernte ich die würdige verwittwete Superintendentin P. kennen, welche ſich mir als eine genaue Freundin meiner ſchon, im Jahre 1805 mir durch den Tod entriſſenen, Mutter kund gab. Ihr Mann war zu der Zeit Prediger auf der Inſel Föhr geweſen, als mein Vater dort als Landvogt angeſtellt war. Ein Convolut Briefe, welche mir die verehrungswürdige Matrone ſchenkte, die einzigen, welche ich in meinem Leben von der mir ſo theuern Hand geſehen, wurde von mir verſchlungen. Wie glücklich bin ich, nachdem ich ſo früh, in Bezug auf Mutterliebe, verwaiſ't bin, dieſer Segnungen noch jetzt, wo ich übrigens noch reichlich ſo viel Empfänglichkeit dafür habe wie ein Kind, theilhaftig geworden zu ſein. —

Aber auch für den Humoriſten, wenigſtens in Bezug auf mich, finde ich hier einen nicht zu verachtenden Beitrag. Meine Mutter ſchreibt nämlich, am 30. Juli 1798, von Glückſtadt, wo ich, etwa 7 Wochen vorher, im Hauſe der Großeltern geboren war, über mich, daß ich täglich 4 Weinbäder gebrauche, wodurch ich ſtärker und größer würde, aber noch ſehr bleich bliebe. — Wenn ich nun den Bericht einer alten Hausjuſtizer, welche mir oft erzählt hat, daß ich in meiner Kindheit am liebſten mit leeren gläſernen Flaſchen geſpielt, und eine blecherne, die ſie mir, um bei einem Fall ein Unglück zu verhüten, geſchenkt hatte,

nachdem ich dieſelbe gegen das Licht gehalten, mit den plattdeutſchen Worten »Dat kehn Buttel is« (das iſt keine Bouteille) weggeworfen habe, — zuſammen ſtelle, ſo werde ich oft von Bewunderung gegen meine ſittliche Kraft durchdrungen, die mich, obgleich Kunſt und Natur offenbar ſchon an meiner Wiege ſich verſchworen haben, mich zum argen Trinker zu machen, doch nur ein ſolcher geworden bin, um mich in der himmliſchen Walhalla dereinſt vor Luther rechtfertigen zu können, — daß ich mein Lebelang kein Narr geweſen bin. — Wegen der beiden andern Requiſite, könnte ich, um mich ganz von dieſem lutheriſchen Tadel zu befreien, nöthigenfalls auch die erforderlichen Belege beibringen.

Während meines Aufenthalts in Neuſtadt beſuchte ich auf einen Tag Eutin. Es trieb mich vor allen Dingen, meinen Freund M., einen Jean Pauliſchen Humoriſten von der äußerſten Rechten, wenn auch für die Principien der Linken nicht unumpfänglich, wieder zu ſehen. Ich hatte ihn erſt vor zwei Jahren kennen gelernt, und doch war uns beiden, in der erſten Viertelſtunde zu Sinne, als ob wir ſchon in einer andern Welt Gänſeblümchen mit einander gepflückt, und ſpäter einen Scheffel Salz, oder wie viel weniger *) mit einander gegeſſen hätten.

Das Schloß in Eutin erregt Appetit. Es ſieht freundlich, ich möchte ſagen, eßbar aus. Der Park bietet ſchöne Anſichten, die Bäume ſind aber ſo ſehr majorenn geworden, daß man das Ganze einen Waldgarten nennen könnte, aus dem für den Geweihten an ſtillen Sommerabenden vielleicht vernehmliche und belehrende Sprüchlein ſäuſeln. —

Von einigen Beſuchen und einer Audienz bei unſerm allverehrten Großherzog zurückgekehrt, fand ich bei dem Freunde einen mit vier Pferden beſpannten Kürwagen, den man wegen ſeines heftigen Rüttelns wol Willkür-

*) Term der Juriſten bei Beweisauflagen einer Quantität.

wagen nennen könnte, vor, der bestimmt war, mir die schöne Umgegend Eutins vor Tische zu zeigen. Wir fuhren zuerst zum Ugleysee, der noch mehr als das Göthische feuchte Weib zum Selbstmord reizen muß, und von dem es nur zu beklagen ist, daß Geländer und Balustraden überhaupt daran erinnern, daß der Mensch auch dorthin mit seiner Qual gelangt ist, und später zum heitern Grevesmühlen, das einen lustigen geselligen Charakter hat, und auf dessen freundlichem Landsee ich, wenn ich Fürst wäre, einige Alsterschwäne und nachgemachte Schiffe von Kork, zur Ergänzung der fehlenden Staffage, umher schwimmen lassen würde. Ueberhaupt ist die Gegend um Eutin unvergleichlich schön, aber düster und menschenleer. Der Kutscher meines Freundes hatte wohl Recht, wenn er, als dieser in einem sehr schmalen Hohlwege ihm die Frage stellte, was er thun wolle, wenn ihm ein Wagen entgegen komme, trocken antwortete: Uns kummt Nümmt in de Möthe. (Uns kommt Niemand entgegen.)

Aber eben diese schöne, todte verzauberte Natur erweckt den Menschengeist. Wir sehen selten einen Eutiner, der nicht das tiefste Gemüth, dies Bedürfniß der Beseelung der Natur, im Innern trägt, während auch der Mangel an Menschenverkehr bei ihm das Studium speculativer Wissenschaften auf bewunderungswürdige Weise gefördert hat.

Ich kann freilich über diesen Menschenmangel nicht klagen. So lange ich dort war, sah ich nur freundliche beredte Leute, die gastlichste Aufnahme, die heiterste Laune, die liebenswürdigsten Menschen.

Während meines Aufenthaltes in Eutin war die Gräfinn Ida Hahn-Hahn zur Cour und zum Diner bei Hofe, gleich nachher aber wieder fort gefahren. Ihre Tournure und ihr Benehmen hatten dort gefallen, mir wurden auch einige Aeußerungen der Dame hinterbracht, welche ganz

artig waren, der geiſtreichen Art und Weiſe aber, mit welcher ſie mir als etwas Piquantes erzählt wurden, bei welchem nachſtanden. Es kommt in der That nur darauf an, in der Welt für geiſtreich zu gelten, da kann man reden was man will. Alles gilt dann für intereſſant, und ſollte es beim erſten Vernehmen auch nicht ſo klingen, ſo giebt es doch der Verſtändigen genug, welche mit großem Geſchick den gewöhnlichſten Worten, eine Pſyche, einen Sinn einhauchen, an welchen der Redende nie gedacht hat. — Auch hier paßt der Satz: »Wer da hat, dem wird gegeben;« es kommt bei dem für Geiſtreich gehalten werden nur auf das erſte Kapital an, und iſt man reich und vornehm, oft nur auf die erſte Auslage. Später wird der Unſinn ſelbſt ſchon zum Sinn geſtempelt, das Schwache zum Herrlichen: das hat niemand ſo ſehr erfahren wie der Geheimrath v. Goethe, vom Pomeranzenliede an bis zum zweiten Theil des Fauſts.

Alter Lückenbüßer.

Was ſehen Sie denn da, was mobiliren Sie?
Ich flicken Sie mich nicht; ich mach' ein Impromtu.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Heraustäger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 66 gr Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle mobilliöt. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das mobilliöt. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Mitredacteuren:
Theodor von Kobbe. **Dr. M. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.**
Druck: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische

Blätter

für Heimath und Fremde.

Nil bonum nec quod honestum

Fünfter Jahrgang.

№ 52. Donnerstag, 29. December. 1842.

Kainszeichen. *)

I.

Und du hebst aus deinem Schoße
Bang empor mein träumend Haupt?
Und was hast du denn bis heute,
Holdes Kind, von mir geglaubt?

Wochen saß ich dir zur Seite,
Und ich hab' es nicht gesagt,
Weil du mich nach Stand und Würden
Bis auf heute nicht gefragt.

Und nun blickst du so verdrießlich,
Da das große Siegel bricht,
Und du hörst, daß dir im Schoße
Eines Dichters Haupt sich wiegt?

So ein Kind von sechszehn Jahren
Glaubt' ich, freite nur den Mann!
Meinen Stand dir zu verschweigen —
Nein, ich that nicht recht daran.

*) Wir glauben diese uns mitgetheilten Reliquien des hier all zu früh verstorbenen Doctors Pfeiffer unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. D. R.

Du süße Celestine,
Nun du im Kloster bist,
O wie so welk und trübe
Dir's um die Augen ist!

Hortensen stehn im Garten,
Adonis und Jasmin,
Und Nachtigallen schmettern
In tausend Melodien.

Aus goldnem Dreizack spritzet
Den Wasserstrahl Neptun,
Und bei dem kühlen Rauschen
Darfst träumerisch du ruhn.

Still weinend siehst du nieder
Bei all der Herrlichkeit,
Und Seufzer hör ich klingen
Leis durch das Meßgeläut.

Du süße Celestine,
Nun siehst du offenbar,
Was dir der arme Dichter
Alle eine Perle war.

Wilhelm Freimann.

Schlußrede.

Durchlauchtigste, Hochgebietende, Edel und Edlesmögende getreue Leser!

Es gereicht unserm väterlichen und kindlichen Schriftstellerherzen zu einer besondern Zufriedenheit, daß wir an dem heutigen Tage, mit sehr wenigen unrühmlichen Ausnahmen, dieselben Leser erblicken, welche wir am Schluß des vorigen Jahres begrüßten. Die von unsern Abonnen-

ten bewiesene Lebenskraft verspottet, (dies sei unberufen und zur guten Stunde gesagt,) alle bisherigen Erfahrungen, wie eine nächstens von uns anzufertigende Mortalitätsliste*) unserer Leser documentiren wird, und dient trotz aller in uns wohnenden wirklichen und angenommenen Bescheidenheit zum Beleg der großen Wahrheit, daß unsere Blätter zu den officinellen zu rechnen sind, welche von Aerzten verschrieben zu werden verdienen, da sie offenbar zur Lebensverlängerung beitragen. Wir werden fortfahren, sie in humoristischer Form als Herz- und Leberstärkung, aber auch in Pillenform zu dispensiren, und bitten alle unsere Gönner, dies neue Lebenselixir im Kreise ihrer Bekannten als arcanum zu empfehlen.

Wir können übrigens nicht umhin, unsere getreuen Abonnenten auch mit einer Trauerbotschaft zu erschrecken, welche aber, wie wir verhoffen, weniger nachhaltig betrübend wirken wird, wenn die Leser die erfreulichen, dabei obwaltenden, Trostgründe vernehmen. Aber heraus muß sie die Hiobspost:

»Die H. H. Doctoren Adolf Stahr und Karl Mayer »treten mit Neujahr 1843 aus der Mitredaction.«

Indessen werden die Herrn nicht aufhören, den Blättern Beiträge zu liefern, ja, es hat sich sogar der Herr Doctor Mayer verpflichtet, im zukünftigen wenigstens dieselbe Anzahl Beiträge, wie in diesem Jahre, einzusenden. Beide Herren haben bereits einige Mittheilungen für 1843 eingeliefert. Dagegen sollen die humoristischen Blätter in ihrem frühern Gewande wieder erscheinen, und wo möglich, nur ihrem Titel getreu, (wenn es ihnen nicht geht, wie manchen Räthen, die keinen Rath wissen), humoristische Erzeugnisse liefern, zu deren Mitwirkung wir alle Diejenigen auffordern, welche den irdischen Tand mit Liebe im

*) Spaß apart, die Liste ist buchstäblich wahr. Wenn die Gesellschaft Lebensversicherungsbank existirt, so nimmt sie nur solche Theilnehmer an, die sich als Leser der humoristischen Blätter legitimiren.

Herzen gegen ihre Mitmenſchen verachten, und dies in Worten hübſch zu ſagen wiſſen.

Uebrigens vertrauen wir, daß der ſubjective Offenbarungsweg, durch Humor zu der Veredlung der Menſchheit beizutragen, eben ſo gut zum Ziele führt, wie die politiſche Zeitungsroute oder der philoſophiſche Schulpfad, und ſo glauben wir, daß, wenn unſere Blätter ihre Miſſion erfüllen, ſie an Werth und Rang keinem wiſſenſchaftlichen oder gemeinnützigen Journale nachſtehen werden.

Unſere Beziehungen zu den auswärtigen Zeitſchriften ſind fortwährend die erfreulichſten, wenn wir gleich auch in dieſem Jahre manche literariſche Plagiate ohne Angabe der Quelle zu beklagen haben, die, wenn ſie hie und da auf einen ehrlichen Redacteur geſtoßen ſind, als den Ort ihrer Geburt zuweilen Journale angeben, welche unſer Auge nie erblickt, unſer Ohr nie vernommen hat. Die Frankfurter Didaskalia ſcheint übrigens alles Quellenſtudium am Meiſten zu haſſen. Indeſſen freuen wir uns, daß nicht einmal ein Schalk auf die Idee kommt, allerhand tolles und ungewaſchenes Zeug zuſammen zu ſchreiben und dies, als den humoriſtiſchen Blättern entnommen, zu verbreiten. Da man in dieſem Punkt faſt rechtlos in unſerm lieben Vaterlande iſt, könnte man ſo um ſeine Reputation kommen, ehe man ein Urtheil erſter Inſtanz gegen den Herrn Collegen hat, welcher, im Fall einer Condemnation im Süden, ſich ſofort aus dem Staube machen würde, um ſeinen verblichenen Morgenſtern als Abendſtern wieder im Norden aufgehen zu laſſen.

Die Eroberung von China, durch die erhabene Engliſche Nation, wer von uns voraus geſehen. Schon am Ende des Jahres 1841 haben wir nach dem erſten Ländchen einige Probeblätter unſrer Zeitſchrift durch einen uns ſehr befreundeten Schiffscapitain abgeſandt, und hoffen, daß es den ſämmtlichen Beamten des himmliſchen Reichs in einem geheimen Friedensartikel, wenigſtens vom geheimen Hofrathe an zur Pflicht gemacht wird, ſich dieſe Lectüre

anzuſchaffen, auch durch die wenigen, hübſch brochirten, Exemplare der früheren Jahrgänge, welche etwa noch in unſerer Verlagshandlung zu haben ſein möchten, ihre Bibliothek zu verbeſſern. Wir begehen übrigens dieſe Indiscretion gegen Pollock Pottinger & Compagnie, ſo wie gegen die Chineſiſchen Excellenzen, nicht aus Intereſſe, ſondern lediglich aus Liebe für Stadt und Land. — Freilich auch im Intereſſe der Weltgeſchichte, weil bei dem ſtarken täglichen Conſum der wöchentlich in das Haus gebrachten, bald zerleſenen Zeitſchriften, ſonſt zu befürchten ſteht, daß nach 100 Jahren ein Rektor in einem Programme über die Oldenburgiſchen Zeitſchriften des neunzehnten Jahrhunderts von den humoriſtiſchen Blättern nichts weiter zu berichten weiß, als daß ſolche von einem gewiſſen Theodor von Kobbe geſchrieben ſind, der, wie die Bremer Unterhaltungsblätter ergeben, zur Zeit des Hamburger Brandes gelebt haben, und in einen Streit mit dem Primarius Mallet, ſpäterem Hofprediger in Berlin, verwickelt geweſen ſein muß.

Um unſere Gedankenſchäfchen dagegen beſtmöglichſt an dem Leſehimmel unſerer geehrten Abonnenten aufzuſtellen und zuſammen zu halten, werden wir unſern getreuen und ſcheidenden Leſern auch diesmal, wenn gleich post festum, ein Weihnachtsgeſchenk verehren, nämlich ein Inhaltsverzeichniß der diesjährigen Blätter.

Und indem wir, richtiger ich Endesunterſchriebener, mich der freundlichen Nachſicht meiner Leſer empfehle, gelobe ich als Humoriſt, gerecht, ohne Anſehn der Perſon, ohne Menſchenfurcht, wenn gleich mit Menſchenliebe und Gottesfurcht, mein Amt im künftigen Jahre zu verwalten. Irre ich mich, ſo werde ich der Erſte ſein, der ſein Unrecht öffentlich bekennt. Dagegen wird mich keine Furcht abhalten, der bigotten Intoleranz, der dumpfen Despotie, den hochmüthigen Ariſtokraten, ſo wie den nur eignes Intereſſe vor Augen habenden ſchönredenden Liberalen, den Spiegel des Lächerlichen vorzuhalten. —

Lieber wird es mir dagegen ſein, wenn ich von ſolchen

Ereigniſſen berichten kann, welche aus der Herzenstiefe die ſchönſten Perlen, die Freudenthränen hervorrufen, und ſoll mir jedes friedliche Evangelium von ſolchen Ereigniſſen willkommner ſein, als ein ſogenannter, Glück machender, piquanter Aufſatz, der ohne Liebe gegen den fehlenden Mitbruder, bloß deſſen Schwächen angreift.

Theodor von Kobbe.

Kleine Zeitung.

Viſcher in ſeinem vortrefflichen Werke über das Erhabene und Komiſche theilt eine dem Flögel entnommene Anekdote mit, wonach Verächter der italieniſchen Komik ſehr eindringlich eines anderen belehrt wurden. Ein Engländer Moore geſteht, daß er vom italieniſchen Theater ſehr niedrig gedacht und gemeint habe, es werden einem »Manne von Geſchmack« dieſe Poſſen nicht einmal ein Lächeln abnöthigen können, indem ſie nur für den niedrigſten Pöbel gut ſeyen. Mit dieſen Geſinnungen habe er den Herzog von Hamilton in die Komödie zu Venedig begleitet. Die Hauptperſon im Luſtſpiele war ein Stotternder, deſſen Gebrechen den größten Theil des Zeitvertreibs bildete. Die engliſchen Gäſte konnten eine Verſammlung, die ſich an dieſer poſſenhaften Verſtellung eines Naturfehlers ergötzte, nur verachten, und gaben dies durch eine bedeutende Ernſthaftigkeit ihres Geſichtes zu erkennen Der Stotterer war eben zu dem wichtigſten Punkte einer langen Erzählung gekommen, worin er einem ungeduldigen Zuhörer beichten wollte, wo ſeine Liebſte verborgen ſei, als er unglücklicher Weiſe über ein Wort von ſechs bis ſieben Silben ſtolperte. Er verſuchte es nochmals und abermals und immer vergebens, über das Wort hinüber zu kommen. Ein Stotternder pflegt um keinen Preis, ein ſchweres Wort, in dem er ſtecken bleibt, um ein leichteres

aufzugeben, er erſtickt lieber mit dem Wort in dem Halſe. Harlekin nannte dem unglücklichen Redner wol ein Dutzend Synonyme, die dieſer aber mit Verachtung abwies. Endlich ſchien es bis zu Krämpfen und Geburtswehen zu kommen, er ſperrte das Maul auf, zitterte, würgte, das Geſicht ſchwoll auf, es war als ob die Augen zu Kopf hinaus ſpringen wollten. Harlekin knöpft ihm die Weſte, den Halskragen des Hemdes auf, fächelt ihm mit ſeiner Mütze Luft zu, und hält ihm was zu riechen vor die Naſe. Da Alles vergeblich iſt und zu befürchten ſteht, ſein Patient möchte den Geiſt aufgeben, ehe die erwartete Nachricht zu Ende gebracht iſt, rennt er in einem Anfall von Verzweiflung dem Sterbenden mit dem Kopfe wider den Bauch: und das Wort fliegt ſo laut aus ſeinem Munde, daß der entfernteſte Theil des Hauſes es hören konnte. Die Engländer brachen jetzt in ein ſtarkes und anhaltendes Gelächter aus, daß das ganze anweſende Publicum, ja die Schauſpieler auf der Bühne nach ihnen herum ſahen, und das Erſtere über ihr Gelächter nun erſt recht zu lachen anfing. Th. v. K.

In *№* 351. der Bremer Zeitung vom 20. December 1812 weiſen zwei Hände auf folgende beachtungswerthe Annonce:

Zu Weihnachtsgeſchenken beſonders geeignet empfehle ich:

»einen großen eiſernen Wagebalken, mit Ketten und Blättern«,

»ein Faß ächten Candis-Syrup«,

»ein dito Schuhnägel, ganz neuer Erfindung«, und

»eine geſtern angekommene Sendung zweizipflicher Frankfurter Bratwürſte«,

»Berechnungs-Tabellen der Einnahme und Ausgabe.

Langenſtraße *№* 146.

Daß Herr Langenſtraße *№* 146. die zweizipflichen Frankfurter Bratwürſte als Weihnachtsgeſchenk empfiehlt,

lasse ich mir gefallen, aber (einzipfliche) Schuhnägel, das ist wenigstens ungewöhnlich. Th. v. K.

Die Leipziger Elegante (№ 229.) meldet in einem ausführlichen Bericht über die Eröffnung der Walhalla folgendes komische Accident:

»Der ganze Raum zwischen Walhalla und Donaustauf füllte sich mehr und mehr, und man bemerkte kaum ein Zeichen der Ungeduld, als plötzlich ein aufgescheuchter Hase einen unendlichen Jubel hervorrief und tausend Hände und Füße in Bewegung setzte. Dabei gab es denn vielfachen Spaß, zumal unter den derben Burschen und Mädchen vom Lande, die den glatten Bergabhang hinabrutschten und zum Theil recht ungraziös hinabfielen. Wären die Pforten des Tempels, aus welchem bald ein Bardengesang hervortönen sollte, schon geöffnet gewesen, man hätte sicherlich Klopstocks Stimme vernommen, wie er dem zu eiligen Freunde rief: »Scheuche die Nossa nicht weg«. — Der arme Hase ward zweimal erhascht, an den Löffeln emporgehoben und wieder in Freiheit gesetzt; das dritte Mal kam er in unbehaglicher Angst davon, und konnte so einigermaßen als Bild des Antheils gelten, den das Volk an dem beginnenden Feste nehmen sollte, der ihm aber unter den Händen entschlüpfte.« —

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor von Kobbe. Mitredacteuren: Dr. A. Stahr u. Dr. K. A. Mayer.

Druck: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER

herausgegeben

von

Theodor von Kobbe.

Mit

Beiträgen

von

C. v. Pastel, Heinrich Heine, Dr. Karl Mayer, Julius Mosen, Karl Müngersdorf, Dr. Adolf Stahr, und mehren Ungenannten.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Sechster Jahrgang.

Oldenburg, 1844.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

Inhalt.

№		Seite
1	Saueraner Zuſtände von K. A. Mayer . . .	1
2	Eine Lottoziehung in Altona von Th. v. Kobbe .	9
	Eine humoriſtiſche Eſelei	14
	Humoreske	15
	Kritiſche Anzeige von K. A. Mayer	15
3	Die Wein' un der Bacchus	17
	Eine Lottoziehung in Altona von Th. von Kobbe	20
	Kleine Zeitung	23
	Verſchiedene Stimmung	24
4	Eine Lottoziehung in Altona von Th. von Kobbe	25
	Der Ramckeſche Prozeß	29
5	Der Schnupfer von K. A. Mayer	33
	Eine Lottoziehung in Altona von Th. von Kobbe	34
	Kleine Zeitung	38
	Literariſche Anzeige	39
6	Saueraner Zuſtände von K. A Mayer . . .	41
	Travailler pour le roi de Prusse . . .	45
	Hors d'oeuvres	46
	Aufforderung	48
	Literatur	48
	Berichtigung	48
7	Saueraner Zuſtände von K. A. Mayer . . .	49
8	Geſpräch einiger Schwarzwälder Bauern über Verhandlungen der Badiſchen Ländſtände . .	57
	Der Sohn des Hauſes und der Diener . . .	61
	Hors d'oeuvres	62
	Kleine Zeitung	63

№		Seite
9	Peter von Kobbe und der Ramckesche Prozeß	65
	Holsteinische Geschichten	68
	Kleine Zeitung	71
	Bitte	71
	Mond und Poet	71
10	Die Clevische Geckengesellschaft	73
	Der weiße Hund und der Stier	76
	Kleine Zeitung	77
	Hors d'oeuvres	77
	Literatur	79
	Besuch in der Heimat von K. A. Mayer	80
11	Ein Evangelium von Boz (Dickens)	81
	Despotisches Benehmen der Minute gegen die Sekunde	83
	Eine wunderbare Historie, die sich mit sechs Gänsen zugetragen	84
	Kleine Zeitung	86
	Hors d'oeuvres	87
	Literatur	88
12	Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrersohns von Dr. Adolf Stahr	89
	Die Pariser Gänsefrage	95
13	Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrersohns von Dr. A. Stahr (Fortsetzung)	97
14	Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrerssohns von Dr. A. Stahr (Schluß)	105
15	Einige poetische Reliquien von Trenk	113
	Für Freunde mystischer Wahrheiten und geheimnißvoller Bedeutungen	120
16	Holsteinische Humoresken	121
	Anekdoten von polnischen Juden	125
	Hors d'oeuvres	128
17	Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit von Th. von Kobbe	129
	Chinesisches Portfolio	133
	Hors d'oeuvres	134
	Epigramme	136

№		Seite
18	Manifest an alle Deutschen	137
	Concertanzeige	141
	Hors d'oeuvres	141
	Schadow in Dresden	142
	Epigramm	144
19	Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit von Th. von Kobbe (Fortsetzung)	145
	Hors d'oeuvres	150
	Literatur	151
	Trinklied	152
20	Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit von Th. von Kobbe (Fortsetzung)	153
	Mittheilungen aus meinem Stammbuche	156
	Hors d'oeuvres	158
	Literatur	159
21	Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit von Th. von Kobbe (Fortsetzung)	161
	Hors d'oeuvres	166
22	Heinrich Heine's neuestes Gedicht	169
	Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit von Th. von Kobbe (Fortsetzung)	171
	Hors d'oeuvres	175
	Scherz und Sinngedichte von Freimund Bitterfalz	176
23	Letzte Augenblicke eines Pferdehändlers	177
24	Traum von K. A. Mayer	185
	Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit von Th. von Kobbe (Schluß)	186
	Hors d'oeuvres	190
	Freundesgruß an Th. von Kobbe von A. Stahr	192
25	Am Geburtstage Ihro Königlichen Hoheit der regierenden Großherzogin von Oldenburg	193
	Mir und Mich, und Ihnen und Sie	194
	Kritische Anzeige von Cl. F. von H.	196
	Die Unverbesserliche	199
	Amor der Stubengenosse von K. A. Mayer	200

№		Seite
26	Blücher als Humoriſt	201
27	Correſpondenznachricht	209
	Im Frühlinge von K. A. Mayer	216
28	Blücher als Humoriſt (Beſchluß)	217
	An wie viele Giftmorde der Gottfried man ſeiner Zeit in Bremen glauben mußte	223
	Hors d'oeuvres	224
29	Sauerauer Zuſtände von K. A. Mayer . . .	225
	Humoreske, die Heimatloſen betreffend . . .	228
	Der Unverbeſſerliche	231
	Hors d'oeuvres	231
30	Sauerauer Zuſtände von K. A. Mayer . . .	233
	Kritiſche Anzeige von Cl. F. v. H.	235
	Hors d'oeuvres	240
31	Sauerauer Zuſtände von K. A. Mayer . . .	241
32	Die Dänen als Gefangene in Marocco . . .	349
	Hors d'oeuvres	255
33	Die Dänen als Gefangene in Marocco (Schluß)	257
	Zur Nachricht	261
	Hors d'oeuvres	262
34	Reiſeſkizzen von Theodor von Kobbe im Jahre 1843	265
	Hors d'oeuvres	268
	Eßbare Bücher	269
	Weiſe Oekonomie	269
	Berichtigung	271
35	Reiſeſkizzen von Theodor von Kobbe (Fortſetzung)	273
	Hors d'oeuvres	279
36	Reiſeſkizzen von Theodor von Kobbe (Fortſetzung)	281
	Literatur	287
	Hors d'oeuvres	288
	Chineſiſches Sprichwort	288
37	Reiſeſkizzen von Theodor von Kobbe (Fortſetzung)	289
38	Reiſeſkizzen von Theodor von Kobbe (Schluß) .	297
	Göthe oder Eſenshamm	301
	Literatur	302
	Hors d'oeuvres	304

№		Seite
39	Die Deutschen Heimatlosen an ihre Brüder	305
	Correspondenz	306
	Literatur	308
	Lübecker humoristica	309
	Hors d'oeuvres	309
40	Kreuzburg und ſihne Spitzboben	313
	Weiber und Männer	317
	Berliniade	320
	Hors d'oeuvres	320
41	Saueraner Zuſtände von K. A. Mayer	321
	Literatur	325
	Hors d'oeuvres	327
42	Saueraner Zuſtände von K. A. Mayer	329
	Hors d'oeuvres	334
43	Saueraner Zuſtände von K. A. Mayer	337
	Literatur	341
	Hors d'oeuvres	343
44	Malachias	345
	Hors d'oeuvres	352
45	Malachias (Beſchluß)	353
	Die ſingende Maus	356
	Hypochendriſten und Aerzte	358
	Hors d'oeuvres	360
46	Briefe aus Lüneburg	361
	Ein geträumtes Gedicht von Th. v. K.	367
	Der Klügſte oder der Dümmſte	368
	Hors d'oeuvres	368
47	Briefe aus Lüneburg (Fortſetzung)	369
	Literatur	374
	Der Buchhändler an den Poetaſter	374
	Beförderung	374
	Hors d'oeuvres	375
48	Briefe aus Lüneburg (Fortſetzung)	377
	Steßſeufzer über die Heimatloſen	380
	Literatur	382
	Aufforderung	383
	Hors d'oeuvres	383
	Impromptu	384

№		Seite
	Zuruf dem Jubelpaare Herrn Geheimen Hofrath Wiencken, und deſſen Gemahlin geb. Kelp	385
49	Briefe aus Lüneburg (Schluß)	386
	Literatur	389
	Hors d'oeuvres	389
	Das Säugethier von Carl Sängerstorf	392
50	Sauerauer Zuſtände von K. A. Mayer	394
	Hors d'oeuvres	399
	Julius Moſen von Th. von Kobbe	401
	Der Schaafhirt	402
51	Nothwehr nach Art. 130 des Oldenburgiſchen Strafgeſetzbuchs, da obrigkeitliche Hülfe unmöglich iſt. Von Theodor von Kobbe	404
	Literatur	405
	Hors d'oeuvres	406
	Literariſche Anzeige	408
	Schlußrede	409
52	Für des Jahres letzte Stunden	411
	Hors d'oeuvres	415
	Anekdote	416

Humoristische
BLÄTTER.

Sechster Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 5. Januar. 1843.

Sauerauer Zustände

von K. A. Mayer.

Erstes Kapitel.

Es geht mir, wie dem nunmehr wieder einzigen Herausgeber dieser Blätter: ich fange an, mehr um der Menschen als um der Gegenden willen zu reisen. Deßhalb hab' ich auch auf meinem letzten Ausfluge nach dem Rhein einen Abstecher in die unwirthliche Eifel nicht gescheut, nach Sauerau, einige Meilen von Bonn, wo mein lieber Freund, der Doktor Renner, nun schon seit Jahren seine Hütte aufgeschlagen hat. Wenn ich sage: er hat seine Hütte aufgeschlagen, so ist das nicht wörtlich zu verstehen; denn er bewohnt ein Schloß, den alten Stammsitz des laut dem Gothaer Kalender seit 1805 ausgestorbenen gräflichen Hauses von Sauerau. Durch den Ankauf dieses mehr festen als geschmackvollen Gebäudes, das aber doch mit seinem steinernen Wappen über der Thür, mit dem hohen Kniedach und den zwei eisernen Wetterfahnen ein stattliches Aussehen hat, ist er gewissermaßen in das Erbe dieser Familie eingetreten, und gilt, wenn ihn auch der Bürgermeister und die beiden Pastoren nur höchstens als »Ihres-

gleichen« betrachten, in den Augen der übrigen Bewohner des Fleckens als ein Stück von Seigneur und Dyck. Dennoch ist Niemand ferner von Stolz als er. Wer ihm nur einmal in das freundlich glänzende Angesicht geschaut, erkennt sogleich den Menschenfreund, und mag auch Schalkheit in den Mund- und Augenwinkeln lauern, man sieht gleich, es ist kein Arg, kein Tropfen Galle dabei.

Wir hatten seit neun Jahren nur in brieflichem Verkehr mit einander gestanden, aber in so ausführlichem, daß mir dort nichts fremd erschien, weder der Freund selbst, der, wenn nicht an Geist und Herz, doch körperlich etwas gealtert hatte, noch sein flinkes, munteres, immer heiteres Frauchen, noch das Kleeblatt seiner drei derben Jungen, die ich alle vier zum erstenmal sah, noch sein Haus oder der Wohnort, in den ich nie meinen Fuß gesetzt hatte. Auch seinen Freunden und Bekannten brauchte er mich kaum vorzustellen; ihr Signalement hatte sich aus seinen Briefen in mein Gedächtniß übergetragen, und nach wenigen Tagen hatte ich mich in Sauerau so eingewohnt, als hätt' ich nie das Weichbild des Fleckens überschritten.

Die erste Bekanntschaft, die ich machte oder, wie wir zu sagen pflegten, verificirte, war der Apotheker Wimmer, den eine außerordentliche Liebe zu den Naturwissenschaften mit Renner verbindet. Herr Wimmer hat zwar durch eine nahe, rasch emporblühende Wasserheilanstalt in der jüngsten Zeit nicht geringe Einbuße gelitten; dies hat jedoch keinen Einfluß auf seine Heiterkeit gehabt, und wenn er in Mußestunden auf den Käferfang auszieht, lächelt er einmal so vergnügt, wie das andere Mal. Viele deuten dies Lächeln auf die Käfer, die er zu fangen gedenkt, oder die ihm, kommt er von seinen Excursionen zurück, nebst diversen Schlangen und anderem Ungethier, bereits in der Tasche stecken. Wenn man aber bemerkt, daß dies Lächeln wächst, so oft er ein weibliches Geschöpf in der Straße oder am Fenster gewahr wird, so ist man eher geneigt, es seiner grenzenlosen Verliebtheit zuzuschreiben.

Die Natur spielt oft sonderbar mit dem Menschen.

Dem Einen giebt ſie eine Apollogeſtalt und dazu ein Herz, das der Liebe ſpröde widerſteht; den Andern formirt ſie mager, hochſchulterig und elend, und wirft einen Vulkan von Leidenſchaft in ſeine Bruſt. So erging es Herrn Wimmer. Herr Wimmer iſt wirklich unausſprechlich mager. Er kann bequem die Ellenbogen auf dem Rücken zuſammen ſtoßen, und wenn man ihn aufhinge, würde er im Winde klappern wie trockene Erbſen.

Dünne Finger, die, gegen das Licht gehalten, ganz durchſichtig erſcheinen, ſind nicht ſelten. Ich behaupte aber, wenn man Herrn Wimmer entkleidet vor ein ſtarkes Feuer hält, ſo erſcheint ſein ganzer Leib roſenroth transparent, und man kann deutlich Lunge, Herz, Magen und ſonſtige Eingeweide, wie die Räder eines Uhrwerks, ſpielen ſehen. Wie intereſſant und inſtruktiv ſolch ein Anblick für den Arzt ſein müßte, ſpringt in die Augen; auch hat es Freund Renner längſt auf ihn abgeſehen. Wimmer iſt aber verſchämt wie ein Mädchen, und hat bisher ſeinen Bitten kein Gehör geſchenkt. So wartet er denn einmal auf die Zeit, wo er krank in ſeine Macht gegeben iſt; dann wird er nach Herzensluſt mit ihm operiren und experimentiren, und die Wiſſenſchaft ſoll, hofft er, nicht wenig dabei gewinnen.

Herr Wimmer iſt unglücklich beim ſchönen Geſchlechte; er hat ſchon oftmals gefreit, aber es iſt ihm jedesmal etwas geflochten worden. Dennoch hält er ſich für einen Liebling der Frauen, und in ihrer Gegenwart zuckt um ſeinen Mund ein unbeſchreiblich ſüßes Lächeln, und die glänzenden Aeuglein blitzen und zwitzern drein, als wollt' er ſagen: Guckt nur, ſeufzt nur, ſchmachtet nur! Ich lieb' euch alle. Aber da ihr ſammt und ſonders ſo hübſch ſeid, daß ich euch auffreſſen möchte, ſo kann ich nicht wählen, bevor mir nicht Amor einen beſondern Fingerzeig gibt.

Bei dieſer verliebten Enthaltſamkeit iſt Herr Wimmer, deſſen unendlich gutes Herz ganz für Familienleben geſchaffen wäre, von der rauhen Hand der Zeit kahl geſcheuert worden, und was ihm von Haaren übrig geblieben, iſt

grau und blond gemischt. Aber in ewiger Tugend wandelt er grüßend und nickend durch die Straßen, schießt durch die Wiesen nach dem nahen Walde, wo er stundenlang seinem Gezieser nachjagt, bis er am späten Abende bestaubt, beschmutzt und zerrissen, mit strotzenden Taschen, eine Eidechse oder einen Molch in der Hand, holdselig lächelnd, wie immer, zurückkehrt.

Die zweite Bekanntschaft, die ich im Kreise der Sauerauer Honoratioren machte, war der Schulmeister Cartarius, oder der »Herr Lehrer Cartarius«, wie er sich gerne nennen hört, oder der »Herr Rektor Cartarius«, wie ihn ein paar Privatschüler, die den Cornel bei ihm übersetzen, schmeichelnd betiteln, wenn sie eine Stunde frei haben wollen; denn Herr Cartarius hat vor Zeiten das Gymnasium zu Trier bis Secunda durchgemacht, er hat »studirt«, wie er sich ausdrückt. Herr Cartarius ist ein grobknochiger Mann, der einen ächt-deutschen d. h. viereckten Kopf hat, dazu einen Leib von sonderbarem Bau, so daß verschiedene Glieder, die bei andern Menschen auswärts stehen, einwärts gekehrt sind, und umgekehrt. Besonders unglücklich ist die Construktion seiner Beine und der völlig auswärts gerichteten Füße; daher man denn, wenn man die Büste — ich meine: die lebendige — des Schulmeisters verhängt, unmöglich den untern Partien ansehen kann, ob man sein Vorder- oder Hintertheil vor sich hat. Sonst hat seine Aeußerlichkeit viel Schönes, als da sind: ein ernst wichtiges Gesicht, hartblaue hoheitblickende Augen mit buschigen Augenbraunen, die wie Schutzdächer über sie wegstehen, ein doppeltes Kinn, das einem altrömischen Imperatorenkopfe abgestohlen zu sein scheint, und eine große röthlich-blonde Locke auf der Stirn, an der jeden Morgen ein Wassertröpfchen schwebt. Herr Cartarius ist der gewissenhafteste und wackerste Schullehrer, der je den Bakel geführt hat. Auch lieben ihn alle Schüler, — wenn sie einmal seiner Fuchtel entronnen sind. Nebenbei ist er Redacteur des Sauerauer Sonntagsblatts, in das er Oden à la Klopstock und Rammler unter den Namen: »der

Barde von Sauerau« schreibt. Originell ist es in Hochzeits- und andern Gelegenheitsgedichten, die er künstlich in der Form von Flaschen, Vasen, Särgen und Monumenten zu fixen Preisen anfertigt. Die andern Mitarbeiter dieses vortrefflichen Blattes sind:

1) Der Chirurg Sturzenbach, Mitglied der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Sauerau. Sturzenbach ist gemeinnütziger Schriftsteller. Er gibt Mittel gegen Wanzen, Blattläuse, Pips und Klauenseuche, prophezeit das Wetter nach den Hühneraugen seiner Frau und liefert »neue Anekdoten« aus alten Kalendern. *).

2) Der Gastwirth Maul, ebenfalls Mitglied der naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Liefert »Züge aus dem Leben der Hunde und Katzen«, »merkwürdige That eines Puters, welches Thier ungerechter Weise als dumm verschrieen«, »fast übermenschlicher Verstand meines Grauschimmels«, »Schamhaftigkeit verschiedener Hausthiere« u. s. w. Diese Sachen sind Bearbeitungen seiner Vorträge in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft.

3) Apotheker Wimmer. Wimmer ist Epiker und Lyriker. Er schreibt rührende Novellen von gebrochenen Herzen und Selbstmord durch Gift, meistens durch Blausäure. Sein Dichtername ist Camphoranus.

4) Die Frau Bürgermeisterinn Bombardine**) Rasmuz. Bombardine ist Lyrikerinn à la Matthison. Da sie in der Metrik wenig bewandert ist, und leicht aus dem Hexameter in den Jambus fällt, da sie ferner auch mit der Orthographie auf gespanntem Fuße lebt, übergibt sie

---

*) Wir machen hier gelegentlich auf Sturzenbachs neuestes bei J. G. Becken in Leipzig erschienenes Werkchen: »Aehnlichkeit des Menschen mit einem Scheerschleifstein« oder: »Alles Heilverfahren ist nichts als ein Auslegen von krankhaftem Ansatz oder Beschlag« aufmerksam. Allgemein bekannt und wiederholt aufgelegt ist seine Brochüre: »Das Klystier, eine Abhandlung, wodurch eine lang gefühlte Lücke in der Literatur ausgefüllt wird«.

**) Am Tage der Schlacht bei Leipzig geboren.

ihre Verse bisweilen Herrn Cortorius zum Ausfeilen, der aber dann zu frei damit verfährt, woraus denn heftiger Streit erwächst. Sie führt den Namen: »Bülbül oder die perſiſche Nachtigall«.

5) Buchbinder Steifensand, zweiter Redakteur des Sonntagsblattes, bearbeitet die vaterländiſche Hiſtorie in »Anekdoten« und »Geſchichten«. Eine intereſſante Abhandlung von ihm beſchäftigt ſich mit der Etymologie des Wortes Sauerau. Die gewöhnliche Meinung, als bedeute dies Wort »ſaure Au«, von dem ſauern Graſe, das ſich häufig in der ſumpfigen Umgegend findet, und das in früherer Zeit in noch viel größerer Menge vorhanden war, wird mit Recht zurückgewieſen, und dagegen die geiſtreiche Hypotheſe eines benachbarten Gelehrten aus Münſtereifel aufgenommen, nach welcher Sauerau von Soræ ara, Altar der Sora, abſtamme. Der Altar — angeblich ein alter Waſſerſtein — der dem Gelehrten bis jetzt noch unbekannten heidniſchen Göttinn Sora findet ſich in dem Hofe Steifensands. Eine andere Hypotheſe von einem Anonymus (ein allgemeines und, wie ich alle Urſache zu haben glaube, wahrhaftes Gerücht bezeichnet den Doktor Renner als ihren Urheber) leitet Sauerau von Sauerei ab, indem ſie dabei auf die ſchmutzigen Straßen und auf die blühende Schweinezucht des Fleckens fußt.

Von dem Aufſtande in Sauerau, wobei ein Schneider ein Auge eingebüßt, von der Barbiersfrau, die Vierlinge geboren, von dem Stammherrn des Hauſes Sauerau, der vom Kaiſer in den Grafenſtand erhoben wurde, weil er ein ausgezeichneter Bauchredner war, findet man ausführliche Berichte im Sonntagsblatte, theils von Steifensand ſelbſt, theils von einer ſeiner vier Töchter, die das hiſtoriſche Talent des Vaters theilen. Nicht ohne Intereſſe ſind auch die biographiſchen Notizen über Blaſius von Sauerau, den Vater des letzten Sproſſes dieſer Familie. Blaſius oder, wie ſein ganzer Name lautet, Heinrich Abdon Maximilian Leander Blaſius war ein leidenſchaftlicher Verehrer der Mathematik und insbeſondere des pythagoräiſchen

Lehrsatzes, der den Schlußstein seiner Studien in dieser Wissenschaft bildete. Er hatte auf einem großen, zu diesem Zwecke öde liegenden Felde durch tiefe Gräben ein rechtwinkliches Dreieck und die dazu gehörigen Quadrate mit den zum Beweise nothwendigen Hülfslinien ziehen lassen, welche Figur alljährlich auf seinen Namenstag — das Dreieck und die Quadrate mit Holz-, die Hülfslinien mit mattem Torffeuer — von den Unterthanen erleuchtet werden mußte. Die Steuer, die zur Herbeischaffung des nöthigen Brennmaterials sieben Wochen vor dem Namenstage ausgeschrieben wurde, hieß offiziell die Freudensteuer, der Volkswitz nannte sie aber »Mach-'s-Holz-theuer«. Die Hauptsteuer nannte man dagegen »die Viehsteuer«, weil sie, statt in Geld, auch in Rindern, Schafen und Schweinen entrichtet werden konnte. Diese Bestien wurden auf Sylvester sammt und sonders dem gnädigen Herrn im Schloßhofe vorgeführt. Dabei wurden folgende Worte gesprochen:

Herr Graf, hier bringen wir das Rind
Zum Zeichen, daß wir treu gesinnt.
Herr Graf, hier bringen wir das Schaf;
Unsre Lieb' zu Ihr kennt keinen Schlaf.
Herr Graf, hier bringen wir das Schwein;
Halb ist es frisch, halb salz' es ein.

Natürlich konnten die Herrn Grafen trotz aller Anstrengung, auch bei zahlreicher Dienerschaft, die Thiere bei weitem nicht alle auffressen; man zahlte daher den Beamten ihren Gehalt theils in barem Gelde, theils in Rindern, Schafen und Schweinen aus, so daß z. B. der Pfarrer von Sauerau zweihundert Gulden, sechs Schweine, zwei Schafe und ein halbes Rind erhielt. Als die Familie des Pastors wuchs, kam er um Gehaltszulage ein, und es wurden ihm noch zwei Schweine bewilligt. Der Pastor hatte nun acht Schweine Besoldung, und aß Winter und Sommer mit seiner Familie grünes Schweinefleisch, Schweineknochen, Schweinebraten, rohen und geräucherten Schinken nebst verschiedenartigen Würsten, Schwartenmagen und Preßköpfen, so daß die Kinder zuletzt von der scharfen Kost

ganz ausſätzig wurden, und nach Kreuznach ins Bad gehen mußten *).

Eins dieſer Kinder iſt gegenwärtig der Seelenhirte des proteſtantiſchen Theils der Saucrauer, ein ſtattlicher Herr von anſehnlichem Umfang — was eine Folge der Maſt in ſeiner Jugendzeit ſein mag — ſchwarz tituslockig, von lebhafter Geſichtsfarbe, mit dreifachem Kinn und kleinen dunklen Aeuglein, ein ſchöner Mann nach aller Frauen Urtheil. Merkwürdig an ihm ſind ſeine ſtarkbehaarten Ohren, die ſich aufrichten, wenn er lacht, und dem geiſtlichen Herrn etwas Satyrhaftes geben. Auf einem Hochzeitsſchmauſe ſaß ich neben ihm, und freute mich an ſeinem gemüthlichen behaglichen Weſen und an dem glücklichen Appetite, den er entwickelte. Jede Schüſſel, die paſſirte — und die Gerichte kreiſ'ten unaufhörlich — mußte Tribut an ihn entrichten; jede Speiſe pries er als liebliche Gabe Gottes, von der man zwei-, drei-, viermal eſſen könne, und dabei wurde jeder Biſſen mit Wein angefeuchtet, damit er »behend hinabgleite«. In ſchweigendem Staunen ſah ich lange zu. Endlich rief ich unbeſcheiden aus: »Herr, daß Jemand ſo viel kauen und ſchlucken kann, wie Sie, iſt allenfalls noch begreiflich; aber wie iſt es möglich, daß Sie dieſen Berg von Speiſen verdauen?« »Lieber, erwiederte der Paſtor lächelnd: dies weiß ich Alles zu bewältigen; mein guter Magen iſt mir aber auch die beſte Gabe, die mir unſer Herrgott in ſeiner Gnade verliehen hat.«

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Hier macht Steifenſand, deſſen Bericht ich im Auszuge mittheile, einen Anachronismus. Sonſt ſcheint er aber nirgends gegen die Wahrheit verſtoßen zu haben.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Sechster Jahrgang.

№ 2. Donnerstag, 12. Januar. 1843.

Eine Lottoziehung in Altona.

Von Theodor von Kobbe.

»Ist es denn wirklich Dein Ernst, daß ich Dich nach Altona hinaus kutschiren lassen soll?« fragte im vorigen Sommer der Freund, als wir sein bequemes, leichte Wägelchen bestiegen. — »Laß uns doch, wie wir gestern verabredeten, nach Wandsbeck fahren, dem Erinnerungsplatz Deiner Jugend.«

»Gestern war ich noch anderer Meinung,« versetzte ich, mit dem Rebenden einsteigend, und zum Dammthor hinaus rollend, »ich wußte aber noch nicht, daß der Name Blücher-Altona so viele Macht besitzt, daß man, um den alten Oberpräsidenten nicht zu geniren, die Wandsbecker Lotterie in Altona zieht. — Mich gemahnt das an den Heilbronner und Lahrer Champagner, mit dessen Anpreisung sich die allgemeine Zeitung vor Kurzem so ergötzlich blamirte, da sie ihn fast für ächter, als den französischen erklärte.«

»Aber Du wirst doch wol nicht gar in's Lotto setzen wollen?«

»Gewiß nicht, denn das ist schon geschehen. Jetzt will ich nur der Ziehung assistiren, und dabei sehen, ob und wie viel ich gewinne.«

»Lotterie ist Lumperei,« pflegte meine seelige Großmutter zu sagen. Diesen Spruch habe ich allezeit vor Augen gehabt.« —

»Das ist wol nicht der Grund. Allein Du bist ein geborner Altonaer. Daher Deine Enthaltsamkeit. Du weißt, daß der Papst nirgends weniger gilt, als in Rom. Es wäre dem besser, wenn er in Berlin wohnte.« —

»Aber sage mir doch, liebster Kobbe! Was erwartest Du denn von dem Lottospiel?«

Irgend einen Gewinn. Ich weiß noch von meiner Jugendzeit aus Ueberlieferungen gar sehr gut, daß der Auszug 15, die Ambe 270, die Terne 5300, die Quaterne 60000 Mal und für fünf besetzte und gewonnene Quaternen noch über 30000 Points bezahlt werden. Zudem ist die Lotterie in 250000 Rthlrn. garantirt. Hat der König am Ende nicht Geld genug, so nehme ich so lange Landgüter, Dörfer, Städte, den Langenfelder Zoll.«

»Wie kannst Du aber als Humanist einem Institute das Wort reden, das fast von allen Gesetzgebern verdammt wird und, trotz seiner Einträglichkeit, in den meisten Staaten abgeschafft ist.«

»In Holstein, meinem lieben Vaterlande, noch nicht. Den Volksbeglückern, größtentheils Branntweinbesitzern, welche auf die Abschaffung drangen, wurde von der Regierung bemerklich gemacht, daß der Ausfall der Lotteieinnahme durch eine Branntweinsteuer gedeckt werden müßte. Seitdem sind die Leutchen alle mäuschenstill.« —

»Aber es ist tausend gegen Eins zu wetten, daß Du nicht gewinnst.«

»Diese Wette mache ich ja g'rade — Es fällt mir dabei der Oldenburgische Bauer ein, welcher vor einigen Jahren zum Chef der Justizcanzlei kam, und die Zuordnung eines Anwaldes begehrte, da keiner seine Sache habe freiwillig übernehmen wollen. »Ihr müßt Euch erst zum Armenrecht legitimiren,« versetzte der Richter, welcher aber doch erstaunt als er vernahm, daß der Bittsteller für Gott processen

wolle, und genug pro instructione und archa seines Anwaldes bei sich führe.

»Aber,« bemerkte ihm der Präsident, »da müßt Ihr ja die Oldenburger Advokaten doppelt hoch schätzen, daß sie keine Sache annehmen wollen, von deren Ungerechtigkeit sie überzeugt sind, wenn sie gleich ein hübsches Sümmchen dabei verdienen können.«

Der Richter ging weiter, er ließ sich den vorliegenden Fall kurz erzählen und überzeugte sich bald von dem schreiend ungerechten Verlangen des Klägers.

Er wiederholte seine früheren Worte.

Der Bauer ließ ihn ruhig ausreden, dann aber bemerkte er: — »Mein hochgebietender Herr Canzleirath! »Das sagen Sie wohl. Aber vernehmen Sie auch meine »Gegengründe. Ich hatte einmal einen Proceß, von dem »die ganze Welt, auch alle Advokaten, mir sagten, den »könne ich nicht verlieren und — — — ich verlor ihn doch »mit Pauken und Trompeten. Nun habe ich einen, von »dem die ganze Welt sagt, den könne ich nicht gewinnen. »Ist dieser Fall nicht ein Gegenstück zu dem unverlierbaren »Rechtshandel, den früher mein Gegner gewann.«

»Sieh' Freund! ich denke wie jener Bauer. Meine wohl durchdachten finanziellen Speculationen sind mir fast alle gemißglückt, nun werfe ich mich der Lotterie in die Arme. Fortuna vitor.«

»Sie ist eine schneidende Jungfrau.«

»Mag sein, sie tödtet doch nicht, und öffnet sich unverzüglich wieder, von Dienstag zu Dienstag, um mich auf's Neue zu umarmen. Und bis dahin lebe ich doch in der lieben Hoffnung, von der ich es nur bewundere, daß sie sich noch zu mir bemüht.

»Du sprachst vorhin von verfehlten finanziellen Speculationen. Du magst manche Stelle haben, wo Dich der Schuh drückt. Aber wie viele Sterbliche gehen in dieser Hinsicht in weichen Pantoffeln. Du hast doch und bist, —«

»Mißverstehe mich nicht, mein lieber Freund, ich klage nicht über meine Lage. Ich lebe unter einem vortrefflichen

Fürstenpaar, in einem Orte, den ich mit keinem vertauschen möchte, geachtet von den Bessern, von Einigen sogar, wenn auch nicht ganz verdienter Weise, geliebt, habe so viel Arbeit um das Göthe'sche

Bauer Tage
Frohe Feste!

ausrufen zu können, wovon mir nur meine etwas ungetreue Gesundheit zuweilen die letzten Worte streicht; erfreue mich meiner richterlichen Stellung, die meinen Talenten angemessen ist, und wenn mein Titel auch nicht der großen Begebenheit entspricht, daß der Schleswig'sche Kanzler des Obergerichts, Herr Moritz, mich für den abwesenden Glückstädt'schen Kanzler, Freiherrn v. Brockdorf, zur Taufe gehalten, was mir, nebenbei gesagt, nur den wunderlichen Vornamen Cay (Cajus) und sonach in der Flegelzeit viel Prügel eingebracht hat, — so gestehe ich doch gerne, daß ich keine höhere Graduirung verdient, mich auch schon längst daran gewöhnt habe, mich des Titels „pro homine," zu deutsch Theodor von Kobbe, als des für mich ersinnlich vornehmsten, zu bedienen.«

»Schon gut, was wolltest Du denn mit Deinen verunglückten Finanzspeculationen sagen?

Das ist ein sehr weitläuftiges Thema und läßt sich auf einem Wege von Hamburg nach, nimium vicinum, Altona, nicht zu Ende verhandeln. Säße Salomon Heine hier mit uns, ich würde ihm durch eine Aufzählung derselben sogar einen Dank abnöthigen, den meine an ihn gerichteten und gesandten Hamburger Brandverse bei seinen vielen wichtigeren Geschäften ihm nicht entlockt haben. Aber Eins will ich doch für Dich heraus heben. Ist es nicht schrecklich, wenn man in der Jugend etwas lernt, und es im Alter nicht an den Mann bringen kann?«

»Gewiß. Aber wie paßt das auf Dich?«

»Nun siehe! ich habe in meinen Knabenjahren viele Autoren gelesen. In den meisten fanden sich unzählige Geschichten, wo Fürsten und andere große Herren, piquante Einfälle, humoristische Schlagantworten, selbst hochherzige,

freilich dann nur sehr kurze Bemerkungen, mit Geschenken aller Art belohnt haben. — »Das«, dachte ich, werde dir eine Erwerbungsquelle; ich legte alsbald eine complete Hecke lebendiger Antworten an, welche Eier brüteten und Junge bekamen, daß es eine Freude war. Ich wollte damit auch zum Wiener Congreß, allein anfangs fehlte mir das Reisegeld, und als ich es, in der That mit Hülfe des dänischen Lotto's, zusammen gebracht hatte, war Napoleon mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen, die guten Einfälle verquirlten alle vor dem Einfall Buonapartes, den der Blücher'sche »Vorwärts« am Ende wieder in Vergessenheit brachte. Später lernte ich viele große Herrn kennen, ich unterließ nie, mein arcanum zu produciren, ärndtete auch Beifall wie Heu, aber die gehofften Brillanten, Orden und Ehren blieben aus, obgleich meine Einfälle reichlich so gut wie die so reichlich belohnten in den englischen, griechischen, lateinischen und französischen Lesebüchern waren. Das war schrecklich. Ich wurde irre an dem Glauben meiner Väter, wenn ich »Meidinger, Dubenale und Gedike« so nennen darf.

Die Geschichte sollte mich übrigens nicht verdrießen, wenn ich nicht alle diese erträumten Dinge so häufig an solche Personen gehängt sehe, die auf ihren geleisteten Diensteid versichern können, nie einen guten Einfall gehabt zu haben, deren ganzes Verdienst darin besteht, eine abstracte Treue gegen das Fürstenhaus sich angelernt zu haben, und denen man doch, mit einigen rühmlichen Ausnahmen, in Tod- und Nothfällen, auf die Partie Aufopferung noch 17 Points vorgeben kann.— Eine solche Conversion ist aber gegen alle Geschichte, und daher glaube ich, wenn man nicht heut zu Tage ein anderes Fürstengeschlecht, als das frühere annehmen will, daß alle die Lehrbuchsgeschichten erlogen oder einem genialen Fürsten passirt und später von untreuen Historikern fälschlich vertheilt und Andern zugeschrieben sind.

So stand es mit mir als ich nach Oldenburg kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine humoriſtiſche Eſelei.

Die Schwierigkeiten und Strapatzen, womit die Fremdenlegion in Algier, in ſeinem Kriege gegen den peuple sauvage, der viel gefährlicher iſt, als die Heidſchnucken bei uns, zu kämpfen hat, überſteigen alle bisherigen Vorſtellungen und Erfahrungen, aber auch hier ſieht man, daß der ächte Humor der beſte Freund aller und jeglicher Noth iſt.

Bei einem Marſche in das Innere, wo Menſch und Thier der Hitze unterlagen *), befahl jüngſt ein franzöſiſcher General dem Regimente, ſich mit dem Gepäck zu beladen, unter welchem die Laſtthiere geſtürzt waren. —

Die Subordination erfocht einen ihrer größten Triumphe. Die Soldaten gehorchten, wenn gleich murrend. Sie raiſonnirten auch eigentlich nur inwendig. —

Jetzt befahl der Commandeur, das ganze Regiment ſolle Mann für Mann mit der neuen Packung ihm vorbei defiliren.

Auch hier gehorchte man. Als aber der erſte Mann dem General ganz nahe vorbeimarſchirte, da ließ dieſer, die Augen rechts nach dem Gewaltigen gerichtet, ein ſchrillendes I—ah ertönen.

Der Offizier wollte zürnen, allein der Eſelruf machte ein außerordentliches Glück bei den Kameraden des Vordermanns, deſſen Nachfolger alle, in gleicher Nähe vor dem General, ihr I—ah ertönen ließen.

Dem Anführer blieb nichts übrig als zu lachen, und die Laſt der Beladenen, ſobald und ſo zweckmäßig zu erleichtern wie irgend möglich war. — —

Wenn o[illegible] diejenigen, welche unverdiente Laſten tragen, auf einmal I—ah zu ſchreien anfingen, was würde

*) »Bei einer ſolchen Gelegenheit,« erzählt ein Augenzeuge, »wird das Gefallene gewöhnlich zu den Todten gerechnet, und ſeiner Kleider beraubt. Aus Furcht, ſelbſt zu verſchmachten, reicht keiner dem Durſtigen eine Trinkflaſche. Ich verabreichte einſt die meinige einem ſo Verſchmachtenden. Es wäre mir aber bald übel bekommen, denn ich konnte ſie den Zähnen des Durſtigen nicht eher entwinden, als bis ſie geleert war. Glücklicher Weiſe kam noch Hülfe zur rechten Zeit.«

das für ein Geschrei in der Welt werden? Und doch hülfe das vielleicht. Zu einer Reformation und Revolution durch den Humor, welcher am Gewissesten die Mängel in der Welt abstellt, habe ich meines Theils das festeste Zutrauen und arbeite seit langer Zeit, wie meine Leser mir bezeugen müssen, dafür als geheimer Agent ganz öffentlich.

Wenn man nun aber dies Y—ah-Mittel anwenden wollte, so müßte Eins dabei bestimmt werden: Wer mit Grund und Recht Y—ah schreit, ist werth ein Mensch zu sein, wer es ohne Grund thut, der müßte öffentlich, auf seine Kosten, eventualiter auf Kosten des Staats, für einen Esel erklärt werden. Th. v. K.

Humoreske.

Es ist erstaunlich, wie man in Preußen bemüht ist, den Druck zu vermehren. Man kann jetzt ein ganzes Buch ungehindert setzen und drucken, aber eben vor der Ausgabe muß das Buch der Policei zur Ansicht mitgetheilt werden, die bei Herwegh'schen und Jacobischen Fällen über das Buch ihr „*maculatur*“ ausspricht. Für die Censur ist indessen dabei der unleugbare Vortheil, daß ihre Priester nur Gedrucktes, nicht auch Geschriebenes zu lesen brauchen.

Th. v. K.

Kritische Anzeige.

Von K. A. Mayer.

Literarhistorisches Taschenbuch, herausgegeben von R. E. Prutz. Erster Jahrgang 1843. Leipzig, Otto Wigand.

Wir bedauern sehr, daß der beschränkte Raum dieser Blätter einer ausführlichen Anzeige dieses reichen Buches entgegensteht und uns nur gestattet, den Leser in den folgenden wenigen Worten zu mahnen, diesem neuen Unternehmen seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Erwartungen, welche der Name des Herausgebers, des von allen Seiten freudig begrüßten Verfassers des Göttinger Dichterbundes, so wie die der Mitarbeiter erwecken, unter denen wir glänzende Sterne wie Gervinus, die Brüder Grimm, Rosenkranz, Hofmeister, Hoffmann von Fallersleben, Strauß u. s. f. erblicken, finden sich hier bestätigt. Die Wissenschaft tritt uns in diesem Buche, mit dem neuen Geiste vermählt, entgegen; es sprechen hier

keine bloßen Gelehrten, die neben der kleinen Welt ihrer Bücher keine andere kennen, sondern Männer, die ein Verhältniß zum Leben, zu ihrer Nation haben, Männer, die, vom klaren Standpunkte der neuerrungenen Geistesfreiheit aus, die literarhistorischen Erscheinungen verschiedener Epochen und Völker an uns vorüberführen. Zwei geistvolle, auf genauer Sachkenntniß ruhende Beiträge liefern der Herausgeber in: Diplomatische Presse der Deutschen u. Adolph Stahr in: Shakespare in Deutschland. Der erste Artikel erörtert eine Lebensfrage der neusten Poesie auf theoretischem und historischem Wege. Der zweite Artikel stellt eine Fortsetzung in Bezug auf die neuste Zeit in Aussicht, um die wir den Verfasser dringend bitten. — In einem dritten Artikel berichtet Rosenkranz aus Hegels Leben, und wir erhalten so eine interessante Probe der Biographie des Philosophen, die jenen Schriftsteller gegenwärtig beschäftigt. Die Aufsätze aus Hegel's Jugendperiode, die dem Artikel beigegeben sind, gaben uns Aufschluß über den Bildungsgang und die frühe hohe Bedeutung dieses Geistes. — In dem fünften Artikel führt Wellmann (in Stettin) aus dem reichen Schatze der für uns noch so wenig ausgebeuteten spanischen Literatur die vier ältesten Dramatiker vor, und Bernhardy (in Halle) stellt im letzten Artikel Betrachtungen über die Stellung der römischen Literatur zur Gegenwart an.

Dem Inhaltsverzeichniß sind die Namen sämmtlicher Mitarbeiter vorgedruckt. Die Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig.

Möge dies zeitgemäße Unternehmen die verdiente Aufnahme finden!

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ßß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 20 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil honum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 3. Donnerstag, 19. Januar. 1843.

Die Wein' un̄ der Bachus. *)

Die Wein' sin amol zum Bachus kummē
Un̄ habē 'n um a Entscheidung gebitt't,
Er soll ihnē saachē uf Wort un̄ Ehr',
Weller vun ihnē der vornehmschte wär'.

Der Bachus hot gsacht, ihr liebe Kinner,
Den Gfallē den will ich euch wohl thu̅,
Es schick' nor a jeder a kleen's Deputat,
Nocher halt' ich a Prüfung im großē Rath.

Deß warē die Wein' natürlich zufriedē
Un̄ Gsandte sin̄ kummē vun aller Welt
Un̄ 's hot nor gewimmlt vun Glanz un̄ vun Pracht,
Dann der kleenschte der hot sein̄ Staat gemacht.

---

*) So selten wir unsern Lesern fremde Produkte bieten, so glauben wir doch, das vorstehende humoristische Gedicht, welches einer Sammlung von Franz v. Kobell entnommen ist, und dem wir vor allen neu erschienenen den Preis zuerkennen, ihnen nicht vorenthalten zu dürfen.

D. R.

Un̄ 'm Bachus sei̅ Ceremoniemeschter
Der hot ihne̅ gsacht, wann die Prüfung is,
Geht jeder, so wie 'm gewunke̅ werd seyn
Beim König ganz still in die Gorgl 'enein.

Un̄ richtich! so wie der Tag is gewese̅,
So hot der Bachus der Reih' noch gewinkt,
Deß erschte, deß ware̅ die Herrn vum Rhein,
Die sin̄ dann stolzirt wie die Ferschte̅ 'enein.

Dernocher sin̄ glei̅ die Burgunder 'kumme̅
Un̄ die Bordeaux mit ihr'm rothe̅ Talar, —
Do habe̅ die Grieche̅ schun Gsichter gemach't
Un̄ habe̅ die Fremde gar scheel betracht't.

Un a alter Muschkat vun der Insl Samos
Der hot gesacht zum a Malvasir,
Geb' Acht die Franzose̅ mit ihr'm Geschwätz
Die krieche̅ heilig die erschte̅ Plätz'.

Un̄ der Bachus der hot 'm Champagner gewunke̅,
Der war wie a rechter Stutzer geputzt,
Besetzt mit Topase̅ die Knöpp' am Frak
Un̄ a Perle̅schnur an sein'm chapeau claque.

Er is mehr getanzt als daß er is 'gange̅
Un̄ hot noch gesumst so a Stück vum a Lied,
Do habe̅ die annre̅ gemormlt: wie grob!
Der hot auch de Großmogl in sein'm Kopp.

Jetz' hot der Bachus gerufe̅: Tokayer!
Do is der natürlich gar wichtich 'enein,
A kleener Mann, ganz kuprich un̄ roth,
Zwee Husare̅ hinner 'm noch ungrischer Mod'.

D'ruf hat der Bachus nimmer gewunke̅,
Es war a langi peinlichi Paus'
Un̄ er hot sich als bsunne̅ un̄ hot sinnirt
Un̄ wie a rechter Gelehrter studirt.

Un̄ wie's halt geht mit dem dummē Studirē,
So kummt 'm der Schlof un̄ er duflt ei̅,
Jetz' stellt euch die Angscht un̄ die Ungeduld vor
Vun dem übrigē diplomatischē Corps. —

„Do gilt es a Lischt" sächt a Piesporter Junker
Un̄ rumplt 'm König durch's offene Maul!
Deß war a Signal un̄ Alles will 'nei̅
Un̄ kenner der leschte vergessene sey̅.

O Mord un̄ Spetakl, was war deß a Druckē,
Die Griechē, wie Feuer vor Aerger un̄ Zorn
Un̄ die Frankē, die aach nit vun Huzlē gemacht,
Die habē sich grose Sottisē gefacht.

Kē Rücksicht, kē Schonung war do mehr zu sinnē,
Die Spanier alleē warē noch im ē Tackt
Un̄ habē die Lacrimae Christi gebitt',
„Ei gehen Se vor, mir kummē schun mit." —

Un̄ der Bachus der hot als gschlofē un̄ gschlofē
Un̄ die Herold die habē gewart't un̄ gewart't,
Um laut zu verkündigē überall,
Wie dann gefallē 'm König sei̅ Wahl.

Jetz' endlich erwacht er, un̄ wie er's soll sagē,
Derwell' dann der erschte vun all' dennē Wein',
So denkt er in Lieb', un̄ deß war wohl̄ aach gscheut,
„Was soll ich een kränkē, sin All' liebe Leut',

„Un̄ soll ich's dann wegē 'me Wörtchē risquirē,
Daß mancher werd sauer un̄ kahnig vor Gram?"
Nee, denkt sich der König, un̄ hot halt nix gsacht,
Als daß 'm die Prüfung Vergnügē gemacht.

Und weil er halt gar nix sunscht sagē hot wollē
Der gute un̄ liebe un̄ freundliche Mann,
Un̄ so weeß mer noch bis uf die Stund' nit gewiß,
Derwell' vun dē Wein' der vornehmschte is.

Eine Lottoziehung in Altona.

Von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

»Ich habe, wie ich bereits anderswo aufgesprochen, die ersten fünf bis sechs Jahre meines Aufenthaltes in Oldenburg verträumt. Mit Ausnahme eines Liebhaber-Theaters, in dessen Kreise und Gesellschaft ich etwa ein halbes Jahr selig verlebte, führte ich ein so gewöhnliches Leben, ohne besondere geistige Beschäftigung, ohne Anregung, daß ich noch bei dem Gedanken an jene Zeit erröthe, wenn ich bedenke, daß ich keine Stunde des Tages mehr heran wünschte, als die sechste, um meine Partie Whombre zu spielen, bei der ich, obgleich ich meine meisten Mitspieler überlah, doch in der Regel verlor, weil ich lauter Kunststücke, Die Bull'sche Concerte auf Einer Seite, spielen wollte.«

»Aber Dein Ruhm iß nicht fein,« fiel mir der Freund in die Rede.

»Gewiß nicht Doctor, wohl mir aber, daß ich das Geständniß meiner Fehler nie gescheut habe, und wenn es in meinen humoriſtiſchen Blättern geſchehen müßte. Theils darf ich aber dieſe proſaiſche Sandſtrecke auf meinem poetiſchen Lebenswege durch die verfehlte Speculation mit meinen guten Einfällen bei den Fürſten, theils durch eine körperliche Aſthenie erklären, welche die geiſtige im Gefolge hatte. — Endlich erwachte im Jahre 1826, wo ich, wie von einem Blitz gerührt, meine Leier der Meiſter ſchrieb, wieder der Beruf zur Schriftſtellerei. Ich ſuchte jetzt meine, einſt für die hohen Herrſchaften beſtimmten guten Einfälle, die ich ſo lange im Buſen genährt, wieder hervor, ſie hatten aber ihr Pikantes verloren, ſie hatten Blut geſogen und waren ſentimental geworden. Ein witziger Jude, wie Saphir und Consorten, hätte für ein ganzes Schock derſelben nicht ſo viel gegeben, wie acht Jahr vorher für einen einzigen ungeſäugten. Ich fühlte wohl, daß Gedanken

welche die witzigen Leute nicht brauchen können, in den hohen medisanten Zirkeln auch nichts taugen. — »Geht denn in alle Welt und lehret alle Heiden« rief ich aus, und —

»Und schicktest Deine mit Herzblut genährten Witze, als Humoresken in die Welt. — Und das ist mir und Deinen Freunden lieb, obgleich Wienbarg wohl Recht hat, wenn er in seiner Kritik Deiner humoristischen academischen Erinnerungen ausruft: »Wäre Kobbe medisant, wäre er so boshaft wie er gutmüthig ist, wie würde die höhere Gesellschaft, der er seiner Geburt und seinen Verhältnissen noch angehört, seine Waffen stählen, und wie respectvoll würde man die Zuchtruthe eines Satyrikers schewen, verwünschen und in der Nähe küssen.«

»Lassen wir das Freund, diese blonde Gemüthsstimmung gereicht mir weder zum Lobe, noch zum Tadel, ich habe sie einmal und ich würde sie nicht um den Ruf eines Heine, selbst nicht um den eines Aretins hergeben. Dieser war früher nämlich mein Ideal. Er hieß bekanntlich die Fürstengeißel, dem die hohen Herrschaften, sobald sie einen dummen Streich gemacht, unverzüglich Sachen von Werth schickten, damit er sie nicht blamire.«

»Es ist ein Glück, daß diese Mode außer Cours ist, wo sollten die Fürsten sonst Dosen dazegen anschaffen.« —

»Wohl recht. Ich bin also, wie Du es nennst, ein Humorist geworden. Aber was hilft es mir, daß seitdem meinen Schriften in allen Literaturzeitungen das größte Glück, die glänzendste Beurtheilung selbst bei den sibirischen Brockhausischen Sclaven, den anonymen Nummermännern, zu Theil geworden ist? Fast komme ich mir unter den Schriftstellern, wie ein häßliches Mädchen in einer Damengesellschaft vor, das um seiner Ungesälzlichkeit willen, liebenswürdig gefunden wird. Mag auch meinen Verleger einige Schuld treffen, der nicht für die gehörige Ausstattung der Bücher und für die Vertilgung der Druckfehler sorgte, ich kann einmal als Autor nicht mein pecuniäres Glück machen.

»Aber Deine humoriſtiſchen Blätter?«

»Hätte ich lauter ſolcher Schüler wie Sie,« ſagte der Profeſſor Reinhold zu dem bekannten George Koch, »meine Philoſophie würde ſiegen.« Mit mehr Recht kann ich dies Dir, dem freundſchaftlichen Propagandiſten, zurufen. — Aber auch damit iſt es nichts. Nur in Oldenburg, Hamburg und im Badenerlande beweiſ't man ihnen eine warme Theilnahme, und ich hätte ſie in pecuniärer Hinſicht längſt aufgegeben, da ich mit Bücherſchreiben viel mehr erwerben kann, wenn ich ſie nicht als die Verzierungen meiner Gruft anſähe, die ich ſelbſt anfertigen will, aber auch wie einen Richterſtuhl, vor den ich in jeder Woche, wie es mir beliebt, Hoch und Niedrig citiren kann.«

»Aber warum willſt Du denn nach Altona?«

»Weil ich auf ehrliche Weiſe als Richter nicht reich werden kann, weil Alle, die mir heilig etwas zu vermachen verſprochen, verrückt geworden oder ohne Teſtament verſtorben ſind, weil Diejenigen, welche mir etwas insgeheim legirt haben, in den letzten Zügen noch geneſen ſind, jetzt die Methuſalemcarriere ergreifen, ſteinalt werden, und mich daher überleben *), weil man bei uns im Oldenburgiſchen alles Gefundene bei Strafe des Diebſtahls heraus geben muß, weil ich kein reiches Mädchen und mich kein reiches Mädchen will, deshalb Freund! ſpiele ich in allen Lotterien und heute gar im Lotto. —

In dieſem Augenblicke fuhren wir in's Altonaer Thor. Wie an den Eingängen alter Gebäude lauter Spinnweben aufgeſtellt ſind, um leichtſinnig herum ſchnurrende Fliegen oder tanzend ſummende Mücken zu fangen, ſo ſteckt faſt jedes Haus um das andere, bis zum Rathhaus, von wo

*) Sollte irgend ein Leſer bei Leſung dieſer Zeilen mir etwas zu hinterlaſſen gewillt ſein, ſo will ich, falls ich den Tod meines Wohlthäters erlebe, für jede 1000 Thlr. mich 10000 Jahre für ſeinen Dienſt im Himmel verbinden, auch nöthigenfalls dieſen Pact vom Papſt und Generalſuperintendenten beſtätigen laſſen.

aus das Volk beglückt wird, oder, wie Voß in seinem vortrefflichen plattdeutschen Gedichte »de Geldhapers« sagt, der allergnädigste König sich Mühe giebt, die armen Leute zu bereichern, eine hölzerne Tafel aus, worauf die Nummern der letzten Ziehung verzeichnet sind. Dabei hängen an den Fenstern noch einige Billette, auf welchen Nummern verzeichnet stehen, die, noch eine Viertelstunde vor der Ziehung, den zu spät kommenden nach Gewinn Dürstenden für einiges Aufgeld verkauft werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Zeitung.

Für den Herrn Pastor Primarius Mallet in Bremen ist abermals ein Rächer aufgetreten, welcher das neue Jahr, obgleich er unrichtig 42, für 43 geschrieben, gewählt, um mir folgenden anonymen unfrankirten Brief zuzusenden. Obgleich derselbe offenbar ohne Vorwissen des Herrn Mallet geschrieben ist, denn ich hoffe, wir wollen, wie es auch jetzt Mode ist, offene ehrliche Feinde sein, wenn schon ich auch nicht annehme, daß Gott dies gethan hat, so ist es doch nicht uninteressant, einige Anhänger des Priesters, der jene Worte ausrief, als Hamburg in Flammen stand, — von ihren dunkeln Schlupfwinkeln aus zischen zu hören, um zu prüfen, weß Geistes Kinder sie sind.

Herrn Theod. v. Kobbe Oldenburg.

d. 1 Jan 42.

Erlauben wir uns Ihn zu bitten, nicht wieder so dummes Zeug drucken zu lassen, und den armen, rechtlichen Herrn Pastor Mallet so wieder zu kränken, wie Sie gethan. Ehre haben Sie nicht mit Ihrer schönen ruhmräthigen Schrift eingelegt, vielmehr die größte Schande. Herr von Kobbe es ist war Sie haben sich dadurch sehr beliebt ge-

macht bei den groſsen Kaufleuten. Hm, Hm ich geſtehe Sie ſind ein kluger Narr. Zum neuen Jahre unſern innigſten Glückwunſch.

Die ganze Comptoiriſten Welt.

Sie kennen mit Ihren ſpierigten Beinen ganz Oldenburg beſtreiten, dann ſtiften Sie auch was gutes. Herr Schaafsnaſe. *)

*) Der Ausdruck Schaafsnaſe, als ungewöhnliches Schimpfwort, ſoll auf den Geburtsort des Schreibers ſchlieſsen laſſen. D. R.

Verſchiedene Stimmung.

Laſſ' Schenker das Credenzen nur,
Reich Andern Deinen Wein;
Ich bin betrunken — von Natur,
Kann ohne Medicin ſein.

Lauf' ſchenke! bring' mir eilig Wein,
Lauf, zieh' den Pfropfen 'raus,
Ich muſs in and'rer Stimmung ſein.
Natur, ſie muſs heraus.

Th. v. K.

Berichtigung eines Druckfehlers.

Der Setzer verſichert auf Ehre, daſs es ohne Abſicht geſchah, wenn in der vorigen Nummer Seite 16 die Politiſche Poeſie in eine Preſſe oder Klemme für die Diplomaten verwandelt worden iſt.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuſs. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 20 ß Cour. feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 4. Donnerstag, 26. Januar. 1843.

Eine Lottoziehung in Altona.

Von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Auf dem Altonaer Rathhausmarkte gab es viel Staffage. Der Oberpräsident war eben angekommen, und fünf anscheinend im Dienste der Musik ohne Notenkenntniß ergrauten Hornisten, die auf einem Altane über der Obrigkeit standen, verkündeten das Altonaer Blücher'sche Vorwärts der gaffenden Menge, während sechs bis sieben Soldaten, ungefähr so viele wie man auf einem illuminirten Bilderbogen zu zwei Groten bekommt, mit dem Rücken gegen das Volk, welches sie doch im Nothfall im Zaum halten sollten, gerichtet war. Blücher-Altona, der regierende Consul, und die Senatoren, alle auf einem Altane, zeigten jetzt dem Volke jede Nummer nach der Reihe, die dann in eine Kapsel gesteckt, einem abenteuerlich gekleideten Waisenknaben mit verbundenen Augen, überreicht wurde, der solche in das neben stehende offene Glücksrad warf. Bei je fünfzehn Nummern wurde pausirt, Apoll's Landsturm zweiten Aufgebots blies dann eine kurze Fanfare, auf welche sich die Worte singen ließen:

Ihr mögt hoffen, Ihr mögt harren,
Alle werdet Ihr zu Narren.

Ich verschwieg dem Freunde diesen nicht von mir eingeladenen Gedanken, folgte vielmehr dem Unruhigen in das unterste Gemach der Kurie, den Weinkeller, wo derselbe bei einem Glase Wein abermals mir meinen Lotterieglauben nehmen wollte, indem er das Lottospiel ein fades, irreligiöses, zum Trunk führendes, den Staat vernichtendes Treiben nannte.

»Gemach mein Freund!« fiel ich ihm in die Rede, die ganze Quaterne Deiner Epitheta enthält lauter Nieten, lauter Eigenschaftswörter, von denen nicht ein einziges, wohl aber das Gegentheil, auf die Lotterie paßt, und man braucht eben kein advocatus diaboli zu sein, um dies zu begründen. Fade nennst Du die Lotterie, welche allein noch im Stande ist, unseren schläfrigen Landsleuten die schöne Phantasie einzuhauchen, ohne welche das Leben eine unerträgliche Last wäre. Weißt Du nicht, daß Schiller so schön sagt:

Als die Götter menschlich waren,
Waren Menschen göttlicher.

Während bei uns im Oldenburgischen das Traumleben nur im Wachen etwas gilt, findet die Auslegung dieser Boten Gottes, die sich nicht durch das Gehirn, sondern durch allerhand andere Eingänge zu dem Schlummernden stehlen, gar keine Anerkennung. Träumt bei uns einem Bauer oder einem Arbeitsmanne von einem Ochsen, so sagt er am Morgen bei'm Erwachen, sobald das Ich seine Gebeine zum Kaffee gesammelt hat, zu seiner Gattin: »Froh, mih hätt von 'n wittbunten Ofen drömt, (Frau mir hat von einem weißbunten Ochsen geträumt) und sieht diesen Traum, diese Offenbarung des Himmels mit philosophischer Ruhe als etwas Zufälliges an, während der Holsteiner, der mit Wallenstein entweder ausruft:

Es giebt keinen Zufall,

oder

Es ist ein böser Zufall. *)

*) Nur auf diese Weise, wenn man annimmt, daß Wallenstein ein Lottospieler gewesen, ist die bekannte Schiller'sche Antinomie zu vereinigen.

gleich ſeine Ehehälfte oder eine würdige nachbarliche Matrone, oder gar das Lottobuch, gedruckt in dieſem Jahr, um die Deutung ſeines Traums befragt, und bald erfährt, daß Ochſen ſehen Nummer 12, weiße Farbe 45 bedeutet und jetzt erwarten kann, daß ihn am nächſten Dienſtag eine Ambe erfreut, die er nur mit den richtig gedeuteten Traumnummern ſeiner Frau zuſammen zu koppeln braucht, um einer Quaterne gewiß zu ſein. Wenn Schiller von der Zeit, da die Götter Griechenlands ſo gute Conjuncturen hatten, ſagt: Eine Dryas wohnt in jedem Baum, ſo ſage ich als Lottoenthuſiaſt: Eine Terne wohnt in jedem Traum.«

»Und am Ziehungstage wird er erfahren, daß er nicht einmal einen Auszug gewonnen hat.«

»Lieber Freund! Rom iſt nicht an einem Tage gebaut. Die Deutung der Träume und ihre nothwendige Beziehung auf das Lotto, iſt bis jetzt noch ein logiſches Problem, deſſen Löſung ich erſt von den grauen Haaren eines jetzt lebenden genialen Fürſten durch Hülfe der myſtiſchen Kabbala erwarte. Für unſere Zeit paßt es nicht, ſelbſt die Philoſophen mißhandeln den Zufall ſchändlich, ſo daß ich mich nicht wundere, wenn er aus Rache über ſie kommt. Sie haben ihn wegen ſeines neckiſchen humoriſtiſchen Betragens aus dem Salon des Denkens geſchmiſſen, obgleich ſie ſeine viel ungebildetere grobe Schweſter die Nothwendigkeit darin gelaſſen haben. — Sieh alſo, der arme Zufall, das Bild des oben poſtirten Waiſenknaben, kommt durch das Lotto wieder zu Ehren. Er führt zum Gottvertrauen, wenigſtens kann wohl der Herr Paſtor Mallet, von Nieten und Quaternen mit mehr Sicherheit, als vom Brande, ſein: Das hat Gott gethan, ausrufen.«

»Schöne Argumente, die.«

»Du haſt ferner behauptet, das Lottoſpiel führe zum Trunk. Dieſer Satz widerlegt ſich am leichteſten. Denn wer ſeine 2 Schillinge verſpielt, kann ſie nicht vertrinken, das iſt mathematiſch richtig. Außer einigen Kopenhagener Generälen und Conferenzräthen findet man übrigens ſo-

gar keine Beispiele, daß Lottospieler Schlemmer wären. Ich gebe zu, daß Viele ihr Vermögen in Armuth verspielt haben, und Manche durch den Opiumrausch der Hoffnung ab den Bettelstab gekommen sind, sie sind aber selten so mäßig und fast nie Trinker. Und da sehe ich denn doch nicht ein, wie diese, wenn sie Hungerleider werden, den denen verschieden sind, die man als Geizhälse bezeichnet. Diese schmachten bei dem Besitze des Geldes, jene in der Hoffnung des zukünftigen.

»Ich bin am Ende neugierig, wie Du denn die Sicherheit des Staates auf der Existenz des Lotto's bauen willst.«

»Nichts ist leichter als dies, mein Freund. Sieh Dich um in der Welt. Wie unruhig ist es nicht allenthalben. Unter dem Vorwande der Völkerbeglückung kramt ein Jeder seinen oft sehr unreifen Plan vor seinem Nachbar aus, der sich mit gleicher Redseligkeit revanchirt und man an die beiden Hogarth'schen Gefangenen im Schuldthurme erinnert wird, wo der eine bemüht ist, die Schulden des Andern zu bezahlen. Mögen die Regierungen auch hie und da gar arge Sünden auf ihre Schultern geladen haben, so ist das maßlose Treiben mancher Gesellen in der neuern Zeit doch gar zu unverschämt. Auf eine Ackervertheilung, auf den gepriesenen Communismus läuft alles hinaus. Wohl dem, der wie ich, mit Immobilien nicht angesessen ist. Und ehe man Männer, wie uns, erwählt, welche auf humoristische Weise, wie weiland Menenius Agrippa durch seine Erzählung von dem vernachlässigten Magen, die Herrschenden und Beherrschten vereinen, wird die Sache am Ende über Kopf gehen.« —

»Und was würdest Du thun, wenn sie Dich unter die Excellenzen aufnähmen?«

»Manches, wovon den jetzigen nichts träumt und wovon sie viel weniger im Wachen eine Vorstellung haben. Soviel nur ist gewiß, daß falls im Fürstenthum Bückeburg eine Revolution ausgebrochen wäre, ich das Volk in 49 Minuten durch meine Beredsamkeit wieder zum Gehorsam und zur Absingung des god save the king bringen wollte. Aber für's Erste rathe ich den jetzt existirenden vor allen Dingen das Lotto allenthalben einzuführen, und wo es das Volk beglückt, es nicht abzuschaffen. Denn was ist das Lotto anders, als ein humoristischer Communismus, den die Zeit nur in grober Form fodert. Alle im Staate hasten für den Gewinn, Jeder hat Anspruch auf das, was er durch

die Arbeit ſeiner Träume verdient. Ginge der Staat nun gar ſo weit, den etwaigen Ueberſchuß zum Tagelohn im harten Winter zu verwenden, wo die geringe Klaſſe ohne Beſchäftigung iſt, man würde bald das verhaßte Inſtitut als das volksthümlichſte preiſen, und den Lottokalender den Herwegh'ſchen Gedichten und der Rheiniſchen Zeitung vorziehen. Und wem würde es je einfallen, den Staat zu ſtürzen, der bei richtiger Traumdeutung Einem am nächſten Dienſtage ſo große Summen zahlen muß? Das wäre wider allen Communismus. — — Aber horch'! man trompetet, wenn ich nicht irre, zum letzten Male. Laß uns ſehen, was Fortuna über die Hoffenden und Harrenden beſchloſſen hat.«

»Nur zu, ich folge Dir ſpäter. Willſt Du mir glauben, daß ich, obgleich ich ein geborner Altonaer bin, noch nie einer Ziehung beigewohnt habe? Mich eckelt ſo etwas an.«

»Nun wohl, unverbeſſerlicher Puriſt. Erwarte mich denn bei oder in Deinem Cabriolet.«

(Der Schluß folgt.)

Der Mamckeſche Proceß.

Die Akten in dieſem Proceſſe ſind endlich bei der mediciniſchen Facultät in Kiel angekommen und ſoll ſich bereits nach Anſicht derſelben die Ueberzeugung gebildet haben, daß die That unmöglich mit einem Beil geſchehen ſein kann, wie Mamcke in ſeinem, offenbar im Wahnſinne abgelegten Geſtändniß behauptet. Leider befindet ſich Mamcke noch immer in Pinneberg, doch wird er, wie gar nicht zu bezweifeln ſteht, nächſtens auf Allerhöchſten Befehl nach Kiel gebracht, und hier von dem Sanitätscollegium, wie von der ganzen Welt, ſein nicht imputabler Zuſtand erkannt werden. Der Vertheidiger Mamckes, Peter von Kobbe, wird in den Holſteiniſchen (Nicht) Intelligenzblättern auf die plumpſte Weiſe angegriffen, und die Facultät in dem Kieler Blatte für den Fall, daß ſie ſich für Mamcke's Wahnſinn entſcheiden werde, bedroht, daß nicht die einländiſche, ſondern die ganze deutſche Criminaljuſtiz alle Kräfte anwenden und ſie unbarmherzig angreifen würde. Mit der Dummheit kämpfen die Götter vergebens, auch kann es nicht die Abſicht ſein, die Leſer der humor. Blätter mit langen Deductionen zu ermüden. Nur den nachſtehenden ſatyriſchen Aufſatz, wir wiſſen nicht aus welchem Blatt urſprünglich ſtammend,

können wir nicht umhin, unsern Lesern mitzutheilen, da derselbe von dem Censor einer kleinen Stadt, einem ernannten Holsteinischen Stockjuristen, in der Meinung zugelassen sein soll, der Inhalt sei gegen Peter von Kobbe gerichtet.

Das Interesse für den Ramckeschen Criminalfall ist neu angeregt worden, seitdem man weiß, daß die Acten ans Sanitäts-Collegium in Kiel gelangt sind. Der Inquisit ist jedoch noch in Pinneberg verblieben. Die Ansichten über den Zustand des Inquisiten sind bekanntlich sehr getheilt; selbst die des untersuchenden Arztes Dr. Jessen waren es lange, bis diesem in den letzten vier und zwanzig Stunden ein Licht aufging. Herr v. Kobbe hat bekanntlich darthun wollen, Ramcke sei bei Ablegung seines Geständnisses schon wahnsinnig gewesen. Die gewandten Federn eines Carstens, Gardthausen rc. haben ihn gehörig zurückgewiesen. Mehr Beachtung verdient wohl die Ansicht, Ramcke wäre bei Verübung der That in unfreiem Gemüthszustande gewesen. Man könnte dafür anführen: Wenn R. so vorsichtig war, daß er den Torfstich sistirte, weil die Altentheilerin doch sterben sollte, warum zahlte er ihr kurz vor der That 1400 Mk. aus? Ein Mensch, der zweimal einen Mord verschläft, muß in der That wenigstens sehr confus und absonderlich sein. R. bestellt den blödsinnigen Schwager zur Wache, instruirt ihn aber so schlecht, daß dieser nicht einmal beobachtet, ob er durch die Thür im Norden oder Süden ins Haus geht. Aus Vorsicht steigt R. (nach der einen Version) mit der Frau durch's Fenster, den Schwager aber läßt er getrost über die Diele gehen, so daß alle Dienstboten ihn hören können. Fast eben so albern ist die andere Version (und bleibt bekanntlich bei Zweifeln und Unwahrscheinlichkeiten die Wahl der Version, so daß wir über die Schuld doch keinenfalls in Zweifel bleiben), derzufolge R. selbst über die Diele geht, sein Beil auch dort reinigt. Was ist wahnsinniger? die Version, nach welcher er seine Frau das Haus von Außen anstecken läßt, während er darinnen mordet, oder, daß er ein Licht anzündet, um selbst zu morden? Der Versuch mit dem Schweep konnte keinem Vernünftigen einfallen; R. hatte aber in vielen Dingen Glück, so daß die Abschieberin vom zweimaligen Versuche nicht erwachte. — Nach einer anderen Ansicht hat erst Herr v. K. am Tage der Publication den Wahnsinn entdeckt. Dahin sprachen sich mehrere Aufsätze im Itzehoer Wochenblatt aus. Allein diese Ansicht kann nur denen einwohnen, die nicht einmal

einen Blick in die doch bekannt gemachten Actenauszüge gethan haben. Ganz anders aber klingt die Behauptung, Ramcke führe seit Jahren mit eiserner Consequenz die Rolle eines Wahnsinnigen durch. Diese Consequenz ist nach des weiland Dr. Stolbom Gutachten, eine wunderbare Eigenschaft seiner Seele. Man nennt R. als den schlauesten, klügsten Menschen in der ganzen Herrschaft Pinneberg, klüger also noch, als der Wirth im Dummerjan, welchen der berühmte Freiherr Eugen v. Hammerstein öffentlich für den gescheutesten Mann der Gegend erklärt hat. Nun, schlau muß der verstockte Mordbrenner auch sein; seit vier Jahren führt er seine Rolle durch; wenn man auf die That zu sprechen kommt, bittet er, davon nicht zu reden — so schlau affectirt er die Stimmung des wirklich Wahnsinnigen, der jede Erinnerung an die Ursache seines Irreseins zu vermeiden sucht. Woher aber, könnte man fragen, hat der schlichte Bauersmann die genaue Kenntniß von dem Verhalten des Wahnsinnigen? die Antwort scheint fern zu liegen und liegt doch so nahe. Die häufigen Fälle von Gemüthskrankheiten in seiner Familie konnten ihm wohl einige Kenntniß des Zustandes und Routine zur Nachahmung geben. Auf das Irrereden hat er sich Jahrelang geübt, und zwar immer, wenn er allein war. Die Nachbaren können davon Zeugniß geben; sie haben aus dem einsamen Kerker bei Tage und bei Nacht stets die tollen Reden des Schauspielers vernommen. — Ein plumpes Spiel war es, daß Ramcke die Rolle durchführt, er sei der Roland von Wedel, dürfe deshalb keine Frau haben. Dies trieb er so weit, daß er seine Frau gar nicht erkennen wollte. Frech war das Benehmen bei der öffentlichen Vertheidigung, während welcher der Inquisit, gleichsam, als wolle er das ganze Publicum zu Zeugen machen, wie ein Rasender tobte. Dagegen spielte er willig den Schweigsamen bei Verlesung des Urtheils. Gottlos, und als solches auch von den entrüsteten Geistlichen gewürdigt, war die Fiction, Töns würde ihm helfen. Dieser Ausdruck bedeutet im Pinnebergischen — horribile dictu — den leibhaftigen Satan. Was nun aber das Auffallendste ist, dieser Mensch hatte nicht allein seinen Geist wunderbar in Gewalt, auch auf den Körper wußte er wunderbar zu wirken. Es gelang ihm, ganz den Blick des Wahnsinnigen sich anzueignen, er wußte eine Gesichtsfarbe zu erlügen, über welche Dr. Jessen und Hr. v. Kobbe streiten konnten, ob sie auf Kerkerluft oder auf höchstes Stadium des Wahnsinns hindeute;

er singirte den stärksten Appetit; noch am Abend vor der Hinrichtung aß er Braten, den ihm ein wohlwollender Einwohner Pinnebergs zugestellt hatte, trank Wein, und stellte sich, als wenn er darauf in den ruhigsten Schlaf verfalle. Und doch wußte er den Körper so sehr zu beherrschen, daß dieser bei bester Pflege an Speise und Trank, so abmagerte, daß diejenigen, welche ihn nach Jahren wiedersahen, ihn nicht zu erkennen vermochten. Daß der Delinquent noch auf dem Wege zum Hochgerichte dem Geistlichen zutrank, ist eigentlich eine der empörendsten Scenen, die er versucht hat. Daß Ramcke bis zum letzten Augenblicke die Rolle fortführte, erscheint allerdings auffallend; geistreiche Leute der Gegend haben es damit zu erklären gesucht, er habe einen Wink erhalten, daß eine Königliche Staffette unterwegs sei. Zweimal ist R. jedoch in den letzten Tagen aus der Rolle gefallen, einmal geistig, als man ihm einen Apfel anbot und er sich zu einem Danke vergaß; einmal körperlich. Er transpirirte nämlich gewaltig am Tage der Hinrichtung und wenn es gleich am 1. September ziemlich warm in der Luft war, so hätte der Delinquent doch wohl, hätte er sich nicht vergessen, auch den Einwirkungen der Hitze bei festem Willen zu widerstehen vermocht.

Welches Talent gehört übrigens dazu, seit vier Jahren eine Rolle so weit durchzuführen, daß Jahrelang die Richter nicht mehr verhören konnten, daß diese selbst insofern stutzig wurden, daß sie die Hinrichtung aufschoben, bis ein Arzt entschieden habe, ob der Inquisit bei Verstande sei. Wahrlich, Ramckes Beispiel spricht gegen diejenigen, welche das Pensylvanische System verwerfen, weil mehrjähriges einsames Gefängniß selbst bei gehöriger Beschäftigung, mit Wahnsinn bedrohe, Ramcke hat fünf Jahr die Probe ausgehalten und es nur zum Schein-Wahnsinn gebracht; — um der obern Medicinal-Behörde res integra zu überliefern, hat man auch in den drei letzten Monaten nichts versucht, um durch mildere Behandlung ihn zur Ablegung der Maske zu reizen. — Wie interessant mußte aber die eigene Anschauung dieses Menschen sein, welcher den Psychologen als Beispiel seltener Willensstärke, als schlagendes Zeugniß der Einwirkung des Geistes auf den Körper, noch merkwürdiger erscheint, als wäre er wirklich wahnsinnig. Und deshalb scheint es eben so wünschenswerth, wie nothwendig, daß unserer Landes-Universität dieser Anblick nicht vorenthalten werde. Die Acten können höchstens Scheingründe für die von Herrn v. K. behauptete Geschichte der Entstehung des Wahnsinns geben; der Inquisit, in Person geschaut, würde jedes Räthsel lösen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 5. Donnerstag, 2. Februar. **1843.**

Der Schnupfer.

Von K. A. Mayer.

Ja, ein Kuß auf frische Lippen
Ist Genuß, ich kenne das,
Und ich lob' es auch zu nippen
Edlen Wein aus vollem Glas —
Aber in die Dose tippen
Heiß' ich mir den besten Spaß.

In das linke Nasenloch
Schob ich eine volle Prise;
Zum Gehirne steigt sie hoch,
Daß ich beide Augen schließe.
Ah! sie krabbelt immer noch,
Und ich glaube jetzt, ich niese.

Daum- und Zeigefinger-Spitze
Halten schon ein zweites Maß.
In die rechte Nasenritze
Werf' ich mit Gewandtheit das.
Ja, das Schnupfen — atze! itze!
Ist des Menschen bester Spaß.

Eine Lottoziehung in Altona.

Von Theodor von Kobbe.

(Schluß.)

Wenn ich in dem Lotto ſpiele, ſo beſetze ich immer die Nummern 1, 2, 3, zu denen ich ein beſonderes Fidus habe, ohne daß dieſe Zahlen es je beſonders gerechtfertigt hätten. In Oeſterreich hat mir, »wie in meinem Gräfenberg und Prießnitz zu leſen iſt«, dieſe Spielweiſe einen großen Reſpekt verſchafft, denn die Frau Rathsherrin Oehl, welche die beiden Kaiſerlichen Regalien »Taback und Lotto« dispenſirte, verrieth mir, daß mehrere Freiwaldauer und öſterreichiſche Badegäſte wegen dieſer Wahl mich deshalb ſehr reſpektirten, weil der Herr Kaiſer Joſeph dieſelben auch immer geſpielt, und verſicherte auch, daß der Herr Kaiſer oft darauf gewonnen habe. — Sie fügte dabei hinzu, daß man insgemein mehr die kleinen als die großen Zahlen ſpiele. Als ich nun forſchte, warum? verſetzte ſie, bald mit dem Spiegel, bald mit ihrem Schooß kokettirend, in dem gerade eine Quantität »Sonne und Mond« *) lag: »Iman mag halter doch immer lieber die Jungen als die Alten.«

Mein Collecteur hat den Namen Trint. Als vor einigen Jahren eine hieſige Künſtlerin **) hier einige Nummern geträumt hatte, welche zu beſetzen eine Abend-Geſellſchaft Herrn beſchloß, als man mich als den einzigen Sachverſtändigen auch über das Wo, Wie und Wann befragte, und ich auch die gehörige Eintheilung vorgenommen, ſchickte ich Herrn Trint dieſe Berechnung mit dem einfachen Spruch:

*) Eine von den öſterreichiſchen Tabacksregieſorten, größtentheils edler ungariſcher, durch k. k. Beitze verdorbener Taback.

D. R.

**) Die Künſtlerin ſoll jetzt wieder ſehr bei Nummern ſein, welche ich meinen getreuen Abonnenten auf ſchriftliche frankirte Anfragen mitzutheilen bereit bin. —

Th. v. K.

»Geschwind,
Herr Trint!«

Und siehe: unmittelbar nach der Ziehung erhielten wir die fünf Zahlen, welche eine liebe freundliche Ambe in sich trugen. Die Nummern waren lediglich von den Worten:

»Trint
Ist geschwind.«

begleitet.

Die Trompete schwieg, die erste Nummer ward gezogen. Sie wurde Blücher-Altona auf einem silbernen Teller präsentirt, der sie öffnete, dem Volk zeigte, sodann einem Diener übergab, der sie unter das Volk warf. Die Kapsel, einer Cigarrendose ähnlich, kommt oft gar nicht zur Erde, sondern wird schon in der Luft ergriffen, oder von den neidischen Kämpfern, wie ein Federball, immer wieder in die Höhe geschnellt. — Der endliche glückliche Besitzer ist gewöhnlich an einer dicken Lippe oder einem blutrünstigen Auge kenntlich, wofür ihm die Lotterieadministration, nach Herausgabe seines Fundes, wenn ich nicht irre, vier Schillinge zahlt. Item — immer auch ein kleiner Vortheil, den das Lotto dem Volke beut. — —

Die Nummern, welche heute aus dem Glückstopf gezogen wurden, waren offenbar nicht die rechten. Ihre chronologische Ordnung war folgende:

34, 4, 60, 85, 78.

Meine blöden Augen konnten freilich den Zusammenhang nicht begreifen, ich fand ihn aber gar bald in den lauten unwilligen Aeußerungen, welche ein etwa sechszigjähriger, etwas dürftig gekleideter Bürgersmann, ein Lotteriebillet zerreißend und auf der Erde zerstampfend, indem er seine noch lange nicht verrauchte Cigarre demselben nachsandte, gegen seinen bebrillten Nachbar that, den ich etwa für einen verunglückten Mechanikus hielt.

»Also wieder nichts!« rief er aus. »Warum bleibe ich nicht bei meiner Idee! Du weißt, unsere Nachbarstochter Caroline wird heute um 4 Uhr getraut. Die ist 34 Jahre. Um 4 ist gezogen, wir haben heute den 15, 4—15 ist 60.

Da haben wir ſchon die Terne, der Bräutigam iſt 44, 44 und 34 ſind 78, die einzige kleine Schweſter der Braut 7 Jahre, 7 und 78 — ſind 85. Klar iſt der Käſe! — O ich Erzdummerian, ich hätte, bei einiger Berechnung, eine Quinte gewinnen können.« —

Ein heran rollender Wagen trieb leider den großen Lottoauguren und ſeinen Nachbar, der ihm während der Deduction ſehr beifällige, wenn gleich, wie es mir ſchien, erheuchelte Geſichter ſchnitt, aus meiner Nähe.

Mein Freund, welcher inzwiſchen heran gekommen war, hatte einen Theil des Geſprächs gehört. Ich bezeigte ihm meine Bewunderung über das eben vernommene Auslegungstalent.

»Der Kerl iſt all' ſein Lebtag ein Narr geweſen, ein Tiſchler, der ſein ganz' Vermögen in der Lotterie vergeudet hat. Hinterdrein weiß er immer Gründe zu finden, warum grade dieſe und keine andere Nummer kommen mußte. — Aber jetzt laß uns machen, daß wir fortkommen. Mir wird hier unheimlich. Die dort am Rathhaus paradirenden, eben gezogenen Nummern grinſen mich an, wie die Schädel der auf's Rad geflochtenen armen Sünder neben der Pinneberger Landſtraße.«

»Laß die Todten ruhn, und uns nur an die Lebendigen denken. Am nächſten Dienſtag wird wieder gezogen. Der Baum der Hoffnung grünt auf's Neue bei mir. Aber was bedeutet der Auflauf? Da fällt ja eine Perſon in Ohnmacht! Es iſt das hübſche Mädchen, das ich an der Seite eines, mit einem Felleiſen bepackten Wanderburſchen die Königsſtraße herauf kommen ſah. Sie zeigte, bevor ſie umſank, auf den mit Nummern verzierten Altan des Rathhauſes. Da ſteckt etwas dahinter, was mich intereſſirt.«

»Laß uns doch fort machen, meine Frau wartet mit der Suppe.« —

»Eine Minute Aufſchub will ich ihr, der Engelguten, ſchon abbitten; Dein Gaul läuft ohnehin, wie eine erhitzte Locomotive. — Sprach's und drang in den Menſchenknäuel.«

Und es war der Mühe werth, den Grund der Ohnmacht zu erfahren. Der Wanderbursch, der Geliebte des Mädchens, ein zu armer Schelm, um Meister und Ehemann zu werden, war im Begriff, Altona zu verlassen, um irgendwo ein Domicil für sich und seine Zukünftige zu suchen. Die Braut, welche den empfindsamen Namen Adelaide trug — wenigstens rief der Geselle sie damit in's Leben zurück — hatte seit längerer Zeit drei Nummern gespielt, und von ihrer Baarschaft, in der Hoffnung, das Erforderliche zur häuslichen Einrichtung zu gewinnen, schon manchen Schilling verspielt, so daß der freilich sehr zukünftige Zukünftige ihr ein heiliges Versprechen abgenommen, das Glück nicht fürder zu versuchen.

Zwei Ziehungen waren geschehen, sie hatte Geld erspart, und ihrem Schatz auch ob seines weisen Rathes Beifall gelächelt, ihn jedes Mal mit einem Kusse belohnt.

Und heute — o Jammer! einige Minuten vor der bittern Trennung, prangt die leibhaftige unbesetzte Terne am Rathhaus. *)

»Adelaide, schäme Dich doch!« rief der schöne männliche Bursche. — Was wäre uns denn mit einer Schillingsterne gedient gewesen! Wir hätten kaum hundert Thaler **) gehabt, und wären dem Lottoteufel für immer verfallen gewesen. — Blick' empor, der alte Gott lebt noch, wir sind beide jung und rüstig. — Mir ist nicht bange, daß wir uns nicht heirathen; denn die Ehen werden im Himmel geschlossen.«

Adelaide brach jetzt ist ein lautes Schluchzen aus, so daß der Bräutigam sie fast unwillig in ein nahes Haus zog.

Ich aber, auf die merkwürdigste Weise bewegt, rapportirte dem Freunde das Gehörte. Dieser, anstatt die Maje-

---

*) Die Nummern habe ich nicht mit Bestimmtheit erfahren können. Ein altes häßliches Weib, die mir Kennerin zu sein schien, gab 4, 78, 85 an.

**) Entschuldige braver Handwerksbursche, 331 Mk. 4 ß. Also über 110 Thlr. schweres Geld.

Th. v. K.

ſtät des Lotto's anzuerkennen, verſetzte: »Der Handwerksburſche gefällt mir, ich hätte nicht übel Luſt, ihm ein Viaticum zu reichen, wenn es uns nicht an Zeit gebräche. Er erinnert mich an des Vaters Nachbar, einen humoriſtiſchen Schuſter. Dieſer hatte ſeiner Frau, welche heimlich dem Lottoſpiel fröhnte, gedroht, ſie mit der Elle zu ſchlagen, wenn ſie wiederum ſpiele. Die Evatochter hatte nicht wiederſtanden, — und eine Terne gewonnen. Jubelnd legte ſie den Gewinn ihrem ſtrengen Eheherrn auf den Tiſch, dieſer aber, ohne eine Miene zu verziehen, griff nach der Elle, und vollzog ohne Gnade die angedrohte Execution, dann aber gab er ſich mit der vor Erſtaunen über ſolche Behandlung ſtumm gewordenen Frau, der Freude über den Gewinn hin.«

Es ging jetzt im Galopp heim. Während der Freund noch oft ſein »Lotterie is Lumperi« vor ſich hinmurmelte, rief ich mit Schiller:

Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

Und immer noch ſegnete ich mein holſteiniſches Vaterland, wo man durch die Weisheit der Regierung, jede Woche, für wenige Schillinge um viele tauſend Thaler Hoffnung kaufen kann.

Kleine Zeitung.

Mirabeau bezeichnete die Ungewandtheit der Engländer mit den Worten: Sie haben zwei linke Arme.
(Vaterland.)

Folgender Witz curſirt in Berlin: Die Mucker haben den Luftſchiffer »Margat«, der kürzlich in Berlin eine Luftfahrt veranſtaltete, zum Ehrenmitglied ihrer Verbindung gemacht, weil es ihm geglückt, den Blick der Berliner nach oben zu ziehen. (Vaterland.)

Das fünfjährige Söhnlein eines deutſchen Edelmanns gab der franzöſiſchen Gouvernante einen Schlag in's Geſicht. Die Mutter ſah es und rief: Eh bien, mon fils! Toujours de la main gauche! Vous êtes donc incorrigible. (Vaterland.)

Quaeritur, ob es eine Injurie iſt, wenn ein Prediger wiederholt betet: »Gieb unſerm Magiſtrat (oder jeder andern beliebigen Behörde) Weisheit und Verſtand«, und dabei den Nachſatz: »Ach! er hat es ja ſo nöthig«, hinzufügt. —

Aus Erfurt. Beim Abgange eines höhern Offiziers von hier, wurde ihm von der Bürgerſchaft ein Abſchiedslied nach der Melodie: »Heil Dir im Siegerkranz« geſungen, von dem wir als Probe nur den letzten Vers mittheilen wollen.

Erfurt verdanket Dir
Die gute Mannzucht hier
Bei'm Militair;
Haſt Bürger-Noth geſtillt,
Warſt immer gut und mild,
Warſt Gottes Ebenbild
Und noch weit mehr.

(Freikugeln.)

Eine junge, vornehme und reiche Engländerin, die kürzlich mit ihrem Liebhaber nach Gretna-Green entfloh, ließ den Eltern nachſtehenden lakoniſchen Brief zurück: »Liebe Eltern, ängſtigt Euch nicht, ich heirathe blos.« (Freik.)

Literariſche Anzeige.

Hanſa-Album, herausgegeben von A. Harniſch. Halberſtadt bei Lindequiſt und Schönrock 1842.

Schon neulich hat ein Recenſent in der Rheiniſchen Zeitung darauf aufmerkſam gemacht, wie mißlich es ſei, ein

Buch, deſſen Ertrag zu mildthätigem Zwecke — hier zur Unterſtützung der unglücklichen Hamburger — beſtimmt iſt, zu beurtheilen. Denn die fromme Abſicht verbreitet eine Art Heiligenſchein über das Mittel, und ſtumpft die gerechte Schärfe der Kritik ab. Indeſſen braucht dies Buch es nicht zu ſcheuen, unter den allgemeinen Geſichtspunkt moderner Gedichteſammlungen, die rein um ihrer ſelbſt willen erſcheinen, gerückt zu werden. Es finden ſich in ihm nicht allein eine Menge Namen von gutem Klang, ſondern auch eine verhältnißmäßig anſehnliche Zahl gehaltvoller Sachen; mitunter kommt es auch vor, daß unter gelungenen Gedichten unbekannte, unter mißlungenen Gedichten ſehr bekannte Namen ſtehen. Den bedeutendſten Beitrag hat jedenfalls Eckermann geliefert. Es iſt dies ein Geſpräch zwiſchen Göthe und ihm, das dem zu erwarten ſtehenden dritten Bande der Eckermann'ſchen Geſpräche einverleibt werden ſoll.

Wir können demnach den Kauf dieſes Buchs, deſſen äußere Ausſtattung nicht genug zu loben iſt, mit beſtem Gewiſſen empfehlen.

W.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour. feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 6. Donnerstag, 9. Februar. 1843.

Saueraner Zustände.

Von K. A. Mayer.

Zweites Kapitel.

Mein Freund, der Doktor Renner in Sauerau, verbindet mit einem edlen, kindlichen Herzen voller Menschenliebe eine ungemein fröhliche, stets zu Schelmereien aufgelegte Laune. Ich habe ihn oft gebeten, auch außerhalb Sauerau sein Licht leuchten zu lassen, und einem größeren Kreise von Menschen durch humoristische Schriften den heitern Genuß seines Talentes zu gewähren; allein er hat mir immer entgegnet, sein Witz sei zu hausbacken, um den höheren Ansprüchen, die man billig an Alles, was unter dem Preßbengel hervorgehe, zu genügen. »Uebrigens«, setzte er hinzu, »bindet meine Praxis, die sich, bei dem Mangel an Aerzten auf dem Lande, ziemlich weit erstreckt, und meinem Rößlein und mir Tag und Nacht wenig Ruhe läßt, dem Bißchen Poesie, das in mir stecken mag, die Flügel, und läßt es nicht zu künstlerischer Entfaltung kommen. Mein Trost ist, daß damit wenig oder gar nichts verloren geht. Selbst meine kleinen Aufsätze für unser Sonntagsblatt ruhig nieder zu schreiben, ist mir selten ver-

gönnt. Denn kaum ſitz' ich Armer auf der grünen Wurſt vor meinem Pulte — meiner Gedankenwurſt, wie ich ſie zu nennen pflege — kaum hab' ich den Gänſekiel eingetaucht, um die Geiſter herbeizulocken: ſo pocht eine bäueriſche Hand an meine Thür, und irgend ein ungeſchlachter Jüngling vom nächſten Dorfe, dem in der vorhergehenden Nacht auf der Kirchweih das Naſenbein eingeſchlagen worden, tritt mit blutrünſtig übernächtigem Geſichte bei mir ein, und ich muß ſondiren und waſchen und pflaſtern; oder ein reitender Bote ſprengt in den Hof, um mich drei Stunden weit über's Gebirge zu einer kreiſenden Pfarrerin zu holen, an der die Kunſt der Hebamme zu Schanden geworden; oder meine Frau ruft aus dem Nebenzimmer: »»Renner, die Bürgermeiſterinn ſchickt her; das Wenceslauschen hätte wieder Krämpfe.«« — Lieber Freund, wo Hülfe Noth thut, ſteh' ich gerne bei, und ſetze Muße, Vergnügen Schlaf und Geſundheit d'ran; aber ſo oft die Bürgermeiſterin ſchickt, wird mir das Herz zu ſtarrem Eiſe. Du haſt es geſehen, dies Wenceslauschen; es iſt der derbſte Junge auf zehn Meilen in der Runde, mit ein Paar Pausbacken wie ein Poſaunenengel, mit einem Appetite, der an die Heroenzeit erinnert. Du kennſt ſie, die überängſtliche Bürgermeiſterin. Wenn der kleine Schlingel den Schlucken hat, wenn ihm ein Tropfen Waſſer in die Luftröhre gelaufen: gleich iſt Feuer im Schornſtein, und der arme Doktor wird in allen Richtungen der Windroſe geſucht, wird dem Tiſche, der Geſellſchaft, dem Bette, wird dem einzigen Freiſtündchen, das er ſich erübrigen konnte, grauſam entriſſen. Sage mir nicht, daß ich in ſolchem Falle mich weigern ſolle zu kommen. Es könnte ja doch etwas Schlimmes vorgefallen ſein, und immerhin tröſtet mein Erſcheinen ein bekümmertes Mutterherz.«

Die kleinen Aufſätze, Annoncen, Räthſel und auch wohl Verſe, die mein Freund in das Sauerauer Sonntagsblatt liefert, ſind großentheils myſtificirender Art; denn, wie geſagt, er trägt den Schelm im Nacken, und mag gern die Neugierde der Frauen und das Gemunkel der Männer er-

regen, und gelegentlich im Gewande des Scherzes auf eine wunde Stelle des Gemeinwesens deuten. So erscheint ein komischer Reisebericht von A., der sich beklagt, er sei mit seinem hochbepackten Wagen fast im Thore stecken geblieben, und eines seiner Pferde habe sich auf dem schlechten Pflaster den Fuß verstaucht. Dagegen tritt ein B. als enragirter Freund der Sauerauer Zustände auf, und setzt die Vortheile niedriger Thore und schlechten Pflasters auseinander, nachdem er erst diese Mißstände hartnäckig geläugnet. Darauf tritt ein C., wiederum im Namen Saueraus, auf und sagt: A. hat so Unrecht nicht; allerdings finden diese und noch hundert andere Mißstände Statt, die er weitläufig auseinander setzt. A., B. und C. sind Alles nur Masken, hinter denen mein Schalk von Freund verborgen ist. Hat er einen Artikel geschrieben, von dem er glaubt, daß ihm der Censor, welches Amt der ziemlich bornirte Bürgermeister bekleidet, das Imprimatur weigern werde, so begibt er sich vorher zu ihm, spricht ihm von den engherzigen Censoren N. und S. in X und Z., die den Aufschwung der Zeit in elender Feigheit zu hemmen wagten, und wie er sich glücklich schätze, daß er (der Bürgermeister) edel und groß genug denke, um Dinge zur öffentlichen Besprechung gelangen zu lassen, die ihm vielleicht persönlich empfindlich sein könnten u. s. w. Während dieses Gesprächs, so weiß es der Doktor abzukarten, wird dann das gefährliche Blatt gebracht. Renner sagt: »Geniren Sie sich nicht. Machen Sie das in meiner Gegenwart ab«; und der Bürgermeister drückt eilig und verlegen nolens volens ein Auge zu. So ist denn schon manches Gute bewirkt worden. Indessen bin ich doch der Meinung, daß es besser sei, ohne den Schild der Anonymität, Mann gegen Mann, Auge in Auge, zu fechten.

Während sich, wie oben bemerkt, die Bürgermeisterin, der Apotheker Wimmer und der Schulmeister Cartarius im Sonntagsblatte Bülbül, Camphoranus und Barde von Saueran nennen, so führt Renner bei Artikeln, als deren Autor er gelten will, den schlichten Namen Josef Läm-

mermaier. Josef nennt er sich als Verehrer Kaiser Josefs des Zweiten, eines edeln Fürsten, dessen Feuergeist die enge Schranke seiner Zeit überwunden; in dessen Brust das, was jetzt in den Herzen geistig freier Menschen lebt, schon so früh gezittert hat. »Zu Wien auf dem Josefsplatze,« sagte er mir einst, »hab' ich seine Reiterstatue gesehen, und meinen Hut davor gezogen. In bedrängten Zeiten hat man Zettel an die Statue geschlagen, und den lieben »Sepperl« gebeten, herunter zu steigen und Andere so lang reiten zu lassen. Auf einem bronzenen Pferde zu reiten, sagte er, muß zwar langweilig sein; aber Jeder kann's, und wer da oben auf dem stillen Gaul sitzt, ist unten Niemanden im Wege. Wie oft hab' ich mir gewünscht, die großen Männer, welche die Nachwelt so auf's Pferd gesetzt hat, herunterholen und die Herrlein, die vor dem frischen Hauch unserer Zeit erbeben, hinaufsetzen zu können. Aber das sind pia desideria. Besser ist's, wir, die wir noch frisch im Leben stehen, schlagen an unsere Brust und sagen: Laßt uns Männer sein! Nota bene: Mit dem Sagen ist's nicht gethan; die That muß hinterd'rein kommen.«

Ueber den Namen »Lämmermaier« konnte ich nicht umhin, ihm Vorwürfe zu machen. »Ist es nicht genug,« sagte ich, daß ich und so viel tausend Andere diesen unseligen, ordinairen, plattgetretenen Allerweltsnamen tragen, der überdies noch einen jüdischen Beigeschmack hat? Mußt Du die große Familie der Maier noch unnöthiger Weise vermehren?« »Freund,« erwiederte er lächelnd, Du rühmst Dich liberal zu sein, und bist Aristokrat in Bezug auf deinen Namen. Daß die Maier eine große Familie sind, ja wahrscheinlich die größte, die auf der Welt existirt, hat mir eben den Namen werth gemacht. Was willst Du? Der Kölner Adreßkalender hat vier und zwanzig Seiten Maier, Meier, Meyer und Mayer, und ein Meyer hat neulich in Wien berechnet, daß bloß in Deutschland siebentausend sechshundert dreißig Familien dieses Namens leben. Ist das nicht groß und erhebend? Wie gern tauschte ich

meinen Nennen für deinen Mayer aus, wäre nur die Sache nicht so weitläufig und häkelig. Ich habe über diesen Namen nachgedacht und Forschungen angestellt. Schon Adam führte ihn, und das Gut im Paradiese, von dem ihn der Herr jagte, als er sich am verbotenen Baume vergriffen hatte, war die erste Meierei. Eigentlich hieß also die Familie: Adam Meier, Eva Meier, geborene Rippe oder Colette, Kain Meier, Abel Meier u. s. w., und der Verfasser jener Geschichten hat nur diesen Namen aus Trägheit weggelassen. Jeder Mensch ist demnach von Haus aus ein Meier, und wer diesen Namen nicht mehr trägt, ist abgefallen vom alten Stamme, dem er das Dasein verdankt. Und welcher Name kann lieblicher klingen als Maier? Schlummert nicht der Mai mit seinen Quellen und Nachtigallen in ihm? Klingen nicht die Opern Meyerbeer's melodisch darüber hin? Findet nicht auch ein stolzer Sinn in den verwandten Wörtern major, Major, Major Domus die reichste Nahrung? Welche Fülle von Reimen bietet das köstliche Wort nicht dar? Dreier; Eier; Dom zu Speier; Wartburg's Feier; Seenixenschleier; Deutschlandsbefreier; Kibitz und Reiher, garstige Schreier am einsamen Weiher! Hol euch der Geier, Quacksalber und Prophezeier, Feuerschlucker und Feuerspeier!

Was mich angeht, so leg' ich den meisten Werth auf die Verwandtschaft dieses Namens mit dem Wonnemonate. Wer aber des Mais gedenkt, der sieht auch gleich schon die schneeweißen Lämmer hüpfen. Lämmermaier — wie rührend sanft das klingt! Nur ein grausamer Sinn kann hier an Lämmergeier denken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Travailler pour le roi de Prusse.

Als ich in Brüssel war, wurde „le roi et le comédien" (der König und der Schauspieler) gegeben. Das

Stück iſt in's Deutſche übertragen, und enthält die Geſchichte eines bei Friedrich dem Großen in Ungnade gefallenen Schauſpielers, welcher nichts deſtoweniger den König bei einem öſterreichiſchen Ueberfall dadurch vor Gefangenſchaft rettet, daß er die Majeſtät darſtellt, und als ſolche von den Feinden fortgeführt wird.

Nun heißt bekanntlich „travailler pour le roi de Prusse" (für den König von Preußen arbeiten) ſich umſonſt bemühen. Sehr piquant war es daher, als die Schauſpieler — es war dazu ſehr leer im Theater — ein couplet ſangen, welches endete:

Nous avons tous, sans le vouloir
Travaillé pour le roi de Prusse.

Recht lebhaft fiel mir dieſer Schluß mit ſeinem Doppelſinne ein, als ich kürzlich las, welche Verbote wider den fanatiſchen Herwegh, den ſpeculirenden Brockhaus und den hochherzigen Ruge ergangen ſind.

Th. v. K.

Hors d'oeuvres.

Ein Kuß, und zwar der allerſüßeſte, iſt deshalb ſo kurz, weil ihm alle Erforderniſſe eines Beſitzes fehlen. Denn die beſten werden ohne Vorwiſſen der Eltern geſtohlen, oder durch Bitten von der Sprödern erbettelt, oder nach dem Göthe'ſchen:

„Doch wer keck iſt und verwegen,"

mit Gewalt genommen. Ein ſolches Verfahren begründet aber keinen rechtlichen Beſitz, denn die Geſetze ſagen ausdrücklich: Nicht clam, nicht precario, nicht vi, (nicht heimlich, nicht bittweiſe, nicht mit Gewalt).

Vor einigen Tagen sollte in Oldenburg in der Morgendämmerung eine Leiche begraben werden. Als der Sarg hinunter gesenkt war, vernahm einer der Träger ein leises Gestöhne. Man glaubte einen Scheintodten beerdigt zu haben, und zog denselben wieder empor. Allein der Begrabene war nicht bloß gestorben, sondern todt geblieben. — Am Ende fand es sich, daß ein Betrunkener in diese Grube gefallen war, der noch lange nicht seinen Rausch ausgeschlafen. — Hätte dieser Düsseel nun kein Lebenszeichen gegeben, hätte man ihn mit dem Todten begraben, welch eine unerhörte Erscheinung wäre dies Verschwinden gewesen. Die Mediziner würden behauptet haben, von dem Vermißten sei nur ein Stück Asche auf dem Feuerherd übriggeblieben, er sei an der Selbstverbrennung gestorben; die Mystiker, der Teufel habe ihn lebendig geholt, woher auch an dem Abend der penetrante Geruch (des NN. Schlömann'schen Kalkofens) in der Umgegend, und die Juristen hätten, aus mangelndem Thatbestand, die Untersuchung einstweilen aufgehoben, und von jedem Lebendigen, der sich für den Thäter ausgegeben, erst den Todten gefordert. Uebrigens ist es Zeit, unsern Kirchhof so zu umzäunen und zu verschließen, daß nicht die liebe Straßenjugend bei Tage und nicht die lasterhaften Erwachsenen bei Nacht ihren Unfug darauf verüben können, und damit manche Oldenburger sich doch trösten können, daß sie, wenn sie erst todt sind, es gut und ruhig haben. Wenn ich da sterblich erst liege, so will ich wohl selbst die Policei üben. Denn etwas Beschäftigung prätendire ich auch als Todter, selbst wenn auch das Uebermaß meiner Arbeiten, wie zu vermuthen, mich bald in's Grab bringen sollte.

Th. v. K.

Aufforderung.

Ich ersuche den Herrn, mit dem ich zu der Zeit, als das Dombau- und Militairmanöver am Rhein statt hatte,

wettete, daß die Rheinische Zeitung, wie die Deutschen Jahrbücher, bis Ostern 1843 verboten werden würden, den Betrag den Armen einzusenden. Th. v. K.

Literatur.

Unter dem Titel: Jahrbuch für Kunst und Poesie ist ein Buch von Ludwig Wihl bei Langewiesche in Barmen, zum Besten der bei dem Hamburger Brande zu Schaden gekommenen Lehrer, Gelehrten und Literaten erschienen, das nicht blos um seines frommen Zweckes, sondern auch um seines Inhalts willen, zahlreiche Käufer verdient, da Männer wie Duller, Gutzkow, Herwegh, Mörike, Mosen, Prutz, Schwab und Simrock, theils poetische, theils prosaische Beiträge beigesteuert haben, von denen Proben zu geben, der beschränkte Raum dieser Blätter leider! nicht erlaubt. Höchst piquante Scenen aus einem unvollendeten Drama von Gutzkow, die Gräfin Esther, erinnern an Schillers Kabale und Liebe, wenigstens sind beide Dramen stoffverwandt. L.

Berichtigung.

In Nr. 6 der humoristischen Blätter steht irrthümlich angeführt, daß einen weißbunten Ochsen im Traum sehen, die Nummern 13 und 45 bedeutet. Nach Einsicht des interessanten Werkes, betitelt:

Geheimes Traumbuch
oder
nützliche Anweisung
wie man
im Lotto-Spiel gewinnen
und
leicht sein Glück machen kann.
Nebst
dem Schlüssel zum Lotto.

Gedruckt in diesem Jahr,

verlangt ein solcher Traum, und zwar »Ochsen sehen« Nr. 13, 78, Farben sehen Nr. 3, 6, 71. Dies zur Steuer der Wahrheit.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 7. Donnerstag, 16. Februar. 1843.

Saueraner Zustände.

Von K. A. Mayer.

Drittes Kapitel.

Dem Sonntagsblatte steht der Sonntagsclub würdig zur Seite. Im Sonntagsclub kommen die sogenannten Honoratioren Winters wöchentlich einmal, Sommers alle vierzehn Tage, von Abends Sieben an, in der Behausung des oben erwähnten Gastwirths und Naturforschers Maul zusammen. Die Jungen tanzen, die Alten spielen Domino, Dame oder Karten. Doktor Renner schließt sich, wenn ihm sein Beruf zu kommen gestattet, lieber dem jungen lustigen Volke an, ob ihm gleich seine neckische Frau oft genug sagt, er sei zu alt zum Tanzen; überdieß habe er große Füße, die man lieber verstecken, als vor Aller Augen bringen solle. Sein Erscheinen verbreitet dann überall helle Freude. Am Stiftungstage des Clubs, der in den Oktober fällt, entwickelt der Doktor, der überhaupt das Salz von Sauerau ist, eine ungewöhnliche Thätigkeit. Er läßt dann Räthsel aufführen, was meist so lustig ausfällt, daß man sich das ganze Jahr im voraus darauf freut. Zur Ausführung dieses Vorhabens sucht er sich die zur Darstellung willigen und geeigneten — meist jüngeren — Personen

aus der Gesellschaft aus, und prägt ihnen ihre Rollen ein, ohne ihnen die am Schluß der Darstellung zu lösenden Aufgaben mit zu theilen, so daß sie, so gut wie die Anderen, rathen müssen.

So stellte er am letzten Stiftungstage, dem ich beizuwohnen das Vergnügen hatte, die Stadt Marienburg dar. Zu diesem Zwecke mußte sich seine kleine niedliche Frau einen Schleier auf dem Kopfe befestigen, und, da kein kleineres Kind zur Hand war, den Peter Maul, den Sohn des Gastwirths, einen zehnjährigen Schlingel von Jungen, auf den Schooß nehmen. Renner, ein Förster und ich knieten, mit Bettdecken drappirt, als die heiligen drei Könige nieder; ein paar Mädchen, die oben auf der kleinen Bühne der Stadtmusikanten postirt waren, stellten, die Arme malerisch ausstreckend, Engel dar. Beiläufig gesagt: die Frau Bürgermeisterinn, eine kurze dicke Person, die schon ziemlich hoch in die Jahre ist, wollte durchaus einen Engel machen — vielleicht, weil ihr Mann: »mein Engel« zu ihr zu sagen pflegt — und nur mit Mühe konnten wir sie von den unglücklichen Gedanken zurückbringen. — Der Apotheker Wimmer und der Bürgermeister endlich figurirten, mit den Köpfen auf Heu und Stroh niedergebückt, als Eslein und Ochslein an der heiligen Krippe.

Nachdem so »Marie« dargestellt war, galt es, den Buchstaben n hinzuzufügen, oder mit andern Worten: »Marie« in den Accusativ oder vierten Fall zu setzen. Zu diesem Zwecke ward Cartarius veranlaßt, durch den Saal zu gehen und sich viermal fallen zu lassen.

»Burg« machte wenig Schwierigkeit. Wir thürmten Tische und Stühle hoch empor. Einige, worunter der Förster, standen oben mit Flinten, und zielten nach mir und ein paar Andern, die unten als Reichsknechte umherstreiften. Dabei wurde die bekannte Scene aus Götz recitirt:

Lerse.

Da zieht so ein Reichsknappe mit der Büchse herum; sie denken, wir haben uns verschossen. Er soll die Kugel versuchen, warm, wie sie aus der Pfanne kommt.

Georg.

Laß mich ſehen.

Lerſe
(ſchießt).

Da liegt der Spaß!

Dabei ließ ich mich fallen, und ward von den Andern für todt hinweggetragen. Lerſe, Georg und Götzens übrige Kriegsleute wollten nun von der Burg herunterſteigen; leider aber brachte ein unglücklicher Tritt den kühnen Bau in's Wanken, und die Vertheidiger kamen ſchneller, als ſie dachten, zu Boden. Dieſer unvorhergeſehene Sturz, der zum Glück ohne Blut und Beulen ablief, ſteigerte nur noch die allgemeine Luſt, beſonders da der Doktor die Vermuthung nicht von der Hand wies, als ſei Alles abſichtlich ſo eingerichtet, und das Fallen der Belagerten vorher einſtudirt geweſen.

Wir ſchritten nunmehr zur Darſtellung des Ganzen. Es war Kennern aus den Schuljahren erinnerlich, daß Marienburg ehedem Sitz der Ritter des deutſchen Ordens geweſen, und daß, vor mehr als fünfhundert Jahren, der Hochmeiſter Siegfried von Feuchtwangen ſeinen Sitz von Venedig nach jener Stadt verlegt habe. Dieſen Einzug beabſichtigte mein Freund nun zu veranſchaulichen. Zwei Reihen Stühle ſtellten die Gaſſen Marienburgs, ein Tiſch mit einem Faſſe das Schloß vor. Sämmtliche Perſonen, die früher mitgewirkt hatten, machten, rechts und links gruppirt, die Bürger, Kenner den Hochmeiſter. Ein langer Schweif von Peter Maul's Drachen, den er ſich, aus Mangel an Perſonale, hinten angehängt hatte, bezeichnete das Gefolge. Jedermann, dem nur der Name des Hochmeiſters bekannt war, mußte den Feuchtwangen in ihm erkennen; denn er hatte ſich die Wangen ſo ſtark angefeuchtet, daß ſein Bart von künſtlichen Thränen perlte.

Nun ging's an's Rathen. Der Schulmeiſter, der, nach dem neuen Reglement, außer der Sauerauer Geſchichte, den Jungens auch die preußiſche beibringen muß, und darin ſehr bewandert iſt, war offenbar am meiſten zu fürchten;

aber gerade er erklärte ſich entſchieden für eine andere Löſung.

»Je weiter, tiefer und gründlicher ich darüber nachdenke, ſimulire und ſpeculire, ſagte er, den Finger an der Naſe, deſto gewiſſer wird es mir, daß der Herr Doktor nichts anderes haben darſtellen wollen, als — lacrymae Christi oder, daß ich es beſſer ſage: Christi lacrymae. Dieſer liebliche Wein, von dem ich in mehrerern Büchern geleſen, und den ein Freund von mir, der jetzt Italiam bereiſet, zweifelsohne bereits gekoſtet haben wird, ja vielleicht in dieſem Augenblicke koſtet, dieſer liebliche Wein, meine Herrſchaften, und nichts Anderes iſt gemeint. Daß durch das erſte Tableau oder Bild unſer Herr Chriſtus dargeſtellt worden, kann nur ein Heide läugnen. Das viermalige Fallen, das ich ſodann ſelber aufführte, ſollte natürlich den Gang unſeres Heilandes zum Kreuze bezeichnen. Demnach haben wir Chriſti Geburt und Tod, den Anfang und das Ende und ſomit den ganzen Chriſtum den verehrten Verſammelten vor die Augen gerücket — welche theatraliſche Darſtellung freilich unſer Herr Paſtor, und das vielleicht nicht ganz mit Unrecht, übel vermerken wird. Auch ich hätte, ob ich gleich bekannter Maßen ein aufgeklärter Mann bin, und zum Exempel an den leibhaftigen Teufel und andere Schnurrpfeifereien gar nicht glaube, die Sache ſchwerlich ausgeführet, wäre mir nicht erſt hinterher ein Licht aufgegangen; denn ich gehöre doch immer zur Kirche, und muß auf äußern Anſtand und Würde halten.«

»Mit den beiden letzten Tableaux«, fuhr der Schulmeiſter nach einer Pauſe fort, in welcher er die achatblauen Augen nicht ohne Würde über die Verſammlung rollen ließ, »mit der Belagerung und dem Einzuge waren offenbar lacrymae, id est Thränen gemeint. Denn die Herrn, die ſich ſo geſchickt von den Stühlen und Tiſchen herabfallen ließen, hatten, ich hab' es deutlich geſehen, Waſſer in den Augen ſtehen. Vielleicht ſollte auch dies Herunterpurzeln das Laſter der Trunkenheit veranſchaulichen, in das diejenigen, welche ſo edeln und ſo ſtarken Wein, wie den lacrymae

Christi, zu genießen Gelegenheit haben, gar leicht verfallen mögen. Und warum hatten Sie sich zuletzt die Wangen angefeuchtet, Herr Doktor? Warum? frag' ich. Darum, weil Sie ebenfalls Thränen verstellen wollten. Man muß auf den Kopf gefallen sein, um es nicht sofort gleich auf der Stelle zu errathen. Es ist lacrymae Christi, lacrymae Christi! Ich will mir selber von Peter Maul die Ruthe geben lassen, wenn es nicht lacrymae Christi ist.«

Als aber mein Freund ernstlich sein Haupt schüttelte — nur die beiden Mundwinkel zuckten seltsam, und zwangen ein ironisches Lächeln in den Abgrund der Seele hinab — als er ihm vorstellte, wie schlimm es wäre, wenn er ihn bei'm Wort nähme, und Peter Maul, der vielleicht vieljährige Schmach zu rächen habe, in den Genuß seiner Berechtigung setze; als er »aufrichtig« bedauerte, daß gerade er, einer der geistreichsten Männer der Gesellschaft, fehl schieße, auf unbegreifliche Weise fehl schieße; als er ihm sagte, auf ihn, als auf einen Mann der Wissenschaft, einen Historiker von Fach, habe er bei diesem »gelehrten« Räthsel gerade am meisten gebaut, und es sei sehr schmerzlich, sich so getäuscht zu sehen: da schoß Cartarius weg in ein Nebenzimmer, wo er heftig auf und nieder rannte, wild mit den Fingern durch die hoch aufgesträubten Haare fuhr, und unarticulirte Töne ausstieß.

Renner wandte sich nun an das schöne Geschlecht, das in heimlichem Geflüster, wie in einem gefährlichen Complotte begriffen, zusammenstand.

»Meine Damen,« sagte er, »der Abt von St. Gallen war zwar ein sehr gelehrter Herr, aber Hans Wendix, sein pfiffiger Schäfer, verstand sich doch weit besser auf's Rathen. Ich will davon keine Anwendung auf Herrn Cartarius und Sie machen, sondern bloß sagen: Ihrem Scharfsinne, meine Werthen, traue ich weit mehr zu, als dem gründlichen, aber etwas unbehilfenen Verstande der Männer. Im Reich der Gedanken sind die Frauen die leichten Truppen, die Kosaken, wenn dieser Vergleich erlaubt ist, welche schnell ansprengen und sich auch schnell wieder zurückziehen, ohne sich auf einen

ordentlichen Chor einzulaſſen. Setzen Sie jetzt, ich bitte Sie, Ihre Lanzen, ich meine Ihre behenden ſpitzen Züngiein, in Bewegung, und theilen Sie mir und den rathloſen Männern die Auflöſung meines Räthſels mit; denn daß Sie die Nuß längſt geknackt haben, leſ' ich deutlich in Ihren Mienen.«

Darauf die kleine dicke Bürgermeiſterinn:

»Herr Doktor Renner, Sie ſind ein immer gut gelaunter, ſpaßhafter Mann, und deßwegen wohl gelitten unter uns. Aber eben ſo wahr iſt es auch, daß Sie ſich bisweilen Scherze erlauben, die ſich wenig für eine Geſellſchaft paſſen, wozu wir Damen, der Herr Paſtor und mein Mann gehören. Ich habe das Räthſel längſt errathen, und die Auflöſung der Frau Förſterinn, der Frau Gerichtsſchreiberinn, der Madam Maul und andern Frauenzimmern mitgetheilt, und Alle ſtimmen darin überein, daß ich's getroffen habe.«

»Frau Bürgermeiſterinn,« ſagte Renner feierlich mit der Hand auf dem Herzen, ich verſtehe Sie nicht; der heutige Abend häuft Räthſel auf Räthſel. Frau Bürgermeiſterinn, ich fühle mich unſchuldiger als ein neugeborenes Lamm. In der That, Sie ſcheinen über mein Räthſel in völligem Dunkel zu ſchweben.«

»Geht hinaus, Ihr Mädchen!« rief jetzt die Bürgermeiſterinn in noch heftigerer Indignation, »geht hinaus! Horcht mir aber nicht, ſonſt —«

Als ſich die armen neugierigen Geſchöpfe zögernd und nicht ohne halblauten Widerſpruch entfernt hatten, fuhr ſie alſo fort:

»Wollen Sie uns zum Beſten halten, Herr Doktor? Es iſt ja klar wie die Sonne, was Sie meinen. Geburtsſchmerzen, mit Reſpekt zu melden, Geburtsſchmerzen ſollen es ſein. Der Peter auf dem Schooße Ihrer Frau, der, wie ich recht gut hörte, nur genommen wurde, weil ſich nicht gleich ein kleineres Kind vorfand, ſtellte Geburt, das Fallen des Herrn Schulmeiſters, der Sturz von den Tiſchen und Sie, Herr Doktor, mit den naſſen Wangen, ſtellten Schmerzen vor.«

»Frau Oberbürgermeisterinn«, entgegnete Lämmermaier (der Leser erlaube mir, meinen Freund zur Abwechslung bisweilen bei seinem Pseudonamen zu nennen) »Frau Oberbürgermeisterinn — ich nenne Sie so, weil Sie die Hoheit einer Oberbürgermeisterinn haben — und Sie, meine schönen Damen — womit keineswegs gesagt sein soll, daß die Frau Oberbürgermeisterinn nicht auch schön sei — leihen Sie mir freundlichst Gehör. O meine Wertheſten, ein schrecklicher Wahn laſtet auf Ihrer Seele. Ich bitte Sie, werfen Sie ihn von sich ab und vernehmen Sie, wie ein unschuldig angeklagter Mann sich reinigt. Sie aber, meine Fräulein, von denen ich einige am Thürspalt gewahre, und Sie, Herr Cartarius, treten Sie heran. Es soll tagen in dieser Nacht; ich werde Ihnen das Räthsel lösen.«

Alles sammelte sich begierig um den Doktor, als gelte es, eines Propheten Stimme zu vernehmen. Dieser aber stieg auf einen Stuhl, und sprach ungefähr in folgender Weise:

»Hochgeschätzte Anwesende generis masculini generisque feminini, Herr Bürgermeister, Herr Pastor, gelahrte und weise Herrn, liebenswürdige, ungeduldig wißbegierige Damen! Man könnte behaupten, mein Räthsel gestatte eine dreifache Lösung: die des Herrn Schullehrers Cartarii, die der Frau Oberbürgermeisterinn und Consorten und diejenige, welche ich, der Dr. Renner, genannt Joseſ Lämmermaier, im Sinne trage. Demnach würde unsere Aufführung

1) lacrymae Christi oder, daß ich's besser sage: Christi lacrymae,

2) Geburtsschmerzen, mit Respekt zu melden,

3) das, was ich meine,

bedeuten. Von der kühnen Lösung, die mir Herr Apotheker Wimmer eben in's Ohr geflüstert, nämlich Freischütz, will ich gar nicht reden. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung paßt freilich nur allein das Wort, das ich mich sofort anschicken werde, Ihnen mitzutheilen. Nur eins sei mir vorher zu bemerken erlaubt — und Sie werden mir

gewiß verzeihen, daß ich Ihnen Gelegenheit gebe, ein kleines Exercitium in der christlichen Tugend der Geduld zu machen. Ich wollte sagen: Gesetzt, Sie haben es nicht getroffen, wie Sie es denn gewiß und wahrhaftig nicht getroffen haben; ja, ich will mich ad mentum Cartarii von Peter Maul mit Ruthen streichen lassen, wenn Sie es getroffen haben —«

»Sie spannen uns auf die Folterbank!« schrie hier die Bürgermeisterinn. »Lösen Sie das Räthsel, Herr Doktor! Kommen Sie an's Ende, lieber Herr Doktor! Was ist's? was ist's?« so ließen sich von da und dort weibliche Stimmen vernehmen.

»Die Folter ist längst bei uns abgeschafft, und neulich auch in Hannover,« erwiderte ruhig der Doktor, indem er von dem Stuhle heraus aus Maul's Dose eine Prise nahm. »Gesetzt also,« fuhr er fort, »Sie haben es nicht getroffen, was hat das weiter zu besagen? Haben Sie nicht oft gesehen, daß mittelmäßige Köpfe gut und gute Köpfe mittelmäßig rathen? Räthselrathen ist eine Gabe der blinden Göttin Fortuna, wie Bauchreden und andere Künste. Wohlan denn, vernehmen Sie die Lösung.«

Als das ersehnte Wort, das der Leser längst kennt, genannt war, flog ein allgemeines Ah aufgehobener Spannung aus jeder Brust. Wie man aber lieber auf eine Sache schilt, der man sich nicht gewachsen zeigte, als daß man seine Schwäche eingesteht, so ging es auch hier: durch die ganze Versammlung ging ein raisonnirendes und kritisirendes Gemurmel und Gezischel, und nur Wenige hörten auf den Kommentar, wodurch Renner die Tableaux erläuterte. Der Schulmeister allein war ganz Ohr, und als mein Freund an Siegfried von Feuchtwangen kam, schlug er sich an die Stirn und rief: »Marienburg! Siegfried v. Feuchtwangen! Siegfried v. Feuchtwangen! Marienburg! Ja bei Gott, so ist's! O Cartarius, hast du nicht gestern noch den Jungen vom Feuchtwangen erzählt? O Cartarius, du bornirter Mensch, du Esel, du Haupt-, Erz- und General-Esel!« Und damit lief er heulend zur Thür hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 8. Donnerstag, 23. Februar. 1843.

Gespräch
einiger Schwarzwälder Bauern über Verhandlungen der Badischen Landstände.

(Wirthsstube in einem Dorfe des südlichen Schwarzwaldes, unfern des Städtchens Schopfheim. Es sitzen mehrere Bauern an einem Tische beisammen der'm Wein.)

Bauer Michel in die Wirthsstube eintretend: Guete—n — Obe! [1])

Der Wirth. Dank der Gott, willkomm Michel! Wes wär der aständich? [2])

Michel. Denk wohl e Schöppli.

Wirth. Was fürige? [3]) Sexer, Siebener oder Achter?

Michel. Bring mer [4]) Sexer, der ander isch mer schier z'köschtli. [5])

Zweiter Bauer, am Tisch. G'sundheit Michel.

Michel. G'seng der's Gott! Stells ab, i' wird gli an [6]) e Schöppli für mi koh. [7])

---

[1]) Guten Abend. [2]) Was wär' dir anständig. [3]) Was für einen. [4]) Mir. [5]) Zu köstlich. [6]) Stell' es hin, es wird gleich auch. [7]) Kommen.

Zweiter Bauer. I bi au ebbe vor zwee Stund i dim Hus gſi; [1]) do hät mer aber di Frau g'ſait du ſeigſch [2]) ins s' Vogts Hus; was häſch dört do? [3])

Michel. I ha — n — e weng G'ſchäfte bim Vogt gha; eigentli aber hätt i gern g'hört, was äußere [4]) Landſtänd z' Carlsrue usmache.

Zweiter Bauer. Hm! was werde ſie usmache? was andermol [5]) au. Si hocke bi — ne — n — ander, freſſe u ſuffe was guet iſch u mir miens [6]) zahle. Was frage die berno, [7]) ob mer Ues d' Hut [8]) über d' Ohre gar abzieht [9]) oder nit.

Michel. Der Meinig [10]) bin i au gſi; [11]) aber s' ſchient, [12]) s' gang doch desmol [13]) anderſt.

Dritter Bauer. Wie ſo, Michel?

Michel. Der Vogt hät mer g'ſait, s' hab ſi ein [14]) vo de Landſtänd düchtig für Ues an Lade [15]) g'lait.

Zweiter Bauer. Was für ein? Ebbe äußere? [16]) Wie heißt er?

Michel. Nei, s' iſch äußere nit; der hat no kei Mul uff do. [17]) Wart numme; wie heißt der Kerli grad? S' fahrt mer [18]) im Mul umme [19]) — —. Jetzt weiß is! W..... heißt er bi Gott! Der hat e Red g'halte; er möcht s' Preſſe [20]) abſchaffe, Preßfriheit ha! Moinet, [21]) der hät mi armi Seel uſtrumpfet, daß es e Freud muß gſi ſi, zue z' loſe. [22])

Zweiter Bauer. Was will's denn mit der Preßfriheit heiße? Was iſch ſell für e Ding?

Michel. 'S geht der grad dermit, wie's mir au [23]) gangen iſch; i hätt's au nit g'wüßt, wenn mers der Vogt nit g'ſait [24]) hätt.

---

[1]) Deinem Hauſe geweſen. [2]) Sieſt. [3]) Haſt dort gethan. [4]) Unſere. [5]) Anderesmal. [6]) Müſſens. [7]) Darnach. [8]) Uns die Haut. [9]) Herunterzieht. [10]) Meinung. [11]) Geweſen. [12]) Es ſcheint. [13]) Diesmal. [14]) Sich einer. [15]) An Laden gelegt. [16]) Unſerer. [17]) Kein Maul aufgethan. [18]) Fährt mir. [19]) Herum. [20]) Das Preſſen. [21]) Meinet. [22]) Zuzuhören. [23]) Auch. [24]) Geſagt.

Dritter Bauer. Was isch es denn?

Michel. Drum hen mer [1]) bis jetzt Abgobe mueße gä, meh as [2]) fast christemögli gsi isch, u des heißt mer 6' Presse; jetzt möcht aber der W..... die vermaledeit Presserei abschaffe, daß äußereis [3]) au wieder emol verschnufe chönnt. [4])

Zweiter Bauer. Hm! Was wird er usrichte? [5]) Nüt! [6]) Sie werde—n—em 6' Mul scho stopfe, daß er nüt meh sait. [7]) Wann em [8]) die andern Landständ nit alle helfe, so wird er nit Meistor, [9]) u richt mi armi Seel nüt us.

Michel. I ha des au zum Vogt g'sait; aber er will's nit ha. [10]) Er sait, es seye no viel uffem W..... siner Site, [11]) un au Männer, die schwäze chönne u dene d' Zunge nit ag'wachse sey. Kurz, der Vogt meint d' Sach stend dasmol so ziemli guet för Ues.

Dritter Bauer. S' wird si zeige eb [12]) e Jahr umme—n—isch. Guet isch's, wenn's besser wird, denn so, wie mers bis jetzt g'ha hen, wärs, hol mi der Deisel! nümme usz'halte. Abgabe mueß mer gä, meh as eim mögli isch, un Verdienst isch ninne [13]) kein. Mach bi Gott e Fust, [14]) wenn de kei Hand häsch.

Michel. Du häsch recht. I ha zum Vogt gsait, wenn mer wen'ger Abgobe dörf gä, so werd' der Landsherr au nümm [15]) so viel Herrn b'halte chönne oder müesse en [16]) wenger B'soldig gä. Do sait der Vogt druf: s' sell werd sie scho mache; der Groherzog heig [17]) scho—n—e Paar Förster abg'schafft u er werd wohl au no mit eme [18]) Theil vo de andere Herrn abfahre.

Zweiter Bauer. I mein, wenn der Landsherr d' Hälfte vo de Herrn abschaffe thät, er hätt' nineweg no

---

[1]) Haben wir. [2]) Als. [3]) Unsereins. [4]) Verschnaufen könnte. [5]) Ausrichten. [6]) Nichts. [7]) Nichts mehr sagt. [8]) Wenn ihm. [9]) Nicht Meister. [10]) Ist anderer Meinung. [11]) Seite. [12]) Ehe. [13]) Nirgends. [14]) Faust. [15]) Nimmer. [16]) Ihnen. [17]) Habe. [18]) Einem.

gnueg. I ha mi Lebtig g'hört, di viel Hirte werd übel g'hüet.

Vierter Bauer. Wie de faisch; u d' Penſione ſett mer [1]) de Herrn au nä, ſi ſolle, di Gott! diene u ſchaffe, wie äußer einen, ſo lang ſie chönne u ſpare, daß ſie no ebbes z' lebe hen, wenn ſie nüt meh thue chönne. Sie hen jo B'ſoldig gnue! Wer git Aeus denn im Alter ebbis, wenn mer in de junge Johre nit fürg'ſpart [2]) hät? Kei Menſch. Will me von eim ebbis, ſo heißt's gli: »Hättiſch g'ſpart, ſo hättiſch jetzt ebbis, i gib der nüt«, u do cha me derno [3]) geh u am Dope ſuge. [4])

Zweiter Bauer. S' hocket [5]) en menge Kerli umme, hät e Hufe [6]) Penſio e' chönnt no wohl zwanzig Johr ſi Dienſt verſeh. I kenn grad zwee ſo Vögel; der ei hocket z' H—— u der ander z' Sch——. Mer hat mer g'ſait, s' käm e jeder jährli zwölfhundert Guldi Penſio über. Iſch mi armi Seel des nit e Sündegeld? S' iſch grad as wenn mers in Dreck uſe keite. [7]) Aeußer eis mueß ſi mengmol ploge u Uebelzit [8]) ha, bis me numme—n—e Chriſter hät u dene fule [9]) Strolche keit mer's z' Tuſig [10]) in de Krage! Sie dürfe nit emol e Finger derwege chrumm mache.

Vierter Bauer. Du häſch bi Gott recht! S' ſinn uf mi armi Seel zwee Kerli as [11]) wie Bämm; [12]) ſie ſotte ſi ſchäme, daß ſie ſo ne Sündegeld für ihre Fulenzerei möge nä. [13]) Dem Dickſackle wo z' H—— hocket ſi Frau, chunnt [14]) no alle Jahr e Chind [15]) von em [16]) über. Me ſotte in de Pflueg ſtelle oder em de Dreſchpflegel in d'Hand gä, d' Narrheite wurden em ſcho vergoh!

Michel. I will grad nit ſage, daß mer de Herre, wenn ein ſim [17]) Landsherr treu u redli dient hät, kei

---

[1]) Sollte man. [2]) Vorgeſpart. [3]) Man darnoch. [4]) An den Fingern ſaugen. [5]) Sitzet. [6]) Haufen. [7]) Hinaus würfe. [8]) Schlechte Zeit. [9]) Faule. [10]) Wirft man's zu Tauſend. [11]) Als. [12]) Bäume. [13]) Nehmen. [14]) Bekommt. [15]) Kind. [16]) Ihm. [17]) Einer ſeinem.

Penſio ſott gä, aber doch nit viel, wie ſie bis jetzt g'ha hen. Doch i has au mit dem Vogt; i mein, d' Landſtänd werde s' Mueß ſcho koche, daß mers g'nieße chönne, denn des ſind bi Gott Männer, vor dene mer Reſpekt ha mueß. Die ſollen lebe no hundert Jahr noh der Ewigkeit! Wirth lang mer no ne Schöppli.

Der Sohn des Hauſes und der Diener.

Als ich im Jahre 1841 in Baden-Baden war, ereignete ſich Folgendes:

Ein junger Edelmann, der Sohn eines etwa eine Tagereiſe von hier wohnenden Gutsbeſitzers ſpielt an der Bank und hat das ſeltene Glück, einige tauſend Gulden zu gewinnen. Er geht mit ſeinem Schatz nach Hauſe, übergiebt dieſen ſeinem erprobten alten Diener, und kehrt dann zu dem Converſationshauſe mit etwa hundert Gulden in der Abſicht zurück, auch dieſe Summe, wie vor einer halben Stunde ſeinen früheren Kaſſenbeſtand, zu vervielfältigen. Aber Fortuna dreht ihm den Rücken, vingt-sept, rouge impair et passe wird nicht mehr von der ſchwirrenden Kugel getroffen und bald gleitet der letzte halbe Gulden in den Geldkaſten des Banquiers. »Die ſieben und zwanzig muß doch kommen,« denkt er bei ſich, und ſiehe da! ſie ſtellt ſich richtig ein, nachdem ihr Verehrer kein Geld mehr hat ſie zu beſetzen. Dieſer eilt nach Hauſe, um Subſidien zu holen, aber ein Unglück kommt zum andern, der treue Johann hat der Verſuchung nicht widerſtehen können, er hat ſich auf flüchtigen Fuß geſetzt und alles anvertraute Geld mitgenommen. Der Beſtohlene läuft zur Polizei, Gensd'armen werden aufgeboten — richterliche Nacheile angeordnet, — Alles vergeblich. — Was iſt zu thun? Der arme Baron verſucht es vergebens, mit einigen von ſeinen Bekannten geliehenen Kronthalern der Bank ſeine Verluſte

wieder abzujagen. Vingt sept und Johann kommen nicht wieder.

Nach einigen Tagen der Ungeduld und des Verdruſſes wendet er ſeine letzte Baarſchaft daran, um mit einem Straßburger Naturforſcher auf das väterliche Gut zurückzukehren. Er fährt vor, und o Wunder! Der Erſte, der an den Wagen ſteigt, um den Schlag zu öffnen, iſt der ehrliche Johann, welcher ihm mit einer treuen und halb pfiffigen Miene leiſe, ſo daß es der Kutſcher nicht hören kann, zuruft: »Gnädiger Herr! Ihr Geld liegt oben bei dem Herrn Papa. Habe ich nicht Recht gehabt, es in Sicherheit zu bringen?«

Treuer, ehrlicher Johann! Danke den Engeln, die Dich auf Deiner Flucht begleiteten. Hätte Dich da ein Landdragoner gepackt, welche Mühe würdeſt Du gehabt haben, um vor den Gerichten der Strafe des Diebſtahls zu entgehen! Sei nicht wieder ſo unvorſichtig ehrlich, lieber Johann! und nimm Dich ja obend'rein vor Benazet und Comp. *) in Acht, denn ſie ſind böſe auf Dich und freuen ſich nur, daß Du alt und unverheirathet biſt, denn ſonſt könnteſt Du eine für ſie und ihre Nachfolger ſehr gefährliche Bediententreue fortpflanzen.

Th. v. K.

Hors d'oeuvres.

In Teterow, dem Mecklenburgiſchen Schilda, iſt neulich die Stadtcaſſe auf dem Rathhauſe beſtohlen. Der Depoſitenkaſten war oben und an den Seiten von Eiſen und auf das ſorgfältigſte verſchloſſen, leider! hatte derſelbe dagegen unten einen hölzernen Boden.

»Wo an dem Grund iſt 'was verſehen« u. ſ. w. lehrt ſchon Valentin Heins.

---

*) Die privilegirten Spieler des Bades.

Nichts iſt tadelnswerther, als wenn junge Offiziere den Tanz vernachläſſigen. Namentlich iſt es der Cottilon mit ſeinen vielen Touren, in dem ſich das Feldherrngenie am meiſten offenbart. Denn ſoviel iſt gewiß, daß von Napoleon und Friedrich dem Großen in rückſteigender Linie alle Feldherrn vornehmlich durch die Neuheit ihres Angriffs geſiegt haben. Was ſich daher im converſationellen Tanz geübt hat, wird auch, ſobald die Reihe an ihn kommt, als Meiſter des Todtentanzes durch neue Touren ſiegen. Wäre ich Feldherr, ich würde, — nun ich will es ſagen, und nicht auf dies Ereigniß warten, mit dem Winde mittelſt reitender Artillerie dem Feinde Sand in die Augen ſtreuen. — Lacht nur nicht über dieſe Manier. Im Frieden iſt dieſe Sorte Taktik mehr als glücklich zu nennen.

Kleine Zeitung.

Die Zeitungen geben eine neue Probe von dem Styl Sr. Majeſtät des Königs von Baiern:

»Herr Erzbiſchof! Mit Freude las ich alles Gute, was Sie am 19. Dec. mir (über des Domes Fortbau) geſchrieben, und danke für des Dachfenſters Zeichnung, von der Sie mich benachrichtigen, wie ich auch bei der vor Kurzem eingetroffenen Zeichnung bemerkte, daß die von wirklicher Größe folgen würde, welche zur Verfertigung der Glasgemälde nothwendig von mir erwartet wird. Sehr angenehm ſoll es mir ſein, verkündigen Sie dem Dombauausſchuß, daß ich vorhabe, nicht ein, ſondern alle vier neben einander befindliche neue Fenſter der Südſeite mit Glasmalereien auf meine Koſten zu verſehen aus hieſiger Manufactur. Im Sommer 1844 können ſie begonnen, in *) 3 Jahren beendigt werden. Neue Anregung zum Ausbau

*) Dies widerlegt das beunruhigende Gerücht, als ob Seine Majeſtät, einer untrüglichen Ahnung zufolge, ſchon im Jahre 1844 das Irdiſche verlaſſen zu müſſen fürchteten.

des Domes ging in diesen Tagen von mir aus, und täglich werden, den Satzungen gemäß, des baierschen Cölner Dombauvereins Ausschüsse gewählt. Mir, wiederhole es, liegt des Domes Vollendung recht am Herzen.

Da wir nicht wissen, ob diese Zeilen mit der Feder des Königs oder mit der aus dem Fittig des Dichters geschrieben, und nur die Kritik der letzten ausdrücklich erlaubt ist, so enthalten wir uns unseres Urtheils über diese neue Behandlung der deutschen Sprache. Ein Paar Oldenburger Arbeiter, welche den Artikel gelesen, sollen gemeint haben, das sei kein Deutsch sondern Baiersch.

Folgende Wochentage sind bei verschiedenen Nationen dem Gottesdienste gewidmet: Sonntag bei den Christen, Montag bei den Griechen, Dienstag bei den Persern, Mittewoch bei den Assyrern, Donnerstag bei den Aegyptern, Freitag bei den Türken, und Sonnabend bei den Juden.

(Dampfboot.)

Eile mit Weile. In einem Dorf bei Prag wurde bei einem Juden von ein paar unverschämten Spitzbuben ein Einbruch gewagt, und mit solcher Hast die Stube ausgeräumt, daß die Diebe mit den zusammen gepackten Betten ein darin schlafendes Kind, welches sie in der Eile nicht bemerkt hatten, mit zum Fenster hinaus warfen. Sie ließen das Kind indessen an der Thüre liegen.

(Freikugeln.)

Vom Piloten werden »die Lieder eines Erwachenden« kurzweg folgendermaßen recensirt: Ueber diese Lieder, die ein Graf von Strachwitz heraus gab, bemerken wir nur: »es wäre besser, der Herr Graf hätte fortgeschlafen.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 9. Donnerstag, 2. März. 1843.

*) Peter von Hobbe und der Ramcke'sche Proceß.

Es iſt meinem obgedachten Bruder unterſagt, über den Ramckeſchen Fall bis zu deſſen definitiver Erledigung etwas zu veröffentlichen. Man könnte dieſe Verfügung ſpaßhaft nennen, wenn ſie nicht ein Menſchenleben beträfe. Es kommt mir dieſer Befehl vor, als ob man Jemandem, der einen faſt Ertrinkenden bei den Haaren aus dem Waſſer gezogen, verbittet, denſelben weiter als bis zu den Schultern dem verderbenden Elemente zu entreißen. Vorläufig iſt indeſſen Ramcke's Hals geborgen, und vielleicht iſt die Zeit nicht ferne, wo es Denen an Kopf und Kragen geht, die an beide Theile des unglücklichen wahnſinnigen Inquiſiten wollten.

Man hat mir wohl vorgeworfen, daß es nicht gerathen ſei, wenn ich mich laut über die Unwiſſenheit der Regierungen moquirt habe, die meinem Bruder, einem der tüchtigſten jetzt lebenden Geſchichtsforſcher, bisher einen Lehr-

*) Ich bitte die mir befreundeten Redactionen fremder Journale um gefällige Aufnahme dieſes Aufſatzes.

Th. v. K.

flucht auf ihren Hochschulen vorenthalten haben, ein Factum, worüber der berühmte Schlosser in meiner Gegenwart die Hände über dem Kopf zusammen schlug, und mir sofort versprach, sich deshalb in Berlin zu verwenden. Deshalb rede ich über diese Sorte Mißhandlung nicht mehr. Wenn ich aber jetzt sehe, wie derselbe als Vertheidiger des Ramcke, den Angriffen seiner Gegner bloß gestellt ist, denen man doch auch, wenn man meinem Bruder den Mund schließt, das M—l verbinden sollte, so bin ich doch wohl legitimirt, die holsteinischen juristischen Pygmaen ein wenig zu züchtigen und in ihre Schranken zu verweisen, unter welchen sie durchgekrochen sind, um an dem Mantel des Ruhmes zu zerren, den mein Bruder, als Retter Fonks, als Wiederherstellter der Ehre der durch das Beil der Gerechtigkeit gemordeten angeblichen Mörder des Fualdes, als erster Vertheidiger des später ganz freigesprochenen Wendt's, sich verdient hat. Glücklicherweise kommen die meisten der holsteinischen Wochenblätter (Jüngferchen) für Jedermann, worin das Gift gegen meinen Bruder verspritzt ist, nicht über die Gränze. Sie bleiben im Lande und nähren sich unredlich, und erinnern mich immer an die Uetersen Schneidergesellen in meiner Jugend, die, wenn sie durchaus fremd werden mußten, ihre drei Wanderjahre in den eben jenseits der Elbe gelegenen Städtchen Harburg und Buxtehude mit gekreuzten Beinen verlebten.

»Aber Kobbe warum so heftig?« ruft mir einer von den sogenannten Freunden über die Schulter zu. »Warum so heftig?«

»Lieber Hofrath Fischblut! ich kann nicht anders. Aber jetzt bin ich auch befreit, ich habe gesagt, was mir auf der Seele lag und mich bis in die Eingeweide hinein drückte, ich will jetzt die Sache meines pro tempore stummen Bruders schon ruhig weiter plaidiren.

Man hat ihm vorgeworfen, er habe ganz allein den Wahnsinn des R. bemerkt, das landesväterliche Vertrauen gemißbraucht, mit Leichtsinn und aus Sucht, Aufsehen zu machen, gehandelt.

Wenn gleich manche wackere Stimme im Holſteiniſchen ſeine Vertheidigung übernommen, ſo halte ich mich doch beſonders dazu berufen. Eine ſonderbare Fügung hat ihn in manche causes celèbres unſerer Zeit verwickelt, noch nie hat ihn ſein Blick betrogen. Als er in der Ramckeſchen Sache Gülichs Defenſion las, trat er in öffentlichen Blättern ungenannt auf, Ramckes Unſchuld ſchien ihm daraus klar hervorzugehen, allein er äußerte ſtarken Zweifel, ob Gülich nicht die Sache entſtellt, das Wichtigſte verſchwiegen habe. Der Bericht in der Collegialzeitung gab ihm Gewißheit, früher hatte er Dr. Jeßen geſchrieben, und ihn beſchworen, ſich in Acht zu nehmen, damit keine Blutſchuld auf das Land geladen werde. Als er erfuhr, daß Ramckes Urtheil publicirt werden ſollte, ſchrieb er gleich dem Defenſor und rieth ihm Schritte an, er beabſichtigte ſelbſt gar nicht hinzugehen, allein es ließ ihm keine Ruhe, er machte ſich in der Nacht auf den Weg und kam Montag Abend in Pinneberg an. Seine dortige Thätigkeit hat Dr. Jeßen geſchildert. Am Tage der Hinrichtung war er in Altona, in der Nacht war ihm die Idee aufgegangen, Ramcke habe ſein Geſtändniß ſchon im Wahnſinn abgelegt. Er ſchickte einen Boten nach Pinneberg, dieſer kam um 12 Uhr zurück und meldete, der Zug ſei in Bewegung. Fürchtend, ſein erſter Bote habe den König verfehlt, trat er in nicht zu ſchildernder Gemüthsſtimmung ſeine Reiſe nach Ratzeburg an, zu Fuße, weil es ihm an dieſem Tage unmöglich war, Menſchen zu ſehen, deshalb ſogar Umwege ſuchend. Er übernachtete in einer Dorfſchenke. Am andern Morgen fiel ihm die Zeitung in die Hand, welche [illegible] ihn bei dem Gerechtigkeit liebenden König [illegible] Aufſchub berichtete.

Es wäre nicht paſſend geweſen, in dem erſten Geſuch an den König etwas anderes, als den Wahnſinn zu urgiren, jetzt aber that er am 5. September den Schritt, laut die Unſchuld auszuſprechen. In großen Krankheiten können nur große Mittel helfen; er begab ſich am 10. September nach Plön und erhielt hier vom König Befehl, in

Glückſtadt ſeine Anträge zu machen. Hier wollte man nicht darauf eingehen und ſchickte ihm namentlich den Antrag an Seine Majeſtät, daß Ramcke vom Sanitätscollegium unterſucht werde, zurück. Vierzehn Tage hatte er ſich in ſeiner Eingabe vom 5. Sept. an den König ausbedungen. Seitdem war er unermüdet thätig, z. B. Beweiſe des erblichen Wahnſinns in der Ramckeſchen Familie und noch manches Andere, was noch nicht bekannt iſt, zur Aufklärung der Sache zu ſammeln. Es iſt ihm nie eingefallen, Aufſehen in der Sache zu machen, er hat nie erwartet, daß ſein Name dabei genannt würde, nur der Eclat, den das Gericht ſelbſt machte, als es von dem Begnadigungsgeſuch an den König keine Notiz nahm, hat ſolches Aufſehen erregt.

Theodor von Kobbe.

Holſteiniſche Geſchichten.

I.

(Aus einem Briefe ebendaher.)

Um mich bei Ihnen in Credit zu ſetzen, füge ich eine Marktſcene hinzu, die ich neulich erlebt habe. Sie ſpielt zwiſchen einem Iſraeliten, der Brillen zu Kauf hatte, und einem Bauern. Der Jude war ein kleiner dürrer Kerl, mit feurigen ſchwarzen Augen, trug einen ſchlechten Rock und einen erbärmlichen Filzhut, von welchem der Tropfenfall hinten wenigſtens drei Zoll dem Nacken näher war, als der Rockkragen. Der Bauer war ein großer Heuochſe in grauem Kittel. Man ſah ihm an, daß er blos zur Stadt gekommen, um einen Stuten und einige Schnäpſe mehr »as Alldags« zu genießen. Er war ein Bild der Ruhe und ruſticalen Rohheit, mit einem langen Stock. Gewiß hatte er ſich noch wenig von der Stelle bewegt, die ſchlechteſte Bude ſchien gut genug, um ihn und ſeine Blicke und Reflexionen einen halben Tag zu feſſeln.

Jude: Heren Se, lieber Freind, koſen Se mir was ab.

Bauer: Wat hett he denn för Waar? —

Jude: Ich hef Brillen und Teleſchkopen und allerhand Ogengläſer as Se ſehen, koofen Se mir was ab, koofen Se mir n' gute Brille ab, ganz wohlfeil —

Bauer. Dat kann mi nich helpen.

Jude. Ich hef eene juſtement for Ihre Ogen, Se keent ſe gar nich beſſer kriegen, as bey mich.

Bauer. Rund ſünd ſe all, ick hef vun lütt up her leege Oogen hatt, ſo'n Brillentüg kann mi nix nutzen.

Jude. Wat? kann Se nix nützen! Hier diſſe Brill is juſtement als wenn ſie für Ihnen gemacht wär, das is nix als Altersſchwäche, was Ihre Augen fehlen thut, glauben Se mir, s' is nix als Altersſchwäche.

Bauer: De Deuwel is old, aber ick nich.

Jude: Sie ſind alt — tewen Se man eenen Ogenblick, ich will Ihnen taxiren — Sie ſind alt ſäben un foſftig.

Bauer: Dat lüggt he.

Jude: Lieber Freind, ich will Sie was ſagen, ich will nimmer wieder geſund ſu meine Frau un Kinner kommen, wenn es mit Sie nich Altersſchwäche is.

Bauer: He mag wull gar keene hem.

Jude: Ich hab' ſwelf Kinder un'e Frau, die is eben ſo groß as wie Sie ſind.

Bauer: Denn kriggt he wull Schläg unnerwielen?

Jude: Ja wann ich nix verkaufen dube, denn ſlägt ſie mir — koofen Sie mir n' Brill ab, lieber Freind, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort', daß es Altersſchwäche is, ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, mehr kann ich nich duhn.

Bauer: Ja, wahr iſ't doch nich.

Jude: Koofen Sie mir ſie ab, Sie ſollen ſie ooch ganz wollfeil haben —

Bauer: Wat ſchall dat Dings denn koſten?

Jude: Sie koſt' eegentlich n' Ducaten, aber Sie ſollen ſie haben for'n Dohler.

Bauer (ſchweigt ſtill und lächelt.)

Jude: Koofen Sie mir ſie ab, Sie ſollen ſie haben for'n halben Dahler, ich will ſie mit Schaden verkoofen —

Bauer (ſchweigt und macht Miene zum Weggehen.)

Jude: Sie ſollen ſie haben for 12 Schilling, daß Sie doch ſehen, daß ich handeln will.

Bauer: He is nich klook (geht ab).

II.

N. Gun Dag, mien lewe Hr. W., wo beſinnen Se Sick, ich hef lang nich dat Vergnögen hatt, Se hier to ſehen.

W. O, ick dank, mi geiht dat Gott ſi Dank noch ſo teemlich.

N. Wat maakt denn Ehr Naber, de ole Herr L.

W. O, ick dank, den geiht dat ock noch ganz good, he befind't ſick heel good.

N. He kummt doch gar nich mehr in de Stadt.

W. Ne, dat deiht he nich, he mag nich geern ſpät to Huus kamen.

N. He maakt doch noch ſine Parthie L'hombre?

W. Ja woll, ja frielich, aber he mag nich ſpät ſpelen und ok nich to lang, hier in de Stadt wörr em dat to ſpät, wenn he naher to Huus föhren muß, he mutt doch binah 2 Stunden föhren. Ne, ſunſt ſpeelt he noch alle Woch een oder 'n paar Mal, aber dat mut denn nich to ſpät wahren, wie fangt denn ſo um twee an un denn bit negen, höchſtens halbig teihn, länger paßt em dat all nich recht.

N. Ja, dat glöv' ick wull, wi ward All' old, he hett vok all mennigen Abend achter de ohl Spadille ſeten.

W. Ja, dat hett he, ſunſt aber hett he ock nich veel Strapatzen hatt in ſieen Leben.

N. Ne, dat hett he nich, aber dat lange Sitten, dat grippt an.

W. Ja wat wull dat nich, vör allen, wenn dat in de Nacht hinin geiht.

Kleine Zeitung.

In dem Verzeichniß der für die Abgebrannten zu Vörden eingegangenen Gaben findet ſich unſer allverehrter Großherzog mit 50 Piſtolen genannt. Dagegen ſind die Beiträge des Königs und Kronprinzen von Hannover nicht aufgeführt, eine unverzeihliche Nachläſſigkeit, da man keine Veranlaſſung verſäumen ſollte, Diejenigen, denen Gewalt über die Völker gegeben iſt, auch in allen bürgerlichen Tugenden als Muſter voran zu ſtellen.

Bitte.

Ich beabſichtige in etwa vier Wochen Erinnerungen an Hamburg während meiner Schulzeit auf dem Joanneo in Hamburg durch die Blätter zu veröffentlichen. Sollte irgend einer meiner Schulcameraden irgend einige intereſſante Notizen mir hinzuzuliefern vermögen, ſo bitte ich darum.

Th. v. Kobbe.

Mond und Poet.

Dichterfreund! biſt du da wieder,
Du, zu dem ich geſtern ſprach:
»Liebſt du mich und meine Lieder,
Nun, ſo nimm ſie in Verlag!

Wenn »Planeten« und »Kometen«
Verſe drucken, ei, warum
Du nicht auch? In allen Städten
Haſt du ja dein Publikum.

Deine Firma war ja immer
Höchſt ſolid' — ein Firmament.
Bellt dich 'mal ein Hund an, nimmer
Wagt es doch ein Rezenſent.

Kaum die Naſe dürft' er rümpfen,
Denn man weiß, du fackelſt nicht,
Kommſt wohl 'mal mit derben Trümpfen,
Und ſo'n Mondſtein hat Gewicht.« —

Alſo ſprach ich, und du ſtandeſt
Noch ein Weilchen ſchweigend da,
Schien'ſt zu lächeln und verſchwandeſt
Wie mit einem halben Ja. —

Nun, wie wird's denn heute? Bänglich
Seh' ich dir in 's Angeſicht,
Denn ſo eiſig und ſo länglich
War es geſtern Abend nicht.

Ach, mir ahnt ſchon nichts als Böſes;
Rückwärts wird der Handel geh'n!
Muß denn ſo ein ominöſes
Sternbild juſt da vor dir ſteh'n,

Und — es müſſen finſt're Geiſter
Wider mich verſchworen ſeyn —
Nachbar Krämer ſein Gekleiſter
Trocknen noch in deinem Schein'?

Dort der Krebs und hier die Düten,
Du notoriſch wandelbar —
Guter Mond, du wirſt dich hüten,
Das iſt nun wohl ſonnenklar!

So mithin auch dieſe Stütze
Meiner Hoffnung mir geraubt? —
Ja! es birgt die Wolkenmütze
Gänzlich jetzt ſein weiſes Haupt.

Dies erhellt noch aus der Strahlen
Letztem, der die Wand dort ſtreift:
»Muß bedauern — hin dermalen
Mit Artikeln überhäuft.«

J. Hagen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ **10.** Donnerstag, 9. März. **1843.**

Die Clevische Geckengesellschaft. *)

Die Clevische Geckengesellschaft wurde schon im J. 1381 von dem Grafen Adolph von Cleve gestiftet. Ihre Mitglieder trugen als Ordenszeichen Narren auf ihrem Kleide gestickt. Die Gesellschaft dauerte etwa 70 Jahre, indem sie sich ungefähr im Jahre 1450 auflöste. An ihre Stelle trat späterhin eine ganz ähnliche Gesellschaft, die sich die »Dijonsche Infanterie« (l'infantérie Dijonnaise) nannte, indem sie von dem damaligen Grafen Engelbert von Cleve gestiftet wurde, welcher längere Zeit Burgundischer Statthalter zu Dijon war. Diese Gesellschaft scheint bis gegen 1650 gedauert zu haben. Von hier an verlieren sich die Spuren dieser oder einer ähnlichen Gesellschaft. — Der berühmte Möser (patriot. Phantas.) machte in späteren Zeiten (hier gleich viel, ob in Ernst oder Scherz) den Vorschlag, den alten Narren-Orden oder die Geckengesellschaft wieder herzustellen. Damals

*) Auszug aus einer vom verstorb. Hofrath v. Halem in der literarischen Gesellsch. im J. 1831 gehaltenen Vorlesung. (Fastnachts-Scherz und Ernst).

scheint also eine derartige erneuerte Gesellschaft noch nicht existirt zu haben. Wahrscheinlich ist eine solche aber seitdem hin, nachdem Möser dieß geschrieben, oder nach dessen Tode errichtet worden. Wann nun diese erneuerte Geckengesellschaft entstanden ist, darüber fehlen schriftliche Nachrichten. Es existirt indeß eine solche noch diesen Augenblick; freilich nicht in der Stadt Cleve selbst, doch in der Nähe derselben, im Flecken Dülken. Sie fingirt zwar, daß sie von der alten Clevischen Geckengesellschaft des 14. Jahrhunderts abstamme, dieß läßt sich aber gewiß nicht durchführen, obgleich sie derselben nachgebildet sein mag. Sie hat auch das alte Ordens-Zeichen derselben, den roth und weiß gerauteten Harlekin, nicht angenommen, sondern führt statt dessen als Zeichen in ihrem Siegel ein Steckenpferd. Deshalb soll sie sich auch den sonderbaren Namen »die berittene Academie der Künste und Wissenschaften zu Dülken« gegeben haben. Dieselbe muß sich übrigens sehr geheim gehalten haben; denn sie ist wohl nur ein Mal öffentlich erwähnt, als sie nämlich im J. 1825, eine solenne Deputation an den Cölner Prinzen Carneval sandte, der sich damals bekanntlich zuerst wieder in erneuetem Glanze zeigte. Es erschien der Zeit über dieß Cölner Carneval ein Büchlein, betitelt: »Das große Masken-Fest zu Cöln« ꝛc. (welches auch durch Göthe mit einem gemüthlichen Gedichte beehrt wurde) und die Cölner »Carnevals-Zeitung« nebst »Beiwagen«. Hierin wird nun auch der Dülkener Deputation erwähnt. Namentlich heißt es bei der Beschreibung der Maskenzüge: « — es folgten nun »die Deputirten aus Dülken« —; und in Nr. 3 der Carnevals-Zeitung steht eine Romanze von der »Dülkener Narrenmühle«, und ein Diplom, wodurch die Monds-Universität zu Dülken dem Prinzen Carneval den »Windmühlen-Orden« verleiht.

Der sonderbare Beiname »die berittene« soll »übrigens offenbar eine Andeutung des ganzen Wesens und des Haupt-Zwecks dieser Gesellschaft enthalten, indem durch das Zeichen des Steckenpferdes ohne Zweifel angedeutet

wird, daß man in einer solchen, Ernst mit Scherz verbindenden literarischen Gesellschaft jeden nach Belieben sein Steckenpferd reiten lasse, wie jeder das seinige ungehindert zu reiten wünscht, daß gegenseitige Duldung das sicherste Band der Gesellschaft sey, und daß es immer besser sey, auf diese Art durchs Leben zu reiten, indem man die heitere und lächerliche Seite desselben aufsucht, als das Leben zu ernsthaft zu machen und solches sich und Anderen dadurch zu verbittern.

Inwiefern nun diese Grundsätze an sich genommen dem Weltmanne auf der einen und dem strengen Moralisten auf der andern Seite genügen mögen, und inwiefern überhaupt diese Reiter die etwaigen Ideen Mösers getroffen haben, steht dahin. Daß ein Maskenzug von fröhlichen und lustigen Personen, die auf Steckenpferden reiten, bei dem großen Carnevals-Tumult in Cöln ein Mal im Jahr Effect machen werde, läßt sich denken; in einem kleinen Cirkel oft wiederholt, kann aber dergleichen leicht in Spielerei ꝛc. ausarten. Um den mit einer literarischen Gesellschaft verknüpften Zweck, im vertrauten Kreise gebildeter Männer den Genuß geselliger Freuden zu verschönern, zu erreichen, scheint es auch nicht nöthig, Schellenkappe und Steckenpferd in natura zu handhaben. — Doch fand auch Göthe eine Gesellschaft, wie die vorliegende, seiner Beachtung nicht unwerth; er schließt sein obenerwähntes Gedicht an dieselbe mit den Worten:

Alter schad't der Thorheit nicht;
Freude freut noch innig;
Spielt das lustige Gedicht,
Spielt es kurz und sinnig!

Auch läßt sich nicht verkennen, daß das Horazische „desipere in loco“ allerdings mit zu den Mitteln gehört, den Genuß geselliger Freuden zu verschönern, und daß diejenigen Mitglieder, welche dieß (nicht jedem verliehene) Talent besitzen, oft die wahren Erhalter einer solchen Gesellschaft sind.

Der weiße Hund und der Stier.

»Vor vielen Jahren,« erzählte mir ein verstorbener Freund, »als ich noch Amtmann in X. war, gerieth ich mit meinem weißen Jagdhunde auf eine Koppel, welche von weidendem Vieh besäet war, unter dem sich vor allen ein junger Stier an Kühnheit und Dreistigkeit hervorthat.

Leider reizte mein Hund die Vierfüßler, von denen verfolgt Diana zu mir eilte, aber, indem sie Schutz hinter meiner Person suchte, mich selbst dem racheschnaubenden Rindvieh aussetzte. Insbesondere verfolgte mich der junge Stier, und ehe ich meine Retirade auf den allgemeinen Fahrweg bewerkstelligen konnte, dermaßen, daß ich gezwungen wurde, mein Gewehr mit loser Ladung auf das Thier loszudrücken.

Mein Mittel wirkte. Der getroffene junge Bull, wie man hier zu Lande diese Thiere nennt, wandte sich um und stürzte, wahrscheinlich um sich ein entstandenes Jucken zu vertreiben, in eine nahe Wassergrube, hier Kolk genannt. Die vierfüßigen Schönen, durch das Schicksal ihres Vorgängers entmuthigt, ließen mich und meinen Hund ohne weitere Anfechtung ziehen und fliehen.

Nach mehreren Wochen fuhr mich der Herr des Stiers, auf einer Dienstour, nahe an der fraglichen Viehweide vorbei.

Kaum hatte aber der Stier Diana erblickt, als er in größter Eile sich wieder in die Wassergrube stürzte, welche ihm schon einmal meinen Schuß gekühlt hatte.«

»Kurios, kurios,« lächelte mein Fuhrmann. »Die Menschen haben ihre Grappen, aber das Vieh auch. Nun erkläre mir Mal Einer das Benehmen des Bullen. So wie er seit einigen Monaten einen weißen Hund sieht, liegt er da im Kolk.«

Kleine Zeitung.

Aus Göttingen schreibt man uns:

Am Tage der Allerhöchst verordneten Illumination fand ein Faßbinder ein altes Faß in seinem Hofe aus einander

gefallen, und brach in Gegenwart des Sohnes und einiger Nachbarn in die Worte aus: »Ei, Ei, das alte Faß entzwei.« Der Sohn machte auf den väterlichen Reim aufmerksam, und der Alte fand darin sogleich Stoff zu einem Transparent. Den andern Tag las man:

Ei, Ei,
Das alte Faß entzwei.
Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Bekommt ein neues statt des alten.

Großer Zusammenlauf entstand vor dem Hause. Man sah in dem Verse allerhand Anspielungen, vielleicht, daß statt der alten Zeit mit der hohen Vermählung eine neue Zeit des Friedens und der Eintracht beginnen werde, oder Gott weiß: was man sonst darin fand. Einzelne Enthusiasten drängten sich in das Haus, umarmten den neuen politischen Dichter, der gar nicht wußte, wie er zu der Herweghschen Ehre kam, und gegen seine Frau meinte, der Vers sei ihm doch gerade wie vom Himmel gefallen. Aber auch Polizeidiener und Gensdarmen stellten sich ein, und wer weiß, was für Folgen das alte Faß noch gehabt haben würde, wenn nicht Familie und Nachbarn des Mannes Harmlosigkeit hätten bezeugen können. Für die Literatur wird diese Begebenheit wahrscheinlich die Folge haben, daß sie im nächsten Jahre mit einem Bändchen neuer Gedichte bereichert werden wird, »Küperlieder, Tonnenverse, unpolitische Kellerlieder, politische Faßbinder-Inpromptüs, poetische Reisen eines Halbtodten oder nächstens Sterbenden,« u. d. m.

Hors d'oeuvres.

Holland war immer in Noth, jetzt ist es auch sein König. Er soll nur noch wenige tausend Gulden zu leben haben. Bekanntlich nimmt der König mit jedem Pulsschlag einen Gulden ein. Dem Leben entsagen ist vielleicht noch schwerer, als einer Krone. Uebrigens finde ich auch das

Letzte unnatürlich. Es kommt mir vor, als ob ein mit dem Pferde verwachsener Centaur sich durch einen geschickten Dieffenbach von seinem Roß separiren läßt, um — bei Alexander Casorti Tanzstunde zu nehmen.

A

Der Bürgermeister in X. kann trotz seiner schönen Reden die Liebe der Bürgerschaft nicht gewinnen. Der humoristische Nachtwächter, der, weil er auch bei Tage immer wußte, was es an der Zeit sei, und den Leuten zurief, was die Glocke geschlagen, weshalb er auch bald bei Nacht nicht mehr die Stunden rufen durfte, oder besser gesagt, abgesetzt wurde, meinte: Es sei kein Wunder, daß der Herr Bürgermeister so schöne Worte finde, da so viele gute Reden an ihn verloren seien.

II.

Wenn ich nach Flachsenfingen käme und der Herr Bürgermeister würde seine O Ws, so nennt man dort die Polizeidiener, zum Behuf meiner Einsperrung schicken, oder mich injuriarum belangen, so würde ich ihm eine Geschichte erzählen, die, da ich die schöne Mariane, selbst in den Jahren ihrer Blüthe, für zu vernünftig gewesen halte, wohl nur erfunden, aber doch recht hübsch ist, und deren Citirung die Abweisung des Flachsenfingenschen Bürgermeisters, wenigstens vor so einem unpartheilichen Tribunal, wie das Celler Oberappellationsgericht, zur Folge haben würde.

Man erzählt nämlich, die sogenannte schöne Mariane habe sich bei dem Prätor Abendroth über eine in Umlauf gesetzte Karrikatur beschwert, worunter die Worte

»die schöne Mariane,«

gestanden hätten.

»Ei, mein Kind,« soll der kluge Hamburger Kadi versetzt haben, »wer sagt Ihnen denn, daß Sie die von Allen anerkannte schöne Mariane sind?«

Erfreuliche Verbreitung des Walhallaſtyls.

Die Oldenburger Anzeigen enthalten folgende Bekanntmachung:

Ich, nicht als geſchworener Makler, empfehle und recommandire mich, jedoch nur für gute Leute, Hornvieh und Pferde aufzukaufen und zu verkaufen.

Neue Poeſie aus dem Hannoverſchen.

Man hat immer den Hannoveranern vorgeworfen, daß ſie ſo arm an Poeten ſind, auch die Stadt Hannover für den langweiligſten Ort in unſerm Vaterlande erklärt. Dieſer letzten Bemerkung ſtimme ich aus Erfahrung bei, obgleich der unausſtehliche ſingende Dialect, nach welchem die Worte »hat man das wohl geſehen?« wie

Hahtendaswolgeſehn?

ausgeſprochen werden, ſeinen Theil Schuld tragen mag. Die Poeſie ſcheint dagegen im Volke aufzuleben. Wenigſtens ſoll einem Gerüchte zufolge, der Halbehrwürden (ſo nennt mein humoriſtiſcher Freund alle Dorfſchulmeiſter, in ſofern ſie auch Küſter ſind) eines kleinen Dorfs, durch welches die nunmehrige Kronprinzeſſin gefahren iſt, an die Ehrenpforte folgenden Vers geheftet haben.

Weizen, Erbſen, Bohnen, Linſen,
Ueber's Jahr 'n jungen Prinzen.

Literatur.

Die Mordnacht von Luzern. Novelle von J. J. Pfyffer zu Neneck, mit IV. Kupfern. Baſel, bei Schabelitz.

Die bekannte Mordnacht iſt hier mehr hiſtoriſch als novelliſtiſch nach den Quellen bearbeitet. Das Werk iſt von einem Schweizer mit der Gluth der reinſten Vaterlandsliebe geſchrieben, und wird ſchon dadurch jeden Deutſchen anziehen.

Besuch in der Heimat.

Von L. A. Mayer.

Guten Tag, guten Tag, mein Thal!
Guten Tag, mein Bach, mein Pfädchen!
Guten Tag, ihr Blumen all,
Versteckt wie bilde Mädchen.

Da bin ich leichtes Blut,
Streif' in den alten Wegen,
Und winke mit Hand und Hut
Euch Gruß und Willkomm entgegen.

Guten Tag, ihr Vöglein frei!
Ihr ruft ja aller Orten.
Guten Tag, ihr Birken! Ei,
Wie seid ihr groß geworden!

Doch die Großmama vom Wald,
Die Eich' am Bach ist gefallen,
Und durch ihr Gräste alt
Wasser und Fischlein wallen.

Du lieber Bach, mein Bach,
Mein froher Gesell, wie geht es?
Plauderst den ganzen Tag,
Aber kein Christ versteht es.

Sollen die Gräser sich
Nieder vom Ufer neigen?
Rufst du den Vöglein, sprich,
Daß sie herunter steigen?

Siehe den Felsen dort;
Wie steigt er auf in's Blaue!
Du wanderst munter fort;
Er aber steht, der graue,

Und schaut so stumm darein,
Immer ernster, immer trüber.
Komm' Bach, kommt, Vögelein,
Gehen wir geschwind vorüber.

1837.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani mihi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 11. Donnerstag, 16. März. 1843.

Ein Evangelium von Boz (Dickens).

In der Reise des berühmtesten jetzt lebenden Humoristen finden wir folgende goldene Worte, welche in jedes Menschen Herz gegraben zu werden verdienen:

Man sage und predige so fromm und so viel man mag, es ist für den Armen viel schwerer, tugendhaft zu sein, als für den Reichen: und die Tugend des Armen ist darum um so glänzender. In mancher stolzen Behausung giebt es einen »besten der Gatten und Väter«, dessen Privatcharacter in beiden Beziehungen mit Recht zum Himmel gehoben wird. Aber versetzt ihn daher auf dieses überfüllte Verdeck. Streift seiner jungen schönen Frau ihre seidenen Gewänder vom Leibe, nehmt ihr ihre Juwelen, bindet ihr geflochtenes Haar auf, grabt vorzeitige Runzeln auf ihre Stirn, laßt ihre Wangen von Sorgen und Entbehrungen erblassen, hüllt dann ihre entzauberte Gestalt in grobe, geflickte Kleider, laßt ihr keinen andern Schmuck und Staat als seine Liebe, dann wird seine Tugend wirklich auf die Probe gestellt. Eben so verwandelt ihm seine Stellung in der Welt, daß er in diesen jungen Geschöpfen, die seine Knie umklammern, nicht die lebenden Zeugnisse seines

Reichthums und Namens, sondern die kleinen Mitkämpfer um das tägliche Brod, die kleinen Wilddiebe sieht, die sein dürftiges Mahl schmälern, und jeden kärglichen Erwerb seiner Arbeit dividiren. Statt aller Reize, welche die Kindheit von ihrer süßesten, lieblichsten Seite betrachtet, hat, lehrt ihn nur alle ihre Noth und Pein, Krankheiten und Leiden, ihre Launen, Verdrüßlichkeiten, ihre klagende Schwäche und Hülfloſigkeit empfinden: lehrt seine Kleinen nicht von lieblichen Kinderspielen und Kinderträumen schwatzen, sondern von Kälte, Hunger und Durſt mit ihm reden: und wenn sein Vaterherz dies Alles überlebt, wenn es geduldig und zärtlich bleibt, wenn er stets über das Leben seiner Kleinen gewacht, und um ihre Freuden und Leiden gesorgt hat, dann mögt Ihr ihn zurück schicken in's Parlament, auf die Kanzel, an die Gerichtstafel, und wenn er die schönen Reden über die Verderbenheit und Sittenloſigkeit der Armen hört, die bei harter Arbeit von der Hand in den Mund leben, dann mag er, als Einer, der da weiß, wie es ist, frei heraus reden, und den hohen Rednern sagen, daß sie, verglichen mit jenen Armen und Hilfloſen, himmliſche Engel in ihrem täglichen Leben sein sollten, und dann noch nur demüthige Ansprüche auf den Himmel machen dürften.

Wer von uns kann sagen, was aus ihm würde, wenn eine solche Wirklichkeit mit geringen Erleichterungen oder Abwechselungen das ganze Leben lang sein Loos sein sollte! Als ich diese Leute mir ansah, so fern von Hause, ohne Dach und Fach, arm, wandernd, müde von Noth und Beschwerden, und als ich sah, mit welcher Geduld sie trotz dem ihre kleinen Kinder pflegten und nährten; wie sie immer zuerst nach ihrem Begehren fragten, und dann nur halb das eigene stillten; was für sanfte Engel der Treue und Hoffnung die Weiber waren; wie die Männer von ihrem Beispiel sich leiten ließen; und wie sehr, sehr sel'en sie eine herbe Klage ausstießen oder einen Augenblick leichtsinnig waren: da fühlte ich mein Herz von einer glühendern Liebe und Achtung meiner Nebenmenschen erfüllt,

und wünschte zu Gott, daß die, so an das Bessere im Menschen nicht glauben wollen, da gewesen wären, um mit mir diese schlichte einfache Lehre im Buch des Lebens zu lesen.

Despotisches Benehmen der Minute gegen die Sekunde.

Vor etwa zehn Jahren wohnte unfern des Schauspielhauses, im sogenannten Theaterkeller an der Dammthorstraße, ein Wirth Namens Zenker, der, wenn ich nicht irre, ein geborner Böhme war, und jede an ihn gerichtete Bestellung mit dem Zusatze: »auf die Minut'« aufnahm, welchen er bei der Darreichung des Verlangten mit einer kleinen Versetzung wiederholte und zwar so:

»Einen halben Polnischen, auf die Minut'.«

»Auf die Minut', einen halben Polnischen.«

Der sonore Ton, womit der Wirth diese Worte aussprach, die Diskantstimme eines hübschen Kellners, welcher fast immer a tempo seinen Herrn begleitete, machten einen ungemein komischen Eindruck, und ich will nicht läugnen, daß ich mir ein ganzes Dutzend Cigarren bei dem Herrn und Diener einzeln bestellt habe, um den ergötzlichen Ausruf wiederholt an meine Ohren flothen zu hören.

Der Theaterkeller hieß bald nur »auf die Minute,« und ward in der That ein angenehmes Asyl vor Hamburgs Staub und Straßenlärm.

Eines Abends, als ich mit meinem geistreichen Freunde Borberg dort eintrat, fand ich den jungen Ganymed allein. Ich bemerkte ihm, als er wieder seine Minuten repetiren ließ, daß Bescheidenheit und Eifer den Jüngling zieren, und ich daher von ihm erwarte, daß er aus Achtung vor seinem Herrn und dessen Gästen, diese in Zukunft auf die Sekunde bedienen werde.

Meine Worte fanden Eingang bei dem harmlosen Knaben. Als das Lokal sich füllte erweckte diese Verklei-

nerung bis auf den sechzigsten Theil — eine allgemeine Hilarität. Selbst Zenker, der bald darauf von einer Hochzeit kommend, wohl begraben eintrat, schien mit dieser Variation sehr zufrieden, und lachte herzlich darüber. Aber am andern Tage sah ich den armen Burschen mit einem geschwollenen Kopf. Herr Zenker war nüchtern minutiös und malitiös geworden, und hatte dem jungen Sekundaner den von mir gerichteten Antrag nicht allein untersagt, sondern sein Verbot mit eindringlichen Gründen begleitet, die sich sogar an den Wangen des Dieners verkörpert hatten.

Von dieser Minute an hatte der Knabe seine Lust am Dienst verloren. Noch einigen Tagen verließ er denselben. Aber jetzt entfremdete sich auch die, an den Diener wie an den Herrn gewohnte Gesellschaft.

Vergebens ließ Zenker seinem Minutenruf ertönen. Ein mißhandelter Schenke kam nicht wieder.

Zenker konnte Schiller treuherzig anrufen:

»Was man in der Sekunde anfangen,
Gibt keine Ewigkeit zurück!«

Zenker erkrankte und starb bald. Die Minute hat ihre Sprache verloren, wie die durch sie versäumte Sekunde.

Th. v. Kobbe.

Eine wunderbare Historie so sich mit sechs Gänsen zugetragen.

Ein Branntweinbrenner im Oldenburgischen kaufte vor einiger Zeit ein halbes Dutzend Gänse. Er hatte die Vorschriften des Art. 96 unseres Strafgesetzbuches beim Handel beobachtet, welcher vor dem leichtsinnigen Ankauf von verdächtigen Personen warnt, auch die Sache, wie die Herrn Kaufleute sagen, nach werthsteigendem Preise bezahlt, während sich die Gattin durch genaue Besichtigung der lieben Thierchen überzeugt hatte, daß das Gefieder noch durch keine räuberisch rupfende Hand geschwächt sei.

Die Gänse waren, wie das oft geſchieht, alsbald dem Hofe überwieſen. Ehe indeſſen der Branntweinbrenner mit ſeiner Gattin ſattſam überlegt hatte, in welchem Termine die ſtolzen neugierigen ſechs Hälſe durchſchnitten werden ſollten, wie viele als Zierde des braunen Kohls, als gebratene Martinsvögel, oder gar als Schwarz-, respective Weißſauer, den menſchlichen Magen erheitern ſollten, lief die Trauerbotſchaft ein, daß alle ſechs plötzlich geſtorben ſeien.

Während das Dienſtmädchen, die blonde Karoline, auf dem Hofe in Gegenwart des Hausperſonals händeringend ausrief: »Wie bald iſt es doch um Einen geſchehen!« meinte die alte böſe Nachbarin laut, dieſer ſechsfache Gänſetod ſei ein Anzeichen der wiederkehrenden Cholera, leiſe zi-ſchelte ſie aber ihrem hinkenden Sohne zu, das ſei Gottes Strafgericht, für den Uebermuth des Brenners ſo ſo viele Braten *) auf einmal zu kaufen.

Der Brenner hatte ſich aber wie ein großer Feldherr oder Kaufmann benommen. Er hatte aus dem Unglück den möglichſten Vortheil zu ziehen verſucht und zu dieſem Ende die Gänſe zu rupfen befohlen, welches leichter geſchah, da ſie noch nicht ganz erkaltet waren. Die Kadaver befahl er in die Ecke zu werfen und dann zu vergraben.

Aber kaum war die Entfederung geſchehen, da erhielt das Ehepaar die wunderſame Nachricht, daß alle Gänſe wieder aufgelebt ſeien.

Die Nachricht beſtätigte ſich. Die dummen Thiere waren durch irgend ein Loch in die Brennerei gedrungen

---

*) Hier ſpielt der Gänſebraten eine große Rolle bei Familienfeſten, ich habe ihn ſogar am Sylveſterabend mit Puterrang figuriren ſehen, während es in Paris unſchicklich iſt, Gänſefleiſch zu eſſen, wo hingegen das der Ente ſehr geachtet iſt. Wer ſollte das glauben, und wie mag die Gans ſo bei den Pariſern in Miscredit gekommen ſein? Ein würdiger Gegenſtand für irgend eine Preisaufgabe von Seiten einer deutſchen Univerſität, zumal da das Thema durchaus nichts politiſch Gefährliches enthält.

und hatten hier berauſchenden Spülicht genoſſen. Ihr Tod war eine Ohnmacht geweſen.

Die Gänſe waren freilich mit dem nackten Leben davon gekommen, der Brenner fürchtete aber dieſe Entblößung ſo ſehr, daß alſobald an allen ſechs Kapitolerrettern die Todesſtrafe vollzogen wurde.

Du lachſt, lieber Leſer? So etwas paſſirt auch unſern Menſchen, die nur zu leicht in ihrer Betrunkenheit gerupft und ausgezogen werden, ohne, daß ihnen dafür ſpäter ſo arg mitgeſpielt wird, als den ſechs Gänſen für ihren erſten und letzten Rauſch.

Th. v. Kobbe.

Kleine Zeitung.

Dr. Georg Hanſſen bemerkt in ſeiner gründlichen Monographie über das Amt Bordesholm im Herzogthum Holſtein:

»Der Bordesholmer Dialect zeichnet ſich durch manchen drolligen Ausdruck aus, wovon hier nur einige Beiſpiele, die aber vielleicht auch andern benachbarten Diſtricten angehören: peckpuſig für kleinmüthig, kleinlich beſorgt. »Kopfadder und Steertfadder ſind die beiden Gevattern, von denen bei der Taufe der eine bei'm Kopfe des Täuflings der andere zu ſeinen Füßen ſteht. Nachgierig für habſüchtig. »Ja! wat kann unſer Hergott nich all dat rieten,« bei'm Tode eines acuten Kranken von ſtarker Conſtitution. »Ick heſ all mit n' kloken Mann ſpracken, vorzugsweiſe vom Advokaten gebraucht. »Entzückt« für verdutzt, gänzlich geſchlagen. »Pludrig, geſig, minn, minhaftig,« alles vom kranken Ausſehen gebraucht. »De ole Lütt« wörtlich der alte Kleine, Schmeichelwort für Kinder. Ein ſtarker Tadel wird euphemiſtiſch ſo ausgedrückt »Dat is keen Guden«. Dat Tilialgericht, Bordesholmer Ding und

Recht, einſt unter der großen Linde tilia gehalten. Für einen Stillſtandsmann: He geiht nich wider, as hett an de groote Döhr, woben ſin Fadder em ſläpt hett. »Dat grote Huus« für das Glückſtädter Zuchthaus. »Asmus in de Boſt« für »Aſthma; und ähnliche Verbindungen.

Es iſt uns von ganz ſicherer Quelle zugegangen, daß einer der erſten Geſundbrunnen Deutſchlands hauptſächlich aus künſtlichen Ingredienzen beſteht. Sobald die Brunnendirektion unter den Kurgäſten einen mit einer Analyſe drohenden Chemiker wittert, ſenkt ſie ihm zu Ehren ein Säckchen extra in den Brunnen.

Hors d'oeuvres.

Liebhaberei.

In früheren Jahren lebte in der oldenburgiſchen Marſch ein Jude, der die unvernünftige Gewohnheit hatte, ſobald er in ein Zimmer kam, wenigſtens weiß ich dies von einem gewiſſen Wirthshauſe, mit dem Finger auf ein Fenſter zu tippen, und dieſen dann zu küſſen. Bis er dieſe Ceremonie verrichtet, befand er ſich in der ſchrecklichſten Unruhe, und wußte er alle Hinderniſſe, die ſich in dieſer Hinſicht ihm in den Weg ſtellten, ſchlau zu überwinden. Eines Abends trat er in die von Menſchen ganz gefüllte Stube. Die lieben anweſenden Chriſten hatten ſich verabredet, den Juden nicht zum Fenſter zu laſſen. Vergebens ſuchte ſich Levy dahin durchzuzwängen, alle Zugänge waren beſetzt. — In ſeiner Herzensangſt, ſo geldliebend er auch war, wußte er kein anderes Mittel, als ſeinen gefüllten Geldbeutel in der Taſche zu öffnen, herauszuziehen und umzuſtülpen. Die kullernden Geldſtücke wirkten auf die Menſchen, wie jene Nüſſe auf die tanzenden Affen. Wäh-

rend die Leute in guter und böser Absicht den liegelassenen »Moses und die Propheten« auffingen, tippte Levy nach alter Weise mit dem Finger an's Fenster und küßte denselben darauf. Hierauf fing er eilig an sein Geld mit aufzusammeln.

Solch einen Aberglauben habe ich sonst in Israel nicht gefunden. Wenn die Rothschilds doch einmal diese Liebhaberei bekämen, dann würden die Frankfurter Gesellschaften gewiß noch 'mal so interessant. Indessen, wer weiß, ob die Rothschilds nicht zuweilen ihre Börsen umstülpen, um hier oder dorthin tippen zu können.

Th. v. Kobbe.

Literatur.

Albrecht von Beyling und seine Zeitgenossen. Original: Historisch-romantische Schilderung aus dem Kriege der Hoeken und Kabliauen von H. Dresselhuis. Aus dem Holländischen von J. D. v. Belaz. Lemgo und Detmold. Meyersche Hofbuchhandlung. 1842.

Vor uns liegen die beiden ersten Theile, denen noch ein dritter nachfolgen wird, bis wohin wir uns ein ausführlicheres Urtheil vorbehalten. Die Lecture der beiden ersten fesselt den Leser, und verspricht uns einen historischen Roman der bessern Sorte.

L.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 12. Donnerstag, 23. März. 1843.

Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrersohns.

Von Dr. Adolf Stahr.

IV.

Die Uckermärker sind ein großer, derber, starkknochiger Menschenschlag. Zäh und schwer, wie der Boden, durch den er den Pflug treibt, poesielos kalt und verständig, wie das Land, das er seit einem Jahrtausend bewohnt, ist der uckermärkische Bauer der direkte Gegensatz jener idyllischen Landleute, wie sie die Schäferpoesie der Geßner oder die Muse der Romanschreiber und Dramatiker eines gewissen Schlags als Zerrbilder mit den sanften Pastellfarben in die deutsche Litteratur hineingepinselt hat, ehe Immermann mit seinem unsterblichen Hofschulzen dies Gesindel von der Tenne fegte. Ein großer Theil der Züge, mit denen in jener ureignen poetischen Schöpfung das Bild des westphälischen Bauern gezeichnet ist, lassen sich zur Charakteristik meiner Uckermärker vor dreißig Jahren verwenden. Derselbe Kastengeist und Kastenstolz in den streng festgehaltenen Standes-Unterschieden, von dem Tagearbeiter oder sogenannten Einlieger hinauf, durch den Stand der Büdner und Köter, der

Zeitpächter und erblichen Colonen bis zum Vollbauern, im erblichen Majoratshofe. Dieselbe Zähigkeit im Festhalten des Alten in Sitte, Brauch und Gewohnheit, die hartnäckige Absperrung gegen alles Neue, Ungewohnte, Nichtüberlieferte in Betreibung ihres Tage- und Lebenswerks, wie in der Erziehung ihrer Kinder; dieselbe widerborstige Schwerfälligkeit, dasselbe Mißtrauen gegen Regierung und Staat, die freilich nur in Gestalt von Gensd'armen, Steuer- und Aushebungserlassen, oder in den Personen des Amtmanns und des Herrn »Justiz« an sie herankamen. Dabei ein gleicher Mangel an Sinn für allen Schmuck des Lebens, für Gartenbau, Obst- und Blumenzucht, ein gleicher, nur auf das Nutzbare für Speisen und Vorrathskammer gerichteter Sinn, und aus dem Allen hervorgehend vollendeter Egoismus, unbedingtes Mißtrauen gegen Höhere, langsamstes Bedenken in Erweisung eines Dienstes, einer Gefälligkeit ohne die bestimmteste Aussicht auf Vergeltung und Gegendienst, Schlauigkeit bei anscheinender höchster Ehrlichkeit und Einfalt, und unbedingter Respect nur vor den beiden Zwingherrn, Justiz und Soldateska, kurz vor der materiellen Gewalt, ohne allen und jeden Versuch des Trotzes im Gefühl eigner Kraft, wenn ihm dieselbe nicht von außen her zum Bewußtsein gebracht ward. So steht mir noch immer der Großknecht auf dem Amtshofe vor Augen, welcher in der Franzosenzeit, Anno zwölf, einmal heulend und greinend in die Stube stürzte, wo wir um den gastlichen Sonntagstisch des Oberamtmanns saßen. Ein kleiner französischer Chasseur, die Ordonnanz eines einquartierten Offiziers, hatte ihn, als er bei den Gourmachereien, womit der Franzose sein Mädchen verfolgte, einige brummende Eifersucht verlautbarte, mit Schlägen arg gemißhandelt. »Christian«, erwiederte ihm sein Herr ruhig, und unangefochten durch die Gegenwart des fremden Offiziers, »Christian, kann de Franzose di denn över?« *)

*) Kann er dir über, d. h. ist er stärker als du?

Dieſe Worte zündeten ein plötzliches Licht in der Dunkelheit des uckermärkiſchen Bewußtſeins. Der Kerl hörte auf zu greinen, ging ganz bedächtig in den Stall, nahm einen doppelt gedrehten Strang, ergriff den ſchmächtigen Franzoſen mit ſeiner Hünenfauſt, legte ihn leicht wie ein Kind über einen gefüllten Häckſelſack, und droſch ſchweigend den Erſtaunten und Schreienden windelweich, der beiläufig ſich bei dem Offizier, der ſtreng auf Mannszucht hielt, nicht zu beklagen wagte.

Man kann ein guter Patriot ſein, und doch eingeſtehen, daß in der Handlungsweiſe des guten Uckermärkers viel, ſehr viel Deutſches liegt. Ob das ſeitdem anders geworden iſt, ob wir noch erſt uns das Fell bis dicht an die Ohren ziehen laſſen, und dann doch noch von anderen uns auf unſere Kraft aufmerkſam machen laſſen müſſen, ehe wir ſie gegen unſere Dränger kehren, das — muß und wird die nächſte Zeit lehren.

Doch ich kehre von dieſer Abſchweifung zurück. Denn Herr Becken iſt ebenfalls von ſeinem Sonntagsgange heimgekehrt, und wendet ſeine Schritte langſam und gedankenvoll dem Schulzenhofe zu, wo ſich bereits einige Bauern, der Aufforderung des herumgeſchickten »Knüppels« gehorchend, zur Verſammlung eingefunden haben. Daß ich ſelbſt aber Herrn Becken in den Wallmowſchen Senat begleiten durfte, hatte ſeinen Grund in folgendem Umſtande. Wer nämlich nur einigermaßen mit der Sprache der Behörden in ihren Erlaſſen bekannt iſt, weiß, daß in denſelben, und handelte es ſich auch nur, wie in dem vorliegenden Falle, um die Ankettung der Hofhunde des Dorfes, auch heute noch, nie die gehörige Zahl jener Fremdwörter fehlt, die der officiellen Sprache daſſelbe ſind, was der rothe Kragen an der Amtsuniform. Beide nämlich verleihen erſt vollſtändig die gehörige Würde und das nöthige Anſehn. Für ſolche Fälle nun bedurfte ſelbſt Herr Becken eines Dragomans, und einen ſolchen konnte der Pfarrersſohn bei ſeinen Kenntniſſen in der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache — vom Griechiſchen gar nicht zu reden — um ſo beſſer abgeben, als er

in zweifelhaften Fällen, da eine Kritik nicht zu befragen fand, sich aller Kühnheit der Interpretation und Divination überlassen durfte.

2.

Die Hochzeit.

Keine Haupt- und Staatsaktion in der Welt kann für die dabei Betheiligten mit mehr Umständen und Verwicklungen, Verhandlungen, Formalitäten und Ceremonien begleitet sein, als die Verheirathung des Erben oder der Erbin eines Bauerhofes in einem uckermärkischen Dorfe. Die armen und geringen Leute heirathen freilich auch; aber sie sind hier — was sie anderwärts eben auch sind, Glieder einer Gesellschaft, die ihren Blick und ihr Interesse nur den Angesehenen und Reichen zuwendet.

Lange schon, ehe der Bräutigam sich zu dem verhängnißvollen und entscheidenden Gange in die Pfarrei anschickte, um dem Prediger die Meldung zu thun, daß er »sich zu verändern« gesonnen sei, wie der technische Ausdruck lautete, war die Mähr des bevorstehenden dorfhistorischen Ereignisses dorthin gedrungen. Schon die Existenz eines mannbaren Erbsohnes oder auch eines besitzenden Wittwers in rüstigen Jahren — denn nie verharrte ein solcher im ehelosen Zustande länger als die durch die Sitte festgesetzte Zeit von 1½ bis zu 2 Jahren, — gab in den Zusammenkünften der Frau Konterin mit den befreundeten Bauerfrauen Stoff zu zahlreichen Kombinationen und Vermuthungen. Die Fama des Dorfs, repräsentirt durch ein paar alte, als Hebamm[illegible] und Kochfrauen überall wohlbetraute Weiber, ermittelte gar bald das Resultat der von den Eltern des fraglichen Paars gepflogenen Präliminarien und Verhandlungen, die sich neben der Mitgift an Geld und beweglichem Gute auch auf die »Einrichtung« des jungen Paars bezogen, für welches entweder eine eigne Hofstelle neu angekauft oder eine alte, im Besitz der Eltern befindliche, gegen Altentheil und Verpflichtung des »Leib-

ſögens (todtfüttern, d. i. bis an's Lebensende verpflegen) der letzteren abgetreten werden mußte. Denn nie, oder nur in höchſt ſeltenen, ſtets als ein Unglück und eine Mesalliance betrachteten Fällen, heirathete der Sohn oder die Tochter eines Hofbeſitzers und Vollbauern anders, als wieder in einen »Hof« hinein.

So ſaßen wir denn eines ſchönen Septembermorgens gerade um den nußbraunen Studientiſch bei dem Leben des Weltfeindes Hannibal, welches wir unter manchen Aengſten aus dem ſchweinsledernen Cornet im Schweiße unſeres Angeſichts exponirten, als ein mehrmaliges Klopfen an der Thüre uns zu gelegener Zeit aus den Angſten einer Frage nach Auflöſung einer höchſt ſchwierigen Partizipial-Conſtruction befreite. Das ſtrenge, halb unwillige Herein! des Vaters war kaum verklungen, als der Anblick des Eintretenden ſein Geſicht plötzlich in freundlichere Falten legte. Es war aber Niemand anders, als Friedrich Stoltmann, der einzige Sohn und Erbe des alten Schulzen, des Matadors der Dorfprimaten, deſſen Eintritt dieſes Wunder bewirkte. Ein Blick des Vaters auf uns der keine Mißdeutung verſtattete, verwieß uns als ſtörende Zeugen der kommenden Verhandlungen aus dem Zimmer in die angränzende Stube, wo uns indeſſen Schlüſſelloch und Thürſpalte zum Hören und Sehen hinreichende Gelegenheit boten. Um was es ſich handeln würde, war uns längſt kein Geheimniß mehr, und zudem benahm uns das äußere Erſcheinen des Genannten jeden Zweifel über die frohe Ausſicht auf ein nahes, großes Hochzeitfeſt, mit allen ſeinen dampfenden Freuden. Ein neues, dunkelblaues »Futterhemd« (Oberrock) mit rothem Fries gefüttert, umſchloß die herkuliſchen Glieder des ſtattlichen 22jährigen Burſchen, und ließ nur eben das violettmanchesterne »Beſtbook« *) mit den ſilbernen Knöpfen, und die prall an den Schenkeln liegenden, kurzen, dunkelgelben Lederhoſen vorſchimmern, deren lange zierlich in Schleifen gebundene

*) Provinzl. Name der langen, bis auf die Hüften reichenden Weſte.

Kniebänder zu beiden Seiten auf die mit fuchsrothen Stulpen verſehenen Stiefeln fielen. Denn Stiefeln, ſtatt der täglichen gewichtigen Holzſchuhe, umſchloſſen heute ſeine Füße. In der Hand drehte er die blauſammtne, oben mit ſilbernen Troddel verſehene, und an den Seiten mit Otterfell verbrämte Mütze. Das einzige Alltägliche an ſeiner Bekleidung, welche ſo die Mitte zwiſchen dem vollen Feſtſchmuck und der Alltagskleidung hielt, war die kurze blaue Schürze mit rothen Zwickeln und Schnüren ausgenäht, welche aber nicht, wie bei den ledigen Burſchen, halb herabhängend und keck nach einer Seite hin, ſondern ordentlich und ſittſam in der Mitte des Leibes unter der Weſte feſtgeſchlungen war. Die auf den Ueberfall derſelben mit rothem Zwirn genäheten Anfangsbuchſtaben mit zwei brennenden Herzen verkündeten deutlich, aus welchen Händen er dies Geſchenk erhalten habe.

Jetzt folgte nach mannigfaltigen Einleitungsfragen, nach dem eignen und der Eltern Befinden, dem Stande und Gange der Wirthſchaft, den Kornpreiſen auf dem letzten Stadtmarkte u. ſ. w., welche alle die Courtoiſie dem Pfarrherrn vorſchrieb, endlich nach vielem Räuſpern und Drehen der Mütze in den Händen des Beſuchers, der Eingang auf die Sache von Seiten des Letzteren dadurch, daß er ſich, ſcheinbar zum Weggange anſchickend, von dem ihm gebotenen Stuhle erhob.

Immer noch ernſthaft, und ſcheinbar nichts bemerkend, fragte jetzt der Vater: ob ſonſt denn noch »Alles beim Alten« ſei.

Mit dieſem Stichwort brach das Eis.

»Dat juſt nicht, Harr Pred'ger. Ick wull Er doch berichten, dat ick mi mit Gott's Hülp in dree Wochen verännern wull.« *)

---

*) Das juſt nicht, Herr Prediger, ich wollte Ihnen doch berichten, daß ich mich mit Gottes Hülfe in drei Wochen zu verändern (verheirathen) gedenke.

Als Friedrich Stoltmann dieſen Theil ſeines Bekenntniſſes vom Herzen hatte, verfehlte mein Vater nicht, die höchſte Ueberraſchung und die freudigſte Theilnahme an dieſem, ihm »ganz neuen und unerwarteten Ereigniſſe« an den Tag zu legen, und nachdem Vor- und Zuname, Alter und Stand, Einwilligung der Eltern der Auserwählten und was ſonſt zum Aufgebot nöthig, abgefragt und notirt worden war, wurden auch wir, nebſt der Mutter herbeigerufen, um die neue Mähr zu vernehmen, und die Glückwünſche und Händeſchüttlungen abzuſtatten. Ein Glas Wein und eine Butterſchnitte wurden dem Schulzenſohn als Ehrenerweis von der Frau Pfarrerin verabreicht, und nachdem von der letzteren das bevorſtehende Ereigniß noch einmal in aller Vollſtändigkeit abgehandelt war, verabſchiedete ſich der glückliche Bräutigam, nachdem er zuvor die Einladung, ihn, wenn auch nur auf eine Stunde, auf ſeinem Hochzeitsfeſte zu beehren, an den Pfarrherrn und die Frau Pfarrerin gebührend angebracht, und namentlich uns darin zu begreifen nicht unterlaſſen hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pariſer Gänſefrage.

Herr Redacteur!

In № 11 der humor. Blätter erzählen Sie, daß in Paris der Gänſebraten, der doch in Deutſchland, unſerm lieben Vaterlande, eine ſo große Rolle ſpielt, als durchaus tafelunfähig gelte, während dort die Ente in dieſer Beziehung ſehr geachtet ſei. — Sie halten es deshalb für eine ſehr zeit- und zweckmäßige und namentlich auch in unſeren preßhaften Preßzeiten, ſich durch ihren unpolitiſchen Inhalt empfehlenden Preisfrage, wenn eine deutſche Univerſität ihrer ſtudirenden Jugend die Beantwortung der Aufgabe ſtellte: welche Urſachen dahin gewirkt hätten, den Gänſen dieſe Schmach der Excluſion bei der gaſtronomiſchen Nation par excellence zu bereiten.

Laſſen Sie mich einſtweilen in Ihrem Blatte eine hiſtoriſch-antiquariſche Vermuthung ausſprechen, welche jedenfalls den Vorzug haben wird, die erſte von den zahlreichen Erläuterungen zu ſein, welche unſere jetzt mehr und mehr in das alte Bett der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit zurück-

gedämmte Presse und Literatur ohne Zweifel über diesen hochwichtigen Gegenstand bald zu Tage fördern dürfte. Ich sage »dürfte«; aber man nehme dies »dürfte« nicht für den bekannten Conjunctiv des bescheidenen Urtheils, der uns Deutschen zur zweiten Natur geworden zu sein scheint, weil bei uns das »dürfen« bei allem Aussprechen das erste und letzte Kriterium ist, — sondern man nehme es au pied de la lettre.

Also um auf die Gänse und die Antipathie der Franzosen gegen dieselben, zurückzukommen, diese Antipathie hat einen sehr triftigen historischen und politischen Grund. Aus Ihren Schuljahren wird Ihnen bekannt sein, welche große, tragische Bedeutung in der französischen Geschichte sich an die Gänse knüpft. Oder waren es nicht die Gänse, die das Kapitol vor den Galliern und ihren Bonaparte-Brennus retteten, und so vielen braven Galliern zu einem unfreiwilligen Sprunge vom kapitolinischen Felsen verhalfen? Denken Sie doch: Roms Heer geschlagen, das Land erobert, die Stadt zerstört, das Kapitol schon erstiegen, die ganze römische Geschichte und Weltmacht im Embryo erstickt — und dies Alles verloren durch ein paar schnatternde Gänse!! Grund genug, dünkt mich, für die Urenkel, diese Bestien zu hassen, und von allen Ehren französischer Gastronomie auf ewig auszuschließen.

Ich könnte noch weiter gehen, könnte die deutsche Vorliebe für die Gänse an den deutschen Franzosenhaß anknüpfen und allerhand politische historische Folgerungen daraus ziehen. Aber — meine Feder mahnt mich noch zu rechter Zeit daran, daß auch sie eine deutsche Gänsefeder ist, die nur in solchen Lagen frei schreiben darf, in welchen die kapitolinischen Gänse schnatterten, — nämlich wenn das Kapitol bedroht ist. *)

Genehmigen Sie ꝛc.

†*†.

*) Wir freuen uns, unsere projektirte Preisfrage zur Hälfte so vortrefflich gelöst zu sehen. Es fehlt nur noch die Angabe des Grundes, warum die Enten in Paris so geachtet sind. — Früher war dies auch anders. Rief Voltaire doch aus, als er das holländische Gebiet, wo die Ente sehr geliebt wird, verließ: „Adieu canards, canaux, canaille!“

D. R.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 13. Donnerstag, 30. März. 1843.

Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrersohns.

Von Dr. Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Ach, nur einen Blick in die Seeligkeit dieser Tage voll Erwartungsfreude und Vorgenuß aller Herrlichkeiten einer heimathlichen Dorfhochzeit, verleihe mir holde Erinnerung! Mit welcher Andacht lauschten wir am nächsten Sonntage dem ersten Aufgebote, und dem zweiten und dritten, die das ersehnte Ereigniß mit allen seinen Genüssen, welche es für uns mit sich brachte, immer näher führten! Mit welcher Lust sahen wir an den Sonntagnachmittagen Herrn Becken das bunte, großblumige Brauttuch, den starkduftenden Rosmarinstrauß in der Hand, den spanischen Rohrstock mit dem vergoldeten Knopfe in der andern, von Haus zu Haus wandern, um die Einladungen zur Hochzeit in wohlgesetzten Reimen, die ich leider nicht mehr weiß, überall anzubringen. Die Einladungen nach fremden Dörfern geschahen schriftlich durch Hochzeitbriefe, die zu den Accidenzien des Küsters gehörten, und bei deren Abfassung wir ihm an den Sonntagnachmittagen getreulich halfen. Endlich erschien der

erſehnte Donnerſtag nach dem dritten Aufgebotsſonntage; denn dieſen Tag beſtimmte uralter Brauch für alle Vollbauern als Hochzeitstag und erſten Tag des Feſtes, welches ſich von da an bis zum Sonnabend oder bis zum Sonntag Morgen in aller Fülle und Pracht hinzog. Dreimal läuteten am Morgen die Glocken von einer halben Stunde zur andern. Beim erſten Geläute erſchienen Braut und Bräutigam im vollen Feſtſchmuck, um die »Gift und Gaben« in der Pfarrei zu überbringen. Der Bräutigam, das blanke zinnerne Kroos (Deckelkrug) mit braunem Bier gefüllt, den Brauttrunk, und einen großen Rosmarinſtrauß in der Hand, darüber gedeckt das bunte baumwollene, auch wohl ſeidene Tuch mit hellen ſchreienden Farben und breiten Blumen, für die Frau Pfarrerin. Die Braut, in irdener Schüſſel ein Gericht Fiſche, lebendiger, verſteht ſich, eine Magd beiden folgend, mit dem Hochzeitbraten, der Brautgans, und dem mächtigen Weizenſtollen. So luden ſie auf's neue die Pfarrersfamilie zum Hochzeitſchmauſe ein. Mit freundlichen Dankesworten und herkömmlichem Preiſe empfing die Pfarrerin die Gaben, mit Würde und Salbung der Pfarrer im Ornate das Paar. Beide hatte er bei ſeinem Amtsantritte getauft, beide dann ſpäter konfirmirt, die er nun jetzt für das Leben vereinen ſollte. Eine unbewußte Rührung durchzog ſelbſt unſere Kinderherzen bei den freundlich ernſten Worten, mit denen der Vater dieſe Erinnerungen in ſeine Anſprache verwebte. Es weinte die Braut, die hübſche Eliſabeth, es weinte die Pfarrerin und wir weinten mit zur Geſellſchaft, ohne daß darum unſere Blicke weniger erfreut die Pracht des Brautſchmuckes muſterten, oder zu der Perſpective auf die dampfenden, rothbezuckerten Hochzeitsſchüſſeln hinübergleiteten. Nur der Pfarrherr behauptete ſeine Würde, und das Phlegma des Bräutigams ſeine Ruhe.

Beim dritten Läuten begann der Hochzeitszug. Voran die Braut, von zwei »Brautdienern« geleitet, zwei jungen unverheiratheten Burſchen, von deren rothſeidenen Bandelieren eine Unzahl rother und blauer Bänder über Schultern und Rücken hingen. Die Braut ſelbſt ſtrahlte im

vollen Glanze dörflichen Schmuckes. Vor allen war ihr Haupt das Staunen und die Bewunderung, mitunter auch wohl der Neid, ihrer Genoſſinnen. Eine Künſtlerin, welche aus dem nahen Städtchen irgends zu dieſem Geſchäfte des »Aufputzens« beſtellt war, hatte das Wunder vollbracht. Mit Hülfe des Kleiſters und ſonſtiger Ingredienzien war der Umfang des bräutlichen Hauptes um das Doppelte vermehrt, und das gepuderte und gekräuſelte Haar mit einer Fülle von gemachten Blumen, Flittern, Zitternadeln, Zindel, Glasperlen und ſonſtigem Glitzernden und Gleißenden ausſtaffirt, auf deſſen höchſter Spitze die Brautkrone mit Myrthen durchflochten, prangte. Vom Haupte herab über die Schultern flatterten und wallten breite dunkelrothe und blaue ſeidene Bänder; das ſchwarzblaue Mieder, über welches ſich ein blendend weißes Spitzentuch emporhob, umſchloß die kernige, friſche Geſtalt, über den Hüften erhob ſich bei jedem Schritte wallend und wiegend eine Unzahl von frießenen, wollenen, baumwollenen, tuchenen und halbtuchenen Röcken, kaum anderthalb Händebreit über das Knie herabfallend zu den hellblauen Strümpfen mit den bis zur Wade hinaufreichenden rothen, kunſtvollen Zwickeln. Dieſe Fülle der Röcke, die den Umfang, aber nicht die Steifheit der Reifrockstracht zeigten, bezeichnete nämlich den Rang und Reichthum der Bauerntochter, wie die neun Jacken die Fülle und das Anſehn des weſtphäliſchen Hofſchulzen. Sitte und Herkommen ſchrieben dieſe etwas ungethümliche, an die bauſchenden Wülſte der heutigen modernſten Damenkleidung erinnernde Tracht vor, und ſelbſt in Zahl und Stoff, in Farbe und Bandbeſatz, walteten Regel und Vorſchrift für Höhere und Niedere, Reiche und Arme in unangetaſteter Strenge und feſten Unterſchieden.

Auf die Braut mit ihren Führern folgte, von den nächſten Verwandten umgeben, der Bräutigam, im blauen, dunkelroth gefutterten Gottestiſchrock, übrigens in dem vorbeſchriebenen Anzuge, nur ohne Schürze, und den Hut ſtatt der Ottermütze auf dem Haupte, dann der lange Zug der Verwandten und Sippen, die Männer voran, die Frauen

zuletzt, alles Paarweise; und hintennach drängt sich was Beine hat an alten und jungen Weibern im Dorfe aus den niedern Klassen der Tagelöhner und Einlieger, Knechte und Mägde, und die gesammte Kinderschaar, die heute vor der Zeit aus Herrn Beckens Schulstube entlassen ist, gaffend und staunend, die hintern Kirchstühle und das Chor füllend und andächtig einstimmend in das:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen ꝛc.

welch[illegible] Hr. Becken mit einem, nur seiner Kehle in dieser Meisterschaft eignen Tremulando intonirt, und am Ende jeder Verszeile noch hinter der Gemeinde mit einer kunstvollen Fermate auszuhalten weiß, die sich dann eben so geschickt zum Anfang der nächsten Zeile hinüberschwingt. Der Sonnenschein zittert durch die grün und roth verglasten Kirchenfenster und spielt auf den stillen Todtenkronen, die zahlreich am Altare buntbebändert hängen. Ein Vogel, den Küsters Ludwig vor dem Anfang der Feierlichkeit vergeblich aus der Kirche zu scheuchen versucht hat, fliegt ein paar Mal hin und wieder durch die Räume, und läßt sein Zwitschern in den Pausen des Gesanges vernehmen.

Lassen wir jetzt den ehrwürdigen Pfarrherrn seine Traurede beginnen, und schleichen uns inzwischen sachte nach dem Hause der Hochzeit, welche regelmäßig bei den Eltern der Braut gefeiert wird. Am Hofthore auf sandbestreutem Platze ist die Musikbande von 4—5 aus der Stadt bestellten Pfeifern postirt, welche die durstigen Kehlen zur Vorbereitung auf die ihrer wartende Arbeit, mit dem unzweideutigen Inhalte von großen, auf ihrem Tische befindlichen Flaschen und Gläsern zu stärken eifrig beflissen ist. Auf dem gepflasterten, sandbestreuten Hauspfade innerhalb des Hofes treten wir ein in den Flur des Hauses, der mit Buchsbaum und Tannenzweigen verziert, mit den einladensten Düften uns begrüßt. Denn in dem Raume der anstoßenden, weit geöffneten Küche siedet und brodelt und dampft aus gewaltigen Kesseln, Grapen, Pfannen und Töpfen der Vorschmack naher Gaumenfreuden in reichster Fülle empor

Denn gewaltig sind die Anstalten, welche Vater Wendt, der reichste Bauer, und als erster Kirchenvorsteher im Range unmittelbar dem Schulzen, seinem Schwager folgend, zur Verherrlichung der Hochzeit seiner Elisabeth mit dem Schulzensohne und zur festlichen Verköstigung seiner zahlreichen Gäste während dreier vollen Tage, schon seit mehreren Wochen getroffen hat. Die Fülle der Spezereien und Gewürze, (die gewaltigen Reis- und Rosinensäcke nicht zu vergessen, welche aus der Stadt beschafft sind), steht im Verhältniß zu den sonstigen Zurüstungen, zu denen Haus, Hof und Speicher das Material geliefert. Nicht weniger als ein ganzer gemästeter Ochse, vier bis fünf feiste Hammel, mehrere Kälber, zwanzig bis dreißig fette Gänse und eine Unzahl Hühner, sind als die Opfer einer Munifizenz gefallen, die in dem gesegneten Appetite und dem wahrhaft kolossalen Fassungsvermögen der Gäste ebensowohl, als in der Liberalität, mit welcher an solchen Tagen der Armen des Dorfes gedacht wird, ihr entsprechendes Motiv findet. Denn es ist ein schöner Zug der dortigen Sitte, daß an solchen Fest- und Ehrentagen kein Haus des Dorfes leer ausgehen darf. Die Kinder der Aermeren, die Altersschwachen, Greise und alte Mütterchen, alles kommt und erhält an Brod und Reis nicht von den Abgängen, sondern vor der beginnenden Festmahlzeit sein Theil auf Tellern und Näpfen, gehöhlten Brodstücken ꝛc. Auch die Kranken und die Daheimgebliebenen unter den Befreundeten werden nicht vergessen, sondern mit reichlichen Gaben bedacht.

Doch sehen wir uns weiter um. Nicht von dem nur zwei Meilen entfernten Uckersee, sondern vom frischen Haff, in dessen Busen die Oder mündet, hat diesmal der Brautvater die Fische, einen Hauptbestandtheil solcher Festschmäuse, mit einem eigenen Wagen herbeigeholt, und die gewaltigen Welse, Hechte und Störe, die breiten Karauschen, Bleie und was sonst die Wasserwelt jener Gegenden an Bewohnern ersten Ranges birgt, sind schon Tags zuvor in Zubern und Fässern ein Gegenstand der Bewunderung der Dorfschaft gewesen

Aber es wird Zeit, daß wir uns in den eigentlichen Festräumen umsehen, ehe die Traurede zu Ende geht. Links vom Hausflur treten wir in die geräumige große Hauptwohnstube des Hauses. Alles was an Kisten und Laden, Spinden und Schränken und sonstigem Geräth dieselbe füllte, hat auf den Boden entweichen müssen. Nur die lange, dunkle Gestalt der Wanduhr, deren feierlicher Pendelschlag die festliche ahnungsvolle Stille belebt, und der kleine, erhöht hängende nußbraune Eckschrank, das Allerheiligste des Hausherrn, das Bibel und Gesangbuch, Kalender und sonstige Schriften, auch wohl den baaren Silberschatz in seiner geheimnißvollen Tiefe birgt, genossen das Vorrecht, in unwandelbarer Stabilität verharren zu dürfen, und schauen verwundert auf die fremde Umgebung. Feierlich knistert der Sand und raschelt der Buchsbaum unter unsern Tritten. Die Wände sind von Fußboden bis zur Decke mit schneeweißen Saatlaken bedeckt, an denen neben einer Fülle von Zinbeln und »Knistergold« und allerlei buntem und Rascheinden, auf langen Schnüren der ganze Vorrath eines Pfennigbilderladens verfestigt und genestelt ist. Alle Potentaten, vom türkischen Sultan bis zu Friedrich Wilhelm III., alle Feldherrn und Krieger findet man hier versammelt. Nur Napoleon fehlte, oder erschien höchstens als Carikatur, im Tintenfasse sitzend, oder als Schwefelhändler mit den köstlichen Versen:

Bonepart' ist nicht mehr stolz
Handelt mit Schwefelholz!
Kauft Streif' auf, ruft Streif' ab:
Wer kauft mir Schwefel ab! u. s. w.

Aber alle Männer des Volks, Schill und Blücher, Hofer und der Herzog von Braunschweig Oels, letzterer hoch zu Roß, mit der Unterschrift:

»Oel schwimmt boben!« *)

neben ihm seine Reiter mit Todtenkopf und geschwungenem Säbel, dürfen nicht fehlen. Schlachtbilder und Neujahrswünsche hängen friedlich neben einander. Sieger und Besiegte, Feinde und Freunde der Weltgeschichte da draußen,

*) Oel schwimmt oben!

vereinte die traulichſte Nähe; in den zahlreichſten Exemplaren und verſchiedenſten Situationen aber war der alte Fritz, der ächte preuſſiſche Volkskönig zu ſchauen. Unter all' dem Bunten und Blanken prangte aber in ganz beſonderer Herrlichkeit der »Brautwinkel«, die Ecke unter dem kleinen, obenerwähnten Nußbaumſchranke mit dem weißgelben Sterne auf ſeiner Thür, — der für die Braut und ihre Brautdiener beſtimmte Platz. Ein großes Bild mit zwei brennenden Herzen, auf denen zwei zärtliche Tauben, mit der Inſchrift:

Schnäbelt Euch ihr Täubchen,
Bald wirſt Du mein Weibchen.

umkränzt mit Blumen, Taxus, Buchsbaum, Rosmarin und allerlei Grünem und Duftendem bezeichnet dieſen Ehrenplatz der Königin des Feſtes, die in dieſem Augenblicke das verhängnißvolle Ja! am Altar des Herrn ausſpricht.

Und nun noch geſchwind einen Blick auf die langen weißgedeckten Tafeln, die ſich in allerlei Krümmen und Windungen rings an den Wänden ziehen und in die geöffneten oder erweiterten, ebenfalls feſtlich aufgeſchmückten Nebenzimmer und Kammern fortſetzen. Buntgemalte irdene, oder blanke zinnerne, nach den eingravirten Jahreszahlen oft ein Jahrhundert alte Teller, vor jedem ein gleichfalls buntgemaltes Trinkglas für die rothen, gelben, grünen, in mächtigen bauchigen Flaſchen blinkenden Spirituoſen, und große zinnerne Krüge, mit Gravirungen aus der bibliſchen Geſchichte, gefüllt mit braunem Bier, bezeichnen die Plätze der Gäſte. Meſſer und Gabeln fehlen. Denn die letzteren kennt man nicht, und für die erſteren bringen die Gäſte ihre Einſchlagtaſchenmeſſer mit. Nur für den Herren Prediger und ſeine »Frau Liebſte« ſind Meſſer und Gabeln und ſilberne Löffel, ſtatt der glänzend neuen blechernen, bereit, ſowie eine Flaſche Wein und Weingläſer die Stelle ihrer geringern Collegen vertreten. Für je vier Perſonen ſtreckt ſich über die volle Breite des Tiſches reichend, der koloſſale Leib eines friſchen Weizenſtutens (Stollens) einladend aus.

Aber horch, der Schlußgeſang von der nahen Kirche ſchallt herüber, das Geläute ertönt, die Dorfjugend ſchreit

und juchheit, und die Trompeten, Pfeifen und Klarinetten laſſen einen Jubelmarſch darein ſchallen. Die Trauung iſt zu Ende; der Zug geleitet das Paar in gleicher Ordnung aus der Kirche nach Hauſe, und zerſtreut ſich dann, ſoweit er aus Dorfbewohnern beſteht, um einige Beſtandtheile des Feſtſtaates, die Männer die Hüte, die Frauen die großen Kirchgangshauben mit den damenhutartig vorſtehenden geſteiften Spitzen abzulegen und mit entſprechender Tiſchtracht zu vertauſchen. Dies währt ungefähr eine halbe Stunde, nach deren Verlauf allmälig die Gäſte ſich im Hochzeitshauſe einſtellen, jeder Ankömmling von den Pfeifern mit Tuſch und einem »Stückſchen« (Stücklein) begrüßt, deſſen Klänge die Herzen der Knaben in der Pfarrei höher ſchlagen laſſen.

Die Braut hat diesmal doppelte Anſprüche auf die Verherrlichung ihrer Hochzeit durch die Gegenwart der Predigersfamilie am erſten Hochzeitstage. Die Frau Paſtorin iſt ihre Taufpathe, und ihr Vater einer der drei Kirchenvorſteher, auf die nebſt dem Schulzen, die Etikette die Anweſenheit des Pfarrherrn an ſolchen »Gaſtgeboten« ausdehnte. So kurz dieſelbe aber auch währte, ſo war doch die höchſte Sorgfalt von Nöthen, daß nicht eine Viertelſtunde an der hörkömmlichen Dauer derſelben abgekürzt oder zugeſetzt werde. Und ich erinnere mich nicht, daß in den ſeltenen Fällen, in welchen mein, von ſeiner Gemeinde wahrhaft verehrter Vater uns in ein Hochzeitshaus geleitete, ſein Verweilen die Dauer einer gemeſſenen Stunde überſchritten hätte, nach deren Ablauf er ſich unfehlbar zurückzog. Es geſchah dies nicht aus Beſorgniß, irgend den Leuten in ihrer Freude Zwang anzuthun — denn hier ging Alles ſeinen ruhigen und gewiſſen Gang, noch weniger aus Furcht etwaigen Ausbrüchen ſpirituelle Begeiſterung beiwohnen zu müſſen, denn nie war ein Vorkommniß von Trunkenheit und ſonſtiger Roheit an ſolchen Tagen erhört, ſondern aus feſten Grundſätzen ſeines Verkehrs mit den Leuten, von denen er nie auch nur ein Haarbreit abwich und als deren Reſultat ſich zwar keine geſellige Vertraulichkeit, wohl aber ein Verhältniß achtungsvoller Ehrerbietung während ſeines langen Wirkens herausſtellte und dauernd erhielt.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 14. Donnerstag, 6. April. 1843.

Kleine Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpfarrersohns.

Von Dr. Adolf Stahr.

(Schluß.)

Doch zurück zur Hochzeit. Alle Gäste haben bereits Platz genommen, die mit »rothem Zucker« fingerdick überstreuten Reisschüsseln, welche nebst den halbkalten in Bier gekochten Fischen den ersten Gang bei allen »Gastgeboten« (Hochzeiten, Kindelbieren und Begräbnissen) bilden, dampfen vor uns. Da unterbricht plötzlich Herr Becken die erwartungsvolle, etwas peinliche Stille auf einen Wink des Brautvaters neben ihm, indem er mit mächtiger Stimme das Kirchenlied:

Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut,
Dem Geber aller Gaben,
Dem Gott, der große Wunder thut,
Von dem wir Alles haben ꝛc.

intonirt. Kaum sind die letzten Töne der vorschriftsmäßigen zwei Verse verklungen, so erhebt er sich, im Vollgefühl seiner küsterlichen Machtvollkommenheit, die ihn hier allein

im Beiſein ſeines Herrn Predigers das Wort verleiht, und ſpricht mit ſalbungs- und ſchwungvollem Tone das Tiſchgebet, von dem ich leider nur den Anfang der Schlußcadenz:

Komm' Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt,
Geſegne uns Alles was du uns beſcheeret haſt ꝛc.

im treuen Gedächtniß habe, weil gerade mit dieſen Worten die letzten Schranken fielen, welche unſere Knabenſehnſucht von den rothen Reisſchüſſeln trennte.

Die Mittagstafel begann gegen 1 Uhr und dauerte bis gegen 4 Uhr. Die Gerichte waren ſowohl in Anzahl und Auswahl, als auch in ihrer Folge, durch ſtrenge Regel beſtimmt, und eigentlich für alle Stände dieſelben. Nur Qualität, Fülle und Zubereitung machten einen Unterſchied zwiſchen Arm und Reich, ſo wie auch, daß bei den erſteren ſtatt des ausländiſchen Reißes der vaterländiſche Hirſebrei eintrat, und der letzte Gang, von dem bald zu reden ſein wird, wegblieb. Immer für je zwei gegenüberſitzende Perſonen war eine Schüſſel mit Reis, eine dergleichen mit Fiſchen, und ein Napf mit Salat beſtimmt, welcher Tags zuvor bereitet und von ſtahlbläulicher Färbung in einer mit Syrup und Zucker ſtark verſüßten Eſſigbrühe ſchwamm.

Langſam aber ſicher ging das Werk der Vertilgung ſo koloſſaler Vorräthe vor ſich.

Man erzählt, daß Ludwig Devrient in einem Berliner Weinhauſe einſt die Wette einging, daß er, ehe einer der am neuen Schauſpielhauſe arbeitenden Maurer eine Kelle voll Kalk aus ſeinem Eimer auf das Mauerwerk befördert und verſtrichen haben werde, eine Flaſche Wein leeren wolle. Eine ähnliche Wette hätte der wackere Zecher auf einer uckermärkiſchen Bauernhochzeit gewinnen können, wo zwiſchen dem Moment, in welcher der Löffel eines Gaſtes ſich in den Schacht der Reisſchüſſel begrub, aus derſelben mit ſeiner Ladung zu Tage fuhr, zum Munde gelangte und weiter befördert wurde, bis zu dem Augenblicke, wo das Werk erneuert ward, gewiß kein geringerer Zeitraum mitten inne lag. Auch war die Ermahnung, mit

welcher ein ſterbender Vater ſeinen Sohn unter andern guten Lehren zuletzt beſchenkte: »Un nu noch Ees, min Söhn: wenn Du up Utrichtungen biſt, ett langſoom; Du löwſt nich, wat' en binnert Halsdook bringen kann« *) es war, ſage ich, dieſe Ermahnung ein ſtehender Witz, welchen einer oder der andere der älteren Gäſte anzubringen nie unterließ, und der ſeine Wirkung nie verfehlte.

Endlich iſt dem erſten Gange ſein Recht geſchehen. Die leeren Schüſſeln verſchwinden unter den Händen der bedienenden Mägde, der Brautmutter und noch einer andern Perſon, von der bald weiter die Rede ſein wird, und es erſcheint der zweite Gang, beſtehend aus gekochtem Rind-, Hammel- und Schweinefleiſch mit Zwiebeln und einer Fülle von Roſinen und Pflaumen, dazu die dampfenden Schüſſeln mit Sauerkraut. Neue Angriffe, neue Siege. So arbeiten ſich die tapfern Kämpfer durch bis zum dritten Gange, der aus Hühnerſuppe mit Reis und den Hühnern in derſelben beſteht. **) Hiermit iſt das Werk einer ächt Homeriſchen Mahlzeit geſchloſſen, und es beginnt der letzte Akt der Mittagsfeſtmahlzeit. Teller mit Salz, Pfeffer und Gewürznelken bedeckt, gehen umher, auf denen die Freigebigkeit der Gäſte eine Geldgabe für die Kochfrauen, und die dienenden Mägde opfert. Nachdem ſie verſchwunden erſcheint, vom Bräutigam getragen, auf koloſſaler zinnerner Schüſſel der Brautapfel, d. i. eine ungeheure mittelſt langer feiner Stecken erbaute, mit Papierfähnchen, Flittergold, Buchsbaum, gelben und rothen Blumen verzierte Apfelpyramide, welche zu gleichem Zwecke für die aufwartenden Mägde und Weiber beſtimmt iſt. Nachdem ſie die Runde gemacht hat, wird ſie des Geldinhaltes entledigt und vor den Platz der Braut geſetzt; und nun ſtürzen die unverheiratheten Burſche und Mädchen, die ſich zu dem Ende

*) Und nun noch Eins, mein Sohn, wenn du auf Antrichtungen (Gaſtgebeten biſt, iß langſam. Du glaubſt nicht, was man hinter das Halstuch bringen kann.

**) Die Sitte, die Suppe zuletzt zu eſſen, iſt im nahen Pommern ſelbſt in dem bürgerlichen Mittelſtande anzutreffen, und ſoll aus Schweden ſtammen. Dies für culinarhiſtoriſche Forſcher.

von ihren Sitzen erhoben haben, von allen Seiten herbei, und zertrümmern, zerbrechen und zerreißen das Kunstwerk, um einen Apfel, eine Fahne, einen Strauß oder gar die oben prangende Krone selbst, als Andenken davon zu tragen, deren Erlangung für eine glückliche Vorbedeutung gilt. Nachdem sich das von dieser Scene unzertrennliche Lärmen und Schreien, Kreischen und Juchheien gelegt und alles wieder seinen Platz genommen hat, erhebt sich endlich Hr. Becken, und stimmt, nachdem er durch mehrmaliges Räuspern seinem Vorhaben die nöthige Stille gewonnen hat, mit dankbar gerührter, von dem genossenen Guten wunderbar gekräftigter Stimme, das Danklied an, an welches sich das Schlußgebet:

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben;
Und bitten unsern lieben Herrn,
Er woll' uns künftig mehr bescheern. —

als letzter Grenzstein schließt. Dabei sei denn auch bemerkt, daß auch im übrigen Leben in keinem Hause und keiner Familie meiner dörflichen Heimath irgend eine Mahlzeit, sei es Morgens, Mittags oder Abends, ohne Anfangs- und Schlußgebet gehalten wurde.

Benutzen wir indessen die kurze Zeit, während welcher dies Hauptzimmer durch eilfertige Abräumung und Beseitigung aller Tafeln und Böcke, Blöcke und Bänke zum Tanz hergerichtet, und die Nebenstuben und Kammern für die Liebhaber des Tabacks und des »Discutrerens« oder des deutschen Solo's geräumt und mit Stühlen und Tischen, Bier und Taback versehen werden, um noch einiges in unserm bisherigen Berichte über die Vorgänge bei der Tafel Uebergangenes nachzuholen.

Bedächtige Heiterkeit und phlegmatische Freude bilden den Grundzug der Tafelstimmung. Gesprochen wird namentlich zu Anfang aus begreiflichen Gründen wenig, selbst Herr Becken beginnt sein Talent lebendigster Unterhaltung erst bei der Hühnersuppe zu entwickeln. Die Gesundheiten, mit: Prost Pät (Gevatter) Stoltmann!« erwiedert durch ein, den Bescheid-Trunk begleitendes: Too'r Gesundheit,

Pät Wendt!« unterbrechen allgemach in etwas weniger langen Pauſen die Ruhe und Stille. Aber erſt nach der »Hühnerſuppe« tritt etwas mehr Leben ein.

Wir haben uns bisher gefliſſentlich nicht nach dem Bräutigam umgeſehen. Für dieſen Guten iſt in der That dieſer Beginn ſeiner Feſtfreuden von ganz eigenthümlicher Art. Gleichſam als ſollte er vor allen Dingen zuerſt in die Sorgen und Mühen des Hausvaterſtandes eingeweihet werden, wird ihm nämlich bei dieſer erſten Mahlzeit nicht nur kein Platz am Tiſche, ſondern nicht einmal ein reeller Antheil an den Tafelfreuden vergönnt. Vielmehr hat er das Geſchäft eines Aufwärters der ſchmauſenden Gäſte zu verſehen, die ihn überdies mit allerlei Anrufen und Aufträgen gehörig in Bewegung zu erhalten, ſich angelegen ſein laſſen. Damit er indeſſen nicht ganz leer ausgehe, reicht ihm von Zeit zu Zeit die Braut aus ihrem Brautwinkel einen guten Biſſen auf einem Teller, oder auch wohl ein Paar Pflaumen, Roſinen auf einer Gabel, deren ſie ſich als Vorzug erfreut, über den Tiſch, die er denn ſtehend zu verzehren hat, bis ihn das Klappen der Bierkrüge oder der Ruf eines Gaſtes wieder auf ſeinen Poſten fordert.

Aber jetzt iſt der Tanzſaal in der angegebenen Weiſe hergerichtet, die Frauen und jungen Mädchen ordnen ſich auf den rings an den Wänden laufenden Bänken, und vom Muſikantentiſch am Ofen oder vielmehr in der geräumigen »Hölle *) erſchallen, nach manchem ohrzerreißenden Stimmverſuchen der Künſtler, die erſten Töne des Walzers. Die Braut mit einem der Brautdiener eröffnet den Reigen und bald dreht und ſchwingt ſich die übrige Jugend ihnen nach in der erſtickenden Enge. Die Dielen erdröhnen vom ſtampfenden Aufſchlag der Burſche, bei denen dies letztere für ein Zeichen beſonderer Virtuoſität gilt; das eigenthümlich langgezogene, in gellender Höhe endende Juchhei! eines Ma-

*) »Hölle« heißt der Raum zwiſchen dem Ofen und der nächſten Wand.

tadors unter den Tänzern übertönt alle Klarinetten- und Geigentöne, und wer die Redensart: »Decken hoch springen vor Luft« als eine Wahrheit schauen wollte, konnte hier die beste Gelegenheit dazu finden. Denn so unähnlich auch die Pfeifer und Geiger ihrem Bäume und Felsen bewegenden Ahnherrn Orpheus sein mögen, so erweisen sie sich doch darin ihm verwandt, daß es nur ihren Tönen gelingt, die träge Schwerfälligkeit und die im Leben oft selbst den gewichtigsten und nachdrücklichsten Motiven trotzende apathische Langsamkeit und Unbeweglichkeit in ihr Gegentheil umzuwandeln. Bald nach den ersten Walzern und Schottischen verschwinden die Röcke der Tänzer, und in blendend weißen Hemdsärmeln beginnt der Tanz von Neuem. Die Stube wird indeß wiederholt durch Kehren und Sprengen mit Wasserwedeln praktikabel gemacht, die Lichter und Lampen an den Wänden machen einige schwache Versuche, die Staub-, Dunst- und Rauchwolken, welche über dem Ganzen lagern, zu durchdringen. Vor Thür und Fenstern drängt und pufft sich die Masse der zuschauenden Dorfjugend und tanzt nach den vereinzelt zu ihr dringenden Trompetenstößen und Klarinettenschreien auf Hausflur und Vorplatz, und so tanzt und springt und schreit und jubelt die Festlust, bis der Anbruch des Morgens dem ersten Tage ein Ende macht.

Die scheinbar unüberwindliche Arbeit dieses Tanzens, welches sich, wie wir bald sehen werden, durch die folgenden Tage und Nächte bis zum Sonntag hindurchzieht, wird, abgesehen von der gewaltigen, an schwere körperliche Anstrengungen von früh auf gewöhnten Leibesbeschaffenheit dieses kräftigen Menschenschlags, auch durch die Kürze der einzelnen Tänze einigermaßen ermöglicht. Diese liegt nämlich im Interesse der Musikanten, welche nicht von den Eltern der Braut, sondern von jedem der Tänzer (versteht sich nur von dem männlichen Theile derselben) für jeden einzelnen Tanz bezahlt werden. Auf diese Art thürmen sich bald Haufen von sogenannten Münzgroschen (deren 42 auf einen preußischen Thaler gingen) auf dem Musikantentische auf, und die Sprünge und das Aufstampfen der Tänzer

hat neben dem künstlerisch-orchestischen auch noch den Nebenzweck, die Fülle des Silbers in den strotzenden Taschen hell erklingen zu lassen.

Der nächste Morgen um 9 Uhr findet die gesammten Gäste nach kurzer, oft auch gar keiner Ruhe, wieder im Hochzeitshause versammelt; und zwar ist es das Frühstück, dem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Wen es etwa befremdet haben sollte, daß wir in unserer Schilderung des gestrigen Schmauses gerade den wichtigsten Theil eines Mittagsfestmahles, die Braten, nicht erwähnten, der findet heute, wenn er mit uns in die festlichen Räume eintritt, des Räthsels Lösung. Die allgemein geltende und für alle Arten von »Ausrichtungen« feststehende Sitte weiset nämlich den Braten unabänderlich dem Frühstücke zu; und so sehen wir denn die Tafel mit einer Unzahl von kalten, schon am Tage vor dem Beginn der Hochzeit zugerichteten Gänse-, Hammel-, Kalbs- und Rinderbraten bedeckt, neben denen sich die gigantischen Weizenfluten und die zierlich in allen möglichen Gestalten als da sind, Gluckhenne und Küchlein, Lämmer, Enten ꝛc., geformten Buttermassen in einladendster Weise präsentiren. Auf je zwei Gäste ist immer ein Braten gerechnet, und diese Rechnung täuscht nur in seltenen Fällen. Gesang und Gebet beginnen und schließen auch hier wieder das Mahl, worauf der Tanz von Neuem beginnt, den dann um 1 Uhr wieder das Mittagsmahl unterbricht.

Nach Beendigung des letzteren rüstet sich männiglich zu einem der wichtigsten Akte des Festes. Es ist dieses das »Kranzabtanzen«, welches wenn das Wetter und die Jahreszeit nicht unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, im Freien stattfindet. Vor der Thüre des Hofes haben sich bereits die Musikanten postirt, die Brautdiener ordnen die Paare, die sich um einander fester halten zu können, die weißen oder bunten Taschentücher um die Hände schlingen, und so eine schwerzerreißbare Kette bilden. Endlich giebt der erste Brautdiener das Zeichen zum Aufbruch, und nun durchkreuzt der Schwarm, jubelnd und schreiend, jauchzend und kreischend das ganze Dorf, die Fiedler und Pfeifer voran, welche unaufhörlich ein und dieselbe Melodie des Hochzeitliedes spielen:

Schürt den Ketel ut,
Dit is miene Brut!
Didel, didel, didel, deidum.

In alle bekannten und befreundeten Häuser bricht die tolle Genossenschaft ein, schleppt Acker-, Küchen- und Hausgeräthe, soviel es im Tanze fassen kann, mit sich fort, um es auf der Straße oder in andern Häusern wieder abzuwerfen, und verübt sonst noch allerlei Muthwillen, von dem selbst Pfarr- und Schulhaus nicht verschont werden. Dann geht es zum Dorfe hinaus über Zäune und Hecken, durch Gärten und Wörden, über Wiesen und Triften, die Musikanten immer voran, aus Leibeskräften pfeifend und geigend. Dazwischen tönt das Juchheien der Burschen und das Kreischen der Mädchen, die überall hin und über alle Hindernisse hinweg, dem Chorführer folgen müssen, dessen Ehre es erfordert, bei diesem tollen Ringen die abentheuerlichsten Touren aufzuführen. Endlich, nachdem sie das ganze Dorf und namentlich auch die Felder des Brautpaars umkreiset haben, kehrt der Zug zurück in das Hochzeithaus. Hier ist inzwischen mit der Braut eine Metamorphose vorgegangen. Sobald der Brauttanz oder das Kranzabtanzen beginnt, führen nämlich mehrere verheirathete Frauen, unter denen die nächsten Verwandten der Braut, die letztere in eine Bodenkammer, wo ihr unter allerhand Ceremonien der Brautkranz abgenommen, und dafür die große Strichhaube aufgesetzt wird. Dies Geschäft wird so lange hingezogen, bis der Zug der Tanzenden zurückkehrt, wo denn die jungen Bursche, voran die Brautdiener, die Treppe hinaufstürmen und unter Pochen und Lärmen die »Junge Fru« herauszugeben fordern. Endlich wird geöffnet, und nun wird die Braut von allen Gästen unter mancherlei Scherzen und Späßen zum Erstenmale als »Junge Fru« begrüßt, worauf denn der Tanz wieder seinen Anfang nimmt.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 40 ß Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 15. Donnerstag, 13. April. 1843.

Einige poetische Reliquien von Trenk.

Wer von meinen bereits confirmirten Lesern und Leserinnen hätte nicht von Trenks wunderbaren Schicksalen gehört und nicht sein Buch über die grausame Gefangenschaft, welche derselbe unter Friedrich dem Großen, und wahrscheinlich nur um der Liebe willen, erduldet hat, gelesen? Zu seiner Zeit erregte Trenk eine viel größere Theilnahme bei jedem Geschlechte, als Körner später bei den deutschen Mädchen, Herwegh vor seinem Briefe an den König bei den halbwege Liberalen, Nicolaus Beckers negatives Rheinlied bei den deutschen Regenten, ja, fast mehr als der Hamburger Brand in Deutschland. Länger als zwanzig Jahre ward er als ein Märtyrer gepriesen. Sein Tod, den ihm die französische Revolution durch die Guillotine brachte, erneuerte die Theilnahme für ihn. Trenk war der böse Dämon für den Ruhm des berühmten Fritz; ich entsinne mich noch sehr gut, daß, wenn mein Großvater, ein enragé für den Preußischen König, diesen gegen meine Großmutter, eine aus dem französischen Blute

der Clapparedes stammende Sächsin, vertheidigte, sie, wenn sie auch nicht alle Siege des Einzigen wegblasen konnte, doch durch das Schiboleth »Trenk« den beredten Ehegatten in ein finsteres Schweigen versenkte.

In der Curiositätensammlung unseres durchlauchtigsten Großherzogs befindet sich ein zinnerner Becher, ungefähr ³/₄ Flaschen haltend, den Trenk, wie manche andere, während seiner Gefangenschaft in Magdeburg mit Zeichnungen und Inschriften versehen haben soll.

Trenk selbst sagt von diesen Bechern, deren künstliche Verzierung er immer mehr nach und nach erlernte, in seiner Lebensgeschichte Theil 2, S. 92:

»Wunderbar ist die Geschichte mit diesen Bechern. »Denn bei Lebensstrafe war verboten, mit mir zu sprechen, »oder mir Dinte und Feder zu gestatten und dennoch ur»surpirte oder erschlich ich allgemach die offene Erlaubniß, »alles in Zinn zu schreiben, was ich der Welt von mir »sagen wollte, und erschien hiedurch vor den Augen derer, »die mich vorher nie kannten, in der Gestalt eines unter»drückten brauchbaren Mannes. Meine Becher erwarben »mir Achtung und Freunde und dieser Erfindung habe ich »größtentheils meine endlich erlangte Freiheit zu danken «

Der Becher ist, wie schon bemerkt, von Zinn, und sind anscheinend mit einer Nadel, (Trenk selbst spricht von einem ausgezogenen Bretnagel) auf demselben kleine Zeichnungen mit meisterhafter Geschicklichkeit radirt, welche mit der unter denselben befindlichen Schrift correspondiren. Die Worte sind nur mit Hülfe einer Loupe zu lesen. Ihr Studium ergiebt folgende Resultate, denen ich, wo ich dieselben unverständlich oder zweifelhaft fand, ein (?) hinzugefügt habe. — Die einzelnen Reime sind auf den Becher, aus Mangel an Raum, in fortlaufender Linie geschrieben, ich habe sie des bessern Anblicks wegen, hier abgetheilt. — Wenn auch nicht Trenks Name im Texte vorkäme, so stellt sich doch durch den zum Theil höchst piquanten Inhalt seine Autorschaft als unbezweifelt [illegible] —

Wer im Unglücks Netze ſteckt,
Der kan lernen Freunde kennen,
Die ihn ſonſt Herr Bruder nennen,
Zeigen ihm den Zahn geblickt.
Niemand hilft, ein jeder ſpricht:
Helfen darf und will ich nicht.
Ich muß Dich per Ordre miden,
Wünſch' Dir viel Gedult in Leyden,
Hoffe auf des Himmels Freuden. —
Ja Gedult, Gedult mein Freund!
Schöner Troſt wo Unſchuld weynt. —
Tröſtet ſo den Dieb am Galgen
Uebelthäter und Canaillen
Nicht mich unterdrückten Mann.
Wünſcht mir nichts und greift zum Werke
Recht und Verwort hat mehr Stärke
Weil kein Wunſch mich retten kann.

Hier ſitzt der Aff' *) zu Pferd; jetzt kann er Pferde plagen,
Den Degen in der Hand nun iſt er gar ein Held!
Wo der Verläumder Mund des Fürſten Gunſt erhält,
Da muß der Unterthan des Affen Bosheit tragen.
Veh mihi equo! simia B gubernat.

Mag das Wetter immer ſtürmen!
Dieſer Baum kann mich beſchirmen,
Hier erwart ich beſſ're Zeit,
Wenn des Schickſals Wetter ſchrecken
So ſoll mich mein Herz bedecken,
Scheint die Hülfe noch ſo weit.
Wenn die Sonne wieder ſcheint,
O wie ſüß riecht dann die Erde! —
Wenn das Auge nicht mehr weynt,
Was iſt Kummer und Beſchwerde?
Nur ein Traum der uns vergnügt
Wenn der Kämpfer rühmlich ſiegt.

---

*) Auf der Zeichnung befindet ſich wirklich ein Affe zu Pferde.

Die Schläge machen Hunde treu,
Ein Mensch der auch nur hündisch denket,
Glaubt wenn sein Herr ihn quält und kränket,
Daß er dazu geboren sey.
Est ce Mops le Favori qui merite le rotis?
Der müde Jagdhund ruht, matt hungrig auf dem Miß,
Wenn Mops auf Purpur schläft und Hasenbraten frißt.
Mops wird im Glücke grau, er ist dazu geboren,
Ein Hund der tüchtig ist, wird deste mehr geschoren.
Was unser Fleiß verdient, verzehrt der Schmäuchler Zahn,
Mops trägt ein Ordensband, den Jagdhund rüppelt man.

Wer niemals müde war, kann müde Pferde schlagen;
Wer nie gedarbet hat, kan Bettlern Brod versagen,
Wer Welt und Glück nicht kennt, der lebt für sich allein,
Und glaubt, wer leiden muß, der müsse strafbar seyn.

Pferde, Fuhrmann, Räder, Stricke,
Regen doch den Wagen nicht,
Wenn ein kleiner Nagel bricht.
Just so geht's mit unserm Glücke. —
Mancher führt den Rauch der Narren,
Seiner Ehre Luftpallaß
Sicher stolz im Hofnungskarren
Zühlos bei der großen Laß.
Und bricht dann von ohngefähr
Einen Nagel nur in stücken,
O wie wird die Arbeit schwer
Wenn man soll das Glücksrad flicken.
Liegt ein Wagen auf der Straßen
Hilft ein Jeder wie er kann,
Aber ein gefallener Mann
Muß sich auf sich selbst verlassen
Freund und Welt sieht ihn nicht an.

Eulen rupfen nie die Eulen.
Nur der Menſchen Tigerwuht
Lächzt nach eigner Brüder Blut
Und prahlt noch mit Heldenmuth
Wenn ſie unſre Federn theilen.

Geſtern ſchiens, ich ſei geſchaffen,
Aller Vögel Spott zu ſeyn;
Jzt, da meine Feinde ſchlafen,
Seh ich meine Torheit ein,
Menſch betrachte hier den Neid:
Alles währt nur eine Zeit,
Lerne von verfolgten Eulen,
Rachſucht durch Verachtung heylen!
Endlich kommt auch Deine Macht,
Die Verläumder ſchweigen macht,
Und in Deinen Trauertagen
Laß Die von der Eule ſagen,
Wie ſie über Narren lacht.

Tandem bona causa triumphat. Semper idem periat (?) ecce homo, sine macula, ridemusticus (?) perlibis.

Hier in meiner Trauer-Höhlen,
Hält mir die Vernunft das Licht,
Und mit vorwurfsfreier Seelen,
Fehlt es mir an Großmuth nicht.
Wenn Neid und Verläumdung ſtürmen,
Wenn der Trieb zur Welt mich regt,
Wenn mich Niemand will beſchirmen,
Bleibt mein Herz doch unverzagt.
Und weil das mich nicht verklagt,
Wird die Zeit mein Richter ſeyn;
Was der Pöbel von mir ſagt,
Macht mich weder ſchwarz noch rein.
Unglück iſt ja kein Verbrechen,
Strafe ſchimpft nicht, nur die That:
Groß (?) und kluge Welt ſoll ſprechen
Was er Trank verdienet hat.

Mancher ſollte Ordens tragen,
Und trägt Sclaven-Feſſeln laſt:
Und Dem Kerker ſollten plagen
Der wohnt glücklich im Palaſt.
Wer in Ketten edel denket,
Und im Unglück lachen kann,
Bleibt, wird gleich ſein Recht gekränket,
In ſich ſelbſt ein groſſer Mann.
Der Verdienſte wahrer Lohn
Stamt nicht von des Fürſten Thron.

Wie ſeufzen nicht verliebte Seelen,
Wann Widerſtand die Glut vermehrt,
Durch Zwang und Mühe, Furcht und Quälen
Wird nur der Trieb zum Zweck ernährt.
So gehts in allen unſern Sachen:
Man lernt durch Mangel den Genuß:
Durch Noth die Luſt im Ueberfluß:
Durch Schmerz und Weinen beſſer lachen.
Die Freude iſt ja nicht mehr Freude
Wenn man ſie nicht für Freude hält;
Ein Uebel daß ich wirklich leyde,
Wird Freude wenn es mir gefällt.
Im Uebel ſelbſt ſteckt noch ein Preis,
Wenn man ihn nur zu finden weiß:
Denn wer viel Unglück überwog
Genießt ſein Glück gedoppelt klug.

Der Eſel ſieht den Hirſchen jagen,
Und denkt: »ich bin ja mehr als du,
An mich darf ſich kein Jäger wagen,
Trotz Hunde ſeh ich lächelnd zu,
Der iſt gewiß ein Böſewicht
Weil man ihn gar mit Hunden hetzt!«
»Schweig Eſel! Hirſche peitſcht man nicht
Und für dich wird kein Stahl gewetzt:
Macht dich dein Eſels-Recht ſo ſtolz,
Geh Probier in den Karren traben,
Zum Bauen taugt kein Weidenholz,
Und Eſelfleiſch nur für die Raben.

Die Tauben ſchnäbeln ſich, kein Thier iſt ohne Liebe,
Der Menſch der gar nicht liebt, iſt nicht des Lebens werth,
Beglückte Schäferin, die ihres Herzens Diebe
Sein Herz, das ſie beherrſcht, mit Freundſchafts-Zucker nährt.
Ihr Menſchen lernt doch von den Tauben zärtlich ſpielen
Und mit Vernunft und Geiſt der Sinne Lüſte kühlen.
Liebt edel, redlich klug, und nur ein Herz allein,
So wird der Eheſtand gewiß Eu'r Himmel ſeyn.

Noch Schlägen iſt der Hund vergnügt
Und wenn uns Welt und Schickſal ſchlagen,
So weynt man nur im Schmerz der Plagen;
Und lacht, wenn Recht und Großmuth ſiegt.
Wir Hunde trotzen allen Knüttein,
Wenn wir den Balg nach Schlägen ſchüttein.

Die Sonne machet nur im Süden ſchwarze Mohren:
Doch mich beſcheynt ſie nicht, bei mir iſt Nord und Nacht,
Und die Verläumdung hat mich doch ſo ſchwarz gemacht
Als wär ich in dem Reich der Indier geboren.

Der Katze Feind, der Hund iſt da,
Ihr Mäuſe tanzt auf ihrem Rücken,
Itzt kann ſie nicht auf Mäuſe blicken,
Ihr Widerlacher ſteht zu nah.
Nun iſt es Zeit den Muth zu kühlen,
Itzt rächet euch nur ohngeſcheut!
Bedrängter Menſch, erwart' die Zeit
So kannſt Du auch mit Katzen ſpielen.

Niemand als der Menſchenfreund
Trinke Wein aus dieſem Becher:
Wer's mit uns nicht redlich meynt,
Der ſauf Eſſig mit dem Schächer.

Für Freunde mystischer Wahrheiten und geheimnißvoller Bedeutungen,

wie solche sich in dem Gräflich Bentinkschen Erbschaftsproceße manifestirt haben.

(Eingesandt.)

Auf den Tag St. Fides 1839 gelangten die Acten des Bentinkschen Processes an die Rechtsfacultät Jena. Zwei Jahre später, den 27. Juni 1841, (den Tag der sieben Schläfer,) wurde wiederholt um Beschleunigung des Processes sollicitirt. Den 15. März 1842, den Tag des St. Longinus, faßte die Fakultät ihren Beschluß. Am ersten April schickte die Facultät diesen Beschluß an das Großherzogliche Oberappellationsgericht ab, und schrieb, die Entscheidungsgründe seien, ihrem letzten Theil nach, noch in der Mundation begriffen und würden in 11 Tagen nachfolgen, sie kamen aber erst 9½ Monate später an. *) Das Erkenntniß selbst wurde, nachdem es schon am 25. März (M. Verkündigung) in allen Blättern veröffentlicht war, am 20. April publicirt, zwischen zwei Sonntagen, welche die Evangelientexte haben: »Vor verschlossener Thüre« und »Euer Ruhm ist nicht fein.«

*) Vielleicht am Tage Methusalem, Jan. 4.
v. K.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 16 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 16. Donnerstag, 20. April. 1843.

Holsteinische Humoresken.

(Aus brieflicher Mittheilung.)

Es ist unter den Holsteinern die gemeine Heirathspolitik zu Hause, »dat de Fru ardig wat lütter, as de Mann sien mutt, wiel se em sunst öberwarden kunn.« Wenn ein Landmensch hier eine zur Frau nimmt, die größer ist, als er: so kann man schon auf einige Civilisation bei ihm zu schließen sich erlauben. Als ich Advocat war, kam einmal ein Schulmeister vom Lande zu mir, der von seiner Frau geschieden sein wollte. Unter seinen schriftlich aufgesetzten Scheidungsgründen war einer: »Wenn ich nicht will, wie sie, so nimmt sie ihren hölzernen Pantoffel und hält ihn mir so lange beim Kopf, bis ich thue, was ich nach ihrem Willen thun soll«, und ein zweiter: Wenn ich auf den Boden steige, um Heu für meine Kuh herunterzuholen und sie ist böse, oder auch, sie will mir aus dem Wege haben: so nimmt sie, wenn ich oben bin, die Leiter weg, und dann muß ich den ganzen Abend und auch wol die Nacht über auf dem Heuboden sitzen und sie treibt unterdeß dann alles,

was sie will, und wenn ich schreie und flehe: »Catharina, laß mir doch man wieder herunter, ich will Dir auch allens zu Willen thun,« so antwortet sie: »Sitt Du man still, bit Du möhr bist.« Als ich in seiner species facti dies und ähnliches gelesen hatte, sagte ich zu meinem Clienten: Aber lieber Herr Juel, wie geht es zu, daß Sie sich gegen solche Mißhandlungen, wie Sie hier beschrieben haben, nicht selbst Recht schaffen, Sie sind wohl nicht Herr im Hause? — Er antwortete: »Mein ganzes Unglück, Herr Advocat, besteht darin, daß ich ein Frauenzimmer geheirathet habe, die viel größer und kräftiger ist, als ich. Als ich mit ihr versprochen war, hat man mir es schon prophezeit, daß es nicht gut gehen würde, aber ich wollte damals nicht hören, ich war jung und hatte noch keinen Verstand von den Verhältnissen der Ehe, und sie kam mir damals auch so sanft vor, daß ich es nicht glauben konnte. Ich hielt es für Spaß, wenn gute Leute mir sagten, es wäre besser für mich, wenn ich eine kleine Frau nähme. Ich meinte, sie wollten mir man veziren, weil ich ja nicht groß gewachsen bin. Nun habe ich erfahren, was es thut, aber zu spät.«

Eben lese ich in älteren Schulacten zwei interessante Specimina. Dem einen Schulamtscandidaten war die Frage zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt: Welche Eigenschaften soll ein guter Schullehrer haben? Die Antwort lautet: Er muß die Eigenschaften haben, daß er treu und fleißig in seinem Beruf ist und seine Schüler zu Gottes Ehren unterrichtet. — Dem anderen stand zur Beantwortung: Was macht dem Landschullehrer sein Amt oft so beschwerlich? Respondet:

Daß er das ganze Jahr nicht Schule halten kann.
Die Kinder versäumen oft die Schule.
Der Umgang mit gelehrten Leuten.
Und gelehrte Bücher.

Sie wurden beide angestellt. Ob große Männer aus ihren Schulen hervorgegangen, constirt nicht ex actis. In

derſelben Acte befindet ſich ein Brief des obengenannten, durch die hervorragenden Eigenſchaften ſeiner Ehefrau unglücklich gewordenen Juel, alſo lautend:

Hochgebohrner
Hochzuverehrender Herr Juſtizrath!

Ew. Hochgebohrnen werden gütigſt verzeihen, das ich mir die Freiheit erlaube Ihnen mit folgende Vorſtellung zu beſchwehren, ich haben von einigen Leuten aus T. erfahren, das es noch unbeſtimmt iſt wem das Glück zu Theil wird Schullehrer daſelbſt zu werden; und das ſie ſich auch noch nicht einig werden können, welchen ſie eigentlich haben wollen, ich bin nun alſo in dem Dorfe geweſen, um die Sache mit die Leute zu überlegen und kan die Ehre haben Ew. Hochgebohren zu melden das ich das Glück habe die mehrſten zu gefallen und viele wünſchen es noch vielmehr das ich das Glück haben würde ihren Lehrer zu werden es ſind auch nur wenige welche nicht mit die andern übereinſtimmen, der Holz-vogt Schach aber beſonders läßt Ew. Hochgeboren recht ſehr darum bitten ob es nicht noch möglich wäre, eine änderung darin zu machen, daß ſie denen welche ihnen vielleicht beſtimmt iſt nicht erhalten würden. ſolte alſo noch keinen dazu beſtimmt ſein ſo erſuche und bitte ich ganz unterthänigſt wenn es Ew. Hochgebohren gütiger Wille wäre mich doch damit zu beglücken oder im entgegengeſetzten Fall bey einer anderen Schulſtelle auf mir zu reflektiren. in deſſen erwartung verharre ꝛc. ꝛc.

Die Stelle war ſchon vergeben. Wie glücklich wäre er geweſen, wenn die große Braut auch ſchon vergeben geweſen wäre, als er um ſie anhielt.

Weil ich bei den Landſchullehrern bin, unter denen es wirklich viele voll unfreiwilliger Komik giebt und noch mehrere gab, will ich Ihnen ein in Original unter meinen Curioſitäten befindliches Geſuch eines verſtorbenen Schullehrers mittheilen, welches mir wegen ſeines rührend komi-

ſchen Effect-Voranſchlags, der dabei obgewaltet, ſehr merkwürdig und intereſſant erſchienen. Es lautet:

in Rubro: An Ihro Hochfürſtlichen Durchlauchten
regierenden Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn
Allerunterthänigſte Vorſtellung und Bitte
abſeiten
Cornelius Nicolaus Bartholdi
verſtorbenen Schullehrer zu Bujendorf
Supplicant.

in Nigro: Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Ew. Hochfürſtlich-Durchlauchten geruhen in höchſten Gnaden zu verzeihen, daß Allerhöchſt Dieſelben ich meinen allerunterthänigſten Dank, itzt ſterbend zu Füßen lege, herzlich bittende, huldreich von meinen erſtorbenen Händen anzunehmen, und den letzten Laut meiner erſtorbenen Lippen, mit Hochfürſtl. milden Gnaden, gewähren, wie ich die Hofnung der gnädigen Erhörung, nun mit ins Grab und die Ewigkeit genommen habe.

Zu Ew. Hochfürſtl. Durchlauchten Füßen, lege ich, aus der ganzen Fülle meines Herzens, den allerunterthänigſten Dank, für das Allerhöchſt, Anno 1787 mir gnädigſt verliehene Schulamt zu Timmendorf, und Verſetzung 1791 nach Bujendorf welches ich mit Ueberzeugung meines Gewiſſens verantwortlich treu, vorzuſtehen, und mit völliger Hintenanſetzung des zu ſuchenden irrdiſchen Gewinnes, und mit Zuſetzung eigen gehabten Vermögens verwaltet zu haben, verſichern kann, und nunmehr vollendet habe, da ich hingefahren zu meiner Gruft, und zu der Stimme, die mir ruft: thu Rechnung wie du haſt gehandelt.

Anbey danke ich herzlich, für die Allerhöchſt mir dabey verliehenen Wohlthaten, die ich nun fernerhin ſelbſt nicht mehr genießen kann; aber daher mich verpflichtet fühle, Ew. Hochfürſtl. Durchlauchten Allerhöchſten Gnade anzuflehen meine im brodloſen Zuſtand hinterlaſſen gute Eheſrau, durch Allergnädigſte Forthülfe, den nagenden

Kummer des brodlosen Zustandes, durch Allerhöchst weisen Verfügungen, huldreichst zu entnehmen, und gegen etwa sich anderweitige ungerecht hervorquellende Kränkungen zu schützen, indem ihr erwerbender Nachlaß nicht tröſten kann, welcher zu erlangen bisher eine unmögliche Sache geblieben.

Die alles dirigirende göttliche Vorsehung wolle Ew. Hochfürstlichen Durchlauchten in überschwenglicher Belohnung, mit unnennbaren gegenwärtigen und zukünftigen, nie verwelkenden Gütern beglücket und gesegnet seyn und bleiben lassen, und mit Preis und Ehren und ewiger Wonne und Herrlichkeit krönen.

Mit welchen Gesinnungen ich in die belohnende Ewigkeit gegangen, und mein vieljähriges Leiden überwunden habe.

Ew. Hochfürstlichen Durchlauchten
innigst dankender
allerunterthänigster Knecht
Cornelius Nicolaus Bartholdi.

Bujendorf
den

Anekdoten von polnischen Juden.

1.

Wenn die polnischen Juden auf der Leipziger Messe auch noch so viel kaufen, so verlangt doch der reichste noch einen Tuch überher. Auf die gegurgelten Worte: »Gebt (sprich ghäbt) mir á Tüchelche,« ist schon jeder Verkäufer als auf den Schlußact des Handels gefaßt, und hält gewöhnlich das Verlangte in Bereitschaft.

Bekanntlich giebt es viele Spitzbuben unter diesen Leuten und selbst der reiche Jude G. in H., der sein ganzes Vermögen von diesen Männern erworben, handelte nur gegen baares Geld mit ihnen und gab nur sehr Auserwählten einen theilweisen Credit. Und er hatte Recht, wie folgende Historie darthun wird.

Eines Tages kam ein Pole in sein Gewölbe, welcher eine bedeutende Partie Waare zu kaufen versprach, die Hälfte aber auf Borg verlangte. G. kannte den Käufer nicht, und forderte baares Geld für seine Waare. Der Jude steigerte seine Centanten im Anerbieten. G., auch vielleicht von etwas polnischem Geblüt, wurde immer schwächer im Refusiren. — Als ihm nun gar der Fremde 75 Procente baaria bot, da dachte er: »Schlag dem Kerl ein Viertel vor, bei Empfang ist kein Verlust, und es gilt Dir dann gleich, wenn der Unbekannte die letzten 25 Procent, wofür er seine Wechsel ausstellt, auch nicht einlöst.

Gedacht gethan, G. nickt ein Ja, übergiebt die Waare, empfängt drei Theile des Kaufpreises, und für den Rest einen Wechsel, den der Pole ihm fast schadenfrohen Blickes überreicht.

Gebt mir à Tücheiche, ruft dieser dann.

G. vielleicht von jüdischen und christlichen Gewissensbissen gepackt, vielleicht in einem Anflug von Generosität, der bei reichen Juden zuweilen, wenn auch erst im höhern Alter, ausbricht, zieht den eben empfangenen Wechsel aus dem Busen, und reicht ihn dem Juden statt des verlangten Tuches.

Dieser aber weist ihn kopfschüttelnd mit den Worten zurück:

»Nu, was thu ich dermit? — Gebt mir à Tücheiche.«

2.

Ein polnischer Jude kam in eine deutsche Stadt, wo er bei einem Glaubensgenossen in einer rauhen Nacht um ein Obdach bat. Dieser hatte aber keinen Platz. »Wenn Ihr mit einem Nachtquartier im Sommerhäuschen im Garten vorlieb nehmen wollet, so steht es zu Diensten,« sprach der Herr des Hauses.

Der Pole zog das kalte Juden-Sommerhäuschen der wärmsten christlichen Herberge vor.

Am andern Morgen fand man ihn faſt erſtarrt, und mußte ihn reiben und mit Getränk erwärmen, bis er wieder zu ſich kam.

»Bei mein' Geſundheit,« rief er jetzt aus, »das is á grauß Glück, daß dies á Sommerhäusche iſt. Wäre es geweſe á Winterhäusche, ich wär' beſtimmt erfroren.«

3.

Wenn die polniſchen Juden keinen andern Vorwand haben, um zu betteln, ſo gehen ſie Zores habass, (wörtlich: Sorge für die Tochter,) das heißt, ſie ſammeln für die Ausſteuer ihrer Tochter. Ein ſolcher Zores habass-Gänger kam einmal nach Berlin, wo ihm Mendelſohn einige Ducaten gab. Kaum hatte er dieſen aber mit der Gabe verlaſſen, als ein Anderer in ſein Zimmer trat, der die Verhältniſſe des Polen kannte, und Mendelſohn entdeckte, daß derſelbe keine Tochter habe, dieſe vielmehr vor Kurzem unverehlicht verſtorben ſei.

Dies bewog Mendelſohn, den Beſchenkten, welcher noch nicht im gravitätiſchen Schritt das Haus verlaſſen, wieder herauskommen zu laſſen.

»Ihr geht Zores habass,« fuhr Mendelſohn den Eintretenden an.

Der Jude nickte bejahend.

»Und Eure Tochter iſt todt? Ihr habt kein Kind mehr?«

Der Jude kopfſchüttelte ein Nein.

»Und wie könnt Ihr denn Zores habass gehn?«

»Au waih geſchrien,« rief der Pole zürnend, »wer iſt denn der Jawresch (Erbe) von mein Tochter, Er oder ich?«

Hors d'oeuvres.

Der bekannte Häring hat bei dem König von Preußen einen besonderen persönlichen Widerwillen erregt, welchen dieser auch laut ausgesprochen. Wenn man damit die liebevolle Aufnahme Herweghs, der fast wie ein Alexis behandelt wurde, vergleicht, so muß man die Wahrheit des lateinischen Sprichworts: Tempora mutantur, et nos mutamur in illis, eingestehen. — Willibald Alexis, der von Börne als Fürstendiener verschrieen, ein Demagoge! wer hätte das gedacht? — Aber was hilft Alles? »gegen 'n Backaben kann man nich anjahnen,« sagt ein plattdeutsches Sprüchwort. Ich würde mich in Härings Stelle Sardelle, Anschovis ist wohl noch zu piquant, nennen, und in diesem verjüngten Maaßstabe schreiben, bis auch dieser nicht mehr paßt. Der Name Gründling bleibt ja immer noch als letztes Verkleinerungsmittel.

Wie weit sind doch unsere Posteinrichtungen und Portoansätze, trotz der gerühmten Einheit Deutschlands zurück. Unter dem 21. Januar, dem 29. Januar und dem 5. Februar hatte mein Freund in Carlsruhe einen jedes Mal gleich schweren Brief zur Post gegeben. Ich zahlte dafür 19, 23 und 24 Grote. Meine Beschwerde auf dem hiesigen höchst gefälligen Hauptpostamte überzeugte mich, daß der Fehler im willkührlichen Portoansatz aus der Fremde liege. Um eine Remedur zu bewirken, lieferte ich alle drei Briefe aus. Sie kamen zurück. Aber die Reise hat ihnen so wenig genutzt wie dem Peter in der Fremde. Denn seit der Zeit macht das wöchentliche Porto für einen solchen Brief fast regelmäßig 24, selten 23 Grote. Si taceamus!

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani mihi quod humanum.

Sechster Jahrgang.

№ 17. Donnerstag, 27. April. 1843.

Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit.

Von Theodor von Kobbe.

Indem ich die Feder ergreife, um meine in Hamburg verlebte Schulzeit zu schildern, hoffe ich mir dadurch die Zufriedenheit meiner Leser und namentlich der Hamburger, welche einen großen Theil meines Auditoriums ausmachen, zu gewinnen. Von denjenigen aber, welche meine früheren Schriften gelesen, muß ich mir von vorne herein Amneſie erbitten, wenn hie und da eine meiner früheren Erzählungen des Zuſammenhanges wegen wiederholt werden muß. Ich tröſte mich damit, daß ſie ſchwerlich in dem Gehirne eines meiner Leſer ſo ſehr das Bürgerrecht gewonnen haben, daß ſie ſich darin wie Doppeltgänger unangenehm berühren, ja, daß dies überhaupt unmöglich iſt, da ich, um nicht vor mir ſelbſt langweilig zu werden, keine Geſchichte zwei Male congruent erzähle, ſondern dieſelbe, wie der liebe Gott das engliſche Gras, wo auch jeder Halm nur Familienähnlichkeit mit dem andern hat, immer verſchieden färbe.

Es war um Michaelis 1814, als mein Vormund und Oheim, der jetzige geheime Staatsminiſter Graf Ranzau-Breitenburg, welcher damals einer Königlichen Commiſſion präſidirte, die mit den alliirten Truppen unterhandelte, welche, wenn ich nicht irre, in der Zeit noch zum Theil Holſtein beſetzt hatten, mich zu ſich nach Altona entbieten ließ, um mich auf die lateiniſche Schule, das Joanneum in Hamburg zu bringen. Seit 1804 war ich in dem Kloſterflecken Uetersen und ſeit dem 1809 erfolgten Tode meines Großvaters des Prälaten Grafen Ranzau, bei dem dort noch lebenden Rektor Andreſen erzogen, einem vortrefflichen, nicht genug zu lobenden Manne, dem ich, wenn auch um meiner Flüchtigkeit willen nicht viele Kenntniſſe, doch das Motto meiner Zeitſchrift, das ich für keine Ordensdeviſe weggeben möchte, und die Begeiſterung für daſſelbe verdanke.

Indeſſen war mir das letzte halbe Jahr in ſeinem Hauſe doch ſehr drückend geworden. Auf mir laſtete ein ſchwerer Fluch, die Lüge, meines Wiſſens die einzige, die ich mir in meinem Leben in dieſem Maaße habe zu Schulden kommen laſſen.

Ich war nämlich ein geheimer Tabackraucher und hatte dieſe böſe Angewöhnung meinem fragenden Rektor mehrere Male abgeläugnet.

Das Gewiſſen iſt eine Despotin, ärger wie Staat und Kirche, wer nur im entfernteſten ſündigt, dem lügt es oft vor, man habe gemordet, um Einen unter der Cujonade zu haben. Mein geheimes Tabackrauchen gab mir die Unruhe eines Kain, eines Eugen Aram. — Ich konnte meinen Rektor nicht mehr anſehen, und doch die Pfeife nicht laſſen. Es ging mir, wie dem Gleim'ſchen Soldaten.

Ich trug auf allen meinen Zügen,
Sie wie ein Heiligthum
Im Stiefel mit herum.

Aber nur der gute Rektor traute meiner Lüge. Die Damen im Hauſe rümpften nicht ſelten die Naſe, wenn ich vom Tabackscollegium heimkehrte, was mich denn an den Feuerheerd der Küche trieb, um einige Torfwolken, bevor ſie

durch den Schornſtein zu den Wohnungen der unſterblichen Götter empor wirbelten, durch meine Kleider ziehen zu laſſen, welche wie die Sachſen und Angeln einſt die Picten und Schotten, dermaßen den Tabacksduft überwanden, daß mein Rektor zwei Male bei der Abendtafel auf den Gedanken gerieth, der Ofen rauche in der Stube.

Alle meine Mitſchüler kannten auch meine geheime Sünde und wurden mir zu Eumeniden. — Heinrich Fügemann, der ſpäter als Henrico Fügemano in Mexiko bald als Millionär, bald als Wiederanfänger eines Geſchäfts lebte, Heinrich Fügemann, den ich ſelbſt mit Taback und fortwährend mit Kaffee, bei der alten Wittwe Bösch tractirte, war es, der unbarmherzig genug war, mehrere meiner Cameraden während des Unterrichts dazu zu veranlaſſen, mich anzuglotzen, und dabei die Geſten des Rauchens zu machen. Nur wohlgeſinnte Menſchen, wie Otto Früchtenicht, Karl Meißner und einige Andere, ließen ſich nicht verlocken, mich zu ängſtigen, und danke ich ihnen noch jetzt dafür. Welche Angſt! Hätte ſich der Rektor nun gerade umgeſehen. Ich wäre verloren geweſen, denn die Lüge vergab der reine edle Mann nicht, und das von Rechtswegen.

Lieber Leſer! rauche nicht, oder läugne nicht, daß Du es thuſt. —

Ich habe es im Leben oft gehabt, daß ich in meiner Stellung als Schüler und auch ſpäter der erſte meines Standes geworden bin, weil bei mir die Verſetzungen aufhörten. Daran ſind übrigens Kometen oder böſe Geſtirne ſchuld, die Nachwelt, wenn ich anders auf ſie komme, wird das zu beweiſen ſuchen, ich habe es nie für der Mühe werth gehalten. — —

In Uetersen war ich aber wenn auch nicht der oberſte, wirklich der geſcheuteſte Schüler, ich hatte ſogar die monatlichen drei Arbeiten in lateiniſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache der ganzen Schule zu revidiren, und da dem Lehrer, der mit Correcturen überhäuft war, eine genauere Reviſion oft unmöglich war, hingen natürlich von meinem Endreſultate, wie viel Fehler ich gefunden hatte, die Zeugniſſe ab. — Nun verlangten Fügemann, Peter Peterſen und Goſche Voigt ſogar von

mir, ich ſolle die Fehler ignoriren, oder ſie ſolche insgeheim abändern laſſen, — und drohten im Weigerungsfalle mit dem Verrath meines Rauchens.

Ich kann aber verſichern, daß ich niemals einer ſolchen Zumuthung Folge geleiſtet und mich in dieſer Hinſicht ſchon von Jugend auf zum Richter qualificirt habe.

Welch ein ſeliges Gefühl alſo, als ich des Rektors Haus verlaſſen und frei von Schuld und Fehle die Pfeife aus der Taſche ziehen konnte. So freut ſich kein Fähndrich über ſein Patent, als ich über meine Emancipation.

Wie anders ſteht es jetzt mit meinem Rauchen! Es iſt mir dies zur Morgenzeit unmöglich, ich mag auch mit dem Dampf mein Zimmer nicht verpeſten. Wie viel weiſer und vernünftiger wird man doch, wenn man älter wird. Der Italiäniſche Nobile im Diener zweier Herrn, hat in der That Recht, wenn er etwa ſo ausruft:

> Wenn ein junger Menſch ſtirbt, da iſt den Teufel daran gelegen, wenn aber ein ſo alter erfahrner Mann, an den ſchon ſo viel gewandt iſt, von der unbarmherzigen Hand des Todes ergriffen wird, da empört ſich die ganze Natur.

Nachdem ich von meinen Verwandten, meiner Mutter, meiner Schweſter und meinen Großältern, welche auf dem Kloſterkirchhofe in ſtiller Eintracht ſchlummerten, Abſchied genommen, ging ich zu meiner noch lebenden Tante, der Comteſſe Guſte Ranzau, einer hochbetagten Stiftsdame, um ihr noch für die vielen ſchönen Geſchichten zu danken, die ſie mir vom ſiebenjährigen Kriege erzählt hatte. Sie war nämlich die Tochter eines Preuß. Majors und hatte als ſolche ſogar kriegeriſche Abentheuer mitgemacht, welche mir lebhaftem Knaben um ſo mehr unvergeßlich waren, da ſie mich an ihren Vater, meinen Großonkel erinnerten, der als Generallieutenant und Commandant von Glückſtadt ſtarb, und der noch zwei Kugeln aus der Schlacht bei Kunnersdorf mit ins Grab nahm, die hinter ſeinem Ohr fühlbar lagen, welche die Aerzte aber nicht hatten herauslöſen wollen.

Die gute Guſte wollte mich mit Reiſegeld beſchenken. Da ich aber ihre etwas hektiſche Börſe wegen der communiſtiſchen Natur meiner Tante, denn Schenken ging ihr noch über Tabackſchnupfen, kannte, ſo bat ich mir nur eine Priſe, die man ja oft mehr nimmt um den Geber als ſich ſelbſt zu beſchenken, aus.

Eine Doſe mit meinem wohlriechenden Taback ſollſt Du zum Andenken mitnehmen. »Und damit Punktum«, pflegte der höchſtſelige König zu ſagen, befahl die alte Tante ausdrücklich.

Welch ein Tag! In einer Viertelſtunde Rauch- und Schnupffreiheit errungen. Ich kam mir vor, als wenn ich großjährig geworden ſei. Wunderlich genug tauchte in dem Augenblicke zum erſten und ich glaubte auch zum letzten Male, der Gedanke an das Heirathen in meiner Seele auf. — Ach, ich hätte nur zu gerne mein geliebtes Hannchen zum Traualtar geführt. — Leider verkannte die mich und nannte mich zum Troſt einer ſo treuen Liebe, daß man fünf und zwanzig ſchadhafte Ehen damit repariren könnte, nur, den langen eckligen Jungen. — Der Hamburger Wochenwagen, geführt vom jovialen Carſten Timm, war erſt anderthalb Stunden fort, ich konnte ihn alſo noch im Orte einholen, da er gewiß ſchon hier zehn Male anhielt, um neue Fracht einzunehmen und den Paſſagieren, ſo wie dem Fuhrmann eine Herzſtärkung zu verleihen, ehe er die hohe Brücke erreichte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Chineſiſches Portfolio.

Fanny Elsler hat vom Kaiſer von China folgendes Atlasbriefchen erhalten: Seine Himmliſche Majeſtät an die Barbarin Fanny. »Es iſt zu Meinen hohen Ohren gekommen eine Kunde, daß Du die Barbaren bändigſt durch die Gewalt Deiner Füße und daß Du mit großer Weisheit die Beine zu ſtellen weißt. Ich habe in Meiner Gnade be-

ſobten, Dich zu fragen. Wofern es wahr befunden wird, befehle Ich, daß Du in Mein Himmliſches Reich transportirt wirſt. Mein Volk iſt durch die rothen Barbaren in Traurigkeit geſtürzt, ich verordne, daß Du ihm Belehrung giebſt. Du ſollſt ihm zeigen, wie man die Beine exercirt. Die Chineſen ſollen auch fortſchreiten und ſich auf den Kopf ſtellen, aber wohlmeinend und innerhalb des Geſetzes; dann werden die rothen Barbaren vor Schrecken verſchwinden. Mein Wort iſt heilig. Ich verſpreche Dir einen Knopf der Auszeichnung mit der Schleife für den Hals, zwei Knöpfe für den Bauch, zehn Knöpfe auf beide Füße und einen ganzen Pfauenwedel auf den Kopf. Vier Mandarinen ſollen ſich täglich zu Mauleſeln verwandeln vor Deinem Wagen, und ein Schriftgelehrter ſoll täglich aufſchreiben, was Du gegeſſen und getrunken haſt. Ich befehle Deine Beine in Baumwolle einzupacken und auf der Reiſe mit Kautſchut zu reiben, damit ſie geſchmeidiger werden. Tanze ſogleich hieher. Ein beſonderes Edict! Ich ſelbſt.

(Komet.)

Hors d'oeuvres.

In Hamburg exiſtirt ein Jude, den wir aus beſondern Gründen **Wallenſtein** nennen wollen, der die Hauptbravourarie ſeines Lebens, die Güterabtretung, oft da capo ſingt. Wunderbar genug, nennt man dieſen Act, der zwar in der That Manchem zur Vermögensverbeſſerung dient, — in Hamburg **einkommen**, — was ſich freilich auch ſprachlich als Inſolvenzerklärung rechtfertigen läßt, wenn Jemand ſein **Auskommen** nicht hat.

»Haben Sie ſchon gehört,« fragte Jemand den witzigen Juden Gans, — (drollig genug, daß ſo viele Städte einen witzigen Juden Gans haben) — »daß **Wallenſtein**, der erſt vor wenigen Tagen eingekommen iſt, geſtern wieder auf der Börſe war?« *)

*) Falliten dürfen nicht die Börſe beſuchen.

»Wird auf den Neuenborg (Neueburg, dicht an der Börſe) geweſen ſein,« ſchmunzelte Gans.

Ein reicher Hamburger Jude erzählte ſpäter dieſe Geſchichte, welche aber nach ſeinem Referat der Pointe ermangelte, weil er anſtatt — Neuenburg — Neuenwall citirte.

Eine Frau antwortete neulich einem Herrn, der ſie beim Hemdennähen fand und darauf hindeutete, daß er dieſe Beſchäftigung ihrer Bildung nicht angemeſſen finde: »Ich habe ſchon oft gehört, daß es zu viele Bücher, aber niemals, daß es zu viele Hemden in der Welt giebt.«

(Dampfboot.)

Einem Manne in Berlin, der ſeit längerer Zeit an dem heftigſten einſeitigen Kopfweh litt, wurde ohnlängſt von ſeinem magnetiſchen Arzte das Aufhängen eines ſtarken Hufeiſenmagnets über ſeiner Schlafſtube angerathen. In der erſten Nacht riß ſich der Magnet los, ſchlug dem Patienten den Schädel ein, befreite ihn von ſeinem Kopfweh und von andern Leiden. — Probatum est. —

(Eingeſandt.)

Doctor Caſper in Berlin hat nachgewieſen, daß Hageſtolze und alte Jungfern im Durchſchnitt nicht ſo alt werden, als Verheirathete. Wenn man nun bedenkt, daß es viele unglückliche Ehen giebt, in denen ſich Er oder Sie todt ärgern, ſo giebt es offenbar nichts Geſünderes, als eine glückliche Ehe.

Th. v. K.

Epigramme.

Fortſchritte. *)

Gute Fortſchritte ſeit Kurzem,
Hat die Scheidekunſt gemacht;
Und ſo hat man in der Ehe
Fleißig auch daran gedacht.

An Einen, der aus Furcht vor Gefahren nie reiſte.

Auf Reiſen lernt die Welt man kennen,
Hinter'm Ofen kann man auch verbrennen.

An den und den.

Die Binſe iſt kein Heſter:
Bleib', was du biſt, mein Beſter!

Jul. Rubstrat.

Frage.

Woher mag es kommen in dieſer Welt,
Daß meiſtens der Kronprinz ſo ſehr gefällt?

Th. v. K.

An einen Ordensritter. **)

An Chriſti großes Kreuz erinnert mich dein kleines,
Denn unverdient trägt jeder ſeines.

Th. v. K.

*) Nichts deſto weniger kann man gewiß die Tendenzen des projektirten neuen preußiſchen Ehegeſetzes epigrammatiſch »Rückſchritte« betiteln.

**) Das Intereſſanteſte an dieſem Epigramme mag das ſein, daß ſolches mir im Schlaf gegeben iſt, wo ich von Zeitſchriften träumend, es wörtlich ſo geleſen habe.

Th. v. K.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 18. Donnerstag, 4. Mai 1843.

Manifest an alle Deutschen.

(Unsere heimathlosen Landsleute betreffend.)

Indem ich die Feder ergreife, um sie zum Kampfe für eine Lebensfrage der Humanität in unserm Vaterlande zu führen, um die Indifferenz aus ihrem Sündenschlafe aufzuschreien, um dreißig tausend Menschen dem Schlamm des Verderbens zu entziehen, und eine viel größere Menschenzahl unserer kommenden Geschlechter vor geistigem Tode zu bewahren, flehe ich zu Gott dem Allmächtigen, daß er die Herzen aller meiner Leser und Leserinnen zu meiner Fahne hinlenken möge, und daß keiner es verschmähe, den Nothschrei, den ich ausstoßen werde, so schrillend wie möglich, zu verbreiten, bis unsere deutschen Regierungen einem Uebel abhelfen, das zur Schande der Menschheit von Jahr zu Jahr, wie ein giftiger Pilz, in unserm Vaterlande wuchert. —

Wir haben an 30,000 heimathlose Mitbrüder und Mitschwestern. Hinter dem Zaune geboren, im Elend gesäugt und erzogen, ohne religiöse Erziehung, wachsen die Kindlein auf, ohne ein anderes menschliches Gefühl kennen

zu lernen als das, welches die gemeinschaftliche Noth ihrer Eltern und Geschwister, die Hartherzigkeit ihrer glücklichen Mitmenschen, die Verfolgung der Polizei für die mit ihnen in gleicher Verdammniß Lebenden in ihrer Brust erweckt. Ihre ersten Thaten sind: Verbrechen. — Ueberall heimathlos finden sie nicht eher ein Domicil, als bis eine mitleidige Ecke des Friedhofs, das einzige Grün des Lebens, welches ihnen lächelt, ihnen das Bürgerrecht verleiht. — Wohin sie kommen, werden sie mit Pariaverachtung aufgenommen, ihr einzigster wahrer Freund ist ein falscher Paß,*) denn, da sie heimathlos sind, nehmen sich die hochweisen Behörden wohl in Acht, ihnen ein anderes Attest zu geben, als daß sie des Landes verwiesen sind, da jede andere Bescheinigung für die Aussteller die Anerkennung der Unterthanenqualität nach sich ziehen könnte. So ziehen sie von Ort zu Ort, bis ein Dragoner oder Polizeidiener den gewöhnlich mit dem größten Ungeschick gefälschten Paß dem Gerichte übergiebt, das jetzt Nachforschungen über Nachforschungen, wegen des vermuthlich gefährlichen Gauners anstellt, — sich aber endlich mit einer Bestrafung der Paßfälschung begnügt, und den Vagabunden nach beschaffter körperlicher Züchtigung und geschehener Landesverweisung, über die Gränze bringen läßt. — —

Ist der Verwiesene auch schon aus dem Nachbarlande verwiesen, so wird der alsbald Ergriffene wieder recochetirt, es entstehen Verhandlungen zwischen den Regierungen, von denen die schwächere, wenn nicht ganz von einem Staat enclavirte, sich gewöhnlich damit begnügt, ihn auf ein anderes Gränzland transportiren zu lassen. So gleicht ein solcher Unglücklicher einem Federball, den eine Rackete der andern zuwirft. Was Wunder! wenn ein solcher während dieser schaukelnden Bewegung einmal zu Fall kommt.

---

*) Sehr naiv hat daher neulich ein von einem oldenburgischen Gerichte als Dieb und Paßverfälscher verurtheilter Vagabund, daß man ihm doch nach überstandener Strafe den falschen Paß zurück geben möge, es sei sehr schwer, einen solchen wieder zu bekommen

Werft mir nicht vor, daß dieſe Leute faſt alle Taugenichtſe ſind, die nicht arbeiten wollen, und ſonſt wohl ein Unterkommen finden könnten. Abgeſehen davon, daß dieſe Behauptung in den meiſten Fällen eine unwahre iſt — verlangt doch nicht von einem ſolchen Menſchen, daß er den Staat nach Hegel als die höchſte ſittliche verwirklichte Idee anerkenne, oder daß er zum Hohn des Beſtehenden, »Was iſt des Deutſchen Vaterland?« oder gar das blonde Beckerſche Rheinlied ſinge! Und wären dieſe erwachſenen Vagabonden unverbeſſerlich, (ein unſinniges Wort für Alle, die ſelbſt an Gottes Gnade glauben,) ſo wollen wir nur daran erinnern, daß auch Moſes nicht die Alten in das Land Kanaan führte, daß es aber gilt, den Nachwuchs, die Jugend, zu retten. Helft, rettet! ſage ich Euch. Schreit, bis die Steine ſich erbarmen. Ruft Feuer! und wenn Euch die Leute fragen wo? ſo antwortet: Ich meinte Kälte, Todeskälte im Herzen der Deutſchen, und dann ſingt den Erſchreckten ein Lied in Proſa von den heimathloſen Mitbrüdern und Mitmenſchen.

Wir ſchreiben 1843, wir ſprechen von Deutſchthum und Vaterland, wir ſteuern zu ſeinem Symbol, zum Kölner Dom — — und — laſſen dreißigtauſend Mitbrüder im Elend verkommen! — Wir lachen über die jetzt in dieſer Form aus der Mode gekommenen Hexenproceſſe. — Und dabei erwägen wir nicht, daß der Zuſtand unſerer Heimathloſen ja viel fürchterlicher iſt, als jene Autodafes. Was iſt phyſiſcher Tod, im Vergleich mit dem moraliſchen?

Das einzige Mittel, um dieſer Landescalamität ein Ende zu machen, liegt in einer Uebereinkunft unſerer deutſchen Regierungen, wonach die Heimathloſen vertheilt und domicilirt werden. Die paſſende Behörde wäre der Bundestag. Es ſollen ſchon in dieſer Beziehung Schritte, namentlich von der preußiſchen Regierung, geſchehen ſein, aber ohne Erfolg. Mit dieſer Einrede darf aber kein Gouvernement gehört werden. Die Hand, die für ſolche Dinge ſchreibt, darf aber nicht erſtarren, das Herz, welches die Worte dictirt, nicht erfrieren.

Wo wäre übrigens in unserer Zeit, wo so viele Fürsten nach schwer zu erringender Popularität streben, ihnen eine bessere Gelegenheit geboten, solche zu erreichen und die Zahl der Antoninköpfe und Titusherzen zu mehren, als eben dieser? Also vorwärts, vorwärts!

Ihr Herrn Minister! die Sache ist so schwierig nicht. — Wenn Ihr anders willig seid, verpflichte ich mich bei Strafe des Kopfabschneidens, sie in Einem Jahre zu Stande zu bringen. — Und dabei bedenke Eure Klugheit, daß Ihr jetzt für die Detention der Heimathlosen viel, viel mehr verwendet, als wenn sich die Leute als Bürger eines Staates ihr Futter, wenigstens theilweise, selbst verdienen.

Also frisch an's Werk. In wenig Jahren muß das Wort »Heimathlosigkeit« keinen Deutschen mehr berühren. — Nicht bloß meine verehrten Herrn Collegen, die Redakteure der deutschen Journale ersuche ich, dieses mein Evangelium mit ihren Verbesserungen zu begleiten, und allenthalben mit stärkster Tuba auszuposaunen, ja, ich erwarte sogar von jedem meiner Leser, daß er das Seine thut, bis zu dem komisch klingenden Ausruf des Miller in »Kabale und Liebe«: »Der Leibschneider des Fürsten lernt die Flöte bei mir, es kann mir nicht fehlen.«

Item erwarte ich auch von meinen schönen Leserinnen, daß keine das Köpfchen am Abend in den weichen Flaum senkt, ohne sich zu fragen:

»Was habe ich heute zur Aufhebung der Heimathlosigkeit meiner deutschen Landsleute gethan?«

Ich aber räume allen Artikeln über die deutschen Heimathlosen hiemit ein Domicil in meinem Blatte ein. — So Gott will, ein Vorspuck. — —

Theodor von Kobbe.

Concertanzeige.

Am Freitage, den 5. Mai wird ſich der Herr Profeſſor Kaufmann aus Dresden, im hieſigen Theater hören laſſen. Der Ruf ſeiner vielen Inſtrumente iſt ſo glänzend, daß wir es überflüſſig halten, etwas zu deren Verherrlichung anzuführen. Unter vielen glänzenden Beurtheilungen, die wir zu ſehen Gelegenheit hatten, iſt uns auch eine vorgekommen, die beweiſet, daß ſelbſt Philoſophen dieſen genußreichen Abend nicht verſäumen dürfen. Ein Recenſent in Preßburg drückt ſich nämlich folgendermaßen darüber aus:

»Das »Symphonion« repräſentirt uns die Einheit, »die Verſöhnung des Menſchen mit ſich ſelbſt in der »Wahrheit des Geiſtes. Im »Harmonichord« ſehen »wir die Sentimentalität, aber nicht mehr jene, die ſich »als Einſeitigkeit in unſerm Ich fixirt, ſondern jene, »die ſich ſchon als ein vom Geiſt Begründetes weiß, »und in dieſen Urgrund überzugeben ſtrebt. Man ver»gleiche den Diskant mit den Baßtönen dieſes Inſtru»ments, und man wird meine Anſicht beſtätigt finden. »Das Salpingion ſymboliſirt den abſtrakten Ver»ſtand mit ſeiner ſtolzen, auf ſich allein beruhen wol»lenden Conſequenz. Das »Chordaulodion« iſt der »Ausdruck der reinen, ungetrübten, ſich noch nicht »wiſſenden Einheit im Gefühle der ſubjectiven In»nigkeit. Der »Trompetenautomat« führt uns »jene Periode des Lebens vor die Seele, die man als »den Zeitpunkt der abſtrakten That, des bloßen Wir»kens nach außen bezeichnen könnte.«

Hors d'oeuvres.

Eines der ſeltſamſten Teſtamente iſt das eines Amerikaners, der ſeinen Kopf einer Bühne vermachte, damit

derſelbe im »Hamlet« (in der Todtengräberſcene) jedesmal als Schädel figurire. Ziska vermachte den Huſſiten ſeine Haut als Trommelfell.

(Vaterland.)

Es geht jetz: ſo flau in der Welt zu, daß ſelbſt die Admiräle, wie der franzöſiſche Contreadmiral Thouars, nur im ſtillen Ocean ſich noch Orden zu verdienen vermögen.

»Sie müſſen ein Gericht weniger eſſen«, verſetzte ein Fürſt einem kärglich beſoldeten Beamten, welcher um Zulage bat. »Durchlaucht! dann habe ich gar keins auf dem Tiſch«, entgegnete der Supplicant.

Schadow in Dresden.

(Aus einem Briefe.)

Am Abend des 10. März ward dem Begründer der Düſſeldorfer Malerſchule, Director Schadow, bei ſeiner Anweſenheit in Dresden von ſeinen zahlreichen Verehrern ein Feſtmahl im neuen Salon auf der Brühlſchen Terraſſe gegeben, bei welchem der Dichter Julius Moſen den folgenden Gruß und Trinkſpruch ausbrachte, zu dem ihm zwei große Transparents im Fond des Saales: »die Nacht« und »der Genius des Lichts und Tages« das Motiv gaben.

Erſter Sprecher: (Unter dem Bilde: die Nacht.)

Heil'ge Nacht, du große Mutter,
Sei gegrüßt, du Traumverſunk'ne,
Die du tief in dichten Schleiern
Ungeweihtem Blick verhüllteſt
Unergründlich das Geheimniß
Schöpfungsreicher Phantaſie!

Heil'ge Nacht, du Allbarmherz'ge,
Die du all die tauſend Herzen,
Die ermatteten, die erſtarrten,
Leiſe tauchſt in deine Fluth
Und ſie ſchwellſt mit neuem Leben,
Selbſt auf Steine
Träufſt den Thau der Poeſie!

Herrſcherin im Zauberreich,
Gotterfüllt von Schöpfungskraft;
Nur das Eine iſt dir gleich,
Das Gemüth, das ſelber ſchafft!

Zweiter Sprecher. (Unter dem Bilde: der Tag.)

Erſtgeborener der großen
Heil'gen Mutter,
Schöner Genius des Lichtes
Und des ſtarken klaren Tages
Reiche uns die Feuerſchaale,
Daß zu deinem Werk und Preiſe
Jauchzend wir die Fackel zünden,
Und das Leben Leben wird!
Neig' dein ſtrahlend Angeſicht,
Sende,
Spende
Uns dein allerhellſtes Licht! —

Wie die Blume aus den Blättern,
Süßerröthend aus den Schleiern
Bebt entgegen dir die Braut,
Um die marmorweiße Stirne,
Um das gold'ne Fluthenhaar
Lorbeergrün den heil'gen Kranz,
Um des Mundes Purpurſchein
Träumeriſche Seeligkeit;
Denn die Muſe, der wir dienen,
Iſt wie eine Sonnenblume
Ihrem Gotte zugewendet
Von dem Morgen bis zum Abend,
Und in ihr mit Schmerz und Luſt
Stürzt die Welt an deine Bruſt! —

Schöner Genius des Lichtes!
Wer hieß deine lichten Spuren
Uns im Spiel der Farben ſehen
In dem Meere der Geſtalten
Dich und uns zugleich verſtehen?

Erſter Sprecher:

Den wir ehren, dein Verehrer!

Zweiter:

Dem wir danken, unſer Lehrer!

Erſter:

Sinnvoll waltend

Zweiter:

Traumgeſtaltend.

Erſter:

In der Obhut guter Geiſter.

Zweiter:

Schadow lebe unſer Meiſter!

Beide:

Hoch! hoch! hoch!

Epigramm.

Was ich thäte, wenn ich Fürſt wäre.

Wär ich Fürſt, ich würd' mich hüten,
Die Times, die Zeiten, zu verbieten.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 19. Donnerstag, 11. Mai 1843.

Erinnerungen aus ſeiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit.

Von Theodor von Kobbe.

(Fortſetzung.)

Es war nicht das erſte Mal, daß ich nach Altona und Hamburg reiſ'te. In den Jahren 1807 — 1809 fuhren wir drei Brüder gewöhnlich zu einer Demoiſelle Paßehlen, einer ehemaligen Kammerjungfer meiner Mutter, welche einer alten Aſſeſſorin und ſpäter einem 51jährigen hageſtolzen Menoniten und ſeiner ſteinalten Mutter den Haushalt führte, ſich aber bei beiden Herrſchaften das Recht ausbedungen hatte, ihre Kinder, ſo nannte ſie uns trifolium, 21 Stunden jährlich zu bewirthen und zu beherbergen. Mein Großvater gab uns alsdann eine Kloſterfuhr und wir verlebten zwei ſeelige Tage.

Die Paßehlen wohnte in der Palmaille, jener ſtolzen Allee, welche auf gewiſſen Plätzen von keiner mir bekannten an Schönheit und an herrlicher Fernſicht übertroffen wird. Man ſchaut von ſolchen über die ganze belebte Elbe hin, die hier im Vergleich zu der bei Dresden, an ein, zur Salondame gewordenes hübſches Bauernmädchen

erinnert, und erblickt von hier die Küſten des freien und glücklichen Hannovers, das ſich in der Ferne viel hübſcher ausnimmt, als in der Nähe, wenn man ſich gleich mancher humoriſtiſchen Gedanken bei dem Anblick von Burdehude, nicht erwehren kann.

Einmal, es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1807, ging ich, während die gute Paßehlen ihrem Verzug, das war ich nämlich, eine Chokolade bereitete, unter den duftigen Linden ſpazieren. Als Enkel des Kloſterprobſten in Uetersen, war ich auf Leutſeligkeit und Popularität dreſſirt, ich grüßte daher jeden wohlgekleideten Mann, der mir begegnete. Daſſelbe geſchah gegen einen ſchwarzgekleideten Herrn, der einen militairiſchen Schnurrbart, Mütze und Sporen trug.

»Kennſt Du mich Kleiner?« redete er mich finſter an.

»Nein, gar nicht.«

»Und grüßeſt mich doch?«

»Mein Großvater ſagt immer, und ich habe auch eine Geſchichte darüber geleſen, das beſte Sprichwort ſei allezeit:

»Mit dem Hute in der Hand,
Kommt man durch das ganze Land!« *)

»Wer iſt Dein Großvater?«

Ich erzählte dies nun dem Herrn, beſchrieb ihm Großvater, Tante Guſte, die alte Baroneſſe Schack, welche mit der Königin Mathilde nach Celle gezogen war, und die Erzählung von dem unglücklichen Grafen Brand immer mit dem ſtereotypen Anfang begann: »Brand war ein Narr, ich kann darüber competent urtheilen, denn er war mir 'mal ſehr gut« — plauderte ihm auch von Fräulein R.... vor, die ihrem Hunde, der den proſaiſchen Namen Klütjendeef trug, faſt göttliche Ehre erwies, und ſpäter, als Klütjendeef, wie man ſagt, von neidiſchen Dienſtboten vergiftet, ſeine feiſte treue Seele aushauchte, mit den Worten »Klütjendeef, ich folge dir bald nach,« am gebrochenen Her-

*) O lieber Theodor, der du 1807 ſchon ſo klug warſt, wie ſtupide biſt du bis 1843 geworden!

D. R.

zen ſtarb, — — und von tauſend andern Uetterſer Zuſtänden und Erlebniſſen. —

Der ſchwarze Herr hatte mich inzwiſchen bei der Hand genommen und ſchien ſich an meinem Gerede zu ergötzen, denn er ging eine Abtheilung der Allee mehre Male mit mir auf und nieder. Als er mich endlich entließ, brachte er wieder das Geſpräch auf das Grüßen. Er meinte in Uetterſen möchte ich nur immerhin grüßen, in Altona das aber unterlaſſen, weil, wie der Herr meinte, ich ſonſt riskire, jeden Schuſter und Schneider zu grüßen.

Dieſe ariſtokratiſche Aeußerung brachte mich auf die Idee, daß ich mit einem vornehmen Manne zu thun habe, der wenigſtens den Rang eines däniſchen Etatsraths *) habe. Als ich aber zur guten Paßehlen zurück kehrte und die Alte die Hände vor Freuden über den Kopf ſchlug, und ſo gar nicht zu Worten kommen konnte, erfuhr ich, welcher Ehre ich theilhaftig geworden war: der Herr, mit dem ich Hand in Hand gegangen war, war nicht bloß ein gewöhnlicher Zweiarmiger, ſondern der ſpätere Held von quatre bras, der Herzog von Braunſchweig-Oels geweſen. —

Der liebſte Tummelplatz für meine Phantaſie war mir bei ſolchen Touren der Hamburger Berg, wo mich vor allen Dingen das Marionettenſpiel anzog. Ich entſinne mich eines Stückes, wo ein Hamburger Zuckerbeckerknecht gefangen vor den türkiſchen Kaiſer gebracht ward, wovon hier als Probe des Hamburger Volks-Humors, einen Platz finden mag, was mir noch davon im Gedächtniß geblieben iſt.

»Biſt Du ein Chriſt?«

»Ja Herr, een Chriſt bin ick.«

»Dann laſſe ich Dich hängen.«

»Ne Herr, ick bin kehn Chriſt, ick heht man Criſchian.«

»Biſt Du denn ein Jude?«

»Ja Herr, een Jude bin ick.«

*) Dieſen Titel führen in Holſtein ſchon Bürgermeiſter kleiner Städte und Accoucheure, doch ſind letztere gewöhnlich Kriegsräthe.

»Dann laſſe ich Dich köpfen.«

»Ne Herr, ick bin kehn Jud', ich hebt man Chriſchian Judaeus.«

»Biſt Du denn ein Heide?«

»Ja Herr, een Heide bin ick.«

»Dann wirſt Du geviertheilt.«

»Ne Herr, ick bin kehn Heide, de Ort in Ditmarſchen, wo ick her bin, hebt man Heide.«

»Biſt Du ein Muhamedaner?«

»Ja Herr, een Mumamedaner bin ick.«

»Denn will ich Dir meine Gnade ſchenken.«

»Ick ehm mihn ohk.«

»Wie? hat ein ſolcher wie Du, auch Gnade zu verſchenken?«

»Ja Herr, wenn ick Fiſk eht, ſchall he all mihn Grahten (Gräten) hemm.«

Später kam die gute Paßeblen, wie ſchon erwähnt, zu dem Menoniten B... Mere et fils. Der Herr vom Hauſe war im Ganzen ökonomiſcher Natur, nichts ſchonte er aber mehr als ſeine Zunge, die wahrſcheinlich deshalb auch das Sprechen verlernt hatte, denn B. ſtotterte zum Erbarmen. Man erzählt von ihm, daß er einmal bei einem Familienſchmauſe alle Anweſenden durch die Ankündigung:

»Nu will ick ohk ehn Wort ſprecken,«

in Erſtaunen geſetzt habe. — Als aber eine allgemeine Stille eingetreten war, hatte er weiter nichts geſagt als:

»Da is een gro—gro—gro—groten Dehf *) an't Licht.«

Der alte B. ſprach mithin wenig, er that aber deſto mehr. Als er verſtorben war, hatte er der guten Paßeblen ein ſehr hübſches Vermögen, wenigſtens ſo viel, um ſorgenfrei leben zu können, hinterlaſſen. Hätte die brave Perſon doch auch geſtottert, wenigſtens ein Teſtament gemacht, wie ſie mir hundert Male zu meinem und meiner Brüder Benefiz verſprochen! Aber ſie ſtarb ab intestato, und alle Verſuche, einen mündlichen Erbvertrag zu beweiſen, haben mir nur das Vergnügen eingebracht, meinem Advokaten ein

*) Dieb.

Achselzucken und daß meine Sache ſchlecht ſtehe, mit einigen Piſtolen zu bezahlen. Aber, wenn ich auch etwas mehr juriſtiſche Hülfe gehabt hätte, ſo hätte mir doch das Vertrauen zu der Pinneberger Amtsſtube gefehlt, die bekanntlich zur Marterkammer für den wahnſinnigen Remke geworden iſt. — —

Ich kann indeſſen dieſen bedauerlichen Fall, wo mir abermals eine Erbſchaft aus der Naſe gegangen iſt, die ſechste wohlverdiente, — denn ich hatte der Paßehlen zu jedem Geburtstag mein überzähliges Contingent Verſe geliefert, nicht dem Publikum vorlegen, ohne meine kinderloſen Leſer und Leſerinnen zu erſuchen, mich **in ihrem Teſtamente doch zu bedenken,** wofür meine übrigen ungerechten Nicht-Erblaſſer, und namentlich die gute Paßehlen, von der ich wenigſtens beſtimmt weiß, daß ſie in den Himmel gekommen,— ihnen den beſten Willkomm im Himmel bereiten und alles mir Legirte mit 6 Procent Zinſen erſtatten werden. Ich bin erbötig, hiefür Geiſtliche von allen Confeſſionen als Bürgen zu ſtellen. Es iſt dies mein völliger Ernſt und ich kann namentlich den älteren Jungfrauen mein akademiſches Cerevis geben, daß ſie ein viel gottgefälligeres Werk thun, wenn ſie einem armen Humoriſten ein Legat vermachen, als wenn ſie ihr Geld an die ſogenannten Armenanſtalten ſchenken, wodurch ſie, wider alle Idee des Socialismus, nur das Armengeld einiger reichen Filze verringern. — Aber all mein Reden wird nichts helfen, alte Jungfern, ſind, wenn ſie nicht ſehr geſcheut ſind, Todtfeindinnen der Humoriſten, ſie halten ſolche für Gottes- und Paſtorenfeinde, für ſchlechte künftige Ehemänner, für Verſchwender und für ſolche, die bei dem Landesherrn im Mißcredit ſtehen. Nur von alten Junggeſellen und zwar von ſolchen, die mit Welt und Regierung in Oppoſition ſtehen, erwarte ich aus Gegenſatz die gehoffte Hülfe.

Freilich werde ich am Ende muthlos wie Margarethe im Fauſt, die Hülfe wird doch ausbleiben, und obgleich ich jedem Lebenden nach Kräften diene, thut und wird kein Todter etwas für mich thun.

Vielleicht ſind Diejenigen, die mir das Wort gebrochen, nicht unſterblich. Ja ſo wird es ſein. Da iſt eine neue Aufforderung, wie man ſeine Seele retten kann. — Hört! Hört!

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Als vor einigen Monaten einige Bürger in Lüneburg deliberirten, wie die Vermählung des Kronprinzen von Hannover würdig zu feiern ſei, und die Schiffergilde, welche vor allen ihrem vortrefflichen Souverain, wenn auch zum Theil in Erwartung einiger Privilegien, bis zur Schwärmerei ergeben ſein ſoll, einen Fackelzug beabſichtigte, verſprachen einige Royaliſten, dieſe mit Cigarren, Taback, Schnaps u. dgl. m., zu tractiren. Ein anweſender Friſeur, welcher auch coiffeur de l'academie royale*) iſt, d. h. dem die jungen Ritter und deren Couſinen in Lüneburg Haare laſſen, wollte ſich zu keiner Gabe verſtehen, gelobte aber alle verehrlichen Mitglieder der Schiffergilde an dem Tage unentgeldlich zu friſiren.

Das hatte ſich ein Schalk gemerkt, dem dies Anerbieten zu wohlfeil ſchien, und die ganze Gilde aufgeboten, von dieſem Recht Gebrauch zu machen. — Von frühe bis ſpät kam ein halbes Dutzend nach dem andern angeſtürmt; ſchon auf die Flucht des verzweiflungsvollen Raſeurs gefaßt, der vergebens alle Boten, welche die haute volée Lüneburgs nach ihm ausſandte, wie ein gefangener König, die Einladung wohlmeinender Karliſten mit Achſelzucken ab-

*) So nennt man die Friſeure der Oper in Paris. Dieſes geweſen zu ſein, giebt einen unvertilgbaren Charakter auf Lebenszeit. So las ich über der Boutique eines Friſeurs in Louvain (Löwen), Remy coiffeur de l'academie royale.

fertigen mußte, um an den nachgewachsten Weichselzöpfen der Lüneburger Marine zu arbeiten.

Nie sollen die Köpfe der Lüneburger Noblesse simpler ausgesehen haben, als an dem Abende, wo dem Fackelzug der Schiffer ein großer Ball folgte. Die armen Damen! — — Ich kann mir ihren Schmerz denken. Aehnlich, aber unpoetischer, ist hier der Schmerz der Väter, wenn unser vortrefflicher Leichdorn-Operateur Levy erkrankt ist.

Dem Physiker interessant sind auch die neuen akustischen Beobachtungen eines Herrn L. v. Arentsschildt, der in einem kürzlich erschienenen Gedichte, von Wellen, die bang und weh klingen, von einem dunkelschallenden Nord, und einem heiligen Frieden, der auf klingenden Wäldern ruht, berichtet. Indessen darf es nicht wundern, wenn in dieser klingenden, geldaristokratischen Zeit, in welcher sich außerdem so viele Hüte und — in Schellenkappen verwandeln, auch Wellen und Wälder zu klingen anfangen.

(Eingesandt.)

Als der Präfect von Käferberg nach der französischen Invasion den Oldenburgern in einer pomphaften Proclamation versprochen hatte, daß ihre Haiden in blühende Saatfelder verwandelt werden sollten, fragte er bei einem oldenburgischen Gutsbesitzer vor, wie er sein Versprechen auf landwirthschaftlichem Wege realisiren könne. Der alte joviale Landwirth antwortete ihm lakonisch: »Lassen Sie einmal acht und vierzig Stunden Kuhdünger regnen, und dann fragen Sie wieder vor.

Literatur.

Meine vielen Freunde und Bekannte mache ich auf eine französische Phraseologie aufmerksam, welche in diesen Tagen die Presse der Schulzeschen Buchhandlung verlassen wird. Ihr Verfasser ist der rühmlichst bekannte Professor Fries, von dem wir Hoffnung haben, ihn, für die, freilich schon seit Jahren, hier sehnlichst erwartete Bürgerschule, zu gewinnen. — Das Buch selbst ist in seiner

Art unübertrefflich zu nennen, und es iſt nicht bloß allen Lehrern und Lehrerinnen, ſondern auch zum Selbſtunterricht, nicht warm und dringend genug zu empfehlen, wenn es gleich bei halben Kennern der Sprache das beſchämende Gefühl, — wie wenig ſie eigentlich von den Gallicismen wiſſen, — erweckt.

Th. v. P.

Trinklied.

1.
Wein! du biſt der Haft entbunden,
Jetzt beginne deinen Lauf!
Traun! ein Rauſch von wenig Stunden
Wiegt ein Jahr voll Weisheit auf.
Laßt uns ſingen, laßt uns tollen,
Stoßet mit dem Becher an.
»Keine leeren, keine vollen!«
Spricht ein Trinker lobeſam.

2.
Willſt du in dem Himmel leben,
Nun! ſo wag den Erdentauſch,
Fürcht ihn nicht, den Saft der Reben,
Scheue nicht der Götter Rauſch.
Durch der Freude Himmelsfunken
Wirſt der Erde du entrückt,
Der Gemeine wird betrunken,
Doch der Edle wird entzückt.

1.
Wein! du biſt der Haft entbunden,
Jetzt beginne deinen Lauf!
Traun, ein Rauſch von wenig Stunden
Wiegt ein Jahr voll Weisheit auf.
Laßt uns ſingen, laßt uns tollen
Stoßet mit dem Becher an.
»Keine leeren, keine vollen!«
Spricht ein Trinker lobeſam.

Th. v. K.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod humanum.

Sechster Jahrgang.

№ 20. Donnerstag, 18. Mai 1843.

Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit.

Von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Das vierte Wirthshaus vor welchem der joviale Corsten Timm auf dem Wege nach Hamburg, nur eine Meile von Uetersen, anhielt, war der Dummerjan, und zwar, wie ich glaube, der ächte, obgleich die Sache immer zweifelhaft ist. Denn hier liegen zwei Wirthshäuser in gleicher Linie, nur durch die breite sandige Landstraße getrennt, von denen in meiner Jugendzeit jeder Wirth nicht bloß behauptete, sein Hapagehuhs (Herbergshaus) sei der Dummerjan, sondern auch, daß das gegenüberliegende der Klockerjan (kluge Johann) sei. Dies geschah aber nicht zur Beherzigung des schönen christlichen Spruchs, wonach ein Jeder, der seinen Bruder »Racha« schilt, des höllischen Feuers schuldig ist, sondern lediglich aus dem einfachen Grunde, weil jeder Mensch nach dem biblischen Satze: »Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden«, doch wenigstens so viel Humor hat, lieber bei dem

Wirth einzukehren, der ſich den Dummerjan, und ſeinen Concurrenten den Klockerjan nennt, als bei Einem, der das Gegentheil behauptet. Und ſo geſchah es denn zu meiner Zeit, daß die Wirthe in beiden Wirthshäuſern, (im Klugerjan war es gewöhnlich die alte Lisbeth, deren Mann nur »Lisbeths Kerl« hieß) den noch wählenden Fremden ſchon aus der Ferne, ſich wie ein arger Sünder auf die Bruſt ſchlagend, zuriefen:

»Hier iß de wahre Dummerjan!«

Der Freiherr Eugen von Hammerſtein iß freilich in ſeiner gegen mich im Jahre 1849 geſchriebenen Brochure Wilhelmine, zum Ritter des Dummerjans geworden, indem er behauptet, daß der Wirth zum Dummerjan einer der geſcheutesten Männer iß, die Angelegenheiten des Landes genau kennt, Zeitungen aller Art hält, ein eifriger Partisan des Vicekönigs von Egypten iß und Feddersen heißt. — Herr von Hammerſtein ſcheint aber den Menſchen Dummerjan mit dem gleichnamigen Hauſe zu verwechſeln. — Ich habe nie behauptet, daß im Dummerjan nicht ein geſcheuter Mann wohnen könne, will auch meinen eben citirten Wirth gar nicht dafür erklärt haben, wenn er ſich alſo demüthigte; dagegen weiß ich, daß gar mancher Dummerjan exiſtirt, der ſich nur zu gern für einen Klockerjan ausgiebt.

Als das eben citirte Büchlein Wilhelmine erſchienen war, hatte ich mir vorgenommen, nicht Eine Sylbe darauf zu erwiedern. Denn die Abſicht, welche der Verfaſſer bei dem Büchlein hatte, das der Prinzeſſin Wilhelmine von Dänemark geweiht iß, war zu ſichtbar, als daß ich da ſtörend einwirken mochte. Der Verfaſſer welcher die Prinzeſſin, im Gegenſatz zu ihrer noch lebenden Schweſter, Friedrichs des Sechsten Lieblingstochter nennt, meint, daß ſein Werk durch einen Aufſatz von mir, den ich in den erſten Theil der Pandora rücken ließ, veranlaßt ſei, und verkehrt mich bei der Fürſtin als einen Pamphletiſten gegen den holſteiniſchen Adel, weil ich von dem plauderhaften Geſchlecht der Kloſterdamen, notabene zu meiner Zeit, vor Herrn von Hammerſteins Geburt, in einem humori-

ſtichen Aufſatze geſprochen. Herr v. H. muſſert nun zu meiner Widerlegung alle die einzelnen in Uetersen lebenden Kloſterdamen, und geht ſogar in dieſer Detaillirung ſo weit, daß wir hier leſen, nachdem von der Frau Priorin geſagt iſt, daß ihre Koſſe einem jeden Nothleidenden wie Kranken offen ſtehe:

„Mit eben ſo ſchweſterlicher Liebe und Aufopferung „hat die Baroneſſe Caroline von Hammerſtein ſeit mehr „als 10 Jahren ihren Bruder unterſtützt, die Baroneſſe von „Brockdorff desgleichen.“

Möge Herr v. H. immerhin wie er in der Dedication bemerkt, unter den holſteiniſchen adeligen Damen der Baronin Sophie von Hammerſtein die Palme reichen; der Gräfin von Scheel-Pleſſen den Apfel des ſchönen phrygiſchen Knaben; dann Fräulein Anna von Rumohr den Lorbeerzweig und Lorbeer und der Frau von Rumohr das heilige geweihte Kreuz, ſo wird er mit allen dieſen Apotheoſen die Wahrheit meiner einzelnen Daten, die für die Zeitgeſchichte gewiß nicht ohne Intereſſe ſind, nicht widerlegen. Wenn aber mein Gegner meine Erzählung von einem verarmten Adeligen, welcher ſeinem Sohne abgerathen haben ſoll, mit einem Bürgerlichen Schmollis zu trinken, weil es ſich ereignen könne, daß er ihn in ſpätern Zeiten als ſeinen Patron auf den ſpäter wieder zu gewinnenden Gütern antröfe, durch die vornehme Verſicherung widerlegt:

„Die Grafen Wulf und Carl von Scheel-Pleſſen, die Grafen von Reventlov und von Eyben, die Herren von Qualen und von Holſtein haben zu unſerm Zeiten mit mehreren Bürgerlichen auf der Univerſität ſchmollirt, ohne daß dieſes ihren Eltern unangenehm geweſen.“

ſo liegt in der ganzen Faſſung dieſes Satzes ſchon der Beweis, daß die Zeit nicht lange verfloſſen iſt, wo die ſothane Bruderſchaft den Eltern unangenehm war.

Ich habe die hammerſteinſche Wilhelmine zum Beſten des hieſigen Publikums angeſchafft und dem Herrn Antiquar Sennenberg ins ſeine Bibliothek übergeben, da ich

weiß, daß man in Oldenburg, wenn ich auch hier nicht gerade unbeliebt bin, gerne etwas lieſt, worin die hieſigen Autoren etwas durchgenommen werden. Früher ſchlachtete ich alle Jahre einen fetten Sündenbock zum Beſten der hieſigen Leſewelt, d. h. ich ſchrieb gegen mich einen malitiöſen anonymen Aufſatz für das Bremer Unterhaltungsblatt, und ſtellte mich auch ganz erzürnt, wenn mich ein wohlwollender Freund zur Leſung des Aufſatzes forcirt hatte. Jetzt iſt das nicht mehr nöthig, es ſitzen hier jetzt Andere auf dem Verwunderungsſtuhl und ich brauche mir nicht mehr durch ſolche Selbſtpeinigungen die erforderliche Toleranz zu erkaufen. Wilhelmine logirt übrigens in Nr. 1257 der gedachten Leſebibliothek.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mittheilungen aus meinem Stammbuche.

1.

Sand. *)

Die Kraft, jegliche, die Du haſt, iſt dem Vaterlande, damit ſollſt Du ihm heimbezahlen die unerlösliche Schuld, für Sprache, Sitte und Erziehung, für den Boden, worauf Du groß geworden biſt, und auf welchem Du Deine Thaten üben willſt, für alles, was Du von ihm haſt! — Dieß wollen wir wohl bedenken; — aber wollen wir dennoch Wohlgefallen haben an der bisherigen Kleinheit, oder ſuchen wir wieder die Größe und Erhabenheit der alten Zeit? Soll uns endlich das ganze Teutſche Land zum Tummelplatz werden, und wollen wir uns eines Volkes erfreuen, das nach altem Brauche den mächtigen Schiedsrichter in Europa zu machen berufen iſt?

Wir haben: Ja, geſagt, und wollen dem nachleben.

Jena am Burſchentage vom 29. März bis 14. Apr. 1818.

Dein Teutſcher Bruder
Carl Sand d. G. G. B.
* dem Fichtelgebürge.

*) Hingerichtet am 20. Mai 1820.

2.

Walter.*)

Laß dich nicht von Gelegenheit oder Umſtänden beherrſchen, ſondern herrſche über ſie. Bequeme dich nicht nach der Welt, ſondern bilde ſie nach deinem Innern; und das wird dir leicht, ſobald dir nur recht klar iſt, was an dem Stoffe mangelt, und wie ihm zu helfen iſt. Unverdroſſenes Hinſtreben nach einem nahe erkannten Ziel iſt die rechte Tüchtigkeit, die aber nie polternd auftritt, ſondern beſcheiden die Wahrheit liebt und ſagt, weil ſie ſich auf das Anſehen der Sache, nicht auf das Anſehen der Perſon ſtützt. Viele aber ſind berufen, und nur wenige auserwählt.

Heidelberg den 21. Sept. 1817.

Dein Freund und Bruder
Ferdin. Walter aus Cöln.

*) Berühmter Kirchenrechtslehrer zu Bonn.

3.

Witt. **)

Die Welt iſt ein concaver Spiegel, worin das wahrhaft Große ſo rieſenmäßig erſcheint, daß die frühere harmoniſche Einheit des Ganzen vernichtet wird, und das Große jetzt als ungeſtaltet hervortritt; worin das Kleine hingegen ſo gehoben wird, von den vielen zu Einem Gegenſtande ſich vereinenden Strahlen, daß dieſes nun als etwas Großes ſich darſtellt. — Studiere die Optik und laſſe Dich nicht täuſchen.

A. O. R. MDCCCXVII. Am zwei und zwanzigſten März ſchrieb dieſe Zeilen, damit Du ſeiner gedenken mögeſt.

Hamburg. —

Dein Ferdinand

**) Von Witt, genannt von Dörring.

Hors d'oeuvres.

Als die Engländer die Insel Tschusan eroberten, bildete sich zwischen ihnen und den Chinesen eine ganz neue oder vielmehr eine Ursprache in Naturlauten. Die Chinesen hatten nämlich Geflügel feil. Wollten die Engländer eine Henne, so riefen sie: »Gack, Gack!« und fortan hieß die Henne: Gack Gack! Eben so wurde für Mademoiselle Ente der treffende und zierliche Name erfunden: »Uak, uak;« Fräulein Gans dagegen: »Kreeh, kreeh« betitelt. Am ausdrucksvollsten aber wurde das Rind dargestellt; so oft die englischen Soldaten eine Kuh oder einen Ochsen wollten, streckten sie ihre Arme über den Kopf empor und brüllten: »Muh, Muh!« — Capitän Astruther war von den Chinesen gefangen genommen, und da er gut zeichnete, portraitirte er mehrere Mandarinen, welche darüber erfreut, ihm gelegentlich einige Nationalleckerbissen, Elephantenknöchelchen mit Sauerkraut, Haifisch mit Sauce u. d. gl. zukommen ließen. Eines Tages brachte ihm sein Wärter einen Teller Wildprett, welches einen so eigenthümlichen haut-goût hatte, daß Astruther mit dem Finger auf die Schüssel weisend, den Diener fragte: Quak, quak? nämlich Froschkeulen.« Der Chinese schüttelte feierlich den Kopf und antwortete: »Wau, wau!« (Hundefleisch.)

(Rheinland.)

Als neulich hier im Theater Ezzelin, nach Lessings Gemälde als lebendes Bild dargestellt wurde, auf welchem zwei Geistliche, der eine im weißen, der andere im braunen Gewande figurirten, fragte ein Zuschauer den andern, was das Bild bedeute. »De Kerl in de Mitt is an de beiden Andern Geld schuldig,« war die Antwort. — Se mahnt emm, de bruhne is 'n Slagter, de witte is 'n Bäcker. — »Ja so, nu verstah ick ett,« versetzte der Andre belehrt, und blickte mit einer Art Verachtung auf den nicht solventen Ezzelin.

J —

Literatur.

Victorine. Ein Roman von **Henriette von Bissing.** 2 Theile. Hannover, im Verlag der Hahnschen Hofbuchhandlung.

Die Verfasserin der Creolin hat diesmal die schlichte Tochter eines Landpredigerhauses aus der Lüneburger Haide zu ihrer Heldin sich erwählt, dieselbe aber, ohne alle ideale Uebertreibungen, mit so viel Seelenadel ausgestattet und in so bedeutende, die wichtigsten geistigen Interessen ansprechende Situationen und Kämpfe verwickelt, daß wir dem Leser von diesem anziehenden Roman einen recht erfreulichen Genuß versprechen dürfen. Hat sich die Verfasserin, dem Vorwort zufolge, die Veredlung ihres Geschlechts zum Zweck ihrer schriftstellerischen Arbeiten gesetzt, so können ihre Leistungen denen der Friedrike Bremer in dieser Hinsicht würdig an die Seite gestellt werden. Die Tugenden, denen wir in dem Buche begegnen, wurzeln in einem reinen religiösen Boden, ohne daß dieses Element mehr hervorgehoben ist, als die Form des Romans es verstattet. So ist der Prolog zu dem vielfältig verschürzten Lebensschicksale der liebenswürdigen Victorine ein Morgengebet auf dem Georgenberge bei Rehburg gleich im Anfange der Erzählung, und was sie hier betete, erfüllt sie aus der Kraft ihres eigenen schönen Herzens trotz aller sie umstrickenden Ränke der arglistigsten Bosheit, deren schlaueste Machinationen zu Schanden werden vor dem heiteren Gottvertrauen der muthigen klaren Mädchenseele, welche überall helfen und retten und Großes wirken kann, weil sie nie die Sicherheit verläßt, zu wissen was Pflicht sei. Von den kämpfend ihr entgegentretenden Elementen ist die Zeichnung der teuflischen Scheinheiligkeit des Pastors Hold eine sehr gelungene, während freilich dessen Verbündeter, der Gouverneur Falk, weniger zu einem deutlich ausgeführten Bilde hervorgehoben ist. Aber auch in den entfernter zurückstehenden Nebenfiguren (Förster Salm, Kammermädchen Ba

bet, Fräulein von Klein und Sophie Stolz) treten uns gar lebensfrische anziehende Erscheinungen entgegen. Mit lebhaftem Interesse haben wir unsre Heldin im Bade zu Rehburg verweilen und auf Schloß Waldburg der rettende Schutzengel eines schwer umstrickten Hauses werden sehen, und alle Bilder, welche wir auf dieser Begleitung in uns aufzunehmen hatten, waren wohlthuend, befriedigend und bereichernd. Wenn aber die Verfasserin uns auch mit einigen Scenen aus dem griechischen Befreiungskriege beschenken wollte, so ist dieser Gedanke ein weniger glücklicher gewesen, und unangenehm hat uns die Form überrascht, in welcher der Schluß der Erzählung herbeigeführt wird. Wenn zwei so tiefe Herzen, wie Victorine und Graf Waldburg, über ihr Leben entscheiden, so durfte dabei die Tändelei einer Mystification nicht vorkommen. Doch das scheint der Verfasserin auch nur so entfahren zu sein, an der wir sonst ein ernstes tüchtiges Wollen überall ehrend anzuerkennen Veranlassung finden.

Eine wichtige Lehre für ihr Geschlecht giebt die Verfasserin gleichsam beiläufig in der Geschichte der Gräfin Clementine, welche an der Liebe ihres Gatten gerade in dem Augenblicke zu zweifeln anfängt, wo diese zu der wahren höheren Liebe sich vergeistigt hat. Es ist ein häufiger Irrthum der Frauen, daß sie wähnen, die Liebe der Männer durch ihre Reize fesseln zu können. Aber dieser Irrthum ist groß. Reize vermögen nicht mehr, als ihr Name besagt, nämlich zur Liebe anziehen. Aber was den Mann fesselt, ist der Geist, das Gemüth, und ein immer angenehmes Bezeigen. Jener unglückseelige Wahn der Gräfin bringt namenloses Leid über sie und alle Glieder des Hauses Waldburg.

W.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 21. Donnerstag, 25. Mai 1843.

Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit.

Von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Mein Oheim und Vormund übergab mich in Hamburg dem Professor Zimmermann, welcher damals in der Königsstraße, dicht an dem Hause wohnte, wo einst Klopstock gewohnt hat, wo seine Wittwe dermalen noch lebte, und das jetzt auch einen Denkstein mit Inschrift, zur Erinnerung an den in jener Zeit noch überschätzten Messiassänger trägt. Man nahm es daher auch dem Fürsten Blücher sehr hoch auf, daß dieser so viel Sinn für Poesie habe, die Wittwe des berühmtesten deutschen Barden zu besuchen, und alle Zeitungen waren des Lobes darüber voll, während Wohlunterrichtete nur zu gut wußten, daß der alte Wahlstatt-Meister nur noch das Flackern einer früher von ihm geliebten Flamme, beaugenscheinigen wolle.

Zimmermann, der Sohn eines Leinwebers aus Dornburg im Weimarschen, ein Schüler Böttichers, war bei weitem der geistvollste Lehrer am Joanneo. Leider fehlte es ihm an Ausdauer; er hatte die Prolegomena zu jedem

Schriftſteller, ſowie die erſten Kapitel auf eine bewun-
rungswürdige Weiſe verarbeitet hätte er ſie ſo durchgear-
ſo wäre die ſatariſche Weiſe ſeines Lehrers vielleicht von
keinem Philologen übertroffen worden. Allein ſowohl die
Politik (er redigirte eine Zeitlang nach dem Hamburger
Befreiungskriege, an dem er ſelbſt thätigen Antheil genom-
men, den Hamburger Deutſchen Beobachter), wie ſeine
Liebe für Kunſt und Theater, welche ihn zum Autor der
bekannten dramaturgiſchen Blätter machte, zogen ihn zu
ſehr von ſeinem Berufe ab. Seine philologiſchen Arbeiten
wurden ihm auch im Jahr 1815 oder 1816 durch einen
wohl nicht ganz ungegründeten Vorwurf verleidet, daß er
bei einer Beurtheilung von Horaz Satyren, herausgegeben
von Heindorf, ſich eines Plagiats aus dem Heft des be-
rühmten Philologen Heinrichs in Kiel habe zu Schulden
kommen laſſen. Er wurde dadurch hart geſtraft, daß
Heindorf die letzten Stunden durch eine nicht ungerechte,
aber zu ſcharfe Kritik verbittert zu haben. Dazu kam ſein
Talent, ſo wie ſein Hang zur Geſelligkeit, welche ſeinen
Körper zu ſehr zerrütteten, ſo daß er zuletzt in Geiſtesab-
weſenheit verſchied, während ſeine Frau, ein zur Doctorin
promovirtes Dienſtmädchen, auch ſchwachſinnig, in demſel-
ben Krankenhauſe ſaß. — Uebrigens war Zimmermann eine
edle Natur, voll Geiſt und klaſſiſcher Gelehrſamkeit, nur
klebte ihm von ſeiner Jugend eine gewiſſe Derbheit an,
die er nicht verleugnen konnte, und die ihm, da er ſehr
leicht Parthei nahm, mit manchen Leuten verfeindete. In
dem berühmten Sängerinnen-Streit zwiſchen der Becker
und der Gley nahm er entſchieden Parthei für die erſtere,
und war in ſeinen Theaterrecenſionen oft zu ſtreng und
beißend. Zu jener Zeit kam es auf, bürgerliche Jungfrauen
»Fräulein« zu nennen, welches Zimmermann allezeit ver-
benutzte, daß er den unbeſcholtenen Damen des Theaters
dieſes epitheton den einigermaßen anrüchigen aber nur den
Titel »Demoiſelle« ertheilte, wie er denn auch mit gleicher
Berückſichtigung die verheiratheten Schauſpielerinnen bald
»Frau«, bald »Madame« nannte.

Vortrefflich war ſeine Erklärung und Ueberſetzung des Theocrits und des Terenz, worin er die ewigen Thorheiten der Menſchen auf eine unvergleichliche Weiſe in die Sprache des Tages übertrug.

Am andern Tage wurde ich vor den Schulmonarchen Gurlitt geführt, um meine Prüfung zu beſtehen. Ich erlernte bald, wie alle meine Schulkameraden, vor ihm erzittern, und thue dies noch im Gedanken an den alten Herrn, dem ſchon der Kirchhof ein ewiges Stillſchweigen auferlegt hat. In der That, wenn ich mir eine Indigeſtion zugezogen habe, und dieſe ſich durch böſe Träume rächt, ſchickt ſie mich, vielleicht auch aus Verzweiflung, weil mich wenige Dinge ängſtigen, hingerichtet werden z. b. m. ſogar amüſirt, — als an einem Montag Nachmittag in die Schule, wo ich bei Gurlitt ein extemporale ſchreibe, bei welcher Gelegenheit ich denn jedes Mal mit dem: »Gott ſei Dank, es war nur ein Traum!« erwache.

Meine Hoffnung, im Lateiniſchen nach prima zu kommen, wurde, obgleich ich dieſe Promotion wohl verdient hätte, nicht erfüllt. Ich lernte damals ſchon den böſen Dämon kennen, der ſich all' mein Lebtag meinen Beförderungen im Wege geſtellt hat. Dagegen hätte ich nach der Gellert'ſchen Görgen-Theorie im Griechiſchen beinahe mein Glück gemacht. Mir wurde nämlich die Erzählung von Biton und Kleobis zum Ueberſetzen vorgelegt, die ich grade acht Tage vorher bei meinem Ueterſer Rektor exponirt hatte. — Auch half ich mir immer, wenn der alte Gurlitt nach den Zeiten fragte, ſehr glücklich mit dem Aoriſtus primus. Als ich aber ein Plusquamperfectum eben ſo fixiren wollte, rief der alte Gurlitt kopfſchüttelnd: »O mein liebes Kind, was ſind Sie desperat zurück. Ich kann Sie höchſtens in tertia graeca ſuperior ſetzen.

Alle, die den ſeligen Doctor Gurlitt kannten, werden darin übereinſtimmen, daß dieſer wirklich große Schulmann, dem die Primaner mit militäriſcher Subordination gehorchten, vor deſſen Anblick die Secundaner in den combinirten

Stunden saß vor Angst, verquirlten, weil er das Princip der disciplina scholastica mit eiserner Ruthe handhabte, so sonst ein höchst humaner und gutmüthiger Mensch war. Incurious in Bezug auf die Dinge des Lebens, verwechselte er Fouqué und Fouché, litt nicht, daß die gewandten Hamburger Kutscher ihn schnell fuhren, und obgleich viele Großstädter einen magnetischen Tact haben, die Dichtigkeit des Wagens auf eine Linie Nähe zu fühlen, und ihr auszuweichen; rief er, den Uebersetzer der Pindarschen Gesänge, nicht selten dem Wagenlenker zu: »Halt Barbar, Du fährst einen Menschen über!« Ein galanter Witz entwaffnete ihn auf eine komische Weise, und er pflegte dann, bestürzt, dieser Geisteskraft ganz ungewöhnliche Benennungen, wie »Mathematik« oder »Poesie« zu geben. Als er einmal bei Tische die Bemerkung ausgesprochen hatte, daß es doch nie zwei Tage hinter einander stürme, bemerkte die Hausfrau: daß es auch nie zwei Tage hinter einander regne. — »Wie das?« fragte Gurlitt erstaunt. »Es ist allemal eine Nacht dazwischen,« belehrte ihn die Dame. »Nun das zeigt von mathematischem Verstande!« entgegnete Gurlitt verwirrt.

Einer seiner oft in der Schule wiederholten Professorenwitze war die Erklärung über den infinitivus historicus. Nachdem er gezeigt hatte, daß dieser gewissermaßen in der menschlichen Natur liege eigentlich der Infinitiv des Affects sei, wie »me hoc pati, me hoc ferre? den die kindliche Sprache der Grammatik erfunden habe, pflegte er oft hinzu zu fügen: »Es gab viele Theologen, die sich bemühten, den infinitivus historicus durch das ausgelassene Wort „coepit“ zu erklären. Dieser falschen Meinung war auch ein alter Scholarch der Schule zu Magdeburg oder Klosterbergen, der bei einem öffentlichen Examen den examinirenden, den Livius docirenden Collaborator daran erinnerte, daß er seine Schüler doch fragen solle, von welchem Worte der infinitivus historicus abhänge? Der prüfende Lehrer, der den Ungrund dieser Ansicht kannte, vermied die Frage, bis der Scholarch, am Ende ungeduldig, die Schüler mit den Worten belehrte: »Der infinitivus historicus hängt

von coepit ab.« — Schweigend ließ der Lehrer die jungen Leute weiter explicieren, bis am Ende das ihn rächende Wort „coepisse" als infinitivus historicus kam. »Von welchem Worte hängt der infinitivus historicus ab?« fragte nun der gekränkte Collaborator. »Von dem Worte coepit,« rief die Jugend. »Recht,« entgegnete der Lehrer — „coepit coepisse". —

Gurlitt's Lob war sehr spärlich. Zu einem der ersten jetzigen hamburger Prediger sagte er einmal, und das war das größte Lob, womit ich ihn Jemand habe beschenken hören: — »Wenn Sie so fortfahren, fleißig vertiren und revertiren, so ist Hoffnung vorhanden, daß Sie ein Fünkchen lernen.«

In politicis war er dänisch gesinnt, und strich jedesmal den jungen Hamburgern, die in ihrem vitae curriculo beim Eintritt in prima der Besetzung Hamburg's in der Franzosenzeit nicht zum Lobe jenes Staates erwähnten, mit der Bemerkung: hoc falsum est, ut ex scriptis Hafneri (des dänischen Obristen) apparet. — Am empfindlichsten war Gurlitt gegen Wunden. Die Vorstellung davon und die Erwähnung derselben scheuchte er immer mit den Worten: »Schweigen Sie still, ich kriege Krämpfe.« Hierauf bauend, befreite ich einmal einen Carl H — aus dem Kerker, indem ich Gurlitt von dem kranken Arm des Arrestanten erzählte.

In religiöser Beziehung war Gurlitt ein höchst eifriger Rationalist. Er war einer von den Wenigen, welche es verweigert hatten, die symbolischen Bücher zu beschwören, welches er oft in der Klasse mit den Worten erzählte: »Einige hamburger Rindfleischseelen wollten durchaus, daß »ich die symbolischen Bücher beschwören sollte; ich habe es »aber doch nicht gethan und der Senat hat mich doch nicht »zwingen können, gegen meine Ueberzeugung zu handeln.«

Ich arbeitete in dem ersten halben Jahre so fleißig, daß ich mir nicht einmal einen Theaterbesuch vergönnte. Zum ersten Male wollte ich um die Osterzeit des Jahres 1815 einen Ausflug nach Harvestehude machen, wo unter den Eckmühlischen Ruinen, welche damals ganz Hamburg

umsäumten, das erste noch sehr provisorisch aussehende Wirthshaus sich wieder erhob. Gurlitt saß mit seinen Eleven, dem Grafen Moltke und von Both, vor dem Häuschen. Kaum gewahrte er mich, als er fein: De Kobbe! rief. »Hören Sie mein liebes Kind,« fuhr er fort, »in Ihren Jahren war ich nicht so desperat zurück, wie Sie es jetzt sind. Und doch feierte ich den Ostertag, anstatt vor die Thore Leipzigs zu gehen, nur damit, daß ich aus der Clavis Ciceroniana, die ich mir vom Morgenbrod abgespart hatte, vertirte und revertirte.«

Obgleich mich schon ein Fröstela bei dem ersten Anruf befallen hatte, so verließ mich doch mein guter Humor nicht. »Das mußten Sie auch wohl thun, Herr Doktor,« versetzte ich.

»Wie so?«

»Sie hatten nicht einen so guten Direktor wie ich, in dessen Schule man in der Woche so viel gelernt hat, daß man sich Sonntags durch einen Spaziergang erholen kann.«

»Gehen Sie nur,« antwortete Gurlitt fast mädchenhaft verlegen, »Sie sind ein Poet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Der bekannte Witt, genannt v. Dörring, welcher jetzt auf seiner Herrschaft Pschow bei Ratibor lebt, und ein unstätes bewegliches Leben mit einem häuslichen stillen Wirken als Gutsbesitzer vertauscht hat, hat eine Brochüre veröffentlicht, in welcher er sich folgendermaßen resumirt.

»Es ist nicht bloß moralische Pflicht des Staates, sondern gradezu Pflicht der Selbsterhaltung für selbigen, dem Branntweintrinken Einhalt zu thun, welches aber für den Augenblick ganz unmöglich ist, weil die Branntwein-Produktion nicht ohne die erheblichsten

»Nachtheile für Staat und Landwirthſchaft »beſchränkt werden kann, auch dies zu keinem »Ziele führen würde, und eine arge Unbilligkeit »gegen den gemeinen Mann darin läge, ihm »den Genuß des einzigen, ſeiner Lage anpaſ»ſenden ſtärkenden Getränkes zu entziehen, »während dem Reichen ſo viele zu Gebote »ſtehen.

»Um nun aber den Hauptzweck zu erreichen, ohne irgend »ein wahres Intereſſe zu verletzen, mache ich den Vorſchlag, »daß man folgende Preis-Aufgabe unter Ausſetzung einer »der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſenen Belohnung »von mindeſtens zehntauſend Thalern aufſtelle, wozu ich »ſofort Einhundert Dukaten anweiſe

»Auf einfache Weiſe aus Kartoffeln ein ſchmackhaftes »Bier zu bereiten und demnächſt dem Spiritus eine »bis jetzt noch unbekannte und lohnende Verwendung, »z. B. zur Heizung und Beleuchtung im Großen anzu»weiſen.«

Herr Witt v. Dörring bittet alle Journale um Bekanntmachung dieſes Aufrufs, welcher Bitte meines Jugendfreundes ich um ſo eher Folge leiſte, als der Provokant nobler Weiſe ſich ſelbſt mit hundert Dukaten bei der Förderung ſeines Evangeliums betheiligt. Th. v. K.

Der ehrwürdige Stammvater der zahlloſen Descendenz der Druckfehler iſt wol „Spalmorum ſtatt Psalmorum“ in der Unterſchrift des älteſten datirten Druckwerkes, des Pſalters von 1457, der in Mainz erſchienen iſt. »Man ſieht,« ſagt das »Vaterland«, »auch die Druckfehler können ſich, wie alle Sünden, auf ein »hiſtoriſches Recht« berufen.«

(Poſaune.)

Ein irländiſcher Schriftſteller W. Sampſon verſichert, daß die hannoverſchen, milchbraunen Pferde des Königs

Georg mehr Domeſtiquen hätten, als der Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

(Freikugeln.)

Vague-meſtre — Vas iſt das — Bohr (für Bauer, im verächtlichen Sinne,) — Trinquons, — Schnapps, ſind bekanntlich franzöſiſche Worte, die von deutſchen Eltern oder Lippen ſtammen. Jetzt hat ſich auch das ſinnige Vergissmeinnicht dort das Bürgerrecht erworben, was um ſo auffallender iſt, als die Ausſprache dieſes Worts der franzöſiſchen Zunge ohne Zweifel raſend ſchwer wird, und halb tragiſch, halb komiſch klingen wird, wenn es vom Rhein zu uns herüber ſchallt. —

Th. v. K.

In Weimar lebte in früheren Jahren eine Sängerin, »Peterſilie,« die um ihres Namens willen, vielen Spott ertragen mußte, und ſich am Ende entſchloß, bloß denſelben auf die letzten Sylben, Silie zu reduciren. Jetzt aber las man gar bald in den öffentlichen Blättern: Der Demoiſelle Silie ſei ihr Peter davon gelaufen.

Wenn alle die Sängerinnen, denen die Liebhaber davon laufen, Silie hießen, ſo würde der Name Silie bald mehr gang und gäbe werden, als jetzt der Name Meier es iſt.

---

*) Was doch auch wol eine Pferdearbeit iſt.

D. R.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 22. Donnerstag, 1. Juni 1843.

Heinrich Heine's neuestes Gedicht.

Der bekannte dänische Dichter Andersen erfreute vor einigen Tagen auf der Rückreise von Paris Oldenburg mit seinem Besuch. Es ist mir interessant gewesen, diese Jean Paulsche Natur, dieses reiche poetische Gemüth kennen zu lernen. Andersen hat bereits bei der deutschen Lesewelt einen sehr guten Klang, er gilt nach der Parömie, der Prophet u. s. w., fast mehr in Deutschland und in Schweden, als in Dänemark, wo er eigentlich keine zünftige Poetenerziehung genossen hat. — Sein Album, welches er bei sich führt, enthält mehre interessante Handschriften berühmter Männer und Frauen, so wie Zeichnungen (z. B. von Thorwaldsen) und Compositionen (z. B. von Liszt). Von den französischen Dichtern haben, drollig genug, Alexander Dumas und Victor Hugo, jeder hier einen Monolog aus ihren letzten Dramen aufgezeichnet. Zu den interessantesten Beiträgen dürfen wir den von Heine zählen, welchen ich hier mit Erlaubniß des Besitzers veröffentliche.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit liebem Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimath! mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlöscht der letzte Stern —
Mein Herz wie schwer! die Heimath wie fern!

Diese Weise, die ich hier in das Album meines lieben Freundes Andersen schreibe, habe ich den 4. Mai 1843 zu Paris gedichtet.

Heinrich Heine.

Da Andersen mir auch die Ehre erzeigte, mir das Bürgerrecht in seinem Album anzubieten, so schrieb ich, in Erwägung, daß seine herrlichen Mondbilder in der Form von le Suge hinkendem Teufel wol am meisten furore in Deutschland gemacht haben, und daß Andersen sich auch jetzt mit dem reichen Stoff, den der ewige Jude darbietet, herum trägt, ihm folgende Worte:

Impromptu.

Da Du mit Ahasver verkehrst,
So lehr er Dich vor Allem, lange leben,
Zwar magst Du dann und wann hinauf zum Himmel schweben
Wenn Du nur wieder nieder fährst.

Erst wenn der Sonne wie den Sternen,
Du Geist und Herz, wie jüngst dem Mond
Hast eingehaucht — dann bleibe in den Fernen,
Weil sich es gut im eignen Himmel wohnt. —

Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit.

Von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Vier bis fünf Stunden in jenen Schul-Jahren die geistige Manna der Lehre in der Wüste des Nichtwissens einzuschlucken, ohne diesen Genuß mit dem eines Butterbrodes abwechseln zu lassen, ist mehr, als man von dem Magen eines wiß- und eßbegierigen Jünglings verlangen kann. Daher wurde in den Zwischenstunden, gewöhnlich um zehn Uhr, das gastliche Dach des Herrn Oldach aufgesucht. Ehre seiner Asche, denn es ist, da es in der kleinen Johannisstraße lag, auch von den Flammen verzehrt, die noch gieriger waren, als unser Schüler-Appetit, der sich mit dem Ankauf der herrlichen Eiermahne begnügte, wovon oft in wenigen Minuten eine ganze Auflage vergriffen wurde, so daß sie stolz die umschließenden Makulatur-Tüten verspotteten. Aber die Eiermahne waren auch ein ungemein verführerischer Jugendfraß (sit venia verbo), sie mundeten vielleicht, die Zimmermannschen ausgenommen, mehr als aller geistigen Nahrung des Joannei.

Immer mehr kam das Eiermahnessen in Mode, wer seinen Bedarf holte, bekam gewöhnlich eine so große Menge Commissionen, daß er wie ein bepacktes, aber sehr gerne gesehenes Kameel zurück kehrte. Dieser Umstand brachte mich später, als ich schon ein Klassiker geworden war, auf die Idee, eine Eiermahnspost in prima zu errichten, welche um 10 Uhr zum Oldach eilte, und die vorher bestellten Commissionen gegen einen Abzug von 25 Procent an Geld oder Brod effectuirte. Jetzt ward die Sache bequem, man

bestellte und erhielt fünf Minuten nach zehn Uhr Oldachs Kunstgebilde. — Anfangs lachte man über mich, rümpfte wol gar die Nase über mein Geschäft, welches Gurlitt gewiß eine ars sordida (schmutzige Kunst) genannt hätte, quia lucri causa exercebatur, (weil sie um des Geldes willen betrieben wurde) allein bald hatte ich mein Geschäft so vergrößert, daß der Packenjude zum Rothschild geworden war. Ich betrieb jetzt dasselbe systematisch, nahm unter meinen Commilitonen Laufpferde an, die wieder eine tantieme erhielten. Ich hatte aber von diesen fremden Bewegungen nicht nur ein freies Dejeuner, sondern noch einige Schillinge für den Alsterpavillon überher, und das Bewußtsein, ein sehr bequemes Institut für die ganze Schule eingeführt zu haben. Denn kaum war meine Thurn- und Taxische Institution bekannt, so führte der Trieb zur Nachahmung diese Primanereinrichtung natürlich in alle Klassen ein, und Schlag zehn zogen jedesmal sieben Schüler, vom Primaner bis zum Septimaner, zum hungerstillenden Oldach, wo alsbald eine Menge hübsche Ladenmädchen es zu ihrem Brotstudium machten, die eiligen Posten zu expediren.

Es sind jetzt mehre meiner damaligen Postpferde angesehene Menschen in Hamburg geworden, und ich kann nicht umhin, zwei derselben, die Sache bleibt ja unter uns, an ihr späteres undankbares Benehmen gegen mich zu erinnern. Ich fürchte, ich fürchte, sie werden, wenn nicht schon hier auf Erden, gewiß jenseits zu Schlittenpferden und Karrengäulen werden. — Ich aber verzeihe ihnen doch und bete zu Gott: »Herr gieb ihnen ihr täglich Brod, wie ich es ihnen früher gegeben.«

Meine Mitpensionäre im Zimmermannschen Hause waren der jetzige Physikus Dr. Buek in Hamburg, der Arzt Roenberg in Cuxhaven und später Charles Melisch, der Sohn des englischen Generalconsuls in Hamburg. Die beiden letzten waren nur Tertianer, Buek Primaner, ich stand als Sekundaner, diesen fürchterlichen Abstand vermittelnd, zwischen ihnen. Durch Buek

wurde ich bei ſeiner elterlichen Familie in Eppendorf, die ſpäter nach Hamburg zog, eingeführt, wo ich unter den liebenswürdigſten Menſchen manche ſelige Stunden, deren Erinnerung noch duftend ſich vor mir aufthut, verlebte. Buek war ein Menſch des Verſtandes, voll Kenntniſſe, ohne Hang für Poeſie, aber doch nicht ohne Phantaſie, wenn es einen Schabernack oder eine Myſtification galt, z. B. zwei Leuten ein Herausforderungsbillet zu ſchreiben, und ſie auf einen beſtimmten Ort zu citiren, wo dann die Mißverſtändniſſe ſpäter von ihm als deus ex machina aufgeklärt wurden, u. d. m. — Einer ſehr komiſchen Scene, welche er veranlaßte, muß ich hier noch Erwähnung thun. Sein Vetter Georg, der jetzige Oberauditeur, damals auf der Amtsſtube in Neumünſter angeſtellt, wurde zum Beſuch erwartet. Mein Contubernale beredete mich, ich ſolle mich wahnſinnig ſtellen, und zwar bis zu einem gewiſſen Grade, wo er mich durch Magnetismus ſcheinbar calmiren, und dann zum Hellſehen bringen wolle. Georg kam und ging in die Falle. Er fand mich eifrig ſchreibend, ich hatte folgendes Gedicht verfaßt:

Alle Sonnen ſind gezählt
Alles iſt auf Erden vermählt,
Keiner will alleine ſein,
Conſequent wie Branntewein.
Steig in die Lüfte,
Bringe mir Quark,
Fünftauſend
Das geht nicht ſo
Generaladjudant von Cicero.
Napoleon iſt ein Magiſter
Von Papiermaché
Wie grüner Thee.

Georg beurtheilte daſſelbe nicht ohne Witz, und verſuchte auf meine Ideen einzugehen. Wir redeten von manchen Dingen und namentlich von Irrenhäuſern, die ich beſucht, wobei Georg gegen den Vetter bemerkte, es käme da mancher heraus, welcher noch hinein gehöre. Ueber dieſe Aeußerung konnte dieſer ſeinem unterdrückten Lachen freien Lauf laſſen, während ich, ſo ſehr meine Muskeln

zuckten, Contenance halten mußte. Als mir dieses aber zu schwer wurde, affektirte ich eine Berserkerwuth, ich wurde hierauf, mich sträubend, auf das Bette gelegt; Buck manipulirte, und ich fiel scheinbar in Schlaf. War der Vetter schon über diese Procedur erstaunt, und sah er mit seinen kleinen pfiffigen Augen schon so betroffen aus, wie ich mir einen Rationalisten denke, der ein Bettuch für ein Gespenst hält, so war dies doch noch viel mehr der Fall, als Buck, welcher übrigens schon damals als ein amanuensis im Hamburger Hospitale fungirte, den Georg bat, irgend ein Buch zu nehmen, er wolle es mir auf die Magenhöhle legen, damit ich die geschriebene Schrift von dort aus lese. — Nun war schon Alles im Voraus berechnet, zur Hand lag ein Horaz, der schon so bearbeitet war, daß, wenn man ihn von ungefähr aufschlug, man die Ode:

„Quem virum aut heroam lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio."

treffen mußte. Alles ging nach Wunsch. Ich hatte die Ode gut auswendig gelernt, und setzte den Neumünsterer Amtsschreiber in eine bodenlose Verwunderung. Aber ich kam mit meinem Recitiren nicht zu Ende, ein krankhaftes Gelächter bemächtigte sich meiner, ich sprang aus dem Bette, bat den guten Georg um Vergebung, daß ich mich durch seinen Vetter zu diesem Betruge habe verführen lassen, und schob auf diesen lediglich alle Schuld.

Und Georg, — — »Mein Gott, nun spricht er wieder ganz vernünftig,« bemerkte er hocherstaunt, »ich habe nie einen so wunderbaren Wahnsinnigen gesehen.« Aber daß mein Irresein nur ein vorgegebenes sei, davon konnten wir den Befangenen an dem Abende auf keine Weise überzeugen, und mehre spätere Besuche gehörten dazu, ehe ich als ein Vernünftiger von dem Mystificirten anerkannt wurde.

Roenberg, ein guter Kopf und ein herrliches Gemüth, hatte eine Eigenschaft, welche das viele Hamburger Geld und namentlich die vielen Diners sonst nicht aufkommen lassen.

Er war ein Enthuſiaſt, der lieber heute als Morgen für das Wohl der Welt geſtorben wäre, immer begeiſtert, immer excentriſch, ein merkwürdiger Gegenſatz von Buek und Melliſch.

Als Tertianer war ihm das Rauchen verboten, Zimmermann geſtattete eigentlich nur dem Primaner ein Pfeifchen zu ſchmauchen. Als er aber meine Gleim'ſche Pfeife und Tante Guſte ihre Tabacksdoſe geſehn, ſchlug er die Hände über den Kopf zuſammen und rief: »Alſo zwei Laſter. O Herr Jehſes! Nun, Eins müſſen Sie ſich abgewöhnen, entweder das Bleffen oder das Schnupfen.« — Ich verabſchiedete auf Roenbergs Fürbitten die Tabacksdoſe, der jetzt unter meiner Firma ſein Rauchopfer den Göttern der tertia brachte.

Roenberg ſah ich vor einigen Jahren in Ritzebüttel wieder, wo derſelbe als Arzt, im Beſitze einer äußerſt liebenswürdigen Gattin lebt. Ich ſprach nicht lange mit ihm, er redete gut und vernünftig, indeſſen ſchien das alte Feuer der Königsſtraße nicht mehr in ihm zu lodern, wie in Hamburg. Schade, daß man das Jugendfeuer mit dem philiſtröſen Waſchwaſſer des Lebens ausgießen muß, um den Philiſtern als ein ausgebrannter Krambambuli zu munden. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Die Welt wird immer unharmoniſcher, ſelbſt das ungeſchickte Streichen der Cenſoren erregt Mißtöne. Charivari von unten, Charivari von oben.

Th. v. K.

In Atens wohnte ein alter Schiffscapitain, welcher vor Jahren einen Rock trug, welcher, wie man zu ſagen

pflegt, gräulich saß. — »Capitain,« fragte ich denselben, »wer hat den Rock gemacht?« »Schneider N. N.« »Aber um Himmels willen, warum lassen sie ihn nicht ändern?« »Das will ich Ihnen sagen: Jedermann fragt mich, welcher Schneider mir den Rock gemacht habe, und da muß ich zuweilen zwanzig Male an einem Tage seinen Namen als warnendes Beispiel hinstellen. Ich trage diesen Rock lediglich, um mich an dem verdammten Ziegenbock zu rächen.«

F.

Nummer 40 des Bremer Unterhaltungsblattes enthält folgende Anfrage: »Worum kriegt de Ol- und Neſtädtſchen Beeſter enen Dag fröher Gras to freten, als de Forſtädtſchen? — De Ol- und Neſtädtſchen ſund den Twolften updreben, un de Forſtädtſchen erſt den Darteinſten; ſund jene wol beter as düſſe?«

Die Anfrage iſt naiv: »Keen Bedeligter« unterzeichnet.

Scherz- und Sinngedichte

von Freimund Bitterſalz. *)

(Eingeſandt.)

1.

Sechs Sakramente giebt es nur, rief Fix,
Wer mehr glaubt, iſt nicht klug, beim Styx!
Denn wiſſen muß es jedes gläub'ge Kind,
Daß Eh' und Buß' nur eines ſind.

2.

Wann iſt zu heirathen denn Zeit?
Ich bitte, wollet mir es ſagen.
— »Ihr müſſet warten, wenn ihr jung noch ſeid,
Und wenn Ihr alt, ſo dürft Ihr's nicht mehr wagen!«

*) Einiges als Probe aus einem nächſtens erſcheinenden Damenalmanach.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 23. Donnerstag, 8. Juni 1843.

Letzte Augenblicke eines Pferdehändlers. *)

(Aus dem Marstall.)

In dem kleinen Gemach über den Ställen eines gewissen Hofes, lag auf dem Todesbett ausgestreckt der kaum noch athmende Jonathan Ginger, Pferdehändler und Vermiether zu London. Das bleiche und aufgedunsene Gesicht, die eingesunkenen Augen, die früher mit so lebhaftem, listigen Ausdruck sprachen, in denen aber jetzt leider! »keine Spekulation« mehr zu lesen war, und der kurze schnappende Athem, der deutlich bekundete, wie oft er Basklay's Doppelstarken und Hodge's Dreimaldestillirten zugesprochen — dies Alles zeigte nur zu augenscheinlich, daß Mr. Jonathan Ginger den Tod in der Flasche gefunden habe, und daß er nun in der Macht des grimmigen

*) An dem heutigen Medartustage, beiläufig gesagt, dem Geburtstage des Verfassers, würde derselbe gerne, zu Ehren der oldenburgischen olympischen Spiele, dem weltberühmten Oldenburger Pferdemarkte, seinen Lesern etwas zum Besten geben, was, wie der weiland Marionettenspieler Schwabe sagte, zu die Scene paßt. Aus Mangel an Pferdeverstand muß er sich aber betragen, als ob er neun von Null abziehe, d. h. Einen borge und Einen im Sinn behalte.

Ungethüms stehe, das seine Klauen bereits ausstreckte, um seinen Raub zu ergreifen, mit dessen Todeskampf es [illegible] zu spielen schien.

Das ungewisse Licht, welches in das über der Einfahrt liegende Gemach drang, genügte kaum in Verbindung mit den schwachen Strahlen eines Talglichts, die Zierrathen zu erhellen, mit welchen die Wände geschmückt waren. Nachdem sich aber das Auge ein wenig an das Helldunkel des Zimmers gewöhnt, veränderte sich allmälig die Schwierigkeit, die umgebenden Gegenstände zu erkennen, und es zeigte sich dann, daß der Geschmack des Eigenthümers sein Schlafgemach hauptsächlich mit Geschäftsartikeln ausgeputzt habe — z. B. mit verschiedenen netten Peitschen und Gurten, die in genauster Ordnung über einander hingen; einigen Paar Sporen, die einen grade und stark, die andern etwas aufwärts gebogen, und wieder andre, deren Stangen sich einigermaßen in der entgegengesetzten Richtung neigten; seltsamen Gebissen von fast jeder denkbaren Form, und Steigbügel jeder Art — leicht und feingearbeitet, für den Jokey, stark und brauchbar für Feld und Straßen, viereckige, halbe und eirunde.

Ueber diesen Lieblingsstücken der Phantasie unsers Pferdehändlers hingen gemalte Holzschnitte in eichenen Rahmen, deren Gegenstände bezeichnend für den Geist ihres Besitzers waren. Hier sah man zwei Kampfhähne, bespornt und den Hals ausgestreckt, begierig die Eröffnung des Kampfes erwarten, und jeder lauerte auf eine falsche Bewegung seines Gegners, um ihm den glänzenden Stahl in einen Lebenstheil zu jagen. Daneben war das schöne Gemälde eines invaliden Matrosen von Greenwich mit einem Arm und einem Bein befestigt, der in seiner übriggebliebenen Hand kaum Kraft genug zu haben schien, um eine mächtige Trinkkanne zu halten, während sein Gesicht die glückliche Harmlosigkeit eines Bachuspriesters zeigte. Eben so waren zahlreiche Darstellungen von wagehalsigen Söhnen des heiligen Hubertus zu sehn, die auf ihrem modernen Pegasus über Hecken, Gräben und Flüsse flogen; ferner Porträts »nach dem Leben gezeichnet« von mehreren Präsidenten bekannter »freier und fröhlicher« Clubs, und — wir schämen uns es zu sagen — selbst drei oder vier sehr lockende Bilder von Frauenzimmern, deren lockerer Lebenswandel ihren Namen und ihre Personen der Nachwelt sicherer aufbewahrt hatte, als die strengste Sittlichkeit und Tugend es gethan haben würde. Das Gemach war eng

und heiß, und die ſtarken Ausdünſtungen von Arznei und Wachholderbeerbranntwein, welche daſſelbe erfüllten, würden unter andern Umſtänden diejenigen hinausgetrieben haben, deren Geruchsſinn nicht durch Krankheit, oder durch lange Gewöhnung an ähnliche Gerüche geſchwächt war, aber gegenwärtig athmeten die Anweſenden dieſelben achtlos ein, und ihre ängſtigenden Empfindungen kümmerten ſich nicht um ſolch unbedeutenden Uebelſtand.

Der Doktor hatte ſich noch nicht lange entfernt, und dem Patienten anempfohlen, alle weltlichen Angelegenheiten zu ordnen, die etwa ſeine letzten Stunden trüben möchten, und dem zu Folge hatte Mr. Jonathan Ginger ſeine Familie an ſein Bett kommen, und ſeinen Freund und ſein Faktotum Bill Spath, (ſogenannt wegen eines ziemlich lahmen Knie's) holen laſſen, der die letzten Ermahnungen, welche er dem Sprößling ſeiner Lenden geben wollte, als Zeuge anhören, und ſeine letzten Anweiſungen in Bezug auf gewiſſe Geſchäftsſachen, die wie eine Laſt auf ſeiner Seele lagen, empfangen ſollte. So lag er nun auf einige Kiſſen geſtützt, die Nachtmütze feſt über die Augen gezogen, mit einem Glas Branntwein und Waſſer in der einen, und der Pillenſchachtel in der andern Hand, und auf der einen Seite ſtand ſeine beſſ're Hälfte, eine ſtarke, dicke Frau, deren Geſicht von Schnapsblüthen glänzte, welche um ſo mehr hervorſtachen, als ſie von Thränen befeuchtet waren, und auf der andern ein lang aufgeſchoſſener rothköpfiger Burſch mit verlängertem Geſicht, und halboffnem Munde, als wenn er im Begriff wäre, ſeinen Schmerz auszuheulen, während ſeine Schweſter Miß Gemima Ginger, ein ziemlich hübſches kerniges Exemplar weiblicher Schwäche, die Oeffnung zwiſchen den Vorhängen am Fuße des Bettes einnahm, und ſich ſchweigend, mit wechſelnder Sorge die Augenwinkel mit einer ſchmucken ſchwarzſeidnen Schürze auswiſchte, deren Kleinheit zeigte, daß ſie mehr zum Staat als zum Nutzen gemacht worden ſei. Ein kurzer Huſten des ſcheidenden Pferdehändlers, der Bill Spath den pathetiſchen Ausruf entlockte: »Armer Kerl, Ihr keicht, wie wenn ihr den Dampf hättet« — leitete den Rath des ehrlichen Mannes an ſeinen hoffnungsvollen Sohn und Erben ein.

»Samuel, ich bin Dir immer ein Vater geweſen, und ich hoffe, Du wirſt Acht haben auf die letzten Worte, die Du von meinen Lippen hören wirſt. Der Doktor ſagt, es ſei wenig Hoffnung mehr für mich in dieſer Welt, und

das denk' ich, ist meine Schuld, warum hab' ich nach ihm geschickt, und nicht sogleich unsern Pferdedoktor Mr. Drewd holen lassen, der mich gewiß so gut als in keiner Zeit kurirt hätte, wie er vor Kurzem den Grauschimmel geheilt hat, den wir Alle schon als Futter für die Hunde ansahn,... Uh! Uh! Uh!... Du erinnerst Dich des Grauschimmels, Bill, den ich nachher für 150 Pfund an Lord Softsey verkaufte?«

»Freilich, Ihr meint den, der so sehr an der Lunge litt, weshalb er ein solcher Pfeifer war, das arme Thier!

»Denselben, Bill; nun Gott helf mir, ich werde für keinen Pfeifer in dieser Welt mehr Bürgschaft leisten, denn —

»O sagt nicht so, sagt nicht so« — unterbrach ihn Bill, der bei dem bloßen Gedanken an den beklagenswerthen Fall tief betrübt war.

»'S ist wahr, Bill, ich fürcht', 's nur zu wahr. Nicht daß ich nicht davon kommen wollte, wenn ich könnte, aber 's ist Gottes Wille, daß ich's nicht soll. — Ich fühle, daß ich schwach werde, und so (— hier nahm er einen tüchtigen Schluck Branntwein und Wasser, mit einem Blicke auf die Pillenschachtel) — will ich mit den wenigen Rathschlägen anfangen, die ich Dir zu machen habe, Samuel, und wenn Du denselben folgst, dann zweifl' ich nicht, Du wirst ein angesehener Mann, und hast Dein Fortkommen in der Welt, wie Dein Vater vor Dir gehabt hat.

Erstens also: bezahle niemals baar Geld für ein Pferd, wenn Du es gegen einen Wechsel bekommen kannst, denn ein Wechsel ist nicht ohne Klage einzutreiben, und es ist erstaunlich, wie wenige Leute in die Hände der Advokaten kommen mögen, weil sie wissen, daß sie von ihnen auf die Länge gerupft werden. Ist das Geld einmal bezahlt, dann ist's hin; wenn aber ein Wechsel fällig ist, und Du denkst ihn zu bezahlen, dann kannst Du immer eine Geschichte machen, und sagen, das Pferd sei schlecht eingeschlagen, und auf solche Weise etwas abzwacken; doch Niemand denkt daran, etwas herauszugeben, wenn er einmal das Geld in der Tasche hat.

Ferner: wenn Du kannst, kaufe lieber von einem Gentleman, als von einem Händler; denn Jene verstehen wenig oder nichts von Pferden, und 's ist nichts leichter in der Welt, als sie zu überreden, daß das gesündeste Pferd auf

der Erde hundert Fehler hat, und nicht die Hälfte des Preises werth iſt, den ſie dafür verlangen; aber ein Pferdehändler hat ebenfalls den Rummel weg, und läßt ſich auf ſolches Spiel nicht ein.

Wenn Du einen Tauſch machen kannſt, ſo thue es lieber, als daß Du baar Geld bezahlſt; denn Du biſt ein erbärmlicher Pferdehändler, und ich ſehe alle Müh' und Noth, die ich mir genommen, um Dich in den rechtſchaffnen Grundſätzen unſers Geſchäfts zu unterrichten, für verloren an, wenn Du aus dem Handel nicht immer den größten Vortheil ziehſt. —

Leiſte Bürgſchaft für Alles, für geſunde und ungeſunde Pferde; denn wie ich Dir ſchon geſagt habe, es giebt wenig Leute, die nicht ein ungeſundes Pferd lieber haben, als eine Advokatenrechnung. Außerdem ſind Pferde lebendige Weſen, und da dieſe allezeit Krankheiten ausgeſetzt ſind, ſo können ihnen dergleichen zugeſtoßen ſein, nachdem Du ſie verkauft haſt. Du verſtehſt mich. Eine Bürgſchaft iſt das Mark und Bein eines Handels. Mancher Gentleman kauft nicht einmal das beſte Pferd, das jemals auf vier Beinen gegangen iſt, wenn er nicht Bürgſchaft dafür erhält, und wenn ſie ſo leicht zufrieden zu ſtellen ſind, ſo wäre es deshalb ſchade, einen guten Handel verderben zu wollen.

Wenn Du Bürgſchaft geleiſtet haſt, daß ein Pferd ruhig im Zeuge geht, und es ſchlägt dennoch einem Gentlemann die Kaleſche in tauſend Stücke, ſo kannſt Du es zurücknehmen, vorausgeſetzt, daß er ein guter Kunde iſt, aber erſt nachdem Du ihm ein andres zu demſelben Preiſe verkauft haſt, das nicht die Hälfte des Geldes werth iſt. In der ganzen Welt heißt getauſcht nicht geſtohlen.«

Hier füllte Mrs. Ginger, welche ſah, daß es ihrem Manne ſchwer wurde zu athmen, auf's Neue ſein Glas mit Branntwein und Waſſer, und bat ihn, ſich nicht ſo ſehr wund zu reden, da Bill ſeine Art und Weiſe, Geſchäfte zu machen, vollkommen verſtehe, und nicht ermangeln würde, Samuel mit ſeiner Lehre und Erfahrung zur Hand zu gehn.

»Es hilft nichts, zu mir zu ſprechen, Mrs. Ginger,« erwiederte der Sterbende; »ein Wort aus meinem Munde, zu ſolch einer Zeit, muß alle Reden aufwiegen, die Bill Spath ſpinnen kann, nachdem ich todt und dahin bin.«

Bei dieſer Erklärung machte Samuel ſeinem gepreßten Herzen Luft, und ließ ein ſo gellendes Geſchrei erſchallen,

daß die Seele des scheidenden Ginger unfehlbar vor Schreck aus ihrer irdischen Hülle gefahren wäre, wenn sie nicht ein Schluck zur rechten Zeit noch für eine kurze Frist zurück gehalten hätte.

Nachdem also der Branntwein seine gewöhnliche erheiternde Wirkung geäußert, bekam Mr. Jonathan Ginger Athem und Kraft genug, um den Faden seiner Ermahnungen in folgenden Worten fortzuspinnen:

»Wenn ein Gentleman in den Hof kömmt, und sieht sich nach einem Pferde um, Samuel, so zeige ihm nicht eher eins als bis Du weißt, welchen Preis er zu geben denkt. Dann sage ihm, Du wolleſt ihm das beſte zeigen, das in Deinem Stalle steht, und natürlich fängst Du immer mit dem schlechteſten an, auf welche Weise Du siehſt, ob er etwas von Pferden verſteht. Wo möglich verkaufe ihm immer ein Pferd, das für ſeinen Zweck nichts taugt, und ſag ihm: »Wenn's Ihnen nicht zuſagt, Sir, will ich's Ihnen mit Vergnügen umtauſchen« — vergiß nicht auf Vergnügen den Ton zu legen. Dies macht ſich artig, und Gentleman nennen es anſtändige Behandlung. Wird das Pferd zurückgeſchickt, dann iſt es Deine eigne Schuld, wenn Du nicht wieder etwas Geld ziehſt, und zwar für ein Pferd, das noch nicht einmal ſo gut iſt, — und ſofort, bis der Stockfiſch in's Garn geht, ſiehſt Du!«

»Ich will es,« ſchluchzte Samuel, »das will ich thun« — ein Entſchluß, den das beifällige Kopfnicken des redlichen Faktotums, Will Spath, als höchſt lobenswerth bezeichnete.

»Ich werde außerordentlich ſchwächlich,« fuhr Mr. Ginger nach einer beträchtlichen Pauſe fort, »und Branntwein und Waſſer ſcheint nicht mehr ſo gute Dienſte zu leiſten, wie es immer gethan. Indeß Samuel, ich habe Dir nur noch ſehr wenig zu ſagen, nämlich wenn Du Dir zum Nutzen, und Deinen Kunden zum Schaden handeſt, ſo thue es immer auf höfliche Weiſe. Es iſt wundervoll, was für einen Unterſchied es macht, wenn Du Jemand ein wenig übervortheilt, und Du ſagſt ihm anſtatt trotzig und grob zu ſein: »Es thut mir ſehr leid, weiß Gott; ich hätt' es nicht gedacht, — das Pferd iſt erſt friſch von der Provinz herein — ich hab's ſelber ſehr wenig gekannt — leſen Sie ſich in meinen Ställen ein's aus, oder ich will Ihnen ein andres kaufen u. ſ. f. Ein rechter Gentleman ſagt dann bei ſich ſelbſt: »dieß iſt ein rechtſchaffner

Mann, ich müßte mich sehr irren — er iſt selber hintergangen worden — er benimmt ſich jedenfalls sehr anſtändig — ich will ihn weiter empfehlen" — und anſtatt eine Klage oder eine Citation vor's Gericht zu bekommen, verkaufſt Du ſo ein andres Pferd, und haſt die Ausſicht auf einen andern Kunden. Erinnere Dich alſo immer, Samuel, daß Höflichkeit nichts koſtet, und das iſt's Beſte, was man von einer Sache ſagen kann, und viel mehr, als ſich von den meiſten Sachen in der Welt ſagen läßt.

Bill, Du ſorge dafür, daß — und ſieh zu, daß Samuel ordentlich lernt, ein altes Pferd jung zu machen, und ein lahmes dahin zu bringen, daß es auf beiden Beinen geht — und mach' ihm begreiflich Bill — o, ich fühle mich ſehr ſchwach, — daß alle Pferde von außen niemals älter als fünf oder ſechs Jahre ſein dürfen, — daß kein lahmes Pferd es früher geweſen, als ſeitdem es zum letzten Mal beſchlagen worden — und daß — o Jemine — alle Pferde die pfeifen oder keichen und keinen Athem haben, zu wenig beſchäftigt, oder zu fett, oder etwas der Art ſind — grade Waſſer bekommen hätten — o Gottchen — Du verſtehſt mich Bill. —

„Ja, ja Sir freilich."

„Und daß die halbblinden Pferde in einem dunklen Stall geſtanden — daß die Krippenſetzer ganz vortreffliche Pferde — daß die Tollköpfe ſanft wie Lämmer — und daß die Faullenzer beſſ're Läufer ſind als wie ſie ausſehn, und weder Peitſche noch Sporn bedürfen — o Jemine — o Gott! — o! o!"

Hier wurden Fußtritte auf der Treppe gehört, und der Sterbende bat Bill Spath, der zunächſt an der Thür ſtand, zuzuſehn wer komme.

Bill that wie ihm geheißen, und führte den Kuraten des Kirchſpiels herein, der gehört hatte, daß Mr. Ginger in den letzten Zügen liege, und gekommen war, ihm geiſtlichen Zuſpruch zu bringen, deſſen er ihn höchſt bedürftig erachtete. Indeß, kaum hatte er den Zweck ſeines Beſuchs ausgeſprochen, als Mr. Ginger auf eine Weiſe den Kopf ſchüttelte, die deutlich genug zeigte, daß er allen geiſtlichen Troſt für zu ſpät gekommen halte, um ihm noch nützlich ſein zu können; indeß bald darauf ſchien ihm ein Gedanke einzufallen, der ihm neues Leben gab, und er ergriff die Hand des Kuraten und ſtotterte:

„Sagen Sie mir, wenn Sie können, ob es in der andern Welt auch Pferde giebt, und ob ich Alles vergeſſen werde, wenn ich dorthin komme, was ich jetzt davon weiß; oder werde ich ebenfalls was anzuſchirren haben, wie in dieſer Welt?"

Nachdem er die Verſicherung erhalten, daß es über Menſchenvermögen gehe, ſeine Frage zu beantworten, rief er aus:

„Wenn es keine Pferde dort giebt, dann weiß Gott, was aus mir werden soll — indeß wir Alle leben in Hoffnung, und ich mag in Hoffnung sterben — und es ist ein großer Trost für mich, zu denken, daß ich meine letzten Augenblicke dem Wohle meiner Familie gewidmet habe, indem ich versucht, Samuel einen Begriff von der Art und Weise zu geben, für sich selber und seine Mutter und Schwester einen rechtschaffenen Lebensunterhalt zu verdienen, und gleichfalls eine Zierde seines Standes zu werden — Gott segne Euch Alle! — Ich fühle, es geht mit mir zu Ende! — Meine Beine sind kalt wie der Tod, und meine Augen werden trübe. — Bill, besorge die Stute, die so wild um sich schlägt, 's ist ein ganz gutes Thier, nur ein bischen eigensinnig. — Meinen letzten Willen und mein Testament, Frau, findest Du in dem Haferkasten im Stalle Nr. 5 in einem Stück alter Pferdedecke, — der Schlüssel dazu liegt in der Kammer unter der Treppe, und der Schlüssel hierzu in einem von meinen alten Stulpstiefeln, — ich weiß nicht in welchem — Bill soll sie nach meinem Tode haben, und desgleichen die Lederhosen, die ich am Ostermontag trug — Gott segne Euch Alle nochmals! — wo seid Ihr? — Ich sehe Euch nicht. — Samuel, Samuel, nimm Dich Deiner Mutter und Schwester an, — und vergiß nicht, ein nüchternes Leben zu führen — nicht mehr als ein Nößel Wachholderbranntwein, und zwei Krüge Bier täglich — .. und vor Allem gieb kein baares Geld hin, wenn es anders zu machen geht... kaufe keine gesunde Pferde, wenn es fehlerhafte verrichten... denn, verlaß Dich auf mein Wort... um Geld zu verdienen... in dieser Welt... ist... nichts... so gut... als eine.... rechte Mähre."

Mit diesen Worten fiel der große Jonathan Ginger sanft auf sein Kissen zurück, und um mit dem Dichter zu sprechen:

Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Wir sind so glücklich, hinzufügen zu können, daß der Sohn des Verstorbenen, Samuel, unter der geschickten Leitung Bill Spacht's seinem „seligen" Vater an Kenntniß aller Geheimnisse des Pferdehandels ähnlich zu werden verspricht, und da er, wie wir hören, gegenwärtig um die Tochter eines Gastwirths in seiner Nachbarschaft freit, an deren Schenktisch er einen beträchtlichen Theil seiner Zeit zubringt, so steht zu hoffen, daß das Geschlecht der Ginger in infinitum fortgepflanzt werden wird, und daß „die rechtschaffenen Grundsätze des Pferdehandels", um mich der Worte des älteren Mr. Ginger zu bedienen, sich vom Vater auf den Sohn in gleich lobenswürdiger und mannhafter Weise, wie in diesem Falle, forterben werden. —

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil honestum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 24. Donnerstag, 15. Juni 1843.

Traum,

von L. A. Maier.

Mir hat geträumt in letzter Nacht:
Ich sei ein Engel worden;
Am Himmel droben hielt ich Wacht
Mit Petrus an der Pforten.

Da rief der Herr und sprach: »Mein Sohn,
»Will schlummern jetzt ein wenig.
»Setz' dich so lang' auf meinen Thron,
»Und sei mein Vicekönig.«

Ich sitz' auf seinem Thron und schau'
Hinab durch's Himmelsfenster.
Ein Schwarm von Wolken, schwer und grau,
Zieht unten wie Gespenster.

Die theilen sich vor meiner Hand,
Und sieh, in fernen Räumen
Liegt sanft geschwellt ein grüner Strand,
Um den die Wellen schäumen.

Und auf dem Strande steht ein Haus,
Versteckt in wilde Reben;
Ein holdes Mädchen tritt heraus;
Ich seh' es weiter schweben —

Erwache, lieber Gott, erwach'!
Will wieder Mensch nun werden,
Will gehn dem lieben Mädchen nach
Dort unten auf der Erden.

Erinnerungen aus seiner in den Jahren 1814 bis 1817 verlebten Hamburger Schulzeit.

Von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Der dritte meiner Mitpensionäre war Carl von Melish, dessen Vater als englischer Generalconsul in Hamburg das einträglichste Consulat verwaltete, welches das brittische Gouvernement zu vergeben hat. Der alte Melish war ein höchst geistvoller Mann, der während seines frühern langjährigen Aufenthalts in Deutschland, sich die schönsten Blumen der Liebe und Freundschaft gepflückt hatte. Seine Gattin war ein gebornes Fräulein v. Stein, weshalb deren Agnaten dem weinliebenden Britten auch jährlich eine nicht geringe Quantität vom edlen Stein- und Leistenwein sandten. Göthe und Schiller hatten ihm ihr Herz aufgeschlossen, desgleichen der alte Herzog von Weimar. — Dieser, eine Seltenheit unter den Fürsten, denn er liebte den Umgang mit geistvollen Männern, hatte ihn sogar zum deutschen Kammerherrn gestempelt, Schiller die Gedichte des Britten componirt, und Göthe empfing nach einer Trennung von 20 Jahren den alten jovialen Zecher nur mit den Worten »Champagner!« auf welchen Ruf alsbald der beste Sillery in den Kehlen der sich wieder sehenden Freunde floß. Aber nicht bloß beim Rebensaft gedachte

der Herr Minister des Engländers, er übersandte dem jungen Karl, ich glaube zu dessen Geburtstag, am 2. Mai 1815, ein Exemplar von Hermann und Dorothee, dem er vorne die Worte:

„meinem lieben Pathen Ernst Karl Wolfgang, dem sein Vater der beste Dollmetsch seines Gedichts sein kann“, treumeinend Goethe.

hinein geschrieben hatte. Mellish war der erste, welcher einige Schillersche Dramen, namentlich Maria Stuart ins Englische übertragen hatte. Mit den Edelsten seiner Nation war er sehr befreundet, namentlich hatte er einen innigen Seelenbund mit Canning geschlossen, von dessen Eintritt in das Ministerium er fast den Anfang des tausendjährigen Reichs prädicirte. Allein er hat eben so unrecht gehabt, wie Professor Bengel, der dessen Beginn und das Wiedererscheinen Christi nur etwas später gesetzt hat. Christus darf wahrhaftig noch lange nicht wieder kommen, wenn es ihm nicht grade d'rum zu thun ist, nochmals gekreuzigt zu werden.

Carl Mellish, mein Mitpensionär, war eine äußerst drollige Erscheinung. Nie habe ich einen solchen passionirten Engländer gesehen, selbst nicht unter unsern nachgemachten forcirten Anglomanen, welche sich in England aus deutscher Armuth zu englischer Wohlhabenheit, d. h. zu deutschem Reichthum empor geschwungen haben. Von angenehmen Aeußern, gutmüthig, gefällig, betrachtete er Deutschland stets nur wie ein Extrapostreisender seinen Aufenthalt in einem Orte, woselbst die zerbrochene Achse seines Wagens vom Schmied reparirt wird. Am meisten verdroß mich seine Nationalpomade, die nur dann nicht bloß zu zerfließen anfing, sondern sogar heftig aufkochte, sobald von der englischen Nation die Rede war. Ich hatte damals einen, wenigstens zur Abendzeit schlaflosen Körper. Wenn wir uns zur Ruhe gelegt hatten, gaukelten und flimmerten noch fortwährend so viele Sonnenstäubchen vor meinem geschlossenen Auge, daß mein Bewußtsein nicht von mir weichen wollte, und wenn es ja für den Augenblick ge-

ſchah, doch urplötzlich wieder zu mir zurück kehrte. Vergebens bat ich den guten Karl ſich mit mir zu unterhalten, oder mich wenigſtens anzuhören; ſobald er erklärt hatte: »jetzt ſchlafe ich«, konnte ihn nur Ein Mittel aus ſeiner Lethargie erwecken. Dies war, wenn ich das Lied God save the king anſtimmte. Nicht bloß meine Stimme, die wol muſikaliſche Todte erwecken könnte, ſondern Meliſſ'ens engliſcher Patriotismus war es, der ihm urplötzlich ſo viel Wachſamkeit verlieh, um, wenn auch unter vielen Thränen, die ganze Nacht hindurch, ſo lange ich dies Lied oder „rule Britania" wiederholen wollte, mit mir zu ſingen. Wenn ſich Meliſſ'h am andern Morgen über den nächtlichen Geſang bei Zimmermann beſchwerte, ſo befreite ich mich dadurch von der Anklage, daß ich, was der gute Charles auch nicht läugnen konnte, behauptete, mein Stubenkamerad ſchlafe bei allen deutſchen Liedern ein. »Können Sie ſchlafen, wenn der Kobbe deutſch ſingt, ſo müſſen Sie es auch können, wenn er engliſch ſingt«, lautete Zimmermann's Salamoniſche Entſcheidung.

Was war für den guten Charles zu thun? In der Verzweiflung ſchloß er ein Concordat mit mir, wonach er jeden Abend, nachdem wir uns zur Ruhe gelegt, eine halbe Stunde ſich mit mir unterhalten mußte, Alles unter dem Präjudiz, daß ich ſonſt berechtigt ſein ſollte, „God save the king" anzuſtimmen, welches ihn zum Sänger wider Willen machte.

In ſeinem väterlichen Hauſe fand ich eine ſehr herzliche Aufnahme. Die Soupers waren dort comme il faut, der Wein vorzüglich, und ſonderbar, daß er ſogar die Eigenſchaft hatte, faſt die Steine, wenigſtens ihre Vettern, die Diplomaten zu rühren, die an einem Geburtstage des Generalconſuls, nach aufgehobener Tafel, als eins der kleinen Kinder einige Verſe ziemlich ungeſchickt herſtotterte, und mit ihnen der Hamburger Zeitungsſchreiber, Legationsrath S—, gleich dem Hausherrn, ernüchternde Thränen vergoſſen. — Meliſſ'h gebührt noch das Verdienſt, daß er, zum großen Schreck des Hamburger Geſindes, die bettel-

hoften Trinkgelder, womit man in Hamburg die Gaſtfreiheit zur Gaſtwirthſchaft herabwürdigt, für ſein Haus abgeſchafft hatte. Secretair bei Meſſ'ſh war dermalen der ſpätere Vice-Conſul Weſſelhoeft, ein durchaus vortrefflicher Mann. Ich erlaube mir hier ſeiner, wie ſeiner vortrefflichen und liebenswürdigen Frau, meiner verehrten Jugendgeſpielin, mit herzlichem Gruße zu gedenken.

Unter den Hamburger Diplomaten iſt des Miniſters v. Struve als eines aufgezeichneten Mannes zu erwähnen, der die Naturwiſſenſchaft nicht treibt, wie ſo viele Ruſſiſche Große, die ſich bei dem lieben Gott und dem großmächtigſten Kaiſer dadurch beliebt zu machen glauben, wenn ſie den erſten, nach dem Satz, maximus in minimis, in Flöhen und Wanzen, oder gar in noch geiſtloſeren Conchylien verehren, ſondern deſſen wiſſenſchaftlicher Sinn von Stufe zu Stufe nach der höchſten taſtet, und der dabei das edelſte Herz für die geſammte Menſchheit im Buſen trägt.

Nicht ſo würdig ſchien Preußen durch den damaligen grand maître de la garderobe, Herrn v. Grote, repräſentirt, dem es aber doch mit der Zeit gelang, bei Tiſche die preußiſche Excellenz mit der Hamburger Magnificenz und Munificenz zu verſchmelzen, und der bei der alten Hamburger Etiquette noch in dem Ruf eines guten Geſellſchafters ſteht. Nur zuweilen montirte ihn ſeine hohe Stellung; ſie ſoll ihn ſogar veranlaßt haben, als einem ihm benachbarten Diplomaten die Raſſe geſtohlen war, eine Note an den Polizeiherrn der freien Stadt zu erlaſſen, des Inhaltes: »Ich erſuche Ew. Hochedlen dafür zu ſorgen, daß dergleichen Skandal in meiner Nähe nicht wieder paſſirt.«

(Die Fortſetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Pitt wurde einmal in eine stille bürgerliche Familie zum Abendessen um 7 Uhr eingeladen. »Bedaure, daß ich nicht erscheinen kann,« lautete seine Antwort, »denn ich bin um 9 Uhr zum Mittagessen verfagt.«

Als Molière gestorben war, verweigerte ihm der Erzbischof von Paris das Begräbniß auf dem Kirchhof. Der König ließ den Bischof zu sich kommen und that Alles, um ihn von seiner Weigerung abzubringen, aber vergebens. Auf einmal fuhr der König mit der Frage heraus: »Wie tief denn die Erde geweiht wäre?« Ueber diese unerwartete Frage verlegen, stotterte der Bischof: »Ungefähr 6 Fuß tief.« »Gut«, versetzte der König, »man begrabe Molière zwölf Fuß tief.« Der Bischof wußte dagegen nichts mehr einzuwenden.

(Vaterland.)

Die Metzger in Gent sind in zwei Klassen getheilt; die kleinen Metzger heißen die, welche kleines Vieh, wie Kälber, Schafe ꝛc., und die großen Metzger die, welche das große Vieh schlachten. Als einst Napoleon die Stadt besuchte, errichteten die kleinen Metzger ihm einen Triumphbogen mit der Inschrift: Les petits bouchers de grand à Napoleon le grand.

(Vaterland.)

Vor dem Laden eines Perrückenmachers in Paris hängt ein Bild, das eine drollige Vorstellung enthält. Der Kronprinz Absalon hängt mit den Haaren am Baum und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Worte:

Contemplez Absalon, quel déplorable sort!
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

(Dampfboot.)

Bei dem jovialen Wirth in B. lag vor einiger Zeit ein Handlungsreisender höchst unverschämt, und behauptete, sein Principal in Hamburg brauche in der Haushaltung allein für 8000 Mrk. Senf. — »Der wird doch wol nicht auf Handmühlen, sondern auf Windmühlen gemahlen?« bemerkte der Wirth beiläufig. —

Die von den hohen Ministerien des Innern, der geistlichen und auswärtigen Angelegenheiten in Berlin verfügte Wiederaufhebung des Verbots gegen das weltbekannte Staatslexikon von Rotteck und Welker erinnert an folgende Historie.

Nach einer Schlacht steht ein Oberwundarzt mit seinen Untergebenen in einem Lazareth, wo die schwer Verwundeten, die einer Amputation bedürfen, liegen. Der Oberwundarzt ertheilt seine Befehle. Als er nun an einen Blessirten gekommen, dessen beide Beine beschädigt sind, das linke jedoch mehr als das rechte, verordnet er die Abnahme des ersten, dessen Zustand den kalten Brand befürchten läßt. Der Unterarzt verhört sich aber, notirt sich das rechte anstatt das »linke.« Am Andern Tage findet der Regimentschirurg, daß das weniger kranke, mithin das verkehrte Bein abgeschnitten ist. Nachdem er dem Untergebenen die bittersten Vorwürfe gemacht, sagt ihm seine Kunst, daß der Kranke zu schwach ist, um auch die Entfremdung des linken Beins zu vertragen, und er entschließt sich die Heilung desselben auf anderm Wege zu versuchen. Sie gelingt auch. Es ist nun augenscheinlich, daß die Amputation des rechten Beins überhaupt unnöthig war.

Eine Londoner Zeitungsannonce lautet: »Ich suche, weil ich das Haus, welches ich bewohnt habe, ganz in dem Zustande hinterlassen muß, in welchem ich dasselbe beim Einziehen fand, fünfhundert Stück lebendige Ratten, die ich gerne mit 30 bis 40 Thalern bezahlen will. Ferner brauche ich für den Garten, der ebenfalls im früheren Zustande wieder zu übergeben ist, etwa 25,000 Stück Disteln, und ich verspreche dem, welcher mir dieselben liefert, ebenfalls 30 bis 40 Thaler.«

Freundesgruß an Theodor von Kobbe
zum 8. Juni 1843. *)

Es strömt das Macquignonsgelichter
Zum großen Pferdemarkt hinaus.
Ihr, meine Verschen, eilt zum Dichter
Da draußen, in dem kleinen Haus.

Zu mannigfaltger Lebensplage
Ward Ihm auch diese noch bescheert,
Daß ihn an seinem Wiegentage
Pferd, Ochs, und — Esel oft gestört.

Humor des Zufalls mußt ich's nennen,
So oft ich's auch bedachte noch,
Des Dichters Schicksal d'ran erkennen
Der war, und ist, und bleibt der Pegasus im Joch.

Adolf Stahr.

---

*) Ich hoffe, die verehrlichen Leser werden es mir nicht als eine Eitelkeit auslegen, wenn ich das hübsche Impromptu meines Freundes den Blättern, meinem großen Buche des Humors, einverleibe. Ich wiederhole nur die Bemerkung, daß am 8. Juni der Oldenburger Pferdemarkt unsern meiner Wohnung abgehalten wird. v. K.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 25. Donnerstag, 22. Juni 1843.

Am Geburtstage Ihro Königlichen Hoheit der regierenden Großherzogin von Oldenburg
Cäcilie,
gebornen Prinzessin von Schweden.

Ja, ſtänd'ſt Du mitten unter edlen Frauen,
Nur angethan mit einem ſchlichten Kleide,
Ohn' Diadem und glänzendes Geſchmeide,
Die Königstochter würd' man doch erſchauen.

Erklängen alle neu erfund'nen Weiſen
Der beſten Künſtler, die zum Herzen dringen,
Die Deinen ſind es, die am Höchſten ſchwingen,
Cäciliens Töne würde Jeder preiſen.

Wenn ſchon Natur und Kunſt Dich ſo verklären;
So ſchmückte Dir der Himmel doch zum Lohne
Die edle Stirn noch mit der ſchönſten Krone;
Die Steine ſchuf'ſt Du ſelbſt, — aus fremden Freudenzähren.

Weil' hier noch lange, Vorbild den Familien,
Der Armen Schutz, die Prieſterin der Töne,
Daß Auguſt's Leben Sich durch Dein's verſchöne
Und kehre ſpät erſt wieder zu Cäcilien.

Theodor von Kobbe.

Mir und Mich
und
Ihnen und Sie.

Das Mein und Dein iſt noch immer einer der ſauerſten Zankapfel unter den Menſchen geblieben, wogegen die Regeln über das Mir und Mich dermaßen in unſer Volk gedrungen ſind, daß wir nach einigen Jahrzehnten nicht unwahrſcheinlicher Weiſe, wenigſtens in der guten Geſellſchaft, eben ſo ſelten einen ungrammatikaliſch Redenden, wie jetzt einen Blatternarbigen, finden werden; es ſei denn, daß die Roccoco-Wuth noch etwas anhält, und in Verbindung mit verzweifelndem Liberalismus am Ende auf die Idee kommt, wenigſtens das Mir und Mich auf den Kopf zu ſtellen, d. h. jedes Mal gegen die bisherigen Regeln zu ſprechen, bei welcher Gelegenheit die Berliner aus angebornem Talent es wol am Erſten zu einer Art demoſthenischer Virtuoſität bringen werden.

Das war aber in meiner Jugendzeit, vor 30 bis 40 Jahren anders, es herrſchte damals noch vollkommene Mir- und Michfreiheit, obgleich ſich ganze Stände mehr dem Dativ als dem Accuſativ anſchloſſen. So wäre es für alt bärtige Hauptleute weibiſch geweſen, ein »Mich« in ihre Flüche zu bringen, das waren lauter kernige Gott ſtraf mir's und Gott verdamm' mir's. Bei den Dienſtmädchen, beſonders in Hamburg, hatte ſich die Anſicht gebildet, daß »Ihnen« das männliche Geſchlecht, »Sie« das weibliche bedeute. Der Sohn des Paſtors Dumas wurde einmal durch ein Dienſtmädchen mit den Worten: »Mihne Herr-

ſchaft lett Ihnen tom Abendehten bitten« eingeladen. Als er nun darauf Antwort ertheilte, bemerkte er beiläufig, die Botin müſſe Sie anſtatt Ihnen bitten, ſagen. Das Mädchen aber blickte bei dieſer Belehrung erröthend auf das Mieder, indem ſie liſpelte: »O Herr Dumas! Se ſind ja ehn Ihnen und kehne Sie.«

Gegen wurde von dem holſteiniſchen Adel durchweg mit dem Dativ conſtruirt. Ich glaube, man hätte es für Ironie gehalten, wenn Jemand bei einem Streite über ernſte Gegenſtände anſtatt zu ſagen: »ich bin gegen der Anſicht,« ſich des Accuſativs bedient hätte.

Als die verdammte Aufklärung den Mir- und Mich-Zwang einzuführen anfing, und die Sprachfehlerbeſitzer den Fortſchritt nicht mehr ſo recht negiren konnten, da benahmen ſie ſich gar wunderbar. Der Chef einer Militairſchule raunte ſeinen Eleven zu »Sie müſſen ſich »in die deutſche Sprache befleißigen oder ich melde Ihnen »Gott ſtraf mir« beim Fürſten. Unſer alter Hauptmann S—— dagegen meinte, es ſei ganz gleich, ob man »mir« oder »mich« ſage. Wenn ich uf der Parade zu meinen Kameraden ſage: Frühſtückt bei mir oder bei mich, ett is egal. — Sie kommen Alle.«

Jean Pauliſche Naturen, wie die des Bürgermeiſters F. in Flensburg, griffen zum juste milieu. Ick mag Nüms vertöhrnen, nich Mal ehn Bohkſtaben (ich mag Niemand erzürnen, nicht einmal einen Buchſtaben) pflegte er auszurufen. Daher wessel ick immer aff, wenn ick ehn Tidlang Mihr seggt hess, denn segg ick wedder Mich. (Daher wechsle ich immer ab, wenn ich eine zeitlang mir geſagt habe, dann ſage ich wieder mich.)

Am Meiſten negirte der Erſchauſpieldirector und Bilderreſtaurateur Herr Kloß alle Grammatik. Als ich, nachdem ich ſeinen Czar im Mädchen vom Marienburg geſehen oder beſſer geſagt, einen Act davon gehört und ihn wegen ſeines gewaltigen Baſſes belobt, aber nur leiſe den Tadel hinzu gefügt hatte, es ſei Schade, daß er nicht die

herrſchendere Anſicht über das Mir und Mich theile, rief er aus:

»Kommen Sie mich auch mit den Wahn? Glauben Sie mich, das ſind Vorurtheile. Nennen Sie mich einen Gelehrten, der richtig ſpricht.«

»Herr Kloß, ich glaube das thun Alle die auf dieſen Namen Anſpruch machen.«

»Es giebt keinen, der nach die Regel ſpricht. Ich wette mit Sie, ehe eine Viertelſtunde vergeht, machen Sie auch einen Sprachfehler.«

»Herr Kloß! ich würde Ihnen danken, wenn Sie mich alsdann auf denſelben aufmerkſam machen wollten.«

»Da haben wirs: Ihnen danken.«

»Herr Kloß, danken wird meines Wiſſens immer mit dem Dativ conſtruirt.«

»Mit nichten!« rief Kloß würdevoll, indem ſein harter Accent jedoch immer weicher, und endlich zitternd wie der eines Iffländiſchen Vaters im fünften Act wurde, »glauben Sie mich, es giebt rechtſchaffene Staatsbürger, denkende Künſtler, edle Familienväter, welche, ſo oft ſie etwas geboten wird, einfach ſagen: »Ich danke Sie.«

Belehrt, verſetzte ich:

»Herr Kloß, ich danke Sie.«

Kritiſche Anzeige.

Von Cl. H. v. H.

Neueſter Roman.

Thomas Thyrnau, von der Verfaſſerin von Godwin-Caſtle.

Es ſoll nicht geläugnet werden, daß Referent, oder da es jetzt Mode wird, ſich zur erſten Perſon zu erheben und die beſcheidene dritte aufzugeben, daß ich nicht zu den »geiſtreichen Leſerkreiſen« gehöre, denen es »zum

Bedürfniß geworden, die Erzeugniſſe der Frau Paalzow als ſtehende Lektüre zu beſitzen, wie der Verleger derſelben in ſeinen Buchhändleranzeigen verſichert, ſondern daß für mich das Godwie-Caſtlefieber immer ohne Anſteckungsfähigkeit war und daß ich, wie Jemand der Diät zu leben liebt, ſtets eine unwillkürliche Zurückhaltung bei der ſüßen Speiſe beobachtete, in der ſich die Eintagsfliegen des Modegeſchmacks zu Tauſenden berauſchen, bis ſie überſättigt ſind und von der nie ausbleibenden Reaktion gegen alle Uebertreibung verjagt werden. Es iſt einmal der Welt Lauf, daß der Widerſpruch ein Gegengewicht anhängt, wo die Balance Namen oder Thaten zu hoch geſchnellt. Ob es der Reiz war die ausübende Macht deſſelben hier zu werden, der mich zu dem ſchon im zweiten Abdruck erſchienenen Thomas Thyrnau greifen ließ, weiß ich nicht, gewiß iſt aber, daß ich beim Beginn der Lektüre eine kleine Beſchämung über mich kommen fühlte: wenn man ſchon lange die Kritik ausgeübt in dem ſtolzen Glauben die erſte Tugend derſelben, die Unpartheilichkeit, im höchſten Grade zu beſitzen, ſo iſt es überaus demüthigend, ſeine höchſteigene Meinung ein wenig mit dem ſchwankenden zweideutigen Charakter eines gewöhnlichen Vorurtheils verſetzt zu finden. Der Anfang des Romanes imponirte mir nämlich ſehr durch die ſichere, klare, anſprechende Darſtellung eines hiſtoriſchen Bildes, deſſen Hauptfigur Maria Thereſia iſt und noch mehr durch die Neuheit in Erfindung und Behandlung des in Romanen unerhörten Factums einer Liebe zwiſchen einem 28jährigen edlen ſchönen Grafen und einer nie ſchön geweſenen, 38jährigen geldarmen aber vornehmen Jungfrau, die mit Recht die Sympathie aller Häßlichen wecken wird, denn ſie behält inmitten ihres ſpäten Liebesglückes ſoviel weiblich zarte Scheu und ſoviel Heroismus den glühenden Liebhaber abzuweiſen, zu kämpfen gegen die großmüthigen Opfer, welche er ihr bringen will, denn ein Teſtament verpflichtet ihn bei Verluſt ſeines Vermögens, ſich mit einem ſchönen jungen Mädchen zu verbinden, aber die Liebe des edlen Grafen Lacy zu der

glücksscheuen Claudia siegt dennoch und die Heirathsnacht allen ihren Zweifeln ein Ende. Diese unverhoffte Zierreichung im Beginne eines Romans macht allerdings für den Verlauf besorgt, durch Glück ist der Knoten fester geschürzt als durch Unglück, denn das Glück legt mehr Verpflichtungen auf; es gemahnt hier wie Sonnenschein vor einem Unwetter und würde unfehlbar von künstlerischem Effekt gewesen sein, wenn mit dem Unwetter sich nicht auch das Wörtchen Un allzuhäufig einstellte, neben Unglück, Unheil, Untreue steht leider auch die Unnatur und die ist grade der Hauptfehler der an stylistischem und erfindendem Talente sonst reichen Verfasserin, wozu noch eine zur Ungeduld reizende Breite und die Ueberhäufung mit Personen und Ereignissen als Fehler gerechnet werden müssen, alle drei wirkten stark in Sobwie-Cassie sogar in St. Roche, sonst unstreitig das beste Product, und trotz des anfangs so günstig dafür gestimmten Lesers, auch in dem vorliegenden Werke. Die abgebrauchteste Romanformelei, heimliche Fürsten- und Grafen-Kinder, Kriegselend, Belagerung, Hungersnoth, wundervolle Errettung und zum Schluß eine Heirathsmanie, die paart, was nur irgend zu paaren ist, die treuen Diener und sämmtliche Nebenfiguren sogar, sind die Bestandtheile und müssen die beste Absicht in eine kritische verwandeln. Es ist keine einzige Individualität der Natur nach gezeichnet, alle Charaktere sind blau oder rosenroth und höchstens zuweilen schwarz gefärbt; das Ganze macht den Effekt eines bunten abgezählten Stickmusters, statt eines frei sich gestaltenden Gemäldes, was man von einer so unerhört gefeierten Autorin wohl zu erwarten berechtigt wäre. Manche glückliche Züge, wie die Beschreibung des kleinen holden Käse-Engel, der die Kaiserin haranguirt und die sehr warm kolorirte Kinderschönheit in Schlafesgewalt verbürgen dennoch ein nicht gewöhnliches Malertalent und es läge vielleicht nur an der Verfasserin, ihren und des großen Publikums Geschmack zu verbessern. Thomas Thyrnau spielt trotz seiner Titelrolle eine Art Nebenfigur, ein deus ex machina, dessen

Beziehung und Einfluß auf die drei Fürſten- und Grafenkinder, Magda, Hedwiga und Egon zu enthüllen, ein Verrath an der räthſelliebenden weiblichen Leſewelt ſein würde; auch liegt es keineswegs in der Abſicht dieſer Blätter, ihr die Lieblingslektüre zu verleiden, ſie iſt ihr hoffentlich wenigſtens unſchädlich, beſonders wenn die Mütter nicht vergeſſen, die romantiſche Liebe des edlen Grafen zu der ſechszehnjährigen ſchönen Magda, die er anfangs verſchmäht und hernach, neben ſeiner durch treue Liebesverſicherungen errungenen ältlichen Gemahlin Claudia, glühend anbetet, als eine pflichtwidrige zu bezeichnen, was die Verf. gewiß ganz abſichtslos vergeſſen zu haben ſcheint, indem ſie ſogar die Handhabung der Moral unterläßt, wie man ſie gegen ſolche romantiſche Verbrechen ſelbſt in den ſogenannten unmoraliſchen Romanen zu finden gewohnt iſt, wo eine ſolche Liebe wenigſtens zum Unglück führt, oder wenigſtens nicht durch eine glückliche Heirath ſanctionirt wird. Aber freilich, ein Buch, das zum Liebling des großen Publicums beſtimmt iſt, mußte ſich ja nothgedrungen mit einer ſolchen enden! »Wenn ſie ſich nicht kriegen,« ſo fühlten ſich alle Leſerinnen unbefriedigt. —

Die Unverbeſſerliche.

In einer Predigt eiferte ein würdiger Geiſtlicher gegen das Lottoſpiel. Er erzählte von einem Thoren, welcher auf die Nummern 1, 2, 3, nach und nach ſein ganzes Vermögen geſetzt und verloren habe.

Die Gemeine ſchien bewegt und erbaut. Zufrieden, kehrte der Geiſtliche heim.

Da keuchte ein Mütterchen hinter ihm her und rief ihn bei Namen.

»Ach Herr Paſtore, flüſterte ſie, »welche Nummern ſind es doch, worauf der Mann ſo viel Geld verloren?«

Warum ſie fragte, wird der Leſer leicht errathen.

Amor der Stubengenoſſe.

Von L. A. Maier.

Jüngſt kam Herr Amor aus der Weite;
Ich lud ihn freundlich in mein Haus;
Nun weicht er nicht von meiner Seite,
Und nimmt ſich täglich mehr heraus.

Wenn ich zur Feder greife, neckt er,
Und macht mich ſchreiben X für U;
Und will ich leſen, hurtig deckt er
Das Buch mit beiden Händen zu.

Stets hat er nach dem Licht zu gaffen;
Er putzt und putzt es aus mit Fleiß;
Den Ofen will er auch beſchaffen
Und plötzlich iſt er kalt wie Eis.

Bisweilen, wann ich müßig ſitze
Am Abend, iſt's ein artig Kind;
Dann naht er leiſe meinem Sitze,
Und ſtreicht mir Haar und Wange lind.

Und ſpricht und ſchwatzt von meinem Mädchen
Mit ſeiner Stimme ſüß und fein,
Und webt mit goldnen Liebesfädchen
Mich immer weiter, weiter ein.

Jetzt ſitzt das Mädchen mir im Schooße,
Und zählt und ſieht ſo ſchelmiſch d'rein;
Zehn Finger ſtreckt er aus, der Loſe: —
Zehn Wochen, dann wird Hochzeit ſein!

Oldenburg.

Redacteur: Ahrens von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 26. Donnerstag, 29. Juni 1843.

Blücher als Humorist.

Aus dem Nachlasse des Generals H. v. Eisenhart. *)

Das ganze Korps hatte nun Lübeck verlassen, und wir mußten entweder nach Travemünde, oder in's Holsteinische unsern Rückzug nehmen. In der ersten Bestürzung dirigirte sich Alles nach dem nächsten vor uns liegenden Dorfe, welches aber holsteinisch, und von dänischen Truppen mit zwei Kanonen besetzt war. — Natürlich eilte ich nach Möglichkeit, mit dem Gelde aus dem Trubel herauszukommen, und kam daher am ersten den Dänen vor die Augen. Hinter mir drängten sich Wagen, Infanterie, Artillerie, Marketender, kurz Alles bunt durch einander. Niemals werde ich den Augenblick vergessen, als ich einen dänischen Offizier zu Pferde, neben den Kanonen halten sah, und ihn unter Zittern: »Feuer« kommandiren hörte! Wurde dieser Befehl befolgt, so würde eine Unzahl Menschen und Pferde

*) Dieser Aufsatz ist der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Jahrgang 1843. Viertes Heft, welche schwerlich in die Hände unserer hum. Leser kommt, zu deren Nutz und Frommen entnommen.

gefallen sein, aber zum größten Glücke begnügte der Kanonier sich damit, fortwährend die Lunte anzublasen, aber nicht aufzuhauen. Ich sprengte daher schnell auf den Offizier los, fragte, was dies Benehmen bedeuten solle, und verhinderte wenigstens dadurch ein großes Unglück. Er bedeutete mir, daß wir die neutrale Grenze überschritten hätten, und daß er Befehl habe, uns mit Gewalt abzuweisen. Nun versicherte ich ihm dagegen, daß wir dies nicht gewußt hätten, und daß wir wieder umkehren würden, worauf er sich dann auch gleich beruhigte. — Wir mußten daher wieder bis dicht bei der Stadt vorbei, indem wir nun den Weg nach Travemünde einschlugen. Der Feind schoß mit kleinem Gewehr fortwährend auf die vorbeiziehenden Truppen, und Mancher wurde bei dieser Gelegenheit noch blessirt. Auch ich, doch sehr leicht.

Ich hatte die Absicht, so schleunig als möglich nach Travemünde zu marschiren, von wo man uns Hoffnung gemacht hatte, nach Königsberg eingeschifft zu werden; allein kaum eine Stunde auf dem Wege von Lübeck nach Travemünde, kam ein Offizier angesprengt, den ich weiter nicht namhaft machen kann noch will, welcher vom Herzoge von Oels mit der Nachricht abgeschickt zu sein versicherte, daß Travemünde bereits in den Händen des Feindes sei. — Was sollte ich nun beginnen, wohin mich wenden? — Endlich fiel mir ein, daß sich der Herzog von Weimar nach Eutin begeben habe, um dort den Ausgang seiner Angelegenheiten abzuwarten, daher entschloß ich mich, dahin zu marschiren, und dem Herzoge das Geld abzuliefern. —

Aber auch dies glückte mir nicht, da ich gegen Abend wieder an einen dänischen Posten kam, dessen Offizier, trotz der Versicherung, daß ich des Herzogs Equipage nach Eutin geleite, mich nicht allein nicht durchließ, sondern mir auch die bittersten Redensarten sagte, die ich ihm jedoch gehörig vergolten habe. Hier machte ich die niederdrückende Erfahrung, daß von meinem 60 Mann starken Detaschement nur der Lieutnant v. Prittwitz und 14 Mann bei

mir geblieben waren, und die andern die Finſterniß benutzt hatten, um ſich ſchändlicher- und feigherziger Weiſe zu entfernen. — Kurz, ich mußte auf gut Glück in der ſtockfinſtern Nacht umkehren, und verſuchen irgend einen Truppentheil unſers Corps zu finden. In dieſer Verlegenheit führte mich das Glück, nachdem ich mich dem Ungefähr überlaſſen müſſen, g'rade vor Ratekau, woſelbſt der General v. Blücher bei dem Prediger des Dorfs ſein Hauptquartier genommen hatte. Da derſelbe ſchon ſchlief, da es bereits Mitternacht war, ſo ließ ich den Wagen mit dem Gelde auf den Kirchhof fahren, unter Bewachung meiner wenigen mir gebliebenen Mannſchaft, und ging in die Küche des Predigers, um wo möglich für Bezahlung einige Lebensmittel zu erhalten, da wir ſeit dem vorigen Tage, alſo wohl in 21 Stunden Nichts genoſſen hatten. Die Tochter des Predigers, die, einem Geſpenſte gleich, im Hauſe herumſchlich, war freundlich genug, nach Kräften ihre Unterſtützung zu verſprechen. Ich hatte mich an das lodernde Feuer geſetzt, um mich etwas zu trocknen, da ich, weil es ſeit einigen Stunden regnete, ſehr naß geworden war. Allein die Müdigkeit überkam mich, ich war dem Einſchlafen näher, als dem Wachen, als der damalige Hauptmann, jetzige General der Artillerie, v. Müffling vortrat, um zu ſehn, wer der Ankömmling ſei. Da er mich erkannte, freute er ſich, mich wieder zu ſehn, wozu er alle Hoffnung aufgegeben hatte, und er bedauerte nur das ſchöne Geld, welches doch verloren gegangen ſei. Auf meine Verſicherung, daß ich Alles bis auf das bereits an die Regimenter gegebene Geld mit mir führe, wurde er ſehr erfreut, und nahm mich ſogleich mit zum General herein, den er mit den Worten aufweckte: »Ew. Excellenz, Eiſenhart iſt glücklich angekommen.« »So,« erwiederte der alte Feldherr, »hat ſich der Kerl durchgemacht?« — Da er nun erfuhr, daß ich auch das Geld gerettet, richtete er ſich auf und ſagte: »das wäre der Teufel!« Hierauf befahl er, daß gleich die Ordonanz-Offiziere zu ihren reſp. Regimentern reiten ſollten, mit dem Auftrage, ſogleich Offiziere herzuſenden,

um Geld in Empfang zu nehmen. — »Ich muß leider kapituliren, weil es mir an Allem fehlt, und ich zu schwach bin«, sagte er zu mir, »meinen Sohn Franz habe ich zu Bernadotte geschickt, der mein alter Bekannter ist, und hoffe eine ehrenvolle Kapitulation zu erhalten.«

Er muß bald zurückkommen, und vielleicht einige französische Offiziere mit ihm, um die Kapitulation abzuschließen, also müssen wir eilen, daß sie das Geld nicht finden. Aber das Gold Eisenhart, muß für mich gerettet werden.« Da ich die Lage der Sachen nicht genau kannte, und nichts weniger glaubte, daß es so mit uns enden würde, so rief ich aus: »Ach hätte ich dies ahnen können, so wäre ich nimmermehr wiedergekommen und würde schon zum Königs gekommen sein.« »Plagt Sie der Teufel? Sie werden mich doch nicht verlassen wollen? und wo hätten sie hin gewollt? wir sind ja von allen Seiten umringt!« rief der General aus, dem ich jedoch versicherte, daß mir dies schon würde gelungen sein. —

Die beorderten Offiziere kamen schon um 5 Uhr früh an, um Geld zu empfangen, und so sehr wir uns auch beeilten, selbiges zu vertheilen, so gelang es nicht völlig, indem um 7 Uhr dem General die Meldung gemacht wurde, daß dessen Sohn mit den französischen Generälen sogleich im Hauptquartier eintreffen würden. Mir kam diese Nachricht nicht unerwartet, und ich hatte bereits einen großen Kasten vom Prediger gekauft, um wo möglich einiges Geld zu retten. Sogleich wurden bei obiger Nachricht von mir mit Hülfe des Rittmeisters v. Wolky vom Regimente des Generals, die noch vorhandnen Gelder in diesen Kasten geworfen, und einige Montirungsstücke des Generals darauf gelegt. Nur ein Faß mit circa 3000 Thaler konnte nicht anders, als unter des Generals Bette placirt werden, und kaum war dies geschehn, so traten die französischen Generäle ein. Der General v. Blücher hatte schon früher gesagt, daß er sich todtkrank anstellen würde, und sich zu diesem Behuf in einen Großvaterstuhl geworfen, nachdem er eine weiße Nachtmütze aufgesetzt hatte. Er fing jämmer-

lich an zu stöhnen, als wenn er die größten Schmerzen ausstehn müsse. Auch sah er den General Tilly, welcher sich ihm näherte, mit hinsterbendem Blick an. Dieser nun hielt eine pathetische Rede voll Schmeicheleien an ihn, nannte ihn den größten General der preußischen Armee, versicherte ihm die höchste Achtung des Kaisers, wie der ganzen französischen Armee, meinte, daß das Glück des Krieges sehr veränderlich sei, und daß man sich unmöglich braver schlagen könne, als es von ihm geschehn sei, daß aber die Uebermacht der Franzosen zu groß sei, und man nicht mehr Blut vergießen müsse, da kein glücklicher Erfolg zu hoffen sei, da er von drei Armeekorps sich umzingelt sähe. »Ach meine Herren!« erwiederte der General, »ich bin ein unglücklicher alter Mann, der froh wäre, wenn er längst im Grabe läge, um dies Ereigniß nicht erlebt zu haben. Ich muß freilich kapituliren, weil ich kein Brod und keine Munition mehr habe, sonst würde ich mich noch lange nicht zu übergeben brauchen, und daher hoffe ich, ehrenvolle Bedingungen zu erhalten.«

Nachdem der General v. Tilly ihm diese zugesichert, wurde zur Ausführung geschritten, indem sich der Hauptmann von Müffling zur Entwerfung der Punkte anschickte. Allein, gleich bei den ersten Zeilen, welche der General von Blücher aufzusetzen befahl, und welche folgendermaßen lauteten:

»Ich kapitulire blos darum, weil es mir an Brod »und Munition fehlt!«

ging der Streit los. Der General Rivéaux nämlich, einer der drei französischen Commissairs, erklärte, daß dies nicht in die Kapitulation gesetzt werden könne, weil dies nicht üblich sei ꝛc. Nach einigem Hin- und Herreden, welches Alles der Hauptmann von Müffling dem General in's Deutsche übersetzen mußte, da er selbst nicht französisch sprach, vergaß er seine angenommene Rolle. Mit feuersprühenden Augen richtete er sich empor, und sagte mit Heftigkeit: »Nun dann kapitulire ich gar nicht. Mit 30,000 Mann, die ich noch befehle, will ich mich noch

durchschlagen, und kehre mich an keine Neutralität mehr.« Die französischen Generäle sahen sich einander verwundert an, wurden aber noch mehr erstaunt, als in dem nämlichen Augenblicke ein französischer Offizier ganz verstört in die Stube stürzte, und dem General Tilly etwas in's Ohr flüsterte. Dieser wurde sehr verlegen, und sagte: So eben erhalte er die Nachricht, daß man bei unsern Truppen Bewegungen sähe, die ihm bedenklich schienen, und daß er hoffe, daß er sich auf des Generals Wort verlassen könne, und daß er hier nichts zu befürchten habe. Als dies dem General erklärt wurde, lächelte er und erwiederte: »Sagt ihnen nur, daß sie ganz ruhig sein sollten.« — Ich benutzte den augenblicklichen Stillstand des Geschäfts, und sagte leise zum General Tilly, daß er dem General in seiner Forderung nachgeben möge, wenn es ihm wirklich Ernst sei, Blut zu schonen, denn er kenne diesen alten Löwen nicht, der uns lieber bis auf den letzten Mann aufopfern würde, ehe er von etwas abginge, was er einmal für gerecht erkenne.

In der That muß ich hier diesem feindlichen General die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er mit vieler Ruhe und Billigkeit in allen Stücken handelte; daher schlug er vor, die vom General von Blücher geforderte Einleitung zur Kapitulation unter dieselbe zu setzen, wenn alle Punkte zuvor bezeichnet wären, welches er sich endlich gefallen ließ, wodurch denn der Abschluß sehr beschleunigt wurde. Schon waren die französischen Generale im Begriff zu gehn, als einer der französischen Offiziere dem General Tilly etwas in's Ohr flüsterte, worauf sich derselbe umwandte, und dem General von Blücher sagte, daß es sich von selbst verstehe, im Falle er eine Kriegskasse bei sich habe, diese zu übergeben, doch wolle man sich auf sein Wort hierin verlassen. Der General v. Blücher stutzte ein wenig, und befahl mir dann, solche auszuliefern mit den Worten: »Nun so geben Sie in des Teufels Namen auch das noch!«

Ich sagte ihm unbemerkt, daß er sein Wort geben könne, keine Kriegskasse zu besitzen, da es eine Landeskasse

sei, da aber die Herrn schon aufmerksam geworden waren, so holte ich das Fäßchen unter seinem Bette hervor, mit dem Beifügen, daß — wenn man dem Generale sein Eigenthum nehmen wolle — hier selbiges wäre; mit Begierde fiel ein französischer Offizier darüber her, und sagte: „Je vous donnerai une quittance.“

General von Blücher sah mich verwundert an, da ich nicht den Kasten, worin ich bereits die Hauptsumme aufbewahrt hatte, sondern das Fäßchen nur, worin sich circa 3000 Thaler befanden, den Feinden überlieferte, und ich hatte alle Vorsicht nöthig, um die Aufmerksamkeit dieser geldgierigen Race von dem Gegenstande ihrer Sehnsucht abzuleiten. — Als die französischen Generale bereits aus der Thür hinaus gingen, hielt ich den General Tilly noch auf und bat ihn, eine Sauvegarde für die Equipage des Generals v. Blücher zu geben, indem wir, um nach Hamburg zu gelangen, durch das Corps des Generals Bernadotte fahren mußten, und leicht ausgeplündert werden konnten. Diese Forderung wurde sogleich erfüllt, und ein Offizier mit 15 Chasseurs*) erhielt den Befehl, den General und seine sämmtlichen Sachen und Pferde bis Oldeslohe zu begleiten. Ich habe hier noch anzuführen, daß in der Kapitulation sich der General die Begleitung seiner beiden Söhne und die meinige namentlich ausbedungen hatte. Auch wir behielten daher unsre Equipagen, und erreichten am dritten Tage darauf ungefährdet Hamburg. —

Der französische Offizier, welcher uns bis Oldeslohe begleitete, war ein junger angenehmer Mann. — Hiervon uns zu überzeugen, hatten wir schon in Stokkelsdorf, wo wir übernachteten, Gelegenheit. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, diesem Offizier den geretteten Schatz nicht zu zeigen, als wir in Oldeslohe angekommen waren, da er sein Commando schon in Stokkelsdorf zurückgeschickt, und nur für seine Person uns weiter begleitet hatte. — So groß auch sein Erstaunen war, dies Geld gerettet zu sehn, so herzlich amüsirte es ihn, wobei er versicherte, daß er sich darüber freue. Eine solche edle Gesinnung verdiente wohl Anerkennung und Dank, daher befahl der General diesem Offizier für seine Begleitung ein Geschenk zu machen, nur sollte es durchaus kein Gold sein, welches derselbe zwar unter vielen Complimenten und Depreciren, endlich doch dankbar annahm.

*) Die Chasseurs hoben den Kasten selbst auf den Wagen, und sagten, daß er verteufelt schwer sei.

Wir blieben den folgenden Tag bei einem Grafen Lukner, der eine Gräfin Golz, Tochter unsers Ministers zur Gemahlin hatte; der Namen des Wohnorts ist mir jedoch entfallen. Von dort ging die Reise nach Hamburg, woselbst wir Abends ankamen. Die größte Sorge machte es dem General, wo der Kasten mit dem Gelde abgeladen werden könne, da er ihn sogleich durchaus nicht mit sich in's Wirthshaus gebracht haben wollte, damit es nicht bekannt würde, daß er viel Geld mitbringe. Zum Glück hatte ich einen Bekannten, Namens Gottgetreu in Hamburg, dem ich durch den Finanzrath Crelinger von Hannover aus empfohlen war, und dessen Bekanntschaft ich viele angenehme Stunden bei meiner frühern Gegenwart in Hamburg verdankte. Auf die Verschwiegenheit dieses Mannes konnte ich sicher rechnen, wie er denn auch dies Vertrauen völlig rechtfertigte. Erst den folgenden Abend mußte ich mit vielen Umständen verknüpft, das Geld in seine (nämlich des Generals) Wohnung schaffen, äußerst froh darüber, daß ich es los war. Nun aber hatte ich bei der Oeffnung meine Noth, denn nachdem mehrere Fässer aufgeschlagen waren, und sich immer noch kein Gold fand, wurde der General sehr verdrießlich, und meinte, daß ich statt Silbergeld den Truppentheilen Gold gegeben haben würde. Auch konnte er sich nicht eher beruhigen, bis er endlich in dem letzten Fasse das Gold fand, welches ich sehr gut wußte, und wissen konnte, da es auf dem Deckel deutlich bemerkt war. Allein ich war etwas verdrießlich geworden, und ließ ihn etwas mit Vorsatz schmachten. — Nun aber war des Lobes kein Ende, und jetzt fiel es ihm erst ein, daß er ohne meine List gar nichts von der ganzen Summe erhalten haben würde. »Die Kerle sind schön barbirt worden,« rief er lachend aus, »und ich begreife nur gar nicht, daß sie nichts gemerkt haben; sie sind doch man dumme Hunde, nicht wahr?«

(Der Schluß folgt.)

Anzeige.

Da ich auf mehrere Wochen verreise, bitte ich etwaige Beiträge und Briefe

an die Redaktion der humoristischen Blätter

in der wohll. Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg abgeben zu lassen.

Theodor v. Kobbe.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 27. Donnerstag, 6. Juli **1843.**

Correspondenznachricht.

Theodor von Kobbe an Theodor von Kobbe.

(Geschrieben auf dem Dampfschiff Großherzog von Baden, Juni 28. 1843.)

Habe oft über die siamesischen Zwillinge, und namentlich darüber gelacht, daß der eine von dem Wein, den der andere zu sich nahm, betrunken wurde, ohne daß es mir dabei in den Sinn gekommen wäre, daß ich in gleicher Lage sei. Was hilft mir der gütige Urlaub des Fürsten, Theodor von Kobbe der Jurist reis't freilich ins Bad, aber Theodor von Kobbe der Redakteur muß das Bad ausbaden, für den giebt es keinen Urlaub, als den Tod, und da Ems diesen abpariren soll, ist es billig, daß der Richter dem Dichter, so viel wie möglich, unter die Arme greife. Vernimm denn lieber Theodor, was Theodors dreitägige Reise ihm geboten hat.

Ich übergehe, um keine Indiscretion zu begehen, ein höchst seltsames und tragisches Ereigniß, das sich mir schon auf der ersten Station aufdrängte, und behalte mir die

Mittheilung derselben an meine Freunde nach meiner Rückkehr bei einer Flasche St. Julien Dalur vor. Du, lieber Theodor, und meine geneigten Leser müssen jetzt darauf verzichten. Indessen soll das Historische davon nicht untergehn, und unter verändertem Namen und Ort den Blättern einverleibt werden, wenn ich gleich fürchten muß, daß man mein Abentheuer für ein Phantasiegebilde erklärt.

Hier mag denn auch der Ort sein, ich meine nicht das Dampfschiff, auf welchem meine Gedanken Fleisch, d. h. Buchstaben werden, um mich zu entschuldigen, wenn ich ja oft in meine großen Erlebnisse mein unbedeutendes Ich hinein bringe. Im Durchschnitt passiren mir aber so viele wunderliche Dinge, halbe Unmöglichkeiten, daß ich bei ihrer Aufzählung wenigstens einen Zeugen brauche. Und da Du, lieber Theodor, Gott sei Dank! bei Deinen Lesern eben so viel publicam fidem als Mensch und Schriftsteller hast, wie ich als Richter, so möge unser anscheinender Egoismus durch das Streben, unsern wunderbaren Erfahrungen den Stempel der Wahrheit aufzudrücken, gerechtfertigt erscheinen.

Vorgestern Morgen langten wir in Osnabrück an. Wir hatten zu Vieren Extrapost in Bohmte genommen, und sparten dadurch Zeit und Geld. Ich benutzte die kurze Anwesenheit in jener Stadt, um einige Besuche zu machen, die sich aber fast alle in Lotterieloose verwandelten. Ich zog fast lauter Nieten. Am schmerzhaftesten war es mir die Bekanntschaft mit dem passiven Löwen des Tages in Osnabrück, entbehren zu müssen. Westendarp, eine Parodie von Caspar Hauser, war am Abend vorher nach Hamburg gereis't.

Was ich während der kurzen Zeit über diesen merkwürdigen Vorfall habe in Erfahrung bringen können, ist Folgendes:

Westendarp ist ein guter harmloser Mensch. Es ist unwahr, daß er sich durch auswärtige Verfertigung von Kleidern den Zorn der in der That sonst nicht ungefährlichen Schneiderseelen zugezogen hat. Auch war das Atten-

tat gewiß ursprünglich nicht auf ihn, sondern auf Stüve, mit dem er einige Aehnlichkeit haben soll, gemünzt. Dieser erhielt nämlich kurz vor dem ersten Angriff, der auf offner Straße geschah, einen Brief des Inhalts: *)

»Hüte Dich! —
Sei vorsichtig! —
Es wird 'was beabsicht! —

Herrn Bürgermeister Doctor Stüve
Krahnstraße
Wohlgeboren
Osnabrück.

frei.

Als das erste, durch zwei Männer vollführte Attentat, bei welchem der eine den Angriff mit den Worten: »Es ist der rechte nicht,« aufgegeben haben soll, vorbei war, empfing ein Freund Stüves ein, mit offenbar verstellter Hand geschriebenes Billet:

Warnen Sie Stüve,
es galt ihm.

addressirt
Herrn
Auct. Droge jun.
Osnabrück.

Wäre Westendarp ein Humorist, er hätte am Klügsten gethan, lachend auszurufen: »Die Kerle habe ich schön angeführt, sie haben mich für Stüve angesehn.« Aber er muß sich unvorsichtig geäußert haben. Denn kurz vor der zweiten Vergewaltigung erhielt er folgende Zeilen:

---

*) Das Facsimile dieses Briefes, wie das des nachfolgenden hier gedachten, erfolgt zur Einsicht bei Freund Berndt (Schulzesche Buchhandlung) für meine oldenburgischen Leser, namentlich für die Juristen, anbei.

Sie haben geäußert! Sie würden die Beiden wohl wieder erkennen! Sagen Sie ſo etwas nicht wieder, — — — es könnte Ihnen das Leben koſten!

adreſſirt

Herrn Hinrich Weſtendarp
in Osnabrück.

Selbſt an dem Tage, da Weſtendarp Abends angegriffen iſt, ſoll er ſchriftlich gewarnt ſein. Wie Caeſar auf's Rathhaus, ging er trotz der abmahnenden Worte nach Iburg. Der Platz, wo ihn am Abend die beiden Meuchelmörder überfallen, iſt auf der Chauſſee und nur etwa zehn Minuten von der Stadt entfernt. Mein Poſtillon verſicherte mir, es habe hier noch am andern Morgen ſo viel Blut gſtanden, als ob ein Schwein geſchlachtet ſei. Hart an der Chauſſee, etwa 4 Fuß höher, liegt ein Kornfeld, in welches ein Weg gebahnt iſt, als ob Kinder hier Räuber geſpielt haben. Hierhin ſoll Weſtendarp geflüchtet oder geſchleppt ſein. — — Es wäre eine Schande für die deutſche Policei, die ihre Naſe in ſo viele Sachen unberufen ſteckt, wenn nicht die Thäter ermittelt würden. Wäre ich Ernſt Auguſt, ich ließe die Celler Oberappellationsräthe einen nach dem Andern die Sache unterſuchen, und eröffnete ihnen nicht eher das neue Gerechtigkeitslocal, bis ſie dieſe criminaliſtiſche Nuß geknackt hätten. Ich erlaube mir hiemit den Herrn von der adelichen und bürgerlichen Bank hierbei folgende Winke zu geben.

Die Briefe 1 und 3 ſind offenbar von weiblicher Hand, wenn auch mit einigem Zwang geſchrieben. Man ſieht den Buchſtaben an, daß ihre Mütter nicht ohne Bildung iſt. — Die Tendenz aller drei Briefe iſt offenbar eine löbliche. Sie will Unglück verhüten, die Billets rühren von einer gebildeten wohlwollenden Frau her.

Osnabrück, wo der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen worden, der Deutſchland die Religionsfreiheit ſichern ſollte, wo Juſtus Möſer die Freiheit des Geiſtes predigte, iſt ſeit längerer Zeit eine Diebsherberge für ſchlechte politiſche und insbeſondere für faule giftige religiöſe Ideen. Die Refor-

mationsfeier hat eine Spannung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten herbei geführt. Auf dem Körper der erſtern ſollen ſchon Jeſuitenbeulen ausgebrochen ſein, der kräftige Organismus unſerer deutſchen katholiſchen Kirche wird ſich ihrer hoffentlich entledigen, und während dieſes Proceſſes der Streit mit den Proteſtanten ruhen. Aber bei dieſen wüthet der Myſticismus auf die kraſſeſte Weiſe. Die Mucker ſollen Stüve hier als ein Hinderniß anſehen, die Billets rühren daher von einer gebildeten wohlwollenden Frau aus einer Muckerfamilie her.

Die Dame wird in der nächſten Familienverbindung mit den beiden Aſſaſſinen ſtehn. Da man nicht zwei Männer zu gleicher Zeit haben kann, wird ſie die Frau des Einen und die Schweſter des Andern ſein. Sie wird die pietiſtiſchen Anſichten der Männer nicht theilen, aber ihnen auf irgend eine Weiſe imponiren, ſo daß die Mörder nicht die Macht haben, ihre Warnungen zu verhindern. Die Policei hat daher Nachforſchungen anzuſtellen, bis ſie zwei fleißige Kirchgänger ermittelt, von denen die Frau des Einen in der Familie als Rationaliſtin verſchrieen, übrigens von untadelhaftem Lebenswandel iſt. Die Billets rühren daher von einer wolwollenden rationaliſtiſchen Frau aus einer Muckerfamilie her, deren Mann und Bruder *) in der Abſicht, Stüve *à faire* zu nehmen, mit Weſtendarp zuſammen carambolirt ſind.

Mehr Licht kann ich in dieſem Augenblick in dieſer Sache nicht verbreiten. Indeſſen muß dies auch für die Celler juriſtiſchen Lichte, den ehemaligen Altarlichtern der deutſchen Juſtiz-Bleiche genug ſein. Ich ſelbſt verlange für dieſe Winke übrigens weder einen Becher von Osnabrück, noch einen Orden von ſeinem König. Aber kitzeln ſoll es mich doch, mein lieber Zwillingsbruder, wenn The-

*) Möglicher Weiſe auch »Schwager.« Ich bin ein Feind von Conjecturen, und behaupte nichts, was ich nicht gewiß weiß.

oder von Kobbe's Name als Jurist noch in der gelehrten Welt genannt wird, wenn das letzte Exemplar der humoristischen Blätter schon längst, um wie sein Gründer, eine Speise der Würmer zu werden, zum Käsehöker gewandelt ist.

Die Nachricht, daß viele Oldenburger zum Liederfeste kommen würden, erfreute die Osnabrücker, die die Gastfreundschaft, wenn sie nicht schon existirte, erfinden würden, ungemein. Ohne Pescherähs zu sein, die bekanntlich nur bis 18 zählen, und das »Mehr« »viel« nennen, haben sie diese Zahl nicht erwartet. Der Oldenburger Liedervater wird hier mit Auszeichnung genannt. Ich habe sie auf unsern humoristischen jovialen Sänger S., und vor Allen auf unsern Musikdirektor Rösler aufmerksam gemacht, dessen eminentes Talent als Componist ihm schon eine ganz andere Stellung, als die er jetzt einnimmt, in der Welt verschafft hätte, wenn in unserer marktschreierischen Zeit nicht eine wie sein Genie seltene Bescheidenheit, seinen Fortschritten entgegen wirkte. — S. wird die Herloßsohnschen Schneider, componirt von Rösler singen, und dadurch seinen, wenn auch noch nicht europäischen, doch auch nicht bloß bückeburgischen, sondern norddeutschen Sängerruf, den er durch das Käferlied gründete, erhöhen. Er sollte nur auch mein Oldenburgicum, das Rösler in musicalische Lethe getaucht hat, singen, und dessen ersten Vers:

Von Reisen bin ich jetzt zurück,
An Gelde bin ich pauvre,
Doch reich durch der Erfahrung Blick
Zuletzt (zuerst) war ich in Osnabrück
Im Königreich Hannover.
Ich reis'te viele Länder durch
Doch fand ich es in Oldenburg
Am Ende doch am Besten,

ich bald in Oldenburg zu singen hoffe. Ja, mein lieber Freund St. in Karlsruhe hat Recht, wenn er zu mir sagt: »Du bist ein närrischer Kerl, wenn Du in Oldenburg bist, so bist Du in Karlsruhe, ist dagegen Dein Körper in

Karlsruhe, ſo reiſ't die Seele nach Oldenburg.« Ich ſehne mich nach dreitägiger Reiſe ſchon wieder heim. —

Das Wetter iſt abſcheulich. Jeremias hätte heute an ſeinen Namenstage Grund zu ſingen. Die nicht eben zahlreiche Geſellſchaft ſitzt in der Kajüte zuſammen gepfercht. Engländer res fungilibes und langweilige Deutſche, unter denen ein bairiſcher Graf Viereck eine ehrenvolle Ausnahme macht. Eine neue engliſche Kindermode macht mich frieren, als ob ich einen Schneidergeſellen mit nankingenen Hoſen um die Weihnachtszeit ſähe. — Die Lordstochter iſt von der Mitte der Wade bis zur Mitte der Lende ganz unbekleidet und läuft ſo auf dem windigen Verdeck herum.

Wenn doch die uns umgebenden Hügel, Burgen und Weinberge, wie auf meiner letzten Reiſe, à la Heine in den Augen einer ſchönen Frau wiederſtrahlten! Aber nichts davon, ſchlechtes Wetter, ſchlechte Geſellſchaft, ſchlechte Geſichter und ſchlechten Wein. Ich freue mich auf das Emſer Waſſer, denn ich bin ein Feind von halben Maaßregeln.

Ich habe noch Manches von meiner Reiſe zu erzählen, allein ich fürchte, daß der Setzer zu viel Material für Eine Portion hat. Sonſt könnte ich noch Manches über meine Reiſegeſellſchaft ſagen und über meine Tour, die ich, um den langweiligen Weg von Münſter nach Düſſeldorf zu vermeiden, über Hamm, Hagen, Schwellen und Elberfeld nahm. Ich habe nicht gewußt, daß Süddeutſchland auch in Norddeutſchland liegt. Nur zu oft wurde ich an das Murg- und Kinzigthal erinnert, nur daß der holländiſche Michel in der Mark viel koſtbarere Gebäude als dort aufgeführt hat.

In Oren-Steinfurt befindet ſich eine Armenbüchſe, worauf, aus Verſehen, anſtatt der Worte: »Für dürftige Reiſende« Durſtige« gemalt worden iſt. In Hamm war justitium, das ganze Oberlandesgericht mit ſeiner Maße Acceſſiſten auf dem Schützenplatz. Dagegen traf hier die Nachricht von Kölke ein, daß der rheiniſche Landtag jede Beſchränkung ſeines Geſchwornengerichtes durch einen neuen

Strafgesetzentwurf einstimmig verworfen hat. Der Jubel hierüber am Rhein ist gränzenlos. — Stand doch schon früher in der Kölner Zeitung so annoncirt: »Es steht ein Haus wegen Einführung eines neuen Strafgesetzbuchs zu verkaufen.«

In Bärmen hörte ich eine Predigt auf Glauben. Sie handelte von dem Frieden Gottes, den der Pastor auch auf die bürerglichen Geschäfte ausgedehnt haben wollte. Er irrt sich aber. Denn nicht Allen fliegen die gebratenen Tauben ins Maul, wie einem Wupperthaler Pastor.

Im Frühlinge.

Von K. L. Mayer.

Herr Frühling gibt ein Fest;
Geladen hat er uns alle
In den blauen Himmelssaal,
In des Waldes grüne Halle.

Ein reicher Teppich liegt
Aus Blumen und Gras gebreitet;
Frischen, schäumenden Trunk
Haben die Quellen bereitet.

Im jungen Laube spielt
Ein Heer von Musikanten —
Sind eben angelangt
Lustig aus fernen Landen.

Ueber Berg und Wiesengrund
Zeigt mich der Freude Flügel.
Kinder singen im Thal,
Lämmer springen am Hügel.

Am weißen Kirschenbaum
Werf ich mich nieder müde.
Wehe mir Kühlung zu!
Hülle mich ein in Blüthe!

Oldenburg.

Redakteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 28. Donnerstag, 13. Juli 1843.

Blücher als Humorist.

Aus dem Nachlasse des Generals F. v. Eisenhart.

(Beschluß.)

1807. Wir erhielten über Kopenhagen oft Nachrichten aus Preußen, und man kann sich denken, wie sehnlich wir solchen entgegensahn. So hatten wir denn auch erfahren, daß die Franzosen bei Eylau geschlagen und ungeheuern Verlust an Menschen erlitten hatten. Welche innige Freude dies bei uns und den Hamburgern verursachte, vermag ich nicht zu schildern, und als ich an dem Abend des Tages, an welchem wir die Nachricht erhielten, in das Theater kam, und man mich fragte, ob ich etwas Neues wisse? erwiederte ich, daß die Franzosen tüchtige Schläge bei Eylau bekommen hätten und daß noch Alles gut gehn würde. Die Freude sprach sich auch hier aus, jedoch ohne gerade laut zu werden. Allein ein Jude, Namens Gumprecht, auch Baron Absatz spottweise genannt, dessen sich der General Bourienne als geheimen Agenten bediente, hatte nichts eiligeres zu thun, als meine Mittheilung sogleich zu rapporti-

ren und zwar mit bedeutenden Zusätzen. — Am folgenden Tage begegnete ich früh dem Fürsten von Wittgenstein, welcher sich in Hamburg aufhielt, und wie ich glaube, auf Veranlassung des Königs, welchem er auch wohl unbestreitbar sehr wichtige Dienste schon damals geleistet hat. Dieser rief mich an, und sagte: »Lieber Herr v. Eisenhart, was haben Sie gestern Abend im Theater gemacht? um Gottes Willen, Sie werden sich unglücklich machen; Bourienne will sie nach Frankreich schicken, und wird es am Ende mit uns nicht besser machen. Ich komme eben vom General v. Blücher, den ich im Namen Bourienne's angezeigt habe, daß er Ihnen dergleichen untersagen soll, sonst würde er so verfahren. General v. Blücher wird Ihnen wohl seine Meinung sagen, gehn Sie nur hin, er ist noch zu Hause.« Ich erwiederte ihm hierauf, daß mir Bourienne's Drohungen nur lächerlich wären, daß dieser Mann mir gar nichts zu befehlen habe, da wir dem Gouvernement überwiesen wären, und daß ich sogleich zum Gouverneur gehn und ihm Alles selbst erzählen würde, was ich gesagt oder gethan, wie auch, daß er von mir die Drohung Bourienne's erfahren sollte. Wenngleich der Fürst mich davon abbringen wollte, und meinte, daß ich die Sache dadurch schlimmer machen würde, so blieb ich doch bei meinem Vorsatz, nur versprach ich ihm, zuerst zu dem General v. Blücher zu gehn. Dort angekommen, fuhr er mich mit folgenden Worten an: »Herr, plagt Sie der Teufel, was haben Sie gemacht? der Bourienne will Sie nach Frankreich schicken und uns Andre auch, wenn Sie Ihr Schandmaul nicht halten. Wittgenstein war hier, und den hat er mir zugeschickt, er hat mir die Hölle heiß gemacht.«

»Ja, Ew. Excellenz, ich habe den Fürsten selbst auch schon gesprochen, und er hat mir das Nämliche gesagt.«

»Na! und was nun?« fragte der General.

»Nun, war meine Antwort, ich werde sogleich zum Gouverneur gehn, ihm Alles der Wahrheit treu erzählen und doch sehn, was dieser dazu sagen wird, daß Bourienne sich unterfängt, in militairische Angelegenheiten sich zu mischen.«

»Herr, Er iſt raſend toll — doch halt! ich glaube Er hat Recht. Mache Er, was Er will, doch ich mag von Nichts wiſſen.«

Bei dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß der General nur, wenn er bei guter Laune war oder Jemandem recht wohl wollte, ſich des Worts Er bediente. Da ich nun gewonnen Spiel bei dem General hatte, ſo gelang es mir bald, ihn auf Bourienne aufgebracht zu machen, ſo daß er ſagte: »Wenn der Gouverneur ihm nur tüchtig eins auswiſchen wollte.« — Gleich nachdem ich den General verlaſſen, ging ich auch zu dem Gouverneur, deſſen Adjudanten ich bei Burmeſter kennen gelernt hatte. Dieſen Offizieren, die ich im Vorzimmer fand, erzählte ich zuvörderſt den Vorfall, und bat ſie, dem Gouverneur mich zu melden. — Ich wurde bald vorgelaſſen, theilte ihm Alles aufrichtig mit, und ſagte, daß er mich gewiß ſelbſt verachten müſſe, wenn ich mich nicht über gute Nachrichten von der preußiſchen Armee freuen ſollte, und daß ich glaubte, nur unter ſeinen, nicht aber unter den Befehlen des Herrn von Bourienne zu ſtehn. Wenn er aber gegen meine Geſinnungen etwas auszuſetzen hätte, ſo möchte er nach ſeinem Gutdünken mit mir verfahren, und würde ich mich gedulbig unterwerfen. Allein der Gouverneur erwiederte ſehr freundlich folgendes: »Mon cher ami! ſein Sie ganz unbeſorgt, Ihr General und Sie ſind uns als brave Männer bekannt, ſprechen Sie, was Sie wollen, und leben Sie hier, wie Sie wollen, kein Menſch darf ſich unterſtehn, Ihnen etwas zu nahe zu legen, und wenn Herr v. Bourienne ſich dies erlauben ſollte, ſo kommen Sie zu mir, ich werde Sie zu ſchützen wiſſen.« Vergnügt verließ ich dieſen braven Mann, und eilte zum General, ihm Alles mitzutheilen. Dieſer nun war ſehr froh über das Reſultat meiner Demarche, und zog jetzt in ſeiner Manier über Bourienne los.

Nach einiger Zeit ſagte mir der General, daß Herr v. Bourienne meine perſönliche Bekanntſchaft wünſche, durch ein zufälliges Zuſammentreffen, wie er mir verſicherte, dies

vom Fürſten erfahren zu haben, allein ich ging dieſer aus dem Wege. Als ich einſtmals des Morgens, wie ich dies täglich nicht unterlaſſen durfte, zum General kam, ſagte er zu mir: »Apropos! Eiſenhart, Bourienne hat mich zum Diner einladen laſſen, und Er ſoll auch mitkommen.« Da ich nun eine Einladungskarte von ihm auf dem Tiſch liegen ſah, fragte ich den General, ob etwa auch für mich eine Karte bei ihm abgegeben ſei? welches er aber verneinte, jedoch verſicherte, daß der Fürſt es ausdrücklich geſagt habe. Aber ich erklärte gleich beſtimmt, nicht hingehn zu wollen, da ich keine Karte erhalten, und als der General darauf beſtand, ſo fragte ich ihn, ob er es denn thun würde, wenn er in meiner Stelle wäre? Nach kurzem Beſinnen ſagte der General: »Nein, ich würde es auch nicht thun.« — Dies war das einzige Mal, daß der General im Hauſe des Herrn v. Bourienne geweſen, und dieſer hat in ſeinen Memoiren die Unwahrheit geſagt, wenn er erzählt, daß er mit dem General auf einem ſo bekannten Fuße gelebt, oder denſelben ſo häufig geſprochen habe, welches der Fürſt Wittgenſtein am beſten bezeugen kann. Es müßte denn ſein, daß der General ganz heimlich zu Bourienne gegangen wäre, was aber nicht in ſeinem Charakter lag, und ich glaube auch, daß er es mir vertraut haben würde, da er wahrlich kein Geheimniß vor mir hatte.

Da ich mich nun zur Tafel nicht einfand, ſo fragte Herr v. Bourienne den Fürſten, wo ich denn bliebe, da er mich doch einladen laſſen? Hierauf erwiederte der General: »Ja, der Eiſenhart, das iſt ein eigner Kerl, er meint, weil er nicht eben ſo wie ich und meine Söhne per Karte eingeladen wäre, ſo würde er auch nicht kommen.« Nun machte Herr v. Bourienne große Entſchuldigungen und verſicherte, daß dieſes durch ein Verſehn unterlaſſen ſein müſſe ꝛc. — Der General hat mir wenigſtens auf dieſe Art den Vorgang ſelbſt erzählt.

Am Geburtstage unſerer unvergeßlichen Königin gab der Miniſter v. Grothe, welcher als preußiſcher Geſandter in

Hamburg war, jetzt ſich aber nach Altona retirirt hatte, zur Feier deſſelben einigen in Hamburg befindlichen Preußen ein großes Diner, zu welchem natürlich auch der Fürſt Wittgenſtein, General Blücher, und ſeine Umgebung eingeladen waren. Mit welcher innigen Theilnahme dieſer jedem Preußen heilige Tag gefeiert, und welche aus vollem Herzen ſtrömende Wünſche für ihr theures Leben und Glück zum Himmel ſtiegen, bedarf wohl keiner weitern Verſicherung, und ich kann betheuern, daß wir uns Alle damals mit der Verſicherung tröſteten, daß der Kaiſer Alexander nur dann Frieden machen würde, wenn er unſerm König wieder zu ſeinen Ländern verhelfen könnte. Am kräftigſten ſprach bei dieſer Gelegenheit der alte Feldherr, der eine beſondere Kraft und Gewalt der Rede beſaß. Man muß ihn ſelbſt gehört haben, um ſich eine richtige Vorſtellung davon machen zu können, da er ſelbſt den größten Rednern zur Seite geſtellt werden könnte, die freilich an Gelehrſamkeit reicher ſind, aber niemals ſo hinreißen und enthuſiasmiren konnten, als es bei ihm der Fall war.

Ich habe bisher noch nicht angeführt, daß ich im Jahre 1805, wo ich Gelegenheit hatte, den Thüring'ſchen Fürſten einige Dienſte zu leiſten, durch die gnädigen Geſinnungen des Fürſten von Rudolſtadt, das große Comitiv als kaiſerlicher Hof- und Pfalzgraf erhalten hatte. Bekanntlich waren mit dieſer Charge beſondre Prärogative verbunden, welche in den öſterreichiſchen, ſo wie in allen deutſchen Ländern, Preußen ausgenommen, damals noch in voller Kraft waren. So wenig ich Gebrauch davon zu machen geneigt war, ſo wurde ich doch von einer Magiſtratsperſon in Hamburg, Namens Baumhauer, dazu aufgemuntert, da, wie er ſich ausdrückte, dies eine Goldgrube ſei, vermöge welcher ich niemals in Geldverlegenheit gerathen könnte. So lange meine Baarſchaft zu meinen nothwendigſten Bedürfniſſen hinreichte, war ich weit davon entfernt, darauf zu achten, allein der lange Aufenthalt in Hamburg, wo es bekanntlich ſehr theuer iſt, und der Mangel an aller Unterſtützung von Hauſe, veranlaßte mich, halb ſcherzhaft, halb

im Ernſte, mit jenem Freunde darüber zu ſprechen, der mir ſagte, daß er eine Menge Candidaten, welche die Doktorwürde zu erlangen wünſchten, mir zuführen würde. Es iſt nöthig, hier zu bemerken, daß die Doktoren in Hamburg von jeder Abgabe und Einquartirung frei waren, und es Manchem ſchon dieſerhalb wichtig war, den Doktorhut zu erlangen. Es fehlte nun nichts weiter, als daß ein dergleichen Aſpirant in meiner Gegenwart von drei Doktoren der Fakultät examinirt, und von dieſen als würdig erkannt wurde. Dies iſt geſetzliche Vorſchrift, die nicht umgangen werden darf. Da ſich nun vorzüglich ſolche Subjecte meldeten, welche zum Doktor der Philoſophie kreirt zu werden wünſchten, ſo war ich um ſo eher bereitwillig dazu, weil dieſe Herren kaum den geringſten Schaden verurſachen konnen, wenn ihre Gelehrſamkeit auch nicht vorhalten ſollte.

In kurzer Zeit hatte ich einigen ihre Wünſche erfüllt, und würde — wenn ich gewollt hätte — ein Bataillon ſolcher Promovirten haben aufſtellen können. Allein ich war zu gewiſſenhaft, und beſchränkte mich in der That nur auf ganz würdige Subjekte. — Jedoch konnte ich es dem preußiſchen Geſandten, Grafen v. Grothe, nicht abſchlagen, einem Manne dieſe Würde zu ertheilen, der ein ſtrenges Examen wohl ſchwerlich beſtanden haben würde, wenn er nicht die examinirenden Herren Doktoren zu beſonderen Freunden gehabt hätte. — Die Sache verhielt ſich folgendermaßen. Der Geſandte gab dem General v. Blücher und mehren ganz preußiſch geſinnten Hamburgern, ebendaſelbſt ein Diner. Da ich neben ihm bei Tiſche ſaß, welches wohl vorſätzlich von ihm beſtimmt war, und nachdem wir etwas munter geworden, ſagte er mir leiſe; „Lieber Herr v. Eſenbart, ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen. Ihr Nebenmann iſt ein ganz vortrefflich patriotiſch geſinnter Mann, der ſich um uns große Verdienſte erworben hat. Er hat mich gebeten, bei Ihnen mich zu verwenden, daß Sie ihm das Doktordiplom geben möchten, er wird Ihnen erkenntlich dafür ſein.“ Ich erwiederte ihm hierauf, daß ich es mir zur Pflicht machen

würde, die Wünsche Sr. Excellenz zu erfüllen, im Falle der Herr nur das Examen machen könnte. »Ach lieber Freund, das ist eben das Schlimme bei der Sache, können Sie ihm denn nicht helfen?« — Nachdem ich nun den Gesandten mit den Vorschriften in dieser Angelegenheit bekannt gemacht, und ihn gebeten, mich zu entschuldigen, so wandte er sich an den General und bat denselben, mich dazu zu bereden, welcher sich denn auch gleich willig finden ließ und zu mir sagte: »Pfalzgraf, sei Er kein Narr! mache Er den braven Mann zum Doktor, ich will es verantworten; er hat sehr guten alten Wein, und der giebt mehr Verstand, als die gelehrten Feldherrn haben. Morgen wollen wir weiter darüber reden, und ich werde schon sorgen, wie es sich am besten machen läßt.« Darauf nahm er das Glas zur Hand, und forderte die Gesellschaft auf, des neuen Doktors Gesundheit zu trinken. — Den folgenden Tag mußte das Examen bei ihm vorgenommen werden, und er hatte die Herren Examinatoren sowohl, wie auch den Aspiranten bereits so zugestutzt, daß letzterer ziemlich alle Fragen beantworten konnte, und sein Wunsch erfüllt ward. — Der nunmehrige Doktor philosophiae, Herr Martin Heinrich K., wollte mich zwar ansehnlich belohnen, allein ich nahm durchaus nichts an, wie ich dieses auch schon Tags vorher dem Gesandten erklärt hatte.

An wie viele Giftmorde der Gottfried man seiner Zeit in Bremen glauben mußte.

Als Gesine Gottfried, geb. Timm, verhaftet worden, und der Untersuchung des ausgezeichneten Criminalisten, des Senator Doctor Droste übergeben war, welcher die Sache mit Verschwiegenheit und Discretion betrieb, waren die Gerüchte über die Anzahl der Giftmorde, deren die Inquisitin beschuldigt werde, ungemein verschieden. Die Aristokratie, welche in dem Unglück, eine solche Gemahlin zu be-

ſitzen, eine Landesplage ſah, gab die möglichſt geringe Zahl der Vergiftungen an, während der Pöbel unbarmherziger Weiſe die Zahl der Opfer auf über 100 ſteigerte. So war Alles in Verhältniß, aus der Anzahl der Todten, die Jemand in dieſer Angelegenheit notirte, konnte man mit Sicherheit beſtimmen, welch' eine Stellung Jemand in Bremen einnahm. Höchſt witzig bemerkte ein verſtorbener Advokat, der mir den Gottfried'ſchen Cours erklärte: »Nach meinem Verhältniſſe, als Doktor und Advokat, darf ich höchſtens zehn Giftmorde ſtatuiren, in Erwägung des Umſtandes aber, daß meine Mutter zugleich eine Weinwirthſchaft hat, die von Bürgern mittlern Ranges beſucht wird, nehme ich 15 Fälle an.«

Hors d'oeuvres.

Die Amerikaniſchen Damen ſollen, nach Capitain Marryat, aus Schamgefühl ſogar die Beine der Fortepiano's verhüllen. (Divalkalia.)

Von München wird geſchrieben, daß unſer Hofſchauſpieler Jenke, ein ſehr gebildeter Künſtler im Fach der Komik, mit großem Erfolg dort gaſtirt. Das werden alle ſeine Freunde auf Erden und im Himmel gerne vernehmen, und unter den letzten vor allem der ſeelige Immermann, deſſen Schüler und Stolz Jenke vor vielen Anderen war. L. v. K.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 29. Donnerstag, 20. Juli. 1843.

Sauerauer Zustände.

Von K. A. Mayer.

Viertes Kapitel.

Ich habe dem Leser meinen Freund Renner, den Doktor in Sauerau, im letzten Kapitel als Schalk unter den Philistern jenes Städtchens aufgeführt; heute wollen wir dem gemüthlichen Manne nach seinem Stübchen folgen, wo er, die glimmende Thonpfeife in der Hand, in traulicher Winterdämmerung mit seinem Frauchen und mir um den Ofen sitzt. Ein urgroßväterlicher Lehnsessel hat mich in seine Arme aufgenommen vor uns, auf einem Tischchen, blinkt edler Rheinwein, von dem letzten Schein der Abendröthe, die durch die Fenster bricht, und von der Gluth des Feuers, das hinter einem offenen Roste brennt, doppelt beleuchtet. Nach einer Pause behaglichen Stillschweigens, in der nichts hörbar ist, als das Knistern der zusammenfallenden Scheiter, das Knittern der Stricknadeln der Frau Doktorin und der regelmäßige Ausstoß der Rauchwolken aus

Renner's Munde, läßt sich mein Freund in folgender Weise vernehmen:

»Ich habe heute Morgen eines Ereignisses gegen Dich, lieber Karl, erwähnt, das mir 1830 am Neujahrstage zugestoßen. Ich versprach Dir, in einer ruhigen Stunde darüber zu berichten. Was können wir nun jetzt Besseres thun, als diese schöne Dämmerzeit durch Erzählungen verlängern? Laß mich beginnen, dann soll meine Frau an die Reihe, und Du wirst den Schluß machen.«

Das Frauchen wollte protestiren. Renner aber erklärte: Niemand verstehe es so gut, wie sie, die Hofconcerte des letzten Grafen von Sauerau zu beschreiben, obgleich sie dieselben nur aus dem Munde ihrer Großmutter kenne; ich sei ein großer Freund von dergleichen Geschichten, und müsse nothwendig durch sie mit ihnen bekannt werden. Nachdem von Neuem die Gläser gefüllt worden waren, begann Renner seine Erzählung, wie folgt:

»Der Uebergang vom Jahre 1829 zum Jahre 1830 war, wie Du Dich erinnern wirst, von strenger Kälte begleitet. Nicht allein unser Sauerbach, nein, die größten Ströme hatten sich, wie die Zeitungen meldeten, bis tief hinab in einen dicken Eispanzer gehüllt, so daß das sonst so leicht bewegte Element ganz seine Natur verloren hatte und in ein festes Land verkehrt war, über das die schwersten Wagen ohne Bedenken ihren Weg nahmen. Es war keine fröhliche Kälte, windstill mit blauem Himmel und glitzerndem Schnee und Eis wie jetzt; fast den ganzen December hindurch schien ein fahlgraues Tuch über die Gegend ausgespannt, ein unabsehliches Schneegewölke, unter dem sich selbst ein heiteres Gemüth niedergedrückt fühlte. Dabei wehte ein so schneidender Wind, daß man kein Thier, viel weniger einen Menschen ohne Noth aus dem Hause ließ. Der Schnee, der anfangs in dicken Flocken niedergekommen war, fiel zuletzt nur noch in feinen Nadeln, und hatte der Natur ein tiefes Leichengewand angethan, unter der alles warme Leben, jeder Keim des Frühlings erstorben schien.

Ein Förſter, der auf einen Augenblick bei uns einſprach, erzählte, daß das Wild im Walde klägliches Geſchrei, wie er es nie gehört, ausſtoße, weil es keine Nahrung mehr aus der harten Schneekruſte hervorſcharren, keinen Schutz gegen die grimmige Kälte finden könne. »Hunderte von Vögeln, ſagte er, liegen todt am Boden, und wenn die Bäume wieder grünen, wird kein Geſang mehr von ihren Zweigen erſchallen. Die Wölfe brauchen ihre Beute nicht mehr zu erjagen; ſelbſt Rehe und Hirſche ſind jetzt zu ſchwach, um ihnen zu entrinnen. Viele brechen ſchon beim erſten Sprunge zuſammen; viele ſtehen gar nicht mehr vom Lager auf, wenn ihnen der Feind naht. Die Thiere haben ihre ſcheue Natur völlig abgelegt. Jeden Tag kommen die Rebhühner vor mein Fenſter, und erhalten ihr Futter wie mein eignes Vieh, damit die guten Thierchen nicht ausſterben. Neulich, da ich im Walde ging, folgte mir ein Paar Hirſche nach, und ſchnoberte an meiner Taſche, in der ich ein Butterbrot trug. Ich gebot meinem Hunde Ruhe, und ſie fraßen wie die Lämmer aus meiner Hand. Ja, ſie folgten mir nach meiner Wohnung, und ſtehen nun in meinem Stalle, wo ſich das Männchen, ein ſtattlicher Sechzehnender, ſonderbar genug unter den Kühen einnimmt.«

Die beiden letzten Tage des Decembers waren etwas milder und heiterer; doch, als der Silveſterabend heranrückte, begann es wieder zu ſtürmen. Ich ſaß mit meinem, damals ganz neugebackenen Weibchen und zwei Freunden, der Scheideſtunde des Jahres gewärtig, zuſammen. Draußen rüttelte der Nord an den Fenſterladen, als ob er ungeduldig Einlaß begehre, und warf hier und dort einen Ziegel von den Dächern auf die oftmals rein geſchwerten und immer wieder neu beſchneiten Treppen.

Sonſt waren in der Neujahrsnacht, trotz der ſtrengen Edicte des Bürgermeiſters, trotz der Argusaugen des Polizeidieners, aus allen Fenſtern luſtige Schüſſe gefallen; heute, bei dieſem Unwetter, fand ſich Niemand verſucht, einen Hahn zu ſpannen. Bisweilen machte der Sturm eine Pauſe; dann war es todtenſtill draußen, und hätte nicht

der Nachtwächter mit heiserer Stimme die Stunden und ihre Hälften abgerufen (zu singen oder in's Horn zu stoßen erlaubte ihm die Kälte nicht): wir hätten geglaubt, nicht unter fröhlichen Menschen, sondern allein im wilden Walde oder auf öder Haide zu leben.

Es hatte sich allmählig eine behagliche Wärme durch's Zimmer verbreitet; denn, obgleich es den Tag hindurch nicht gelungen war, der hohen weiten Stube eine Temperatur zu geben, bei welcher der Hauch des Mundes nicht sichtbar blieb, so hatten sich doch nun endlich die vereinten Kräfte des Ofens und des Punsches, der aus einem auf dem Tische liegenden Porzellan-Fäßchen lustig gezapft wurde, und die ausströmende Wärme der Gesellschaft geltend gemacht. Endlich schlug die Glocke der nahen Kirche noch langsamer als gewöhnlich — denn auch sie hatte die Kälte gelähmt — das letzte Viertel, und, in tieferem Tone anhebend, hallte es Eins, Zwei, Drei, Vier bis Zwölf. Der Wind hatte sich wieder gelegt; es war, als ob die Natur den Athem anhielte, um die Todesstunde des Jahres zu vernehmen. Wir waren aufgestanden und lauschten schweigend; wir ließen verabredeter Weise den letzten Ton langsam verklingen und fielen uns dann glückwünschend in die Arme.

Humoreske, die Heimathlosen betreffend.

(Nach einem Briefe.)

»Ich habe Ihr Manifest über die Heimathlosen (Nr. 18 der Blätter) mit Vergnügen gelesen, und werde gerne zu Ihrem großen Vorhaben mitwirken. Hier vorläufig ein Factum, welches das Gebiet des Humors, dessen Priesterin Sie sind, beschritten hat.«

»In X. lebte ein Hagestolz, welcher mit seiner Haushälterin, die aus D. war, einen unehelichen Sohn erzeugt

»hatte. Der Vater ſtarb, die Mutter zog nach O. und ver»heirathete ſich da. Der Bruder des Vaters, welcher in Z. »wohnte, nahm den Knaben zu ſich, und verſchied, nachdem »er denſelben von ſeinem geringen Vermögen hatte ſtudi»ren laſſen. Der blutarme Candidat verſuchte es nun, auf »alle nur erdenkliche Weiſe ein Domicil zu erlangen. F., »D., O., H., Alle wieſen den Heimathloſen ab.

»In der Verzweiflung faßte der wider Willen Deutſch»landmüde gewordene den Entſchluß, ſein Vaterland zu ver»laſſen. Vorher deponirte er ein Teſtament, in welchem er, »für den Fall, daß er vermögend ſterben ſollte, demjenigen »der vier Staaten ſein Vermögen vermacht hatte, welcher »am bündigſten die Anſprüche an ſeine Unterthanenqualität »würde nachweiſen können.

»Jetzt zog Herrmann in die Fremde, indem er, auf dem »weiten Meere das jetzt zu ſo hohen Ehren *) gekommene »Arnd'ſche Lied, es alſo traveſtirend, ſang:

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Nicht Preußenland, nicht Baierland,

---

*) Zu hohen Ehren, was dies ſchöne Lied auch verdient. Aber jetzt wird es bei allen Lieder- und Trinkfeſten deshalb mit Begeiſterung geſungen, weil es ein Generalnenner iſt, in dem alle Zähler aufgehen. Alle Parteien haben dabei in dem entgegengeſetzten Intereſſe beim Abſingen der Verſe etwas im Sinn. Komiſch iſt es übrigens, wie jetzt das Deutſchthum in den ariſtokratiſchen Kreiſen Mode geworden iſt: während es vor 20 Jahren einen anſäuerlichen Geſchmack von Hochverrath hatte. — Aber ſo geht es in der Welt. Sagte Mackeldey doch in ſeinen Römiſchen Inſtitutionen, wo er referirt, daß bei den Römern nur die gymnaſtiſchen Spiele, nicht aber die Glücksſpiele erlaubt ſeien: Heute zu Tage iſt es umgekehrt. Das Turnen iſt verboten, die Hazardſpiele ſind erlaubt. — Wer weiß, beſtehen doch die Meinungen der Menſchen nur aus wandelnden Infuſorien, ob nicht nach wenigen Jahren, die Köthen-Fürſtenfamilie ausgeſtorben iſt und die Wegelagerung an der Halliſch-Magdeburgiſchen Eiſenbahn und überhaupt das Hazardſpiel in Deutſchland aufhört.

Nicht, wo am Rhein die Rebe blüht,
Nicht wo am Belt der Moordampf zieht.
O nein, o nein, o nein, o nein,
Es will kein Fürſt mir Vater ſein.

»Allein Herrmann ſoll in Amerika ſteinreich, aber »auch ſchwächlich geworden ſein, und ſich jetzt nach ſeinem »theuren Vaterlande zurück ſehnen. Sintemalen und dieweilen er aber ſteinreich und nebenbei auch ſchwächlich »geworden iſt, ſollen die vier Ex-Vaterlande ſich, wie weiland die Griechen um das Vaterland Homer's, um das des »Bruders Jonathan ſtreiten, der Fiscal des Einen ſchon eine »gelehrte Deduction zur Begründung von Herrmanns Heimathsrecht verfaßt haben, der Magiſtrat des Andern, einen »Becher anfertigen laſſen mit der Inſchrift: »Jovi reduci« »(dem heim führenden Gotte), der Dritte aber ſchon die Kapſel beſtellt haben, um das Diplom des Ehrenbürgerrechts »hinein zu thun. — Der Vierte thut nichts von alle dem, »denn er iſt in Beſitz der freilich alt und arm gewordenen »Jugendliebſchaft des guten Herrmanns, die ihren Geliebten, »trotz dem, daß der Vater die Hand der Tochter ihm aus »Hochmuth geweigert, immer treu geblieben iſt, und dieſe »hat der Tochter des Miniſters, für die ſie arbeitet, verſprochen, den Jugendfreund zu bereden, ſich in L. nieder zu »laſſen. — Und ich glaube, der Vierte hat am Meiſten Ausſicht auf Herrmanns Einwanderung. Denn, wenn dieſer ſein Vaterland ſo behandelt, wie es die lectiones latinae von Bröder fodern, wie eine undankbare Mutter, nämlich, wie ſollte er dann

die ſchöne Zeit der erſten Liebe

ſo haben vergeſſen können. »Hannchen« ich gratulire zur Hochzeit.« L. v. L.

Der Unverbeſſerliche.

(Seitenſtück zu S. 199 dieſes Blattes.)

Ein Lotterie-Collecteur war wegen Betrugs in ſeinem Geſchäfte in Criminal-Unterſuchung. Er ſetzte ſeinem Vertheidiger umſtändlich auseinander, wie er durch eine wunderbare Verkettung von Umſtänden den unbegründeten Verdacht auf ſich geladen habe. Dieſer nahm Anlaß, ihm die Fortſetzung eines Geſchäfts abzurathen, das an ſich nicht zu den ehrenvollen im Lande gehöre und noch dazu ihn, den Unſchuldigen, in ſolchen Verdacht gebracht habe. Gerührt über ſolche Theilnahme, verſprach der Angeſchuldigte das Collectiren aufzugeben, und in dem Gefühl, daß er nun dem Defenſor für ſeine Mühe doppelt verpflichtet ſei, ſetzte er hinzu: »Spielen Se aach, Herr Doctor? ich hab' en ganz ſcheines Achtelche vor Ihne!«

Hors d'oeuvres.

Ein Juriſt aus Altpreußen meint in No. 160 der Aachener Zeitung: „Die in den Rheinlanden jetzt beliebte »Desavouirung der körperlichen Züchtigung, beruhe mehr »auf einer gewiſſen Affectation und Vornehmheit, als auf ruhiger Betrachtung der Wirklichkeit.

Herloßſohn wird ein neues Volksblatt unter dem Titel: der deutſche Michel, herausgeben.

(Vaterland.)

Die Gräfin Hahn-Hahn berichtet uns in ihren »Reiseversuchen im Norden,« sie sei von einer reizenden Landschaft so enthusiasmirt gewesen, daß sie sich mit ihrer Kammerjungfer in Unterhaltung eingelassen und sie zum ersten Male in ihrem Leben um etwas gefragt habe, was nicht die Garderobe betraf. Jeder Zoll eine Gräfin!

Der Reliquienschatz eines berühmten Doms, enthielt unter vielen Raritäten auch ein Fläschchen mit der Finsterniß, mit der der Herr den Pharao geschlagen. Dies Fläschchen soll jetzt abhanden gekommen sein.

(Dampfboot.)

Die Augsburger Allgemeine Zeitung lobt von Hegels zweitem Sohne, daß er ein thätiger Regierungs-Assessor sei, mit den Gesinnungen der Hegel'schen Schule durchaus nicht sympathisirend.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen bei den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 15 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 ßß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 45 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 30. Donnerstag, 27. Juli. 1843.

Sauerauer Zustände.

Von K. A. Mayer.

(Fortsetzung.)

Die Freunde hatten die Mäntel ergriffen, schüttelten uns herzlich die Hände zum Lebewohl, und tauchten, lebhaft von uns bedauert, in die schwarze Nacht, um sich durch das Unwetter einen Weg nach ihrer Wohnung zu bahnen. Eben wollte ich die schwere Hausthür wieder schließen, und den bereiften eiskalten Schlüssel drehen, als eine seltsam vermummte Gestalt in das Haus schlüpfte. Es war ein armer, in elendes Linnen gehüllter Bauerknabe mit Pelzmütze, ungeheuern Pelzfausthandschuhen und allerlei Tüchern oder Lappen, womit er Gesicht und Ohren verhüllt hatte, so daß nur noch die Augen hervorsahen. Nachdem er sich ausgeschält und ein Bischen erholt hatte; denn halb erstarrt konnte er anfangs kein Wort hervorbringen bat er mich flehentlich, ihm in die Hütte seiner Eltern zu folgen, wo seine Mutter einer gefährlichen Niederkunft entgegen sehe.

Was war zu thun? Ich konnte den Bitten meiner Frau, bis zum Morgen zu warten, nicht willfahren; vielleicht galt es hier, ein Leben zu retten; ich mußte in die grausame Winternacht hinaus. Wohleingehüllt bestieg ich mein Pferd; die Bügel hatte ich mit Stroh umwickeln lassen. Der Junge, dem ich einen alten Mantel übergeworfen, trabte, durchwärmt und durch ein Glas Punsch gestärkt, vor mir her in die weite weiße Wüste hinaus. Zwei Reihen Bäume bezeichneten die Straße, die wir einzuschlagen hatten, welche ich sonst — wenigstens ohne meinen Führer — leicht hätte verfehlen mögen; denn der Schnee verändert die Physiognomie einer Gegend völlig, so daß das Bekannteste fremd erscheint. Wo der Weg zu tief verschneit war, führte mich der Junge, der überhaupt eine merkwürdige Ortskenntniß offenbarte, in engeren oder weiteren Bogen an der schlimmen Stelle vorüber, und bald hatten wir glücklich die Höhe erreicht, von der ein kurzer, steiler Pfad nach unserem Ziele führte. Es war hier oben so schneidend kalt, daß ich trotz Rock, Ueberrock und Mantel unbekleidet im Sattel zu sitzen glaubte. Bei einem Chausseewärter stellte ich mein Pferd ein, und vollendete die letzte Strecke des Weges mit meinem Begleiter zu Fuße, wobei ich durch rasche Bewegung der Gliedmaßen wieder einige Wärme bekam. Endlich, nach einer Viertelstunde des mühsamsten Weges, schimmerte uns der matte Schein eines Lämpchens entgegen. Wir traten in die ärmliche Hütte. Der Boden war [illegible] von Pflaster, das Dach geflicktes Stroh, durch dessen Lücken der Wind zog. Stube, Kammer, Küche, Keller, Stallung bildeten nur einen Raum. An der einzigen kleinen Kuh vorüber gelangten wir zu der niedern Herdstelle, an der die Wehemutter, die Hände über schwach glimmenden Kohlen wärmend, saß; denn, obgleich wir beim Eintritt den Eindruck der Wärme empfingen, war es hier nicht viel besser als draußen. Seitwärts stand ein Bett, von dem uns ein leises Wimmern entgegenscholl. Die Wehemutter trat darüber hin. Die bleiche Frau, die darin lag, ergriff mit matter, fiebernder Hand die meine, und stammelte ihren

Dank, daß ich in dieſer ſchlimmen Nacht ihr zu Hülfe gerufen ſei. Neben ihr ſaß ihr Mann — ein dem Trunke ergebener brutaler Menſch, wie ich ſpäter erfuhr — tiefſchlafend auf einer Kiſte. Ich rüttelte ihn auf und hieß ihn nach dem Feuer ſehen und die Spalten in den ſchlechten Lehmwänden des Hauſes verſtopfen. Meine Frau hatte mir Linnen, allerlei zurückgelegtes Kinderzeug und Nahrungsmittel mitgegeben, von denen ich der Kranken etwas reichte, die für Alles unendlich dankbar war. Meine Hülfeleiſtung hatte glücklichen Erfolg. Als der Morgen graute, brachte die Wehemutter der Wöchnerin einen geſunden Knaben als Neujahrsgeſchenk dar, und die Mutter bedeckte meine Hand mit tauſend Küſſen und Freudethränen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kritiſche Anzeige.

Von Cl. F. v. H.

Neueſter Roman.

Sigismund Forſter, von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Sigismund Forſter, ob abſichtlich oder zufällig mit einem kurzen männlichen Titel, gleichzeitig wie ein Nebenbuhler von Thomas Thyrnau zur Eroberung der literariſchen Welt ausgeſandt, bietet trotz der weiblichen Autorſchaft wenig Parallelen mit letzterem Werke der Palzow dar, was ihr jedoch keineswegs zum Tadel gereicht, denn grade ihre Objectivität iſt ein ſo lobenswerthes, ſeltenes Moment in in der neuern Frauenſchriftſtellerei, daß keine Vergleichung ſtattfinden kann. Sigismund Forſter iſt dagegen völlig ein Kind der Zeit, vom Kopf bis zum Zeh in moderne Subjectivität gekleidet, deſſen Lebenslauf eng begränzt von der Wirklichkeit raſch endend hinſtürmt, und das Intereſſe des Leſers gleichſam gegen ſeinen Willen mit fortreißt, wie ein Waſſerfall; ein vollkommener Gegenſatz zu dem ruhig und

breit fließenden Strom der Palzow'schen Erzählungsweise, auf welchem die Phantasie-Lebensschifflein mit vielfarbigen Illusionen ausgeschmückt und mit Ideelen bevölkert sind. Soll ich's kurz und derb herausſagen? die Palzow hat eine treffliche, talentvolle, achtungswerthe, fleißige Feder — aber sie ist langweilig oder besser poesielos, während die Hahn koquett und dämonisch fesselnd und mit einem poetischen Goldstaub begabt ist, fast wie die französische Zauberin Sand. Ich weiß, daß mir dies beide Damen gleich sehr übel nehmen werden, sie mögen bedenken, daß in humoristischen Blättern sich Schmeicheleien auch gar nicht passen würden, nur die Wahrheit gehört hinein, traurige und lustige, wo möglich zugleich, weil aus diesem Zusammentreffen der Humor entsteht. Auf die Gefahr hin, es gänzlich mit der Gräfin Hahn zu verderben, muß ihr doch noch gesagt werden, daß sie trotz ihrer Gedichte noch nicht den Poesiereichthum der Sand geoffenbaret hat, die nie einen Vers gemacht, die aber lauter freie ungebundene Poesie schreibt. Keineswegs soll durch diese unwillkührlich gezogene Parallele der Hahn die Beschuldigung irgend einer Nachahmung gemacht werden; die dämonische Verwandschaft beider Naturen ist wirklich auffällig und die Verschiedenheit liegt hauptsächlich nur in der Verschiedenheit des Bodens, auf dem sie erwuchsen: auf französischem hat dieselbe Pflanze mehr individuelle Farbenpracht und narkotischen Duft entwickelt, die auf deutschem Boden blasser, allgemeiner aussieht, aber auch weniger betäubend, weniger schädlich wirkt. Gleich der Sand weiß die Hahn uns Liebesgeschichten zu erzählen, aber deutsche, die nicht in's Blut gehen, sondern stets im feinsten Nervenleben vibriren und wohl unglücklich aber nicht schlecht machen; gleich der Sand weiß sie diese ewig wiederkehrenden Kreise immer neu auszuschmücken, zu vertiefen durch neue feine Beobachtungen und die unbedeutendsten Verhältnisse durch ergreifende Herzenskonflicte und Wahrheit der Situationen zu würzen. Ihr neuester Roman, der hier vorliegende Sigismund Forster, ist außerdem noch als ein Fortschritt zu bezeichnen, da sie, wenn auch der

dernen subjectiven Richtung folgend, doch diesmal ihre Individualität aus dem Spiel gelassen hat, die sie in allen übrigen Romanen, wie dies die jetzt schreibenden Damen so gern thun, als Mittelpunkt auf- und den Adlern bloßstellte. Diese werden sich sicherlich auch einbilden, es sei ihr wohlthätiger Einfluß, der die Gräfin aus den aristokratischen Kreisen vertrieben und sie zur Schilderung und Wahl bürgerlicher Helden und adeliger Böswichter vermochte. Wenigstens ist diesmal ein Graf Adlerkron ein Schurke und Sigismund Forster ein warm- und feinfühlender Liebhaber, nur etwas zu bürgerstolz und dabei zu reizbar, zu empfänglich für die verführerischen Vorzüge einer aristokratischen Atmosphäre. Er sieht und liebt als Student die schöne Tosca Veiron in Bonn, eine helleuchtende, goldblonde, imponirende Gestalt; sie faßt gleichfalls eine lebhafte Zuneigung zu dem hübschen, gebildeten Studenten. Da erfährt er, daß sie Tosca von Veiron heißt und von sehr alter, vornehmer Familie ist, er glaubt nun, ihr schnippisch munteres, übermüthiges Wesen, das sie nach Mädchenart als gefeierte Ballkönigin angenommen, sei Adelstolz oder Hochmuth und zieht sich, obgleich mit blutendem Herzen zurück; die Neckereien seiner lustigen Freunde erbittern ihn nur noch mehr und als die arme Tosca durch Liebe weich und demüthig gemacht, sich zu einer unbesonnenen Annäherung an ihn hinreißen läßt, stößt er sie kalt zurück. Tosca's reine, spröde Mädchennatur wird hierdurch aufs Tiefste verwundet; der Schmerz um den plötzlichen Tod ihrer Mutter kommt hinzu und giebt ihr eine veränderte ernste Richtung, sie sieht Sigismund nicht wieder, und lernt auf einer Reise, die der Vater zu ihrer Zerstreuung mit ihr unternimmt, einen liebenswerthen Namensvetter, den General von Veiron kennen, dem sie trotz seines höhern Alters mit Freuden und Vertrauen ihre Hand reicht. Ihre Ehe ist eine glückliche, durch Beider Tugend musterhafte, Tosca steht wie ein Engel an dem steten Siechbette ihres Gemahls; sie reist mit ihm zu einer neuen Cur nach Berlin und kommt dort durch einen Zufall wieder mit Sigismund zusammen, der unterdessen

Regierungsrath und Bräutigam geworden iſt. Ein Gefälligkeitsopfer ſeinerſeits bringt ihn in eine enge Beziehung zu Tosca's Gemahl und läßt ſeine Leidenſchaft für die ſchöne, einſt ſo hart behandelte Frau wieder erwachen. Sie fühlt ſich auch zu ihm hingezogen und erzählt ihm in aller Unſchuld, wie tief ſein damaliges Benehmen auf ſie eingewirkt und verräth dadurch ihre frühere Liebe zu ihm, aber zugleich wird ihm auch deutlich, daß ihre klare ruhige Seele nie durch eine pflichtwidrige Neigung befleckt werden kann. Er will die in der eigenen Bruſt erwachte gewaltſam dämpfen durch den Gedanken an ſeine liebliche, treu liebende Braut Agathe. Aber das abweſende einfache Mädchen, wird immer wieder von der gegenwärtigen, überreich blühenden Tosca in Schatten geſtellt. Da entſchließt ſich Sigismund kurz und heftig zur Flucht, oder vielmehr zu einem Beſuche ſeiner Braut; er reiſt plötzlich Abends nach einem Concert ab, in welchem er durch Tosca's Schönheitsgewalt und Liszt's Zauberſpiel ganz berauſcht worden war. Vergebens kämpft er unterwegs gegen den fortwirkenden Zauber von Tosca's Bild, wie er ſie zum letzten Male geſehen, in der ganzen Glorie, womit eine vornehme Atmoſphäre ſie umgeben, aus der ſie dennoch unbefangen, kindlich anhänglich und vertraut herablächelt. Ein Flacon mit ihrem gewöhnlichen Parfüm, das er zufällig an jenem Abende getragen und bei ſich vergeſſen hat, hält wie ein ſympathetiſches Mittel dieſe gefährliche Erinnerung durch ſeinen Duft noch wacher. So kommt er eines nüchternen Morgens bei der Braut an, ſie überraſchend unglücklicherweiſe, und den Contraſt mit Tosca noch vollſtändiger zu machen. Doch wird Sigismund gerührt von ihrer bräutlichen Wonne bei ſeinem Anblick und ſeine Liebe zu ihr entzündet ſich wieder an der ihrigen. Hier treten die meiſterhafteſten, pſychologiſch fein ausgeführten Züge hervor in der Schilderung dieſes Verhältniſſes, wo durch Glücksgewährung ein halb aus eitlen, halb aus edlen Empfindungen gemiſchtes Befriedigtſein ſich geſtalten kann. Sigismund rafft ſeine Gefühle für Agathe zuſammen und dringt auf eine augenblickliche Verbindung

mit ihr, um ihnen Dauer zu verſchaffen. Agathen's Mutter ſetzt dieſem wunderlichen Begehren, das keiner begreift, ganz vernünftig motivirte Schwierigkeiten entgegen, es folgen Explicationen, Streit zwiſchen den Brautleuten, auf den noch einige Mal ein flüchtiger Liebesſonnenſchein folgt, zuletzt aber ahnt Agathe durch den Inſtinkt des Herzens, wobei jenes Flacon ein Wegweiſer iſt, richtig geleitet, daß ſie nicht mehr geliebt wird. Sigismund reiſt mit dem feſten Entſchluß ab, ſie nicht zu heirathen, kann aber aus Mitleid und Zartſinn ſich nicht entſchließen, den Todesſtoß auf ein Herz voll Liebe zu richten und will abwarten, bis Agathe ihn von ſelbſt frei gibt. Unterdeſſen iſt Tosca's leidender Gemahl tödlich erkrankt und ſtirbt; Sigismund ſteht ihr bei ihren verwickelten Vermögensverhältniſſen bei, die durch einen ränkeſüchtigen Vetter, Graf Adlerkron, der den Tod ſeines Onkels nur erwartet, um ſeine Wittwe und ſein Geld an ſich zu reißen, eine Freundesfürſorge doppelt nöthig machen. Bei dieſer Gelegenheit wird Sigismund durch die Entdeckung entzückt, daß Tosca ihr nun freies Herz ihm mit der wärmſten, innigſten Liebe zugewendet, er geſteht ihr die ſeinige, verſchweigt aber ſein Verhältniß zu Agathen, deſſen Löſung er täglich erwarten kann, durch einen dies andeutenden Brief ihrer Mutter. Adlerkron, wüthend auf den Nebenbuhler, verräth ihn auf eine gehäſſige Weiſe bei Tosca, zwar ohne ihm zu ſchaden, aber in Folge deſſen entſteht ein Wortſtreit zwiſchen Sigismund und Adlerkron, der ein Duell und den Tod Sigismunds herbeiführt. Kurz vorher empfängt Sigismund den Brief Agathens, der ihn frei und glücklich gemacht hätte, wenn er einen einzigen Tag früher ihn erhalten und dadurch Adlerkron's Anklage zuvorgekommen wäre. Nicht alle aufgegebene Bräute werden ſo blutig gerächt werden. Die Cataſtrophe iſt von ergreifender Wirkung und kann für eine Warnung gegen die Liebe und ihre Irrthümer gelten; es ſteht freilich dahin, ob ihnen dadurch abgeholfen wird, in dieſer Beziehung pflegt leider nur die eigene Erfahrung von der Thorheit zu heilen. Indeſſen iſt es gewiß gut, daß dieſelbe Hand,

die der Liebe Rosen so verschwenderisch ausstreut, auch ihre Dornen zeigt, wie hier die Gräfin Hahn es gethan hat. —

Hors d'oeuvres.

Die Rheinländer sollen sich was malen lassen. Auf seiner Reise durch die Rheinprovinz hat der König von Baiern den Einwohnern von Speier zu bewilligen geruht, daß ihr Dom auf seine Kosten mit Frescogemälden verziert werde, noch schöner wohl als die Jesuitenkirche im benachbarten Mannheim.

Ein Bettelmönch und Gassenprediger, Namens Rocca, übt in Neapel einen wunderbaren Einfluß auf die Lazzaroni aus. Eines Tages predigte er auf dem Markte. »Heute,« sprach er, »will ich sehen, ob Ihr Eure Sünden wahrhaft bereut.« Damit begann er seine Bußpredigt. Während die Zuhörer mit allen Zeichen der tiefsten Zerknirschung auf den Knieen lagen, rief er plötzlich: »Nun Ihr, die ihr wahrhafte Reue fühlt, hebt die Hände empor!« Alle Hände streckten sich in die Höhe. »Heiliger Erzengel Michael,« rief Rocca weiter, »der du mit deinem Demantschwerdt neben dem Richterstuhle des Herrn stehst, thu' mir jegliche Hand hier ab, die heuchlerisch emporgehoben ist.« In einem Nu waren alle Hände herunter, und Rocca ergoß einen neuen Strom von Strafworten über die Sündhaftigkeit und Verstocktheit seiner Zuhörer.

(Dampfboot.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 31. Donnerstag, 3. August. 1843.

Sauerauer Zustände.

Von K. A. Mayer.

(Beschluß.)

Ich war sehr erschöpft und streckte mich, tief in den Mantel gehüllt, in einen alten Sessel, wo ich ein paar Stunden schlief; dann brach ich auf, und der Junge geleitete mich wieder bis zur Straße.

Der Wind hatte sich gelegt, und die Kälte, obwohl noch stark genug, hatte doch aufgehört empfindlich zu sein. Die Schneedecke vor meines Pferdes Füßen schimmerte wie Millionen Diamanten; an den Zweigen der Bäume war der Duft zu wunderbar schönen Krystallen gefroren, und dahinter glänzte der Himmel in reinster Bläue. Es war kein Leichenkleid mehr, in das die Natur sich gehüllt hatte; nein, sie trug ein Brautgewand und köstlichen Schmuck, wie am schönsten Frühlingstage.

Bald gesellte sich ein Geistlicher zu mir, der auch zu Roß war. Er hatte schon seine Frühpredigt auf dem Filial

abgehalten, und kehrte nun zur Hauptpredigt nach seinem Wohnorte zurück. Wir drückten uns glückwünschend die Hände, und unterwegs erzählte ich ihm, wie ich diesmal die Sylvesternacht zugebracht habe. »Ich kenne die brave Frau recht wohl,« sagte darauf der Geistliche, »so wie auch ihren Mann, der sich bis jetzt hartnäckig geweigert hat, unserem Mäßigkeitsvereine beizutreten, und doch seh' ich nur darin Rettung für ihn und seine Familie. Dicht hinter jener Hütte liegt eine andere am Saum des Waldes in wilder Einsamkeit. Dort wohnt Robert, der Sohn des schwarzen Daniel, eines bekannten Raubmörders, der vor etwa vier und zwanzig Jahren unter dem Rade starb. Nach dem Tode des Vaters wurde Robert in eine Verwahranstalt gebracht, wo er sich durch Fleiß, Ordnungsliebe und strenge Redlichkeit vor allen Andern auszeichnete. Später arbeitete er als Köhler, und ward zuletzt von der Forstbehörde als Waldhüter bestellt. Nie ist auch nur die geringste Klage gegen diesen Menschen eingelaufen; er ist pünktlich in seinem Dienste und keiner Bestechung, wozu sich den Waldhütern so viele Gelegenheit bietet, zugänglich. Man sieht ihn fast jeden Sonntag reinlich gekleidet in der Kirche, wo er meinem Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit folgt, so daß er, wie ich von Andern erfahren, die Predigt bald auswendig weiß. Ueberdies hat er mehrere alte Verwandte bis zu ihrem Tode mit einem nicht geringen Theile seines Einkommens unterstützt; kurz er ist ein musterhafter Mensch, der das Sprüchwort: »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme« ganz und gar Lügen straft. Dieser Robert wird nun, weil er das unverschuldete Unglück hat, eines Räubers Sohn zu sein, von allen Menschen, mit denen er in Berührung kommt, wie ein Verpesteter geflohen. Die Bank, auf die er sich in der Kirche setzt, bleibt, falls sie noch Niemand eingenommen, leer; oder wird, wenn das nicht der Fall ist, sofort geräumt. Tanzplätze und andere Vergnügungsörter besucht er schon lange nicht mehr, weil kein Mädchen mit ihm tanzen, kein Bursche das Glas neben das seine stellen mag. Alle Mahnungen, die ich in der Predigt an die Gemeinde und [illegible]

an Einzelne habe ergehen laſſen, ſind fruchtlos geweſen. Sie wiſſen, Herr Doktor, wie ſchwer gewiſſe Vorurtheile des Volkes zu brechen ſind. Dennoch, fuhr der Pfarrer fort, iſt es dem hübſchen, hochgewachſenen Burſchen gelungen, ſich die Liebe eines armen, elterniloſen, wackern Mädchens zu erringen. Gertrud, früher in meinen Dienſten, hatte ihn öfters in meinem Hauſe geſehen, das er auf meine wiederholte Einladung wöchentlich einmal zu beſuchen pflegte. Sein ſtilles, trauriges Weſen hatte ſie, wie ſie ſpäter geſtand, auf ihn aufmerkſam gemacht; ein Wort von ihm, das ihr zu Ohren gekommen war: er wolle nie freien, weil ja doch kein redliches Mädchen von ihm wiſſen wolle, hatte ihr Intereſſe rege gemacht. Einzelne naive Aeußerungen des Wohlgefallens, theilnehmende Fragen nach ſeinen Umſtänden, von Seiten Gertruds an meine Frau gerichtet, hatten dieſe, die gern Heirathen ſtiften mag, veranlaßt, Roberten zu eröffnen, daß ihm das hübſche Mädchen nicht gram ſei. Allein dieſer ſchenkte ihr, im feſten Glauben an ſein Mißgeſchick, kein Vertrauen, und er hätte wohl nie ein Wort an Gertrud gerichtet, außer dem Gruße, den man beim Kommen oder Gehen bietet, hätte er ſie nicht eines Abends, da er eben bei böſem Wetter mein Haus verlaſſen wollte, in Thränen gefunden. Da faßte ſich der verſchüchterte Menſch endlich ein Herz und fragte das Mädchen: Warum weint Sie, Gertrud?

Ach, ich kann's nicht ſagen!

Iſt Ihr etwas Schlimmes widerfahren?

Nein, ich bin traurig um ihn, daß Er jetzt bei dieſem ſchrecklichen Wetter in den Wald muß. Es wird Nacht, ehe Er halbwegs iſt.

Ich bin bei Sonnenſchein und Regen, bei Tag und Nacht gewohnt in den Wald zu gehen. Der Wald iſt meine Heimath, Gertrud.

Ach, es muß traurig ſein, ſo allein in der Wildniß zu wohnen!

O, im Sommer iſt's ſchön im Walde! Gewiß hat Sie auch die grünen Bäume und die Vögel gern. Und mancher

gute Braten läuft mir auch in's Haus; denn, ſo viel ich eſſen kann, darf ich ſchießen als Waldhüter, und auch Holz hab' ich vollauf, was Einem im Winter recht zu Gute kommt, und löſe ein ſchönes Stück Geld für Aſche von den Seifenſiedern. Aber allein ſein, das iſt traurig; da haſt Sie recht, liebe Jungfer. Es mag mich aber kein Menſch leiden, liebe Jungfer, obgleich ich Niemanden ein Haar gekrümmt habe, ſonſt, ja ſonſt ſollte es anders mit mir ſtehen. Ich muß Ihr ſagen, liebe Gertrud, wenn ich Abends an einem Haus vorbeigehe, und ſollt es auch nur ein armſeliges Hüttchen aus Raſen und Stroh ſein, und ich ſehe das Feuer auf dem Heerde brennen, und der Vater und die Kinder ſitzen um den Tiſch, und die Frau trägt die dampfende Schüſſel auf: dann fühl ich recht, wie unglücklich ich bin, und das Herz will mir manchmal vor Wehmuth brechen. Ach! ein Menſch, der nicht Frau und Kind hat, iſt nur ein Stück von einem Menſchen; er kann nicht ſagen: ich habe gelebt, wann ſeine Tage zu Ende gehen.

Bei dieſen Worten, die der brave Burſche in tiefſter Bewegung ſprach — meine Frau war ungeſehener Zeuge — floſſen Gertruds Thränen von neuem und reichlicher als zuvor. Gertrud, ſagte nun Robert und faßte ſie bei der Hand, will Sie mit mir in den Wald gehen, will Sie meine Frau ſein? Sie ſoll es gut bei mir haben, liebe Gertrud. Ich bin nicht ſo ſchlimm, wie Ihr vielleicht die Leute geſagt haben; ich bin unglücklich, aber nicht böſe, nein, nicht böſe. Was mein Vater verbrochen, hat er gebüßt, und es iſt nun längſt Gras darüber gewachſen. So oft ich an der Stelle vorbeigehe, rufe ich meinen Heiland an, er ſolle mir beiſtehen, daß ich rein von böſer Schuld bleibe. Gertrud, will Sie mit in den Wald, will Sie meine Frau ſein?

Er hielt noch immer ihre Hand, und obgleich das Mädchen ganz aufgelöſt in Thränen des Mitleids und der Liebe war, wagte er es dennoch nicht, an die Möglichkeit ſeines Glückes zu denken, ſo mißtrauiſch hatte ihn ſein langes Unglück gemacht — bis Gertrud endlich ſo viel Kraft

über sich gewann, mit stammelnder Stimme zu sagen: Ich gehe mit Euch, ich bin euer auf ewig! Da faßte ihn die Trunkenheit des höchsten Entzückens. Er schloß sie in seine Arme, und bedeckte ihr Gesicht, ihre Schultern, ihre Hände mit Küssen; er warf sich vor ihr nieder, und preßte ihre Kniee an seine Brust, und sagte nichts, als: Ewig, ewig!

Meine Frau rief mich herbei; wir standen in Thränen um die beiden Glücklichen. »»Nun ist der Fluch von mir hinweggenommen!«« mit diesen Worten eilte uns Robert begeistert entgegen. »»Ich habe eine Frau, die schön und gut ist wie ein Engel, die sich nicht vor mir fürchtet, weil ich unglücklich geboren bin, die gern mit mir in den grünen Wald hinauszieht, wo die Vöglein in den Büschen singen, und die Hirschlein und die Rehe weiden!««

Im Frühling hatten sich die jungen Leute verlobt; im Sommer sollte die Hochzeit sein. Gertrud hatte sich an Sonn- und Festtagen und Abends, wann die gewöhnliche Arbeit ruhte, manch schönes Stück Tuch gesponnen; wir thaten das Unsrige hinzu; Robert hatte Einiges im voraus angeschafft, so daß die kleine Einrichtung bald zu Stande kam. Durch das Dorf ging ein böses Gerede gegen das Mädchen; allein, da sie Niemanden mehr besuchte, hatte sie nicht darunter zu leiden. Ein Glückwunsch kam ihr von keiner Seite zu.

Acht Tage vor der Hochzeit starb ein anderer Waldhüter, und Robert mußte dessen Stelle neben der seinigen bis in die letzten Tage des Decembers versehen; erst dann war es ihm gestattet, in seine Hütte zurück zu kehren. Die schlimme Jahreszeit hielt das zärtliche Paar nicht ab, die Hochzeit zu beschleunigen, und gestern hab' ich sie getraut. Keine Brautjungfer führte Gertrud zum Altar; Niemand war außer mir und den Meinigen zugegen. Nachmittags traten sie Hand in Hand den Weg nach dem Walde an — die wenige Habe Gertruds war vorausgeschickt worden — und seitdem hab' ich sie noch nicht wiedergesehen. Glücklicher Weise ist vorigen Abend der Sturm erst zu einer Zeit

ausgebrochen, wo die jungen Leute ihre Wohnung schon recht haben mußten.

Ich bin vor einigen Monaten in der Wohnung Roberts gewesen, fügte zuletzt der Pfarrer noch hinzu. Sie ist durch starke Mauern gegen Wind und Kälte geschützt, von denen sie sonst als frei und hochliegendes Gebäude besonders leiden würde, und wir dürfen hoffen, daß jetzt die jungen Leute dort recht behaglich hausen. Es herrscht daselbst eine Ordnung und Reinlichkeit, ja eine Nettigkeit der Einrichtung, die auf Jeden, der eintritt, den wohlthuendsten Eindruck machen muß. Zeugniß von Roberts Geschicklichkeit und Fleiß giebt auch der große Garten, der hinten an das Haus stößt. Der junge Mann hat ihn ohne Jemandes Hülfe geschaffen und mit einer hohen Bretterwand umzogen, damit das Wild nicht die schönen Gemüse, Blumen und Baumpflanzungen zerstöre. O gewiß, dies Paar wird ein stilles, aber süßes Glück in ihrer Waldeinsamkeit genießen. Die Nachbarschaft wird sich mit der Zeit mit Robert befreunden, da schon durch seine Frau der Bann, der in den Augen der beschränkten Leute auf ihm lag, gebrochen erscheint. Ferner geb' ich nicht ohne Grund der Hoffnung Raum, daß die nächste freie Försterstelle Robert zufallen werde, der recht gut mit der Feder umzugehen weiß, und sich, neben einer wahrhaft seltenen praktischen Tüchtigkeit, auch manche theoretische Kenntnisse im Forstfach verschafft hat.«

Ich hatte mit Theilnahme die Erzählung des Pfarrherrn angehört, und nachdem wir noch manches über Roberts Schicksale gewechselt hatten, sagte ich: »Ich werde morgen meine Wöchnerin wieder besuchen; dann will ich auch Robert unter seinem Dache sehen. Wenn erst das Volk gewahrt, daß ihn Leute aus den gebildeten Ständen auszeichnen, muß ja dies abgeschmackte Vorurtheil allmälig weichen. Aber leben Sie wohl, Herr Pfarrer! Ihr Weg führt hier ab von der Straße! Ich ziehe rasch gerade aus, um recht bald Weib und Kinderchen, die in Sehnsucht und Sorge meiner harren, ein glückliches Neujahr zu wünschen.

Ich war nicht lange allein geritten, als ich den Pfarrer hinter mir rufen hörte, und so rasch, als es auf dem fast ungebahnten Wege möglich war, auf mich zutraben sah. Seine bestürzten Mienen verkündeten nichts Gutes und seine Worte noch weniger; denn eh' er mich noch erreicht hatte, schrie er mir zu, ich sollte ihm augenblicklich folgen; er fürchte, es sei ein großes Unglück geschehen, das vielleicht noch durch meine Hülfe abgewendet werden könne. Ich kehrte mit ihm um; wir schlugen den Seitenweg ein, der nach seinem Dorfe führte, und waren nicht zwei Flintenschüsse weit geritten, als wir zu zwei überschneiten sitzenden Gestalten kamen, die, in ihren weißen, geisterhaften Hüllen, starr aufwärts gerichtet, einen grauenhaften Anblick gewährten. Schnell hatten wir sie von ihrer Decke befreit; meine Ahnung täuschte mich nicht: es war Robert und Gertrud, Hand in Hand sitzend, zu Steinbildern gefroren! Wahrscheinlich hatten sie sich am Tage zuvor, von Müdigkeit überwältigt, hier niedergesetzt, und die furchtbare Kälte hatte sie unversehends beschlichen. Dem Pfarrer, der am frühen Morgen schon einmal diesen Weg gekommen war, hatte hier das Pferd gescheut, aber, tief in den Mantel gehüllt, hatte er nicht nach der Seite gesehen, wo die Gestalten saßen. Kein Lebensfunken war mehr in ihnen übrig. Wir luden sie auf einen vorüberfahrenden Wagen und brachten sie in eine nahegelegene Hütte. Alle Mittel der Kunst wurden angewandt; Alles, Alles vergeblich!

Am folgenden Sonntage wurden sie begraben. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich von Stadt und Land zusammengefunden; ich war mit zugegen. Der blaue Himmel lachte wieder mild über der Schneelandschaft, als die jungen Leute des Dorfes die beiden Särge hinaus trugen nach dem kleinen Gottesacker auf dem Hügel neben der Kirche. Sie, die den unglücklichen Sohn des Räubers einst aus ihrer Mitte verstoßen hatten, waren jetzt gern bereit, ihm den letzten Dienst zu erweisen; ja, es boten sich so viele als Träger an, daß nicht Allen genügt werden konnte.

Als wir an der dunklen Gruft standen, die beide Todte

aufnehmen sollte, wurden der Landessitte gemäß die beiden Särge noch einmal geöffnet. Keine Eltern oder Geschwister nahten, um den Abgeschiedenen den letzten Kuß auf die bleichen Wangen zu drücken; Alles drängte sich doch hinzu, Alles fühlte sich den jungen Gatten verwandt, und die Mädchen streuten künstliche Rosen auf die weißen Todtenhemden und weinten so bitter, als würde hier ihr Liebstes in die Grube versenkt.

Der Pfarrer legte es in seiner Rede nicht auf Rührung an; aber das Geschehene war so mächtig, daß seine schlichten Worte auch die starrsten Gemüther zu Thränen rührten. »Ihnen ist wohl,« sagte er am Schlusse; »sie sind rein und schuldlos hinweg geschieden aus dieser schuldigen Welt; reiche Liebe hat ihr Herz erfüllt bis zum letzten Schlage. Habt auch Ihr diesem Unglücklichen Liebe bewiesen, der nichts als Liebe kannte? Den Lebenden habt Ihr verstoßen, an dem Todten habt Ihr es, ach zu spät! wieder gut machen wollen. Er hatte nur einen Tag des Glücks, nur einen durch Eure Schuld da rief ihn der unerbittliche Tod. Gehet denn heim und lasset diese Thränen Thränen aufrichtiger Reue, Thränen der Besserung sein. Legt ab allen Haß und übt künftig nur Liebe, damit, wenn man Euch einst hinausträgt auf diesen Gottesacker, Euer Andenken so schön und rein sei, wie das von Robert und Gertrud.«

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein Bogen, welcher den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 ßß. Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 40 ß Gold) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche es im Verlauf des Jahres der Einziehung des Vertrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 32. Donnerstag, 10. August. 1843.

Die Dänen als Gefangene in Marocco.

Auszüge aus einem Tagebuche von den Jahren 1751—1752.

Die despotische Herrschaft des Kaisers von Marocco und seine bedeutende Land- und See-Macht, nöthigen alle fremden Völker, welche die großen Handelsvortheile jenes Landes benutzen wollen, sich mit Tribut und Geschenken Zutritt und einen einigermaßen sichern Aufenthalt dort zu verschaffen. Nichtsdestoweniger finden Verläumdung und Mißtrauen leicht bei dem Fürsten Eingang und bringen manchen Fremden in die größte Gefahr, wie wir besonders aus der Expeditionsreise der beiden dänischen Fregatten Falster und Doque erfahren, deren Besatzung dort im Jahr 1751 anfangs sehr freundlich aufgenommen, aber bald nachher durch falsche Beschuldigungen fast 2 Jahre in strenger Gefangenschaft gehalten wurde. In einem Manuscripte des Proviantschreibers Peter Carl von Reyhn, finden sich über den dortigen Aufenthalt unter Anderem wörtlich fol-

gende Nachrichten, welche wir in einigen hinter einander folgenden Nummern wortgetreu geben werden, und von denen wir hoffen, daß sie unsere Leser um so eher interessiren werden, als man jetzt von Dänischer Seite eine kriegerische Expedition gegen Marocco, à la Algier und China beabsichtigen soll. Herr von Rheyn bittet übrigens in einer Vorrede den hochgeneigten Leser diejenigen Stellen, wo er in der Rechtschreibung gefehlt, mit gütigen Augen anzusehen.

»Nach mehrmonatlichem Aufenthalt kam der Sekretair des Prinzen mit viele andre Mohren und die frembden Kaufleute in unser Comtoir hinein und uns die angenehme Nachricht brachten, daß der Herr Ambassadeur (der Obristlieutenant Longwille) mit allen bei sich habenden Leuten, zu Saphia in Verhafft genommen wäre, daß alle Güter und Waaren, die wir dem Herrn Rey (dem dänischen Consul) anvertraut hätten, zum Vortheil des Prinzen wären eingezogen worden, und dieses aus der Ursache, weil man entdeckt hätte, daß wir unter dem Vorwande der Handlung und Erbauung eines Packhauses, gesonnen gewesen wären, Festungen zu erbauen und das Land zu erobern; der Herr Rey aber, dem seine Verschlagenheit Mittel an die Hand gegeben hätte, sich aus dieser Schlinge heraus zu wickeln, wäre, auf Erlaubnis des Prinzen, nach Hause gegangen, woselbsten er die Dänische Flagge herunter genommen und die Französische wieder aufgesteckt hätte, ohne sich unsertohalben weiter zu bemühen. Hierauf wurden wir, nachdem man uns die Schlüssel auf eine spöttische Weise abgefordert hatte, zum Comtoir hinausgetrieben, und gleich darauf bemächtigte man sich aller unsrer Waaren; unsre Koffers wurden gleichfalls, mit unglaublicher Geschwindigkeit eröffnet und begierigst durchgesucht: und wo sie nur Geld oder was ihnen anstünde, erblickten, nahmen sie es lachend weg. Gedenke geneigter Leser, in welcher Angst wir damals gewesen, und die sich besser fühlen als beschreiben läßt. Man beraubte uns nicht nur unser weniges Vermögen, sondern auch unsere Freiheit, und ließen uns nichts übrig, als die

Erlaubniß, uns des künftigen halben, mit fürchterlichen Vorstellungen zu quälen. Bald darauf sahen wir Herrn Lieutenant Kaas als einen Gefangenen bringen, welchen sie auf eine barbarische Weise geplündert. Ein gleiches Schicksal hatte Herr Capitain Top von Neptunus, und ein Theil unserer Matrosen und Soldaten, die zu ihrem Unglück an's Land gekommen waren, um frisches Wasser zu holen. Dieses alles aber würckten die, denen Mohren anklebende zwei Laster, womit man sie mit Recht beschuldigen kann, nehmlich, Leichtgläubigkeit und Geldbegierde, welche auch die Motiven waren, und welche die Ordre zu unser Gefangenschaft ausgewürcket, woraus uns der liebe Gott gnädiglich helfen wolle.

Kaum hatten wir uns von dem ersten Schrecken erholt, als wir schon den 22. September des Morgens in ein neues versetzt wurden. Zwei große breite Eisen, die an jedem Ende mit einem beweglichen Ringe, welcher zugeschmiedet werden konnte, versehen waren, wurden zu unsern Füßen auf die Erde hingeworffen. Nunmehr entfiel uns der Muth. Niemand wuste, wem es gelten solte. Darauf der Bascha kam und unsere Angst endigte, indem er sagte: diese Eisen, sind derer Jüden, de Paz und seines Stiefbruders Abrahams halben, daher gebracht worden, die beide aus Salee gebürtig waren, und von denen der letztere Dollmetscher in unsern Diensten war. Bald darauf kam ein Barbarischer Schmied mit einem kleinen Ambos, und erstlich M. de Paz hernach seinen Stiefbruder Abraham die Eisen um die beiden Beine schmiedete, welches de Paz mit mehr den stoischer Unempfindlichkeit erduldete. Seine Unerschrockenheit aber muste eine noch härtere Probe ausstehen. Außer den Eisen an den Füßen, legte man jeden ein Eisern Halsband um, wodurch hinten eine lange Kette gezogen wurde, und auf einen Ende ein Schloß vorgelegt, so daß sich der eine in der Bewegung nach dem andern zu richten, gezwungen war. Ein Anblick, der einen jeden, der noch einige Empfindungen der Menschlichkeit übrig hatte, nothwendig zum Mitleiden bewegen muste. Es war just auf ihren Neujahr, dennoch

aber waren ſie ganz gelaſſen darbei und verrichteten alle ihre dabei vorfallenden Ceremonien.

Der Baſcha, welcher noch ein wenig Mitleiden mit uns hatte, gab uns wohlmeinend den Rath, das wir möchten ſo bald als möglich, an die Befehlshaber derer Schiffe zu ſchreiben, ſich je eher, je lieber von hier wegzubegeben, worinnen auch die frembden Kaufleute mit ihm übereinſtimmig waren, ſie möchten ſonſt Gefahr lauffen, das die raubbegierige Mohren, ihnen des Nachts unterbohren oder auch in Brand ſtecken möchten.

Dieſem Rathe zufolge ſandten wir eine Mohriſche Barque mit Briefen an Bord, und ertheilten denen drei Schiffern Befehl, unverzüglich von hier abzugehen, und einen andern Hafen zu ſuchen, um ſich mit friſchem Waſſer zu verſehen; darauf aber geraden Weges ihren Lauf nach Copenhagen zu richten. Schwendſen aber, der von Altona aus befrachtet worden, ſtellten wir es frei, ſeine Ladung in Gibraltar zu verkaufen, falls er ſie los werden könnte.

Vermöge dieſes Befehls gingen ſie auch ſämmtlich den 23. September unter Segel. Aber Schwendſen war am übelſten daran, weil ſeine mehrſte Mannſchaft leider bei uns am Lande war, und noch dazu kein Boot hatte, weswegen er die Thauen kappen und ſein Ancker im Stiche laſſen muſte.

Der Prinz, der nicht wuſte, wie er dieſer böſen Sache am beſten eine Wendung geben ſollte und vielleicht öfters wünſchte, daß ſie nie geſchehen wäre, hatte den 4. October einen Courir nach den König von Dännemark abgefertiget: um ſeine niederträchtige Aufführung, ſo viel möglich zu beſchönigen

Unſer Baſcha war ein guter Mann, und hatte viel Mitleiden mit uns, und verfügte die Anſtalten, daß wir unſer Brod und Früchte, und zuweilen auch Fleiſch, alle Tage richtig bekamen.

Den 7. Januar begab ſich eine Curiöſe Begebenheit. Der Prinz war ganz allein in ſeinem Zimmer, und war

eben im Begriff, ſich ein wenig auszuruhen, weil er ſchon des Morgens ein paar Stunden war ausgeritten geweſen, wie er nun ſo in Gedanken vertiefft, ſo hörte er eine Ratte erbärmlich pfeiffen; er fuhr plötzlich von ſeinem Lager auf, und ergriffe die Ratte lebendig, und ſandte es zu Juan mit Befehl, daß er die Ratte gut futtern, und wo ſie durch ein Verſehen umkäme, er nicht ermangeln würde, ihm eine derbe Tracht Prügel geben zu laſſen; da dieſem aber hierunter kein Gefallen geſchahe, ſo ſorgte er, ſo viel in ſeinem Vermögen ſtund, für ihre Erhaltung.

Der folgende 8. Januar war weit merkwürdiger. Der Anfang dieſe Tragödie, kam von einem Renegaten, deſſen Vater Bruder Gouverneur in Cadix war. Er ſelbſten hatte ſich zwölf Jahre hier aufgehalten, war bis zum Alkay über die andern Renegaten geſtiegen, und hatte ſich mit einer Negerin, die er bei ſeiner Entlauffung im Stiche ließ, verheirathet. Sein Vater hatte ihm zu verſchiedenen mahlen geſchrieben, und auch ins geheim Geld überſand, um wo möglich überzukommen. Zu dem Ende brachte er einen Mohren durch Geſchenke und Geld auf ſeine ſeite, welcher ihm auch verſprach, glücklich fort zu helfen. So geheim auch dieſe beiden ihr Vorhaben hielten, ſo genau gaben die andern Renegaten auf alle Unternehmungen Achtung. Unterdeſſen ſie kommen beide glücklich auf dem Wege. Aber nicht weit von der Stadt begegnete ihnen ein Renegat, welcher ihnen beide ſehr wohl kannte, und ihnen fragte, woher ſie kämen und wohin ſie wollten; der Alkay und der Mohr konnten leicht gedenken, daß er ihnen verrathen würde. Und entſchloſſen ſich dahero, um ihm das Ausplaudern zu verwehren, dieſen ungebetenen Aufſeher auf der Stelle zu ermorden. Die Stiche, die ſie ihm gegeben hatten, waren aber nicht tödtlich. Der Renegat erholte ſich wieder und erzehlte dem Prinzen den ganzen Verlauf der Sache. Dieſer ließ den Thäter ſogleich auf ſuchen.

Den folgenden Tag war der Prinz ausgeritten, und wie er wieder auf dem Rückweg war, ſo trafen ſie ſchon den Unglückſeligen Mohren. Der Prinz wurde recht Erbit-

tert, wie er ihm nur von ferne kommen ſahe, und hielt auf der Stelle, bis ſie ihm vor ihm brachten. Der Prinz redete ihm recht zornig an, und befahl ihm näher zu der Stadt zu führen; je näher wir der Stadt kamen, je mehr Mohren verſammelten ſich; endlich hielt der Prinz ſtille, und ließ den Bleſſirten Renegaten kommen; wie der Mohr den Renegaten kommen ſahe, wäre er beinahe in Ohmacht gefallen.

Hierauf ſprach der Prinz ohne weitläuftige Rechtsformuln ſein Urtheil mit dieſen Worten Am-li-as-wreiti, welches bedeutet, macht mit ihm, was ihr wollet. Kaum aber war ſelbiges geſprochen worden, ſo ſahe man einen Hagel von Knütteln und Steinen auf ſeinen Kopf regnen, welcher ihm bald das Garaus machte und ſeinen Körper unter einem Steinhaufen begrub. Hiermit endigte ſich dieſe Grauſame Execution, und der Prinz Ritte wieder nach ſein Schloß.

Den 20. Februar bekam der Prinz Luſt mit der parforce-Jagd zu ergötzen. Um ſelbige aber anzuſtellen, brauchte man nicht erſt viele Leute zuſammen kommen zu laſſen. Die Perſon Sr. Hoheit ganz allein, war zu dieſer Jagd mehr als hinlänglich, denn hier war kein hurtiger Hirſchen anzutreffen, ſondern ein graues Kaninchen, welches ſchnell lauffen konnte, war der Gegenſtand ſeiner Ergötzung.

Dieſes Thierchen nun ward auf dem Hofe loß gelaſſen, und von Zwei Hunden gejagt, die ſo Phlegmatiſch waren, daß ſie erſt das Kaninchen einholten und ergriffen, als es ſich, Müdigkeit halben, in einem Winkel zur Ruhe niedergelaſſen hatte. Hierauf muſte ſelbiges dem Prinzen augenblicklich durch einen Mohren überbracht werden, der dieſem Thiere eigenhändig die Kehle abſchnitt, es in die Küche tragen und dem Koch zur Zubereitung übergeben ließ.

Was die Tafel dieſes Prinzen anbetrifft, ſo iſt ſelbige allemal ſehr mäßig beſetzt, und der Ueberfluß, der an andern Orten herrſcht, iſt hier gänzlich verbannt. Die beſten Gerichte, die ihm noch darzu als etwas ſeltenes aufgetragen werden, ſind Kuskuſu und Fuchsfleiſch, von welchem letzteren dieſer Herr ein großer Liebhaber iſt. Zur Tafel braucht er

keine zierlich und künſtlich geordnete Tiſche, ſondern hat es weit leichter, da er ſich an der Erde begnügen läſt. Meſſer und Löffel ſind ihm auch entbehrliche Sachen, weil er alles, worzu dieſe ſonſten gebracht werden, eben ſo gut mit ſeinen Händen verrichten kann. Statt des koſtbaren Weines, bedient er ſich des wohlfeilern Waſſers. Dem ohngeachtet ſteht er doch in dem Gedanken, daß er ſehr herrlich lebe, und daß man es in Dännemark bei weiten nicht ſo gut und überflüſſig als hier, haben könnte, worin ich ihm doch leicht das Gegentheil zeigen wollte, falls es ſeiner Hoheit gefallen möchte, uns mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Obſchon die Mohren nach ihren Geſetzen keinen Wein trinken dürffen, ſo haben ſie doch noch andere Mittel ſich zu berauſchen, denn auf dem Markte in die Tavern haben ſie ein gewiſſes Kraut, welches ſie Schisla nennen, ſolches iſt trucken und Pulveriſirt, wenn die Mohren nun Luſt haben, ſich zu berauſchen, ſo nehmen ſie eine Dooße mit kalt Waſſer ein, welches den dieſelbige Wirkung thut, als wenn ſie den ſtärckſten Wein oder Branntwein getrunken haben.

Hors d'oeuvres.

Herzog Friedrich I. von Würtemberg, deſſen Hauptwerkzeug der Kanzler Matthaus Enzlin war, nannte die Landſtände: »Ohrwürmer, die kein Gelenk im Genick haben.«

(Vaterland.)

Ein jeder Menſch iſt einmal ein Genie; aber die meiſten verſchlafen dieſen Augenblick. — Geiz iſt die unverdienſtliche Sorgfalt für das Wohlergehn anderer Leute. Wahrheit eine gültige Anweiſung auf Hunger und Schläge. Unglück heißt das Miſtbeet, in welchem die Herzenspflanze am kräftigſten gedeiht. (Rhein-Telegraph)

Ludwig XIV. sprach eines Tages von der Gewalt, welche ein Monarch über seine Unterthanen habe, und wollte keine Grenzen derselben gelten lassen. »Wenn ich Ihnen geböte sich in's Meer zu stürzen,« entgegnete er dem Grafen von Guise, »so mußten Sie ohne Zögern gehorchen.« Der Graf wandte sich, anstatt zu antworten, um und ging der Thür zu. Ueberrascht fragte der König, wo er hin gehe. »In die Schwimmschule Sire!« erwiederte der Graf.

(Dampfboot.)

Pierre Leroux in Paris hat eine Presse erfunden, die jeder Schriftsteller mit Leichtigkeit in Bewegung sezen kann. Eine gute Waffe gegen die Censur! Aber dennoch — es wäre ein Unglück für die Menschheit.

Eine Dame fand ihre Freundin beim Lesen des Numa Pompilius von Florian. »Wie, schon wieder ein Roman! laß doch die Einfältigkeiten!« — Nun was hast Du dagegen einzuwenden, wenn es denn ein Roman sein soll? — »Weil es immer auf Eins und Dasselbe heraus kommt, Du wirst sehen, daß die Numa den Pompilius heirathet.«

Auf den Schriftgelehrten David Strauß scheint die Kunst seiner jungen Frau viel Einfluß zu äußern. Er hat so eben einen Operntext: das Zauberschloß, beendet.

(Dampfboot.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 33 32. Donnerstag, 17. August. 1843.

Die Dänen als Gefangene in Marocco.

Auszüge aus einem Tagebuche von den Jahren 1751–1752.

(Beschluß.)

Den 4. April gerieth ein Jude, der einem Mohren zu viel Branntwein geschenkt hatte, in grosse Weitläuftigkeiten; da dieser, zum Unglück des erstern, von dem Bassa taumelnd gesehen ward, muste er ihm den Verkäuffer dieses Getränkes anzeigen; nach diesem Bekänntniß wurden beide in Verhafft genommen, vor dem Hause des Juden aber ward noch dazu eine Wache hingestellt, damit die Frau nichts von ihrer Armuth an die Seite bringen möchte. Des folgenden Tages brachte man sie vor den Prinzen, der den Mohren mit geflochtenen Ledern Riemen, auf bloßem Leibe, peitschen ließ, den Juden aber zu einer Geldbusse von Hundert Ducaten, und in Ermangelung dessen, lebendig verbrannt zu werden, verurtheilte! Da aber letzterer nichts im Vermögen hatte, so eilte man schon mit ihm nach dem

Scheiterhaufen, als er noch zum Glücke durch siebenzig Dukaten, welche die übrigen Juden für ihn erlegten, von diesem schmerzlichen Tode errettet ward. Ginge es so scharf in unsern Ländern her, so möchte kein ehrlicher Mann Wirth sein, sondern je eher je lieber seine Handthierung an den Nagel hangen, so aber ist es bei uns weit anders, da ein Jeder so viel als er will, und so lange trinken darf, bis er die Thüre nicht mehr finden kann. In keinem Lande sind die Juden elender und verachteter als in diesem. Sie werden nicht nur häufig und ohne Ursache, von denen Mohren geschlagen, sondern müssen noch darzu alles verrichten, was dem Prinzen einfällt, und wenn es gleich am Sabbath ist.

Ein kleiner Mohrenjunge darf zwei starke Juden an die Schultern fassen, und sie nach Belieben zur Arbeit hinstellen; und wo sich einer weigert zu folgen, so wird er von diesen Jungens nicht nur mit Steinen geworfen, sondern auch mit Stöcken geprügelt, ohne sich vertheidigen zu dürfen. Es ist also kein anderer Rath für sie übrig, als daß sie ihre Armuth mit denen Mohren theilen; wodurch sie vielen Beschimpfungen und vielen Verdrüßlichkeiten entgehen können, denen sie sonsten unterworfen sein würden. Uebrigens haben alle Juden hier schwarze Mützen, und nur der Mohr darf eine Rothe tragen, die er, so gar in Gegenwart des Prinzens, nie vom Kopfe nimmt.

Noch denselben Tag kamen Dreitausend Mann Cavalerie und Infanterie an, und lagerten sich am Ufer, so daß sie unsere Schiffe in Augenschein hatten. Der Prinz hatte das Castel ausbessern und eine neue Batterie darauf anlegen und mit zwölf Canonen, welche aber fast nicht mehr brauchbar waren, besetzen lassen, worauf ein alter Renegat Commandant war; gegen Abend ritte der Prinz nach besagtem Castel, um es in Augenschein zu nehmen, und zu versuchen, ob er unsere Schiffe mit seinen Kanonen erreichen könnte. Zu dem Ende befahl er dem Renegaten, die besten Canonen scharf zu laden, und sie auf unsere Fregatten zu lösen; allein er konnte sie nicht erreichen und ihnen also keinen

Schaden thun, worüber der Prinz dermaſen ſich erzürnte, daß er den armen Renegaten auf der Stelle erſtach; und einem andern Renegaten das Comando wieder übergab. Während das Canoniren, welches ich mit anſahe, gedachte ich, wenn Herr Capitain Hogland meine Gedanken wüſte, ſo ſollte er dem Prinzen die Schüße dermaßen beantworten, daß ihm das Schieſſen auf ein andermal verginge. Folgenden Tages ließ der Prinz des Königs Schreiben am Lande holen, welches in Arabiſche Sprache überſetzt wurde, und ſodan den Inhalt dem Prinzen vorgeleſen worden, worinnen aber einige Puncte waren, welche dem Prinzen nicht anſtunden, und welche wieder neue Verhinderung in unſere Sache machte. Der Prinz verlangte folgenden Tages, daß der Capitain Hogland ſelber ſollte am Lande kommen, und mit ihm neue Friedens Artikeln ſchließen; der Prinz dagegen wollten zehn vornehme Mohren vom Stande zur Geiſſel wieder an Bord ſenden; der Capitain Hogland aber ließ ihm wieder ſagen, daß er nichts weiter als ſein Fürſtliches Wort zu ſeiner Sicherheit verlangte; ſolche großmüthige Aufführung dem Prinzen ganz ungemein vergnügte. Allein dieſes wurde beſtändig von einem Tag zum andern aufgeſchoben, weil der Prinz ſich zu nichts gewiſſes entſchließen konnte, und Kantil die Sache zu ſeinem Vortheil, und nicht wie es Herr Ambaſſadeur ihm ſagte, dem Prinzen wieder vorbrachte, und wurden wir auch täglich neue Proben hatten, und Kantil es auch in kurzen ſo weit brachte, daß Herr Ambaſſadeur verboten wurde nicht mehr zu ſchreiben und ihm Papier, Feder und Dinte weggenommen wurde, und ſo gar noch darzu bewachet, daß er nicht konnte aufgehen, und dieſes war ein Zeichen, daß der Capitain Hogland wohl vor dieſes mahl nichts werde ausrichten. Weil nun unſere Sachen in ſtillſtand, und beide nichts beginnen, kann ich nicht unterlaſſen, den Geneigten Leſer eine Artige Begebenheit zu beſchreiben, welches ſich mit eines des Prinzen Pferde zu trug. Dieſes Thier war ſchon bei unſerer Abreiſe von Morocco etwas krank, ſeine Krankheit aber vermehrte ſich zu Sophia dermaßen, daß die Pferde-Aerzte mit

aller ihrer Kunst und Gelehrsamkeit nicht wieder Curiren konnten, sondern es muste crepiren. Sobald es Tod, wurde es dem Prinzen gemeldet, welcher auch so gleich zu uns kam und es in Augenschein nahm, und den Verluß, weil es noch ein junges Pferd und von sein Leibpferd abstammete, sehr bedauerte. Wie der Prinz es nun genug betrachtet, muste der Schmid alle vier Eisen abbrechen und die Mohren fingen an, es sauber zu waschen; während dieses wurden ein paar Juden geholet, welche musten weiß Lein bringen, worinnen es gewickelt wurde, und die Mousti kamen und beteten darüber, darauf wurde eine Grube gegraben und ganz sachte hinunter gelossen, wobei die Mousti und umstehenden Mohren mit ihre Klogelieder und Gebether sich brav hören ließen. Do selbige nun zu Ende war, wurden einige Hand voll Kalk auf das todte Pferd geworffen, und die Grube vollends zu gemacht und hiemit beschlossen sie die ausschweifende Ceremonie. So aber begräbt man nicht alle und jede, sondern blos die heiligen Pferde. Diejenigen Pferde aber werden heilig gehalten, die entweder einen Spatziergang nach Mahumeths Grab gethan oder die in ihrem Leben das Glück gehabt haben, von dem Prinzen selbst geritten zu werden. Ehe ich aber diese Pferdegeschichte verlosse, so muß ich noch erinnern, daß man in der Christenheit Leute findet, die so thöricht sind, die Auferstehung derer Menschen, wovon sie doch des Gegentheils versichert sind, leugnen zu wollen. Zu dieser Gattung gehören die Mohren gewiß nicht. Kein einziger zweifelt an dieser Wahrheit und sie glauben alle, nicht blos, daß sie allein, sondern auch daß ihre Pferde mit ihnen auferstehen, und in den von Mahomed erbaueten Himmel eingehen werden.

Hat man auf Jemand einer bösen Sache halben Argwohn, kann ihn aber dessen nicht klärlich überführen; so bedient man sich, ohne Unterschied des Geschlechts, eines bei uns ganz unbekannten Mittels, um hinter die Wahrheit zu kommen. Man läßt nämlich die verdächtige Person einen Sack umthun, steckt ein paar beissende Katzen in selbige hinein, und bindet den Sack unter die Arme zu, prügelt

diese ohnedem bosshaften Thiere, damit sie desto wütender beissen und krazen sollen, und erfährt man öfters etwas auf diese Art, welches sonsten vielleicht verborgen geblieben sein würde.

Den 10. Mai kamen hier zwei Portugiesen von Massagan an, die begangenen Mords und anderer Uebelthaten halben, von dannen entwichen waren, und um der Sclaverei zu entgehen, hier ihren Glauben verleugneten und Mohren wurden.

Die Mohren haben nur einige Wörter, wenn man die nur ihnen nachsaget, so hat die Sache sogleich seine Richtigkeit, und selbige sind diese: a la Illey-di la Ras Sidi Mahomet Ras ula, das ist: Gott ist ein grosse. Gott und Mahomet ist ein grosser Prophet; die übrigen Ceremonien bestehen darinnen: Wenn einer diese Worte den Mohren nachgesaget hat, so bringet er ihm nach ihre Priester, selbiger läst ihm den Kopf ganz kahl scheeren und setzet ihm eine rothe Mütze auf und führen ihm im Triumph durch die Stadt und machen den Tag seiner Beschneidung dem Volke bekannt, welche kann noch wohl vierzehn Tage dauret, in währender Zeit sie ihm in den Alcoran unterrichten und zur seiner Beschneidung vorbereiten. Wenn nun der Tag da ist, so versammlen sich des Morgens viel Volk und lassen sich mit Trummeln und Schalmeien tapfer hören, wenn es nun Zeit ist, begleitet ihm alles Volk nach ihre Moscheen, wo die Beschneidung vor sich gehen soll, wenn dieses vorbey, so wird er wieder mit Triumph durch die Stadt geführet, alsdann wird er auf das herrlichste bewirthet und darauf dem Prinzen vorgestellt; dann kleidet ihm der Prinz wie die andern Renegaten und giebt ihm Gewehr und Säbel, und er muß alsdann wie die andern Dienste thun und kann in seinem Leben nicht mehr frei kommen. Das ist also der einzige Genuß, den er davon hat, dasser seine Zeitliche und Ewige wohlfahrt verscherzet, welche der liebe Gott einen jeden Rechtgläubigen Christen, im Gnaden behüten wolle.

Um diese Zeit musten die Hunde eine grosse Verfol-

gung aufstehen. Sie waren so unglücklich gewesen, den Prinzen durch ihr unverschämtes Bellen in seinen Schlaf zu stören, und dieses würckte einen Befehl an die Kreuzgaten aus, alle Hunde in Marocco, die man nur antreffen könnte, zu erschiessen.

Ich erzehle diese Geschichte des Gouverneurs von Sophie, welcher sich eben damals hier aufhielt. Dieser, welcher einäugigt war, begegnete einem von diesen Jägern auf der Straße, der sich darüber wunderte, daß er noch so durch gekommen wäre, und als jener ihm frug, was er durch diese Frage andeuten wollte, so gab er ihm zur Antwort: daß weil der Prinz befohlen hätte, alle Hunde todt zu schiessen, so möchte er es a.' als ein Glück ansehen, daß dieser Befehl nicht auch an ihm vollzogen wäre.

Zur Nachricht.

Dem mit unbekannten Einsender des Gedichts, welches mit dem burschikosen und philiströsen Gelübde:

»Ich will sitzen, echten, quälen, schwitzen,
Um auch etwas in der Welt zu nützen.«

endet, bemerke ich hiermit, wenn er gleich mir für die Aufnahme seines Gedichtes die Nennung seines Namens versprechen, daß ich auch um diesen Preis keine anonyme Beiträge aufnehme. Uebrigens rathe ich dem Herrn Einsender, in dem allerdings ein Talent, aber sehr fest, zu schlafen scheint, es entweder gar nicht zu wecken, oder, bevor er sich zur Vaterschaft seiner geistigen Kinder bekennt, solche wie:

Wie muß man sich schwingen,
Lorbeer zu erringen,
Welche Opfer bringen,
Beifall zu erschlingen???

erst in eine Correctionsanstalt zu schicken, ehe man damit ein Journal von Ansehen beehrt.

Theodor von Kobbe.

Hors d'oeuvres.

In der holsteinischen Grafschaft Ranzau liegt ein Ort, der »Grönland« heißt. Unter dem vorigen Könige von Dänemark befand sich ein ehemaliger Marineoffizier als Beamter in Ranzau, der sich auf die Anfrage des verstorbenen Königs darüber beschwerte, daß sein Dienst zu viele Touren von ihm verlange, und er z. B. so oft nach Grönland müsse. Friedrich der sechste versetzte sehr humoristisch: »Eben deshalb, weil sie so oft nach Grönland müssen, habe »ich Ihre Civil-Stelle einem Seeofficier gegeben.«

Die Chaussee von Bohmte nach Lemförde erinnert lebhaft an die erst vor Kurzem im Hannöverschen abgeschaffte Tortur. Die Beisitzer (Assessoren) des Postwagens haben selten Assidnität (Sitzfleisch) genug, um nicht in Verwünschungen auszubrechen. Ich möchte wohl wissen, was die Griechischen Götter dazu sagen würden. Ich glaube:

Selbst die Himmlischen, die Reinen,
Die nie lächeln, die nie weinen,
Würden doch ein wenig greinen
Auf der Bohmter Nordchaussee.

Wenn man den Eingang mancher homöopathischer Note hört, die sich am Ende, wie der Rhein in den Sand, in ein Nichts verliert, da wird man gar leicht an den ächten Berliner erinnert, welcher sich über Wien mit den Worten beschwerte:

»Wat deß für een verfluchter Ort det Wien, da will »ich jestern ehnen Dukaten wechseln lassen und habe »keenen nich.

Westenberg, der politische Caspar Hauser von Osnabrück, hat zur Genüge Messerstiche bekommen und seine

Mandarinen-Wirthschaft (er handelte mit Manchester-Röcken) aufgegeben und Osnabrück verlassen. Jetzt steht der arme Stüve allein vor dem Stich. Als ich vor einigen Tagen Osnabrück auf meiner Rückreise wiederum passirte, war dort Nr 27 der humoristischen Blätter noch nicht angekommen, die Verführer des Attentats mithin noch nicht entdeckt. Meine Conjectur, wie die Thäter zu ermitteln seien, fand Beifall. Nur meinte man (mit Bezug auf meinen älteren Bruder), es sei Kobbischer, die Leute vom Galgen, als daran zu bringen.

Kein Sterblicher bereitet eine so süße Zukunft als der Confiteor Mosler in Cöln. Er kündigt den Dom in seiner Vollendung (von Zucker) an.

Der Mysticismus greift immer weiter um sich. Jetzt nimmt man sogar bei den Ochsen eine Art Gnadenwahl an. Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat einen Preis auf die Lösung der Frage gesetzt:

»Ob das Heu den Ochsen fett macht oder ob er ein »für allemal zu Fettwerden bestimmt ist?«

So viel ist gewiß, ohne Fressen wird kein Ochse fett. —

Ein betrunkener Schwäbischer Student rief in seiner verliebten Laune, indem er, bei Verhinderung seines Liebchens, mit dem vollblühenden Monde liebäugelte:

»Lieber Mond! Ich thät alsch gern à Subscription »für dich mache, um dich à ganz Jahr zu illuminiren.«

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 34. Donnerstag, 24. August. 1843.

Reiseskizzen von Theodor v. Kobbe,
im Jahre 1843. *)

I.
Aus meinem Tagebuche.

Uetersen, den 5. August Abends.

O verstummet noch nicht, ihr lieblichen, den Sonntag verkündenden Klosterglocken, läutet Frieden und Sabbath in mein wundes Herz, beschwört sie herauf in meine Seele, die lieblichen Träume der Jugend! Gebt mir die Zeit wieder, da ich selbst noch im Werden war. — Bringt mir Kirschen, söte Morellen aus dem Altenland, um mein fieberndes Blut zu kühlen, laßt mich wieder Kind werden,

*) Von Reisen bin ich jetzt zurück u. s. w., cf. № 27 der Blätter. Selbst neugierig, was mir Alles passirt ist, denn ich weiß, da ich zu den wiederkäuenden Geistern gehöre, es selbst erst nach einigen Wochen wissen, werde ich das Humoristischste meinen Lesern auftischen, die mir um des nächsten Gegenstandes, und um des Interesse des Tages will'n, vergeben werden, wenn ich meine letzten Erlebnisse hier die ersten sein lasse. Th. v. K.

was ich war, als ich mit meinem Bruder Peter in der Phantasie Grashalme zu redenden Menschen umschuf, der Klosterhof, wie eine Landkarte, uns die Welt repräsentirte, und ich keine andere Zähre vergoß, als wenn der Bruder mir, dem Besitzer des Kirchenstaats, in einer Conferenz die Donnerworte zurief: »Dein Pabst soll nicht über den Rinnstein,« dieser war der Po, »haben.«

Ich habe mährchenhafte vier und zwanzig Stunden verlebt. Komme da gestern Abend aus dem freundlichen Eppendorf, dem befriedeten Orte, an dem auch die Preußischen Bischöfe (z. B. Eylert) ihr otium suchen, und ich selige Tage bei einem Jugendfreunde und seiner vortrefflichen Gattin, Wesen von der seltensten Sorte, die man für Geld zeigen könnte, wenn den meisten Menschen nicht unheimlich bei so vieler Herzensgüte würde, verlebt habe, — nach Hamburg, um einige, von den Wenigen zu suchen, die nicht blos Zucker und Kaffee notiren, sondern in Poesie und Prosa machen, unter denen ich vor Allen meinen Freund und Landsmann Wienbarg nenne.

Im Pavillon treffe ich zwei Doctoren, die Herren B. und L., welche beide freundlich mich mit der Nachricht begrüßen, das Kieler Sanitätscollegium habe Ramcke, den zum Tode verurtheilten, durch meinen Bruder dem Henkerbeile entzogenen Ramcke, für wahnsinnig erklärt. L. wollte dies vom Dr. M., dem Vetter des P. M. in Kiel, einem Mitgliede des Sanitätscollegiums, gehört haben.

Diese Nachricht erfreute mich unendlich. Vielleicht war die Freude aber eine sündliche. Denn am Ende kommt es doch für die göttliche Gerechtigkeit mehr darauf an, ob Ramcke der Thäter ist, als ob er zur Zeit seiner ihm anberaumten Himmel- respective Höllenfahrt, wahnsinnig war. —

Aber ich freute mich als Bruder, der ich weiß, wie Peter von Kobbe mit Ueberzeugung und den gränzenlosesten Aufopferungen aller Art, die Garantie für den Wahnsinn und die Unschuld des Verurtheilten übernommen hat, und zwar für einen Mann, der nicht, wie das Journal des de-

bats vom 6. Auguſt referirt, ſein Jugendfreund iſt, ſondern mit dem er nur als Menſch zum Menſchen, alſo in einem Verhältniſſe ſteht, was der gemeine Sprachgebrauch einander ganz fremd ſein, nennt.

Freudetrunken eilte ich nach Eppendorf zurück, ſuchte zum erſten Male dort ein Kaffeehaus, um meinen Jubel zu verkünden, wo ich noch zur Beſtätigung der Erblichkeit des Wahnſinns in der Ramcke'ſchen Familie, worüber mein Bruder eclatante Notizen geſammelt, von dem alten Gaſtwirth Kölln aus Lockſtadt erfuhr: der Vater des Inquiſiten habe bei dem ſeinigen gedient, und ſei auch nicht recht bei Troſt geweſen.

In meine Wohnung zurück geeilt, ergriff ich die Feder und entwarf folgende Anzeige für den Correſpondenten:

»So eben erfahre ich, daß die, mit der Unterſuchung »des Ramcke'ſchen Seelenzuſtandes beauftragten Kieler »Aerzte, den Unglücklichen für wahnſinnig erklärt haben. »Ich beehre mich dies den Wenigen anzuzeigen, welche »meines Bruders Bürgſchaft vertraut haben. Möge er »bald auch die völlige Unſchuld des armen Ramcke dar»thun, und dieſer der fünfte zum Tode Verurtheilte »werden, deſſen Ehre mein Bruder gerettet hat.«

Mein theurer, aber vorſichtiger Freund, gefiel mir an dem Abend zum erſten Male im Leben nicht ſo ganz. An ſeiner Stirne ſtiegen einige düſtere Zweifel an der Wahrheit des Gerüchts empor, die mich aber nicht an den Spruch des Demoſthenes:

»Iſt Alexander heute todt, ſo iſt er auch morgen und übermorgen todt,«

zu erinnern brauchten, denn ich war vorſichtig genug, nicht eher mein Evangelium in die Welt zu ſenden, als bis ich den Doctor M. geſprochen.

Nach einer ſchlafloſen Nacht eilte ich mit dem Freunde nach Hamburg.

M. — berichtete grade das Gegentheil: die Kieler Aerzte hätten Ramcke für einen Hamletius, für einen Brutus, kurz für einen Simulanten erklärt. Der König hätte

ihn nur in Betracht der ausgestandenen Todesangst begnadigt. —

Die Hölle lachte.

Ich habe schon oben angedeutet, daß der Wahnsinn Ramcke's nur dann in dieser Sache wichtig werden kann, wenn man annehmen muß, daß Ramcke die ihm angeschuldigten Verbrechen in diesem Zustande verübt hat, oder gar, daß Ramcke unschuldig und erst im Gefängniß verrückt geworden ist.

Ich finde es bis jetzt zu gewagt, Ramcke für durchaus unschuldig zu erklären, obschon ich meinen Bruder nicht tadeln will, wenn der, aus Furcht, daß ein Wahnsinniger, nicht gesetzlich Ueberführter, hingerichtet werde, in seinem an den König gerichteten Schreiben vielleicht — aber auch nur vielleicht, zu weit ging. Aber mit einem solchen Unschuldsbeweise möchte ich mich auch nicht einmal zum Benefiz des Pinneberger Landdrosten bebürden. Nur so viel weiß ich, daß die Entscheidungsgründe vor keinem juristischen Forum bestehen können, und daß sie, wenn sie anders bekannt werden, fast härtere Richter finden werden, als ihre Verfasser waren. Der Thatbestand, sowohl der subjective als der objective, sind ungewiß; die Geständnisse der Ehefrau Ramcke's und ihres Bruders, stehen im schreiendsten Widerspruche mit dem des Inquisiten Ramcke. Dies, und vieles Andere, namentlich das tadelnswürdige Verfahren des Untersuchungsrichters, auszuführen, überlasse ich meinem, mit dieser Arbeit beschäftigten Bruder, dessen Befähigung hiezu in Deutschland anerkannt ist, so wie rücksichtlich des einen Theils, wenn auch Ramcke selbst gravirend, dem liebenswürdigen und gescheuten Defensor der Ehefrau Ramcke, Otto Andresen, von dem jetzt eine Schrift über diese Angelegenheit unter der Presse ist.

Ich will mit eigenen Augen und prüfen, rief ich aus. An Ort und Stelle will ich die verletzte Abschiederin besichtigen, und Ramcke, der bereits in das Glückstädter Zuchthaus abgeführt ist, dort sehen, und seinen Seelenzustand untersuchen. Finde ich, daß mein Bruder im Irrthum befangen ist, so will ich ihm zurufen, wie sündlich es ist, wissentlich

darin zu verharren. — Hat er aber Recht, und ich habe bis jetzt keins seiner mir mitgetheilten Argumente unwahrscheinlich gefunden, so soll er an mir einen braven Alliirten finden. Als ich diese Worte ausgerufen, hatte ich meinen Humor wieder. Ich, der ich noch wenige Minute vorher, wie Adam nach dem Sündenfalle, mich vor meinem eignen Schatten zu verbergen suchte, stand plötzlich über der Sache, und zwar so, daß ich jetzt darüber lächle und meine Schmerzen und meine Leiden, obgleich sie noch jetzt, wie aufgeregte Wellen, kurz nach dem Sturme, in mir auf und nieder schaukeln, profaniren kann.

Des Freundes Roß und Wagen trugen mich von Eypendorf schnell auf das dänische Gebiet. Die Segenswünsche welche ich mitnahm, thun mir noch wohl, wenn ich daran denke. Sie haben mich sogar später einmal von Zahnschmerzen befreit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Ein Mittel gegen Zahnweh und doch keins.

Der Titel klingt doch wenigstens bescheiden und nicht so renomistisch, wie die übrigen Antidota, welche sich rühmen, den größten Erdenschmerz, der unmittelbar nach den Gewissensbissen rangirt, zu bekämpfen. Mittel gegen Zahnweh gleichen den Religionen. Es giebt da kein umfassendes Arcanum, jeder muß suchen, was ihm zu dem Himmel und von der Hölle hilft.

Vor etwa einem Jahre kam ein Bauerbursche mit sehr bekümmertem Gesichte zu einem hiesigen Apotheker und erbat sich von diesem etwas gegen Kusenpihn (Zahnschmerz.) Dieser nahm Salmiak, ließ den Bittenden herzhaft darauf riechen, welcher, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, sich gar bald mit den wunderlichsten Grimassen und Capriolen seitwärts wandte.

Nun hilft das nicht gegen Zahnschmerzen? fragte der Pharmaceut.

Weet nich, war die Antwort, ick hahl't eigentlich för'n Annern. (Weiß nicht, ich hole es eigentlich für einen Andern.)

Eßbare Bücher.

In Frankreich hatte ein gewisser Boreto die Kunst erfunden, aus Kartoffeln gutes und schönes Papier zu erzeugen. Ein sächsisches Blatt machte hierauf die Bemerkung: Herr Boreto gehe noch weiter und mache das Papier auch eßbar, dann würde manches Archiv zur Zeit der Hungersnoth ein Nothmagazin abgeben können*) und die Leipziger Büchermesse würde der größte Speisemarkt Europa's werden. Freilich wäre dann auch mancher Dichter gezwungen, seinen Ruhm selbst aufzuessen, aber die Buchhändler wären geborgen, und die Recensenten würden nie über ein Buch gänzlich den Stab brechen, sie würden höchstens sagen: das Werk taugt nicht, aber schmeckt gut,**) so wie wieder mancher Autor bemerken könnte: die Recension ist zwar giftig, aber das Papier schmeckt gut. Und auch von guten Büchern hätte man noch den besondern Vortheil, daß wenn man sie einmal benutzt, man sie auch noch aufessen könnte, sie gäben dann leibliche und geistige Nahrung zugleich.

Weise Oekonomie.

In Schlettstadt ist jüngst ein merkwürdiges Beispiel von Sparsamkeit vorgekommen. Ein Mann hatte bei

---

*) Der Spitzname „Papierverderber," den der verstorbene Hauptmann G. den Juristen gab, würde auch wegfallen.

**) Das sagt man freilich auch noch heut zu Tage von den von Damen in doppelter Beziehung geschaffenen Büchern, namentlich von dem schändlichen französischen Machwerkchen.

dem Maire seine Verheirathung mit einem jungen Mädchen angezeigt; 14 Tage später kam er aber schon wieder, erklärte, daß er seine Gesinnung geändert und sich eine andere Braut ausgewählt habe, weshalb man nunmehr deren Namen statt den Namen der Ersteren in die Acten setzen möge. Der Maire entgegnete, daß dafür 6 Francs 50 Cent. Gebühren gezahlt werden müßten. Als der feurige Liebhaber dieses hörte, kratzte er sich hinter den Ohren und gab die Erklärung, dann wolle er es bei der ersten Braut bewenden lassen. — Und ich glaube, der Mann hatte Recht, bei dem vielen Wechseln kommt nichts heraus, und dies gilt nach meiner Meinung (so unverheirathet ich auch bin), — vor allen Dingen von der Liebe und somit von den lieben Frauen.

Wie Grabbe die Gäste bewirthete, wenn er nichts ihnen vorzusetzen hatte.

Der hier verstorbene talentvolle Schauspieler Röpe, auch ein Bruder in Apollo, besuchte einmal Grabbe in Detmold. Dieser, in guter Laune, nahm Röpe freundlich auf, bedauerte aber ungemein, daß er ihm keinen Wein, und zwar aus demselben Grunde vorzusetzen habe, weshalb jener Consul eines kleinen Städtchens das Kanonieren bei der Ankunft des Landesherrn unterließ. — Vergebens erklärte Röpe wiederholt, daß er um des edelsten geistigsten Genusses willen zu Grabbe gekommen sei. Dieser unterbrach jedes sich bildende Gespräch mit der Versicherung, daß er lediglich seinem Gaste aus Mangel an Wein keinen vorsetze und echauffirte sich am Ende dermaßen bei der Idee, daß er am Ende ausrief: »Um Ihnen übrigens die Wahrheit meiner Versicherung zu beweisen, mein liebster Röpe, und daß ich Ihnen lediglich keinen Wein vorsetze, weil ich keinen habe, so gerne ich Sie tractiren möchte, soll diese Flasche zum Opfer dienen.«

Mit diesen Worten warf Grabbe eine ledige Krystallflasche an die Wand.

Die materiellen Interessen verschlingen jetzt alle geistigen. In Karlsruhe pfeifen die Straßenbuben gerade wie die Locomotiven und täuschen unsern des Bahnhofes die eiligen Reisenden. — Auf dem Dampfschiff hörte ich Jemanden mit religiöser Verzückung ausrufen: »ich bin mit wahrer Ehrfurcht vor der Maschine gestanden.«

Das Gerücht, als sei der Blitz zu Rohrbach bei Heidelberg in die katholische Kirche gefahren, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil es in Rohrbach keine katholische Kirche giebt.

Der Freischütz berichtet, daß in der böhmischen Stadt E. fünf Drechsler in geringer Entfernung von einander wohnen; jeder hat sein Gewerbe auf verschiedene Weise geschrieben und keiner das Rechte getroffen. Man liest nämlich: Dregsler, Dreksler, Drexler, Dräxler, Thresler, — aber vergebens sucht man den Drechsler! Ist es denn mit den christlichen Confessionen anders, welche zeigt den wahren Christen?

Berichtigung.

Die vorige Nummer ist wie die vorvorige aus Versehen mit № 32 August 10., anstatt mit № 33 August 17. bezeichnet, welches der gütige Leser entschuldigen wolle.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 35. Donnerstag, 31. August. 1843.

Reiseskizzen von Theodor v. Kobbe,
im Jahre 1842.

I.
Aus meinem Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Zu Langenfelde, der bedeutendsten Zollstätte Holsteins, bestieg ich den Elmshorner durch Pinneberg führenden Wechselwagen. Es war für mich, in Bezug auf das Aus- und Einsteigen ein Glück, daß ich in meiner Jugend wenigstens die Anfangsgründe der Turnkunst gelernt; übrigens saß es sich in der Arche schon ganz passabel. — Mein erster Blick fiel auf einen seit 29 Jahren nicht gesehenen Schulkameraden, der in meinem Gehirne ein großes Aufsehen erregte. — Wie Jenem, der von einer bedeutenden Höhe herunter auf den Kopf gefallen war, und keinen andern Schaden genommen, als daß er die dritte Griechische Declination total vergessen hatte, so war mir der gute Wilhelm L., nach unserer Trennung, völlig aus meinem Gedächtniß desertirt. Obschon ich fast jedes Wort weiß, was ich bis 1820 mit jedem Menschen gesprochen, obgleich die unbedeutendsten Er-

eignisse meiner Jugend, sich alle auf meiner Traumbühne hundert Male wiederholt haben, so darf ich doch mit Bestimmtheit behaupten, daß L— niemals, bis in diesen Augenblick, wieder vor meine Seele gekommen war.

Und doch erkannte ich ihn augenblicklich, gab mich ihm auch durch meine Anrede kund. — Die Nennung meines Namens brachte L. bald auf meinen Bruder, was sichtbar die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft erregte, über den sich übrigens keiner ein Urtheil erlaubte, als ein junger israelitischer Kaufmann, der ihm wenigstens große Berühmtheit und Unsterblichkeit, wenn auch mit dem Bedauern zugestand, daß mein Bruder ja nichts davon habe.

Sagen Sie das nicht, versetzte ich, »Verdruß genug,« und er wird noch mehr bekommen. Aber ich will redlich mit ihm theilen.

»Ein schlechtes a conto meta Geschäft, das ist nichts, und besonders nichts in Holstein,« meinte der junge Kaufmann.

Unser Wagen, der einem bei Nacht im Paßgange reisenden Elephanten glich, war etwa eine halbe Stunde von Rellingen an der Stelle angelangt, wo rechts der Richtplatz hart an der Landstraße sich erhebt, und nicht ferne einige Stangen aufgepflanzt stehen, um die tanzenden Schädel am Rabensteine aufzunehmen, die, wie ich noch aus meiner Schulzeit weiß, im Mondschein dem einsamen Wanderer ein unheimliches Grauen erwecken. — Diesmal waren sie unbesetzt und bildeten den Anblick einer verbotenen Turnanstalt. —

Aber etwas viel Entsetzlicheres war auf Rellingens Golgatha zu sehen. Es war dies Ramcke's noch offenes Grab.

Wirf es zu, Königliche Landdrostei. Hast Du nicht selbst das Evangelium der Königlichen Gnade verkündet? Es steht dem Pinneberger Sand schlecht an, wenn er, ohne inneres Feuer, wie Guadeloupe und Hayti, oder wie ein Hai nach Menschen schnappen will. — Und willst Du je etwas hineinlegen, so mögen es Deine Vorurtheile, Deine unlegalen Ordnungsstrafen sein. — Oder glaubst Du, daß

Gras über Ramcke's offenes Grab wächst? Wenigstens nicht für Dich, um Dich in der Sterbestunde weich zu betten. Denn, wenn Deinem Herzen auch kein Vorwurf verletzter Pflichttreue gemacht werden kann, so werden sie Deinen Kopf doch noch oft mit Fieberhitze märtern. Es werden noch viele deutsche Juristen über Dich kommen. Quid tum miser es dicturus? Wirf das Grab zu, rathe ich Dir nochmals, wenn es auch bei Nacht geschieht, um eine Aufregung des Volks im nahen Stahwebber und Kruppunner*) zu vermeiden.

Wirf das Grab zu. Ich hatte nur keine Zeit, sonst hätte ich gerne diese hochpoetische Gartenarbeit für Dich übernommen, und dabei heiter das Lied gesungen, was die hannover'schen Orgeldreher auf den Märkten zu meines Bruders Ehren vortragen sollen, und worin der passus vorkommt:

»Im entscheidenden Moment,
Kam Herr von Kobbe angerennt,
Und aufgelöst ward das Parlament.« — —

Bei Halstenbeck stieg ich ab, um die Ehefrau Ramcke, jene Abschiederin zu besuchen, an welcher der zum Tode verurtheilte Ramcke Mordversuche verübt haben soll. Ich traf sie im Garten und folgte ihrer Einladung in die Stube. Auf meinen Wunsch entblößte sie ihren mit einer Mütze bedeckten Kopf, wie das Gesicht, auf welchem ich, sofern mir mein Gedächtniß treu ist, fünf Narben wahrnahm, von denen nur eine Wunde, die sich unter dem Munde befindet und in den Unterkiefer dringt, nach dem Anschein mit einem Beile verübt ist, für welche Annahme auch der abgehauene Finger reden mag. Namentlich wird dies aber höchst unwahrscheinlich von einer Narbe, die von der rechten Seite des rechten Auges ausgeht und eine zu gekrümmte Richtung nimmt, um durch ein Beil herbei geführt zu sein. Eine solche Theorie erinnert an das neu erfundene Gewehr, welches um die Ecke schießen sollte. Auch scheinen die geheilten Wundränder, die nicht gerissen sind, durch ein viel schärferes Instrument, wie durch ein Beil entstanden zu

*) Name von Wortshäusern

sein. Höchst unwahrscheinlich, ja unglaublich ist es übrigens, daß die offenbare Stichwunde im Halse durch einen Beilhieb entstanden ist.

Ich hatte weder einen Maßstab, noch Papier und Dinte, noch Zeit, um alle Verwundungen genauer zu meiner eignen Cognition zu constatiren. Es bleibt mir aber sehr auffallend, daß, wenn der Thäter sich eines Beiles bedient hat, er nicht auf die so nahe liegende Idee gekommen sein sollte, mit dem Rücken desselben der Abschiederin einen Schlag zu versetzen, von dem jedes Kind aus Erfahrung weiß, daß solche Berührung den nervenstärksten Ochsen zur ungeheucheltsten Ohnmacht bringt.

Diese Karbonade-Hackerei läßt mithin in der That auf ein anderes Instrument als auf ein Beil schließen.

Die Abschiederin ist eine Frau in den besten Jahren, nach meinem Erachten, wenn man wie ich, röthliches Haar und weiße Haut reizend findet, zu ihrer Zeit eine hübsche Bauerdirne gewesen, und von unsimulirter Beschränktheit. Obgleich wir so viel aus den Akten wissen, daß sie den Thäter nicht erkannt und dies wiederholt versichert hat, so bezeichnet sie durch die Aussprüche des Gerüchts und Gerichts belehrt, den Verurtheilten jetzt ohne Weiteres als den Thäter, und meint: »He is gohd daförr afkommen.«

Der Mann der Leibzüchterin war nicht zu Hause. — Auf eine Erzählung des Vorfalls wollte sie sich nicht einlassen. Sie sagte mir, das würde ich Alles in Winneberg lesen können.

Ich war auch schon Willens, diesem Rathe zu folgen, ich fürchtete aber, daß der Taumel, welcher mein liebes Vaterland in der Ramcke'schen Sache ergriffen hat, mir Unannehmlichkeiten bereiten und eine abschlägige Antwort auf der Landdrostei zuziehen werde. Und während ich noch so schwankte, las ich, in dem Augenblicke, als ich über den Nellinger Kirchhof ging, eine Bekanntmachung, »Von Landdrosteiwegen,« unterzeichnet, wodurch der Kirchhof

Als Tummelplatz

für die Jugend untersagt ist. — Wunderbar, dieser erste

der drei Fehler der Bekanntmachung*), von Landdrosteiwegen, nahm mir alle Mannkraft. Denn meine Furcht schloß so: Wo die Jugend taumelt, anstatt sich tummelt, da ist es nicht recht geheuer.

Eilig schritt ich daher durch Pinneberg zum Posthause, wo ich meine Sachen vorfand, und Extrapost nach Uetersen bestellte. — Ich erkundigte mich nur, wie lange das Kieler Sanitäts-Collegium in Pinneberg gewesen sei und wurde mir versichert, daß drei Herren nur zwei kurze Tage, denen noch ein tägliches Souper beim Landdrosten abgeht**), am 27. und 28. Dec. Ramcke in Pinneberg beobachtet haben.

Ferner erfuhr ich, zur Widerlegung des dem Ramcke angeschuldigten schlechten Rufs, daß Hinrich Kleinwort in Wedel, als er die Begnadigung Ramcke's vernommen, die Worte ausgerufen hat:

»Er hat es auch gewiß nicht gethan. Er hat ja »bei meinem Vater gedient, und war so weich, daß »er nicht das geringste Unrecht leiden konnte.«

Die Feinde Ramcke's werden mir dagegen, wie jene Schauspielerin, als einer im Theater pfiff, erwiedern:

Ehne Schwalbe macht noch kehnen Sommer, ich versetze aber dagegen: Vorurtheile bringen zwar an den Galgen, aber nicht in die Hölle.

Die Pinneberger haben sich fast Alle gegen Ramcke pronuncirt. Sie sagen zur logischen Begründung ihrer Ansicht: »De Kehrl is so klohk, dat he in vehr Jahren kehn vernünftig Wort sprahken hett.« (Der Kerl ist so klug, daß er in vier Jahren kein vernünftig Wort gesprochen hat.) Obgleich Ramcke das Todesurtheil ohne das geringste Zeichen von Bewegung hingenommen hat, obschon er seinem Defensor Gülich, eine Stunde

*) Die andern sind hollte im Hälfte, untersagt für untersagt

**) Das Journal des débats nimmt hier mit zehn Tage anstatt zwei an

vor seinem Wege zum Richtplatz, auf dessen ernste und ergreifende Anrede:

»Ramcke! Du stehst vor den Pforten der Ewigkeit,
»jetzt sage mir, habe ich gesündigt oder Du? Habe
»ich Dich schlecht vertheidigt, oder bist Du schuldig?
»Sprich die Wahrheit.

nur von den Aepfeln und Birnen seiner Mutter erzählt hat, wenngleich er auf dem ganzen Wege zum Richtplatze nur Aeußerungen des Wahnsinns und Zeugen der Indifferenz gegeben hat, so folgern die Pinneberger doch aus seinem feuchten Hemde, daß er Todesangstschweiß vergossen hatte.*) — Selbst der hochwichtige Umstand, daß die Königliche Entscheidung, daß die ihm zuerkannte Todesstrafe nunmehro in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt sei, ihm am 3. August publicirt ist, ohne Ramcke ein Zeichen von Bewegung und andere Worte zu entlocken, als diese:

»Dat is nix, ick mehn, ick schull de drehundert
»Mark för den Haber hemm, den ick den Landdro-
»sten broggt hess.«
(Das ist nix, ich meinte, ich sollte die dreihundert Mark für den Haber haben, den ich dem Landdrosten gebracht.)

gilt für einen neuen Beweis von Ramcke's Verstocktheit.

Haben aber auf diese Weise die Pinneberger den Glauben an die Menschheit verloren, so hat sich ihnen dafür wieder der Himmel, wenigstens als pars pro toto der Mond geöffnet. Selbst dem Doctor und Physikus Jessen, wird die Popularität, die er sich in dem Ramcke'schen Proceß erworben, nicht viel mehr nutzen, die Pinneberger fu-

*) Gewiß hat Ramcke eine Ahnung von dem Entsetzlichen gehabt, was man mit ihm vor hatte, aber nur eine dunkel und verwirrte. So hat er auch in Bezug auf den Prediger gemeint: »Se hebbt den lütten Ohlen den Kopp abhauen wullt.« (Sie haben dem kleinen Alten den Kopf abhauen wollen.) Uebrigens hat Ramcke seinen Vertheidiger nie anders als Jan Kobre genannt. Und das soll Alles Verstellung sein.

riren Alles mit Mondschein. Bei zunehmender Luna führt der betagte Müllergesell Saß die leidende Menschheit in einen Garten, der mit Aepfel- und Birnbäumen geziert ist, läßt seine Kranken hier mit beiden Händen einen Zweig derselben ergreifen, unverrückt in den keuschen Mond schauen, indem er selbst in schwierigen, wenn auch nicht ganz verzweifelten Fällen ausruft:

O lieber Mond ich bitte Dir,
Nimm diese Krankheit doch von mir.

Ist der Fall aber so bedenklich, daß die Hamburger drei Aerzte rufen, oder zwei, von denen einer nur aus besondern Familienrücksichten und sonst gar nicht des Nachts aufsteht, wenn er gerufen wird, so wird die rettende Formel:

O lieber Mond ich bitte Dich,
Nimm diese Krankheit doch von mich.

angewendet. — Der Ruf des Pinneberger Endymion hat sich aber schon nach Hamburg und Altona verbreitet, und namentlich sieht man manche Einwohner beider Städte, die den König von Dännemark damals verwünschten, weil sein zu zartes Gewissen sie um das Vergnügen und um ihr jus quaesitum, den Ramcke'schen Kopf in den Sand rollen zu sehen, gebracht hat — vergnügt gefüttert mit Mondstrahlen, welche übrigens den Magen nicht verderben, zu Hause kehren.

Welcher Meinung der Doctor Saß in der Ramcke'schen Sache ist, habe ich nicht erfahren können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Straßburger Deutsch.

Unter dem herrlichen Münster, den ein Deutscher mit Prometheuskraft errichtete, und den schon oft die Blitze des Zeus berührt haben, um mit ihrer Donnerstimme die unter

demſelben wohnenden Deutſchen vor Entartung und vor Vergötterung des franzöſiſchen Hahnes zu bewahren, iſt Deutſcher Sinn und Deutſche Sprache ſo degenerirt, daß der erſte dem Humor der rechten, die letzte dem der linken Seite verfallen iſt. Vom letzten geben wir einige Proben, von denen die letzte auch den Verluſt des erſten bekundet:

»Jakobele! hebſt Du Dihn Grandpehr ſchon à bonjour gegönnt?«

»Ja, Großmama, er iſt eben à droit um die Ecken herum gegangen.«

(Eine Verkäuferin ſpricht:)

»Prendre, wenn Du prendre will, ſonſt kommt à ander bourgeois, der giebt à sous d'avantage und iſt de Handel no rien.«

»Jeanle! wenn Du nit ſtill biſt, ſo wirſt Du uff dem rempart uhs geſtellt, und mußt na Dütſchland nüber ſehen.«

Dafür iſt die franzöſiſche Politeſſe auch bei dem Pöbel eingezogen:

»Iſt der Herr zu Huhß?«

»Nein, er iſt in de Bettel (zum Betteln) hinauß.«

Ein Schwabe, der mir dieſe Probe zum Beſten gab, endete mit den Worten:

»Jah, die Straßburker, des ſind verrufene Coburger.«*)

*) Geht natürlich nicht auf die Coburger Unterthanen, die unter den Menſchen al pari, noch auf deren Fürſten, die über pari, ja über Pari ſtehen, ſondern auf die Coburger Sechſer.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 36. Donnerstag, 7. September. 1843.

Reiseskizzen von Theodor v. Kobbe,
im Jahre 1813.

I.
Aus meinem Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend fuhr mich der Pinneberger Postillon vor den ehemals v. Pein'schen Gasthof in Uetersen, vor dem der gebrechliche und doch eiserne Sohn des Hauses, der, glaube ich, schon drei Stiefväter und vier Stiefmütter überlebt hat, mich erst erkannte, als ich ihm meinen Namen genannt. Die Eine Meile hatte mir eine recht unbeschreibliche Freude gemacht. Auf der ganzen Tour keine einzige Aenderung. — Derselbe holperige Weg, der Sumpf im Hohlwege, den man nicht austrocknet, weil er als Gränzscheidung zwischen dem Pinneberger Gebiet und dem klösterlichen Bashorn dient, die Permanenz der Brombeergebüsche, Alles versenkte mich in die holdesten Jugendträume, aus welchen meine Jugendliebe auch nickend auftauchte, ohne daß sie mich, wie im Jahre 1813, zur Belohnung der heißesten Liebe, den langen eckligen Jungen nannte. Aber auch die Wirklichkeit war nicht

unbedeutend. Mein Postillon hatte dem Landdrosten kurz vor dem Richtplatz die Ramcke'sche Begnadigung überbracht, vindicirte übrigens die ganze Lebensrettung für seinen Collegen, den jungen Claus Piening von Elmshorn, der aus Pinneberger Gerechtigkeitssinn, um die Hinrichtung zu sehen, ventre à terre nach Pinneberg geeilt sein soll. Die Elmshorner sollen aber dem ehrlichen Jungen, als er nachher vor Freuden über seine That wider Willen geweint hat, die Ehre der Menschenrettung nicht einmal factisch zugestanden haben, sondern dessen Schimmel »Ramckes Retter« nennen. Welch' ein Stück und Unglück! daß mein Bruder, der sich freilich auch fast die Beine in dieser Sache abgelaufen hat, nicht allein die Schuld von der Rettung Ramcke's trägt. Vivant, respective pereant, wird es heißen, Peter von Kobbe und Pienings Schimmel.

Ich hatte in Uetersen nichts Eiligeres zu thun, als meinen vortrefflichen Lehrer, den Rektor Andresen, aufzusuchen, an dem mein Herz mit den festesten Ketten hängt. Möge er in allen Herzen seiner Schüler, von denen ein nicht unbedeutender Theil sich eine angesehene Stellung mit bedeutendem Namen erworben hat, so viel Dankbarkeit entwickeln, wie in dem meinigen, so wird er darin einen schönen und bessern Lohn finden, als ihm bis jetzt für sein fast vierzigjähriges Wirken als Schulmann, in der zwar düstern und doch so unendlich anheimelnden Schulstube geworden ist.

Sonst habe ich dem nichts Neues zu referiren, als daß die alte Rektorin Prove noch lebt. Sie scheint die Methusalem-Carriere einschlagen zu wollen, und hat bald die ersten hundert Jahre erreicht. Auch die alte Gelche Dickmann scheint noch unsterblich, wie ihr vortreffliches Kornbrod, wogegen die alte Nina im Armenhause und Jochen Dücker auf ewig von dem Jungfernstiege geschieden sind. — Auch der alte Freudenberg, welcher die Fische der Klosterdamen trocknete, lebt nicht mehr. Sein Amptalienbuch, welches er hinterlassen, lautete erschrecklich. — Er hatte

die Fräulein mit den ihm anvertrauten Fischen verwechselt und sich etwa folgende Notizen gemacht:

Fräulein v. N. N. Die Augen ausgestochen,
Comtesse v. N. N. Das Maul geschlitzt,
Fräulein v. N. N. Die Seite aufgeschnitten.

Mein lieber Jugendfreund Michael K....., ein Mann von Herz und Gemüth, schien mir sich nicht der verdienten Achtung seiner Mitbürger zu erfreuen. Ich forschte lange vergebens nach der Ursache. Endlich rollte sie sich vor meinen Blicken auf. Michel K..... will einen Mäßigkeits-Verein gründen:

Doch Uetersen ist diesem Ideal nicht reif,
Kaum noch die Bürger, die da kommen werden,

denn fast in jedem Hause wird dort Schnaps geschenkt. »Uetersen ist noch entsetzlich in der Kultur zurück,« raunte mir ein Malcontenter in das Ohr. »Wenn die Welt untergehn soll, muß Uetersen noch 300 Jahre stehen, um so weit zu sein, wie der nach ihm ungebildeteste Ort zur Zeit des Unterganges.«

Ich muß dagegen Uetersen in Schutz nehmen. Uetersen schreitet durchaus vorwärts, wie man es von einem solchen Orte verlangen kann. Es hat sogar eine Liedertafel und ein Tivoli. Des alten würdigen Candidaten Meißner's altes und würdiges Haus, hat diesen gebildeten Namen angenommen. Der Wirth Herr Carl Wilhelm Hoppe sah die erste Bewegung der Franzosen vor der Schlacht bei Waterloo und verkündete das Gesehen seinen Kameraden, wie jener Wirth, der bei dem Herannahen eines Unterofficiers und zweier Husaren einem Nachbar den siebenjährigen Krieg voraussagte. Vielleicht hat uns Hoppe's Blick vor der französischen Zwingherrschaft bewahrt. So viel Ruhm übrigens seiner warten mag, so wünscht er vor der Hand nur Wartegeld. —

Merkwürdig ist, daß die Uetersen nicht mehr das Plattdeutsch reden können, welches sie vor dreißig Jahren sprachen. Der Hamburger Dialect hat alle Zungen unterjocht. Man glaubt immer einen Vierländer oder einen Eppendorfer zu hören. — Dieser

Hamburger Einfluß geht bis an die Marsch, durch den Schlick hat er noch nicht dringen gekonnt. In Seufer wurde mir wohlig zu Muthe, wie jenem alten Fürsten, als er nach Jahren in sein Land zurückkehrte, und getreue Bürger noch die alten, ehrwürdigen, ihm so lieb gewordenen Zöpfe trugen; denn hier hörte ich einen Bauer zu dem andern sagen:

»N' Dag Jan Jochen! Seit Dich e halv Stieg
»Stünn. Smöhk ins opp lang. (Guten Tag, Jo-
»hann Jochen. Setz' Dich eine halbe Stiege Stun-
»den. Rauch einmal eine lange Pfeife.)«

Morgen geht es nach Glückstadt. — Wie brenne ich vor Neugier, den Ramcke von Angesicht zu Angesicht zu sehen!

Oldenburg, im August 1843.

Während ich auf der schlüpfrigen Erdschocolade zwischen Uetersen und Glückstadt gezogen wurde, wo ich jeden Augenblick einen Purzelbaum in den Graben riskirte, ging gar Manches aus meiner lieben Jugend an meinem inneren Gesichte vorüber. In Neuendorf mußte ich herzlich lachen, als ich an die ehemalige Wirthin dachte, die im Jahre 1814 die Braut meines Freundes, der als Lieutenant in das Feld gezogen war, voll Mitgefühl mit den Worten:

»Weent Se man nig, lütje Mamsell. Se möht
»immer denken: en ander Städchen, en ander
»Mädchen. (Weinen Sie nur nicht, kleine Mamsell.
»Se müssen immer denken: ein ander Städtchen
»ein ander Mädchen.«)

trösten wollte. Dann fiel mir wieder ein, wie man in Glückstadt in meiner Jugendzeit lange nicht so difficil im Verrückterklären gewesen sein soll, als man es jetzt in der Ramcke'schen Sache ist. Denn, als kurz nach dem Frieden mit den Alliirten, die Russen in Holstein waren, besuchte ich das Irrenhaus mit einem polnischen Offizier, der sich dort mit einer kleinen verwachsenen Polin unterhielt, die

mit einer Taubſtummen, einem weiblichen Heraclit, und einem dito Demokrit, die kein Wort ſprachen und nur ihren Kummer und Freudenzähren freien Lauf ließen, eingeſperrt war. Die arme Polin, welche in die Ecke gekauert auf einer Strohmatte lag, unterhielt ſich in ihrer Landesſprache mit ihrem Landsmann, der ihr nachher das Zeugniß gab, daß die Unglückliche bei vollen Geiſteskräften, ja ſogar eine geiſtreiche Perſon ſei. — Die arme Perſon ſei vor etwa 20 bis 30 Jahren von einem Medizinwagen, zwiſchen Glückſtadt und Krempe, im Schlaf heruntergefallen, und von ihren hartherzigen Begleitern nicht reclamirt. Da ſie kein Wort Deutſch gekonnt, zu deſſen Erlernung in der obgedachten Geſellſchaft ſich ſpäter auch keine Gelegenheit geboten, ſei ſie in contumaciam für toll erklärt. — Ich muß übrigens hinzufügen, daß Kloſtermann, ſo hieß, glaube ich, der Lieutenannt, ein Spaßvogel war.

Als ich über den Langenhals fuhr, gedachte ich meiner alten Tante Auguſte R— und des fürchterlichen Gewitters, das ich mit meinen Brüdern auf der Rückreiſe von Glückſtadt nach Uetersen erlebte. Die Leiden der alten Dame, welche ein ſolches Vorgefühl von dem Unwetter hatte, daß ihr, einige Stunden vorher, bei dem heiterſten Wetter, die Hände heftig anſchwollen, ſind mir unvergeßlich, eine Dantiſche Höllenſcene. — Dazu zerſplitterte damals der Blitz einen hohen Weidenbaum. Meine Augen ſuchten noch heute danach. Richtig fand ich noch das Piedeſtal des Hochſeligen. Ich fühlte mich dadurch veranlaßt, hier auszuſteigen. Und abermals Wunder, während ich an dem Stumpfe Weidenbaum meine ordinairen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen anknüpfen wollte, fing ein nebenan ſtehender kleiner, aber ſehr bezweigter Collège an, mir folgende Moralien zu leſen:

„Cay von Kobbe. Was haſt Du im Sinne? Cay, ſage ich, der Du nach dem Kanzler Brockdorf dieſen Namen führſt, den, bei Verhinderung dieſes Gevatters, der ſpätere Kanzler in Schleswig, Moritz, zur Taufe hielt, was beginnſt Du? Willſt Du deshalb Deinen Geburtsort

besuchen, um nachher die hochweisen Behörden Deines Vaterlandes anzufeinden und Dir einen demagogischen Namen zu machen. Mich däucht, Du könntest zum Benefiz Deiner armen Lungen wohl Deinen Schweigstill halten. — Was helfen Dir denn Deine Kämpfe, und Dein ewiges Partienehmen für Unglückliche und Dein Streit gegen die Finsterniß? — Was hat es Deinem Bruder, der, nebenbei gesagt, etwas Tüchtiges gelernt hat, was Dir fehlt, geholfen, daß er die besten Specialgeschichten geschrieben, die Throne gegen Jacobinismus vertheidigt und bald ein halbes Dutzend Unschuldiger vom Galgen geschnitten hat? Es ist wahrlich nicht die Schuld der Fürsten, daß er nicht verhungert ist. Nur unser jetziger edler König, der Ramcke das Leben schenkte, scheint einiges Wohlgefallen an ihm zu haben, das er am Ende aber auch verliert. Viele Hasen sind des Hundes Tod. Streb' nicht zu sehr nach oben, sonst trifft Dich der Blitz wie meinen verstorbenen Nachbar. Was hat es Dir denn selbst genutzt, daß Du, als Mallet die Jever'sche Geistlichkeit eine schandbare nannte und ihre Vertheidiger kaum die Absolution von der Instanz heraus defendirt hatten, die Leute glücklich heraus bissest? Der mündliche Dank, womit die Leutchen drohten, ist im Kleie sitzen geblieben. Was hast Du davon gehabt daß Du später denselben übermüthigen Geistlichen, als er während des Hamburger Brandes sein: »das hat Gott gethan!« ausrief, öffentlich züchtigtest? Mit Schmutz bis Du dafür bewurfen, mit qualmenden Lichtstumpen ist Dir dafür geräuchert. Was helfen Dir alle Deine Humanitätsbestrebungen? Bleibe im Lande und nähre Dich redlich, und kümmere Dich nicht um Dinge, die Dir nicht in dem Juristen-turmus zugewiesen werden.«

»O Du verdammter Philister!« rief ich aus. Herr u. s. w. wollte ich eigentlich sagen, denn aus einem Astloche guckte in dem Momente ein Auge, das ich kenne, wenn ich es auch nur auf einem Präsentirteller sehe.

Und wenn Du Ramcke auch für verrückt erklärst, was er zufällig auch ist, denn ich habe ihn gesehen, als er hier

vorbei transportirt wurde, und ein Stück Holz muß da- begreifen: weißt Du denn nicht, daß Du dann gegen Deinen Freund, den Professor Ritter, ein Mitglied der Commi- sion, die Ramcke besucht, schreibst, gegen einen Mann, der Dir das Leben gerettet, und mit größter Uneigennützig- keit Nachts an Deinem Lager gewacht hat?«

Dieser Worte Wahrheit ergriffen mich tief. Sie tra- fen wie Spießruthenhiebe. »O! es ist schwer, seine Indi- vidualität im Dienst der Wahrheit durchzuführen,« rief ich mit thränenerfülltem Auge. »Fort Kutscher,« dabei ver- fluchte ich aber den Weidenbaum. —

Ich sah mich bald nachher um. — Und siehe! ein schwindsüchtiger langer Mann, den mein Auge gar bald als den Schulmeister Loci erkannte, schnitt dem moralischen Redner einen seiner Arme nach dem andern ab. Das Auge lugte mir dabei entsetzlich boshaft nach. —

Ich beklagte die Rücken der armen Buben, welche mit Zweigen von diesem boshaften Baume gepeitscht werden.

Jetzt rollte ich in Glückstadt hinein. Das Haus mit dem großen Thurme, in dem ich geboren bin, ein vis-à-vis vom Zuchthause, lachte mich bedeutsam an. Meine beste Er- innerung ist Humouriez, dessen Schooßkind ich war. In- dessen bin ich mir und meinem Vaterlande treuer geblieben, als er sich und dem seinigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Altonaer Bilder. Genre-Bilder und Skiz- zen von Heinrich Smidt. Berlin 1843. Ver- eins-Buchhandlung. Ein interessantes Buch voll Fri- sche, voll Innigkeit und humoristischer Weltanschauung. Der Verfasser, ein geborner Altonaer, giebt hier reizende Genrebilder aus seiner Vaterstadt zum Besten. Das Ganze erinnert lebhaft an die weiße Dame, in welcher Oper

Sehnsucht nach der Heimath und die heilige Erinnerung an die Jugend der Grundton ist. Nicht ohne tiefe Rührung liest man, wie der Verfasser als Knabe seinen Weihnachten für ein Theaterbillet verkauft und da der strenge Vater seinen Verzicht am Festabende benutzt, wie ein Traum den Verzweifelnden am Ende tröstet und entschädigt. Smidt, welcher schon als vortrefflicher Marinemaler, ganz an Eugen Sue erinnert, hat hier in seinem Zahlenlotto, die erschütterndsten Scenen, wie dieser in seinen mystères de Paris, geliefert, ohne krasser Uebertreibung und unsittlicher Gesinnung beschuldigt werden zu können.

Hors d'oeuvres.

Die Fähigkeiten der Chinesen.

Lieutenant Murray giebt in seinen »Begebenheiten in China« einen Beweis von der Anlage der chinesischen Jugend zur Civilisation. »Die Kinder sind sehr verständig und scharfsinnig, sie erfassen das Englische mit Leichtigkeit. Fast alle junge Trotzbuben in dieser Gegend konnten recht gut englisch fluchen.«

Chinesisches Sprichwort.

Diejenigen, welche sich selbst achten, werden geehrt; aber Diejenigen, welche geringschätzig von sich selbst denken, werden auch von der Welt für wohlfeil gehalten

---

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 37. Donnerstag, 14. September. 1843.

Reiseskizzen von Theodor v. Kobbe,
im Jahre 1843.

I.
Aus meinem Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Der Verwalter, welcher mich auf der Diele des Zuchthauses empfing, ist ein junger Mann von angenehmer Gesichtsbildung. Er zeigte mir die ganze Menage der Anstalt, die mit Verbrechern erfüllten Säle, und ihre bereits abgelieferten Arbeiten. So ungemein mich Alles das sonst interessirt, so war meine Seele doch heute wenig für diese Gegenstände empfänglich. Ramcke's ungesehene Gestalt schwebte fortwährend vor meinen Augen. Bald trat die Figur eines Halbmeisters, bald die eines ehemaligen borstigen Zuckerbäckerknechts, bald eine Pariser Karrikatur, ein Robert Macaire vor meine Phantasie, ich konnte aber kein einziges Bild festhalten. Alles verquirlte und lief vor meinem inneren Gesichte durcheinander. —

Der Verwalter sagte mir, Ramcke sei noch mit einem andern Züchtlinge im Krankenzimmer. Er weigere Speise

und Trank und wolle keine Medizin nehmen. Der Wärter, welcher die Zelle aufschloß, schüttelte dabei den Kopf, und bemerkte, (ich weiß nicht mehr genau, welches Ausdrucks er sich gerade bediente), daß es nicht ganz richtig mit Ramcke sei, auch erzählte der Verwalter, daß er Ramcke Stunden lang beobachtet, und daß dieser immer gebückt, mit den Händen auf dem Rücken, auf die Erde stierend, im Zimmer auf und nieder geschritten sei. —

Jetzt öffnete sich die Thüre. — Der Mitbewohner des Zimmers saß auf einem Stuhle, Ramcke selbst stand dem Fenster zugewendet mit dem Rücken gegen die Thüre. Auf die Nennung seines Namens drehte er sich um. Ich war ihm inzwischen ganz nahe getreten. —

Ich gestehe, daß mich fast nie ein Anblick so überrascht hat, wie dieser. Anstatt eines Halstenbecker Bauern stand ein kleiner, fein gebauter magerer Mann mit gekrümmter, seitwärts gebogener Nase und durchaus vornehmen, aristokratischen Zügen, vor mir. — Ohne damit behaupten zu wollen, daß ein Graf immer wie ein Graf aussieht, kamen mir zwei in meiner Jugend gesehene Herrn des Standes bei Ramckes Anblick, dessen Mund und übrige Gesichtsformation mit diesem Aeußern harmonirten, vor das Gedächtniß. Kurz, Ramcke gewährt den Anblick eines vornehmen Mannes, wenn gleich von der Sorte zweiten oder dritten Grades, die nur ihrer Geburt und ihrer geselligen Stellung die Einladung zum heutigen Diner oder Thee verdanken. —

Die Haut ist hart, tonigt und fahl, Priessnitz würde von ihr sagen:

»Der Mann riskirt an seiner todten Haut zu »sterben.«

Aber das Auge, das Auge, ja, wie beschreib' ich das gleich?

Es sieht starr, aber so wunderbar fragend und entsetzlich bittend aus, daß man fast keinen poetischeren Ausdruck dafür finden kann, als den, welchen der Doctor Jeßen, meinem Bruder spottweise in den Mund gelegt haben soll, als dieser von einem gefallenen Engel gesprochen:

»Ramcke ſieht aus, wie ein wahnſinniger »Engel.«

Auf die Frage des Verwalters, wie er ſich befinde, antwortete Ramcke mit wenigen Worten, aber ſchleppendem Tone: »Er habe es ja jetzt recht gut. Nur könne er nicht ſchlafen. Fortwährend ſtierte er mich faſt geiſterhaft an, als ob er eine Ahnung davon habe, daß ich der Bruder ſeines Lebensretters ſei.*) Dabei ergriff er meine Hand, die er warm und heftig preßte. —

Auf meine Fragen, woher er ſei — antwortete er: »aus Bramſtadt« — ob nicht aus Wedel und Halſtenbeck? »Das ſei ja Alles einerlei, Wedel, Halſtenbeck und Bramſtadt.« Den Namen ſeines Defenſors Gülich, ſchien er auf Befragen nicht zu kennen, meine Bewerkung, daß er jetzt in allen Dingen die Wahrheit ſagen könne, da ihm die Gnade des Königs das Leben geſchenkt, nahm er mit der größten Gleichgültigkeit hin. —

Nimmermehr, rief mein ganzes Auffaſſungsvermögen, hat in dieſem jetzt zerſtörten Hirn, je der Plan einer Mordthat reifen können.

Dieſe Augen haben, ehe die Verwirrtheit ſie trübte, nie blutdürſtige Blicke geworfen, dieſe zarte Figur kein Mordbeil geſchwungen, und in dieſem Augenblick kam die innere Ueberzeugung von Ramcke's Nichtſchuld über mich.

Seit jener Zeit habe ich verſucht, meine Anſicht über Ramcke's Geiſteszuſtand gen[illegible] zu begründen, und gebt jetzt mein Gutachten dahin:

daß derſelbe durchaus unfrei iſt, daß Ramcke ſchon während der Unterſuchung von einer Geiſtesunfreiheit ergriffen worden, die zur Verwirrtheit (demence) geworden iſt, welche ihn zwar bis jetzt noch nicht verhindert, auf gewöhnliche Fragen gehörig zu antworten, die aber ſein Urtheil ſogleich umnachtet und verwirrt, ſobald irgend Seiten angeſchlagen werden, welche ſich auf den Proceß, der ihm das Leben

*) Von dem ihm, wie ich aus ſicherer Quelle vernommen, übrigens bis auf dieſe Stunde kein Menſch ein Wort berichtet hat.

abgesprochen hat, und durch den seine Manie höchst wahrscheinlich hervorgerufen worden, beziehen. — Solche Zustände sind nicht ungewöhnlich, wie jeder Gerichtsarzt mir bezeugen wird. Der competenteste Richter der neuern Zeit, C. C. Marc, Leibarzt des Königs der Franzosen, sagt hierüber in seinem vortrefflichen Buche: »über die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Rechtspflege« S. 287.:

»Nur im gemeinen Leben stellt man sich vor, daß »nur Diejenigen wahnsinnig sind, welche völlig ab»schweifen. — Man täuscht sich in allen diesen Be»ziehungen vollständig; wir haben schon mehr»mals bewiesen, daß Geisteskranke urtheilen und schließen können.

Da nach den bekannt gewordenen Actenauszügen Ramcke schon im Januar 1838 in seinem Gefängnisse zu toben, zu pfeifen und Straßenlieder zu singen angefangen, auch in der Confrontation mit seiner Frau am 21. August diese leichenblaß angeschaut und ausgerufen:

»Bist Du Ramcke seine Frau aus Halstenbeck?« dann auch behauptet hat, sie sei größer geworden und d. m.

F. Güllich. Vertheidigung des Ramcke. Altona 1842. S. 50.

so ist es höchst wahrscheinlich, daß das am 22. Nov. 1839 abgelegte Geständniß, schon in der Verwirrtheit, wovon es ja auch manche innere Spuren trägt, abgelegt worden ist.

Das Irrsein des Ramcke scheint nach den Acten frühe von Tobsucht begleitet gewesen zu sein, wofür auch das ganze Aeußere des Inquisiten redet, da sein ganzes Wesen einen Ausdruck der Erschlaffung und Verwirrtheit darbietet.

»Die Verwirrtheit bildet oft den üblen Ausgang der »Tobsucht und noch häufiger bleibt letztere zurück.

Marc S. 190.

Nach allem Vorliegenden ist es nicht wahrscheinlich, obgleich die Verpflegung der Züchtlinge und namentlich der Kranken, unter der Leitung des humanen Kanzleirath« Lohmann und des offenbar menschenfreundlichen Verwalter«

N. N. nichts zu wünschen übrig läßt, daß Ramcke's gestörter Seelenzustand, selbst durch Leitung eines geschickten Arztes geheilt wird *), es ist vielmehr zu vermuthen, daß Ramcke's jetziger Zustand bald in einen unheilbaren Blödsinn ausarten wird.

Wenn die drei Kieler Aerzte auch esprit pour quatre haben, so bleibt es, wie gesagt, unbegreiflich, daß sie sich damit begnügt haben, an so kurzen Tagen, wie der 26. und 27. Dec., die wenigen zur Beobachtung geeigneten Minuten zu verwenden.

Es ist platterdings unmöglich in einer solchen Zeit, wenn der Cernirte nicht selbst sich für einen Simulanten glaubhaft erklärt, das zu eruiren. —

Verfalle ich auch anscheinend in denselben Fehler, wenn ich nach viel kürzerem Besuche den Wahnsinn des Ramcke behaupte, so glaube ich zur Begründung meiner Ansicht, doch eine zu große Anzahl Umstände, die ich nicht bei meinem Besuche, sondern anderweitig entdeckt habe, anführen zu können, um rücksichtlich eines vorschnellen Urtheils mit den Kieler Herrn au niveau gestellt zu werden.

Das Gutachten des Kieler Sanitätscollegii soll voluminös geworden sein. Ob es ganz gedruckt wird, ist noch zweifelhaft, glaubt man doch, daß selbst die Acten in ihrer Nacht verharren und nicht an's Tageslicht kommen werden, doch ist von der Weisheit des dänischen Königs die Veröffentlichung beider zu erwarten. Sei dem, wie ihm wolle, und wenn ich auch Repliken anticipire, es ist mir vor allen Dingen darum zu thun, daß befähigte Männer, namentlich Aerzte und Psychologen, vor dem möglicher Weise nahen Tode Ramcke's, den Unglücklichen sehen und öffentlich Zeugniß über ihn ablegen. Ich fordere hiezu alle Berufene auf, und bezweifle es nicht, daß ihnen ihre Kunst

*) Wer Zuchthausarzt ist, weiß ich nicht. Es ist aber ohne alle Frage eine heilige Pflicht der Regierung, sich dann und wann über den Geisteszustand Ramcke's berichten zu lassen, und diese Resultate dem Publikum mitzutheilen.

ſchwerlich in dieſem Augenblick eine intereſſantere Reiſe, als die in das Zuchthaus zu Glückſtadt darbietet.

Wenn ich mich alſo gegen alle juriſtiſchen Regeln mit dem Beweiſe bebürde, daß die in Erſcheinung getretene Verwirrtheit des Ramcke keine ſimulirte iſt, ſo führe ich dafür folgende Gründe an:

1. die erbliche Anlage zum Wahnſinn in der »Ramcke'ſchen Familie.

In meines Bruders Schrift:

»der Criminalproceß gegen J. H. Ramcke aus Hal»ſtenbeck, Hamburg 1842,«

heißt es;

»der Wahnſinn ſoll in Ramcke's Familie, ſowohl väterlicher als mütterlicher Seite, herrſchend ſein, wahnſinnig wer»den genannt zwei Schweſtern ſeiner Mutter, deren Sohn und der Bruder ſeines Vaters, letzterer wurde im Wahn»ſinn Selbſtmörder.«

Dieſem geht nun auch noch die in einem früheren Blatte von mir beigebrachte Aeußerung hinzu, daß auch der Vater des Ramcke nicht recht bei Troſt geweſen ſei.

Marc ſagt hierüber S. 209:

»Die erbliche Anlage verdient an die Spitze der Ur»ſachen des Wahnſinns geſtellt zu werden, denn ſie »ſpielt eine ſo ausgezeichnete Rolle bei der Hervor»bringung dieſer Krankheit, daß jedes Mal, wo bei »einer mediziniſch-gerichtlichen Unterſuchung die »Möglichkeit gegeben iſt, ihr Vorhandenſein nachzu»weiſen, ſie faſt allein hinreicht, die Wirk»lichkeit einer Geiſtesſtörung zu erhärten »oder wenigſtens die Unwahrſcheinlichkeit »der Simulation.«

2. Das Benehmen des Inquiſiten gegen ſeinen Defenſor und in den entſcheidenſten, ſein Leben bedrohenden Momenten. Der Inquiſit hat gegen ſeinen eigenen Vertheidiger immer Verwirrtheit gezeigt, wenn die Rede auf ſeinen Proceß kam. Er hat denſelben, wie Bü-

lich mir selbst bestätigt, nie anders, als »lütje Gott« genannt.

Das Todesurtheil hörte er mit starrem Blicke mit gänzlichem Stumpfsinn an und sprach kein Wort

cf. die eben allegirte Schrift S. 50.

Auf dem Wege zur Richtstätte war er faselnd, auf dem Rückwege gleichgültig.

Im Tode pflegt sonst Wahrheit zu sein und eine Lüge pflegt man nicht auf die Reise zu nehmen, läßt selbst Schiller seinen Walter in Kabale und Liebe sagen, und dennoch sprach Ramcke, als Gülich kurz vor der beabsichtigten Hinrichtung ihn fragte:

»Ramcke, wer hat gesündigt, Du oder ich, habe ich
»Dich so schlecht vertheidigt oder bist Du schuldig?«

eine ganze Stunde lang von den Aepfeln und Birnen seiner Mutter.

Mehr aber noch als diese Umstände ist das ruhige Benehmen des Ramcke, bei der Verkündigung des Königlichen Gnadenevangeliums zu berücksichtigen, wo er die sichere Lebensrettung mit den Worten anhörte:

»Dat is nix, ick mehn, ick schull de hundert Mark
»för den Haber hemm, den ick dem Landdrosten
»breggt heff.«

Diese Alpen braucht das Kieler Gutachten freilich nicht zu übersteigen. Sie lagen seinen Augen verborgen, es ist ja dies Factum erst nach Abgabe jenes Gutachtens passirt.

3. Der physische Zustand des Ramcke.

Der halb erloschene Blick, der gewissermaßen immer eine Frage ausdrückt, das Schleppen der Worte, das etwas Linkische und Unbehülfliche in der Haltung, welche ich an Ramcke wahrgenommen, sind anerkannte Begleiter des Irrsinns.

Marc S. 213.
Marc S. 217.

Wollte auch ein simulirter Wahnsinniger dasselbe nachahmen, so würde es ihm doch schwer fallen, beständig und auch dann, wenn er nicht beobachtet zu sein glaubt, die Haltung, Stellung und Bewegungen beizubehalten, welche er zur Durchführung seiner Rolle angenommen hatte.

Marc S. 217.

Nun hat mir, wie ich schon oben bemerkt, der Verwalter des Zuchthauses versichert, er habe Ramcke stundenlang ungesehen beobachtet, wie derselbe, die Hände auf dem Rücken, mit wunderlicher Haltung auf den Erdboden stierend, auf und nieder geschritten sei

Der Torpor, der sich in Ramcke's Haut zeigte, ist auch nicht unbeachtungswerth, derselbe kann zwar durch die sechsjährige, fürchterlich strenge Haft herbeigeführt sein, er mag aber auch auf die Psyche des Inquisiten verderblich gewirkt haben. Sonst ist eine Unthätigkeit des Hautsystems kein Gegenstand der Simulation, und, wie meine Erfahrungen mir bestätigt haben, eine sehr häufige Begleiterin von Geisteskrankheiten.

5. Das jetzige Benehmen des Inquisiten.

Wenn die Pinneberger, die Gerichte und das Sanitätscollegium in Kiel Recht hätten, Ramcke wirklich ein so gescheuter Simulant gewesen wäre, so wird er doch wohl wissen

daß man ein Königswort nicht drehen und deuteln darf.

Warum kehrt er denn jetzt nicht von dem Gebiete der Simulation (auf dem er freilich nach meinem Ermessen nur spuckweise gesehen ist), auf das der Wahrheit zurück? Warum spielt er nicht den Reconvalescenten, der nur im düstern Pinneberger Gefängniß wirrig geworden? Er kann dabei immer ja seine Unschuld und daß er sein Geständniß im Zwange abgelegt, behaupten? — Aber nichts von alle dem. — Ramcke ist nach wie vor der Alte. Die Erinnerung an Haistenbeck, an seinen Defensor und an seinen Proceß, bringt ihm zur Verwirrtheit, der Wärter hält ihn für närrisch, der Verwalter merkt insgeheim Situationen an ihm, die den Verwirrten auszeichnen, ja er weigert sich Speis' und Trank, und die Hülfe des Arztes zu nehmen. Ich überlasse es nach dem Vorliegenden, dem ich bei mehr Muße noch eine Menge anderer Gründe hinzufügen könnte, meinen Lesern, den Ramcke für einen Geisteskranken oder für einen arglistigen Betrüger zu halten; und glaube daß es überflüssig sein würde, wenn ich für meine Bestätigung über Geisteskranke zu reden, das Urtheil bedeutender Irrenärzte, so wie meine entschiedene Liebe für das Studium solcher Unglücklichen und die vieljährige Beschäftigung mit ihnen, anführen wollte.

(Der Schluß folgt.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 38. Donnerstag, 21. September. 1843.

Reiseskizzen von Theodor v. Kobbe,
im Jahre 1843.

I.

Aus meinem Tagebuche.

(Schluß.

Es fragt sich übrigens, was jetzt in der Ramckeschen Sache zu thun ist, und dies möchte ich gerne mit meinen Lesern, die nicht von der Pinneberger Tarantel gestochen sind, überlegen.

Ich habe Ursache zu glauben, daß Seine Majestät der König, wenn derselbe überall auf seiner Reise durch die Herzogthümer, Glückstadt berühret, sich Ramcke zeigen lassen wird. Wenn nun dieser geistreiche Fürst sich von der Verwirrtheit des Inquisiten durch seinen Scharfblick überzeugt haben oder solche nur als wahrscheinlich vorhanden, annehmen wird, so steht zu hoffen, daß Ramcke, zur genaueren Prüfung, in das Irrenhaus nach Schleswig abgeführt werden wird. Der dortige Arzt an der Anstalt, Herr Dr. Jessen ist so berühmt in seinem Fache, und genießt so sehr das Vertrauen des ganzen Landes, daß selbst die

Vertheidiger Ramcke's unbedingt auf seine Entschädigung bauen können.

Der König ist in der That in einer schlimmen Lage, er kann weder seine Gerichte compromittiren, noch ohne eine höhere ärztliche Autorität, als das Kieler Sanitätscollegium, den Wahnsinn Ramcke's annehmen. Nur auf diese Weise kann Ramcke, falls er unschuldig ist, zu seinem Rechte verholfen werden. Erklärt Jessen, daß Ramcke an einer Geistesverwirrtheit leidet, und daß diese nicht unwahrscheinlich schon Jahre lang Statt gefunden, so daß man annehmen muß, ein Wahnsinniger sei als Simulant verurtheilt, so wird Christian der Gerechte gewiß auf dies Novum die neue Einleitung des Processes verordnen. — Jedenfalls, und darum habe ich Seine Majestät allunterthänigst schriftlich gebeten, ist die Veröffentlichung der Acten, worauf hoffentlich das Obercriminalgericht schon zur Erhaltung seiner eignen Ehre angetragen hat, unverzüglich zu erwarten.

Ich wiederhole hier übrigens, daß, wenn ich von Ramcke's Schuld überzeugt wäre, sein bloßer Wahnsinn meine Feder nicht in Bewegung gesetzt hätte. Ich würde dann die Frage, ob man einen Wahnsinnigen per Extrapost in's Jenseits schicken dürfe, den Theologen überlassen, von denen, ich glaube Lichtenberg, in Bezug auf die zum Tode verurtheilten Delinquenten sagt, daß diese wie Kapaune für den Himmel fett gemacht werden.

Allein es gilt hier wahrscheinlich einen Unschuldigen zu retten, wenigstens die Untersuchung in die Hände eines Untersuchungsrichters*) zu bringen, der nicht mit so beispielloser Voreingenommenheit wie die Pinneberger Landvogtei verfahren hat, von der es nur zu verwundern ist, daß sie nicht Spuk und Gespenster dem Unglücklichen vor das Auge geführt hat. Zwar ist das noch ärger, weil

*) Komisch genug ist es, daß der Pinneberger Untersuchungsrichter, in seinen Sachen bis 4 Jahr Zuchthaus, incl. in Sachen worauf über Jahr Zuchthaus steht, zwei Instanzen, und in den was darüber hat nur eine Instanz hat.

der wackere Defensor Gülich (§. 93) bis jetzt unwidersprochen, hierüber berichtet:

»Als Ramcke am 20. October 1837 in's Gericht geführt »wurde, war ihm noch eröffnet worden, daß die Entbin»dung seiner Ehefrau erfolgt sei. Auf einmal führt man »ihn an einen im Gerichtszimmer stehenden Neben»tisch, hebt ein Tuch hinweg und läßt ihn sein im »Sarge liegendes todtes Kind erblicken. Wohl ist das »Gericht befugt, den eines Mordes Verdächtigen, vor die »Leiche des Ermordeten, als das corpus dilicti, zu füh»ren, um zu beobachten, ob er den Anblick ertragen könne, »allein ein solcher Fall ist ja ein ganz anderer, als der »vorliegende, da hier die Leiche in keiner Beziehung zu »einem Verbrechen stand, sondern die alleinige Beziehung »des Vaters zu dem Kinde obwaltete, dessen Tod er nicht »verschuldet hatte. Das Gericht konnte wahrlich die Fol»gen dieses Verfahrens nicht berechnen, denn es war »hier, wie es scheint, auf nichts weniger abgesehen, als »den Vater des todten Kindes in eine Schreckensstim»mung zu versetzen und seine Gefühle zu foltern.*)«

So viel weiß ich aber, daß wenn eine fernere Untersuchung seines Seelenzustandes vorgenommen wird, und Ramcke als ein solcher befunden wird, der den Wahnsinn simulirt hat, dieser Schlaukopf wenigstens werth ist, in eine diplomatische Karriere gestellt zu werden. Der Simulant täuscht gewiß Alle, die nicht geborne Pinneberger oder von diesen bereits angesteckt sind.

Mir fällt nämlich dabei folgende Historie ein:

Die Schöppenstädter hatten einmal einen Menschen zum Tode verurtheilt. Als die Execution vollzogen werden sollte, fand man die Kosten zu hoch, da der Scharfrichter dreißig Thaler für den Act forderte. Das Schöppenstädter Wochenblatt, sonst ein Feind der Begnadigung, schwankte in diesem Falle aus Rücksichten für den Staat und den

*) Wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Arrar, als der Untersuchungsrichter, der für einen glänzenden Einfall in das Oberappellationsgericht versetzt wurde, rieth, man solle dem Inquisiten zehn Thaler auszahlen und zwar gegen dessen Verpflichtung auf Ehrenwort, sich dafür von einem minderfluchwürdigen Scharfrichter im Auslande stylen zu lassen.

Der Plan ging durch, der Inquisit nahm das Geld, und schwor, die Selbstverkürzung baldmöglich zu befördern.

Wie alle obrigkeitlichen Verfügungen angefeindet werden, so fehlte es auch dieser nicht an boshaften Kritikern. Ein Humorist meinte sogar, Ramcke (der Name ist hier unsimulirt, wie angeblich der Wahnsinn des Pinneberger Inquisiten) werde das Geld verfuriren und nicht wieder kommen. Aber fehl geschossen, — wie der Scharfrichter ehrliche Schuldner zum braven Philist zurückkehrte, so ließ sich Ramcke ein Jahr später wieder bei dem wohllöblichen Stadtmagistrat in Schöppenstädt; und zwar an einem Tage melden, an welchem dieser sehr wichtige Geschäfte hatte, denn es war Bürgermeister-Wahl, und erklärte, so viele Mühe er sich auch gegeben, für die zehn Thaler hingerichtet zu werden, so seien die Scharfrichter und Strafgerichte allerorten doch zu habsüchtig gewesen, um dies Volksvergnügen um einen so geringen Preis veranstalten. Leider habe er übrigens 15 Mark von diesen anvertrauten Geldern zu den erbettelten Almosen zulegen müssen, worüber er hiermit schriftlich Rechnung ablege.

Er stellte übrigens seinen Kopf zur ferneren Disposition des hohen Senats. —

Dieser Act der Unterwürfigkeit unter das Gesetz, der dem des Rhodischen Ritter in Schillers Kampf mit dem Drachen ähnelt, ja übertrifft, ergriff die Hochweisheiten Schöppenstädts.

Wir haben keinen ehrlicheren Menschen als den Ramcke, riefen sie aus, und wählten ihn zum Bürgermeister.

Fiat application.

Göthe oder Esenshamm.

Zu Esenshamm im Butjadinger Lande, der fetteſten Marſch Oldenburgs, lebt »Göthe's Schneider-Courage,« in dortiges Platt überſetzt, im Munde des Volkes; wenigſtens hat ein dortiges Landmädchen, das leider keine weitere Auskunft über das Gedicht zu geben wußte, ſie einem Bekannten von mir in die Feder geſagt. Zum Vergleiche theile ich hier beide Gedichte mit:

Die Göthe'ſche Schneider-Courage.

Es iſt ein Schuß gefallen!
Nein, ſagt, wer ſchoß dadrauß?
Es iſt der junge Jäger,
Der ſchießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten,
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schote,
Der Schneider in den Dreck.

Die Esenshammer Schneider-Courage.

Puff! He! hört! Wat deit knallen?
Kiek*)! Rüükt**) den Pulverſtoff!
Dat deit***) de junge Jäger,
De ſchutt****) in den Appelhoff.

De Lüünken†) in den Fruchthoff,
De maakten väl Verdreet††) un Neth.

---

*) Guck.
**) Riecht
***) thut.
****) ſchießt.
†) Sperlinge.
††) Verdruß

Twen Lüünken und en Snieder,
De fullen, as he schoot*).

De Lüünken von den Hagel,
De Snieder von den Schreck,
De Lüünken in de Arften**)
De Schnieder in den Dreck.

Man sieht, die Uebersetzung ist wohl gelungen, selbst die häckeligsten Kenner der Esenshammer Mundart finden sie ohne Makel. Ich habe Oldenburger sogar die Vermuthung äußern hören, das platte Gedicht sei Original, das Göthesche Bearbeitung, für welche Behauptung jedoch gewichtigere Gründe aufzustellen wären. Es ist zwar bekannt, daß Göthe keinen Anstand genommen hat, Volkslieder, sowohl deutscher als fremder Zunge, mehr oder weniger überarbeitet, in seine Poesieen als eigene Producte einzuschwärzen; viel häufiger hat aber eine Uebersetzung hochdeutscher Gedichte in die platte Mundart Statt gefunden. Zudem gehört die »Schneider-Courage«, so viel ich weiß, der Jugendperiode Göthe's an. Wie sollte da ein Esenshammer Lied an ihn gelangt sein? Indessen, möglich ist's immer.

Mayer.

Literatur.

Herr August Krüer hat der Redaction der Hamm. Blätter seine Gedichte zugesandt. Die Portoauslagen 18 Sr., übersteigen den Werth derselben bei Weitem, indessen faßt man sich etwa für die Hälfte zusammen, wenn man folgende Proben liest:

Ei, wie singen die Poetlein,
Denn es ist die Zeit der Fasten
Und sie haben Magendrücken,

*) Die Fliegen, als er schoß.
**) Erbsen.

Gier nach Fleiſch und nach Contraſten
Und mit kleinen kurzen Weſen,
Leicht und tändelnd und mit Schreien,
Kehren ſie die Herzenswunden
In die guten (sic.) Druckereien. (?!)

Herr Krüer tröſtet ſich übrigens ſehr naiv:

Und wenn man erſt die Reime hat,
Und etwas Luſt und Pein,
Da legen die Gedanken ſchon
Die Leſer klug hinein.

Das Pfarrhaus. Eine Familiengeſchichte, vom Verfaſſer der Mahleiche, der Familie von Hamburg, dem Brautkranze und m. a. 2 Bände, Braunſchweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock, 1843. Der Verfaſſer wäre nach meinem ſichern Dafürhalten unter das Gnadenedict des Kaiſers Konrad gegen die Weinsbergerinnen begriffen geweſen. Der Verfaſſer iſt ohne Frage eine rechtſchaffene Penſionsmutter, und hat Unrecht, in einer Zeit, wo man nichts Deutſches, als von hyſteriſch-hiſtoriſchen Weibern leſen will, ſein Geſchlecht zu verläugnen. Der Roman wird Glück machen, und wenn er uns auch nicht intereſſirt hat, iſt er doch allen Leſebibliotheken ſchon nach der Präventionstheorie gegen Franzöſiſches Gift zu empfehlen.

Wildhans. Ein hiſtoriſcher Roman aus dem 15. Jahrhundert von Franziska von Stengel. Zwei Theile. Verlag von J. Bensheimer, 1843. Ritterliche Kämpfe in der Schweiz, zu dramatiſiren für das Theater an der Wien. Wunderbar, daß eine weibliche Feder zwei Theile hindurch ſich mit ſolchen Dingen hat beſchäftigen mögen. Das Buch hat ſonſt manches Gute durch die Lebendigkeit der Darſtellung und Reinheit der Geſin-

nung, wird auch eine besonders interessante Lectüre in den neuen Ritterburgen am Rhein sein, und zwar insbesondere zur Winterzeit, wenn die gebratenen Aepfel in dem Ofen zischen. —

Hors d'oeuvres.

Bei dem bevorstehenden Manöver in Lüneburg, wovon die meisten Zuschauer nichts verstehen werden, ertheile ich den Civilisten, damit sie nicht Mor Piccolomini's Schicksal überkommen möge, den guten Rath, sich zu den Marketenderinnen zu gesellen. Diese Damen haben einen wahrhaften Kassandratact, und sind die besten Naturalistinnen in der Taktik. Der barbarischste Krieger wendet sein Pferd, ehe er diese Heben in Grund und Boden reitet.

Krummacher hatte bekanntlich einen Ruf nach Pensylvanien und war im Geiste bereits dahin abgereist. Da ihm aber der Geist wieder das Gegentheil gerathen, so ist er wieder von dort zurück gekehrt und hat eine neue Antrittspredigt in Elberfeld gehalten. Und wenn ihn sein König auch zum Souper wie zum Diner bittet, so bin ich doch der Meinung, daß ein Mensch welcher lehrt, daß Gott, dem, der einmal an's Blut Christi geglaubt, und wenn der auch abfiele und den Sohn Gottes kreuzigte und für Spott hielte, nicht gram werden kann, ohne mit sich selbst zu zerfallen, — nicht auf die Kanzel, nicht einmal an die Königliche Tafel, sondern in's Zollhaus und höchstens nach Amerika gehört.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 39. Donnerstag, 28. September. 1843.

Die deutschen Heimathlosen an ihre Brüder.

Von Hoffmann von Fallersleben.*)

Melodie: Ein Mann und Kraft in deutschen Eisen stammen ꝛc.

Wo lebt im deutschen Herzen noch Erbarmen
Und Mitgefühl für uns're Qual und Noth?
Habt Ihr für uns, die heimathlosen Armen,
Nichts als Verbannung nur und Hungertod?

Wie furchtbar ist's, wie grausend!
Ach, fünf und zwanzig tausend,
Die irren heimathlos durch's Vaterland,
Von Ort zu Ort, vertrieben und verbannt.

Millionen mag ein deutscher Fürst verschwenden,
Er thut's sogar mit Euerem Verlaub —
Uns aber wollt' Ihr nicht ein Obdach spenden,
Noch unserm Jammer eine Hand voll Staub.

Wie furchtbar ꝛc., wie eben.

*) Veranlaßt durch das Manifest an alle Deutschen, unsere heimathlosen Landsleute betreffend, cf. № 17 der Blätter.

Wollt Ihr noch Christen sein, so zeigt's durch Thaten,
Und treibt nicht mehr mit Christi Worten Spott!
Nehmt uns als Brüder auf in Euren Staaten
Nur wer die Menschen liebt, der liebet Gott.

Wie furchtbar ꝛc., wie oben.

Correspondenz.

Man schreibt aus Göttingen unter dem 4. Sept. 1843.

»Am Freitage fand 2 Stunden von hier eine Hinrich»tung statt. Ein Gärtnerbursche dessen Gemüth durch den »Umgang mit der Natur nicht milder geworden, und der »sich der Zahl berühmter Gartenliebhaber, die ein hohes Al»ter durch ihre Beschäftigung erreichten, nicht anreihte, hatte »vor anderthalb Jahren seine frühere Geliebte umgebracht. »Nachdem ihm das Tuch, an welchem er sich zwei Male »hatte aufhängen wollen, jedes Mal gerissen war, wurde »endlich sein Wunsch nach Erlösung erhört. In dem hiesi»gen Gefängniß scheint, beiläufig gesagt, ein selbstmörderi»scher Typhus eingemauert zu sein. Wenn ich nicht irre, ist das Dutzend der Gefangenen, die sich in den we»nigen Jahren, daß dies Gefängniß steht, darin umgebracht »haben, bereits voll. Der Delinquent hatte Zeit, sich auf »sein Ende vorzubereiten. Wie ich höre, wurde ihm am »Mittewochen die Vollziehung seines Urtheils bekannt ge»macht, am Donnerstag Morgen fuhr er nach dem Orte, wo »Freitag die Hinrichtung stattfinden sollte. Die Defension »war vortrefflich, obgleich, so viel ich wenigstens vernom»men, der Vertheidiger, gegen alle neue Methode, das Ver»brechen keineswegs einem Ausbruche temporären Wahn»sinns zugeschrieben hat. (Sehen Sie aber nicht in dieser »Bemerkung ein Pinneberg'sches Glaubensbekenntniß oder »eine Stichelei auf Ihren Ramcke, in Betreff dessen ich »ganz Ihrer Meinung bin.) Dem Delinquenten war auf »seiner Fahrt mitgegeben worden, sein vierjähriger Sohn, »ob zum Frommen des Ersteren oder Letzteren, weiß ich »nicht, und ein junger Verbrecher, der aber Possen trieb

»und dem Publikum häßliche Gesichter schnitt, während der »Sohn in sorgloser Unschuld mit den Ketten des Man»nes spielte und klingelte, der ihm die Mutter erschla»gen hatte. Der Hinrichtung wohnte eine zahllose Men»schenmenge bei, die ganze Nacht vom Donnerstag auf den »Freitag strömten die Schaaren Neugieriger durch Göttingen. »Die Schullehrer der benachbarten Orte waren beordert, »mit ihrer Jugend sich einzufinden. Meiner Meinung nach »hätte man besser auf die Jugend gewirkt, wenn man sie »zur Stunde der Hinrichtung in ihren Schulen und Kir»chen versammelt, belehrt und gewarnt, und dann für die »Seele des Unglücklichen hätte beten lassen. Ich sah einige »Jungen durchziehen mit Gesichtern, wie ich sie meinen »Kameraden machte, wenn wir einen freien oder frohen »Tag hatten. Eine Frau hörte ich erzählen, welche Ehren*) »dem Menschen in seiner Reue noch zuletzt angethan wor»den seien, wie er am Fuße des Schaffots das heilige »Abendmahl empfangen und den Geistlichen beruhigt und »getröstet umarmt habe. Ob daher mit allen Feierlichkeiten »überall der Zweck erreicht worden ist, steht dahin. Wenn »ein Schwankender hier den Verbrecher mit den Menschen »versöhnt, getröstet, gewissermaßen mit einer Einlaßkarte »zum Himmel versehen, rasch endigen; dort den ehrlichen »Mann, einsam und verlassen, langsam auf dem Strohlager »verhungern sieht, was mag ihn abhalten, selbst durch ein »Verbrechen nach Lebensgenuß zu ringen? — In dem »Augenblicke, wo das Schwerdt, mit großer Geschicklichkeit »geführt worden war, obgleich der Scharfrichter durch an»gedrohte Amtsentsetzung zu seiner Pflicht gezwungen wor»den war, fand noch ein toller Kontrast statt. Die ernste »Wissenschaft und der grasseste Aberglaube theilten sich in »die Reste des Todten. Unsere berühmten Anatomen und

*) Solche Auffassung im Volke ist nur zu gewöhnlich. Sie ist übrigens ein würdiges Attribut der unsinnigen Todesstrafe, dieser Ausgeburt der Finsterniß, dieses alten Schandfleks der neuern Zeit.
Th. v. K.

»Physiologen nahmen Kopf und Körper in Beſitz; Männer,
»Weiber und Kinder tranken und koſteten begierig das Blut,
»welches bei weitem nicht zur Befriedigung aller Bedürf-
»niſſe ausreichte.«

Literatur.

Die Jakobiner in Wien. Oeſterreichiſche Memoiren aus dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts. Zürich und Winterthur. Verlag des literariſchen Comtoirs 1842. Eine anziehende Lectüre, die von Joſephs II. Tode an bis zum Frieden von Campo formio, Memoiren über den Oeſterreichiſchen Hof enthält, welche dieſer Übrigens nicht gerne leſen wird. Uns munden indeſſen dieſe kräftigen, geſunden Zeichnungen beſſer, als die hiſtoriſchen Romane der Frau v. Paalzow, die alle ſo unlebensfähig ſind, daß ich in der That glaube, es giebt kein Individuum unter ihnen, das ein Beefſteak vertragen könnte.

Für unſere Blätter entnehmen wir aus den Jacobinern folgende humoriſtiſche Notiz:

»Baron Thugut, der Nachfolger des Fürſten Kau-
»nitz, ſtammte, wie man ſagt, von einer Schifferfamilie ab,
»die urſprünglich Thunichtgut geheißen haben ſoll. Man
»erzählte, ſein Großvater habe Kaiſer Karl VI. in einer
»ſtürmiſchen Nacht über die Donau geſetzt, und zum Lohn, daß
»er ihn ohne Gefahr an das Land gebracht, habe dieſer
»den Schiffer in den Adelſtand erhoben und deſſen Namen
»in Thugut verändert. Auf dieſe Sage ſpielten die
»Verſe an, welche man ſpäter gegen den Miniſter ver-
breitete:

»Als einſt Dein Ahnherr Thunichtgut, das Ruder führte
»Von jenem Kahn, worin bei ſtürmiſch finſt'rer Nacht
»Der Kaiſer Carol fuhr, und es ſo gut regierte,
»Daß er den Kaiſer hat ganz wohl an's Land gebracht,
»Hat Carl, um dieſen Dienſt in Gnaden zu erkennen,

»Thugut, statt Thunichtgut, den braven Mann genannt,
»Da Du des Staates Schiff so schlecht mit Deiner Hand
»Regierst, soll man Dich Thunichtgut auch wieder nennen.«

Wenn freilich alle Minister, die das Staatsschiff schlecht lenken, den Namen Thunichtgut annehmen müßten, es würde bald der Name »Meier« nicht mehr der gewöhnlichste in unserm lieben Vaterlande sein.

Lübecker humoristen.

Obgleich wir der Unordnungsrevolution in Lübeck eben so wenig, wie dem geistigen Pöbel das Wort reden wollen, das die Proletarier zu solchen Excessen verleitet und sich mit ihnen encanaillirt, so verdanken wir dieser Juchenrevolution doch ein Paar ergötzliche Notizen:

»Kumm mit int Huhs,« rief ein Bürger dem andern zu, »der Lieutenant Nachtigall treckt den Dehgen und haut glick opp uns lohs.«

»Wehs man nich bang,« versetzte der Gewarnte, »et is all nach Johannis und nach Johannis fleit de Nachtigall nich mehr.«

»Seid ruhig lieben Leute!« soll ein Herr gerufen haben, »macht keine Excesse. Ich sage Euch das, ich, der Consul von Flachsenfingen.

»Schahst Du oft bliven, mihn Jung. Nu gah man to Huhs und segg, Du schuscht et bliven,« riefen einige aus dem Volke und drängten dabei den Volksredner in sein Haus zurück.

Hors d'oeuvres.

Für die Kosten der Herausgabe eines ganz vorzüglichen philosophischen Werkes von dem verstorbenen Professor der Philosophie Meidet, »die Freiheit der Person,« hatten

15 Freunde des Verfaſſers die Bürgſchaft übernommen. — Es ſind nur 72 Exemplare abgeſetzt, jeder der Cavenſen hat demnach ſein Buch von 16 Bogen mit 10 fl. zu bezahlen. So geht es mit philoſophiſchen Werken. Wie ſie lachen und kichern! Ich meine »Fr. v. Paalzow, Henriette Hanke und Ranke.«

Sterne vergleicht die Theorie und Praxis ſehr artig mit Rachel und Leah, jene war ſchöner aber dieſe war fruchtbarer. Vaterland.

Vorwärts Hong-Kong!!!*)

Die Herren Dutronquoy und Comp. haben endlich das Vergnügen, dem Adel, den Honoratioren und der Geiſtlichkeit dieſer blühenden und reichen Colonie hiedurch anzuzeigen, daß ihr Theater ſich mit raſchen Schritten der Vervollſtändigung nähere.

Es iſt nach einem höchſt glänzenden Maßſtabe angelegt. Nach den Stücken, welche aufgeführt werden, der Scenerie die angebracht und der glänzenden Verſammlung von Rang, Schönheit und Mode, womit ſie hoffen, beehrt zu werden, bleibt den Unternehmern kein Zweifel übrig, daß der Glanz der Pracht die Augen der Zuſchauer blenden werde.

NB. Die Schauſpielerinnen ſind in der letzten Woche angekommen; ihre Schönheit und Talente werden nur übertroffen durch ihre unbefleckte Tugend.

In Elberfeld iſt ein neues Theater, worin aber nicht geſpielt wird, da die Prätenſionen der Eigenthümer Alles überſteigen, was eine Wucherphantaſie**) nur erdenken kann.

---

*) Einer der den Engländern geöffneten chineſiſchen Häfen.

**) Oder lies: »Wupperphantaſie,« beides iſt recht.

Unſer Henkel ruhmvollen Andenkens, wird nächſten Winter im alten Lokale ſpielen. Man hofft, daß Immermann bei den alten Harpagons ſpucken und ſie zu billigeren Bedingungen bewegen wird.

Inſchrift eines Hauſes im Oeſterreichiſchen.

Es ſtand dies Haus in Gotteshand,
Iſt 1809 abgebrannt,
Anno 1811 aber wieder auferbaut
Und nun dem heiligen Fabian anvertraut.

Im Londoner Charivari vom 1. Juli d. J. iſt ein Stier abgebildet in wüthender Stellung, der ein Männchen in die Höhe ſchleudert, dem der Hut abfliegt. Die Unterſchrift iſt: A Solo on the Horn.

Eine andere Figur ſtellt eine alte Frau dar, die, recht neugierig, in einen in der linken Hand haltenden aufgebogenen Brief guckt, während ſie in der rechten noch einen zweiten hält. Die Unterſchrift iſt: The Right of Search (Das Durchſuchungsrecht.)

Aus einer ſächſiſchen Stadt wurde kürzlich berichtet; endlich iſt auch bei uns ein Todtenhaus mit Leichenbeſchauern in's Leben getreten.

Ein Poſtillon erhält für die Lebensrettung ſeines Fürſten zehn Jahre als Belohnung.

Der Poſtillon, durch deſſen Geiſtesgegenwart die Königl. Familie kürzlich auf der Brücke bei Treport gerettet iſt, iſt von dem König und der Königin reichlich beſchenkt und für ſeine Familie eine jährliche Rente ausgeſetzt worden. Die Flachſenfingener Poſtillone werden nicht immer ſo glänzend belohnt.

Denn als ich vor einigen Jahren dort mit Extrapoſt fuhr und in den ſandigen Wegen mich mit dem Kutſcher unterthielt, dieſer aber mir klagte, daß ſein Fach ſo wenig abwerfe, ſprach ich den humoriſtiſchen Wunſch aus, daß er einmal ſeinen Regenten fahren, die Pferde ſcheu werden, er aber ſie durch ſeine Geiſtesgegenwart dennoch zügeln und ſo das Leben des Landesherrn retten möge. Ich gab ihm dabei den Rath, ſich auf dies Verfahren einzuexercieren.

»Dann hätte ich auch noch nicht viel,« brummte Hans Longjumeau. — »Freilich zehn Jahre ſind immer etwas.«

»Zehn Jahre, wie iſt das zu verſtehen, Schwager?«

»Wer den Fürſten rettet, der bekommt zehn Jahre. Die hat neulich der dicke Görge in Flachſendorf, der die hohen Herrſchaften geretket, auch gekriegt.«

»Wie iſt das zu verſtehen, zehn Jahre, doch nicht Zuchthaus oder Arbeitshaus?«

»Nein, ſo ſchlimm iſt es nicht, — ſondern zehn Jahre Penſion. Wer bei uns nämlich 25 Jahre treu und ehrlich als Poſtillon dient, bekommt 24 Thaler Penſion jährlich. Nun hat der Fürſt dem dicken Görge für ſeine Lebensrettung zehn Jahre geſchenkt.«

Von Bewunderung über dieſe Großmuth ergriffen, machte ich ein Akroſtikon auf den Namen des edelmüthigen Gebers, aber wohlverſtanden nur auf die Hälfte des Namens, und das war kein Spaß. Ich zahlte ihm mit gleicher Münze, wie Er dem Poſtillon.

Die Deviſe des Pamphletiſten Hocker in Hamburg für ſeinen neu errichteten Weinverein iſt: »Ein groß Glas Madeira iſt beſſer, als ein kleiner Kümmel.«

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 40. Donnerstag, 5. October. 1843.

Creuzburg und ſihne Spitzboben.

Als ich im vorigen Jahre krank, wie ein Süßwaſſer-Fiſch, der im Ocean gaſtirt hat, von Helgoland nach Hamburg zurück kehrte, konnte ich doch nicht umhin, mich nach meinem Steckenpferde, dem dortigen Verein zur Beſſerung des Schickſals der Sträflinge während der Detention, ſo wie nach ihrer Entlaſſung, zu erkundigen. Ich hatte gar viele Mühe, den Namen eines Mitglieds der Geſellſchaft zu erfahren. Endlich wurde mir der Doctor de B. als Secretair des Vereins bezeichnet. Ich fuhr deshalb zu ihm. — —

Meine angegriffenen Lungen mochten mir das Anſehen einer pecuniären Verlegenheit geben, ich hatte ſonſt meine Sonntagskleider an und trug keineswegs meinen alten weißen Strohhut.

Herr Doctor de B. empfing mich auf der Diele mit einem eben nicht freundlichen deutſchen que voulez-vous? — Hüſtelnd verſetzte ich ihm, daß ich der Director des Lokalvereins zur Verbeſſerung des Schickſals entlaſſener Sträflinge in Oldenburg ſei. Von meinen Worten mußten die

Schallwellen, übrigens wohl nur die: Verein und Verbesserung in die Ohrmuscheln des Doctors, wozu die dicke, das Haupt bedeckende, und meinen abgezogenen Hut verspottende Mütze, die Schuld gehabt haben mag, getragen haben, genug, der Herr des Hauses erklärte mir, fast abgehend wie ein Schauspieler, er sei nicht mehr im Hülfsvereine und wenn ich von diesem Geld begehre, so möge ich mich in die und die Straße, Nummer so und so, begeben.

Diese Behandlung war mir doch verdrießlich. Eine Reaction war nöthig. Mein rechter Fuß fing an zu stampfen, mein Hut erhielt Mützenrang, der Doctor wurde menschlicher. Bald war auch eine Verständigung eingetreten und ich auf das höfliche nachgiebige Canapée genöthigt.

Die Entschuldigung des Hausherrn, hätte ich mit der Antwort Turenne's, zurück weisen mögen, welchen sein Bedienter, den Collegen vor sich wähnend, von hinten auf den Rücken geschlagen, und der sich dann später mit seinem Irrthum entschuldigt hatte: »Und wenn es auch Paul gewesen wäre, Du hättest doch nicht so derbe zuschlagen sollen.«

Unser Gespräch war unerquicklich. Der Herr Doctorlair schien auch in der Sache gar nicht bewandert. Er versprach mir übrigens, alle Papiere des Vereins zu senden. Ich ging. — Der Herr Doctor hat nicht Wort gehalten.

»Einen Menschen mußt Du doch hier kennen lernen,« bemerkte mir ein alter Bekannter, während meines diesjährigen Aufenthaltes in Hamburg. »Du weißt, ich bin kein Freund von diesem Humanitätstreiben, welches bis zum Missionswesen ausartet, das die Asiaten bekehrt und ihnen Strümpfe strickt, während hier die Leute als Heiden und barfuß herum laufen. Aber der eine Mann, den ich Dir nennen will, der ist ächt.«

Und der wäre?

»Der ehemalige Hutmacher Creuzburg auf dem Theerhof. Frag' nur dort nach Creuzburg und seinen Spitzbuben, und Du wirst es nicht bereuen, diesen wahrhaften Menschenfreund aufgesucht zu haben.« —

Am andern Tage hatte ich den Gepriesenen gefunden

Er wohnt in einem großen speicherartigen Gebäude, welches bald an ein Detentionshaus, bald an eine Fabrik erinnert.

Creuzburg jetzt 63 Jahre alt, dürrer Statur, mit klugen, etwas ſtechenden Augen, die an die des Dichters Johann Heinrich Voß erinnern, faßte ſchon vor mehreren Jahren die Idee, die in Verbrechen und Sünde verſunkene Hefe des Volkes durch angemeſſene Thätigkeit und ein nüchternes Leben moraliſch zu retten und ſie der bürgerlichen Geſellſchaft wieder zu geben. Er errichtete ſein jetziges Etabliſſement, das in neuerer Zeit von dem Beſſerungsvereine angekauft iſt, deſſen Geſchäftsführer Creuzburg jetzt gegen einen jährlichen Gehalt geworden. Seine betagte Frau, der die Menſchenliebe aus dem Geſichte ſtrahlt, unterſtützt ihn treu in ſeinem ſauren, aber heiligen Beruf, den er mit einer ſcheinbaren Kälte, wenn auch mit für Menſchenwohl warm ſchlagendem Herzen erfüllt. Er, oder vielmehr jetzt der Verein, wird dabei auf das Thätigſte von dem Tiſchler Ritt unterſtützt. Ueberall herrſcht Thätigkeit, Reinlichkeit und Ordnung.

Wer unter Creuzburg ſeine Spitzbuben, wie er ſie ſelbſt wohl ſcherzweiſe nennt, treten will, ergiebt ſich unbedingt der ihm vorgeſchriebenen Hausordnung. Die Leute verzichten vor allen Dingen auf den Branntweingenuß, und müſſen, wenn ihnen auch hie und da in einer Abendſtunde das Ausgehen geſtattet iſt, um acht Uhr zu Hauſe kehren. Ihr Mittagseſſen koſtet ihnen täglich 2 Schillinge, das Schlafgeld die Woche 8 Sch., zweimaliger Kaffee, jede Portion 1 Sch., — Wäſche, Frühſtück und Abendbrod, ſo viel, daß jeder Koſtgänger 3 Mark 8 Sch. wöchentlich zahlt, wofür ein Jeder wenigſtens, mit der am geringſten belohnt werdenden Arbeit 1 Mark die Woche, Mancher anderweitig beſchäftigte aber 9 Mark 8 Sch. verdient, mithin für ſeine Kleidung 2 Thaler wöchentlich erübrigt. Der Verein ſoll übrigens bei dieſem Etat keine großen Zuſchüſſe zu machen brauchen.

Creuzburg hat Wunder an den Verlorenen gethan, die zum Theil vom Branntweingenuß und aller Laſter voll

in sein Haus traten, ihn oft leichtsinnig verließen, die er aber mit himmlischer Langmuth oft zum dritten Male wieder aufgenommen hat, und die allezeit mit den Worten: »Herr Creuzburg bi Ihnen is eit doch tom Besten,« zurückkehren.

Creuzburg ist ein Feind der Frömmelei. Er duldet keine Pietisterei, stellt es dagegen jedem Inquilin frei, Sonntags nach Bedürfniß das Gotteshaus zu besuchen.

»Es ist merkwürdig,« erzählte er mir, »wie die Kerle »in ihrer Art auf Ehre halten. Ich kann sie auf den gefährlichsten Posten hinstellen, und ihnen zurufen: »Ihr heißt »freilich Creuzburgs Spitzbuben, aber das erwarte ich, daß »keiner weicht, keiner vor der Gefahr zurückbebt — und »ich versichere Ihnen, so daß die Geschichte kein größeres Beispiel von Unerschrockenheit darbietet, als meine Spitzbuben.«

Als Creuzburg später mich bei dem einen Gründer des Vereins, dem Herrn Guido Wolf, einem äußerst liebenswürdigen und humanen Manne einführte, klagte mir dieser, die Zahl der entlassenen Sträflinge sei zu groß in dem Verhältniß zu den Pflegern, daß man schon seit langer Zeit sich nur mit den anscheinend Verbesserlichen abgebe. Die andern, setzte er hinzu, haben wir aufgeben müssen, wenn sich dieser Mann (mit einem Seitenblick auf Creuzburg) ihrer nicht annimmt.

Ich aber denke noch oft an Creuzburg und seine Spitzbuben, und möchte bei ihm eine Zeit lang leben, um zu lernen, wie man Spitzbuben für sich begeistert, die könnten dann am Ende wieder die Ehrlichen im Lieben haben unterrichten.

Du hast das nicht, was Andre haben
Und Andern fehlen Deine Gaben.
U. s. w. u. s. w.

Weiber und Männer.

Eine Epiſtel an Bettina von Emile d'Eſtrée.

So viel iſt gewiß, da man im Himmel nicht freit, noch ſich freien läßt, ſo ſind im Himmel die Weiber abgeſchafft. Ja, ja, sûr et certainément, ſo iſt es.

Nun wird Niemand läugnen, daß der Mann des Schöpfers kühnſter Gedanke ſei, weil jeder Mann ein geborner Titane, ein Himmelsſtürmer iſt; — aber der poetiſchſte Gedanke des Schöpfers iſt das Weib.

Nachdem ich geleſen hatte: »dies Buch gehört dem Könige,« rief ich folgende neue Claſſifikation der Weiber, die ich ſchon lange im Kopf hatte, auf's Papier.

Früher theilte ich die ſämmtlichen, auf der Oberfläche des Erdkreiſes zerſtreuten Weiber, nach dem Princip der Schönheit ein, in: junoniſche Schönheiten, minervale Schönheiten und Elfenſchönheiten; oder mit Rückſicht auf die Nationalität, in: engliſche, polniſche und italiſche Schönheiten; oder in hohe und in anmuthige Schönheiten, oder endlich, um den ſogenannten Häßlichen doch auch ihr Recht zu geben, in poſitive und negative Schönheiten. Seit lange ſchon hab' ich mir's zum Geſetz gemacht, diejenigen Weiber, die von Andern häßlich genannt werden, durch den Ausdruck negative Schönheiten zu bezeichnen. Wie viele Jahre, wie viele Erfahrungen, wie viel Ironie gehört dazu, daß ein Weib darüber ſich hinwegſetzt, daß es nicht ſchön iſt! Aber ſeid nur ſtill, Ihr Armen, ich behaupte, es giebt gar kein ganz häßliches Weib, Niemand wird doch behaupten wollen, daß man die Venus nur am Geſicht erkenne; ja, noch mehr, von den welthiſtoriſch-ſchönſten Weibern weiß man, daß ſie große Mängel hatten, zum Beiſpiel, zahnlos, namentlich meine eigene Ur-Ur-Ältermutter, die ſchöne Gabriele d'Eſtrées, ferner Marion de Lorme und Bonaparte's Joſephine.

Die neue Eintheilung der Weiber iſt nun dieſe:

erſtens: Weiber, das heißt ſolche, von denen 13 auf ein Dutzend gehen

Zweitens: heroiſche Weiber.
Drittens: alte Weiber. Nota bene, in dieſe Klaſſe gehören nur Männer.

Protektor der erſten Klaſſe iſt der verſtorbene Peſtalozzi der alle Weiber zu Müttern machen, das heißt gemacht haben wollte. Durch dieſe Dutzendweiber wird zunächſt die ordinaire Klaſſe fortgepflanzt. Sie können ganz reſpectable Madamen werden, aber nicht Mütter von Heldenjünglingen und Heldenjungfrauen. Du kannſt eine ganz zufriedene Ehe mit ſo einer Frau führen, aber eine Freiſtatt kannſt Du Dir mit ihr nicht erobern. Die Frau mag Talente haben, aber wo iſt ihr Geiſt? Sie ſpricht zwei fremde Sprachen, aber attrapirſt Du ſie jemals auf einem Gedanken? Sie malt, aber ſie ſchreibt doch nur die Natur ab; ſie ſingt, aber ihr Ton iſt nicht beſeelt. Ein Dutzendweib kann ſich ſogar verlieben, aber wenn die Frau Tante oder der Herr Vormund ihr vorſtellt, die Partie ſei doch nicht convenable, der Mann ſei nicht von Familie, — ſo wird ſie gleich vernünftig und giebt ihn auf.

Nun kommen die heroiſchen Weiber. Die ſind dünn geſäet. Miſtbetten, um ſie zu erzielen, Schulen, um ſie zu bilden, giebt es nicht. Aloe-Blätter giebt's Viele, Aloe-Blüthen wenige. Erkannt wird das heroiſche Weib nicht daran, daß ſie, wie man zu ſagen pflegt, die Hoſen anhabe; einen Helden erkennt man ja auch nicht daran, daß es mit der Degenſcheide auf dem Steinpflaſter raſſelt. Im heroiſchen Weibe entwickelt ſich das ächt weibliche in reicher Fülle. Weib, welch' einen Glauben haſt Du an die Größe, nicht an Deine eigene, ſondern an die Deines Geliebten! Weib, welch' eine Kraft haſt Du zum Feſthalten des Ergriffenen, welch' eine Ausdauer zum Tragen des Schwerſten. Frauen verſtehen ohne zu hören, treffen ohne zu viſiren, ſiegen ſchon, während wir glauben, ſie unterhandeln noch.

Welch' einen Sinn für Wahrheit hat das Weib. Es kann nur in der Türkei ſein, wo das Zeugniß von drei Frauen erſt ſo viel gilt, wie das Zeugniß eines Mannes. Und welch' ein nie verglühendes Veſta-Feuer der Liebe! Lord Cheſterfield fragte eine Achtzigjährige: »Madame, wann hören die Frauen zu lieben auf?« — Sie entgegnete: »Mylord, da müſſen Sie eine fragen, die älter iſt als ich.«

Das heroiſche Weib weiß ſehr gut, daß Männer nicht mit Gewändern, Bändern und Schminke gefangen werden, ſie will überall gar nicht fangen. Sie weiß von dem Manne, den ſie liebt, gar nicht, ob er einen Orden hat,

ob er reich iſt, ob er von Familie iſt, oder ob er als Sansculotte erſcheint; ſie kennt nur den Mann, während das Dutzendweib ihn nur am Rock, am Bart, an der tournure und was weiß ich, woran ſonſt noch, erkennt.

Es iſt ein Irrthum, daß das heroiſche Weib ſich iſolire: alle ächt heroiſche Weiber ſtehen Männern zur Seite. Arria, riſſeſt Du nicht den Dolch aus Deiner Bruſt und gabſt ihn dem Pätus, und ſagteſt: »Pätus, es ſchmerzt nicht!« Alceſtis, gingſt Du nicht für Deinen Admet in den Orkus, Charlotte Corday, mußteſt Du nicht Deinen Geliebten zur Guillotine ſchleppen ſehen? Gehörte nicht Genoveva dem Siegfried? Gab ſich nicht Adolphine Vogel mit Heinrich von Kleiſt den Tod?

Und doch giebt's viele Männer, die ſagen, ſie möchten um Gott keine Jeanne d'Arc, keine Katharine Prohaska, die am 6. September 1813 im Gefecht bei der Göhrde fiel, keine Julia von Plater, die Polin von 1830, zum Weibe haben!

In die letzte Klaſſe, in die der alten Weiber, gehören nur Männer. Und doch hat Deutſchland ein Bundesheer von 302,272 Mann, und jedes Contingent muß vollſtändig und gut exercirt ſein. Nichts deſtoweniger gehören in die dritte Klaſſe nur Männer. Wer taub iſt, hört ihren Tritt; wer blind iſt, ſieht ſie dahin ſchleichen. Oft ereignet ſich's, daß Einer auf ſeinem Poſten mit brüllender Stimme: »Wer da?« ruft; aber, wenn ſtatt der erwarteten Antwort: »Gutfreund,« gar keine erfolgt, ſondern, wenn der Angerufene ſtill und ſtracks vorwärts ſchreitet, ſo fängt der Mann auf dem Poſten zu zittern an, wie Espenlaub, und wünſcht tauſendmal: »hätt' ich Eſel doch das Maul gehalten, nun giebt's gewiß Prügel.« Jener Schneider nahm die Elle in die Rechte, ſchritt auf ſein Weib zu, um es zu prügeln und ſchrie: »Alles mit Muth!« Wie oft ereignet es ſich, daß Jemand Uniform anzieht und den Orden anlegt, um dann die Küchenmagd abzuflegeln. Wie oft ereignet es ſich, daß wenn Einer mal die Wahrheit ſagen will, er vorher die Thür verriegelt, und in alle Winkel des Zimmers leuchtet, um zu ſehen, ob auch nicht ein heimlicher Ankläger irgendwo ſich verſteckt hat!

Ein großartiger, wahrhaft männlicher Gedanke war es von dem ſeligen Hofrath Pütter, daß er, als er im Jahre 1806 den Untergang des deutſchen Reichs erleben mußte,

erklärte: »die Andern möchten thun, was sie wollten, er wenigstens werde keine Hosen wieder anziehen.«

Emile d'Estrées.

Berliniade.

Meine gnädigen Comteſſen,
Was macht Ihr Couſin, Graf Deuz?
Der kämpft gegen die Tſcherkeſſen,
Die ſich frei zu ſein vermeſſen,
Die nach vielen dummen Siegen
Jetzt Berlinern unterliegen,
Er holt ſich ein Ehrenkreuz.*)

Hors d'oeuvres.

Vieles kommt zuſammen, um dem Lager bei Lüneburg ein recht kriegeriſches Ausſehen zu verleihen, namentlich tragen die hohen Preiſe, der Milch, der Eier und der Butter, die faſt nicht für Geld zu haben ſind, dazu bei, an die Gräuel des Krieges zu erinnern. Vielleicht werden, um der hohen Verwerthung der Producte willen, die Oldenburger die Hannoveraner zum erſten Male beneiden. — Wir aber rufen unſern Oldenburgern Oeconomen zu:

Sammlet Eure Milch und Eier,
Eurer Butter Ueberfluß,
Jagt mit einem Omnibus
Tag und Nacht die Haiden durch
Bis zum ſalz'gen Lüneburg,
Wo dies Alles ſchrecklich theuer,
Um mit vaterländ'ſchen Gaben,
Eure Brüder zu erlaben.

*) Die preußiſche Staatszeitung nennt dies: Sie haben ein unverbrüchliches Zeugniß ihrer Tapferkeit gegeben.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 41. Donnerstag, 12. October. 1843.

Sauerauer Zustände. *)

Von L. A. Mayer.

Fünftes Kapitel.

Nachdem Dr. Renner die traurige Geschichte von dem eingeschneiten Liebespaare beendigt hatte — sie dauerte gerade so lange als seine Pfeife und unsere Flasche Rheinwein und fast so lange als der Strumpf der Doktorin — erinnerte ich die kleine muntere Frau, deren Stricknadeln unablässig knitternd durcheinander tanzten, an die übernommene Verpflichtung, von den Sauerauer Hofconcerten zu erzählen.

»Einen Augenblick Geduld!« rief die Doktorin. »Noch ein Dutzend Fingerschläge, und der Strumpf ist zu und fix und fertig. Wenn man erzählen will und dazu vor einem fremden Herrn, muß man seine Gemüthsruhe zusammenhalten. So

*) Für den Leser, der den Faden dieser zerrissenen Geschichten nicht verlieren will, bemerke ich, daß in № 1, 6, 7, 29, 30 und 31 dieses Jahrgangs der Kopf und der Rumpf der »Zustände« zu finden sind.

unbefangen ich mitten im Strumpfe bin, komm' ich erſt in die Spitze hinein, und die Nadeln rücken heftig zuſammen (mein gelehrter Mann nennt es, glaub' ich, die Kata-ſtrophe des Strumpfes): ſo werd' ich ganz warm dabei und kann an nichts Anderes denken, als an den einfältigen Strumpf, und ob ich noch Garn habe, einen zweiten anzufangen, und wie lang' ich noch ſtricken muß, bis Fritzchen, mein Zweitkleinſter, ſein Dutzend voll hat. So, nun iſt's gethan, lieber Herr. Jetzt lauf' ich noch ſchnell zu meinen drei Jungen, denen, wie ich höre, eben die Abendſuppe gebracht worden. Der Wartel*) hat zweimal gehuſtet; aber ich glaube, es iſt nur Zahnhuſten. In zwei Minuten bin ich wieder hier und bring' Euch noch ein Fläſchchen.«

Ich proteſtirte gegen den »fremden Herrn,« der freilich nicht ernſt gemeint war, und gegen die zweite Flaſche. Da aber Renner nicht mit Unrecht auf den Oſtwind, der heute wehe, aufmerkſam machte, welcher von allen Sauerneuern Winden die Kehle am meiſten austrockne, ergab ich mich geduldig in mein Schickſal.

Die Flaſche kam. Der erſte Buchſtabe, den man auf einen neuen Bogen Papier ſetzt; die erſte Cigarre, die man aus einer erbrochenen (aber nicht zu friſchen) Kiſte nimmt; der erſte Schluck aus der neu entkorkten Flaſche — von dem erſten Kuſſe will ich gar nicht reden — dies Alles hat einen kleinern oder größern Reiz, der ſich nicht beſtreiten läßt. Der Wein hatte kalt geſchlafen, wie man in dortiger Gegend zu ſagen pflegt, d. h. er kam nicht aus dem warmen Schrank, ſondern aus dem kühlen Keller — was bei Rhein- und Moſelwein einen großen Unterſchied macht. Es war ein friſcher köſtlicher Trank, der im Kreiſe ſo trefflicher Menſchen doppelt mundete. Wir ſtießen die Gläſer zuſammen, und ich rief: »Möge Allen, die ſo gut ſind, wie Ihr, täglich ein Glas von dieſem Lebensbalſam zufließen! Mög' es ihnen ſo wohl ergehen, wie mir bei Euch!«

*) Eduard.

Die Doktorin hatte ſchon wieder einen friſchen Strumpf für Fritzchen angefangen, und begann nun — in epiſcher Breite, wie es einer Frau ziemt — ihre Erzählung abzuſpinnen.

Sie wiſſen, begann ſie, daß das Haus der Reichsgrafen von Saucrau im Jahre 1805 erloſchen iſt, und zwar juſt auf den erſten April, auf welchen Tag ich, zehn Jahre ſpäter, von dem Paſtor mit dem Tituskopfe*) getauft wurde. Mit dieſer Taufe ging es eigen zu. Sie haben gewiß ſchon öfters die Erfahrung gemacht, daß der launiſche Zufall gern mitten in eine Trauerſcene, mitten in einen ernſten Akt, von dem Alle ergriffen ſind, irgend ein komiſches Ereigniß hineinſchiebt, durch das die gewitterſchwere Stimmung plötzlich in die entgegengeſetzte umſchlägt. So waren auch meine theuern Eltern und meine gute Großmutter ſammt den Pathen und Taufgäſten, wie ſie mir hundertmal erzählt haben, von dem heiligen Momente tief ergriffen. Nach einer ſechsjährigen kinderloſen Ehe war ihnen endlich ein geſundes, ungewöhnlich kräftiges Mädchen geboren worden, eine Gottesgabe, auf die man ſchon verzichtet hatte. Der erwähnte Geiſtliche war damals noch Candidat und hatte noch nie eine Taufe vollzogen. Obgleich nun der junge Mann die an und für ſich ganz erbauliche Rede, die er dem heiligen Akte vorangehen ließ, ſtockend und in offenbarer Verlegenheit abhielt, ſo waren doch alle von dem heiligen Momente ſo angethan, daß Niemand viel Anſtoß an dem mangelhaften Vortrag nahm. Plötzlich aber kam es anders. Der Candidat verſprach ſich einige Mal in auffallender Weiſe; man ſtieß ſich an und flüſterte; das Blut ſtieg ihm in's Geſicht, und ſeine Verwirrung wurde bald ſo groß, daß, als die Amme ihm meine kleine Perſon übergab, er mich zitternd, mit tölpiſchen Händen, nicht wie einen Menſchen, ſondern wie ein Packet, den Kopf nach hinten, die Füße nach vorn, unter den Arm ſchob, und nicht übel Luſt hatte, das geweihte Waſſer über

*) S. das erſte Kapitel.

mein kleines Piedestal zu gießen. Da ergriff meine Großmutter heftiger Zorn, meine Eltern Aerger und Verlegenheit, die jüngeren Leute unter den Taufgästen aber die unwiderstehlichste Lachlust, die nur schwer und unvollkommen gebändigt wurde. »Anders herum!« heischte die Amme halblaut dem armen Candidaten zu, dem die Beine unter dem Chorrock vor Angst zusammenschlugen. Er drehte mich um, schöpfte bei den Worten: »Ich taufe Dich« zum ersten, bei der Anrufung des Vaters zum zweiten und beim Sohne zum dritten Male, so daß der heilige Geist leer ausging. Ueber dies Mißgeschick, an dem der tückische Tag, wie man meinte, auch seinen Theil hatte, war ich so aufgebracht, daß ich trotz des süßen Schnullers, der mir gleich einer Cigarre im Munde stack, wie von Leibgrimmen erfaßt, laut aufschrie. Meinen Eltern war der Vorfall ein großes Aergerniß und mehr noch meiner guten Großmutter, welche leise, aber in heftigen Worten von meinem Vater begehrte, er solle mich auf der Stelle umtaufen lassen, »damit ich,« sagte sie, »etwas von dem heiligen Geiste abbekäme.«

»Die gute Großmutter wußte die Form von der Sache nicht zu unterscheiden,« fiel Renner seiner Frau in die Rede, — »was freilich immer besser ist, als mit der Form auch die Sache aufzugeben, wie es heut zu Tage Manchem geht. Sie hing an tausend Aeußerlichkeiten, und auf dem Felde ihres Glaubens wuchs das Unkraut des Aberglaubens in üppiger Fülle. So lichte sie in der festen Ueberzeugung, daß ein Knabe, der zu gleicher Zeit mit einem Mädchen bei dem Geistlichen zur Taufe gemeldet, aber nach dem Mädchen getauft wird, niemals einen Bart bekommen könne — ein schlimmer Umstand, wie sie meinte, denn an einem bartlosen Manne finde kein braves Mädchen Gefallen. — Aber Du bist auf Abwege gerathen, Frauchen; Du wolltest von den Hofconcerten und nicht von Deiner Taufe erzählen.«

»Ganz recht,« fuhr die Doktorin fort, »ich wollte nur erst unserem Freunde auseinandersetzen, daß ich von diesen

Dingen nicht als Augenzeuge sprechen kann, da sie lange vor meiner Geburt sich zugetragen; daß ich vielmehr nur den Berichten meiner seligen Großmutter folge, die mir freilich tausendmal sehr umständlich davon erzählt hat. Nur die Lokalität, wo sich Alles zugetragen, ist mir — in so weit sie damals eine andere war als jetzt — aus meinen Kinderjahren noch sehr wohl erinnerlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Vaterländische Gedichte von K. A. Mayer. Erstes Heft, 21 Seiten. Oldenburg 1844. Druck und Verlag der Schulze'schen Buchhandlung. (W. Berndt.) Mayer ist bekanntlich einer der vorzüglichsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, und wird vielleicht auch grade in diesem Blatte, eine Fortsetzung seiner im Süd und Norden beliebten Sauerauer Zustände liefern. Sonach könnte es den Anschein gewinnen wollen, als möchte es sehr bedenklich erscheinen, den Verdacht auf sich zu laden, wenigstens in den Augen leicht Uebelwollender und schief Urtheilender u. s. w. u. s. w., seine Gedichte zu loben. Allein, obgleich ich nicht ein so objectiver Eßkünstler bin, wie Antonius Anthus, um meinen Großvater in einer neuen piquanten Sauce zu essen, und auch nicht so sehr Brutus, um Söhne, wenn ich deren hätte, dem Henker zu überantworten, so fühle ich mich doch so frei, so unbefangen, daß ich es wage würde, — meine Freunde, wenn sie es verdienen, vor dem Publikum zu loben, ohne zu fürchten, daß ein Einziger meinen guten Geschmack der Parteilichkeit zeiht.

Doch ich komme auf den verkehrten Hellmer, wie man bei uns in der Marsch zu sagen pflegt. Ich wollte nur das Oldenburger Publikum, auf diese vaterländischen Blüthen aufmerksam machen, damit es die Gelegenheit

nehme, durch seine Theilnahme einem Manne seine Achtung und Dankbarkeit zu bezeigen, dem es so manchen literarischen Genuß verdankt, der zudem wie Lukull die Kirsche von Afrika nach Rom, nicht allein die heiteren Karnevalbelustigungen vom Rhein, hierher verpflanzt, sondern auch eine solche große Masse literarisch-geselligen Humors aus seinem unversiegbaren Busen und Kopf sprudeln läßt, daß manche in Todtenschlaf versunkene Lachmuskel wieder thätig geworden ist. Ein solches Verdienst ist aber viel größer, als die Welt in Anschlag bringt.

Für unsere auswärtigen Leser hier die Introduction der Lieder:

Statt des Vorworts.

Ihr Herren, die in Heidelberg studirt,
Graubärte jetzt vielleicht und hoch in Gnaden,
Seid ihr nicht manchmal über'n Rhein spaziert,
Um vom Pandektenstaub euch rein zu baden
In edlem Wein zu Deidesheim und Forst?
Auf Tage gingt ihr und bliebt ganze Wochen.
In jenem schmucken Lande steht der Horst,
Wo Schreiber dieses aus dem Ei gekrochen.

Im wilden Thal, in dunkler Wälder Pracht,
Wo Hämmer pochen und die Wasser brausen,
Wo Eisenöfen glühen in der Nacht,
Da mocht' ich gerne wohl als Knabe hausen.
Doch, als ich flügg war, zog ich leicht bepackt
Zur Wanderfahrt am raschen Bache nieder.
Die Hämmer schlugen Lebewohl im Takt,
Und in den Morgen streut' ich meine Lieder.

Und singend zog ich weit von Land zu Land;
Braun war ich schon und ward noch immer brauner.
Ich sah Berlin und schluckte Geist und Sand,
Und in Paris studirt' ich mir die Gauner.
Lang war ich bei den Schweizern zum Besuch;
Dann in Neapel speist' ich Maccaroni,
Und endlich schrieb ich müd ein dickes Buch
Von Pulcinella und den Lazzaroni.

Zuletzt hab' ich in Ruhe mich geſetzt
Im fernen Zipfel hier von Deutſchlands Mühe,
Allwo man ſich am braunen Kohle letzt,
Und fabelhafte Würſte ſtopft von Grütze.
Da wohnt ein biedres Volk — Germanenblut
Der reinſten Art, vom Stamm der tapfern Sachſen,
Beim Pfluge wacker und am Steuer gut,
Blauäugig, blond von Haaren, hochgewachſen.

Ich biet' euch, Oldenburger, meine Hand;
Ihr werdet eure nicht dem Fremdling wehren.
Auch meine Wiege ſteht im deutſchen Land;
Wir haben eine Mutter, die wir ehren.
Sie hoch zu halten thut uns Deutſchen Noth;
Die lange Trennung bracht' uns Schmach und Ketten.
Seid einig! ruft ein heilizes Gebot —
Wollt ihr die Mutter nicht auf Dornen betten.

Es kehrt mein Herz von langer Wanderfahrt,
Getreuer als zuvor, nach Deutſchland wieder.
Ich biet' es euch; es iſt von ächter Art;
Ich bring' euch ernſte, bring' euch heit're Lieder.
Durch eure Heimath an der Weſer Strand,
Durch Land und Städte laßt mich ſingend ſtreifen,
Und deuten nach dem großen Vaterland,
Das jetzt die jungen Herzen neu ergreifen.

Hors d'oeuvres.

Theire Muſik.

Ein reicher, mithin auch angeſehener Frankfurter Jude, gab eine Soirée, in welcher ſein Töchterlein gewaltig als Clavierſpielerin glänzte. Der Vater hatte ihr eine Menge Noten aus Leipzig, aber einige auch für größere Koſten von Paris, wo die Muſikalienverleger nicht 66⅔ Procent, wie in Deutſchland geben, kommen laſſen. — Obgleich nun das Töchterlein ſchon Beifall genug mit dem Breitkopf'ſchen Verlag erndtete, rief der Vater ihr doch unge-

ſtüm zu: — »Nu, was ich thu mit de wohlfeile Muſik! Spiel' doch Mal von die theire.

Auf dem Baier'ſchen Hochgebirg, unſern Salzburg, in der Gegend von Roſenhain, Dölz und Rießbach exiſtirt eine Art Vehmgericht, welches den ſonderbaren Namen Hafergeld-Treiben führt. — Der Beſchuldigte wird in der Nacht aus ſeiner Wohnung gerufen, welche oft, von mehr denn hundert geſchwärzten Männern umſtellt iſt. Wehe ihm! wenn er ſich dem Gericht zu entziehen ſucht, er riskirt, daß ſeine Wohnung ſofort in Brand geſteckt wird. Erſcheint der Geladene, ſo hält ihm der Sprecher ſein Unrecht vor und es wird ihm eine Friſt zur Beſſerung, bei Drohung auf Leib und Leben geſetzt, tritt jene nicht ein, wird die Drohung ohnfehlbar verwirklicht. — Dabei werden ſonſt alle Exceſſe vermieden. Als vor einigen Jahren ein vor dieſe Volksjury geladener Prediger ſich beſchwerte, daß durch die nächtliche Unruhe ſein Füllen, das er ſechzig Dukaten werth halte, ein Bein gebrochen habe, fand er dieſe Summe wohlgezählt am andern Tage unter der Thürſchwelle. — Die ſchärfſten Maßregeln der Baier'ſchen Regierung ſind bis jetzt unfähig geweſen, dieſes nächtliche Volksgericht zu unterdrücken, deren Einführung hie und da wohl zu wünſchen wäre.

Es giebt kein lakoniſcheres Volk, als die Weinheimer an der Bergſtraße. Der Sonnabend, an welchem in der Kirchweihzeit Kirſchkuchen gebacken wird, heißt: »Kerſchekuchebackſamſtag.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 42. Donnerstag, 19. October. 1843.

Sauerauer Zustände.

Von L. A. Mayer.

(Fortsetzung.)

Der letzte Graf von Saueran, welcher Xaver Maria Hieronymus Zacharias Blasius hieß, und, wie sein Vater, den letzten Namen vorzugsweise führte, hatte nicht, wie Jener, die Geometrie und den Pythagorischen Lehrsatz, oder wie er heißt, zum Steckenpferde, sondern die Musik und insbesondere die Flöte. Er pflegte die Flöte »sein liebstes Leibinstrument« zu nennen und sagte wohlgefällig: »Ich theile die Leidenschaft für sie mit Friedrich dem Großen, meinem Cousin.« —

»Da Könige sich Brüder nennen,« schaltete Renner erklärend ein, »glaubte der Reichsgraf ihn seinen Vetter nennen zu dürfen.«

»Meinem Cousin,« fuhr die Doktorin fort, »der aber schwerlich einen feinen Ansatz gehabt hat; denn solch' ein Instrument will täglich Stunden lang geübt sein. Wenn er auch den Quanz zum Lehrmeister gehabt hat, so saß ihm

doch ſein königlicher Vater, mein Couſin Friedrich Wilhelm, in jungen Jahren zu ſehr auf dem Nacken (hier erzählte er regelmäßig die bekannte Anekdote, wie der Prinz Quanz bei ſich verſteckte, als er den Vater kommen hörte), und ſpäter raubten ihm die verwünſchten Kriege und ärgerlichen Welthändel zu viele Zeit, als daß er ein regelmäßiges Studium aus der Flöte machen konnte.«

Was der alte Fritz angeblich verſäumt hatte, trieb Blaſius der Zweite auf das Eifrigſte. Halbe Tage lang erging er ſich in Trillern und Cadenzen, oder componirte Concerte mit obligater Flöte, die nach Allem, was ich davon habe berichten hören, ganz abſcheulich geweſen ſein müſſen, von dem Hofe aber in den Himmel erhoben wurden. Auch für das Flöteblaſen hatte er kein beſonderes Talent, aber deſto mehr Eifer, ja, man konnte es Flötenwuth nennen. Von früh auf durch die geſchickteſten Männer unterrichtet, ſpielte er als junger Mann doch nur mittelmäßig, und ſein Meiſter, wenn er gefragt wurde, was ſein Schüler auf jenem Inſtrumente leiſte, beſchränkte ſich nur immer darauf zu ſagen: Ein Reichsgraf bläſt immer gut. Später jedoch, als Blaſius der Zweite eine Leidenſchaft zu einer Amtmannstochter faßte, und bei der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe in Schwermuth verſank, während welcher Zeit er in der Einſamkeit ſeinem Grame durch die Flöte Luft machte, bekam er mit einem Male einen weicheren Anſatz. »Die Sauerauer Bülbüle« hat daher nicht Unrecht, wenn ſie von ihm ſingt:

Flötet, Nachtigallen!
Blaſe, Blaſius!
Eure Seufzer ſchallen
Wie der Englein Kuß.

Natürlich hatte der Graf auch eine Kapelle, und zwar eine beſſere, als ſie mancher Herzog und König in jener Zeit beſaß, und ich könnte Ihnen eine Reihe muſikaliſcher Notabilitäten nennen, die kürzer oder länger, angeſtellt oder blos gaſtirend, damals in unſern Mauern verweilt haben. Man berechnete, daß die Kapelle nebſt den Operngeſellſchaf-

ten, die Sommers Monate lang in Saueran spielten, zwei Drittheile der Einkünfte verschlangen; daher auch die fünf und zwanzig Mann Soldaten des Landes, die Blasius der Erste immer in gutem Stand gehalten hatte, bis auf den Hauptmann, der in den Concerten den zweiten Baß spielte, (ein Lieutenant existirte längst nicht mehr) beständig auf Urlaub waren; daher Straßen und öffentliche Gebäude in Verfall geriethen, und mancher Beamte Jahre lang als Märtyrer der Kunst auf Wartegeld stand. Man kann sagen, daß die Regierung damals eine rein musikalische war. Wer eine cultivirte Kehle hatte oder ein Instrument zu spielen verstand, ward in die »Hauptstadt« gezogen und möglichst befördert, und ein Vetter von mir ist fünfzig Jahre alt als Vicar gestorben, weil er weder singen noch ein Instrument spielen konnte. Der arme Mensch, der das Wort Gottes so gut verkündete als irgend Einer, und getreulich bis an sein Ende predigte und lehrte, ja der manchmal fast so begeistert und poetisch sprechen konnte, als der Psalmist, hatte doch nichts von der musikalischen Ader Davids. Vergebens mühte er sich mit Geige und Waldhorn ab; nichts wollte ihm gelingen, und als er zuletzt in der Verzweiflung seines Herzens zur Pauke griff (eine Hofpaukanten-Stelle sollte demnächst offen werden) gelang es ihm auch damit nicht.

An andern Orten ist der Winter, wo die Concerte der Vöglein eingestellt sind, vorzugsweise der Musik geweiht. Blasius der Zweite aber ließ Sommers und Winters ohne Unterschied fiedeln und blasen, Winters in der Stadt auf seinem Schlosse, und zwar in dem Saale, durch den Sie nach Ihrem Schlafzimmer gehen, und Sommers zu Monplaisir auf dem Lande. Ich sage auf dem Lande, indem ich mich der Hofsprache bediene. In der That lag und liegt Monplaisir ebenfalls in Saueran, und war und ist nichts Anderes, als die Försterwohnung in dem großen, jetzt verwilderten Garten, welche Sie gestern im Vorübergehen bemerkt haben. Mit dem ersten Mai zog nämlich der Förster mit Weib, Kindern und Vieh aus, und nahm in den

Bedientenſtuben des Schloſſes ſein Quartier, während der Hof, fürſtlicher Sitte gemäß, auf's Land ging, und die leicht aus Holz gebaute, aber geräumige Förſterwohnung am Thore einnahm. Alsdann ſah man auch den Grafen zu Fuß in den Straßen der Stadt, die er ſonſt nur zu Wagen oder zu Roß beſuchte, umherſtreifen; denn er befand ſich ja nun auf dem Lande, wo die Etiquette weniger ſtreng war.

Die Sommerconcerte auf Monplaiſir hatten ein reicheres Orcheſter, als die Winterconcerte, weil ſich eine größere Anzahl gaſtirender Künſtler zu dieſer Jahreszeit einfand. Wenn nicht gerade Compoſitionen des Grafen aufgeführt wurden, gab es dann oft muſikaliſche Genüſſe, die des Ohr des feinſten Kenners erfreuen mochten. Alle Honoratioren Sauerau's nahmen dann, entweder als Mitſpielende oder als Zuhörer, Theil, während zur Winterzeit nur eine auserwählte Geſellſchaft, du monde choisi, wie es hieß, zugelaſſen wurde. So war z. B. mein Großvater, ob er gleich den Titel Hofapotheker führte, und folglich auch meine Großmutter, bloß land- und nicht ſtadtheſconcertfähig.

Außerdem fanden ſich häufig viele Gäſte von nah und fern, namentlich Officiere aus benachbarten Garniſonen und Landjunker ein, die meiſt nachher auch zur Tafel blieben. Ein Dutzend Gäſte konnte der Graf auch zur Nacht leidlich auf Monplaiſir beherbergen, und man machte gern von ſeiner freundlichen Aufforderung Gebrauch. Es wurden ihnen aber nicht hier im Schloſſe oder in einem der anſtoßenden Nebengebäude, wo es nicht an Raum fehlte, Zimmer angewieſen; das wäre eine unſchickliche Vermiſchung der Winter- und Sommerreſidenz geweſen. Vielmehr hatte der Graf in dem Garten, der Monplaiſir umgibt, eine Menge Bretterwohnungen aufrichten laſſen, klein wie Kartenhäuschen, tief im Gebüſch verſteckt, jede ein Stübchen und ein Schlafkämmerchen enthaltend. Zwei oder drei ſind, glaub' ich, noch gegenwärtig vorhanden. Winters dienten ſie zu Vogelhäuſern; denn der Graf hielt wohl Hunderte in- und ausländiſcher Vögel, die er täglich in eigner Perſon

füttere. Sommers lebte dies Federvieh im Freien unter einem großen Drahtgeflechte.

Es kam auch zuweilen vor, wann im Frühling das Vieh noch nicht vollständig ausquartiert war, oder wann im Herbst einer oder der andere Vogel, der den Husten oder den Pips hatte, früher als die übrigen in die Bretterhäuschen kam, daß ein Assessor oder Lieutenant, der gerade zu Gast war, sein Logis mit dem kranken Gethier theilen mußte. Einmal geschah es sogar einem Großonkel von mir, daß ihm Nachts ein großer Kakadu, der durch die offenstehende Kammerthür herein gekommen, auf dem Leibe saß und an der Nase pickte, die groß und roth war, und, wie man behauptete, durch ihr Funkeln im Mondschein die Aufmerksamkeit des Papageis erregt hatte.

Die Vogel-, oder wie sie im Sommer hießen, die Logirhäuser — Sanssplaisirchen nannten sie die daselbst Einquartirten, im Gegensatze zu Monplaisir — waren alle von gleichem Schnitte, und erhielten jedes Frühjahr einen neuen grünen Anstrich, der freilich gegen das grüne Gebüsch, das sich um dieselbe Zeit ebenfalls erneuerte, schlecht genug abstach. Vor der Thür eines Jeden stand eine hölzerne Götterstatue, von unbekannter Künstlerhand; daher man zu sagen pflegte: ich wohne im Apollo; ich bin bei der Juno einquartiert. Diese Figuren waren unter dem frommen Großvater Blasius des Zweiten sämmtlich Heilige gewesen, und hatten in den Gartenwegen gestanden; der letzte Graf aber, der sich mehr zum Heidenthume neigte, gab ihnen, statt der Schlüssel, Palmen, Bücher, Sägen, Räder und andern Marterwerkzeugen, Fruchthörner, Aehren, Blitze, Dreizacke und Trauben in die Hand. Einige Damen wurden dabei durch Bärte und Perrücken zu Männern umgestaltet; der Adler des Johannes wurde dem Jupiter — vormaligen Paulus — als Leibthier zuerkannt. Der harfenspielende David brauchte blos rasirt zu werden, um den besten Apollo abzugeben.

So oft die Sanssplaisirchen ihren Anstrich erhielten, zogen auch die Statuen neue Gewänder an, und die Hälfe

der Göttinnen ſchmückten ſich mit neuem Weiß. Beide, die Häuschen ſowohl als die Figuren, wurden von der Gemahlin des Grafen, einer gebornen Herzogin von Grammont (daher ſie Durchlaucht, der Graf aber nur Erlaucht war) höchſt eigenhändig angepinſelt. Anſtreichen aber, wie ſie es nannte, Malen war nämlich ihre Leidenſchaft; ja Verläumder haben ihr nachgeſagt, ſie färbe die rothen Papageien ihres Gemahls grün und die grünen roth. Wie dem auch ſein mag, ſo viel ſteht feſt, daß ſie mit ihren Hofdamen, die man ihre Malerſchule nannte, überall pinſelte, wo es etwas zu pinſeln gab; wobei die Damen weißleinene Blouſen und Glacehandſchuhe trugen. Trotz dieſer Beſchäftigung ſah man die Herzogin nur ſelten mit Farbe befleckt; leider duftete ſie nur immer nach Terpentin, ſo daß man es bei geſchloſſenen Fenſtern nicht gut lange bei ihr aushalten konnte.

Wenn ſie im Garten zu Monplaiſir arbeitete, nahm ſie keinen Anſtand, bei dieſem Geſchäfte Fremde vor ſich zu laſſen, ja nicht ſelten hat ihr ein Gaſt den Farbentopf halten müſſen, und einmal hat ſie einem alten Kammerherrn vom Lippe-Detmolder Hofe, der durch ein unglückliches Wort ihr heißes franzöſiſches Blut in Wallung gebracht hatte, mit dem Pinſel einen breiten grünen Strich über die Glatze gemacht, der nur ſehr ſchwer zu tilgen war.

(Der Schluß folgt.)

Hors d'oeuvres.

Ein Soldat ſchrieb aus dem Lager bei Lüneburg:

„Liebe Mutter!

Es geht uns hier ganz gut, aber es werden Viele todt geſchoſſen und plaſirt.

Nun muß ich ſchließen ꝛc.“

Die der Buchſtaben unkundige Mama ward durch Vorleſung dieſes Briefes bis zu Thränen der Freude gerührt.

Der junge Fürſt eines kleinen Herzogthums durchreiſte ſein Land und beſah auch die Gefängniſſe. Seine milden Geſinnungen offenbarten ſich in allen Anordnungen, unter andern auch darin, daß er allen Verbrechern, welche zu lebenslänglicher Kerkerſtrafe verurtheilt waren »ein Jahr der Strafe erließ. Vaterland.

Das Vaterland enthält folgende gewichtige Worte:

Ich warf neulich einen Blick hinter die Couliſſen einer deutſchen Badeſaiſon. Entſetzlich, was unter all' dem Glanz gährt und modert, — eine furchtbare beiſpielloſe Corruption, ein ſyſtematiſch organiſirtes Inſtitut, um der zügelloſen Luſt reicher und nobler Badegäſte zu fröhnen, ein Gewerbe, das in Oeſterreich mit der Aufſtellung am Schandpfahl beſtraft wird, ergänzt jenen Fluch der glänzenden Raubhöhlen, der die ſchönſten deutſchen Thäler verpeſtet. Soll man dieſer Schande des deutſchen Namens länger zuſehen? Sollten nicht alle Herausgeber deutſcher Blätter ſich vereinigen, um die Corruption aufzudecken und jeden Artikel zurückweiſen, der von Menſchen, die von Spielhöllern bezahlt werden, angeblich aber im Intereſſe der Badeorte, eigentlich aber bloß in dem der Raubhöhlen eingeſandt werden? Wo deutſcher Ehre und Sitte kein anderes Mittel mehr zu Dienſten ſtehen darf, ſeis die öffentliche Meinung, vor ihr werde die Verderbniß gebrandmarkt.

Brav geſprochen Vaterland, ſifte einen Verein zur Abſchaffung dieſer Peſt. Keine Regierung wird es wagen, die Artikel zu unterdrücken, die wir zur Abſchaffung der Spiel-Peſt traktätleinmäßig verbreiten ſollten.

»Es iſt ein Spottgeld, wofür Sie von hier nach Harburg reiſen,« betheuerte mir ein Omnibusführer in Bremen. »Die ganze Tour koſtet zwei Thaler ſechs gute Groſchen Preußiſch Courant. Einen Thaler zahlen Sie hier und

einen Thaler sehr gute Groschen in Rothenburg. — Und »wenn Sie Glück haben, wie dies wirklich Neherrn schon »passirt ist, — daß man vergißt, den Betrag in Rothen»burg einzucassiren, so kommen Sie für Einen Thaler nach Herburg.«

Vor einiger Zeit sah ein Neger auf einem Dampfschiff einen schwarzen Mäppel (Mops), bei dessen Anblick er heftig zu weinen anfing. Als man ihn um den Grund fragte, rief er, indem er schluchzend auf den Hund zeigte: »Ach welche Aehnlichkeit mit meiner Schwester.«

Eine Inschrift im Berner Oberland.*)

Dies Haus steht in Gottes Hand,
Behüt' es, Herr, für Feuer und Brand,
Für Unglück sonst und Wassersnoth,
Mit einem Wort; daß's stehn wie's steht!

Ein authentischer Bericht über die Einnahme für die Vorstellungen der Demoiselle Rachel an der Comédie Française, seit ihrem ersten Auftreten im Jahre 1838, giebt dieselbe auf 1,503,000 Frcs. an, daß ist durchschnittlich 4900 Frcs. für jede.

---

*) Gegenstück zu der Inschrift in Nr. 80 der Blätter.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 43. Donnerstag, 26. October. 1843.

Saueraner Zustände.

Von L. A. Mayer.

(Beschluß.)

Musikproben fanden auf Monplaisir täglich, öffentliche Concerte jeden Sonntag und Mittwoch Statt. Die Gesellschaft versammelte sich dann in einem geräumigen Gartensaale, der mit seinen bunten Teppichen und Divans aus rothem Plüsch, Bequemlichkeit genug darbot; nur durfte sich — eine harte Aufgabe für alte Leute — während der Concerte Niemand setzen; der Graf, die Herzogin und Gäste von hohem Rang hatten allein dies Vorrecht. Daher flog denn Alles pfeilschnell von den Divans auf, wann die Ankunft der Herrschaften verkündet wurde; die Damen ordneten sich rechts, die Herren links, einen großen Halbkreis bildend.

Jetzt sprangen die Flügelthüren auf; vier hochrothe Kammerhusaren mit langen Zöpfen traten vor; dahinter kam der behagliche wohlbeleibte Fürst, einen großen schimmernden Stern auf der Brust, mit grau gepuderten Kleb-

löckchen, die terpentinduftende, in einen Reifrock eingesetzte, dicke, kleine Herzogin an einer Fingerspitze haltend, — Beide gravitätisch, aber süß lächelnd und sich anmuthig neigend. Bei ihren Sesseln angekommen, wandten sich seine Erlaucht rechts nach den Damen, Ihre Durchlaucht links zu den Herrn, Jener von einem Hofcavalier, Diese von einer Hofdame gefolgt. Seine Erlaucht richteten an jede einzelne Dame ein Wort in französischer Sprache über's Wetter oder sonst einen naheliegenden Gegenstand, z. B.: Il fait beau temps, Madame. — Il fait fort beau temps, Mademoiselle. — Ne fait-il pas fort beau temps, ma chère? — Il fait un temps magnifique, ma belle. — Ne fait-il pas un temps magnifique, ma belle! — Quel temps magnifique, ma mignonne!

Dabei pflegte der Graf mit einem Rohre, das er in der Hand hielt, an sein Bein zu schlagen, oder auch, wenn er gerade ein hübsches Mädchen vor sich hatte, mit dem Brillantknopfe des Stöckchens auf die Schulter desselben zu tippen — was für eine große Gnade galt. Man antwortete dann, sich tief verneigend: Oui, mon Altesse Illustrissime!

Unterdessen machte die Gemahlin des Grafen bei den Herrn die Runde, indem sie dieselben Themata variirte und die Hand oder vielmehr den Handschuh dabei zum Kusse bot. Man antwortete ihr: Oui, mon Altesse Sérénissime! Sagte ein Neuling Illustrissime statt Sérénissime, was um so häufiger geschah, da sehr Viele kein Französisch verstanden, so zogen sich die schwarzen Augenbrauen der kleinen Frau zornig zusammen; sie murmelte bisweilen sogar etwas wie bête! tête carrée! zwischen den Zähnen, und der Unglückliche konnte sicher sein, den ganzen Sommer über nicht wieder angeredet zu werden.

Sobald der Graf und die Herzogin bei der letzten Dame und dem letzten Herrn zusammen getroffen waren, nahm der alte Herr seine Gemahlin wieder beim Mittelfinger, und sie gingen mitten durch den Saal nach ihren Sitzen zurück. Zwei Kammerhusaren schoben ihnen die Sef-

ſel unter; die Hofdame zog Ihrer Durchlaucht das Kleid auseinander, der Cavalier hob Seiner Erlaucht die Frackflügel auf — und ſie ſanken in die Polſter nieder. Alsdann wurde dem Grafen auf einem Kiſſen aus rothem Sammt die Flöte, der Herzogin aber, die nicht muſikaliſch war, ein Joujou überreicht, das ſie unaufhörlich auf und nieder tanzen und ſchnurren ließ. Jetzt begann auf ein Zeichen des Grafen, der, wie geſagt, ſelbſt dirigirte, das Concert. Seine Erlaucht bliesen, mit den Füßen tretend und durch die Bewegungen, die Sie Ihrer Flöte zu geben wußten, den Takt andeutend, mit einem Eifer, daß Ihnen der Schweiß von den runden Wangen floß, und Ihr Antlitz wie eine Päonie glühte.

Bisweilen geſchah es, daß, wenn es gerade an andern Muſikern fehlte, ein wenig geübter Lakai des Grafen irgend eine untergeordnete Partie in einem Concertſtück übernahm. Machte derſelbe dann, wie dies nicht anders kommen konnte, grobe Verſtöße, ſo eilte Blaſius der Zweite ergrimmt auf den Sünder zu, und applicirte ihm einen ſo heftigen Schlag, daß der Gezüchtigte, wenn es nicht gerade ein Stoiker war, einen gellenden Schrei ausſtieß. Ein ſolches Strafgericht, das von keinem Worte begleitet war, dauerte jedoch nur Secunden lang, und der Graf benutzte weiſe immer einen Moment dazu, wo ſein Inſtrument pauſirte, ſo daß das Spiel nicht im mindeſten unterbrochen wurde. Es hatte auch Niemand, die Neulinge ausgenommen, ſonderlich Acht darauf.

Ging das Spiel gut, ſo war Keiner glücklicher als der gutmüthige Herr; er drückte dem, der ſich ſeinen Beifall erworben hatte, die Hand, und mancher verdiente Beamte, der Jahre lang um Verbeſſerung ſeiner Lage ſupplicirt hatte, konnte in ſolchen Augenblicken, ohne weitere Erinnerung, das Doppelte der begehrten Zulage erhalten; auch, Blaſius hat eine Dame aus Sauerau, die als Mädchen Solopartieen in dieſen Concerten ſang um eines einzigen ſchönen Trillers willen, wie er ſelber ſagte auf das

Freigebigſte ausgeſtattet, obgleich er damals ſchon in hohem Grade verſchuldet war. Die Dame führt noch jetzt den Namen: Frau von Triller.

War die erſte Abtheilung des Concerts vorbei, ſo öffneten zwei Kammerhuſaren die Flügelthür, die in den Garten führte. Der Graf faßte ſeine Gemahlin wieder beim Finger, und die ganze Geſellſchaft folgte ihnen paarweiſe nach in den Garten, indem jeder Herr eine Dame beim Mittelfinger ergriff. Auf dem Sauerbache, der den Garten durchfließt und an mehreren Stellen zu Teichen erweitert iſt, lagen dann, dicht vor Monplaiſir, mehrere Kähne oder Gondeln, wie ſie genannt wurden, zur Luſtfahrt bereit, die von Bedienten und Gärtnern, die als Gondeliere gekleidet waren, gerudert wurden. Die Geſellſchaft vertheilte ſich in die Gondeln; in der erſten führte der Graf, in den andern irgend ein anderer Herr das Steuer. Man fuhr zweimal um den Teich; worauf der Fürſt, bloß von ſeinem Cavalier begleitet, an einer handgroßen Inſel landete, wo er verſchiedene Waſſerkünſte in Bewegung ſetzte. Da waren allerlei ſchwarznaſige abſcheuliche Nymphen aus Sandſtein, die ſich plötzlich von Regen übergoſſen ſahen; und ein grün überwachſener Delphin, dem der Kopf abgebrochen war, ſchnaubte einen Waſſerſtrahl aus der Kehle, der weit umherſtäubte. Ein künſtliches Stück war ein auf dem Leibe liegender Knabe, der aus den aufgeblaſenen Wangen Waſſer ſpie. Der Kopf dieſes Knaben war beweglich, ſo daß dem Waſſer eine beliebige Richtung gegeben werden konnte — was der Graf jedesmal benutzte, um irgend eine Schöne in einem der Nachen etwas anzufeuchten. Noch mehr Bewunderung bei den Neulingen erregte ein Felſen aus Blech mit drei ſitzenden Tritonen, auf deren emporgereckten Fiſchſchwänzen ein kleines Schiff ſchwebte, das auf einen Druck plötzlich aus allen Maſten, Segelſtangen und Flaggen unzählige Waſſerſtrahlen ſpritzte.

Nachdem das letzte Stück producirt worden war, kehrte die Geſellſchaft wieder nach dem Gartenſaale zurück, und der zweite Theil des Concerts wurde executirt. Sodann

empfahl ſich der Fürſt, und ſtieg, nachdem er die Herzogin bis vor ihre Zimmer geleitet hatte, in den Wagen, um die ſogenannte Appetitspromenade vor Tiſch zu machen; wobei er die Gewohnheit hatte, über den Markt fahrend eine Piſtole abzufeuern, um, wie er ſagte, ſeinen Unterthanen ein Lebenszeichen von ſich zu geben und ihren Reſpekt zu mehren; die Herzogin aber empfing Beſuche und malte.

Literatur.

Bei Ignaz Jackowitz in Leipzig, iſt ein Buch von der Naſe, humoriſtiſche Abhandlungen für Jedermann und — jede Frau erſchienen, das manche intereſſante und leſenswerthe Stellen enthält.

Zur Verbreitung der Menſchenkenntniß, und um das Sprichwort: »das ſieht man ihm an der Naſe nicht an,« zu beſchämen, heben wir folgende passus hervor:

Aus einer langen feinen Naſe ſchließt man auf einen kühnen, das Wunderbare liebenden, jähzornigen, eitlen, wankelmüthigen, leichtgläubigen Menſchen. Eine ſehr ſpitze, zwiſchen langer und kurzer ſchwankende, etwas kolbige Naſe, zeigt einen empfindlichen, zankſüchtigen ſchwachen, hämiſchen, gefährlichen, drohenden und nachtragenden, dabei ausgezeichnet geizigen Menſchen an (die Larve des Fuctio in Plautus Topfe hatte dieſe Geſtalt.) Wer eine ſehr lange, mehr ſpitze, als gerundete Naſe beſitzt, iſt beredt, beleidigt leicht, iſt trügeriſch, neidiſch, habſüchtig und hinterliſtig. Von Adler- und Habichtnaſen hoher Standesperſonen, folgert man einen ſanften, nachgiebigen Character. Eine ſanft gebogene Adlernaſe verkündigt Geiſt und Verſtand; eine Naſe nach griechiſcher Form: Geiſt, Feinheit, Kenntniß, Geſchmack; eine lange ſpitzige Naſe: Scharfſinn, Geiſt, Liſt, Schlauheit; eine lange, vorn kolbige: Habſucht, Tücke, Falſchheit; eine lange gebogene, vorn ein wenig zugeſpitzt: Mordluſt, Verrath, Trug (eine dergl. hatte Fieschi); lang

gerade ausgehend, aus zwei kleinen Augen hervorſpringend, vorzüglich, wenn ſie mit Kupfer belegt iſt: Rohheit, Uebelwollen, Dünkel, muſikaliſches Talent, nachläſſiges, Andere nicht beachtendes Benehmen; eine in der Mitte eingedrückte Naſe: Stumpfſinn, Unwiſſenheit, ſtarken Geſchlechtstrieb, eine ſtumpfe Naſe: Kenntniß, Geiſt, Laune zur Satyre, Hang zum Spotte; eine aufgeſtülpte Naſe: Finanzier, Dichter; eine ſanft gebogene, mit angenehmen Zuge zum Munde hin: Heldenſinn, Verſtand, Klugheit, Wohlwollen; eine rückwärts gebogene, (n. resupinus): Moquerie, Gefallſucht, Herrſcherſinn, Indolenz, Hang zum Geſchlechtstriebe, Wildheit; eine herabhängende, gleichviel ob kolbig oder ſpitz: emſigen Gelehrten, Bücherwurm, Geſchichtsforſcher; eine mittle, etwas hinabgebogene: Geiſt, Forſcherſinn, Geſchmack; eine dicke, mit einer oder mehreren Warzen beſpickt: Corporalgeiſt, Feldwebeltalent; eine mittle, mit etwas ſtarken Rüſtern: Kühnheit, Muth, Umſicht; eine kurze, mit ſtarken Naſenflügeln: Starrſinn, Rechengenie, Kalligraphie; eine ſpitze, mit aufgezogenen Rüſtern und Naſenflügeln: Wuchertalent, Zahlenſinn; eine dergl. mit ſchwachen Naſenflügeln: Schüchternheit, Kriecherei, Verläumdungsſucht; eine dergl. ſtark oben erhöht, an der Wurzel eine Warze; Liebesbrunſt, Gaſtronomie, üppiges Leben; eine geradehin gehende einem Wegweiſer gleichende: Unbeholfenheit, Verachtung Anderer.

Das Studium der Naſeweisheit wird hiernach täglich wichtiger, und rathen wir beſonders unſern ſchönen Leſerinnen, recht genau die Naſen ihrer Verehrer zu prüfen, durch welche untrügliche Probe ſie vor einer unglücklichen Ehe bewahrt werden.

Der räthſelhafte Fremde oder der Scheintod. Novelle von David Ruſſa. Leipzig bei Ludwig Schreck. — Schon der Titel, zu dem diesmal

der Name des Verlegers paßt, verkündet Ungewöhnliches. Alles Schreckliche iſt in dieſem Roman zuſammengehäuft, der mit einem ſchönen Sommerabende auf dem Lande beginnt, damit aber endet, daß ein Scheintodter (ein Wahnſinniger) einen Scheinlebenden (die Erklärung der Gegenſätze iſt in der Novelle ſelbſt nachzuleſen), umfaßt und mit ſich in den See ſtürzt. Man zieht bald darauf zwei erſtarrte Leichen aus dem Waſſer. — Gift iſt übrigens in dem Buche, das eine ganz gute Diction hat und von vielen Leſern verſchlungen werden wird, nicht vorhanden.

Hors d'oeuvres.

Ueber das nunmehr wieder zu Bette gegangene Lager in Lüneburg erfahren wir folgende humoristica:

Das Andenken an dieſe Zeit wird ewig theuer bleiben. Ein Ei koſtete einen guten Groſchen, die erforderliche Milch zu einer Portion Kaffee, zwei, eine Taſſe Kaffee oder Thee, drei gute Groſchen. Ein durſtiger Kamerad, dem ein wohlgefüllter Theetopf zum beliebigen Gebrauch vorgeſetzt war, und der ſich daraus vier Taſſen eingeſchenkt, mußte einen halben Thaler zahlen. Das ſcheint doch etwas arg von den Lüneburgern, die bei baldiger Wiederholung des Lagers es erleben würden, was der franzöſiſche Präfect den Oldenburger Geeſtbewohnern vorlog, daß ihre Haiden in blühende Saatfelder verwandelt würden.

Champagner, der ſich nicht einmal für einen weitläuftigen Vetter der Wittwe Cliquot ausgeben konnte, koſtete die Flaſche 3 Thaler. Indeſſen verſchaffte viel Verzehren in dem gerechten Lager keinen beſondern Reſpect. Ein Civiliſt, wie ich glaube ein Cigarrenmacher von Natur, hatte 12 Flaſchen kommen laſſen und bezahlte damit viele brave Krieger, vor Allem aber ſich ſelbſt tractirt. Bei der letzten Neige der letzten Bouteille gerieth er in Streit mit einem Tambour, worauf ihn der Wirth, der

wohl die Feierſtunde des Geldbeutels, wie der Polizei vor Augen hatte, hinaus warf.

Die Speculation hatte ihre Phantaſie nach allen Seiten ausgebreitet. Ein Mann hatte auf ſeltene Weiſe für Kopf und Herz geſorgt. Er verkaufte Pfeifenköpfe mit den tief ergreifenden Inſchriften:

Vergiss nicht meiner
Beim Feldmanoeuver in Lüneburg.

Der Geliebten ich nie vergesse
Beim Feldmanoeuver in Lüneburg

Mein Liebchen ich gefunden
Beim Feldmanoeuver in Lüneburg.

Außerordentliche Umſtände verlangen außerordentliche Mittel. Da zuweilen Lichtſcheeren fehlten, ſchneuzte man mit Schaafſcheeren. —

Die Kanonade ſoll den Himmel veranlaßt haben, manche humoriſtiſche Mittheilung für ſich zu behalten; ja, der famoſe Zapfenſtreich von 1086 Spielleuten, ſoll ſogar die Wolken vertheilt haben.

Dies Letzte ſoll indeſſen nicht ungewöhnlich ſein, da wie Jemand bei Erzählung dieſes Vorfalls bemerkte, dies ſogar die Jever'ſche Schützengarde gethan haben ſoll. — —

Mit Ausnahme unſerer Muſici, welche auf der Rückreiſe zu 17 und zu 18 ihr Nachtquartier gefunden haben, ſind alle Oldenburger voll von der vortrefflichen und gaſtlichen Behandlung unſerer lieben Bremer Nachbarn. Man erzählt ſogar, daß ein Humoriſt 4 unſerer Leute mit Kutſcher und Bedienten zum Appell gefahren haben ſoll.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 44. Donnerstag, 2. November. 1843.

* * *

Malachias.

Wir haben Morgen den dritten November. Ich gäbe einen Tag meines Leben dafür, wenn er vorüber wäre. Malachias, dies iſt ſein harmoniſch klingender Name, iſt nach der Tradition der allerkleinſte, für mich aber auch der allermalitiöſeſte unter den Propheten. Iſt am dritten November der letzte Ziehungstag der Preußiſchen Lotterie, ſo weiß ich gewiß, daß meine Nummer auf des Rades tief unterſtem Grunde bleibt, arbeitet der Braunſchweiger oder Hamburger Waiſenjunge zum Wohl der ſpielenden Menſchheit, ſchwipps, ſteigt mein Nümmerchen in die Höhe, um ſchwapps, à tempo mit einer Niete das Licht des Tages zu erblicken.

In Geldſachen ſtehen die Collegen dem Herrn Malachias freilich wenig nach. Madam Fortuna hat meine Bruſt einmal mit ihren malitiöſeſten Decorationen, dem goldenen Nichts, und dem ſilbernen Wort ein Bischen verziert. Aber ich könnte meinen ſchönen Leſerinnen ſo furchtbare braune Geſchichten, die ich am 3. November in der

Mitternachtsſtunde erlebt, erzählen, daß ſich ihr goldenes oder ſchwarzes Haar ſträuben würde, wie nie bevor oder nachher, und die ich, falls ich die Ehre hätte, ihr Friſeur zu ſein, zu einem nie geſehenen kerzengraden Toupet bearbeiten könnte.

Da ich aber nicht weiß, wann dieſe Blätter in die Hände der Schönen fallen, und bei hellem Tage gar grauſige Geſchichten ihre Wirkungen wie Theaterdecorationen, ſelbſt aus dem Freiſchütz, verfehlen, ſo werde ich mich auf einige allgemein piquante Ereigniſſe am 3. November beziehen, und namentlich Ort und Datum angeben, da ich die Bosheit des Malachias kennen gelernt habe. Ich füge nur nochmals hinzu, daß ich nie ein unwahres Wort ſage, was, wenn ich nicht ohnehin ein Erzfeind der Lüge, auch von mir nur Luxus wäre, da Theodor von Kobbé mehr Abenteuer in der Welt paſſiren, als die tollſte Phantaſie und das thätigſte Nervenfieber zu erſinnen vermögen.

Wer mich kennt, weiß, daß Herr von Göler nicht erſt ſeine Kameraden gefragt haben würde, ob er ſich mit mir ſchießen dürfe. Ich fürchte auch weder Kirchhöfe, Beinhäuſer noch Todtenkammern; arme Leichen reich geweſener Menſchen ſind mir ſogar oft ein intereſſanter Anblick, und erneuern in mir das ſchon oft gethane Gelübde, nie geldſtolz zu werden, weshalb ich wohl für dieſen Fall mit dem lieben Gott um hundert Thaler wetten möchte. Ich fürchte weder verſumpfte Mucker noch flache Rationaliſten, weder den Teufel noch die vornehmen Leute, die beide nur für den exiſtiren, welcher daran glaubt, nur etwas den großen Bruderbund der Dummen, und verkrüppelte Eichen, dieſe abſcheulichen verfeiten Zwergmenſchen. — Aber ich habe entſchiedene Scheu vor dem Malachias, denn noch kein Jahr iſt hingegangen, ohne daß er mir die ärgſten Rübezahl-Streiche geſpielt hätte.

Vergebens habe ich es verſucht, ihn durch meine Novelle »der dritte November,« welche auch in die Humoriſt. Blätter aufgenommen, zu verſöhnen. Er wurde dadurch nur

noch ärger*) Ja ich kenne ihn, auch meine Umgebungen attakirt er. — Bot ich nicht meinem liebenswürdigen Nachbar, dem baumſtarken damals kerngeſunden Oberförſter v. H., grade heute vor einem Jahre 11 Uhr Abends, eine gute Nacht, indem ich ihm wünſchte, daß der morgende Tag ihm kein Unheil bringen möge? Ich war kaum etwa um halb ein Uhr, die Mitternachtsſtunde, die den Unglückstag einläutet, muß ich immer ſchlagen hören, entſchlummert, als ein lautes Klopfen meinen dünnen unruhigen Schlaf zerriß. Man begehrte meine Gegenwart, mein Nachbar lag an einer Unterleibsentzündung hoffnungslos darnieder. Es iſt mir noch unbegreiflich, daß er gerettet worden, da wir, wenn auch ſehr weitläuftig, verwandt ſind. Auch glaube ich, daß die unermüdeten Beſtrebungen ſeines treuen Arztes nur deshalb mit Erfolg gekrönt ſind, weil der weinende Sohn am Krankenbett des Vaters grade am 3. November geboren iſt, und der Schutzpatron aus dieſer Rückſicht die verſchlungenen Gedärme des Kranken wieder entwirrt hat. — Es war aber tragikomiſch anzuhören, wie der ſterbende früher ungläubige Nachbar, von Schmerz durchzuckt, mir mit Anerkennung zurief: — »Kobbe, der dritte November übt ſeine Macht.«

Als der Morgen gekommen war und ich ermattet von der ſchlafloſen Nacht in das Gericht mußte, holte ich mir meine Briefe von der Poſt. Ich fühlte es ſchon im Voraus, daß ſie Hiobsnachrichten enthielten, ich war aber Mann genug, den Giftbecher, den ich einmal immer am 3. November zu ſchlucken beſtimmt bin, nicht am vierten zu trinken. So etwas wirkt doch nach, wie, wenn man beim Medizinnehmen die Naſenflügel zuhält. Sobald die Hand davon iſt, wird der Geruch sub Anlage A nachgeliefert. —

Ich empfing drei Briefe, zwei von bekannten Händen, beide unerfreulichen Inhalts. Der dritte, mit fremden

*) Sollten übrigens wohl denkende und weiſe Männer in dieſer dritten Novemberſcheu einen Spleen erkennen, ſo fordere ich ſie auf, durch Bezeigung von Annehmlichkeiten aller Art am morgenden Tage, mich von meinem Aberglauben zu kuriren.

Schriftzügen, enthielt den entsetzlich traurigen Auftrag, meinem vieljährigen Freunde den Tod seines blühenden und liebenswürdigen Sohnes zu melden.

Doch genug von diesen Jammergeschichten, zu denen jedes vorhergehende Jahr Seitenstücke liefert, und die in eine Höhle des Unglücks zusammengepfercht, Eckel erregen und am Ende ihren humoristischen Character verlieren.

Wollte ich doch eigentlich nur erzählen, wann und auf welche Weise ich die Macht des Malachias zuerst kennen gelernt, oder, um mich strafgesetzbuchmäßig auszudrücken, erfahren habe, daß er ein Tag sei, zu dem man sich jeder Unthat versehen kann.

Am 2. November 1817 kehrte ich etwa um halb 12 Uhr von einem Studentencommersch, der in Neuenheim vor dem Heidelberger Neckarthore gehalten war, heim. Ich wohnte damals bei dem alten ehrwürdigen Ehepaar Seisen, das glücklich wie Baucis und Philemon, jetzt die Methusalem Carriere eingeschlagen hat. Seisen ist übrigens kein solcher Conservativer, wie sein Nachbar, der Buchbinder Alt, fast der Einzige, der seit meiner Studentenzeit nicht seinen ehrwürdigen Namen von der Wand genommen, um sein Haus mit einer neuen Etage zu bebürden.

Mich begleitete ein Freiherr v. Hompesch, dessen jugendlicher Feuergeist seiner Zeit in ganz Deutschland bekannt geworden ist, und der mich anlag, ihm eine Amulettgeschichte, die in meiner mütterlichen, der Gräflich Ranzau'schen Familie, passirt sein soll, zu erzählen.

Wir nahmen Platz im Sopha, zündeten drei Kerzen an, wie ich dies gerne am späten Abend thue, wenn von hohen und heimlichen Dingen die Rede ist, und ich begann:

»In der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts »saß eine Wittib, die Gräfin Margarethe Ranzau, gebornе von Walstorf, einsam im Kämmerlein auf dem »Schlosse zu Breitenburg. Ihre Mildthätigkeit hatte ihr »den Ruf eines höhern Wesens verschafft, sie selbst aber »beugte grade ihre Knie vor dem Höchsten, um dessen Schutz »für ihre beiden Söhne Heinrich und Daniel zu er-

»ſtehen, als es an der verſchloſſenen Thür raſchelte, ein Zwerg »durch das Schlüſſelloch ſchlüpfte, und die Gräfin bat, ihm »zu folgen, um ſeinem erkrankten Fürſten, oder wie ein an»derer Codex lautet, einer Wöchnerin von der durchlauch»tigſten Zwergfamilie, einen allopathiſchen Rath, denn Ho»möopathie und Waſſerkur waren damals noch eine terra »und aqua incognita, zu ertheilen. Die Botanik, einge»führt durch Heinrich Ranzau, war damals ein Stecken»pferd in der Familie, Margarethe ſehr kräuterkundig, ſie »nahm daher Pröbchen von allen ihren Herben mit, die ja »bei dem Habitus des zu kurirenden Patienten nicht viel »Raum verlangten, und folgte dann dem Herrn von Liliput »in Gottesnamen durch viele unterirdiſche Gänge*), bis ſie »an die Stelle kam, wo der Kranke lag. Nachdem ſie hier »ihre Mittel gereicht, oder wie Einige ſagen, gleich man»chem guten Arzte**) ſchon durch ihr bloßes Erſcheinen geheilt »hatte, trat ſie, von ihrem kleinen Reiſemarſchall begleitet, »ihre Rückreiſe an.«

»Der Patient hatte der Gräfin ein Packet mit den »Worten übergeben:

»So lange Ihr dieſe Dinge wahrt, wird das »Geſchlecht der Ranzau im höchſten Anſehen blühen. »Wehe Euch aber, wenn Ihr ſie verliert.«

»Als Margarethe auf ihr Zimmer zurückgekehrt war, »öffnete ſie ihr Convolut. Es enthielt drei Dinge; eine »Kapſel mit Pfennigen, eine Spindel und einen Degen »(nach einer andern Sage zwei Fiſche.) Alles ſchien übri»gens nur von Holz zu ſein.«

»Als ſie am andern Morgen, ich glaube es war am »3. November, erwachte, glitzerten aber die Zwergpräſente »ſehr feurig vor ihren Augen. Die drei Gaben waren in »eitel wunderbares Metall verwandelt. Margarethe legte

*) Dieſe Gänge exiſtiren noch, ſie ſind aber ſeit dem dreißigjährigen Kriege, in welchem der Commandant hier mit ſeiner heldenmüthigen Schaar ſeinen Tod gefunden hat, verſchüttet, bei welcher Gelegenheit auch die Zwerge erſtickt ſcheinen. —

**) Soll wol heißen Zahnarzt. A. d. S.

»dieſe Dinge zu den vielen wunderbaren Horoscopen und »andern Talismännern, welche letztere noch jetzt von »dem jetzigen geheimen Staatsminiſter und Grafen, Konrad »zu Ranzau, aufbewahrt werden.«

»Es iſt bekannt, daß ſpäter in der Ranzau'ſchen Fa»milie ein Brudermord paſſirt ſein ſoll, der den Kö»nig von Dänemark veranlaßte, wol jedenfalls gegen die »geſetzlichen Formen, den reichsunmittelbaren Grafen zu »arretiren, und wenn ich nicht irre 3 Herrſchaften, wor»unter auch Breitenburg, und 33 Edelgüter, einzuziehen. »Der Angeſchuldigte, damals noch ein junger Mann, erlebte »den Tag der Freiheit nicht, er ſtarb in einem hohen Alter, »nachdem er durch einen unglücklichen Sprung aus dem »Fenſter ſeines Kerkers, das Bein gebrochen hatte und ſo »ſeine Flucht vereitelt war.«

Man hat über dieſen angeblichen Brudermord viel geſtritten, namentlich hat dies auch mein älteſter Bruder, der Menſchenretter und Hiſtoriker, mit unſerm Vetter, dem Grafen Kuno Ranzau, gethan. Was mich betrifft, ſo ſpreche ich den Angeſchuldigten als Jury frei, da ich, nach meinem, freilich nur Ranzau'ſchen Kunkelblute, jeden meiner Vorfahren dieſer That für unfähig halte, und in Bezug auf ein Verbrechen von ihnen ſage, was ein Judenrabbiner ſeiner Gemeinde in einer Predigt über die zehn Gebote zurief:

»Du ſollſt nicht tödten, ſteht geſchrieben. Soweit »ich hier im Kreiſe umherblicke, meine Freunde, halte »ich keinen von Euch dazu fähig, dies Gebot zu »übertreten.«

Dem ſei indeſſen, wie ihm wolle. Dänemark kann beim beſten Willen das Gezogene nicht mehr mit den Früchten herausgeben und wenn es auch ſeinen dahin ſterbenden Sundzoll mit dazu verwenden wollte.

Uebrigens ſollen dieſe Worte keineswegs wie Verzicht klingen, vielmehr reſervire ich mir, falls mein edler Vetter mit ſeinen Plänen durchdringen ſollte, alle Anſprüche an eine brautſchatzmäßige Abfindung, Hochzeitskoſten u. dgl.,

Ich werde ſeiner Zeit adhäriren, und mich (mit Königen iſt nur ſchlecht proceſſiren), zum Creditrecht legitimiren. — Die Holſtein'ſchen Gerichte habe ich übrigens ſchon durch meine Ramkiana für mich gewonnen.

»Mein Großvater, lieber Hompeſch,« fuhr ich in meiner Erzählung fort, »erzählte mir in meiner Kindheit, die Amulette »ſeien ſämmtlich verſchwunden. Zuletzt habe der angebliche »Brudermörder nur noch die Münzen gehabt, welche ihm »von ſeinem Bedienten geſtohlen ſeien. Um ſeine betagte »Mutter, die ſehr viel auf die Talismänner gehalten, nicht »zu betrüben, habe derſelbe ſie nachbilden laſſen, und wür»den dieſe Blendlinge zu Breitenburg aufbewahrt.«

»Später ſah ich dieſe Münzen auf Breitenburg, welche »in eine geriffelte Kapſel, wenn ich nicht irre fünfzig an »der Zahl, ſo akkurat paſſen, daß jedes überzählige Infu»ſionsthierchen von ihnen gequetſcht werden müßte. Kapſel »und Münzen ſind von gleichem Metall, das dem Platina »ähnelt, und ſo rein, als ob ſie erſt geſtern gefertigt ſeien. »Die jettons haben übrigens die Inſchrift:

1571

»Anna Walstorp Herrn Johan Ranzo
»Szeligen Frouwe het Hinrich und Daniel
»heri Sons düsse Reckenspenge geven.«

»Kurze Zeit darauf mußte der Beſitzer von Breiten»burg eine Reiſe nach Kopenhagen machen. Als er gegen »Abend nach Odenſee kam, wurde er zu einem Kranken ent»boten, der ihn ſehnlichſt zu ſprechen wünſchte.«

Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als ein dumpfer Schuß in der Nähe des Hauſes fiel, eine Saite meiner Guitarre wie ſtark angeſchlagen erklang, die beiden Thüren meines Zimmers ſperrweit aufſprangen und die Thurmuhr zwölfe ſchlug.

(Der Schluß folgt.)

Hors d'oeuvres.

Sperren.

Zwei Sperren mögen wir nicht leiden,
Maul-Sperre und Thor-Sperre ſind die beiden:
Weil jenes offen, weil dieſes zuſteht,
Wäre das Ding nur umgedreht!

J. R.

An die Jungen und die Alten.

Volksbeglücker und Altflicker,
Werft ſie mir in Einen Topf,
Mit den alt und jungen Schmerzen
Laßt zur Aſche ſie vergehen,
Doch als Phönix neu erſtehen;
Mit geläutert reinem Herzen,
Mit durch's Ohr gebranntem Kopf.

Th. v. K.

Die Bremer Zeitung durch die künftige Weſerzeitung aus ihrem löſchpapiernen Schlafe aufgerüttelt, verſpricht in mehreren Nummern beſſeres Papier, größeres Format und Extrablätter. Zufällig findet ſich auf der letzten Seite immer eine Empfehlung von 7 Bänden des Glazbren'ſchen **Vergißmeinnicht** zu heruntergeſetzten Preiſen. Dies veranlaßte zu dem Impromtu:

»Wie poetiſch die Bremer Zeitung ſpricht:
Ruft vorne und hinten »**Vergißmeinnicht**.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod laetificat.

Sechster Jahrgang.

№ 45. Donnerstag, 9. November. 1843.

* * *

Malachias.

(Beschluß.)

Hompesch, der kühnste Mensch, den meine Augen je erblickten, der dem Roland, nicht blos dem Bremer, sondern selbst dem Ariosti'schen, auf die Partie Courage 46 bis 47 Point vorgegeben hätte, erbleichte bei dem Gehörten wie eine Jungfrau in Kriegsnöthen. Ich schickte mich als ein guter Humorist in das Unabänderliche, bat nur den lieben Gott, wenn in diesem Augenblicke unangenehme Dinge passirt sein sollten, diese vermöge seiner Allmacht zu rebressiren, nahm dann ein Protocoll über das Gesehene und Gehörte auf, welches mit einem poetischen Gebet des obigen Inhalts endete, und ließ es von Hompesch mit unterzeichnen. —

Sodann beendete ich meine Ranzau'sche Amulettengeschichte also:

»Der Kranke, zu welchem mein Onkel in Odensee gerufen worden, war ein Herr von Ranzau, der von einer »Seitenlinie des gräflichen Hauses stammte. Dieser eröffnete

»dem Grafen, daß die famose Geisterspindel sich seit einer »Reihe von Jahren in seiner Familie befinde, daß er solche »aber der gräflichen Bräuche, bei welcher sich die Pfennige »befänden, zurückstellen zu müssen glaube und ihm daher diese »Spindel legirt habe.«

»Wenige Monate nachher befand sich der Minister im »Besitz seines Legats. Und wunderbar! die Spindel ist ganz »von dem wunderbar glitzernden Metall*) wie die Pfennige, »als ob sie eben aus den Händen ihres Schöpfers hervor ge»gangen seien. Nicht der entfernte Versuch eines Rostfleckens »ist daran zu sehen.«

»Der Besitzer der beiden Amulette hat es jetzt bis »zum geheimen Staatsminister gebracht. Er besitzt freilich »auch einige andere Qualitäten, als die, blos ein Graf »Ranzau zu sein. Ueber die Eigenschaft des dritten Gei»sterpräsents ist man sich, wie gesagt, nicht einverstanden, »Einige wollen, es sei ein Degen, Andere zwei Fische. Den »Besitz der letzteren behauptet Niemand, den des Degens der »Graf Heinrich Ranzau von der Seeburg. Da aber das »Metall dieses Degens nicht mit den erwiesen ächten Gei»sterpräsenten quadrirt, so wird dieses als unächt verworfen. »Dagegen behaupten Andre, der Degen sei katholisch gewor»den, er befinde sich nämlich in einer französischen Kapelle, wo »ihn der Marschall von Frankreich, wenn ich nicht irre ein Jo»sias Ranzau niedergelegt habe.**) Für einen Ranzau »und namentlich einen muthmaßlichen künftigen Besitzer von »Breitenburg, dürfte die Possession des Degens von der

*) Es ist zu beklagen, daß dieses Metall meines Wissens noch nicht von Naturforschern untersucht ist, gemeine Goldschmiede kennen es gewiß nicht. — Vielleicht bleibt die Substanz den Augen der meisten Sterblichen unerklärlich, schade, daß der hochseelige Landgraf von Hessen, ein Mann, der in diesem Artikel viel that, nicht um seine Meinung gefragt ist.

**) Josias Ranzau stand in hohen Gnaden bei der Königin. Obgleich er nur einen Arm, ein Auge, ein Bein, und alle die Doubletten davon im Kriege verloren hatte, lobte sie doch von ihm, daß er nur ein ungetheiltes Herz besitze.

»größten Wichtigkeit ſein, da der Beſitz aller drei Amu»lette, jedenfalls der Familie wieder zur Reichsunmit»telbarkeit verhelfen muß.«

Unſer nächtliches Abenteuer courſirte gar bald in Heidelberg auf den Studentenzungen, welche bekanntlich die allerredſeligſten in der ganzen Welt ſind. Und ſo konnte es nicht fehlen, daß die alte Frau Seifen auch davon hörte. Sie coramirte mich deshalb, ließ ſich unſer Evenement von mir vortragen, horchte nickend zu, dann aber tröſtete ſie mich, nachdem ich geendet hatte, mit den Worten:

»Ach Herr Baron, des muß Sie halt nit beunruhige, »aber des iſcht wahr, als mei Bruder geſtorbe iſcht, da »iſcht deſſelbe hier im Hauſe paſſirt.«

Das war doch für ein warmes Bruderherz von 19 Jahren zu viel. Ich verlebte qualvolle Wochen, bis am Ende die begehrten Antworten von meinen Brüdern, die damals beide Officiere waren, aus Dänemark und Frankreich eintrafen. Ich hatte mich aber, Gott ſei Dank! verrechnet, ich erhielt von Beiden die beſten Nachrichten, und von dem zweiten ſogar das erfreulichſte Lebenszeichen von der Welt, das mir ungemein willkommen war, ſo niedrig auch Napoleon im Pluralis damals im Courſe ſtand.

Schon im folgenden Jahre meldete ſich der dritte November. Durch frazzenhafte Verkettungen des Schickſals in das bekannte Duell des Grafen M— verwickelt, verließ ich Heidelberg auf einige Zeit und reiſte nach Roſtock. Hier las ich im Journal de Francfort: Le jeune baron de Hompesch s'est noyé en baignant à Anvers le troisieme du Novembre. Da ich zu wiſſen glaubte, daß mein Hompeſch, außer ſeinem Vater, einem Engliſchen Generale, der einzige ſeines Stammes ſei, ſchlich ich betrübt auf mein Zimmer und ſaß dort bis am Abende, wo ich eine Flaſche Deidesheimer kommen ließ, meinen Ziegenhainer zum Schläger avancirte, und die letzten Tropfen verſchluckte, nachdem ich nicht ohne Thränenzoll mit der ohnehin zitternden Stimme, von der ein Univerſitätsfreund ſagte:

»Wenn Kobbe ſingt, das klingt ſchön, wenn er
»aufhört, noch beſſer,«

den bekannten Vers:

»Iſt einer unſ'rer Brüder dann geſchieden,
Vom blaſſen Tod gefordert ab,
Dann weinen wir und wünſchen Ruh und Frieden
In unſ'res Bruders kühles Grab,
Weinen und wünſchen Ruhe hinab
In unſ'res Bruders kühles Grab.«

geſungen hatte.

Doch waren meine Zähren umſonſt gefloſſen, meine Nänie ohne Grund erklungen. Hompeſch lebte noch und hatte am 3. November nur ſeinen einzigen Vetter verloren. Er hat auch die ſüße Gewohnheit des Daſeins noch nicht aufgegeben und ſoll in Oeſterreich reich und vornehm verheirathet ſein, ja, wenn ich nicht irre, den Fürſten Metternich Onkel nennen.

Sollten dieſe Blätter in ſeine Hände gerathen, wie ich faſt vermuthe, da ſie in Oeſterreich verboten ſind, die Elite ſie mithin lieſt, ſo will ich meinen academiſchen Freund hiermit beſtens gegrüßt haben.

Aber ſeit jenem Tage bringt mir der Malachias nichts als Unheil. Auch der letzte hat ſich, ſo malitiös wie es konnte, benommen.

Die ſingende Maus.

Es macht mir viel Vergnügen, Ihnen einen Bericht über ein muſikaliſches Phänomen zu erſtatten, was ich ſo eben geſehn und gehört habe. Ich werde ihn geben, ſo deutlich, als ich es vermag. Dies Wunder iſt — eine ſingende Maus. Möge die Ungläubigkeit nicht lächeln; ſingen thut ſie wirklich. Das kleine Geſchöpf iſt die gewöhnliche Hausmaus, männlichen Geſchlechts. Als ich ſie hörte, war ſie in vollem Geſange — ſie hatte alle Töne eines ausgewachſenen Canarienvogels. Die Nachahmung in den ausgehaltenen Paſſagen und Cadenzen dieſes Vogels, war vollkommen

Ich bin gewiß, daß keine Täuſchung verübt ward, denn durch Hülfe einer ſcharfen Brille, die ich zu dem Zwecke lieh, konnte ich deutlich das Zittern am Halſe bemerken und ich erſuchte den Eigenthümer, einen Augenblick aus dem Zimmer zu gehen, was er auch that, um mich zu überzeugen, daß ich durch Bauchrednerei nicht getäuſcht werde. Ich hielt mein Ohr dicht an ſie und das Singen war noch eben daſſelbe. Kein menſchliches Weſen konnte dieſe Piano-Paſſagen machen. Ein Umſtand ſetzt dies außer allen Zweifel. Bisweilen muß man nämlich eine beträchtliche Zeit warten, bis ſie anfängt zu pfeifen. Das war auch neulich im Palaſte der Fall, wohin ſie für den Prinzen von Wales und die Prinzeſſinnen gebracht war, damit man ſie höre. Nachher habe ſie aber, wie mir geſagt ward, für das Stillſchweigen hinlänglich entſchädigt, indem ſie ſo luſtig geſungen habe, als je zuvor. Man muß ſie aufmerkſam beobachten, dann merkt man ihre Varietät. Wenn es ganz ſtille iſt, ſo ſind ihre Töne recht deutlich und haben ganz das Beſondere der Töne eines Canarienvogels, wenn er ſich in Schlaf ſingt. Als ſie ſang, verſuchte ich, ob ein Ton auf ſie Einfluß habe, indem ich eine Stimmgabel auf dem Tiſch vibriren ließ. Dies, obgleich verſchiedentlich wiederholt, ſchreckte ſie weder vom Singen ab, noch ward ſie dadurch im Geringſten beunruhigt. Mich dünkt, ihr Ton iſt um eine Octav höher, als der eines Canarienvogels. Es iſt unbegreiflich, wie ſie zu dieſer Fähigkeit gelangte. Wenn ſie in ihrem Schlupfwinkel auch auf den Canarienvogel horchte, ſo iſt doch ihr Luftröhrenknopf (larynx) nicht zum Singen gebildet. Doch, ich muß die Sache Phyſiologen überlaſſen, und mich im Stillen wundern, dann und wann ausrufend: »wunderbar.!«

Ihre Geſchichte iſt intereſſant. Die Frau des Mannes, dem ſie gehört, (arme Leute, die jetzt aber auf der Heerſtraße zum Wohlſtande ſind) in Red. Crossquare, Cripplegate wohnend bei einem Schneider, konnte einſt in der Nacht, wie ſie glaubte, vor dem Singen ihres Canarienvogels nicht ſchlafen. Sie ſetzte den Käfig an einen

andern Platz, aber das Singen dauerte fort und kam nicht von der Seite her, wohin das »Männchen« gestellt war. Das beunruhigte sie und erregte ihre Neugierde die ganze Nacht hindurch. Dies Geräusch war schlüpfender Art — wie Hamlet's Geist — bald hier, bald dort. Sie glaubte aber, daß es von dem Wandgetäfel herkam und sie hatte recht. Es ward eine Falle aufgestellt und zwei Nächte später war die Syrene gefangen, die wahrscheinlich für diesen Ritter von der Gans ein goldnes Ei abgeben wird. Nun bin ich aber einer von jenen, die an eine Seelenwanderung glauben, und indem ich die Nachbarschaft, das Singen, den sonderbaren Vogel, von dem es herkommt, die Seltenheit — alles zusammen in Betrachtung ziehe, so denke ich, daß ich weiß, wer es ist. Es ist, ich will darauf schwören, John Milton. Er ist gekommen, die Strahlen des Mondes mal wieder zu besuchen, die Puseyiten und Repealers in Schock zu setzen und dem Pater Matthew das Gelübde der Mäßigkeit abzulegen.

Globe 1843. Aug. 30.

Hypochondristen und Aerzte.

(Eingesandt.)

Nicht selten haben wir Gelegenheit, uns darüber zu wundern, daß Menschen von ungewöhnlicher Geistesbildung ganz mittelmäßigen Aerzten, ja notorischen Charlatans, ihr unbedingtes Vertrauen schenken. »Freilich ist sonst nicht viel dahinter, allein seine Medizin verstehet der Doctor,« ist eine Phrase, die man von solchen Patienten häufig hört. Als ob man ein guter Arzt sein könnte, wie ein guter Schneider oder Schuster — und übrigens ein Narr! Als ob es irgend ein Fach gäbe, welches die Verwirrtheit mehr ausschließt, als die praktische Heilkunst! Bei genauer Untersuchung werden wir jedoch diese gebildeten Patienten als Hypochondristen erkennen. Die Hypochondrie aber umwölbt

den tüchtigſten Geſchäftsmann, den genialſten Künſtler und Gelehrten mit undurchdringlicher Bornirtheit, ſobald es ſeine kranke Perſon betrifft. Vor Allem will er gehört und unermüdlich wieder gehört ſein. Bien entendre c'est presque répondre — mit dieſem wohl applicirten Grundſatze Marmontel's frägt jeder Charlatan jeden Hypochondriſten. Wird einem ſolchen Patienten überdieß gelegentlich das Stethoſcop auf den Thorax geſetzt, wird ſein Urin mit Lakmuspapier und ſein Auswurf mit dem Mikroſcop unterſucht — was könnte ſeiner Ueberzeugung, er ſei in den beſten Händen, noch fehlen.

Sectionsbericht des Chirurgus N. N. in Grasfeld.

Actum auf der obern Mühle, als was ich, der Chirurgus, an dem ſelig erſoffenen Patienten für Sectiones gethan und was dabei gefunden worden.

Als der Müller und ſein Knecht den Erſoffenen, weil nichts anderes bei der Hand war, auf einen Tiſch ausgebreitet hatten, wurde bemerkt, NB. daß derſelbe entſetzlich roch und das immer ſtärker, je näher man ſtand. Da alſo keine Zeit zu verlieren war, ſo hielt ich demſelben einen Feuerbrand vor die Augen, es erfolgte aber keine contractio pupilli, ſonſt aber hatten die Haare noch immer ihre Reizbarkeit, wie bei geſunden Menſchen und liefen zuſammen, wenn ſie geſengt wurden. Da alſo noch Hoffnung war, dum spiro spero, ſo wurden die Kleider langſam abgelöſet. Ich legte Phyſicatoria auf die Fußſohlen und nun ging's an's Reiben, der Müller die Beine, ich die Bruſt und Arme und der Gänſejunge den Unterleib. Weil aber der Körper bereits eine Woche gelegen haben mochte und die Haut putrös war, ſo wurde der Selige nicht wieder in's Leben gebracht und eine Section deſſelben nicht für nöthig gehalten.

Hors d'oeuvres.

Es ist nicht zu läugnen, daß es für einen alten deutschen Krieger, besonders für die große Anzahl Derer, welche so zu sagen, es nur in Friedenszeiten wären, recht schmerzlich sein muß, wenn man in Hannover die rothe Uniform, das Symbol des Blutes und der Rache, abgeschafft sieht. Wer ruft da nicht tief gerührt aus mit König Ludewig:

Und der Hannoveraner ist zu denken,
Gesondert von dem rothen Rocke nicht,
Wie man sich in die Geschichte mag versenken,
Gefunden wird er immer treu der Pflicht.

Warnung und Aufforderung.

Demjenigen, welcher mir einen Kasten mit Zwiebeln am 3. November aus meinem Stalle gestohlen hat, diene zur Nachricht, daß solche keine eßbare, sondern Tulpenzwiebeln sind, und daß ich zur Auswechslung derselben, gegen Zwiebeln oder Schalotten, bereit bin.

Th. v. K.

Geräth man doch zuweilen auf die wunderliche Idee, als gäbe es einen Nicht-Verdienstorden, der viel Träger zählt. — Der Gedanke: Gott sei mir armen Sünder gnädig, verwandelt sich dann unwillkührlich — in die Bitt.

Die Pistolen in doppelter Beziehung scheinen im Course zu steigen. Ob Herr von Haber in beiden Fällen die Schuld hat?

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 46. Donnerstag, 16. November. 1843.

Briefe aus Lüneburg.

Sept. 29. 1813.

Du willst ein Bild vom Leben in Lüneburg und vom Lager; ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen, die Menge der Eindrücke macht jeden einzelnen dunkel und läßt nichts klar erfassen. Wenn man selbst im Wirbel mit herumkreist, ist man wahrlich nicht in der Fassung, ihn zu schildern. Sei vorläufig deshalb mit kleinen Fragmenten zufrieden. Wenn ich wieder zu Hause bin und mich erholt habe von den Strapazen des Feldzugs; dann thaue ich auf wie Münchhausens Horn; die besten, nun eingefrorenen Melodien, spielen sich dann hoffentlich von selbst ab.

Sonnabend spät kam ich in Lüneburg an, ein freundliches Zimmerchen nahm mich Müden gastlich auf. Die Leute bei denen ich einquartirt bin, geben sich, wie es auch alle Wirthe thaten, bei denen ich auf dem Marsche hierher einquartirt war, alle erdenkliche Mühe, mir das Leben so behaglich zu machen, wie es nur in ihren Kräften steht.

Aber trotz dem bin ich wenig zu Hause, denn es drängt und treibt mich hinaus in's bunte Gewühl; ich möchte ver-

zweifelt gern Alles sehen, Alles erfassen. Und was giebt's hier nicht, Alles zu schauen? Die Pracht und Herrlichkeit, die die Menge der hier anwesenden Potentaten entfaltet. Das Auge wird nicht müde, die glänzenden Carossen und die schönen Pferde, die wallenden Federbüsche und die schimmernden Helme zu sehen. Und nun erst gar die vielen verschiedenen Uniformen, denn fast aus allen Heeren Europa's finden sich hier Repräsentanten. Die lebhafteste Phantasie kann sich, glaube ich, keine Uniform mehr ausdenken, die nicht schon hier ihre Verwirklichung gefunden hätte. Aber ich freue mich doch nicht wenig, daß ich mich, wenn ich mich satt gesehn, in mein behaglich Stübchen zurückziehn kann. Die armen Teufel im Lager dauern mich herzlich, denn es ist wahrhaftig kein Spaß, bei diesem schrecklichen Wetter nur durch ein leinenes Obdach vom stürmischen Himmel getrennt zu sein. Im Lager da sieht's gar traurig aus. Kälte und Nässe sind die Dämonen, die dort keinen Frohsinn aufkommen lassen. Wenn man durch die langen Zeltreihen geht, sieht man nichts, als lange kalte Gesichter, die schattenartig stumm neben einander hinschleichen. Nirgends frische Munterkeit und lautes Leben! Auf allen Gesichtern stehn deutlich die Worte geschrieben, die mir ein Meklenburger Soldat zur Antwort gab, den ich fragte, weshalb er im Hospital sei: »ick hewv nich Lust, de Lüneborger åre Haide dahl to petten.« Und die unbehagliche Stille wird noch dadurch vergrößert, daß eine strenge Lagerpolizei Harfenspiel und Saitenklang aus allen Wirthszelten des Lagers verjagt hat, und daß die Lebensbedürfnisse, oder wenigstens doch die Dinge, die das Leben behaglich machen, so übermäßig theuer sind, daß der unbemittelte Soldat sie sich nicht verschaffen kann.

October 2.

Heute war ich Zeuge eines Feld-Manoeuvers. Die Witterung war günstig; mein Schwarzer gut bei Laune, denn wahrlich ist das eine nothwendige Bedingung, wenn

ich etwas mit Genuß ſehen ſoll. Geſtern beim Manoeuvre z. B. war er's nicht, ſondern machte bei jedem Schuſſe eine halbkreisförmige Bewegung um ſich ſelbſt; und da nun die Schüſſe bald von der rechten, bald von der linken Seite an ſein Ohr trafen, ſo war ich, ſo lange das Feuer dauerte, in einer beſtändigen gondelförmigen Bewegung; wie geſagt, heute war mein edler Rappe guten Humors und nicht ſo empfindlich, und ſo ritt ich denn munter zwiſchen den kriegführenden Partheien herum. Pulverdampf, der ſonſt das Umſichblicken ſo ſehr hindert, war gering, da ein friſcher Wind ihn ſchnell wieder fortwehte. Das Terrain des Schlachtfeldes war ſehr hügelig, und ſo hatte ich denn öfterer, wenn ich auf einer Anhöhe hielt, das prächtige Schauſpiel, die ganze Heeresmaſſe zu überblicken. Hier ſprengte ein Huſarenregiment im raſchen Trabe oder in Carriere zum Angriff heran, dort war die Artillerie aufgepflanzt, und ließ ihre mörderiſche Waffe ſpielen, hier glänzten die Gewehre von Bataillonen, die heranmarſchirten, zurückwichen oder im Sturmſchritte angriffen; hier plänkerten Tirailleure über die ganze Ebene ausgebreitet und eröffneten das Feuer; die reitende Artillerie jagte dröhnend vorüber; Adjutanten flogen hin und her, dazu die Hornſignale und das lauttönende, gedehnte Commando der Cavallerie, hier ſtürzte ein Pferd, und Roß und Reiter ſchienen verloren. Und mitten in dieſem Getümmel hielten die Fürſten und Generäle mit ihrem ungeheuern Gefolge und dem Heere zuſchauenden Officieren. Bei einer ſolchen Gelegenheit war's, wo ich alle hohen Herrn, da man ganz nahe an ſie heanreiten konnte, mit aller Ruhe von Angeſicht zu Angeſicht ſah. Im Hintergrunde lag glänzend das Lager ausgebreitet, da grade die Sonne hell auf die weißen Zelte ſchien. Schade iſt's, daß ein Laie wie ich, doch durch dies Kriegsſpiel kein rechtes Bild vom Kriege bekommt. Es kommt mir grade ſo vor, als wenn Einer, der vom Schachſpiel nichts verſteht, den Schachſpielenden zuſieht. Er ſieht ſie hin und her ziehn, und ſieht doch nicht, weshalb die bunten Züge ſo und nicht anders gemacht werden. So ging's auch

mir. Ich habe mit Vergnügen das Einzelne angesehn, doch einen Ueberblick über das Ganze nicht gewinnen können. Auffallend war mir die Erscheinung einer Marketenderin im Costume. Es war eine schlanke, dabei aber kräftige Gestalt, mit dunklem Teint und schwarzem Auge und Haar. Sie trug eine blaue Uniform mit rothem stehenden Kragen und Achselklappen, eine hohe Cravatte und eine blau und rothe Militairmütze, aus der reiche Haarflechten hervorsahen; dabei hatte sie einen weiten, faltigen blauen Unterrock, mit rothem Rande besetzt. Ein Tönnchen um die Schultern, einen Korb im Arme, folgte sie beständig der Colonne, gab hier und dorthin kräftige Antworten, und ihre Sachen hatte sie im Umsehn verkauft.

Ich war heute wieder im Lager; wie hat sich da die Scene geändert. Die Sonne hat Licht und Leben hineingebracht. Von der Anhöhe des linken Flügels (auf dem unsere Brigade liegt) herunter, macht sich jetzt bei günstiger Beleuchtung das Lager prächtig. Die unabsehbaren Zeltstraßen sind belebt; ein buntes Gewirr von Uniformen aller Art wimmelt herum; geschäftig, ameisenartig; die verschiedene Form der Zelte, das Flattern der buntfarbigen Fahnen und Fähnlein, erhöht den Reiz des Schauens. Das Lager ist in zwei Hälften getheilt, für die beiden Divisionen, jede Division ist von der andern durch eine große Lücke getrennt, die wegen des Terrains größer gemacht ist, als gut ist; da durch diese Lücke das freundschaftliche Zusammenkommen der beiden Divisionen erschwert ist; und so hat es sich denn auch gemacht, daß die verschiedenen Officiere und Soldaten der zweiten Division im innigsten, freundschaftlichen Verkehre mit einander stehn, und viel weniger mit denen der ersten Division in Berührung kommen. In der Lücke steht außer einer Menge von andern Zelten, das große Gesewitsche Zelt, daß 1000 Personen fassen kann und vor dem jeden Nachmittag zur Cafferzeit ein paar Musikchöre musiciren. An das Lager schließt sich ein weiterer Jahrmarkt an; die Zahl der Wirthszelte ist ungeheuer. In diesen letzten, wo es früher so still und stumm war,

tönt jetzt Saitenklang und Gesang, denn die Harfeniſtinnen haben ſich alle wieder eingefunden; der ſtrenge Lagercommandant hat nachgeben müſſen. Denn was iſt ein Lager ohne Sang und Klang? Die jüngern Officiere ſind froh und die ältern nicht ungehalten darüber, daß dieſe Zugvögel, die mal nicht zu verſcheuchen, wieder eingekehrt ſind. Und zu dem fröhlichen Zuſammenleben der Officiere der verſchiedenen Chore tragen dieſe wandernden Muſikanten gewiß viel bei, da ſie die Punkte bilden, um die ſich ein Kreis jüngerer Leute ſchnell gruppirt; und wo die jüngern Leute hingehn, da müſſen die ältern Herrn folgen; denn im Punkte des geſellſchaftlichen Lebens behält die Jugend immer Recht. — Allerliebſte Genrebilder bieten die verſchiedenen Gruppen, die man überblickt, wenn ſo ein Wirthszelt, wie bei gutem Wetter geſchieht, aufgeſchlagen iſt; Uniformen aller Art, Bauern, Städter, mit ihrem Damen, bunt durcheinander und in lauter Fröhlichkeit. — Leider iſt bis jetzt wegen des ſchlechten Wetters der Beſuch von Civilperſonen und namentlich von Damen, nicht zahlreich genug; der Beſuch wird wahrſcheinlich auf die letzten Tage des Lagerlebens verſchoben.

Trotz der ungünſtigen Witterung iſt die Zahl der Kranken bis jetzt verhältnißmäßig ſehr gering. Was wieder ein Beweis für den Satz iſt, den die Aerzte ſchon längſt ausgeſprochen haben, daß das ungeſunde Wetter (ich meine das unbehagliche) das allergeſundeſte iſt. Vier Leute ſind bis jetzt geſtorben; eine Zahl die doch, wenn man bedenkt, daß hier über 25000 Mann verſammelt ſind, wahrlich gering zu nennen iſt. Der erſte, der hier ſtarb, war ein Oldenburger; die Nachricht von dieſem Todesfalle erregte ungemeine Senſation, es war, als wenn an einem Badeorte ein Gaſt hingerafft wird; man ſteckte die Köpfe ängſtlich zuſammen, und wunderte ſich nicht wenig, zu hören, daß die Hospital-Direction, die mehrere Todesfälle als eine unausbleibliche Nothwendigkeit vorhergeſehn hatte, eine Zahl von Särgen vorher hatte anfertigen laſſen. Der Verſtorbene wurde höchſt feierlich beerdigt.

Interessant ist die Gelegenheit, die mir hier geboten ist, die verschiedenen plattdeutschen Dialecte mit einander zu vergleichen. Holsteiner, Meklenburger, Hanseaten, Oldenburger, reden ein Plattdeutsch, das sehr wenig von einander verschieden ist; sie alle conversiren miteinander und verstehn sich ganz gut und lachen sich nicht gegenseitig aus, obgleich doch auch in jedem der genannten Dialecte Wörter und Phrasen vorkommen, die den andern unverständlich sind. So klagte ein Oldenburger im Hospital: »ick heww unnäsel Kält in de Bost un gar nin Treck ton ätten.«*) Keiner von den vielen Anwesenden, weder Soldat, noch Arzt verstand ihn, und da der Kranke nicht so viel hochdeutsch verstand, diese Worte zu übersetzen, so kam der behandelnde Arzt in große Verlegenheit, aus der ihn erst der hinzugerufene Oldenburgische Arzt erlöste. Ganz verschieden von dem genannten Plattdeutsche ist das Kalenbergische im Osnabrück'schen, das man indeß hier wenig hört, da die Bewohner des Königsreich Hannover, Ostfriesland ausgenommen, fast sämmtlich sich leidlich hochdeutsch ausdrücken, und nur plattdeutsch reden, wenn sie unbemerkt unter sich sind. Am wenigsten hochdeutsch konnten die Holsteiner und Meklenburger Soldaten, sie blieben immer bei ihrem plattdeutsch, und versuchten gar nicht mal, hochdeutsch zu radebrechen, was doch unsere Oldenburger allemal thaten, wenn man sie hochdeutsch anredete. — Den angenehmsten Eindruck haben auf mich die Braunschweiger gemacht; alle Soldaten, die ich gesprochen, waren höflich, gewandt und dabei männlich kräftig, sie drückten sich frei und ungenirt hochdeutsch aus.

(Der Schluß folgt.)

---

*) Ich habe viel Schmerz in der Brust und gar keinen Appetit zum Essen.

Ein geträumtes Gedicht.

Einige Minuten nach der letzten Mitternacht, si somnia vera (wenn die Träume wahr sind) nach Horaz, erwachte ich aus einem tiefen Schlafe, in welchem ich nachstehendes Gedicht, als diesen Blättern einverleibt, gelesen hatte, welches mir beim Erwachen noch völlig erinnerlich war, dessen dritten Vers ich aber, trotz dreier in mein Schnupftuch geschlungener Knoten, nicht mehr zusammenzubringen vermag. Nur so viel weiß ich, daß das Wort »Franzosen« sich auf »Heimathlosen« reimte, und daß die Strophe den Sinn enthielt, daß, trotz aller Schmähungen der Deutschen gegen diese Nation, sie doch nicht durch das Brandmal der Heimathlosigkeit von 30000 Landsleuten geschändet sei. Ich gebe meine Traumverse den Lesern zum Besten, weil ich wenigstens, obgleich ich Tag und Nacht mich mit diesem Schandfleck meines Vaterlandes beschäftige, sie wachend nicht besser zu dichten vermag. Th. v. K.

Oldenburg, den 11. November 1843.

Die deutschen heimathlosen Kinder an ihre Rabenmutter.

Mutter, Quousque tandem abutere?

Wie Deine Großen doch mit Dir kosen,
Mütterchen! schmeicheln sie ferne und nah,
Wir, Deine kleinen, die Heimathlosen,
Kennen Dich besser, Du Rabenmama.

Kauf' Mutter Deutschland! uns Hemden und Hosen,
Daß sich Gott selber im Himmel nicht grämt,
Decke die Blöße des Heimathlosen,
Daß er sich Deiner und seiner nicht schämt.

Der Klügste oder der Dümmste.

Du fragst mich, wer der klügste sei
Von den Gebrüdern N.?
Das rath ich nicht in Ewigkeit,
Obgleich ich beide kenn'.
Wenn Du dagegen mich gefragt,
Wer wohl der Dümmste ist?
Dann würde Antwort Dir gesagt,
Doch bäte ich um Frist.

Hors d'oeuvres.

Muß noch immer lachen, wenn ich an den alten Hauptmann S. denke, der einmal im höchsten Zorne ausrief: »was mein Kamerad W. sich einbildet, der Katholik! Er behauptet, er sei mein bester Freund und ist doch nur mein drittbester.

Der Herzog von Nassau soll neulich in den Rhein gefallen, übrigens nur dadurch gerettet sein, daß er einige Rudera des bekannten hessischen Steindammes erreicht hab. »Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen u. s. w.«

Die Redaction der humor. Blätter verlangte neulich von einer Buchhandlung einen bestimmten Roman zur Beurtheilung, vorausgesetzt, daß kein Schmutz darin sei. Der Verlangzettel kam mit der naiven Bemerkung zurück: »Schmutz ist nicht darin, allein der Styl ist zu schlecht.«

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 47. Donnerstag, 23. November. 1843.

Briefe aus Lüneburg.

(Fortsetzung.)

Unsere Oldenburger fallen allgemein durch ihre Größe und Stärke auf, und wenn man sie mit den Soldaten anderer Contingente vergleicht, so erscheinen sie auch als wahre Hünen. Doch der Umstand, daß gerade unser Oldenburgisches Contingent, wenn auch gerade nicht viel Kranke, doch verhältnißmäßig viel schwere Kranke in's Hospital schickte, veranlaßte einen Arzt zu der Bemerkung, daß unsere Landsleute trotz ihrer Größe und anscheinenden Stärke, doch nicht eben allzukräftig wären, und daß unser Volk unseren weltberühmten großen Pferden darin ähnlich sei, daß diese, wie man allgemein sagt, ja auch sehr weichlich sein sollen, wenn sie aus ihren gewohnten Lebensverhältnissen herauskommen. Was unsere Pferde anbetrifft, so kann ich nichts darüber sagen, erwiederte ich; denn ich weiß nicht, ob dies Gerücht irgend gegründet ist. Unsere Soldaten haben allerdings verhältnißmäßig die meisten ernstlichen Kranke; aber was sind das für Krankheiten, woran sie leiden? heftige Lungenentzündungen! Die gerade sind der Beweis, daß unsere

Leute gut à l'anglais genährt sind, daß sie ein herbes Blut haben; das sind Krankheiten, die dem Boden unseres Landes Ehre machen. Denn unsere Landsleute sind mit geringen Ausnahmen daran gewöhnt, täglich Fleisch zu essen, und Alles was sie genießen, muß fett sein. So klagten mir gestern noch meine Landsleute, daß das Essen hier im Hospital so schlecht sei, was ich selbst wahrlich nicht finde; denn sagten sie: »ett is der gar nin Schmär in.« (Es ist gar kein Schmeer (Fett) darin.) »Ihr habt aber doch gute Fleischsuppe,« erwiederte ich.

»Ja Fleeschsopp,« antwortete Einer, »de is [illegible]. En langen Jux ist, wo son paar Fettogen [illegible] schwemmt, um de drögen Klütjen hündal to tarrgen.« (Eine dünne Brühe mit einigen Fettaugen, um die trocknen Klöße hinunter zu soppen.)

Die holsteinischen Truppen sind durch dänische Officiere geführt, die freilich mit Fremden mehr oder weniger gut deutsch sprechen, unter sich aber nur dänisch. Das Commando in der Armee, die Fahnen sind dänisch. Der Landgraf von Hessen, der die zweite Division commandirt, steht als königlich dänischer General in der officiellen Fremdenliste aufgeführt.

Häufig giebt an unsrem Tische, an dem viele dänische Officiere speisen, der jetzt in Dänemark herrschende Sprachenstreit Gelegenheit zur Discussion. Die dänischen Officiere vertheidigten lebhaft, aber ungemein höflich und freundlich, da meine dänischen Tischgenossen ausgezeichnet feine, liebenswürdige Leute sind, das Bestreben ihrer Parthei und sprachen einstimmig die Ansicht aus, daß die Dänen nichts thun, als nothgedrungen die Eingriffe der Deutschthümler abwehren, die es sich einfallen lassen, eine Sprache unterdrücken zu wollen, die fast die beste Literatur in der Welt besitzt.

Gestern steh' ich mit mehreren Freunden vor dem Thore, das nach dem Lager führt, als eine große Figur in reicher Uniform an uns herantritt. »Do you go to the camp?« redete er mich an. Als er keine Antwort erhielt, wieder-

holte er die Frage: »Allez-vous au camp, Mr.?« fragte er dann, als ich ſeine zweite engliſche Anrede unbeantwortet gelaſſen hatte. Auch da ſchwieg ich noch, denn ich ärgerte mich, daß ein Engländer, der nach Deutſchland kam, um den Manoeuvres beizuwohnen, mich nicht deutſch anredete, oder wenigſtens nicht mal den Verſuch machte, ſondern ſchlank weg den erſten beſten Deutſchen auf der Straße in ſeiner Mutterſprache begrüßte, gleich als ob er mitten in London wäre. Er mochte wohl merken, was in mir vorging, denn er neigte ſich und ſagte dann höflich und leiſe engliſch: »Entſchuldigen Sie, mein Herr, daß ich Sie engliſch anredete, ich verſtehe wirklich kein Wort deutſch.«

»Ach, das iſt etwas Anderes,« erwiederte ich, engliſch weiterbrechend; »es würde mir ſehr angenehm ſein, wenn ich Gelegenheit haben könnte, Ihnen zu dienen.«

Und ich verſchaffte ihm, da er zum Lager wollte, ſofort einen Wagen. Wir trafen uns ſpäter noch oft wieder und wir blieben im freundſchaftlichſten Verhältniß.

Lüneburg, den 8. Octbr.

Ich wollte, Du wärſt vor einigen Abenden bei mir geweſen, als ich vom alten Rathhauſe herunter den großen Zapfenſtreich, der zur Feier der Ankunft des Königs von Preußen geſchlagen wurde, anſah. Faſt 1100 Leute waren auf dem großen Marktplatze verſammelt, blos um Muſik zu machen, der ganze Platz war durch eine ungeheure Menge von hohen Wachsfackeln und Pechkränzen tagheil erleuchtet, und die uralten Gebäude, die den Marktplatz umgeben, nahmen ſich prächtig aus. In der Mitte des Kreiſes war die Bühne des General-Muſikdirectors; vor jedem Muſikchore die Muſikdirecteren und Tambour-Majors, die ſich nach dem erſten richteten. Im Kreiſe eine Legion eleganter Officiere, um herum große Volksmaſſen. — Lange wurde auf den Anfang gewartet, da trat der König von Preußen ans Fenſter — mit einem Schlage ſtand der Marktplatz in Roſenlichte und die Muſik begann ihr Gott save the

king zu brausen. Als das brennbare, erlosch das rothe Licht und ein blendend weißes folgte statt dessen. 8—10 Stücke wurden dann noch gespielt, von denen das sogenannte Meklenburger Volkslied und die Retraite der Jäger den meisten Anklang fanden. Nach Beendigung des Concerts marschirte jedes Musikchor einzeln vom Platze weg, und eröffnete auf diese Weise eine Art von Wettstreit; die Oldenburger Musik fand vor den Ohren der Kenner Gnade. Größern Eindruck als die eigentliche Musik machte auf mich das Spiel der Tambours. Sie fingen zuerst an ganz piano zu wirbeln, allmählig schwoll der Ton an, bis dann zuletzt ein gewaltiges, erschütterndes Brausen die Seele wunderbar ergriff.

Heute war nun die große Schützenparade. Eine ungeheure Masse von Menschen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen waren dahin geströmt. Hamburg hatte seine Bewohner zu Tausenden gesendet. Leider goß der Regen in Strömen, und es war ein kaltes, nasses Vergnügen!

Octbr. 9.

Jetzt, nun ich Lüneburg verlassen muß, beschleicht mich eine Art von Wehmuth. Ich habe in der alten Stadt frohe Stunden verlebt; das Unbehagliche, Unangenehme, das natürlich nicht ausblieb, ist vergessen und nur die heitern Begegnisse treten lichthell vor die Seele. Ich werde nun wieder einem Treiben entrissen, das so ganz und gar von meiner sonst gewohnten Lebensweise verschieden ist, um wieder zurückzukehren zur Ruhe des Philisteriums. Ich sehe die alten Gesichter nun bald wieder, statt daß ich mich herumtrieb unter lauter fremden Gestalten, die alle im Umgange ihre Sonntagsseite nach Außen kehrten. Denn grade das, was ich am meisten fürchtete, daß hier in Lüneburg ein steifer Umgangston herrschen, daß man kalt und förmlich an einander vorbeigehn würde — denn wir haben mal das Vorurtheil, daß die Hannoveraner förmlich sind — ist gar nicht eingetroffen. Ein freundliches Entgegenkommen fand auf allen Seiten statt, und so wurde es jedem

leicht, der Luſt und Sinn dafür hatte, eine Menge intereſſanter Leute kennen zu lernen.

Heute iſt nun ſchon der größte Theil der Truppen abmarſchirt und es fängt an ſehr öde zu werden. Ungefähr hundert Mann können nicht mit in ihre Heimath; ſie müſſen im Hospitale zurückbleiben. Wir Oldenburger laſſen 5 Mann zurück, doch ſind ſie nicht ſehr krank, ſo daß ſie wahrſcheinlich bald wieder zu den Ihrigen zurückkehren werden. Während der Concentrirung des Armeecorps ſind im Ganzen 579 Mann im Hospital geweſen (44 Oldenburger) und die höchſte Zahl, die gleichzeitig in demſelben war, iſt 328, alſo viel weniger, als man erwartet, da faſt 600 Betten bereit waren. 7 Mann ſind im Ganzen geſtorben. Der arme Schelm, der holſteiniſche Artilleriſt, dem der Oberarm abgenommen werden mußte, weil ihm durch das unerwartete Losgehn eines Schuſſes die Hand weggeriſſen, und die Knochen des Vorderarms zerſchmettert waren, giebt gerechte Hoffnung, daß er die Verletzung überleben wird. Es iſt ihm auch zu gönnen, daß er leben bleibt, denn durch die Mildthätigkeit der anweſenden höchſten und hohen Herrn, iſt ihm ein nettes Sümmchen zuſammengebracht, was hinreichen wird, ihm eine leidliche Exiſtenz zu ſichern. Der Mann kann auf ſeinen abgeſchoſſenen Arm heirathen, bemerkte einer ſeiner Landsleute. Außer dem beſprochenen Unglücksfall iſt keine irgend bedeutende Verletzung während der ganzen Zeit vorgekommen.

Eine wunderbare Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache iſt doch, die mir gerade jetzt einfällt, daß man ſagt: »die Frau hat drei Männer gehabt,« und dann wieder: »ſie hat drei Mann Einquartirung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Charakter-Züge und hiſtoriſche Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. von (dem Biſchofe) Eylert. Magdeburg in der Heinrichhofen'ſchen Buchhandlung. Erſter Theil. Zweite aufs Neue durchgeſehene Auflage.

Ueber das vorliegende Buch ſind bereits ſo viele günſtige Urtheile abgegeben, daß wir nur, ſo zu ſagen, in den Chorus einſtimmen können. Dies geſchieht aber auch insbeſondere zu dem Zweck, weshalb alle unſere Anzeigen geliefert werden, um das Buch unſern Leſezirkeln dringend anzuempfehlen. Die Pietät und der ſichtliche Kampf des Verfaſſers, nicht zum Panegyriker des verſtorbenen Königs zu werden, gewähren ein beſonderes Intereſſe. Möge der zweite Theil bald folgen. —

Der Buchhändler an den Poetaſter.

Du ſpanneſt den Bogen, Dir ſei's nicht verholen,
Der Kampf iſt zu ungleich mit meinen Piſtolen.

Beförderung.

Ein Gentlemann ritt auf ein Wirthshaus zu und fragte: »Wer iſt der Herr dieſes Hauſes?« »Ich bin's, mein Herr,« erwiederte der Hausherr, »meine Frau iſt ſeit drei Wochen todt.«

Globe, Sept. 15.

Hors d'oeuvres.

Auf eine drollige Weiſe hat in Berliner Blättern ein bei ſeinem Examen verunglückter Mediciner, deſſen Examinatoren die bekannten Aerzte: Eck, Kothe, Dieffenbach und Wolff waren, ſein Unglück beſchrieben.

Der Letztere fand nämlich folgendes Epigramm auf ſeinem Katheder:

Kommſt Du glücklich um die Ecken,
Bleibſt Du doch im Kothe ſtecken,
Kommſt Du durch den Dieffenbach,
Frißt Dich doch der Wolff hernach.

Unſere nachbarlichen Bremer haben ſeit länger denn zehn Jahren Schiffe nach China geſchickt. Der Capitain eines ſolchen hatte ſich bei den Hong-Kaufleuten ſo beliebt gemacht, daß dieſe ſich vornahmen, ihn mit einem Geſchenk zu erfreuen. Sie wählten dazu eine ſilberne Kiſte mit Kaiſerthee. — Allein ſie waren jetzt um eine Inſchrift, um ein Emblem verlegen, und wandten ſich deshalb an den Europäer-Kundigſten in ihrer Mitte. — »Den Europäern,« verſetzte dieſer (und hatte gewiß in Bezug auf die Deutſchen Recht), »geht nichts über ein Wappen. Jeder ſucht ein ſolches geltend zu machen, ohne Zweifel wird der Capitain auch ein ſolches haben, und man daſſelbe in ſeinem Schiffe finden können.« Ein Chineſe, welcher noch an dem Tage den Schiffer an Bord beſuchen ſollte, erhielt nun die geheime Miſſion, nach deſſen Wappen zu forſchen. Vergebens ſchnüffelte er aber wie ein Demagogenriecher in der Cajüte und im ganzen Schiffsraume umher, endlich aber fand er das Geſuchte. Es war das Wappen, welches ein Bremer Hutmacher als Etiquette in den Hut des Capitains geklebt hatte. Schlau löſte der Lu—lu—lo—lo das Papier vom Filz, und brachte es hocherfreut den Landsleuten, welche das Wappen und die Buchſtaben getreu auf

dem Silber nachahmten, und endlich ihr Geschenk überreichten. Auf dem Deckel las man die Worte:

Heinrich Ahrens, Hutfabrikant in Bremen.

Als in einer Abendgesellschaft viel von den Vorahnungen eines nahen Todes, und zuletzt von der Witterung der Hunde bei einigen Arten von Krankheiten, des nahen Hinscheidens von Kranken gesprochen worden war, rief ein junger Lieutenant in vollem Ernste aus: »Siehst Du nun wohl, Bruder, das war es auch, weshalb mein Pudel gestern so viel unter dem Dachfenster des Husaren heulte, der sich heut erschossen hat.

Vaterland.

Seltsamer Kunstsinn. Als jüngst Frau von Z. befragt wurde, warum ihr Gemahl nicht im Conzert sei, antwortete sie: »mein Mann selbst ist sehr musikalisch und macht sich also natürlich nichts aus fremden musikalischen Aufführungen.

Ein berühmter Clavierspieler trug in einem Conzert eine freie Phantasie vor. Nachdem er geendigt hatte, fragte Jemand seinen Nachbar, wie die Phantasie ihm gefallen habe? »Recht gut,« antwortete der Nachbar, »nur Schade, daß sie nicht von den übrigen Instrumenten begleitet wurde.«

Vaterland.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 48. Donnerstag, 30. November. 1843.

Briefe aus Lüneburg.

(Fortsetzung.)

»Nun, wo will das hinaus? Da wird er nun wieder sein Steckenpferd reiten,« denkst Du, »und allerlei trockene sprachliche Bemerkungen machen, und dann adieu Lüneburg für immer!«

Sei ruhig, liebe Seele! Ich will nur diese eine Bemerkung hinwerfen. — Mir arrivirt es oft, daß ich, wenn ich so irgend einen Satz ausspreche, da ich es mit meinen Worten eben nicht genau nehme, sie nicht lange, ehe ich sie ausspreche, im Munde herumdrehe, oder ehe ich sie niederschreibe, die Feder zerkaue, daß ich den Leutchen ansehe, daß sie in sich denken: »das ist doch mal ein confuser Mensch!« Und das kommt denn nur daher, daß ich vergessen hatte, die Ideenverbindung, die mich grade auf den eben ausgesprochenen Satz brachte, umständlich mitzutheilen. Damit Du nun nicht in ähnlichen Ausruf ausbrichst, will ich Dir erzählen, wie und wo ich Gelegenheit hatte, den angeführten Unterschied zwischen Männern und Mann recht auffallend zu bemerken.

Da ich weder General, noch Prinz, noch ſonſt etwas dergleichen bin, ſo war ich in Lüneburg nicht in einer der Hauptſtraßen einquartirt, ſondern da,

Wo die letzten Häuſer ſtehn,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,

und eh' drei Tage vergingen, ſtand ich mit allen Nachbarn im heiterſten Grußverhältniß; und noch ein paar Tage weiter, da war Keiner in der ganzen Straße mehr zu finden, mit dem ich nicht ſchon einige freundliche Worte gewechſelt hatte, einen hypochondriſchen Sattler abgerechnet, den ich, da er immer ausſah, als wollte er die ganze Welt zum Mittagsbrod verſpeiſen und darauf ſich ſelbſt zum Deſſert, nicht anreden mochte. Als ich nun geſtern Morgen zur Hausthür hinaustrete, treffe ich gerade auf eine meiner nächſten Nachbarinnen; es war eine Frau in den beſten Jahren, in tiefe Trauer gehüllt.

»Ach!« ſagte ſie zu mir, »es thut mir doch recht leid, »daß Sie und alles Militair nun fortgehn. Ich habe meine »Lebtage nicht viel damit verkehrt, und da habe ich mir »denn gar nicht gedacht, daß ſo viele brave Leute darunter »wären. — Ich ſage Ihnen, mein lieber Herr Nachbar, »ich habe drei Männer gehabt, aber unter dieſen ganzen »(die Frau war im Kalenbergiſchen geboren) Männern war »nicht ein einziger, der ſo'n ordentlicher Menſch war, als »meine drei Mann Einquartirung.«

»War denn nicht auch, liebe Frau Nachbarin,« ſagte ein dicker Uhrmacher, der zu uns herangetreten war, »unter der Einquartierung ein Schuſtergeſelle?«

»Ja wohl,« erwiederte die Frau ruhig, »der lange »Menſch mit den ſchwarzen Haaren.«

»J, ſieh' mal!« ſagte der Uhrmacher, »wenn Gott denn »bermharzig iſt, ſo haben wir ja bald eine Hochzeit!«

»Das weiß ich, mein lieber Herr Nachbar, und Sie »müſſen's rathen,« erwiederte ſie, drehte ſich raſch um, und ließ uns lachend ſtehen.

Sieh', da muß ich noch eine Sprachbemerkung machen. Die Lüneburger haben wie die Hamburger die merkwürdige

Eigenheit im Dialect, daß ſie das kurze a vor r wie å ausſpre-
chen, und umgekehrt das e vor r wie a (Mark, Garten, Arzt —
wie Märk, Gärten, Aerzt, und markwürdig ſtatt merkwür-
dig; und ſelbſt denen, die ſo halbwegs zu den Gebildeten
gehören, kann man noch dieſe Verwechſelung der Laute an-
hören. Dieſe Eigenheit hat wohl ihren Grund darin, —
doch was ſoll das Zeug auch alles hierher, Du willſt ja
nur von Lüneburg hören!

Ich habe recht bedauert, daß Du nicht geſtern Mittag
bei mir warſt, Dein gutes oldenburg-patriotiſches Herz,
hätte vor Freuden lebhaft geklopft, wenn Du mit mir ge-
hört hätteſt, wie ein alter Stabsofficier die Oldenburger
Soldaten lobte. »Das ſind ganze Kerls,« bemerkte er,
»und wenn man einen von ihnen einzeln ſieht, da ſieht er
»nicht aus, wie ein Eſel in der Löwenhaut, wie ein Bauer-
»burſch, dem man den bunten Rock nur ſo bei Wege lang
»übergehängt hat; nein, Gott bewahre, ſo'n Kerl hat einen
»militairiſchen Anſtand; jeder Zoll ein Soldat!«

»Ja,« entgegnete einer der Anweſenden, »das finde
»ich auch, die Leute ſind tüchtig einexercirt und haben eine
»militairiſche Dreſſur, die nicht beſſer ſein kann. So fragte
»ich geſtern einen Oldenburgiſchen Soldaten: Wie haſt Du
»geſchlafen? — Zu Befehl! — Befindeſt Du Dich beſſer?
»— Zu Befehl! — Willſt Du mehr zu eſſen haben? —
»Zu Befehl! — Kommſt Du mit Deiner halben Portion
»aus? — Zu Befehl! — Immer und immer die Antwort:
»Zu Befehl!«

»Das war brav militairiſch!« fiel der alte Oberſt ein,
»der Soldat muß, wenn er dienſtlich gefragt wird, ganz
»kurz antworten, was drüber iſt, iſt vom Uebel.«

»Sie haben Recht, Herr Oberſt,« erwiederte der Er-
zähler; »aber ich erlaube mir zu bemerken, daß die kurze
»Antwort doch immer nur ſo taliter qualiter paßte; ich
»erfuhr doch nicht, was er eigentlich wollte. Da trat
»einer meiner anweſenden Freunde hinzu, und redete
»den Soldaten plattdeutſch an; ſiehe da, das Band der
»Zunge war gelöſt! Der vorher einſylbige Mann erzählte

»unaufgefordert seine ganze Geschichte, und es bedurfte nur »einiger plattdeutscher Worte von Seiten meines Freundes, »um den Redefluß, wenn er stocken wollte, wieder in den »Gang zu bringen. Sein Gesicht wurde immer lebhafter, »je mehr er sprach; die Hände, die früher stetig flach an »den Oberschenkeln gehalten wurden, fingen an, durch Ge»sticulationen Theil an der Unterhaltung zu nehmen; statt »der früheren stramm militairischen Miene, überzog sein Ge»sicht ein heiteres Lächeln; ich bedauerte sehr, nicht genug »plattdeutsch zu verstehn, um der Unterhaltung folgen zu »können.«

(Der Schluß folgt.)

Stoßseufzer über die Heimatlosen.

Der Senator Hudtwalker in Hamburg, der sich mit besonderer Vorliebe zum Ritter der Prügelstrafe aufwirft*), äußert sich in Bezug auf die Vaganten folgendermaßen: »Diese schlaffe und dabei tückische Klasse, kennt ihre schwache (?!) Seite selbst am besten, sie nennt den Stock oder die Karbatsche »die Regierung,« und man würde also recht eigentlich das Regiment aus den Händen geben, wollte man sie für prügelfrei erklären. Der Himmel bewahre alle Beamten davor (!), wenigstens so lange noch der Krieg Aller gegen Alle über das Heimatsrecht unter den — deutschen Regierungen fortdauert.« — O!, über das unvernünftige Loos dieser armen Heimatlosen, die täglich in Deutschland durch feindliche Verordnungen der einzelnen Staaten untereinander künstlich geschaffen werden. Man nimmt Euch nicht blos die Rechte des Bürgers, sondern auch die des Menschen; Ihr (so wird von Euern ruhig gebetteten Vätern behauptet) sollt nicht nur, Ihr müßt geprügelt werden! Aber ist denn gar kein Trost für Euch

*) Archiv d. krim. R. N. F. 1843. S. 103 u. f.

verhanden? Ja doch, wir brauchen Eure Beſtimmung nur etwas idealer aufzufaſſen, denn wißt, Ihr genießt, wie Keiner ſonſt, die ausgezeichnete Ehre, ganz Deutſchland anzugehören. Nicht das große Vaterland nämlich iſt es, das Euch verſtößt, im Gegentheil es iſt ja darin einig-thätig, ſo einig wie faſt in keinem andern Punkte, Euch als ſeine Söhne in die Welt zu ſetzen; Euch ſoll nur, nehmt es dankbar an, die Empfindung der Zerſplitterung gründlich erſpart bleiben, bei Prügelſtrafe. Ja, ja, das große Vaterland weiß wohl, wo Eure und ſeine »ſchwache Seite« iſt, denn wie könnte Deutſchland einig werden, wenn es nur Preußen, Heſſen, Baiern u. ſ. w. und keine Deutſche geben ſollte? Daher wird Eure Vermehrung im Großen es wohl zu Etwas bringen; es liegt vielleicht in dieſer Vermehrung, verbunden mit Eurer Prügelfähigkeit (hinter beiden geſpenſtiſch: Pauperismus und Geſetzloſigkeit) eine tiefe Weisheit verborgen, wohl auch nämlich die Weisheit einſtiger weiterer Nothwendigkeit, die ſich denn aber, ſo Gott will, in anderer Art und wie ein friedenſtiftender Engel offenbaren wird. Noch ſchlummert derſelbe, vielleicht aber träumt er ſchon von Eurem harten Märtyrerthume; möge der ewige Richter dieſe Träume lenken.

Es iſt vorhin geſagt worden, daß in Deutſchland die Heimatloſigkeit künſtlich hervorgerufen werde. Hiebei fällt mir eine Geſchichte ein. Vor etwa zwanzig Jahren kam einſt ein halb dem Wahnſinn verfallener Kalkulator, dem der Umſtand, daß die Türken noch immer in Europa hauſten, ſchwer auf dem Herzen lag, höchſt erfreut zu mir, ein Buch in der Hand tragend. Er erklärte mir ſofort, daß er ſo eben die Türken aus Europa hinausgerechnet habe. Ich war begreiflich über dies Wunder ſehr erſtaunt, mußte aber bei näherer Nachfrage zugeben, daß Alles mit natürlichen Dingen zugehe. Mein Kalkulator bewies mir nämlich aus dem mitgebrachten Buche, es war ein geografiſches Werk, daß die darin zu Anfang angegebene Geſammtbevölkerung Europa's ſo und ſo viele Millionen betrage, dann aber er die bei den einzelnen Ländern aufgeführten

rungszahlen zusammen, und siehe da — für die Türken blieb keine Seele mehr übrig. Es war richtig, die Türken waren verschwunden. Aber leider hörten die Zeitungen nicht auf, von Greuelthaten zu berichten, die gerade damals die Türken gegen die Griechen verübten. Der Feldzug auf dem Papier hatte nichts geholfen. Was aber bei den Türken nicht hilft, das hilft vielleicht schon bei unsern Heimatlosen, sie können in der That, wenigstens zum großen Theile, eben so künstlich aus Deutschland wieder hinausgerechnet werden, als sie künstlich hineingerechnet worden sind. Denn sind sie nicht das reine Produkt der Multiplikation der verschiedenen Heimathgesetze? Man nehme also nur diesen künstlichen, vom Papier getragenen Boden, wieder weg, man gebe den Theilen nicht Werthe, die über die Gesammtheit hinausreichen, d. h. es vereinige sich der deutsche Bund, übereinstimmend mit seinen Gliedern, über ein einiges Heimatgesetz, und die Heimatlosen verschwinden wirklich, wenn auch freilich die Nachwehen ihre traurigen moralischen Verwilderung noch lange fühlbar bleiben werden. Dagegen hilft das Auskunftsmittel mit dem Stocke, das Wegprügeln, vielleicht besser bei den Türken, aber bei den Heimatlosen hilft es nicht, sie kommen immer wieder, sie bleiben, ja umgekehrt, eben dies Stockregiment treibt vielmehr wucherliche Saaten.

E. D. v. B.

Literatur.

Bilder und Sagen aus der Schweiz, von Jeremias Gotthelf. 3 Bändchen. Solothurn, Verlag von Jent und Gaßmann. 1843. In allen diesen Erzählungen, weht ein so reiner Geist, daß man sie auch als Jugendschriften empfehlen kann. Vor allen Dingen hat uns das gelbe Vögelein und das arme Margarithli gefallen. Möchten alle unsere Canarienvögel, wie jene gelben Brüder in der Sage, die Besitzer zur Winterszeit an

die Noth ihrer vor Kälte erſtarrenden Mitmenſchen erinnern. Wir empfehlen dieſe Schriften allen Leihbibliotheken angelegentlichſt.

Aufforderung.

Die gegenwärtige Anzeige bezweckt die Wiedervereinigung eines getrennten Paars, zweier einſt verbundener Hände; die Zuſammenführung zweier Hälften, die einzeln ohne allen Nutzen ſind. Ich habe nämlich, gewiß, leider! zum hundertſten Male, neulich einen neuen, ſchwarzen ſeidenen Handſchuh, von der rechten Hand, verloren, um deſſen Rückgabe ich den ehrlichen Finder bitte, wogegen der unehrliche auf Verlangen, den von der linken Hand, welcher mir ohne den andern doch unnütz iſt, — ohne Widerrede von mir abholen kann. Denn der jetzige Zuſtand, wo der linke Handſchuh nicht weiß, was der rechte thut, iſt mir unerträglich.

Th. v. K.

Hors d'oeuvres.

Der Zopf iſt bei den Chineſen, was bei uns der Kopf iſt. Man ſagt von einem Chineſen: »Er iſt ein guter Zopf!« Und wenn ein chineſiſcher Soldat in einer fernen Garniſon ſtirbt, ſo ſchickt man den Verwandten ſeinen Zopf heim. Dieſer wird ſodann feierlich begraben, und mit einer Grabſchrift verſehen, wie: Er war ein barmherziger Zopf; ſein Wandel war der eines wahren Zopfes; dieſer Zopf fiel in der Blüthe ſeines Lebens, u. ſ. w »Lachen Sie doch Marinelli!« — »»Den Zopf ſind wir zwar los, die Zöpfe ſind geblieben.««

Dampfboot.

Ich war auf der letzten Poſtſtation eingeſchlafen und fragte beim Erwachen einen Reiſegefährten: »Wie weit ſind wir ſchon gefahren?« »Wir ſind ſchon zwei gute Meilen von hier,« war die Antwort.

Vaterland.

Impromptu,

geſprochen am Stiftungstage der Oldenburgiſchen Liedertafel,

November 18. 1843.

von Th. v. K.

Ich ſehe dort oben drei Kränze,
Ja, drei'e ſind's oder vier,
Aufführen verſchlungene Tänze,
Als ob ſie Caſorti regier'.

Zuweilen, — erſchallen die Lieder,
Da ſenken ſie ſich auf der Bahn,
Die Myrthen, ſie ſchweben hernieder,
Als wollten ſie Häupter umfah'n

Wer dieſe Köpfchen nun waren,
Hab' ich zu erkennen geglaubt,
Doch könnt Ihr die Fragen nur ſparen,
Discret iſt dies alternde Haupt.

Doch preiſe ich Jeden, der heute
Sich hier ein Liebchen erſingt,
»Es leben die erſten drei Bräute,
Die 44 uns bringt!«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 49. Donnerstag, 7. December. 1843.

Zuruf
dem Jubelpaare
Herrn geheimen Hofrath Ritter Wiencken
und
dessen Gemahlin, geb. Kelp,
am goldnen Hochzeitstage,
December 3, 1843.

Selten wird das Gold gefunden,
Seltner ist ein Jubilar,
Gar ein goldnes Ehepaar;
Doch Eins, welches alle Stunden,
So wie Ihr in Lieb' verbunden,
Freud' und Schmerzen treu getheilt,
Hat auf Erden nie geweilt.

Theodor von Kobbe.

Briefe aus Lüneburg.

(Schluß.)

»Hab' ich nun nicht Recht, Lieutenant v. X.?« rief der alte Herr triumphirend seinem Tischnachbar zu, der dieselbe Uniform, wie der alte Herr, trug, und wahrscheinlich sein Adjutant war. »Habe ich nun nicht Recht, wenn »ich die Unteroffiziere, die mit den Leuten Plattdeutsch spre»chen, vom Fleck weg in Arrest schicke? Geht nicht alle »Subordination zum Teufel, wenn so'n Kerl schwatzen darf, »wie ihm der Schnabel gewachsen?« —

Lüneburg trägt ganz das Gepräge einer alten Stadt, deren Blüthezeiten längst verschwunden sind. Häuser, nach neuem Styl erbaut, sieht man sehr wenige, fast alle sind alt, und haben viele Geschlechter der Menschen entstehn und vergehn sehn. In den größern Häusern ist mit Aufopferung des Comforts nur dafür gesorgt, daß Raum für Waaren gewonnen ist; so sind die Zimmer verhältnißmäßig klein und niedrig, die Hausflur und die vielen Böden übereinander nehmen dagegen einen ungewöhnlich großen Raum ein, ähnlich wie noch in den alten Häusern der Hansestädte, in denen sie aber, Lübeck abgerechnet, anfangen selten zu werden, da der größere Kaufmann Wohnhaus und Packhaus nicht gern mehr unter einem Dache vereinigt hat. Tritt man nun in ein solches Haus, so macht die große, öde Hausflur, der alle Waaren fehlen, einen trüben Eindruck; man fühlt sich unheimlich, und namentlich Abends, wenn nur ein mattes Lämpchen ein Dämmerlicht über diesen großen Raum verbreitet, der nicht mehr paßt für die Menschen der Gegenwart. Keine Stadt Deutschlands eignet sich wohl besser zur Aufnahme so vieler Fremden, wie hier jetzt zusammenströmten, als gerade Lüneburg; da die Stadt viel zu groß geworden ist für die geringe Zahl von Einwohnern. Wie wird's da öde und leer werden auf den Gassen, wenn erst der Kriegslärm wieder schweigt.

Als ich in Lüneburg einzog, war es ein ſchöner, warmer Abend; es fing ſo eben an zu dunkeln; vor den Häuſern ſtanden die Bewohner mit ihren Pfeifen, die Frauen und Mädchen mit ihrem Strickzeug, und ſchauten neugierig, freundlich die heranſtrömenden Gäſte an; die alten Häuſer, über deren Fenſter und Thüren unzählige Bogen, runde und zugeſpitzte, waren möglichſt aufgeputzt, und alles ſah heiter aus. »Nun,« dachte ich, »da wirſt du es ſchon »vierzehn Tage aushalten!« Freundlich, aus meiner Kateſche heraus, hierhin und dorthin grüßend, fiel mir ein Schild über der Hausthür in die Augen: Müller, Schloſſermeiſter, ſtand darauf. »Sieh, guten Abend, Herr Müller,« rief ich dem dicken, freundlichen altem Manne zu, der mit vielem Anſtande in der Hausthür ſein Pfeifchen rauchte, und lehnte mich dabei aus dem Wagen heraus und nickte ganz bekannt. Während ich nun langſam durch die Straßen fuhr, wiederholte ich dieſe Procedur jedesmal, wo ich unter einem Schilde über der Hausthür Leute ſtehn ſah. Da hätteſt Du nun mal ſehn ſollen, wie die Angeredeten die Hälſe reckten, ſich die Augen wiſchten, die Brillengläſer eiligſt abputzten, um den alten Bekannten zu erkennen, deſſen Geſichtszüge ſie doch in der Eile nicht recht hinzubringen wußten; einzelne liefen eine Strecke mit dem Wagen, immer hinaufglotzend; und ein Herr redete mich an, während der Wagen im Gedränge auf der Straße ſtockte, mit den Worten: »Sie kennen mich?« — »Nein,« erwiederte ich, »nicht im Entfernteſten!« — »Aber Sie begrüßten mich ja ſo freundlich bei meinem Namen?« — Ich gab ihm des Räthſels Löſung. Er lachte laut auf; wir wurden nun gute Bekannte. Da ich wildfremd in Lüneburg war, und keine Seele kannte, die mir Auskunft hätte geben können, wo ich für die Nacht mein Haupt niederlegen ſollte, ſo war der alte Herr gleich bereit, mir ſeinen gewandten Sohn mitzugeben. »Können Sie dieſen Abend,« ſagte er zum Abſchiede zu mir und drückte mir die Hand, »Ihr Quartier nicht mehr finden, ſo kommen »Sie mit Heinrich zurück; ich habe mein Haus freilich voll,

»für Sie findet sich aber noch ein Plätzchen.« Am niedlichsten sah es aus, wenn ich jungen Mädchen zurief: »Guten Abend, Fräulein Müller! Guten Abend, Fräulein Schönbein!« und ich ihnen dann auch hie und da, wo es mir zur Scene zu passen schien, ein vertrautes Kußhändchen hinwarf. Einige blickten laut lachend oder lächelnd neugierig in den Wagen, und sahen ihm noch mit langen Blicken nach; andre machten den Versuch, ein ernstes Gesicht zu machen, traten einen Schritt zurück, als wollten sie sich in's Haus begeben; thaten's aber nicht, sondern gukten verstohlen auf, um den muthwilligen Freund zu erkennen.

»Nein, was zu toll ist, ist zu toll,« sagte mein alter Reisegefährte, und dabei drückte er sich in die Wagenecke, und lachte, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen. Um diese abzutrocknen, zog er sein Taschentuch heraus, und mit demselben einen versiegelten Brief, der auf den Boden des Wagens rollte. Ich hob denselben auf, und las unwillkührlich die Adresse. »Wie,« rief ich, »einen versiegelten Brief an Ihre Frau Gemahlin führen »Sie bei Sich in der Tasche mit herum?«

»Ja!« erwiederte der heitre Alte, »das hängt so zu»sammen. Meine Frau ist meinetwegen, weil ich schon so »alt bin, und doch noch jugendlich unbesonnen, in beständ»diger Sorge, und verlangt, daß ich ihr alle Paar Tage »Nachricht gebe von meinem Befinden. Da es nun sehr »unbequem ist, unterwegs zu schreiben, so schreibe ich gleich »zu Hause vor meiner Abreise einige Briefe, stecke sie bei »mir, und wenn ich denn irgendwo ankomme, gebe ich »einen auf die Post, der meine glückliche Ankunft an dem »Ort berichtet. — Aber bitte, sagen Sie es Niemanden, »damit es meine Frau nicht erfährt!« —

Literatur.

Helgoland und die Helgolander. Memorabilien des alten Helgolander Schiffcapitains Hans Frank Heikens, herausgegeben von Adolf Stahr, Oldenburg 1844, Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. — Ueber Helgoland iſt viel geſchrieben, und faſt eben ſo viel gefabelt. Wir finden in dieſem von einem Helgolander geſchriebenen Buche eine treue, ungeſchminkte Auffaſſung der Lebensweiſe, Abenteuer und Schickſale ſeiner Landsleute, deren Fehler, trotz aller Vorliebe für die Heimatgenoſſen, er nicht verſchweigt. Der Verfaſſer beſitzt ein ſchönes poetiſches Gemüth, das ſich mit einer ſehr ſcharfen, verſtändigen Beobachtungsgabe auf eine bewundrungswürdige Weiſe vereint. Der Verleger thäte wohl, ſein Buch auf der Inſel debitiren zu laſſen, die ſchwerlich ein Badegaſt verlaſſen wird, ohne dies ächte, wahrhaftige Andenken an die verquirlende zauberiſche Inſel mitzunehmen.

Hors d'oeuvres.

In den franzöſiſchen Blättern ſteht der Galembourg, daß die Begleiter des Königs Otto bei ihrer Ankunft in Griechenland Hellas! bei ihrer Abreiſe Helas! gerufen hätten. — Das haben die ehrlichen Baiern, die nie Franzöſiſch lernen, nun wol nicht gethan, wol aber damals »Philhellenen«, und jetzt Fi — Hellenen! geruſen.

Der Großfürſt Michael beſuchte in Begleitung vieler mit Orden geſchmückter Hofherrn die Sternwarte in Pe-

tersburg. Der Astronom Struve empfing den hohen Gast, benahm sich aber dabei sehr verlegen. Ein Hofherr äußerte gegen den Großfürsten seine Verwunderung darüber. — Kein Wunder — entgegnete der Großfürst — den Professor Struve überrascht es, so viele Sterne am unrechten Platze zu sehen.

Aus dem Freimüthigen.

Eugen Sue sagt in seinen interessanten Mystères de Paris über die Todesstrafen, das barbarischste Ueberbleibsel alttestamentarischer Roheit. »Betrachtet man die Wirkung der Todesstrafe auf die Verurtheilten selbst, so findet man,

daß sie derselben mit kecker Roheit trotzen, oder sie halbtodt über sich ergehen lassen, oder ihren Kopf mit tiefer und aufrichtiger Reue darbieten.

Die Todesstrafe ist also unzureichend für die, welche ihr trotzen,

nutzlos für die, welche geistig schon todt sind,

übertrieben für die, welche aufrichtige Reue fühlen.«

Wir haben schon früher bemerkt, daß die philosophische Ansicht, die Strafe diene zur Versöhnung mit dem beleidigten allgemeinen Willen — auf Todesstrafen keine Anwendung finden kann, da die Philosophie nur Papiere auf Zeit, nicht aber auf Ewigkeit ausgiebt, — sie mithin diese Versöhnung nicht garantiren kann.

An Schelling.

Folg' Deiner Mission, laß von der Unnatur,
Ein Paulus wirst Du nie, bleib' Du ein Saulus nur.

Bei einem Feſte am Rhein, wo viele hohe Perſonen gegenwärtig waren, ſoll ein Gaſt einem Präſidenten, der ihn aufgefordert einen Toaſt auf die Einheit Deutſchlands auszubringen, geantwortet haben. »Da werde ich mich ſchön hüten, für dieſen Toaſt habe ich ſieben Jahre in Weſel geſeſſen.

Das Säugethier.

Es war um die Zeit der Schweinewurſt,
Und dieſe befördert bekanntlich den Durſt,
Da ſammelten wir uns allzumal
In unſerm kleinen Clubblocal,
Und man berieth ſich um die Wette,
Wer wohl die beſten Schweine hätte?

Geſtritten ward und disputirt,
Und hab' ich mich nicht ſehr geirrt,
So kam man darin überein,
Schmackhaft ſei's amerikan'ſche Schwein.

Bei dieſem pro et contra
Saß ſchweigend auch ein Jude da;
Doch, als man ihn zu reden bat,
Sprach er: »ick kenne nix von dat,
»Schwien is en Schwien, ich draf ſe nich,
»Wahrhaftig, dat verdrütt mi nich
»Man, wat ick woll is eten wull,
»Un har ick ok den Magen vull
»Dat wer en dicken Schmortaal, man
»Dar draf en Jud nich rüken an.«

Darauf ein hochgelehrter Mann
Sich nahm des armen Juden an,
Und ſprach: »nach deinem Talmud, Jud',
»Der Aal dir keinen Schaden thut.«

»Der Talmud ſagt; »»Fiſch ohne Schuppen
»Sollſt du nicht eſſen, ſo wie Suppen
»Von Fleiſch mit Butter, oder Fett
»Von Schweinen, oder Schweinemett;«
Doch iſt der Aal ein Säugethier,
So wie die Kuh, das ſag' ich dir.

»Die Kuh ſoll ſein ein Säugethier?«
Rief aus der Jud', und trank ſchnell Bier,
Um ſeine Hitze abzukühlen,
Und ſeinen Aerger weg zu ſpühlen,
»Gott's Wunder, mein lieber Herr Doctor! Sie
»Belieben zu ſcherzen, doch glaube ich's nie,
»Man ſollt's auch wohl glauben, wenn Sie's ſagen hier,
»Der Ochſe ſei gleichfalls ein Säugethier.«

»Das iſt er auch wirklich,« ſprach nun der Magiſter,
Und es ſtimmte ihm bei des Ortes Küſter,
»Der Ochſe und jedes vierfüßige Vieh
»Ein Säugethier iſt, und gleichfalls auch Sie.«

Das wurde dem Juden nun doch gar zu quaſtig,
Er ergriff ſchnell das Bierglas, und trank daraus haſtig,
Der Gedanke wollte gar nicht recht bei ihm reifen,
Und konnt er ihn faſſen nicht, und nicht begreifen,
Daß er ſelbſt zum Säugethier ſei umgeſchaffen,
Gleich Dromedaren und Tigern und Affen.

Er faßte ſich wieder, und ſagte: »en Kalf
»Dat en viertel Jahr olt is, oder en half,
»Dat noch ſugt an de Koh, und en Sogkalf noch het,
»Dat nenn' ick en Säugethier; wet't ſe nu Beſcheed.«

Carl Sängersdorf.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 50. Donnerstag, 14. December. 1843.

Sauerauer Zustände.

Von K. A. Mayer.

Sechstes Kapitel.

Ich konnte es mir nicht versagen, den oben erwähnten Sonntagsclubb zu besuchen, und Freund Renner, der, wie gesagt, nur einmal im Jahre, nämlich bei Gelegenheit des Stiftungsfestes, dahin geht, war so gütig mich zu begleiten. »Da Du so viele Theilnahme für die Sauerauer Zustände zeigst, sagte er mir, mußt Du freilich auch diesen Kelch leeren. Du findest dort die Notabilitäten unseres Städtchens, von denen bis jetzt nur einige einzeln an Dir vorübergegangen sind, wie auf einer Musterkarte zusammen geklebt, und erst, wann Du den Eindruck dieser Gesammtheit empfangen, kannst Du sagen: Edles Sauerau, ich kenne Dich!«

Wir gingen selbander (da »Wartelchen« einen heißen Kopf vom Zahnen hatte, blieb die Doktorin zurück) um Sieben nach Maul's Gasthof zum goldnen Drachen. In der That schien es mir, als durchkröchen wir die engen

Schlünde und Windungen eines Drachenbauchs, als wir das ſchmale, krumme, feuchte, räucherige, übelriechende, dunkelgähnende Labyrinth der Hausflur beſchritten, um uns nach dem Tanzboden oder, wie die Sauerauer ſagen, nach dem »Ballſale« zu begeben. Unterwegs zeigte mir Renner eine Leiter oder Hühnerſteige, auf der die Muſici, ihre Inſtrumente vorauf reichend, in Lebensgefahr zu ihrer Bühne emporkletterten.

Eine Art Kronleuchter — Renner ſagte mir wenigſtens, daß es ein Kronleuchter oder, wie er ſich vornehm ausdrückte, »ein Lüſtre« ſei, mit ſechs ſchiefſtehenden, langputzigen, melancholiſchen, einen warmen Regen herabſendenden Taglichtern, nebſt ein Paar Wandlichtern von gleicher Tugend, verbreiteten ein myſtiſches clair-obscur, deſſen maleriſche Wirkung die kunſtgebildeten ſauerauer Damen ohne Zweifel abſichtlich hervorrufen. Eine Bretterwand ſchied das Tanzlokal von der Weinſtube, aus der eine Gewitterwolke von Tabacksqualm durch die weitgeöffnete Flügelthür ſchwer herein zog. Und als ob es damit noch nicht genug wäre, hatten ſich einige alte Herren als Vorpoſten des Gewitters um die Thür bis dicht vor die Tanzenden aufgepflanzt, und ließen aus ihren langen irdenen Pfeifen kleine Wolken der großen vorausſchweben.

»Es iſt gut, ſagte mir der Bürgermeiſter Rasmuz, dem ich darüber meine Verwunderung ausdrückte, daß die Mädels bei Zeiten angeraucht und eingedämpft werden, damit, wenn ſie ſpäter heirathen, keine ihres Mannes Pfeife ſcheel anſehe, wie dies mir von meiner Frau widerfahre.«

Der Damenflor Sauerau's ſaß, der Tänzer gewärtig, auf rohen Bänken die Wand entlang. Ueber eine, die gerade unter einer ſchwitzenden Kerze ſaß (ein anderer Platz war, wenigſtens für den Augenblick, nicht zu haben) hielt ein galanter Herr in hartgelben hirſchledernen Handſchuhen einen alten Regenſchirm ausgeſpannt. Die vier obenan ſtehenden Stühle waren für die Elite der weiblichen Geſellſchaft beſtimmt: der erſte für die Bürgermeiſterin Bombardine Rasmuz, genannt Bülbül; der zweite für die Paſto-

rin, deren Bekanntſchaft der Leſer noch nicht gemacht hat; der dritte für die Doktorin Renner, die aber ſelten von ihrem Vorrechte Gebrauch macht, und der vierte für eine der transſcendentalen Damen. »Transſcendentale« oder »Uebergangsdamen« nannte Renner, der nicht ermüdete, mir über Alles Aufſchluß zu geben, diejenigen Damen, welche, ob ſie gleich eher zur zweiten Kaſte, als zur Elite gehörten, doch nach den Ehren der Elite zu ſtreben einige Berechtigung hatten. Es gehörten unter dieſe Rubrik eine Kaufmanns-, reſpective Krämersfrau, deren Namen ich vergeſſen, ferner die Schulmeiſterin Cartarius, die Chirurgin Sturzenbach, die Gaſtwirthin Maul und eine alte Tante des Apothekers Wimmer, die faſt noch magerer war als er. Für ſie alle war nur der eine Stuhl beſtimmt, und wer, zuerſt anlangend, ihn einnahm, oder ihn im Verlaufe des Abends einer Aufgeſtandenen wegſchnappte, ward ſo lange als zur Elite zählend betrachtet. Was die beiden erſten Plätze angeht, ſo muß ich noch bemerken, daß ſeit Jahren zwiſchen Bombardine und der Paſtorin eine Rangſtreitigkeit Statt fand, indem Letztere niemals ganz auf den erſten Stuhl verzichtete, ihn vielmehr etwa alle Vierteljahr einmal einnahm, um nicht ganz des Rechts verluſtig zu gehen. Bombardine erkannte freilich dieſen Anſpruch nicht an, ſondern ſtand und ging lieber den ganzen Abend im Saal umher, was ihr bei ihrer Dicke ſchon oft ſauer genug geworden ſein mag. Ein heftiger Briefwechſel zwiſchen dem Bürgermeiſter und dem Paſtor, der ſich bei jedem vorkommenden Falle erneuerte, hatte noch immer nicht dieſen bittern Etiquettenſtreit geſchlichtet.

Als Renner mit mir eintrat, ging ein lauter Jubelauf über die ſeltene Erſcheinung des geliebten Mannes durch den Saal; Herren, Frauen und Mädchen, von denen viele dem geſchickten Arzte perſönlich verpflichtet waren, kamen ihm entgegen, und es war des Knickſens, Händeſchüttelns und Grüßens kein Ende — was noch durch meine feierliche Präſentation vermehrt wurde.

Die ſauerauer Mädchen ſind ein derber, rothwangiger,

kräftig hübscher Menschenschlag, von etwas lauter Stimme und noch lauterem herzlichem Gelächter, mit starken fleißigen Händen und mit Füßen, die nicht spanisch, sondern eben sauerauisch sind — woran freilich auch der Schuster Schuld haben mag; es sind gute fröhliche Mädchen, die jede Artigkeit hoch anfnehmen, und bei denen der kleinste Scherz als köstlicher Humor angerechnet wird. Das hatte ich Gelegenheit selber zu erfahren. Ein nur irgend passabler Fremder, besonders wenn er einen Rock oder Bart von ausländischem Schnitte trägt, macht hier schon als solcher Furore. Geht er über die Straße, so läuft man am Fenster zusammen, und die Mädchen und Frauen, die ihm gegenüber wohnen, veranstalten um seinetwillen Kafferwisiten.*) Er ist auf einige Wochen der Löwe von Sauerau.

Die Tänze, die auf den saueraurn Bällen üblich, sind Walzer, Hopser und Quadrille; der Galopp ist noch nicht in dies einsame Thal gedrungen. Für den Hopser scheinen die Saueraner das meiste Talent zu besitzen; er wurde, wenn nicht graziös, doch flink und in heller Lust getanzt. Ein Paar, wo sich sowohl Herr als Dame auffallend rückwärts bogen, so daß sie wie zwei an einander gelehnte Krummsäbel aussahen; ein anderes, wo der Herr, statt der Dame gegenüber, an ihrer Seite tanzte und dabei hartnäckig auf ihren rechten Fuß trat, und dergleichen Unregelmäßigkeiten mehr, das sind Dinge, die man eben so gut auf andern Bällen findet. Viele junge Männer legten eine gründliche Verachtung gegen den Takt an den Tag; aber was hatte das zu sagen? Sie gaben damit nur den alten Herren, die zuschauend umherstanden, die erwünschte Gelegenheit zu bemerken, daß man in ihrer Jugend weit besser getanzt habe; überdem ward den guten Papas und Onkels auf diese Weise die Pflicht auferlegt, sich durch Klatschen und Schnalzen, wodurch sie den Takt markirten, auch wohl durch einen Zuruf an dem Balle zu bethätigen.

Wie gesagt, der Hopser ging noch am besten, und

*) Theevisiten sind in Sauerau selten.

auch der Walzer war erträglich, wenigſtens weit erträglicher, als die Katzenmuſik, welche die Geiger und Klarinettiſten auf ihrer Gallerie verführten. Was lag viel daran, daß ein halbes Dutzend Paare ſich ſtets im Mittelpunkte des Saales umherdrehten — juſt unter der großen Talgtraufe — und, ſo oft ſie den Zauberkreis verlaſſen wollten, durch eine heranſtürzende Tänzerwelle wieder zurückgeſchleudert wurden? Was kümmerte es die luſtige Jugend, daß die Paare, von denen keins pauſiren wollte, oft ſo dicht hinteranander kamen, daß ſie eigentlich nur aufwärts, nicht vorwärts tanzten? War doch Alles weit fröhlicher als in den reichſten Salons, wo ſich die zierlichſten Tänzerpaare bewegen. Ganz beſonders ergötzte mich ein ſechs Fuß langer ſchmaler Menſch mit wild emporgeſträubtem Haare, der wie raſend mit einem Mädchen walzte, das ihm — ich ſah es deutlich, als er ſie zum Tanze führte — nur bis an die Weſte reichte. Offenbar war es ein Liebespaar — Amor liebt ja oft die Contraſte —; ſonſt hätten ſie nicht ſo unerſättlich tanzen können, und das auf eine für den Cavalier ſo unbequeme Weiſe, der immer in gebücktеſter Stellung verharren mußte. Dennoch gelang es einem nicht mehr jugendlichen, hoch und kräftig gewachſenen Herrn, der als Handlungsreiſender die Welt geſehen, und die bisher noch unerhörte Sitte des Hoſpitirens nach Sauerau gebracht hatte, dem dünnen Sechsfüßigen die kleine Tänzerin auf ein Paar Minuten abzuborgen. Wie kühn ſteuerte er mit ihr durch die Menſchenwogen! Wie kräftig hielt er ſie im raſchen Wirbel empor, ſo daß ſie mit den Beinen in der Luft zappelte, wie eine Ente, die man an den Flügeln gefaßt hält.

Von der Quadrille der Sauerauer ſprech' ich nur ungern. Sie pflegen dieſen kunſtreichen Tanz, der ein Erbtheil aus der franzöſiſchen Zeit ſein mag, wol nur aus Caprice zu tanzen; denn ſie executiren ihn in einer ſo mangelhaften Weiſe, daß ich glaube, Caſorti, unſer berühmter oldenburger Tanzmeiſter, würde von einem Blick auf dieſe Quadrille, wie von einem Tropfen Blauſäure, augenblick-

lich getödtet werden. Von den acht Herren, die dabei in Thätigkeit waren (nota bene: zwei davon waren als blinde Passagiere eingetreten, und wurden von ihren Damen hin und her geführt, respective gestoßen), machte nur Einer Pas, nämlich der Apotheker Wimmer, der unaussprechlich Magre.

Wimmer, den der Leser aus einem früheren Kapitel als dem schönen Geschlechte sehr zugethan kennt, ist außerordentlich tanzlustig. Bei seiner Schüchternheit kommt er aber nicht vom Wunsche zur That. So oft die Musik beginnt, thut er sechs Schritte vorwärts, um zu engagiren; dann entsinkt ihm plötzlich der Muth, und er kehrt traurig zu den Zuschauern zurück, indem er bei sich selber beschließt, nur noch diesen Tanz auszusetzen. Wenn dann die Geigen von neuem erschallen, rückt er von neuem in's Feld, kehrt aber wieder unverrichteter Sache zurück.

Heute Abend hatten ein Paar Gläser Punsch den Apotheker in außerordentliche Stimmung versetzt. Nach zwei vergeblichen Versuchen war er zum dritten Male, fast mit geschlossenen Augen, auf ein einäugiges Frauenzimmer losgeschossen, und hatte sie glücklich zum Tanz geworben.

Wimmer tanzt die Quadrille mit leidenschaftlicher Grazie; bald zieht er die Spinnenbeine krampfhaft an den Leib, bald fährt er seltsam damit aus, als wollte er Schlittschuh laufen. Dabei macht er ein so grimmig vergnügtes Gesicht, daß man nicht weiß, ob sein Herz lacht oder weint. Als ich ihn tanzen sah, manövrirte er, in seine Kunst verloren und der Andern nicht achtend, so unverdrossen fort, daß er gar nicht merkte, daß die zwei andern Seiten der Quadrille bereits in Thätigkeit getreten waren.

Als erste Autorität für die Quadrille in Sauerau gilt die Schulmeisterin Cartarius, die vordem diesen Tanz als Bonne in Frankreich gründlich studirt. Man zieht sie daher jedesmal mit hinzu, obgleich sie näher an vierzig, als an dreißig sein mag, und mit ihrer hohen Gestalt und ihrem breiten Rücken sich unter den jungen Mädchen, wie

eine alte abgetakelte Fregatte unter luſtig bewimpelten Schaluppen ausnimmt. Diesmal gelang es ihr nicht, den Geiſt der Unordnung zu beſchwören. Es gab, meiſt durch die Schuld der Herren, Verwirrung über Verwirrung; doch frevelte auch eine der Damen nicht wenig. Dieſelbe hatte noch nicht lange die Tanzſtunde des Stadtpfeifers verlaſſen; denn dieſer iſt der Caſorti von Sauerau. Der Stadtpfeifer, der von der hohen Gallerie aus, nach ſauerauer Sitte, die Quadrille commandirte, und ſein: en avant deux! — glissez! — ronde! in dem abſcheulichſten Accent herunterkrähte, bemerkte, daß ſeine ehemalige Schülerin nach der falſchen Seite hüpfte, und ſchrie zornig: »Gretchen, wollen Sie gleich ordentlich en avant deux gehen?! Warten Sie, ich komm' Ihnen hinunter!«

Als die unglückliche Quadrille zu Ende war, ſah ich, wie Wimmer ſeine Cyklopin in ſeliger Liebestrunkenheit nach ihrem Sitze zurückführte, und hörte, wie er ſtammelnd ſagte: »Fräulein, ſo mit Ihnen durch's Leben zu tanzen!«

Hors d'oeuvres.

Southey ſagt in ſeiner Omniana, er habe einen Hund gekannt, der mit einem Katholiken aufgewachſen ſei, und nachdem er an einen Proteſtanten verkauft worden, Freitags nichts eſſen wollte.

Schaluppe zum Dampfboot.

Vor einiger Zeit kam ein Arbeitsmann zu ſeinem Arzte, der ihn und ſeine häufig erkrankte Familie mit der größten Aufmerkſamkeit mehrere Jahre ohne alles Honorar behandelt hatte. Er hatte ſich eine Supplik an die Landesmutter aufſetzen laſſen, worin ſeine Noth und ſeine vie-

len Ausgaben geschildert war, und bat den Arzt, den Inhalt der Bittschrift ihm zu attestiren. Dieser durchlas die Vorstellung, fand selbige auch der Wahrheit getreu. — Nur die Lüge, daß er viel Arztlohn verausgabt habe, fiel ihm auf, und er stellte den Supplikanten deshalb zur Rede, welcher, aber fast jähzornig, versetzte. »Mein Gott! »schall denn de Fürstin Bördeel davon hemm, dat Se mih »umsonst kurehrt?«

Ein Gastwirth in Basel hat seinen neuen zum »Liberalen« benannten Gasthof mit der Anzeige eröffnet: »Alles wird bei mir liberal betrieben werden, jedoch meine Tafel königlich sein.

In einer Sammlung von »komischen Neujahrswünschen für Herren und Damen in Versen launigen und humoristischen Inhalts«, welches so eben in Berlin erscheint, kommt folgender Witz vor:

»Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang noch kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n!
Nun fehl's mir's an Courage,
Weiß Gott, mein Fräulein, nicht;
Man sieht's an meiner Visage, —
Und Sie sind schlank wie'n Licht.
Das thut sich herrlich fügen,
Denn ich will um Sie frei'n,
Damit sie ihn nicht kriegen,
Den freien deutschen Rhein.

Dampfboot.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 51. Donnerstag, 21. December. 1843.

Julius Mosen

weilt seit einigen Wochen unter uns, wo unter seiner Mitwirkung sein »Herzog Bernhard von Weimar« gegeben wurde, und die Aufführung seines »Sohn des Fürsten«, der schon früher mit Beifall hier über die Bühne gegangen ist, am 17. December angesetzt sein soll*). — Ueber den tragischen Charakter des Stückes haben sich sehr verschiedene Stimmen vernehmen lassen, darin stimmen die meisten bessern Köpfe aber überein, daß das Stück durch eine schöne und poetische Sprache, durch viele interessante überraschende Momente, namentlich im Anfange des letzten Actes, und durch einen deutschen und durch und durch edlen Sinn, der überhaupt die Werke des Dichters charakterisirt, ausgezeichnet ist. Und aus diesem Grunde bedarf es keiner Rechtfertigung, wenn dem Dichter die Ehre des Hervorgerufenwerdens zu Theil wurde, selbst von denen, welche Mängel der tragische Form zu erkennen

*) Das Stück ist unter lautem Beifall über das vortreffliche Spiel der Darsteller, und tiefster, wenn gleich stiller Anerkennung des Dichters gegeben worden.

glaubten. Gaſtlich gegen einen fremden ausgezeichneten Sänger zu ſein, bringt einer Stadt Segen. Für diejenigen meiner Leſer und Leſerinnen aber, denen die früheren poetiſchen Arbeiten Moſen's unbekannt ſind, möge hier eine Probe ſtehen, welche es, m. E., unzweifelhaft läßt, daß und zu welchen Hoffnungen die glänzende Phantaſie des Dichters berechtigt.

Oldenburg, den 13. December 1843.

Th. v. K.

Der Schaafhirt.

Schaafhirt bin ich, dienen muß ich,
Und mein Herr, der reiche Wicht
Stößt oft grimmig mit dem Fuß mich,
Schlägt mich in das Angeſicht,
Schaafhirt bin ich, — König wieder,
Seh' ich von den Bergen nieder.

Niemand weiß, daß ich gefunden
Einen Stein voll Zaubermacht,
Den ich trag' zu allen Stunden
In der Taſche Tag und Nacht;
Einſam zieh' ich durch die Haide
Mit den Schaafen auf die Weide.

Wo vorbei die Wolken ſchaudern,
Streckt wie Stahl ſich meine Hand,
Wo die frommen Vögeln plaudern,
Starr' ich weit hinaus in's Land,
Wo die Schaafe fröhlich graſen,
Spring' ich frei auf grünem Raſen.

Aus der Taſche heimlich, blöde
Roll' ich meinen Wunderſtein,
Und verwandelt iſt die Oede
In ein Schloß, mit Säulenreih'n,
Fahnen wehen, Glocken klingen,
Weitauf alle Thore ſpringen.

Schnell die ſeidenen Gewänder,
Reicht mir her den Blumenkranz!
Schlingt mir hier die gold'nen Bänder!
Rührt die Saiten hell zum Tanz,
An dem Brunnen, in dem Garten
Wird mich meine Braut erwarten.

Dort ruht ſie auf grünem Sammet,
Um ſie weht das gold'ne Haar,
Und ihr blaues Auge flammet,
Wie Rubin ihr Mund ſo klar,
Hell wie Schnee die ſchlankſten Glieder,
Selig ſink' ich vor ihr nieder.

Und ſie fragt mich: »offenbar es,
Geſtern kamſt Du nicht, warum?«
»»Samſtag geſtern, Fürſtin, war es,
Ich in Arbeit ſtill und ſtumm,
Von dem Himmel goß der Regen,
Alle Ställe mußt ich fegen.««

Und ſie ſpricht dann voll Erbarmen:
»Muth und Eiſen machen frei?«
Und an ſich mit beiden Armen,
Drückt und küßt ſie mich dabei,
Bis ich aufwach, wie vom Schlafen,
Mitten unter meinen Schaafen.

Und zu ihr, zu ihr alltäglich!
Fürſt in Waldeseinſamkeit,
In dem Thal ein Schaafhirt klüglich,
In dem ſchlechten Lumpenkleid —
Und ich weiß nicht, ſoll ich's tragen,
Oder meinen Herrn erſchlagen.

Nothwehr

nach Art. 130 des Oldenburgischen Strafgesetzbuchs, da obrigkeitliche Hülfe unmöglich ist.

Trotz der vielen Fehden, welche in den hiesigen Blättern, besonders in den letzten Monaten verfochten worden sind, ist es mir bisher gelungen, mich und mein Blatt mit bewaffneter Neutralität zu schützen. Allein, wider Verhoffen fühlte ich, noch vor Ende dieses Jahres, und noch dazu von unserm kirchlichen Oberhirten mich angegriffen. Spaßhaft genug. — Il l'a voulu. — Hier bin ich. —

Der Herr Geheime Kirchenrath Böckel hat mich nämlich am 5. October 1843 wegen einer Brochüre attakirt, die ich Ende October geschrieben. Das klingt fast wie Hexerei, ist es aber nicht, denn Herr Böckel ist kein Hexenmeister. Er giebt eine, fast nur einigen abonnirten Predigern bekannte Kirchen- und Schulzeitung heraus, wovon die letzte Nummer vom 5. October datirt ist. In diesen Blättern alten Styls nun wirft er mir vor, denn daß ich der Verfasser sei, hat er bei Abfassung seiner liebevollen christlichen Zeilen sehr gut gewußt, daß die von mir erschienene Brochüre:

»Krieg gegen die Missionen aus wahrer christlicher »Liebe (Oldenburg bei Vogt, Bremen bei W. Kaiser)« anonym erschienen sei*) Dann tadelt er den Inhalt der Schrift als unbegründet, ohne Gründe, und bemerkt endlich, daß wenn ich mich auch nennen und ihm den Fehde-

---

*) Uebrigens hat Pr. O. L. R. Böckel in seiner Streitsache mit Pro. O. L. R. Herold in Vechta, wegen der dortigen Schule, trotz aller Aufforderung dagegen, in seinem Blatte Anonymität für einen eignen Aufsatz, oder für den seines Doppelgängers vindizirt und durchgeführt.

handſchuh hinwerfen würde, er denſelben nicht aufnehmen werde, weil er mit meinem bleiernen Schwerdte nicht fechten wolle.

Darin, daß Herr B. mir Anonymität verwirft, hat er Recht: ich bin noch dazu rückfällig geworden, da ich ſchon einmal, in Sachen der Vernunft und Humanität, gegen ſeinen theuren Herrn Amtsbruder Mallet denſelben Fehler begangen habe. Darin, daß er meine Schrift tadelt, hat er vielleicht Recht, und die »Neuen Blätter«, welche ſie gelobt, haben vielleicht Unrecht. Aber darin hat er gewiß Unrecht, nachdem er alle möglichen Unarten in einem Tone geſagt, den man nicht einmal von einem Dorfküſter, den mein humoriſtiſcher Freund »Halbehrwürden« nennt, geſchweige denn von einem soi disant hochwürdigen Oberhirten erwartet hätte, mir am Ende die Satisfaction zu verweigern, weil mein Schwerdt bleiern ſei.

Heraus mit der Klinge Herr Geheime Kirchenrath! wenn überhaupt noch eine in der ſchwarzen elfenbeinernen Scheide ſitzt. Zur Zeit Ihrer frühern literariſchen Klopffechtereien befand ſich wol ein zweiſchneidiges Schwerdt darin, aber die Klinge machte die phyſikaliſche Erfahrung, daß ſie bei dem erſten Hiebe, wegen allzugroßer Kälte, zerſprang.

Theodor von Kobbe.

Literatur.

Natur und Leben. Erinnerungen aus den letzten Decennien. In Auszügen aus dem Tagebuche eines ruhenden Wanderers am Egeri-See. Zürich und Frauenfeld. Druck und Verlag von Gh. Beyel, 1843. Herr Bodenehr, ſo nennt ſich der Verfaſſer in der Vorrede, verlangt nur von ſeinen Freunden, nicht aber vom Kritiker Nach-

ſicht, weil er ſelbſt ein ſtrenger Cenſor ſei. Er erzählt uns ſpäter, daß er mit Ausnahme eines Luſtſpiels, welches vor 20 Jahren über die Bühne gegangen, nicht öffentlich aufgetreten ſei. Dieſes Luſtſpiel, endet er, »betitelt »Der »Magnetismus«, war jedoch für mich ein Trauerſpiel, »denn wiewohl es von nichts als von Magnetismus »handelt, wurde doch keine Seele davon getragen. Ach, »es war nur der »thieriſche Magnetismus«?????

Der Herr Verfaſſer, dem man Beleſenheit und eine gute Geſinnung nicht abſtreiten kann, giebt hier, faſt immer nur auf einer oder zwei Seiten, mit dem ſichtlichen, auch in der Vorrede eingeſtandenen Streben, etwas Neues zu liefern, ein Naturgemälde oder ein Reiſeerlebniß, denen er Reflexionen anhängt, die im Ganzen liberaler Natur, aber doch nicht criminell ſind, und an den Juden erinnern, welcher die Umarmung ſeiner Frau von einem Offizier zwar nicht zu verhindern gewagt hatte, aber ſich mit dem Gedanken tröſtete: »Ich habe ihn immer am Mantel gezupft.«

Hors d'oeuvres.

Ein merkwürdiger Verſchollenheitsproceß. Vor wenigen Jahren ſtarb in Neapel die Marquiſe von Garofolini mit Hinterlaſſung eines Teſtaments, worin ſie zum Unterhalt ihrer fünf Lieblingskatzen eine Jahresrente von 50 Gulden ausſetzte. Eine alte treue Dienerin ſollte die Vormundſchaft und Pflege über die vierfüßigen Legatarien führen. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge wären den vier von dieſen zu ihren Vätern verſammelt, und eine einzige ſchöne angoriſche Katze blieb übrig. Eines Tages aber verſchwand auch dieſe, und nun nahmen die Erben der Marquiſe das Kapital, aus welchem die Rente floß, in

Anſpruch. Allein ihrem Verlangen wurde nicht willfahrt, da ſie kein Zeugniß von dem Ableben des Nutznießers der Rente beizubringen vermochten. Die Erben wurden nun bei dem Gerichte zu Nola, wo die abhanden gekommene Mirouſſe und ihre Pflegerin ihr Domicil hatten, klagbar, allein auch dieſes entſchied die Sache dahin, daß ihnen das Kapital ſo lange nicht ausgefolgt werden könne, als ſie nicht entweder ein rechtsgültiges Zeugniß von dem irdiſchen Hintritt der Annuitantin beigebracht, oder den vollſtändigen Beweis geführt hätten, daß ſo viele Jahre ſeit Mirouſſe's Geburt verfloſſen ſeien, daß man dieſelbe nach dem höchſten Lebensalter, welches Katzen erreichen, nicht mehr für lebend erachten könne. Die Erben haben nun an das Obergericht in Neapel appellirt.

Freiſchütz.

Die Schauſpielkunſt ſcheint in Verfall. Aber die Herren ſcheinen ſich auch nicht ſo viele Mühe zu geben, wie dies früher der Fall war. Der engliſche Komiker Pram reiſte 2 Jahre als Paſſagier auf einem Orlogſchiff, bloß um Matroſen zu ſtudiren, und um ſie demnächſt auf dem engliſchen Theater zur allgemeinen Bewunderung zu reproduciren. So etwas iſt freilich in unſerm lieben Deutſchland unnöthig, die Menſchen ſind ſich alle gleich wie Erbſen und Bohnen (res fungibiles). Deßhalb, und weil jetzt das Luſtſpiel nur auf Situationen baſirt, ſteht es auf ſo ſehr ſchwachen Füßen. Das wird aber auch nicht eher beſſer, als bis viele Originale auftauchen. Dieſen ſchließen ſich ihre Traveſtieen, die Pedanten an. Sind dieſe Finſterniſſe erſt wieder ſichtbar, dann geht die Sonne des Luſtſpiels wieder auf.

Ein Arzt in Newyork ging eines Morgens an der Wohnung eines Steinmetzen vorüber. »Guten Morgen Freundchen!« rief er herein. »So viel ich ſehe, haben

Sie bereits einen hübschen Vorrath von Grabsteinen fertig. Ich begreife nicht, was Sie damit anfangen werden. Doch ja — ich sehe, daß weiter keine Inschrift darauf befindlich ist, als die Worte: »hier ruht die sterbliche Hülle«, vermuthlich warten Sie also, bis sich ein Käufer findet, und fügen dann den Namen des Verstorbenen nachträglich hinzu.« »So ist es Herr Doctor,« entgegnete der Steinmetz, »ausgenommen Jemand ist krank, und Sie behandeln ihn, dann mache ich die Inschrift gleich ganz fertig.

(Wiener Zeitschrift.)

Literarische Anzeige.

Die bekannte Zeitschrift:

Die Posaune,

welche mit dem 1. Jan. 1844 ihren 13ten Jahrgang beginnt, und für denselben mit neuen Kräften ausgerüstet ist, ist von allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands durch die Helwing'sche Hofbuchhandlung in Hannover, im Bereiche dieses Königreichs auch durch die Verlagsexpedition zu beziehen. Preis des Jahrgangs für 156 Nummern in gr. 4. auf feinem Velinpapier 4½ ℛ Cour.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 gr Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 52. Donnerstag, 28. December. 1843.

Schlußrede.

Durchlauchtigste, Hochgebietende, Edel und Edelsmögende getreue Leser!

Wir schließen heute unsern sechsten Jahrgang, und treten damit aus den Kinderjahren der Journalistik, da bekanntlich die infantia nur bis zum sechsten Jahre währt. Wir wundern uns freilich selbst, daß unsere humoristischen Blätter in diesem ultima Thule in jener Zeit noch nicht verkümmert sind, indessen müssen wir doch von unsern Lesern, und namentlich von den Oldenburgern, mit einigen unrühmlichen Ausnahmen, ein treues Patronat unseres Journals rühmen. Mögen die verehrlichen Leser wenigstens darin ihren Lohn finden, daß die Blätter offenbar verborgene Heilkräfte haben, da zwei Theilnehmer, (natürlich durch die Lectüre der Zeitschrift) vom fast unvermeidlichen Tode gerettet sind, während sicheren Nachrichten zufolge, von den uns ungetreu gewordenen Abonnenten im In- und Auslande, drei baumstarke Männer gestorben sind, einer verrückt geworden und einer vom Schlage gelähmt ist. —

Uebrigens theilen wir gern die Anſicht Derer, welche meinen, daß die Nemeſis Jene nicht blos deshalb ereilt hat, weil ſie unſerm Journal untreu geworden ſind. Indeſſen dürfen wir ſo viel behaupten, daß wir jenſeits doch noch mehr gute Freunde, als dieſſeits, über deren Mangel wir uns übrigens auch nicht beklagen, haben, weshalb auch unſer oft wiederkehrender Huſten uns nie die roſafarbenſte Laune, bei dem möglichen Gedanken an eine Wohnungsveränderung, getrübt hat.

Ob wir dem in unſerer letzten Thronrede gegebenen Verſprechen nachgekommen ſind, überlaſſen wir der Beurtheilung unſerer Leſer. — Die humoriſtiſchen Blätter haben wenigſtens kein Blatt vor den Mund genommen. Sie haben Ramcke's Wahnſinn erwieſen und ſeine Unſchuld wahrſcheinlich gemacht, können ſich dabei aber eines Spottes über die Deutſchen philiſtröſen Juriſten nicht enthalten, welche es vorziehen, Folianten darüber zu ſchreiben, ob man jeden dritten Tag, oder überhaupt nur drei Tage die auf des Nachbars Land gefallenen Früchte aufleſen darf, und ob man deren Bäume 15 Fuß von oben oder von unten beſchneiden muß, — während ſie den rechtlichen Nothſchrei meines älteſten Bruders für den unglücklichen Ramcke ſo ignoriren, als gelte es, einen in der Südſee harpunirten Wallfiſch zu retten. Unſer Aufruf für die Heimatloſen ſcheint in Deutſchland verhallt. — Thut nichts! unſere Feder hat eine beſſere Lunge als wir ſelbſt. Sie ſoll „da capo“ und endlich den Unglücklichen ein »Hier bleiben« zurufen. — Noch im nächſten Jahre wird zur That reifen, was jetzt als eine mit Nachtfroſt überreifte Blüthe erſcheint. Dies geloben wir hiemit.

Für den Humor der linken Seite wird vor Allen mein Freund Mayer durch die Fortſetzung der Sauerauer Zuſtände und mancher anderer Ergötzlichkeiten Sorge tragen. Poetiſche Beiträge werden Freiligrath und Moſen liefern. Von Gutzkow und Lewald ſind Beiträge verſprochen.

Bis zum nächſten Herbſte bitten wir nur um die Verbreitung unſerer Blätter. Alsdann gedenken wir den Zugvögeln, und namentlich den Störchen, orientaliſche Subſcriptionszettel anzuhängen, und zweifeln nicht, daß Mehmet Ali und Conſorten wenigſtens den humoriſtiſchen Blättern eine größere Theilnahme beweiſen, als ſie mit Ausnahme unſers verehrten Fürſtenhauſes, an den deutſchen Höfen gefunden. Dieſe Bemerkung gilt mit aller Demuth für 1944, wenn einmal ein Oldenburger Rektor ein Programm über das einzigſte hier aufgefundene Exemplar der Blätter ſchreibt.

Schließlich verehren wir unſern Leſern abermals ein Inhaltsverzeichniß, jedoch um jede rechtliche Folgerung daraus zu vermeiden, gratis und aus purem gutem Willen.

Für des Jahres letzte Stunden.

Eine ſtille, unzerſtörbare Sehnſucht — Jeder weiß ſelbſt am beſten, wonach — lebt in jeder edlern Menſchenbruſt. Es iſt eine ſchöne Dichtung, daß dieſe Sehnſucht uns aus der Exiſtenz geblieben ſei, von der wir freilich nichts wiſſen, die wir aber vor dieſer jammerthaligen ſollen gehabt haben. Indeß ich behaupte, Jeder hat ſeine Wonnemonde, oder ſeine Wonnejahre nicht auf einem andern Stern, ſondern auf dem, worauf wir zur Stunde noch herumwandeln oder herumkriechen, durchlebt. Fragt mal jenen jüdiſchen Meſchores, der ſchon fünfzig Winter mit dem Geldbeutel unterm Arm, wechſelnd, von einem Comptoir zum andern ſtolpert, wofür ihm wohl die Zeit feil ſei, wo er die erſten goldnen Pettſchafte an der Uhrkette trug, wo er den erſten Tanz mit Mümchen Heinemann riskirte.

Fragt mal die grauegewordene Mähmamſell, die ihre Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben ſcheint, fragt mal den Lieutenant, der bald penſionsfähig iſt, ob ſie nicht Alle einmal, wenn auch nur kurze Tage, auf der Inſel der Seligen gelebt haben. Es iſt keiner, deſſen Auge auf dies Blatt fällt, der nicht ſeine Wonnemonate oder Wonnejahre gehabt hätte.

Eine ewige ſtille Sehnſucht, die bleibt uns; aber die Anſprüche, die Hoffnungen, die ſtimmen ſich bedeutend herunter. Vor vielen Jahren ſah ich mal eine Piece in fünf Akten, betitelt: »die blühende und die verblühte Jungfrau«. Im erſten Akt wirbt ein Hofrath um ihre Hand; den will ſie aber nicht, weils kein Geheimbderath iſt. Im zweiten Akt kommt ein Sekretarius; den will ſie aber nicht: ein Hofrath müßte es doch wenigſtens ſein. Im dritten Akt kommt ein Gaſtwirth und wirbt um ſie; den will ſie nicht: ein Sekretarius müßte es doch ſein. Im letzten Akt endlich kommt der Nachtwächter der Stadt, und ehe ſie ganz ledig bleibt, nimmt ſie doch lieber den, und iſt auch zufrieden. Das iſt ein Bild für Viele. Wie Mancher kommt erſt — wie man in Norddeutſchland ſagt — zu Brot, wenn ihm die Zähne, um es zu beißen, längſt ausgefallen ſind; — aber er freut ſich doch, daß er nun wenigſtens Brot hat, und iſt zufrieden. Das iſt die Lebensgeſchichte von Vielen — und ich finde ſie ergreifend!

Ja, und wenn das ganze Jahr hindurch die Sehnſucht in Deiner Bruſt ſtille war — in des Jahres letzten Stunden, da kommen alle begrabnen Hoffnungen aus ihren Gräbern, und alle eingeſargten Erinnerungen werden wieder lebendig, und einige treten als Furien auf Deine Ferſen, andere umgaukeln Dich als neckende Kobolde, die nur durch Ironie und Lächeln können gebannt werden — aber andere ſtellen ſich wie tröſtende, kräftigende Geiſter an Deine Seite.

Komm, Du Armer, ſtütze Dich auf meinen Arm; ſo — nur langſam — Schritt vor Schritt. Ich habe Dir den Stuhl vorhingerückt, daß Du zum Mond und zum

ſtillen Abendſtern hinaufſehen kannſt; nun nimm den Roſenkranz Deiner Erinnerungen, und ich will Wache halten, daß Keiner Dich ſtöre! So eine Stunde iſt wie Wein und Oel auf friſche Wunden.

Du Armer, es kommt noch immer Niemand, der Dein Gefängniß aufſchließt und Dich herausläßt!? Du Armer, wenn Du Niemand haſt, der Dir die kühlende Hand auf die brennende Stirn legt; wenn Du Niemand haſt, der ſich mit Gluth an Deine Bruſt wirft, und nichts ſagt, als: »Du!« Wenn Du Niemand haſt, der über Deinem Leid und Deinem Weh ſein eignes vergißt — dann iſt im Himmel und auf Erden kein Troſt für Dich!

Aber ſag' mal, hatteſt Du nicht auch im verfloſſnen Jahr Stunden, wo Dir in Deiner Verlaſſenheit zu Sinn war, als ginge ein Engel an Deiner Seite? Wenn Du das kennſt, und wenn Du das erfahren haſt — dann ſage ich: »Du Glücklicher!«

Siehſt Du, Chriſtoph! das Reſultat aller Kämpfe da draußen in der Welt, iſt: »Es bleibt Alles beim Alten!« Enthuſiasmus gilt für Thorheit; und wenn er zu laut wird, preßt man ihm das Maul zu. — Je ordinairer die Subjekte, um deſto gewiſſer ſind ſie Lieblinge des Glücks. — Der Eſel in der Löwenhaut paſſirt überall für einen Löwen. — Das Ordinaire iſt das ewig Gültige; Talente haben keinen Cours. — Das Geld ſiegt über Staaten, über Fürſten, über Menſchen, ſogar über Herzen. Haſt Du Geld, ſo gehörſt Du zur Elite der Menſchheit; haſt Du Geld, ſo giebt es für Dich eine ganz andre Polizei, eine ganz andre Moral, als für die übrigen pauvren Teufel. Das Geld und der Tod, beide machen Alles gleich.

Ja, ja; wie geſagt, es bleibt Alles beim Alten!

Doch ſtill, ſtill; der Löwe des Zornes ſoll heute nicht ſich erheben; ich will bloß all' Euch guten, liebenden, diaboliſchen, romantiſchen, jovialen und ſonſtigen Seelen, die Ihr dies leſet, meine guten Geleitswünſche aus dieſem Jahre auf Euren Weg mitgeben.

Allen, denen das Korn nicht gedeihet, wünſche ich, daß der Wein gerathe. Allen, denen Kinder nicht gerathen, wünſche ich, daß die Freunde treu bleiben. Allen, denen die Freunde deſertiren, wünſche ich, daß ſie den Glauben gewinnen, an einem Deſerteur ſei nicht viel verloren.

Allen Junggeſellen wünſche ich barmherzige Schweſtern, die ihnen warme Strümpfe und Nachtmützen ſtrikken. — Allen heuchelnden Myſtikern wünſche ich einen Kobbe, der ſie ad absurdum führe. — Allen Geizhälſen wünſche ich, daß ſie in Wallhalla noch das Lachen ihrer Erben hören mögen. — Allen denen, die heute auf dem Ocean ſchwimmen, getrennt von den Geliebten, wünſche ich heitre Träume; jedem göttlichen Dulder Odyſſeus wünſche ich, daß er eine Penelope habe. — Allen Philiſtern wünſche ich einen Spiegel, worin ſie ihre Gräuelgeſtalt erkennen, damit ſie ſich erſäufen, um doch wenigſtens nicht als Philiſter aus der Welt zu gehen.

Allen hungrigen Schriftſtellern wünſche ich Verleger; allen Poeten aber Herzen, oder ein Herz, das ſie verſtehe.

Allen fidelen Mädchen auf dem heutigen Sylveſter-Ball wünſche ich flotte Tänzer. Allen denen aber, die heut' einſam in ihrer Clauſe ſitzen, wünſche ich, daß ſie zu zwei und zwei, oder vier und vier zuſammengeſperrt werden möchten.

Allen, die ſich unter Neujahr nichts denken als einen Burſchen, der die Jahresrechnungen des Schneiders, des Modehändlers, des Perrüquiers ꝛc. herumträgt, wünſche ich, daß das für ſie beſtimmte Paquet nicht zu groß ausfallen möge.

Allen denen, die im verlaufenen Jahr keinen Palaſt bekommen haben, wünſche ich ein Haus; denen, die kein Haus bekommen haben, eine Hütte; denen, die keine Hütte bekommen haben, wünſche ich das Pfahlwerk dazu.

Uns Allen aber wünſche ich — und das iſt die Haupt-

ſache — daß wir den Glauben nicht verlieren an das arme und doch ſo liebe Leben!

Emile d'Eſtrées.

Hors d'oeuvres.

Als in einer Konferenz eines Scholarchats, das aus ſogenannten Studirten und Unſtudirten beſtand, die Frage, ob in einer beſtimmten Klaſſe Latein gelehrt werden ſolle oder nicht, berathen wurde, bemerkte ein ehrbarer Herr der letzten Sorte:

Ich bin gegen dem Latein.

»Alſo auch gegen dem Deutſch,« flüſterte ſein Kollege von der entgegengeſetzten Couleur einem Nachbar in das Ohr. Dieſe Aeußerung entging dem Redner indeß nicht, welcher unbefangen ſeine Worte wieder aufnahm:

»Nicht gegen dem Deutſch, nur gegen dem Latein.« — — —

Das erinnert an den Lehrer der Militairſchule in Aachſenfingen, welcher ſeinen Kadetten zurief:

»Sie müſſen ſich in die Deutſche Sprache »befleißigen, oder ich melde Ihnen, Gott ſtraf »mir! beim Oberſt.«

Zu dem durch ſeine ſpöttiſche Kälte bekannten Profeſſor Heinrich in Kiel kam einmal ein von Liebe und Zorn erglühter Offizier, der mit ihm Folgendes verhandelte:

»Herr Profeſſor Sie haben das und das von Fräulein N. geſagt.«

»Ja freilich.«
»Das müſſen Sie zurücknehmen.«
»Das will ich nicht.«
»Sie ſollen es thun.«
»Das thue ich nicht.«
»Nun, dann weiß ich, was ich zu thun habe.«
»Das wiſſen Sie nicht.«

Anekdote.

Ein Arzt fragte einen Kranken, der ihn in ſeinem Hauſe conſultirte, nach ſeiner Diät, mit den Worten: »was genießen Sie?« »O, bitte ſehr,« war die Antwort, »machen Sie meinetwegen doch ja keine Umſtände.«

C. S.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 68 ß Cour. feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Geld für das ganze Jahr wird das Journal durch alle Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische

BLÄTTER

herausgegeben

von

Theodor von Kobbe.

Königl. Bibliothek Berlin

Mit

Beiträgen

von

Emile d'Eſtrees, Hagen, Heinrich Heine, Otto Koch, Klöntrup, Clemens Lamping, K. A. Mayer, Julius Moſen, Philipp Stieffel und einigen Ungenannten.

Siebenter Jahrgang.

Oldenburg, 1845.
Druck und Verlag der Schultzeſchen Buchhandlung.

Inhalt.

№		Seite
1.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Theodor von Kobbe.	1
	Ehrzig schön Wehr.	6
2.	Was ist des Deutschen Vaterland?	6
	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	11
	Hors d'oeuvres.	16
3.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	17
	Berlinischer Hochmuth gegen Potsdamer.	23
	Aristokratische Buchhändlernamen.	24
	Hors d'oeuvres.	24
4.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	25
	Literatur.	30
	Hors d'oeuvres.	31
	Aufforderung.	32
5.	Anzeige.	33
6.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	37
	Literatur.	43
	Hors d'oeuvres.	44
7.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	45
	Hors d'oeuvres.	50
8.	Bruchstücke einer Reise durch Spanien. Von Clemens Lamping.	53
	Hors d'oeuvres.	59
	Humoristische Waarenberichte.	60
	Geträumtes Billet.	60

9.	Bei der Trauerbotschaft von dem Verscheiden J. K. Hoheit Cäcilie von Julius Mosen.	61
	Bruchstücke einer Reise durch Spanien. Von Clemens Lamping.	63
	Hors d'oeuvres.	68
10.	Der Heimathlose.	69
	De Buhr und de Apteker.	70
	Literatur.	72
	Hors d'oeuvres.	73
	Impromptu.	76
11.	Epigramm von Klöntrup.	77
	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	78
	Hors d'oeuvres.	82
12.	Das Eichhorn und die Maus.	85
	Moritz von Sachsen von Preus.	86
	Eine Vorahnung.	90
	Literatur.	92
	Zur Nachricht.	92
13.	Fastnachts- und Narrenzeitung.	93
	Eine Fastnachtsscene.	94
	Vier Orden.	98
	Fremde in hiesigen Gasthöfen.	98
	Literarische Anzeige.	99
	Privat-Anzeigen.	100
	Verlornes.	100
14.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	101
	Literatur.	105
	Hors d'oeuvres.	106
	Recept.	108
15.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	109
	Des Heimathlosen Klage.	111
	Literatur.	115
	Hors d'oeuvres.	116
16.	Dat Wettlopen twischen den Haasen und den Swinegel up de lütje Haide bi Burdehude.	117
	Literatur.	121
	Hors d'oeuvres.	121

17.	Saueraner Zustände von K. A. Mayer.	126
	Literatur.	130
	Hors d'oeuvres.	132
18.	Saueraner Zustände von K. A. Mayer. (Schluß).	133
	Das verirrte Kind.	135
	Literatur.	136
	Hors d'oeuvres.	137
19.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	141
	Literatur.	147
	Hors d'oeuvres.	148
20.	Math.	149
	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	149
	Literatur.	153
	Hors d'oeuvres.	154
21.	Heinrich Heine an Georg Herwegh.	157
	Newgate.	158
	Literatur.	162
	Hors d'oeuvres.	162
	An die Residenz München.	164
	Berichtigung.	164
22.	Des Wanderburschen Abschied.	165
	Eppelwein un Eppelwein is e Unnerschied.	166
	Literatur.	170
	Hors d'oeuvres.	172
23.	Vom 13ten Apostel.	173
	Humoristische Reliquien.	177
	Literatur.	178
	Hors d'oeuvres.	179
24.	Anchusa italica, rectius flora oldenburgica.	181
	Die Geschichte vom Geschlingsel.	182
	Literatur.	186
	Hors d'oeuvres.	187
25.	Die Traumdeuter.	189
	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	190
	Literatur.	191
	Hors d'oeuvres.	191
	Sonnett.	196

	Reiseſkizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	197
	Ein Oldenburgicum.	203
28.	Literatur.	204
	Hors d'oeuvres	204
	Humoriſtiſche Ernennung.	205
	Kaplan Seling außer dem Mäßigkeitsverein.	205
27.	Literatur.	209
	Anekdoten.	209
	Hors d'oeuvres.	210
	Aus meinem Leben.	213
28.	Seltenes Mitgefühl eines Abſchreibers.	217
	Anekdote.	218
29.	Aus meinem Leben.	221
	Literatur.	224
	An das Publikum.	229
30.	Aus meinem Leben.	231
	Hors d'oeuvres.	236
	Reiseſkizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	237
	Literatur.	240
31.	Anekdote.	240
	Hors d'oeuvres.	242
	Ankündigung.	244
	An den König von Preußen.	245
	Reiseſkizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	245
32.	Hors d'oeuvres.	251
	Literatur.	252
33.	Sauerauer Zuſtände von K. A. Mayer.	253
	Miscellen.	259
	Sauerauer Zuſtände von K. A. Mayer. (Schluß).	261
34.	Beſondere Vortheile der Stadtcabriolets und Fiaker's.	266
	Hors d'oeuvres.	267
	Jusqu'à la mer.	269
	Iſt der ein Menſch, der ſich nicht rühret?	272
35.	Hors d'oeuvres.	276
	Literatur.	277

36.	Etwas für Spekulanten.	277
	Eheliche Sympathie.	283
	Literatur.	284
37.	Oldenburger Volkslied.	285
	Skizzen aus China.	286
	Lob der Hamburger.	289
	Hors d'oeuvres.	291
	Anzeige.	292
38.	Reiseskizzen aus dem Jahre 1843 von Th. von Kobbe.	293
	Quartiermanns-Apotheose.	295
	Literatur.	297
	Hors d'oeuvres.	298
	Berichtigung.	300
	Un monsieur à une dame.	300
39.	Des Registraters Frau aus der Modenzeitung von Otto Koch.	301
	Hors d'oeuvres.	306
	Nekrolog.	306
	Druckfehler.	308
40.	Humoristische Rapsodien über die Deutschen Naturforscher.	309
	Literatur.	314
	Hors d'oeuvres.	315
41.	Des Registraters Frau aus der Modenzeitung (Forts.)	317
	Literatur.	320
	Humoristische Rapsodien über die Deutschen Naturforscher.	330
42.	Ein neuestes Gedicht von Heine.	325
	Eine komische Geschichte die im Verlaufe ernster wird.	327
43.	Des Registraters Frau aus der Modenzeitung. (Forts.)	333
	Literatur.	336
	Verdeutschung.	340
44.	Humoristische Ernennung.	341
	Der Strohmann von Hagen.	341
	Des Registraters Frau aus der Modenzeitung. (Forts.)	343
	Zwei Stücke aus der Taktiste des Mysticismus.	346

	Eine neue Sorte extrafeiner Kopfkissen, die aber nie in die Mode kommen werden.	349
45.	Des Registrators Frau aus der Modenzeitung. (Forts.)	351
	Literatur.	355
	Epigramme.	356
	Des Registrators Frau aus der Modenzeitung. (Forts.)	357
46.	Literatur.	363
	Hors d'oeuvres.	363
	Krieg gegen die Heuchler unter den Pietisten.	365
47.	Literatur.	372
	Hors d'oeuvres.	372
	Epigramm	373
	Ein Holsteinischer Bauer vor Gericht im Jahre 1808.	373
48.	Literatur.	377
	Hors d'oeuvres.	379
	Anekdote.	380
	Neujahrswunsch.	381
	Des Registrators Frau aus der Modenzeitung. (Forts.)	382
49.	Hors d'oeuvres.	384
	Epigramm.	388
	Anekdote.	388
	Des Registrators Frau aus der Modenzeitg. (Schluß.)	389
	Beschreibung einer kürzlich beobachteten Wasserhose.	391
50.	Rechnung eines Hamburger Bürgers von Anno 1708.	393
	Hors d'oeuvres.	393
	Epigramm.	396
51.	Meister Schwilgué und sein Werk von Philipp Stieffel.	397
	Manifest.	403
	Schlußrede.	406
	Meister Schwilgué. (Schluß.)	407
52.	Sendschreiben an Fräulein Beate.	407
	Sonst und jetzt.	410
	Für des Jahres letzte Stunden von Emile d'Ettrees.	410

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 4. Januar. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

Unter allen deutschen Bädern ist wol keines so auf den Betrug gemacht, wie Ems. Die Stadt, eigentlich nur Eine Straße, zeigt ein pallastähnliches Gebäude neben dem andern, die, sobald die Badezeit beendigt ist, in den Winterschlaf verfallen und, von außen dem Sturme und Winde Preis gegeben, ihr Leben mit den sorgfältig emballirten Möbeln ohne Heizung vertrauern müssen, da der Emser Bürger nur ein kleines Stübchen bezieht, und hier mit seiner Familie das Wenige verzehrt, was ihm, nachdem er die Zinsen seines verschuldeten Schlosses und Hausgeräths dem Wiesbadener oder Koblenzer Kapitalisten bezahlt hat — von dem freilich enorm hohen Miethzins der Fremden übrig geblieben ist. So harret er der Frühlingssonne, die nach und nach die entwichenen Aerzte, Tabulettkrämer und Galanteriehändler, die verächtlichen Croupiers, die verachteten Esel, und mit ihnen die hülfebedürftigen Kranken zurückruft.

Die mehr oder minder besuchte Saison ist sonach

für die Emſer eine Lebensfrage, das, was für einen verſchuldeten Schauſpieler eine Benefizvorſtellung, für einen gläubigen Lotterieſpieler der letzte Ziehungstag der letzten Klaſſe, und für einen hoffnungsreichen Staatsdiener die Stunde iſt, an welchem die Hand des Fürſten den Beſoldungsetat für das laufende Jahr decretirt.

Es iſt ſonach durchaus kein Wunder, daß die Emſer die Idee des Vermiethens als die höchſte ihnen bekannte verehren, ſo wie daß ſie ſich beneiden und hochſchätzen, nach der Anzahl der Stuben, welche ſie abzuſtehen haben, wobei, wie ſchon bemerkt, ſie ſich und ihrer Familie alle mögliche Entbehrungen, oft faſt gegen die anerkannteſten Grundſätze des Raumes, auflegen. Ich glaube, ein Emſer de pur sang würde, wenn irgend möglich, in der Saiſon Gehirn- und Herzenskammern vermiethen.

Damit nun aber der vornehme Name der Gaſthäuſer dem Handwerker wie dem Beamten nicht präjudizire, haben dieſe ihren Häuſern große Aufſchriften, wie die Wirthe, zugeſellt. Die Stadt Antwerpen, die Blume, der Berliner und der europäiſche Hof, die Hermannsburg, die vier Jahreszeiten, das goldne Roß, die Roſe, der Rieſe, der Rebenſtock, das goldne Hufeiſen, Stadt Hamburg, Stadt Inspruck, Kaiſer Adolph und Burg Naſſau ſind lauter Privathäuſer, und erinnern an den Hrn. N. N., der ſeinem einfachen Eſtephe bald die Etiquette Chateau Lafitte, bald la Roſe vorklebte, ein unſchuldiger Betrug, der ja auch tagtäglich mit den Menſchenſorten vorgenommen wird, nur daß die Aufſchriften hier in Kreuzen und Medaillen beſtehen.

Die Apotheke allein macht eine Ausnahme, ihr Schild verkündet ohne romantiſche Beimiſchung was ſie iſt. Doch geſchah es wohl mehr, um leichter gefunden werden zu können, als aus irgend einer Contre-Revolution, daß ſie ihre frühere, nach Prießnitz ſehr paſſende, Affiche, ich glaube:

»Zu den Löwengruben«,

nicht beibehalten hat.

Als ein kleiner Prophet habe ich mich nach keinem

Wallfiſch, der gewiß auch in Ems zu finden iſt, umgeſehen, ſondern habe mich mit dem Karpfen begnügt, wo ich bei der Wittwe eines Rentbeamten wohne, einer ſehr freundlichen und gemüthlichen Frau, deren Reinlichkeit und Ordnungsliebe, und mit dieſer ihre billigen Wohnungen nicht genug empfohlen werden können. Ihr Schwager iſt der nebenan wohnende Gaſtwirth zum Engliſchen Hofe, der, obgleich er an Lebensart von ſeinem übermüthigſten Gaſte lernen könnte, die beſte Tafel in Ems hält. War meine Wohnung von der Trinkquelle auch etwas reichlich entfernt, ſo bieten die nahe liegenden vier Thürme doch entſchieden beſſere und comfortabelere Bäder als das Kurhaus, und ſparen dem in ihrer Nähe wohnenden Kurgaſte zur rechten Zeit einen längern Weg. Denn die Bäder greifen ſehr an, und wer von ihnen Gebrauch gemacht hat, ſehnt ſich nach Ruhe.

Die Eſel ſpielen in Ems, wie in ſo manchen Bädern, aber hier nicht bloß figürlich, eine Hauptrolle. »Haben Sie ſchon den Eſelsmajor und eine Eſelsparade geſehen?« fragte bei der Mittagstafel mich Jemand am erſten Tage meiner Ankunft. Ich hatte die Frage bildlich genommen, und einer humoriſtiſchen Antwort bereits Marſchordre ertheilt, als ich an der Auffaſſung, womit mehre Tiſchnachbarn ſich in das Geſpräch miſchten, meinen Irrthum, und daß hier von vierbeinigen Aſinuſſen die Rede ſei, entdeckte. — Obgleich das Geſpräch über dieſe graue Geſellſchaft durchaus nicht die mindeſten humoriſtiſchen Notizen ergab, ſo verſprach ich mir in Ems mehr von dem unvernünftigen Thiere als von den soi disant vernünftigen Menſchen, auf die ich ſpäter zurückkommen werde.

Ich eilte daher am andern Morgen zu dem ſogenannten Eſelsſtalle.

Allein, allein, allein,
Wie kann der Menſch ſich trügen.

Nichts fand ich, wie die liebe Diſtelnatur und ihre Wärter, Knechte aus der Umgegend, nur ſo viel gebildeter

als sie es naturgeschichtlich wie zweibeinige Wesen sein müssen. Ihr Major, Herr Schmidt, ist, wie man mir sagte, ein Jude, vielleicht der einzige seiner Confession, der jetzt in Deutschland diesen Titel trägt, und der sich eben durch nichts als durch eine sehr strenge Disciplin, die er gegen seine Untergebenen handhaben soll, so wie durch einen knitterschwarzen Bart auszeichnet. Jeden Morgen durchzieht er trompetend Ems mit seinen getreuen Ja's und Ja-Sclaven, um die etwas bequemen Badegäste daran zu erinnern, daß sie nicht nöthig haben, sich der Füße zu bedienen, um die Berghöhen zu erklimmen. Wenn sie übrigens mit ihren blauen Kitteln und rothen Kappen in einiger Entfernung erscheinen, so nehmen sie sich ziemlich abenteuerlich und anziehend aus. In der Nähe verliert sich der Reiz, die Leute erinnern dann an eine spanische Glaubensarmee. —

Obgleich man im ganzen Herzogthum Nassau, und namentlich der Eselsmajor, durchaus keine demagogischen Phrasen, Herweg'schen Gedichte oder Dingelstedt'schen Nachtwächterlieder begünstigt, so habe ich doch mit maßlosem Erstaunen und tiefer Betrübniß die Frechheit bewundert, womit die Eseltreiber ihre Ernährer durch hohe Titel apotheosiren. Bekommt ein wohlgezogener deutscher Staatsdiener schon fast Krämpfe, wenn er in Deutschland in den Bedientenstuben horcht, und die Dreistigkeit vernimmt, womit die Bedientenrace sich »Geheimer Hofrath, Geheimerath und General« tituliren, nicht bloß weil die Kerle gar keine Verdienste haben, denn das geht ihren Herrn zuweilen auch ja ab — sondern weil jene keinen halben Groten für die Bestallung bezahlt haben, — so — bleiben diese Leute doch immer aufrecht gehende, zweibeinige Menschen, — und wir haben auch ja ermunternde Beispiele, daß sich solche Stiefelwichser mit der Zeit in die höchsten Rangclassen poussiren. — Aber man denke sich, — diese Elenden wagen es mit den vierbeinigen, allgemein verachteten Geschöpfen eine von gründlichen Theologen bereits längst als ganz unvernünftig erwiesene Apisverehrung zu treiben, — sie

nennen ihre unwürdigen häßlichen Götzen, die höchstens durch ein schwarzes Kreuz ausgezeichnet sind, nach dem vornehmsten Herrn, der je den Rücken ihres Thieres durch seinen Sitz zierte.

Das Blut gerann mir in den Adern, als mir nun mir nichts dir nichts ein so unendlich hoch titulirtes Thier zum Substrat angeboten wurde. »Der Welt ist doch nichts mehr heilig,« dachte ich seufzend. Nach und nach aber gewöhnte ich mich an die Idee, und wurde am Ende leichtfertig wie der französische Soldat in Erfurt, der sein ce n'est qu'un roi ausrief.

Ich weiß nicht mehr, welch einen Großwürdenträger ich bekam, ich glaube aber, daß eine Majestät dieses Thier geritten hatte. Es ging übrigens so sanft und bequem wie möglich, ich bin überzeugt, daß es sich bei einigem Talent auf demselben vortrefflich dichten ließe, und daß man selbst schuld ist, wenn die auf demselben gedichteten Verse holperigt ausfallen. Ich sogar versuchte, ohne Metriker zu sein, ein Gasel auf demselben zu Stande zu bringen, das etwa so lautete:

Auf einem Esel wieget sich Kobbe hin und her,
Traun! wenn er doch Gevatter zu diesem Thiere wär'.
»O Kobbe, wie vermessen!« ruft Langohr tadelnd aus,
»Daß Du auf mir gesessen, ist schon zu große Ehr'.«

Mein Begleiter machte übrigens eine Ausnahme von den übrigen Treibern. Ein vorwitziges und unglückliches Neujahrsschießen hatte ihn für den Soldatenstand, zu dem er die größte Neigung verspürt, unfähig gemacht, er war mehr Eseltreiber aus Noth, denn aus Wahl.

Ich hatte bemerkt, daß vier seiner Kameraden mit ihren Eseln vor einem Hause in Ems gehalten, und dort einigen jungen russischen Damen als Modell zu ihren Zeichnungen gedient hatten. Dies veranlaßte mich zu der Frage, ob nicht hie und da ein junger Bursche besondere Gnade bei den vornehmen Damen finde, und ob nicht Gott Amor zuweilen auch einen Treiber, wie so manchen Esel zu einer vornehmen Stellung verholfen habe.

»Ach nein!« verſetzte er — »weiter als zu Kourieren »bringen ſie es doch nicht, und das auch nur bei ruſſiſchen »und polniſchen Damen, die Deutſchen und die Engländes»rinnen geniren ſich ſchon mehr, unſereins mitzunehmen. »Aber was haben die Menſchen davon, gemeinlich kom»men ſie nach zwei Jahren wieder, haben ihre Geſundheit »in dem ſchlechten Klima verloren, bringen eine Hand voll »Ducaten zwar mit, die aber doch nicht hinreichen, um »was Ordentliches anzufangen. Und faul und hochmüthig »ſind ſie denn auch. — Es iſt nichts mit ſolchen Geſchich»ten. — Ein Eſeltreiber, der Kourier wird, geht zu »Grunde.«

Nach und nach hatte mein Eſel die Höhe von Kem»menau erſtiegen. — Hier ſoll die Gegend ſehr ſchön ſein, ich finde es aber nicht. Die Berge, welche hier zu den Füßen liegen, gleichen Makronen, die auf einem Präſentir»teller liegen, nirgends offene Thäler, nirgends Waſſer. Nur in der Ferne gewahrt man den Vater Rhein, der ſich aber nur als ein unnützer, auszukehrender Papierſpan zeigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ehnzig ſchön Vehr *).

Der verſtorbene Doctor S. war mein humoriſtiſcher Freund, der ſelbſt ſeinem wohlbeleibten, nicht mehr gelenki»gen Körper eine Kreuzigung zumuthete, wenn es galt, einen Scherz dadurch in's Leben zu rufen. — Eines Ta»ges, als ich ſeinem Hauſe vorbei eilte, bat er mich drin»gend, ihn auf einer Tour in die Nähe von Naſtede, wo er einen gefährlichen Kranken beſuchen müſſe, zu begleiten.

Der Wagen ſtand ſchon vor der Thür. S. ſchien nur auf mich gewartet zu haben.

---

*) Meine ſchön Vier.

»Wollte wohl mit Ihnen fahren, wenn Sie einen offe»nen, meinetwegen nur einen Leiterwagen hätten,« war meine Antwort. »Allein in den dumpfen Chaiſenſtuhl mag »ich nicht kriechen.«

»Den habe ich gerade nöthig, ohne den kann ich dies»mal nicht reiſen.«

»Wie ſo?«

»Das ſollen Sie unterwegs erfahren, ſteigen Sie nur »ein. Schon eine Viertelſtunde habe ich auf einen Reiſe»gefährten gewartet; da ſendet Sie Gott meinen ſpähenden »Blicken, und nun machen Sie noch Umſtände. Steigen »Sie nur ein, mich erwartet ein gefährlicher Kranker, ma»chen Sie keine Umſtände. Ich muß Sie mit haben.«

Ich folgte kopfſchüttelnd und neugierig lächelnd. S. lenkte bald das Geſpräch auf Idioſynkraſie, Steckenpferde und auf eigne Liebhabereien, endlich auf Muſik, deren großer Kenner er war. — »Aber über alle Töne,« endete er, »gebt mir eine Phraſe, welche die Wirthin in der ſo»genannten Klockgetherei eine Viertelſtunde vor Raſtede »ausſpricht.«

»Und dieſe wäre?«

»Ehnzig ſchön Behr.«

»Unmöglich.«

»Es iſt unmöglich, mit mehr Liebenswürdigkeit die »Frage: »Lütje Fro, hebbt ſe gohd Behr?« zu beantwor»ten. Die Freundlichkeit, womit die Wirthin des dort un»ter den Tannenbäumen hervorſchimmernden Hauſes ihre »Antwort ausſpricht, macht den Getränkten durſtig und »erwärmt den Erfrornen.«

»Das wäre?«

»Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt. Leider iſt dieſe Antwort »für mich ohne Anwendung der größten Liſt verhallt. Die »Frau hat keinen Begriff von der Melodie ihrer Phraſe, ſie »glaubt, ich ſtelle meine Frage nur an ſie, um ſie zu necken. »Allein, noch einmal in meinem Leben muß ich das »Ehn»zig ſchön Behr« hören. Darum, verzeihen Sie meine »Aufrichtigkeit, habe ich Sie gebeten, mit mir zu fahren.«

»Und was soll ich thun?«

»Das sollen Sie gleich hören. Kutscher! halt.« —

Der Kutscher gehorchte. Mein humoristischer Freund kroch mühsam unter das Verdeckleder. Kutscher fahr jetzt langsam vor das Haus! keuchte S. nicht ohne Beschwerde. Mich aber bat er, an die gewiß gleich vor der Thür erscheinende Wirthin die Frage

»Hebbt se ohk goyd Wehr.?

zu stellen.«

Als die Wirthin mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt mich begrüßte, gehorchte ich. Lütje Fro, hebbt se goyd Wehr?

»Ehnzig schön Wehr,« entgegnete die Frau. In demselben Augenblicke aber setzte sie von Ahnung ergriffen hinzu, »hebbt Se wol Herr Doctor S. opp'n Wagen?

Dieser entwickelte sich mit Freude glänzenden Augen und vor Lachen prustend aus seiner Lage. Ich aber gab S. Recht. Die Antwort klang mir reizender als tausend Napoleons und Louisdor, die hundert Mal mehr kosten, als das »Ehnzig schön Wehr«, welches uns die Wirthin alsbald reichte.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant für Oldenburg 1 ℔ 18 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Geld für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 2. Donnerstag, 11. Januar. 1844.

Was ist des Deutschen Vaterland?

Ein Lied für Deutsche auf dem Schubb oder im Gefängniß zu singen.

Nach beliebiger Melodie.

In Bezug auf das Ausland hat ein jeder Deutsche das Recht sich so zu nennen, und Gut und Blut für das Gesammtvaterland herzugeben; wenn wir aber den Feind von den Grenzen verjagt, und Friedenshymnen singend, zu unsern Laren und Penaten zurückkehren, so legen wir mit der Muskete auch den Namen Deutsche wieder ab, und werden Preußen, Hannoveraner, Würtemberger u. dgl. m. Die einzigen Deutschen, sind und bleiben die Heimatlosen, die niemals einem der 38 Staaten angehören, welche in Frankfurt als Staatenbund repräsentirt werden. Zum Nutzen und Trost dieser Unglücklichen, für die ich gerne mein Haupt auf den Block legen würde, wenn dadurch ihrem, die Menschheit empörenden Zustande ein Ende gemacht werden könnte — habe ich folgende Parodie des Arndt'schen Liedes, das ihnen doch an natural als zu grausame Ironie klingen muß, veranstaltet.

Th. v. K.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland, iſt Baierland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein, o nein, o nein
Mein Vaterland will keines ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Frankenland, iſt's Steierland?
Iſt's, wo der Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, o nein, o nein, o nein,
Mein Vaterland will keines ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land,
Iſt's Land der Schweizer, iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein, doch nein, doch nein, doch nein,
Mein Vaterland will keines ſein.

Das ganze Deutſchland ſollt es ſein,
Und doch ſperrt jeder Staat mich ein,
Man forſcht bei mir ohn' Unterlaß
Nach Heimatſchein und Reiſepaß,
Und immer heißt es, »nein und nein!«
Ein Deutſcher darf nicht heimiſch ſein.

Das ganze Deutſchland ſollt' es ſein,
O Gott vom Himmel ſieh darein!
Und gieb dem Rohre friſchen Muth,
Daß er die Fürſten rühren thut.
Wo nicht — ſo nehm, wer heimatlos
Bald deutſche Erde in den Schooß.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Außer einem Oldenburger Herrn und einer Dame, deren liebenswürdiger Persönlichkeit eine interessante Schwester zugesellt ist, finde ich keinen einzigen Bekannten im Bade, und, die Wahrheit zu gestehen, heimeln mich die Physiognomien der haute volée so wenig an, daß ich den kurzen Zukauf, den man nur zu nehmen braucht, um eine Badebekanntschaft zu machen, mir nicht abzugewinnen vermochte. Ist denn die Aristokratie in der Welt wirklich so geistesschwach geworden, oder bin ich nur verdammt, bei meinen Reisen nur auf einen kalten ungenießbaren Jahrgang zu stoßen? Das war, bei meiner armen Seele, in meiner Jugend, in meinem Holstein besser. O Breitenburg! mein Breitenburg!

Indessen weiß ich mich zu trösten. Ich begnüge mich namentlich im Freien auch mit der Schönheit der nicht duftenden Blumen. — Wenn ich des Abends durch die Promenade schreite, bilde ich mir ein, daß alle die lustwandelnden Damen vom Winde bewegte Blümlein sind, und ergötze mich an den wahrhaft zauberischen Toiletten und an den vielen hübschen Gesichtern, denen eine schwindsüchtige Anlage für einen Poeten, der wie ich seit einigen unglücklichen Forcherein hier Baumwolle in den Ohren trägt — wenigstens den Verdacht des Interessantseins verleiht.

Unter den vornehmen Gästen befindet sich hier auch eine Frau von Stieglitz, die Wittwe des bekannten Petersburger Bankiers, welcher die hiesigen Russen göttliche, ja fast kaiserliche Verehrung beweisen. An ihrem Herrn Geburts- oder Namenstage hatte man das Gasthaus zu den vier Thürmen wider ihr Wissen erleuchtet, Ständchen und Musik besorgt, kurz dem weiblichen Stieglitz Ehren à la Nachtigall bereitet. Daß Frau von Stieglitz uner-

meßlich reich iſt, braucht nach dem Vorgetragenen nicht erwähnt zu werden.

Am folgenden Tage, Juli 6, wurde von den hier anweſenden Ruſſen das Geburtsfeſt ihres allergnädigſten »Kaiſers« mit einem Souper im Kurſaale gefeiert. Die Orden bewegten ſich auf der Bruſt der Gäſte in Maſſe. Was muß Rußland an Verdienſten reich ſein! — In einiger Entfernung ſah man das Bild des Selbſtherrſchers auf einem Altare, über demſelben von Blumen ein ruſſiſches N, das einem lateiniſchen H gleicht. Um Nicolaus den Erſten anzudeuten, hatte man keinen paſſenden Tulpenſtengel gefunden, und in deſſen Ermangelung eine ſilberne Eins von Zucker machen laſſen, die übrigens, von der Anhänglichkeit der Ruſſen oder von der heißen Temperatur gerührt, zu tröpfeln begann, und ſo das Bild desjenigen verunzierte, den es zu bezeichnen und zu ehren beſtimmt war. —

Während die Herrſchaften tafelten, ſah man einen jungen fein gekleideten Herrn, wie berauſcht, durch die Colonnaden laufen, allenthalben anſtoßend und Anſtoß gebend. — Es war ein junger Ruſſe, freilich nur mit Einem Orden verſehen, den die präſidirenden Excellenzen nicht mit eingeladen hatten.

»Des Kehſers (sic) Geburtstag, und nicht ehngeladen!« kreiſchte er für ſich, und ließ dann eine ſolche Menge ruſſiſcher Flüche folgen, daß Alles ſcheu vor ihm, wie vor einem Ausſätzigen, wich. Aber ſeine Pein war innerlich ſo wahr, daß ich überzeugt bin, ſein Kaiſer würde Katakazi vergeben, wenn er einen ſolchen Schmerz über ſein Betragen in Athen empfände, wie dieſer junge Mann über dies verfehlte Zweckeſſen.

Unter den Fremden habe ich die Bekanntſchaft eines jungen liebenswürdigen hamburgiſchen Ehepaars S — und eines ſehr reichen engliſchen Manufacturiſten gemacht, den ich Herr Wilbury nennen will. Dieſer hat zum erſten Male in ſeinem neun und vierzigſten Jahre den Continent beſucht, und obgleich er das Feſtland ſatt gekriegt hat, ohne es je einen Mittag geworden zu ſein, ruft er dennoch

mit einem philosophischen Pathos aus. — »Der Mensch »muß das durchführen, was er sich einmal vorgenommen »hat, ich gehe nach Baden-Baden und dann erst nach Eng»land zurück.« — Herr Wilbury meint, das Fleisch in Deutschland, was denn freilich in Ems auch vorzugsweise sehr schlecht ist, sei nur gekochtes Sohlenleder. Er bedauert nichts mehr, als daß er für die Zeit seines Hierseins nicht einige Hammel mitgenommen, und will durch einen schriftstellerischen Freund den Rath, dieses zu thun, bei seiner Rückkehr nach England an alle seine Landsleute ertheilen lassen. Um nach seiner Meinung die unverdaulichen deutschen Speisen einigermaßen vertragen zu können, genießt er jeden Abend vor Schlafengehn ein Glas Gin (Genever) und Wasser und ein Calomelpulver.

Vor einigen Tagen bat Herr Wilbury mich, mit ihm nach Ehrenbreitstein zu fahren. Ich durfte ihm diese Gefälligkeit nicht abschlagen, da er gestern meinethalben etwas gethan, was er wenigstens für einen wahren Freundschaftsdienst ansah. Dieser bestand in nichts Höherem und nichts Geringerem, als daß der Engländer, mir zu Gefallen, anstatt um 4 Uhr, an der Zwei-Uhr-Mittagstafel gespeist hatte, welche um nichts schlechter als die erstere ist, aber da sie fast nur von Engländern besucht wird, einen halben Gulden weniger kostet. Unbegreiflich ist es übrigens, wie die Wirthe in dem entlegenen Ems für einen Gulden zwölf Kreuzer, etwa acht und vierzig Grote Oldenburger Geld, wobei sie noch die preußische Pistole zu eilf Gulden rechnen, folgenden Speisezettel in's Leben rufen:

1) Suppe au vermicelle, 2) Fisch-Pasteten, 3) Rostbeaf mit Kartoffeln- und Gurkensalat, 4) Schinken- und Hammel-Côtelettes mit Blumenkohl und kleinen Erbsen, 5) Hahnen mit Reis, 6) Kalbsmilchner à la jardinière, 7) Zunge à l'italienne, 8) Gänse- und Rehbraten, 9) Gâteau d'Afrique, 10) Pudding, 11) Kirschtorte, 12) Compot, Brunellen und Kirschen, 13) Eis à la framboise, 14) Dessert.

Herr Wilbury bestieg mit mir den Ehrenbreit-

stein, wo man eine so vortreffliche Aussicht genießt, daß diese in Deutschland meines Wissens nur von der Fernsicht übertroffen wird, welche die Heidelberger Schloßterrasse darbietet. Es gewährt Einem übrigens ein sehr befriedigendes Gefühl, sich dem nahen Frankreich gegenüber auf einer so unersteiglichen Veste zu befinden, die nur Verrath oder Mangel an Munition und Proviant besiegen kann. Weniger erfreulich war der Anblick einiger auf dem Glacis promenirender Herren, die man mir als Staatsgefangene bezeichnete, wovon der eine, angeblich ein Graf, sich auf eine Brüstung setzte, und indem er die Füße nach unten baumeln ließ, trotz der Tageshelle mit den Augen Sterne zu suchen schien. Er schwebte in der That auf eine recht gefährliche Weise zwischen Himmel und Erde. Ich will ihm wenigstens wünschen, daß es mit seinem Processe nicht eben so aussieht. —

Was ich von den Festungswerken gesehen, bleibt mein ewiges Geheimniß. Ein Theil derselben wurde mir aber nicht gezeigt. Wahrscheinlich sah man mir nicht an, daß ich das Land nicht verrathen würde. — Da waren meine Freunde, der berühmte Chemiker Herr Bergrath Walchner in Carlsruhe, und der bekannte erfinderische Herr Schutzenbach, doch bessere Menschenkenner, welche mich vor einigen Jahren, ohne mir den Eid der Verschwiegenheit abzunehmen, — in die Runkelrübenfabrik zu Ettlingen führten, zu welcher, um das Geheimniß der Zuckerbereitung zu bewahren, selbst den Actionären der Zutritt versagt war.

Herr Wilbury und ich dinirten vortrefflich zum weißen Roß in Ehrenbreitstein, dessen Gastgeber ein ehemaliger Würtembergischer Major und Vater einer wunderhübschen Tochter ist, die auch eine schlechte Tafel zum Lukullischen Male umzaubern würde. Wir waren kaum zehn Minuten auf der Rückreise begriffen, als eine Schaar bettelnder Gassenjungen unsern Wagen umschwärmten. Der eine an Wilbury's Seite, empfahl sein Anliegen mit einem jämmerlichen Gesichte und den Worten: »Ich will auch für Sie beten.«

Der Engländer ließ sich diese Worte von mir verdolmetschen, und fragte mich dann, ob ich glaube, daß der Knabe wirklich für ihn beten werde. —

Mir fiel eine Lebensregel ein, die ich einmal aus dem Munde des alten Bankiers v. Haber, dem Vater des in dieser Zeit so oft besprochenen Moritz von Haber, vernommen habe. — »Ich hab,« sagte er in seinem Breslauer jüdischen Dialecte, »gesprochen allefeit gut von de Menschen, hab ich nich können sprechen gut von de Leit, und bin doch gefragt um sie, so hab ich geschwiegen.«

Ich schwieg nach dieser von mir adoptirten Regel.

»I think he will die soon,« meinte Herr Wilbury nach einigem Nachsinnen, und warf dem Burschen einen Kranken in den Hut. —

Dies hatte aber die Folge, daß jetzt alle unsere Begleiter für Wilbury beten wollten. — Er verlangte abermals, daß ich ihm dies unisone Geschrei erkläre, ich that es aber nicht, denn ich halte es für eine doppelte Sünde, einem Engländer den Glauben an die Menschheit zu erschüttern.

Höchst auffallend war mir der große Respekt, den Herr Wilbury gegen die Aristokratie und auch gegen den deutschen Adel hatte. Er pries mich wegen der drei Buchstaben vor meinem Namen glücklich, und als ich ihm aufrichtig erklärte, daß ich sie gerne gegen einen Theil seiner Guineen vertauschen würde, nannte er dies eine Versündigung. Dann erzählte er mit Begeisterung, wie er einmal einen Händedruck des Herzogs von Wellington erhalten, weil er demselben bestellte Relaispferde überlassen. — So strebt der Mensch immer nach Dingen, die er nicht besitzt.

Die Badelisten enthalten einige komische Namen, wie Fräulein von Mores, drei Fräulein von Manskopf und die Pfarrer Geschwind und Ennecerus, welcher letzte Name an den eines guten Geistes in einer österreichischen Zauberoper gemahnt. Auch an humoristischen Annoncen fehlt es nicht. So liest man auf einer fein gestochenen Karte:

L. Mayer,
im goldnen Apfel in Ems,
»empfiehlt sich dem hohen Adel und geehrten Publikum im »Hinwegnehmen der Hühneraugen und Frostballen, und »versichert, dabei kein Schmerz zu empfinden, sowohl wie »auch keiner wieder zu kehren, und bin versehen mit Phy»sicat-Zeugniß und andern Standespersonen.«

Schließlich muß ich, nicht gerade aus Rücksichten gegen die Familie Schmidt, sondern aus Wahrheitsliebe, bemerken, daß ich mich wahrscheinlich im vorigen Blatte geirrt, wenn ich den Eselsmajor Schmidt genannt habe. Es heißt, wenigstens nach Einsicht der Badelisten, der Badecommissär, ein sehr geachteter wirklicher Major.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Der König von Preußen hat einen Schwanenorden gestiftet, dessen Tendenz hauptsächlich die Krankenpflege in großen Spitälern ist. Männer und Frauen ohne Ansehen des Standes und Bekenntnisses können dort eintreten. Nur ein gemeinsames Band, keine Bänderchen, ziert die Mitglieder des Vereins; es seien denn gekrönte und erlauchte Personen, denen die goldene Kette als königliches Geschenk verliehen werden soll. Diese Herren werden mithin eine neue Sorte ausgezeichneter Menschenfreunde bilden.

In dem selbstverfertigten Testamente eines Landedelmanns fand sich folgende Stelle: »Mein ehrlicher Schulmeister bekommt 20 fl. für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt. Er macht zu viele Schnörkel dazwischen, und die sind mir fatal zu hören.

Vaterland.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani mihi quod humanum.

Siebenter Jahrgang.

№ 3. Donnerstag, 18. Januar. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Nicht genug kann der unverantwortliche Leichtsinn gerügt werden, womit die deutschen Aerzte ihre schwindsüchtigen Kranken, die von Auswurf und hektischen Fiebern gequält werden, nach Ems senden, wo dieselben, wenn sie das heiße Heilwasser trinken, oder es gar zum Baden gebrauchen, in der Regel nur ihr Ende beschleunigen; wovon der Emser Kirchhof mit seinen Leichensteinen Kunde, aber doch beredte Zungen liefert. Die Quelle thut in den ersten Stadien der Brust- und Halsleiden Wunder, — sie ist aber bei eingewurzelter Phthisis, fast ohne Ausnahme, schädlich. Die Brunnenärzte werden durch solche Kurgäste in der Regel wenig erfreut, und suchen sehr bedenkliche Patienten gewöhnlich mit dem Rath zu entfernen, in Coblenz oder Ehrenbreitstein sich erst allmählig an den Uebergang zur rauhern Emser Luft zu gewöhnen. — Der Anblick solcher Abgewiesenen ist sehr traurig, denn selbst Schwindsüchtige, die fast nie ihr Uebel kennen, sehen einen

solchen Ausspruch meistens als ein Todesurtheil an. — »Es thut mir leid um meine Eltern,« sagte mir noch heute ein junges hübsches Mädchen aus M. — »ich reise morgen zu ihnen zurück, um in ihren Armen zu sterben. — Wenn ich nur noch vierzehn Tage lebe, denn zwölfe brauche ich zur Rückkehr.«

Viel Theilnahme erweckte bei mir auch ein Verwalter aus dem Hannoverschen, der mit mir von Münster über Hamm und Hagen gereist war, wo man fast auf jeder Station einen neuen Schein erhält. Obgleich dieselben gedruckt, als »von N. N. nach Elberfeld« lauten, so wird doch unten bemerkt, »hat bis Hagen, Schwelm u. s. w.« bezahlt. Dies letztere war auch mit dem hessischen Passagier geschehen, der, in der Meinung bis Elberfeld eingeschrieben zu sein, und bis dahin bezahlt zu haben, bei der Ankunft in Schwelm fast wie ein Betrüger aus dem Wagen gewiesen und nicht mehr mit der Post gehört wurde, das Postgeld nach dem nur etwa eine Stunde entfernten Elberfeld nachträglich zahlen zu dürfen. — Vergebens keuchte er athemlos hinter uns her, bis unsere lungenkräftigeren Pferde uns dem Bereich seiner Stimme enthoben. — Zwei Tage nach der Ankunft in Ems sah ich ihn auf der Promenade. Er sah sehr elend und entstellt aus. — »Entweder,« sagte er mir, »ist die Hitze des Conducteurs oder das Ewser Wasser Schuld daran, ich habe gleich nach dessen Genuß, zum ersten Male in meinem Leben, Blutbrechen bekommen, das sich heute, als ich Kesselbrunnen trank, wiederholte; ich reise morgen auf den Rath des Brunnenarztes heim.«

Jedenfalls ist übrigens ankommenden Kurgästen zu rathen, erst einige Tage in Ems zu rasten, und das von der Reise erhitzte Blut sich etwas abkühlen zu lassen, ehe man an den Brüsten der warmen Therme saugt.

Wenn man über die Medizin und ihre Priester spottet, so moquirt man sich über den menschlichen Geist und dessen Unvollkommenheit. Denn welcher Jurist und Philosoph, oder jeder andere wissenschaftliche Mensch hat wohl die

Stirn zu behaupten, daß er, wenn er das Studium der Heilkunde ergriffen, es weiter als unſere Hauptdähne in der Medizin gebracht hätte?

Dieſer Gedanke lähmt mithin die Spottmuskeln gegen einen redlich ſtrebenden, wenn auch irrenden Arzt. — Allein die Badeärzte machen in der Regel eine Ausnahme und für mich immer mehr oder weniger personnages de comédie, und dies ſchon aus dem einfachen Grunde, weil die meiſten ihrer Patienten auch mit ihnen Komödie ſpielen, ſo daß Lug und Trug von ihnen ſchwer unterſchieden werden kann. Ich vermeide ihre Bekanntſchaften, weil mir Menſchen, die ewig dieſelben abgedroſchenen Redensarten im Munde führen, entſetzlich zuwider ſind. Wenn ich ſie aber anſehe, ſo geſchieht das immer mit einem Blicke, deſſen »Wer die Kunſt verſteht, verräth den Meiſter nicht« ſie vollkommen begreifen, und nach meiner Bekanntſchaft in der Regel ſich nicht ſehnen.

So habe ich auch kein Wort mit den Aerzten in Ems gewechſelt; ich will mir auch nicht erlauben, das Talent der Herren in Zweifel zu ziehen, und ſpreche bloß vom puren Schein. Der erſte iſt der Obermedicinalrath v. Franque *), deſſen niedrigſte Kunden preußiſche Geheimderäthe und Majore ſein ſollen. Es iſt ein ſtattlicher Mann, mit prüfendem, vielſagendem Blick, der ſich aber gewiß ſehr ſelten in Worte auflöſt, und dadurch den Glauben an die tiefe Weisheit des Schauenden von Saiſon zu Saiſon, und ſo mit von Großmutter zur Enkelin überträgt. Der zweite, Herr Medizinalrath Döring, hat ein wohlhäbiges Aeußere und blickt unter ſeiner Brille freundlich durch, wie eine Frühlingsblume aus einem Glaskaſten. Er iſt bereit allen zu helfen und hat ein großes Publikum. Er hört auf Pro-

*) In Ehrenbreitſtein wohnt übrigens ein Arzt, der bei den Engländern esprit pour quatre zu haben ſcheint. Derſelbe kommt faſt jeden Abend nach Ems, ſpricht und kurirt engliſch, und ſoll eben ſo viel an Honorar verdienen, als ſeine vier Emſer Collegen zuſammen.

wenden ſchon den zweiten ihn Anredenden, während er dem erſten noch Verhaltungsmaßregeln giebt, und ſcheint dabei noch die Geiſteskraft zu haben, einen dritten Gedanken zu denken. Der dritte ein Herr v. Ibell, ein junger Anfänger, war noch ſelbſt mehr Gaſt als Arzt, indeſſen wußten die Emſer ſchon viel von ſeinen künftigen Kuren zu erzählen.

Nicht auf der Bade-, wohl aber auf meiner Erinnerungsliſte ſteht ein Mann, den ich nur einmal geſehen, den ich aber trotz ſeines abſtoßenden Weſens für einen bedeutenden Menſchen halte. Es iſt dies der Obermedizinalrath Vogler, welcher ein höchſt intereſſantes Buch über den Gebrauch der Mineralquellen, insbeſondere derer zu Ems, geſchrieben hat. Man ſagt, daß ſeine Derbheit ihm ſeine Stelle als Badearzt genommen, und ich will das gern glauben. Aber ein Badearzt, der immer ein lammfrommes Herz conſervirt, läßt darauf ſchließen, daß er einen Kopf von demſelben Thiergeſchlechte trägt.

Vortrefflich iſt, was Herr Vogler über die meiſten Brunnenſchriften ſagt, wodurch er meinen Blättern einen ſo vortrefflichen Beitrag geliefert hat, daß ich nicht umhin kann, meine Leſer damit zu regaliren.

»Gewöhnlich beginnt man mit einer Geſchichte der »Heilquelle, wobei man ſich vor Allem und oft mit vieler »Anſtrengung bemüht, den Beweis zu führen, daß die Rö»mer dieſelbe bereits gekannt und gebraucht haben; rühmt, »welche Kaiſer und Kurfürſten und ſonſtige hohe Patienten »dieſelben mit Succeß getrunken, und darin gebadet; er»zählt, welche große Aeskulapen der Vor- und neuern Zeit »derſelben Lob geſpendet haben, unter denen man vorzüg»lich Hufeland citirt, der zu human war, als daß er irgend »etwas ſollte getadelt haben, und uns deshalb nicht ſelten »zu Lichtenberg's Maxime nöthigt — aus bloßem Reſpekte »nichts zu glauben; dann ſteigt der Brunnenſchriftſteller »mit ſeinem Leſer in den Schooß der Erde, erklärt auf »eine myſtiſche Weiſe die Entſtehung der Heilquellen, um »ſchon an ihrem Urſprunge ihre übernatürliche Natur

»und Kraft darzuthun; — darauf folgt jederzeit eine poe»tiſche Beſchreibung der oft nur zu proſaiſchen Lage und »Umgebungen der Heilquellen; ihrer Mineralien und Ge»wächſe; (finden ſich vorſündfluthliche Gebeine daſelbſt, als »Beweis ihres hohen Alters, oder hin und wieder ein küm»merlicher Mandelbaum in einem Garten, als Zeichen des »ſüdlichen Climas, ſo geſchieht deren Erwähnung vor Al»lem) ihrer Anſtalten und Einrichtungen, wobei die Gele»genheit wahrgenommen wird pro captatione benevolen»tiae der Regierung und ihren Behörden ein ungeſchicktes »Compliment zu machen; — nach dieſem die Capitel über »die Gebrauchsweiſe des Brunnens und der Bäder, über »Diät und Lebensordnung überhaupt, ohne welche die rei»nen Najaden nie der Geneſung Glück gewähren ſollen; — »über Spazierengehen, Eſelsritte, Tanzen, Roulette- und »Pharoſpiel ꝛc. ꝛc., wobei, ohnerachtet der trivialſten »Ausführlichkeit, dennoch den Gläubigen, damit ihnen nicht »etwa der Gedanke beikomme, durch das Leſen der Brun»nenſchrift den für ihr körperliches Wohl höchſt beſorgten »Schäfer entbehren zu können, bei Leibesſtrafe hin und »wieder eingeſchärft wird, in allen eintretenden kleinſten »Bedenken und Zufällen den Arzt zu Rathe zu ziehen; in»dem, wenn die Quelle ſich auch ſonſt ſehr ſanft an das »vegetative Leben anſchmiege, ſie nichts deſto weniger ihre »Capricen habe;*) dann ein weitläuftiger Kalimatias über »Vor- und Nach- und Winterkuren ꝛc., welche letztere »jetzt ganz beſonders, aus begreiflichen Urſachen, beliebt zu »werden anfangen; zuletzt eine Menge Klugheitsregeln für »die Hin- und Herreiſe zur Heilquelle; über Paßordnung, »Wirthshäuſer, über Angelegenheiten und Preiſe der Logis »und der Koſt; die Taxe der Ritte zu Eſel und zu Pferd, »der Lehnkutſcher, Leibwäſche — Ober- und Nachthemden,

*) Monsieur Purgon m'a dit de me promener le matin dans ma chambre douze allées et douze vennes: mai j'ai oublié de lui demander, si c'est en long ou en large.

Molière. Le malade imaginaire.

»Schnupftücher, Socken ꝛc. ꝛc., der Leihbibliotheken, Sänf»tenträger, der Eselsmilch, der Kurliste für die ganze und »halbe Saison, der Fortepiano's, die Zahl der Polizeidie»ner, die Taxen der Post, des Schmiergeldes für den Wa»genmeister, der Trinkgelder für die Postillons, Stiefel»wichser, Hausknechte, Perückenmacher, Beutelschneider (?) »so wie noch viele andre Belehrungen, die man dem »lieben Kurgast wie den Brei um das Maul schmiert, und »die in Betracht der zarten Fürsorge für denselben, an »jene in Schreiber's Handbuch für Rheinreisende weitläuf»tig beschriebenen Wiederbelebungsversuche, wenn etwa der »Passagier in den Rhein fiele und todt oder scheintodt her»ausgezogen würde, erinnern. — Angehängt sind vielen »Brunnenschriften, gleich einer Schnur ausgerissener Zähne »an den Aushängeschilden der Dentisten, eine Reihe gelun»gener Kuren, besonders bei Baronessen, Gräfinnen und »andern Leuten von Stand und Vermögen.«

Zuweilen zieht der Humorist übrigens Mephistofleisch an, namentlich wo er von dem Hazardspiele redet. Hufeland's gewichtige Worte: *)

»Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne »einen Blick auf die Pharo-Bank zu werfen, den Inbegriff »alles Verderblichen, was sich bei der Brunnenkur nur »denken läßt, eine wahre Kunstschöpfung der neuern Zeit, »um das Gegenstück der Hölle neben den Himmel zu sehen, »den die reine göttliche Natur in ihrem Heilquell aufthut.... »Zuerst ist die Leidenschaft, das größte Gift für alle Brun»nenkuren, unaufhörlich an diesen Platz gebannt, — Furcht, »Schrecken, Neid, Kränkung, fehlgeschlagene Hoffnung, »peinliche Spannung und ängstliche Erwartung, Wuth, »Verzweiflung. Aber nicht genug an dieser Seelenvergif»tung! Mit ihr vereinigt sich auch die schlimmste körper»liche, die Luftvergiftung, durch die Menge Menschen, die »auf einen Punkt zusammen gedrängt, oft drei, vier Mann

*) Hufeland's praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands. S. 18.

»hoch übereinander liegen, und deren Ausdünstungen noch »durch die Leidenschaft erhitzt und geschärft sind.«

fertigt Herr Vogler mit der Bemerkung ab:

»Jede Sache hat ihre Schatten- und Lichtseite; — »wenn das Gewitter hin und wieder einschlägt, so befruchtet »es dagegen auf der andern Seite Saaten und Felder; — »würden wir z. B. unser neues, herrliches Gesellschaftshaus »und andere kostspielige, das Vergnügen und die Gesund»heit Aller bezweckende Anlagen besitzen, ohne den Pacht»Ertrag jenes mit so grosser Ostentation verrufenen Spie»les, dem immerhin verhältnißmäßig nur wenige und noch »dazu meistens nicht kranke Reiche ihren Tribut abliefern??«

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlinischer Hochmuth gegen Potsdamer.

Der Hochmuth der Berliner gegen ganz Deutschland ist bekannt. Obgleich es den in der Spreestadt gebornen Ministern und Generälen fast nie gelingt, ihren Schneidergesellen-Dialekt abzulegen, sieht sich doch jeder für einen deutschen Demosthenes an. — Aber auf keinen Menschen sieht der Berliner mit souverainerer Verachtung herunter, als auf den Potsdamer. — Wir wissen dies namentlich aus der ungöttlichen Komödie des Nante, der seinen Berliner, einen Potsdamer Stubenmaler, immer nur »Stubenmalör« nennen läßt. Vor einiger Zeit war ich Zeuge, daß ein Potsdamer, welcher durch geselliges Talent einen Cirkel hocherfreut hatte, sich einem Berliner als Landsmann zu erkennen gab.

»Wie,« rief dieser entzückt aus, »Sie sind aus Berlin?«

»Aus Potsdam.«

»Ja so, denn sind wir ja so ziemlich Landsleute,«

versetzte der Spreestädter ganz verdutzt, endete aber dann mit verbindlicher Vornehmheit, »und werden es ja durch die Verbindung der Eisenbahnen immer mehr.«

Aristokratische Buchhändlernamen.

Die fürstlichen und adeligen Grade haben sich, wie ich heute aus einem vor einigen Jahren erschienenen Verzeichnisse der Buchhandlungen ersehen, vielleicht um die deutsche Presse zu gewinnen, auf eine in der That merkwürdige Weise in den Namen der Buchhändler aufgethan, z. B. Kaiser in Bremen, König in Hanau, Herzog in Augsburg, Fürst in Nordhausen, Prinz in Wesel, *) Baron in Oppeln und Edler in Hanau. Herr Kaiser in Bremen hatte bekanntlich seiner Zeit einen Commis, der König, und einen Lehrling, der Herzog hieß.

Hors d'oeuvre.

Die Neuigkeit ist interessant, wenn auch nicht wichtig: Georg Sand hat seinen vierzigsten Geburtstag ganz offenkundig zu Paris gefeiert. Unberühmte Frauen würden ihn verleugnen. Aurora Dudevant weiß aber, daß Semiramis mit vierzig Jahren die hängenden Gärten anlegte, Christina von Schweden, als sie vierzig Jahr alt war, Monaldeschi ermorden ließ, und Frau von Maintenon erst mit vierzig Ludwig XIV. anzuziehen wußte. Dampfboot.

*) Herr Gräff aus Petersburg ist hier nicht einzuschalten, weil er, obgleich ein Graf, aus Trier (Treves) ist.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humani nisi quod honestum.

Sechster Jahrgang.

№ 4. Donnerstag, 26. Januar. 1843.

Eine Lottoziehung in Altona.

Von Theodor von Kobbe.

(Fortsetzung.)

Auf dem Altonaer Rathhausmarkte gab es viel Staffage. Der Oberpräsident war eben angekommen, und fünf anscheinend im Dienste der Musik ohne Notenkenntniß ergrauten Hornisten, die auf einem Altane über der Obrigkeit standen, verkündeten das Altonaer Blücher'sche Vorwärts der gaffenden Menge, während sechs bis sieben Soldaten, ungefähr so viele wie man auf einem illuminirten Bilderbogen zu zwei Groten bekommt, mit dem Rücken gegen das Volk, welches sie doch im Nothfall im Zaum halten sollten, gerichtet war. Blücher-Altona, der regierende Consul, und die Senatoren, alle auf einem Altane, zeigten jetzt dem Volke jede Nummer nach der Reihe, die dann in eine Kapsel gesteckt, einem abenteuerlich gekleideten Waisenknaben mit verbundenen Augen, überreicht wurde, der solche in das neben stehende offene Glücksrad warf. Bei je fünfzehn Nummern wurde pausirt, Apoll's Landsturm zweiten Aufgebots blies dann eine kurze Fanfare, auf welche sich die Worte singen ließen:

Ihr mögt hoffen, Ihr mögt hoffen,
Ihr werdet Ihr zu Narren.

Ich verschwieg dem Freunde diesen nicht von mir eingeladenen Gedanken, folgte vielmehr dem Unruhigen in das unterste Gemach der Kurie, den Weinkeller, wo derselbe bei einem Glase Wein abermals mir meinen Lotteriegauben nehmen wollte, indem er das Lottospiel ein fades, irreligiöses, zum Trunk führendes, den Staat vernichtendes Treiben nannte.

»Gemach mein Freund!« fiel ich ihm in die Rede, die ganze Kuaterne Deiner Epitheta enthält lauter Nieten, lauter Eigenschaftswörter, von denen nicht ein einziges, wohl aber das Gegentheil, auf die Lotterie paßt, und man braucht eben kein advocatus diaboli zu sein, um dies zu begründen. Habe nennst Du die Lotterie, welche allein noch im Stande ist, unseren kärglichen Landsleuten die schöne Phantasie einzuhauchen, ohne welche das Leben eine unerträgliche Last wäre. Weißt Du nicht, daß Schiller so schön sagt:

Es die Götter menschlich waren,
Waren Menschen göttlicher.

Während bei uns im Oldenburgischen das Traumleben nur im Wachen etwas gilt, findet die Auslegung dieser Boten Gottes, die sich nicht durch das Gehirn, sondern durch allerhand andere Eingänge zu dem Schlummernden stehlen, gar keine Anerkennung. Träumt bei uns einem Bauer oder einem Arbeitsmanne von einem Ochsen, so sagt er am Morgen bei'm Erwachen, sobald das Ich seine Gebeine zum Kaffee gesammelt hat, zu seiner Gattin: »Frou, mih hätt nen 'n wittbunten Ossen drömt, (Frau mir hat von einem weißbunten Ochsen geträumt) und sieht diesen Traum, diese Offenbarung des Himmels mit philosophischer Ruhe als etwas Zufälliges an, während der Holsteiner, der mit Wallenstein entweder ausruft:

Es giebt keinen Zufall,

oder

Es ist ein böser Zufall.*)

*) Nur auf diese Weise, wenn man annimmt, daß Wallenstein ein Lottospieler gewesen, ist die bekannte Schiller'sche Antinomie zu vereinigen.

gleich seine Ehehälfte oder eine würdige nachbarliche Matrone, oder gar das Lottobuch, gedruckt in diesem Jahr, um die Deutung seines Traums befragt, und bald erfährt, daß Ochsen sehen Nummer 12, weiße Farbe 45 bedeutet und jetzt erwarten kann, daß ihn am nächsten Dienstag eine Ambe erfreut, die er nur mit den richtig gedeuteten Traumnummern seiner Frau zusammen zu koppeln braucht, um einer Quaterne gewiß zu sein. Wenn Schiller von der Zeit, da die Götter Griechenlands so gute Conjuncturen hatten, sagt: Eine Dryas wohnt in jedem Baum, so sage ich als Lotteromhusiast: Eine Zerne wohnt in jedem Traum.«

»Und am Ziehungstage wird er erfahren, daß er nicht einmal einen Auszug gewonnen hat.«

»Lieber Freund! Rom ist nicht an einem Tage gebaut. Die Deutung der Träume und ihre nothwendige Beziehung auf das Lotto, ist bis jetzt noch ein logisches Problem, dessen Lösung ich erst von den grauen Haaren eines jetzt lebenden genialen Fürsten durch Hülfe der mystischen Kabbala erwarte. Für unsere Zeit paßt es nicht, selbst die Philosophen mißhandeln den Zufall schändlich, so daß ich mich nicht wundere, wenn er auf Rache über sie kommt. Sie haben ihn wegen seines neckischen humoristischen Betragens aus dem Salon des Denkens geschmissen, obgleich sie seine viel ungebildetere grobe Schwester die Nothwendigkeit darin gelassen haben. — Sieh also, der arme Zufall, das Bild des oben postirten Waisenknaben, kommt durch das Lotto wieder zu Ehren. Er führt zum Gottvertrauen, wenigstens kann wohl der Herr Pastor Mallet, von Nieten und Quaternen mit mehr Sicherheit, als vom Monde, sein: Das hat Gott gethan, ausrufen.«

»Schöne Argumente, die.«

»Du hast ferner behauptet, das Lottospiel führe zum Trunk. Dieser Satz widerlegt sich am leichtesten. Denn wer seine 2 Schillinge verspielt, kann sie nicht vertrinken, das ist mathematisch richtig. Außer einigen Kopenhagener Generälen und Conferenzräthen findet man übrigens so-

gar keine Beispiele, daß Lottospieler Schlemmer waren. Ich gebe zu, daß Viele ihr Vermögen in Armuth verspielt haben, und Manche durch den Opiumrausch der Fortuna an den Bettelstab gekommen sind, sie sind aber selten unmäßig und fast nie Trinker. Und da sehe ich denn doch nicht ein, wie diese, wenn sie Hungerleider werden, von denen verschieden sind, die man als Geizhälse bezeichnet. Diese schmachten bei dem Besitze des Geldes, jene in der Hoffnung des zukünftigen.

»Ich bin am Ende neugierig, wie Du denn die Sicherheit des Staates auf der Existenz des Lotto's basiren willst.«

»Nichts ist leichter als dies, mein Freund. Sieh Dich um in der Welt. Wie unruhig ist es nicht allenthalben. Unter dem Vorwande der Völkerbeglückung kramt ein Jeder seinen oft sehr unreifen Plan vor seinem Nachbar aus, der sich mit gleicher Redseligkeit revangirt und man an die beiden Hogarth'schen Gefangenen im Schuldthurme erinnert wird, wo der eine bemüht ist, die Schulden des Andern zu bezahlen. Mögen die Regierungen auch hie und da gar arge Sünden auf ihre Schultern geladen haben, so ist das maßlose Treiben mancher Gesellen in der neuern Zeit doch gar zu unverschämt. Auf eine Ackervertheilung, auf den gepriesenen Communismus läuft alles hinaus. Wohl dem, der wie ich, mit Immobilien nicht angesessen ist. Und ehe man Männer, wie uns, erwählt, welche auf humoristische Weise, wie weiland Menenius Agrippa durch seine Erzählung von dem vernachlässigten Magen, die Herrschenden und Beherrschten vereinen, wird die Sache am Ende über Kopf gehen.« —

»Und was würdest Du thun, wenn sie Dich unter die Excellenzen aufnähmen?«

»Manches, wovon den jetzigen nichts träumt und wovon sie viel weniger im Wachen eine Vorstellung haben. Soviel nur ist gewiß, daß falls im Fürstenthum Bückeburg eine Revolution ausgebrochen wäre, ich das Volk in 49 Minuten durch meine Beredsamkeit wieder zum Gehorsam und zur Absingung des god save the king bringen wollte. Aber für's Erste rathe ich den jetzt existirenden vor allen Dingen das Lotto allenthalben einzuführen, und wo es das Volk beglückt, es nicht abzuschaffen. Denn was ist das Lotto anders, als ein humoristischer Communismus, den die Zeit nur in grober Form fodert. Alle im Staate haften für den Gewinn, Jeder hat Anspruch auf das, was er durch

die Arbeit ſeiner Träume verdient. Ginge der Staat nun gar ſo weit, den etwaigen Ueberſchuß zum Tagelohn im harten Winter zu verwenden, wo die geringe Klaſſe ohne Beſchäftigung iſt, man würde bald das verhaßte Inſtitut als das volksthümlichſte preiſen, und den Lottokalender den Herwegh'ſchen Gedichten und der Rheiniſchen Zeitung vorziehen. Und wem würde es je einfallen, den Staat zu ſtürzen, der bei richtiger Traumdeutung Einem am nächſten Dienſtage ſo große Summen zahlen muß? Das wäre wider allen Communismus. — — Aber horch'! man trompetet, wenn ich nicht irre, zum letzten Male. Laß uns ſehen, was Fortuna über die Hoffenden und Harrenden beſchloſſen hat.«

»Nur zu, ich folge Dir ſpäter. Willſt Du mir glauben, daß ich, obgleich ich ein geborner Altonaer bin, noch nie einer Ziehung beigewohnt habe? Mich eckelt ſo etwas an.«

»Nun wohl, unverbeſſerlicher Puriſt. Erwarte mich denn bei oder in Deinem Cabriolet.«

(Der Schluß folgt.)

Der Ramckeſche Proceß.

Die Akten in dieſem Proceſſe ſind endlich bei der mediciniſchen Facultät in Kiel angekommen und ſoll ſich bereits nach Anſicht derſelben die Ueberzeugung gebildet haben, daß die That unmöglich mit einem Beil geſchehen ſein kann, wie Ramcke in ſeinem, offenbar im Wahnſinne abgelegten Geſtändniß behauptet. Leider befindet ſich Ramcke noch immer in Pinneberg, doch wird er, wie gar nicht zu bezweifeln ſteht, nächſtens auf Allerhöchſten Befehl nach Kiel gebracht, und hier von dem Sanitätscollegium, wie von der ganzen Welt, ſein nicht imputabler Zuſtand erkannt werden. Der Vertheidiger Ramckes, Peter von Kobbe, wird in den Holſteiniſchen (Nicht) Intelligenzblättern auf die plumpſte Weiſe angegriffen, und die Facultät in dem Kieler Blatte für den Fall, daß ſie ſich für Ramcke's Wahnſinn entſcheiden werde, bedroht, daß nicht die einländiſche, ſondern die ganze deutſche Criminaljuſtiz alle Kräfte anwenden und ſie unbarmherzig angreifen würde. Mit der Dummheit kämpfen die Götter vergebens, auch kann es nicht die Abſicht ſein, die Leſer der humor. Blätter mit langen Deductionen zu ermüden. Nur den nachſtehenden ſatyriſchen Aufſatz, wir wiſſen nicht aus welchem Blatt urſprünglich ſtammend,

können wir nicht umhin, unſern Leſern mitzutheilen, da derſelbe von dem Cenſor einer kleinen Stadt, einem enragirten Holſteiniſchen Stockjuriſten, in der Meinung zugelaſſen ſein ſoll, der Inhalt ſei gegen Peter von Kobbe gerichtet.

Das Intereſſe für den Ramckeſchen Criminalfall iſt neu angeregt worden, ſeitdem man weiß, daß die Acten aus Sanitäts-Collegium in Kiel gelangt ſind. Der Inquiſit iſt jedoch noch in Pinneberg verblieben. Die Anſichten über den Zuſtand des Inquiſiten ſind bekanntlich ſehr getheilt; ſelbſt die des unterſuchenden Arztes Dr. Jeſſen waren es lange, bis dieſem in den letzten vier und zwanzig Stunden ein Licht aufging. Herr v. Kobbe hat bekanntlich darthun wollen, Ramcke ſei bei Ablegung ſeines Geſtändniſſes ſchon wahnſinnig geweſen. Die gewandten Federn eines Carſtens, Gardthauſen ꝛc. haben ihn gehörig zurückgewieſen. Mehr Beachtung verdient wohl die Anſicht, Ramcke wäre bei Verübung der That in unfreiem Gemüthszuſtande geweſen. Man könnte dafür anführen: Wenn R. ſo vorſichtig war, daß er den Torfſtich ſiſtirte, weil die Altentheilerin doch ſterben ſollte, warum zahlte er ihr kurz vor der That 1100 Mk. aus? Ein Menſch, der zweimal einen Mord verſchläft, muß in der That wenigſtens ſehr confus und abſonderlich ſein. R. beſtellt den blödſinnigen Schwager zur Wache, inſtruirt ihn aber ſo ſchlecht, daß dieſer nicht einmal beobachtet, ob er durch die Thür im Norden oder Süden ins Haus geht. Aus Vorſicht ſteigt R. (nach der einen Verſion) mit der Frau durch's Fenſter, den Schwager aber läßt er getroſt über die Diele gehen, ſo daß alle Dienſtboten ihn hören können. Faſt eben ſo albern iſt die andere Verſion (uns bleibt bekanntlich bei Zweifeln und Unwahrſcheinlichkeiten die Wahl der Verſion, ſo daß wir über die Schuld doch keinenfalls im Zweifel bleiben), derzufolge R. ſelbſt über die Diele geht, ſein Beil auch dort reinigt. Was iſt wahnſinniger? die Verſion, nach welcher er ſeine Frau das Haus von Außen anſtecken läßt, während er darinnen mordet, oder, daß er ein Licht anzündet, um ſelbſt zu morden? Der Verſuch mit dem Schweep konnte keinem Vernünftigen einfallen; R. hatte aber in vielen Dingen Glück, ſo daß die Abſchieberin vom zweimaligen Verſuche nicht erwachte. — Nach einer anderen Anſicht hat erſt Herr v. K. am Tage der Publication den Wahnſinn entdeckt. Dahin ſprachen ſich mehrere Aufſätze im Itzehoer Wochenblatt aus. Allein dieſe Anſicht kann nur denen einwohnen, die nicht einmal

einen Blick in die doch bekannt gemachten Actenauszüge gethan haben. Ganz anders aber klingt die Behauptung, Ramcke führe seit Jahren mit eiserner Consequenz die Rolle eines Wahnsinnigen durch. Diese Consequenz ist nach des weiland Dr. Stolbom Gutachten, eine wunderbare Eigenschaft seiner Seele. Man nennt R. als den schlauesten, klügsten Menschen in der ganzen Herrschaft Pinneberg, klüger also noch, als der Wirth im Dummerjan, welchen der berühmte Freiherr Eugen v. Hammerstein öffentlich für den gescheutesten Mann der Gegend erklärt hat. Nun, schlau muß der verstockte Mordbrenner auch sein; seit vier Jahren führt er seine Rolle durch; wenn man auf die That zu sprechen kommt, bittet er, davon nicht zu reden — so schlau affectirt er die Stimmung des wirklich Wahnsinnigen, der jede Erinnerung an die Ursache seines Irreseins zu vermeiden sucht. Woher aber, könnte man fragen, hat der schlichte Bauersmann die genaue Kenntniß von dem Verhalten des Wahnsinnigen? die Antwort scheint fern zu liegen und liegt doch so nahe. Die häufigen Fälle von Gemüthskrankheiten in seiner Familie konnten ihm wohl einige Kenntniß des Zustandes und Routine zur Nachahmung geben. Auf das Irrereden hat er sich Jahrelang geübt, und zwar immer, wenn er allein war. Die Nachbaren können davon Zeugniß geben; sie haben aus dem einsamen Kerker bei Tage und bei Nacht stets die tollen Reden des Schauspielers vernommen. — Ein plumpes Spiel war es, daß Ramcke die Rolle durchführt, er sei der Roland von Wedel, dürfe deshalb keine Frau haben. Dies trieb er so weit, daß er seine Frau gar nicht erkennen wollte. Frech war das Benehmen bei der öffentlichen Vertheidigung, während welcher der Inquisit, gleichsam, als wolle er das ganze Publicum zu Zeugen machen, wie ein Rasender tobte. Dagegen spielte er willig den Schweigsamen bei Verlesung des Urtheils. Gottlos, und als solches auch von den entrüsteten Geistlichen gewürdigt, war die Fiction, Töns würde ihm helfen. Dieser Ausdruck bedeutet im Pinnebergischen — horribile dictu — den leibhaftigen Satan. Was nun aber das Auffallendste ist, dieser Mensch hatte nicht allein seinen Geist wunderbar in Gewalt, auch auf den Körper wußte er wunderbar zu wirken. Es gelang ihm, ganz den Blick des Wahnsinnigen sich anzueignen, er wußte eine Gesichtsfarbe zu erlügen, über welche Dr. Jessen und Hr. v. Kobbe streiten konnten, ob sie auf Kerkerluft oder auf höchstes Stadium des Wahnsinns hindeute;

er fingirte den stärksten Appetit; noch am Abend vor der Hinrichtung aß er Braten, den ihm ein wohlwollender Einwohner Pinnebergs zugestellt hatte, trank Wein, und stellte sich, als wenn er darauf in den ruhigsten Schlaf verfalle. Und doch wußte er den Körper so sehr zu beherrschen, daß dieser bei bester Pflege an Speise und Trank, so abmagerte, daß diejenigen, welche ihn nach Jahren wiedersahen, ihn nicht zu erkennen vermochten. Daß der Delinquent noch auf dem Wege zum Hochgerichte dem Geistlichen zutrank, ist eigentlich eine der empörendsten Scenen, die er versucht hat. Daß Mamcke bis zum letzten Augenblicke die Rolle fortführte, erscheint allerdings auffallend; geistreiche Leute der Gegend haben es damit zu erklären gesucht, er habe einen Wink erhalten, daß eine Königliche Staffette unterwegs sei. Zweimal ist M. jedoch in den letzten Tagen aus der Rolle gefallen, einmal geistig, als man ihm einen Apfel anbot und er sich zu einem Danke vergaß; einmal körperlich. Er transpirirte nämlich gewaltig am Tage der Hinrichtung und wenn es gleich am 1. September ziemlich warm in der Luft war, so hätte der Delinquent doch wohl, hätte er sich nicht vergessen, auch den Einwirkungen der Hitze bei festem Willen zu widerstehen vermocht.

Welches Talent gehört übrigens dazu, seit vier Jahren eine Rolle so weit durchzuführen, daß Jahrelang die Richter nicht mehr verhören konnten, daß diese selbst insofern stutzig wurden, daß sie die Hinrichtung aufschoben, bis ein Arzt entschieden habe, ob der Inquisit bei Verstande sei. Wahrlich, Mamckes Beispiel spricht gegen diejenigen, welche das Pensylvanische System verwerfen, weil mehrjähriges einsames Gefängniß selbst bei gehöriger Beschäftigung, mit Wahnsinn bedrohe, Mamcke hat fünf Jahr die Probe ausgehalten und es nur zum Schein-Wahnsinn gebracht; — um der obern Medicinal-Behörde res integra zu überliefern, hat man auch in den drei letzten Monaten nichts versucht, um durch mildere Behandlung ihn zur Ablegung der Maske zu reizen. — Wie interessant mußte aber die eigene Anschauung dieses Menschen sein, welcher den Psychologen als Beispiel seltener Willensstärke, als schlagendes Zeugniß der Einwirkung des Geistes auf den Körper, noch merkwürdiger erscheint, als wäre er wirklich wahnsinnig. Und deshalb scheint es eben so wünschenswerth, wie nothwendig, daß unserer Landes-Universität dieser Anblick nicht vorenthalten werde. Die Acten können höchstens Scheingründe für die vom Herrn v. K. behauptete Geschichte der Entstehung des Wahnsinns geben; der Inquisit, in Person geschaut, würde jedes Räthsel lösen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 5. Donnerstag, 1. Februar. 1844.

Anzeige*).

Am 27. Januar entschlief unsere allverehrte

Frau Großherzogin Cäcilie,

nachdem Sie vier Tage vorher Ihren Gatten und das Land mit einem wohlgestalteten kräftigen Prinzen beschenkt

*) Die Leser der humor. Blätter, und namentlich die auswärtigen, werden die Güte haben sich mit dem Inhalte dieser Nummer für diese Woche zu begnügen. Sie sollen zur gelegenen Zeit anderweitig entschädigt werden.

Humoristische BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod humanum.

Siebenter Jahrgang.

№ 6. Donnerstag, 8. Februar. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Es war ein schwüler heißer Sommertag, als ich Ems verließ. In Coblenz bestieg ich ein Dampfschiff, um am Nachmittage St. Goar zu erreichen, wo ich Freiligrath, bei dem ich mich von Ems aus durch Geibel angemeldet hatte, besuchen wollte. Der Dichter hat ganz das Aeußere eines alten deutschen Ritters, und der König von Preußen thäte wohl, um einer von seinen romantischen Burgen noch eine größere Täuschung zu verleihen, Freiligrath zu dem Besitzer eines dieser Rococo-Schlösser zu machen. Bis jetzt hat sich seine Freigebigkeit damit begnügt, dem Pegasus Freiligrath's für Heu, Hafer und Stallung 300 Thaler Fouragegelder zu bewilligen, was freilich in Deutschland schon etwas Unerhörtes ist, da die Fürsten in der Regel nicht eher an ihre Dichter denken, als bis diese dem irdischen Jammerthale mit seinen bittern Sorgen entrückt sind. Aber so gut es der König gemeint haben mag, so glaube ich doch, daß dieser Gnadenact Freiligrath pecu-

nie geschadet hat. Es reichte in unserer traurigen zerrissenen Zeit bei Vielen hin, um Freiligrath als Aristokraten und als undeutsch zu verketzern, und viele elende Versemacher, namentlich aus dem weitverbreiteten Geschlechte der Handlungsdiener, deren Gott der aus ihrem Stande entsprossene Freiligrath bisher gewesen war, fielen von ihm ab, publicirten gereimte Absagebriefe an ihn, und kauften sich anstatt des edlen Freiligrath'schen Rheinweines, Herwegh'schen politischen Branntwein. Solche Reactionen müssen natürlich auf den Absatz seiner Schriften merkantilischen Einfluß haben, und der Herr v. Cotta, der doch auch Klugheit neben der Liebe besitzt, wird vielleicht eine abermalige Ausgabe der Freiligrath'schen Gedichte nicht übereilen, auch schwerlich dem Dichter die gewöhnlichen Honorare für künftige Schriften bewilligen. Wäre ich in Freiligrath seiner Stelle, ich würde dem Könige in einem humoristischen Briefe die Geschichte von »Johann dem munteren Seifensieder« vortragen, und damit endigen:

Nimm die Pension, o König! wieder,
Arm dicht' ich wieder reiche Lieder.

Es ist nicht nöthig, daß Freiligrath das alte preußische: »Gott vervierfache mein Tractament« in sein Gesuch mit einfließen läßt. Der gescheute Monarch wird nicht auf halbem Wege stehen bleiben, den großen Dichter des Löwenritts nicht von den Hufen grober Karrengäule zerstampfen lassen, sondern ihm irgend ein Sanssouci bereiten, oder in das seinige mit den Worten aufnehmen:

»Willst Du mit mir in meinem Himmel leben,
»So oft Du kommst, er soll Dir offen sein.«

Empörend ist es übrigens zu lesen, wie Herwegh auf eine Weise, die seinem geliebten Kommunismus entnommen ist, den großen warmen bescheidenen Dichter in seinen schamlosen Zeilen verhöhnt. Indessen wird die Nemesis den Landflüchtigen in Frankreich auch schon ereilen. Mag es in unserm Vaterlande noch so traurig aussehen, wer es verläßt, ist kein braver Deutscher; auch verliert er

ohne Zweifel in der Ferne die Kraft auf die Verbeſſerung der vaterländiſchen Zuſtände zu wirken.

Auf dem Dampfſchiffe gewahrte ich nur Dutzend-Männer und Dutzend-Weiber, ohne Phyſiognomie, ohne Sprache. Das war mir peinigend. Ich verſprach dem lieben Gott, vorlieb zu nehmen, und ging auf den zweiten Platz. Hier ſah ich eine Frau, welche ſichtbare Spuren ausgezeichneter ehemaliger Schönheit trug, namentlich verdiente das ſchwarze feurige Auge noch dieſe Bezeichnung. Sie unterhielt ſich mit mehreren Männern, anſcheinend niederen Standes. Ihre Unterhaltung war intereſſant, witzig, wenn auch nicht immer edel. Ich erfuhr, daß ſie in einer Stadt am Rheine von ihrer Hände Arbeit als Wittwe lebe. Einige dargebotene Erfriſchungen, eine freundliche Anrede und eine theilnehmende Neugierde öffneten allmählig ihr Herz und ihre Zunge. Sie vertraute mir, daß ſie die Schweſter eines ſehr hoch geſtellten bürgerlichen Beamten in einem großen Staate ſei. Früh habe ſie einen adligen Officier geheirathet, welcher, nachdem er vier Söhne mit ihr gezeugt, verſtorben ſei. Ohne Vermögen, und da ihr Bruder damals nur eine ſchwache Unterſtützung ihr zu reichen vermocht habe, habe ſie ſich als Theatergarderobiere ihr Brod verdient. Die Unterſtützungen, welche ihr Bruder ihr nach und nach reichlicher geſandt, habe ſie zur Erziehung ihrer Söhne verwandt, welche alle auf das ausdrückliche Verlangen ihres Bruders den Militairdienſt ergriffen hätten. Den letzten habe ſie heute in einer Stadt abgeliefert, ſie flattre jetzt in ihr Neſt zurück, aus welchem alle ihre Jungen geflogen ſeien. »Mein Loos iſt ein fürch»terliches,« endete ſie, indem raſche Thränen ihren ſchwar»zen Auge entſtürzten; »mein Bruder iſt ein rechtſchaffener, »aber ein ſtolzer Mann! Und wunderbar! ſelbſt bürgerlich, iſt »er hochmüthig auf den Adel meiner Kinder, während er »ſich ſeiner in Niedrigkeit lebenden Schweſter ſchämt, aus »der er mich am Ende auch nicht entreißen kann, denn ich »fühle es wohl, daß mir Manches aus dem niedern Stande »anklebt, und daß er mich nicht in ſeine Salons führen

»darf. Gewiß weiß ich aber, wie er es nie zugeben wird, »daß einer meiner Söhne mich wieder aufsucht. Ich habe »auf ewig von ihnen Abschied genommen, und stehe in »Verzweiflung da, wie eine Henne, welche die von ihr »ausgebrüteten Enten im Lebensmeere herumschwimmen »sieht!« — —

Als ich in St. Goar anlangte, sah ich unfern des Landungsplatzes ein Haus mit einem Altane, der mit Herren und Damen geschmückt war. Die Taschentücher von Freiligrath und Geibel zogen mich bald hinauf, und hier fand ich, außer der Frau des Dichters und seiner Schwester, Levin Schücking und seine Braut, ein Fräulein v. G. Mit den beiden letzten verlebte ich nur eine halbe Stunde; das nächste Dampfschiff entführte sie nach Coblenz, jedoch ließen sie in mir eine sehr lebhafte Erinnerung an ihre Liebenswürdigkeit zurück. Mit den übrigen und einem Herrn K... aus Frankfurt verlebten wir einen frohen Abend, der noch nach Jahren wie Rosenöl in meinem Gedächtniß duften wird. Um ihn zu besingen, möchte ich ein Freiligrath sein. — Wir trennten uns spät. — Ich machte mit Geibel noch einen Spaziergang, dann warf ich mich dem Gott Morpheus in die Arme, denn meine Nerven waren sehr angegriffen, wozu der Genuß menschlicher Gesellschaft und des feurigen Weins nach so langer Entbehrung das Seinige beigetragen haben mochte.

Mir träumte von Herwegh, mit dem ich wegen seiner unwürdigen Angriffe gegen Freiligrath in einen heftigen Streit gerieth. Wir standen am Rhein, und zwar bei Leopoldshafen. So oft ich ein Schwert ergriff, um mit ihm zu kämpfen, sprang er in den Rhein und schwamm hinüber nach der französischen Seite.

Voll Verdruß zog ich meine Brieftasche, und schrieb ein halb Dutzend Epigramme gegen ihn, von denen mir nur ein Paar im Traumgedächtniß geblieben sind. Sie mögen hier ihren Platz finden, da die freche Weise, womit Herwegh in dem zweiten Bande seiner Gedichte so viel

Schönes und Heiliges angreift, faſt jeden deutſchen Schriftſteller zu einem Ausruf des Unwillens nöthigt.

An Herwegh.

Immer verlangt Dir im Geiſt nach einer germaniſchen Flotte,
Suchſt Du vielleicht dort den Dienſt, den als Soldat Du verlieſſt?

Die kommuniſtiſchen deutſchen Geſellen in Paris an Herwegh.

Herwegh! wir ſchreien wie Du, »Herr weg und Theilung der Güter!«
Sollſt behalten Dein Weib, aber die Mitgift »halb Part.«

Als ich erwachte, glaubte ich, der Untergang der Welt ſei nahe. Das mächtigſte Gewitter, das ich je geſehen, entladete ſich mit Blitzen und Regengüſſen, aber ein heftiges Pochen in meinem Herzen und in meinem Kopfe ſchien den rollenden Donner noch zu übertreffen. So lag ich leidend, und wachend träumend, bis gegen Morgen, wo mir Freiligrath, dem ich meine Abreiſe auf heute unwiderruflich angekündigt hatte, folgendes Sonnett ſchickte;

Ein Frühgewitter ſcheucht der Träume Schaar;
Es läßt es nicht an plumpen Donnern fehlen;
Auch nicht an Blitzen, grellen, kreuzfidelen,
Die Kreuze ſchlagen über's Mangeljahr.

Wild jubelt es! Was ſchiert mich die Gefahr?
Ich wollt', ich könnt' ihm einen Donner ſtehlen,
Und dieſem Blatt ihn irgendwie vermählen,
Daß er Dich mahne allzeit an Goar!

Doch leider lieg' ich ſelber noch im Bette,
Zu ſchläfrig noch, in meinen Vers zu legen,
Was in den Wolken trotzig murrt und zückt.

Nimm drum vorlieb mit diesem Prachtsonette,
In dem, geweckt von Julidonnerschlägen,
Des Freundes Rechte treu die Deine drückt.

Seinem lieben Freunde Theodor
von Kobbe zur Erinnerung,
F. Freiligrath.

St. Goar,
10. Juli 1843,
Morgens 6 Uhr.

Ich begrüßte bald Freiligrath. Auf meine Frage, welche schriftstellerische Arbeit er jetzt unter Händen habe, ließ er mich nicht undeutlich merken, daß ihn eine theatralische, und wie ich glaube ein Lustspiel, beschäftige. Es mag sein, daß das Dramatische die würdigste Schöpfung eines Dichters ist, wie denn die ewige Lyrik eines alternden Poeten immer widerlich wird, und selbst dem guten Rückert nicht mehr ansteht, ich weiß aber auch, daß manche zur Leier Berufene es nicht für den Dienst der Melpomene oder der Polyhymnia sind. Bin ich gleich überzeugt, daß Freiligrath nichts unternehmen wird, was ihm nicht Ruhm und Ehre bringt, so ward ich doch durch seine Aeußerung an das allgemeine Streben unserer Poeten, ihre Schöpfung auf die Bühne zu bringen, erinnert weshalb ich auch dem Freunde bemerkte:

»Die bei mehreren jungen Poeten herrschende Modewuth Dramen zu schreiben, erinnert mich an die Aeußerung eines Jeverschen Juden, Namens S....., der ein ganz gewandter Taschenspieler und Equilibrist war. »Bei »Gott, sagte er einmal zu mir, bei Gott, ich wollt' es gäb »kei Pferd nich uf die Welt.«

»Wie so?«

»Wenn's kei'n Pferd gäb, so gäb's auch kein Künstrei»ters nich. — Aber die Künstreiterei is der Ruin für alle »Mechaniker und Equilibristen, für die Herkulesse, selbst »für die Marionettentheaters und Feuerfressers.«

»Wie versteh ich das?«

»Gehn Sie hin, wohin Sie woll'n, Sie finden in »ganz Deutschland kein Künstler nich, wenn er auch noch »so brav arbeitet, in Kunst, Gewandheit oder Kraft, der

»'n ander Seeligkeit kennt, als su sein ein Direktor von »die Künstreiters. So is mich's auch gegang'n, mein verstor»ben Frau hat mir gebitt von Himmel zu Erde, ich sollt' kein' »Künstreiterei nich anfangen. Ich hab' ihr gegeben Recht, »denn ich hab' gewußt, daß ich müßt zusetzen mei Geld. — »Und doch hab' ich mir acht Pferd und zwei Mamsellen »angeschafft, die ritten wie die Engels. — Im halben »Jahre aber war ich bankrott.«

»Warum stach Sie aber auch der Haber?«

»Sprechen Sie nich von Haber, der Haber is mich »deuer genug geworden.«

»Aber Baptiste Loiset?«

»Ich wollte der bräch den Hals. Grad der verführt »die Andern auch Künstreiterei zu treiben. Es hat gege»ben ein Napoleon, es giebt ein Batist Loiset. Napoleon »is auch nich gut gewesen für manche Fürsten. Sie woll'n »auch Künstreiters sein wie er. — Aber nich cumpabel mein »Lieber! Links um geht der Weg nach Wanschbeck *).«

Während ich dieses an Freiligrath erzählte, kam ich wohl im Geist auf verunglückte dramatische Kunstreiter, aber nicht auf den Baptiste Loiset. — Dagegen ward ich an die dicke dramatische Kunstdame, Madame Birch-Pfeiffer, erinnert, welche jetzt zur Erwärmung des menschlichen Herzens sechsactige Dramen strickt, ein Gewebe, das ich übrigens immer nur als Schlafmütze habe benutzen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Drei Tage in San Carlo. Roman von Georg Lotz. Drei Bändchen, Jena, bei Friedrich Luden.

*) Wandsbeck.

Ein Buch, das eine Reihefolge intereſſanter, ſehr gut geſchriebener Erzählungen enthält, womit ſich die Kranken im Hospital San Carlo zu Havanna die Zeit verkürzen, welches ſie gewiß auch jedem Leſer thun werden, weshalb ſie vor allen Leihbibliotheken ſehr dringend zu empfehlen ſind. Möge der Herr Verfaſſer die verſprochene Mittheilung der Schickſale des deutſchen Apothers Wilhelm Freund bald folgen laſſen.

Hors d'oeuvres.

In Stuttgart, wo Biertrinken als der größte Lebensgenuß angeſehen wird, paſſiren diejenigen für die Weiſeſten, welche referiren können, wo der friſcheſte Frühtrunk zu haben iſt. Denn da man das Bier vom Faſſe zapft, ſo iſt es für nationale Biertrinker wichtig zu wiſſen, wo ein Faß am Abend vorher geleert worden, daher ein neues am Morgen angebrochen werden muß. — Es iſt daher ein großes Compliment, wenn man von einem Menſchen ſagt: »Des iſcht á Pfiffikus, der weiſch alle Täg, wo geſtern das Bier ausgang'n iſcht.

In Frankreich war vordem ein adliches Gut, deſſen Beſitzer ſeinem Landsherrn jährlich zu Martini einen Zaunkönig in recognitionem feudi ſchicken mußte, ſo wie ein Edelmann in Oeſterreich als Lehnsbekenntniß zwei Maaß Fliegen zu liefern hatte. Ein anderer Vaſall mußte auf einen beſtimmten Tag vor der Gemahlin des Lehnsherrn ein Liedchen ſingen. Die Herren von Dymerode mußten dem Kaiſer, wenn er nach Thürwagen kam, einen Heerwagen mit Schüſſeln präſentiren. Vaterland.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſch: Buchhandlung

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 7. Donnerstag, 15. Februar. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

»War de Herr mit de Schnurrbart, wo Ihnen in »St. Goar die Hand schüttelte, nich de Digter Freilig»rath?« fragte mich im reinsten Elberfelder Dialect eine heisere Stimme, die mit Mühe dem dicken Kehlkopfe eines wohlbeleibten rothnasigten Fünfzigers entquoll, welcher mit zwei andern Herren den Kaffe auf dem Dampfschiffe zu sich nahm.

Ich bejahte die Frage.

»Was Sie sagen Herr Meyer?« fiel ein Anderer ein, dessen Gesichtszüge jüdische Abkunft verriethen, »das ist ge»wesen der Dichter Freiligrath? Bei Gott, ich hätt' »gewünscht, daß ich ihn hätt' näher gesehen und gesprochen. »Freiligrath is ein ausgefeigneter Dichter, aber nich »witzig. Saphir — «

»De Freligrath war früher bei uns uf en Contor »in Elberfeld. He hatt' 3 gute Station und hätt' Kauf»mann bleibe solle. Mit dat Dichte kommt doch am Ende »nichts herohß.«

»Ich will das nich sagen, Herr Meyer! wenn man »so witzig is wie Saphir, der verdient sehr viel Geld mit »seine Vorlesungen. Wissen Sie seinen neisten Witz? Mein »Cousin hat ihn mir geschrieben.«

»Ne, aber lasse Se höre, Herr Herz! De Saphir »det is å lustiger Kohz, dat läßt sich schon lese, wat de »macht.«

»Ich sage, er is einzig witzig, hören Sie nur, was »der schreibt:

»Die Männer haben früher die Mädchen betrachtet »wie Feenstücke, sie sahen den Himmel offen und die »lieben Englein auf- und niedersteigen; dann behandelten »sie sie wie die Ritterstücke, die Fräulein galten ihnen »nur etwas, wenn sie zugleich ein Burgfräulein waren, »es waren Kreuzritter, die Kreuz und Ehre zusam»men fanden, nämlich in ihrer Hausehre ihr Haus»kreuz; dann wurden die Mädchen Iffland'sche Rühr»und Familienstücke, d. h., in jeder Familie, wo so »ein Paar Stück waren, war großer Jammer und »Rührung, jetzt sind wir mit den Mädchen so weit ge»kommen, wie mit den jetzigen Theaterstücken, man »sieht bei ihnen nicht auf ihren Werth, nicht auf ihre Hand»lung, nicht auf ihre Sprache, bloß auf ihre Ausstattung »— es sind Ausstattungsstücke.«

Der dicke Elberfelder und der bisher schweigsame Dritte fingen an aus vollem Halse zu lachen.

Das encouragirte Herrn Herz, er ließ eine Sünd- und Sündenfluth Saphirscher Bonmots regnen.

»Mir is immer so sehr lächerlich,« hub endlich der Dritte, ein Leipziger, an, »wenn ich so bei uns die ar»men Schriftsteller sehe, die sich freuen, wenn sie so viel »Geld haben um ihren Laufewenzel bleffen und ein Seidel »Bier trinken zu können, und ich daran denke, daß ich »selber beinahe å Poet geworden wäre.«

»Sie å Dichter? nu dat wäre schön, å Millionär und »å Poet!« bemerkte Meyer.

»Ja, sehen Sie mein Lieber, ich bin wie Sie wissen »in Grimme geboren. Alljährlich um die Christzeit be»suchten uns zwei hübsche Cousinen aus Weimer. Die »thaten's mir bald an, vorzüglich die eine, die Thus»nelde; aber das gute Thierchen schwärmte immer für die »Poeten, und sprach nur von Schillern und Göthen. »Da dachte ich, Thusnelden zu gefallen, wirst du och å »Dichter. Mein Vater hatte å Mal in einer Auction å »Reimlexicon gekauft. Ich rettete es noch gerade in dem »Augenblick, als man Düten daraus machen sollte. — Mit »Hülfe desselben verfertigte ich jetzt Gedicht über Gedicht »an meine Cousinen.«

»Se sind doch immer gewesen 'n Speclant,« fiel Herz ein.

»Ja, so'n wenig. Im Anfang ging es och sehr gut — »Aber eines Morgens, da überfielen mich de Mädchen uf »der Stube, als ich grade Thusnelden å Gedicht auf »'n todten Kanahrienvogel machen wollte. Von Stund' an »neckten sie mich mit meinem Reimlexicon. Ich wurde ganz »desperaht.«

»Das konnt' doch fein einerlei vor Ihre Cousine, wo»her Sie hatten das Gedicht, wenn Sie es nur lieferten,« meinte Herz.

»Hehren Sie, mein Glück war, daß just mein Oheim »aus Leipzig kam. — Er wußte, daß ich das Geld liebte »und hübsch zusammen hielt. »Traugott,« sagte er, »werd' »kehn deutscher Dichter nich, da mußt Du hungern.«

»Wie so, hungern?« fragte ich ganz erschreckt.

»Ja hungern? Hehr nur mal diese Fabel. Und nun »trug mein Oheim å Gedicht vor, das letzte, was ich aus»wendig gelernt habe. Ich weeß es noch, ja, und wenn »die Herren es erlauben, da trag' ich es ihnen vor. Es »ist von Lichtwehr, der den Herren bekannt ist.«

»Wüßte doch nich!« versetzte Meyer. »Vielleicht von »Lichtwald und Comp.,« fiel Herz ein, das ist eine Ber»liner Firma.«

»Mein Lichtwehr, das iſt irgend ein todter deutſcher
»Dichter. Hören Sie nur:

Es trug Damöt vor wenig Wochen
Zu Phyllis, ſeiner Schäferin,
Ein Thier, das er ihr längſt verſprochen,
Ein abgerichtet Vöglein hin.
Ach! ſagte Phyllis, mein Damöt,
Es iſt recht ſchön, kann es auch ſingen?
Ja! Kind, es ſingt, wie ein Poet,
Ich werde dir nichts ſchlechtes bringen.

Wie freundlich dankte ſie Damöten!
Wer wünſchte nicht, Damöt zu ſein?
Sie ſchloß den fliegenden Poeten
In ein vergittert Häuschen ein.
Sie knackt ihm Hanf, ſie gab ihm Brod,
Das ſie zuvor in Milch erweichte,
Es hieß: der Vogel leidet Noth,
So oft ſie ihm das Futter reichte.

Der Vogel, dem dergleichen Fälle
Nie vor dem Schnabel kommen war,
Genoß ſein Futter in der Stille,
Und unterließ das Singen gar.
Ei, ſagte Phyllis, ſing' auch nun,
Sieh, was ich Dir vor Guts erzeiget,
Der Vogel hatte mehr zu thun,
Sie häuft ſein Futter, Nichts; er ſchweiget.

Damöt, das will ich nicht vergeſſen,
Rief Phyllis, daß ich dir geglaubt,
Der Vogel hat ſo viel zu freſſen,
Und ſingt doch nicht, iſt das erlaubt?
Es blieb dabei. Hört, was geſchah?
Die Schäferin ging einſt zum Schmauſe,
Und blieb bis an den Abend da,
Der Vogel hungerte zu Hauſe.

Ergötzt er gleich nicht Phyllis Ohren,
So war ihr doch der Vogel lieb,
Sie ſchätzt ihn diesmal für verloren,
Ach! ſagte ſie, du armer Dieb,

Indem ich hier getanzt, wirst du
Vielleicht schon mit dem Tode ringen,
Sie eilt nach ihrer Wohnung zu,
Da höret sie den Vogel singen.

So rief die Phyllis, kam dein Schweigen
Von allzu vielem Futter her,
So wird der Hanf im Preise steigen.
Sie hält ihn knapp. Nun singet er.
Der Vorsicht Weisheit zeiget sich
Vom kleinsten Wesen bis zum größten,
Sie nährt die Dichter kümmerlich,
Warum? da singen sie am besten.

Die letzten Worte begleitete der Sachse, dessen Namen ich übrigens nicht erfahren, mit einem schallenden Gelächter, in welches die beiden Andern einstimmten. Nur Herz fragte. »Und was is geworden aus Thusnelde?«

»Die hat hernach einen Professor in Jene geheirathet, »der acht Kinder in de Welt gesetzt hat, und dann in der »größten Misére an der Schwindsucht gestorben ist. — »Der Kerl hat och Verse gemacht, dafür hat ihn Gott aber »auch kümmerlich genährt, wie Lichtwehr sagt.

»Ich aber reiste am andern Tage mit dem Oheim »nach Leipzig.«

Ich weiß in der That nicht, ob ich unwilliger war über die Manifestationen des prosaischen Kleeblatts, oder über den Dichter, der ein wohlbestallter und wahrscheinlich gut gagirter Regierungsrath, wenn ich nicht irre, in Halberstadt, niederträchtig genug war, es für eine Weisheit Gottes zu erklären, daß die Deutschen ihre Dichter hungern lassen. Bald hatte ich aber meinen guten Humor wieder. — Ich objectivirte mir die drei guten Leute für meine Blätter, und um dies noch besser zu können, wandte ich mich an Herrn Herz, aus dessen vetterlichem Briefe ich mir zu dem obgedachten Zwecke den Saphirschen Passus erbat und abschrieb. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Ein Coiffeur macht darauf aufmerksam, wie wichtig für den Geist ein reiches Haar sei, und empfiehlt Allen, die geneigt sind Kahlköpfe zu werden, dies nicht blos des äußern Ansehens, sondern auch der geistigen Kraft wegen sorgfältig durch Tincturen, Pomaden u. s. w. zu verhindern. Unsere Leser mögen entscheiden, ob er Recht hat, wenn er sagt: »Haben Sie bemerkt, daß diejenigen Frauen, »welche schöne Haare haben, auch immer die geistreichsten »sind? Die Wärme, welche durch diese Hülle dem Gehirn »mitgetheilt wird, ist der Entfaltung des Gedankenlebens »am günstigsten. Der schnellere Umlauf der Säfte setzt »die Kräfte des Geistes in größere Bewegung. Besonders »äußert sich dieser Einfluß am wirksamsten in Betreff der »Phantasie. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Gedan»ken beim Erwachen die besten sind, daß die kühnsten dich»terischen Entwürfe im Bett gemacht werden, daß eben »daselbst den Philosophen die besten Ideen einkommen. »Das kommt daher, weil der Kopf von der Bettwärme »angeregt ist. Die mittägigen Völker sind wegen der grö»ßeren Hitze der Temperatur eben deswegen geistreicher, als »die nordischen.« — Hieran ließen sich manche Bemerkungen und Fragen knüpfen, z. B. ob sich bei Julius Cäsar eine Abnahme der geistigen Kraft geoffenbart habe, seitdem er seine Platte mit dem Lorbeer zu bedecken gezwungen war; oder: ob Simson's Stärke nicht vielleicht mehr geistig als körperlich gewesen. Deshalb haßten ihn vielleicht die Philister und schnitten ihm das Haar ab, damit er auf keinen guten Gedanken zu seiner Rettung mehr kommen möge; diese Handlungsweise wäre allerdings im Sinne der Philister begründet. Möglich auch, daß das Sprichwort: »es ist kein gutes Haar an ihm,« nichts weiter bedeutet, als: »er ist ein Dummkopf!« Die Alten reden viel von den »olympischen Locken Jupiter's«. Sollten sie damit nicht den göttlichen Genius bezeichnen wollen, und schreibt

in unſerer Zeit, wo ſo viel vom Cultus des Genius die Rede iſt, die Mode nicht langes Haar vor? Bekannt iſt ferner, daß die Gelehrten in ihrem Arbeitszimmer gewöhnlich ein Käppchen auf dem Haupte tragen. Das leitet zu der Vermuthung, daß ihnen unter ſolcher Kopfbedeckung das Denken leichter wird. Wenn ſich die Liebenden gegenſeitig Locken ſchenken, ſo ſoll dieſes wohl ein Symbol des innigſten Austauſches ihres Gedankenlebens ſein. Ein anderes Sprichwort: »Haare auf den Zähnen haben,« ſagt ſo viel, als: »den Kopf auf dem rechten Flecke haben.« Unter ſolchen Umſtänden werden die Friſeurs künftig noch eine bedeutendere Rolle ſpielen, als bisher, und Menſchen mit reichen Locken werden ein günſtiges Vorurtheil für ihre geiſtige Befähigung erwecken. Vielleicht wird es dann Mode, bei der Bewerbung um eine Stelle den einzuſendenden Zeugniſſen eine Locke, oder wenigſtens ein Teſtimonium von irgend einem glaubwürdigen Friſeure beizufügen. (Mode.)

Der Schuldloſe. Ein junger Taugenichts hatte eine alte ſehr reiche Wittwe geheirathet, und genoß auf ihre Koſten das Leben in vollem Maaße. Mehr noch als die Nichtachtung, mit welcher ihr Mann ſie behandelte, beunruhigte die alte Dame der Gedanke, er möchte ſich ihrer zu entledigen ſuchen. Eines Tages, als ſie dieſen Träumen mehr als gewöhnlich nachhing und ſich nach einer Speiſe etwas unpäßlich befand, rief ſie aus: »Ich bin verloren!« »Ich bin vergiftet!« »Vergiftet?« fragte ihr liederlicher Gemahl erſtaunt; »wer glaubſt Du, daß das geweſen ſein könnte?« »Du!« rief die Alte mit zerſtörten Zügen. »Du! Kein Anderer.« »Was?« fuhr dieſer entſetzt auf. »Ich ein Mörder! Sogleich gehe ich wieder zum Doctor, Du mußt augenblicklich geöffnet werden. (Freiſchütz.)

Der heiße Streit über das vertrauliche Wörtchen »Du« beim preußischen Militair ist nun definitiv entschieden, und zwar durch folgende Anecdote. Ein Landwehrlieutenant, der Sohn eines reichen Schuhmachers, befiehlt bei der Uebung einem Landwehrmanne, dem Sohn eines Bankiers, mittelst des Wörtchens »Du« fester aufzutreten. Landwehrmann: »Ich kann es nicht recht Herr Lieutenant.« Lieutenant: »Ich befehle es Dir nochmals, fester aufzutreten.« Landwehrmann: »Es ist mir nicht möglich, Herr Lieutenant.« Lieutenant: »Warum nicht?« Landwehrmann: »Sie haben mir die Stiefeln zu eng gemacht, Herr Lieutenant.« (Kreischütz.)

In Flachsenfingen brannte das Ordenshaus an einem Tage, da gerade ein Ordenscapitel gehalten und die Ernennung vieler Mitglieder verkündet worden war. — Ein Witzbold meinte, »der Brand sei deshalb entstanden, weil zu viele arme Ritter gebacken seien.

Der vierte Jahrgang der uns zugesandten Narrhalla, oder Mainzer Carnevalszeitung, ein Organ für Mainzer Carnevalsbestrebungen, von Ludwig Kalisch — die sich erste vermehrte und verbesserte Auflage ankündigt, enthält manches Piquante, als:

»Kinder und Narren pflegen die Wahrheit zu sagen, aber die Großen sie nicht gerne zu hören.«

Amtliche Bekanntmachung. Jeder lege vor seiner Thür. Der Bürgermeister.

Literarische Anzeige. Die Preßfreiheit, ein deutsches Mährchen für erwachsene Kinder.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 8. Donnerstag, 22. Februar. 1844.

Bruchstücke einer Reise durch Spanien.

Von Clemens Lamping.

Seit vier Tagen, lieber Freund, befinde ich mich in der alten Hauptstadt des maurischen Königreichs Cordova, der Residenz Abd El Rahhman des Großen. Hier war es, wo die Herrschaft der Mauren ihre höchste Macht und Blüthe erreichte, und wo das Morgen- und Abendland sich mit einander vermählten, wenn auch in heißem Kampfe.

Doch von der einstigen Pracht und Größe Cordova's ist wenig übrig geblieben als Schutt und Trümmer. Der Pallast der maurischen Könige (Alcazar) ist verfallen bis auf wenige Gemächer, ihre Lustgärten sind verödet, und nur die große Moschee, die Kaaba des Westens, ist noch wohl erhalten. Mein erster Gang war, nun dieses Meisterwerk maurischer Baukunst zu sehen. — Von aussen entdeckt man nur eine hohe, verwitterte Mauer, die mit Zinnen versehen ist. Mit der scheuen Ehrfurcht eines gläubigen Pilgrims trete ich durch eines der Hauptthore, und befinde mich zu meinem Erstaunen in einem Vorhofe, in welchem reiche Springbrunnen und die schönsten Palmen und Orangenbäume Kühlung und Schatten verbreiten. Hier,

wo sonst betrachtsame Moslims ihre Tage betrachtend dahinflossen, sieht man jetzt spanische Lazaroni im braunen Mantel und runden Hut gemächlich unter den Orangenbäumen hingestreckt, die mit ihrem Cigarrito im Munde die halbe Zeit ihres Lebens in philosophischer Ruhe verträumen. Ich wäre sehr geneigt gewesen, sie für Jünger des Diogenes zu halten, wenn sie von Einem nicht noch Etwas mehr verlangten als Sonne, nämlich »Almosen«; allein man muß gestehen, daß sie wenigstens ohne Unverschämtheit betteln, und mit einem gewissen Bettlerhumor. Sich halb von seinem Sitze erhebend, streckt ein solcher Lazaroni dem Vorübergehenden seine Hand entgegen, mit einem bittenden por Dios. Wenn Dieser eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe macht, so ruft er ihm mit ironischem Lächeln ein »Gott vergelte es Euch« nach, worüber dann die ganze Bande in ein fröhliches Gelächter ausbricht. Man sieht, daß bei diesen das Elend nicht bis an die Wurzel gedrungen ist; sie betteln nur, weil ihre Väter gebettelt haben.

In der wunderbarsten Stimmung von der Welt schreite ich durch das zweite Thor, und mein erstaunter Blick verliert sich in einen unabsehbaren Wald von Palmen; denn in der That, diese schlanken Säulen scheinen Palmen zu sein, deren Häupter das Gewölbe tragen.

Ein magisches Halbdunkel herrschte in der Moschee, denn durch die buntbemalten Fensterscheiben fiel von oben nur ein spärliches Licht herein. Erst nach und nach gewöhnte sich das Auge daran, und ich konnte die Gegenstände deutlicher erkennen. An den Säulen wie an den Seitenwänden fand man überall Sprüche aus dem Koran eingeschrieben. Alles athmete hier die Luft des Morgenlandes, und ich würde mich in die Zeiten Abd El Rahymans zurückversetzt geglaubt haben, wenn nicht aus einiger Entfernung die dunkeln Klänge der Orgel und christliche Gesänge zu mir herüber geschallt hätten. Als ich näher hinzutrat, bemerkte ich einen Altar, an welchem gerade das Hochamt gehalten wurde.

Etwa in der Mitte der Moschee hat man von den

1200 Säulen, welche diese ehemals zählte, ein Paar Hundert weggeräumt, und daselbst ein gothisches Schiff gebaut, in welchem jetzt der Gottesdienst gehalten wird.

Am östlichen Ende der Moschee ist eine kleine Seitencapelle (la Mesquita), in welchem sich die Gräber einiger maurischen Könige befinden. Dieselbe ist von den Christen ganz unberührt geblieben, und man behandelt die Gebeine dieser Könige mit derselben Ehrfurcht, als wenn sie den heiligen drei Königen angehört hätten. Ein junger Priester, der mir als Cicerone diente, und mir diese Mesquita zeigte, sprach mit außerordentlicher Andacht von ihnen, wußte mir aber nichts destoweniger die Namen nicht zu nennen.

Die Moschee von Cordova war ehemals das für den Westen der mohamedanischen Welt, was die Moschee von Mecca für den Osten war, das heißersehnte Ziel aller Pilger. Wenigstens einmal im Leben mußte jeder Gläubige die Kaaba gesehn haben. Und noch jetzt sollen aus den entferntesten Gegenden Africa's Pilgrime herüberkommen, um hier in dem Hause des Propheten ihre kummerbelastete Brust zu erleichtern.

Doch mit welchen Empfindungen mögen diese den entweihten Tempel betreten, mit welchen Gefühlen mögen sie die Töne der Orgel und den Gesang christlicher Priester anhören. Wenn Gedanken tödten und Worte Mauern einreißen könnten, gewiß dann stände kein Stein von dem Tempel mehr auf dem andern, und kein christlicher Priester läse mehr die Messe in demselben

War mir es doch, als sei ich selbst ein Pilger aus fernen Landen, der hierher gewandert, um Ruhe zu finden für seinen müdegehetzten Geist. Doch auch mir erschien in diesem Augenblicke der Gottesdienst fremd und unheimlich, es war mir als wäre es nicht der Meinige. Der Gesang der Priester klang mir wie Verhöhnung, die Säulen schwankten vor meinen Blicken, und das Gewölbe drohte über mich zusammenzustürzen; da klopfte mich eine Hand sanft auf die Schulter, und als ich mich umsah, stand mein Reise-

geführte, Don José, neben mir, der lächelnd zu mir sagte: »Schon wieder in Träumereien versunken, Senor Pensoso?« (Herr Denker.) —

»Fort ins Freie,« sagte ich zu ihm, ihn eiligst mit mir hinausziehend. Draußen angekommen, und die frische Luft einathmend, waren meine bösen Träume verschwunden, und ich lachte selbst über meine eigne Thorheit.

Don José machte mir den Vorschlag, mit ihm eine Wanderung durch die Stadt zu machen, welchen ich um so lieber annahm, da mein Freund hier längere Zeit gewohnt hatte, und Cordova so gut kannte, wie seine Tasche.

Cordova hat, wie alle Städte maurischen Ursprungs, sehr enge Straßen. Zwei oder drei Hauptstraßen ausgenommen, sind dieselben so eng, daß sich eben zwei Pferde begegnen können. Von einem Balcon zum andern kann man sich bequem die Hand reichen, und für Jemanden, der recht ernsthaft verliebt ist, soll es sogar nicht unmöglich sein, noch mehr wie einen Händedruck zu erhalten. — Die Hauptgemächer der Häuser liegen nach dem innern Hofraum zu, der Patio genannt wird, und in den Häusern der Vornehmen mit einem Springbrunnen versehen und mit weißen Steinen, und nicht selten mit Marmor, gepflastert ist. Dies ist der Lieblingsaufenthalt der Andalusier im Sommer. Im Winter wohnen sie im zweiten Stock, welcher dichter und wärmer ist.

Alle Fenster am unteren Stockwerke, die nach den Straßen zugehn, sind mit eisernen Gittern versehn, um das Eindringen von Verliebten und Räubern zu verhindern. — Die Straßen waren ungewöhnlich leer, weil es noch zu früh war, um auf die Promenade zu gehen. Der Spanier hält es für unanständig, zur Zeit der Siesta, von 12—4, in den Straßen sich sehen zu lassen. Ein Sprichwort sagt, von 12—4 sieht man Niemand in den Straßen als Hunde und Engländer (de las doce hasta las quatro no se ve nadie en la calle que los perros y los ingleses). Selbst der Bettler würde es unter seiner Würde halten, während dieser Zeit zu betteln. — Erst gegen Abend

beginnen die Straßen und Promenaden ſich zu beleben. — Um nicht für Menſchen ohne Erziehung und gute Lebensart gehalten zu werden, traten wir in ein nahes Kaffeehaus, wo wir eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft fanden. Hier, wie überall im Süden, fällt es Niemanden ein, ſeinen Kaffee im eigenen Hauſe zu trinken. Männer und Frauen gehen des Nachmittags in's Kaffeehaus, um dort eine Taſſe Kaffee oder ein Glas Sorbete (Gefrornes) einzunehmen. Das Letztere iſt für den Spanier eine durchaus unentbehrliche Sache. Da man hier kein Eis haben kann, ſo läßt man mit großen Koſten Schnee aus der Sierra Nevada kommen, welcher dann unter den verſchiedenſten Geſtalten verkauft wird. Bald mit Rahm, mit Orangen, Granaten ꝛc.; und es iſt nicht zu leugnen, daß es etwas ſehr Behagliches hat, an einem heißen Sommertage an einem kühlenden Springbrunnen zu ſitzen und Sorbete zu ſchlürfen. Alle Welt befand ſich in dem geräumigen Patio, welcher durch Weinlaub gegen das Eindringen der Sonnenſtrahlen geſchützt war. In der Mitte des Hofes ließ eine Fontaine ihr Waſſer über den mit weißen Steinen gepflaſterten Boden ſtrömen und verbreitete die erquickendſte Kühlung. — Wir ſetzten uns an den erſten, beſten Tiſch, und ließen uns Eis geben, denn die Hitze hatte uns bedeutend echauffirt. — Es iſt eine eben ſo erfreuliche als eigenthümliche Erſcheinung, daß man an den öffentlichen Orten in Spanien nie einen Unterſchied der Stände bemerkt, obgleich hier doch die verſchiedenſten Stände, vom Marqueſe bis zum Escribano (Schreiber), vereinigt ſind. Man redet Jeden mit Sennor oder Usted (Euer Gnaden) an, ſelbſt den Bettler, und ſo iſt der Stolz vielleicht Urſache, daß man gar keinen Stolz bemerkt. — Ein anderer nicht minder erfreulicher Zug bei dem Spanier iſt, daß er nie Etwas genießet, ohne vorher ſeinen Nachbar zur Theilnahme einzuladen. Wenn es auch nur eine bloße Form iſt, ſo hat es doch etwas Wohlthuendes, und namentlich für einen Fremden. — Mein Freund machte mich aufmerkſam auf die Menge ſchöner Frauen, die hier verſammelt waren, und in

der That, es würde schwer fallen, in jedem andern Lande als Andaluſien, eine ſolche Menge ſchöner Weiber in einem ſo kleinen Raume vereinigt zu finden. Das Auge, Haar und der Wuchs waren faſt bei allen untadelhaft ſchön. Gang und Haltung waren ſtolz und frei, vielleicht ſogar ein wenig zu frei für ein Weib, und man ſah es ihnen an, daß ſie im Nothfalle im Stande waren, Leben und Tugend mit dem Dolche in der Hand zu vertheidigen. — Ich bemerkte meinem Freunde, daß ich einen merkwürdigen Unterſchied fände zwiſchen den Cordoveſas und den Frauen von Granada; daß mir dieſe, obgleich nicht weniger ſchön, mehr Mauriſches in ihrem Weſen zu haben ſchienen, die erſteren dagegen kamen mir chriſtlicher, katholiſcher vor. — »Sie haben Recht,« ſagte er, »die Cordoveſas haben alle einen gewiſſen Zug von Liebe im Auge, ich weiß nicht, ob es mehr menſchliche oder chriſtliche Liebe iſt.« —

Als es begann dunkel zu werden, ſchlenderten wir nach dem Marktplatz (Plaza mayor), unter deſſen Arcaden die ſchöne und bigliche Welt von Cordova auf- und niederwogte. Faſt jede Stadt in Spanien von einiger Bedeutung hat ihre Plaza mayor, welche mit Säulengängen umgeben iſt, und hier iſt die Lieblingspromenade der Bewohner, namentlich bei ſchlechtem Wetter, wo ſie im Freien nicht gehen können. Die Promenade iſt ein ſehr wichtiger Gegenſtand für den Spanier; man kann annehmen, daß er ein Drittheil ſeiner Zeit auf der Promenade zubringt. Daher legt auch der Spanier, wie alle Südländer, wenig Werth auf Comfort und Eleganz in ſeinem Hauſe. In der Regel findet man dort nur große, unwohnliche Räume, ohne Ofen und Kamin, ja ſelbſt zuweilen ohne Stühle und nur mit einem ſchlechten Divan an den Wänden verſehen.

(Der Schluß folgt.)

Hors d'oeuvres.

Einiges über Thibaut. Der berühmte Thibaut pflegte zur Zeit ſeiner Pandektenvorleſungen, wenn er das Kapitel von der Ehe abhandelte, einige Sorgenbrecher mehr als gewöhnlich genommen zu haben. Er unterſuchte dann wohl, welche der gangbaren Redensarten ein gültiges Eheverſprechen enthielten, und entſchied ſich endlich dafür, daß die Worte:

»herzallerliebſter Schatz mein,«

noch nicht bindend ſeien, wohl aber die Phraſe:

»ich will Dich nehmen, die Leute mögen ſagen, was »ſie wollen.«

Ueber Göttingen war er ſehr ſchlecht zu ſprechen. Als Student hatte er einen Profeſſor ſeine Aufwartung, aber nicht wie gewöhnlich in kurzen Inexpreßibeln und Ecarpins gemacht, weshalb der Königlich-hannoverſche Hofrath ihn mit den Worten angefahren hatte: »Herr, in dieſer Tracht pflegt man keine honette Leute zu beſuchen.«

»Das thue ich auch nicht,« war Thibauts Antwort geweſen.

Der verſtorbene Stallmeiſter M — äußerte über einen kleinen Mann von untadelhaftem Wuchs. — »Nun ja, der iſt nicht übel gewachſen, ſo weit wie er gekommen iſt.«

Humoriſtiſche Waarenberichte.

Paris. Die feineren Sorten werden zum Conſum bei Hofe geſucht. Da ſie ſelten ſind, werden ſie feſtgehalten.

Wien. In raffinirter Waare wird wenig umgeſetzt.

Rußland. Am Kaukaſus haben beträchtliche Umſätze Statt gefunden.

Piemont. Still in Pfeffer.

Hannover. Hannoverſch-Oldenburgiſche Zollartikel etwas höher begeben.

London. Coburger Waare noch immer angenehm und geſucht.

Berlin. Flau. Staubiger Pfeffer eingerufen. Fremde Zucker vernachläßigt.

Würtemberg. Erhält ſich Alles in guter Meinung.

Kaſſel. Bleibt Frage nach harter Waare.

Geträumtes Billet.

Anſelm von Rothſchild an Baron N. N.

Die leichte Münze, mein lieber Baron,
Muß ich mir in Zukunft verbitten,
Dukaten, die haben ja keine Religion,
Die nehm' ich nur unbeſchnitten.

Anzeige.

Die bereits vor dem unglücklichen 27. Januar entworfene Faſtnachts- und Narrenzeitung wird der eingetretenen Trauer halber erſt als Aprilſcherz erſcheinen.

Die Redaktion.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 rthl 18 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 rthl 3 gr Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Geld für das ganze Jahr wird das Journal durch alle mobilibl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das mobilibl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil humani mihi quod humanum.

Siebenter Jahrgang.

№ 9. Donnerstag, 29. Februar. 1844.

Bei der Trauerbotschaft
von
dem Verscheiden
J. K. H.
Cäcilie,
unserer allgeliebten
Großherzogin von Oldenburg
am 27. Jan. 1844 [1].

Von
Julius Mosen.

Hab' ich so schwer geträumt? Noch rollen mir
Aus meinen Augen schmerzlich heiße Thränen,
Und angstvoll pocht das Herz im Busen hier,
Durch meine Seele zieht ein trübes Wähnen, —
Es schwankt die Erde in den alten Klammern,
Und durch die dunkle Nacht geht herbes Jammern.

[1] Wir glauben dem Publikum durch die Veröffentlichung des vorliegenden Gedichts eines ausgezeichneten Dichters gefällig zu sein.
Die Redaction.

Noch steht vor mir die fürstliche Gestalt,
Es leuchten Ihrer Augen helle Sonnen,
Noch fühl' ich ganz des Zaubers Allgewalt,
Dem noch kein gottbegnadigt Herz entrinnen; —
Ich blick' empor, — ich sehe Sie nicht wieder
Und stürze schluchzend auf die Erde nieder.

Wär' mir Dein Blick noch einmal zugewandt,
Erdrücken wollt' ich in der Brust die Klagen,
Mit Thränen nehen Deine klare Hand,
Dir noch ein Wort zum letzten Abschied sagen,
Dann stumm in Leid und Trauer mich verhüllen
Und streng mein hartes Schicksal noch erfüllen.

Die Rose war so schön, die dort geblüht,
Umhegt von einer Krone goldnen Reifen,
Ein seliges Geheimniß Ihr Gemüth,
Ein Sonnenblick aus dunkeln Nebelstreifen,
Entzücken über Land und Meer verbreitend,
Doch wie ein Traumbild schnell vorübergleitend.

Still geht der Schmerz hinauf zum Fürstensaale:
Cäcilie, Du warst so sehr geliebet!
Allein klagt nicht Dein Fürstlicher Gemahl, —
Wie hast Du doch so schmerzlich uns betrübet!
Zum erstenmal, zum letztenmal, — es brechen
Im Harm die Herzen und die Thränen sprechen:

Du Wunderblume, die aus Nordlands Schnee
Das milde Haupt zum Licht emporgewendet, —
Ob wir vergehen auch in Leid und Weh', —
Schön, wie Du warst, ist Dein Geschick vollendet;
Ein Gott entrückt Dich aus dem höchsten Glücke,
In schöner Jugend dem umwölkten Blicke.

Im Nachtwind zittert jedes Kerzenlicht,
Es wehen lange Flore in den Lüften,
Und doppelt bleich wird jedes Angesicht
Im langen Zuge zu den Todtengrüften; —
Doch wenn nun Alle dort vorüberziehen,
Werd' ich noch einsam an dem Gitter knieen.

Bruchstücke einer Reise durch Spanien.

Von Clemens Lamping.

(Schluß.)

Es herrschte das regste Leben auf dem Marktplatz. Es schien hier die umgekehrte Ordnung der Dinge eingetreten zu sein; man hatte die Nacht in den Tag verwandelt. Es war ein Getöse wie auf einem Jahrmarkt. Hier saß ein altes Weib und bratete Kastanien, welche ihr von einigen muthwilligen Buben weggenommen wurden, was natürlich die Alte sehr in Harnisch brachte und sie zu den seltsamsten Schimpfwörtern begeisterte. Etwas weiter stand ein Mann, welcher mit Stentorstimme seinen Kaffee mit Milch ausrief (Café con leche, para un quarto) für einen Quarto (1/8 Groten). Neben ihm ein Anderer, der mit wahrhaft ciceronischer Beredsamkeit gebratene Eicheln anpries. Eicheln, so süß wie Mandeln (bellotas dulces como almendras). — Uebrigens muß ich bemerken, daß dies eine eigne Gattung von Eicheln ist, welche nur im Süden wächst, und beinahe wie Kastanien schmeckt. Ein halbes Dutzend Aguadores (Wasserträger) ließ mit bewunderungswürdiger Ausdauer das Agua, agua fresca ertönen. — Jeder suchte seinen Nachbar zu überbieten durch eine heiskreischende Stimme und durch einen Schwall von bilderreichen Redensarten; durch all diesen Lärmen hörte man den hellklingenden Ton der Kastagnete und der Mandoline, eine Art Guitarre, denn an zwei bis drei Stellen der Plaza mayor wurde getanzt. — Ein solcher Ball (baylo) ist hier sehr schnell eröffnet. Es braucht sich nur irgend ein verliebter Schäfer mit seiner Mandoline an eine Säule zu lehnen, und den Bolero oder die Cachucha zu klimpern und zu singen, so finden sich im Augenblick einige Paare zusammen. Jedes Mädchen, versteht sich aus den untern Ständen, hat ihre Kastagneten in der Schürze, um im Nothfalle gleich zu Hand zu sein. Sie setzt ihr Körbchen auf die Erde, zieht ihre Kastagnete aus der Schürzentasche und der Ball beginnt.

Zu jeder Tanzmusik wird auch gesungen; der Text ist dem Ganzen entsprechend, gewöhnlich sehr verliebten Inhalts. — Takt und Melodie wiederholen sich immer, nur daß sie nach und nach rascher und ungestümer werden. Eben so der Tanz; — es wiederholen sich immer dieselben Figuren, jedoch die seriösen Grotesksprünge werden nach und nach wilder und regelloser, bis sie zuletzt in einen bachantischen Taumel ausarten. — In allen spanischen Tänzen herrscht dieselbe Idee, — sie stellen den Kampf der Liebe dar. — Suchen und Meiden, Fliehen und Verfolgen, Schmollen und Aussöhnen. — Sehr gegen meinen eigenen Willen habe ich diesen Abend die Cachucha mitgetanzt. Ich hatte mich als Zuschauer zu einer Gruppe Tänzer gestellt, als ich plötzlich von einem hübschen Mädchen mit einem leichten Kopfnicken aufgefordert werde mit ihr zu tanzen. Erstaunt über diese Ehre, die hier übrigens nicht ungewöhnlich ist, wollte ich mich entschuldigen mit nicht Tanzen können ꝛc., allein sie bat mich mit einem so freundlichen Lächeln, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich machte die Figuren des Tanzes mit, so gut es eben gehen wollte, als ich nicht weit davon einen jungen Burschen bemerkte, der auf mich und meine Tänzerin wüthende Blicke warf. Die Ursache leicht errathend, flüsterte ich dem Mädchen zu: »Ist das Dein Geliebter, der dort am Pfeiler steht und so zärtliche Blicke hierher wirft?« »Ja,« erwiederte sie, »ein guter Junge, aber eifersüchtig wie ein Teufel (celoso como un demonio.« »Schön, und mich hast Du ausgesucht, um ihn von seiner Eifersucht zu heilen?« »So ist's — Tenner,« sagte sie lächelnd, und mit einem leichten Knix war sie verschwunden. Bald darauf bemerkte ich sie mit ihrem Othello auf- und niedergehen. Dieser schien sehr erbost zu sein und machte ihr die heftigsten Vorwürfe; doch mit einem Male veränderte die Scene, sie fing an zu schluchzen und spielte die Beleidigte, und mein Othello — bat sie um Verzeihung. Die alte Geschichte. — Tout comme chez nous, dachte ich, suchte meinen Freund Don José wieder herauszufinden aus der Menge, und wir

wanderten unsrer Posada (Gasthof) zu. Unterwegs erzählte ich ihm mein Abentheuer, worüber er sich ausschütten wollte vor Lachen. Doch plötzlich ernsthaft werdend, sagte er zu mir: »Uebrigens rathe ich Ihnen, vorsichtig zu sein, sonst könnten Sie in unangenehme Berührung mit den Messern dieser Herren Cordovesen gerathen.«

Am andern Tage wanderte ich mit einigen Reisegefährten zu der Vorstadt, welche am linken Ufer des Guadalquivir liegt. Eine prächtige Brücke, welche aus 10—12 Bogen besteht, verbindet dieselbe mit der Stadt. Der Fluß, wenngleich er hier schon eine bedeutende Breite und Wassermasse hat, wird erst bei Sevilla schiffbar, weil er bis dahin zu häufige Klippen und Stromschwellen hat. Obgleich erst Anfang Mai, ist es hier doch schon so warm, daß man die ganze Jugend im Guadalquivir sich baden sieht. Diese Brut hat eine solche Keckheit und Sicherheit im Schwimmen und Tauchen, daß man sie für eine eigne Gattung von Fischen halten sollte.

Als wir über die Brücke gingen, riefen uns einige Straßenbuben aus dem Wasser zu, wir möchten ihnen einige Quartos (eine Kupfermünze) in's Wasser werfen. So wie sie die Stücke fallen sahen, tauchten sie unter, und balgten sich selbst unter dem Wasser so lange herum, bis der Mangel an Athem sie wieder in die Höhe trieb. —

Ich war eigentlich hinübergegangen, um die Ruinen des zur Zeit der Römer so mächtigen Corduba zu sehen. Wir fanden jedoch Nichts als einige Mauerreste und ein Paar verfallene Thürme. Die Zerstörungswuth der Zeit und fremder Völker und Geschlechter hatten die Denkmäler jener römisch-iberischen Stadt fast ganz vernichtet.

Besser erhalten, freilich auch beinahe um ein Jahrtausend jünger, ist der Pallast der maurischen Könige (el alcazar del Rey moro). Wenigstens lassen die noch ziemlich wohl erhaltenen Gemächer die einstige Pracht und Schönheit desselben ahnen. —. Jedoch die ehemaligen Bestimmungen der

Könige, welche ſich den Guadalquivir hinab ausdehnen, ſind verfallen und öde. Dort, wo ehemals die Gewächſe aller Zonen das Auge ergötzten, ſieht man jetzt nur wucherndes Unkraut; wo man einſt bei nächtlicher Stille nur die Töne der Luſt und Liebe vernahm, hört man jetzt das heiſere Geheul des Schakal's, den der Hunger aus ſeiner Einöde hervorgetrieben hat.

Ich ließ mir von einem Bettler, der in dem Pallaſte der Könige ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte (ein Bettler der Erbe der Könige), die Zimmer des Schloſſes zeigen. Mit größter Bereitwilligkeit ging er mit mir und erklärte mir in der bilderreichen Sprache des Andaluſiers jede Säule und jeden Winkel. — Zuletzt kamen wir an jenen, durch ſeine Größe und Schönheit berühmten Saal, worin einſt Abd El Rahhman der Große ſeine Gaſtmähler zu halten pflegte. Auch dieſen hatte die Zeit, die unerbittliche, nicht einmal verſchont. Das Gewölbe war eingeſtürzt, die Wände verwittert, und die ſchlanken, gewundenen Marmorſäulen umgeſtürzt. »Hier iſt es,« rief mein Führer mit leuchtenden Blicken aus, »wo einſt Abd El Rahhman ſterbend die inhaltſchweren Worte mit goldenen Lettern an die Wand ſchrieb: Hier lebte einſt Abd El Rahhman, er hat 50 Jahre über Cordova geherrſcht, in 100 Schlachten ſeine Feinde beſiegt, und iſt in ſeinem langen Leben nur 14 Tage glücklich geweſen.« —

In der That eine kurze Zeit, ſagte ich ſinnend zu mir ſelber, für einen mächtigen König, nur 14 Tage des Glücks. Zu was nützte ihm denn alle ſeine Macht, wenn er das Glück nicht zwingen konnte, ihm zu dienen. — Ich möchte doch wiſſen, welche Tage ſeines Lebens dieſe glücklichen geweſen, ob die erſten Tage der Liebe, oder des Ruhms, oder beider zuſammen. —

Meinen Führer ſchienen dergleichen Grübeleien wenig zu beunruhigen. Er hatte unterdeſſen einige reife Orangen von dem nächſten Baume gepflückt, und ſich auf die Stufen des Pallaſtes niedergelaſſen, wo er mit großer Virtuoſität eine Orange abſchälte. »Le gusta usted; Sennor

mio« (Gefällt Euer Gnaden), rief er mir mit ächt spanischer Galanterie zu, indem er mir die eine Hälfte der Orange reichte, »es iſt ein heißer Tag heute und die Orange wird uns erquicken.« Mit einem pflichtſchuldigen »Gracias Senmor« nahm ich die Erfriſchung an, und ſetzte mich zu ihm. Ich war entzückt über den Anſtand, mit welchem dieſer Bettler die Honneurs machte im Pallaſte der Könige. Schaltete und waltete er hier nicht ſo unbefangen, als wenn er der Enkel Abd El Rahhman's des Großen geweſen wäre? Doch wer weiß, vielleicht war er wirklich ein Abkömmling des mauriſchen Königs. Wenigſtens den Stolz und den Anſtand hatte er dazu.

Nachdem wir eine Weile uns ſehr gemüthlich mit einander unterhalten hatten, ſagte der Bettler plötzlich zu mir: »Aha, Euer Gnaden ſind kein Caſtilianer, wie ich anfangs geglaubt habe, ſondern ein Ausländer; das höre ich an der Ausſprache des d.« »Ja,« antwortete ich, nicht wenig geſchmeichelt dadurch, daß er ſich durch mein Spaniſch hatte ſo lange täuſchen laſſen, »ich bin ein Deutſcher (Aleman).« »Aha,« meinte er mit einem pfiffigen Geſicht, »ein Auſtriaco?« — »Ja wohl, ein Oeſterreicher;« denn es wäre doch verlorne Mühe geweſen, ihn mit den politiſchen und geographiſchen Verhältniſſen Deutſchlands bekannt zu machen, denn darin war er, wie alle Spanier ſehr unwiſſend. Sie ſind zu ſtolz, als daß ſie ſich um andre Nationen bekümmern ſollten. Ganz Deutſchland ſieht für den Spanier noch immer unter dem Kaiſer von Oeſterreich; Preußen (la Prussia) iſt für ſie kein Deutſcher, ſondern ein barbariſcher Staat, wie etwa Polen und Rußland.

Die Deutſchen ſind übrigens im Ganzen bei den Spaniern beliebt, und gelten bei ihnen für tapfer, wahrheitsliebend, aber ein wenig dumm. Der Spanier glaubt nämlich den Deutſchen leicht übertölpeln zu können, worin er ſich doch manchmal irret. Mein Freund geſtand mir ganz naiv, »es freue ihn ſehr, daß ich kein Engländer ſei, denn die könne er nicht leiden.« Als ich ihn um die Urſache dieſer Abneigung fragte, entgegnete er mir, »daß die Eng-

länder durch ihre großen Ankäufe den Xeres-Wein um das Doppelte in der Höhe getrieben hätten. Früher hatte das Quartillo (¼ Fl.) nur 1 Real (5 Groten) gekostet, und jetzt fast 2 Realen.« Dieser Grund war mir vollkommen einleuchtend, denn was kann es Härteres geben, als das ein Mann gezwungen wird, seine Weinportion um die Hälfte herabzusetzen, oder zu einer schlechtern Sorte seine Zuflucht nehmen zu müssen. —

Nicht ohne Wehmuth trennten wir uns von einander. Einige Realen, die ich ihm für seine Mühe anzubieten wagte, nahm er mit vieler Würde als einen schuldigen Tribut an, und streckte sich gleich mit vieler Behaglichkeit wieder hin.

Hors d'oeuvre.

In Karlsruhe beabsichtigte der Abgeordnete Knapp an die Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Frage zu stellen. Ob es angehe, daß ein deutscher Souverain zugleich Unterthan eines auswärtigen Thrones sein könne? Derselbe Herr Knapp fabricirt aus Oberländer Weinen deutschen Champagner. Was Du nicht willst, das man Dir thue u. s. w. u. s. w.

Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 10. Donnerstag, 7. März. 1844.

Der Heimatlose.

(Eingesandt.)

»So, deiner Sünden große Zahl
Wird endlich jetzt gerochen.« —
Der Heimatlose hört's und lacht,
Es wird der Stab gebrochen.

»Verstockter Schurke, Bösewicht,
So kann dich gar nichts rühren?
Du lachst, als wollt' man dich zum Fest
Und nicht zum Galgen führen.« —

»Euch Richter möcht's was Neues sein,
Das Schlimmste von allem Bösen. —
Ich werd' in ein ander Land transportirt,
Bin's lang' schon gewohnt gewesen.«

W. v.

De Buhr un de Apptheker.

Ehn Holsteensch Döhntjen [1]).

In ohlen Tihden as de Apptheken erst oppköhmen, wurden de Appthekers von de Buhren fahken Quacksalber nöhmt. Denn so hahren se de Lühdt titlehrt [2]), de von en Wagen herunner de Medizin verköpen. —

De Apptheker wullen aber nich gern den Ökelnahmen hebben, und vör Allen würren ehre Gesellen splitterdull, wenn de Buhren to jemm »Quacksalber« sähen.

Üm de Tihd was Mal ehn Buhr in Heidrege, wat en Dörp is, dat dicht bi Uetersen licht, de Jan van Tagen hehten dä; de har en billig gohde Fro, und de wurr krank.

»Fahder!« sä se to Jan, »ich heww sohn Kopp- »und Liewwehdag, wat fang ick dabi an.«

»Lütje Moder!« sä Jan, »da kummt mit di nu so »uht, as de duhne Köster, vergangen Jahr, op mi bi Ti- »tus Heidorn sin Kindelbehr [3]) utdicht hätt:

Laßt Euch sagen,
Jan von Tagen
Hat Schmerzen im Magen,
Kann nix vertragen.

»Swig still Fahder! dat is lang kehn Narrenkram mit »mihn Kopp- und Liewwehdag.«

»Häst Du all en Franfken Bittern nommen?«

»Ja wis, twee, man dat helpt nix. Du mußt war- »raftig na den Herrn Quacksalber Roxer in Uetersen »gahn und fragen, ob he gans kehn Rath för Kopp- und »Liewwehdag weet.«

»Ganz gern, lütje Trina!« sä Jan, kreeg sihn nee Sündagsfutterhemd un sihn Dreemaster [4]), und güng nach Uetersen.

---

1) Döhntjen: scherzhafte Erzählung. 2) Titlehrt: titulirt. 3) Kindelbehr: Kindtaufe. 4) Dreemaster: dreieckiger Hut.

As he in de Appthek köm, was de Herr nich to Huhs, öhers wull de Gesell, de wehr in sick ganz verdullt. Denn all twee Buhren hahren emm Quacksalber nöhmt, he har see aber dehg utschullen.

»Mihn Fro, hör mal ins,« säh Jan van Tagen, »hett sohn Kopp- und Liewwehdag, und hett mi nu »na emm herstürt. Ick schull emm fragen, ob he ganz »kehn Rath för Kopp- und Liewwehdag wüß, Herr Quack»salber!«

Als de Gesell wedder den Ökelnamen hören dä, würr he ganz ertrant und dullhaarig. He nähm de Hand in de Högkt und gehw Jan van Tagen ehn düchtige Ohrsieg.

»O Herr Quacksalber!« reep Jan ganz verblüfft.

Schwapps, gehw emm de Apptheker noch ehn Ohrsieg. —

Jan van Tagen, de in sihn Unschuld von Gott kehn Quath und nich wüß, dat de Apptheker emm dull to wehr, nähm de Ohrsiegen ganz verbaft hen, und güng ganz still weg.

»Wunderlich!« sä he vör sick, as he dör de Möhlenstraht na Huhs güng. »Wunderlich! dat se nu mit Ohr»siegen kurehrt. So'n Wax paßt wull för Kinder, man »doch nich för groote Lühde.«

As he na Huhs köhm, jammer Trina noch mächtig. »Na,« frog se, »Jahder, hett di de Herr Quacksalber wat »för mi mitgeben?«

»Ja, lütje Trina, man ick weet nich ob Du dat ohk »brucken wullt «

»Her damit!« schree Trina. »Her damit Jan! De »Herr Quacksalber mut mi helpen, dat hett mi ohk Fast»labendnacht dröhmt.«

»Nu, wenn Du dörut wullt,« sä Jan van Tagen, und schlog sihne Fro an den Hals.

Liew- und Koppwehdag güngen öher. —

Fief Wehken na dato, sä Trina: »Jahder! wenn »Du hüht na den Klosterhofmeister geihst, kannst Du wull »bihn Herrn Quacksalber vör gahn. Da he mi nülig so

»mächtig gau holpen hett, so wull ick emm gern 'n Pott »Botter und 'n ohl Hähn schicken.«

»Da deihst recht an, Trina,« sä Jan. »Übers 'n »Pott Botter und 'n Hohn sind wat ricklich för ehn Ohr»sieg. Item, wer weet ob de Apptheker de nich ohk betalt »hett. Dat möcht aparti doch ganz absünderliche Ohrsie»gen sihn.«

As Jan in de Appthek käm, was de ohle Apptheker Roxer to Huhs. Roxer was kehn Dummschnut nich, man wat rachgierig opp Botter und Höhner. As he sög, dat de Buhr emm wat bring'n wull, wär he mächtig gohd gestellt und lachd öber dat ganze Gesicht. Jan van Tagen har emm wull hunnert Mal »Quacksalber« titlehren kunnt. —

»Herr Quacksalber,« sung Jan an, »vör sief Wehken »hett Ehr Gesell mihn Froh so mächtig gau von de Kopp»und Liewwehdag holpen — ick schull emm dafür 'n Pott »Botter und 'n Hohn bring'n.«

»Vehlen Dank, Jan van Tagen!« sä Roxer, »kumm, ga he sitten, und schmöhk ins opp lang.«[1])

»Danke, ick mut na Huhs. — Man dat Ohrsiegen »so kurehren könnt,« sä Jan opp letzt. — »Und ehn heww »ick man bruckt, de annre kann he wedder kriegen, da kann »he noch mennig armen Minschen mit helpen.«

Und in den Ogenblick gehw Jan van Tagen den Apptheker ehn Ohrsieg, dat Roxer fast beschwiemel [2]).

Literatur.

Randzeichnungen vom Advocaten Detmold in Hannover. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Viehweg und Sohn, 1841. Ein vortreffliches

---

1) Schmöhk ins opp lang: rauch eine lange weiße Pfeife. 2) Fast beschwiemel: fast ohnmächtig wurde.

Buch, welches zwei Aufsätze, die »schwierige Aufgabe« und »ein Kindermährchen« enthält. In dem ersten Aufsatz ist die Hohlrednerei so vieler, angeblich liberalen Schwätzer auf eine vortreffliche Weise dargethan und in's Gebiet der Kunst verlegt. Sämmtliche Redner, von Ammer bis Wehmeyer, sind Raisonneure, die dies aber nur so lange bleiben, als sie ihr Brod, ihre Existenz, nicht bedroht sehen, der Gedanke daran aber deckt ihren servilen knechtischen Charakter auf, und stellt ihn auf eine höchst ergötzliche Weise an den Pranger. In jeder Zeile liegt eine goldene Lebensregel, man glaubt in jeder Figur einen Bekannten zu erkennen. — Weniger ist das Ende des Kindermährchens, das sehr hübsch angelegt ist, zu loben. Die Moral: »Man »wird nicht so leicht gefressen, wenn man nicht gefressen »sein will,« beruht nicht auf muthigem Widerstand, sondern auf pfiffigem Weglaufen.

Hors d'oeuvres.

Das Lottospiel wird in ganz Italien, namentlich aber in Neapel mit der höchsten Leidenschaft betrieben. In Neapel selbst giebt es unter vier Gewölben gewiß ein Lottobüreau, und vor dem Ziehungstage reichen gleichwohl sechs Personen kaum hin, die verlangten Billets zu vertheilen. Uebrigens bietet man auch Alles auf, um die Leute zum Spiele zu reizen. Die Büreaus sind geschmückt; Guirlanden von allen Farben ziehen die Blicke der Vorübergehenden an, und halten ihnen harlequinbunte Ternen vor. Wer das Roth liebt, kann auf rothe Nummern setzen, u. s. f. Im Hintergrunde des Büreaus sieht man auf einem Transparent drei Nummern, welche besser sein sollen, als alle andere, mit der Umschrift: »Hier ist das wahre Glück.« Am interessantesten ist aber das Lottobuch, la smorfia, eine Sammlung aller Hauptbücher mit einer Nummer gegen-

über. Fällt einem irgend etwas zufällig auf, oder träumt man von etwas, so nimmt man das Lottobuch, sieht nach, welche Zahl dem Namen entspricht, und setzt auf dieselbe. Die gesuchtesten und glücklichsten dieser Nummern sind die, welche Anfällen, Feuersbrünsten, Todtschlägen u. s. w. entsprechen. Ist irgendwo eine Feuersbrunst gewesen, so werden die Lottobüreaus belagert, Jedermann will auf die Feuernummer setzen. Man ist genöthigt die Einsätze zu beschränken, und giebt nach einiger Zeit keine Billets mehr aus. Die Lotteverwaltung ist in solchen Fällen nicht ohne Besorgniß, denn wenn der Zufall sich einmal für die so stark besetzte Nummer erklärte, würde sie einen ungeheuren Verlust erleiden. Selbst in den römischen Staaten und in der Stadt Rom sind die Lottobüreaus den Sonntag über geöffnet; Frühstück erhält man am Sonntage in den Restaurationen nicht, aber in das Lotto darf man setzen. Alle Kaufleute reizen ebenfalls zum Einsatz in das Lotto an; selbst wenn man ein Päckchen Schwefelhölzchen kauft, erhält man es in ein Papier geschlagen, worauf sich einige Verse und drei Nummern befinden, die der Kaufmann für das Lotto empfiehlt. Ist ein Unglück geschehen, so spricht man zwar erst sein Bedauern darüber aus, aber schnell tröstet sich Jeder, greift nach dem Lottebuche, und besetzt die Zahl des Unglücks in dem Lotto. Das Lotto selbst wird jeden Sonnabend gegen fünf Uhr Abends mit großen Feierlichkeiten gezogen, nachdem ein Geistlicher die Urne geweiht hat, in welcher sich die Nummern befinden.

(Freischütz.)

Der Affe als Bürgermeistersohn. In einer Reichsstadt hatte eine gestrenge Magnifizenz einen lustigen Sohn, der seines Papas Affen durch Knabenkleidung vermenschlichte. Der Affe hatte vermöge seines Nachahmungstalents von dem Knaben bald allerlei Unarten gelernt. So warf er auch einst einen Bauer, welcher Torf vor des Bür-

germeiſters Hauſe ablabete, fortwährend Soden an den Kopf. Der Bauer ließ ſich zwar die ſchwachen Würfe aus Reſpekt vor der Magnifizenz gefallen, er glaubte aber dem jungen Herrn, den er für den Sohn des Hauſes hielt, doch mit drohendem Finger die Lehre geben zu müſſen: »Junge Herr! wenn ſihn Vatter ſo weſen wär as he, he wär nie Burgemeiſter worden.«

Chineſiſche Ohrgehänge. Unter dieſem Titel verkauft man in Paris zierliche Glöckchen an einem Ringe, die zu läuten anfangen, wenn man einem Mädchen was in das Ohr flüſtert. Eine beſorgte Mutter ſoll ſie erfunden haben, welche auf Bällen das Ohrenziſcheln der jungen Herren nicht leiden kann.

(Freiſchütz.)

Brillen verkaufen. Lange habe ich darüber nachgedacht, woher das Sprichwort Brillen verkaufen, für »anführen, betrügen«, ſtammen mag. Endlich habe ich den Urſprung gefunden. Vor etwa fünfzig Jahren lebte hier in Oldenburg ein Ladendiener, den die Particulargeſchichte Snitker nennt, bei dem oft Bauern Brillen zu kaufen begehrten. Um aber zu verhindern, daß dieſe guten Leute bei dieſem wähleriſchen Acte ihn zu lange aufhielten, pflegte er ihnen zwei Male nacheinander eine Brille vor- und eine Bibel, dieſe aber verdreht, unterzulegen. — Da die Buchſtaben auf dem Kopfe ſtanden, verneinten die guten Landleute natürlich die Frage, ob ſie durch die Gläſer leſen können. Jetzt aber gab Snitker die dritte Brille und drehte die Bibel wieder zurechte, worauf der ſchon an ſeiner Sehkraft zweifelnde Käufer ſelig, groß und klein A wieder zu erkennen, ohne Weiteres das Brillenpaar behielt.

Dieſe Erzählung hat außer mancher andern auch die

Moral, daß man den Sinn der Bibel nicht faſſen kann, wenn man ſie verdreht.

Dem Vernehmen nach wird die noch ungeborne Advokatenverſammlung in Mainz, um dem Schickſale der Latona zu entgehen, ſich nur mit völkerrechtlichen Berathungen beſchäftigen und alle ſtaatsrechtlichen Beziehungen, als in Deutſchland nicht exiſtirend, ausſchließen. Dabei wird natürlich bei Tafel auch das Naturrecht (quod natura omnia animalia docuit) ſich geltend machen. —

Impromptu

an den Herrn Hofſchauſpieler Kaiſer nach Darſtellung ſeines Kaiſers Karl in Moritz von Sachſen.

Gar manchen Kaiſer als Komödiant
Hat die Geſchichte anerkannt,
Mancher Mime hat einen Kaiſer erzielt
Und doch nur immer ſich ſelber geſpielt.
Dich ließ weder Name noch Rolle im Stich,
Nomen und omen! Wir grüßen Dich.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour. feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 11. Donnerstag, 14. März. 1844.

Epigramme von Klöntrup*).

I.

Joſt un Jan.

Wat giv et Nigges, seggde Joſt to Jan.
— Se drêpen ſick unnerweggens an. —
»Null Nigges, men nix Goes,« seggde Jan to Joſt,
»De Pôabſt is up en Dûwel erboſt;
»Denn tûsken de Höll' un en Fegefûûr
»Jô innefallen de aute Mûûr.« —
»Un nu kann na minen Giſſen
»De Pôabſt de Mûûren gar nich miſſen.«
»Dat giv en Przeß,« seggde Joſt to Jan. —
»Jo woll, un en Przeß de der wat lange duuern kann,
»Denn dat meeſte Geld het de Pôabſt ſonder Twiwel
»Ower de meeſten Advokâten het de Dûwel.«

*) J. A. Rosenmann, genannt Klöntrup, war ſelbſt Advokat und iſt in der juriſtiſchen Welt durch ſein Handbuch der osnabrückiſchen Rechte bekannt geworden. Außerdem hat er noch ein Bändchen Gedichte geſchrieben, wovon noch einige Exemplare im Manuſcript exiſtiren, gedruckt ſind wenige davon. — Klöntrup wurde in Iburg geboren und ſtarb auf dem Wege zwiſchen Badbergen und Quakenbrück.

2.

Der Wirth im Keller.

Fragst: was der Wirth zu schaffen hat,
Im Keller bei Kerzenscheine?
Er steht ja dort an Gottes Statt
Und macht das Wasser zu Weine.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Der Rhein bietet dem Auge manchen schönen Anblick, wenn man aber die Reise zu Berg oder thalwärts häufig gemacht hat, so wird man von der Monotonie ermüdet, welche bei Mangel an aller Fernsicht nur gewisse Gegenstände immer in verschiedenen Situationen vor das Gesicht bringt. — Man wird an ein Kaleidoscop erinnert, in welchem ein Kreuz, eine Erbse, ein Läppchen Scharlachtuch und Glitzerkorn immer neue Figuren aus denselben Bestandtheilen bilden. Nimm einen Weinberg, einen Nachen, ein Dampfschiff, eine Ruine, ein neues Roccocoschloß, einen Kirchthurm, etwas Staffage, und Du hast die Ingredienzen einer Rheingegend, die immer nur mit kaleidoscopmäßiger Abwechslung vor die Augen treten. — Daher finde ich es immer lächerlich, wenn wir auf den Dampfschiffen so manche Deutsche, namentlich aus dem Norden, gewahren, welche einen Enthusiasmus für die Gegend heucheln, den sie eigentlich nicht empfinden, ja zu dem sie gar selten berechtigt sind. — Ich sage berechtigt, denn kein Mensch, Geognosten etwa ausgenommen, hat das Recht die todten Dinge zu lieben und zu bewundern, der nicht ein Herz voll Liebe für seine Mitmenschen im Busen trägt, sich und sie damit sättigt, und endlich noch etwas für die todte

Natur übrig hat. — Wer trinkt nicht gerne edlen Wein aus einem feinen Glase? Wer liebt nicht überhaupt die edle Form für die edle Materie? So auch mit der schönen Gegend. Aber es ist lächerlich diese Außenwelt zu seinem Götzen zu machen, und, wie die russischen Großen den lieben Gott in Käfern und Wanzen, ihn hier am Rhein in Berg und Thal und Fluß verehren zu wollen. Wahrlich, ein gebildeter Rheinländer ist interessanter als alle Gegenden an beiden Ufern. — Nur uns Deutschen ist diese Sorte Heuchelei eigen, der, wenn mich nicht Alles täuscht, lediglich unbewußt der Gedanke zum Grunde liegt, sich bei der Natur, dem Gott der Verständigen im Kostüm, so zu sagen, einen weißen Fuß machen zu wollen. — Der Vetter Engländer ruft noch wol sein »delightful« aus, obgleich er, mit beständiger Furcht seinem »Alt-England« etwas zu vergeben, bei jedem Lobe die Versicherung ausspricht, wie die Ufern der englischen und schottischen Flüsse mit ihren castels eine weit schönere Aussicht darbieten; der Russe aus einer der ersten Rangklassen zeichnet mit seinen ihn begleitenden Töchtern Skizzen der ihn umgebenden Gegend, während der Franzose nie ein überschwängliches Naturlob ausstößt, vielmehr bei der hübschen Decoration, die sich seinem Auge darbietet, an die der großen Oper erinnert wird, und sich wohl nicht mit Unrecht vermißt, die dort durch die Kunst reproducirte Natur schöner als die wirkliche zu finden.

Schon länger hatte eine junge Dame meinen Blick auf sich gezogen, welcher ein ältlicher Herr so viele Aufmerksamkeiten bewies, daß ich ihn anfangs für den Bräutigam, später höchstens für den zärtlichen Onkel des Mädchens hielt. Allein ich hatte mich geirrt, es waren Vater und Tochter. Sie wohnten in Bonn, und waren der Aussprache nach ohnfehlbar jüdischen Ursprungs. — Die nicht häßliche Tochter erinnerte mich lebhaft an Holbein's »Liebe kann Alles«. Sie dominirte ihren Vater auf die ärgste Weise. Mir war sie interessant, weil ich in ihr das erste Judenmädchen gesehen, das in einer Universitätsstadt, was

bei Chriſtinnen nicht ſelten, ſondern gang und gäbe iſt, burſchikoſe Tendenzen entwickelte. So rief ſie, nota bene, immer in einem Tone, wie ein Fieberkranker, der in der Nacht zu trinken begehrt.

»Vatter!«

»»Was denn, meine gute Tochter?««

»Weißt Du, woran ich denke!«

»»Nein, meine jute Tochter?««

»Ich denke an den letzten Cotillon, den ich mit dem Herrn von Roſen tanzte.«

»»Ich weiß wohl, daß Du den Cotillon getanzt haſt, meine jute Tochter, denn es war drei Minuten nach Drei, als wir zu Hauſe kamen, aber ich weiß nicht mehr, daß Du mit Herrn von Roſen getanzt haſt. Ich glaubte, Du hätteſt getanzt mit Vetter Herz.«« —

»Gott bewahre, das iſt ja ein Philiſter.«

»»Aber er iſt Dein Couſin und ein reicher Mann, meine jute Tochter.«« —

»Pah!« —

Nach einer Weile hub Röschen wieder an:

»Vatter!«

»»Was denn, meine jute Tochter?««

»Was meinſt Du von der Pauckerei zwiſchen Grafen Bauſſin und Herrn von Roſen.«

»»Was für'ne Pauckerei?««

»Nun, meinethalben kontrahirten ſie ja. Ich tanzte ja mit Roſen, Bauſſin wollte hoſpitiren. Roſen aber verbat ſich das.«

»»Iſt mir unbekannt, meine jute Tochter, Roſen kenn' ich wohl, das iſt ein ganz netter Menſch, der ſieht ſeine Wechſel von mir. Aber Graf Bauſſin kenne ich nicht.««

»Was, Du kennſt nicht Graf Bauſſin? er hat ganz dicht an Profeſſor Walter gewohnt.«

»»Kann ſein, meine jute Tochter, daß ich ihn kenne, daß ich ihn ſehr gut kenne, ich weiß mich nur jetzt nich auf ihn zu beſinnen. Bei Gott nich.«

»Aber Vatter! wenn die ſich meinethalben ſchießen?«

»»Das verhüte Gott, mein Kind, — meine jute Tochter. Das Schießen iß ne Dummheit.««

»Aber wenn Sie es thun Vatter? Was glaubst Du, wer fallen wird?« —

»»Hoffentlich keiner nicht, meine jute Tochter.«« —

»Aber wenn es Einer sein soll, wer meinst Du, daß fallen wird. Sag' doch deine Meinung.«

»»Ich denke Rosen — meine jute Tochter.««

»Wie so Rosen?

»»Ach Gott, nein! meine jute Tochter, ich meine den Grafen — den wo nich mit Dir getanzt hat, wer nur hat hospitiren wollen.«« —

So ging die Conversation in Einem fort, und doch suchte der selige Papa aus dieser tyrannischen Behandlung, wie eine Henne aus dem Futter den nöthigen Kalkstoff zum Ei, — die reinsten Vaterfreuden. —

Nur einmal, als Röschen mit ihrer Boa ein Fläschchen mit feiner Eau de Cologne in den Rhein schleuderte, machte Papa eine finstere Stirn, indem er ausrief:

»»Röschen, es iß von die doppelte.««

Dann aber sich selbst wiederfindend, rief er selig und begütigend aus:

»»Thut aber nichts mein Kind, meine jute Tochter, in Coblenz iß auch von die doppelte zu haben.««

»»Du hast Dir doch nicht verschreckt, meine jute Tochter?««

Ich knüpfte jetzt ein Gespräch mit Röschen an, und fand sie viel gebildeter und unterrichteter, als ich nach dem Gespräch mit dem Vater erwarten konnte, welches wir im Norden mit dem unübersetzbaren e l a t f c h bezeichnen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Eine Schmuggelgeschichte. Man erzählt sich in Hamburg folgende ergötzliche Historie. Vor einigen Tagen wurde am Millernthor eine Frau mit 2 ℔ Fleisch angehalten, welches sie einzuschmuggeln beabsichtigte. Sie bat dringend um Rückgabe desselben, und versprach dagegen der Accise einen Gegendienst zu erweisen. Man gab ihr das Fleisch in der That zurück, und sie macht nun den Beamten die Anzeige, daß am Abend desselben Tages um 8 Uhr eine Droschke, in der sich ein Mädchen befinden würde, mit 10 Hasen einpassiren werde. Um die erwähnte Zeit kam wirklich eine Droschke angefahren. Sie wurde angehalten, ein Dienstmädchen mit einem verschlossenen Korbe saß darin. Man forderte letztere auf, den Korb zu öffnen; sie behauptete aber, den Schlüssel nicht bei sich zu haben, und versprach ihn aus dem Hause ihrer Herrschaft zu holen, kam aber nicht zurück. Jetzt hörte man aus dem Korbe das Wimmern eines Kindes. Derselbe wurde sofort geöffnet, und darin lag ein Kind, welches einen Zettel in der Hand hielt, worauf folgende Worte standen: »Ich heiße Elise und mein Vater ist an der Accise.«

(Freischütz.)

Ein Jäger, der seiner Geliebten einen Hasen schießen wollte, hatte das Unglück, daß ihm die Thiere immer zu schnell waren. Trostlos ging er heim, da bemerkte er auf einem Gehöfte einen Bauerburschen, der einen jungen eingefangenen Hasen fütterte. —

»Ist Euch das Thier feil?« fragte er.

»Ei freilich, wenn Ihr es gut bezahlt!«

Der Handel wurde geschlossen, der Jäger aber, welcher das Wild todt und nicht lebendig seiner Braut überantworten wollte, hielt Standrecht, und verurtheilte den Hasen zum Tode.

Lampe wurde mit seinem Strick an einen Baum gebunden. Der Jäger trat fünf Schritte zurück und gab Feuer. Aber wunderbar! Er traf nicht den Hasen, sondern zerschoß den Strick. Lampe lief aber nach dem Knall in's Weite wie ein neapolitanischer Soldat.

Zeichen der Zeit. Der angesehene israelitische Kaufmann L... zu Berlin, der selten oder gar nicht mehr die Börse besuchte, erschien vor Kurzem unvermuthet auf derselben. Seine Freunde empfangen ihn mit der Frage: »Was führt Sie heute einmal hieher?« — »Das sollen Sie gleich erfahren« — antwortete Herr L... — »ich hatte mit meinem Schreiber zu sprechen, und fand ihn nicht zu Hause; seine Frau aber sagte mir, Sie finden ihn auf der Börse.« (Freischütz.)

Die Blätter für literarische Unterhaltung enthalten nachstehendes alphabetisches Verzeichniß der in Deutschland vorkommenden Arten von Räthen: »Administrations-, Amts-, Appellations-, Archiv-, Assistenz-, Bau-, Berg-, Botschafts-, Cabinets-, Canzlei-, Cassations-, Collegien-, Commercien-, Commissions-, Conferenz-, Consistorial-, Criminal-, Domainen-, Educations-, Etats-, Finanz-, Forst-, Geistlicher-, Gemeinde-, Gubernial-, Hof-, Hofgerichts-, Intendantur-, Justiz-, Kammer-, Kammergerichts-, Kirchen-, Kloster-, Kriegs-, Land-, Landgerichts-, Legations-, Lustiger-, Manufactur-, Medizinal-, Ministerial-, Münz-, Oeconomie-, Polizei-, Post-, Pupillen-, Rath schlechthin, Regierungs-, Rechnungs-, Reichs-, Revisions-, Salinen-, Sanitäts-, Schatz-, Schul-, Staats-, Stadt-, Stadtgerichts-, Statthalterei-, Steuer-, Studien-, Titular-, Universitäts-, Verwaltungs-, Wirthschafts-, Zollrath.«

An welchen dieser vielen Räthe haben sich die 300000 Heimatlosen, denen man alle Menschenrechte abspricht, wohl zu wenden um einen guten Rath zu finden?

Carl II. fragte einst den Bischof Stellingfleet, warum er denn immer vor dem Hofe seine Predigten vom Papier ablese, da er doch sonst immer auswendig predige? Der Bischof antwortete: er thue es aus Ehrfurcht vor einer so erlauchten Versammlung, wo Alles so viel größer sei als er, und besonders traue er sich selbst nicht in Gegenwart eines so großen und weisen Fürsten. »Aber erlauben Sie mir nun auch eine Frage,« fuhr der Bischof fort, »warum lesen Sie ihre Reden ab, da sie doch keineswegs ähnliche Ursachen, wie ich, dazu haben?« »Die Frage ist wahrlich recht passend,« erwiederte der König, »und meine Antwort soll's auch sein. Ich habe das Parlament so oft und so viel um Geld angesprochen, daß ich mich nun scheue, ihm in's Gesicht zu sehen.« (Vaterland.)

Ein Vater in Karlsruhe hatte einen Sohn, den er Alexander Napoleon taufen ließ, als der französische Kaiser nach Rußland ging. Der Papa bestimmte, der Junge solle seiner Zeit nach dem Namen des Potentaten, der im Kriege obsiege, gerufen werden. Der Täufling heißt demnach Alexander.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 56 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 12. Donnerstag, 21. März. 1844.

Das Eichhorn und die Maus.

Zum König sprach Herr Isegrim:
»Allerdurchlauchtigster! vernimm,
»Was Jungfer Maus sich unterwunden,
»Wir haben nagend sie gefunden
»An Deinen Nüssen — arretirt
»Und Hinz im Maul sie hergeführt.« —
Der Löw', ein weiser Landesvater,
Fuhrte scharf das Maul vom Kater,
Und sprach: »Laß ab von diesem Thier,
»Daß es vor Uns sich defendir.«
Dem Murner stand dies übel an,
Daß er den Braten sollte la'n;
Doch kam das Thier halbtodt heraus —
Lang' lag die arme kleine Maus,
Von Hinzens Kusse schwer erschreckt,
Zu Nobels Füßen hingestreckt.
Gestärkt vom Gnadenblick sodann
Hub also sie zu wispern an:
»Allerdurchlauchtigster! vergieb,
»Ich bin kein Räuber, bin kein Dieb,
»Ich bin nur so ein Literat,
»Der gern den Kern von Allem hat.
»Nun hast dem Eichhorn Du befohlen,
»Den größten Theil von Deinen Nüssen,

»Den Dir die Affen liefern müssen,
»Für Dich, o König! aufzuknacken.
»Allein das Beißen macht ihm gene,
»Du wirst o König! es nicht wissen,
»Daß längst ihm fehlen schon die Zähne,
»Die es auf Holz sich ausgebissen;
»Drum nimmt's stets voll bei Dir die Backen.
»Es schwört Dir immer auf Parol',
»Daß alle Deine Nüsse hohl.
»Da nun bei so bewandten Dingen
»Dir Eichhorn nie kann Kerne bringen,
»Hab' ich, o König! lobesan
»An seiner Statt den Dienst gethan.«

Darauf versetzet König Leu,
Dem diese Mähr vom Eichhorn neu:
»Das arme Thier, es werd' begnadet,
»Ich seh' nicht ein was es mir schadet,
»Wenn eine Maus sich mausig macht.
»Auch wollen Wir Mal rücknärts blicken,
»Gedenken Unsrer jüngsten Reise,
»Wo Wir gefangen sind in Stricken,
»Befreit sind durch den Zahn der Mäuse.
»Und drum dem Thierchen gnädig sein;
»Ja, noch verordne obendrein,
»Wenn's Eichhorn keine Nüsse beißt,
»Nicht täglich einige Kerne weist,
»Soll Maus — car tel est notre plaisir
»Nußknacker sein des Reichs hinfür.«

Moritz von Sachsen,

Trauerspiel in fünf Akten von R. E. Prutz.

ging am Ende des vorigen Monats über unsere Bühne. Es liegt eine Kritik dramatischer Produkte außer dem Bereiche dieser Blätter. Wir begnügen uns nur damit, in soweit dieses vortreffliche Werk auch das Gebiet des Humors beschreitet, mit der größten Verehrung gegen den Verfasser unsern Lesern eine Probe desselben zu geben. — Uebrigens ist der Dichter selbst ein Träger des Tragischen, er

wird, wie ſein Narr um der Liebe zu ſeinem Kaiſer willen, mit einem gleichen Lohn für ſeine reine und hochbegeiſterte Vaterlandsliebe bedroht, und ſich bald den Barden deutſcher Heimatloſer nennen können.

Vierter Akt.

Innsbruck in Tyrol.

Ein enges altertümliches Gemach, mit einer gewölbten Mittelthür, rechts eine kleine Seitenthür, links ein Fenſter.

Erſter Auftritt.

Der Kaiſer, mit dem Narren Schach ſpielend, im Vorgrund.

Narr.

Euer Spiel ſteht ſchlecht, Gevatter. Was meint Ihr? Nicht wahr? Es ſpielt ſich leichter mit Menſchen, als mit Schachfiguren? Die Menſchen — die werft Ihr um, rennt ſie über den Haufen, ſchlagt ſie todt, piff, paff, von oben, von unten, wie Ihr könnt und mögt; der Gewinn iſt für Euch, und der Todtengräber für Alle. Aber die Schachſteine, das iſt hartnäckiges Volk, die halten auf Regeln und Geſetz und Recht — o Gevatter, wenn ich ein Kaiſer wäre, ich ſchaffte das Schachſpiel ab. Schach!

Kaiſer.

Noch halt' ich es: ich geb' den Bauern Preis.

Narr.

Den Bauern? Stroſ mich Gott, Gevatter: es iſt doch das Dümmſte, was man ſein kann, ein Bauer zu ſein. Ein Narr iſt wenig — wißt Ihr warum? Weil wir unſer gar zu Viele ſind. Die Familie iſt zu groß; das ſchöne Capital der Narrheit muß in gar zu kleine Portionen getheilt werden, damit nur ein Jeder etwas kriegt — Ihr auch, Gevatter, Ihr auch! und es ſollte mich nicht wundern, wenn Ihr ſogar den Löwentheil bekommen; es wäre nur ſo in Verhältniß zu dem Uebrigen. Aber dennoch lieber ein Narr, als ein Bauer! Als Narr bin ich Eines Menſchen Narr und weiß es; aber der Bauer iſt der Narr für Alle und weiß es nicht. Aber nun gebt Acht, Gevatter! Dieſer Bauer hatte ein zartes Fell, Ihr tragt die

Stiefs, die Ihr Euch aus seiner Haut geschnitten habt, nicht weit: Schach! wieder Schach! und — matt!

Kaiser.

Ich seh den Läufer nicht, der hat die Schuld.

Narr.

Ja wohl, Gevatter, und zwei mal zwei ist vier. Aber soll ich Euch einen guten Rath geben? Ich soll: Denn wozu wäre ich ein Narr, als zum Rath geben? Und also dies ist mein guter Rath: nehmt Euch in Acht, Gevatter, vor den Läufern! Versteht Ihr mich? Vor den Ueberläufern, den Vor- und Nachläufern, die den Mantel nach dem Winde drehn, hungrige Bursche, die so lange neben Eurem Pferde laufen, bis sie Euch ein Allmosen abgebettelt haben — und dann recken sie die Zunge und werfen mit Steinen hinterdrein. Ihr versteht mich doch, Gevatter?

Kaiser.

Nein, guter Narr.

Narr.

Nun, Gott segne Eure Weisheit, gnäd'ger Herr. Es ist eine kaiserliche Weisheit, nicht zu wissen, was alle Welt weiß. Ihr habt zu lange Hände und zu kurze Ohren, da liegt's. — Schaut her: wenn dies Schachbrett das deutsche Reich wäre und Eure Königin wär ein Kaiser. —

Kaiser.

O guter Narr, nur nichts von Politik!

Narr.

Ha, Politik!
Es ist nun 'mal die Lieblingskost der Welt
Und auch der Narr will seinen Theil daran!
Die Welt hat sich ein wenig übergessen
Am Kinderbrei der Häuslichkeit; sie hungert
Nach den Fleischtöpfen der Historie.
Hörst Du die Magen knurren? Sieh Dich vor!
Das Volk hat einen grimm'gen Appetit
Und eine schamlos bäurische Verdauung.
Pass' auf, Gevatter! Sieh, es geht nicht gut,
Ich darf's Dir sagen! Denn ich bin ein Narr:

Das Volk braucht Viel — gieb ihm ein Weniges,
Zwei Bissen nur, nur ein Paar dürre Krumen
Vom Abhub Deines Mahles — gieb sie ihm!
Und satt und stumm, schweifwedelnd, kriecht der Hund
In seine kalte Hütte und schläft ein.

Kaiser.

Narr, sieh Dich vor, daß Du nicht selbst zuerst
Empfindest, wie die Hundehütte thut.

Narr (mit einem Anflug von Bitterkeit).

Es wäre nicht das erstemal, würde nicht das Letzte bleiben. Narren und Patrioten müssen auf Schlimmeres gefaßt sein — und jetzt bin ich ein Narr und ein Patriot dazu, also ein zweifacher Narr. Stroh oder Seide — Ich eine Leiche, die hatte seidene Hosen an — und puh! was stank sie! Im Stroh nisten Flöhe, die beißen, in der Seide nisten falsche Freunde, die beißen noch ärger. Und darum sag' ich Euch: nehmt Euch in Acht vor den Ueberläufern! Nehmt Euch in Acht vor Eurem Freunde Moritz —

Kaiser (lachend).

Auch Du, mein Narr? Die Tonart ist nicht neu,
Ich habe sie von Andern schon gehört
Und bis zum Ueberdruß gehört. O Narr,
Du wirst zu fett, Dein Witz wird mager, — geh,
Leg' Dich in's Bett und nimm zu Schwitzen ein!

Narr.

Noch nicht, gnäd'ger Herr. Ich warte bis Ihr vor Angst schwitzt, dann setzen wir uns Beide zusammen. Ach Gevatter, Gevatter! Es wird doch hübsch sein, wenn Alles so kommt, wie ich es Euch sage — und dann setz' ich mich vor Euch und setz' Euch an und ziehe die Augenbrauen über die Stirn hinauf und räuspre mich und stemme die beiden Ellenbogen breit auf und sage: Nun? Nun, sag' ich? hab' ich es Euch nicht vorhergesagt? Ach Gevatter, das wird hübsch sein — so hübsch, daß es mir schon jetzt in die Augen steigt.

Kaiser.

Pfui, guter Narr, Du wirst sentimental?

Karr.

Sentimental? Nein, Gevatter, das hab' ich abgelegt, seit ich mir zum erstenmal meine Hosen allein zuknöpfte — und dazwischen ist mehr Zusammenhang, als Ihr denkt. Sentimental? Mein Herz ist ein Igel, der seine Stacheln nach außen kehrt. Gebt Acht, Gevatter: wenn Ihr weint, soll mein Herz Euer Kopfkissen sein — und dann sagt noch, daß ich sentimental bin. Aber im Uebrigen bleibt's dabei: es gehen böse Gerüchte über Moritz; man spricht von verborgenen Bündnissen, geheimen Plänen, heimlichen Rüstungen — nehmt Euch in Acht!

Eine Vorahnung.

In meinen humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben, Bremen bei Kaiser 1840, findet sich 1. Bändchen S. 175 folgende Erzählung von mir. Durch mehrere Zeitungen, namentlich im allgemeinen Anzeiger für Deutsche, aufgefordert zu erklären, ob dasselbe nicht auf einer poetischen Fiction beruhe, versichere ich im Gegentheil die ungeschminkte Wahrheit dieses Erlebnisses.

Ich logirte in Jena bei zwei Gebrüder B. aus Mecklenburg, welche in der Apotheke am Markt wohnten. Eines Tages ging ich mit Sand und einem Andern, dessen Name mir entfallen ist, ich glaube aber es war der jetzige Professor Leo in Halle, über das Forum vor das Thor, um einen Platz zu suchen, wo wir am 30. März zur Feier der Einnahme von Paris eine Eiche pflanzen wollten, welches auch an dem fraglichen Tage mit großer Feierlichkeit vollführt worden ist. Ich beklagte mich, daß der Tabak schlecht sei, und daß ich, um mich Sächsisch-Weimarisch-Eisenachisch auszudrücken, den Lausewenzel nicht mehr bleffen möge. »Ei!« bemerkten meine Begleiter, »wenn Du sechs »gute Groschen für das Viertelpfund anwenden willst, so

»gehe nur in den Kramladen da, dicht neben der Sonne, da »kannst Du Hamburger Jungs bekommen.« »Hängt!« entgegnete ich durschikos, und ging in das mir bezeichnete Kaufhaus, worin sich der Krämer mit seinem Lehrburschen befand. Die Anderen warteten meiner draußen. —

Ich forderte den mir bezeichneten Tabak. Der Kaufherr erklärte mir, daß die fragliche Sorte auf dem Boden liege, daß er sie mir holen wolle. Aber in demselben Augenblicke sah ich diesen guten Mann als Leiche auf einem Paradebett. Die Vision schwand indessen sogleich und beängstigte mich eben auch nicht sehr, denn es war heller Mittag. —

Nichts desto weniger bemerkte ich dem Ladenjungen: »Geben Sie Acht, Ihr Herr stirbt bald.« »Ei warum,« entgegnete dieser, »er ist ja kerngesund.« »Er ist so corpulent,« versetzte ich, hierdurch Entschuldigungsgründe für mein Todes-Urtheil suchend.

»O das hat nichts zu bedeuten,« versetzte der Lehrling. »Ich kenne den Herrn schon seit vielen Jahren, er hat immer so ausgesehen.«

In dem Augenblicke kam der Kaufmann und überreichte mir das Paket Tabak. Ich zahlte, sah ihn noch einmal an, und fühlte nun wohl, daß ich mich total geirrt hatte. Er sah in der That kerngesund aus.

Ich blies meinen letzten Tabak nach wenigen Tagen aus dem zweiten Stock der Jenaer Marktapotheke in die Luft, als ich vor dem bereits erwähnten Kramladen, dicht an der Sonne, einen Leichenzug halten sah.

Ich gestehe, nie in meinem Leben von einer solchen innern Angst ergriffen worden zu sein, als an dem fraglichen Nachmittage. »Seht Ihr,« rief ich aus, abermals eine Vision wähnend, mit dem Finger nach dem Kramladen zeigend, »seht Ihr, was dort vorgeht?«

»Es ist ein Leichenzug,« war die aus dem Munde der Gegenwärtigen einstimmig hervorzubringende Antwort.

Neugierde und Tabacksbedürfniß führten mich noch an demselben Tage in das Haus des Krämers, dessen Tod mir

die Nachbarn bestätigt hatten. Im Anfange gab der Bursche mit sorglos den verlangten Taback; als ich ihn aber an meinen prophetischen Spruch erinnerte, wurde er kreidebleich, und rief aus: »J Herr Jesus es ist wahr, Sie haben den Tod meines Herrn vorausgesagt, er ist noch an demselben Abend, da Sie zuletzt hier waren, am Schlagfluß gestorben.«

Literatur.

Die Verirrten. Ein Roman für die Gegenwart von Wilhelmine von Sydow, genannt Isidore Grönau. Zwei Theile. Sondershausen bei Eupel. Die Verfasserin gesteht in der Vorrede, daß pecuniäre Noth sie zur Schriftstellerin gemacht hat. Diese Aufrichtigkeit läßt wenig Gutes erwarten, und doch ist dieses Buch, wenn es auch vielleicht aus dem obigen Grunde einige gedehnte Episoden hat, nicht bloß mit Dinte, sondern mit warmem Herzblut geschrieben, und den Leihbibliotheken, als ein gewiß auf Erlebnissen basirter Roman bestens empfehlen.

Zur Nachricht.

Das nächste Mal erscheint die verspätete Fastnachts- und Narrenzeitung.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von [illegible] Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg [illegible] Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von [illegible] Cour. für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 13. Donnerstag, 28. März. 1844.

Faſtnachts- und Narrenzeitung.

Faſtnachtslied.

Wenn alle Tage Faſtnacht wär,
Die Welt die wär' viel beſſer;
An keine Zukunft dächte mehr
Der Lieutenant und Aſſeſſor.

Sonſt ziehen ſie den Themiskarrn
Und zur Parade leiſe,
Heut' ſind ſelbſt Generale Narr'n,
Doch morgen wieder weiſe.

Faſt Nacht iſt's immer in der Welt, *)
Doch heute heller Morgen,
Heut' fliegt ganz federleicht das Geld,
Das geſtern ſchwer zu borgen.

Heut' zieh'n wir durch das Lebensmeer,
Als wär's auf dem Great Weſtern,
Der Dampf, der ziehet hinterher,
Ja, wir ſind nicht von geſtern.

Heut' bringt noch eine gütige Fee
Die theure Cliquot-Flaſche,
Doch morgen, à la Ninive,
Da hüllt man ſich in Aſche.

*) In Erwägung dieſer großen unſterblichen Wahrheit ſehen wir uns genöthigt, häufiger als bloß am Faſtnachtstage unſern geliebten Leſern heiße Wecken, vulgo Semmige genannt, zu verabreichen, d. h. eine Narrenzeitung unabhängig von dem Kalender, dann und wann, erſcheinen zu laſſen. D. R.

Eine Fastnachtsscene.

(Großer Audienzsaal in Narrhalla, geschmückt mit den Bildnissen der Walhalla, es fehlt jedoch wie dort, Luther's Bild. Die Göttin Narrheit sitzt auf ihrem Throne, sie trägt das Kostüm der letzten Mode-zeitung. Vor ihr Michel, ein Deutscher, jedoch mit Tauf- und Heimatschein in der Tasche.*)

Michel.

Der Saal wimmelt von Gratulanten, welche Eure Hoheit zu Höchstdero Geburtstag ihren Glückwunsch bringen und zu Dero fortwährender blühender Gesundheit und Lebensdauer gratuliren wollen.

Narrheit.

Führ' sie herein, wenn sie würdig sind, mich von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Michel.

Ich wünsche dieser Prüfung überhoben zu werden, weil so etwas meinen Verstand zu sehr angreift. Wozu diene ich Ihro Hoheit sonst, als daß Sie für mich denken?

Narrheit.

Du hast Recht, Michel, Deine Aufrichtigkeit rührt mich. Du sollst nicht denken — nur gehorchen. — Sprich daher, wer sich gemeldet hat, ich werde über die einzelnen Ansuchen entscheiden.

Michel.

Vier Herren, nennen sich »Juristen«, einer ist aus Berlin, einer aus Holstein, zwei sind vom Rhein.

Narrheit.

Die Herren sind willkommen, ihnen soll durch freundlichen Empfang dasjenige werden, was sie selbst fast Jedem versagen, — Gerechtigkeit. — Es soll mich freuen, wenn sie den Kampf über Mündlichkeit und Oeffentlichkeit beginnen. Die Einen werden mit Recht den Ramckeschen Prozeß für sich anführen, der selbst dem Wahn-

---

*) Also eigentlich kein Deutscher vgl. № 2 der hum. Blätter.

ſinnigen zu dem höchſten Gut der Menſchheit, zur Vernunft, verhilft, die andern das Straßburger Verdict, und viele andere Affiſenverhandlungen, wodurch jeder Staatsverräther und jede Kindesmörderin für nicht ſchuldig erklärt, und ſo zwar der weltlichen Strafe entzogen, aber der viel ſchrecklicheren, eines nagenden Gewiſſens, überantwortet wird. Gott erhalte uns nur in Civilſachen das römiſche Recht, welches auf unſere Zuſtände wie die Fauſt aufs Auge paßt, und es wird uns an närriſchen beluſtigenden Entſcheidungsgründen nie fehlen.

Michel.

Eine Anzahl Prieſter von verſchiedenen Confeſſionen begehrt Einlaß.

Narrheit.

Aha, das diplomatiſche Corps Gottes, wie mein lieber Heinrich Heine ſie nennt. Sie ſind alle willkommen, inſofern jedes für ſich von dem Gedanken durchdrungen iſt, den alleinſeligmachenden Glauben zu beſitzen. Es iſt ein Glück, daß der Hochmuth der Phyſiker die Göthesche Farbentheorie verſpottet und ihre Lehre unzugänglich gemacht hat, ſonſt würde dieſe meine getreuen Theologen am Ende auf die Sprünge bringen und ſie belehren, daß, wie die Farben nur Trübungen des Sonnenlichts, die Religionen nur Trübungen des göttlichen Lichts ſind, welche der ewige Humor in prismatiſcher Form bei einander glänzen läßt. — Alſo herein mit den hochwürdigen Herren, ſie ſind übrigens auch intereſſant, wenn ſie von Prozeſſen, am intereſſirteſten, wenn ſie von ihren Gebühren reden, auf die ſie zu Gunſten ihrer Nachfolger nicht verzichten zu dürfen wähnen.

Michel.

Einige Mediziner: Allopathen, Homöopathen, Hydropathen, genug lauter Pathen.

Narrheit.

Allerdings Pathen, denn ich habe bei allen Gevatter geſtanden, und ſie machen mir alle Ehre. — Nur mit Prießnitz, der das pure Waſſer noch beſſer zu Silber-

Lagen macht, als der Herzog von Nassau seine Säuerlinge, und der dafür wieder Branntweinbrennereien anlegt, um die Vergifteten langsam und kostbar wieder mit seiner wohlfeilen Medizin zu heilen, mag ich nicht gerne etwas zu thun haben. Dafür sind mir alle Gräfenberger und Freienwalder Kurgäste willkommen. Doch, da fällt mir etwas ein, — auch Priesnitz möge herein kommen, ich besinne mich jetzt, daß er selbst keinen Wein trinkt.

Michel.

Officiere von allen deutschen Armeecorps, mit Ausnahme des zehnten.

Narrheit.

Es ist mir recht zweifelhaft, ob ich diese Herren, welche den Stand der Ruhe und des ewigen Friedens erwählt haben, die bald geringere Lebensversicherungsprämien als die Civilisten zu zahlen haben werden, die für etwas gesunde Lagerunruhe alle sechs Jahre die reichlichsten Gagen ziehen, für meine Unterthanen erklären darf. — Allein wenn ich bedenke, wie sie den Frieden so oft zum Kriege machen, welche Lieblingsbeschäftigungen sie sich erwählen, und wie sie sich manches Mal als eine höhere Kaste absondern, als ob nicht jeder Unterthan im Nothfall Soldat sei, — so muß ich mich doch für ihre Aufnahme entscheiden. — Dem Eisen, über den ich vorgestern hinter dem Rücken lachte, und der mich durch seinen Blick verlegen machte, könntest Du übrigens wohl bei Seite rufen und ihm sagen, es wäre mir lieber, wenn er mich mit seiner Gegenwart verschonte.

Michel.

Sechs Philosophen und ein Schellingianer.

Narrheit.

Passiren alle, doch vor allen der Jünger meines theuren Schelling, dieses Diminutivs von Schelle, der den Glauben weiß und den Verstand glaubt. Aber auch die Hegelianer sind mir recht willkommen, seitdem sie den lieben Gott nur für die Nettosumme erklären, die von der Bruttoeinnahme des Verstandes, nach Abzug der Thara: Zufall, ihnen übrig bleibt; für einen Geist, der sich nicht selbst

weiß, für ein großes Landgut, das allezeit cultivirter von Sohn auf Enkel und Urenkel übergeht. Ich lobe bei ihrer Anmaßung ihre Bescheidenheit. Denn obgleich sie vermeinen, daß nur sie das Ewige, Unsterbliche sind, und sich somit als das höchste Wesen erkennen zu können, so sind sie doch so anspruchlos, diese subjective Kraft für etwas Vergängliches zu halten, woraus hervorgeht: daß Gott Zahnweh haben, ein Bein brechen und sterben kann.

Michel.

Ein Haufen heimatloser Deutscher.

Narrheit.

Es sind meine tragischsten Narren, und ich gestehe, daß selbst Mich ihr Anblick verstimmt. — Doch warum sind sie es? — Laß sie herein, sie sollen sich bei der Cour etwas seitwärts halten, und der Narr des Lears soll sie amüsiren. Ich will ihnen eine Privataudienz ertheilen.

Michel.

Herr O'Connell aus England. —

Narrheit.

Der, was will der? — Am Ende auch mich, wie die ganze Welt zum Besten haben? — Nein, bei Leibe nicht, der darf nicht herein. — Ein Mensch, der eine Revolution unter den Augen des Gesetzes ungestraft vollbringt, der von der Armuth als ein reicher Mann lebt, der seinen Gegner todt schießt und dann das Duell für eine Thorheit erklärt, der dabei doch nur Ein gerechtes Prinzip vor Augen hat, der paßt nicht in unsere Gesellschaft. Michel, nimm Dich vor O'Connell's Bekanntschaft in Acht. —

Michel.

Zu Befehl.

Narrheit.

Ich sage Dir, O'Connell ist kein Narr, er darf mithin nicht herein. Jetzt rufe sie Alle. Wir wollen unter uns sein.

Vier Orden.

Ein Dialog.

A. Vier Orden zieren Ihre Brust?
B. Sie hätten auch wohl dazu Lust?
A. Das eben nicht, doch möcht' ich hören,
Wie Sie gelangt zu diesen Ehren.
B. Verdienst mein Freund! Dies Kreuzchen hier
Hab' ich erworben als Kourier,
Da unser Erbprinz war geboren,
Der Weg war hart, es hatt' gefroren,
Und ich riskirte Nas' und Ohren. —
A. Das zweite Kreuz?
B. Verdiente ich durch Acten,
Ich überbrachte Chepacten,
Und warf dabei im Mecklenburgschen um,
Davon steht noch mein Finger krumm.
A. Und Nummer drei?
B. Dabei litt ich nur wenig,
Ich annoncirt' den Tod von dem hochsel'gen König.
A. Allein woher der vierte Orden?
Des Fürsten Hauskreuz glänzt besonders schön.
B. (verschämt) Ich will, o Freund! Dir's nur gestehn,
Der ist mir ohn' Verdienst geworden.

Fremde in hiesigen Gasthöfen.

Zum gespickten Hecht. Herr Amtmann Ohnesorg aus Flachsenfingen. N. N. wünscht nicht in die Mittheilungen zu kommen. Herr Krebs, Courier Seiner Herrlichkeit des Marquis von Waterford, aus dem Butjadingerlande, nebst Dienerschaft.

Zur silbernen Gans. Von der Recken, Droste mit Gemahlin und sieben Fräulein Töchtern, von der Recken, Rittmeister, von der Recken, Forstcandidat, von der Recken, Jagdjunker, Recken, Steuereinnehmer, sämmtlich von Osterhof, von der Recken, Gutsbe-

ſitzer aus der Lüneburger Haide, Meier, Kleiderkünſtler und Daguerreotypiſt von Paris. Blau, Roth, Grün und Weiß, Kaufleute aus Eberfeld. Greinler, Particulier und Mitglied des unſichtbaren Schwanenordens aus Berlin.

Literariſche Anzeigen.

Beweis, daß der Profeſſor Leben immer irrt, er mag ſagen, was er will. — Auch als Geſellſchaftsſpiel zu benutzen. Mit 50 Rechenpfennigen. Oldenburg bei Carl Mondhügel. Zweite Auflage. 18 K.

Die Demagogie durch Anlage und Titel heilbar. Auf fünfzig Erfahrungen gegründet. Dem Fürſten M — in tiefſter Ehrfurcht gewidmet von Heinrich Langwedel. Im Verlag der Adelszeitung.

Der Flaneur, oder Mittel, ohne Vermögen zu beſitzen ſich binnen Kurzem eine Braut mit freiem Paſſirſchein der Vormünder zu verſchaffen. Die Todtenſcheine der Eltern werden gratis nachgeliefert. Mit einer Kupfertafel. Aus dem Franzöſiſchen.

NB. Aufgeſchnittene und beſchmutzte Exemplare werden unter keinem Vorwande, ſelbſt nicht unter dem, daß man beim Ankauf ſchon verſprochen oder verheirathet geweſen iſt, zurückgenommen.

Der Ofenheizer bei Hofe. Vom Hofmarſchall von Maladie. 8 gute Groſchen. Flachſenfingen. Henneiche Hofbuchhandlung.

Aufforderung an Literaturfreunde.

Es wird ein neunter Mitleſer zu den humoriſtiſchen Blättern geſucht. Nähere Auskunft ertheilen der Kutſcher wie der Bediente des Erblandmarſchalls

von Kummerfeld.

Privat-Anzeigen.

Ein unverheirathetes Fräulein von nicht unbedeutendem Vermögen sucht eine Dame von ihrem Stande und ihrer Gesinnung, um mit dieser Mittags eine halbe Portion zu theilen. In dem Fall, da Rehbraten und Fasanen servirt werden, verzichtet die Antragende auf ihre Hälfte, bedingt sich aber aus, daß, wenn sie, was selten geschieht, eine Köchin zu halten gezwungen wird, aus dem Diner drei Theile gemacht werden. Zu erfragen bei der Wortfrau Lügmannicht, K. 1. Haarenthor, vierte Abtheilung. —

Ich bitte meine Creditoren sich mit den Neujahrsrechnungen nicht zu übereilen, da noch einige vom Jahre 1812 unberichtigt sind. Theodor, Dichter.

Hier gütreiche Antworten für Unbefähigte, welche von hohen Herrschaften auf einem Casino oder anderweitig angeredet werden. Nebst einer Zeichnung, die einen Casortischen Bückling enthält. Zu erfragen bei der Redaktion der hum. Blätter.

Verlorenes.

Ein hiesiger Einwohner hat den Kopf verloren und ist seit der Zeit unsichtbar geworden. Da seiner denselben gefunden haben will, so bittet die Strohwittwe den ehrlichen Finder wenigstens um die Rückgabe der Schlafmütze.

Oldenburg.

Redakteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 42. Donnerstag, 4. April. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Vor einer großen Wasserflasche, der sie mit seltnem Eifer zusprachen, indem sie mit verschwenderischer Freigebigkeit große Stücke Zucker in ihr Glas fallen ließen, saßen zwei Franzosen, berauscht wie kaum ein Deutscher von zwei Flaschen Champagner, und heiterer als ein Bayer es jemals von seinem goldigen, aber verdummendem Bier wird. — Der eine dieser Herren spottete über einige deutsche Regierungen. Ich ließ dies hingehen, 1) weil ich ja nicht dazu berufen war mich in ihr Gespräch zu mischen, 2) weil ich es lieber sehe, wenn Franzosen in Deutschland auf uns schimpfen, als wenn Deutsche es in Paris thun, und 3) weil die Herren doch nicht so ganz Unrecht hatten. Sie moquirten sich nämlich über die Einheit Deutschlands, und meinten in Bezug auf den Kölner Dom und dessen unsichtbaren Thurm (dem zu Ehren so viele Lieder gedichtet und so viele Toaste ausgebracht waren), und eine unsichtbare germanische Einheit: Temps hommelé et femme farclée ne sont pas de longue durée. (Schäfchengewölk

all Himmel und Weiberschminke sind nicht von langer Dauer.) Und damals gab es übrigens noch kein Gebot und Verbot des Gustav-Adolph-Vereins, keinen Bannstrahl gegen den wider alle Gesetze für Embryonen schon getödteten Advokatenverein, keine braunschweiger Sperre u. dgl. m. Als die Franzosen jedoch bemerkten, daß mehrere Ohren ihnen zuhorchten, zischelte der Eine, der sich übrigens fortwährend französischer Sprichwörter bediente, dem Andern zu: Il ne faut pas parler de corde dans la maison d'un pendu; (In dem Hause eines Gehenkten muß man nicht vom Strick reden.); worauf dieser, ein übrigens harmloser, ja geistreicher Pariser, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben sich beeilte, welche mich auch jetzt erst zu interessiren anfing.

»Wann kommen Sie nach Paris?«

»Im November.«

»Ich hoffe, Sie besuchen mich dort. Waren Sie schon bei uns?«

»Einmal nur, denken Sie sich. Ein Elsasser, aber ein Franzose von ganzem Herzen, — und nur einmal in Paris. Ich logirte rue du mail, hôtel d'Angleterre.«

»Und ich wohne rue Vivienne *Ni* 10. Die zweite rechts, die erste links, die zweite rechts, und Sie sind bei mir.«

»Ich werde nicht ermangeln mich einzufinden.«

»Ich werde Sie meiner Frau vorstellen, es ist unbescheiden es zu sagen, aber sie ist das liebenswürdigste Wesen in Paris.«

»Ich zweifle nicht.«

»Aber vor allen Dingen müssen Sie mein Töchterchen sehen. Meine Laura ist aus demselben Stoffe gebildet (du même limon) wie die Mutter, aber sie hat unleugbar mehr Poesie, mehr Geist als meine liebe Frau. — Und wissen Sie, woher dieser Vorzug stammen mag?«

»Ich wüßte nicht.«

»Es liegt lediglich in dem Namen Laura. — Sie kennen die rührende Geschichte von Laura und Petrarch, ich

habe ſie nie ohne Thränen leſen können. — Aber bei dem Namen Laura fällt mir noch eine Geſchichte ein, die ſehr piquant iſt, und beweiſt, daß die Nemeſis eine Chriſtin, eine gute Katholikin iſt.«

»Wie ſo? Dieſe heidniſche Göttin?«

»Hören Sie nur. Als ich noch Student war, wohnte ein anderer junger Mediziner mit mir in einem Hauſe, der wie ich »Stanislaus« hieß. — Dieſer Herr Stanislaus, ein luſtiger gutmüthiger Menſch, ein wahrer farceur und bon coeur, wurde auf einmal melancholiſch, und ſo ſpleenbehaftet wie ein engliſcher Ariſtokrat. Es war dies im Jahre 1830.«

»Ihr Freund war vielleicht ein Demokrat, ein Mitglied der Juli-Revolution.«

»Freilich gehörte er auch zu denen, welche die alten Perrücken friſiren halfen. — Allein, revolutionäre Stimmung macht heiter, lebendig und nicht traurig.«

»So war Herr Stanislaus wohl verliebt?«

»Sie haben es getroffen. Und zwar ſterblicher als es Herr Jupiter in Semele, Danae, Europa, und wie alle ſeine Geliebten heißen mögen, je geweſen iſt. Nur darin beſchämte Herr Stanislaus den verliebten Gott, daß ſeine Liebe nicht heidniſch, ſondern chriſtlich, rein und keuſch wie die der Engel war.«

»Und der Gegenſtand ſeiner Anbetung?«

»War die Frau eines alten Profeſſors, eines geſcheidten Chemikers, aber eines Flamänders, der ihr mit ſeinem barbariſchen Franzöſiſch einen ſolchen Ohrenzwang anthat, daß Laura als gute Pariſerin ihn unmöglich hätte lieben können, und wenn er ſchön wie Antinous geweſen wäre. Sie hätte ihm immer zurufen mögen, wie die Pariſer dem flamändiſchen Schauſpieler, der auf dem Theater français auftrat, und den ſeine Rolle die Frage thun ließ:

quel parti prendre?

ihr »Prenez la poste et retournez en Flandres.«

»Aber Ihr Pariſer thut Euch auf Eurem Accent auch allzuviel zu gut.«

»Auf unſern Nicht-Accent wollen Sie ſagen. Und doch ſind wir tolerant, nur einen Flamänder und einen Engländer franzöſiſch reden zu hören, iſt unerträglich. Dazu überſchlich meinen Freund ein gewaltiger Zorn, daß ein nur für Bücher und nicht für Menſchen gemachter Gelehrter dieſen Engel ſein nenne.« —

»Vielleicht kam auch noch Eiferſucht von Seiten des Mannes hinzu.«

»Im Anfange nicht. Stanislaus beſuchte täglich la fortune du pot das Haus des Profeſſors. Einſtmal kam man auf Namen zu ſprechen. Stanislaus und Laura bewunderten gegenſeitig die ihrigen, — indem ſie wol nur an deren Träger dachten.«

»Wenn ich,« meinte Stanislaus, welcher damals beabſichtigte ſich in Bordeaux niederzulaſſen, »mich je verheirathen und mit einer Tochter beſchenkt werden ſollte, ſo werde ich ſie Laura nennen.«

»Und meinen erſten Sohn will ich Stanislaus taufen,« lächelte Laura unbefangen.

»Schwören wir uns das,« rief Stanislaus begeiſtert.

»Ich ſchwöre!« verſetzte Laura, dann aber, als ob ſie etwas Unerlaubtes geſagt, erröthete ſie und entfernte ſich.

»Das Verhältniß der beiden jungen Leute blieb ſich gleich, nicht aber das Benehmen des alten Profeſſors. Wer ſelbſt nie von uneigennütziger Liebe erfüllt geweſen iſt, für den wird ſolche zur unverſtändlichen Sprache, zu einem Thurm zu Babel. — Der alte Herr, noch dazu durch eine böſe Anverwandtin des Hauſes, welche die Menage führte, aufgereizt, verbot dem armen Stanislaus das Haus, und ſchickte ſeine Frau auf zwei Jahre in ein Kloſter.«

»Und wie wurde es mit Ihrem Freunde?«

»Stanislaus wurde, wie ich Ihnen ſchon bemerkt, ſo hypochonder, daß man lange fürchtete, er werde ſich das Leben nehmen. Endlich ſiegte die Zeit, ſie tröſtete ihn. Ja, er iſt ſogar jetzt ſeit einem Jahre ein glücklicher Ehemann.«

»Und Laura?«

»Lebt, ohne Stanislaus je wieder gesehen zu haben, mit ihrem Manne auf dem Lande, untröstlich über den Tod ihres ersten, vor einem halben Jahre gebornen Kindes, eines liebenswürdigen Knaben. — Aber wie gesagt, die Nemesis hat hier gewaltet.« —

»Wie so? die Nemesis gegen die schuldlose Laura?«

»Nicht so ganz schuldlos, wie Sie meinen. Aus Furcht, die Eifersucht ihres Ehetyrannen zu reizen, wagte sie es nicht, ihrem geleisteten Eide zufolge, ihrem Gatten den Namen Stanislaus für den Neugebornen vorzuschlagen. Sie nannte ihn, mit Erlaubniß zu sagen, sogar »Louis Philippe«. — Dagegen blieb Stanislaus ein Mann von Wort. Er nannte sein erstes Kind, ein Töchterlein, seinem Schwur gemäß Laura. Dafür behielt er es am Leben. Das Kind gedeiht sichtlich. — Die Nemesis hat keine Gewalt über die Kleine.« —

»In der That, die Geschichte ist piquant. Ich würde mich freuen, in Paris die Bekanntschaft Ihres Freundes Stanislaus und seiner Tochter zu machen.«

»Dazu findet sich vielleicht Gelegenheit, indessen bitte ich Sie, wenn Sie mich besuchen, dieser Geschichte nicht eben in Gegenwart meiner Frau zu erwähnen. Denn meine Frau ist jung und abergläubisch (jeune et superstitieuse), und sie könnte leicht glauben, ich sei der Stanislaus, dem die Geschichte mit der Laura passirt ist.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Nordlichter. Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke von Hermann Meynert. Pesth, Verlag von Conrad Adolf Hartleben, 1843. Vierter bis sechster Theil. — Die meisten dieser Erzählungen sind gelungen und anziehend zu nennen, einige derselben,

welche bereits früher im Druck erschienen, auch schon von der Lesewelt als solche anerkannt. Zuweilen producirt die reiche Phantasie des Verfassers etwas gar zu abentheuerliche Gebilde, wie die Novelle »Gewissensübernahme.« Das Werk athmet übrigens eine reine Gesinnung und ist Leihbibliotheken zu empfehlen.

Hors d'oeuvres.

Noch vor wenigen Jahren besaß Odessa den trostlosesten Straßenzustand. Dieser kothige Zustand rief folgendes satyrische Bild mit der Ueberschrift: »Wie man sich in Odessa etablirt,« hervor. Ein eben angekommener Franzose steht auf einer Straße bis an die Knie im Schmutz und ruft: »Je me flatte ici.« Vaterland.

Diese Karrikatur paßt auch auf mehrere Städte im deutschen Vaterland, wo man trotz so vieler hungeriger arbeitsloser Proletarier mit dem Schneewegschaffen bis Juni wartet.

Daß noch nie ein Lotteriecollecteur auf die Idee gekommen ist, seine unglückliche Kollekte zu empfehlen, deren es doch recht viele giebt. — Abgesehen davon, daß nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung Fortuna endlich doch auch ihm lächeln muß, — würde eine solche humoristische Selbstverspottung gewiß nicht wenig Spieler anziehen.

Als die Dänen im Jahre 1813 für die Franzosen mit in das Feld zogen, schied eine Braut in Uetersen tiefbetrübt von ihrem, dem oldenburgischen Regiment angehörigen Bräutigam, dem L. von Z. Als sie darauf zu ihren Eltern nach Glückstadt zurückkehrte, tröstete sie die mitlei-

dige Wirthin in Niendorf mit den Worten: »Lütje Mam»sel, weesen Se dog man nig truhrig. Se möht immer »denken:

»Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen!«

»Auf Helgoland,« erzählte ein Lehnsträger des Herrn Münchhausen, »überraschte unsere Gesellschaft oben auf »dem Plateau ein gewaltiger Platzregen. Glücklicherweise »waren viele Jungen der Insulaner in unserer Nähe. »Diese mietheten wir, legten uns auf die Erde, und deck»ten uns mit den Knaben zu. Allein auch das half nicht »viel, da es mit Mulden vom Himmel goß. Denn es »dauerte nicht lange, da regneten die Jungen auch »durch.«

Daß die preußischen Beamten Männer von Gewicht sind, beweist die Thatsache, daß, als man neulich in Westphalen eine Wage, um die Frachtwagen zu wiegen, von dem intelligenten Berlin hatte kommen lassen, und ein hoher, aber kleiner magerer Beamter in Münster darauf trat, die Wage das Gewicht von 500 Pfund anzeigte. — Einige vorlaute Bursche thaten freilich die undenkbare Aeußerung, die Wage, eine Berliner, sei nicht richtig construirt; ich meines Theils bin aber zu loyal, um nicht an hohe Staatsbeamte von Gewicht zu glauben.

Der Censor Herr Assessor von Redern in Königsberg schenkt die Censur-Gebühren der Armensuppen-Anstalt. Andere Censoren brocken den armen Autoren gerne etwas ein. (Aus dem Freimüthigen.)

Mehr als Spalten lange Artikel über die Armuth und zur Hebung derselben andeuten, hat einst Napoleon mit den wenigen Worten gesagt: »Man muß den Bettler festnehmen, aber nicht um ihn seiner Freiheit zu berauben, sondern nur um ihn zu lehren, seinen Unterhalt auf irgend »eine Weise zu verdienen.« Hört! Hört!

(Aus dem Freimüthigen.)

Ein Engländer nennt den Kölner Dom ein Gott gegebenes gebrochenes Versprechen.

(Aus dem Freimüthigen.)

Bayersche National-Anekdote. Zu einem Bischof von Freisingen kam einst ein Pfarrer. Der Bischof fragte ihn: »Woiz?« (Was wollt's?). Die Antwort war: »Hoiz.« (Holz.) Darauf der Bescheid: »Soiz.« (Sollt's haben.) (Abendzeitung.)

Recept

für Retorsionsmaßregeln des Königl. Preußischen Gustav-Adolph-Vereins gegen Bayern, imgleichen des Oldenburg-Hannoverschen Zollvereins gegen Braunschweig*).

In schlaflosen Nächten gelang es mir
Ein Mittel für Euch zu ersinnen:
Trinkt, Protestanten! kein bayersches Bier,
Und keine Honigkuchen eßt Ihr
Hannoveranerinnen!
Dann thuet der bayersche Himmel sich auf,
Frei wird Hannovers Waarenlauf.

*) Sollte eigentlich versiegelt um hohen Preis verkauft werden, da das Geheimniß die Bierfabrikation betrifft. Unsere Leser werden hoffentlich diesen Beweis unserer Uneigennützigkeit hoch aufnehmen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod humanum.

Siebenter Jahrgang.

№ 15. Donnerstag, 11. April. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Auf dem zweiten Platze, dem vordern Deck des Dampfschiffes, bot eine Familie einen herzzerreißenden Anblick dar. Der Vater war ein Würtemberger, welcher nach sechsjährigem Aufenthalt in Amerika mit seiner Frau und seinen drei Kindern, wovon das jüngste noch Säugling, in seinen Geburtsort, ein Dorf des Amtsbezirkes Heilbronn oder Maulbronn zurückeilte. Auf dem Gesichte des Mannes hatte ein heftiges Fieber, das in diesem Augenblicke noch mit den Mundwinkeln telegraphirte, arge Zerstörungen angerichtet. Ruhig, ja man könnte sagen, heiter, beseelt durch das Lächeln ihres Schooßkindes, und nur dann und wann durch den Anblick des Gatten bekümmert, saß neben ihm die braune Frau, die wie so viele Würtembergerinnen und süddeutsche Weiber, durch einen Kropf verunziert war. — Der Anblick dieses zerlumpten Jünglings forderte zur Gabe auf, und sparte die Vorunterfuchung, ob sie angenommen werde. — Mehrere Passagiere reichten den beiden Knaben etwas Geld, welches diese stets mit einem »I thank you Sir,«

beantworteten. Auf meine an sie gerichtete englische Frage, ob sie Deutsch verständen, verneinte sie diese dahin, daß sie zwar kein Deutsch, aber so viel Würtembergisch verständen, um sich mit den Eltern unterhalten zu können. Mit diesen sprachen sie englisch, wurden aber anscheinend besser vom Vater als von der Mutter verstanden, die mir, als die Kinder sich mit mir unterhielten, fast wie eine Henne vorkam, welche die von ihr ausgebrüteten Enten schwimmen sieht.

Der Papa hatte ein interessantes Gesicht. Ein feuriges, wenn auch getrübtes Auge, das beständige Zucken seiner Lippen ließ auf viel Gehirn- und Herzbewegung schließen. Er vertraute mir, daß er ein Schmidt sei, welcher vergebens in der neuen Welt sein Glück gesucht habe. — Als ich ihm mein Erstaunen ausgedrückt, daß er mit seiner unentbehrlichen Profession in Amerika nicht habe sein Brod verdienen können, versetzte er: »Ja, wenn ich gesund gewesen »wäre, da hätte ich schaffen und manchen Batzen verdienen »können, — aber ich bin krank hingekommen und habe seit »meiner Abreise keine gesunde Stunde gehabt. — Amerika »ist höchstens ein Land für Gesunde, nicht für Leidende; »ein Armer ist dort dreifach elend.

»Aber wenn Ihr schon leidend waret bei Eurer Abreise, »da hättet Ihr zu Hause bleiben sollen,« bemerkte ich.

»Freilich wohl,« versetzte der Schmidt mit bitterem Lächeln, »und dies um so mehr, da ich von Geisterstimmen »gewarnt war.«

»Von Geisterstimmen?«

»Ja und noch dazu vom seligen Vater.«

»Wie so?«

»Aber das Grab können Sie mir doch nicht streitig »machen, wenn ich einen Ducaten zahl,« rief mit fast überirdischem Blicke Seppeli, so nannte ihn seine Frau, die jetzt uns ganz nahe trat, und deren Augen sowol ihren Mann wie mich zu bitten schienen, das Gespräch über diesen Gegenstand abzubrechen.

»Ei, so laß mich doch, Babett, du weißt, es ist meine

»größte Beruhigung, wenn mir Herren beſtätigen, daß mein »Vertrag wegen des väterlichen Grabes bündig iſt. Und »dieſer Herr, der unſere Knaben beſchenkt hat, ſieht ſo »theilnehmend aus, daß ich ihm nichts verſchweigen mag. »Findeſt du aber nicht, daß er dem Wulzer gleicht?«

»Dem Heuchler? nimmer!«

»Laß nur, der Wulzer hatte auch ein frommes Geſicht.«

»Ein ſcheinheiliges Geſicht iſt noch lange kein frommes.«

Während dieſer Worte hatte Sepperl ein ſchmutziges Convolut mit Papieren aus der Bruſttaſche gezogen, wovon er mir eins reichte. Ein anderes, das verſiegelt war, ſchien er mit Aengſtlichkeit zu verbergen, doch nicht ſchnell genug, als daß ich nicht einen Blick darauf ſollte geworfen haben. — Es hatte die Inſchrift:

An den gnädigſten
Herrn König
in
Stuttgart

und führte noch eine Notiz, wovon ich nur die Anfangsworte: »Nach meinem« aufzufaſſen vermochte.

Die mir übergebene Scriptur enthielt einen anſcheinend von einem ſogenannten Dielenadvocaten in der barbariſchen ſüddeutſchen Gerichtsſprache abgefaßten Vertrag, wornach Sepperls Nachfolger und Käufer ſeiner Schmiede ſich verpflichtete, demſelben gegen Zahlung eines Ducaten ein Grab in der ihm zu gleicher Zeit verkauften Familiengruft abzuſtehen. Er war meines Erachtens rechtsverbindlich abgefaßt, welches ich dem Schmidt auch eröffnete.

»Sie ſehen,« verſetzte dieſer erheitert, »ich brauche mich »nicht vor meinem nahen Tode zu fürchten. Die Gruft »meines Vaters ſteht mir offen. Ich werde an ſeiner Seite »ruhen; o! wäre ich ſeinem Rath gefolgt, ich wäre geſund »und friſch geblieben.

»Wie ſo?«

»Sehen Sie, auch mich ergriff vor beinahe ſieben Jah»ren die Auswanderungswuth, obgleich ich nothdürftig zu »leben hatte. Wir glaubten in Amerika namentlich unſerm

»Herrn Jesu Christ besser dienen, und eine von den »kirchlichen Satzungen unseres Landes unabhängige Ge»meinde des Herrn stiften zu können. — Ich schloß mich »ihnen an, obgleich im Geheimen mich ein gewaltiger Trieb »an meinem Vaterlande festhielt, in dem ich übrigens auch »ganz unabhängig hätte leben können, wenn ich ein Ge»heimniß, das ich versiegelt auf dem Herzen trage, bei mei»nen Lebzeiten veröffentlichen wollte.«

»Sie meinen Ihren Brief an den König?«

»Wie wissen Sie das?« rief Sepperl erstaunt, die Brusttasche mit den Händen bedeckend; dann aber sich be»sinnend fuhr er fort: »Sie müssen Falkenaugen haben, »Herr! — Ja, dieser Brief enthält ganz besondere Dinge; »ich habe dem König einen Dienst geleistet, wovon er keine »Ahnung hat.«

»Und warum eilen Sie nicht diesen zur Kenntniß eines »so vortrefflichen Fürsten wie des Königs von Würtemberg »zu bringen.«

»Das hat seinen Haken, mein Herr! und ist in mei»nem Geheimniß begründet. Für mich brauche ich nur einen »Platz auf dem Friedhof, dafür bürgt mir das Papier und »mein letzter Ducaten, den ich mir in mein Gilet genäht »habe, und von dem selbst die Babett nichts weiß. — Aber »für meine Kinder — für die Amerikaner, die man viel»leicht zurückweist, ist der Brief — im Nothfall selbst bei »meinen Lebzeiten — jedenfalls wenn ich sterbe.« —

»Sie sprachen vorhin von Geisterstimmen, die Sie ge»warnt.« —

»Es war die meines Vaters. — Hören Sie. Von »mehren Leuten, und namentlich von einem gewissen Wul»zer beredet, der unter der Maske eines bibelgläubigen »frommen Christen unser halbes Dorf zur Auswanderung »vermochte, verwerthete ich meine Habseligkeiten mit Eile »und ohne gehörige Ueberlegung. Amerika schien mir ein »Himmel auf Erden. — Als ich jedoch auch meine liegende »Habe verkaufte, und mein Nachfolger auch unser Fami»liengrab begehrte, da überschlich mich ein heimliches

»Grauen. Faſt wäre der ganze Handel rückgängig und »nichts aus der ganzen Auswanderung geworden, wenn »nicht der Käufer, wahrſcheinlich in der Hoffnung, ich »würde nie wieder zurückkehren, mir den Reukauf Eines »Grabes um Einen Dukaten zugeſtanden hätte.« —

»Noch an demſelben Tage erkrankte ich. In der Nacht »hörte ich, wie mein verſtorbener Vater meinen Namen »rief. Ich öffnete das Fenſter und folgte dem Tone, der »mich auf den nahen Friedhof und auf das Grab des Va»ters zog. Hier hörte ich noch die Worte:

»Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.«

»und ſank bewußtlos hin. — Man fand mich noch am »Morgen dort in Schweiß gebadet.« —

»Der Rath kam zu ſpät, ich hatte Einrichtungen ge»troffen, die nicht mehr rückgängig gemacht werden konn»ten. Noch nicht geneſen, mußte ich Wulzer's Zuge »folgen, der mich ſpäter auf alle erſinnliche Weiſe prellte, »und mich hernach im Elende ſchändlich verließ.«

»Dies iſt die kurze Geſchichte meiner Auswanderung.«

Das Reden Sepperl's wurde durch einen Krampfhuſten unterbrochen, dem eine gänzliche Abſpannung, und demnächſt ein feſter Schlaf folgte, den die gute Babett ſorgſam bewachte. — Sie erzählte mir jetzt, daß ihr Mann durch wiederholte übernatürliche Anſtrengungen vor der Abreiſe nach Amerika ſich ein heftiges Fieber zugezogen, und in einem Paroxismus bei Nachtzeit auf den Friedhof geeilt ſei. Seit der Zeit habe der kräftige Körper des Gatten nie den Krankheitsſtoff auszuſcheiden vermocht, auch ſei in ſeinem Geiſte die fixe Idee zurückgeblieben, daß er wider des Vaters Willen ausgewandert ſei. — Rückſichtlich des Briefes an den König, den er auf der Bruſt trage, zweifle ſie übrigens nicht, daß derſelbe etwas ſehr Merkwürdiges enthalte, da ihr Mann dieſen früher geſchrieben, als er den Plan zur Auswanderung gefaßt habe.

Wir waren in Mainz angelangt. An dem Landungsplatze ſtand wiederum der dicke freundliche öſterreichiſche Feldwebel, der mich vor einigen Jahren mit den Worten

empfing: »Hob'n Sie halt 'n Paß?« — Damals hatte ich durch meine Antwort: »Ja, und einen Paß, daß der »Fürst Metternich sich freuen könnte, wenn er »einen so guten hätte,« ihn zum Lächeln gereizt. Seit der Zeit läßt er mich immer mit den Worten passi»ren: »Spazieren Sie halt nur vorwärts, da Sie halt 'n »beſſern Paß haben als Fürst Metternich.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Heimatlosen Klage*).

Das Thier hat seine Höhle,
Das Vögelein sein Nest,
Und »Heimat« heißt die Stelle,
Wo es sich niederläßt. —
Doch ich muß ewig wandern,
Die Heimath zu erspähn,
Von einem Ort zu andern
Muß ich Verstoßner gehn.

Der Käfer herzt sein Weibchen,
Der Fuchs die Füchsinn wählt,
Der Tauber kirrt sein Täubchen —
Liebt Alles in der Welt?!
Nicht hab' ich Liebespfande,
Gesetz hemmt ihren Lauf;
Fällt eines Kerkers Bande,
Nimmt mich ein andrer auf.

Der Hund liebt seine Jungen,
Die Eule ihre Brut,
Das Veilchen, kaum entsprungen,
Haucht schon der Liebe Gluth. —

---

*) Obgleich uns vorstehendes Gedicht mit dem Postzeichen »Hamburg« versehen anonym zugesandt ist, so haben wir doch zur Verbreitung der guten Sache die Aufnahme desselben nicht ablehnen zu dürfen geglaubt, bitten aber den Einsender dringend um Nennung seines Namens. Die Redaction.

Ich drücke keine Kinder
An's Herz mit Vaterluſt,
Nur Büttel, Menſchenſchinder,
Zerfleiſchen mir die Bruſt.

Die Mücken tanzen Reigen
Geſellig in dem Wald,
Die Vögel auf den Zweigen
Erkieſen Freundſchaft bald. —
Mich flieht der ſtolze Bürger,
Der eine Heimath hat,
Mich ſucht der Freiheit Würger,
Schickt mich von Stadt zu Stadt.

Frei ſtreift das Thier die Wälder,
Frei ſchwimmt der Fiſch im Meer,
Durch Berge, Thal und Felder
Schweift frei der Vögel Heer. —
Mich fraget jeder Späher
Nach Paß und Wanderbuch;
Die Polizei ſagt: »Geh er!«
Mit kaltem Teufelsſpruch.

Kein Thier ſtirbt ohne Trauer,
Kein Vogel ohne Leid,
Die Lieben faßt ein Schauer,
Erſtickend Luſt und Freud'. —
Ich ſterb' im Nachbarreiche,
Wohl unterm Himmelszelt,
Kein Menſch folgt meiner Leiche,
Und keine Thräne fällt.

Ein Heimatloſer.

Literatur.

Der Buchſtabe des Geſetzes. Ein Roman von Wilhelmine Soſtmann. Braunſchweig bei G. C. C. Meyer. 1843. Ein ſeltner Roman, der mit dem anfängt, womit andere enden, mit einer Heirath,

die hier tausend Leiden schafft, da sie dem Buchstaben des Gesetzes widerstreitet, der am Ende aber durch einen deus ex machina versöhnt wird. Das Ganze ist spannend bis zum Ende, beschäftigt die Phantasie ohne sie zu verderben, ist mithin allen Lesebibliotheken bestens zu empfehlen.

Hors d'oeuvres.

Die Kasseler wollen gerne eine Eisenbahn haben, aber die Deputirten Ochs und Bähr haben heftig dagegen gestritten. Dafür hat sich der Volkswitz gerächt. Mehrere Zuckerbäcker haben sofort Eisenbahnen in Zuckerteig nachgebildet und dieselben zu Weihnachten ausgestellt. Ein Bär greift in eins der hintern Räder der Locomotive und strengt sich an, dieselbe aufzuhalten; vor der Locomotive macht ein Ochs Miene selbigen kräftig zu unterstützen. Aber die poetische Gerechtigkeit des Zuckerbäckers will, daß die beiden Bemühungen der Ungethüme zu Schanden werden. Dies ergiebt sich aus der Devise, welche also spricht:

Die Eisenbahn in ihrem Lauf,
Hält weder Bär noch Ochse auf.

Freischütz.

Der Buchhändler Dr. Campe in Nürnberg hat berechnet, daß eine Frau, die jeden Tag 16 Stunden lesen würde, 963 Jahre alt werden müßte, um nur allein alle in Deutschland erschienenen Kochbücher zu lesen.

Vaterland.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 16. Donnerstag, 18. April. 1844.

Dat Wettlopen twischen den Haasen un den Swinegel up de lütje Haide bi Vuxtehude*).

Düsse Geschichte is lögenhaft to vertellen, awer wahr is se doch! Denn min Grotvader, von den ick se hev, plegte jümmer, wenn he se mi vertellde, dabi to segzen: wahr mut se doch sien, min Söhn, anners kunn man se jo nich vertellen! De Geschichte het sick awer so todragen: — Et wör an eenen schönen Sündag-Morgen to'r Harfst-Tied, jüst as de Bookweeten bloihde. De Sun wör hellig upgahn am Himmel, de Morgenwind ging warm öwer de Steppeln, de Larken süngen inn'r Luft, de Immen summsten in den Bookweten, un de Lüde güngen in eren Sünndagsstaat na'r Karken, un alle Kreatur wör vergnögt, un de Swinegel ook. De Swinegel stund vör siner Dör, harr de Arme unnerschlagen, keek dabi in den Morgenwind hinut, un quinkeleerde en lütjet Leedken vör sick hin, so good un

*) Die vorstehende Schnurre ist nur den Oldenburgischen Volksbooten für 1845 bestimmt. Ein Zufall führte sie vor mein Auge. Gewiß werden, wenn sie auch schon gedruckt sein sollte, wenige Leser sie kennen, mir aber alle danken, denen ich zu ihrer Bekanntschaft verhelfe. Die Moral ist gewiß neu. D. R.

so schlecht nun ewen en Swinegel to fingen pleggt. Indem he nu so half lise vor sick hen sunk, fööl em up enmal in, he künn ak wol, mittlerwiel siene Froo de Kinner wusch*) un antröcke, en beten int Feld spazeeren, un mal tosehen, wie siene Stäckröwen stünden. De Stäckröwen wören aber de nächsten bi sienen Huse, un he pleggte mit siener Familie davon to eten; darum seech he se as de sienigen an. Gesegt, gedahn. De Swinegel makte de Husdör achter sick to, un schlog den Weg na'n Felde in. He wör noch nich ganz wiet von Huse, un wull jüst um den Busch, de dar vör'n Felde ligt, nah den Stäckröwen-Acker hinupdreihen, as em de Haas bemöt, de in ähnlichen Geschäften utgahn wör, nämlich um sienen Kohl to besehen. As de Swinegel den Haasen ansichtig wör, so bot he em enen fründlichen Go'n Morgen. De Haas awer, de up siene Wiese en vörnehmer Herr was, un grausam hoffertig dabi, antworde nix up den Swinegel sienen Gruß, sondern segte to'n Swinegel, mähi he ene gewaltige höhnische Miene annöhm: »wie kummt et, dat du hier all bi so fröhen Morgen im Felde rum löppst?« »»Ick gah spazeeren,«« segt de Swinegel. »Spazeeren!« lachte de Haas, »mi dücht, du kunnst diene Beene ook wol to betern Dingen gebruken!« Düsse Antwort verdröt den Swinegel ungeheuer, denn alles kunn he verdreegen, awer up siene Beene leet he nix kamen, ewen wiel se von Natur scheef weren. »»Du bildest di wol in,«« segt nu de Swinegel to'n Haasen, »»as wenn du mit diene Beene mehr utrichten kannst?«« — »Dat denk ick,« segt de Haas. »»Dat kummt up'n Versök an,«« meent de Swinegel, »»ick pareer, wenn wi in de Wette loopt, ick leap di vörbi!«« — »Dat is to'n Lachen, du mit diene scheefen Beene?« segt de Haas, »awer minetwegen mach't sien, wenn du so öwergrote Lust hest. Wat gelt de Wett?« — »»Eene goldene Lujedor un'n Buddel Win!«« segt de Swinegel. »Angenahmen!« spröök de Haas, »sla in, und denn kann't losgahn!« — »»Ne, so groote Ihle hett et

*) De Kinner wusch? De Swinegel? Anm. d. Sehers.

nich,«« meente de Swinegel, »»ick bin noch ganz nüchtern; erſt will ick to Hus gahn, un en beeten frühſtücken; inner halwen Stunna bin ick wedder hier up'n Platz!«« Damit ging de Swinegel, denn de Haas wör et tofreden. Unnerwegs dachte de Swinegel bi ſick: de Haas verlett ſick up ſiene langen Beene; awer ick will em wol kriegen! he iß zwar en förnehm Herr, awer doch man'n dummen Keerl, und betalen ſall he doch! — As nu de Swinegel to Hus ankôm, ſprök he to ſiene Froo: »Froo! treck di gau an, du muſt mit mi na'n Felde hinut!« ««Wat giwt et denn?«« ſegt ſiene Froo. »Ick hew mit'n Haaſen wett't um'n goldne Lujedor un'n Buddel Win, ick will mit em in de Wett loopen, un du ſaſt mit dabi ſien!« — ««O, min Gott, Mann!«« fing nu den Swinegel ſiene Froo an to ſchreen, biſt du nich klook, heſt du denn ganz den Verſtand verlaren? Wie kannſt du mit den Haaſen in de Wett loopen will'n?«« — »Hol dat Muul, Wief!« ſegt de Swinegel, »dat iß min Saak; reſoneer nich in Männergeſchäfte! Marſch, treck di an, un denn kumm mit!« — Wat ſull den Swinegel ſiene Froo maken, ſe muſt wol folgen, ſe mug nu wullen oder nich. — As ſe nu mit enander unnerwegs wören, ſprok de Swinegel to ſiene Froo: »Nu paß up, wat ick di ſeggen will! Siehſt du, up den langen Acker da willt wi unſen Wettloop maken. De Haas löppt nämlich in der eenen Föhr, un ick inner annern, un von daben fang wie an to loopen. Nu heſt du wieder nix to dohn, as du ſtellſt di hier unnen in de Föhr, un wenn de Haas up de annere Siet ankummt, ſo röpſt du em entgegen: ick bin all hier!« Damit wören ſe bi den Acker anlangt. De Swinegel wies da ſiener Froo ehren Platz an, un ging nu den Acker hinup. As he baben ankôm, wör de Haas all da. »Kann et losgahn?« ſegt de Haas? ««Ja wol,«« ſegt de Swinegel. »Denn man to!« Un damit ſtellde jeder ſick in ſiene Föhr. De Haas tellde: Hahl een, hahl twee, hahl dree! un los ging he wie en Stormwind den Acker hindahl. De Swinegel awer löp ungefähr man dree Schritt, denn duckte he ſick dahi in de Föhr, un blev ruhig ſitten.

As up de Haas in vullen Loopen unnen am Acker ankôm, rôp em den Swinegel siene Froo entgegen: Ick bin all hier! De Haas stutzde un verwunnerde sick nich wenig; he meende nich anners, as et wer de Swinegel sülvst, de em dat roop. Denn bekanntlich sütt den Swinegel siene Froo jüst so ut, wie ehr Mann. De Haas awer meende: »dat geiht nich to mit rechten Dingen; noch mal gelopen! Wedder ûngefrewen Hort ging he wedder, wie en Stormwind, dat em die Ohren am Koppe flogen. Den Swinegel siene Froo awer blev ruhig up ehren Platz. As nu de Haas baben ankôm, rôp em de Swinegel entgegen: »Ick bin all hier!« De Haas awer, ganz uter sick vor Iwer, schreede: »Noch mal gelopen! Wedder ûm!« »»Mi noch to schlimm,«« antwoorde de Swinegel; »»minetwegen noch so oft as du Lust hest!«« So leep de Haas noch dree un söbentig Mal, un de Swinegel hull et immer mit em ut. Jedes Mal, wenn de Haas unnen oder baben ankôm, seyden de Swinegel oder siene Froo: Ick bin all hier! Dem dem un söbentigsten Mal awer kôm de Haas nich to Ende; dat Blood flog em ut'n Halse, un he bleev dot up'n Platze. De Swinegel awer nôhm siene gewunnene Lujeder un den Buddel Win, rôop siene Froo ut de Föhr aff, und beide güngen vergnügt mit enanner na Huus, un wenn se nich sturven sind, levt se noch. — So begew et sick, da up de Buxtehuder Haide de Swinegel den Haasen dot loopen hett, und siet jener Tied hett et sich keen Haase wedder infallen laten, mit Buxtehuder Swinegel in de Wett to lorgen.

De Lehr awer ut düsser Geschicht is:

Erstens: Dat keener, un wenn he sick ook noch so förnehm ducht, sick sull bikamen laten, öwern geringen Mann sick lustig to maken, un wör't ok man en Swinegel.

Un Twedens, dat et geraden is, wenn eener freet, dat he sick'n Froo ut sienen Stamm nimmt, un de jüst so utsüht, as he sülvst. Wer also en Swinegel is, de mut tesehen, dat siene Froo ok en Swinegel is, un so wieder.

Literatur.

Novellen und Erzählungen von Dr. Karl Töpfer. Hamburg bei Niemeyer. 1844. 2 Bände. Töpfer, der bekannte glückliche Theaterdichter bekundet in seinen Novellen eine Vorliebe für das Romantische, Gespenstische, kurz für das, was Lewald in seinem Album von Paris als braune Geschichten bezeichnet. Dahin gehören auch hier einige der Erzählungen, wie »der unheimliche Gast«, »die Todtenhand« und »der gespenstische Sänger«, deren Lektüre in unserer materiellen Zeit, der Abwechslung halber, schon ganz piquant ist. — Auch die übrigen Erzählungen gewähren Interesse und Unterhaltung.

Eines Dichters Bazar von H. C. Anderſen. Aus dem Däniſchen von C. W. Chriſtiani. Zwei Bände. Leipzig bei Kummer. Anderſen iſt ein Dichter der Frauen, für und durch welche er nur lebt, und bei denen er auch als ein Verzug wohl aufgehoben iſt, was ſeine Kindlichkeit, ſeine Gemüthlichkeit und ſein reiner Sinn auch in der That verdienen. Und doch muß man ihm Klugheit neben der Liebe vindiciren. Dichter für Männer giebt es ja heut zu Tage ohnehin nicht mehr, man muß da ſchon die deutſche Flotte und den Mörder des letzten deutſchen Tyrannen beſingen. — Anderſen theilt uns in dieſem Buche ſeine Hin- und Rückreiſe nach und von Conſtantinopel mit, deſſen Bazare mit den unbedeutendſten Details er auf eine reizende Weiſe ſchildert. Die Ueberſetzung iſt wohlgelungen, das Buch Leihbibliotheken zu empfehlen.

Georg Chriſtoph Lichtenbergs vermiſchte Schriften erſcheinen in einer neu vermehrten, von deſſen Söhnen veranſtalteten Originalausgabe. Göttingen, in der Dieterichſchen Buchhandlung. — Durch die Güte eines

dieser Herren sind mir die ersten beiden Bände bereits ge-
worden, und beeile ich mich meinen Lesern von dem erho-
benen Schatze der bisher noch nicht bekannt gewor-
denen philosophischen, psychologischen, moralischen, phy-
siognomischen, pädagogischen und literärischen Bemerkungen
einige mitzutheilen, woraus sie ermessen werden, welch einen
Fund, welch eine reiche Erndte diese neue Ausgabe der
Werke des unsterblichen Verfassers ihnen darbietet.

Die vernünftigen Freigeister sind leichte fliegende Corps,
immer voraus, und die die Gegenden recognosciren, wohin
das gravitätisch geschlossene Corps der Orthodoxen am
Ende auch kommt.

Die Natur hat den Thieren Einsicht genug gegeben
für ihre Erhaltung zu sorgen. Sie wissen sich alle sehr
gut zu helfen, wenn es auf diesen Artikel ankommt. Den
Menschen hat sie sogar, hat sie fast instinktmäßig gegen die
Furcht vor dem Tode gewappnet durch Glauben an Un-
sterblichkeit.

Die Cultur der Seelen, wozu auch das Branntweintrinken mit gehört, hat viele Spuren ausgelöscht, dereinst zu finden, was der Mensch ursprünglich war und sein sollte.

Wir müssen glauben, daß Alles eine Ursache habe, so wie die Spinne ihr Netz spinnt, um Fliegen zu fangen. Sie thut dies, ehe sie weiß, daß es Fliegen auf der Welt giebt.

Was die wahre Freiheit am deutlichsten charakterisirt, ist der Mißbrauch derselben.

Es ist doch sonderbar, daß das, was die Menschen im Genie vortrefflich nennen, so selten ist. Ein Shakespeare, ein Newton, ein Franklin u. s. w. Warum sind dieser Menschen so wenige, da es doch Gott gleich leicht war, den

Dummkopf und das Genie zu ſchaffen? Ich weiß keine andere Antwort, als daß das Genie allezeit eingeſchränkt iſt, und es nöthiger war, Menſchen zu haben, die zu Allem, als die zu Einem Dinge taugen.

Es iſt eine Bemerkung, die ich durch vielfältige Erfahrung beſtätigt gefunden habe, daß unter Gelehrten diejenigen faſt allezeit die verſtändigſten ſind, die nebenher mit einer Kunſt ſich beſchäftigen, oder wie man im Plattdeutſchen ſagt: klütern.

Wenn ich ſage: Halte Deine Zähne rein, und ſpüle Dir den Mund alle Morgen aus, ſo wird das nicht ſo leicht gehalten, als wenn ich ſage: nimm die Mittelfinger dazu, und zwar über Kreuz. Des Menſchen Hang zum Myſtiſchen. Man nütze ihn.

Wer in ſich ſelbſt verliebt iſt, hat wenigſtens bei ſeiner Liebe den Vortheil, daß er nicht viel Nebenbuhler erhalten wird.

Die Träume können dazu nützen, daß ſie das unbefangenſte Reſultat, ohne den Zwang der oft erkünſtelten Ueberlegung von unſerm ganzen Weſen darſtellen. Dieſer Gedanke verdient ſehr beherzigt zu werden.

Wer eine Scheibe an ſeine Gartenthür malt, dem wird gewiß hineingeſchoſſen.

Wovon das Herz nicht voll iſt, davon geht der Mund über, habe ich öfter wahr gefunden, als den entgegengeſetzten Satz.

Was ein bedächtiges, geſetztes Verfahren in allen Vorfällen des Lebens nützlich iſt, kann ich mir auch dadurch erläutern. Ich kann mir keinen ſchrecklicheren Zufall denken, als wenn mir Jemand eins meiner Kinder aus Un-

[illegible], und doch kenne ich mehrere Menschen, [illegible] ich ohne Mühe vergeben würde, andere, die ich nicht wieder würde vor Augen sehen können, und noch andere, die ich auf der Stelle erschießen könnte und würde, wenn ich ein Gewehr zur Hand hätte.

(Der Schluß folgt.)

Hors d'oeuvres.

Mein Freund M. hat einen Knaben, der, dem Vater darin unähnlich, zum Renommiren Neigung zu haben scheint. »Als mein Vater noch nicht verheirathet war,« sagte er, »und noch keine Kinder hatte, da hat er Reitpferde gehabt, weiße Schimmel! — und die habe ich immer zu Wasser geritten!«

Das Landvolk in Bayern bezeichnet das Zunehmen der Tage durch folgenden Spruch:

Es wächst der Tag am heiligen Christtag,
So weit eine Mücke zu gähnen vermag,
Am Neujahrstag,
So weit ein Hahn zu schreiten vermag,
Und am heiligen Lichtmeßtag,
So weit der Hirsch zu springen vermag.

Der Freimüthige.

Sonst war der erste poetische Aufschwung gewöhnlich der »ersten Liebe« geweiht. Jetzt singt ein vornehmer Herr in der »Jagdzeitung« »Mein erstes Schwein!«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schultzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 17. Donnerstag, 25. April. 1844.

Sauerauer Zustände

von K. A. Mayer.

Siebentes Kapitel.

Einen Besuch, den ich mit Freund Renner bei Bombardine Rasmus, genannt Bülbül, machte, darf ich nicht unerwähnt lassen. Bombardine, die Bürgermeisterin von Sauerau, ist schon öfters eine dicke Person genannt worden. Leser, die ein gutes Gedächtniß für Sauerauer Zustände haben, werden sich ferner erinnern, daß dieselbe bei Aufführung einer Charade durchaus einen Engel vorstellen wollte. Daraus könnte man nun schließen, daß sie bloß wohl- und nicht überbeleibt sei — was ich hier aber durchaus in Abrede stellen muß. Hätte man sie Bombe statt Bombardine getauft — wodurch die Erinnerung an den Tag ihrer Geburt, den 18. October 1813, ebenso gut festgehalten worden wäre — man hätte ihre kleine runde Gestalt damit trefflich charakterisirt. Der Pastor von Sauerau pflegte von ihr zu sagen: wie in Adam der Kloß zum Menschen, so sei in ihr umgekehrt der Mensch zum Kloß geworden, und ein Mann von schwachem Magen soll einmal in ihrer Gegenwart ausgerufen haben: »Gebt mir einen Schnapps! Ich kann nichts Fettes vertragen.« Ein

Mediziner, konnte sie nicht gut ansehen, ohne an Schlag-fluß und Erstickung zu denken, und ein Criminalrichter mußte bei ihrem Anblicke zweifelhaft werden, wie sie eventualiter hinzurichten sei; denn da ihr kurzer Hals zwischen Hinterkopf und Rücken unter Speckwülsten begraben lag, konnte von Köpfen, Guillotiniren oder Hängen gar nicht die Rede sein; weit eher wäre man zum Ziel gekommen, wenn man sie viermal um einen Tisch gejagt hätte; dampfte und schwitzte sie doch schon wie ein Bratapfel, wenn sie nur langsam bei kühlem Wetter über die Straße ging. Ich sagte »ging« aus schuldiger Rücksicht für diese Dame; »wackelte« oder »watschelte« wäre freilich viel bezeichnender gewesen — wie denn überhaupt Bombardine in Gang und Haltung, namentlich aber in dem Spiele ihres höchst ansehnlichen Hinterkörpers, vollkommen einer Ente glich. Sollten Bombardinen diese Zeilen in die Hände fallen, so hoffe ich, daß sie mir diesen Vergleich mit einem Thiere nicht verargt; hat doch fast jeder Mensch eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit mit einer Bestie, so daß, wer Talent und Uebung in Aufsuchung solcher Aehnlichkeiten besitzt, in jeder größern Gesellschaft sich von Mops-, Dogge-, Jagdhund-, Spitz-, Fuchs-, Gans-, Adler- und Kaninchen-Gesichtern umgeben sieht. Ich betrachte die werthgeschätzte Frau Bürgermeisterin als ein naturhistorisches Phänomen, und ich hoffe, daß sie, so gut einige Mediziner um der Wissenschaft willen ihren Leichnam der Anatomie vermacht haben, um der Wissenschaft willen ihre Person zur Verschreibung hergibt. Jedenfalls wäre dieß ihr Opfer ein viel geringeres. Thatsache ist, daß sie in der Ferne von Kurzsichtigen mehrmals für eine Droschke gehalten worden ist. Auch sagt Neuner, daß ihn, so oft er sie sehe, die Lust anwandle, sie mit dem Rücken auf den Boden zu legen, um zu sehen, ob sie so wenig sich umwenden könne wie eine Schildkröte; ja er hat einmal ihrem Ehemanne, dem sie bisweilen durch leidenschaftliche Opposition viel zu schaffen macht, diese Position als ein Mittel, sie ohne viel Umstände zu calmiren, anempfohlen.

Als ich Mathilde meine Aufwartung machte, saß sie in dem Gärtchen hinter ihrem Hause auf einem Stuhle, den die Last ihres Körpers wohl einen Schuh weit in den weichen Boden getrieben hatte. Sie bat mich an ihrer Seite Platz zu nehmen, und fächelte sich während unseres Gesprächs mit einem Bogen Papier, auf dem feinlichgeschriebene Verse standen — natürlich ein Gedicht für das Sonntagsblatt — Kühlung zu. Sie sprach über die Hitze, die ihr, da sie »etwas stark« sei, »bisweilen« lästig falle, und lenkte dann geschickt auf die Poesie ein, indem sie bemerkte, daß die »animalische Wut« noch durch die Dichterglut erhöht werde — eine Erfahrung, die sie oft und auch diesen Augenblick gemacht habe. Ich blickte auf das bogenlange Gedicht, auf ein dickes Manuscript anderer Gedichte, das daneben lag; die Gefahr mehrstündiger Vorlesung — es war noch früh am Tage — gähnte mich wie ein schwarzer Abgrund an, und ich schwur zu Gott, diesem Verderben, sei es auch wie es wolle, zu entrinnen. Ich habe immer gefunden, daß es ein ergiebiger Stoff ist, das Gespräch auf Todesgefahren zu bringen. Ich selbst habe zwei ganz gute erlebt, womit ich gleich den Anfang machen kann. Die Andern in der Gesellschaft besinnen sich auch auf welche, und ist der Sensenmann nicht ganz dicht an ihnen vorbeigestreift, so haben sie doch leicht einen, vielleicht längst verstorbenen, Vetter, der einmal »nahe daran war«. Ich sah also meiner Frau Bürgermeisterin in die Augen und sagte: In Todesgefahren könne man plötzlich eben so gut siedend heiß als eiskalt werden. Ich habe viele Beobachtung an mir gemacht, als u. s. w.

Kaum hatte ich meine erste Todesgefahr glücklich zu Ende gebracht, als sie das dicke Manuscript ergriff und, darin blätternd, hinwarf: Sie habe mehrere Todesgefahren, die in ihrer Familie vorgekommen, poetisch behandelt, und wenn es mir Freude mache —

Verbeugung. »O ich bitte Sie!«

wolle sie mir »Einiges davon« und, da wir Zeit hätten und ungestört seien, auch noch »Andere« aus ihrer Sammlung

vertragen. Sie selber, setzte sie hinzu, sei auch einmal beinahe »ein Kind des Todes« (ein sehr ansehnliches Kind!) gewesen; sie sei nämlich zu spät zum Eilwagen gekommen, und habe einen Versuch gemacht, den eben abgefahrenen im Trabe einzuholen. Auch dies habe sie behandelt, und zwar »meistens in Hexametern«, wodurch »der Schnelllauf glücklich angedeutet sei«.

Das Haar stand mir zu Berge. Geschäfte konnte ich nicht vorschützen; Renner war — das hatte ich schon verrathen — auf einen Tag nach einem entfernten Dorfe geritten. Ich flüchte in meinem armen leeren Gehirn nach Ausflüchten; kein Gedanke wollte mir in's Netz gehen. Endlich, da sie sich schon zweimal geräuspert und eben begonnen hatte:

O Du, der Du da stehst u. s. w.

ergriff ich ihre Hand, drückte sie warm und sagte: »Liebste Frau Bürgermeisterin, verzeihen Sie meiner unbescheidenen Bitte. Ich würde es bei weitem vorziehen, wenn Sie mir den Schatz Ihrer Gedichte mit nach Hause geben wollten. Bei einer flüchtigen Vorlesung entgeht so Manches, was Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit hat — besonders im Freien, wo die Schmetterlinge umhertanzen, wo man jeden Augenblick in die Nothwendigkeit versetzt wird, eine boshafte Mücke auf der Hand oder Stirne zu erschlagen.«

In diesem Augenblicke sauste, wie vom Himmel mir zum Beistande gesendet, ein großer schwarzer Hirschkäfer heran, und puerte Bombardinen gerade in's Angesicht. »Herr Jesus!« schrie sie entsetzt und fuhr auf die Seite. Sie wäre vom Stuhle gefallen, wenn ich sie nicht aufgefangen und wieder zurecht gesetzt hätte.

»Gehen wir in's Haus,« sagte sie, nachdem sie ihre Sinne wieder beisammen hatte; »ich lese Ihnen dort »nur ein Weniges« zur Probe, und dann mögen Sie das Manuskript immer mit nach Hause nehmen.«

Nur ein Weniges! Ich wußte ja, was die Poeten nur ein Weniges nennen. Ich folgte, aber nicht wie ein Schlachtopfer, das sich in sein Schicksal ergeben hat, son-

dern wie ein Ulyſſes, der noch am Rande des Verderbens nach Rettung ſpäht.

Die neue Lokalität bot verſchiedene Vortheile dar. Die Kinder Bombardinens, unter andern eine erwachſene Stieftochter, die als Braut eines jungen Fabrikanten, Namens Krebs, bezeichnet wurde, eine Hecke mit Kanarienvögeln, eine Kukuksuhr, zwei Katzen und ein alter, trieſäugiger, kurzbeiniger, überfetter Mops, deſſen Bauch faſt am Boden ſchleifte (ich hütete mich wohl, über ihn zu lachen), kurz Alles, was uns auf der Hausflur und in den Stuben begegnete, gab mir zu hundert theilnehmenden Fragen Anlaß, die beantwortet werden mußten. Endlich, als wir am Sopha angekommen waren, als Bombardine ſich niedergelaſſen, den Schweiß von der Stirne getrocknet und das verhaßte Manuſcript abermals entfaltet hatte — da ſchien Alles verloren!

Aber nein! Gerade in dieſem Momente gab mir ein guter Gott einen Gedanken ein, welcher ein Aufſchieben der Vorleſung bewirkte, ſo daß ſie zuletzt, als der Bürgermeiſter, der abgeſagteſte Feind der poetiſchen Ader ſeiner Gattin, hinzutrat, gar nicht zu Stande kam. »Ehe Sie beginnen, liebe Frau Bürgermeiſterin,« ſagte ich, »erlauben Sie mir noch Eins zu bemerken. Sie beſingen Familienangelegenheiten in lyriſch-epiſchen Ergüſſen. Haben Sie niemals daran gedacht, eine Todesgefahr, eine Verlobung, die Geburt von Zwillingen, oder was es auch ſei, dramatiſch zu behandeln? So möcht' ich z. B. wetten, daß die Verbindung Ihrer Fräulein Tochter mit Herrn Krebs dramatiſche Momente enthält.«

Dieſe Worte fielen wie Feuer in dürres Stroh. »Ich glaube ſelbſt,« erwiederte ſie, »ich glaube ſelbſt! Ich will Ihnen Alles erzählen, und Sie ſollen dann entſcheiden.«

Sie ſchloß das Manuſcript, Gottlob! ſteckte ein Pfeffermünzkügelchen, von denen ſie immer einen Vorrath in einem Döschen mit ſich führt, in den Mund, und begann in folgender Weiſe.

Ich gebe ihre Erzählung faſt wörtlich, als Beitrag zur Sauerauer Kulturgeſchichte.

(Der Schluß folgt.)

Literatur.

Georg Chriſtoph Lichtenberg's vermiſchte Schriften.

(Fortſetzung.)

Wenn Du die Geſchichte eines großen Verbrechers lieſeſt, ſo danke immer, ehe Du ihn verdammſt, dem gütigen Himmel, daß er Dich mit Deinem ehrlichen Geſichte nicht an den Anfang einer ſolchen Reihe von Umſtänden geſtellt hat. (Hört! Hört!).

Man muß nie den Menſchen nach dem beurtheilen, was er gethan hat, ſondern nach dem, was er in Geſellſchaft von Männern, die ihm gewachſen ſind, ſpricht.

Große Leute fehlen auch, und manche darunter ſo oft, daß man faſt in Verſuchung geräth, ſie für kleine zu halten.

Die Menſchen haben immer Witz genug, wenn ſie nur keinen haben wollen.

Irren iſt auch in ſo fern menſchlich, als die Thiere wenig oder gar nicht irren, wenigſtens die klügſten unter ihnen.

Die geſundeſten und ſchönſten, regelmäßigſt gebauten Leute ſind die, die ſich Alles gefallen laſſen. Sobald einer ein Gebrechen hat, ſo hat er ſeine Meinung.

Es iſt zum Erſtaunen, wie weit ein geſunder Menſchenverſtand reicht. Es iſt auch hier wie im gemeinen Leben, der gemeine Mann geht hin, wohin der Vornehme mit Sechſen fährt.

Von dem ſeltſamen Geſchmack der Menſchen zeugt auch dieſes, daß bei belagerten Städten Leute ſowohl heraus als hinein deſertiren.

Wer recht ſehen will, was der Menſch thun könnte, wenn er wollte, darf nur an die Perſonen gedenken, die ſich aus Gefängniſſen gerettet haben, oder haben retten wollen. Sie haben mit einem einzelnen Nagel ſo viel gethan wie mit einem Mauerbrecher.

Die Leute, die niemals Zeit haben, thun am wenigſten.

Wenn Religion der Menge ſchmecken ſoll, ſo muß ſie nothwendig etwas vom haut gout des Aberglaubens haben.

Die Könige glauben oft, das was ihre Generale und Admirale thun, ſei Patriotismus und Eifer für eigne Ehre. Oefters iſt die ganze Triebfeder groſſer Thaten ein Mädchen, welches die Zeitung lieſt.

Man ſpricht viel von Aufklärung und wünſcht mehr Licht. Mein Gott, was hilft aber alles Licht, wenn die Leute keine Augen haben, oder die welche haben, ſie vorſätzlich verſchlieſſen.

Die unterhaltendſte Fläche auf der Erde für uns iſt die des menſchlichen Geſichts.

Die gemeinen Leute ſind herrlich zu gebrauchen manche Bemerkungen zu machen, wenn man ihre Mienen beobachtet.

Man kann sie benutzen wie Hunde, die abgerichtet sind, Hühner und Trüffel zu finden, welche man selbst nicht riechen kann.

(Der Schluß folgt.)

Hors d'oeuvres.

Unter den Gestalten des Fastnachtszuges in Mainz machten besonders Liszt und die Milanollo's Aufsehen. Ersterer halb deutsch, halb ungarisch gekleidet, an der Seite den Ehrensäbel, auf der Brust Orden, aus der Tasche das Hohenzollern-Hechingsche Hofrathspatent hervorsehend, auf dem Kopf den lorbeerumkränzten Königsberger Doctorhut, vor sich auf dem Pferde das Klavier, hinter ihm die Milanollo's, gefolgt von den Trägern einer bekränzten riesengroßen Tafel, auf welcher die Worte standen: »Das dankbare Vaterland seinen großen Männern und Kindern.«

Auf einem Glasgemälde der Waisenkirche in Soest befindet sich eine Darstellung des letzten Ostermahls Christi. Auf dem Tische aber steht nicht das gewöhnliche Opferlamm, sondern ein — Schinken.

Vaterland.

Die Franzosen sind offenbar mehr Männer der Bewegung als wir. Wir haben von ihnen unser Marsch, aus dem Französischen »Marche«. Dagegen hat der Franzose sein Halte! aus dem Deutschen »Halt!«

Vaterland.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 18. Donnerstag, 2. Mai. 1844.

Sauerauer Zustände

von K. A. Mayer.

Siebentes Kapitel.

(Schluß.)

»Es sind noch keine sechs Wochen, begann sie, daß es mit den Beiden richtig geworden, und das ging so zu: Sara, meine Tochter, ist von lebhaftem Temperamente, und war schon früh erwachsen, wie denn überhaupt unsere Kinder alle aufschießen wie die Bären; weshalb dann der Verstand in's Fleisch geht, und die Fortschritte in der Schule gering sind.«

Dies schien richtig; denn die Kinder sahen alle sehr dumm aus.

»Deshalb hab' ich meiner Tochter immer gesagt, fuhr die Bürgermeisterin fort, »Särchen, meine Tochter, hab' ich gesagt, sei freundlich mit den Männern, aber laß Dich nicht embrassiren; denn ein Mädchen, das nicht freundlich ist, sagt' ich, kriegt keinen Mann; und ein Mädchen, das sich embrassiren läßt, kriegt auch keinen Mann.«

»Sehr weise Erziehungsmaximen!« fiel ich ein.

»Nicht wahr?« erwiederte die Bürgermeisterin selbstzufrieden. »Ja man muß vorsichtig sein; das junge Volk,

[illegible] wie Pulver. Vor sechs Wochen nun, just auf diesen Tag Abends um Vier oder halber Fünfe, zapfen wir Wein ab, und meine Tochter ist allein unten im Keller am Faß. Und der Krebs, der immer ein guter Bekannter von unserer Familie war, und auch ein weitläuftiger Vetter, kommt gerad' an der offenen Kellerthür vorbei, und sieht meine Tochter, die Sara, den Wein zapfen. Was thut der Krebs? Der Krebs ist nicht faul und geht die Kellertreppe hinunter zu Särchen und sagt: »»Guten Tag, Mamsell Särchen! Ei, wie sind Sie so fleißig! Haben Sie die Freundschaft für mich und geben Sie mir ein Gläschen Wein. Ich bin den ganzen Tag in Geschäften herumgelaufen und bin sehr durstig.«« So sagt der Krebs in aller Unschuld, und tritt auf sie zu, um das Glas Wein in Empfang zu nehmen. Da schreit aber meine Tochter auf, als hätt' sie auf'n Frosch getreten: »»Gehen Sie weg! ruft sie; ich weiß, was Sie wollen. Sie wollen mich embrassiren. Ein Mädchen, das sich embrassiren läßt, kriegt aber keinen Mann nicht.«« Und wie sie das gesagt hat, gibt sie dem Krebs eine Ohrfeige, daß es durch den ganzen Keller schallt, und daß der arme Mensch, der keiner von den Stärksten ist, an das nächste Stückfaß taumelt. »»Ich laß mich nicht embrassiren!«« ruft sie noch einmal. »«Gehen Sie gleich fort, Sie Abscheulicher! oder ich ruf' die Mutter, oder den Vater, oder die Polizei.««

»Der Krebs war meiner Tochter immer gut gewesen, aber sonderbar! wie er die Ohrfeige geschmeckt hatte, liebte er sie noch viel mehr, und kam gleich herauf zu mir mit seiner feuerrothen Backe und freite um sie. Ich rief meinen Mann und Sara, und in einer Viertelstunde war die Sache in Richtigkeit.«

Die Bürgermeisterin hatte geendet und verpustete nach der Anstrengung; denn ihr Athem war natürlich nur sehr kurz. »Eine allerliebste Geschichte!« rief ich, »die sich allerdings zu dramatischer Behandlung eignet.« »»Ich möchte für mein Leben gern einmal ein Trauerspiel schreiben,«« fuhr die Bürgermeisterin fort; »»dazu ist dieser Stoff freilich

weniger geeignet.« »Warum nicht,« gab ich zur Antwort. »Der liebeskranke Krebs kann ja an der Ehrleige ſterben.« »Sie ſollen aber in ſechs Wochen heirathen,« fiel Bombardine ein.

Hier trat der Bürgermeiſter in die Stube, und machte unſerem literariſchen Geſpräche ein Ende.

Das verirrte Kind.

(Aus dem Leben.)

Angſtruf dringt und lautes Weinen
Drüben aus Gebüſch' hervor;
Helft, o helft der armen Kleinen,
Die im Walde ſich verlor!

Auch ein Pflüger hat's vernommen,
Ueber rauhes Furchenland
Iſt er mir zuvor gekommen,
Führt das Kind ſchon an der Hand.

Sieh! ein Körbchen trägt's mit Beeren,
Die es mühſam weit geſucht;
Verlend rinnen heiße Zähren
Auf die angſterkaufte Frucht.

Und es dauert, wie den Sänger,
Auch den Landmann und er ſpricht:
»Weinen mußt Du nun nicht länger,
Kleines Mädchen! Sei getroſt!

»Komm, dort liegt der Kaffeegarten,
Wo nach Vater, Mutter, ſind.
Ei, ſie werden ja doch warten
Auf ein unvernünftig Kind!« —

Kleine! das sind schöne Zeiten,
Wo noch freundlich, ob auch roh,
Trostesworte Dich geleiten,
Wann Du irr'st, — doch bleibt's nicht so.

Lockt Dich — Gott verhüt' es! — künftig
Süße Frucht des Irrweg's an,
Nicht mehr heißt's dann »unvernünftig,«
Unverzeihlich heißt es dann.

Jeder läßt Dich einsam wimmern,
Niemand wischt die Thränen ab,
Und die Rohsten und die Schlimmern
Brechen Dir zuerst den Stab.

J. Hagen.

Literatur.

Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften.

(Schluß.)

Es ist ein schlechter Lohn, wenn ein Junge, auf den man etwas verwandt hat, am Ende ein Poet wird. Ein Viertelstündchen Nachtmusik für einen Jahre langen Dienst. Eltern, die bemerken, daß ihr Junge ein Poet von Profession werden will, sollten ihn so lange peitschen, bis er das Versemachen aufgiebt, oder bis er ein großer Dichter wird.

Es läßt sich ohne sonderlich viel Witz so schreiben, daß ein Anderer sehr vielen haben muß, um es zu verstehen.

Es ist kein sicherer Weg, sich einen Namen zu machen, als wenn man über Dinge schreibt, die einen Anschein

von Wichtigkeit haben, die sich aber nicht leicht ein vernünftiger Mann die Zeit nimmt zu untersuchen.

Ich habe in meinen Universitätsjahren und nachher enthusiastische Bewunderer von Haller, und welche von Klopstock gekannt. Die von Haller, ich rede hier bloß von dem Dichter, waren gewöhnlich Leute von Geist und Nachdenken, die ihre Brodwissenschaft nie vernachlässigten. Hingegen mit Klopstocks enthusiastischen Verehrern verhielt es sich gerade umgekehrt. Die meisten waren unausstehliche Pinsel, denen vor den Wissenschaften, die sie eigentlich erlernen sollten, ekelte. Musenalmanache waren eine Hauptlectüre für sie. Waren es Juristen, so lernten sie nichts; waren es Theologen, so wurden es frühzeitige Prediger, und die kamen noch am besten fort. Mediziner, die enthusiastisch für Klopstock gewesen wären, habe ich nicht gekannt. Mir ist nicht bewußt, daß ein declarirter Bewunderer von Haller, und der seine Gedichte mit vorzüglichem Vergnügen gelesen, hernach etwas frappant Einfältiges geschrieben; hingegen ist es eine bekannte Sache, daß unter Klopstock's eifrigsten Bewunderern einige der größten Flachköpfe der Nation sind. Das Factum ist wahr. Erklären kann ich es selbst nicht.

Noch Etwas.

Vor etwa funfzig Jahren lebte in Oldenburg ein Doctor Lüttmann. Ein Bauer, der ihn um Rath fragen wollte, trat eines Morgens frühzeitig in sein Zimmer, ehe der Arzt aufgestanden war. Er sah nur ein dort aufgestelltes Skelett, bei dessen Anblick er sich eilig davon machte, so daß der Arzt, dem die Ankunft des Bauern gemeldet war, ihn nicht mehr vorfand. — Als nun Lütt-

nicht einige Stunden später vor der Thüre stand, machte ihn sein Diener darauf aufmerksam, daß der Bauer, der sich an der entgegengesetzten Straßenreihe hart an den Häusern vorbei drücke, der Patient sei, welcher den Doctor heute morgen haben consuliren wollen.

»He guter Freund!« rief Lüttmann dem Bauer zu, »Ihr habt mich ja heute sprechen wollen.«

»Wie he mi dreh Schritt vum Liewe,« rief der Bauer ängstlich forteilend, »ick heww emm hüht Morgen wul sehen, as he noch kehn Hemd anhar.«

In B. hatte ein Schüler vom Klassenlehrer wie vom Direktor sich einen Urlaub in der Ferienzeit erbeten, aber eine abschlägige Antwort bekommen. — Er entging bei seiner Rückkehr der wohlverdienten Strafe durch die Entschuldigung, daß ja zwei Negationen bejahten.

In L. vicarirte ein guter Freund für den Posthalter. Derselbe war aber so langstilig und weitläuftig, daß der Fürst von Thurn und Taxis bei seinem Anblick Krämpfe bekommen haben würde. Eines Tages trat der Postillon, welcher die reitende Post zu führen hatte, ungestüm in das Zimmer und verlangte seine Abfertigung, weil es die höchste Zeit sei. Verlegen beschwichtigte ihn der noch immer expedirende und nicht fertige Postmann mit den Worten: »Ried man to, ick will di de Brehve nahschicken. (Reit nur zu, ich will Dir die Briefe nachschicken.)

Die schönsten Buchstaben liest man jetzt in Haut-Relief auf Schinkengrund in Hamburg. In der Neustädter Fuhlentwiete (fast dem in Oldenburg wohlbekannten Handschuhhändler Amyot gegenüber) wohnt ein Delicatessenhändler, welcher auf seinen gekochten sterblichen Schinken

die unſterblichſten Wahrheiten, und in der That mit den ſchönſten Lettern in der Welt meißelt, als:

Kauft in der Zeit, ſo habt ihr in der Noth.

Apetit wird ſchon kommen,
Wenn ſie die Probe davon genommen.

Friſch gekocht und gebraten,
Es iſt alles gut gerathen.

In unſerer Zeit, wo man bei den Einrichtungen neuer Bürgerſchulen ſich hauptſächlich darüber ſtreitet, ob man ſich mit Latein den Magen verdirbt oder nicht, möchte ich unmaßgeblich vorſchlagen, einen dieſer Schinken von Hamburg kommen zu laſſen, und der hungrigen und lernbegierigen Jugend als Muſter vorzuſtellen. Welch raſende Fortſchritte würde da die Kalligraphie machen, beſonders wenn die beſte Copie mit einem arriere la lettre, einem Stück des Schinkens von der unbeſchriebenen Seite, belohnt würde. — Der Dorfbarbier würde aber nicht ermangeln, in der Oper auch dieſen neu entdeckten Nutzen des Schinkens hervorzuheben; der rohe Schinken aber, den die Franzoſen ohnehin mit einer entſetzlichen Verachtung, wie wir die Kannibalen-Diners anſehen, würde ein ganz ungebildetes Eſſen werden.

Das in Naumburg erſcheinende »Echo« ſtellt unter dem Titel »Wohlfeiler Lohn« folgende Berechnung an: »Bei den Juſtizhöfen in Preußen, und namentlich den größeren, müſſen die meiſten Arbeiten von den Oberlandesgerichts-Aſſeſſoren, Referendarien und Auscultatoren beſorgt werden. Was erhalten ſie dafür? Nichts, nicht einmal trocknes Brod und naſſes Waſſer. Die Aſſeſſoren auch nichts? Die meiſten nichts. Dagegen beträgt die Generalslöhnung für 142 Perſonen in Preußen allein ungefähr 707,000 Thaler, wofür 3553 Secondelieutenants erhalten

werden können. Wie viele Assessoren und Referendarien? Das wissen wir nicht. — Wir müssen übrigens dieser malcontenten Notiz die beruhigende hinzufügen, daß die meisten übermäßig gagirten Staatsdiener das reichliche Brod erst dann bekommen, wenn sie keine Zähne mehr haben, um es zu beißen. — Hunger und Zahnweh sind unzertrennliche Freunde in der Beamtenwelt.

In Berlin ist ein Buch erschienen unter dem Titel: »Die Kunst sich als Buckliger in Gesellschaft zu benehmen.« Bekanntlich hat ein Buckel durchaus keine Realität, da jeder Mensch, der damit behaftet ist, davon so wenig wie ein Schwindsüchtiger von seinem Uebel weiß, sondern besteht nur, wie die Ehre, in der Anerkennung Anderer. — Und wenn wir dies wissen, sollte nicht in uns Allen der bescheidne Zweifel aufsteigen, ob wir nicht bucklicht sind, und ein demüthiges »Herr bin ichs?« erschallen. »Ja!« meine geliebten Leser, kauft für diesen Fall das oben gedachte Buch, — lernt so um wenig Geld einen wirklichen oder vermeintlichen Höcker tragen, und vor allen Dingen Euch in Gesellschaft benehmen.

Ein polnischer Jude kam, von Geschäftseifer ermattet, Abends nach Hause, warf sich in eine Sophacke und schlief ein. Aber seine Frau stieß ihn kräftig in die Seite und rief ihm in's Ohr: »Spekulir, spekulir!«

(Freimüthige.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzeiche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 19. Donnerstag, 9. Mai. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbt.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Manheim ist ein Ort von graden Straßen und Gesinnungen, in welchem die Bierbrauer eben so viel von der Politik verstehen, wie anderswo kaum die geheimen Kabinetsräthe, aber für mich voll der widerwärtigsten und neckischsten Erinnerungen. Ich habe dort allezeit, was der Bruder Studio »Pech« nennt, gehabt, und berühre es mit dem ängstlichen Gefühle eines Menschen, der einmal das Bein gebrochen, wenn er einen holperigen Boden betritt. — Die Stadt ist »unnahbar« zu nennen, da man, um zu ihr zu gelangen, sowohl vom Rhein als von der Eisenbahn etwa eine Viertelstunde braucht, und sie ist wahrscheinlich schon versetzt, wie ein junger Oldenburgischer Auditor, oder weggetragen von Infusorien, wie die stolze Spreestadt es bald werden wird, wenn die Weisheit des preußischen conservativen Ministeriums nicht bald Rath dagegen schafft. —

Als ich im Jahre 1817 in Heidelberg studirte, besuchte man das vier Stunden entfernte Manheim nur, um das

Theater zu sehen, welches einige sehr achtbare Mitglieder, als Thürnagel und Kaibel, besaß — mehr aber noch, um später in einem Weinzimmer des Kaffehauses sich von der wunderschönen Kellnerin einen Schoppen credenzen zu lassen, der bei dem holdseligen Lächeln der Geberin den durch die Adoption der alten Wirths- und Eheleute »Sauerwein« wohlverdienten Namen alsbald ablegte. Diese schöne Mariane, damals das Traumbild aller Herrn »Juristen«, wie die Pfälzer die Studenten damals nannten, ist später von einem ihrer vielen Verehrer geheirathet, und soll die Mutter von sechs pausbackigen Knaben und eben so viel rosenwangigen Mädchen sein.

Vielleicht war es eine richtige Selbstschätzung, oder ein nicht besiegbarer Widerwillen, mich vor einen Triumphkarren zu spannen, an dem die ganze Welt zieht, genug, ich ließ mir den Wein, ohne daß mein Herz brach, von der Schönen credenzen, ich litt aber viel für meine Freunde, von denen drei in einer Woche nach Hause schrieben, um die schöne Dorothee als Schwiegertochter à la Hermann in das väterliche Haus zu führen, welches aber bei allen drei Elternpaaren ein consilium abeundi (Rath, die Universität zu verlassen) zur Folge hatte.

Entging ich nun auch in Manheim den Qualen einer hoffnungslosen Liebe, so habe ich doch sonst nichts als Unannehmlichkeiten dort erlebt. Schon in der ersten Nacht, die ich dort nach einem großen Concert zubrachte, hatte ich das Unglück, daß ein Unbefugter Besitz von meinem sehr bequemen Bette genommen, und daß später ein angetrunkener Student mich zwingen wollte, meine mir zum Ersatz dafür angewiesene schmale Bettstelle, die fast noch ohne Bettzeug war, mit ihm zu theilen, und die bei dieser Procedur gar zusammen brach. — Am andern Tage verlangte der Wirth sogar ich solle die Zeche meines Schlafkameraden, der sich beim Scheiden für meinen Vetter ausgegeben, wider Willen bezahlen, was ich freilich ablehnte, aber doch indirekt thun mußte, weil der Kellner im Anker sich bei der Aufmachung der Rechnung der zauberischen doppelten Kreide bediente.

Als ich im Jahre 1818 mit einigen andern Freunden, den jetzigen Eichhorn und Metternich von Köthen, den Kammerrath P .... begleitete, waren mein Freund von P. und ich auf die wunderliche Idee gerathen, uns mit einem Säbel zu umgürten, welchen wir über unsere blauen Fracks mit runden Hüten bekleidet, von unsern Rossen herunter hängen ließen, und dadurch das Aussehen von einem Paar Polizeidienern erlangten, die erst heute ernannt sind und deren Uniformen noch von den Schneidern angefertigt werden. — Feierlich ritten wir an dem Kutschenschlag unseres nachdenkenden Freundes, welcher vielleicht schon damals den großen Gedanken gefaßt hat, durch einen Contract mit jüdischen Spielern, das Einkommen seines Vaterlandes zu doubliren; ja, in Manheim zogen wir sogar unsern Sarras, als wollten wir den edlen Köther vor vielen Feinden beschützen. Wir müssen auch wenigstens ein so ritterliches Aeußere gehabt haben, wie jene Herren, welche den guten Luther auf die Wartburg entführten, und, wie wir es in der innersten Seele wünschten, in Manheim erstaunlich imponirt haben, denn es dauerte nicht lange, als ein Adjutant des Generals v. B... zu uns kam, der mir auf die höflichste, aber auch auf die bestimmteste Weise erklärte, wie fremdes Militair, und überhaupt jede bewaffnete Macht, nach allem militairischen Völkerrecht, nicht ohne Erlaubniß des Commandanten einer Garnison dort mit gezogener Waffe einziehen dürfe. Wir zwei hätten nun gegen diese kriegerische Friedensregel peccirt, der Herr General wolle diesen schrecklichen Verstoß nun zwar ignoriren, er versehe sich aber zu uns, daß wir Abends bei unserer Rückkehr unsern Säbel ruhig in der Scheide schlummern lassen würden, widrigenfalls alle wachthabende Officiere ausdrücklich angewiesen wären, einen abermaligen Bruch des Völkerrechts vorläufig mit unserer Verhaftung zu ahnden. — »Setzen Sie den Herrn General nicht in die Nothwendigkeit gegen Sie einzuschreiten,« redete der Abgesandte auf die freundlichste Weise, und erlangte, nachdem wir uns, fast wie jener Schneidergeselle, dem eine Patrouille zugeru-

[illegible] er sich nicht zusammen, sondern geh' er auseinander, von unserer Wichtigkeit überzeugt hatten, alsbald das Versprechen, daß wir bei unserer Heimkehr nicht blank ziehen wollten. —

Ich kann noch bis auf diese Stunde nicht recht begreifen, ob diese Ueberschätzung unserer militairischen Qualität vom Adjutanten oder vom General ausging. Das badische Officiercorps bestand damals aus bedeutenden Männern, welche in der That über dergleichen Alfanzereien erhaben waren, die eine Hälfte desselben war fast in Rußland erfroren, die andere Hälfte beinahe verbrannt; vielleicht hatte das Gehirn des Ueberbringers auf eine oder die andere Weise gelitten, oder er stand am Ende über der ganzen Geschichte, indem er uns auf ironischem Wege von unserer eigenen Lächerlichkeit überzeugen wollte. —

Doch glaube ich dies Letzte wieder aus einem besondern Grunde nicht. — Denn als der letzte Pfropfen zur Ehre des scheidenden Köthers in die Luft geschnellt und der ihm nacheilende Inhalt nach dem letzten Hoch verschwunden war, v. P. und ich aber die unser harrenden Philistergäule besteigen wollten, fiel mir die Mission des Generals auf's Neue ein, und ein wollüstiger Kitzel, gegen sein Verbot zu handeln, durchdrang alle meine Adern, gegen die nur noch das gegebene Versprechen schwach ankämpfte. Da versöhnte der Humor die Kämpfenden. — Auf dem Hofe befand sich eine Bohnenstange, welche wir zerbrachen, theilten, und dann wie einen gezogenen Säbel anzogen. So ritten wir auf die nur spärlich erleuchtete Gasse. —

Die Nemesis blieb nicht aus. Sie hatte sich aber versehen, und ist seit der Zeit, da ich sie in crimineller Hinsicht nicht beleidige, für mich eine personnage de comedie geworden. Wir waren kaum auf den Marktplatz gelangt, als der wachthabende Officier mit einer unerhörten Schnelligkeit durch ein Manöver uns mit gefälltem Bajonett umzingeln ließ, und zwar so, daß er gewiß in einem Feldlager der neuern Zeit, wenn fünf Souveraine

zugegen wären, sich an sechs bis sieben Orden verdient haben würde.

»Sie sind Arrestanten, meine Herren!« rief ein junger, aus unsern Feinden sich entwickelnder und hervortretender Lieutenant. »Wider den ausdrücklichen Befehl des Herrn Generals haben sie abermals Ihre Säbel in der Garnisonsstadt gezogen.«

»Würdiger Herr Lieutenant!« versetzte ich, »erzeigen Sie doch einer unwürdigen Bohnenstange, die kein Knote auf der Wanderschaft nehmen würde, nicht die Ehre, ihr einen Waffenrang beizulegen,« wobei ich freilich als gründlicher Jurist ein wenig erröthete, wenn ich an die Rechtsregel dachte: Sub verbo »arma« etiam fustes intelliguntur. (Unter »Waffen« versteht man auch Knüppel.)

»Wir sind,« fuhr ich fort, während der Lieutenant mit einer Laterne eine Oculariuspection vornahm, »leider gezwungen, uns dieses Mittels zum Fortschritt unserer ermüdeten Gäule zu bedienen, und verhoffen, daß der Herr General in dem hohen Halten der Bohnenstricke nicht im Entferntesten eine feindliche Demonstration finden wird.«

Was hatte der gute Lieutenant zu thun? Er machte gute Miene zum bösen Spiel, ließ einrücken, und schien mir gar als Humorist dabei bei Seite zu lachen. Er bediente sich sonach des Trostes vernünftiger Leute bei Handhabung unvernünftiger Befehle.

Als ich vor zwei Jahren mit einem Paar Universitätsfreunden auf der Eisenbahn von Heidelberg, woselbst ich mit ihnen zum Diner geladen war, nach Mannheim gereist war, bemühte ich mich die »Räuberhöhle« kennen zu lernen. So hieß ein Bierhaus, in welchem Künstler aller Art bisher zusammen gekommen waren. Waren dort auch die Lieder und Töne verklungen, so hatten doch die Maler dort die in Humor verlebten Stunden verewigt, wenigstens versicherte man mich, daß die Wände jene des berühmten Jenaer Karzers an genialen Zeichnungen übertrafen. Nach manchem Hin- und Herfragen, wobei einige der Angeredeten vielleicht zum ersten Male von der Räuberhöhle hörten,

nicht mir ein Schalk, der gewiß keine ganz unbedeutende Charge in dem verehrlichen Rinaldini-Klubb gespielt hatte, ein großes Brauhaus, mit dem von Achselzucken begleiteten Zusatze: »Sie kommen vier und zwanzig Stunden zu spät.«

Ich lernte den Sinn seiner Worte bald begreifen, da die Wirthin mich mit einem verächtlichen Naserümpfen empfing, gesottenes Bier verweigerte, weil sie meinte, ich sei am Ende auch ein Künstler, ein Dichter oder gar ein Maler. Zum zweiten Male auf der ganzen Reise, das erste Mal hatte ich denselben dem visaflüchtigen Bürgermeister*) in Ost-Bevern überantworten müssen, legitimirte ich mich durch meinen Paß als Richter, worauf die Gattin des Gerviösverfertigers mir nicht ohne Gemüthsbewegung erzählte, ihr Gatte habe sich gestern, wie schon oft, mit den naseweisen Künstlern entzweit und ihnen die Thüre gewiesen. Das sei ihr schon recht gewesen, denn sie wisse nur zu gut, daß, obgleich es nicht ähnlich geworden, sie mit einem der Zerrbilder an der Wand gemeint sei. Um aber ihm den Rückzug zur Versöhnung, wozu er nur allzusehr geneigt sei, abzuschneiden, habe sie die Morgenstunden (wahrscheinlich des Katzenjammers) benutzt, und die ganze Räuberhöhle weiß anstreichen lassen. Während dieser weibliche Mummius noch so redete, trat der Tüncher, der so viel Nacht mit seinem weißen Kalk verbreitet hatte, aus der Thür. — Er erinnerte mich an Lady Macbeth, an den Königsmord. Doch ließen seine Gesichtszüge nicht im Entferntesten auf Gewissensbisse schließen. —

Traurig verließ ich das Haus. Ich wußte ja nur zu gut, daß der ganze Untergang der Räuberhöhle nicht den Künstlern, noch dem bierbrauenden Ehepaar, sondern lediglich meinem Mannheimer Unsterne zuzuschreiben war, der,

*) Wenn man keinen Paß hat, ist er auch zufrieden. — Er erinnert an den österreichischen Soldaten, der auf die Erklärung, daß ein Reisender keinen Paß habe, versetzte: 'S ist halt a Glück, sonst könnts viel Schimmel.

wenn er recht leuchtet, alle Gelegenheiten vom Zaun bricht, als ob er es darauf anlege, mich toll oder gar zum Verbrecher zu machen.

Ich ging jetzt mit meinen Universitätsfreunden zum Hafen, wovon der eine lehrreiche und lehrbegierige, dem andern lernbegierigen so lange eine hydrostatische Vorlesung oder ein Collegium über philosophische Dinge hielt, daß wir gerade eine Minute zu spät kamen, um mit dem Ein-Uhr-Wagen nach Heidelberg abzufahren, wo wir spätestens um drei Uhr sein mußten. Was war zu thun, wir mußten in den sauren Apfel beißen und Extrapost nehmen, die uns denn, nachdem sie uns Apostaten aufgenommen, auch mit sündenvergebender Eile zur rechten Zeit in das Neckarathen trug. — Die ganze Chaussee war mit Judenfluch belegt, allenthalben wuchs Gras, kein Mensch begegnete uns als ein Paar sichtbar spleenbehaftete Engländer zu Pferde, und die Bewohner der zwischen Manheim und Heidelberg liegenden Städtchen, sonst an Passagiere aller Art und an singende mit Studenten erfüllte Chaisen bei Nacht und Tage gewöhnt, stürzten mit der Neugierde hinaus, womit die Neapolitanerinnen frischen Schnee mit den Füßchen benetzen, um vielleicht mitten im hohen Sommer die erste Extrapost vor ihren Häuschen vorbeirollen zu sehen. Dies lehrt, daß auch die Wege nicht hochmüthig sein sollen. Werden doch in der That alle Tage andere eingeschlagen, um in der Welt zum Ziele zu gelangen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Piratenleben. Seescenen und Characterskizzen. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1843. Man wird versucht, das Buch für die Uebersetzung einer frühern Arbeit des Eugéne Sue zu halten. Es ist mit denselben schwarzen Farben, aber auch mit einer sehr tiefen Seelenkraft geschrieben, und wird in der Lesewelt, deren schwaches

Mögen ungemeine Vorliebe für dergleichen piquanten Stoff hat, gewiß sehr gefallen.

Hors d'oeuvres.

Im Badischen besuchten sich kürzlich zwei alte Brüder. Der jüngere meinte, sie würden wohl das letzte Mal beisammen sein und sich erst im Himmel wiedersehen. — »Nun, wenn Du hinein kummschst, so schwätz nit von mir,« versetzte der ältere, »es thut scheine, als hätte sie mich dort vergesse.«

Was ist ein Thee? Man gießt warmes Wasser auf trockne Blätter, das ist die Unterhaltung. — Was ist ein thé dansant? Man schwitzt das warme Wasser wieder auf eine anständige Art aus. — Was ist ein thé chantant? Man will en chantant enchantant sein. — Was ist ein thé diplomatique? Das ist gegenwärtig ein feiner russischer Thee, der aus englischem Porcellan geschlürft wird, und bei welchem den Anwesenden der Dunst, den sie selbst aus langen türkischen Pfeifen machen, spanisch vorkommt.

(Freimüthige.)

Huber zählt in seinem Werke »München im Jahre 1819 (München 1820) unter andern folgende Gewerbe auf: Amer, Artoffel- oder Trüffeljäger, Beinringler, Bettverstifter, Bilderkleider, Briefmaler, Elastisch-Zeugarbeiter, Federkielhändler, Fingerhutmacher, Fragner oder Salzstößler, Freibankmeyer, geistliche Waarengießer, Geldaufbringer, Garnsieder, Germsieder, Gradltrager, Hächelmacher, Haubl- oder Haarbeutelmacher, Haftlbieger.

(Vaterland.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 20. Donnerstag, 16. Mai. 1844.

Rath.

Wer da ist in Geldesnöthen
Auf dem großen Welttheater,
Eile nur per Dampf nach Köthen *),
Wend' sich an den Landesvater.
Sicher wird er Rettung holen,
Sei's durch Vortheil, sei's durch Schaden,
Wenn er mitnimmt zwei Pistolen,
Eine gewechselt, die and're geladen.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Man gelangt in zwei und einer halben Stunde auf der Eisenbahn von Manheim nach Carlsruhe. Der Dampfwagen hält in Heidelberg reichlich zehn Minuten,

*) Der Köther-Fürst hat dort zum Benefiz aller Deutschen hart am Wege ein Spielhaus sich lagern lassen, wo viele Magdeburger und Leipziger Commis bereits das anvertraute Geld ihrer Herren, mitunter Ehre, auch, wenn von dieser noch etwas übrig blieb, das Leben verspielt haben sollen.

gerade so lange, damit ein Phlegmatiker, wenn ihn der Durst plagt in das etwas zu sehr entfernte nächste Hôtel zu gehen, — sich verspätet, wogegen Choleriker und Sanguiniker sich verschlucken. — Nur ein wahrer Zeitkenner wird gerade mit den ihm dargebotenen Minuten auskommen, so daß holländische Schwiegerväter mit der Leuchte der Menschenkenntniß sich hier ihre Schwiegersöhne, als die akkuratesten Sterblichen, aussuchen können. — Mein Universitätsfreund N — n. vulgo der »Dämmerfürst« genannt, würde diese Probe nicht bestehn. — Zur Nachricht für meine academischen Freunde bemerke ich, daß an diesem ewigen Spätling, dem Thibaut einst verdrießlich über sein ewiges Hinterdreinhinken zurief: »Sie kommen auch gewiß dereinst zu spät in den Himmel,« dem aber, Gott sei Dank, dies Erlebniß noch bevorsteht, sich zwei Dinge ereignet haben, welche die Erfüllung der Prophezeiung des alten Herrn, der sich fast nie irrte, nicht unwahrscheinlich machen. Denn erstens ist der Dämmerfürst zum großen dritten Rathsexamen in Berlin um eine Stunde zu spät gekommen, und hätte gar keine Frager mehr gefunden, wenn nicht gerade, was in Preußen gang und gäbe ist, ein Zweifel über die Auslegung eines Gesetzes unter den gelehrten Herren entstanden wäre, bei welchem eifrige Juristen bekanntlich, als wenn sie schlafende Seehunde wären, in Compagnie todt geschlagen werden können. — Aber Dämmerfürst hat zweitens nicht bloß gegen die Perrücken, sondern auch gegen die Haube gesündigt. Seine liebenswürdige Braut, eine Präsidententochter, und den Pastoren, der den Trauungsact, vielleicht auch seine Rede noch an demselben Tage mehre Male anderswo wiederholen mußte, hat Freund N — n. drei Stunden auf sich warten lassen. Obgleich sich auch in einem solchen Benehmen eine juristische Tugend, die Gerechtigkeitsliebe, so wie die Gleichheit vor dem Gesetze ausspricht, so verdienen solche Dinge doch eine öffentliche Zurechtweisung, die ich meinem beim Abgange von Heidelberg hohen Mitcommittirten hiemit ertheile.

Zwischen Heidelberg und Carlsruhe wird in Bruch-

fal (ſprich Bruſel), Langenbrücken, Weingarten und Durlach angehalten. Die Eiſenbahn hat bewieſen, daß die Gänſe viel mehr Verſtand beſitzen als die Haſen. Die erſtern waren zwar bei dem erſten Anblick der fliegenden Pfeife landeinwärts und in das Gebirge geflohen, nach und nach haben ſie ſich aber wieder wie der Fuchs an den Löwen, der Erfurter Soldat an den Anblick von Königen und wie die Groß-Scheerauer an verſprecheriſche Proklamationen gewöhnt, ſie graſen jetzt friedlich, und lächeln, wenn ihnen eine Locomotive vorbeiheult, wie das Klein-Scheerauer Publikum bei der Wahnſinnsſcene des Königs Lear. Die Haſen dagegen ſollen durch den nahenden Dampfwagen erſchreckt in das Geleiſe den Kopf ducken, und ſo durch ihre nachgiebige Furcht oft das Schickſal Ludwig des Sechszehnten theilen. Es ſind, glaube ich, auf dieſe Weiſe im vorigen Jahre zehn Haſen guillotinirt. Zu loben iſt es, daß hier Menſchen, die nach der Hofbotanik in die erſten Klaſſen und in die erſten Ordnungen gehören, ſich mit dem dritten Platz begnügen, der auch vor Wind und Wetter geſchützt, und viel billiger als die beiden andern iſt. — Im erſten befinden ſich, wie im Pavillon auf dem Dampfſchiffe, nur verrückte Engländer, mediatiſirte deutſche Fürſten, ruſſiſche Großen, und verſchwenderiſche Söhne von geadelten geizigen jüdiſchen Bankiers. Ich hatte auf dem Hinweg die goldene Mittelſtraße gewählt, dieſe habe ich in Bremen wählen lernen: Ich trat einmal in den Rathskeller. Was befehlen Sie für Wein, zu ſechs, zu neun oder zu zwölf Grote? fragte mich der Kellermeiſter. — Was meinen Sie, welch eine Sorte mir begleichen könnte? O ſo zu neun Grote. — Her damit. Ich habe ſeit der Zeit dies Verfahren adoptirt, in dem innerſten Schrein meines hochmüthigen Herzens glaube ich aber, daß der zu 18 Grote noch nicht einmal gut genug für mich iſt, und daß ich wenigſtens Blut der Roſe, wie mit dem hochſeligen Immermann, immer trinken müßte.

Ich fand im Dampfwagen zwei Beamtentöchter, welche das Bad in Baden beſuchen wollten. Sie ſprachen viel von

deutscher Literatur, kannten aber, nachdem sie die Schiller'schen wieder vergessen, eigentlich nichts davon als: »Lenau's Gedichte.«

Von Durlach nach Carlsruhe wird der Weg, wenn ich nicht irre, alle halbe Stunde hin und her zurückgelegt. Der Stehplatz kostet hier nur drei Kreuzer, wofür Bauern aus der Umgegend oft noch einen einige hundert Pfund schweren Korb mit Gemüse, den sie in Carlsruhe zu Markte bringen, mitnehmen, und der entfernte Landmann seine Produkte recht hoch verwerthen kann. — Das Geleise im Badischen ist übrigens schmaler wie auf den andern Bahnen, so daß ein badischer Dampfwagen, wenn man auch mit der Zeit einen Mechanismus erfindet, vermöge dessen er sich selbst wie ein wohlgezogener und moralischer Mensch leiten und regieren kann, das Ausland nicht wird besuchen können.

Plötzlich erschallte es: »Da springt einer vom Wagen.« Auch ich sah dies. Ein unbesonnener Bauer hatte seine ihm abgefallene Mütze haschen wollen. Am andern Tage erfuhr ich, daß er mit dem Leben davon gekommen sei, aber beide Beine gebrochen habe. —

Auf dem Wagen nach Heidelberg hatte ich mit ihrer mir wohl bekannten Mutter ein junges liebliches Mädchen gesehen, das mich trotz manches angenehmen Wiedersehens den ganzen Tag über im Geiste nicht verließ, und sogar die Freundlichkeit hatte, meinen Traum zu verschönern.

Beim Erwachen schrieb ich folgende Verse in meine Schreibtafel:

Ihr, die nur jene Liebe kennt,
Wie sie der Himmel lehrt,
In der nur jene Flamme brennt,
Die leuchtet, nicht verzehrt,
Erhalt' dies Feuer und dies Licht
Und ihre Herzensruh,
Und zeig' im Traum mir ihr Gesicht,
Wenn ich was Gutes thu'.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Vaterländische Gedichte von K. A. Mayer. Zweites Heft. Oldenburg, Druck und Verlag von Gerhard Stalling. 1844. Der Herr Verfasser ist einer der Hauptmitarbeiter an den humoristischen Blättern und ein Freund des Herausgebers. Wenn dieser auch so viel Gerechtigkeitsruf zu haben glaubt, daß er das in der ganzen Welt, aber besonders in Oldenburg — Unerhörte wagen darf — seinen Freund, wenn er es verdient, zu loben, so will er sich doch seines Urtheils enthalten, und lieber zur Empfehlung der sieben Lieder, welche dies Heft enthält, das erste als Probe geben.

Meiner Julie.

Ich lege diesen Liederstrauß
Dir Morgens leise
Auf's Bett, und schlüpfe sacht hinaus
Nach Diebesweise.
Noch küsset Dich des Schlummers Mund,
Und will nicht weichen.
Erwachst Du, freuet Dich der Fund
Als Liebeszeichen.

Ein Vogelsteller lockt' ich Dich
Vom Neckarstrande.
Nicht weht die Luft Dir heimatlich
Im fernen Lande;
Doch streut uns Liebe Blüthen hier
Auf allen Wegen,
Und süße Kinder strecken Dir
Den Arm entgegen.

Zwei Frau'n, wie Du von edler Art,
Wagt' ich zu freien;
Mein Herz — das sei Dir offenbart —
Gehöret Dreien.
Du theilest gerne, nenn' ich sie,
Mit jenen Beiden.
O Gattin, Freiheit, Poesie,
Laßt nie uns scheiden!

Hors d'oeuvres.

Mit allem Respect vor dem Mäßigkeitsverein, dessen thätiger Agent ich selbst bin, muß ich zwei Histörchen aus diesem Gebiete, welche dem Humor verfallen, zum Besten geben.

Zu dem im vorigen Jahre verstorbenen, durch seine Heiligen und andere Romane bekannten Pastor Biernatzki in Friedrichsstadt kam im vorigen Jahre ein sichtlich angetrunkener Mensch, welcher Aufnahme in den Mäßigkeitsverein begehrte.

Biernatzki, welcher den Mann wegen seines Rausches nicht aufnehmen wollte, beschied denselben auf einen andern Tag.

»Nix,« rief der Candidat der Mäßigkeit, »ick will »glikk uppnommen waren, denn wenn ich nüchtern bin, »da führ ick gans nich upp so wat to!« (Nichts, ich will gleich aufgenommen werden, denn wenn ich nüchtern bin, steure ich auf so etwas gar nicht zu.)

In einer Münsterschen Schule soll neulich ein Knabe die Frage, wie viel Apostel es gebe, mit der Zahl 13 beantwortet haben. — »Wie, dreizehn?« fragte der Geistliche. »Ja dörtein, denn nu is ja 'n neben, de Kaplan Seling, hintokommen?« (Ja dreizehn, es ist jetzt ja ein neuer, der Kaplan Seling, hinzugekommen.) Du lachst, lieber Leser? ich finde diese Antwort nicht so ganz ohne, wie man sagt. — Vielleicht arbeitet Seling eben so gut mit dem Wasser im Weinberg des Herrn, als jene ehrwürdigen Herrn, und wird gewiß von ihnen als College anerkannt, es sei denn nicht von Paulus, der die Werke nicht passiren lassen will.

Als der englische Kanzler Morus im Gefängniß barbirt werden sollte, weigerte er sich, es zuzulassen. »Denn — sagte er — ich und der König führen einen Proceß

um meinen Kopf, daher will ich nicht eher Geld für den Bart ausgeben, als bis ich weiß, wer den Kopf behält.«

Als bei einer Militairaushebung sich auch ein dummer Junge stellen mußte, der sehr klein von Statur war, sagte der Kriegscommissair zu einem der Beisitzer: »Der Kerl hat kaum vier Schuh!« Aengstlich rief der Junge: »O nicht einmal die, sondern bloß ein Paar alte Stiefel!«

(Vaterland.)

Ein Diener, welcher für seinen Herrn täglich Bücher aus der Leihbibliothek holen sollte, bat, daß man ihm doch endlich das rechte geben sollte. »Waren denn die früheren nicht die rechten?« fragte der Bibliothekar. »Es kann wohl nicht sein,« antwortete der Diener, »weil ich täglich ein anderes holen muß.«

(Dampfboot.)

»Wie groß iſt wohl der Mond?« fragte Jemand einen Juden. »Eine Elle,« antwortete dieſer, »wenn er hat vier Viertel.«

(Dampfboot.)

In Wiener Blättern wurde neulich der ehrliche Finder eines verloren gegangenen Concert-Billets erſucht, ſolches gegen eine angemeſſene Belohnung — zu behalten.

(Freimüthige.)

Der Charivari klagt, daß man ſo viel in Frankreich von der liberté de l'enseignement (von der Freiheit im Unterricht), nicht aber von dem enseignement de la liberté (vom Unterricht in der Freiheit) rede.

Ein böhmischer Cersar bringt die vortrefflichste Karikatur eines politischen Schriftstellers. Derselbe wird als Seiltänzer dargestellt. An der einen Seite der Balancirstange hängt ein Orden, an der andern ein Becher.

Der verstorbene Graf A. hatte lange sich die Administration seines Vermögens gefallen lassen. Als dieses ihm wiedergegeben war, traf er einmal seinen alten Creditor Selig. Er klopfte ihn auf die Schulter, indem er bemerkte: »Wir haben uns lange nicht gesehen Selig!« »Darum hebbt Se ohk so klahre Ogen krehgen, Herr Graf,« versetzte der alte Jude mit humoristischer Selbstverspottung.

Ew. Hoheit und Ew. Liebden.

Ob die Fürsten jetzt in Sachsen
Sich am Titel: »Hoheit« weiden,
Dies ist nicht an uns erwachsen,
Mag's der Bundestag entscheiden.
Aber was stets Fürsten übten,
Laßt uns üben, weil wir's können,
Mögen künftig: Ew. Liebden! —
Wir uns — recht von Herzen nennen,
So wird sich im deutschen Reich
Volk und Fürst an Titeln gleich.

Diese Blätter erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Botenträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 18 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 4½ gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 21. Donnerstag, 23. Mai. 1844.

Heinrich Heine
an
Georg Herwegh.
(Bei seiner Ausweisung aus Preußen.)

Motto: Sire, geben Sie Gedankenfreiheit.

Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und Du, Du glaubtest den Toasten,
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Und seinen schwarz-roth-goldnen Quasten.

Doch ach der schöne Traum entwich,
Und Du, mein Freund, Du stehst betroffen;
Dein Volk so katzenjämmerlich,
Das gestern noch so schön besoffen.

Ein schimpfender Bedientenschwarm,
Und faule Eier statt der Kränze,
An jeder Seite ein Gensd'arm
Erreichtest endlich Du die Gränze.

Hier stehst Du still, Wehmuth ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra sind gestreift,
Und Seufzer stiegen aus der Seele:

»Aranjuez! in deinem Sand
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Als ich vor König Philipp stand
Und seinen Ukermärkschen Granden!«

Er hat Dich huldvoll angeblickt,
Als Du gespielt den Marquis Posa,
In Versen hast Du ihn entzückt: —
Doch schlecht gefiel ihm Deine Prosa.

Newgate.

Newgate, das berühmte Londoner Gefängniß, verkündigt schon durch sein Aeußeres die traurige Bestimmung. Ein großes finsteres Gebäude, von Rauch und Alter geschwärzt. Wie der Magen am Schlunde, so liegt Newgate am Ende von Holborn, einer der längsten und schmutzigsten Londoner Straßen, die zuletzt in die gleichlange glänzende Oxfordstreet ausläuft. Reichthum und Ueppigkeit, Armuth und Verbrechen, Strafe und Sühne, alles in einer langen Linie neben einander. Mancher mag Oxfordstreet betreten, um, nach ein paar Jubeljahren, sich in dem nahen Holborn auf Newgate und Botany-Bai vorzubereiten. Ein belehrender moralischer Kursus könnte hier in wenigen Stunden gemacht werden. In diesem Holborn wimmelt es von kleinen schmutzigen Gewerben, Kramladen, Branntwein- und Bierschenken, Trödlerbuden, Hehlern und Diebsherbergen. Dickens verlegt hierher auch in einem seiner letzten Werke die Wohnung einer Hebamme und Leichenbesorgerin. Das geschminkte und zugleich ungeschminkte Laster läßt sich in einzelnen Theilen der langen Straße in der abschreckendsten Gestalt und Entblößung sehen. Mehrere berüchtigte Straßen haben hier ihren Ausgang. Zum Beispiel die Dryotstreet, in welche sich noch vor einigen Jahren, bevor die neue vortreffliche Londoner Polizei organisirt wurde,

kein wohlgekleideter Mensch bei hellem Tage wagen durfte. Denn diese Straße hatte damals etwas so Exklusives, daß Jeder, der sie betrat, noch den ersten hundert Schritten gewiß sein konnte, überfallen, in ein Haus geschleppt, geplündert, gänzlich entkleidet, und in dem beschämendsten Zustande wieder hinausgejagt zu werden. Noch jetzt ist das Betreten derselben mißlich, ein lebendes Tableaux gefallener Seelen. Selbst apostolische Kraft und Weihe würde hier wenig ausrichten. Die schlimmsten Zöglinge aller deutschen Sträflings-Besserungsvereine sind fromme Lämmer gegen die Insassen von Dryot und dessen Nachbarschaft. Für die meisten Londoner, besonders des vornehmen Westendes, bleiben diese Quartiere Zeitlebens eine terra incognita, wenn anders nicht die neueren Spitzbubenromane nach dem Anblick der Originale und Schauplätze der Lieblingslectüre lüstern machen.

Doch zurück zu Newgate, der großen Hauptstation, die noch Botany Bai führt oder auf das Schaffot, je nachdem man durch die Thüre oder das verhängnißvolle Fenster wieder heraustritt. Das Innere des Gefängnisses entspricht dem Aeußeren nicht. Hat man in dem Letzteren den Jean, qui pleure; so findet man im Ersteren den Jean, qui rit. Weiße Wände und große Reinlichkeit, die überall herrscht, geben ein freundliches Aussehen. Gleich am Eingang ist ein Zimmer mit Wasch- und Badapparat, in welchem wenigstens der physische Mensch gereinigt, und die Kleidung der Gefangenen angelegt wird. Ein anwesender Arzt konstatirt zugleich den Gesundheitszustand. Die abgelegten Stücke kommen erst in einen Backofen, werden durch heiße Dämpfe und Räucherungen von möglichen Ungehörigkeiten befreit, und dann in einem Magazine aufbewahrt. Die Weiber verlieren hier ihre Köpfe, die Reichen im Westend mit neuem Jugendreiz zu schmücken. Die Gefängnisse sind im Ganzen geräumig und hell, und in einige scheint die Sonne freundlich durch die starken Gitter. Gewöhnlich sind mehrere Gefangene zusammen, wobei auf Alter einige Rücksicht genommen wird. Dies geschieht, damit die Alten nicht

durch die Jungen verdorben werden. Nur bei schweren Verbrechen oder zur Strafe von Disciplinarvergehen der Gefangenen findet eine isolirte Absperrung statt. Die Nahrung der Gefangenen ist gut und reichlich, wenn wir anders nicht statt der Kost der Gefangenen die der Gefangenwärter zu kosten bekamen. Doch hatten mehrere länger Eingesperrte ein ganz gesundes Aussehen. Leider hatte gerade den Tag vor dem Besuche des Gefängnisses eine große Verschickung stattgefunden. Hundert achtzig waren nach Botany-Bai abgegangen, und viele in andere Gefängnisse übergeführt worden; so daß nur die hoffnungsvolle Jugend, einige dreißig Burschen von 8 bis 14 Jahren, zurückgeblieben war. Wie die neue Generation, auf den Schultern der alten stehend, sie an früherer Bildung übertrifft, der Knabe schon weiß, was der Vater erst als Jüngling lernte, so sind auch diese jungen Spitzbuben, wie der Führer versicherte, ihren Jahren weit voraus geeilt. Man findet jetzt unter den jungen Londoner Dieben gerade die allergefährlichsten, wahre Milanollo's in ihrem Berufe. Alle Burschen, die wir hier sahen, verriethen, so jung sie waren, schon in ihrem Gesichte die Meisterschaft im Handwerk. Viele waren offenbar mit den Galgenzügen schon auf die Welt gekommen, und nur eine lange Ahnenreihe verworfener Subjecte konnte Gottes Ebenbild in solche Formen der Hölle und Thierheit abarten lassen. Nur zwei, um so glänzendere Ausnahmen fielen auf. Besonders der eine, ein junger Mensch von 14 Jahren, von einer ganz idealisch schönen Gesichtsbildung, die keinem Prinzen Schande machte, und dem die vornehmen schriftstellernden Damen auch niemand Geringeres im Roman zum Vater geben würden. Was er verbrochen hatte, ließ sich nicht ermitteln. Denn ganz natürlich waren alle Anwesende ganz unschuldiger Weise, durch Zufall und falsche Beschuldigung an diesen Ort gekommen. Die nennenhaft geschorenen Mädchen boten auch keinen erfreulichen Anblick. Die meisten derselben waren die Opfer der Eifersucht ihrer Herrinnen und deren falscher Anklagen, ein Vorgeben, welches

ihr Geſicht ſchon unwahrſcheinlich machte. Intereſſant in Newgate iſt eine kleine Sammlung von Gipsbüſten und nach dem Tode genommener Masken einiger großer, daſelbſt gerichteter Verbrecher. Schade, daß dieſelbe ſich nur auf einige Wenige beſchränkt, und nicht beſſer aufgeſtellt iſt. Auf den alten Brettern über der Thüre iſt ſie der Zerſtörung ausgeſetzt. Unter den merkwürdigeren Büſten dieſes kleinen Walhalla's findet ſich auch die Thiſtlewood's, des bekannten Verſchwörers. In einem kleinen Hofe zeigt man noch als Merkwürdigkeit eine, im rechten Winkel zuſammenlaufende Mauer von vielleicht 60 Schuh Höhe, bei welcher die Mitterung den Anwurf gelöſt und einige Steine hin und wieder hat hervortreten laſſen. Da hinauf zu klettern wäre ſelbſt für eine Katze eine Preisaufgabe geweſen, und doch hat vor einigen Jahren ein kleiner Schornſteinfeger um Mittagszeit dieſen Weg genommen, um auf das Dach von Newgate, von da auf andere Dächer zu kommen, und durch eines der Häuſer zu entwiſchen. Nach 11 Tagen wurde aber das junge Eichhorn wieder eingefangen und ſpäter nach Botany-Bai transportirt. Zu den berühmten Fenſtern in Europa, dem Louvrefenſter, durch welches Karl IX. auf ſeine Proteſtanten ſchoß, dem Fenſter des Berliner Schloſſes, in dem ſich die myſtiſche weiße Dame ſehen läßt, dem Fenſter zu Whitehall, durch welches Karl I. von England das Blutgerüſte beſtieg, dem Fenſter zu Prag, durch welches hinaus die kaiſerlichen Räthe geworfen wurden, dem harmloſen Fenſter zu Oldenburg mit der Nonne des Toggenburger Ritters, welches mein Freund v. Kobbe an die Façade eines Seitenbaues ſeines Hauſes hat malen laſſen, gehört auch das Fenſter zu Newgate, durch welches der zum Tode verurtheilte Verbrecher das Brett betritt, welches ihm tückiſch unter den Füßen weicht, und ihn oben hängen läßt. Dieſer ſaure Gang erhält dadurch einen widrigen Beigeſchmack, daß der Delinquent, um an das Fenſter zu kommen, durch die Newgater Küche gehen muß. Uns Beſuchern ſchien wenigſtens der ſtarke Fleiſch- und Bratengeruch eine unangenehm kontraſtirende Zugabe auf dem Wege

zum Tode. Leichter athmeten wir auf, als wir aus den dicken Mauern wieder in das lebendige Gewühl der Straße traten, und doch mag Mancher, der frei umherläuft, noch in schlimmeren Banden stecken, als wenn er in Newgate säße.

Literatur.

Frauenalbum. Mit Beiträgen von Ph. v. Mettingh, A. Livonius, M. Rubrea, J. v. Merkel und Fanny Zarnow. — Damenarbeiten, zierliche zarte Schöpfungen, von denen wir der ersten, dem Autokrator von Ph. v. Mettingh, als der männlichsten, den Preis zuerkennen müssen. Obgleich die Damen selten ihr eignes Geschlecht lieben, so verehren sie doch die Schriften ihrer Mitschwestern, wie wir dies von den langweiligen Schriften der Herbergsmutter aller Familienromanieen Frau Henriette Hanke wissen. — Die Aufsätze des Frauenalbums haben aber ein viel größeres Recht als jene auf die Theilnahme der Lesewelt, der wir diesen ersten Band, mit dem Wunsche einer baldigen Nachfolge des zweiten, hiermit bestens empfehlen wollen.

Hors d'oeuvres.

Ihr wißt, lieben Universitätsfreunde, daß Junker S—z todt ist. Er ist an der Wassersucht nach dem Sah: canis a non canendo gestorben. Gutmüthig wie er war ist er versöhnt mit der Welt geschieden, ohne sich je mit ihr entzweit zu haben. Seine wunderlichen Geschichten, die

ihm seine Phantasie in früher Zeit erschaffen, hatten sich übrigens als Wahrheiten in seinem Gehirne krystallisirt. So behauptete er in den letzten Tagen noch ganz feierlich, daß er einmal als Courier für seinen Schwager in L. Taback von Amsterdam geholt habe. Er hatte von dem besten ein Pfund verlangt, wogegen der Verkäufer ihm sein Bedauern zu erkennen gegeben hatte, daß er von diesem Taback nicht pfundweise, sondern nur vier Loth verkaufen könne. »Diese vier Loth,« endete S—z, »kosteten aber auch sechs und neunzig Gulden.«

»Vier Loth sechs und neunzig Gulden,« fiel ein Freund ihm in die Rede, »wie ist das möglich?«

»Wie ich Euch sage,« wiederholte S—z ärgerlich. »Sechs und neunzig Gulden. Das war aber auch noch von dem Taback, den Kolumbus mitgebracht hat.«

Die Salzsaline in Lüneburg steht bekanntlich nur am Charfreitag still. Von dem Appetit erregenden, einem Kuchenaufsatz gleichenden Städtchen Mölln, wo Eulenspiegel nach rastlosem Leben ruht, und das vor Jahren nur Einen Thorwart an seinen beiden Thoren hatte, wird mir versichert, daß dort ein Stadtpfeifer, Posaunist, der täglich mit seinem Instrument die Möllner in erster Instanz an das jüngste Gericht erinnern muß, nur dispensirt wird, wenn die Kartoffeln ausgekriegt werden.

In Glückstadt ging ein alter braver, aber etwas beschränkter Däne am Hafen spazieren, der gerade vom Schlick gereinigt wurde. —

»Was thun sie nun?« fragte er erstaunt.

»Sie reinigen den Hafen vom Schlamm.«

»Die Tütiker Abekatter (Affen) sind doch rechte Windbeutel, sie locken auf diese Weise ja allen Schlick von der Elbe in den Hafen.«

—

Der Eisenbahnschwindel in Holstein übertrifft alle bisherigen ähnlichen Erfahrungen, so daß das Impromptu jetzt Mißbehagen, daß wenn die Eisenbahnen rentiren sollten, alle Holsteiner beständig darauf umher rutschen müßten, wohl eine bittere Wahrheit sein mag.

An die Residenz München.

Es ist Dir gelungen ein großes Mirakel,
Und fast bedaur' ich's, daß Dein Spektakel,
Der hochpoetische, scheinet gedämpft.
Wie thaten leicht Wunder, Wein, Schnupf oder Brod,
Kaum sieht Dich Dein Abgott, der Münchener Bock,
Hat Hofe für Hofe begossen gedämpft. —

Berichtigung.

In № 19 der hom. Blätter ist das Piratenleben. Costumen und Charakterskizzen. Zwei Theile. Leipzig, bei F. A. Brockhaus, mit zwei feinausgeführten Druckbildern angezeigt. Es ist zu lesen:

»Man wird versucht das Buch für die Uebersetzung seiner früheren Arbeit des Eugene Sue zu halten. Es ist zwar in denselben schwarzen Farben, aber auch mit einer tiefen Seelenkenntniß geschrieben, und wird in der Lesewelt, deren schwacher Magen eine ungemeine Vorliebe für dergleichen pikanten Stoff hat, gewiß sehr gefallen.«

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzische Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 22. Donnerstag, 30. Mai. 1844.

Des Wanderburschen Abschied.

Für vier Männerstimmen componirt von Köler.

Wir stehen auf des Hügels Höh',
Hier müssen wir uns trennen,
Mein Herz thut mir unnennbar weh,
Es will mir schier verbrennen.
Doch raun't mir zu der alte Baum,
Wo wir geträumt manch süßen Traum:
»Daß ich Dich wieder finde
»Hier unter dieser Linde.«

Zwei Jahre die sind bald vorbei,
Zwei Jahre muß ich wandern,
Ich bleibe Dir mein Schatz getreu,
Frei Du mit keinem Andern.
Bewahre Deinen treuen Sinn,
Geh täglich zu dem Baume hin;
Es flüst're Dir die Linde:
»Bleib' treu und rein von Sünde.«

Und wenn zwei Jahr' vorüber sind,
Zwei Jahre fliegen schnelle,
Dann seh' ich wieder Dich mein Kind,
Dann bin ich hier zur Stelle.

Hab wär verbrannt die ganze Stadt,
Ein Engel Dich beschützet hat,
Daß wenn nicht mal die Linde
Ich Dich doch wieder finde.

Eppelwein un Eppelwein is e Unnerschied *).

(Eine wahre Geschichte.)

Im Gastzimmer bei Sch....r saßen frankforter Bürger zweiten Rangs; die Primasorte ist daran zu erkennen, daß sie auf die schlechten Zeiten schimpft, wobei sie für so viel Geld Wein vertrinkt, daß sie wenigstens in ihrem Rayon die schlechten zu guten Zeiten machen könnte. Es waren vielmehr nur jüngere Professionisten dort zu sehen, alle fröhlichen Gemüths, die noch zu wenig Misantropen schienen, um Unzufriedenheit zur Zufriedenheit zu gebrauchen. Ihre Reden gefielen mir, ich setzte mich zu ihnen — willig machten sie mir Platz.

Mein Bier folgte mir. Ich bemerkte, daß das Getränk der Uebrigen viel heller war, als das meinige.

Ich forschte nach der Ursache.

»Mer trinke Eppelwein,« war die Antwort.

»Aepfelwein, Cider!« fragte ich halb verwundert, nicht ohne eine Art Mitleiden.

»Ja mei Herr, siehe Se nor die Achsel, Se hawwe gewiß noch kin ennern als saure Eppelwein getrunke. Awwer der Eppelwein is gut. Net wohr meine Herrn, Eppelwein un Eppelwein des is e Unnerschied?

---

*) Vor Kurzem fand ich in einer Zeitschrift, „Frankfurter Aiacre", folgende, aus meinen humoristischen academischen Erinnerungen abgedruckte Erzählung. Da dieselbe hier aber rectificirt, d. h. in reines Frankfurter Deutsch gebracht ist, so folge ich dem Rathe mehrerer Freunde, dieses mein Erlebniß den Lesern meiner Blätter aufs Neue darzubieten. H. v. L.

»Ei freilich,« verſetzten die Angeredeten, »Eppelwein un Eppelwein, deß iſt e großer Unnerſchied.«

»Wenn ich meinetwege,« fuhr der Redner fort, »in Bockenheim zwä Schoppe Eppelwein getrunke hawwe, un mei beſter Freind ſegt mer e ähnzig Wort, ſo fang ich gleich Krakeel an, trink ich awwer von dem Eppelwein meinetwege acht Schoppe, ſo bleib ich fromm wie e Lamm. Awwer deß iſt natirlich, dann, net wohr meine Herrn! Eppelwein un Eppelwein iſt e großer Unnerſchied?«

»Deß glaw ich, Eppelwein un Eppelwein iſt e großer Unnerſchied,« erſcholl von allen Seiten die Antwort.

»Ich bin e Schreiner, ich muß zuweile noch Sachſehauſe, wo mer mei Kunne Eppelwein verſetze thun. Ja wann ich dann e Moos nemm, verbaß ich gar leicht e Stick Mewel, wann ich awwer do von dem Eppelwein getrunke hawwe, do mach ich e Sarg, bloß noch dem oberflächlichſte Anblick, un ich ſteh derfor, daß der akkerat for de Todte paßt, ohne ihn ze geniere. Awwer net wohr meine Herrn! Eppelwein un Eppelwein iſt e großer Unnerſchied?«

»Ei freilich,« bemerkte der Chorus, »Eppelwein un Eppelwein iſt e großer Unnerſchied.«

»Ja, meine Herrn, ich ſchwätz viel iwwer den Eppelwein, awwer er koſt mich aach ſchon woß,« fuhr der Tiſchler fort, und heftete nicht ohne Melancholie ſein Auge auf das eben gefüllte Glas. »Ich mene net die Sechsbätzener, die ich meinetwege derfor ausgewwe hawwe, er koſt mich aach en Unkel un en Braut.«

»Das wäre viel für Rheinwein und Champagner,« bemerkte ich, »aber für Aepfelwein nach meinem geringen Ermeſſen doch gar zu viel.«

»Sehe Se,« ſagte er, »ich hot in Zwingeberg e Unkel gehabt, wo kinnerlos wor, un e angenomme Tochter hett. Des Mädel iſt e Tochter vonem bairiſche Offizier, wo vor Hanau erſchoſſe iſt. Die Bawett iſt e ſchenes un gutes Medche, un mer worn bald wege änig, un der Unkel, wo mei Herr Gevatter iſt, wor aach domit einverſtanne. Awwer zum Unglick mecht der Unkel ſelwer Eppelwein, un den

misenweiste, verfluchteste, wo ich in meim ganze Lewe getrunke hab'. Dodermit wollt er mich no allezeit traktirn, un ich mußt ihn mer gefalle lasse, aach kam mir der Sauramper von Wein net so spottschlecht vor, wenn ich en uf des Wohl der mich so freindlich anblickende Bawett hinuntersterzte. »»Gelt Joseph,«« pflegte dann mei Unkel ze sage, »»mei Eppelwein is besser als dein Frankforter?«« — Ich nicktem fast allemol e »Ja,« un erfreite dadorch mein dicke rothnäsige Oheim net wenig. — Do begobes sich, daß mer uf en Sunntag in des benachbarte Bad Auerbach fohrn. — Kenne Se Auerbach un de Werth Dieffebach?«

»Ob ich ihn kenne, auch die heilige Justiz, welche von einem bucklichen Schneider dort verwaltet wird,« entgegnete ich fast verstimmt.

»Es is dort schen, gelte Se?« fuhr der Aepfelwein-Panegyriker fort. — An dem Dag wern ich mit Bawett ganz änig, mer gelobe uns Herz un Hand un beschlosse, unser Angelegeheit noch an demselwe Owend dem Unkel vorzetrage. — Der mog aach schon eppes dervon gespirt hawwe, er guckt so pfiffig aus un wor kreizfidel derbei. — Lader kimt er uf die Unglicksidee Champagnerwein komme ze losse.«

»Nun, der ist doch besser wie Aepfelwein?« fragte ich.

»Ei Gott bewohr,« entgegnete der Redner. »Des is der schlechteste Wein, wo uf der ganze Welt wechst, der mecht am ganz verrickt. Wann ich Champagner getrunke hab, do wern ich so withend wie e wild Thier, wann mer Ener nor e änzig Widderwort gibt.«

»Geriethen Sie denn durch den Champagner gar in Streit mit Ihrer Bawett,« forschte ich.

»Nä des net,« erwiederte der Schreiner, »es ging aach im Anfang mit em Unkel gut. Ich hielt mich wunnerbor. Als mer awwer ze Haus angelangt worn, da reit ihn der Deiwel, er verlangt, ich soll Eppelwein mit em trinke.«

»Nun, und das wollten Sie nicht?«

»Ich konnt kän halwe Schoppe hinunner brenge. Der

Unkel dringt awwer druff, daß ich mit em von seim Nektar trinke sellt. Ich erklert ihm jetzt, dorch de verdammte Champagner zuer Plaudertasch gemacht, daß unner Eppelwein un Eppelwein e großer Unnerschied wer, un daß ich den seinige for hundsschlecht erklern mißt. — Des reizte awwer den Alte ferchterlich. »»Geh,«« rifter aus, »»ich will niks mehr mit em so ungerathene Bub ze thun hawwe. Du bist net mehr mei Newwe, ich net mehr dei Vetter un Unkel. Wer net mei Eppelwein trinkt, der is net von meim Blut.«« — Ich blieb die Antwort net schuldig, der Wortwechsel fihrte zum Handgemeng. Der Unkel rift sei Leit, men drängt mich zum Tembel e naus un werft mer mei Effekte noch.«

»»Komm mer net widder vor die Aage odder ich hetz mei Hund uff dich,«« worn die letzte Worte, die mei fast vor Wuth erstickt gewesener Erblasser mer owe aus Bawetts Fenster zurift. — Ihr Schluchze, des ich owe zu vernemme glabte, sing on mich ze entnichtern. Der Prozeß word noch vollends dorch en Platzrege vollend, der mer uff de Kopp fellt.«

»Als ich om annern Morjen mein Rausch verschlofe, laf ich von Verdruß, Beschämung un Lieb in des Haus von meim Unkel. Awwer wie erschreck ich, als ich von der alte Haushältern die schrecklich Nachricht erfohrn, deß mei alter Unkel Müller schon seit drei Stunne mit Bawett noch Italie abgeschowe sei. — »»Sei letscht Wort is e Fluch iwwer Se gewese,«« endete der alte schwäbische Drache.«

»Was wor ze mache? Wedder mei Zeit noch mei Geschäfte (ich worde dermol stindlich in Frankfort zurick erwart) gab's zu, dem Oheim nachzereise. Ihm odder de Bawett zu schreiwe! wor aach total unmeglich, do ich ihr Adreß gor net wußt. Ich ergob mich in Geduld, deren schon merbgewordener Faddem freilich am End vollends räßt, als ich in der Frankforter Oberpostamts-Zeitung nach em Verteljohr les, daß mei Breitche Bawett Reichard in Mihlheim mit em badische Parrer verheiroth sei. Sie hatt' sogar die Unverschemtheit, mir den Schritt selber anzezeige,

indem sie denselwe damit entschuldigt, ihr Pflegvatter, mei Oheim, hett ihr kän Ruh gelosse, un ihr mit velliger Enterbung gedroht, wenn se den Eppelwein-Verechter, womit er mich gement, nehm. Sie figte noch am End die beide leidige Sprichwerter derzu: »»Mer muß aus der Noth e Tugend mache,«« ich awwer fellt mich mit dem Satz treste: »»E anner Stedche, e anner Medche.««

»Es sinn jetzt vier Johr verflosse seit der Zeit. Ich bin annerweitig verheirath un hab Gott sei Dank! e gut Frau bekumme. Der Unkel hot sich lengst todt gesoffe in seim sauern Wein, un die Bawett is ungesund un hartherig worn, — ich sag oft zu mer selbst: die Geschicht kann for dich gut gewese sein. Un Se kenne es glawe, der Eppelwein hier schmeckt mer immer noch e mol so gut, wenn ich drau denk, wie ich en vertheitigt un so viel deßwege verlorn hab. Un drum bleib ich uff meim Satz: — Eppelwein un Eppelwein is e Unnerschied.«

Ich aber stimmte in die nunmehro auch erlernte Rundrede: »Eppelwein un Eppelwein is e großer Unnerschied,« und verließ den großen Eppelweinmärtyrer, der wie so viele Menschen doch nur einer einzigen leichtsinnigen Minute sein ganzes Unglück, seinen Stoizismus und seine Begeisterung verdankte.

Literatur.

1. Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm III., so wie einiger seiner Staatsdiener und Beamten seiner nächsten Umgebung vom Generallieutenant von Minutoli. Berlin, Posen und Bromberg, bei Mittler. 154 S. — Dies Büchlein ist nach dem Vorwort des Verfassers nur bestimmt das Werk des Bischofs Eylert: »Characterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des hohen Verblichenen zu ergänzen. — Die Beiträge sind

im Ganzen schöner und geben manches schöne Zeugniß von der Gerechtigkeitsliebe des schlichten, sich von aller Affectation ferne haltenden Fürsten. Z. W.«

»Ein gewisser Baron Frauendorf, ein Franzose, der »wegen eines dem Staate angeblich geleisteten Dienstes ein »Gut in der Nähe von Frankfurt a. d. O. erhalten hatte, »aber als Querulant stets mit der Regierung in Hader »lebte, verließ endlich Preußen, kehrte nach Frankreich zu»rück, und ließ daselbst eine pasquillartige kleine Schrift »drucken, in welcher er den König und seine Regierung »angriff. Sie ward im Preußischen Staate wider Wissen »des Königs verboten, als aber der König hiervon Kunde »erhielt, da befahl er, sofort das gegen solche erlassene Ver»bot aufzuheben und ihr die größte Publicität zu ver»schaffen. Zugleich gebot er aber, eine Kommission aus be»währten sachkundigen Männern zu ernennen, welche die »Gründe der Klagen jenes Mannes genau untersuchen sollten, damit solchen, im Falle er in seinem guten Rechte sei, »sofort abgeholfen werden könnte; allein die mit aller Strenge »gegen den Fiscus geführte Untersuchung ergab nur falsche »Angaben, und ließ den Pasquillanten als einen undank»baren Querulanten erscheinen. Das war königlich. Vivat »sequens.«

2. Neuere Gedichte 1840, 1843 von J. Koch. Rostock, G. B. Leopold. — Diese Gedichte haben das Motto:

Nicht sind's allein Gesinnungen,
Die sich zum Lied krystallisiren,
Noch öfter sind es Stimmungen,
Die hell der Seele Saiten rühren.

Von der nächsten Zukunft Deutschlands hat Herr Koch die beste Meinung:

Bläht euch, ihr Wimpel auf dem Strom,
Weh frisch, in's Meer, du deutsche Flagge!
Und von dem alten Kölner Dom
Schall lustig Ruf und Hammerschlag.

Als Dichter bezaubert er einen Gnom, der, was dieser nur alle tausend Jahre thut, einige Thränen weint, die

zu Diamanten werden. Diese einen sich zum Zauberring, der einen den Gnom umschließenden Felsen zersprengt. Ans Tageslicht gekommen

Naht er mit freundlichem Winken:
Nimm dies zum Preis,
So spricht er leis',
Und läßt seine Goldmünzen klingen.

Der Sänger verbittet sich nicht, wie der Göthesche Dichter, das Gold und fordert dafür einen Scheffel Johannisberger, sondern antwortet naiv:

»Das ist zwar nicht der Dichterlohn,
»Davon sie singen und sagen;
»Ich kann Dir aber, o Gnome hold
»Deine Bitte nicht abschlagen,
»Sintemal — sintemal
»Ich gern bezahl'
»Meine Schulden, die mich plagen.«

Hors d'oeuvre.

Das hätte sich der fromme König David auch nicht träumen lassen, daß seine Lieder einst in den Augen der russischen Censoren keine Gnade finden würden. In einem Exemplar der Psalmen (gedruckt bei Landau in Prag), das auf Bestellung nach Rußland geschickt wurde, riß der russische Censor mehre Blätter heraus. Vielleicht glaubte er, es stehe etwas gegen den Ukas zur Verweisung der Juden darin. (Dampfboot.)

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzische Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod humanum.

Siebenter Jahrgang.

№ 23. Donnerstag, 6. Juni. 1844.

Vom dreizehnten Apostel

dem Kaplan Seling, will ich, soweit ich dies als Augen- und Ohrenzeuge vermag, berichten. Dieser deutsche Pater Matthew,* vor dem bereits an 20,000 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, den Branntwein abgeschworen, traf, von den vorsitzenden Mitgliedern des Mäßigkeitsvereins längst eingeladen und erwartet, hier endlich ein. — Er beabsichtigt morgen, am 2. Juni, auf den drei Bergen bei Zwischenahn, zum ersten Male meines Wissens auf rein protestantischem Grund und Boden, wenn man anders die Mutter Erde mit confessioneller Färbung verunglimpfen darf, zum Volk zu reden; vor dem hiesigen Mäßigkeitsverein hat er es bereits gestern im Casinogebäude gethan.

Gott möge seine Bemühungen mit Erfolg krönen, da der Branntwein grade auf dem Ammerlande bereits solche Verheerungen, Verzehrungen und Verkrüppelungen angerichtet hat, daß wir fürchten müssen, die zweite Generation in mancher Familie werde sich bescheiden, nur den Uebergang vom Thier zum Menschen zu bilden. — Seling geht mit Vertrauen dahin, mit diesem getrauen Reisegesellschafter werde ich ihm folgen. Auf die bedenkliche Aeußerung, es werde schlimm für Seling sein, wenn seine Bemühungen in Zwischenahn keinen glücklichen Erfolg

hören, soll er höchst naiv versetzt haben: »Das wäre vielleicht schlimm für mich, sondern für die Zwischenahner.«

Der Kaplan Seling, anscheinend ein Fünfziger, von mittler Größe und Habitus, trägt ziemlich langes blondes Haar, das ein schwarzes Käppchen nur ungern auf sich zu dulden scheint. Die Conturen seines Gesichts sind die eines biderben Landmannes, das oft halb geschlossene Auge scheint mehr in sich als nach außen zu blicken, während die gerade nicht unbeträchtliche Nase, alle Truggebilde und Einwendungen mit Sicherheit durchschneidet, welche sich um die freie Stirne des Mannes lagern möchten. — Seine Rede, in dem eben nicht angenehmen Osnabrücker Dialect ist weder fließend noch gewählt, auch wiederholt er sich gar oft.

Woher aber dennoch diese enormen Erfolge?

Seling hat ein großes Herz für die Menschen, darin steckt das große Geheimniß seiner Erfolge über die Lüfte der Menschen. Darin ruht seine Popularität, die bei seinen Glaubensgenossen, den Katholiken, durch seine Qualität als Priester noch verstärkt werden mag. Ruhmvolle Anerkennung verdient dabei die Bereitwilligkeit, womit seine Collegen in unsern Münsterschen Aemtern sich mit ihm verbrüdert haben, und es ist zu erwarten, da Seling nur in den Kirchspielen predigt, wo die Geistlichen ihn einladen, daß der Eine Trocadero, in dessen Ringmauer Selings Wort noch nicht dringen gelernt hat, sich bald dem wohldenkenden Missionsbruder öffnen wird.

Seine Königliche Hoheit unser gnädigster Großherzog hat Sich, Seling und Sein Verdienstzeichen erster Klasse dadurch geehrt, daß er die beiden letzten mit einander verbunden hat. — Wie kindlich, wie rein objectiv für die gute Sache Seling diese Auszeichnung aufgenommen, davon hernach.

Seling lebt offenbar für die Idee der Branntweins-Vertilgung. Allein sein Haß gegen dieses Gift ist nicht von dem Verstande, sondern von seinem Herzen ausgegan-

gen, obgleich Seling von der erſten Sorte ein nicht unbedeutendes Quantum beſitzt, das ihn aus jeder Verlegenheit, worin ihn eine gewiſſe Unbekanntſchaft mit der Welt bringen könnte, heraus reißt. — Oft verſchwiſtern ſich Herz und Verſtand auf eine rührende Weiſe, wie mir dieſe gegen mich gethane Aeußerung zu bekunden ſcheint: »Ich »weiß, daß ich mich oft in meinen Reden wiederhole, ich »habe aber auch eine große Furcht, dies nicht zu thun. »Denn wenn ich bedenke, welch' einen glücklichen großen »Erfolg meine früheren ſchlichten Reden gehabt haben, ſo »habe ich allerdings Furcht nur ein einziges Jota daran zu »verändern.«

Das Gefühl, etwas Großes zu wollen, durchglüht Seling vom Kopf bis zur Zehe, und verleiht ihm die Heiterkeit der Geſinnung, welche unſere Blätter veranlaſſen ihm dieſen Kranz zu flechten. Wir begrüßen Seling als einen tüchtigen Humoriſten, der Reſpekt vor dem Himmliſchen hat, aber doch ſich auch ſeiner eignen Werke freut, hinter welcher Freude mehr Verherrlichung Gottes liegt, als in dieſer hündiſchen Unterwürfigkeit, die auf allen Vieren winſelt, um gleich darauf mit Chriſtus an der Tafel zu ſitzen.

So verſetzte Seling, der überhaupt hie und da etwas an unſern Bundesgenoſſen, den Pater Abraham a Santa Clara erinnert, auf die ihm vom Präſidenten und Secretair des Mäßigkeitvereins gemachten Lobſprüche in ſeiner nur ſehr fragmentariſch geordneten Antwort, höchſt naiv: »Ich kann dieſes Lob nicht Alles hinnehmen, ein guter »Theil begleicht davon dem lieben Gott und andern »guten Leuten. — Der Herr Präſident mag ſelbſt ſei»nen tüchtigen Theil davon hinnehmen.

Sodann erzählte er, wie er in jedem Kirchſpiel verfahre. »Am Mittewochen ziehe ich gewöhnlich zu dem »Pfarrer ein. Das erſte, was ich thue iſt, daß ich dann »ein Lied auf eine bekannte Melodie verfaſſe, welches ich »irgend einer Localität anpaſſe.« Er geſteht, daß der poetiſche Werth dieſer Lieder gering iſt, und darf ich, ſo viel

mir hyen bekannt ist, dem mit guten Gewissen nicht wi-
derſprechen. Wenn er aber erſt aus den Kindern ſeine
Hoffnungsſchaar gebildet hat, ſo thut dieſe tönende Prosa doch
poetiſche Wunder, ſie gewinnt oft die halsſtarrigen Aeltern
und beſchämt alle Gräflich Platiſchen Ghaſelen. — Rührend
war eine ſolche Bekehrungsgeſchichte eines Aelternpaars durch
einen ſiebenjährigen Knaben. »Die Leute im Kirchſpiel X.
»waren ſchon ganz verzagt geworden, weil ſie mit Beſtimmt-
»heit vernahmen, ich ſei am Schlagfluß geſtorben. — Als
»ich nun aber dort erſchien, meinten ſie abermals klein-
»müthig: Ich wolle nach Oldenburg, wie werde es mir
»dort wohl ergehen? Der Großherzog werde mich wol
»fortbringen laſſen.«

»Aber,« rief er aus, indem er ein Schnippchen ſchlug
und auf ſeinen Orden wies, und doch lag kein Zug von
Eitelkeit in der ganzen Geberde, »nichts von alle dem iſt
»eingetroffen. Ich werde Ihnen ſchon zeigen, wie das an-
»ders gekommen iſt.«

Am Rührendſten war er, und ſeine Augen wurden
groß und feucht dabei, als er von einem Kirchſpiel erzählte,
wo er einer Frau die Hand beim Abſchied gedrückt und
ihr aufgetragen, alle durch ihn aufgenommenen Bundesge-
noſſen zu grüßen, welche ihm geantwortet hatte:

»Ach Herr Kaplan, wie haben ſie unſere Thränen
»ſeit ihrer Ankunft verwandelt. Früher wurde ſie dem
»Kummer über manchen dem Trunk verfallenen Gatten
»geweint, jetzt erregt der Gedanke an den Branntwein
»Freudenzähren über die geretteten Männer.«

Mit Begeiſterung ſchloß Seling: »Der Branntwein muß
»vertilgt werden, ehe wir unſere Augen ſchließen. Er muß
»aus unſerm Vaterlande gebannt ſein, bevor wir ſterben.
»Denn geſchieht dies nicht, ſo werden die Feinde der Mä-
»ßigkeitsſache, die jetzt verblüfft und geſchlagen ſind, ſich
»wieder zuſammen rotten und für ihn kämpfen, vielleicht
»gar mit neuen Gründen, die in dem Augenblicke nicht von
»Jedem widerlegt werden können. « »Wenn, wird es dann
»bei den Lauen heißen, im Jahre 1844 die weltliche und

»geiſtliche Macht, ſo viele angeſehene Männer ſich vereinten, um den Branntwein zu ſtürzen, und dieſe es nicht »vermochten, was wollen wir denn dagegen ankämpfen.« »Und der Branntwein wird dann das hiſtoriſche Recht für »ſich haben, und wieder ſein Haupt erheben. Daher muß »der Branntwein vor uns ſterben.«

Einen ganz unberechenbaren Vortheil übt Setzing hier im Lande indirect noch auf das gute, Gott ſei Dank noch nicht getrübte Verhältniß zwiſchen Katholiken und Proteſtanten. Solche gegenſeitige Anerkennungen aber führen eher zu einer gemeinſchaftlichen Kirche, als alle Tillys- und Guſtav-Adolphsvereine.

Humoriſtiſche Reliquien.

In der Göthe-Leſſingſchen Periode ſtarb in Hamburg eine Schauſpielerin, ausgezeichnet durch ihre Kunſt, wie durch die Reinheit ihrer Geſinnung. Als nun ein Hamburger Prediger, ich meine Göthe ſelbſt, ſeinen Zweifel geäußert, ob eine Komödiantin zu Gnaden kommen könne, ſchrieb ein (hört, hört!) Bremer Paſtor, (hört, hört!) Namens Lappenberg, einige Verſe, von denen ein Freund mir leider nur Bruchſtücke überliefert hat, die ich aber doch manchen ſeiner Nachfolger und Amtsbrüder hiermit zum Auswendiglernen empfohlen haben will:

Da Charlottens freier Geiſt
Eine höh're Bühne wählte,
Und die Thorheit dieſer Welt
Einer beſſern Welt erzählte,
Seufzete ein krausbekragter
Betender Komödiant:
»Ach was war ſie für ein Weltkind!
Wunder, wenn ſie Gnade fand?«
Hörteſt Du denn nicht Tartüffe
Wie Dir's um die Ohren ſauſte,

Und Dir eine Elfenhand,
Deine Wolkenp'rücke zauste?
Merktest Du nicht *) — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Laß Dir von der ganzen Welt,
Jedem Freund der Wahrheit sagen,
Daß kein größer Weltkind sei,
Als ein Harlekin im Kragen.

Literatur.

Urban Grandidier, oder die Besessenen von Loudun, von Willibald Alexis. 2 Theile. Der geistreiche Verfasser hat uns hier anstatt eines Romans, geschichtliche Skizzen gegeben, welche den Leser ungemein fesseln, obgleich sie als Frauenlecture eben nicht zu empfehlen sind. — Das Gräßliche des Fanatismus und der Pfaffenlist ist hier mit grellen Farben gezeichnet. Gott sei Dank! daß wir in aufgeklärteren Zeiten leben. — Wirklich? Hast Du Bruder Deutscher, der Du über die Judenverfolgung in Damaskus Dich entsetzest, denn nicht gelesen, was sich vor Kurzem Aehnliches in dem guten frommen Westphalen ereignet hat? Wahrlich, wir stehen nicht so sehr hoch über den Hexenprocessen, wie du wähnest, und wenn der Teufel in seine, ihm durch Urkunden und Herkommen garantirten legitimen Rechte, durch die unablässigen Bemühungen seiner lieben Getreuen erst wieder eingesetzt ist; da haben wir noch alle Elemente in uns, um die in

*) Wir wollen den schwachen Versuch wagen, diese Verse zu ergänzen.

Merktest Du denn nicht den Graus,
Daß Du nicht wie sie entschwunden,
Sieh, nun weg Dir Deine Seel',
Und sie ward zu plump befunden.

franzöſiſcher Zeit eingeführten Illuminationen in Autodafés zu verwandeln. Ja, ſo iſt es meine geliebten Leſer und Leſerinnen! Wir haben daher alle mögliche Urſache, gemeinſchaftlich der Reſtauration des Teufels entgegen zu wirken. Es giebt noch namentlich unter den Verteufelten gar viele Beſeſſene, d. h. ſolche, die es gerne werden möchten.

Hors d'oeuvres.

Vor wenig Wochen reiſte ich mit einem in politiſchen und ſtaatsrechtlichen Dingen ſehr bekannten Manne. Ich will nicht ſagen, von welcher Farbe er war, damit die Träger aller Couleuren über dies Erlebniß lachen können. — Ich rühmte die Flinkheit unſerer Schnellwagen und ſetzte hinzu, daß die Oldenburgiſchen Poſten eben ſo ſchnell führen mit Aufenthalt, als die Preußiſchen ohne denſelben. — »Ja, in einem ſo kleinen Lande wie Oldenburg iſt ſo etwas auch leicht durchzuſetzen,« verſetzte der berühmte Mann, der ſich aber, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, ſelbſt auslachte, als ich ihm bemerkte, daß doch die Stationen des großen Preußens nicht größer im Verhältniß zu dem kleinern Oldenburg ſeien. — Eine ſolche Sammlung wenig geiſtreicher Antworten berühmter Leute würde etwas ſehr Beruhigendes haben und jedenfalls häufig gekauft werden. Vielleicht lege ich eine Sammlung davon an, ich habe ſchon einen Vorrath.

Eine hochmüthige Frau in H....., an der ſich, wie an ſo vielen dummen Teufeln die Gellertſche Görgentheorie verherrlicht hat, affectirt, bei allem Mangel an Erziehung die Gebildete. — So ſagte ſie jüngſt von einer Perſon, die an ihrem Fehler, an der Hoch- und Naſeweisheit litt: »Die affectirt wohl die Weiſe (Waiſe) von Genf.«

— Gehörig ist sie aber nur, wenn dies stadtkundig ist. Deshalb unterschrieb sie auch, als ein Spaßvogel ihr einen fingirten Subscriptionszettel vorgelegt hatte, fünf Thaler — für die Wittwe des Papstes.

Johann Aurelius Augurelli (gest. 1523) schrieb ein Gedicht über die Kunst, Gold zu machen („Chrysopoeia") welches er dem Papste Leo X. widmete. Dieser sandte ihm dafür einen großen schönen Beutel und schrieb dazu: »Ein Mann, der Gold machen kann, bedarf nichts weiter, »als einen Beutel, um es aufzubewahren.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Der Prozeß. *)

Der Prozeß ist ein Wagen,
Der da fährt nach dem Recht,
Der Gerichtsweg ist Lehmgrund
Darin fährt es sich schlecht.
Die Beweise sind Räder,
Die dreh'n sich herum,
Der Jurist ist die Achse,
(Der Vergleich ist nicht dumm)
Und willst du mein Freund
Den Prozeß nicht verlieren,
So mußt Du vor Allem
Die Achse gut schmieren.

*) Das Epigramm ist von einer Dame verfaßt.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 24. Donnerstag, 13. Juni. 1844.

Anchusa Italica, recius flora oldenburgica.

(Ein neuer oldenburgischer Blumenname.)

Von dieser Blume habe ich einige Exemplare aus Homburg mitgebracht, welche jetzt unter dem Angesicht der Zoggenburgischen Nonne, so in effigie die eine Seite meines Torfstalls bewohnt, und sichtlich die Kultur meiner Blumen befördert, auch das Herz eines alten Junggesellen in schönster Frische erhält, — zu erblühen anfangen. Diese Pflanze ist meines Wissens in Oldenburg nicht vorhanden, hat auch wohl wegen Seltenheit keinen Anspruch auf Hofgartenfähigkeit, — gewiß aber wegen der Farbe ihrer Blumen das Recht: „flora oldenburgica" zu heißen. Denn sie treibt gar schöne blau und rothe Glocken an einem Stengel, welche durch meine mittelmäßig untergelegten Worte:

Ehr' ihre Blümelein, pfleg' ihre Triebe,
Blau und roth blühen sie, die Freundschaft und die Liebe,

an die unvergleichliche Composition unsers entschwundenen guten Engels erinnern.

Es steht Jedem, der ein oldenburgisches Herz hat, frei, diese Blumen zu besehen, und seinen Namen wegen eines künftigen Ablegers anschreiben zu lassen. Ich behalte mir indessen vor, nach Berathung mit meinen Freunden diese Ableger in einer Reihenfolge den Patrioten zuzutheilen, und auf diese Weise einen oldenburgischen Blumenorden als Lohn für Vaterlandsliebe zu stiften, den auch die sich nicht Meldenden nicht verschmähen wollen. Das Verzeichniß der Mitglieder wird in meinem nach meinem Tode also bald, erscheinenden Memoiren bekannt gemacht werden. Auch Damen, und besonders solche, welche sich für den Verein zum Besten des Schicksals entlassener Sträflinge, für die Kleinkinderbewahranstalt, für den Suppenverein, u. dgl. m. interessiren, erkläre ich hiermit fähig zur Erlangung

des blau und rothen Oldenburgischen Blumenordens.

Theodor von Kobbe.

Die Geschichte vom Geschlingsel. *)

Habb'n Sie auch schon gehehrt, daß ich soll stehn unter den Pantoffel von mein Frau? Das is wahr un nich wahr. Suweilen behaupt' ich mein' Autorität, bei Gott! — Noch vor swei Nachten is mich passirt, daß ich habb behaupt't mein' Autorität, ich hatt' den gansen Abend mit mein Frau Gold gezehlt, was mer gekriegt hab'n vor de

*) Diese Geschichte vom Geschlingsel (Geschlinge) hörte ich vor reichlich dreißig Jahren vom Schauspieler Angely. — Ich habe sie seit jener Zeit meinen Freunden so oft erzählen müssen, daß ich mich durch den Druck derselben dieser Gefälligkeit zu entziehen wünsche. Da ich aber, wie jener Wirth in der Geschichte vom siebenjährigen Kriege, „kehne Geschichte nig zwee male erzähle," so hoffe ich, daß auch die alten Bekannten dieser Historie derselben ihren letzten Applaus zu Theil werden lassen.

Lumpen, de mer nach Hamburg geſchickt hab'n mit Schiffer Roltau — ich hab' das Geld unnern Kopfkiſſen gehabt, habb' oder doch nich gekennt ſchlafen mit das viele Geld im Haus. — Mein Frau is es auch ergangen åſo, ſe hatt auch nicht gekennt ſchlaf'n vor das viele Geld, wo wir gehabt habb'n. Plötzlich habb ich in unſer Haus brechen gehert an die Fenſterladen. Ich hab 'n ferchterliche Ferchт vor Diebe. »Batſch,« bin ich geſprungen aus mein Bett, mit mein Bein und mein Geldbeutel und bin unnern Diſch gekroch'n.

»Iſaac! hat gerufen mein Frau, komm hervor unnern »Diſch, und mag ferchtſam de Diebe.«

»Nein«, hab ich gefagt, »ich kumm nich hervor unnern »Diſch und mag nich ferchtſam de Diebe. Ich will be»haupten mein Autorität.«

As ſe aber gehehrt habb'n, wie ich behauptet habe mein Autorität, ſeind die Diebe weggelaufen. Die habbn noch mehr Ferchт gehabt als ich. Am annern Dag hab ich aber gewollt verſehnen mein Frau. Was wünſcht Du Dig heut Mittag ſu eſſen? hab ich ſie g'fragt. Se hatt erſt nich woll'n antworten, ſe war zuerſt noch extraut und bös, ſuletzt hatt ſe gefagt: »Kauf ein Geſchlingfel, aber ich »weis nich, wies gemacht wird. Du mußt Dir erkundigen »nach de Suthaten.« Ich bin nu gegang'n zu de Slagter. Ich hab gefagt Gu'n Mergen Herr Slagter.«

Er hat auch gefagt von Gu'n Mergen.

»Verſaihn Se Herr Slagter, hab'n Se 'n Geſchling»fel?« fag ich.

»Ich hab' ſwai, fagt er.

»Was thu' ich mit ſwei. Was koſcht ahns« fag' ich.

»Zweif Schinng*)« fagt er.

»Ich geb acht« fag ich.

»Nu koſcht's dreizehn,« fagt er.

»Ich geb' nein.«

---

*) Schilling.

»Vorzehn.«

»Zehn.«

»Fuffzehn.«

»Ich geb zwelf. Se müſſen doch ſtehen Ihren alten »Bott.«

Der Slagter hat gelacht und erſt mich nich mal das Geſchlingſel geben wolle für 12 Schingg. Zuletzt hat er es doch gethut.

»Verſaihn Sie Herr Slagter, werden Sie nicht zu»fellig wiſſen, wie gemacht wird 'n Geſchlingſel,« ſagt ich.

»Da muß er nehmen »Pfefferche, Nägelche, Carde»mom un Zimmet« ſagt er. —

»Verſaihn Se, habb'n Se nich 'n Stück Kreide.« Da hat mich gegeben der Herr Slagter 'n Stück Kreid, und damit hab ich geſchrieben uff meine ſchwarze lederne Buxen.

»Pfefferche
»Negelche
»Cardemom und
»Zimmt.«

Das Stück hab ich eingeſteckt zum Andenken und bin dann ganz mutterſeelen vergnügt uff de Straß gegangen, un hab ganz ſeelig vor mir ſelber gemormelt 'n Revolutionslied ohne Text.

Da — da — da — kummt 'n grauſer unverſchämter Hund, reißt mich weg mein Geſchlingſel, als wer er bei de Steier, und lauft weg. — Ich verſchreck mer ferchterlich. Ich ruf Sultan, Herkles, Woldmar, Diane, ich habe alle Familiennamen von Hunde, wo ich gekennt habe, gerufen. Er hört nich, er kimmt nich, wenn er auch ſo heißt. Nich kumpabel.

»Nu ſo ſollſt auch nicht wiſſen, wo es gemacht wird, ruf ich ärgerlich, — und hab' ausgewiſcht von mei Hoſen — »Pfeffer, Nägelche, Cardemom und Zimmet.

Außer mich geb ich zu de Herr Slachter. »Herr Slagter! 's paßirt 'n grauß Mallör.«

»Wos förn Mallör?

»Ihr Herr Hund hat mich gefreſſen mein Geſchlingſel«.
»Ich hab gar kein Hund nich.«
»Ihr Herr Nader ſein Hund, wollt ich ſagen.«
»Die hab'n auch kein Hund nich,« ſagt er.
»Nu 's is doch paßirt in Ihre Straße, Sie müßen »doch ſtehn für alles Mallör, was paßirt in Ihre Straß,« ſag ich.

Da hat der Slagter mer gegeben 'n Ohrfeig, womit ich 'n beruhigt habe. — Zuletzt hat er mich verkauft das andere Geſchlingſel, ſechs Pund für nein Schingg. Das eine Drittehalbſchingg Ding wor noch falſch daſu. Ich kanns rechnen auf ſieben Schinng. Ich bin darauf gegang'n ſu mein Frau, wie 'n Dänzerin, ganz uf de Fußſpitzen. Ich hab gehalten das Geſchlingſel ſo hoch, daß 'n Bullenbeißer es hat tariren müßen vor'n Vogel in de Luft.

Das Mallör von das andere Geſchlingſel hab ich mei Frau gar nich verzehlt. Ich hab blos geſagt gehabt. »Mei »Kalle, mei Liebche, hier ſind ſechs Pund Geſchlingſel. »Mach mich die gegen ſwei Uhr un thu daſu: Pfefferche, »Nägelche, Cardemom und Zimmt.«

Nun bin ich gegang'n uffn Handel. — Ich hatt Glück den Dag, denn ich hab getroff'n 'n Primaner, wo mir ſein Zeug verkauft hat. Er hat erſt nicht gewollt verhandeln 'n neien Oberrock, als ihm aber habe geſagt gehatt, »Herr »Löwe, Se ſind herausgewachſen aus den Oberrock,« da hat er geſagt: »Iſaac Ihr habt Recht, ich wachſe förchterlich und muß doch noch ſwei Jahr in prima bleiben.« — Nu was thuts Herr Löwe iſt ein einſigſter Sohn, der Vatter is ſehr reich. Und man derf doch auch handeln mit Primaners. Primaners ſind ja Studenten, Primaner das is was, Primaner, das is kein Spaß nig. —

Hehren Se mal, ig wär glücklich, wenn mein Couſin der lange Nathan nig wär. Wann ich nig bin zu Haus, ſitzt der immer bei mei Frau, und ſprecht ihr lauter Verſe vor. Zum G'ſchäft is er ganz verdorben, nu dig't er. — Aber er verdient da nig genug mit, au waih! was thu ich mit das Digten. — Und hat 'n Apptit der lange Nathan,

— ich glaub er hat kein Magen nich, er hat 'n Sack. — Alles verschlingt der Mensch und is doch dünn wie mein Ehl, wie ein Strickwiehr.

Es hatt noch nig swei Uhr ausgeslagen gehabt, da war ich schon um die Eck von de Breitenstraße, wo ich wohne. — Aber was seh ich? De lange Nathan biegt in de Königstraß'. Au waih, der hat dein Geschlingsel gefressen, denk ich bei mir selber.

Ich trett in mein Haus und fang an zu riechen.

»Was riechst Du Isaac?« fragt mir mein Frau ganz freundlich.

»Ich riech', daß Du mich hast gemacht mein Geschlingsel mit Pfefferche, Nägelche, Cardemom und Zimmt.«

»Ach« sagt mei Frau, »Isaac, ich hab Dich gemacht gehabt Dein Geschlingsel, 's is aber paßirt ein grauß Malör.«

»Was vor'n Malör.«

»De Kattsch hatt's gefreß'n.«

»De Kattsch sechs Pfund Geschlingsel? Bring mig de Kattsch.«

Da habb ich wieder behaupt' mein Autorität, mei Frau hot mich greifen müssen de Kattsch.

»Bring mich de Waagschaal un de juten Pundstücke.«

Und als ich de Kattsch hab gewogen, da hatt se akkerat gewogen sechs Pund.

Da hab ich su mei Frau gesagt: »Das is nu mei Geschlingsel. Wo is de Kattsch?«

Literatur.

Jermak und seine Genossen oder die Eroberung von Sibirien. Geschichtliches Sagengemälde von Wilhelm Müller. Zwei Theile. Berlin, deutsche Verlagshandlung (G. v, Puttkam-

mer). Ein ganz vorzüglicher, durch und durch poetiſcher Roman, voll friſcher Ideen auf wenig bekanntem Terrain, zur Verherrlichung eines Mannes geſchrieben, deſſen Namen in dem Andenken der dankbaren Ruſſen lebt, welchen er ein unermeßliches Reich gegeben. Wenn der Herr Verfaſſer ſich herablaſſen wollte, ſeine Romane ruſſiſch zu ſchreiben, und nicht das Schickſal der Czaarenbraut Marfa fürchtet, er würde in der That dort einen nicht unbedeutenden Ruf ſich erwerben, und es am Ende ſogar zu dem Anſehen eines kaiſerlichen Leibkutſchers (Obriſtenrang) bringen, während ihm in Deutſchland der Hofrathstitel noch lange als unerreichtes Meteor vor den Blicken ſchweben wird.

Hors d'oeuvres.

Obgleich in Paris bei weitem nicht ſo viel Thee verbraucht wird als in London und dieſes Getränk auch eigentlich nicht zu den Bedürfniſſen der Pariſer gehört, ſo hat doch der Gebrauch deſſelben in den kleinen, beſonders in den häuslichen Soiréen ſehr zugenommen. Bei den großen Soiréen aber iſt Gefrorenes, welches die Pariſer Glaciers ſehr künſtlich und geſchmackvoll zuzubereiten verſtehen, der unentbehrlichſte Artikel und der Luxus erfordert, daß daſſelbe in vergoldeten Porcellanſchalen und mit vergoldeten Löffeln gereicht werde. Den Reichen verurſacht dieſer Artikel nicht die geringſte Mühe. Der Glacier beſorgt und überliefert Alles, ſogar die das Gefrorne umherbietenden Livreebedienten. Ueberhaupt hat ſich einer der eine große Soirée giebt, um nichts zu bekümmern als ums Zahlen. Ein Tapezierer ſchmückt ihm den Saal aus, ein Blumiſt liefert die Stauden und Blumen zum Verzieren der Treppen, ein Lampiſt beſorgt die Beleuchtung, ein Patiſſier hat die Abtheilung der leichten Eßwaaren,

und ein Glacier, welcher auch meiſtens Limonadier iſt, ſchafft die Erfriſchungen herbei. Soll getanzt werden, ſo liefert ein Muſikunternehmer das Orcheſter. Vor einigen Jahren hatte ein ſolcher Unternehmer ſogar den Einfall, auf Verlangen junge Tänzer zu liefern. Dieſe ſonderbare Speculation muß aber fehl geſchlagen ſein, man hat nichts weiter davon gehört. Morgenblatt.

Vor einiger Zeit kommen einige tauſend Mann auf einem Marſch durch eine Stadt, wo ſie einige Stunden raſteten. Ein hier garniſonnirender luſtiger Kamerad forderte einen der Gelagerten auf, mit ihm zu trinken, was dieſer aber mit den Worten verweigerte: »Wir haben heute »noch zwei Meilen zu marſchiren.« »Zwei Meilen« verſetzte der Humoriſt, »zwei Meilen, was iſt denn das für ſo Viele?« A — G.

Geſpräch zweier Landleute am Turnplatze.

»Heſte wol ſehn, Olpen, ſe heft by Oldenborg en neeg Galgen boot?

Wonebens?

»Achtern Armenhuſe — he is green anſtreeken — dat »moet upper ſtuns Alles moje ſyn!«

Bis en Narr — dat is jo kien Galgen — da hangt ſe ſich fülben an up ut Weldage!

»So — abers dat ſchullen ſe doch laten — ut Spaß »kann Ernſt weren!«

Schnack anners, Helmerich, in Ernſt hangt man de Hohgen nich. G.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 25. Donnerstag, 20. Juni. 1844.

Die Traumdeuter*).

(Dem Freischütz entnommen.)

Dem Sultan that ein Traumbild kund:
Er verlier' alle Zähne in einer Stund'.
Er ließ einen Weisen rufen herbei,
Der sollte ihm deuten die Träumerei.
Der spricht: »Dieser Traum, er bricht mir das Herz:
»Der Herr hat Dich auserſehen zum Schmerz.
»Verlor'ne Zähne ſind ſo zu verſteh'n:
»All' Deine Verwandte wirſt ſterben Du ſeh'n!«
Der Sultan ſchrie zornig: »Das büßeſt Du!«
Und erkannt ihm hundert Stockſtreiche zu. —
Einen zweiten Weiſen rief man herbei,
Der ſollte auch deuten die Träumerei.
»Heil Dir!« — rief er — »Herr, und dem Land!
Großes Glück hat Dir beſtimmt das gnäd'ge Geſchick.
Brecht aus, ihr Völker, in Jubelſchall,
Der Herr überlebet die Seinen all'!«
Der Sultan lächelt vergnügt, und im Nu
Erkannt er ihm hundert Goldſtücke zu.
Die Höflinge ſtutzten aber und ſah'n

*) Wir übergeben unſern Leſern eins der humoriſtiſchſten Gedichte, welches die deutſche Literatur geliefert hat. D. R.

Einander lächelnd und kopfschüttelnd an.
Und Einer sagte dem Andern in's Ohr:
»Dasselbe sprach der, was der Andre zuvor!«
Ein Kunstrichter aber belehrte sie dann:
»Man könn' Alles sagen, auf's Wie nur käm's an.«

J. F. Castelli.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Auf dem Bahnhofe in Carlsruhe empfing mich mein vieljähriger Herzensfreund, der Professor Stieffel, welcher bereits ein Vierteljahrhundert an der berühmten polytechnischen Schule der badischen Residenz gewirkt hat. Seine Kinder hatten ihn begleitet, vielleicht um den Mienen des ernsten Vaters das Entzücken über die Freude des Wiedersehens abzulauschen. — Wie das alles wächst in der Welt! der Theodor, mein Pathe, und der Karl haben schon das väterliche Haus verlassen, und selbst der kleine Pilipp (Philipp), welcher mir noch vor wenigen Jahren schrieb:

Lieber Kappe, komm' bald und bring' mir Gut's (Bonbons) und Messer mit,

war ein ziemlich derber gebräunter Bursche geworden, den man in meiner Jugend, in meinem geliebten Uetersen, schon mit einem »Muschè« (Monsieur) titulirt hätte.

Es ist in der ganzen Welt, vor allen Dingen aber in Oldenburg, durch viele Observanzen und Präjudize verboten, seine Freunde öffentlich zu loben. Man duldet dieses hier durchaus nicht, ja, man würde es viel eher verzeihen, und ihm einen Brutus-Character beilegen, wenn Jemand den Ruf seines Freundes in einer Conversations-

gallerte verzehrte, als wenn er eine Hymne zu Ehren deſſelben anſtimmte. Da ich aber zu dem Geſchlechte der Humoriſten gehöre, welche durch das Leben mit den Pas eines Springers im Schachbrett tanzen, und, indem ſie, kleine nachgemachte Heroen aus der Vorzeit, immer die That und ihre Folgen auf ſich nehmen, keine andern Geſetze befolgen, als die ſie ſich vorſchreiben, ſo will ich einmal meines Volkes Zorn wagen. Ich will nämlich behaupten, daß ich keinen in allen Fächern Bewanderteren, keinen gottesfürchtigeren Chriſten mit dahin gehörigen Experimentalverſuchen, keinen zärtlicheren Gatten und Vater und keinen unermüdlicheren Arbeiter, keinen treueren Freund als ihn kenne. Wenn ich freilich dabei bedenke, daß ein ſolcher Mann mich ſeit unſeren Univerſitätsjahren mit ſeiner conſtanten Freundſchaft beehrt, die in unſerm Briefgarten wöchentlich eine Briefblume von vielen tauſend Lettern nach vier Seiten hin erblühen läßt, ſo begreife ich oft tief gedemüthigt nicht, wie mir ein ſolches Himmelsgeſchenk hat zu Theil werden können. Ich komme denn freilich immer auf die beruhigende Erklärung, daß der Himmel der größte Humoriſt iſt, und daß er ſich an mir, wie an wahnſinnigen Königen, alten Weibern und Hirtenknaben hat verherrlichen wollen. Indem er mir dieſe Lichtgeſtalt ſo nahe vor Augen geſtellt, hat er es mir übrigens leicht gemacht, mich in Demuth gegen alle meine Mitmenſchen zu verhalten, damit meine Freundſchaft mit dem Carlsruher bei ihnen nie zum Geſpötte werden möge. In Bezug auf meinen Freund aber rufe ich mit Don Carlos aus:

Da mich der Muth verließ, ihm gleich zu ſein,
Entſchloß ich mich, ihn gränzenlos zu lieben!

Vor einem Jahre hatte ich ſogar die Hoffnung, daß mein Freund als Direktor der zu errichtenden Bürgerſchule hierher berufen würde, ohne daß er ſich darum beworben hatte. Wenn die glänzendſten Zeugniſſe, die man ohne ſein Wiſſen insgeheim über ihn einzog, der Umſtand, daß er in ſeinem eigenen Vaterlande von der Regierung zum Vorſteher der Bürgerſchule

in Manheim vorgeschlagen war, in der Welt etwas gälte, so hätte man erwarten können, daß auf der Candidatenliste, ehe ein anderer Name genannt wäre, von den städtischen Behörden wenigstens in Rebusform ein halbes Dutzend Stiefel unter einander gemalt worden wären. So aber begnügte man sich, ihm einen jungen Theologen (welches Geschäft übrigens auch der Freund nebenbei gründlich erlernt hat) vorzuziehen, über dessen Fähigkeit ich mir freilich kein Urtheil ermesse, und es sogar, nur nicht im Vergleiche zu meinem Freunde, gerne gelten lasse. Calmirende Freunde haben mir nachher versichert, das Ganze sei unterblieben, weil man einige hundert Thaler (traurige Oekonomie!!) sparen zu müssen geglaubt habe; Andere: weil man erfahren habe, daß der Freund schwächlich, ja zahnlos sei. Dies letztere ist nun, Gott sei Dank! nicht wahr, die Zähne, ich glaube jeder Mensch hat so viele, wie Deutschland Souveraine, — sämmtliche Zähne nun, und dabei alle erforderlichen Haare darauf, thronen im Munde des Freundes unversehrt mit ihren Kronen; es ist nicht einmal ein Deserteur darunter, wie unter jenen der Herzog Carl von Braunschweig; — die Gesundheit des Mannes, dessen Stirn selbst der Bundestag den Titel »Hoheit« bewilligen würde, wird hoffentlich noch lange fortblühen, so daß mein Freund noch auf dem Grabe für die Seele aller derer beten kann, welche ihm die Lebensfähigkeit abgesprochen haben.

Obgleich ich alles Lotteriespiel aus Grundsatz verfolge, so will ich doch nicht leugnen, daß Schriftsteller und Mensch bei mir gedoppelte Personen sind; trotz aller guten Vorsätze, trotz aller belehrenden Nieten, werde ich doch hin und wieder mit einem Viertelchen rückfällig. Die Scheu vor dem Freunde hielt mich freilich früher etwas zurück, und entschuldigte ich mich bei ihm nur damit, daß mir tagtäglich so viele fratzenhafte wunderbare Dinge passiren, daß ein Lotteriegeschäft dagegen noch immer für ein ordentliches, sedates, philiströses gelten kann. Wie freute ich mich daher, als ich bemerkte, daß mein Freund

ſich auch in das Gebiet des Zufalls wage, d. h. ein Meteorolog wurde. Schon im vorigen Jahre verkündete er das Wetter im Voraus. Damals glaubten aber nur noch eigentlich die Engländer an ihn, wovon einige ihn auf das Flehentlichſte baten, ihnen ſeine Vorherſagungen nach allen Orten, wohin ſie reiſten, mit Boten oder poſta reſtanta zu ſenden. Seit Neujahr aber redigirt mein Freund ein Journal, Namens »Zeus«, deſſen Vorausſagungen die Offenbarung Johannes und die der le Normand beſchämen. Er glaubt den Compaß auf dem Meere der Ungewißheit gefunden zu haben, und der Erfolg hat bisher ſeine Behauptungen auf eine wunderbare Weiſe gekrönt. Uebrigens geht er meines Erachtens bei ſeinen Prophezeihungen ſehr rationaliſtiſch zu Werke. Er hat alle Erfahrungen ſeit hundert Jahren geſammelt, und gefunden, daß wenn gewiſſe Bedingungen, Windſtrömungen u. dgl. m. Statt gehabt haben, das Wetter ſich allezeit nach beſtimmten Principien bilden müſſe. Er ſagt das Wetter alſo nicht vorher, er conſtruirt es vielmehr nur auf die legitimſte geſchichtliche Weiſe. Ich glaube am Ende der Carlsruher Prälat, von dem ich einmal in der Landſtände-Saiſon eine Predigt hörte, hatte ganz Recht, als er behauptete: auch im Himmel ſei die Regierung conſtitutionell, der Regen, der Wind, die Sonne und die Jahreszeiten ſeien die Landſtände, welche in beſtimmten Formen ihre Wirkſamkeit äußerten; Gott habe ſich nur die Kabinetsordres vorbehalten. — Tout comme chez nous. — Die Philoſophen haben alſo Recht. Man lebt auf Erden ſchon im Himmel. Gott gebe dem Zeus eine lange und glückliche Regierung, daß kein Heine auf ihn ein Spottgedicht, wie auf die unſeligen Götter Griechenlands machen kann. Drollig bleibt es übrigens, daß ich einmal vor mehren Jahren, ehe mein Freund im Entfernteſten daran dachte, ſein Journal Zeus herauszugeben, folgendes Epigramm meinen Blättern einverleibte:

Alle Tage neues Wetter
Kann der große Zeus wohl machen,

Aber alle Tage Blätter,
Das ſind keine Siebenſachen.

Dieſer Satz iſt alſo ſo wahr, daß er nicht bloß auf den großen, ſondern auch auf den kleinen Zeus paßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Der Roué. Modernes Genrebild von **Auguſt Jäger**, Verfaſſer »des Deutſchen in Paris, des deutſchen Studenten«. Reutlingen bei Kalbfell: Kurz. 2 Bände. — Das Leben eines Lumps, der nach einem wüſten Studentenleben, nach allerhand im Auslande begangenen Streichen, Majoratsherr und Hofmarſchall wird. Das Ding mag nicht ohne Wahrheit ſein; es ſcheint zu dem Bilde ein beſtimmtes Individuum geſeſſen zu haben, es mangelt aber dem Buche alle höhere Idee, und darum wird es ſchwerlich das Intereſſe der Leſewelt gewinnen.

Hors d'oeuvres.

Der bekannte **Eberle** aus **Vorarlberg** hatte viele Hunde ſecirt. Das wußten die Uebriggebliebenen ſehr wohl; denn ſcheu entwich vor ihm ein jeder, der ſeine Nähe witterte. Es iſt ein Glück für die Anatomen, daß die Menſchen in dieſem Punkte nicht ſo ſenſibel und klug ſind wie die Hunde. Wie müßten dann wohl die Herren Aerzte hinter ihren ſcheuen Patienten herlaufen.

In einem Münchener Blatte vertheidigt ſich ein wegen ſeines fraglichen Doctortitels in Angriff genommener mediciniſcher Journaliſt mit folgenden Worten: »Wenn mir die höchſt unedle und niedrige Abſicht, als wenn ich das Publikum durch den Doctortitel habe ködern wollen, untergeſchoben wird, ſo habe ich darauf zu erwidern, daß ohne meinen Willen dieſer Titel auf den Umſchlag meines Buches durch Zufall geſetzt wurde.

(Vaterland.)

Eine Dame erkundigte ſich bei ihrem Arzte um eine Medearzenei. »Sie iſt vortrefflich,« ſagte er, »aber ſie müſſen eilen, ſie zu gebrauchen, denn in ſechs Wochen hilft ſie nichts mehr.« (Vaterland.)

Rebus. Wie ſchreibt man à votre santé mit fünf Buchſtaben? à vo — re! — (à votre — sans T.)

(Freimüthige.)

In Krakau geht man damit, um die Lotterie und die Eheſcheidungen abzuſchaffen. Es geht daraus hervor, daß man dort nicht die Anſicht theilt, daß Heirathen ein Lotterieſpiel iſt.

Ein Souffleur und ein Soldat betranken ſich gemeinſchaftlich. Beide wurden am Abend dienſtunfähig. Der eine kam aus dem Kaſten, der andere hinein.

Johann Friedrich Meckel, der bekannte Anatom in Halle, hatte einen ſo großen Ruf in England erreicht, daß ein engliſcher Arzt ihn bei ſeinem Sohne zu Gevatter bat,

und demſelben den ganzen Namen »John Frederik Mekel« als Vornamen gab.

Sonett.

An Mathilde.

Du glaubſt, daß Dir Dich liebt, nicht Deine Schöne,
Daß nur an Dich ihn feſſelt brünſt'ge Liebe,
Daß er Dir hold und treu ergeben bliebe,
Wenn auch die Welt ob ſeiner Wahl ihn höhne.

Nein, nein, es iſt die Macht der magiſchen Töne;
Nur durch Muſik gewinnſt Du ſeine Triebe!
Ob das Phantom der Häuslichkeit zerſtiebe,
Ein Ton hilft, daß er ſich mit Dir verſöhne.

Auf die Muſik der Sphären horcht der Weiſe;
Muſik — ſagt Zeus — iſt meines Donners Brüllen;
Der Schlacht Gebrauſe iſt's dem Heldenſohn.

Dir ſpricht: Muſik der Sphären tönt zu leiſe;
Zu laut der Schlachten und des Donners Brüllen:
Das Gold im Beutel giebt den beſten Ton!

Emile d'Eſtrées.

☞ Dem hiesigen Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen einer jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 68 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod hominem.

Siebenter Jahrgang.

№ 26. Donnerstag, 27. Juni. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Ich bin in meinem Leben nur zwei Male neugierig gewesen. Ich aber auch rücksichtlich der ersten Veranlassung entstehen. Über diese kann ich den erwünschten Aufschluß [illegible] Rede erhalten; — werde mich aber auch, sobald ich die elisäischen Felder betreten, ehe ich irgend ein Wiedersehensfest feiere, danach erkundigen, was ich im Jahre 1813 den Baschkiren in Uetersen gesagt habe, als ich ihre unartikulirten Töne nachahmte, die mir Pfeil und Bogen einbrachten, was ich ihnen ferner am andern Tage geschwatzt, wodurch ich ihre Wuth dermaßen so reizte, daß sie mich tödten wollten. — Den zweiten cauam der Neugierde befriedigte ich diesmal in Carlsruhe. Es galt nämlich, meinen siamesischen Zwillingsbruder kennen zu lernen, der fast an demselben Tage, ein in der Tendenz ganz ähnliches Gedicht in den süddeutschen, wie ich in den humoristischen Blättern erscheinen ließ. Sind diese Gedichte auch im Jahre 1841 in meinem Journale zu lesen, so habe ich

doch nicht an, sie hier im Zusammenhange zu wiederholen. — Meine spätern Leser werden schon damit zufrieden sein, und meine ältern (ich bin unter uns gesagt eigentlich kein Dichter, sondern nur ein Mensch) sind alle meine Freunde, die schon ein Auge zudrücken, und insofern sie Juristen sind, auch wissen, daß Niemand sich selbst befehlen kann.

Das Lied meines Doppelgängers lautet nämlich:

Münsterlied.

Ein Münster ragt aus der Ferne,
Ob ihr das Münster wohl kennt?
Sein Thurm streift an die Sterne,
Aber sein Fundament
Ruht auf entweihtem Grunde.
Und in nächtlicher Runde
Thut eine Gruft sich auf
Steigt ein ruheloser Geist herauf.

Der Bauherr ist's, der alte,
Der einst das Münster ersann.
Was bringt durch die Grabesspalte,
Daß er nicht schlummern kann?
Gesänge von welschen Zungen
Haben hinunter geklungen.
Das hat der Meister gehört,
Das hat den Schläfer gestört.

Er irrt umher durch die Hallen
Und redet zu dem Gestein:
Mauern! dem Fremdling verfallen,
Was steht ihr? — und stürzet nicht ein!
Er greift im heiligen Drange
Nach dem Glockenstrange,
Lehret die Glocke ein Wort,
Das tragen die Lüfte fort.

Und thnen uns Sehnsuchtslieder
Herüber über den Strom.
Es ist der Bauherr, Brüder!
Er läutet in seinem Dom.

Er läutet so wehmuth-schaurig,
Stimmt deutsches Herz so traurig,
Er läutet mit flammender Hand,
Er rufet sein Vaterland.

P... F...

Das meinige dagegen heißt:

Erwins Stimme.

In Straßburg auf dem Münster
Spielt Frankreichs Telegraph,
Doch fällt er, wenn es finster,
In sorgenlosen Schlaf.

Und um die zwölfte Stunde
Im Land der deutschen Treu
Tönt in der Wachen Runde
Französisch Feldgeschrei.

Da, zu des Thurms Terrasse,
Steigt Meister Erwin auf,
Blickt auf zur Sternen Masse,
Und spricht die Worte drauf:

»Die Väter, laß sie sterben,
Doch lehre jedes Kind,
Daß Deutschland die ererben,
Die ihm entsprossen sind.«

»Daß Straßburgs kräft'ge Knaben
Sich Deutschlands Fahnen weih'n,
Nicht Frankreich soll sie haben,
Und deutsch ist dann der Rhein.«

»Doch Du, dem ich erbauet,
Begeistert diesen Thurm,
Deß Treu ich ihn vertrauet
Für aller Zeiten Sturm.«

»O Deutschland schließ zusammen
Von Fürst und Volk das Herz!
Laß lodern kühn die Flammen
Der Freiheit himmelwärts.«

»Doch, soll das nicht geschehen,
Dann Herr! vom Himmelszelt,
Laß deine Stürme wehen,
Und schmetternd aus den Höhen
Vertilg' mein Werk dein Blitz.«

Auf meine Aufforderung an meinen viel schönern Zwillingsbruder, sich mir zu nennen und gemeinschaftlich mit mir ein Los in der preußischen Lotterie zu spielen, erfolgte in der oberdeutschen Zeitung folgende Antwort:

P... L... an Theodor v. Kobbe.

Zwei verwegne Geisterbanner — haben wir in einer Nacht,
An dem Grab des alten Erwin ein Beschwörungswerk vollbracht.
Du — vom Norden — Ich — vom Süden. Keiner hatt' vom Andern Kunde
Und doch klang die Zauberformel, wie aus Einem — Einem Munde.

Immer muß der Geist erscheinen, den beim rechten Wort man ruft,
Daß die Fratzen niedersteigen — und sie finden ihre Gruft.
Deutschland sieht auf jener Zinne seinen Erwin leuchtend stehn,
Wo sie nur des Telegraphen dunkle Börsenspiele sehn.

Manch ein Geist wär' noch zu wecken, auch im lieben Vaterland,
Manch ein Kämpfer ruht vergessen, der für Recht und Wahrheit stand.
Treffen wir uns einmal wieder bei geweihten deutschen Stätten,
Will ich — edler Nordlandssänger! — mein Visier dann freudig lüften.

Aber mit verschlossnem Helme muß ich jetzt noch vor dir stehn,
Möchtest traun, ein wenig lächeln, könntest Du dahinter sehn,
Und ein Kleines wär' zu ändern an dem trauten Sendeschreiben,
Daß mir unsrer Stammesen wird ein ehrnes Denkmal bleiben.

Gab die Zeilen ſchon den Lüften — ſie zu tragen nach dem Nord,
Hab' ſie wieder eingefangen: möchte plaudern noch ein Wort.
Rheinliedsbrauſen mahnt mich heute — an den Bronnen von Grenelle,
Niklas Becker an den Bohrer, der dort traf die Sprudelquelle.

Aus dem Schachte deutſcher Herzen grübe andre Dichter gern
Tieferer Begeiſterungen feuerſprüh'nden Demantkern.
Zeigt ſich Nichts — ſo gilt die Frage — ob zu ſchwach des Bohrers Winden,
Oder drunten, auf dem Grunde — etwa gar nichts war zu finden.

Wer wird meine verzehrende Neugierde nicht entſchuldbar finden? — Ich habe jetzt meinen Zwillingsbruder geſehen. Geſchwind, wer iſt er? »Am Ende eine Dame? Die Worte:

Aber mit verſchloſſnem Helme muß ich jetzt noch vor Dir ſtehn,
Möchteſt traun, ein wenig lächeln, könnteſt Du dahinter ſehn. —

laſſen das erwarten.

Ach, lieber Freund, Er oder Sie, wie Du willſt, hat mir das Stillſchweigen der Loth'ſchen Salzſäule aufgelegt. Vergebens habe ich Ihn oder Sie gebeten, durch Nennung Seines oder Ihres Namens, durch Veröffentlichung Ihrer oder Seiner Gedichte die Mitwelt zu entzücken, umſonſt ſtellte ich Ihm oder Ihr die unendliche Sünde vor, welche Er oder Sie an der Nation beginge, wenn Er oder Sie Sein oder Ihr Licht unter den Scheffel ſtellte; es giebt eine Beſcheidenheit, die ſo majeſtätiſch und gebieteriſch auftritt, daß ſelbſt die größte Keckheit vor ihr das Knie beugt. — Alles, was ich durch tauſend Bitten von dem geiſtesherrlichen Bruder erlangte, iſt ein humoriſtiſches Gedicht deſſelben, das zu Ehren des Schneiders Stulz verfaßt iſt, der als Millionär nach Baden zurückkehrte, ſein Vermögen zu guten Zwecken verwandte, dafür aber auch die Ehre

hatte, nicht als bürgerlicher Kleidermacher, sondern als Baron in den Himmel zu kommen. Es lautet so:

Die Mähr vom kleinen Degen.

Es war ein flinker Pursch am Rhein,
Der hatt' 'nen Degen winzig klein
Und wundersein.

Der kleine Degen, der stach so gut,
Er taucht' sich gern wie Eisen thut
In Menschenblut.

Der Pursche sprach zum Degen fein:
Wir woll'n hinüber über den Rhein!
Ja über den Rhein!

Dort stach das Degelein Tag und Nacht
Und hat nicht Waffenruh gemacht,
Nicht Ruh gemacht.

Es hat erfochten Ehr' und Ruhm,
Es hat erflegt schön Eigenthum
Rings um und um.

Der Pursch' sich wieder zum Deg'lein wandt',
Wir woll'n hinüber nach Engelland
Nach Engelland!

Da ging es über's tiefe Meer,
Das kleine Deg'lein wog nicht schwer,
Doch es stach sehr.

Es wurden — hört's und wundert Euch!!
Die Ritter all vom britt'schen Reich
Ihm zinsbar gleich.

Ja! mit dem Deg'lein seltner Art
Der Pursche selbst ein Ritter ward
Ein Ritter ward.

Und alle Beute so er fand,
Die sandt' er heim zum Rheinesstrand
In's Vaterland.

Sprach: »Was Ihr braucht, das macht daraus!
Baut Euren Weiblein Dach und Haus!
Gebt Armenſchmaus!

Sie han ein Denkmal ihm errichtet,
Und von dem kleinen Deg'lein ſpricht
Die Weltgeſchicht'.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Oldenburgicum.

In der hieſigen Gewerbeausſtellung, die für die heiligen und profanen Bedürfniſſe die vortrefflichſten Sachen liefert, es befindet ſich eine Kanzel darin, würdig für Reinhard's und Zollikofer's Vorträge, wie eine Probe-Wurſt und Bier, werth von einem Haupthahn unter den Burſchen genoſſen zu werden, wird auch eine Buttermaſchine gezeigt, deren Erfinder Urſache haben ſoll, den Uebergang des Eigenthums in eine andere Hand zu wünſchen. Das Comité ſoll nicht zum Ankauf geneigt ſein, wir ſind zu wenig Kenner der Erfindung, von welcher der Urheber vielleicht mit Marquis Poſa ſagen kann:

Das Jahrhundert iſt meinem Ideal nicht reif,
Ich leb' ein Bürger derer, die da kommen.

Wer nun vielleicht Butter von 1914 eſſen, jedenfalls aber ein Erfindungstalent begünſtigen will, das vielleicht zu koloſſal, d. h. mit zu vielem Gewicht, oder beſſer geſagt, mit zu vielen Gewichten auftritt, der wende ſich an den Herrn Architekten Prott, der die Güte haben wird ſich einer Verloſung dieſes Kunſtwerks, das Billet zu 12 ß Cour., zu unterziehen. Das Publikum, welches jeden ſchwachen Verſuch begünſtigt, der Unterzeichnete weiß dies aus Erfahrung an ſeinen Blättern, wird gewiß meine Bitte nicht unberückſichtigt laſſen. Th. v. K.

Literatur.

Maudaras Wanderungen. Mannheim. Friedrich Göh. 1843. Das Buch enthält die Leiden und Prüfungen eines für Religion begeisterten Jünglings und seine Conflicte mit den starren Dogmen der Kirchen, diesen Travestieen der Christusreligion, welche auf das Neue ihre Hyder erheben. — So lange die Menschen Gott nur fürchten und ihre Mitbrüder nicht lieben, werden sie immer ängstlich an ihren Confessionen und an deren Wiegenliedern, welche alle Egoisten in den Sündenschlaf lullen, hangen. — Ich glaube übrigens den fernen Verfasser dieses mit Herzenswärme geschriebenen Buchs errathen zu haben, will ihm deshalb aber nur für uns verständlich die Worte zuraunen: »Gott zum Gruß! Nachts — Rauch — Doctor. Hofrath. Kein Fleisch essen.« —

Hors d'oeuvre.

Man erzählt von den guten Möllnern, daß sie bei der letzten Anwesenheit des Königs daselbst Sr. Majestät die Kanne des Eulenspiegels gezeigt haben. Da sich nun Se. Majestät über die Neuheit derselben sehr verwundert, soll man dem König in tiefer Unterthänigkeit versichert haben: »Die eigentliche Originalkanne sei zu schlecht, um sie Sei»ner Majestät vorzulegen, man habe deshalb eine neuere, »ansehnlichere genommen.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod hanestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 27. Donnerstag, 4. Juli. 1844.

Humoristische Ernennung.

Durch höhere Inspiration ist die Unterzeichnete beauftragt, einem um Oldenburg verdienten Patrioten den Oldenburgischen blau und rothen Blumenorden zu verleihen. Der Name des Empfängers wird nach Seinem oder nach dem Tode des Herausgebers dieser Blätter bekannt gemacht werden.

Die Redaktion der hum. Blätter.

Kaplan Seling außer dem Mäßigkeitsverein.

Die Verfolgung des Branntweins ist eine Tugend, welche an sich isolirt dasteht, von der noch nicht erwiesen ist, daß wer diese liebt und den Schnapps verfolgt, auch im Leben sich der übrigen Schwestern brüderlich annimmt. Es giebt Verehrer und laute Bekenner derselben, deren Herzen lange nicht lebhaft genug schlagen, wenn es darauf ankommt, Bruderliebe zu üben. Dies Bewußtsein, oder vielmehr ein dunkles Gefühl von dieser Wahrheit, hält gar Manchen davon zurück, sich der Taufe der Mä-

sigkeit zu unterziehen. Und in der That hat es etwas Widerliches, einen fanatischen Agenten für eine solche Negation zu sehen, mit dem es in seinem Herzen in andern Dingen so traurig bestellt ist, daß man in Versuchung geräth, zu glauben, er wolle mit geretteten Seelen seine eigne vom Teufel frei kaufen. —

Es ist daher von der größten Wichtigkeit, den Kaplan Seling, welcher seine Feldzüge gegen den Branntwein wie eine geheizte Locomotive auf der Lebensbahn verfolgt, vor dem Verdacht der Einseitigkeit und der Schwärmerei für eine ausschließliche Idee, mit einem Worte als Menschen darzustellen. Und wahrlich! das ist Seling im edelsten Grade. Ich bedaure es nur, daß mir mein innerer Tact es verbietet, das Leben dieses für Menschenwohl gottbegeisterten Lehrers, so weit es mir bekannt ist, in den humoristischen Blättern darzulegen. Es fehlt mir seine Erlaubniß, auch möge eine solche Schilderung seiner eignen Feder und seinem ruhigen Alter vorbehalten bleiben. Sie wird übrigens seiner Zeit die schönsten humoristischen Beiträge für die Annalen der Menschheit liefern, und dereinst die Leser wie jetzt die Hörer mit dem wärmsten Glauben an Gott und Menschen erfüllen.

Indessen sei es mir vergönnt zum Beleg meiner Worte etwas über die von Seling in Osnabrück angelegte Spinnschule zu sagen, die er vor etwa zehn Jahren begründete, um den Straßenkindern eine Beschäftigung, nach vier Uhr Nachmittags, und zu gleicher Zeit einen Erwerb zu verschaffen, — die jetzt, wenn ich nicht irre, schon die Zahl 120 erreicht, wovon die Knaben und Mädchen in verschiedenen Sälen arbeiten.

Seling fand bald, daß die Aufsicht von Erwachsenen seinem Plan nicht fördere. Er übergab daher das Regiment den Kindern selbst, ernannte einen König und eine Königin, so wie eine Anzahl Meister und Meisterinnen, welche unter diesen die Verwaltung besorgen. Aber auch der König und die Königin stehen nicht über dem Gesetz, obgleich sie von ihres Gleichen gewählt sind. Wehe ihnen,

wenn eins der Majeſtäten einen falſchen Knoten ſchürzt, der Fehler wird ohne Gnade in das Sittenbuch getragen.

Nur mit Einwilligung der übrigen Kinder nimmt dieſer kleine Staat ein Individuum auf, das gleich einem Pfleger oder eine Pflegerin erhält, welche es ſich nun zur Ehre rechnen, den Neuling gar bald im Spinnen zu unterrichten. Kinder ſind Kindern in ſolchen Dingen die beſten Lehrmeiſter, in acht Tagen fertigt der Novize verkäufliches Garn.

Das Schwierigſte in dieſem Kinderſtaat war für Seling die Beſiegung des Zornes und des Wortwechſels, die ſo leicht in Jugendſeelen Platz greifen. Seine Menſchenliebe fand aber bald ein geniales Mittel. Sobald ein ſolcher Streit entſteht, fangen die nicht Betheiligten an ein Lied zu ſingen, das etwa ſo lautet:

Friede! nicht zanken,
Haltet in Schranken
Des Zornes Wuth.

Den Zürnenden iſt es zwar erlaubt bis zum Verhallen der letzten Töne ihren Kampf fortzuſetzen. Sind dieſe aber verklungen, ſo müſſen ſie ſogleich fortfahren, gemeinſchaftlich einige Worte zu ſingen, wovon die letzte Strophe

»Wir ſind uns gut.«

lautet.

Wer ſich weigert dieſe Verſöhnungsrolle in der Operette zu übernehmen, der wird ſofort aus der Thür gewieſen.

Seling erzählt von einem achtjährigen Knaben, welcher dieſen poetiſch-muſikaliſchen Verſöhnungsact bereits mehrere Male mitgemacht hatte, und bei ſeiner Rückkehr die Eltern im ärgſten Wortſtreit findet.

Faſt mechaniſch, aber mit Berge verſetzendem Glauben durch ſeinen Geſang eine Abhülfe zu verſchaffen, ſtellt der Knabe ſich hin und ſingt:

Friede! nicht zanken,
Haltet in Schranken,
Des Zornes Wuth —

Die Eltern scheinen aber den Knaben nicht zu hören und setzen ihren Wortwechsel fort. Da tritt der Knabe gebieterisch, wie sein König, unter sie und ruft:

»Wöll Jih glihck singen!«

»Wir sind uns gut.«

»sönst möht Jih herut, Kaplan Seling hett et seggt.« (Wollt Ihr gleich singen, sonst müßt Ihr heraus, Kaplan Seling hat es gesagt.)

Der Blick des Knaben macht den Vater stutzig. Er beginnt die Nachforschung, freilich erst mit den Worten: »Was sagst Du, dummer Junge?« läßt sich aber dann die Selingsche Kurmethode mehrere Male vom Knaben vorsingen und bedeuten, endlich ergreift er die Feder, schreibt die Beschwörungsformel auf ein Papier, heftet dieses an die Thür und sagt dann zur Mutter. »Das Schelten muß »nicht wieder kommen, das Papier soll uns immer daran »erinnern mit einander verträglich zu sein.«

Die Kinder verdienen etwa jährlich zehn Thaler auf diese Weise. Der König bezahlt durch die Meister wöchentlich mit Blechstücken, die Seling alle Monate durch Silbergeld einlöst, zu welchem Zwecke er es liebt, sich frische blanke Münze zu verschaffen. — Etwaige Fehler in der Administration muß der König oder sein schuldiger Minister aus eigner Tasche verschmerzen, und wird, um die Kinder an Ordnung zu gewöhnen, hiervon nie eine Ausnahme gemacht. Es sind hie und da Mausereien und Entwendungen unter den Kindern vorgekommen. Die Jugend hat bessere Fühlhörner wie ein Feuerbach, Merker oder Dunker, jeder Thäter wird sogleich ausgemittelt. — Derselbe wird ohne Weiteres aus der Anstalt entlassen, jedoch gewöhnlich wieder aufgenommen, wenn er die andern Kinder darum gebeten, und diese darin gewilligt haben. Dieses läßt Seling indessen nur zu, wenn sämmtliche Knaben oder Mädchen die Gesammtbürgschaft für den armen Sünder übernommen haben. — Und es ist hört! hört! kein Beispiel vorhanden,

daß ein durch solche Garantie Betrogener je wieder zurückfällig geworden wäre.

Mögen diese wenigen Notizen dazu dienen, den Kaplan Selling nicht bloß als einen einseitigen Mäßigkeitsapostel, sondern als einen durch und durch poetischen und nach allen Beziehungen warmen, thätigen und praktischen Menschenfreund darzustellen.

Literatur.

Groß-Nowgorod, der Freistaat der russischen Slaven. Schattenbilder der Vergangenheit von Wilhelm Müller. Ein höchst interessantes Buch, voll Phantasie und Gemüth, das förmlich eine berauschende Wirkung auf den Leser ausübt. Russische Sagen und Bilder sind hier so reizend dargestellt, daß man sie besser gegen die Wirkungen des Custine'schen Werks benutzen kann, als die sophistischen Widerlegungen seiner Andern.

Die freien Schützen. Ein Roman von Johannes Rudolph. 2 Theile. Leipzig, bei Voigt und Fernau. — Ein Roman voll von den abentheuerlichsten Erlebnissen, die fast alle das Criminalgericht in Anspruch nehmen, mit Mißachtung der Wahrscheinlichkeit geschrieben. So lange es jedoch noch Lohndiener und Mähmamsellen giebt, ist diese Sorte von Lectüre immer ein Desiderium für Leihbibliotheken.

Anecdoten.

Mein Nachbar hatte die schönsten Spargel in der Umgegend. Diesen Frühling bekam er einen neuen Knecht:

»Kannſt Du ock Spargelbeeten umlegen?« fragte mein Nachbar. »Ja woll,« antwortete Chriſtopher. Die Arbeit wurde ihm aufgetragen; als mein Nachbar ſpäter in den Garten kam, ſah er einen großen Haufen Spargelpflanzen liegen, und fragte: »Wat mackſt Du, Chriſtopher?« »Ick quäcke dat Land erſt recht ut,« war die Antwort. Carl Sängersdorf.

Bei Gelegenheit der letzten Mondfinſterniß ſagte eine Wirthin zu ihren Gäſten, die ſie zum Bleiben animirte: »De Mahndfinſterniß is up Klock half negen anſet't, man »wie wet't ja woll, wie dat geiht, et wart doch gewiß ne»gen, ehr ſe anfangt.« Carl Sängersdorf.

Hors d'oeuvres.

Carl von Holtei erzählt in ſeinen »Vierzig Jahren« eine höchſt intereſſante Myſtification: In einer kleinen Stadt ſieht man eines Tages rieſengroße Zettel an allen Straßenecken, worauf angezeigt, ein durchreiſender Künſtler werde am folgenden Morgen um eilf Uhr, aber auch nur das eine Mal, die Ehre haben, für einen Thaler Entrée pro Perſon, den Baſtard eines Kaninchens und eines Karpfens zu zeigen. Um eilf Uhr des folgenden Tages ſchien das Städtchen an Einwohnerzahl zugenommen zu haben, ſo groß war die Maſſe, die ſich nach der Schauſtellung drängte. Man fand ein ganz ſchwarz behängtes Zimmer. Der Inhaber der Naturmerkwürdigkeit trat, tief in Trauer gehüllt vor, und ſprach: Hochgeehrtes Publikum! Mit tiefem Schmerze habe ich die Ehre Ihnen zu melden, mit Verbittung aller Beileidsbezeugungen, daß der Baſtard des Kaninchens und Karpfens heute Nacht zwölf Uhr ſieben Minuten ſieben Sekunden plötzlich eines ſanften Todes verblichen iſt. Nach einem Contracte mit der Academie

royal in Paris mußte ich in dieſem Falle die Leiche ſofort per Courier an das dortige anatomiſche Muſeum abſenden. Um Sie aber, meine Verehrteſten, für den mit Tode und mit Courier abgegangenen Baſtard einigermaßen zu entſchädigen, werde ich die Ehre haben, Ihnen ſeine Eltern vorzuſtellen! Und er zeigte der ganz verblüfften Verſammlung ein Kaninchen und in einer großen Schüſſel einen Karpfen.

Hoffacker, der berühmte Paukdoctor, ſoll nach der Europa 20000 Male ſecundirt haben. Er war beſonders groß im Anſetzen abgehauener Naſen, die er, wenn die Blutung zu arg war, wohl in den Mund nahm, um das Leben aus dem entfremdeten Theil nicht zu ſchnell entweichen zu laſſen.

Aus dem Leben. Ein Schlachter ging mit einem Schneider in's Theater. Der Sohn des erſtern ſollte heute zum Entzücken eine Meldung als Bedienter machen. Er entledigte ſich dieſes Auftrages mit ſehr linkiſchen Geberden und den Worten:

»Durchlaut, de Wabgen is fohrgefahren.«

Als ihn darauf die mitleidige Gardine verhüllte, ſah der Schlachter den Schneider triumphirend an. Als dieſer aber keine Miene zum Applaus machte, rief er aus:

»De Junge hett hüht man keene Luſt, ſönſt ſpehlt he »vehl behter.«

Vor einiger Zeit waren hier zwei Galleriebeiſitzer zu zweien Malen im Theater, wo unſer tüchtiger Schauſpieler Berninger das erſte Mal den Martin Luther im Klingemannſchen Drama, das zweite Mal aber den Odoardo in der Emilia Galotti mit gewohnter Meiſterſchaft gab. Auf dem Heimwege ſagte nun einer der Zuſchauer zum Andern: »Nich Du, wat de ohle Martin Luther »brüllen kä, as he ſöhne Dogter dodt ſteek?«

Auf dem Gute Palsterkamp, fünf Stunden von Osnabrück, hat wahrscheinlich gegen das Ende des Mittelalters ein Ritter van Ore gelebt, welcher den Beinamen »der tolle« hatte, und nach den Sagen, welche von ihm noch im Munde des Volks leben, auch mit Recht verdiente. Er soll den Wahlspruch gehabt haben:

De Dulle van Ore dat wilde Kind,
Dat man sin Läwe nich nüchtern sind',
Lott fusen, lott brusen, lott weggen,
Friäten mi de Raben nich, friätet mi de Kräggen.

L.

Hans Narr. Ein süddeutsches Blatt erzählt im Hinblick auf deutsche Ideen, Erfindungen, Reformen und manche andere Ideen folgendes Histörchen vom Hans Narr:

Es findet Hans Narr eine Muschel am Strand,
Die öffnet er hastig mit stürmender Hand,
Da regt sich's, und schleimig zuckt's unterm Deckel,
Fort wirft er die Schale sammt Inhalt mit Ekel.
Ein Weiser geht hinter dem brudelnden Kerle,
Leert klüglich die Muschel und rettet die Perle,
Dann wirft er an's Ufer die glänzende Schale;
Dort findet Hans Narr sie zum zweiten Male.
»Jetzt laß ich Dich gelten!« Er nimmt sie nach Haus
Und macht — eine Schnupftabacksdose daraus.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ßß Preuß. Courant für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 21 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 28. Donnerstag, 11. Juli. 1841.

Aus meinem Leben.

Im Jahre 1831 besuchte ich das Seebad zu Norderney. Ich reis'te dorthin, um meinen Jugend- und Schulfreund, den Dr. H. aus Hamburg, der sich daselbst mit seiner jungen Gattin befand, zu begrüßen, und dann mit beiden nach der großen Weltstadt zu reisen, wo ich meine Schulzeit mit dem Doctor verlebt hatte. Das liebe Ehepaar reichte nun zwar schon aus, um mich vor dem zu schützen, was ich eigentlich auch nur in einigen Abendgesellschaften gefunden habe, ich meine die Langeweile. Ich hatte aber auch das Glück, noch einige andere interessante Bekanntschaften zu machen, wohin ich namentlich die des unendlich liebenswürdigen Dr. Chaufpié den ältern rechne. Das gesellige Element, welches bekanntlich im Hannoverschen sonst den selbstmörderischsten Grad der Langeweile erreicht hat, war in dem Jahre auch frischer als sonst; es schien in der That, als habe es sich mit in den Salzfluthen gebadet, eigentlich mochte aber wohl die frische Julirevolution an der geselligen Purification Schuld sein. Mediatisirte Fürsten und Fürstinnen führten dort dramatische Schwänke auf, und ich habe hannoversche Beamte von hohem Range gesehen, welche einen ganz populären Anstrich

hatten. Der hannoversche Adel gehört sonst bekanntlich, mit einigen rühmlichen Ausnahmen, zu den langweiligsten Abarten seines Geschlechts, und wird darin höchstens nur noch von einigen philiströsen, faden bürgerlichen Familien übertroffen, durch die man gewissermaßen seit jeher Saturnalien der Aristokratie gefeiert hat, indem man aus ihnen, wenn auch keine Droste, sondern nur Oberamtmänner, doch auch Geheime Räthe u. dgl. Figuren mehr gemacht hat, ja für das Bürgerthum noch ausschließlich die erste Agentur des Himmels, den Abt von Loccum, aufbewahrt hat. Indessen glaube ich, daß dieser eingerostete Nepotismus doch wohl unter diesem Könige etwas durchgerüttelt wird, und es wäre dem in dieser Hinsicht gewiß Jugend zu wünschen, damit er die giftigen Schwaden zerstreue, welche unter der langjährigen Ministerherrschaft über das arme Hannover hereingebrochen sind.

Wiederholt muß ich hierbei bemerken, wie mein feines Ohr und meine gewandte Zunge, die vereint beinahe jeden Dialect reproduciren, sich wiederholt daran ärgern, wenn man den hannoverschen oder gar den celleschen Dialect als einen wohltönenden, ja oft als den besten deutschen, anpreist. Derselbe ist vielmehr unerträglich ermüdend, ein jeder Zeitungsartikel, in dieser Mundart gelesen, ist ein unfehlbares Wiegenlied bei einem gesunden Kinde, und daher mag es denn auch wohl kommen, daß die meisten Hannoveraner um 10 Uhr Abends müde sind, und an dem Meeresstrande bei einander sitzend leicht wie die Robben todt geschlagen werden könnten. Was ich übrigens über die hochdeutsche Aussprache gesagt, und sich am besten durch die Phrase:

»Hattendaswoljesehn?«
(Hatmandaswolgesehn?)

documentirt, ist nicht auf das hannoversche Plattdeutsche anzuwenden; dies klingt kräftig wie Pumpernickel. Man hört den ganzen derben und kräftigen Character des hannoverschen Volks in diesen Tönen, aber man begreift auch aus dem gänzlichen Mangel an Wahlverwandtschaft zwischen

dem Hochdeutſchen und Plattdeutſchen, daß das Volk nicht gehörig durch ſeine Intelligenz vertreten wird.

Badecommiſſair auf der Inſel war ein Graf Wedell, ein liebenswürdiger Mann, der ſeinem Poſten vollkommen gewachſen war. Merkwürdige Schickſale hatten ſich an ihm vollzogen. Schon in früher Jugend preußiſcher Officier, war er ſpäter mit dem Fürſten Braunſchweig-Oels nach England gegangen, und hatte ſich in Elsfleth mit dem Fürſten eingeſchifft. Seine, hier verkauften, Pferde hatte er zurücklaſſen müſſen, ohne den Kaufpreis dafür zu erlangen, da der Käufer, wenn ich nicht irre, ein Oſtfrieſe, ein ſonſt ganz ordentlicher Menſch, bei der Abfahrt dermaſſen von Begeiſterung und Wein trunken geworden war, daß er die Zahlung nicht hatte beſchaffen können. Von England aus war er, um ſeinen Vater, einen Standesherrn in Oſtfriesland, vielen Unannehmlichkeiten zu entziehen, welche ſeine Militairdienſtpflicht dem Alten bereitet hatte, wieder nach Deutſchland zurückgekehrt. In franzöſiſchen Dienſten hatte er ſich bald durch ſeine Tapferkeit emporgearbeitet, und war Adjutant des General Vandamme geworden, mit dem er bei Kulm in Gefangenſchaft gerieth. Seine alten Cameraden redeten ihn franzöſiſch an, er gab ſich ihnen aber zu erkennen, indem er ihnen den Orden pour le merite zeigte, den er unter ſeinem Rocke trug. Seinem Herzen folgend und dem Rathe ſeiner Cameraden, nahm er ſofort Dienſte bei den Preuſſen, und hatte, wenn ich nicht irre, ſchon am folgenden Tage das Glück das Regiment, dem er einverleibt wurde, dadurch, daß er daſſelbe durch einen Hohlweg führte, den er als Franzoſe kennen gelernt hatte, zu retten. Später war der Graf bei Verſaille ſchwer verwundet; er war, wenn ich nicht irre, nach Empfang von zwanzig Bleſſuren, wovon mehrere gefährlich, vom Pferde geſunken. — Solche Erlebniſſe machen intereſſante Badecommiſſaire, und geben ihm nach allen Seiten den erforderlichen Relief, um ſich mit Sicherheit zu bewegen.

Und doch kam der gute Graf in eine ganz beſondere

Verlegenheit, woraus ihn nur eine ganz besondere Verfügung retten konnte. Sagte ich vorhin, die Julirevolution habe die haute volée gezähmt, so war bei den Damen gerade das Gegentheil eingetreten. Sie entwickelten communistischere Grundsätze, als die, welche Herwegh, Weitling und Comp. jetzt predigen. Man hatte nämlich nicht Badekarren genug, um allen Anforderungen des Publikums zu genügen. Es war daher die Einrichtung getroffen, daß alle Badenden sich selbst auf einer Tafel einschreiben und dann Queue machen mußten, wie bei der Pariser Oper. Sowohl beim Männer- wie beim Damenstrande war es verboten, die Bestellung durch einen Dienstboten zu machen. Jeder mußte persönlich erscheinen, wo er denn seine Nummer, nachdem er seinen Namen geschrieben, empfing. Aber № 147, und wenn es ein Prinz, ja sogar der Landdrost von Aurich gewesen wäre, wurde nicht eher in den Badekarren gelassen, bis der dicke Jan den Vordermann in die stets von Salzfluthen umspülten Häuschen getragen hatte. Allein die revolutionairen Dämchen bekümmerten sich, wie gesagt, um dieses Gesetz nicht. Sie machten es, wie die Männer bei Erbschaftsstreitigkeiten, und setzten sich in Besitz, wohl wissend, daß sie dann schon halb gewonnen haben. Dagegen suchten andere petitorisch durch die gräulichsten Mittel ihnen diese Stellung zu entreißen. Es gab Damen, welche mir nichts, dir nichts von der Nummer 120 die letzte Null als ganz überflüssig wegwischten und so mit der Prätention, die zwölfte Badende zu sein, hervortraten. Selbst die Badefrauen verließen den Dienst und erklärten dem Grafen, wie es unmöglich sei, dort die Ordnung zu erhalten. Da griff der Graf, dessen zarte Bitten und Vorstellungen nicht geholfen hatten, zu einem heroischen Mittel. Er postirte dicht hinter den Sanddünen, welche den Damenstrand den Männerblicken entziehen, einen alten triefäugigen Norderneyer Schiffer, und gab den Badeweibern die Instruction, falls der geringste Streit wieder unter den Damen entstehe, und dieser nicht durch ihre Vermittelung sich begütigen ließe,

dieſen alten Paris als Richter hinter den Sanddünen hervor zu rufen. Das Mittel wirkte. Der alte Klas verſöhnte alle Damen durch die Furcht vor ſeiner Gegenwart.

(Schluß folgt.)

Seltenes Mitgefühl eines Abſchreibers.

Als ich im Jahre 1830 meinen Roman »die Schweden im Kloſter zu Uetersen« verfaßte, hatte ich in der Perſon des alten Candidaten der Theologie X. einen Abſchreiber meines Manuſcripts. Derſelbe wohnte in meiner Nähe, mundirte täglich augenblicklich, was ich geſchrieben, und machte mir nur hie und da dadurch einigen Verdruß, daß er durchaus nicht von ſeiner etwas bizarren Ortographie laſſen wollte, wodurch manche Anomalien in der Schreibart entſtanden. Er war im Uebrigen mein begieriger Leſer, ein ganzes Publikum, belohnte mich mit Applaus und war faſt eben ſo neugierig auf die Fortſetzung als ich. — Als ich, ſage ich, denn nur dieſe Neugier verſchafft meinen Schriften das Salz, was ſie vielleicht einigermaßen genießbar macht. Weg mit dieſen Tendenzromanen, deren Ende man beim Anfang ſchon erräth. Ich kann wenigſtens es nicht anders denken, als daß der liebe Gott ſelbſt dem bunten Wechſel im Leben mit Intereſſe zuſieht, und nur, ſoferne ſchon das Ende von allen Dingen weiß, als er der Unmöglichkeit wehrt und den Balſam der Verſöhnung auf alle Wunden träufelt. — So, wenn auch en miniature, ſoll es der Poet machen. — Er ſoll den Mikrokosmus unter ſich, die Erſcheinungen wechſeln laſſen, unbekümmert um den Ausgang, der bei einem tüchtigen Schriftſteller immer des Anfangs würdig bleibt — Ein ſolcher Schriftſteller hat auch den Vortheil, daß die blaſirteſten geübteſten Leſer nicht das Ende errathen können, was der Autor ja ſelbſt nicht wußte, als er ſeinen Roman ſchrieb.

Ich habe diese Ansicht einmal Spindler mitgetheilt, welcher lächelnd ausrief: »Sie haben am Ende Recht: »auch weiß jeder Dichter wohl, wie ihm die Entwicklung, »die Handlung oft seinen vorgeschriebenen Plan verrückt.«

Doch ich wollte von dem alten K. erzählen. Eines Tages trat er weinend und mit zitternder Hand zu mir. Der gute Alte brachte mir das Manuscript, aber die Abschrift war nicht vollendet. Sie brach da ab, wo einem jungen Menschen, Namens Abel, zwei Finger von einem Mühlrad gequetscht worden, wodurch er, ich glaube zum Uhrmachergeschäft, untauglich wurde. K. verlangte von mir, ich solle dies Ereigniß streichen. — Als ich mich dessen lächelnd weigerte, gelobte er den ganzen Roman gratis abzuschreiben, wenn ich diese That ungeschehn machen könne.

Ich stellte ihm vor, daß selbst der liebe Gott geschehene Dinge nicht ungeschehen machen könne, versprach ihm aber, daß ich mich für seinen Schützling Abel bei den Klosterdamen in Uetersen verwenden wolle.

Lange zögerte K. Endlich, nachdem er sich überzeugt, daß er keine günstigeren Bedingungen erwirken konnte, fügte er sich, aber nur um dem Verwundeten zu helfen, in die Fortsetzung des Copirens. Ich hielt aber Wort, oder hatte vielmehr Glück bei den Klosterdamen, denn ich verschaffte Abel eine kleine Anstellung.

Anecdote.

Der Schauspieler Krüger in Berlin, der mit dem noch lebenden Komiker G—n engagirt war und einst mit ihm in einem Stücke spielen mußte, wurde auf der Probe durch manche schlechten Witze von Seiten G—n's unterbrochen. Krüger untersagte ihm dies freundlich, und verbat sich vor allen Dingen eine Wiederholung derselben während der Vorstellung. Als der Uebermuth übrigens den G—n doch

zum da capo ſeiner Scherze reizte, fragte ihn Krüger ſehr ernſt: »Kennſt Du die Stelle im Hamlet, im III. Acte der zweiten Scene, die jetzt an Dich gerichtet werden müßte?« — G—n kannte ſie und ſchwieg verlegen. — »Die Stelle heißt,« fuhr Krüger ruhig fort: »Und die Narren, die bei Euch ſpielen, laßt ſie nichts mehr ſagen, als in ihrer Rolle ſteht.«

Hors d'oeuvres.

In der großen Straf-Anſtalt bei Halle, deren Gebäude allein 260,000 ℛ gekoſtet haben und 230—250 Sträflinge enthalten, ſind über den Einzeln-Zellen die Namen der Bewohner und ihre Strafzeiten angeſchrieben.

Ueber einer ſteht: N. N. lebenslang und vier Monate.

Iſt das nicht ſehr komiſch? Der Grund dieſes, in einer ſo ernſthaften Anſtalt faſt zu lächerlichen Räthſels iſt übrigens folgender:

N. N. iſt wegen Verbrechen auf Zeitlebens verurtheilt — außerdem aber hat er wegen Vergehens eine 4 Monat-Strafe erhalten. Wie es zugehen kann, daß die größere Strafe die kleinere nicht abſorbire, weiß ich nicht. Die Ueberſchrift aber iſt ein hiſtoriſches, durchaus wahres Factum. Erfunden wäre ſie nur ein ſchlechter Witz — aber als Wirklichkeit tritt ſie eben ſo in's Gebiet des Humors, wie die ebenfalls wahre Anekdote eines ſüddeutſchen Thronfolgers, der — zu Lebzeiten ſeines Vaters um ſein Intercediren für einen auf Lebenszeit zu carcere duro Verurtheilten gebeten ward, hierauf erwiederte: viel dürfe er dabei nicht thun, »aber i werd den Herrn Vater doch »bitten, daß er ihm ein Jahr erlaßt« — was allerdings noch immer hätte einen Erfolg haben können, wenn man das Jahr vorweg oder aus der Mitte herausnahm.

Oſt und Weſt enthält nachſtehende Anecdote. Vor Kurzem ſchrieb ein Frauenzimmer vom Lande folgenden Brief an eine Freundin in Prag: »Ich bitte Dich, mir einen neuen Huth zu kaufen. Die Wohrm überlaſſ' ich ganz Deinem O.« (Sie wollte goût ſchreiben.) Das ſind die Folgen, wenn man durchaus franzöſiſch ſchreiben will.

Die Thore des Städtleins Ninove in Belgien haben nie recht ſchließen wollen. — Ei und warum denn? fragt der günſtige Leſer und jeder Fläming, der nicht Ninoviener iſt, wird antworten: »Weil die vielen Eſel, welche alle Tage da aus- und eingehen, die Thorriegel, die aus gelben Rüben beſtehen, abfraßen.« (Vaterland.)

Auf der großen Brücke von Dinant lieſt man:
»Ce pont fut construit ici.«
Ein Kabinettſtückchen für Inſchriftenſammler.
(Vaterland.)

Zu der Zeit als Becker's Rheinlied an allen Orten ertönte, kam ein Münchener auf die Idee, einen Zettel mit den Anfangsworten jenes Liedes »Sie ſollen ihn nicht haben« in ſeinem Hut zu befeſtigen, meinend: es werde ihm dann gewiß Niemand denſelben nehmen. So betrat er ein öffentliches Lokal und ſtellte den Hut hin. Als er ſich bald darauf wieder entfernen und den Hut nehmen wollte, fand er ſtatt ſeines ſchönen neuen, einen alten, ſehr ſchlechten mit einem Zettel darin, auf dem die Worte ſtanden: »Ich hab' ihn ſchon!«
(Dampfboot.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 29. Donnerstag, 18. Juli. 1844.

Aus meinem Leben.

(Fortsetzung.)

Unter den Badegästen war mir schon am ersten Tage meiner Ankunft ein S—scher Officier aufgefallen, ein verdienter Krieger, den sogar Preußens schönster Edelstein, das eiserne Kreuz, zierte. Der gute Herr war aber entsetzlich übellaunig, übrigens fast amüsant als Hypochonder. Er verbot einem vor ihm zitternden Marqueur, der ihn bei Tisch bedienen mußte, ihn freundlich anzusehen, indem er ihm bemerkte: lächelnde Marqueure seien ihm die unangenehmste Erscheinung in der Natur. Die Conversation bei Tische schien er kaum zu beachten. Plötzlich aber fuhr er wie ein Tiger auf die friedlichsten Behauptungen, sogar der Damen, los, und vertilgte sie förmlich durch seine Machtsprüche. Ich ließ mir diese aber keineswegs gefallen. Nach der ersten Mittagstafel hatte ich schon einen hannoverschen Capitain gebeten, den Herrn im Wiederholungsfalle ernsthaft zu coramiren, allein der Herr Rittmeister mochte sich an meinem Widerstande im Stillen erfreut haben, da er am andern Tage schon um vieles sanfter auftrat, und sich am Ende so weit besserte, daß er an einer norddeutschen Table d'hôte für einen äußerst rechtschaffenen Mann passiren

kannte. Ich sage rechtschaffen, und verbinde damit die Bemerkung, wie man nach meinen Lebenserfahrungen sowohl im Civil als im Militair den recht Hypochondern, die nie lächeln, als nur, wenn sie am Geburtstage des Fürsten ein Glas zuviel getrunken haben, dieses Epitheton zu Theil werden läßt. Der große Haufe scheut im Herzen seine Nähe, thut aber beseligt und geehrt, kann aber nicht genug von der unendlichen Rechtschaffenheit des Hypochonders reden, vielleicht aus einem Instinct des Mitleidens, welches dem armen Freudelosen diese Anerkennung zu Füßen legt, wie die ersten unvernünftig werdenden Christen ihren Säulen-Heiligen Speise und Trank.

Endlich war der Tag unserer Abreise gekommen. Gleich nach Tische sollte uns ein Fiackerwärter Ever nach Hamburg fahren. Kurz vorher suchte mich indessen der Rittmeister auf.

»Sie können nicht sagen, daß ich ein Allmanns»freund bin.«

»»Gewiß nicht, ich gebe Ihnen das schriftlich.««

»Ich war nie zudringlich mit meiner Freundschaft.«

»»Ich bezweifle dieses nicht.««

»Sie aber habe ich lieb gewonnen, und deshalb müs»sen Sie eine Flasche Wein noch vor Ihrer Abreise mit »mir trinken.«

»»Topp, ich weiß diese Güte zu schätzen.««

Eilf Jahre später sah ich den Rittmeister wieder. Es war dies an einer Table d'hôte in C., in dessen Nähe er als Landrath fungirte. Meine Gesichtszüge mochten ihm entfallen sein, während die seinigen, wie die eines jeden Menschen, für den ich mich einigermaßen interessirt habe, mir gleich vor meiner Seele standen.

Der gute Herr war aber in seine alte Mißlaune zurückgefallen, denn kaum hatte ich mit meinem Reisegefährten eine Behauptung aufgestellt, so bekämpfte er dieselbe nach dem alten Norderneyer Regimen auf die unfreundlichste Weise. Ich fuhr ihm aber gleich in die Parade, indem ich ihm erklärte: er möge nur nicht gleich so bissig gegen mich sein, da er mich eigentlich sehr gern leiden

möge. Dieſe Antwort äußerte eine curioſe Wirkung auf den Landrath. Seine Geſichtszüge wurden faſt täppiſch anzuſehen. Zorn, Verlegenheit und Neugierde wechſelten wie ein türkiſches Miniſterium. Ich hatte auch Mitleid genug, bald durch Nennung meines Namens ihm unſern Abſchied in's Gedächtniß zurückzurufen, und abermals beſiegelten wir durch eine Flaſche poetiſcher Tinte den neuen Friedensſchluß.

Am 13. Auguſt des Jahres 1830 verließ ich mit meinem Freunde, dem Doctor A., und ſeiner Gattin und mehreren andern Paſſagieren die Inſel, um nach Hamburg zurückzukehren. Hätte ich meinen Freund, den Meteorologen Stieffel, bei mir gehabt, er würde mich vor den Schäfchen am Himmel gewarnt haben, die ſich kurz vor meiner Abreiſe am Himmel zuſammenrottirten. So ſah ich in meiner Dummheit das Gewölke wegen ſeines Namens als unbedeutend an; ein abermaliger Beweis, daß man auf Erden, und noch weniger im Himmel Jemand für einen Schaafskopf halten ſoll. — Wir waren auch noch keine halbe Stunde gefahren, als ſich eine ſolche Menge Gewitterwolken deployirten und zu entladen anfingen, daß man auf die Vermuthung gerathen könnte, Zeus wolle nach Bremer Kaufmannsmanier, um damit zu räumen, einen Ausverkauf halten. Dem unruhigen ſchwülen Tage folgte eine ähnliche entſetzliche Nacht; es war eine ſolche, in der Shakeſpeare ſeine Könige ermorden läßt, und bemerke ich nur noch, daß in derſelben Nacht mehrere Badegäſte in Wangeroge das Converſationshaus verlaſſen hatten, aus Furcht, der Sturm möge es zuſammenreißen. Unſer Schiffer Reckmann, ein ehemaliger Huſar aus dem Freiheitskriege, zeigte, daß er zu Waſſer wie zu Lande dienen könne. Er ſaß in der That da, wie der Uhlandſche Steuermann, und habe ich kein Wort, außer den Befehlen an ſeine Leute, von ihm gehört; obgleich er das Schiff geſchickt über das Watt lenkte, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß zweimal, während ſich der vordere Theil des Schiffes bäumte, eine Sturzwelle in den hintern Theil

drang, und bekannte er mir nach überstandener Gefahr, daß nur noch eine dritte erforderlich gewesen wäre, um uns in den Grund zu bohren. Uebrigens war dem armen Reckmann auf der Hinreise nach Norderney sein sechszehnjähriger Sohn über Bord gefallen und ertrunken.

Der übrigen Reisegesellschaft wäre der Tod willkommen gewesen, da sie alle durch Seekrankheit Lebensüberdruß empfanden. Unter den Matrosen war einer, den Noth beten lehrte, der aber im eigentlichen Sinne an sich, weil er an Gott verzweifelte. Nur einige ernste Worte seines Herrn vermochten ihn, mit einem »Wir sind doch verloren,« — die ihm aufgetragene Arbeit zu verrichten. Ich stand auf einer beweglichen Leiter, die auf das Deck führte, halb mit dem Oberleibe herausragend, bedeckt mit einem Mantel, der von den Salzfluthen so geschwängert war, daß ich ihn fast nicht tragen konnte, und er mir zu einer unerträglichen Last wurde.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Portraits und Silhouetten von F. Gustav Kühne. Zwei Theile. Hannover, Verlag von C. F. Kius. — Ein vortreffliches Buch, ein Schatz für die Literaturgeschichte wie für die Unterhaltungslectüre. Der Verfasser bringt wie das Wasser durch alle körperliche Organe, in alle Persönlichkeiten der von ihm geschilderten deutschen Schriftsteller und Künstler, ohne Vorurtheil, gerecht und doch mit Liebe und Anerkennung. Vortrefflich ist die Charakteristik Wienbarg's, eines der edelsten, lange nicht genug in seinem Vaterlande anerkannten Geister. Bei der Schilderung Saphir's ergeht sich der Verfasser über den Humor und zweie ihm verwandte Geistesstimmungen auf folgende Weise.

Witz — Ironie — Humor, über diese drei geistigen Potenzen müssen sich die Deutschen von heute verständigen,

wollen sie sich nicht blind gefangen geben an die Mächte des Lebens, die außer ihrer allezeit großen Bedeutsamkeit wesentlich leitende Principien in der Literatur der Gegenwart sind. Witz — Ironie — Humor haben ein Triumvirat geschlossen, um die Gedankenwelt zu beherrschen. Sie theilen sich nicht, wie die römischen Triumvirn, in die Weltherrschaft, vielmehr greifen ihre Functionen eng in einander. Gleichwohl hat jede Person in dieser Dreieinigkeit ihre besondere, nicht zu verkennende Individualität. Im Don Juan treten drei schwarz verhüllte Masken mitten in den Leichtsinn des lustberauschten Lebens, sie bringen den tragischen Ernst in die bacchantische Welt, sie sind die Gesandten der Nemesis in eine bleich gehärmte, matt raisonnirte, schattenhaft verklügelte Welt, die an ihrem Ernst, an ihrem Brüten über die Hieroglyphen des absoluten Daseins erlahmt, einem welken Tode entgegenzuwanken scheint. Sie tragen alle Drei Masken, komische, buntverbrämte Larven; der Witz des Narren Schelle, die Ironie die Geißel der Satyre, der Humor aber ein wunderbar gestreiftes, schimmerndes Kleid in den Farben des Regenbogens, mit dem er auch die Versöhnung zwischen Himmel und Erde gemein hat. — Es giebt Endperioden in der Geschichte des geistigen Lebens, wo die Vernunft, von ihrem Welteroberungszug ermüdet, ausruhen möchte. Alle Irrthümer und alle Wahrheiten der Vergangenheit sind mit einander ausgeglichen, die Vernunft will auf dem Divan der Gemächlichkeit ruhen. So mit allen geistigen Schätzen des Universums beladen, läuft das Leben Gefahr, vor Uebermaß und Ueberfülle zu ersticken. Dann bedarf es der Geißeln, die jene Drei schwingen und handhaben. Die drei Kinder des Komus haben eine gemeinschaftliche Mutter, sie heißt Oppositionslust. Ohne Opposition ist kein Leben denkbar, sie ist das Princip der Bewegung, des Lebens. Trotz dieser Gemeinschaftlichkeit und verwandten Abkunft sind aber die Drillinge Witz, Ironie und Humor einander sehr ungleich. Der Witz, der die Thorheiten der Menschen an den Pranger stellt, ist ein neckischer Kobold, der sich nicht in

die höhern Luftregionen des Lebens wagt und nur im Bereiche des Scheins der Erscheinungen der Welt sich tummelt. Die Ironie sucht aber jene Höhepuncte des menschlichen Bewußtseins, sie geißelt die Welt, das Ganze, nicht das Einzelne, das Wesentliche, nicht das Ephemere; sie ist ein Dämon in Riesengröße, dessen Auge über die Spitzen der menschlichen Erkenntniß hinüberreicht, sie ist ein Tieck'scher Polykomikus, der mit dem aus Ruthen zusammengebundenen Streichbesen der Kritik die Welt fegt und säubert, sie wirft dabei Geordnetes und Ungeordnetes über den Haufen und freut sich der Verwirrung, in welche das ganze Dasein rettungslos zusammenstürzt. Die Ironie ist der mephistophelische Geist der Zerstörung in der Weltgeschichte, sie schlägt dem Herzen Wunden und der Erde Gräber, läßt Wunden und Gräber offen stehen, weil sie weder Salben hat, jene zu heilen, noch Blumen und einen Stein stillen Andenkens, um diese zu schmücken. Nur Humor, der Dritte im Bruderbunde, kennt und hat Blumenkränze für die Gruft, die er baute, Balsamtropfen für die Wunden, die er bluten machte. Der Humor hat alle Waffen des Witzes und der Ironie in seiner Gewalt, aber er besitzt noch unendlich mehr. Der Witz kann nur lachen und hohnlachen, die Ironie nur stechen und mit Blitzen eine jähe Helle verbreiten, in der sich ihr eignes Antlitz wie eine eiserne Larve kalter Verachtung zeigt. Der Humor kennt das Alles, hat das Alles, aber er hat weit mehr, er hat auch Thränen, denn er kennt, und er ist die Liebe. Er trägt das verlorene, das erkrankte Schaf mitleidig zur Hürde, dem Getödteten baut er eine kühle Friedensstätte und pflanzt eine Immortelle auf den Rasen, den sein Auge bethaut. Die Wunde, die er dem Herzen schlug, läßt er still ausbluten und umhüllt die Narbe mit dem Mantel der Liebe. Witz und Ironie sind heidnische Gestalten, heidnische Mächte des Lebens; der Humor, weil er die Liebe ist, bringt Versöhnung. Es ist gut, daß der Humor männlichen Geschlechts ist, denn er ist wesentlich zeugend. Der Humor hat positive Zeugungskraft, und deshalb ist er wesentlich

Poesie. Unendlich reich sind hier die Quellen seiner unerschöpflichen Kraft; ein lyrischer, elegischer Grundton kann in seinen Schöpfungen vorherrschen, er kann reflectirend die ganze Tonleiter menschlicher Lebensstimmungen durchspielen, er kann plastisch schaffend fertige, objective, dramatisch-lebendige Menschenbilder hervorrufen. Die Ironie ist nur reflectirend, deshalb verzehrt sie sich als radicale Skepsis in sich selber, ihre Weltironisirung wird, wenn sie consequent tiefer greift, zur Gotteslängnung, und deshalb ist ihr Schooß, weil ihr die Liebe versagt ist, mit einer Unfruchtbarkeit geschlagen, über die sie wahnwitzig werden muß. Wer die Erde verhöhnt, wird auch Gott verhöhnen, denn die Erde ist der Stuhl des Herrn, der Schemel seiner Füße, das Kleid, das seine Glieder umhüllt. Der Humor ist nie tempelräuberisch, nie gotteslästerlich, er wird nie unschön, denn er ist Poesie, er treibt niemals ein frivoles Spiel mit den heiligsten Interessen einer Menschenbrust, denn er ist die Liebe, und, weil die Liebe, die Wahrheit. Der Humor wird nie zu weit sich verirren, denn die Liebe hält ihn gebunden an die ewige Vernunft. Die Ironie aber kann sich weit ab in Wüsten des innern Lebens verirren, wo die Seele verschmachtet, die Ironie kann eine Furie werden, die die Welt in gierige Flammen setzt. — Es giebt Epochen, wo der Humor, der gute Junge, sich vergeblich abgemüdet hat, die Welt von gewissen Thorheiten zu reinigen. Dann tritt er sein Amt an die Ironie ab, die Verzweiflung beginnt ihr Werk, weil der Humor selbst verzweifelte. Wir stehen wahrscheinlich mit Deutschland bald an dieser Grenze.

Saphir, endet er, hat nichts verloren, keinen Glauben, denn er hatte nie einen, keine Hoffnung auf sein Zeitalter, denn er kannte keine. Er ging blos mit seinem Witze flaniren. Seine Versuche, über Richtungen der Zeit zu einem Bewußtsein zu gelangen, waren stets verfehlt, die »Literaturbriefe« in vorliegender Sammlung kleiner Schriften sind ein Sumpf voll verworrener Ansichten; hier erst wird es unangenehm fühlbar, daß der Autor als solcher

völlig grundfaltlos ist. In den „Humoralbriefen“, in denen er zwischen Wien, Berlin und München eine Parallele aufstellt, macht man nicht die Ansprüche, daß er das Thema umfasse, der Witz hascht Einzelnes und reiht es schlagfertig neben einander. Der Witz sucht und hascht freilich sehr ängstlich, er trabt keuchend die Gassen seiner Sphäre auf und ab, der Autor muß ihn Spießruthen laufen lassen, und entblößt ihm und sich selbst den Rücken. In den „dummen Briefen“ erzählt Saphir seine Abentheuer mit dem verstorbenen berliner Censor Granow, seine Zehden wegen der Sonntag und mit den berlinern Bühnendichtern. Seine Glanzperiode in Berlin kann er schwer vergessen. Er war dort nicht blos der Mann, der Witz hatte, sondern der Mann, der, wie Falstaff von sich sagt, auch Ursache wurde, daß Andere witzig waren. Friedrich Förster, der Hofrath in Berlin, wurde nicht blos witzig, sondern boshaft; er sagte damals, Saphir sei ein Edelstein, den nur die Polizei fassen könne. — Saphir's Bilder und Chargen sind humoristische Portraits voll treffender Züge. Man muß den Saphir der Dame seines Herzens gegenüber sehen und reden hören, der Contrast ist ergötzlicher, als er selber denkt, man muß nichts von ihm lesen, die Stellen aufgenommen, wo er zärtlich und elegisch wird und doch witzig bleiben muß, weil ihm in der Liebeserklärung nichts als sein spielender Witz zu Hülfe kommt. Wir sind dem Autor das Geständniß schuldig, daß er hier, und das will viel sagen, sogar liebenswürdig sein kann. Desto schwächer sind seine „Cypressen“, schon weil sie an Heine's Liederlieder und Liebesepigramme erinnern. Die Cypresse ist ein Baum von pyramidalischem Wuchs, sie hat kugelrunde Zapfen, ihr Holz hat einen süßen Duft; die Cypresse ist der Baum der stillen Trauer einer sanftbewegten Seele, das Immergrün ihrer Blätter deutet auf die Ewigkeit! O! die Zapfen sieht man an Saphir's „Cypressen“ wohl hangen, aber es sind Zapfen, um inwendige Spundlöcher und Lücken zu zapfen.

Privatanzeige.

Da ich viele Salatköpfe in meinem Garten habe, selbst aber keinen esse, so ersuche ich solchen gratis bei mir abzuholen, sich übrigens nicht, wie geschehen bei Nachtzeit, zumal da die hellen Nächte bald aufhören, in dieser Absicht in meinen Garten zu bemühen.

Theodor von Kobbe.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 30. Donnerstag, 25. Juli. 1844.

An das Publikum.

Die nachfolgende Notiz, dem Tagwächter entnommen, inferire ich in meinen Blättern, um zu beweisen, daß auch andere Menschen, außer meinem Bruder und mir, in der Ramckeschen Sache denken und urtheilen wie wir, und um endlich die Stimme der schlafenden deutschen Juristen zu einem Zetergeschrei in dieser Angelegenheit zu erwecken. — Daß Ramcke wahnsinnig ist, weiß selbst Se. Majestät der König, der ihn in Glückstadt gesehen. — Es steht mithin zu erwarten, daß Ramcke aus dem Zuchthause in das Irrenhaus zu Schleswig gebracht; und da es gar keinem Zweifel unterworfen ist, daß das sogenannte Geständniß auch im Wahnsinn abgelegt worden, der Proceß revidirt werden wird, wobei es denn wohl eine heilige Pflicht der Justiz wäre, meinem Bruder, Ramcke's hochherzigen Retter, die Acten auszuliefern, damit dieser, der seine ganze rüstige Gesundheit leider! schon durch diese causa célèbre untergraben hat, es wenigstens noch erleben möge, daß der physisch durch ihn gerettete Ramcke dies auch in sittlicher Hinsicht wird. Ich bitte übrigens alle deutschen Journale um Aufnahme dieser Erklärung und der Nachfuge.

Theodor v. Kobbe.

Ramcke ist wahnsinnig.

Als P. v. Kobbe zuerst mit der Behauptung auftrat, es sei der des Mordes überführte und zum Tode verurtheilte Ramcke nur durch im Wahnsinn abgelegte Bekenntnisse überführt und darauf hin verurtheilt, bewirkten die Vorstellungen desselben bei Sr. Maj. dem König Christian VIII. bekanntlich so viel, daß die Hinrichtung des Deliquenten aufgeschoben wurde. Irren wir nicht, so versprach P. v. K. die Unschuld des R. baldigst darzuthun; doch haben wir bis jetzt vergeblich auf solche Beweisführung gewartet, wie wir eben so vergeblich hofften, über Ramcke's Wahnsinn etwas Gewisses zu erfahren. Es glaubte auch alle Welt v. K. habe sich übereilt, und Niemand erwartete, es könne doch ein Lichtstrahl durch diese Nacht des Zweifels blitzen und ein grauenhaftes Halbdunkel verbreiten. Das ist aber jetzt wirklich geschehen. Der Justizrath Graba hat nämlich nach den vollständigen Acten eine Darstellung des Ramcke'schen Prozesses herausgegeben, und in dem Resultat des Facultätsgutachtens lesen wir erschreckliche Dinge. Es heißt darin: »Ramcke simulire noch (1843) fortwährend einen psychisch krankhaften Zustand, doch lassen sich die Zweifel nicht ganz beseitigen, ob durch die geübte Simulation nicht wirklich eine krankhafte Richtung seiner Gefühle und Vorstellungen hervorgerufen worden sei.« Wir fragen: Kann es ein grauenhafteres Bekenntniß geben, als das hier abgelegte? Wenn diese Herren behaupten, Ramcke simulire nur Wahnsinn, aber auch zugleich erklären, daß sie den simulirten Wahnsinn nicht vom wirklichen zu unterscheiden vermögen, woher wissen sie denn, daß Ramcke's Wahnsinn auch nur einen Augenblick simulirt gewesen sei? Der Justizrath Graba sagt ferner, »er glaube, daß Kobbe Recht hatte, als er bei der Publication in Ramcke den Wahnsinnigen erkannte, daß aber auch den Gerichten und Aerzten kein Vorwurf gemacht werden könne, wenn sie an Simu-

lation glaubten u. ſ. w.« — Und warum kann den Gerichten und Aerzten kein Vorwurf gemacht werden? Was berechtigte denn dieſe zur Annahme von Simulation? Vielleicht der Gedanke, es ſei nur ein Bauer, um deſſen Leben es ſich hier handle? Beſſer wäre es, wenn ein Menſchenleben auf dem Spiele ſteht, in zweifelhaften Fällen von vornherein Wahnſinn anzunehmen. Waltet denn ein Irrthum hierin ob, ſo führt er zu keiner gräßlichen That. Wird aber von vornherein Simulation angenommen, ſo giebt es doch gewiß nichts Schrecklicheres, als eine in ſolchem Irrthum befangene Juſtiz! Ferner ſagt der Juſtizrath Graba, »es laſſe ſich unmöglich ermitteln, ob Ramcke zur Zeit des Geſtändniſſes verrückt geweſen ſei oder nicht; daß er aber jetzt verrückt ſei, erleide keinen Zweifel. — Der Phyſikus Dr. Boyſen in Glückſtadt habe unumwunden erklärt, daß R. ſchon verrückt geweſen ſei, als er (Boyſen) ihn zum erſten Male beſucht habe. Auch der bekannte, bei der Schleswiger Irren-Anſtalt angeſtellte Arzt Dr. Küppell habe den R. entſchieden für wahnſinnig gehalten.« Und endlich ſagt der Juſtizrath Graba: »R. benahm ſich im Glückſtädter Zuchthauſe gerade ſo, wie er es ſeit fünf Jahren gethan hat.« Und jetzt iſt R. wahnſinnig!

(Aus dem Tagwächter, vom 27. Juni 1841.)

Aus meinem Leben.

(Schluß.)

So ſtand ich denn in dem kleinen Schiff, zum erſten Male bei geſundem Leibe in augenſcheinlicher Todesgefahr. — Und doch möchte ich dieſe Erinnerung nicht um drei Orden, nicht um Hoffnung auf eine Gagezulage, kaum für reelles Geld ſelbſt hingeben. Ich habe geſehen, daß mein Humor kein unächtes, ſondern ein in der Wolle gefärbtes Tuch iſt, und daß ich den Tod zu verachten, wie das

Leben zu ertragen verstehe. Will Jemand dieser Erzählung keinen Glauben beimessen, so lade ich ihn ein, seiner Zeit, gegen Vorzeigung dieser Nummer der humoristischen Blätter in mein Haus und an mein Sterbebett zu treten, wo ich ihm, wenn meine Seele nicht durch Krankheit oder Medizin in einen unfreiwilligen Zustand versetzt ist, noch ein heiteres Lied zu recitiren oder zu improvisiren hoffe.

Das Leben ist nur ein Moment *),
Das Sterben auch nur einer.

Zuerst freilich ergriff mich, den Hagestolzen, eine trübe Idee bei dem Gedanken an den Schmerz, den meine Brüder wohl empfinden würden, wenn ihren lieben Theodor das Schicksal des Propheten Jonas ereilt haben würde, ohne daß ein Rationalist im Stande sein würde, dieses Wunder dahin zu erklären, daß ich mich, wie angeblich Seiner Hochwürden, im Wirthshause zum Wallfisch auf drei Tage fest gekneipt hätte. Als ich aber dieser Betrübniß, die ich in der Seele meiner Brüder empfand, etwas näher auf den Grund kam, merkte ich, daß die Rührung doch auch sehr stark auf Lebensfurcht basire. Ich verspottete daher diese Vorstellung, dachte an Bredow's geschichtliche Tabellen, an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, und ließ meine Gründe für die persönliche Fortdauer en parade aufmarschiren. Ich behaupte freilich nicht mit Ovid, daß jeder Mensch gerade in dieselbe Stelle jenseits einrückt, die er hier bekleidet. Denn da wäre ich im Himmel ja nur Landgerichtsassessor, da ich doch wenigstens nach den irdischen Erfahrungen bei Versetzungen Canzleiassessor sein müßte, ich glaube auch nicht, daß im Himmel Mäßigkeitsvereine und Consistorien sind, weil es keinen Schnopps und keine Ehen giebt; ich weiß aber, daß gewisse Augenblicke und Gefühle im Leben, vor allen der Schmerz der Liebe, dies Regal der Menschheit, welches wir vor den Göttern voraus haben, dieses Empfinden, ihnen gleich im Wollen, aber nicht im Voll-

*) Spricht aber nicht wie jener Ueberfeiner Moment (Moment)

bringen zu ſein, — noch unſterblicher iſt wie die Heinriſchen ewigen Sterne und die Hegelſche Denkmethode. Und wenn man hiervon recht überzeugt iſt, ſo kann man auch wohl auf einem Finkenwerder Ever ohne viele Stoßſeufzer untergehen. — Nach dieſen Betrachtungen entſchloß ich mich noch mein Lieblingslied: »der Ritter muß zum blutigen Kampf hinaus,« zu ſingen; ich holte aber zuvor noch eine mitgenommene Flaſche Wein aus der Kajüte, nicht eben, wie der verſtorbene Schauſpieler Röſike zu ſagen pflegte, um mir durch einen Bittern das Leben zu verſüßen, ſondern um mir ſelbſt zu zeigen, daß der Orkan mich nicht an meinen Pflichten, die ich dem Humor auf Erden ſchuldig bin, irre mache. Allein der Himmel mochte dies Verfahren oder meinen Geſang nicht gut heiſen. Denn kaum hatte ich die Flaſche über Bord ausgeſtreckt, um ſie dem guten Reckmann zu reichen, da wurde mir der ganze untere Theil nebſt Inhalt, ich glaube, eine Borſte in der Flaſche war ſchuld daran, vom Orkan fortgeriſſen; ich ſelbſt, der ich mich etwas weit herausgewagt hatte, riskirte dabei über Bord geworfen zu werden, hielt mich indeſſen, wie den Reſt der Flaſche, und tröſtete mich mit einem doppelten:

»Der Hals iſt geborgen.«

Der Wein war mir dadurch ausgegangen, der Durſt wurde mithin verabſchiedet. Zur Singluſt, die ich übrigens jetzt in vollem Maaße befriedigte, worüber Muſikverſtändige am Ende ihr Gutachten dahin abgeben werden, daß ich durch meinen Geſang den Aeolus zum Schweigen gebracht habe, geſellte ſich jetzt ein wüthender Hunger. — Ich durchſuchte den Proviant der Reiſegeſellſchaft und fand eine Kiepe mit kalter Karbonade, wovon die unterſten Schichten freilich durch das in das Schiff eingedrungene Seewaſſer ungenießbar geworden. Ich faßte die drei obern Lagen, und beging zum erſten Male einen Diebſtahl aus Hunger in Todesnöthen. »Die Andern,« tröſtete ich ſelbſt mein unausſtehlich delicates Gewiſſen, das, ſo hungrig es ſein mochte, doch ſtandhaft die Cotelettes verſchmähte, »ſind

bis zum Tode krank. Sie werden im unglücklichsten Falle bis Hamburg strenge Fasten halten. Ertrinken wir aber, so wird im Jenseits von dieser Lumperei nicht mehr die Rede sein. Damit beschlich mich, der ich ehemals sehr corpulent war, der stolze Gedanke, daß wenn es doch einmal sein müsse, ich den Haifischen doch vor allen Passagieren die wohlschmeckendste Speise liefern würde.« Ein kurioser Stolz, würdig von einem Poeten der Kannibalen besungen zu werden. — Indessen währte der Zorn der Götter nicht länger. Der Wind wurde bei unserer Einfahrt in die Elbe schwächer, — bekam dann die Lungensucht, und pfiff endlich auf dem letzten Loche. Dagegen trat jetzt seine Gegnerin hervor, die dümmste und langweiligste Person zu Wasser, die es giebt — ich meine die Windstille. — Nachdem uns der fatale Brunshauser deutsche Nationalzoll noch mehrere Stunden aufgehalten, erreichten wir endlich noch mit der Fluth das Ufer von Nienstädten. Jetzt trat Ebbe ein, und Reckmann erklärte, er könne uns vor dem andern Morgen nicht nach Hamburg liefern. Die Passagiere hatten sich übrigens nach und nach alle erholt; die Seekrankheit war von ihnen gewichen, und sie frohlockten jetzt über die Gefahr, die sie unbewußt durchlebt. Zu meinem allergrößten Schmerze bemerkte ich aber, welch' ein riesenmäßiger Appetit in allen erwacht war. »O wir haben Cotelettes,« rief meine Gönnerin, die Frau Doctorin. »Es ist für jeden ein Bissen da. Nur geschwind die Kinze vorgerückt.«

Aber bis Himmel! man fand sie nur zu bald. — Wo sind die oberen Stücke, an die das Seewasser nicht gekommen sein kann? — Wahrscheinlich in der Todesangst fortgeschwommen, sagte ich, man wollte mir aber nicht glauben. Mehr hätte ein Fingerzeig auf den Schiffsjungen gefruchtet, — ich wollte aber doch denselben nicht — unschuldig verdächtigen, aus Furcht, so etwas mit einem Trinkgelde nicht wieder gut machen zu können. — Ich gestand daher, weil ich weiß, daß dies ein Milderungsmittel ist, im ersten Verhöre — fand aber keineswegs die ge-

wünschte Begnadigung. — Ich wurde von der hungrigen Reisegesellschaft sehr kühl behandelt, Jedermann sah mich fast an wie einen Menschenfresser, der seinen Großvater verspeist hat. — Ja, die Lentchen gingen so weit, daß sie fortwährend mit einander zischelten. Plötzlich sah ich sie alle verschwunden. Sie hatten sich in der Kajüte verriegelt, und ließen mich Gefräßigen nicht eher herein, als bis sie ihr frugales Souper, Häringe und Kartoffeln in der Schaale, bis auf die letzte, die man mir höhnisch anbot, verzehrt hatten. —

Auf dem Schiffe befanden sich zwei Gutsbesitzer aus der Gegend von Berlin. Der eine hatte einen Namen wie Liberius, der andere hieß N—g—l. Beide liebten ihr Vaterland leidenschaftlich, und fingen mit der eingetretenen Windstille und Ebbe sogar an, die Elbe im Vergleich zur Spree zu verachten. Ich theilte ihre Sehnsucht, noch an demselben Tage nach Hamburg zu kommen, und proponirte ihnen zu landen. Es geschah, allein der tückisch-niederstürzende Sand hinderte uns lange die Hügel des rechten Elbufers zu erklimmen. Endlich fanden wir einen bis zum Flusse sich niedersenkenden Garten, überstiegen Planken und Stackette, und erreichten nicht ohne viele Mühe die Höhe.

Von Durst gepeinigt, trat ich in das nächste Haus, wo ich um ein Glas Wein oder Bier bat. »Hier ist nur Wasser,« sagte ein blonder schwindsüchtiger, gefälliger junger Mann, »ich will Ihnen das aber gerne holen.« —

Mir kam der Mann gleich vor wie ein Unterlehrer. — Hier ist wohl eine Pensions-Anstalt? »Aufzuwarten, »Herr und Madame Köhnke wohnen hier, sie sind aber in »Hamburg.«

Mit Mühe trieben wir endlich einen Kutscher auf, der uns für fünf Mark etwas nach Dreiviertel auf Zwölf vor dem Altonaer Thore ablieferte.

Und dennoch wären wir fast nicht in das Thor gekommen, was dermalen unwiderruflich mit dem letzten Schlage der Mitternacht geschlossen wurde. Denn obgleich jetzt die preußischen Thaler in Hamburg ganz und gäbe

sind; so weigerte 1830 der Sperrgelderheber doch noch die Annahme desselben, und ließ sich von unserer Erzählung, daß wir halb schiffbrüchige, von Seewasser getaufte Reisende seien, nicht rühren. Ich suche das Erbarmen bei den Bären, rief ich, und eilte in die nahe Menagerie, wo mir die Löwen- und Bärenmutter, nicht ohne lange Prüfung meiner vollwichtigen Pistole, endlich dieselbe mit einem tüchtigen Abzug wechselte.

Wir passiren das Thor, während die Geisterstunde erklang, Liborius war über das letzte Ereigniß sehr erbost.

»Des hätte mir in Berlin passiren sollen, des man »kern preußisch Geld nehmen wollte, — die hätt' ich fassen »wollen,« rief er ganz hochmüthig dem Zeughausmarkt zu. Ich aber dachte:

»Du bist ein Preuß' und magst ein Preuße sein.«

Hors d'oeuvres.

Beim Theater in Merseburg hat der Kapellmeister Morgen die Dem. Ueber geheirathet; sie nennt sich nun Madame Ueber-Morgen. Da beide sehr verschuldet waren, so gingen sie heimlich fort. Wenn die Gläubiger nun fragen: »Wann und von wem werden wir unser Geld bekommen?« so antworten die Spaßvögel: »Uebermorgen.«

In Berlin haben die Frösche des Aristophanes nicht so gefallen wie die natürlichen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 31. Donnerstag, 1. August. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Ich bin jetzt, wie meine Leser wissen, in Carlsruhe, wo ich gerne verweile. Wenn ich eine Schilderung dieser Stadt geben soll, so muß ich meine verehrten Leser um Erlaubniß bitten, hier mich selbst zu bestehlen, und ihnen eine Probe aus meinen, im vorigen Jahre im Hamburger Verlagscomptoir erschienenen humoristischen Reisebildern vorlegen zu dürfen, welche ich der Lesewelt hiemit bestens empfohlen haben will.

Carlsruhe gehört zu den in der neuesten Zeit rasch emporgeblühten Residenzen; daher die Regelmäßigkeit ihrer Bauart und die zum Theil geringe Solidität derselben. Die Eigenthümlichkeit des Plans erinnert übrigens an den, von allem Zweckmäßigen abgekommenen, das Gekünstelte dem Naturgemäßen vorziehenden Geschmack, welcher in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus Mode geworden war. Der achteckige Thurm des Residenzschlosses bildet den Mittelpunkt eines Kreises, von welchem, fast genau nach der Windrose, sechszehn Straßen,

einerseits durch den Hartwald, der sich drei Meilen nördlich ausdehnt, andrerseits durch die Stadt erstrecken, die gerade südlich vom Residenzschlosse sich gleich einem Fächer ausbreitet, und demnach eine viel größere Ausdehnung von West nach Ost, als von Nord nach Süd hat. Bei dem verhältnißmäßig heißen Sommer, welchen hier die Beschaffenheit des Bodens und die sonstige klimatische Lage mit sich bringt, vermehrt diese Bauart, nach welcher das Residenzschloß gleichsam die Arme öffnet, um alle Sonnenstrahlen aufzufassen, und da jede Straße einmal des Tages keinen Schatten hat, also vollständig durchwärmt wird, die Hitze außerordentlich. Die Breite der Straßen, das trockene Steinpflaster, die glatten, hellen Wände der Gebäude strahlen ein fast unerträgliches Maaß von Licht und Wärme dem dieselben im Schweiß seines Angesichts Durchlaufenden entgegen. Laufen nennt man daher auch hier geben, und laufen muß bei der großen Ausdehnung der Stadt auch Jeder, der hier einige Geschäfte oder Besuche zu machen hat. Dazu gewähren aber auch die breiten, mit Steinplatten belegten, sich an den Häusern hinziehenden Trottoirs der Straßen, welche ohnedies nicht sehr belebt sind, die vollste Bequemlichkeit. Eine Annehmlichkeit der ausgedehnten Bauart ist, daß die meisten Wohnungen mit Gärten versehen sind. Die neun Radienstraßen werden von mehreren Querstraßen durchschnitten, deren beide ersten vom Schloß aus Zirkelbogen sind, die dritte aber die gerade von Ost nach West sich erstreckende sehr breite und lange Hauptstraße ist, welche daher auch Langestraße genannt wird. Die kürzeste Zirkelstraße gewährt durch die mit einem bedeckten öffentlichen Gange versehenen Häuser auch bei nasser Witterung einen trockenen Verbindungsweg, welcher, mit den von beiden Seiten des Schlosses ausgehenden Hofgebäuden, östlich die Bibliothek und der Marstall, westlich die Hofküche und das Hoftheater mit Flügelgebäuden enthaltend, den ausgedehnten, aber zweckmäßig mit Rasenplätzen, Alleen und Kunstteichen unterbrochenen Schloßplatz einschließt. Diesem fehlt nichts, als daß die Hofgebäude

ebenfalls ſolche Arkaden (ſo heißen jene bedeckten Gänge) mit entſprechender Façade am Theater und Marſtall hätten.

Die Phyſiognomie der Stadt iſt, wie bei den meiſten neuern Städten, armſelig. Sie hat zwar vier Thürme, von denen ſich aber keiner mit jenen Thürmen älterer Städte vergleichen läßt, und denen man die Vergänglichkeit ſo recht anſehen kann; auch nicht eines der Bedürfniſſe, welche einen Thurm nöthig machen, und am wenigſten das Aeſthetiſche befriedigen ſie. Die Glocken, aufgehobenen Klöſtern entnommen, können ihren erhabenen melodiſchen Klang kaum bis in das nächſte Stadtviertel ausdehnen, weil ſie ſo niedrig und eingeſchloſſen aufgehängt ſind, daher auch die Uhren Niemanden eine eigne Uhr entbehrlich machen. Auch dienen dieſe Thürme nicht zur Nachtwache, und überragen ſo wenig den Wald und die Alleen der Umgebung, daß man Carlsruhe erſt bemerkt, wenn man zum Thore hineinfährt, dann aber um ſo weniger von ſeinen Thürmen ſieht, weil ſie ſo geſtellt ſind, daß ſie in faſt allen Straßen von den Häuſern gedeckt werden. Indeſſen ſind es die anſehnlichſten Gebäude der Stadt, welche mit Thürmen verſehen ſind, nämlich das Reſidenzſchloß, die evangeliſche Stadtkirche, die katholiſche Kirche und das Rathhaus. Das Reſidenzſchloß, im vorigen Jahrhundert im franzöſiſchen Style erbauet, fällt, vermöge des Stadtplanes, in jeder Querſtraße in's Auge, ohne eben einen beſondern Eindruck zu machen, weil es den beſchränkten Verhältniſſen des Landes in jener Zeit angemeſſen gebaut iſt. Weit größer und prächtiger ſind die großherzoglichen Schlöſſer in anderen Städten des Landes, welche andere vormals ſelbſtſtändige Landesgebiete beherrſchten, wie Raſtatt, Bruchſal (in der Landesſprache Brusel genannt) und Mannheim, das die Pfälzer Mannm ausſprechen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Lichtbilder aus der modernen Welt. Berlin, H. F. Morin, 1844. Zwei Erzählungen, von denen die zweite die Geheimnisse (in Briefen) die erstere (Estella) bei weitem an sittlichem und poetischem Werth überwiegt. Das Buch ist ohne Frage einer weiblichen Feder entflossen, denn es ist mit der wunderbaren Detailkenntniß des weiblichen Herzens geschrieben, welche den klugen Frauen inne wohnt, und, wenn eine Art Eifersucht dabei in's Spiel kommt, sich bis zum größten Hellsehen steigert. Das Buch ist Leihbibliotheken zu empfehlen.

Eva, ein Roman aus Berlins Gegenwart von L. Mühlbach. Berlin, Morin. Ein wahres Daguerrotyp Berliner Charaktere. Ein Paar Ehen oder Liebschaften, die wegen ihrer Ungleichheit an die der letzten römischen Könige erinnern, indessen kommen Alle bis auf einen verunglückten wüsten Edelmann, der am Ende eine Lesebibliothek anlegt, zur Raison. Diesem wollen wir nun freilich aus Schonung das Werk nicht eben empfehlen, wohl aber seinen übrigen Collegen. Lobenswerth an dem Buche ist Styl und Ausstattung.

S H T aus dem Schwedischen von Emilie Carlen. Berlin, Morin. — Ich habe doch recht gelesen Emilie, nicht Emil? Denn ich bin in diesem Punkte leicht einem Irrthume unterworfen. Führte ich doch zuerst meinen leider seit längerer Zeit schweigenden Mitarbeiter Emil d'Estrees als Dame vor. Und wie ich auch bei diesem im Anfang nicht glaubte, daß ein Mann im Stande sei, so zart zu fühlen, kann ich mich auch noch nicht davon überzeugen, daß Carlen eine Sie ist. — Eine Humoristin ist ohnehin seltner als eine Riesin; die Frauen halten den reinsten Cultus des Humors mehr oder weniger für eine Gotteslästerung, weil ihre Schönheit immer in den Spiegel der Vergänglichkeit gucken muß. Und Emilie

Carlen iſt nicht bloß Humoriſtin, ja ſie oder er ſtreift ſogar zuweilen in's Gebiet der Ironie. Aber dem ſei wie ihm wolle; das Büchlein, welches größtentheils Lebensreflexionen enthält, gewährt ein ſeltnes Intereſſe, und iſt namentlich durch den überraſchendſten Reiz der Neuheit geziert.

Ritter und Bauer. Roman in vier Büchern von J. F. Lentner, Verfaſſer der Tyroler Bauernſpiele. Magdeburg 1841, Verlag von Emil Baenſch. — Ein gründliches Studium des Mittelalters, eine tiefe Menſchenkenntniß, eine glückliche Phantaſie ſind gleich hervorragende Eigenſchaften dieſes Werkes, das einen der erſten Plätze unter den deutſchen Romanen einnehmen wird. Ein beſonderer Anhang erklärt die in jedem Bande vorkommenden, jetzt veralteten Ausdrücke. Dem ſichern Vernehmen nach hat das Publikum nächſtens ein neues Werk des begabten Verfaſſers: »die Philiſter« zu erwarten, auf welches wir die deutſche Leſewelt im Voraus aufmerkſam gemacht haben wollen.

Kleine Erzählungen von M. J. v. Gruſenſtolpe, aus dem Schwediſchen. Berlin bei F. H. Morin. — Drei Erzählungen im Fouqueſchen Geſchmack geſchrieben, voll Ritterlichkeit und Heidenbekehrung. Sie werden Jugendarbeiten des rühmlichſt bekannten Verfaſſers genannt, bieten übrigens eine ganz angenehme Lectüre. Nichts deſtoweniger merkt man dieſen, wie faſt allen Skandinaviſchen Erzählungen und Poeſien, die Tegnér's nicht ausgenommen, an, daß die Sonne in der Regel dort nur Novemberkraft hat. Anderſen macht unter allen eine rühmliche Ausnahme, ſein Mond wirft ſogar ſchöne erwärmende, tief in's Herz dringende Strahlen.

Anecdote.

Der Schauſpieler H — trat eines Morgens bei Devrient ein, den er im höchſten Zorn, ſeine Frau aber in Thränen gebadet fand. — »Ach liebſter H —,« rief der

große Mine aus, »Sie ermessen mein Unglück nicht. — »Nicht die geringste Bequemlichkeit wird mir trotz meines »Verheirathetseins zu Theil. Ich werde mich scheiden las»sen.*) Sehen Sie, nicht einmal eine Tasse warmen Kaffe »kann ich haben.« Also redend schenkte Devrient sich ein — und verbrannte sich den Mund, weil der Kaffe zu heiß war.

Hors d'oeuvres.

Die Frage, ob Kollmann der ewige Jude bleibt, ist verneinend entschieden. Es ist übrigens auch eine beispiellose Frechheit von diesem Herbergvater aller fremden Gesellen, der nur die deutsche Feder, wie einen schlesischen Weber, mit Uebersetzungsdreiern bezahlt, Gesetze, die zum Schutz deutscher Schriftsteller gegeben sind, für fremden litterarischen Wust in Anspruch zu nehmen.

Der preußische Minister Eichhorn ist über den Harz gegangen. — Allein er ist bloß nach Ilsenburg, und wenn ihn die Prinzessin Ilse dort nicht festhält, kommt er leider wieder.

Der Vorläufer meldet aus Luzern: »Da die Polizei keinen einzigen Distel-Kalender, trotzdem daß er hier in hundert Exemplaren verbreitet ist, auftreiben konnte, so ließ sie selbst ein Exemplar kommen und belegte es mit Beschlag.

In Paris hat ein dortiger Arzt, Dr. Plaisant, eine neue Heilmethode in's Leben gerufen, die er die Lehmkur nennt. Plaisant basirt seine Theorie darauf, daß mehrere Stämme südamerikanischer Wilden Lehmklöße genießen, die Vögel aber häufig Sand und Lehm aufpicken, um sich den Magen dadurch zu reinigen. Wie die Wasserdoctoren nun den Magen der Menschen mit Wasser auswaschen, so will er den Magen mit Lehm ausscheuern. Er will alle mög-

*) Diese Lieblingsphrase Devrient's ist übrigens auch einige Male Wahrheit geworden.

liche Krankheiten mit Lehm kuriren, den er bald als Decoct, bald als Pillen, als Pflaster, als Klyſtir, als Bad, kurz in jeder Hinſicht anwendet *). Vielleicht ſehen wir bald auch in Deutſchland, wo es jetzt ſo viele Waſſerheilanſtalten giebt, Lehmkuranſtalten entſtehen. Guten Appetit.

(Dampfboot.)

Die allgemeine Zeitung ſtellt zwei Eigenſchaften der jetzt verſammelten Rabbiner ziemlich komiſch zuſammen: »Sie ſind ſämmtlich in ſchwarzer Kleidung und in den beſten Jahren.«

In Hamburg hat eine Somnambule nicht einmal die rechten Nummern der Zahlenlotterie träumen können. Ich habe ſchon früher bemerkt, daß alle noch ſo furchtbare Geiſtererſcheinungen, wie die Neapolitaner, ausreißen, wenn man ähnliche Fragen an ſie ſtellt. Es müſſen da ſehr ſtrenge himmliſche Verbote vorliegen, und am Ende wird die Menſchheit auf die Aufhebung dieſer Völker beglückenden Inſtitute von oben gelenkt, um dieſen epineuſen Nachfragen an Geiſter- und Hellſehende, den Miſſionären des Jenſeits, zu entgehen.

In Wien iſt ein Haus, das das Schild trägt »zu den zwölf Apoſteln«. Es ſtarb eine Kammerjungfer in dieſem Hauſe, und ward in dem Todtenregiſter mit den Worten aufgeführt: »Johanna N., 28 Jahre alt, Kammerjungfer der zwölf Apoſtel.«

(Dampfboot.)

Ein preußiſcher Oberlandesgerichts-Aſſeſſor, welcher mit der Conſtatirung eines beim Depoſitor ſeines Gerichts vorgekommenen Caſſen-Defects beauftragt war, erhielt einen Brief mit der Adreſſe:

An den Königl. Preuß. Oberlandesgerichts-Depoſital-Caſſen-Defects-Viſitations-Commiſſarius, Oberlandesgerichts-Aſſeſſor **) M. M.

---

*) Pikfeine für das. Anm. d. S.

**) Das iſt doch eine Wörterſelbſtzuſammenzimmerungsunanſtändlichkeit! würde Jean Paul geſagt haben, obgleich er in dieſem Artikel ſelbſt ziemlich Geſchäfte machte. D. R.

Scherze von Lafer.

1.

Der Geliebte und der Verleger.

Wie liest von Dir dies Mädchen ein Gedicht,
Denn sie verlegt's, so wie Du's ihr gegeben.
Da mußt Du den Verleger doch erheben,
Der liest sie und verlegt sie nicht.

2.

Der taube Narr.

Es leidet Alt an zwei Kalamitäten:
Er ist ein Narr und hört auch schwer;
Den Himmel hat um Weisheit er gebeten,
Der Himmel gab ihm kein Gehör.

3.

Der frömmelnde Spion.

Daß zu viel Orden es der Obscurant gebracht?
Die Sternt sind bestimmt ja — für die Nacht.

(Freimüthige.)

Ankündigung.

Es sind nur noch wenige Exemplare meines Volksliedes, und zwar bis zum 10. August, zu 6 ℛ in der Schulzschen Buchhandlung zu haben. Von da an wird der Einkaufspreis verdoppelt, nicht um den Werth des unbedeutenden Liedes zu heben, sondern um des guten Zwecks willen, dann auch um einigen reichen Filzen Gelegenheit zu geben, sich besser bei dieser für Arme und Nothleidende bestimmten Angelegenheit betheiligen zu können. Der bisherige Reinertrag von etwa zwanzig Thalern hat bereits manche Kummerzähren gestillt und Dankgebete erweckt, die zu dem, den Oldenburgischen Armen so grausam entrissenen, guten Genius, in Dessen Namen die Gaben vertheilt sind, die man auch ja nur Seinen Tönen verdankt, emporgestiegen sind. Theodor v. Kobbe.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 32. Donnerstag, 8. August. 1844.

An den König von Preußen.

Juli 25., 1844.

Nur ein Wunder konnte Dich erhalten,
Lenkte zweier Kugeln tück'schen Lauf,
Ueber Dir sah man die Engel walten,
Fürst! erkenn' das, blick' zum Himmel auf.

Fliege König dankend zu der Sonne,
Schau hinein, sie blendet Adler nicht;
Kehr' zurück zu Deines Volkes Wonne,
Leuchtend von der Wahrheit Sonnenlicht.

Horch, es tön't an Deines Thrones Stufen
Eine Stimme, welche vier Mal fragt! —
Zu was Großem bist Du, Fürst! berufen,
Auf o König! wirke, weil es tagt.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Die Stadtkirche hat eine Façade im griechischen Style; ein Frontespice wird von sechs corinthischen Säulen unter-

stützt, denen wieder im Innern sechs andere von der nämlichen Ordnung entsprechen, die hier aber nur den Zweck haben, zwei Gallerien und eine flache Decke zu tragen, wofür sie indeß dreifach zu stark sind, daher auch ein großes Hinderniß den Prediger zu sehen und zu hören. Die übrige Bauart und Verzierung, so wie auch der Thurm, haben durchaus nichts vom griechischen Style. Gegenüber liegt am Marktplatze, dessen Springbrunnen die Statue des Großherzogs Ludwig ziert, das Rathhaus, ein weitläuftiges Gebäude von reiner Bauart, mit einem viereckigen Thurm für Gefängnisse, den oben eine Mauerkrone und niederes Dach schließen. Die katholische Kirche ist von außen eine unförmliche, völlig schmucklose Masse. Man hat sie nicht unglücklich mit einer Pastete, neben welcher eine Champagnerflasche steht, verglichen. Sie hat eine runde Kuppel, welche das Licht von oben empfängt, mit drei kurzen, in Form eines Kreuzes gestellten Vorsprüngen, von denen der eine das Portal, von drei jonischen Säulen gebildet, ausmacht. Das Innere macht dagegen einen angenehmen Eindruck. Ganz in der Nähe dieser Kirche steht das Palais des liebenswürdigen und geistvollen Fürsten von Fürstenberg, freundlich und mit großem Garten versehen, und das Ständehaus, welches nur durch seinen Saal für die Sitzung der zweiten Kammer merkwürdig ist. Kein Sitzungssaal in den verschiedenen Staaten, welche eine ähnliche Verfassung haben, soll so zu Gunsten der Oeffentlichkeit der Verhandlung gebaut sein, als dieser, denn seine Gallerie mag wohl tausend Zuhörer fassen. Ein anderes Bauwerk im griechischen Style ist das dem Residenzschlosse gegenüberliegende Ettlinger-Thor, welches nur dazu gebaut, scheint auch ein Muster der dorischen Ordnung zu haben, nur daß die zwei Paar dorischer Säulen, freilich dem Zweck entsprechend, zu weit von einander entfernt und zu hoch sind. In seiner Nähe sieht man einerseits das Wohnhaus, welches sich Weinbrenner, der Baumeister aller dieser griechischen Stylproben, selbst erbauet hat, und andrerseits das in der That schönste Gebäude der Stadt, nämlich das Pa-

lais des Herrn Markgrafen, Bruder des Großherzogs, von einem Frontespice mit sechs korinthischen Säulen getragen. Die Umgebung vor dem Ettlinger-Thore ist durch Alleen, Wiesen und Wälder, einem absichtlich angelegten großen englischen Garten so ähnlich, daß sich Fremde schon in der Täuschung befanden, dies Thor sei der Eingang in einen solchen Garten. Durch eine Promenade mit mächtigen uralten Eichen gelangt man nach einem kurzen angenehmen Wege nach Beiertheim, das diesseits des kleinen Albflusses, und nach Bulach, das jenseits desselben liegt. Der letzte Ort wird auch wegen seiner seit vielen Jahren im byzantischen Style erbaueten Kirche häufig besucht. Das Aeußere derselben wird auffallend durch die beiden bis an die Spitze aus Stein ausgeführten Thürme, zwischen welchen das Langhaus in einem zweistöckig abgesetzten, halbkreisförmigen Chor seinen Abschluß findet. Das Langhaus selbst wird durch achteckige Säulen in drei Schiffe abgetheilt. Die Fenster des Mittelschiffes befinden sich in den Wänden, welche von den Säulen getragen werden, und die über das Dach der beiden Seitenschiffe sich erheben. Alle Fenster schließen sich in Rundbogen, und sind am obern Theil des Chores, so wie an den Thürmen durch kleine Säulen paarig gekuppelt. Die Vorderseite ist flach abgeschlossen, mit einem einspringenden Portal oder kleiner Vorhalle, auf welcher im Innern die Orgel steht. Ihr gegenüber ist der Altar, nächst welchem die Wandflächen des Chores Gemälde al fresco aus der Leidensgeschichte darstellen. Die Verzierungen sind innen und außen einfache Rosetten aus gebrannten Steinen. — Auch nach der andern Seite der Stadt fehlt es nicht an angenehm schattigen Wegen und Anlagen, so hinter dem Residenzschlosse der Schloßgarten mit einem Monumente Hebel's und der daran stoßende berühmte botanische Garten.

Eine Stunde von Carlsruhe, geschieden durch eine kerzengerade Allee, liegt die ehemalige markgräfliche Residenz Durlach, einer der nahrhaftesten Orte, die ich in meinem ganzen Leben gesehen. Denn in der Hauptstraße wechselt

faß ohne Aufnahme ein Metzgerhaus mit einer Bäckerwohnung, und der hungrige Contrabassist, welcher mit einem fetten Karren und einem magern gleich ihm hungrigen Pferde durch die Stadt gefahren war, wo er wegen Mangel an Geld nicht hatte einkehren können, — aber bei einem wehmüthigen Rückblicke nach dem letzten Wirthshause bemerkte, daß die Schnecke seines Contrabasses, welche dicht unter einem Fleischladen vorbeigestreift war, ihm eine Menge Würste gefangen hatte, wird nicht läugnen können, daß dieser musikalische Fang sich in Durlach ereignet hat. In der Carlsburg, dem besten Hôtel der Stadt, haben seit mehreren Jahren meine Freunde mir ein Abschiedssoupée veranstaltet, welches, trotz der wechselnden Wirthe, seinen Lucullischen Character beibehalten, und mir gewiß noch einmal so gut geschmeckt hätte, wenn überhaupt solche Henkersmahlzeiten munden könnten. Für Denjenigen, der eine Monographie »über das Soupiren mit Dreizehn« schreiben will, bemerke ich, daß unsere erste derartige Gesellschaft, vor sieben bis acht Jahren, aus dreizehn bestand, daß diese Zahl sich zwei Jahre hielt, der Tod sie hierauf in wenigen Monaten auf eilf und jetzt auf zehn reducirt hat. — Man sieht daher, daß die Zahl 13 nicht immer jährlich ein Opfer fordert, eine Erfahrung, die ich zur Belehrung vieler Ehrenmänner, unter denen Stabsofficiere und Generalsuperintendenten, hiemit bekannt mache. — Damit ich aber meinen schönen Leserinnen nicht zu freigeistig erscheine, will ich ihnen doch auch etwas Abenteuerliches erzählen, was mit diesen Abschiedsfêten in Verbindung steht.

Als ich vor sieben Jahren von einer derselben mit einigen Freunden durch die Pappelallee, welche jetzt größtentheils ausgepappelt, da man sie gefällt hat, nach Hause fuhr, erzählte ich meinen Bekannten eine Anekdote von dem Oldenburgischen Bademeister Mehrens. — Es war dies am Abend vor dem Geburtstage des Großherzogs von Baden, der, wie die Oberländer sagen, auf »de nünezwanzigste Augusti« fällt.

Ich war erst wenige Tage nach Oldenburg zurückge-

kehrt, als Seele und Leib ein Bad begehrten, was mich zum guten Mehrens führte.

»Erlauben Sie mir eine Frage,« hub dieser, während er mich entkleidete, an. »Wo waren Sie in der Nacht vom acht- auf den neunundzwanzigsten August, Nachts ein und ein halb Uhr?«

Während ich das Buch der Erinnerung aufschlug, fuhr er fort.

»Sind Sie nicht mit einigen Herren in einer Pappelallee gefahren, und haben von mir geredet?«

Ich war wirklich ganz consternirt über diese Frage, die ich, als ich mich näher besann, bejahen mußte.

»Ich habe niemals einen lebhafteren Traum gehabt, als diesen,« fuhr Mehrens fort. »Als ich erwachte, weckte ich meine Frau, erzählte ihr denselben, dann stand ich auf, sah nach der Uhr und notirte mir Datum und Stunde. — Was haben Sie denn von mir gesprochen, ich konnte es im Traum nicht recht verstehen.«

»Possen,« versetzte ich, »lieber Freund! Wer so bei Nachtzeit weit sieht, kann auch weit hören.«

Aller Versicherungen ungeachtet, that ich, als ob ich dem guten Manne, den ich durch die Erzählung meiner Schnurre nicht kränken wollte, keinen Glauben beimessen könne. Ich montirte ihn dadurch wie Jener den Nachbar, dem er, nachdem er ihm gerathen, er solle sagen, ihm sei das Schwein gestohlen, es wirklich entwendet hatte, und am andern Tage dem klagenden Bestohlenen zurief: »So ist es ganz recht, so müßt Ihr reden, dann glaubt's Euch Jedermann.«

Am Ende aber beruhigte sich der gute Wasserpriester mit den Worten: »Er kriege den Traum wol mal wieder, dann wolle er besser aufpassen.« — Ist aber dies Zusammentreffen nicht drollig? Schade nur, daß meine Berührungen mit der Geisterwelt mir nur zu ganz trivialen Wundern helfen. Warum konnte der gute Bademeister nicht eine Nummer erträumen, die er, bei Mangel an eigenem Vertrauen mir mittheilte. Aber mit der Lotterie muß es

eine eigne Sache im Himmel sein. Ich halte das für das einzige Geheimniß auch dort, denn wäre es für die Hingeschiedenen irgend möglich, diese Nummern zu errathen, so weiß ich bestimmt, daß ich dort wohlwollende Bekannte genug habe, die selbst ein Stück von der damnatio aeterna risklirten, um mir in der Mitternachtsstunde per Zephir, oder durch einen Traum, oder irgend ein anderes den Seligen zu Gebote stehendes Mittel, die heilbringenden Nummern zuzuflüstern. — Allein, obgleich ich nicht ohne Visionen bin, sie sehen mich allezeit traurig an, und verschwinden augenblicklich, wenn ich sie in meinem Interesse fragen will. — Ich sage, die Todten müssen besondere Ordre haben, Lotteriesachen nicht zu verrathen, — oder, was noch wahrscheinlicher ist, sie wissen davon nicht mehr wie unser eins.

Kurz vor Durlach liegt das Amalienbad, eine ziemlich verfallene, ehemals blühende Badeanstalt, nebst Wirthschaft, die jetzt nur noch vom alten Ruhm und von den vortrefflichen Zwiebelkuchen lebt. Sonntags ist dort der ganze Garten von Menschen erfüllt, welche bei Wein oder Bier dies Gebäck mit einem nie gesehenen Heißhunger verschlingen. Eine Auflage nach der andern wird dort so eilig verfertigt, als betreffe sie ein Buch wie die unpolitischen Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Sobald der Kuchen die Pfanne verläßt, dringt ein scharfer Zwiebelgeruch, wie der Dampf im russischen Bade, zu den Harrenden, welche dann mit den Worten: »Jetzt ischt er fertig!« auf die Hausthür zueilen und den darreichenden Kellnerinnen fast den ganzen Weg zu ihren Plätzen ersparen. Die zu spät Gekommenen bleiben dann nicht selten an der Thür, bis abermals, wie nach Blumauer, die Präsens des Venus durch Lawendelgeist annoncirt wird, Zwiebeldüfte den wieder geborenen Kuchen verkünden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hors d'oeuvres.

Wer vierzig Jahre in Oeſterreich gedient hat, iſt Jubilar. — Die Frau Amtsräthin iſt dann eine jubilirte, das Fräulein Tochter eine jubilirte Amtsrath-Tochter. Man will jedoch bemerkt haben, daß wohl die jüngern, aber nicht die wirklich vierzigjährigen Amtsrathtöchter von dieſem Titel Gebrauch machen.

In Holland hält man Trunkenbolde, die in ihrer Beſoffenheit viel raiſonniren, für »Genie's.« Wenigſtens iſt den Niederländern das Genie etwas ſehr Verächtliches. Daher auch das Sprichwort: »Hoe grooter Geest, hoe grooter Beest.« (Je größerer Geiſt, je größeres Thier.)

Die Hamburger Jahreszeiten ſagen in einer Notiz: »Die Grandezza der ſpaniſchen Sprache geht wohl nirgends ſtolzer einher, als in dem Worte: Desparilladera. Es klingt, als müßte es wenigſtens Generalfeldmarſchall bedeuten. Und wie lautet die deutſche Ueberſetzung? Lichtſcheere.« — Mir däucht, es giebt auch in unſerm Vaterlande ſehr viele ſolche vornehme Desparilladeras, auch im Militair, nur daß ſie nicht einmal zum Schneuzen des Lichtes, ſondern höchſtens zum Ausputzen deſſelben taugen.

Die Verläumdung unſeres hieſigen Obriſten Mosle, als habe derſelbe in der vorigjährigen Lagerzeit einen trunkenen Soldaten unmenſchlich grauſam beſtraft, womit ſich die Redaktion der Abendzeitung beſudelt hat, iſt in den hieſigen Mittheilungen № 30 von einem Freunde der Wahrheit auf das Bündigſte an's Licht gezogen. Dies zur Nachricht für das Ausland; bei einem Oldenburger würde ohnehin die gewandteſte Lüge nicht im Stande ſein, einen Schmutzſchatten auf einen Mann zu werfen, den Geiſt und Herz nicht bloß als den Stolz ſeiner Freunde und ſeiner Kameraden, ſondern ſogar des ganzen Landes hinſtellen.

Die Abendzeitung steht übrigens infamirt da, und insbesondere der Verfasser des lügnerischen Aufsatzes, ein Musikdirektor Schladebach, angeblich der stellvertretende Redakteur der Abendzeitung, bis er den Nichtswürdigen genannt, von dem er das Gift an einer Wirthstafel in Oldenburg eingesogen haben will.

Glückliche Zeiten.

O glückliche Zeiten!
Die Heiligen beten für uns,
Die Pfaffen trinken für uns,
Die Reichen essen für uns.
O glückliche Zeiten!
Wir brauchen nur für uns zu arbeiten.

(Freischütz.)

Literatur.

Freund und Bruder, oder die Herren von Beauvours. Roman in zwei Abtheilungen von Wilhelmine Faßmann. Braunschweig, Meier sen. 1843. — Der vorliegende Roman gehört nicht gerade zu den besten Schriften der Verfasserin; die beiden Charactere zweier Brüder, wovon der eine ein Sohn des Himmels, der andere ein Kind der Hölle ist, sind viel zu grell gezeichnet, — daran reihen sich manche Unwahrscheinlichkeiten. Nichts destoweniger ist das Buch durch Styl, Darstellung und Schürzung der Knoten weit über seinen meisten Concurrenten und ist Leihbibliotheken bestens zu empfehlen.

Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 33. Donnerstag, 15. August. 1844.

Sauerauer Zustände

von K. A. Mayer.

Achter und letzter Kapitel.

Eines Tages lud mich Freund Renner ein, ihn zu einem Krankenbesuche in der Nachbarschaft zu begleiten. »Du sollst eine Familie von Originalen kennen lernen,« sagte er mir unterwegs, »wie man sie nicht leicht an einem andern Orte, und am wenigsten in der Stadt zusammenfinden mag. Mehr sag' ich Dir für jetzt nicht. Siehe zu, wie Du Dich unter den Leuten zurecht findest, und halte Deine Lachmuskeln im Zaume.«

Wir waren eine Meile im Waldgebirge gefahren, als eine ansehnliche halbzerfallene Burg, zwischen Steintrümmern und alten Eichen gelegen, seltsam vor uns auftauchte. »Siehe da unser Ziel!« rief Renner. »Das Burgfräulein von Schreckenstein — oder von »Bothwellschloß«, wie die Ruine gegenwärtig heißt — ist meine Patientin.«

Wir ließen den Wagen bei einer Mühle halten, die, an einen weißen Felsen gelehnt, drei Räder in einem tosenden Wassersturze bewegte, und klommen zu Fuße den steilen Pfad zur Burg empor. Ein Thor ohne Flügel, von welchem Epheuranken niederhingen, nahm uns auf. Tiefe

Stille herrschte ringsum, nur der Wassersturz brauste von fern. »»Wer sollte sagen, daß hier Menschen wohnen?!«« äußerte ich gegen den Freund. — »Einen Augenblick Geduld, und es soll schon lebhaft werden.«

Wir schritten durch den alten Burggarten. Verwilderte Obstbäume und ein paar verwitterte, vom Sturm zerrissene wilde Kastanien, ein versumpfter Fischteich und ein zusammengestürzter Tempel bezeichneten ihn als solchen. Man hatte hier einen weiten Blick durch das wilde Thal nach der Ebene, durch die der Rhein sich windet, und nach dem Siebengebirge.

Ein zweites Thor mit Flügeln, aber ohne Schloß, führte uns in einen Hof. Ueberall Trümmer, Gras und Schlinggewächse, wie zuvor. Ein Thurm und ein Theil des Hauptgebäudes, die sich unsern Blicken darboten, zeigten nur leere Fensterhöhlen, aber aus einer dieser Fensterhöhlen drang — wer hätte es denken sollen? — von kunstgeübter Stimme kräftig vorgetragen, eine Arie aus Robert dem Teufel, und wie wir weiter fortschritten, ließ sich aus der Tiefe des Thurmes, wie es schien, eine Violine hören, auf der eine schwierige Passage hartnäckig geübt wurde. Jetzt kam auch ein Mädchen in weißem Kleide mit langen schwarzen Haaren, die gelöst über die Schultern wallten, zum Vorschein. Auf einer vorspringenden Mauer sitzend schien sie beschäftigt, einen alten ihr gegenüberstehenden Nußbaum oder einen Theil der Ruine in ihr Zeichenbuch einzutragen.

Als sie uns erblickte, kam sie eilig herab. Sie war hübsch von Gesicht, aber seltsam und nachläßig gekleidet. Ein rother Shawl hing ihr über die Hüften, und die Pantoffeln, die sie trug, waren hinten nieder getreten, so daß es klappte, als sie die steinernen Stufen herabsprang. »Sie kommen umsonst, Doktor,« rief sie Renner entgegen. »Es steht nun schon wieder besser mit mir, und ich segne die dummen Krämpfe, die Sie einmal wieder in unser verwünschtes Schloß geführt haben.«

Wir schritten mit Fräulein Rosalie von Bethwell, so

hieß die junge Dame — Renner ſtellte ſie mir ſcherzend unter dem Namen »Ophelia« vor — durch die alte Schloßküche, einen Raum von ungeheuern Dimenſionen, und einige andere Theile der Burg, deren ehemalige Beſtimmung nicht mehr kenntlich war, und gelangten in einen zweiten kleineren Hofraum, von wo uns, ehe wir noch die Thür geöffnet, ein unſäglich Geſchnatter und Gegaker und Krähen und Girren und Gekreiſche von Federvieh entgegendrang.

»Na, ich ſehe,« ſagte Renner lachend zu Roſalie, »die Liebhaberei des Vaters für die Zweibeinigen iſt noch in gutem Gange.«

Wir hatten kaum einen Blick in den Hof geworfen, als ſich ein erbitterter Kampf unter dem befiederten Volk erhob. Ein ungeſchlachter Puter, der Rieſe des Hofes, hatte ſich nämlich einer Brodrinde bemächtigt, welche ſchon vorher von einigen Hühnern in Nutznießung genommen worden war. Die Hühnergeſellſchaft behauptete mit geſträubten Federn, zornglühenden Augen und trotzig vorgeſetztem Fuße ihr Recht; aber der Hüne mit der rothen Troddel ſcheerte ſich wenig um das kleine Volk und ſchleuderte es rechts und links, indem er ihnen die Brodrinde, wie zum Hohne, im Schnabel entgegenhielt. Da gakerten die Hühner Hülfe! Hülfe! und Alles, was von ihrem Volke auf dem Hofe zugegen war, ſtürzte zum Angriff herbei; nur ein alter Invalide, ein Hahn, hielt ſich, in einem Erkerfenſter ſitzend, fern vom Getümmel, und krähte und krähte, als ſei er der Trompeter, der das jüngſte Gericht zuſammenbläſt. Auch ein Enterich, der wahrſcheinlich früher vom Puter beleidigt war, nahm Theil an dem Scharmützel, während das übrige Entenvolk und die Gänſe, die Perlhühner und die Pfauen gleichgültig weiter fraßen in einem andern Theile des Hofes; während die ſchüchternen Tauben und die Sperlinge — die ungebetenen Gäſte bei den Mahlzeiten auf dem Hühnerhofe — nach den Thürmen und Zinnen ſich flüchteten. Die wilde Schlacht hätte wahrſcheinlich ſchlimm für den Puter geendet, obgleich er

bereits zwei tapfere Hähne kampfunfähig gemacht und den beleidigten Enterich niedergetreten hatte; denn die Uebermacht so vieler Schnäbel war zu groß: wäre nicht plötzlich ein Mann in grünem Schlafrock, mit völlig kahlem Haupte und langem Barte wie ein Mönch, mit einem Staubbesen zwischen sie gefahren. Nach allen Seiten Scheltworte und Hiebe austheilend, stellte er bald den Frieden wieder her; Renner und ich aber, die mit Rosalie müssige Zuschauer geblieben waren, traten heran, um den Baron von Bothwell — denn dies war der Mann im grünen Schlafrock — zu begrüßen. Der Baron wischte sich den Schweiß ab, setzte eine Perrücke, die er in der Linken hielt, auf den nackten Schädel, und schüttelte uns in herzlicher Freundlichkeit die Hand. Rosalie ward alsbald abgeschickt, um »zu Mittag eine Extraschüssel zu bestellen und zwei Couverts mehr aufzulegen«, denn daß wir bleiben würden, verstand sich bei dem gastlichen Herrn von selbst.

Aus dem Hühnerhof gelangten wir endlich in den bewohnten Theil des Schlosses. Wir stiegen, einen Thurm betretend, eine Wendeltreppe hinan, auf welcher Kaninchen und Meerschweinchen auf und nieder kletterten, und in voller Eintracht mit ein paar Dachshunden spielten.

»Sehen Sie,« sagte der Baron zu mir, »das ist, nächst meiner Familie, meine Gesellschaft in dieser Einsamkeit. Von Klein auf hab' ich eine Passion für allerlei Vieh gehabt, und wenn man nicht schon vor meiner Zeit im Sprichwort »das liebe Vieh« gesagt hätte, ich wahrhaftig hätte die Redensart aufgebracht.«

Und den Dachshunden über Kopf und Rücken streichend, lockte er die Seidenhasen und Meerschweinchen mit schnalzender Zunge, und schritt weiter, von einigen dieser Thierchen gefolgt. »Kommen Sie,« sagte er, zu uns gewendet; »Sie müssen meine Hecken sehen.«

Wir kamen in einige dumpfige, unsaubre Gemächer, worin Kanarienvögel, Hänflinge, Nachtigallen, Wachteln und Elstern, theils gesondert und hinter Gittern, theils in wilder Freiheit hausten. »Guten Tag, Herr von Bothwell,

Herr von Bothwell!« ſchrie eine alte Elſter unaufhörlich, indem ſie das Th und W in dem ſchwierigen Namen beſſer ausſprach, als manche deutſche Menſchenzunge. Darauf betraten wir »das Mausloch«; ſo hieß die Kammer, wo eine Menge Maus-Kakerlaken oder weiße Mäuschen in einem ausgehöhlten hölzernen Berge, der »die Mausburg« genannt wurde, lebten. Bothwell begann die Melodie: Friſch auf, Kameraden! zu pfeifen; worauf die muſikliebenden Thierchen alsbald erſchienen, mit geſpitzten Ohren lauſchten und zuletzt in eine Art zitternde Bewegung geriethen, als wollten ſie tanzen.

Von da gelangten wir zur »Haſen-Kammer«, die aber ganz leer ſtand. Renner, der alle dieſe Räume ſchon kannte, rief verwundert: »Aber, lieber Baron, wo haben Sie denn Ihren Karl, Ihren Leib- und Herzens-Haſen?« — »»Er iſt auf und davon,«« antwortete Bothwell mit kläglicher Stimme. »»Laſſen Sie mich zum hundertſten Male die Geſchichte von meinem Karl, von dem Haſen aller Haſen erzählen; das gute Thier hat mir ſehr nahe geſtanden, und Ihr Freund kennt den Verlauf ſeines denkwürdigen Lebens noch nicht.««

Wir ſetzten uns auf die Steinſitze in der großen Fenſterniſche der Haſenkammer, und Bothwell begann:

»Es wird in acht Tagen gerade ein Jahr, daß Neretta, meine liebe ſchwarz- und weißgefleckte Katze, ſieben wunderhübſche bunte Junge zur Welt brachte, die ein brutaler Dienſtbote — der deshalb auch gleich den Dienſt verlor — mir wider Wiſſen und Willen in's Waſſer warf, weil wir, ſagte der Kerl, ſchon Viehzeug genug hätten. Neretta war mir beſonders theuer, weil es mir nach unſäglicher Mühe gelungen war, ihre ſcheue wilde Katzennatur zu überwinden und ihren Charakter zu humaniſiren. Ich konnte ſie frei zwiſchen meinen Vögeln umhergehen laſſen, ohne daß ſie das Gelüſte anwandelte, einen wegzuſchnappen; ja ſie fraß mit den Kaninchen, Meerſchweinchen und Dachshunden aus einer Schüſſel. Sie war mir theuer, ſage ich, und ihr Leid ging mir ſehr zu Herzen. Da fügte

es ein glücklicher Zufall, daß mir ein Holzhauerjunge, der meine Liebhabereien kennt, ein neugebornes Häschen, das er aus dem Neste gehoben, zum Verkaufe anbot — ein armes Waisenkind, dessen Mutter einen gewaltsamen Tod gefunden. Das brachte ich meiner Neretta, indem ich dachte: wenn ihr euch zusammen findet, so ist euch beiden geholfen. Ich kraute der Katze hinter den Ohren, und strich ihr langsam über den seidenweichen Pelz, bis sie guter Laune wurde und in eine behagliche Stimmung kam; dann legte ich ihr das Häschen, das wie Espenlaub zitterte, gleichsam als ein junges Kätzchen an, und ließ erst ab, als ich sah, daß sie die Pfoten sanft um den kleinen Meister Langohr geschlossen hatte. Aus einem nahen Versteck bemerkte ich dann weiter, daß Naretta das Häschen hin und her wiegte, um es zutraulich zu machen, und es am ganzen Leibe rein und glatt lenkte. Endlich, nach einer Viertelstunde etwa — ich traute meinen Augen kaum — trank der Hase an der Katze, und zwar in vollen Zügen*). Fortan konnte man kein zärtlicheres Verhältniß sehen, als zwischen Neretta und ihrem Adoptivsohne, den wir Karl benannten. Sie trug ihm allerlei Fraß zu, den er freilich großentheils als seiner Natur zuwider verschmähte; sie wärmte ihn, wenn er schlief, mit dem köstlichen Vließe ihres Pelzes; sie vertheidigte ihn mit ihren scharfen Klauen gegen Jedermann, der ihn nur berühren wollte, und wußte Stunden lang so artig mit ihm zu spielen, daß man nichts Schöneres — ja ich darf sagen — nichts Erbaulicheres sehen konnte. Wenn Karl Kohlblätter fraß, die wir ihm in Fülle zutrugen, konnte sie eine seltsame Unruhe nicht bergen, weil sie, wie ich glaube, diese Kost für schädlich hielt; sonst freute sie sich seines guten Appetites, und so oft Er-

*) Leser, die an der Wahrheit dieses Faktums zweifeln sollten, bitte ich, in dem Dorfe Ofen bei Aachen nachzufragen. Ein dortiger Kunstgärtner, dessen Lustgarten die Aachener an schönen Sommertagen zu besuchen pflegen, besaß noch im Jahre 1838 eine Katze, die einen Hasen gesäugt hat.

was gebracht wurde, was beiden mundete, ließ sie erst den Pflegling sich sättigen, bevor sie ihre Mahlzeit begann. Endlich zerriß der Tod den Freundschaftsbund dieser so verschiedenen und doch wieder so verwandten Naturen. Neretta, meine gute, sanfte, kluge Neretta war ausgegangen, um, wie es ihre Art war, in dem alten Gemäuer die Vögel zu beschleichen; denn nur meine Thiere hatte sie verschonen gelernt: als sich plötzlich ein Stein über ihr loslöste, und herunterstürzend den Kopf der Armen zerschmetterte. Fortan verfiel Karl in tiefe Schwermuth, kaum mochte er die Kohlblätter, seine Lieblingsspeise, mehr, und magerte sichtlich ab — wie ja auch Sie, Herr Dr. Renner, bei Ihrem letzten Besuche bemerkt haben. Endlich entwischte er vorige Woche durch ein offenes Fenster. Alle Nachsuchungen waren vergebens; wahrscheinlich ist der Unerfahrene, im Schnellauf wenig Geübte, eine Beute der Füchse geworden.«

Der Baron hielt gerührt inne, und wir sprachen noch eine Weile über die Schicksale Karls und Nerettas. Alsdann nahmen wir einen Uhu und einen Adler in Augenschein, worauf wir die »Raupenkammer« besichtigten, über die ich keine Worte verliere, da der Leser schon zu viel vom »lieben Vieh« vernommen hat. Treten wir lieber gleich in das Wohnzimmer der Familie Bothwell.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eine junge Frau konnte nicht begreifen, was man eigentlich mit den Mesalliancen großer Herren sagen wolle. Bei ihrem Vetter, meinte sie, sei es etwas Anderes; dessen Frau habe Verdruß genug von seinen Leipziger Messe-Alliancen; allein große Herren bezögen doch die Messe nicht. Dies erinnert an jenen Engländer, welcher die

Vermählung mit einem Mädchen im Gegensatz zu der mit einer Wittwe für eine Miss-Heirath erklärte.

In der Jenaer Literaturzeitung vom 31. Mai 1843 wird unter der Rubrik »Beförderungen und Ehrenbezeugungen« gemeldet, daß der Professor Dr. von Linck zu Würzburg die nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienste erhalten habe.

Zwei Brüder, die, bis auf eine kleine Rente, ihr ganzes bedeutendes Vermögen in Tafelfreuden durchgebracht hatten, lebten als alte Junggesellen in einem kleinen Hause, und durch den Kurator, den sie erhalten hatten, auf das Nothwendigste beschränkt. Sie hatten noch nicht lange da gewohnt, als sie bei der ganzen Nachbarschaft in den Ruf ausgezeichneter Frömmigkeit kamen, der bald so weit stieg, daß die Vorsteher einer frommen Brüderschaft ihnen Besuche machten, um sie in den Kreis der Auserwählten zu ziehen. Man hörte sie nämlich jeden Abend sich mehrere Stunden lang laut vorlesen, und glaubte nach ihrem feierlichen Tone nicht anders, als daß die guten alten Herren aus einem Erbauungsbuche eine Abendandacht feierten. Durch einen Lauscher kam aber zum großen Aergerniß der Frommen an den Tag, daß die unverbesserlichen Gourmands, denen die Mittel zur Anschaffung ihrer gewohnten Leckerbissen fehlten, sich aus einem Kochbuche die Recepte ihrer Lieblingsgerichte vorlasen, und sich an der Erinnerung der vergangenen Genüsse begeisterten.

Einer der besten Henker in Altengland, den der Spleen befallen, erhenkte sich selbst. »Kein Selbstmord!« rief der Leichenbeschauer, »der Mann ist in seinem Berufe gestorben.«

(Humorist).

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 34. Donnerstag, 22. August. 1844.

Sauerauer Zustände

von L. A. Mayer.

Achtes und letztes Kapitel.

(Schluß.)

Dies Wohnzimmer, so wie auch die wenigen andern zum Gebrauch der Familie eingerichteten Räume in der Burg, entsprachen nur den nächsten Bedürfnissen, weil Bothwell, wie ich später von Renner erfuhr, in seinen Mitteln beschränkt war, und überdies keinen Werth auf Bequemlichkeit legte. Tisch und Stühle waren roh aus Eichenholz gearbeitet; Tischdecke und Servietten galten für überflüssig; der Baron hatte sie gleich nach dem Tode seiner Frau, die mehr auf Comfort gehalten, verkauft und — Vogelfutter dafür angeschafft. Schlafzimmer waren im ganzen Schlosse keine vorhanden. Kam die Zeit, wo man zu Bette gehen wollte, herbei, so wurden Matratzen auf den Boden gebreitet.

Die Toilette der Familie Bothwell war so einfach wie ihre Zimmer. Drei Töchter, die ungefähr von gleichem Wuchse waren, hatten, so lange sie noch zusammen wohnten, eine gemeinschaftliche Garderobe, die nicht erlaubte, daß sie zusammen einer Einladung in die Nachbarschaft

folgten. Auf Mode ward wenig geſehen, vielmehr ſuchte man ideale Trachten oder erfand ſie, ſo daß die Mädchen eher einer Kunſtreiter-Geſellſchaft anzugehören, als die adeligen Bewohner eines Schloſſes, die Nachkommen des bekannten ſchottiſchen Grafen Bothwell und Maria Stuarts zu ſein ſchienen. Auf dieſe Abſtammung machte nämlich der Baron Anſpruch; es war dies ein Glaubensartikel in ſeiner Familie, der ohne Stammbaum oder ſonſtigen Erweis vom Sohne zum Enkel weiter erbte.

Bothwell ſelber war in ſeinem Anzuge durchaus Cyniker. Seit Jahren beſaß er immer nur einen Rock, und zwar einen Frack, der nur bei beſonderer Gelegenheit funktionirte; denn zu Hauſe ging er nie anders als im Schlafrocke. War der Frack fadenſcheinig geworden — was bei dem ſeltenen Gebrauche erſt nach Jahren geſchah — ſo erhielt der Schneider den Auftrag, einen neuen anzufertigen, ſo daß Bothwell alle acht bis zehn Jahre wieder einmal modiſch gekleidet war. In der Regel bildete ſein Feſtanzug den ſchreiendſten Kontraſt zu den Koſtümen der übrigen Geſellſchaft, wie er denn z. B. noch immer einen Schmalbenſchwanz trug, als die Breitſchöße ſchon ein halbes Jahrzehent regierten. Ließ er den Frack ausbeſſern, wie dies z. B. zur Zeit unſeres Beſuches geſchah, ſo war er einzig und allein auf den Schlafrock reducirt, der eben keinen erfreulichen Anblick darbot, da er bei Gelegenheit als Futterkorb und Wiſchtuch diente.

Ich würde dem Baron großes Unrecht thun, wenn ich ſagen wollte, daß ſeine Thierliebhaberei eine bloße Caprice geweſen ſei; vielmehr lag ihr ein ſehr achtbarer wiſſenſchaftlicher Trieb zu Grunde, der, von einer gründlichen Bildung unterſtützt, gewiß die reichſten Früchte getragen hätte. Bothwell war ein geborener Naturforſcher von ſcharfen Sinnen, ein unermüdlicher, geiſtvoller Beobachter. Er hatte Kenner ein großes Convolut von Manuſcripten, voll originellen Gedanken und Forſchungen, von meiſterhaften Zeichnungen begleitet, zur Ordnung und Ueberarbeitung zu-

gestellt, und es ist zu wünschen, daß mein Freund Muße findet, diese schätzbaren Sachen zu veröffentlichen.

Ebenso talentvoll wie der Vater sind die vier Töchter und der Sohn, nur daß ihr Streben nicht auf Naturforschung, sondern auf die Kunst gerichtet ist. Auch hatte Bothwell damals schon längst Melusine, die älteste Tochter — trotz James Hepburn Graf von Bothwell und Maria Stuart — zur Sängerin, zwei ihrer Schwestern, scherzweise »Castor und Pollux« genannt, zu Schauspielerinnen, Rosalie, die Jüngste, zur Malerin, und Ottokar, den Sohn, zum Geiger bestimmt. Zu diesem Zwecke war ein Lehrer in's Haus genommen worden, der wenigstens den Anfangsunterricht in Violine und Gesang zu übernehmen im Stande war. Die übrigen Lehrfächer, worunter auch Zeichnen und — Schauspielkunst, übernahm der Vater, der in jungen Jahren sich mit Glück auf Liebhabertheatern versucht hatte. Nachdem der Musiklehrer ein Jahr mit entschiedenem Erfolge unterrichtet hatte, verschwand er eines schönen Morgens mit Castor und Pollux, die ihn beide liebten. Später erfuhr man, daß die Entführten ihrer Bestimmung gefolgt sind, nämlich einer wandernden Schauspielertruppe sich beigesellt haben, und daß die eine von ihnen in Delmenhorst, einem oldenburgischen Städtchen, ihre Ahnfrau Maria Stuart mit Beifall gespielt hat.

Was Ottokar angeht, der nun ohne Lehrer war, so erhielt er vom Vater einen Thaler mit dem Auftrage, nach Berlin — also etwa sechs und achtzig Meilen weit — zu reisen und dort die Unterstützung eines reichen kinderlosen Vetters anzusprechen. Ottokar führte diese schwierige Aufgabe mit der ihm eignen Gewandtheit glücklich aus, indem er theils in Scheunen übernachtete, theils die Landpfarrer begrüßte, denen sein Name imponirte. Der Vetter in Berlin wollte erst von dem hergelaufenen zerrissenen Burschen nichts wissen; bald aber wußte dieser sich in seinem Hause und seinem Herzen einzunisten; wenige Jahre Unterricht bei geschickten Meistern fördertern ihn außerordentlich, so daß er bald selbst ein viel gesuchter Musiklehrer wurde, und

sich im Stande sah, seine Schwester, die Sängerin, bei sich aufzunehmen. So blieb nur noch Rosalie, die Malerin, beim Vater; doch fanden wir — wie dies dem Leser bereits bekannt — bei unserem Besuche auf Bothwellschloß auch Melusine und Ottokar, welche auf einen Monat zum Besuche gekommen waren.

Der Baron hatte anfangs Sauerau bewohnt. Was ihn von dort vertrieben, darf ich um so weniger verschweigen, als dieser Zug zur Vervollständigung seines Charakterbildes dient. Zu jener Zeit, wo er noch in jüngeren Jahren stand, stellte er die Ansicht auf, daß nicht nur die möglichst einfache Lebensweise und Kost dem Menschen am förderlichsten sei, sondern auch, daß wir uns das Thier in der Wildniß, das nichts von Krankheit wisse, möglichst zum Muster nehmen müßten. Nur was der heimische Boden liefert, schloß der Vorläufer von Prießnitz weiter, darf von uns genossen werden. Kaffee, Thee, Chokolade, Pfeffer sind durchaus zu verban[illegible]; es ist ein Mißbrauch, den man mit der edlen Traube und mit der unschuldignahrhaften Gerste treibt, wenn man berauschende Getränke wie Wein und Bier daraus bereitet. Milch und Wasser müssen wir trinken, und zwar recht vieles Wasser, um das Eingeweide rein und den Kopf hell zu erhalten. Dabei sind Luftbäder, die natürlich unbekleidet genommen werden, nicht genug anzuempfehlen.

Von dieser Ansicht ausgehend pflegte Bothwell in lauen Sommernächten auf einer Wiese hinter seiner abgelegenen Miethwohnung in Sauerau als Luftbadender auf und nieder zu spazieren. Da widerfuhr es ihm in einer schönen Mondnacht, gleich in der zweiten Woche, daß er von Klaus, dem Sauerauer Nachtwächter, als wilder Mann arretirt und in das Stadtgefängniß abgeführt wurde; worauf Renner von dem Bürgermeister den Auftrag erhielt zu untersuchen, »ob der Eingefangene wirklich ein wilder Mann oder vielleicht nur verrückt sei.«

Dies Abenteuer hatte Bothwell Sauerau verleidet, und als sich ihm eine Gelegenheit bot, die verlassene zerfallende

Burg für wenige Thaler zu erkaufen, so ergriff er sie gern, und schloß den Kauf um so lieber, als auch die wilde Lage derselben die geniale Familie anzog. Ueberdies fand sich hier der erwünschteste Raum für »das Thiergezeug«.

Doch ich wende mich zum Mittagstisch auf Bothwellschloß. Nie hab' ich eine sonderbarere Zusammenstellung von Schüsseln und Schüsselchen, Flaschen und Fläschchen, Tellern und Tellerchen, Gerichten und Gerichtchen gesehen. Der Eine begann mit dieser, der Andere mit jener Speise; Rosalie machte den Anfang mit einer sauern Gurke, und schloß mit Suppe. Selbst die beiden Gäste aus Berlin hatten sich völlig wieder in das alte Durcheinander eingeschossen; doch fand Ottokar nothwendig, den beiden Gästen entschuldigend zu bemerken: daß es hier etwas ungenirt — »und um so behaglicher«, setzte der Vater hinzu — hergehe.

Der Baron hatte mich gefragt, ob ich gern Aprikosen-Kuchen äße; dies war nämlich die oben erwähnte Extraschüssel, welche den Gästen zu Ehren bereitet worden. »Leidenschaftlich« hatte ich Unglücklicher geantwortet. Zu meinem Schrecken bemerkte ich nun aber jetzt erst, daß der unselige Kuchen sich in einem Gefäße befand, das eine höchst bedenkliche Aehnlichkeit mit einer Waschschüssel hatte. Ein grauenhafter Gedanke — der in diesem Hause verzeihlich war — stieg in mir auf. Ich nahm ein Stückchen von dem Kuchen, ließ es aber in dem Augenblicke, wo die unverhoffte Erscheinung einer lahmen türkischen Ente, welche die steile Wendeltreppe herauf in das Speisezimmer gekommen war, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, in einen Strohhut gleiten, der zufällig hinter mir auf dem Boden stand.

Die Unterhaltung war ungemein heiter; Renner zog alle Schleusen seines gemüthlichen Humors auf; die Sängerin und der Geiger berichteten viel Interessantes von der Spree, und das Antlitz des alten Herrn strahlte von Freude über den Gastbesuch und die ungewohnte Unterhaltung.

Nachmittags setzten die beiden Künstler, zum großen Genusse Aller, Fiedelbogen und Kehle in Bewegung.

Aber nun ward es Zeit, Abschied zu nehmen. Bothwell und sein Sohn geleiteten uns die Treppe hinab. Der Baron, der nach seiner Art die Perrücke abgenommen und in die Tasche geschoben hatte, weil es ihm warm war, hielt jenen Strohhut — den ich von seinem Inhalte zu befreien vergessen hatte — in der Hand. Mitten auf der Treppe setzte er ihn auf, und der nasse kalte Kuchen fiel auf das nackte Haupt. »Wie kommt der Kuchen in meinen Hut?« ruft er betroffen. »»Den muß die lahme Ente verschleppt haben,«« erwiederte Kenner, der mein Manöver bei Tische bemerkt hatte, listig. Ich schwieg im Gefühle meiner Schuld. In so seltsamer Weise schieden wir.

Besondere Vortheile der Stadtkabriolets und Fiakre's.

Die Bürger in F. sind durch ihre Arrestgesetze gegen fremde Schuldner sehr begünstigt. Demohngeachtet ließ sich der Rath L. aus D., der mehrere Klepperschulden in F. hatte, wegen welcher er schon unzähligemal gemahnt und bedroht worden war, doch öfters daselbst blicken. Schon mehrmals waren vergebliche Arrestnoten gegen ihn erlangt worden. Wenn man glaubte ihn greifen zu können, war er wieder fort. Die Summen waren nicht groß, so daß es auf der Seite des Schuldners mehr Eigensinn und Laune als Bedrängniß war, wenn er nicht zahlte. Schon Jahrelang hatte dieses Nachstellen und gewandte Entschlüpfen gedauert; immer schwieriger wurde das Letztere. Die Einführung der Straßenfiakre wurde daher von dem Herrn Rathe als eine sehr heilsame Erfindung benützt, mittelst welcher er leichter in F. seine Geschäfte machen konnte, ohne gesehen und den Angriffen seiner Gläubiger ausgesetzt zu sein.

Mit wahrem Vergnügen beſtieg er das erſte Kabriolet. Der Kutſcher theilte das Vergnügen, denn er peitſchte ſein Pferd zum luſtigſten Galopp an; aber nicht nach der ſchönen Ausſicht, wohin der Herr Rath wollte, ſondern nach einer anderen Richtung. Vergeblich wollte dieſer den Burſchen ſeines Irrthums bedeuten, er ſchien taub zu ſein. Endlich hielt er, und zwar hinter der »Schlimmauer«, und am Wagenſchlag ſtand ein Schneider, der den Herrn Rath ſehr höflich um die Berichtigung der kleinen Note bat. Quittirt war ſie ſchon, Weigerung, Arreſt und Straßenlärm waren nicht rathſam, der Rath bezahlte. Kaum war das letzte Geldſtück aus ſeiner Hand; ſo war auch das Kabriolet wieder in ſcharfem Galopp. Diesmal ging es nach der »böſen Kreuzgaſſe«, wo ein Schuhmacher das Seinige empfing, und dann wieder im Galopp nach der »Galgengaſſe«, wo ein Weinhändler, weil die Baarſchaft zu Ende war, einen überall zahlbaren Wechſel annahm. Der Rath war das Fahren ſo ſatt geworden, daß er dann nach der ſchönen Ausſicht zu Fuße ging, und auf die neuen Erfindungen ſchalt, welche die gute alte Zeit verdrängten.

Hors d'oeuvres.

In dem Gaſthaus »die goldene Gans« zu Breslau feierte kürzlich der Friſeur Vogel ſeine Hochzeit mit dem Fräulein Fink. Beiſtände waren der Theaterdirektor Nachtigall, der Kaufmann Lerche und der Poſamentier Zeiſig. Der Muſikdirektor Schnabel hatte eine Hochzeitscantate componirt, und ließ viele Walzer von Strauß aufſpielen.

(Freimüthige.)

Im Mecklenburgiſchen courſirte vor Kurzem eine Einladung zu einem Abonnement auf vier Bälle. Ein Baron hatte unterzeichnet:

»Ich komme auf allen vieren.«

Sein Nachfolger bemerkte:

»Ich komme vielleicht auf alle viere, jedenfalls auf zweien.«

In Java lebt unter dem Namen »Schultz von Reichenbach«, ein Bruder des bekannten Schill, ein geweſener holländiſcher Obriſtlieutenant, der wegen ſeines unruhigen Benehmens drei Jahre von Java verbannt war. — Derſelbe wird als ein ungewöhnlich lebhafter Brauſekopf trotz ſeiner grauen Haare geſchildert. Er lebt von dem Vermögen ſeiner alten häßlichen Frau, ſoll übrigens in dem Beſitze ſehr vieler intereſſanter Briefe ſeines berühmten Bruders ſein, deren abſchriftliche Mittheilung vielleicht die zahlreichen Verehrer des für ſein Vaterland gefallenen Helden bewirken können.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Zeitungsträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 6 gr Cour.) feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 21 gr (Gold) für das ganze Jahr wird das Journal durch alle Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Vertrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 35. Donnerstag, 29. August. 1844.

Jusqu'à la mer.

Was mich auf meiner diesjährigen Reise durch das nördliche Frankreich unglücklich machte, war die Schweigsamkeit in den Diligencen ꝛc., die sich aller Menschen, selbst der ehemals so gesprächigen Franzosen epidemisch bemächtigt hat. Niemand kümmert sich mehr um seine Umgebung, kaum daß sich die Reisegesellschaft ansieht. Jedermann zieht alsobald ein Buch aus der Tasche, lehnt sich in die Ecke, und beginnt mit apathischem Ernst zu lesen. Diese Mode ist von England aus über den Continent verbreitet worden, denn dort ist es schon seit langer Zeit Sitte, während des Fahrens die öffentlichen Blätter zu lesen, und die Mitreisenden so gänzlich zu ignoriren, als wenn sie gar nicht vorhanden wären. Nach dem Innern Deutschlands scheint diese unselige Sitte, die alle Reise-Poesie zu vernichten droht, noch weniger gedrungen zu sein — auf den Dampfschiffen des Rheins aber liest schon Jedermann, und man sieht da nicht bloß Engländer und Engländerinnen ihre Guides voyageurs mit der Brille, ihre Charten mit dem Finger studiren, sondern auch die Deutschen bemühen sich eifrigst ihr theoretisches Leben, ihre Bücherstudien in Gottes freier Natur fortzusetzen, und tragen ihre Studir-

wie ein angeborenes, mit ihrem Geistes-Fleische verwachsenes Schneckenhaus auch auf Reisen mit sich. Diese verdammte Lese-Wuth machte mich, der ich reise um den Büchern zu entrinnen, um zu sehen und zu hören, von Menschen zu lernen und mich durch das Leben anzufrischen, höchst unglücklich, und ich wünschte mir die alte gute Zeit, wo das jetzt so ernste, schweigsame Frankreich heiter war, und in den Diligencen Scherz und Lachen herrschte, sehnlichst zurück. Einmal aber als mir die Lesemanie zu weit ging und zu lächerlich wurde, und ich allein unter sechs Personen, unter denen mehre Damen, im Interieur der Diligence ohne Buch und Beschäftigung saß — es war auf meiner Rückreise von Paris nach Brüssel — zog ich in der Verzweiflung, nicht ohne glühendes Rachegefühl, meinen Beranger, den lieben französischen Anakreon, aus dem ich auch auf einsamen Spaziergängen daheim nach eignen Melodien zu singen pflege, aus der Tasche, richtete mich in meinem Eckchen so bequem ein wie möglich, und fange an mit größter Andacht, ohne auf meine Umgebung Rücksicht zu nehmen, mit vernehmlicher Stimme zu singen: »Le bel instituteur de filles, Que ce Monsieur de Fénélon etc. tra la la la etc. etc.« Allgemeine Sensation — die Bücher entsinken den Händen — ich lasse mich nicht stören; anscheinend in meinen Gesang und Beranger vertieft — totum in illo — fahre ich fort zu singen und meinen Gesang mit Bewegung der Hände und Finger zu begleiten. Mais comment, Monsieur, — Vous chantez — Pardon, Monsieur, je me croyais seul, je m'ennuyais, c'est pourquoi je me mets à chanter. — Sie verstanden mich, eine allgemeine Heiterkeit war die Folge, und ich sah meinen Wunsch erfüllt, den, mich menschlich mit Menschen zu unterhalten. Als nun die Leutchen hörten, daß ich ein Deutscher war, wollten sie sich schier verwundern, daß ein Deutscher so heiter sein könnte. Ich bemerkte ihnen aber, ich wundere mich noch mehr, wie Franzosen ihre ehemals so liebenswürdige Heiterkeit so ganz verlieren, und sich wie Engländer und wie ambulante

Lesezirkel gebehiden möchten. Uebrigens, bemerkte ich ihnen, nehme der Humor in eben dem Grade in Deutschland überhand, wie die Wirklichkeit ernster werde. Man müsse kein Mensch sein, wenn man in Deutschland über den Unverstand, die Mißgriffe, Thorheit der Zeit und über die tollen Bemühungen, sie in ihrem Laufe zurückzuhalten, nicht lachen wolle — das wäre das Einzige, was uns noch nicht verboten, oder nicht der Censur unterworfen wäre. Uebrigens müßten sie wissen, daß gerade in meinem kleinen, bisher nur durch die Königin von Griechenland einigermaßen bekannten pays, in dem Zipfel der großen Nachtmütze Deutschland, der Humor en- und epidemisch, ja contagiös geworden, und so denn auch ich einigermaßen davon angesteckt sei. — Doch ich gerathe auf humoristische Abwege. Ich wollte eigentlich einen andern Scherz erzählen. Auf dem Wege von Veiten nach Rotterdam saß ich in der Diligence, wo ein holländisches Schweigen herrschte, das sich noch bedeutend von jenem französischen durch Ernst, Würde und gehaltvolle Tiefe unterscheidet, neben einer jungen Dame, die eifrigst in einem Buche las, das ihre ganze Seele zu beschäftigen schien. Das verdammte Lesen! — nur nicht Lesen! — singt Goethe, und ich gedachte schmerzlich seines Wortes — aber was thun, um ein Gespräch anzuknüpfen? Mit komisch-naiver Zudringlichkeit, die dem heitern Alten nicht verargt zu werden pflegt, lehne ich mich sacht mit so viel Grazie, wie ich aufbieten konnte, hinüber, mache einen so langen Hals als es bei seiner natürlichen Kürze möglich ist, schaue mit liebenswürdiger Unbefangenheit als Mitleser und Berechtigter in das Buch, und ein leises, doch vernehmliches: »Ah Racine!« entfährt mir unwillkührlicher Bewunderung meinen Lippen. Da hebt sich der dunkle Schleier des Auges, und sein Stern strahlt auf mich, und es flötet aus den kaum geöffneten Rosenlippen: Oui, Monsieur, Racine — [illegible] Zeitlebens glücklich, denke ich; denn die gesuchte Unterhaltung war eingeleitet. O sehr, war meine Antwort, Racine ist ein großer Geist, aber seine Reime gefallen mir weniger,

ich wünschte ihn ohne das Roccoco-Staatskleid Ludwigs XIV., oder vielmehr der Antike, — und setzte dann meine Ansicht über die moderne Nachahmung der antiken Tragödie auseinander. Das Gespräch wurde lebhaft, interessant; meine kleine Holländerin war sehr gebildet, sie kannte die englische und deutsche Literatur, und besonders Schiller. Ich sprach mit ihr über die weibliche Bildung in Holland, zu der als wesentlicher Theil, wie sie versicherte, auch die deutsche Literatur gehöre: Nous aimons beaucoup les Allemands, fügte sie hinzu, tant plus nous regrettons que vous autres ne nous aimez pas, car vraiment, Monsieur, toutes vos feuilles respirent la haine envers nous jusqu'à l'extrémité. Ah pardon, erwiederte ich, Mademoiselle probablement veut dire: Jusqu'à la mer *). Sie schien mich zu verstehen, schlug die Augen nieder, und unser Wagen rollte über das Pflaster von Rotterdam, und hemmte alle unnöthigen Erörterungen.

Grevetus.

Ist der ein Mensch, der sich nicht rührt?

Im Jahre 1814 wurde ich im adelichen Kloster und Marktflecken Uetersen in Holstein confirmirt. Obgleich der Sohn eines dänischen Beamten und Kammerjunkers, der Enkel des gräflichen Klosterprälaten, that ich doch einen bisher in Uetersen unerhörten Schritt; ich ließ mich vom zweiten Prediger einsegnen, weil ich mit dessen Söhnen, wovon Christian mein liebster Freund, mir leider später durch den Tod entrissen wurde, täglich als Spielgenosse verkehrte. — Ich hatte viele Gegenvorstellungen meiner Tanten deshalb zu beseitigen, gegen die ich mich nur mit einem »ich kann nicht anders« wehrte.

---

*) Ausdruck der Wiener Congreß-Acte in Beziehung auf die deutsche Handelsfreiheit auf den Nebenmündungen.

Dieſe Handlung war entſcheidend für mein Leben. Ich wurde Eklektiker, glaubte an eine haute volée des Geiſtes, wie ich denn auch noch jetzt bei der Taufe von den vielen Worten, die man nachſprechen muß, um gevatterfähig zu ſein, am liebſten dem passus wiederhole, wo von der Gemeinſchaft der Heiligen die Rede iſt. — Ich verließ die Ariſtokraten, an die die Geburt und verwandtſchaftliche Verhältniſſe mich gewieſen, von denen man wenigſtens das Gute rühmen muß, daß ſie Wärme und Anhänglichkeit beſitzen, doch graute mir bald vor den abſtracten Liberalen, welche das Vaterland als das Höchſte im Munde führen, deren Tyrannen ſie gerne remplacirten, und ſo blieb ich allein, ohne politiſche Farbe, kaum in dieſer Hinſicht geſchickt, um eine Rolle in Holbergs Zinngießer zu ſpielen. —

Da conſtruirte ich mir nach Art der Diogeniſchen eine Laterne. Das Glas war aus einigen Judenbrillen, gereinigt mit dem Schleier einer Jungfrau, das Lichtgas aus meinem Herzblut bereitet, das Gehäuſe aus dem Golde der Erfahrung verfertigt. — Ich gehe oft damit ſpazieren, und ſinge dann wie die kleinen Mädchen zur Gurkenzeit:

Ich gehe mit meiner Laterne,
Und meine Laterne mit mir,
Und Sonne, Mond und Sterne
Sind doch nicht ſolche Zier.

Sobald ich aber einen Menſchen gefunden, gleichviel aus welchem Teige er gebacken, da freue ich mich, und wenn ich es kann, da ſtoße ich mit ihm bei einem Glaſe Wein an und rufe:

» Die Gemeinſchaft der Heiligen. «

Alſo, ich wurde nicht bei dem Dannebrogritter, dem Paſtor Höpfner, vor dem die Ueterſener noch jetzt mit Reſpekt vermeiden, er habe ſich oft ſelber doppelt geſehen, ſondern beim zweiten Prediger Kirchhof confirmirt, wofür ich denn auch am Tage der bürgerlichen Menſchwerdung den Schimpf hatte, nicht im Opferſtiege, ſondern in den Bauerſtühlen ſitzen zu müſſen, und erſt eingeſegnet zu

werden, als Höpfner's Bauerjungen vom Klebendeich und Heidenge es geworden waren. —

Von des Rektors Schule war nur Heinrich Fügemann, der als Enrico Fügemanno mit abwechselndem Glücke schon seit Jahren in Mexiko agirt, und Claus Kleinod, Kirchhofs Confirmanden. Kleinod sage ich, ich meine eigentlich Kruse, Kleinod war ja einer seiner Spitznamen. Er hatte ihn sich dadurch zugezogen, daß er einmal in der kalligraphischen Stunde, als er:

»Tugend ist ein schätzbares Kleinod!«

eine ganze Seite hinunter geschrieben, und gegen die Kleinodien gleichgültig geworden war, am Ende seinen Namen anstatt: »Claus Kruse:«

Uetersen, den 12. November 1812. Claus Kleinod.

unterschrieben hatte.

Wir waren übrigens sehr confirmirbare Menschen. — Das konnte man aber nicht von des Subrektors und Cantors Jungen sagen, welche die Zahl siebenzig erreichen halfen. Vielmehr hätte der gute Pastor wohl eine Rede halten können, wie ein vor wenigen Jahren verstorbener Oldenburgischer Prediger, welcher im Eingang sagte: Er habe nie so dumme Kinder gehabt wie in diesem Jahre, er wolle sie aber nichts destoweniger aus drei Gründen confirmiren: 1) sei keine Hoffnung vorhanden daß sie gescheidter würden, 2) sei der Spruch bekannt: »Viel Wissen bläht.« und 3) habe der Herr gesagt: »Lasset die Kindlein zu mir kommen« u. s. w.

Eines Tages gab uns der Prediger den herrlichen Gellertschen Gesang:

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte,
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?

zum Auswendiglernen. — »Ich bin schon viele Jahre Prediger in dieser Gemeinde,« setzte er hinzu, — »ich habe »aber mit Bedauern bemerkt, daß der Sinn dieses vortrefflichen Liedes rücksichtlich der ersten Zeilen total mißverstanden wird. Anstatt der Worte:

Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte,
Iſt der ein Menſch, den ſie nicht rührt?

»die Güte nämlich, ſagt Ihr immer: »der ſich nicht »rührt?« Wahr iſt es, der Menſch ſoll rührig und thätig ſein, »allein dieſes Rühren, welches der Dichter meint, iſt nicht »ſo körperlicher Natur, wie man es in Ueterſen deutet. Ich »mache Euch daher im Voraus auf dieſen Fehler aufmerk»ſam, und verhoffe, daß Ihr bei der Herſagung des herr»lichen Liedes denſelben in der nächſten Stunde vermeiden »werdet.«

Aber nachdem ich, der Kopekenjude*), Buß (ſo hieß Jügemann) und Claus Kleinod die Verſe ohne Anſtoß hergeſagt und der Paſtor zu dem erſten »Subrektor ſihn Jung kam«, haſpelte dieſer mit Spieluhrſchnelligkeit ſein

Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte,
Iſt der ein Menſch, der ſich nicht rührt?

ab. — »Aber Jan Peter! ſag' doch, den ſie nicht rührt. Bedenke die Güte Gottes thut es, Jan Peter, und ſage doch:

»Den ſie nicht rührt?«

Jan Peter wiederholte tonlos:

»Den ſie nicht rührt?«

»Alſo nochmal Jan Peter!«

Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte,
Iſt der ein Menſch, der ſich nicht rührt?

»Es iſt vergebens, jammerte der Alte nach mehren wieder»

*) Man nannte mich auf Schulen den Kopekenjuden. In der ruſſiſchen Zeit nämlich, waren die ſogenannten blauen zwei Species-zettel auf 20 Schillinge gefallen, man war aber gezwungen bis zu dieſer Summe die Scheidemünze, kupferne Schillinge ſpottweiſe Kopeken genannt, wie Silbergeld zu nehmen. Der Staat erhob freilich ſeine Abgaben auch in dieſer Münze; außerdem aber wurden nur die Spielkarten für dieſe Münzſorte verkauft, die ich alle für ſolche Kopeken an mich gebracht, als in der Nacht eine Staffette an Mutter Heidorn kam, daß ſie nur für Silber abgegeben werden ſollten. Ich verdiente dadurch ein hübſches Taſchengeld.

holten Versuchen. »Laßt den ersten Vers fort.« Wir drei obersten Knaben aber wiederholten lächelnd vor uns mit Brandezza:

»Den sie nicht rührt?«

»Wie kinderleicht.« — Am Ende trägt aber Gellert die Schuld, der in ein populäres Lied nicht den bedeutungsvollen Accusativ so unpopulär mitten in den Vers hätte einzwängen sollen.

Hors d'oeuvre.

Die Notiz in den politischen Blättern, als hätten die im Hamburger Hafen liegenden Schiffe ihre Flaggen zu Ehren des Königs von Sachsen aufgezogen, ist dahin zu berichtigen, daß dies zu Ehren des Senators Meier, eines angesehenen Weinmissionärs, der, wenn ich nicht irre, an dem Tage seinen Geburtstag gefeiert hat, geschehen ist.

Literatur.

Theater von F. von Heyden. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 1842. 1843. — Es ist seit einigen Jahren Mode geworden, alle dramatische Lectüre aus den Lesebibliotheken zu verbannen. Ich lasse das hingehen, wenn es solche Stücke sind, die wir schon wiederholt als Manuscript über die Bühne haben gehen sehen; interessante dramatische, noch nicht bekannte Arbeiten bieten dem Leser aber gewiß eine willkommene Lectüre. Hierhin sind die obengedachten des bekannten und beliebten Novellisten zu rechnen. Das Tragische wechselt mit dem Komischen. Ein edler Styl, eine reine Gesinnung athmet in allen diesen Schöpfungen, und wird gewiß auch auf den Brettern seiner Zeit eine gerechte Anerkennung finden.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil humanum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 36. Donnerstag, 6. September. 1844.

Etwas für Speculanten.

In unsern naseweisen Zeiten, wo das pöbelhafte Gekrächze der öffentlichen Meinung sogar anfängt Sitz und Stimme zu bekommen, und man am Ende gar riskirt, daß es in den Sopha, wenn auch nicht in ganz guter Gesellschaft, genöthigt wird, — wo man sogar darauf hinarbeitet, den Armen die letzte Illusion, das Phantasie erregende, traumdeutende, Gottvertrauen erweckende, Revolutionen unterdrückende, — und wenn auch nur selten bereichernde Lotto zu nehmen — wo es mit den Eisenbahnactien nichts ist, — und selbst Stephan'sche religiös-pecuniäre Speculationen nicht ziehen, — ist eine neue Idee, die baar Geld zu liefern verspricht, gewiß allenthalben willkommen wie Fanny Elsler, zumal da das Tänzchen, welches mit der meinigen zu wagen ist, ohne salto mortale abgemacht werden kann.

Ich darf behaupten, daß in Oldenburg (bei Hofe abgerechnet) nichts Außerordentliches passirt, ohne daß ich alsbald eine Mitwissenschaft davon bekomme. Selbst die Unglücklichen, welche ihren Verstand verlieren, melden sich bei mir in dieser Qualität sogleich, d. h. sie theilen mir als einem anerkannten Menschenfreunde ihre weithe-

glückenden Ideen zuerſt mit, denen ich gewöhnlich zu ihrem größten Erſtaunen den Rath — Ipecacuanha und Blutigel zu brauchen — entgegen ſetze. Auf dieſe Weiſe bin ich allerdings wie die Kölner Zeitung einmal berichtete, ein Stück Jean Paul'ſcher Siebenkäs geworden, ein Allerweltsrathgeber gratis und frustra. — Unter dem niedern Volke circuliren auch gar wunderbare Gerüchte von meinen Kräften, namentlich als Eheprokurator, welche aber wahrſcheinlich durch folgende Geſchichte, oder vielmehr durch meine Wäſcherin entſtanden ſind.

Vor etwa zehn Jahren kam ein armes Dienſtmädchen zu mir. Sie ſagte, meine Wäſcherin habe ſie hergeſchickt, ſie ſei von einem hieſigen Bürger verführt, und dieſer weigre ſich, ſie zu heirathen. Ich möge doch machen, daß er dieſes thue. Sie weinte dabei bitterlich, und bot mir, falls ich ihre Bitte erfülle, an, mir 6 Paar Strümpfe oder 12 Paar Socken gratis zu ſtricken.

Ich ſah das Mädchen erſtaunt an, welches ihr Anliegen nebſt ihrem Verſprechen mich auf den Strumpf zu bringen, in Spieluhrenweiſe noch drei Male nach einander wiederholte.

Ich hatte mir nur ſo viel aus dieſen Reden gemerkt, daß ihr Geliebter anderer Confeſſion als ich war. — Was war alſo natürlicher, als daß ich ſie an den würdigen Beichtvater deſſen verwies, der im Begriff war gegen ſie eine ſo große Sünde zu begehen.

Sie entfernte ſich mit dieſem wohlfeilen Troſte.

Acht Tage ſpäter kam das Mädchen meiner Waſchfrau zu mir, legte die Wäſche in meine Kommode — und ging mit den Worten: »N Empfehlung von Madam, und ſie kriegte ihn!« wieder fort.

Wie ich nachher erfuhr, hatte der Paſtor den Renitenten mit der Prätendentin verſöhnt. —

Dieſe Worte mußte ich aber vorangehen laſſen, um meinen Leſern, die mir überhaupt viel Glauben in dieſer Sache ſchenken und noch mehr ſich ſelbſt zur Speculation erwerben müſſen, das pſychologiſche Wunder erklären zu

können, daß vor einigen Jahren ein mir ganz unbekannter Dorfſchulmeiſter zu mir eintrat und folgendes Anliegen ſtellte:

»Ich heiße Hinrich Heleman und bin 1803 um Licht»meſſen geboren. Mein ehelicher Vater verließ meine Mut»ter als ich ein halbes Jahr alt war, nahm, wie es »hieß, ſeinen Weg nach Holland, und ſchrieb zum letzten »Male um Weihnachten deſſelben Jahres, daß er unter die »Soldaten gegangen ſei. Der Grund ſeiner Entweichung iſt »wohl in einem Mißverhältniß zu ſuchen, worin mein, übri»gens in der Feder gewandter Vater mit ſeinen Schwieger»ältern ſtand. Meine arme Mutter ernährte mich mit gro»ßer Mühe, und erzog mich zum Schullehrerſtande, der »mir ein nothdürftiges Brod, aber auch die Freude ver»ſchafft hat, ihr Verſorger in ihrem hohen Alter zu wer»den. Der Gedanke an meinen Vater beſchäftigte mich indeſſen »oft, und ich gab mich allemal dem ſüßen Gedanken hin, »denſelben noch einmal wieder in die Arme ſeiner verlaſſe»nen Frau zurück zu führen.«

»Da las ich einmal im Jahre 1830 von Choſſée's Hel»denthaten, und von einem Capitain Hinrich Heiemann, »der ſich unter ihm ausgezeichnet habe. — Wie ein Blitz»ſtrahl fuhr es in meine Seele, daß dieſer Mann vielleicht »mein Vater ſei. Ich ſchien mir meiner Sache ſogar ſo »gewiß, daß ich an den fraglichen Offizier meinen Brief, »faſt als ſein anerkannter Sohn richtete, erhielt aber bald »eine Antwort, worin mir der Adreſſat alles Ernſtes ver»ſicherte, daß er nicht mein Vater, vielmehr ein geborner »Holländer ſei, der nie ſein Vaterland verlaſſen. Er könne »mir indeſſen vielleicht auf die Sprünge helfen. Er kenne »nämlich in Amſterdam zwei Kaufleute unſeres gemeinſchaft»lichen Namens, wovon der eine unverheirathet, beide aber »aus dem Lande der Metzger her ſeien.« Hierunter ver»ſtehen aber die Holländer, bei denen dieſe Profeſſion mit einiger Anrüchigkeit belegt iſt, die Deutſchen.

»Sie wiſſen, es ziehen alle Jahre eine große Menge

»Oldenburger, namentlich als Stukaturarbeiter, nach Hol»land.«

»Ich weiß dies nur zu wohl,« versetzte ich. »Ich »weiß auch, daß die jungen Burschen schon zwei Jahre, »bevor sie dorthin ihre Züge unternehmen, sich alle mög»liche Mühe geben ihr gutes Deutsch zu verderben, und »den infamsten Jargon zu erlernen, damit die Holländer sie »für einen »Ohlen« halten und ihnen mehr Lohn bieten.«

»An mehre dieser Leute wandte ich mich, und erfuhr »nunmehro, daß allerdings in Amsterdam zwei Hinrich »Helemann wohnten, die beide aus dem Oldenburgischen »seien. Der eine war verheirathet, starb aber bald nach die»sen eingegangenen Nachrichten, der andere aber, mein Va»ter, lebte als Junggesell.«

»Ihr Vater?«

»Ich bezweifle diese Eigenschaft keine Sekunde. Meine »Mutter hatte mir als Wahrzeichen eine gekrümmte Narbe »unter dem Kinn meines Vaters angegeben. — Alle Hol»landgänger, die meinen Vater jetzt in Amsterdam gesehen, »hatten diese Narbe an ihm auch wahrgenommen.« —

»Ich machte mich jetzt auf den Weg, und langte voll »Erwartung in Amsterdam an. Ich traf den Mentier Hin»rich Helemann in seinem Hause, und stellte mich ihm, als »ich die Narbe auch gesehen, ohne Weiteres als seinen »Sohn vor. Mein Vater wurde betroffen — erblaßte, ja »es traten ihm Thränen in die Augen. — Seine Hand »zitterte in der meinigen, seine Stirne wollte sprechen und »sein Herz brechen. — Da öffnete sich die Thür — —

»Und die Lieblingskatze des Vaters erschien,« fiel ich ein.

»Vielleicht ist sie das auch. — Es trat die Haushäl»terin in's Zimmer. Ein Blick auf meinen Vater über»zeugte sie, daß hier etwas auch für sie Wichtiges im »Werke sei.«

»Sie hatte auch alsbald aus wenigen Worten den »ganzen Sinn des Gegenstandes errathen, worüber es sich »hier handelte, und mischte sich jetzt lebhaft in das Ge-

»ſpräch, indem ſie mich ein ruchloſes [illegible] (ruchloſes »Geſchöpf) und liederlaar (Bettler) nannte.«

»Ich wurde entlaſſen, — als ich am andern Tage »meinen Beſuch wiederholte, fand ich den Vater viel ge»faßter. Er empfing mich ruhig, freundlich und ernſt, ge»ſtand mir zwar, daß er aus dem Oldenburgiſchen ſei, »nannte aber wiederholt einen andern Geburtsort, als den »meines Vaters. — Aber auch dieſes Geſpräch wurde durch »die abermalige Wiedererſcheinung der Haushälterin be»ſchloſſen, und ich von dem Herrn mit der Weiſung ent»laſſen, nicht wieder zu erſcheinen, weil er widrigenfalls »den Schutz der Polizei in Anſpruch nehmen werde.«

»In der Verzweiflung lief ich zu unſerm Conſul, »Dieſer, ein lieber, freundlicher Mann, hörte mich theilneh»mend an. Als ich aber keine andere Beweiſe, als Namen, »Vaterland, die Schwarte und das verdächtige Benehmen des Hinrich Helemann vorbringen konnte, zuckte er die »Achſeln, und rieth mir ſehr vorſichtig zu ſein. »Der Ruf »des Mannes ſteht bei der Kaufmannſchaft in Amſterdam »auf dem Spiel, verläugnet er wirklich ſeine eheliche Va»terſchaft, ſo darf er ſich nicht wieder auf der Börſe ſehen »laſſen,« endete er. »Täuſchen Sie ſich aber, ſo harren »Ihrer die größten Unannehmlichkeiten, ja nicht unbedeu»tende Strafen.«

Der Schulmeiſter hatte geendet, und ſah mich jetzt mit einem bittenden und neugierigen hoffnungsvollen Blick an, wie ein Volk einen Kronprinzen bei ſeiner Thronbeſteigung. Ich hatte indeſſen das erſte und vornehmlichſte bald gefunden. Wie ein mir bekannter Arzt bei jedem entſtehenden Fieber Salmiak, verordnete ich ohne Weiteres in ſolchen Fällen vor allem Geld, — und berathſchlagte mich über das Mittel dieſes zu ſchaffen.

Es ward gefunden, und eine Reiſe des Sohnes mit der Mutter nach Amſterdam verabredet. —

Ich erfuhr Monate lang nichts von dem Erfolge, bis mir der Schulmeiſter einmal in Oldenburg auf der Straße begegnet.

»Nun,« rief ich aus, »ist der Vater gefunden.«

»Die Sache ist unentschieden,« versetzte er mit Achselzucken. »Unentschieden, und vielleicht für immer!«

»Unentschieden? wie ist dies möglich?«

»Hören Sie nur. — Mit unsern sechszig Thalern »machten meine Mutter und ich uns nach Ihrer Anweisung auf den Weg nach Amsterdam. — Unerfahren wie »wir in der Welt sind, schien es mir indessen besser, noch »einen Dritten mitzunehmen. Wir erwählten den Organisten König, einen erfahrenen Schulmann, der sich auch »willig finden ließ, uns auf unsere Kosten zu begleiten.«

»König übernahm es in Amsterdam die Sache einzuleiten, und hatte überraschende Pläne vorbereitet. Unglücklicher Weise kam ich auf die Idee ihm das Haus des »Hinrich Helemann zu zeigen. Ich ging zwar nicht »mit hinein, indessen kam es mir vor, als ob ich beim Oeffnen der Hausthür das unheimliche grüne Auge der Haushälterin auf der Gasse erkannte.«

»König kam mit der Nachricht zurück, daß Herr Helemann nicht zu Hause sei.« —

»Am andern Morgen ging er wieder hin. Meine Mutter und ich hatten uns hart am Nebenhause postirt, um »zur rechten Zeit, zum Moment der Rührung oder Confrontation, anzulangen.« —

»Aber König kam mit einem langen Gesichte zurück, »und erklärte, Herr Helemann sei heute mit der Post auf »vier Wochen nach Brüssel gereist, wie ihm die Haushälterin mit sehr heiterm Gesichte verkündet hätte. Wir fanden die Abreise meines Vaters auf dem Postbüreau bestätigt.«

»Wir hatten keinen Vorrath auf sechs Wochen, »wie man im Oldenburgischen wohl zu sagen pflegt, und »mußten unverrichteter Sache zu Hause kehren.«

Ich habe meinen Lesern diese Geschichte nach meinem besten Wissen und Gewissen ungeschminkt vorgetragen. Sollte sich einer meiner begüterten Zuhörer veranlaßt finden, mit Hinrich Helemann jun. (dessen Namen ich hier nur verändert) in dessen Glücksschiff zu steigen, und nicht in ihm nur einen travestirten Richard Savage, einen vaterflüchtigen Menschen sehen, so bin ich bereit die Bekanntschaft mit dem Schulmeister zu vermitteln, in dessen Namen ich, wenn gleich ohne Auftrag, einen erklecklichen Theil der etwa rückständigen Alimente und des dereinstigen Pflichttheils im Voraus nebst aller erforderlichen Diskretion wie ein Beichtvater verspreche.

Theodor v. Kobbe.

Eheliche Sympathie.

(Der Mann liegt schwer erkrankt, die Frau sitzt weinend vor seinem Bette.)

Mann.

Ach leewe Fro! Du sötte gode,
Wo is mi dog so flegt to Mode,
Ick löv, ick starv noch düsse Nacht.

Frau.

Ja leewe Mann, dat heff ick ohk all dacht.

Mann.

Dann blifft Du ganz alleene, lütje Triene.
Vermantenehr man god de Pehr und Schwine,
Dihn ohle Vader helpt de erste Tihd wul sacht.

Frau.

Ja leewe Mann, dat heff ick ohk all dacht.

Mann.

Nahher da mußt Du fridlich wedder freyen,
Man Du mußt nich upp Jürgen Gruben sehen,
De Kerl de drinkt, bi Dage und bi Nacht.

Frau.

Ja leewe Mann, dat heff ick ohk all dacht.

Mann.

Wiß de Jan Jochen di, de Kerl hett Os und Ko,
Und hett aparti Geld, denn gihv Du ja man to,
Dat is ehn fixen Kerl, — dat is 'n wahre Pracht.

Frau.

Ja leewe Mann, dat heff ick ohk all dacht.

Literatur

Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen von L. Rellstab. Drei Bände. Leipzig, Köhler 1844. — Paris läßt sich in so vielen Beziehungen auffassen, die Erscheinungen wechseln darin so wunderbar, daß ein begabter Schriftsteller wie Rellstab über seinen Aufenthalt daselbst nur Interessantes liefern kann. Mit seiner Vorliebe für Frankreich, welche hie und da auf Kosten Deutschlands hervorzublitzen scheint, wollen wir nicht rechten; wer Frankreich, dem Europa doch auch viel Gutes verdankt, mit Nutzen bereisen will, thut sehr wohl mit einem günstigen Vorurtheil daran zu gehen. Wie Lichtenberg in seinem witzigen Anschlagezettel Philadelphia's behauptete: »Wer nichts bezahlt, der sieht auch nichts!« so kann man von den Frankreich besuchenden Deutschen sagen: »Wer den Franzosen nicht mit Voreingenommenheit entgegen kommt, der lernt sie gar nicht kennen.« Der Raum unserer Blätter, welche sich auch hauptsächlich auf ein Urtheil über die Frage, ob das Buch Leihbibliotheken zu empfehlen ist, beschränken, erlaubt uns keine genauere Detaillirung dieses Werkes, in dem wohl die Urtheile über Musik den ersten Platz einnehmen.

Scherz und Ernst oder Charakterzeichnungen von G. Grüf. Meiningen. Wo ist der Scherz? wo ist der Ernst? — In diesem Buche sind beide trotz des Titels nicht zu finden. — Wir können dasselbe wegen seiner Trivialität nicht empfehlen.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 37. Donnerstag, 12. September. 1844.

Oldenburgisches Volkslied *).

Ein Versuch den Tönen der unvergeßlichen hohen Verklärten Worte unterzulegen

von

Theodor von Kobbe.

Heil Dir, o Oldenburg, Heil Deinen Farben!
Gott schütz' Dein edles Roß, er segne Garben,
Heil Deinem Fürsten Heil, der treu Dir zugewandt,
Der Dich so gern beglückt, o Vaterland!

Ehr' Deine Blümelein, pfleg' ihre Triebe,
Blau und roth blühen sie, die Freundschaft wie die Liebe;
Wie Deine Eichen stark, wie frei des Meeres Finth,
Sei deutscher Männer Kraft Dein höchstes Gut.

Muthig Dein Wimpel fleucht durch alle Meere,
Wohin Dein Krieger zeucht, zollt man ihm Ruhm und Ehre;
Schleudert den fremden Kiel der Sturm an Deinen Strand,
Birgt ihn der Lootsen Schaar mit treuer Hand.

*) Das Volkslied ist bis auf ein Paar Exemplare vergriffen, und hat der Verleger manche Thränen getrocknet. Ich erlaube mir daher jetzt es auch den Lesern des Auslandes mit einer Bitte um nachsichtige Beurtheilung vorzulegen. Die Musik, deren Abdruck mir nicht vergönnt war, ist in der Schultzeschen Buchhandlung nebst einem Oldenburgischen Volksliede des Kaplans Seling zu haben. D. V. S.

Wer Deinem Heerde naht, fühlt augenblicklich
Daß er hier heimisch ist, er preiset sich so glücklich;
Führt ihn sein Wanderstab auch alle Länder durch,
Du bleibst sein liebstes Land, mein Oldenburg!

Skizzen aus China.

Die nachfolgenden Notizen verdanke ich den mündlichen Mittheilungen jenes liebenswürdigen braunen Capitains, welcher schon früher die humoristischen Blätter mit ergötzlichen Daten aus Rio Janeiro beschenkt hat, und dessen beide letzten Reiseziele Singapore und China waren.

Wer mit einem Chinesen Handelsgeschäfte machen will, der erkundigt sich erst nach dessen Solvenbität, wofür es keinen sichereren Maßstab als den giebt, den in Deutschland die Einsicht der Hypothekenbücher und eine hohe amtliche Stellung mit obligater unvernünftig hoher Gage darbieten*). Man erkundigt sich nämlich nach der Zahl seiner lebenden Frauen. Ich sage der lebenden, denn wenn man die todten mit rechnet, so passirt so etwas auch bei uns. — Versetzte mir doch mal ein reicher Leinwandhändler, dem man bemerkte, daß er ein schönes Vermögen seinem gesegneten Geschäft verdanke: »O ick hess aparti vehl Glück hatt, ick hess dreh Frohens dodt.«

Fünf Frauen in China deuten schon auf ein hübsches Vermögen. Die gemeinen Weiber, welche Füße haben, zeigen sich öffentlich, verrichten sogar Matrosenarbeit. — Die haute volée hingegen lebt abgeschieden in dem Innern des Hauses. Nur selten, und nur wenn ich einen bedeutenden

*) Ein russischer Offizier vom Woronzoffschen Corps sang auch einmal eine solche chinesische Melodie, indem er mir von einem seiner Kameraden bemerkte: „Ah das ist ein Lumpenkerl, lieber Bruder, der hat nur zwei Orden.“

Ankauf gemacht, wurde ich auf meine dringenden Bitten den Damen des Hauſes vorgeſtellt, welche ſich alle mal ſchüchtern, ſo zu ſagen in ſich ſelbſt zurück zogen. Dabei durfte ich die Schwelle nicht überſchreiten, und hielt mich der fünfmal felige Gatte jederzeit bei ſolcher Cour an beiden Rockzipfeln feſt.

Die Chineſen ſind ſchlau und argliſtig im Handel. Iſt derſelbe aber abgeſchloſſen, ſo laſſen ſie ſich nie mit einem Geſchenk, das ſie »Kamtſcha« nennen, abweiſen, was an das »Tüchelche« erinnert, welches der polniſche Jude auf der Meſſe immer überher verlangt.

Die Chineſen halten alle Mittel der Uebervortheilung im Handel erlaubt. Bekannt iſt die Geſchichte, daß ein Engländer, der mehrere Kiſten mit Waaren von einem Chineſen erhandelt hatte, dieſe öffnen ließ, und ſtatt des Gekauften eine Menge Schofelzeug fand. Er ließ den Chineſen kommen, welcher höchſt entrüſtet verſicherte, nicht er ſei ſchuld, ſondern der Makler, der ihm ja auf ſein Ehrenwort verſichert habe, der Engländer werde die Kiſten erſt in London öffnen.

Den Honoratiorentöchtern werden bald nach der Geburt eiſerne Schuhe angelegt, welche den Wachsthum der Füße hindern, der in die Beine fährt, und dieſen ein unförmliches Aeußere giebt. Das Gehen wird ihnen ſchwer, und werden ſie meiſtens getragen.

Die Hauptzierde der Männer iſt der Zopf, weshalb er ſich in Deutſchland vor vierzig Jahren wol nur in Kurheſſen wohl gefühlt haben würden, wo die alten Zopftragenden ihren alten zopfliebenden Kurfürſten mit dem Zopfe in der Hand ein »Heil Dir im Siegerkranz« und ein — »Wir ſind noch von den Alten,« zugewedelt haben ſollen.

Der Zopf macht alſo die Ehre des Chineſen aus, der betroffene fliehende Dieb hält fortwährend die Hand am Zopf. — Abſalon würde für China der tragiſchſte Stoff einer Komödie ſein, indeſſen würden ſie den Königsſohn glücklich ſchätzen, daß ihm Niemand den Zopf abgeſchnitten,

und er somit ein Opfer für den Zopf gefallen ist. — Wem der Zopf fehlt, der hat keine andere Wahl als die, »Geistlicher« zu werden, ein zopfloser Stand, der in China durchaus nicht geachtet werden kann. Viele derselben betteln barfuß.

Die Sprache der Chinesen wechselt alle fünfzig Meilen, und verstehen sich die Bewohner der verschiedenen Landestheile oft gar nicht im Entferntesten. — »This ship no understand« radbrechte mir ein Chinese, um mir die Unverständlichkeit seiner aus einer entfernten Provinz herkommenden Landsleute anzudeuten. — Vom Missionär Gützlaff, den die Chinesen hoch verehren, behauptet man, daß er ein linguistischer Generalnenner sei, welcher alle Idiome in sich vereinigt, und mit allen Chinesen reden kann. —

Das Opiumrauchen wird immer allgemeiner. Diejenigen, welche diesem Genuß fröhnen, sind indessen, wie unsere Branntweinsäufer, an ihrem aufgedunsenen Gesichte, noch mehr aber an den gerötheten Augen zu erkennen. — Das Opium ist sehr theuer, ich habe einen reichen Chinesen gekannt, von dem es hieß, er rauche täglich für zehn Thaler. — Gewöhnlich fallen übrigens die Raucher schon nach einer halben Stunde in den Schlaf, aus dem sie geschwächt und im ärgsten Katzenjammer erwachen.

Schweinefleisch und Reis machen die Hauptspeise der Chinesen aus; bei großen Gastmählern reicher Chinesen verzehrt man indessen Vogelnester, welche das Stück an 30 bis 40 Thaler kosten. Bei Leichenbegängnissen vornehmer Chinesen werden zehn bis fünfzehn Schweine geschlachtet, öffentlich vor der Wohnung auf ein Gerüste gelegt, und das Fleisch an Arme vertheilt. Zu einem solchen Leichenbegängnisse wurde auch ich eingeladen, bei welcher Gelegenheit man mir, wie allen Folgern, einen weißen Shawl, ungefähr 5—6 Thaler an Werth, umthat, den ich mit zu Hause nehmen und behalten mußte.

Die Chinesen trinken nur Thee, doch ließen sie sich,

wenn Geſundheiten getrunken wurden, auch Wein gefallen; am meiſten zeigten ſie aber Neigung für Pfeffermünzſchnapps. — Alle wurden nach dem Genuß deſſelben höchſt zärtlich, umarmten uns, meinten alle Menſchen ſeien Gottes Kinder und Brüder, — alſo tout comme chez nous — und zweifle ich nicht, daß der Wein dort ſich bald einbürgern wird.

»Gewiß nicht, lieber Capitain,« endete ich, »und insbeſondere nicht, wenn ſie ihnen im Jammerton (wie die Franzoſen ſagen) zurufen: »Sie hätten ſich geſtern einen Kopf getrunken.«

Lob der Hamburger.

Die Hamburger ſind Menſchen von Kopf und Herz. Für das erſte zeugt die Wohlhabenheit der Einwohner, deren Häuſer, trotz dem daß ſie nach des Bremer Zeloten Ausſpruch als Strafe Gottes vernichtet ſind — ſich mächtiger und glänzender erheben, als ſie vor dem Mallet'ſchen »Tekel:«

»Du biſt gewogen und zu leicht befunden.«

da ſtanden. — Aber trotz ihres Glanzes, ihrer Pracht ſind ſie, die Hamburger, keine Narren der Mode, wenn dieſe unſinnig und lächerlich iſt. So trägt kein Kämmereibürger die verdammten Riemen unter den Pantalons, sous pieds, die einem jeden Infanteriſten fortwährend weiß machen, als ob er zu Pferde ſitze, das Individuum geniren, und für den Staat keinen andern Nutzen haben, als daß die Beinkleider wie gaſſenkehrende Beſen zu ihrem eigenen Verderben agiren.

Wenn ich aber hier Widerſpruch bei meinen Leſern finden ſollte, ſo werden ſie es gewiß nicht thun, ſobald ich vom Herzen der Hamburger rede. Wer kennt nicht ihre fabelhafte Gaſtfreundſchaft, ihre Theilnahme, die ſie jedem

Fremden, und namentlich dem Erkrankten, mit dem sie in einige Berührung gekommen sind, angedeihen lassen? — Namentlich gilt dies von den auf dem Lande lebenden Städtern, und vor allen wie ich das aus einer Erfahrung, per Terz, weiß, von den überaus liebenswürdigen Eppendorfern.

Wie der Herr, so der Diener.

In diesem Frühjahr besuchte ich eines Morgens den Direktor des Hamburger Joannei, Doktor Kraft. — Wer in das wohlwollende heitere Auge und frische Gesicht dieses Gelehrten hineinschaut, wer dabei bedenkt, daß derselbe ein berühmter Lexikograph ist, der das Unglück hatte Klein zum Verleger zu haben, und etwas Kenntniß von den vielen Opfern hat, die dieser Humorist im edelsten Sinne seinem Herzen gebracht hat, der wird irre an der Wirkung, welche physische Leiden auf den menschlichen Körper haben. —

Während ich mit Gurlitt's Nachfolger über diesen plauderte, trat ein Dienstmädchen mit einem großen Korbe ein.

Fast verschämt überreichte sie dem Doktor Kraft einen Drittel.

»Für die Abgebrannten in Sachsen?« fragte dieser.

Das Mädchen nickte bejahend.

»Von wem?« fuhr Kraft fort.

»Von Niemand,« versetzte das Mädchen leicht erröthend aus der Thür schlüpfend.

»Ist es möglich, Herr Doktor!« fragte ich, »sollte das Mädchen selbst?«

»Ohne allen Zweifel, so etwas passirt häufig, und ist bei dieser Collecte auch schon vorgekommen.«

Ich kann nicht sagen, wie wohlthuend mir diese Nachricht war. Ich verließ Hamburg, den großen Edelstein Norddeutschlands, wo ich einige Jugendjahre verlebt, an demselben Tage mit der Empfindungsfrische eines Primaners. Es glänzte mir noch herrlich auf der Elbe entgegen. Doch mag eine Freudenthräne, die mir das Eine Auge füllte, die optische Täuschung herbeigeführt haben.

Ich habe mir aber vorgenommen, nicht wieder auf die bettelhafte Mode des Trinkgeldes, eigentlich eine Hageſtolzſteuer in Hamburg, zu ſchimpfen, da ich weiß, wie gut mancher Drittel von den Hamburger Dienſtmädchen verwendet wird.

Hors d'oeuvre.

Kürzlich hielt ein »Held der Landſtraße« auf einem Seitenwege eine nach London fahrende Landkutſche an. Er hatte aber ſeine Zeit ſehr ſchlecht gewählt, denn das Innere des Wagens war ganz leer, und deſſen einziger Paſſagier, ein Matroſe, ſaß oben auf dem Deck. Das donnernde »Halt« des Räubers weckte den Seemann auf, und gähnend fragte er: »Was wollt Ihr?« »Euer Geld!« war die lakoniſche Antwort. — »Das könnt Ihr nicht bekommen,« erwiederte der Matroſe ſehr gelaſſen. — »So?« rief wüthend der Räuber. »Nun, ſo werde ich Euch das Hirn aus dem Kopf ſchießen!« »Schieß zu du Landratte!« antwortete Jack lachend, »denn in London kann ich weit eher ohne Hirn, als ohne Geld durchkommen. Fahr zu Kutſcher!« »Fahr zu!« gebot auch der Räuber, indem er in das Gelächter des Matroſen mit einſtimmte.

(Freimüthige.)

Wir leben in einer wunderlichen Welt, von der die Gerechtigkeit einen Beigeſchmack annimmt. Den wahnſinnigen Ramcke haben die holſteiniſchen Gerichte und das Sanitäts-Collegium in Kiel für vernünftig erklärt, während man ſich in Preußen abmüht den Bürgermeiſter Tſchech als verrückt darzuſtellen.

Vor etwa ſechzig Jahren fand eine bedeutende Schlägerei vor Jena zwiſchen den Studenten und den Handwerkern und Studenten Statt, unter denen die Drechsler damals die Haupthähne waren. Der Streit war im Anfang noch vermittelt. Der Wirth hatte einen Tiſch beſtiegen und zur Verſöhnung gerufen:

»Die Studenten — «

»Sollen leben;« — waren die verſöhnten Philiſter eingefallen. — Als aber der Wirth im Toaſtausbringen fortgefahren war;

»Die Drechsler, —«
hatte der Bursch gerufen:
»Sollen drechseln.«

Diese unzeitige Ermahnung zur Arbeit hatte dann eine in den Annalen des Burschenthums unvergeßliche Holzerei herbeigeführt.

Antwort*).

Der Kronprinz hat zwar noch nichts gethan,
Doch schaut man ihn recht freundlich an.

Der Kronprinz grüßt ja fromm und mild.
Er ist der Hoffnung tröstlich Bild.

Der Kronprinz ist edel und geistreich zumal,
Und deshalb gewiß auch höchst liberal.

Der Kronprinz ist jetzt noch gehorsamer Sohn,
Doch heimlich liebt er die Constitution.

Der Kronprinz also ist wahrscheinlich gut! —
Wir fassen wieder frischen Muth.

Die Welt windelt und sie wird wieder jung,
Und der Mensch hofft immer Verbesserung.

Anzeige.

Etwaige Reklamationen wegen durch Schuld der Leser Defekt gewordener Blätter bitte ich (aber nicht unfrankirt, wie dies im vorigen Jahre eine Buchhandlung mit beispielloser Unverschämtheit gethan) bis zum 3. November d. J. an mich gelangen zu lassen. — Ich werde dann gerne ergänzen, wenn ich kann. Spätere Reklamationen werden unberücksichtigt bleiben, wie ein Gesuch um Reichsstände.

Theodor von Kobbe.

*) Diese leider sehr verspätete pikante Antwort ist auf die früher in den humoristischen Blättern als Impromptu gestellte Anfrage:

„Wie mag es kommen in der Welt,
„Daß immer der Kronprinz so gut gefällt?"

eingegangen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 38. Donnerstag, 19. September. 1844.

Reiseskizzen aus dem Jahre 1843.

Von Theodor von Kobbe.

(Aus meinem Tagebuche.)

(Fortsetzung.)

Nach Baden-Baden kam ich in diesem Jahre nicht; ich kann indessen nicht umhin meinen humoristischen Lesern hier eine Geschichte zu erzählen, welche sich im frühern Jahre an der Spielbank ereignete.

Ein junger Edelmann, der Sohn eines etwa eine Tagereise von hier wohnenden Gutsbesitzers, spielt an der Bank und hat das seltene Glück, einige tausend Gulden zu gewinnen. Er geht mit seinem Schatz nach Hause, übergiebt diesen seinem treuen erprobten alten Diener, und kehrt dann zum Conversationshause mit etwa hundert Gulden in der Absicht zurück, auch mit dieser Summe, wie vor einer halben Stunde, seinen frühern Kassenbestand zu vervielfältigen. Aber Fortuna dreht ihm den Rücken, vingt-sept, rouge, impair et passe, seine Lieblingsnummer wird nicht mehr von der schwirrenden Kugel getroffen und bald gleitet der letzte halbe Gulden in den Geldkasten des Bankiers. »Die siebenundzwanzig muß doch kommen,« denkt er bei sich, und

siehe da! sie stellt sich richtig ein, nachdem ihr Verehrer kein Geld mehr hat, um sie zu besetzen. Dieser eilt nach Hause, um Subsidien zu holen, aber ein Unglück kömmt zum andern, der treue Johann hat der Versuchung nicht widerstehen können, er hat sich auf flüchtigen Fuß gesetzt und alles anvertraute Geld mitgenommen. Der Bestohlene läuft zur Polizei, Gensdarmen werden aufgeboten, richterliche Steckbriefe angeordnet — Alles vergeblich. — Was ist zu thun, der arme Herr N. N. versucht es vergebens mit einigen von Bekannten geliehenen Kronthalern der Bank seine Verlüste wieder abzujagen. Vingt-sept und Johann kommen nicht wieder.

Nach einigen Tagen der Ungeduld und des Verdrusses wendet er seine letzte Baarschaft daran, um mit einem Straßburger Naturforscher auf das väterliche Gut zurückzukehren. Er fährt vor, und o Wunder! Der Erste der an den Wagen fliegt, um den Schlag zu öffnen, ist der ehrliche Johann, welcher ihm mit einer treuen und halb pfiffigen Miene, so daß es der Kutscher nicht hören kann, zuruft: »Gnädiger Herr! Ihr Geld liegt oben bei dem »Herrn Papa. Habe ich nicht recht gehabt es in Sicherheit zu bringen?«

Treuer ehrlicher Johann! Danke den Engeln, die Dich auf Deiner Flucht begleiteten. Hätte Dich da ein Landdragoner gepackt, welche Mühe würdest Du gehabt haben, um vor den Gerichten der Strafe des Diebstahls zu entgehen! Sei nicht wieder so unvorsichtig ehrlich, lieber Johann! und nimm Dich obenein ja vor Baden in Acht, denn Benazet und Comp. sind sehr böse auf Dich und freuen sich nur, daß Du alt und unverheirathet bist, denn sonst könntest Du eine sehr gefährliche Bediententreue für sie und ihre Nachfolger erzeugen.

(Die Fortsetzung folgt.

Quartiersmann-Apotheose.

Bekanntlich hat in Altona ein Quartiersmann, der, wenn ich nicht irre, »Hedges« heißt, eine enorme Summe auf einer engliſchen Colonie geerbt. Der Betrag, auf zwanzig Millionen Mark angeſchlagen, ſoll in der engliſchen Bank liegen, und es nur einer gehörigen Vollmacht des glücklichen Erben bedürfen, um ihn nach Altona zu bringen, das dadurch vielleicht um hundert Procent in der Achtung ſteigt.

Der Hamburger Humor witzelt über dies Ereigniß höchſt ergötzlich. Als Hedges die Nachricht von dem ihm zu Theil gewordenen Glück erhalten durch ſeinen ehemaligen Herrn, den reichen Kaufmann Baur, ſoll er weinend ausgerufen haben:

»O Herr Baur! verlahten Se mih nich!«

Am andern Morgen ſoll ein Bedienter mit einer Einladung gekommen ſein, Herr Hedges möge doch heute bei Herrn Baur ſpeiſen. »Thut mir leid, ich bin ſchon bei Herrn Donner eingeladen.« —

Ganz Hamburg und namentlich die Klaſſe der Arbeitsleute war darüber ſehr angethan. — Die Straßenecken hörten nichts als von Hedges Erbſchaft reden.

Häſt em ſprahken?

»Natürlich, ick bin ja ſihn behſte Fründ! Ick hewv »emm hüht beſögt.«

Will he Dih ohk wul wat abgäwen.

»Da mugg ich hüht nig von ſprehken.«

Wat ſäh he denn?

»He ſchnack da watt her. — Man he ſäh, arbeiden mugg he nich mehr.«

Das braucht Hedges auch nicht, Arbeit würzt nur das Brod des Hungrigen. Die Grade eines Kriegsraths — Juſtizraths — Etatsraths werden von ihm ſchneller durchgemacht werden, als es dem eifrigſten Freimaurer bis zum

Meister vom Stuhl mit den Seinigen gelingt. — Herr von Hedges Conferenzrath, Ritter aller geschaffenen und noch zu schaffenden Orden des In- und Auslandes, die Gelehrsamkeit, die Literatur wird Ihre Verdienste anerkennen, die pauvern christlichen Feuilletonisten werden Sie preisen — wie die jüdischen die Barone Rothschild; ich will nichts von Ihnen, aber ich habe immer Scheu gehabt vor Menschen, an die Gott manu propria schreibt. Sie stehen mir in demselben Range, wie ein Mensch, den der Blitz leicht nur humoristisch berührt, und einem solchen, der das große Loos gewonnen.

Die Kerle von Hunderttausenden sind für mich Pygmäen. Ich gehe ihnen nicht aus dem Wege, ich lächle über sie, ich stelle mir ihre Lächerlichkeiten und dabei mir vor, daß ich zweimalhunderttausend Thaler besitze, und fühle mich dann so chimborassomäßig über ihnen erhaben, oder wenigstens als wenn ich auf dem größten der drei Berge bei Zwischenahn stände und auf meinen wenn gleich etwas längern Bruder sehe, der sich mit dem dritten Hügel begnügt.

Aber zwanzig Millionen Mark! Ich bedarf alles meines Humors, um einen solchen Mann nicht anzubeten.

Herr Geheimerath Ritter von Hedges! ich ernenne Sie zum **correspondirenden Ehrenmitgliede der humoristischen Blätter.** Den Oldenburgischen Blumenorden kann ich Ihnen freilich nur zusprechen, wenn Sie sich Verdienste um Oldenburg erwerben. — O gastiren Sie bei uns ein Jahr als Oldenburgisch glücklichster Bürger. Unser Armengeld beträgt nur 1½ Procent der Revenue. Sie sollen Ersatzmann des Stadtraths, Mitglied des Vereins zur Besserung entlassener Sträflinge, Casinodirector, vielleicht gar Mitglied des Whistclubbs, und gewiß Mitglied des Mäßigkeitsvereins werden.

Aber können Sie auch schreiben, verehrtestes Ehrenmitglied? — Ich kann Ihre mündliche Antwort von Altona her nicht genau verstehen. Der Wind kommt über Bremen. Die Naturforscher sprechen zu laut. Einerlei, ein so reiches

Ehrenmitglied erzeigt mir ſchon Ehre genug, wenn ich über daſſelbe ſchreiben darf.

* * *

Literatur.

Die Dresdener Gemälde-Galerie in ihren bedeutungsvollſten Meiſterwerken erklärt von Dr. Julius Moſen. Nebſt einer Steindrucktafel. Dresden und Leipzig, Arnoldiſche Buchhandlung 1844. — Wer fühlt ſich nicht in einer Galerie, wo Luxus und Kunſtliebe die verſchiedenſten Bilder in bunter Ordnung oder Unordnung zuſammengetrieben und aufgeſtellt haben, beengt und rathlos, wenn er auch Zeit und einen Katalog zur Hand hätte? Wie willkommen wäre ihm ein Erklärer, wie der Verfaſſer der vorliegenden, der unſern Blick auf die Schönheit und Bedeutung im Ganzen und im kleinſten Einzelnen leitet, der uns nicht beläſtigt mit geläufigen Phraſen und Kunſtwörtern der ſogenannten oder wirklichen Kunſtkennerei, mit Compoſition, Situation, Motiven, Pinſel u. dgl., welche jede tiefere Auffaſſung verſcheuchen, der uns dagegen das Bild ganz individuell aus der Seele des Künſtlers und aus ſeiner Zeit entſtehen läßt, der das Detail der ſinnigſten Beſchreibung durch den Cementguß eigener poetiſcher Schöpfung und geiſtreicher Reflexion verkittet zu einem neuen Kunſtwerke. Der Leſer befindet ſich hier wirklich unter den Schätzen der Dresdener Galerie, er ſehnt ſich dabei mit leiblichen Augen zu ſchauen, was der Dichter ſchaute, und fühlt ſich doch zugleich vollkommen befriedigt, indem er jenem mit eigner Phantaſie folgt und es ſcheint ihm überflüſſig die Galerie ſelbſt zu beſuchen. Ohne als Kunſthiſtoriker eine gelehrte Breite zu entfalten, weiß er doch die hiſtoriſchen Data einzuflechten und die Charakteriſtik der Malerſchulen nach Nationen und Zeitrichtung treffend zu zeichnen. Nimmt er aus der Fülle

der Gegenstände heraus, was unsterblichen Ruf hat oder ihm besonders ansprechend war, so macht er uns auch durch bloße Andeutung dessen, was er übergehen wollte, begierig nach diesem und giebt uns damit gleichsam Aufgaben die eigene Darstellung daran zu versuchen, wenn wir einmal die Bilder vor uns hätten. Aber Keiner wird ihn erreichen, ohne ein eben so langes und tiefes Studium, wie er es zu machen Gelegenheit hatte. Leider sehen wir schon die Fluth schlechter Nachahmungen dieses vortrefflichen Vorläufers, die sich nun an allen Galerien versuchen werden. Es wird ihm damit gehen, wie Eugen Sue mit den mysteres.

Stieffel.

Hors d'oeuvres.

Vor etwa 16 Jahren ließ sich in Oldenburg ein Tambourmajor Napoleon's hören, welcher noch in Elba ihm treu geblieben und die große Reveille bei des Wiederkaisers Landung geschlagen hatte, daß der Wiener Congreß davon erwacht war. Der Tambour rührte 18 Kalbfelle zugleich, alle Trommelstöcke flogen in der Luft, während die Trommeln bei jedem erhaltenen Schlage noch im Rückstande mit der desfallsigen Quittung waren. — Eine prächtige Art Marschallsuniform, das Geschenk der Offiziere seines Regiments, zierte den Luftdemagogen (einen gebornen Holländer), der, nachdem er alle entzückt und ihnen begreiflich gemacht hatte, wie reizend es sei, dem Kalbfelle zu folgen, sich am Ende an beiden Beinen aufhängen ließ, um in dieser unwürdigen zappelnden Lage den »Jungfernkranz« zu spielen. Empört über dieses Vergehen einer Napoleonischen Tambourmajorswürde, konnte ich nicht umhin, diesen Mangel an Delicatesse gegen Mynher zu rügen, welcher mir entgegnete: »Den Ehnen gefallt de »Moder, den Annern de Dochter.« (Dem Einen gefällt die Mutter, dem Andern die Tochter.)

Amerikaniſche Puffs. Ein Mann in Boſton hatte ein Brett, das ſo täuſchend mit Marmorfarbe angeſtrichen war, daß alle Welt es für wirklichen Marmor hielt. Man legte es auf's Waſſer; es ging unter. Auch das Waſſer ließ ſich anfangs täuſchen. — Ein Geizhals in Philadelphia kochte für ſeine Gäſte ſo dünnen Thee, daß dieſer nicht aus der Kanne laufen konnte, ſo ſchwach war er. (Freimüthige.)

Auf einer kleinen Bühne wurde ein Ritterſchauſpiel aufgeführt; da aber durchaus keine Degen, Schwerter und Säbel aufzutreiben waren, entſchuldigte ſich die Direction mit folgenden Worten: Wegen unmöglicher Schwerter und möglicher Wunden bei unſerm kleinen Raume werden die Ritter mit Tiſchmeſſern fechten.

(Freimüthige.)

Die Polka iſt bereits veraltet und an deren Stelle die Koſſizka getreten, ein neuer, wunderſchöner Tanz, der, die Erndte bildlich darſtellend, von den Polen in Paris mit ungemeiner Grazie ausgeführt wird. Der Herr macht die Bewegung des Mähens mit der Senſe (Kossa, die Senſe, daher der Name) und die Dame tanzt harkend um ihn herum. Dieſer Tanz, urſprünglich auf den großen Wieſen in Polen entſtanden, und von den polniſchen Bauern mit großer Virtuoſität ausgeführt, hat jetzt wegen ſeiner Eleganz und der Anmuth der Bewegungen, die ſich dabei entwickeln läßt, Eingang in die Pariſer Salons gefunden. Die Damen lernen ſogar das Harken auf dem Lande, um Alles recht natürlich zu machen.

Der berühmte Menageriebeſitzer van Aken macht aus Wien bekannt, daß »durch zufälliges Zuſammentreffen mit ſeiner Frau« ſeine Menagerie um ein Bedeutendes vermehrt ſei. (Dampfboot.)

Ein Geizhals, der seine Kinder hungern ließ, fragte seinen zehnjährigen Sohn einst bei Tische: Was willst Du werden? Satt! — versetzte der Knabe.

Berichtigung.

Mit Bezugnahme auf № 36 der humoristischen Blätter müssen wir auf Verlangen des Hinrich Helemann unsere Angabe dahin berichtigen, daß der Organist König nicht auf Helemanns, sondern auf eigne Kosten mit nach Amsterdam gereist ist.

D. R.

Un monsieur à une dame.

Der mir nach zwölftägiger Abwesenheit gewordene anonyme Brief einer Dame ist nicht unwahrscheinlich an meinen hübschen Neffen in Havannah gerichtet, da ich durch mein bescheidenes Betragen gegen das schöne Geschlecht mich gewiß nie der Candidatur einer solchen Mystification werth gemacht habe. — Vertrauen, Madame, ich bin ein guter Onkel, nennen Sie sich mir und ich verspreche mein Bestes für Sie zu thun.

Th. v. K.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ [illegible]. Donnerstag, 26. September. 1844.

Des Registrators Frau aus der Modenzeitung.

Humoristische Episode

von

Otto Koch.

Alte Junggesellen haben, wie Jedermann es weiß, ihre [illegible] Eigenheiten; das heißt Eigenheiten, wie andere ehrliche [illegible] sie nicht haben; oder doch bei weitem mehr und [illegible] als diese, in deren Leben und [illegible] schon sämmtliche Ehestandswege von dem Holz- oder [illegible]-Pantoffel der lieben Frauen mac-adamisirt sind.

Aber auch junge Junggesellen — und zu diesen mich zu rechnen, nehme ich mir in aller Bescheidenheit die Ehre, obgleich ich im nächsten September-Monate in mein vierzigstes Jahr [illegible], und [illegible] hie und da schon ein und das andere [illegible] das ich mir wohl wachsen lassen [illegible], weil ich nun schon zwanzig Jahre mit einer kleinen Besoldung von respective ein-, zwei-, drei- und vierhundert Thalern, ohne Empfehlung, und leider, wie ich recht gut selber weiß, ohne den rechten Weltton, wie angenagelt fast immer auf einer Stelle sitze, und ein jüngerer Herr [illegible] nach dem andern flinkbeinig über mich so geschickt hinwegspringt, daß es für Manchen eine rechte

Lust und Freude sein muß, dem zuzusehen, und mir selber dabei bisweilen auch das Verlangen zu voltigiren kommt — auch junge haben ihre Eigenheiten, und ich bin, so wenig auch dabei herauskommt, Gott sei's geklagt! viel zu aufrichtig, um ein Geheimniß daraus machen zu können, daß ebenfalls ich von gewissen besondern Gewohnheiten, welche man wohl Eigenheiten nennen dürfte, nicht frei zu sprechen bin. Wie wäre es aber im Grunde auch anders möglich? Man soll oder man will in der Welt endlich ja doch auch etwas lieben, und da verliebt man sich denn in seine eigenen Gebrechen, weil es nichts andres eben zu lieben giebt. Ja, ganz recht: Gebrechen; denn unsere Eigenheiten sind in der Regel nicht viel Besseres. Man sollte sich freilich wohl bestreben und suchen, sich von ihnen los und ledig zu machen; aber man ist nun einmal in sie verliebt, und kann und mag und will sie am Ende gar nicht fahren lassen. Welchem Verliebten in aller Welt geht es denn anders?

Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich dies Alles erst vorausgeschickt habe, indem ich von meinen Eigenheiten reden will; allein es ist nun einmal vorausgeschickt, und so mag es in Gottes Namen denn hinlaufen.

Zu meinen Eigenheiten gehört es unter Anderm, daß ich immer nur drei Knöpfe in meinem Rocke zuknöpfe, und eine gewisse unaussprechliche Beklemmung, eine Art von innerer Angst, ein Frösteln oder auch eine unnatürliche fieberhafte Hitze empfinde, wenn ich einmal in der Zerstreuung oder im geheimen Aerger, oder im Wohlbehagen nur zwei oder wohl auch vier zugeknöpft habe; daß ich mich immer ganz präcise, sobald die heisere Thurmuhr eins geschlagen hat — um keine Sekunde früher oder später — Mittags zu Tische setze, und daß ich im ganzen Ernste ein besonderes Vergnügen daran finde, im Bette aufmerksam zu lauschen, wenn in einer schlaflosen Nacht, wie sie mir schon manchmal kommt, die Katzen und urspectiven Kater draußen vor den Fenstern meiner Schlafstube, auf den Dächern oder im Hofe so ein recht höllisches Concert unter-

halten, [illegible] wahnsinnig werden möchte, und der Sturmwind [illegible]pagnirend dazwischen pfeift, heult, brüllt und an den Laden rüttelt, als wollte er sie aus ihren Angeln reißen.

Ferner gehört es zu meinen Eigenheiten, daß ich spät Abends im Bette beim Scheine meines bescheidenen Lämpchens durchaus lesen muß, wenn ich endlich einschlafen soll, und daß ich Morgens frühe auf dem Bette meinen Kaffee trinke, den ich mir selbst präparire, indem ich dabei gleichfalls wieder, gewöhnlich in einem oder dem andern Journale lese, bis mich die Geschäfte des Tages regelmäßig zu einer und derselben Stunde abrufen.

Freilich kommen mir bei solcher Lectüre — und häufiger wie je, wenn es die allgemeine Modenzeitung ist, die ich [illegible] habe, und ich mir darin den lieben bunten [illegible], freundlichen Damen auf dem Papiere betrachte — manchmal gar ernste und oft recht trübselige Betrachtungen, und ich fühle es recht schmerzlich und tief im innersten Herzen, daß ich so ganz alleine dastehe, daß ich so ganz verlassen und vereinsamt bin, daß von [illegible] guten und edeln Frauen, deren es doch so viele in der [illegible] muß, nicht eine Einzige mein ist; daß [illegible] mir den langen öden Lebensweg [illegible] Hand in [illegible] hinabschreitet, welcher [illegible] nicht mehr so lang und öde vorkommen würde; und ich seufze dann wohl gar bisweilen kindischerweise, und das Auge wird mir vor einer ganz unaussprechlichen [illegible], und es geht oft so weit, daß ich gezwungen [illegible] wegzulegen. Aber was will das sagen? Ich muß [illegible] jeden Abend und jeden Morgen wieder [illegible], und nach [illegible] oft recht ermüdenden Berufsgeschäften mag ich nur solche leichte und lose Speise, als es Journale sind, zu mir nehmen, auf daß mir die Lectüre [illegible] Arbeit werde, und wunderbarerweise verlockt mich immer wieder die allgemeine Modenzeitung sie zur Hand zu nehmen, obgleich ich den trübseligen Eindruck [illegible], den sie fast jedesmal auf mich macht.

»Weil ich Bücher am liebsten lese, wenn sie recht bequem eingebunden sind, und mir bei Journalen ihr Alter ziemlich gleichgültig ist, so lese ich diese gewöhnlich etwas spät, um sie nur recht bequem lesen zu können.

So hatte ich eben Morgens einen ziemlich betagten Jahrgang der allgemeinen Modenzeitung auf meiner großgeblümten kattunenen Bettdecke vor mir liegen und blätterte die anmuthigen Kupferlein mit einem gewissen schmerzlichen Behagen durch, als mir auf einem derselben plötzlich eine Dame ihrer ausgezeichneten Schönheit und Freundlichkeit wegen ganz besonders auffiel und mich fast zauberhaft ansprach. Ich konnte gar nicht satt werden, die reizende Schöne zu betrachten. Es hielt die Kleine meinen Blick mit unbegreiflicher Gewalt gefangen, als würde er an sie durch magische Bande gefesselt. Ich mußte sie ansehen länger und länger, und that es so lange bis mir endlich die Augen überzufließen und mich zu schmerzen anfingen. Ich war gewiß und wahrhaftig verliebt, und so verliebt, wie nur irgend Einer sein konnte. Alle meine alten, schon so oft durchempfundenen wehmüthigen Gefühle überkamen mich mit einem Male wieder und sehnsüchtiger als jemals, und von ihnen ergriffen, seufzte ich aus Herzensgrunde recht kläglich: »Ach die Zeiten sind, wenn sie »einmal da gewesen, längst vorbei! Sie sind vorüber die »Zeiten, wo Pygmalions heißes Flehen den Himmel erbarmte, wo sein flammendes Gebet die steinerne Geliebte »seines Herzens beichte! O kehrte sie doch noch einmal »wieder zurück! Wollte der Himmel doch auch mein Gebet »erhören und mir den Wunsch gewähren, dich schönes lieb»liches Frauenbild, die du mir da vom Papiere so freund»lich und wunderhold entgegenlächelst und mit den zärtlichen »Veilchenaugen anblinzelst, lebendig in natürlicher Größe »vor mir zu sehen! Hielte er mich doch der Seligkeit wür»dig und werth, an Deiner niedlich behandschuhten Ro»senhand fürder durchs Leben, wie durch Blüthengebüsche »auf sammtenem Rasenteppiche hinzuwallen! Ach, nur das »erflehe ich, mit Pygmalions glühender Sehnsucht!«

Noch einmal seufzte ich, als mir diese sehnsüchtigen Worte fast unwillkürlich entflohen waren, gewiß recht herzbrechend, that — von der lieblichen Gestalt mich mit heldenhafter Gewalt wegwendend, um meine trübe Stimmung nicht ganz und gar zu verdüstern und meine Liebesgedanken abzulenken von dem süßen Bilde — den Kaffee in meine blecherne Filtrirkanne und goß kochendes Wasser auf denselben.

Doch aber nur allzuschnell wendeten sich dann meine schwimmenden Augen wieder zu dem schönen Frauenbilde; sie konnten es nicht lassen; sie kehrten, unterthan der räthselhaftesten Macht, zu ihr zurück, wie die Motten nach dem Lichte, das sie verzehrt.

Da war es mir nicht anders, als ob das Bild der schönen Dame anfange sich zu regen und zu bewegen. Es regte und bewegte sich wirklich. Es war keine Täuschung, es konnte keine sein. Die Veilchenaugen blickten auf in lebendiger Farbe, in lebendigem Glanze, und strahlten mich mit ihrem milden Lichte wahrhaftig an. Lebendig wurden die niedlichen Füßchen, so wie die Alabasterarme und Händchen. Freundlicher noch als bisher zuckte ein himmlisches Lächeln um den kleinen Rosenmund.

Je angestrengter ich, je fester und unverwandter ich auf das Blatt hinstarrte, desto gewisser wußte ich meiner Sache werden. Allmählich löste sich die holde Dame in allen ihren Formen von dem Papiere ab, und nun stand sie frei da, nur noch gelehnt an das weiße Quartblatt Papier.

Jetzt — jetzt entschwebte sie dem Papiere, glitt behende über meine großblumige Bettdecke, sprang leicht wie ein Zephir von da auf einen nahestehenden Stuhl, von diesem auf eine Art Schemel, dann auf meinen Stiefelknecht und endlich auf die Erde.

Voll Erstaunen und freudiger Verwunderung sah ich diesem seltsamen Schauspiele zu, rieb mir die Augen, kneipte mir Ohr und Nase, um ganz gewiß zu sein, daß ich auch gewiß nicht träume, sondern wache, und wußte nicht, was ich denken sollte. Ich wachte vollkommen.

Es war ein kleines allerliebstes Figürchen, das ich vor mir sah und ähnlich solchen, von denen uns Zaubermährchen wohl erzählen. Da stand sie, die Niedliche in einem rundausgeschnittenen Kleide von weißem Atlas mit Reihen von demselben Zeuge nächst dem Saume und wellenförmigen Verzierungen von Atlas, Tülle und Krepp, über welchen sich nachlässig hingeworfene Wogen befanden, die sich in Nebelduft endigten. Das Leibchen war von gefaltener Tülle mit Röllchen von weißem Atlas in der Länge, die Aermel auf eine entsprechende Art verziert, aber die Röllchen durch eine Reihe weißer kleiner Knöpfe getheilt. Das Haar in Ringellocken à l'antique, war mit blühenden Rosen geziert. Die Schuhe waren von weißem Atlas, und die Handschuhe von weißem Leder. Ihren Hals zierte ein schöner Perlenschmuck.

(Die Fortsetzung folgt.

Hors d'oeuvre.

Auch nicht übel. Ein berühmter Arzt berechnete sein Honorar gewöhnlich nach den Vermögensumständen seiner Patienten und der Gefährlichkeit der Krankheit. Als er von einem mäßig wohlhabenden Manne 8 Louisd'or für die Behandlung einer Lungenkrankheit erhielt, sagte er: »Sie haben bei mir ein bitziges Nervenfieber zu gut und können sich vorkommenden Falls an uns wenden.

Nekrolog.

Am 11. September 1844 endete zu Winterhude bei Hamburg ein Blutsturz das Leben meines unvergeßlichen Bruders des Doctors Peter von Kobbe, Königl. Dänischen Rittmeisters außer Diensten, geboren zu Glückstadt,

am 5. October 1793. Sein Ruhm als Hiſtoriker iſt ihm durch ſeine Specialgeſchichte von Lauenburg, durch ſeine deutſche, ſchwediſche, römiſche, durch ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, der Herzogthümer Bremen und Verden und durch manche andere ähnliche Arbeiten geſichert. Sein Studium machte ihn, den freiſinnigſten Menſchen, zum lebhaften Vertheidiger des legitimen Princips, wofür ihm die Fürſten mit einem ſchreienden warnenden Undank gelohnt haben. — Unerfüllte Verſprechungen derſelben verbitterten ihm fortwährend ſeine Exiſtenz. Und doch verlangte er nichts von ihnen, als einen ihm ſo oft verheißenen Lehrſtuhl, nachdem ſich ſeine lehrbegierige Seele ſehnte. — Die letzteren Jahre ſeines Lebens verwandte er hauptſächlich zur Rettung ungerecht Verurtheilter. Es ward der Retter Fonk's, machte zuerſt auf Wendt's Unſchuld aufmerkſam und ſtellte nach Feuerbach's Urtheil, durch ſeine Schrift über den Fualdeſchen Proceß die Unſchuld der vermeintlichen Mörder an das Sonnenlicht.

Seine letzte Heldenthat ſollte die Rettung des unglücklichen Ramcke ſein. Die entſetzliche Aufregung, worin ihn deſſen wunderbare Rettung verſetzte, die vielen Strapatzen, denen er ſich bei Tag und Nacht unterzog, um dem König ſein Verſprechen zu löſen, den Wahnſinn und die Unſchuld Ramcke's zu beweiſen, fingen ſchon an, ſeine damals noch feſte Geſundheit zu untergraben. — Aber er arbeitete, unverdroſſen — der Wahnſinn lag ja klar zu Tage, — wie konnte ein in ſolchem Zuſtande gegebenes Gutachten je eine Geltung behalten.

Da erſchien das berüchtigte Gutachten der Kieler Aerzte, welches Ramcke für einen Simulanten erklärte. — Kein empfindlicherer Schlag konnte meinen Bruder treffen. Und obgleich ſpäter alle, die Ramcke geſehen, ſelbſt Graba in ſeiner neueren, für die Gerichte ſo parteiiſchen Schrift, die Schleswigſchen Irrenärzte, ja, — Seine Majeſtät der König, ſich perſönlich von Ramcke's Wahnſinn überzeugt haben, ſo iſt es meinem Bruder doch nicht gelungen, dem Unglücklichen eine Verſetzung vom Zuchthaus in das

[illegible] und eine Wiederaufnahme des Pro[illegible] zu [illegible].

Und siehe; endlich erbarmte sich seiner sein edles Blut, was in Fieberströmen vergebens vom Herzen zum Kopf geströmt war, um ein Mittel zur Ehrenrettung des Wahnsinnigen zu finden, und führte ihn aus der Nacht des Lebens, in dem nur getrübte Augensterne seiner mit Begeisterung an ihm hängenden Familie ihn anlächelten, in die leuchtenden Hallen des Todes, — der Unsterblichkeit. —

Ich kann diese Anzeige nicht schließen, ohne seinen vortrefflichen Aerzten, den Herren Doctoren de Chaufpié jun. und Eggers, für die große Aufmerksamkeit und für die mannigfachen Linderungen, die sie dem Unheilbaren zu Theil werden ließen, eine warme Anerkennung zu zollen. Aber auch den von Herzen so gesunden Winterhudern und Eppendorfern, gebührt mein Dank für die ungeheuchelte Theilnahme, welche der erst seit wenig Monaten eingewanderte Bruder von ihnen so allgemein erfahren hat. — Was es mir doch, als ob sie sich schämten, einer [illegible] Mitwelt anzugehören, und als ob sie sich vielmehr schon zur Nachwelt rechneten, die bald die menschlichen Schwächen und Fehler des Verstorbenen überwuchern und eine Säule des Ruhms aufführen wird, an welcher seiner Zeit diejenigen von Reue zerknirscht knien werden, die den Tod des großen Menschenretters verschuldet haben.

Theodor von Kobbe.

Druckfehler.

In № 37 des S. 285, Zeile 2 im Volksliede, anstatt: er segne Garben, »Er segne Deine Garben.«

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 40. Donnerstag, 3. October. 1844.

Humoristische Rhapsodien über die deutschen Naturforscher.*)

Die deutsche Naturforschergesellschaft (societas leonina, seu quaestuaria) hat bald so viele Auflagen erlitten, daß man in Versuchung kommen könnte, sie für ein höchst populaires Werk, etwa wie den Eulenspiegel oder Wilmsschen Kinderfreund zu halten. — Das ist aber nicht der Fall, sie ist vielmehr eine Filialgesellschaft der aristokratischen Salons und der vornehmen Thees. Es ist mehr Kunst in dieser Naturforschergesellschaft als man glaubt. Selbst Eichhorn, dieser Geometer der Wissenschaften, der in alle »Pfähle« steckt, und dann sein göttliches »bis hier« »aber und nicht weiter« ertönen läßt, ruft in seiner letzten regio-(ultra) montanen (Königsberger) Rede aus: »**Was die Naturwissenschaften betrifft, so »versteht es sich von selbst, daß im Gebiete »derselben die individuelle Lehrfreiheit eben so »wenig auf eine Gränze stößt, als der individuelle Forscher.**«

*) Es versteht sich von selbst, daß durch diese humoristischen Streiflichter gegen den guten Seiten der Naturforscherversammlung präjudicirt werden, noch die ausgezeichnete Gastfreundschaft, welche ihnen im nachbarlichen Bremen zu Theil geworden, verkannt werden soll.

Für meine Behauptung spricht auch die Erfahrung, daß die meisten russischen Großen, namentlich die Diplomaten, die Naturwissenschaften zu ihren Götzen machen. Sie sind freilich nicht Alle berufen zu dieser Wissenschaft, wie der geistreiche von Struve in Hamburg, auch bringt es der Russe bei seinem Eifertalent, wodurch er sich jede fremde Sprache mit unbegreiflicher Geschicklichkeit aneignet, in allen andern Fächern der freien Forschungen aus sehr begreiflichen Gründen, welche hier indessen nicht zu erörtern sind, selten weiter als zum Raisonneur. Solche vornehme Naturpfuscher nun, sind entzückt über ihr Wissen, und preisen sich mit einer nachgemachten religiösen Begeisterung glücklich — Gottes Weisheit in Allem, in Flöhen, Wanzen oder gar in Infusorien gründlich kennen gelernt zu haben, und sind stolz auf diese laufige Offenbarung. — Dabei rufen sie von sich mit Anerkennung — »Hr. v. X., Kaiserlich wirklicher »Geheimer Rath, Senateur, Gesandter, Großkreuz von »fünf, nein von sechs Orden — beschäftigt sich den ganzen »Tag mit einer Milbe. Was sagen Sie dazu?«

»Mit einer Milbe?«

»Gar keine Silbe.«

Man hat versucht, den großen Nutzen der Naturforschergesellschaft darzulegen, und ist das ja gewiß schon so oft geschehen wie die Versammlungen eröffnet und geschlossen sind. Es ist aber hier ja nicht mein Wille zur nächsten Versammlung in Nürnberg einzuladen, vielmehr nur einige bisher unberührte Saiten zu humoristischen Klängen zu veranlassen.

Die Hauptvortheile der Naturforschergesellschaften bestehen nun vor allen Dingen

1. in dem Nutzen, den die Wirthe von der jedesmaligen Versammlung haben.

2. In der Verbesserung, welche die verrosteten und bestäubten Sammlungen der Naturschätze kurz vor dem Besuche der Gelehrten erfahren. Dem defecten Storch wird ein neues Bein, dem nicht mehr bissigen Krokodill ein Paar Zähne eingesetzt, und einige Fulguriten werden auf die müh-

ſamſte Weiſe an einander geleimt, worüber ſich der Geber, ein vor fünfzig Jahren verſtorbener Apotheker, im Himmel faſt zu Tode freut. — Die eigenen Kinder der Stadt ſehen die Sachen, die früher in der Rumpelkammer ſtanden, zum erſten Mal, und ſelbſt die ſchon etwas in Saat geſchoſſene älteſte Tochter weiſt ſich, ohne daß ſie ſolches affectirt, der letzten Kunſtausſtellung nicht mehr zu erinnern.

3. Dieſe Congreſſe bewahren vor Menſchenvergötterung. Die Naturforſcher, welche durch ihre Kunſt in ſo großem Rufe ſtehen, daß man ſich ihnen nur mit Zagen nähert, Apotheker und Landärzte nur mit gebeugtem Haupte, zeigen bei gewiſſen Gelegenheiten, namentlich bei den Diners, durch die Loupe des Glaſes betrachtet, während der Wein im Gehirne ihre Kenntniſſe arretirt, daß ſie ſimple — oft ſimplere Menſchen wie wir — ſind. Ja, der ganze Reſpect geht zuweilen ganz verloren, wenn die großen Wallfiſchkenner mit auf die Wih-Jagd gehen, und dann einige Böcke erlegen, d. h. Toaſte und Anekdoten zum Beſten geben, von denen Doctor und Apotheker ſich zuflüſtern, daß der, wenn gleich durch Schnapps verkommene Barbier ihres Dorfes, noch viel plaiſirlicher zu erzählen verſteht.

Doch gilt dieſes lediglich von dem Gelehrtenzirkel. — Die Anweſenheit der Naturforſcher namentlich in den Hanſeſtädten iſt 4) für ihre Juriſten, welche mehr oder weniger doch mit den Fremden umgehen, von einem unbezahlbaren Nutzen. — Die Bürger lernen einſehen, der Juriſt könne mehr als ihre Proceſſe verdrehen oder ſchlichten, Richter und Advocaten gehen ja ganz intim mit Menſchen um, die den Sternen ihre Bahn, dem Wetter Regen und Wind vorſchreiben, den genauen Uebergang von Menſchen zum Thier *) wiſſen, u. dgl. m. Denn etwas Außerordentliches müſſen dieſe fremden Kerle doch ſein, da der ſparſame Senat für ſie ſo und ſo viele Tauſende (je gemeiner die Kneipe, je theurer kommt die Geſchichte) bewilligt hat. — Und nun gar unſer Bürgermeiſter, den Kaiſer und Könige wie ihres Gleichen

*) Und es giebt da einige ſehr intricate Fälle.

behandeln, hat die Versammlung mit einer Rede eröffnet. — »Dat Ding mutt doch großahrtig sihn. Siehperbe.«

Das wären so was die Nutzen. — Die Naturforscher erster Klasse, erster Ordnung, ich meine die bebänderten und bekreuzten, Mitglieder des Hoffirmaments, sind gewöhnlich nur Dilettanten, die sich nichts desto weniger selten das Recht nehmen lassen, einen kurzen Vortrag anzukündigen und einen langen zu halten. — Sie duften alle etwas nach Humboldt, sind freundlich und leutselig wie er, aber fast noch lehrbegieriger. — Ein Schweizer Kaufmann, welcher neulich in Bremen war, bemerkte hierüber ganz phlegmatisch: So etwas sei in der Natur begründet. In der Schweiz habe diejenige Kuh einer Heerde, welche die größte Glocke trage, und den übrigen vorangehe, so viel Ambition, daß wenn sie auch erkranke, sie alle ihre Kräfte zusammen nehme, um den Vorrang zu behaupten, und daß sie lieber den Tod wähle (wie Lukretia), als daß sie in Schande und Bosheit willige, und den Vorrang abgebe. — Mich ergriff diese Nachricht tief, so viel aristokratischer Sinn in Schweizerkühen war mir rührend, ein Römischer Kaiser hätte sie vielleicht aus Anerkennung zur Tafel, wenigstens zum Salat gezogen, oder ihr jedenfalls den Rang einer Bürgermeisterin gegeben.

Daß, um auf das früher Gesagte zurück zu kommen, man durch den Umgang mit Naturforschern im Werthe steigen kann, habe ich erst kürzlich erfahren, als mich mein Herzensfreund der Professor Stieffel aus Carlsruhe hier besuchte. Vielleicht war indessen mehr sein Herz als sein Verstand, oder beide zusammen, an dem Furore schuld, was er hier gemacht hat. Item, ich habe doch durch sein Erscheinen das Glück gehabt im geselligen Course höher notirt zu werden. — »Denn,« schließen einige Kluge, obgleich sie mich seit vierundzwanzig Jahren kennen, »wenn ein Mann wie Stieffel seit fünfundzwanzig Jahren fast täglich mit dem Kobbe correspondirt, so muß denn doch an diesem mehr sein als wir bisher geglaubt haben.« — Ich bin auf diese Weise durch den Freund wenigstens des Besser-

und Klügerseins als vorher verdächtig geworden. — Am Ende kommen meine Blätter hier noch wie im Auslande zur Geltung. — Nur nicht zu sanguinische Hoffnungen, Herr Assessor!

Die Sehnsucht den Freund, der mich nach einem zehntägigen Aufenthalt wieder verlassen, noch einmal zu sehen, der Zuruf meines lieben Freundes, des Bergraths Walchner, jenes berühmten Geognosten, der mit Arsenik die Affenschande vertilgt, d. h. mit einer geistreichen Rede den üblen Eindruck der ersten vorhergehenden, welche eine Plutarchische Vergleichung über Menschen und Affen enthalten haben soll, ausgeglichen hat, — trieben mich abermals auf 24 Stunden nach Bremen. Ich trat dort als Stern letzter Größe, richtiger als Sternschnuppe, (denn ich suchte bald die Treppe und die Straße), unter die astronomische Section, wo gerade ein junger Mann, der sich ganz unberufen zum Präsidenten gesetzt, und dort während der nachfolgenden Vorträge ganz unbefangen sitzen blieb, eine solche Masse Unsinn entwickelte, daß ich denselben sogar gefühlt hätte, wenn auch nicht von allen Seiten her Widerlegungen auf ihn losgedonnert wären. Namentlich wollte seine Theorie von Kälteströmung der äußersten Eisrinde keinen rechten Eingang finden, vielmehr behauptete man, daß dem sich bildenden Eise eine Verdunstung, eine Wärmeentwickelung vorangehe.

Jetzt hielt mein Freund eine Rede über die Möglichkeit die Witterung wenigstens einen Monat vorher zu bestimmen. Er lehrte die Einfachheit seiner Kunst, die aber doch seines Genies zur praktischen Ausführung bedarf. Vor ihm liegt die Geschichte des Wetters seit 40 Jahren, 18 Jahre hat er die Beobachtungen selbst gesammelt. Um das Wetter des Octobers zu bestimmen, beruft er nun alle verstorbene gleichgesinnte Septembers zusammen, die unter gleicher Mond-, Wind- und Barometerwirkung gestanden haben. Es sind noch manche andere Ingredienzien vorhanden, die oben genannten sind aber diejenigen, welche das Hauptscrutinium bilden, um den neuen October, der mit den unter ähn-

lichen Umständen erlebten von gleichem Fleische und Blut (oder besser gesagt) Wind und Regen sein muß, zu erwählen.

So wird das künftige Wetter leicht erforscht, und jeder meiner humoristischen Leser, der Aussaat und Erndte, Mähen und Heuen, Ausfahren und Bleichen, Ständchen und Volksfest bei gutem Wetter beschaffen will, thut wohl, sich Stieffel's Monatschrift »den Zeus,« die nur 6 Kreuzer kostet, per Post kommen zu lassen. — Dieser Zeus ist ein Karlsruher, kein Cretenser, wie der Erzkönig des Olymps, es passen also auf ihn nicht die Worte des Apostels (Epistel Pauli an Titum, Cap. 1, 12.): Die Creter sind immer Lügner.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Ein deutscher Advokat. Schilderungen aus der Zeit und aus dem Leben. Von Karl Buchner. Darmstadt, Leske. 1844. 8. 1 Thlr. 8 gr. — Die Frauen aller Advokaten, welche diese Blätter lesen, fordere ich auf meine Verantwortung auf, dieses Buch ihrem Manne als Weihnachtsgeschenk zu verehren. Nie ist der ehrenwerthe Stand der Anwälte auf eine so überzeugende und vortreffliche Weise dargestellt, von dem mit Recht gesagt wird, daß er um so geachteter ist, je höher der Grad der politischen Bildung des Volks ist. Der Verfasser entscheidet sich für die Geschworengerichte, die ihm mehr Garantien bieten, als unser allerdings oft auf die komischste Weise, wie ein chinesisches Pflockspiel zusammengesetzter Indicienbeweis. Vor allen Dingen ist aber auch der unverwüstliche edle Humor zu loben, welcher das ganze Buch durchströmt und den Leser in den verschiedenartigsten Bildern und Situationen von Anfang bis zu Ende fesselt.

Hors d'oeuvre.

Höchſt ergötzliche Myſtification. Wie ein Zeitungsſchreiber von dem andern abſchreibt, kann man nirgends beſſer ſehen, als aus folgender Zuſammenſtellung. Das Schönſte iſt, daß der ganzen Sache eine Myſtification zu Grunde liegt.

Havre. Heut iſt ein Fiſch mit zwei Floßen gefangen, die wie zwei Arme ausſehen.

Journal des débats. In Havre iſt ein Fiſch ins Netz gegangen, der zwei Arme hat.

Voleur. In Havre zeigt man jetzt eine Merkwürdigkeit, nämlich einen bisher unbekannten Fiſch, der zwei Arme mit deutlich ausgeprägten Händen hat.

Constitutionnel. In Havre iſt Alles in Bewegung. Ein Fiſcher hat nämlich einen Fiſch gefangen, der ein menſchliches Geſicht, Arme, Hände und zwei Füße zeigt.

Endlich langt der berühmte Fiſch in Deutſchland an.

Leipziger Allgemeine Zeitung. Havre (Privatmittheilung). Geſtern ging hier ein wunderbarer Fiſch ins Netz, der vollkommen wie ein Menſch ausſieht, in aufrechter Stellung ſchwamm und »Au weh« ſchrie, als man ihn ans Land brachte.

Berliner Voſſiſche Zeitung. Havre. Einige Fiſcher haben einen noch ganz unbekannten Fiſch gefangen. Der Kopf des Thieres ähnelte dem eines Affen. Er hat zwei wohlgeformte Hände und gut bezeichnete Beine. Der hintere Theil iſt ganz der eines Fiſches. Er hat fünfthalb Fuß und hält gewöhnlich den obern Theil aus dem Waſſer. So hätte man nun endlich das lang erſehnte Meermännchen erwiſcht! Es fehlt nur noch am Meerweibchen.

Berliner Spenerſche Zeitung. Havrerer Blätter berichten, daß in der Diözöſe Se. Heiligkeit des Biſchofs von Alſion ein armer frommer Fiſcher, einen bisher unerkannten Fiſch mit vier Armen und einem kleinen Kopfe gefangen hat.

Hallescher Courier. In Havre ist ein bisher unbekannter Fisch angekommen, der Arme wie ein Mensch hat.

Oestreichischer Beobachter. In Havre ist ein Fisch mit vier Armen und einem kleinen menschlichen Kopfe gefangen worden. Es ist merkwürdig, was die Gegenwart Alles hervorbringt.

Elegante Zeitung. Havresche Zustände. Im Freihafen wird gemeldet, daß man in den Zirkeln von Havre viel von einem seltenen Fische spricht; der den Uebergang zum Menschen bildet.

Breslauer Zeitung. Die Sage von den Syrenen, wovon uns die Alten so viel berichten, scheint doch nicht ohne Grund zu sein. In Havre ist ein Fisch gefangen, der eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Menschen nicht verläugnen kann.

Linzer Courier. Nun haben die Gelehrten doch gestritten! Das berühmte Meerweibchen Syrene ist zu Havre wirklich ans Land geschwommen. Es hat Arme, Füße, und was die Hauptsache, einen menschlichen Kopf. Selbst artikulirte Laute soll es hervorbringen.

So geht es noch durch eine Menge Zeitschriften fort, endlich kommt angefahren die

Augsburger Allgemeine Zeitung. Havre. (Privatmittheilung.) Viele Blätter melden von hier aus irrthümlich das Fangen eines dem Menschen ähnlichen Fisches. Diese Nachricht ist blos eine Satire eines hiesigen Oppositionsblattes. Allerdings ist es dem Ministerium gelungen einen — Fisch zu fangen, aber keinen Meerbewohner, sondern einen Deputirten, der Fisch (poisson) heißt.

Wer gedenkt bei dieser drolligen Geschichte nicht unwillkürlich an des ehrlichen Gellert:

»Frau Orgon, Frau Gevatterin.«

(Freischütz).

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Ne bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 41. Donnerstag, 10. October. 1844.

Des Registrators Frau aus der Modenzeitung.

Humoristische Episode von Otto Roth.

(Fortsetzung.)

Noch aber war und blieb die kleine Schöne nicht viel über Fingers lang, und ich fürchtete schon, daß der Himmel meine Bitte nur halb zu erfüllen im Sinne habe, und daß meine Angebetete beständig so klein wie jetzt bleiben würde, was seine unangenehme Seite hatte: bald indessen gewahrte ich, wie sie nach und nach in allen ihren Theilen und Formen verhältnißmäßig zu wachsen begann. Mein Herz hüpfte vor Freuden. Endlich stand sie hold und freundlich wie im Kleinen nun in Lebensgröße da, und ich erschrack über die Maßen, mich noch im Bette zu befinden.

Geschwinde warf oder rollte ich mich vielmehr so anständig als möglich von meinem Bette auf die entgegengesetzte Seite hinaus, was sich recht gut thun ließ, da dasselbe in der Mitte meines Kämmerleins steht, und schlüpfte hinter die Gardinen, wo ich noch geschwinder ein wenig meine ganz nothwendige Toilette machte, und einen Überrock überwarf. Dann trat ich mit bebendem Herzen her

ver, nahte mich der anmuthigen Dame meiner Liebe und fiel mich, nach einer der tiefsten Reverenzen, die jemals gemacht worden sind, vor ihr aufs Knie nieder, da ich häufig gelesen habe, daß diese Position klassisch und in der gebildeten Welt diejenige ist, welche man anzunehmen hat, wenn man, wie ich es eben beabsichtigte, einer Dame seine Liebeserklärung machen will.

»Schönste Dame,« sprach ich dann, nicht ohne einige beklemmene Regungen in der Brust, »verzeihen Sie gefäl»ligst mein vielleicht allzutiefes Negligé, so wie auch eben»falls den unangenehmen Zufall, daß Sie mich im Bette »angetroffen haben. Ich bin überrascht worden und meine »Schuld ist es gewiß nicht. Wie hätte ich auch im Ernste »die vermegene Hoffnung hegen dürfen, daß mir der gütige »Himmel und so schnell, den sehnlichsten Wunsch meiner »Seele, Sie, die ich liebe und anbete, lebendig und in so »ganz convenabler Größe vor mir zu sehen, gewähren »würde? Hätte ich einen Besuch, wie den Ihrigen, vor»aussehen können, so würde ich sicherlich längst aufgestan»den gewesen sein und meine Toilette vollständig gemacht »haben. Da Sie, Verehrungswürdigste, aber nun einmal »da, und lebendig und vollkommen erwachsen sind, so ge»nehmigen Sie gütigst meine Liebe selbst in dieser defecten »Toilette. Machen Sie mich zum glücklichsten Sterblichen. »Sie, Sie ganz allein vermögen es. Schenken Sie mir »Ihre Zuneigung, Ihr Herz und Ihre Hand. Seien Sie »die Meinige, theuerster Engel, seien Sie es für hienieden, »für jenseits, für ewig!«

Hier mußte ich tief Athem holen und wunderte mich selbst eben so sehr über meine Beredtsamkeit, als ich mich darüber freue, so schön gesprochen zu haben. So war es mir in meinem Leben noch nicht vom Munde gegangen. Dennoch erwartete ich nicht ohne Herzklopfen die Antwort meiner Angebeteten. Sie jedoch sagte — gar nichts auf meine zärtliche Apostrophe; schien indessen kein Mißfallen an derselben genommen zu haben, denn sie lächelte bezaubernd wie immer, reichte mir die Hand, welche ich entzückt

mit meinen Lippen berührte, und hob mich huldreich vom Boden auf.

Mein Glück unterlag keinem Zweifel mehr. Es war gewiß.

Dadurch ordentlich in Begeisterung versetzt, fuhr ich nun zu reden fort: »O schönste Dame! dürfte ich hoffen, »daß Sie mich lieben könnten, daß Sie mich wirklich viel»leicht bereits ein Weniges liebten, so reden Sie ein er»quickliches Wörtchen, und säumen Sie huldreichst nicht ei»nen Augenblick länger, meinen Bitten nachzugeben, denn »ich habe nicht viel Zeit mehr übrig und muß um acht Uhr »an die Arbeit. Lassen Sie uns sogleich zu dem Pastoren »Himmelmann, meinem langjährigen würdigen Freunde »fahren, daß er uns auf ewig durch das Band der Ehe »vereinige, auf ewig durch seinen priesterlichen Segen ver»binde.«

Das schien mir wieder nicht allzuschlecht gerathen und mußte wohl Effect machen, denn erröthend schlug die Schöne ihre himmlischen Veilchenaugen zu Boden — was sie, beiläufig gesagt, wunderschön kleidete — zupfte an ihrem Kleide und lächelte dann mit himmlischem Zauber vor sich hin. Endlich reichte sie mir mit einem nicht ganz unbedeutenden Beklemmungsseufzer die Hand: jedoch mit einer unverkennbar andern Bewegung als das erste Mal, da ich sie nur küssen sollte. Dieses Handreichen konnte nicht zweideutig sein, obgleich sie auch jetzt noch keine Silbe dazu sprach.

Ich war, wie sich von selbst versteht, ganz außer mir vor wonnigem Entzücken, und rief aus der Thüre meinen alten Aufpasser, der große Augen machte und Nase und Ohren aufsperrte, gebieterisch wie noch nie in meinem Leben, und befahl ihm, dem immer mehr Erstaunten, sogleich eine Kutsche zu bestellen. Er polterte, wie erschrocken, die Treppe und so hastig hinab, daß ich dachte, er müßte den Hals gebrochen haben; ich aber wandte mich wieder zu meiner jungen Braut, die nun leise und etwas lispelnd sprach: »lieber Herr Registrator, so kann ich mich doch, in diesen Kleidern, unmöglich mit Ihnen trauen lassen!«

»Hinreißende, meine Herzallerliebste, meine »Beste, Theuerste! die Kleider sind zwar sehr schön und »kostbar, fast zu schön und zu kostbar, um getragen zu »werden; allein sie kleiden Sie so schön, und für Sie ist »nichts zu gut; auch werden solche gewiß keinen Schaden »nehmen, da wir in einem bedeckten Wagen fahren werden. »Behalten Sie sie deshalb immerhin an.«

(Die Fortsetzung folgt.

Literatur.

Das Pfarrhaus auf dem Lande. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Verlag von F. H. Morin. Der Herr Herausgeber hat uns in der letzten Zeit manche Uebersetzungen aus dem Schwedischen gebracht, wofür wir ihm im Ganzen Dank wissen müssen. Namentlich bieten die Romane von Emilie (Flygare) Carlen, von der jetzt wieder der erste Theil eines Romans »das Fideicommiß« erschienen ist, eine geistreiche und originelle Lectüre. Dies läßt sich vom Pfarrhaus nicht so rühmen, indessen ist dasselbe ganz im Geschmack der Henriette Hanke geschrieben. Viel Familienmalheur, Entsagung, treue Liebe, die zuletzt belohnt wird, thun immer viel Wirkung, namentlich bei unsern weiblichen Lesern, männliche aber giebt es für Romane nicht mehr; auch ist das Buch als giftlos Leihbibliotheken zu empfehlen.

Humoristische Rhapsodien über die deutschen Naturforscher.

(Schluß.)

Das Septemberwetter mit seinen vielen Abweichungen war vom Freunde haarscharf prophezeit und pünktlichst eingetroffen. Nur in dem Augenblicke, da er seinen Vortrag hielt, schien der Himmel ihn humoristischer Weise, an den Mangel aller menschlichen Erkenntniß erinnern zu wollen

Regen verdunkelte den prophezeiten Sonnenschein. »Dieser »Regen hat nichts zu bedeuten, meine Herrn,« rief Stiefel. »Wir haben heute Nachmittag schönes Wetter.«

Und es erfüllte sich was der Prophet verkündet hatte.

Wäre ich jetzt bei Laune gewesen, ich würde eine Vorlesung über die häufige unnatürliche Vertheilung der geistigen und körperlichen Attribute in Familien gehalten und angeführt haben, wie ich einen tüchtigen, fleißigen Mathematiker, der fast verhungert, kenne, während sein Bruder, der kaum bis fünf zählen kann, vom Glück verfolgt wird. Ich hätte von einem Trinker mit einer kreideweißen Nase referirt, während die des nüchternen priesnitzisch gesinnten Bruders, die verdächtigsten Rubinen aufsetzte, — vor allen Dingen aber von meinen Ueterser Schulkameraden den Gebrüdern Richter, von denen »Fritz« das eine linke Ohrläppchen manquirte, wogegen Ferdinand das seine in duplo besaß. Welch ein interessanter Gegenstand für Naturforscher, freilich auch wie schwierig, diese Verwechselungen in der himmlischen Fleischhalle, diese Prometheusfehler in der Behandlung des himmlischen Feuers zu erklären! —

Ich wollte noch ein wenig zoologisiren, und ging in den für diese Menschensorte bestimmten Saal. Allein die Materie lag mir all zu fern. Es wurde untersucht wie viel Sauerstoff in einem Hasen schlummert. »Laß uns gehen,« bat ich den Freund und er folgte mir. —

Bremen, oder vielmehr sein Gebiet, besitzt einen Mann, dessen seltenes ärztliches Genie noch lange nicht die Anerkennung gefunden, die er nicht bloß in seinem Vaterlande sondern in ganz Deutschland verdient. Es ist dies der Irrenarzt Hermann Engelken zu Rockwinkel bei Oberneuland. Man könnte mir vorwerfen, ich sei durch sein geselliges Talent, durch sein vortreffliches Herz, durch seine Liebenswürdigkeit, die fortwährend ein poetisches Gas aushaucht, bestochen. Allein die große Anerkennung, die im Freundeskreise seinen improvisirten Vorträgen über Behandlung der Irren von meinen Carlsruher Freunden, wie von einigen andern oldenburger und fremden Aerzten gezollt ward,

(auch [illegible] hat Engelken auch öffentlich gesprochen) — mehr aber noch die glänzenden Proben seiner Heilungen, die ich durch eine Menge Zeugen, gerettete Patienten und durch ein Convolut Urkunden belegen kann, — haben mich von seiner Meisterschaft überzeugt, und bestimmen mich, meinen frühern Ausruf zu wiederholen: »Es werden schwer»lich diese Blätter Jemand in die Hand fallen, dem nicht »irgend ein theures Wesen in den Fesseln des Wahnsinns »schmachtet. Ist sein Kranker heilbar, so hat er »seinen Retter in Hermann Engelken ge»funden.« *)

Ich zog mit den Freunden die Tafel im Lindenhof jener in der Union oder Erholung, wo an dem Tage die Naturforscher sich versammelten, vor. Ich habe eine Todesangst vor schlechten Toasten. Dahin gehört auch der in der Zeitung so gepriesene des Doctor Holscher:

Beseitigt ist des Wetters Zweifel
Durch Professor Stieffel.

Die Toaste des Bürgermeister Smidt sind dagegen vortrefflich zu nennen. Solche Toaste und solche Bürgermeister giebt es übrigens nicht viele.

Nichtsdestoweniger lernte ich in der Person meines linken Nachbars, des Medicinalraths von Ammon aus Dresden, eines der anerkannt vorzüglichsten Mitglieder der Versammlung kennen. Unsere Unterhaltung lenkte sich auf mein Hauptsteckenpferd, die Verbesserung des Schicksals entlassener Verbrecher, für das er, selbst Theilnehmer an einem solchen Vereine, ein großes Interesse entwickelte. Ich versprach, ihm unsere Jahresberichte zu senden. Dann kam die Rede auf Mosen, von dem er mit vieler Liebe und Anerkennung sprach. — »Wir haben ihn in Dresden »höchst ungern verloren. Wie gefällt er sich nun bei Ihnen »in Oldenburg?« »Er ist eine edle begabte Natur,« ver-

*) In befreundetem Journale ersuche ich zum Wohl der leidenden Menschheit viele Notizen über meinen Freund Engelken aufzunehmen.
Th. v. K.

ſetzte ich, »ſo etwas bedarf nicht gar langer Zeit, um bei »uns anerkannt zu werden.«

Unſer Geſpräch wurde jetzt durch einen ruſſiſchen Profeſſor Dr. von Stürmer unterbrochen, der ſich bei dem Herrn von Ammon hatte melden laſſen.

»Wiſſen Sie wohl, empfing ihn mein Nachbar, daß »man Sie todt, mauſetodt geſagt hat.

»Nur todt,« — lächelte Stürmer mit einer Verbeugung, die mich ſeine linke Bruſt erblicken ließ, auf der Ordenskreuze, bis zu dem Gewicht von circa drei Viertel Pfund prangten, und fuhr dann mit einem ſo lauten gegen die Geſellſchaft gerichteten Tone fort, daß ich vorausſetze, er wird mir für die Veröffentlichung dieſer Worte danken:

»Mehr als todt bin ich gelegt, — denken Sie ſich, »man hat behauptet, ich ſei in des Käſers Ungnade ge»fallen, und man habe mir meine Orden genommen, wel»ches wie Sie hier ſehen, doch nicht der Fall iſt. Ich hatte »freilich nichts angelegentlicheres zu thun, als ſogleich, da »ich dies erfuhr, nach London zu reiſen, und mich vor dem »Grafen Orloff zu rechtfertigen. — Und, denken Sie ſich, »der Käſer hat mir vierzehn Monat Urlaub bewilligt.« Das Geſicht, welches Hr. von Stürmer bei Ausſprechung dieſer Phraſen formirte, enthielt noch mehr Triumphe, als ſein D[illegible]nſtes Kreuze. — — —

Um ſieben Uhr beſtieg ich die Oldenburgiſche Schnellpoſt und war um eif Uhr zu Hauſe. Es iſt aller Ehren werth, daß man dieſe ſechs Meilen in vier Stunden mit Aufenthalt von etwa zehn Minuten auf jeder Station zurücklegt. — Dieſe hatten auch diesmal für mich etwas Poetiſches. In Delmenhorſt erfreute ich mich an den ſchönen Fitgerſchen Georginen, in Sandersfeld erklärte mich die Frau Poſthalterin für den erſten Deutſchen Dichter. — Nun ſage mir noch Einer, daß ein Prophet im Vaterlande nichts gilt. — Leider glaube ich ſelbſt nicht an mein Verdienſt, und würde dazu ſelbſt nicht gelangen, wenn man mich, wie in der Geſchichte von der Gans, mit Lorbeerkränzen vom Norden zum Süden Oldenburgs, von Abbehauſen bis Damme myſtificirte. Ich habe auch nicht mehr die erforderliche Ambition zum Ruhmträger. Das iſt mir ſchon dadurch recht klar geworden: Als ich bei der Heimkehr

[illegible] und einen Fidibus aus dem Papier worin sie gewickelt war, formiren wollte, stand auf demselben ein Impromptu, das ich am gestrigen Morgen vor der Abreise für den Nothfall verfaßt hatte, wenn ich unter die Naturforscher gerathen und zu irgend einem Toast von Menschen oder Wein sortirt werden sollte. — Ich hatte in Bremen nicht einmal daran gedacht, die Verse den Freunden vorzulesen. — Da aber die Musen sie so sichtlich dem Feuertode entzogen haben, so sollen sie dem deutschen Vaterlande auch nicht vorenthalten werden. Hier sind sie:

Ein Dale bringt, was er vermag,
Kann einen Toast nur geben,
Er läßt den sechsten Schöpfungstag
Den ersten Freitag leben.
Der Physiker der ruft gewiß:
»Der erste ist der beste,
»Da schied Gott Licht und Finsterniß
»Das Trockne und das Nieste.«
Gleich wird da die Botanik laut:
»Der zweite ist zu loben,
»Da rief bekanntlich Gras und Kraut
»Und auch die Frucht nach oben.«
»O Thoren!« spricht der Astronom,
»Der Haupttag ist der dritte,
»Da Sonn' mit Mond am Himmelsdom
»Trat in der Sternen Mitte.«
»Mit nichten!« ruft der Zoolog,
»Was wir hier sehn bei Tische,
»Am vierten zuerst lief und flog,
»Der Braten wie die Fische.«
Doch da fällt Skarabäus ein:
»Den fünften Tag Gott schirme,
»Da schuf er so die Käfer fein
»Und jegliches Gewürme.«
Ich aber der kein Mann von Fach,
Kann Keinem Recht hier geben:
Wo Gott den Menschen schuf, den Tag,
Den sechsten laß ich leben.

Oldenburg.

Redacteur:
Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag:
Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 42. Donnerstag, 17. October. 1841.

Ein neuſtes Gedicht von Heine. *)

Caput XX.

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war ſchon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich,
Die Luft war mild und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erſchrak ſie faſt vor Freude,
Sie rief: »mein liebes Kind!« und ſchlug
Zuſammen die Hände beide.

»Mein liebes Kind, wohl dreizehn Jahr
Verfloſſen unterdeſſen!
Du wirſt gewiß ſehr hungrig ſein —
Sag' an, was willſt Du eſſen?

»Ich habe Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.«
So gieb mir Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.

Und als ich aß mit großem Ap'tit,
Die Mutter ward glücklich und munter,
Sie frug wohl dies, ſie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

*) Dies verſtehende Gedicht entnehmen wir dem neuſten und vom Verfaſſer zugeſandten Buche: Deutſchland, ein Wintermärchen, als der darin enthaltenen humoriſtiſchſten Production.

»Mein liebes Kind! und wirst du auch
Recht sittsam gepflegt in der Fremde?
Versteht Deine Frau die Haushaltung,
Und flickt sie dir Strümpfe und Hemde?«

Der Fisch ist gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn schweigend verzehren;
Man kriegt so leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfst mich jetzt nicht stören.

Und als ich den braven Fisch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder, wohl dies und das
Mitunter verfängliche Fragen.

»Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt sich am besten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirst du den Vorzug geben?«

Die deutsche Gans, lieb Mütterlein,
Ist gut, jedoch die Franzosen,
Sie stopfen die Gänse besser als wir,
Auch haben sie bess're Saucen.

Und als die Gans sich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelsinen, die waren so süß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen sehr vergnüglich,
Nach tausend Dingen, mitunter sogar
Nach Dingen, die sehr anzüglich.

»Mein liebes Kind! wie denkst du jetzt?
Treibst Du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Parthei
Gehörst Du mit Ueberzeugung?«

Die Apfelsinen, lieb' Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verschlucke ich den süßen Saft,
Und ich lasse die Schaalen liegen.

Ein alter Scherz.

Meine lateiniſchen Leſer erſuche um Verdeutſchung des nachfolgenden Satzes. Wer die Kunſt verſteht, verräth den Meiſter nicht.

Si legendarum indicasse
Damites dicant se statuisse

Die Auflöſung, wie man von Räthſeln zu ſagen pflegt, im nächſten Blatte.

Eine komiſche Geſchichte, die im Verlaufe ernſter wird.

Ich glaube, es war im Jahre 1811 oder 1812, als der Kammerherr von Scheel in Itzehoe zu dem vortrefflichen Rektor Andreſen in Uetersen, bei dem ich damals in Penſion war, ſeinen etwa zehn- bis zwölfjährigen Pupillen Karl ſchickte, der als ein halber Thunichtgut bezeichnet wurde und einer ſtrengen Behandlung empfohlen war. Mein Trieb, mich aller Unterdrückten anzunehmen, manifeſtirte ſich ſchon damals an mir, ich kam dem Knaben freundlich entgegen, half manchen ſeiner Fehler beſchönigen, und wurde ſein treuer Kamerad.

Schon im Flügelkleide pflegte ich den ſüßen Gedanken, einſt Redacteur einer Zeitſchrift zu werden. Er iſt der einzigſte meiner Träume, die wahr geworden ſind. — Das Ideal meines Herzens, meine erſte Jugendliebe lachte über den langen ekligen Jungen; anſtatt Orden auf meine Bruſt hat das Schickſal Pech über Pech an mich geheftet, und anſtatt der Excellenz, wozu ich mich durchaus berufen fühlte, bin ich, ich weiß nicht in welcher Rangclaſſe, wenigſtens in einer der erſten von unten auf, ſtecken geblieben. — Und doch gäbe ich Alles dieſes nicht hin für das Commando über die humoriſtiſchen Blätter. Ich bin dadurch glücklicher und mehr als ein König, der oft wie ein Wilder die gedruckten Buchſtaben gleich kleinen Teufeln fürchten muß. — Ich erkenne die Macht, die ich beſitze und meine Würde, wenn ich ſie nicht mißbrauche. Jede Woche ziehe ich durch die Welt, beſinge die Schönheit, ehre die Größe, züchtige den Hochmuth, die Lüge, und tröſte den Unterdrückten, den Leidenden. Irre ich, ſo herrſcht doch in mir die Sünde

nicht und ich bin zu jeder Abbitte bereit, wenn man mir einen Irrthum nachweis't. Wer mich lieb hat, hat auch meine Schriften lieb. Ich bin wie ein altes Bauerhaus, das man mit Schuld und Unschuld übernehmen muß.

Ich theilte Karl meinen Plan, aber auch meine Sehnsucht nach Einem Mitarbeiter mit. Freundlich versetzte er mir: »Wenn es nichts weiter ist als das, so will ich Dir helfen. »Ich liefere Dir zu Sonntag ein Gedicht, von dem ich schon »einen Vers fertig habe.« —

»O Karl, Du machst mich überglücklich, und der Vers lautet?«

»Es soll ein Weihnachtslied werden:

»Heisa! morgen wird's was geben,
»Morgen werden wir uns freun,
»Welch' ein Jubel, welch' ein Leben,
»Wird am Weihnachtstage sein.
»Nun sind wir noch einmal wach
»Heisa! dann ist's Weihnachtstag.«

Thränen der Freude entströmten meinen Augen. Dann aber packte mich der Dämon des Mißtrauens. Die Verse schienen mir all zu gegründet, um von Karl stammen zu können. Ich fragte ihn auf Ehre und Gewissen, ob er wirklich dieselben verfaßt.

Karl betheuerte die Autorschaft bei allem was ihm heilig sei.

Jetzt flog ich in's Kloster, wo die Stiftsdamen, die größtentheils meine Tanten respective Cousinen, auf meine Verheißungen großmüthig Papier und etwaige Copialien durch Subscription einiger Schillinge garantirten.

Ueberselig eilte ich heim. Es ging mir, wie Franz von Kobell vom Champagner sagt:

»Er ischt mehr getanzt, als daß er is gange
»Un hot noch gesumst so a Stuck vun a Lied,

und zum ersten Mal setzte ich über den großen Leichenstein, der sich präsentirt, wenn man vom Bauernhof aus auf den Kirchhof tritt.

Als ich zu Hause kam, fand ich meinen getreuen Karl im Zimmer. Ich erzählte ihm von dem Glück, das ich gemacht. Er aber rief mir freundlich zu: »Ich bin »inzwischen auch nicht faul gewesen, ich habe einen zweiten »Vers gedichtet. Hör' nur:

»Ha! wie wird die Stube glänzen
Von der bunten Lichter Zahl,
Schöner als bei unsern Tänzen,
Der geputzte Kronensaal.
Ach, ich weiß wie's vorig' Jahr
An dem Weihnachtstage war«

»Vortrefflich Karl,« rief ich aus, »unsere Uetersen Un»terhaltungsblätter werden Glück machen, ich sehe sie schon »in Elmshorn und Pinneberg, eins schicke ich an Mamsel »Paßehlen nach Altona. — Hätten wir nur eine Hand»druckerei. Doch kommt Zeit, kommt Rath. Nur jetzt die »erste Nummer besorgt.«

Was ich lieferte weiß ich nicht mehr. Ich glaube es war ein Märchen, das schon längst aus meiner Erinnerung desertirt ist. Die Nummer ward vollendet und vertheilt.

Ach! ich vergesse den folgenden Tag nicht, als der jetzt in Mexiko bald als Crösus, bald als Irus fungirende Enrico Fügemanno, Heinrich Fügemann, spottweise Buz genannt, mit seinem einem hell-, und seinem einen dunkelbraunen Auge, ein Lesebuch in der Hand, auf mich zusteuerte, und mir zeigte, daß das Karl'sche Weihnachtslied ein gestohlenes, ein Plagiat sei. — »Eine schöne Beschcerung!« spottete Buz.

Stumm, aber von tiefem Schmerz gepackt, zeigte ich es dem Betrüger, der in unmäßiges Lachen ausbrach. — Nie konnte ich ihm diesen Lug und Trug vergeben, ich freute mich daher, als Karl Graba bald darauf die Pension verließ.

Ich weiß nicht, ob ich ihn wieder gesehen, doch glaube ich, daß er mir einmal in Kiel wieder begegnet ist. Als ich meinen verklärten hochherzigen Bruder, Peter, wenige Tage vor seinem Tode besuchte, lag auf seinem Krankenlager ein dickes Buch, welches die actenmäßige Darstellung des Ramcke'schen Processes von Karl Graba enthält. Es ist ein elendes schwammiges Machwerk mit einer unwürdigen Devotion gegen die Holsteinschen Gerichte*) geschrie-

*) So glaubt er (S. 191) den Beweis der Vortrefflichkeit des Etatsraths Nickels dadurch geführt zu haben, daß dieser jetzt nicht verhehle, er glaube, daß Ramcke jetzt an Verrücktheit leide (welch' ein Edelmuth auch zu glauben, was jetzt die ganze Welt weiß). Auch witzig ist Herr Graba. — Auf unterdrückten Fußschweiß hätte man nicht verfallen können. Wäre er nicht unterdrückt gewesen, bemerkt er, dann hätte man vielleicht darauf verfallen können, so aber konnte das Gericht ihn nicht riechen.

ben. Es hat aber doch einen geschichtlichen, herostratischen Moment, denn es hat meinem Bruder den Gnadenstoß gegeben, d. h. ihn vollends zu Tode geärgert.

»Auch Dich hat er angegriffen,« hustete dieser. »Sieh nur diese Stelle« (S. 498):

Kobbe schreibt, es sei seinem Bruder gelungen, Ramcke zu sehen, er schreibt aber nicht dabei, auf welchem Wege, nämlich daß sein Bruder sich unter dem falschen Namen in das Zuchthaus eingeschlichen hat, auf eine Karte, welche auf den Namen eines holsteinschen Justizbeamten ausgestellt war.

Die Frechheit dieser Aeußerung machte mich abermals eben so stumm, wie ich es bei der Entdeckung der Autorschaft des Weihnachtsliedes geworden war. Ich hätte mir gerne die gehörige Genugthuung von dem Lügner von Kindesheinen auf geholt, wenn ich hätte hoffen können, daß mir solche zu Theil geworden wäre.

Damit ich mich vor dem Publikum aber wegen der fraglichen Anschuldigung rechtfertige, folgendes:

Um mich zu überzeugen, ob Ramcke, den alle Welt außer meinem Bruder für einen Simulanten erklärte, wahnsinnig sei oder nicht, unternahm ich im vorigen Jahre eine Reise nach Glückstadt, und zwar über Uetersen. Ich wollte von dort aus eine Landungsstelle des Glückstadter Dampfschiff aufsuchen, fuhr aber auf das dringende Bitten meiner Cousine der Comtesse Louise Ranzau, mit ihr nach Seester, wo ich in einer liebenswürdigen Predigerfamilie einen Abend zubrachte. Spät begleitete ich einen Jugendfreund, einen nicht weit davon wohnenden Beamten, der mich am andern Morgen nach Glückstadt fuhr, wo er auch Geschäfte hatte. — Ich wollte mich gerade an den Herrn Zuchthausinspector Lohmann oder Lohmeyer wenden, als mein Freund mir während der Tafel sagte, er kenne den Herrn recht gut, ich glaube er wolle ihm schreiben, die Erlaubniß für sich erwirken und dann mit mir hingehen. So sparte ich den Weg. — Genug, er bekam den Erlaubnißschein. Als wir fortgehen wollten, wurde er verhindert, mich zu begleiten, und ich benutzte den Schein allein.

Wenn Herr Graba dies einschleichen auf fremden Namen nennt, so liegt die Infamie dieser Malice, sowohl gegen mich als gegen den Holsteinschen ehrenwerthen Beamten, der ja nur mit mir zu gehen brauchen, um jede Rüge zu vermeiden, klar auf der Hand. — Wie hätte man mir, einem oldenburgischen Justizbeamten, seit 23 Jahren Untersuchungsrichter,

den Eintritt in das Zuchthaus verweigern dürfen? Habe ich die Erlaubniß denn mißbraucht? habe ich etwas anders gethan, als Ramcke gesehen und dies ausgesprochen, was nachher die ganze Welt anerkannt hat. Genügt es doch sogar bei einer Gesellschaft von acht Personen, um den Ehrenbreitstein zu sehen, daß ein Einziger auf seinen Namen eine Karte holen läßt. — Oder ist der Menschen rettende Name »Kobbe« doch von der Art, daß ihm der Zugang zu den Unglücklichen verschlossen wird? Dann wäre ja das Glückstädter Zuchthaus eine Mordspelunke!

Herr Graba hat den Herrn ein schlechtes Compliment gemacht; wenn er darauf hindeutet, daß sie Jeden den Eintritt verweigert haben würden, von dem zu fürchten war, daß er Ramcke wahnsinnig finden würde. —

Ich bin außer meinem verklärten Bruder der erste gewesen, der Ramcke für wahnsinnig erklärte und bin stolz darauf. Meine Worte haben Früchte getragen, an dieser Wahrheit zweifelt kein Mensch mehr. Selbst Graba erklärt S. 515, daß sowohl der Zuchthausarzt Dr. Boysen, Ramcke's Seelenkrankheit für Verrücktheit (demence nach Esquirol [meine Worte] anerkenne, an welcher der Züchtling schon gelitten, als er, der Physikus, ihn zum ersten Male besucht habe, und daß derselbe eine große Anzahl objectiver Kennzeichen dieser Seelenleiden aufgezählt habe (wie ich auch seiner Zeit). — Auch der bekannte, bei der Schleswiger Irrenanstalt angestellte Arzt, Herr Doctor Rüpell, welcher Ramcke im Zuchthause beobachtete, habe sich entschieden dahin ausgesprochen, daß er ihn für wahnsinnig halte.

Ich habe die Ehre der Dänischen Obergerichte nie angegriffen, und hege alle Hochachtung vor den Herren, die ich zum Theil persönlich kenne. Nur das Untersuchungsgericht und die Aerzte klage ich an, welche aus Verblendung oder Unwissenheit nicht Ramcke's Seelenzustand merkten, ja sogar fortwährend die Simulation des Wahnsinns behaupteten und so die Obergerichte irre führten.

Wenn aber Graba nach tausend Invectiven gegen meinen edlen Bruder am Ende seiner Schrift wider Willen zu dessen größter Verherrlichung sagt:

»Mein Glaube, daß Ramcke zur Zeit des ersten Geständnisses an intermittirender Verrücktheit gelitten habe, welche allmählig in anhaltende übergegangen ist, was, namentlich hinsichtlich des letzten Punktes, mir durch die eigne Anschauung fast zur Gewißheit geworden«

und das Obertribunalgericht einigermaßen diese Ansicht theilt, so zweifle ich nicht, daß diese Ehrenmänner, wenn sie nicht selbst die Wiederaufnahme der Untersuchung bewerkstelligen können, etwa folgende Supplik an Seine Majestät richten werden.

»Allerdurchlauchtigster König: Durch die Kurzsichtigkeit »des Untersuchungsgerichts, durch die Unrichtigkeit dreier »ärztlicher Gutachten getäuscht, haben wir auf Ramcke's »Geständniß hin, denselben zum Tode verurtheilt, ihn »später für einen Simulanten gehalten und dessen To»desstrafe zu vollziehen verfügt. Gott sei gepriesen, »daß die Weisheit Ew. Majestät diesen letzten Schritt »vereitelte. Da bei uns aber Zweifel entstanden sind, »ob Ramcke nicht schon zur Zeit des ersten Geständnisses »an intermittirender Verrücktheit gelitten, wir dieses sogar »glauben müssen, so bitten wir, von unserm Gewissen ge»trieben, in favorem defensionis, allerunterthänigst, daß »nach Aufhebung unsers Erkenntnisses, die Wiederaufnahme »der Untersuchung unter Bestellung eines andern Untersu»chungsgerichts verfügt werden möge.«

Es ist unmöglich, daß die Gerichte einen ähnlichen Schritt nicht unternehmen, wozu sie eventualiter durch die öffentliche Meinung werden gezwungen werden. Das ist das Urtheil aller Juristen, die ich hierüber gefragt habe. Und ein solcher Schritt wäre in der That ein höchst ehrenvoller für die getäuschten Richter selbst.

Dies vorläufig mein letztes Wort in der Ramcke'schen Sache. Ich bin auf dem besten Wege, mich auch darüber todt zu ärgern, wie mein theurer Bruder, und muß pausiren. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — Ich kann jedem schon besser fechten, als der Hingeopferte, denn an meiner Seite ficht ein großer, unüberwindlicher Todter, und hoffentlich mit ihm die deutsche Juristenwelt, wenn deren Blut nicht Dinte und deren Haar nicht Perrücke geworden ist.

Theodor von Kobbe.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 43. Donnerstag, 24. October. 1844.

Des Registrators Frau aus der Modenzeitung.

Humoristische Episode

von

Otto Roch.

(Fortsetzung.)

Sie lächelte. Ich hatte sie mißverstanden. Sie sagte es mir und fügte hinzu: »in diesen Kleidern würde mich »ja Jedermann, der mich sähe, auslachen, und noch dazu »mit dem vollkommensten Rechte.«

Das verstand ich nun wieder nicht, und daher fragte ich ein wenig verdutzt: »Auslachen? Warum denn das, »meine Beste? Mir scheinen diese Kleider nichts weniger »als zum Auslachen, sehr prächtig und für eine Königin »prächtig genug. Doch liegt vielleicht darin eben der Fehler.«

»Ei, warum nicht gar!« versetzte die Königin meines Herzens, indem sie hörbar lächelte; »aber diese Kleider sind »ja schon viele Jahre aus der Mode. Damit, mein bester »Herr Registrator, damit wagte ich mich für kein Geld aus »dem Hause, nicht einmal vor die Hausthür. Auch habe »ich ja, wie Sie gefälligst bemerkt haben werden, weder »Hut noch Shawl, ohne welche ich doch unmöglich mit »Ihnen fahren kann.«

»Das ist etwas Andres!« dachte ich bei mir selbst. »Mode! Ja davon verstehst Du, armer Registrator, freilich nicht viel. Ja, nach der Mode muß meine Frau »so gut wie jede andere gekleidet sein; das hat seine Richtigkeit. Das ist etwas Anderes, wiewohl zugleich recht »schade. Also die Kleider sind nicht mehr Mode! Ja so! »Und Hut und Shawl muß meine Frau auch haben, das »hat gleichfalls seine Richtigkeit.«

»Ja, meine Theure,« sagte ich, »das ist etwas Anderes. Allein, was ist da anzufangen?«

»Wir lassen Madame Lefebre, die Putzmacherin kommen,« versetzte die Schöne.

»Ganz recht!« erwiederte ich. »Doch wen schicken wir »schnell?« Ich guckte aus der Thür und die Treppe hinab.

Da stand zum Glücke mein alter Aufpasser noch auf der Flur und rieb sich sein wahrscheinlich verletztes Schienbein.

Ich eilte zu ihm hinunter und veränderte nun meinen ihm gegebenen Auftrag dahin, daß er erst zur Madame Lefebre, der berühmtesten Putzmacherin in der ganzen Stadt gehen, sie mit Allem, was zum vollkommenen und modernsten Anzuge einer Dame nothwendig sei, zu mir bescheiden und demnächst eine Kutsche bestellen solle. Dabei drückte ich ihm ein kleines Schmerzensgeld für sein Schienbein in die Hand und eilte wieder Trepp' auf zu der Geliebten.

Endlich fiel mir denn doch auch ein, daß es wohl angemessener sein dürfte, wenn ich meine Braut aus meinem Schlafzimmer und in meine Prunkstube führte; was ich denn auch, und ich glaube nicht ohne einigen Anstand that.

Ich präsentirte ihr hier meinen besten, das heißt meinen einzigen Lehnstuhl und bat mir dann, so sauer es mir auch wurde, die Erlaubniß aus, auf kurze Zeit mich empfehlen zu dürfen, um auch mich einigermaßen zu der bevorstehenden feierlichen Handlung in Staat setzen zu können.

Mein Anzug dauerte nicht gar lange, obgleich ich mich doch sorgfältiger als gewöhnlich in meinen besten Braten-

rock kleidete und ſogar einen Anfang damit machte, mir vor dem Spiegel einige widerwärtige graue Haare auszuraufen; welche fruchtloſe Arbeit ich indeſſen bald aufgab, da mir immer mehr hervorzukommen ſchienen.

Als ich auf dieſe Weiſe mit mir auf dem Reinen war, und nun wieder zurück in das Prunkzimmer kam, war die beſtellte Putzmacherin, welche man füglich, ihrem Aeußern nach, für eine Prinzeſſin halten konnte, längſt angelangt, und, was noch mehr heißen wollte, meine ſchöne Braut bereits auf das Reizendſte angekleidet, worüber ich meine innigſte Freude nicht zurückhalten konnte, da man mich lügenhafter Weiſe beſtändig hatte glauben machen wollen, eine recht modiſche Dame gebrauche mindeſtens vier Stunden Zeit zu ihrer vollſtändigen Toilette.

Die Putzmacherin reichte mir mit einem artigen Knix unverzüglich ein kleines Conto, wie ſie es nannte, das ſie Augenblicks mit Bleifeder aufgeſetzt hatte; das man aber, ohne ihm Unrecht zu thun, ein recht großes Conto nennen durfte, denn es betrug einige und neunzig Thaler.

Freilich ſchien mir es auch eine erſchreckliche Summe für ein wenig Seidenzeug, Federn, Flor und Band; allein meiner Schönen ſtand Alles zum Entzücken, und ſo ging ich denn, ohne laut zu ſeufzen an meinen Schrank und zählte der Perſon aus meinem grünſeidenen Beutel das Geld in lauter Gold und ohne Abzug auf den Tiſch.

Dieſer grüne Beutel, den ich nun zum erſten Male in meinem Leben zu mir ſteckte, enthielt einen Theil der Erſparniſſe langer zwanzig Jahre: dreihundert holländiſche vollwichtige Dukaten und noch einige darüber, die ich wohl auch aus beſonderer Eigenheit und weil ich wirklich Gefallen an dem glänzenden Golde fand, nie hatte zinstragend belegen wollen.

Kaum war nun die Rechnung berichtigt, kaum hatte ſich die koſtbare Madame Lefebre entfernt, als auch ſchon zu meiner großen Freude die beſtellte Kutſche angerollt kam.

Ich reichte meiner Allerliebſten mit einer zierlichen Verbeugung meinen Arm und führte ſie an den Wagen.

Wir flogen hin und im Fluge ging es zu meinem Freunde Hymenäus, der uns in Kürze, ohne Umstände und langen Sermon — der mir auch immer bei dergleichen Gelegenheiten sehr überflüssig geschienen hat — kopulirte.

Eben war ich mit meiner jungen Frau vom Prediger zurückgekommen und in meinen vier Pfählen als Ehemann noch nicht einmal lauwarm geworden, als die Unglücksuhr acht schlug.

Das war die Stunde, zu welcher ich aufs Comptoir mußte. Seit zwanzig Jahren hatte sie mir, wie Jeder begreifen mag, nicht so unwillkommen geschlagen. Ich wäre so gerne bei meiner kleinen süßen Frau geblieben; allein es konnte ja nicht sein. Meine Pflichten im Staatsdienst durfte ich nicht versäumen; hatte es nie gethan, und würde es nicht um aller Welt Schätze gethan haben. Ich mußte scheiden, wie viel es mich auch kostete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

---

1. Bilder aus dem Norden gesammelt auf einer Reise nach Dänemark und Schweden von Theodor von Webderkop. Zwei Theile. 12. Mit Grundrissen von Kopenhagen und Stockholm und 11 Ansichtstafeln. Oldenburg, Schul[illegible]

Wer noch an dem Börneschen Satz: »Ich habe nie über dem Gemälde den Maler, nie über der Schöpfung Gott vergessen« hält, mithin eine Lektüre liebt, die nicht blos objektivirt, in die vielmehr der Schriftsteller, seine ganze liebenswürdige edle Individualität mit ihren Schwächen und Stärken hinein legt, dem wird dieses Buch manche frohe Stunde darbieten. — Der erste aus zehn Kapiteln bestehende Theil handelt bis zum achten von Dänemark, den Rest des Werks von Schweden, das mit mehr Vorliebe von dem Verfasser aufgefaßt scheint, vielleicht deshalb, weil er drei gelebt ist und

die [illegible] übt. — Nichtsdestoweniger [illegible] Dänemarks klarer vor die Augen. Die [illegible] sind treffend und [illegible] der dänischen [illegible] den letzten zwanzig Jahren, und des [illegible] im Jahre 1801, einem dänischen Volksfeste entnommen, macht das Werk fast allein preiswürdig. Interessant ist der Verfasser für die Schwächen Schwedens nicht blind. So erzählt er uns von der Sportulirung: »Alles geht hier auf in Formen und Schreibereien ohne Ende, die denn auch gehörig bezahlt werden müssen. Man sagt, in Schweden muß man eilf Thaler daran wenden, um zu erfahren, wohin der zwölfte gerathen. Wenn ein Landmann sich durch Urbarmachung von Ländereien auszeichnet, und der Gutsherr über den Prediger des Kirchspiels [illegible] verschaffen will, so muß diese Angelegenheit folgende Stadien durchlaufen. Zuerst geschieht die Empfehlung beim Landshöfding (dem Gouverneur der Provinz), der deshalb ein unterthäniges Gesuch an den König richtet. Das Zeugniß des Landshöfding wird, [illegible] die Sache selbst anlangt, für zureichend gehalten, [illegible] in gewöhnlicher Ordnung vorgetragen und die Bewilligung hat keine Schwierigkeit; allein die Empfehlung des Landshöfding gehört zur Kammer-Expedition welche den Kostenpunkt nicht vertragen darf. Ein Protocollauszug, die Sache selbst und des Königs allergnädigste Bewilligung betreffend, wird daher an die Finanz-Expedition befördert, deren Staats-Secretair Befehl erhält, eine Anweisung auf die Kosten zu geben. Aber für die Ausfertigung der Urkunde (deren Werth sich auf etwas mehr als Ein [illegible] Thaler [14 gGr.] beläuft) sind noch folgende Formalitäten nöthig. Ein »Brief des Königs« geht von der Finanz-Expedition zum Cammer-Collegium wegen Zeichnung der Urkunde, und ein anderer von der Finanz-Expedition an das Staats-Comptoir wegen Ersatz dafür. Nun [illegible] wird ein Protocollauszug an die Kanzlei, und die Urkunde angefertigt, und an das

Hammer-Collegium nebst einer Rechnung über die Kosten und einem Memorial wegen Ersatzes derselben gesandt wird. Nun wird ein neuer Protocollarextract an den Actuar, der die Medaille in Empfang nimmt, ausgefertigt mit dem Auftrage, sie mit einer Oehse versehen zu lassen, und das Band dazu anzuschaffen; die desfälligen Rechnungen müssen ebenfalls von einem Memorial begleitet werden. Rechnungen und Memorial werden sodann mit dem gehörigen Schreiben an das Staats-Comptoir eingesandt; die Medaille selbst aber wird an den Staats-Secretair abgeliefert, der die Sache nun wieder vorträgt, um gnädigen Befehl zu erhalten, die Medaille an den Landshöfding abzusenden. Mitunter schickt auch wohl das Hammer-Collegium die Medaille an den Landshöfding, mit der Aufgabe, sie bei irgend einer feierlichen Gelegenheit zu übergeben.« —

Ueber die Art der Anrede unter den Schweden berichtet der Verfasser sehr humoristisch:

»Die schwedische Sprache kennt unser Anrede durch »Sie« nicht; man redet sich stets in der dritten Person des Singularis an, wobei denn der Titel genannt werden muß; man sagt nicht: »wollen Sie so gut sein,« sondern »will der Professor, Oberst — oder was er denn ist — so gut sein«; so Einige vom ancien régime sagen wohl, wenn sie den Titel nicht wissen; »will titulus so gut sein«; schriftlich geschieht das allgemein. Das giebt nun der Conversation etwas Steifes und Unbehagliches, dessen die Schweden sich gerne bald entledigen; daher das Duzen dort allgemeiner ist, wie irgend anderswo. Die dritte Person wird aber darum nicht aufgegeben, nur daß an die Stelle des Titels die Bezeichnung »bror« (Bruder) tritt. »Will bror vara hoflig ....« (will Bruder so artig sein ...) heißt es nun. Duzen sich ein Aelterer und ein Jüngerer, so heißt jener »farbror« (Onkel), dieser »bror«. Dieser frägt: »har farbror varit ute i dag?« (ist Onkel heute ausgewesen?) jener erwiedert: »nej, bror!« (nein Bruder!) Das klingt dem ungewohnten Ohre seltsam genug. Und duzen sich die Brüder geradezu, so wird dem »Du« wohl ein

Epitheton ornans hinzugefügt, als: »söta Du«, »kära du« (süßer Du, lieber Du), oder das brer bekömmt ein solches: »hör nu, söta brer, gör det!« (hör nun, süßer Bruder, thue das!) Es wird auch mit »ie« (Ihr) angeredet; das brauchen jedoch nur Vornehme gegen Geringe, Vorgesetzte gegen Untergebene, und auch wohl Frauen gegen Männer.«

Die Vorliebe für nordische Mythologie und Poesie ist m. E. etwas übertrieben, indeßen hat der Verfasser wohl gethan, manche schöne Lieder und Weisen seinem Buche einzuverleiben, was demselben einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Wir können uns nicht enthalten, hier die Uebersetzung eines Lappländischen Liedes zu geben, das fast wie eine politische Satire klingt:

Das Wolfslied.

Voi, voi, voi,
La, la, la,
Lu, lu, lu.
Fam, fam, fam,
Huo, huo, huo,
Dann macht er so,*)
Wann er sich gesättigt.
Huo, huo, huo,
Vuoos, vuoos, vuoos.
Dann macht er so,
Wann ein Rennthier er frißt.
Sobald er nur vermag
Hebt er an zu singen:
Vuoos, vuoos, vuoos.
Und wann er ausgesungen
Dann eilt er zum Walde,
Und dann kommt der Fuchs
In die Fußspur des Wolfes.
Er gräbt auf und frißt
Und eilet der Spur nach.
Und wann er gefressen,
Hält er ein seinen Lauf,
Und beginnt zu singen:
»Uvää, uvää, uvää!«

*) Zur „Wie macht er:"

Es ist seine Stimme,
Wenn den Fraß er vollendet hat:
So dankt er für die Speise,
Wann er gesättigt den Magen
Durch Großbruders Hülfe.

---

2. Der Kämmerer Laßmann als Junggesell und Ehemann. Aus dem Schwedischen von Emilie Flygare Carlén. Zwei Theile. Berlin, J. H. Merin. — Dies Buch lehrt einen allgemein, namentlich von dem weiblichen Geschlecht, und nur nicht von den Betheiligten anerkannten Satz: wie gefährlich es für alte Junggesellen ist, junge Mädchen zu heirathen. Es ist abermals mit einer Menschen- und Männerkenntniß geschrieben, wie sie schwerlich bei einer Schriftstellerin sonst zu finden ist, und gewährt schon dadurch hohes Interesse. Nicht erfreulich ist es aber in dem ganzen Werk keinen liebenswürdigen Character zu finden, und wenn es in der Welt auch vorkommt, daß characterlose, [illegible] Menschen wie Wetterquiß (ich kenne selbst einige solche) ihr Glück in der Welt machen, so sollte man aus Rücksicht gegen den lieben Gott und die Gemaltigen auf Erden doch als Poet so etwas nicht unter die Leute bringen.

Verdeutschung

der in dem vorigen Blatte gestellten lateinischen Aufgabe.

Sie legen darum in die Tasse, damit es die ganze Stadt wisse.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzische Buchhandlung.

[illegible]ische

BLÄTTER.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Jahrgang.

№ [illegible] [illegible], [illegible]. Octobr. [illegible]

[illegible] Ernennung.

Durch [illegible] Insulation [illegible] die Unterzeichneten [illegible] auftrag[illegible] [illegible] [illegible], um Oldenburg verdienten Manne (bereits im August d. J.), und unter dem 21. October d. J., zweien Oldenburger verdienten Patrioten, so wie deren Gattinnen, letzteren wegen Beförderungen [illegible] Wohlthätigkeitsvereinen, den Oldenburgischen blau [illegible] Blumenorden zu verleihen. *) Der Name dieser Empfänger wird nach Ihrem oder nach dem Tode des [illegible] Blätter bekannt gemacht werden.

[illegible] Die Redaction der humoristischen Blätter.

[illegible] Strohmann von Hagen.

[illegible] ist da, wie man spricht,
[illegible]
Findest für [illegible] ein Gericht
Schon von [illegible]

[illegible] Originelle an [illegible] Orden ist, daß er nie ohne wirkliches [illegible] erworben wird.

Anmerkung des Setzers.

**) [illegible] auf dem Lande [illegible] die Zeit der grünen Erbsen [illegible] Pfarr- und Pendling scherzweise benannt.

[illegible] nicht ein Popanz bewacht
[illegible] die Waare, gar täuschend gemacht.«

Ei doch, die Mutter! als wäre man stets
Kind noch und bange vor Fratzen. —
Dienerinn, werther Herr Strohmann! Wie geht's?
Guten Respect bei den Spatzen?
Nickst Du?! Ja, wär's nicht zu thörichter Wahn,
Wollt' ich beschwören, er hab' es gethan.

Wirklich, der Kranz ist natürlich genug,
Giebt nicht die mindeste Blöße —
[illegible] und Käppchen, die Vater einst trug —
Ganz wie ein Sich'rer von Größe —
Stände der hier in dem grünen Versteck,
Dann — ja, dann schrie' ich; das wäre zu keck.

[illegible], du bist doch auch gar nicht galant!
Steh'st da und zeigst mir den Rücken —
Wär's der Bewußte, der ging mir zur Hand,
Hülfe mir wählen und pflücken.
Freilich verlangt' er wohl Lohn zum Beschluß,
Aber, was thät' es? Was ist denn — ein Kuß?

Himmel! Er regt sich, als wollt' er sich dreh'n,
Scheint mich zu hören, zu kommen —
Possen! Ein Strohmann und hören und geh'n,
Hat man das jemals vernommen? —
»Er wohl nicht selbst, doch in seinen Akkord
Trat »der Bewußte«; der nimmt dich beim Wort!«

»Mädchen, wo bleibst du? Und sprich! wo umher
Flogen wohl deine Gedanken?
Körbchen wie Schoten zur Hälfte noch leer,
Blätter dazwischen, ja Ranken!«
Mütterchen, liebstes, ach! zürne mir nicht —
Paul in den Schoten war da — wie man spricht.

Des Registrators Frau aus der Modenzeitung.

Humoristische Episode

von

Otto Roth.

(Fortsetzung.)

Da — o ihr Mächte des Himmels! — Da erlaubte mir meine Frau den ersten Kuß, indem sie mir den niedlichen Mund bot!

Ich wurde vom Scheitel bis zur Zehe elektrisirt. Noch nie hatte ich ein Frauenzimmer außer meiner Mutter und Großmutter geküßt. Wie hätte ich dazu kommen sollen? Nie in meinem Leben hatte ich gedacht, daß ein Weiberkuß so beseligende Zaubergewalt besitzen, einen ehrlichen Junggesellen so wie ein Blitz durchfahren könne.

Auf dem Comptoir wollte es mit der Arbeit gar nicht recht vorwärts, und daran mochte der Kuß, der mir noch in allen Gliedern herumspazierte, wohl hauptsächlich Schuld sein. Alle Zahlen sah ich doppelt oder gar nicht. Alle Zeilen schwammen in einander, und meine schöne junge Frau hüpfte beständig bei meiner Feder umher und mußte manchmal um sie herum, daß ich sie häufig ruhen lassen mußte, die Feder, weil ich befürchtete, meiner Frau weißes seidenes Kleid mit Dinte zu beschmutzen.

Ich mußte mich wahrhaftig recht zusammennehmen und gar sehr auf meiner Hut sein, um kein Aergerniß zu geben, und dennoch bemerkte einer meiner Springer ohne Zweifel einige Ungewöhnlichkeiten an mir, denn er enthielt sich nicht, mich lange forschend anzusehen und zu lächeln und boshaft die Worte hinzuwerfen: »Sie sind heute ja so abwesend und zerstreut, lieber Torf, als ob Sie zu Hause eine Frau hätten, die im Kreißen läge.«

Was ging den Hans Wurst meine Frau an? Und wie hätte sie können im Kreißen liegen, da ich erst kaum seit ein paar Stunden mit ihr verheirathet war?

[illegible] und [illegible] als
[illegible], zu den angenehmsten [illegible], die ich
ausstand.

Mit den schnellsten Schritten eilte ich heim, zum ersten Male, um des mir so oft angerühmten häuslichen Glückes froh zu werden, und hoffte nun sogleich in die geöffneten Arme meiner Frau zu fliegen. Allein ich wurde ganz unangenehm überrascht, da ich meine Frau gar nicht zu Hause fand und mein Aufwärter mir sagte, daß ein junger sehr gebildeter Herr sie zum Spaziergange abgeholt hätte.

Mir wurde die Zeit entsetzlich lang. Mich fing ganz [illegible] zu [illegible] an, da es Eins, dann ein Viertel, darauf halb und endlich gar drei Viertel auf zwei schlug.

Der Tisch stand gedeckt da; aber für drei Personen.

»Warum hast Du denn für drei Personen gedeckt, wo meine Frau und ich nach der richtigsten Rechnung von der Welt doch nur zwei Personen sind?« fragte ich, [illegible]

»Madame haben es so befohlen,« [illegible] dieser kurz weg und blickte mir, mich dünkte etwas [illegible] oder doch [illegible] ins Gesicht.

»Haben es so befohlen!« wiederholte ich [illegible]. »Ja, das ist etwas Anders; da wird sie doch ihre Ursache dazu gehabt haben. Da ist es schon recht.« — Es war mir jedoch nicht ganz recht.

Der [illegible] um zwei Uhr [illegible] kommen werde und [illegible], [illegible] für drei Personen Essen zum [illegible] Preise bei dem Restaurateur [illegible] zu bestellen.

Das war mir nun eigentlich ganz und gar nicht recht, und dennoch durfte ich es mir vor meinem Diener nicht merken lassen; das fühlte ich wohl.

Seit zwanzig Jahren hatte ich hier schon [illegible] ehrlichen Deutschen, [illegible] und zu aller Zufriedenheit gespeist, [illegible] einem Male [illegible]

[illegible] nach kannte, und [illegible] mit [illegible] bewirthete, die mir ebenso [illegible] ein solcher Franzose [illegible] sollte ich um zwei Uhr [illegible] Das griff recht störend [illegible] Indessen tröstete ich mich im Stillen für den Augenblick mit dem alten herrlichen Sprichworte: »Kein Mal ist kein Mal«; woran aber eigentlich wenig Moral zu sein scheint, weil es ein jedes [illegible] entschuldigt.

[illegible] ein Viertel nach zwei — als mein Magen [illegible] der schrecklichsten Rebellion gegen sothane Neuerung begriffen war, erschien meine Frau in Begleitung eines sehr elegant gekleideten jungen Mannes, lachend und sich mit [illegible] sehnsüchtigen Blicken, [illegible] und meinem Hause zuschritt. Ich sah eben aus dem Fenster und betrachtete sie mit aufrichtigem Wohlgefallen, ich kann wohl sagen, mit Entzücken. Ich freute mich, eine so schöne Frau zu besitzen; es regte sich [illegible] einiger Stolz in mir, wenn ich alle schöne Frauen in der [illegible] Revue passiren lassen dürfte, und am Ende, ohne meinen [illegible] zu wollen, selbst gestehen mußte, daß sie sämmtlich kaum werth waren, ihr das [illegible] zuzubinden.

[illegible] unangenehme Wallung über den Aufschub und [illegible] war vorüber. Ich sah nur meine Frau, die mir eben jetzt noch zehn Mal besser gefiel, als heute [illegible]. Der junge Herr aber, mit dem sie so traulich [illegible] gegangen kam, wollte mir nicht sonderlich gefallen.

Ich mußte den [illegible] durchaus schon einmal irgendwo, wenn auch in etwas anderm Costüm, gesehen haben, [illegible] allein ganz nichtssagenden [illegible] gar zu bekannt [illegible] Eine [illegible] sann ich hin und her; doch wollte es mir nicht [illegible] Bekanntschaft gemacht hatte. [illegible] fiel es wie Schuppen von meinen Augen

Es war derselbe Herr, der mit meiner Frau in der allgemeinen Modenzeitung auf einem Blatte gestanden hatte, und er mußte sich wohl mit ihr zugleich, von mir unbemerkt oder auch etwas später auf seine eigne Hand, vom Papiere abgelöst haben und in die erwachsene Welt eingetreten sein. Daher also die Bekanntschaft des Hasenfußes mit meiner Frau. Nun freilich, wenn man so lange mit einer schönen Dame in dem Raume eines Quartblattes vereint gewesen ist, so läßt sich eine gewisse Vertraulichkeit eben sowohl voraussetzen, als entschuldigen; das ist gewiß.

»Sind Sie schon da, mein Schatz?« sprach meine Frau als sie mit ihrem Begleiter hereintrat. »Das ist ja recht »schön, so können wir sogleich zu Tische gehen.«

»Ich habe mit diesem Herrn,« fuhr sie fort, »einem »alten Bekannten von mir, eine kleine Morgenpromenade »gemacht, und wir haben uns köstlich amüsirt. Die Mor»genpromenaden sind jetzt Mode, sonst würde ich vielleicht »weniger Gefallen an ihnen finden; allein auch diese Mode »wird ja wohl vorübergehn und einer weniger fatigirenden »Platz machen.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Stücke aus der Tollliste des Mysticismus.

1.

Zu hören, nicht zu glauben.

Man schreibt uns aus Flachsenfingen folgende unglaubliche und uns doch durch den glaubhaftesten Erzähler garantirte Geschichte. —

Seitdem unser Fürst anfängt seine christlichen und con-

ſeſſionellen Anſichten täglich mehr zu manifeſtiren, beeifert ſich ſeine Umgebung, welche zum Theil von der Sorte iſt, welche Schiller in Kabale und Liebe, als

in einer Minute ſieben Mal lang und ſieben Mal kurz bezeichnet, und die wohl zur Claſſe der ſittlichen Reptilien gehört, noch den Regenten in dieſer Richtung zu übertreffen. Welch eine Affenſchande ſie ſelbſt mit dem heiligen Gebet treiben, davon genüge dies Beiſpiel.

Die Geheimeräthe E. und Th. ſind zuſammen in ein Pietiſtenboot geſtiegen, und rudern mit allen andern Heuchlern um die Wette. Zur Erholung ſpielen ſie des Abends eine Partie Whiſt zuſammen, wahrſcheinlich mit einem Blinden, und gewiß, wenn ſie beide allein ſpielen. Nun begab es ſich, daß vor einiger Zeit eine Enkelin T.'s, ein verzogenes Kind, auf dem Sopha in der Nebenſtube zu ſchreien anfing.

Sogleich legte E. die Karten hin und bat Gott, wahrſcheinlich mit höflichen Ausdrücken, daß er dem Kinde den Mund ſtopfen möge.

Und ſiehe! Das Kind ſchwieg baumſtill.

»Wunderbar!« fragte E. vertraulich zu T. rückend — indem er die Karten zu miſchen anfing — »Sollte wirklich »mein demüthiges Gebet das Kind beruhigt haben?«

Mehr als Chriſt denn als Großpapa, verſetzte T.: »Allerdings.« —

In dem Augenblick fing das Göhr wieder ein Zeter»geſchrei an.

»Aber woher dieſe ungläubige Frage? — Horch nur und höre die Folgen Deines Unglaubens.«

2.

Die Allerfrömmſten.

In wie vielen Nüancen bei uns die Frömmigkeit in der bürgerlichen Welt erſcheint, davon haben Wenige Kunde. Die neuliche Mittheilung eines Freundes, gehört zu dem

[illegible] uns je in dieser Art vorgekommen. — Kurz, sprach er, verpflichtete mich kürzlich eine alte kranke Frau in der Vorstadt aufzusuchen, und mich von ihren Lebensverhältnissen durch den Augenschein zu überzeugen. Erkundigungen bei den Nachbarn in dieser Beziehung gaben das Resultat. »O, de bargt sik woll, ehr Paap un »Verhand, sine Damens bringt jümmerst watt; man se »beht to veel, da ward see krank von.« Also vom Beten [illegible] auch krank werden. Bisher glaubte man immer, daß es zur Gesundheit verhülfe. Nunmehr zu der Alten hinaufgestiegen, ergab sich folgendes Gespräch, das man gefälligst in das plattdeutsche übersetzen wolle. Nun Mutter wie geht's? »Ach Gott, ich bin sehr schwach, das Essen »schmeckt mir nicht.« Ist denn dein Pastor kürzlich hier gewesen? »Nein Herr, ich habe keinen Pastor.« Was, keinen Pastor? Du wirst doch zu irgend einer Gemeinde gehören? »Nein Herr, ich will Ihnen nur sagen, ich gehöre »zu den Frommen, die haben mich zum zweiten Mal ge»tauft, und wir bleiben ganz unter uns.« Ach so, da gehörst du wohl zur Dükenschen Gemeinde? »Nein, die ist »uns nicht fromm genug, die ist uns zu weltlich, wir ge»hören zu Baron Lütken's Gemeinde.« So! predigt denn der auch bei euch? »O nein, der wohnt im Mecklenbur»gischen und kommt von Zeit zu Zeit mal zu uns herüber. »Bei uns predigt keiner, sondern wir legen uns selbst die »Schrift aus, und da geht bei uns die Reihe um.« Ach so! Legst du denn auch die Schrift aus und verstehst du etwas davon? »Verstehen — braucht man nichts davon, »lieber Herr! Der heilige Geist giebt einen Alles ein, was »man sagen soll, und ich habe gestern noch tüchtig aus»gelegt.« (Freischütz.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 45. Donnerstag, 7. November. 1844.

Eine neue Sorte extrafeiner Kopfkissen, die aber nie in die Mode kommen werden.

Als ich vor einigen Jahren mit meinem Freunde dem Professor Stieffel in Stuttgart war, besuchten wir unter andern Universitätsfreunden auch den Advocaten Dr. Walz, der nicht bloß als tüchtiger Redner in der Kammer, sondern mehr noch als freiwilliger Berather der Wittwen und Waisen, mir schon von vielen Würtembergern gepriesen war. Walz war einer von den Junggesellen, die mehr Familienväter sind, als mancher Vater in seinem Hause, und die namentlich da hülfreich und berathend eintreten, wo der Versorger erkaltet im grünen Hintergrund des Lebens den Katzenjammer der Existenz ausschläft. Solche Käuze muß es auch geben, für sie ist das Coelibat indicirt, und wenn man auch sie bedauern könnte, daß sie sich nicht in Kindern verjüngt sehen, so haben sie doch wieder den Trost, daß sie ihre ewige Jugend mit hinüber nehmen.

Walz besaß einige Weinberge, und hatte einen Burgunder erzeugt, wie man ihn weder in Paris noch in ganz Frankreich an der Wirthstafel erhält. Er übertraf die elenden Pariser Beaunes und Macons bei Weitem, ja er konnte mit allen Nuits, Volnaiys, sogar mit Chambertins rivalisiren. Die Stuttgarter sind klüger als die Heilbronner,

[illegible] vermünschten versäuerten Schaumwein, [illegible] und [illegible] verderben, und wir unvernünftige politische deutsche Maaßregeln, eine Sympathie für Frankreich — Sehnsucht nach dem, in jeder Hinsicht theuren, ach so theuren Champagner erwecken.

Die Rede kam auf die oben gedachte Hülfe, welche Walz der Menschheit so uneigennützig leistete. Bescheiden und fast erröthend lehnte er jedes Lob ab, was freilich auch alle edle Naturen verschmähen. In dem Punkt bin ich Mystiker. Es ist eine Gnade Gottes, wenn man vermöge seiner Natur nicht gemein handeln kann. — Als aber die Stuttgarter sich entfernt hatten, und ich die Angelegenheit wieder auf das Tapet brachte, rief Walz mit Begeisterung und [illegible] Blicken:

»Kinder ich habe meinen Lohn für Alles schon dahin. »Lacht mich aus, wenn Ihr wollt, aber Ihr thut es nicht, »gelt? — Ihr seid zu gute Kerle! Folgt mir in meine [illegible] sollt meinen Lohn sehen.«

Und wir thaten, wie uns geheißen war. — Die eine Wand des Schlafzimmers war mit Kränzen tapezirt, von denen manche gar welk fast in Staub zerfielen, andere aber noch grüne Blätter, ja erkennbare, wenn gleich verwelkte Blumen trugen. Alle Todtenkränze der Würtembergischen Kirchhöfe schienen hier einen Congreß zu feiern.

Wir sahen Walz feierlich schweigend an, ich hatte aber schon errathen, was er jetzt vorbrachte. So oft ich armen Leuten einen wesentlichen Dienst geleistet, habe ich mir als Honorar einen Kranz bedungen. Diese Kränze sollen mir, wenn ich vielleicht bald abgerufen werde, in mein Sterbekissen gestopft werden. Ich glaube es wird sich gut darauf ruhen.

»Ei was sterben, leben, hier bleiben, Zulage und »Orden haben, Hofrath werden,« rief ich, meine Rührung verbergend, und zog beide zum Burgunder zurück, um auf des Freundes, für die Welt so nothwendiges, Wohlergehen zu trinken. — Er schien es nicht nöthig zu haben, er sah ja so gesund aus, wie mein hochherziger Bruder Peter vor

der Ramlerſchen Geſchichte. Ein Vierteljahr darauf ſchrieb Freund Gleiſtift von Carlsruhe:

Unſer Walz ruht auf ſeinen Kränzen.

Des Regiſtrators Frau aus der Modenzeitung.

Humoriſtiſche Epiſode

von

Otto Roch.

(Fortſetzung.)

„Ein allerliebſter Hut,“ ſprach ſie weiter, ſich zu dem Madamaus wendend, „ein allerliebſter Hut, Schlemmer, „den die Comteſſe Kalkowan heute trug. So einen Hut, „mein Schatz — das ward zu mir geſprochen — muß ich „zur morgenden Promenade ebenfalls haben, und auch einen „Shawl, wie ihn die Baroneſſe Krohnſtahl geſtern, wie „ſie mir ſagte, direct aus Paris erhalten hat. Er war „in der That ſehr ſchön, obgleich ich es ihr nicht ſagte. „Freilich wird er ein wenig theuer ſein; allein daran darf „man ſich nicht kehren. Es darf Einem auf Geld nicht „ankommen, wenn es ſich darum handelt, andern Weibern, „welche uns mit ihrer Pracht zu beſchämen trachten, ihren „Spaß zu verderben.“ —

„Der Baron von Schlemmer, mein Schatz, der „uns heute Mittag die Ehre geben wird, unſer Gaſt zu „ſein.“

Ich verbeugte mich ſehr tief.

Alſo ein Baron war das nüchterne Geſicht mit dem abgezirkelten ſchmalen Bäckenbarte. Wer hätte das dem Menſchen angeſehen! Ich wenigſtens bemerkte keinen Adel an ihm. Gleichviel darum. Einen Baron hatte ich noch in meinem Leben nicht zu Tiſche gehabt. Zu welcher Ehre eine ſchöne Frau Einem doch verhelfen kann. Ja, eine

[illegible] es allerdings wohl sein; aber eine sehr unbequeme; und wenn ich hätte sagen sollen, daß ich mich über die Ehre freute, so hätte ich wie ein Schelm lügen müssen. Gewiß würde es mir tausendmal angenehmer gewesen sein, mit meiner Frau allein zu essen; worauf ich mich, ehrlich gestanden, schon recht gefreut hatte.

Meine Frau, die sehr schnell und schön, wenn auch ein wenig lispelnd — was aber wohl Mode sein mochte — und wie ich nun zu bemerken Gelegenheit hatte, sehr viel redete, sagte nun lächelnd: »Der Herr Baron wird uns »schon entschuldigen, wenn er hier Alles noch nicht so ein»gerichtet findet, wie er es wohl vermuthen dürfte und wie »ich es wünsche: allein wir sind ja eigentlich noch gar nicht »eingerichtet. Warten Sie nur ein wenig, Barönchen, und »es soll hier schon anders aussehen. Ich gedenke hier von »Grund aus Reform vorzunehmen; in der That und in »der Wahrheit eine Radical-Reform. Was trotz aller »Anstrengungen in keinem Lande sich so recht zu Stande »bringen lassen will, werden Sie, man aber, hier bei mir, »ebenso man eine Hand umdreht, zu Stande gebracht sehen.« Das war mir ein Messerstich in die Seele. Ich fühlte angstvoll, daß mit diesen Worten meinem alten Lehnstuhl, der einzigen Bequemlichkeit meines Leibes; meinen auf die Ewigkeit berechneten damastenen Vorhängen; meinem getreuen Bettschirme, auf dem der Kopf des Holofernes verblutete; meinen garstigen, aber darum doch nicht minder luftigen Pfeifen; ja vielleicht gar meinen zerrissenen Pantoffeln und meinem räucherigen alten Schlafrock, den ich am Sonntag Morgen, wo ich nicht ausging, jetzt schon seit zwölf Jahren getragen hatte; meinen Bildern vom verlorenen Sohne an der Wand, kurz Allem, was mir so lange lieb und werth gewesen, der Krieg erklärt worden war; daß Alles vor dieser barbarischen Reformation kein Erbarmen finden werde. Ich fühlte aber zugleich mit einer gewissen Art von Trost, daß ich sicherlich eine solche gar nicht überleben könnte, wenn sie wirklich ans Werk gerichtet sein sollte.

»Wenn's gefällig wäre,« sagte meine Frau und wir setzten uns zu Tische.

Die Speisen waren vortrefflich und mundeten mir wieder alles Erwarten sehr. Mein guter Hummel hatte jedenfalls Ursache, vor der Kochkunst des Herrn Le Blanc bescheiden einzupacken. So viele Schüsseln hatte ich noch nie auf einem Tische gesehen, so hatte ich noch nie gegessen. Auch Wein war da, und mein vornehmer Gast lobte ihn außerordentlich. »So möchte ich alle Tage tafeln« dachte ich.

Da fiel mir indessen plötzlich ein, daß eine solche Mahlzeit doch auch wohl ein Wenigst mehr kosten dürfte, als meine gewöhnliche zu sechs Groschen, da sich sonst Herr Le Blanc ja in kurzer Zeit großmüthig an den Bettelstab kochen müßte, und ohne mich recht zu besinnen, fuhr mir die an meine Frau gerichtete Frage heraus: wie theuer, mein bestes Kind, ist denn eine solche herrliche Mahlzeit, »wie wir hier haben, eigentlich.«

Meine Frau erröthete über und über, muthmaßlich für mich, wiewohl ich nicht begreifen konnte, weßhalb. Ich mußte jedoch wohl eine große Unschicklichkeit begangen haben, denn sie warf mir einen bösen Blick zu, zog die Stirn in böhmische Falten und erwiderte dann unfreundlich und kurz: »meinen Sie, mein Schatz, daß ich mich darum bekümmern soll? Die Berichtigung der Mahlzeit ist allein »Ihre Sache. Ich habe zum gewöhnlichen Preise bei »dem Traiteur bestellen lassen, wo jede Komitie von Ten »nehmen läßt, wenn gerade einmal im Hause nicht die zu »einer anständigen Mahlzeit nöthigen Vorkehrungen haben »getroffen werden können. Das ist es Alles. Vielleicht« — fügte sie hinzu — »wird das Couvert kaum mehr als »zwei oder drei Thaler kosten; versteht sich, ohne den »Wein.«

»Zwei oder drei Thaler ohne den Wein!« repetirte ich in Gedanken, und mußte Messer und Gabel, um sie nicht vor Schreck fallen zu lassen, so fest umfassen, als wollte ich mit ihnen begraben werden. »Ja, dafür würde

[illegible] Hamsel auch wohl was Besseres auf den Tisch liefern können, als er es für sechs Groschen vermochte.« Ich möchte wohl bei diesen Gedanken unwillkürlich ein absonderliches nicht eben zufriedenes Gesicht machen; denn meine Frau fragte, indem sie ihren Mund so spitzig klein zog, daß man ihn hätte mit einem Hamburger Dreiling bedecken können: »ist Ihnen etwas nicht recht?« »Alles, alles ganz vollkommen!« antwortete ich und suchte mein Gesicht zu einem beifälligen Lächeln zu accommodiren; mußte aber damit nicht allzuglücklich zu Stande gekommen sein, denn der Baron lachte laut auf, und meine Frau sprach, ebenfalls nicht ohne ein wenig Gelächter: »Sie machen ja aber auch ein Gesicht mein Schatz, als ob Sie den Mund voll scharfen Essigs hätten.«

Wir hatten noch nicht einmal abgegessen, als die Uhr bereits drei schlug. Ich mußte wieder auf's Comtoir, stand [illegible] auf und entschuldigte mich deshalb bei dem Baron und bei meiner Frau, indem ich höflich ersuchte sitzen zu bleiben. Niemand machte jedoch auch Miene aufzustehen.

»Genieren Sie sich nicht im Geringsten,« sagte meine Frau, »der Baron ist mir ein alter guter Gesellschafter und er seinerseits wird sich hoffentlich auch bei mir allein nicht langweilen. Ueberdies gehört es nicht zum bon ton, und ist ebenfalls dem Glücke der Ehe wenig zuträglich, wenn Eheleute beständig bei einander herum hocken. Zwei Gatten ermüden sich auf solche Weise endlich auf das Erschrecklichste und werden einander eine Last. Gehen Sie darum in Gottes Namen Ihren Geschäften nach, mein Lieber.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Bremer Volkssagen. Herausgegeben von Friedrich Wagenfeld. Bremen, bei Wilhelm Kaiser. Vier Hefte.

Wir erinnern uns, wie Herr Wagenfeld vor etwa zehn Jahren vor den Assisen der philologischen Schulfüchse stand, angeklagt: nicht bloß ein Fragment des Philo fälschlich verfertigt; sondern sogar Schulmänner ersten Ranges damit dupirt zu haben. Herr Wagenfeld wurde, Läugnens ungeachtet als schuldig verurtheilt, und den Schülern, Tertianern inclusive, diese Sünde wider den Geist des classischen Alterthums als ein Cardinalverbrechen geschildert. O über die Perrücken! Als ob ein Vogelsteller und ein Leinwandhändler nicht ein Zeuxis und Parrhasius umgehen wollte, weil jener durch seine Trauben die Vögel, dieser durch seinen Vorhang die Menschen getäuscht. — Wahrlich die Gesellschaft der Philologen und Schulmänner sollte nach Bremen wallfahrten, um den Mann kennen zu lernen, der ihres Gleichen so mystificiren konnte. — Freilich gehörte dazu, daß Herr Wagenfeld selbst den für ihn glorwürdigen Betrug eingeständ. Heraus damit Herr! Geniren Sie sich doch nicht. — Nachdem Wagenfeld lange aus der schriftstellerischen Arena verschwunden ist, vielleicht wie ein alter Philologe einst meinte, sein Unrecht im Stillen zu bereuen und einige Klassiker zur Strafe auswendig zu lernen, ist derselbe mit vier Heften Bremer Volkssagen aufgetreten, die bei dem Nichtreichthum des Stoffs das große Genie des Verfassers für die Auffassung und Ausführung seiner Arbeit hinlänglich bekunden. Der Styl, fast den der Chroniken nachahmend, giebt diesen kleinen Erzählungen, welche nicht bloß in Bremen und der Umgegend Interesse erwecken, einen eigenthümlichen Reiz. Die Hefte bieten sonach eine sehr empfehlenswerthe Lecture.

Vom Horne der Zeiten. Novellen von Bernd von Guſek. Berlin, Verlag von C. von Puttkammer. Zweiter Band.

Der Herr Verfaſſer gehört zu unſern beſten Novelliſten. Wo die Geſchichte zur Folie dient, weiß er Wahrheit und Dichtung auf eine eigenthümliche Weiſe zu verſchmelzen, eine feine Menſchen- und Herzenskenntniß läßt ihn die Novellen aus dem Alltagsleben ſchreiben, wie das Diadem, die dritte der hier gegebenen Novellen, beweiſt. Dabei weht in allen ein ſo reiner Geiſt, ſo daß ſie Leihbibliotheken auf das Wärmſte zu empfehlen ſind.

Der vierte Band der Lichtenberg'ſchen Ausgabe iſt erſchienen, welcher auch drei bisher ungedruckte Fragmente des großen Meiſters enthält. — Wir rathen unſern Leſern den Ankauf dieſer höchſt wohlfeilen Ausgabe die bald vergriffen ſein wird, nicht zu verſäumen.

Epigramme.

Grabſchrift.

Hier ruht ein Landgerichtsaſſeſſor
Er hat es jedenfalls jetzt beſſer.

An einen geſpickten Ordensritter.

Sie unbegreiflicher Baron,
Sah noch ich Herr von Sphinx Sie nennen,
Sechs Räthſel zieren Ihre Bruſt nun ſchon,
Ohn' daß den Grund wir rathen können.

Oldenburg.

Redakteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 46. Donnerstag, 14. November. 1844.

Des Registrators Frau aus der Modenzeitung.

Humoristische Episode von Otto Koch.

(Fortsetzung.)

Jetzt wollte ich meine Frau wenigstens umarmen und mir einen Kuß erlauben, weil ich noch mit einem angenehmen Nachgeschmack an den von heute Morgen dachte, und von dem zu erwartenden mindestens hoffte, er werde mich aus der unleidlichen Stimmung reißen, in die ich mich gerathen fühlte. Meine Frau jedoch bog sich, so weit sie konnte, auf dem Stuhle zurück, erröthete abermals bis über beide Ohren unnd flüsterte mir, ich glaube gar ein wenig ärgerlich, zu: machen Sie sich und mich doch nicht lächerlich!«

Zwar war es mir unmöglich einzusehen, daß ein Mann sich und seine Frau lächerlich dadurch machen kann, wenn er sie beim Abschiede küssen will oder küßt; allein es mußte doch wohl etwas an der Sache sein, da meine Frau es sagte; und so verzichtete ich denn auf einen Kuß, schwieg und ging mit trocknem Munde.

Schön war meine Frau, das konnte kein Mensch leugnen, und da sie direct aus der allgemeinen Mo-

bewegtung herstammte, auch ohne Zweifel durch und durch von der Mode. Dies modische Betragen indessen gefiel mir durchaus nicht, und mit wahrhaftem Schauder gedachte ich auf meinem Wege zum Comtoir wieder an die gräßliche Reformation, der ich in Kurzem unterliegen sollte und von der mich wohl nichts in der Welt zu befreien vermochte als der Tod. Nebenbei fiel es mir wie Blei auf die Seele, daß, wenn ich mit meinem kargen Gehalte und mit meinen wenigen Ersparnissen so fortzuleben gezwungen werden würde, als man heute angefangen hatte: ich ohne Widerrede in weniger als einem Vierteljahr hungern oder betteln gehen müßte.

Die Arbeit auf dem Comtoir wollte jetzt eben so wenig ja noch fast weniger von der Hand gehen als am Morgen. Ich mochte noch zerstreuter sein und recht trübe aussehen; denn mein witziger Springer vom Morgen bemerkte, seinen abgeschmackten Einfall fortspinnend: »aber heute Nach»mittag, mein guter Nork, spielen Sie auch ein gar zu »verzweifelt verdrießliches Gesicht; beinahe als wenn Ihre »liebe Frau alle Ihre süßen Hoffnungen getäuscht und, statt »mit einem kleinen wohlgestalteten Registrator niederzukommen, »Sie mit einem garstigen Mondkalbe beschenkt hätte.«

»Selbst Mondkalb!« hatte ich es auf der Zunge; allein ich besann mich noch zu rechter Zeit und schluckte es hinunter. Ach, das Satanskind hatte gar so großes Unrecht nicht. Waren bis dahin nicht alle meine Hoffnungen und Erwartungen von meiner schönen Frau getäuscht worden, und hatte das mir gewordene Glück nicht leider nur allzugroße Aehnlichkeit mit einem Mondkalbe? O diese mir in Aussicht gestellte Radicalreform fraß mir das Herz ab!

Als ich Abends heimkehrte, sorgen- und gedankenvoll, war es in meiner bescheidenen und bisher so ruhigen Wohnung so laut und so hell erleuchtet, als in einem Pariser Salon, von welchen Salons ich mit Erstaunen gelesen habe; und als ich in mein Zimmer trat, wollte es mir lange gar nicht gewiß werden, daß ich mich wirklich auch in meinem Zimmer und in keinem andern befand. Ich vermochte lange

nicht mich darin zu orientiren. Neue elegante Möbeln waren an die Stelle der alten gekommen; eine Unzahl Wachslichter brannte darin und ſogar ein Kronleuchter war herbeigeſchafft worden, der ſich jedoch, meinem Bedünken nach, in der etwas niedrigen Stube keineswegs ſchicklich placirt fand.

Es war eine überaus glänzende Geſellſchaft bei mir verſammelt, welche durch meinen alten Aufpaſſer, den man drollig genug in eine Livrée geſteckt hatte und der mir faſt unkenntlich dadurch erſchien, ſich mit Punſch, Wein, Kuchen u. dgl. bedienen ließ und, theils an größere, theils an kleinere Tiſche vertheilt, ſo eifrig im Kartenſpiel ſich vertieft hatte, daß man mein Kommen gar nicht bemerkte; mindeſtens kann ich verſichern, daß man von meiner Ankunft nicht die geringſte Notiz nahm.

Mir ſchienen nach einiger Muſterung die hier Verſammelten lauter bekannte Perſonen, wenn ich mich auch nicht entſann, jemals eine einzige geſprochen oder in ihrer jetzigen Erwachſenheit geſehen zu haben; wenn ſie mir auch niemals genannt worden waren. Ich hatte ſie nur als Kupfer der allgemeinen Modenzeitung kennen gelernt, wie ſich mir nach reiferer Prüfung auswies. Wahrſcheinlich hatten auch ſie, wie der Baron, es für gut gefunden, dem kühnen Beiſpiele meiner Frau zu folgen, ſich vom Papiere loszumachen und in das wirkliche, ausgewachſene Leben einzutreten.

Ich ſuchte in dem modiſchen Gewühle eine Zeitlang vergebens meine Frau mit den Augen, bis ich ſie endlich an einem größeren Tiſche ebenfalls im Spiele begriffen, entdeckte. Wenn ich mich rechtserinnere, ſo nannte man das Spiel, das ſie ſpielte, Landsknecht.

Soll ich aufrichtig ſein, was ich ſo gerne bin, da es mir einmal natürlich iſt, ſo muß ich geſtehen, daß mir meine Frau in dem Augenblicke, wo ich ſie ſpielen ſah, nichts weniger als ſchön vorkam; um nicht mehr zu ſagen. Sie glühte von einer unnatürlichen Röthe; ſah mit den ziemlich verloſchenen, trüben, doch manchmal aufblitzenden

[illegible] starr auf die Karte und hatte aus ihr [illegible] Gesichtszügen, die sich oft, möchte ich sagen, unheimlich verwandelten und verzerrten, all die süße Anmuth, all den sanften, unwiderstehlichen Reiz verloren, der mich noch am Morgen so sehr entzückt und in den dritten Himmel versetzt hatte.

Kaum nur erblickte auch mich aus der Ferne meine Frau, als sie mich schon mit einem Winke näher zu sich rief und, als ich an ihren Stuhl getreten war zu mir sagte: »Es ist die höchste Zeit, daß Sie kommen, mein »Schatz. Ich sitze im erschrecklichsten Malheur und spiele »auf Marken, da Sie mir, wohl aus Vergeßlichkeit nur, »gar kein Geld zurück gelassen haben.

»Ich bitte die Banque ein wenig einzuhalten,« fuhr sie dann, sich zu ihren Mitspielern wendend, fort. »Meine »Damen und Herren, haben Sie die Güte mir meine Marken, die ich jetzt einlösen werde, wieder zuzustellen. — »Mein Schatz, geben Sie mir gefälligst einiges Gold.« Diese Worte waren, wie sich von selbst versteht, wieder an mich gerichtet.

Ich wußte mich in diesem Falle, und vor einer so ausgewählten, vornehmen Gesellschaft gar nicht zu benehmen. Ich gerieth in namenlose Verlegenheit; zog indessen, um doch etwas in der Sache zu thun, meinen grünen Beutel aus der Tasche und stotterte mit dem freundlichsten Gesichte, das nur aufzutreiben war: »wieviel denn, mein »Schatz?«

Da [illegible] sehr reich gekleidete und gewiß auch sehr hochgestellte Dame, die neben meiner Frau sich behaglich in einem Lehnstuhle wiegte: »Fi donc! Ein so junger, noch »nicht einmal warm gewordener Ehemann will schon den »Knauser spielen? Fi donc! Ungezählt! Ungezählt!«

Dies rufend griff die entsetzliche Dame lachend nach meinem Geldbeutel, der mir, ich weiß nicht wie, flugs aus den Händen kam, und reichte ihn, noch lauter lachend, meiner Frau, die denselben auch keineswegs, wie ich doch erwartet und gerne gesehen hätte, zurückwies, sondern an-

nahm und gegen einen Theil meiner ſchönen Randducaten ihre Marken, wie ſie eine Anzahl elfenbeinerner platter Dinger nannte, eintauſchte. Der Reſt wanderte mit dem grünen Netze in ihren Arbeitsbeutel, oder was es ſonſt für ein Schlund war.

»Bravo, liebe Gräfin, bravo! Die Ehemänner müſſen »galant und freigebig ſein, oder wenn ſie es nicht ſind, »dazu erzogen werden!« rief der weibliche Theil der Geſellſchaft und ſchüttete ſich in ein lautes, widerliches Gelächter aus, indeſſen ich rathlos daſtand und mich nicht entſchließen konnte, was ich aus dem unangenehmen Vorfalle machen ſollte.

Es war doch im Grunde gar zu viel Geld. Zu lange hatte ich auf dieſe Dukaten geſammelt. Der Schatz beſtand aus lauter vollwichtigen und mancher war vom laufenden Jahre. Für's Erſte, das begriff ich ſchon, mußte ich mich in mein Schickſal fügen und ihn in den Händen meiner Frau laſſen.

Nachdem das Spiel noch eine Weile gedauert hatte, hörte man endlich auf, und wie ich verſtand, wollte man, bevor man darin fortfuhr, erſt auf einige Stunden in die Oper gehen, um einen berühmten Sänger dort zu hören, der gerade den Abend zum erſten und einzigen Male ſich hören ließ.

Jetzt nahm ich mir denn doch ein Herz und ziſchelte meiner Frau leiſe in's Ohr: »es iſt mir, mein beſtes Kind, »da ich noch ganz wichtige Sachen zu ſchreiben habe, plat»terdings unmöglich, Sie in die Oper, in der ich noch in »meinem Leben nicht geweſen bin, zu führen. Es iſt mir, »wie gerne ich mich auch Ihnen gefällig zeigen wollte, »platterdings unmöglich.«

»Lieber Schatz,« war meiner Frauen Antwort, »wer »verlangt das denn auch von Ihnen? Das iſt nichts we»niger als nothwendig, ja vollkommen überflüſſig, da es ſo»gar gegen allen bon ton iſt, daß der Gemahl ſeine Frau »in die Oper führt. Dergleichen überläßt er ſchicklicherweiſe

[illegible] Der Baron ist für heute meine Partie [illegible] bereits abgemacht. Darüber trösten Sie sich!«

Kaum hatte sie Zeit, diese Worte mit der ganzen Geläufigkeit ihrer Zunge auszusprechen: denn schon rauschte die ganze respectable Gesellschaft aus dem Zimmer und meine Frau am Arme des Barons Schlemmer mit ihr. Die Kutschen fuhren vor und — fort war sie.

Ich blieb, gewiß ein rechter Anblick zum Erbarmen, zurück. Mir war ganz erschrecklich zu Muthe. Und in diesem Seelenzustande sollte ich nun arbeiten; mußte es. Kraft, Muth und Lust fehlten mir dazu. Außerdem war ich hungrig und durstig; denn über alle meine Gedanken und endlich über den Verlust meiner Ducaten hatte ich, als es noch Zeit gewesen wäre, Essen und Trinken rein vergessen. Jetzt war es zu spät. Den unwillkommenen Gästen hatte es bei mir so vortrefflich gemundet, daß von allen Herrlichkeiten für mich auch keine Krume mehr vorhanden war; nicht [illegible] einige Reste Punsch und Wein, die in den [illegible] zu finden. Mein Aufwärter mußte wohl als Bakel mitgefahren sein, denn ich konnte ihn nirgends finden. Ich mußte mich daher schon mit einem kleinen Endchen Wurst begnügen, das ich vom vorletzten Mittage noch vorfand, und mit einer Rinde Schwarzbrod. Um mir wo möglich einige Courage zu verschaffen, bemächtigte ich mich aller Reste von Punsch und Wein, und trank sie einen nach den andern in Verzweiflung zu meinem kärglichen Abendessen aus.

Endlich erledigte ich auch, kümmerlich genug, meinen Zweck, und fühlte mich im Stande, einigermaßen meines Grams zu vergessen und das Gedenken meines grausamen Schicksals aus meiner Seele zu werfen. Ich weiß es selbst noch in diesem Augenblicke nicht, wie ich es vermochte, aber ich ging an meine Arbeit und brachte sie während einiger Stunden, wenn auch nicht ohne manchen schweren Seufzer, glücklich zu Ende; worüber ich mich selbst noch nicht genug wundern kann.

Die Uhr schlug gerade zehn, als ich meine Aufgabe

gelöſ't hatte. Es war die Stunde, zu welcher ich ſonſt regelmäßig ſchlafen ging. Heute, ſo ſtand es im Buche des Schickſals geſchrieben, ſollte ich es nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Bettlers Gabe. Taſchenbuch für 1843 von Wilhelm Müller. Elfter Jahrgang. Berlin, bei C. G. von Puttkammer.

Der Verfaſſer iſt bereits als Novelliſt rühmlichſt bekannt. In ſeinen ruſſiſchen Moll-Schilderungen, wovon auch dieſes Buch einige enthält, iſt er unübertrefflich. Schlimm für ihn, daß das Ruſſiſche zu wenig Sympathie in der jetzigen Leſewelt findet, die hauptſächlich die Dur-Lektüre der Politik fordert. — Die ſieben Erzählungen ſind ſämmtlich ernſter zum Theil ſchauerlicher Natur; die eine Criminal-Novelle »die bleiche Magd,« leidet rückſichtlich des ſubjectiven Thatbeſtandes an juriſtiſchen Unmöglichkeiten.

Anemonen. Novellen und Erzählungen von F. Brunold.

Zehn Erzählungen, die ſämmtlich intereſſiren. Kleine Genremalerei bürgerlicher Zuſtände bekunden die Gemüthstiefe des Verfaſſers und gelingen ihm am Beſten. Dahin gehören: »Wie ich Stadtpfeifer ward,« »aus einer kleinen Stadt,« »aus dem Leben.«

Hors d'oeuvres.

Uebertreibung. Heine übertreibt doch jedenfalls, wenn er in ſeinem Wintermährchen behauptet, daß das

halbe Bückeburger Land im Regenwetter an seinen Sohlen hängen geblieben sei. Wenn des Fürsten Schwager, der Graf Münster noch lebte, wäre dies Buch, bis jetzt zur Strafe nur lesezirkel- und bibliotheksunfähig, gewiß längst in Hannover verboten. — Witziger als Heine's Spott war übrigens die vor einigen Jahren gemachte Bemerkung, daß Bückeburg sich dem projectirten großen Zollvereine angeschlossen habe, um die Anlegung einer großen Kegelbahn ins Werk setzen zu können.

Dem Vernehmen nach werden nächstens in Deutschland Verhandlungen gepflogen, welches die in Gott, eventualiter im Sarge ruhenden Ahnen der zu Hoheiten avancirten deutschen Durchlauchte betrifft. — Was hochselig war wird höchstselig, was höchstselig war allerhöchstselig — simple weg selig keiner. — Selig sind nur die Simpeln, aber ni werden — s. w.

Zur Prüfung, ob der französische oder der Trierer ungenähte Rock Christi der ächte sei, sollte man an der französischen und deutschen Grenze zwei Kirchen bauen, wo beide ihre Heilungsversuche anstellen könnten. Concurrenz schadet weder in göttlichen noch in menschlichen Dingen.

Die altheidnischen Zeitungen wollten im Anfange den Wahnsinn des bedauernswürdigen Renan nicht zugeben, die aristokratischen behaupteten denselben sofort. Beide aus denselben Gründen. Sein Paroxysmus hatte mit dem Ruf »Freiheit« begonnen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 47. Donnerstag, 21. November. 1844.

Krieg gegen die Heuchler unter den Pietisten.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit. Alles wird Gegenstand der Speculation; am meisten aber die Religion, die zur feilen Dirne geworden, von dem diplomatischen Corps Gottes zu schändlichen selbstsüchtigen Zwecken ausgebeutet wird. — Die Blitze des Jupiters sind erkaltet, — auf das Weltgericht muß man noch lange warten, und Gott hilft nur dem, der sich selbst hilft. — Wir Protestanten thun indeß Unrecht, uns so sehr um die katholische Religion, z. B. den Trierer Rock und dergleichen himmlische Garderobestücke zu bekümmern. Die katholische Kirche, vornehmlich in Deutschland, mag ihre Interessen in sich selbst verfechten, während wir noch selbst so im Argen liegen, daß ein Krummacher ungestraft predigen darf: »Dagegen nun die ans Blut Christi glauben. Also keine Strafe mehr kann Dich treffen? Durchaus keine Strafe — durchaus kein Gericht — durchaus keine Verurtheilung; denn das ist durchaus abgetragen — einmal für immer am Holz, und wenn es dahin käme mit mir, was Gott verhüte! daß ich, der ich geschmeckt habe das gütige Wort Gottes, und die Kräfte der zukünftigen Welt — wieder abfiele und den Sohn Gottes kreuzigte und für Spott hielte — und ein Acker würde, der Disteln und Dornen trüge, und dem Fluch nahe wäre, ja so dürfte demohngeachtet kein anderes Feuer mich berühren, als etwa ein solches, das die Hand der Liebe angezündet, um mich dadurch zur Buße wieder zu erneuern. Hört! Hört! so flehe ich, daß Gott mir selbst nicht mehr gram werden kann, ohne mit sich selbst

[illegible] denn ist Mar uns gram aufs Alleräußerste in [illegible] Bibliothek. So still wir aus allem Gericht auf ewig herausgenommen — und aller Verhöre, Prozesse und Inquisitionen überhoben und rufen — hinter unserm großen Todten versteckt! Wer will verdammen! und geben einst, wir mögen so heilig oder so schlecht sein, als wir wollen — unmittelbar von unserm Sterbebettlein — ohne Aufenthalt, Umstände und Ceremonien, in den Himmel ein, unsere Stätte einzunehmen, und kein Thürwächter darf sich unterstehen, irgend eine Visitation vorzunehmen; wir sind gezeichnet an Stirn und Hand mit einem Kreuz, das ist unser Paß und Creditiv, vor dem die ganze himmlische Polizei sich beugen muß — und die höllische nicht minder! — Und dieser Krummacher (hört! hört!) soll sogar von seinem Könige als Ehrengast zur Tafel gezogen sein. Ungeheuer viel!

Unter solchen Umständen ist es Pflicht jeder geistigen Kraft, diesem Krebse unserer Kirche, der trotz einer Ahnung der Wahrheit Christus viel mehr ärgert und mißhandelt, als die Kreuzigung fanatischer Unwissenheit, gleich einer Hyder auf das Haupt zu treten. Und obgleich ich keineswegs selbst außer der Kirche stehe, jedem frommen Glauben meine Verehrung bezeuge, so weiß ich doch Schierling von Kerbel wohl zu unterscheiden. Nur den ersteren will ich vertilgen, der letzte kann ruhig fortwachsen, allein er soll wissen, daß sein Nachbar, trotz seiner Maske Gift birgt, und soll mit warnen helfen, wenn die unerfahrene Tochter für Eltern und Geschwister denselben aus dem verderblichen Kraut eine Suppe bereiten will.

Da ist mir denn ein Buch von Vischer in Tübingen »Kritische Gänge« betitelt, in die Hände gefallen, das eine so daguerreotypirte Schilderung unserer heuchlerischen Pietisten (den Kerbel meine ich nicht) enthält, daß man dieselbe jedem Wanderburschen, jedem angehenden Studenten, — jedem Fähndrich in die Hand stecken sollte. — Wir wollen nicht jede Ansicht Vischers über Religion vertreten, die bei jedem Menschen überhaupt eine andere ist, aber wir unterschreiben was folgt:

Ich habe den Pietismus eine Krätze, eine Eiterung der besten Säfte des Geistes genannt, und bin darüber mit jener Wuth verfolgt worden, welche ich kenne, aber nicht fürchte. Ich bedaure, auch jetzt mit keinem besseren Namen dienen zu können. Der jetzige Pietismus unterscheidet sich zwar bekanntlich von dem ursprünglichen Spener'schen durch

ſein ganz verändertes Verhältniß zur Zeitbildung, insbeſondere zur Wiſſenſchaft. Dieſer ſtand in Oppoſition gegen eine völlig verknöcherte Wiſſenſchaft gegen den Buchſtabendienſt der damaligen Theologie, und wollte die Religion zu neuem innerem Leben erheben, er war jugendlich und ſtemmte ſich gegen das Greiſenhafte der Zeit; der jetzige ſträubt ſich gegen eine jugendliche Wiſſenſchaft, welche dem Buchſtabendienſte ernſtlich ein Ende macht, gegen die ganze Zeitbildung, welche den inneren Kern der Religion aus ſeiner Fixirung zu befreien, als ſittlichen Geiſt in die Wirklichkeit einzuführen ſtrebt, und wüthet für das Greiſenhafte gegen die Jugend des Jahrhunderts. Darum ſind ihm alle diejenigen, welche die weſentlichen Bewegungen der Zeit nicht begreifen können, zugefallen, ſie ſind Spießgeſellen des Pietismus geworden, die Gedankenträgheit, der Verſtandesfanatismus, der Haß gegen den Genius hat ſie als vollkommene Bundesgenoſſen ſeines ſchwülen Grimmes ihm in ſein Lager geführt. Der unſchädlichen alten Pietiſten, der Stillen im Lande, die ich von dem giftigen ſehr wohl zu unterſcheiden weiß, ſind wenige mehr, ſie ſind verhetzt von den gelehrten Pietiſten und theilen durchaus ihren negativen Geiſt. So unterſchieden übrigens dieſe zwei geſchichtlichen Formen des Pietismus ſind, ſie ſind doch in Einer Wiege gelegen. Die ältere Art des Pietismus konnte nur die Oppoſition gegen die Bildung, welche dieſer Form des Bewußtſeins weſentlich innewohnt, noch nicht hervorkehren. Ihre Bedeutung lag in dem Gegenſatze gegen die Theologie und Kirche, welche in rohe Geiſtloſigkeit verſunken waren, und in ſolchen Zeiten muß ſich die geiſtige Lebendigkeit in die verſchloſſene Innigkeit der Religion zurückziehen. Es liegt aber auch in dieſer Form der Religioſität ſchon der Keim der Negation. Sie iſt nicht unbefangene, nicht Volksreligion, ſie iſt durch Oppoſition und Spannung entſtanden: die Bildung tritt ein und es kommt an den Tag, was ſie eigentlich iſt. Aller Pietismus iſt, wie dies Märklin in ſeiner Schrift über den modernen Pietismus gründlich nachgewieſen hat, die unnatürliche Abſtraction, den Geiſt, der das ganze Leben flüſſig als lebendige Continuität durchdringen ſoll, zu einem beſonderen machen zu wollen. Er fordert, daß das Dogma inneres Leben werde, aber hier bleibt er ſtehen; im inneren Bewußtſein ſoll es nun auf's Neue fixirt ſtocken und gegen jede Aufweichung zu einem unbefangenen praktiſchen Geiſte ſich ſträuben. Daher iſt dieſer, in ſeinen Anfängen ſchöne, Verſuch einer Belebung der Religion viel ſchlimmer,

als gar keine, die katholische Kirche in ihrer festen Objectivität und krystallischen Versteinerung etwas ungleich Unschuldigeres, als diese pikirte Halbbelebung des Versteinerten, dieser zurückgetretene Fanatismus. Der Pietismus ist daher der geborene und geschworene Feind der wahren Wissenschaft, welche die Allgemeinheit und continuirliche Lebendigkeit zu ihrem Prinzip hat und der Bildung, welche dieses Prinzip durchführt. Das Wahnsinnige im Pietismus ist die Besonderheit seines Interesses für die Religion und die Ausdrücklichkeit der Beziehung, die er zur Bedingung der Religiosität macht. Der Pietist ist Religiöser [illegible] métier, der Pietist ist der Professionist der Religion, Pietist ist, wer nach Religion riecht. Der Pietist behauptet, wie der wahrhaft Religiöse oder richtiger wie der wahrhaft Gute, daß alle weltlichen Kräfte verklärt werden sollen, indem sie sich mit dem Geiste der Unendlichkeit durchdringen; aber er hebt in demselben Athemzuge die Durchdringung und alle Möglichkeiten derselben vielmehr auf, indem er jene als undurchdringlich setzt. Denn sein Gott ist so materiell vorgestellt, daß er sich mit den weltlichen Existenzen im Raume stößt und eine beide, Welt und Gott, mit- und ineinander bestehen können. Daher kennt er an der Stelle der wahren Durchdringung nur ein Nebeneinander der ausdrücklichen Beziehung einer weltlichen Thätigkeit und einer Zurückführung derselben auf Gott, und hierdurch entsteht der Aberwitz eines völligen Widerspruchs, welcher einerseits fordert, daß das Weltliche nicht sowohl in das Göttliche aufgenommen, als vielmehr von demselben ganz verzehrt werden müsse, andererseits aber trotz dieser Meinung das Weltliche noch festhält und den heimlichen Stachel der Begierde danach bewahrt. Du sagst zu einem Pietisten: es regnet, ich will einen Schirm nehmen, und er antwortet: gut, aber der wahre Schirm ist Gott. Du sagst: ich trage gern einen Stock, und er versetzt: gut, aber der Herr allein ist der wahre Stecken und Stab. Du sagst: dieß Licht brennt hell oder dunkel, und er bemerkt: gut, aber die Religion ist das wahre Licht u. s. w. Gott, Christus, der heilige Geist u. s. w. muß immer genannt werden, wenn etwas im Geiste der Religion geschehen soll; die geistige Weihe jedes Thuns muß sich als Gebet neben dasselbe stellen. Mit einem Pietisten ist daher schlechterdings nicht fortzukommen, zu sprechen, zu leben, er nimmt nichts, wie es ist, er sieht Alles gebrochen wie im Wasser, er ist absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, er ist wahnsinnig.

Eine Durchdringung der weltlichen Kräfte durch den ewigen Geist fordert also der Pietist und meint vielmehr eine Aufhebung, daher seine Verdammung der sinnlichen Kräfte, in welchen er das Material der sittlichen erkennen sollte, aber nicht erkennt. Die Veredlung der sinnlichen Kräfte zu sittlichen wird in verschiedenen Formen vollzogen. Noch ehe die eigentlich sittliche Bildung beginnt, ergreift die schöne Kunst und das Gefühl der Schönheit überhaupt den sinnlichen Menschen auf seinem eigenen Boden, befreit die Sinnlichkeit im Elemente der Sinnlichkeit durch den Adel der Form von ihrer Naturrohheit, das Gute naht sich dem Menschen in der heiteren Form des Schönen. Auch wo die sittliche Bildung längst in's Werk gesetzt ist, bleibt die Grazie ihre anmuthige Begleiterin. Es ist bekanntlich der edle Schiller, der diese Wahrheit mit hundert beredten Wendungen, am erschöpfendsten in seinem Aufsatz über die ästhetische Erziehung des Menschen ausgesprochen hat. Diese ganze Welt, die Welt der Schönheit, der Humanität ververschließt sich der Pietist, indem er eine Möglichkeit künstlerischer Veredlung der Sinnlichkeit, nachdem er sie in ihrer Wurzel für bös erklärt hat, natürlich läugnen muß. Aber dies ist nicht richtig gesagt, er verschließt sich ihr nicht, er schielt auf sie hinüber und wirft das Bild seiner eigenen, durch Entgegensetzung gereizten, verdorbenen Phantasie hinter jeden unschuldigen Genuß, Tanz, weltliche Musik, Schauspiel u. s. f. Denn verdorben ist und muß sein seine Phantasie. Die Sinnlichkeit hat ihr Recht; wird es ihr weggestritten, so tritt sie wie eine Krankheit auf die edleren Theile zurück und es entsteht die Phantasie-Sinnlichkeit, die heimliche Sinnlichkeit, die Sinnlichkeit mit bösen Gewissen, die unschöne, die verfessene, zurückgeschluckte Sinnlichkeit. Die Sünden der verheimlichten inneren Sinnlichkeit sind überhaupt eines der größten Uebel, welche die christliche Bildung als Kehrseite ihrer tieferen Geistigkeit mit sich brachte; im Pietismus muß natürlich dies Alles verstärkt zum Ausbruch kommen. Die Muckerei und was ihr verwandt, ist keine zufällige, sondern eine wesentliche Geburt des Pietismus. Wenn die unschöne, heimlich durch den Reiz einer beständigen Polemik entzündete Sinnlichkeit des Pietisten zum Ausbruch kommt, so ist dieß ein bezeichnender Zug, der zu seinem Charakter als Pietist gehört. Ueberhaupt hat ein Pietist als Pietist keine der Entschuldigungen für sich, auf welche die gewöhnliche menschliche Schwachheit Anspruch machen darf; denn er selbst verzeiht keinen

Fehler, sucht sie auf, erfindet und lügt, wo er keine erlauern kann, ist sicher im Hochmuthe seines Monopols; und wo er sündigt, rächt sich an ihm die verläumdete, verfolgte, verfluchte, mißhandelte Natur, und die begangene Sünde bestraft er mit seiner Heuchelei. Ein Pietist muß ein Heuchler sein, denn die beständige ausdrückliche Beziehung jeder Stimmung und Thätigkeit auf das getrennt vorgestellte Göttliche, der beständige heilige Zorn gegen die Natur im Menschen kann der Seele nicht ernst sein; sie ist zu gesund, sie arbeitet, in der Erkrankung noch stark, unter der Decke des heiligen Mantels fort, und das Umschlagen dieses Mantels wird zum Mechanismus, zur Gewohnheit des Scheins zur Heuchelei. Wer Alles und Jedes mit Salbung thun zu müssen meint, der muß ja ein Heuchler werden.

Das eigentlich sittliche Gebiet nun entfaltet die geistig umgebildeten Kräfte zu dem Organismus der weltlichen Thätigkeiten. Alle diese Thätigkeiten läßt der Pietist nur gelten, wenn und soweit sie in dem Sinne seiner stets geforderten ausdrücklichen Beziehung geheiligt sind. Wo daher diese Ausdrücklichkeit nicht ist, da hat er keine Achtung und kein Interesse. Wer fleißig ist, ist noch kein rechter Pietist. Der rechte Pietist thut nichts, wo es nichts zu salben, zu bekehren, zu verdammen gibt. Was er aber thut, dem nimmt er jede Schönheit durch die Art, wie er es thut. Er ist z. B. wohlthätig, er schenkt, aber dabei müssen ihm die Beschenkten so viel beten, daß ihnen die Freude vergeht; er betreibt die Mission, aber es ist dabei nicht sowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf eine Demonstration gegen die Ketzer im Christenlande, auf fanatische, hochmüthig bescheidene Missionspredigten abgesehen. Der Pietist achtet aber auch an Andern keine sittliche Thätigkeit, nicht deine Amtstreue, nicht deinen Fleiß, nicht dein männliches Wirken, er findet überall nur soviel Werth, als er Heuchelei findet; wenn du nicht heuchelst, so thue Gutes, was du immer kannst, er wird es verdrehen, weglügen, mit seinem giftigen Schaum bespritzen. Dem Pietisten ist nichts heilig, er hat beschlossen, das Heilige anderswo zu suchen, als im Guten, daher kann ihm nichts heilig sein. Es gibt auch nichts Ungläubigeres, als einen Pietisten. Wo er keine Heuchelei sieht, und besonders wo er selbst nicht seine Salbung dazu gibt, meint er, die Welt krache in ihren Axen.

Wodurch dieses unheimliche Bild sich erweitert, dieß ist der tiefe Haß und Grimm, die Lebensluft des Pietisten. Das Streben des Pietisten nach Seligkeit ist innere Höllen-

Gegen den Unbezwinglichen, gegen den Siegreichen, gegen den wolkenlosen Heitern, gegen den fortschreitenden Lichtgeist unmächtig verzweifelnd zu kämpfen ist sein Pathos; das Gefühl der Unmöglichkeit, ihn zu bezwingen, und die Wuth, mit ihm dennoch zu ringen, dieses Wollen und Nichtkönnen, dieser Wahnsinn, die Geschichte zu negiren, dieß ist das verbissene Zähneknirschen des Pietismus. Die Welt soll nicht tanzen, nicht singen, nicht in's Theater gehen, nicht denken, nicht ohne Gebet arbeiten; sie soll es nicht, und soll es nicht, und soll es wieder nicht; aber die Welt tanzt, singt, geht in's Theater, denkt, arbeitet — und wenn du berstest, sie thut es. Wer sich ein rechtes Bild von den verdammten bösen Geistern machen will nach der kirchlichen Vorstellung, von ihrem Grimm, ihrer Wuth im Gefühle ihrer Unmacht und Verdammniß, der muß einen Pietisten ansehen. Wir kämpfen auch, wir ringen auch, wir leiden, wir leiden Verläumdung, Verrath, Verfolgung, Zurücksetzung, Bosheit aller Art, aber wir sind heil und heiter und ziehen nach jedem Kampfe weiter und pfeifen unser Lied so unbekümmert, wie Einer, der sich des ewigen Sieges seiner guten Sache bewußt ist. Doch die Pietisten sind auch glücklich; wenn Andere von Licht und Liebe leben, so ist Haß, Grimm, Schadenfreude, Vernichtungswuth ihr Element, worin sie mit Zufriedenheit wühlen. Jeder sucht Speise nach seiner Weise. Als Mittel für seine Wuth ist dem Pietisten Alles erlaubt, denn der Zweck heiligt die Mittel. Das einzige offene Mittel des Pietismus ist Schimpfen, Fluchen, er hat aber um so mehr heimliche. Der Pietismus ist sehr klug; während die Thätigkeit der Vernunft in ihm erkrankt ist, bilden sich die unteren Kräfte des Geistes, die Verständigkeit insbesondere im Dienste des bösen Willens, zu unverhältnißmäßiger Fertigkeit aus. Wir haben die Prinzipien des Pietismus offen und ehrlich vor aller Welt angegriffen. Wir haben ihn bitter gereizt, es ist ihm nicht übel zu nehmen, wenn er sich wehrt. Er wehrt sich offen, wie wir; gegen Gründe kämpfe er mit Gründen. Aber der Pietismus hat uns nicht widerlegt, nicht einmal zu widerlegen versucht; wir haben ihn von vorn mit dem Schwerte angegriffen, er fällt uns von hinten mit dem Stilet an; wir haben uns an die Sache gehalten, er hält sich an die Person, er belauert, umschleicht, er legt Sammlungen von Stellen aus unseren Schriften an, um sie, aus ihrem Zusammenhang gerissen, gegen uns zu benutzen, er verläumdet uns bei den höchsten Behörden, er operirt gegen unsere Laufbahn, er vergiftet uns durch moralische Verdächtigung, und am liebsten möchte er uns ganz und eigentlich vergiften. Es ist durchaus etwas Mörderisches im Charakter des Pietismus.

Dieses Gemälde vollendet sich durch den geistlichen Hochmuth des Pietisten. Er verdammt das erlaubte Selbstgefühl jeder gesunden Natur und rühmt sich in bäßlich-stolzer Demuth als das auserlesene Werkzeug der göttlichen Gnade, ohne dessen Eifer Gott selbst sterben müßte. Es arbeiten alle edlen Kräfte der menschlichen Natur im Pietismus, aber auf einen falschen Mittelpunkt bezogen, daher entstellt, gegen ihren Zweck verdreht, daher im Zustande giftiger Eiterung. Die schönsten und höchsten Gefühle des Gemüths liegen ihm zum Grunde und schlagen in ihr Gegentheil um, Religion wird Gottlosigkeit, Glaube Unglaube, Wahrheit wird Lüge, Eifer wird moralische Mordsucht. Dieser Eifer ist ansteckend, der Pietismus ist durch die schillernden Farben, die seinen gährenden Sumpf bedecken, für Menschen von mehr Einbildungskraft als Denkfähigkeit, mehr gutem Willen als Verstand, am meisten aber für Menschen, welche sich durch Ausschweifungen geschwächt haben und da sie an ihrem Willen verzweifeln, sich den Willen als Gnade, die von außen kommt,

[illegible] durchaus contagiös. Darum habe ich [illegible] eine Eiterung, eine Krätze genannt.

Literatur.

Ein- und Waldmährchen von F. Brunold. Berlin, Verlag von C. G. von Puttkammer.

Kleine idyllische artige Bilder, unseres Wissens neu erfunden, von denen ein nicht geringer Theil einen mächtigen Eindruck auf die Jugend machen wird. Wenn man sie indessen in einem fort liest, wie Referent gethan, ist eine gewisse Monotonie in denselben nicht zu verkennen.

Im Verlagscomptoir zu Hamburg ist ein neues Volksbuch mit Kalender von 1845, und vielen ausgezeichnet hübschen Bildern, erschienen. Der Text ist populär, doch belehrend unterhaltend. Wir empfehlen das Ganze als Weihnachtsgeschenk bestens.

Hors d'oeuvre.

Der Leierkasten, welcher zuletzt alle Helden- und Schandthaten der [illegible] bis zur ewigen Verstummen ausposaunt, hat sich auch des Dschech'schen Attentats bemächtigt. — Wir stehen an, die andern Verse wiederzugeben, müssen aber doch herzlich über den Refrain lachen, welcher lautet:

Aber wo war Dunker hin?
Dunker hätt' es sonst es errathen,
Daß man wollte attentaten,
Dunker der war in Stettin
Folglich doch nicht in Berlin.

Der Schluß lehrt:

Merkt die Moral von diesem Gedicht,
Traut keinem Bürgermeister nicht.

Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Hornträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 gr Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 48. Donnerstag, 28. November. 1844.

Epigramm.

Der kranke Debitor an seinen ungestümen Creditor.

Ich sterb' noch nicht, ich sterb' noch nicht,
Laß ab mit Deinem Treten.
Noch hab' ich eine schwere Pflicht,
Eh' die erfüllt ist, sterb' ich nicht,
Die nämlich: wenn Dein Auge bricht,
Auf Deinem Grab' zu beten.

Ein Holsteinischer Bauer vor Gericht im Jahre 1808 *).

Godden Dag mihn liebe Herr Peter Graf. Wo geiht ett denn noch? — So lange nich gesehen und doch gekannt? Wi waahrt ohld, mihn hochgebietender Herr Graf,

*) Aus meiner Erinnerung niedergeschrieben. Der Plaideur war ein Bauer, der sich bei dem Probsten des Klosters zu Uetersen, Grafen Peter Rantzau, meinem Großvater, beschwerte.

[illegible] denen geschrieben steht: »Si gefal[illegible]«

Also, hör mal ins, wull ick denn ohk, in Liebe und Freundschaft, mihn Recht söhken dohn, bi mihn gnädigen Obrigkeit, allzumalen und alldieweilen ick mi ganz nich vertragen kann mit Niklas Ott, mein Naber. — »Denn, spricht der Herr, die Thoren tügen nichts und sind ein Gräuel mit ihrem Wesen.« —

Denn, hör mal, ick bin ein Minsch, hör mal ins, wo all söß Mal in Hamburg wesen is, un ick kann ohk mit die Hochschnutigen umgahn, und ick segg jümmers mit den ohlen Keiser Prove:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Aber Niklas Ott — nich kumpabel. Watt sihn Fadder was, hör mal ins, drinken dä he — satt Branwihn und Behr — jawull — man alles in Liebe und Freundschaft — aber aparti was he enn gottesfürchtigen Kerl. — He ging immer toujours weg to Kahrken, Morgen und Nachmiddags, und ohk, hör mal ins, wenn de Köster lesen däh. Man Niklas Ott, ick löv opprichtig nich, dat he to Kahrken wesen is, sihrdem he däht hett *).

Ick heff jümmers, wiß weg, mit mihne Nabbers in Liebe und Freundschaft lehvt, und mit Niklas Ott güng dat anfangs, nah sihn Ohlen sihn Dohd, ohk all billig. Denn ick gah' immer nah Sprüche Salomonis, Capitel vier versu vierzehn: »Komm nicht auf der Gottlosen Pfad, und tritt nicht auf den Weg des Bösen.« Man vergangen Jahr, as he mit Jan Heibdorn in Proceß was van wegen de rothbunte Kob, und dat Muttschwin, un ick tügt harr, datt he de beiden Beester opprichtig kofft har — und datt oppen Sündag Morgen, fort vör de Predigt, oppen Kahrk-

*) Sihrdem he däht hett — confirmirt is.

hof, bi den Hagebuttenbusch — da hätt he denn 'n Hatz opp ehnen schmehten, und, nun hör mal ins, verfolgt er mir jetzt als ein Ungerechter.

Verlehten Dönnerdag nu — neh ett was ja wull opp 'n Mittwehken, neh dog opp 'n Dönnerdag — hör mal ins, was ick in Jan Peter von Tagen sihn Happergehrhus *). — Ick drunk mihn Glos Reingotteswehrt **), und ehn Krog verschlagen Wehr und schmöhk' en Pihp Littera B van den roden. — Denn wat Kartüffeltaback is schmök ick gans nich.

Höhr mal ins. As ick da nu so sitten däh, so geiht de Dönsendöhr apen und Niklas Ott kummt mit den ehlen verfappnen Bohkbinder. Ackermann, was gans duhn, und schull jümmers ob Ehren Bedehnten, Herr Graf, de emm sihn Bruht, de Dohrtjen ut Appen, afspenstig mahkt hätt. — Man, opprichtig to seggen, sihdt de Tihd, köhmt ***) he den ganzen Tag und schrilt toujours wiß weg op de Sniders, de praht jümmers: Johannes Jacobus Mauhe is gans kein Bedienter nich bei'n ohlen Peter Graf, he is man ihn Ziegenbock, he schall nah den ohlen König Fritz un da in de Bibel lesen:

»Der Ziegenbock wuchs und ward groß, man abers als er am größten war, zerbrach er sein Horn.«

Niklas Ott har nu ganz sihn Pläsehr mit den Bohkbinder, frog emm fahken nah sihn Dohrtjen, drunk emm jümmers to, un mahk den Minsken ganz dullerhaarig un duhn. Man tolehst schleep Ackermann inn, so dat ett von emm hehten kunn:

»Nun ruhen alle Wälder.«

Deverß nu fung Niklas Ott ohk mit mi an. Hebbt jü Mest oppn Sündag oppladen, Fader? frog he.

Ick segg: Wat scheert Di dat?

---

*) Happergehrhus — Herberge, Wirthshaus.

**) Reingotteswehrt — Kornbranntwein.

***) Kehmt — kommerirt.

Ja, seggt he, dat har ick dog van son frommen Mann nich löbt, Jan Dettel *).

Hör' mal, segg ick, Du bis 'n unmündigen Kehrl, so 'n ganzen Junjohr, de in mihn Tüffel schlapen hätt. Brüt' keine alte Leute. Denn ick bin ein ganz gerechter Mann. Un wenn ick een Schnapps drinck, hör' mal ins, so betahl ick emm, und ick laht mihn Kinner nah Schohl gahn und ick entricht' mihn Conterbehring an mihne gnädige Ohrigkeit.

As Niklas Ott dat hören däh, sprung he ganz gau opp un stött dabi nog den besappen Bohkbinder so an'n Kopp, dat de ünner de Bank trühseln däh. — Nu günkg he duhn **) bi mi stahn. —

Man, Jan Dettel! säh he, un schlog mi mit de Fuhst opp de Bohst, man datt mutt ick ju seggen, ji bünt 'nn Bahs in Schwörent.

Weiche von mich, Satanas! segg ick.

Ja, wenn Jiht man erst opp de Gassel ***) hebbt, putzt Jih ett weg, as en Bookweten Klüten, sä Niklas Ott.

Datt wär mi to vehl, Hochgebietender Herr Graf. — Ick nähm mihn Behrkrog, de noch halv vull was, und patehr mi Niklas Ott damit van Lihwe. — Ick weet wull, dat he seggen deiht, ick heww emm de Tähne utten Mund schlag'n, allein ich kann, höhr mal ins — mit Zeugen beweisen, datt de all lang wackelt heppt. — Aber Jan Peter kann ich als Zeugen gans nich annehmen, sintemalen und alldieweilen er mit Niklas Ott to god verzagt is. Denn as Niklas Ott mi rein as Möhrder anpackt har, so reep ick öber Jan Peter. »Stah mih bi, Jan Peter,« reep ick. — Ja, ick will di bislan †), säh Jan Peter. Und

---

*) Jan Dettel — Johann Detlev.

**) Duhn, dicht bei, heißt sonst auch betrunken.

***) Gassel, Gabel, erinnert an die beim Eidschwur aufgehobenen drei Finger.

†) Di bislan, beischlagen, dich mit prügeln.

da greepen mi beide sohrts an, und schmeeten mi, mit Verlöhv to seggen, opp de Mistkuhl'. —

Ueber dit, mihn liebe Herr Graf, wull ick nu ganz natürlich ein Protocoll oppnommen hemmen. Jan Nagel uht Heist weet ohk öher Niklas Ott antogeben, wo dat mit de Schmuggelei in Ostern tosammen hangen deiht, und wat sihn egen Süsster is, de is nig mal opp sihn Finsterbehr *) wesen. — Ick verlaht mi opp mihn gnädig Obrigkeit und wat Jan Wilkens is, de Hofbehder **), de säh ohk, ick kunn mihn Proceß nich verspehlen. De ohl Advokat Wiese is all Niklas Ott bedehnt, man ick nehm Böckmann, dat is ohk all 'n fixen Affkaten. — Und Tügen heww ick wie Sand am Meere, dat ick enn' ganz gerechter Mann bin, und ick segg mit Sprüchwörter Salomonis, Capitel zwölf, verso sieben:

»Die Gottlosen werden umgestürzt und nicht mehr sein, aber das Haus der Gerechten bleibt stehen.«

Ott Detel hätte noch lange so fortgeredet, wenn der Großvater nicht geklingelt hätte und nach kurzem Bescheid ein neuer Termin diesen verdrängt hätte. — Mir, dem zehnjährigen Knaben hatten die Worte sich auf ewig eingeprägt.

* * *

Literatur.

Literarischer Nachlaß von Agnes Franz. Herausgegeben von Julie von Großmann. 2 Bände. Berlin, bei C. v. Puttkammer.

Der erste Theil enthält Gedichte, der zweite Novellen. Die Phantasie der Dichterin entführt uns in

*) Finsterbehr — Fensterbier. Ein Fest wie eine Hochzeit, das der Erbauer eines neuen Hauses giebt.

**) Hofbehder — Hofbieter, Gerichtsdiener.

keine weite Fernen, doch lernen wir eine tiefe Empfindung und ein reines Gemüth in ihr schätzen. Die Novellen sind eben Frauendichtungen, welche in unsern Zeiten, wo die Männer nur politische Umsturzlieder als Lectüre verlangen, sehr in die Mode kommen, da nur Frauenzimmer noch dergleichen lesen. — Diese zu bezaubern versteht Agnes Franz gewiß, und ist sie auch bei Weitem der Herberg- und Pensionsmutter Henriette Hanke, mit ihren Schwieger-Stief-Raben, Groß- und andern Müttern vorzuziehen.

Amalia Hillner. Ein Roman von Carl Jonas Ludwig Almqvist. Aus dem Schwedischen.

Ein Roman voll Verwickelungen die dem Buch seinen größten Werth verleihen. Die Charaktere interessiren weniger. Je wahrhafter sie gezeichnet, je mehr überschleicht Einen doch eine Art Frösteln beim Anblicke der schwedischen [illegible], wo der Verstand regiert, und das Herz den Aschenbrödel spielt.

Shakspeare's Erzählungen von Karl Lamb. Uebersetzt von F. W. Dralle. Stuttgart, Erhard.

Die Shakspeareschen Dramen sind bekanntlich alle aus Erzählungen gearbeitet, die wir zum Theil nicht mehr besitzen. Hier hat ein Bruder und eine Schwester die Schöpfungen des Meisters auf anmuthige Weise in Erzählungen eingekleidet, wobei indessen mancher uns nicht bekannter historischer Stoff benutzt sein mag. Das Büchlein bietet eine höchst interessante und empfehlenswerthe Lectüre. Die Bekanntschaft des Geschwisterpaars, die wir beim Eingange des Buches machen, ist in der That ungemein rührend, und besticht sogleich für das Autorpaar.

Hors d'oeuvres.

Die Weiber können weit schneller und viel mehr weinen als die Männer. Ein Professor hat entdeckt, daß eine weibliche Thränendrüse um ⅓ schwerer, viel größer, heller rother und lockerer sei, als eine männliche. Die Frauen haben also 33⅓ Procent an Thränen voraus.

(Arcimüthige.)

Kurz vor der Ypsilanti-Katastrophe ließ irgend ein Hospodar in Bukarest eine deutsche Schauspielergesellschaft kommen. Jeder Acteur, jede Actrice erhielten ein Haus, wenn gleich nur ein hölzernes, als Geschenk, gehörige Bedienung und eine so vortreffliche Gage, daß der am sommersprossigsten engagirte Mime vierzig Gulden bekam. Dazu war man nicht schwierig in Darstellung der Stücke, doch durften die Weiber nicht in Tricot erscheinen, weil diese Nacktheit die Damen des Hospodars beleidigte. Als der Fürst ihrer satt war, entließ er die Schauspieler, zahlte ihnen ihre rückständige Gage, schenkte jedem ein Schock Hühner und fünf Zigeuner. — Gerechter Gott! Fünf Zigeuner für einen armen Schauspieler, der gewiß mehr als jeder andere Mensch seinem Schöpfer zu danken hat, daß seine Zukunft mit Nacht umhüllt ist. Wie sollten da wohl die Leute Ruhe finden, besonders wenn die Hühner zeitig zu krähen anfingen.

Bekanntlich bewirkte Immermann mit zum Theil sehr geringen Menschenmitteln Wunder auf der Bühne. Aber Unmöglichkeiten konnte auch er nicht besiegen. Einst hatte er in einem Ritterstücke einen Anfänger auf der Probe, der, wenn ich nicht irre, als Priester die Worte zu sagen hatte: »Bittet für ihn.« Der Novize sprach diese aber: »bittet für emm.« Vergebens wiederholte Immermann

[illegible] Male die richtig ausgesprochenen Worte. Immer blieb der Belehrte bei seinem »Bittet für emm.« Als Immermann endlich heftig wurde, versetzte der Mime in protestirendem Tone: »Herr Landgerichtsrath, ick bin ein Westphale!«

Das Bibliographische Institut empfiehlt einfach seinen neuen Kupferstich der Sistinischen Madonna, wegen ihrer Ruhe, Reinheit und Majestät, die nur der Himmel begreift (??) Ihre Augen glänzen: aber sie glänzen innenwärts (???) mit einem wunderbaren Dunkel u. s. w.

Anekdote.

Als ich neulich, einige Stunden von meinem Wohnorte entfernt, einer großen Versammlung beiwohnen mußte, wurde mir von einem Dienstthuenden mein Mantel abgenommen, mit der Bitte, ihm meinen Namen zu nennen: »Ich bin der Dr. aus B.« war meine Antwort, und seufzend setzte ich hinzu: »leider Gottes.« Abends fand ich an meinem Mantel einen Zettel geheftet mit den Worten: »Dr. Leidergottes aus B.«

Carl Sängersdorf.

Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine tägliche Vergütung von [illegible] Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 16 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von [illegible] Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Beitrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 49. Donnerstag, 5. December. 1844.

Reef'hinnerniß.*)

Ich kann halt gar nit weiter kumme,
Es is a wahri Noth,
Uf heut hatt' ich mer's vorgenumme,
Do war die Sunn' so roth:
Un geschtert, wie ich's überleech',
Leaft so a Sapperlott,
A dummer Haas mer übern Weech,
Da reese? — b'hüt mich Gott!
Am Montach fangt mer nie was an,
Am Sunntach wollt' ich gehn,
Da muß, als wär's mer angethan,
A Schwein am Stadthor stehn;
Uf morche do werd's juscht e Jahr,
Daß mer de Waache brecht,
Der Tach kann freilich nix darvor,
Doch weeß mer's als nit recht;
Drum weeß ich nit was anzufange,
For deßmal geht's mer bös, —
Denn deß werd' doch kee Mensch verlange,
Daß ich am Freitach reef'!

*) Den Verfasser der vorstehenden Humoreske, welche wir einer sehr liebenswürdigen Karlsruherin verdanken, wissen wir nicht anzugeben. Vielleicht ist es Franz von Kobell.

Des Registrators Frau aus der Modenzeitung.

Humbristische Episode

von

Otto Koch.

(Fortsetzung.)

Meine Gesellschaft kam aus der Oper zurück und zog aufs Neue bei mir ein.

Ich hielt es denn doch für schicklich, so müde und matt, so niedergebeugt und verdrossen ich auch war, mich ebenfalls aus meinem Kämmerlein, wo ich geschrieben hatte, nach meinem Prunkzimmer zu verfügen; was ich indessen auch wohl unterlassen haben könnte, da Keiner der Gäste, selbst meine Frau nur durch ein leichtes unmerkliches Kopfnicken, Kenntniß von mir nahm.

Man setzte sich sogleich wieder an die Spieltische, und es dauerte nicht lange, als auch von Neuem auf Befehl meiner Frau schon wieder Erfrischungen aller Art herbeigeschafft worden waren und herumgereicht wurden. Gott im Himmel mag wissen, woher sie gekommen; wahrscheinlich jedoch von dem berühmten Herrn Le Blanc, der so abscheulich theuer speiste, oder von Einem seiner Ebenbürtigen. Deßungeachtet kam ich dies Mal nicht um meinen Theil, sondern aß mich zum Platzen satt.

Doch mir währte die Zeit sehr lang. Immer hoffte ich, die unleidlichen Gäste würden aufbrechen, allein immer vergebens.

Ich setzte mich hinter den Stuhl meiner Frau. Rechts und links flogen meine Randdukaten, daß es mir die Thränen in die Augen pressen wollte, die ich nur mit höchster Anstrengung noch offen halten konnte.

»Sie spielen wohl sehr hoch, mein Kind,« wagte ich endlich meiner Frau zuzuwispern, welche von der launischen Glücksgöttin wenig begünstigt wurde.

»Ganz gewöhnliches Spiel,« gab sie mir zur Ant-

wort, ohne mich auch nur an», und auf von der Karte zu blicken.

»Ich sehe aber doch,« sprach ich beherzter weiter, »Sie sehr viele Dukaten ausgeben; ganz erstaunlich viele.«

»Ich, stören Sie mich doch nicht mit ihrem Geplauder!« versetzte die Aufgeregte, und zog unwillig die Schulter, auf welche ich einen Augenblick die Hand zu legen mich unterstanden hatte.

Ich erschrack über die Maßen über diesen so unfreundlichen Ton, schwieg ganz stille und hatte schnell meine Hand von der Marmorschulter meiner Frau zurückgezogen.

Sie verlor derweile immer einen Dukaten nach dem andern; wobei mir Hören und Sehen vergehen wollte. Mit einem Male wandte sie hastig den Kopf nach mir um und zeigte mir ein so ganz erschreckliches Gesicht, daß ich beinahe vom Stuhl gefallen wäre.

»Mein Gott, was fehlt Ihnen plötzlich, mein bestes Kind,« sagte ich in größter Bestürzung leise: denn ich meinte nicht anders, als daß eine Art Gesichtskrampf sie übermocht hätte. »Verlangen Sie irgend etwas?«

Eben so leise, aber wie mir deutlich wurde, mit vor Zorn erstickter Stimme, versetzte sie: »Gott, was sind Sie für ein Mensch. So gehen Sie doch wenigstens hinter meinem Stuhle fort! Sie bringen mir ja Unglück über Unglück. So lange Sie da sitzen, habe ich noch keinen Satz gewonnen und nicht einen einzigen Treffer gehabt. — Nun, wollen Sie gehen, oder soll ich meinen Platz wechseln?« —

Ich gehorchte natürlich ihrem Wunsche oder Befehle sogleich und wählte mir eine andere, vom Spieltische meiner Frau recht entfernte Stelle, um meinen trüben Gedanken nachzuhängen und die Emigration meiner Dukaten nicht in der Nähe anzusehen.

Das Spiel dauerte bis Mitternacht. Ich wurde immer schläfriger und gähnte einige Male unwillkührlich laut daß ich selber darüber zusammenfuhr und besorgt zu meiner Frau hinüberblickte, um mich zu erkundigen, ob sie auch

meine Unart bemerkt habe; in welchem Falle mich sicherlich ein fürchterlicher Blick bestraft haben würde. Sie war jedoch zu sehr im Spiele vertieft und mußte mich nicht gehört haben.

Nach Mitternacht fuhren die Kutschen wieder vor, und ich glaubte nun erlöst zu werden und endlich einmal mit meiner Frau allein zu bleiben, worauf ich schon so lange gehofft hatte: denn es war mein fester Vorsatz, ihr, freilich in aller Sanftmuth und Freundlichkeit, aber doch recht dringend, einige Vorstellungen zu machen und sie dahin zu vermögen, in Gemeinschaft mit mir einen festen, meinem Einkommen angemessenen Lebens- und Haushaltungsplan zu entwerfen.

Meine Hoffnung jedoch war eine leere. Die Gesellschaft hatte sich verabredet, nach dem Vauxhal in Rosetti's Garten zu fahren, wo ein superbes Feuerwerk, wie man sagte, abgebrannt werden sollte.

Der Versuch, meine Frau von dieser Partie zu trennen, wäre sicherlich ganz fruchtlos gewesen: denn sie hatte bereits ihren Hut aufgesetzt und ihren Shawl umgenommen. Auch schien sie mir, wahrscheinlich durch den Gang des Spiels beleidigt, ganz besonders erregt und reizbar. Ich unternahm daher einen dergleichen Versuch lieber gar nicht, mit Geduld eine spätere Gelegenheit erwartend, die mir so sehr nothwendige Unterredung mit meiner Frau zu veranlassen, und beschloß bis dahin, Alles den Gang nehmen zu lassen, den es eben wollte.

»Sie, mein Schatz,« sprach meine Frau im Fluge zu mir, »werden es gewohnt sein, recht frühe zu Bette zu gehen; ich aber bin eine kleine Nachtschwärmerinn. Darum frage ich Sie gar nicht, ob Sie uns begleiten wollen. Ich nehme an, daß Sie daran kein Vergnügen finden, was denn auch zur Sache nichts thut. Legen Sie sich in Gottes Namen schlafen. Es wird wohl Morgen, bevor ich zurückkomme. Ich wünsche Ihnen wohl zu ruhen. Adieu!«

Das sagte sie im Fluge und eilte der übrigen Gesell-

ſchaft nach, die ein wenig voraus und ſchon auf der Treppe war. —

Schlafen legen ſollte ich mich! Ich ſei es gewohnt, frühe zu Bette zu gehen! Ja, da hatte ſie vollkommen Recht. Ich war ſchon ſo lange über meine gewöhnliche Zeit wach geblieben, daß es mir wie Blei in allen Gliedern und auf den Augen lag. Ja, ſchlafen legen wollte ich mich denn auch und ſo meine Leiden wenigſtens auf einige Stunden vergeſſen. Seufzend entkleidete ich mich und rieg, meine vormalige Thorheit, mir eine Frau aus der allgemeinen Modenzeitung vom Himmel zur Gattin erbeten zu haben, aus tiefem Herzensgrunde verwünſchend, in mein einſamliches Junggeſellen-Bett.

Wohin waren alle meine ſchönen Ausſichten von heute Morgen? Wohin waren ſie in ſo wenigen Stunden. Ach, alle in böſen Nebel verronnen! Was hatte ich in der kurzen Zeit nicht für Erfahrungen gemacht! Mehr, bei weitem mehr als während meines ganzen Lebens. Und was ſollte ich vielleicht noch Alles erfahren! Wie tief ſollte ich nicht noch den Leidenskelch leeren, den ich mir ſelbſt bis zum Rande gefüllt hatte, falls meine Frau keine Vernunft annehmen wollte! Jeder bis dahin genoſſene Tropfen war ja gar nichts gegen die ertränkende Fluth von Jammer, die meiner wartete; war ja nur ein Vorgeſchmack der hölliſchen Bitterkeit, die ich noch zu verſchlingen hatte! Gerechter Gott! wenn erſt der Tag der verheißenen großen Reform anbrach, von der mein Prunkzimmer ſchon eine Probe abgab, was ſollte ich dann nicht erſt leiden und dulden!

Ich war müde, ſehr müde; allein ich konnte dennoch nicht ſchlafen. Unruhig warf ich mich mit dem Journale, das ich mechaniſch und geleitet von der Macht der Gewohnheit ergriffen hatte, im Bette hin und her. Es war die verdammte allgemeine Modenzeitung. Leſen mußte ich aber einmal. Dennoch wollte es nicht gehen, als ich es verſuchte. Ich blickte, wie gedankenlos, auf die Blätter und wußte gar nicht ob ich las oder nicht, ob ich Buchſtaben ſah oder keine. Bald flirrte es mir wie Proſa, bald

wie Funken vor den Augen; bald sah ich weiter nichts als ein unbedrucktes weißes Blatt.

Schon hatte die Uhr drei geschlagen; schon schlug es vier. Ich löschte mein Licht aus; es begann zu tagen. Kein Schlaf wollte über mich kommen. Sorg' und Kummer quälten mich unablässig und gönnten mir ihn nicht. Da dünkte es mich, als rasselte ein Wagen heran, als hielte er vor meiner Wohnung.

»Um Gott!« seufzte ich, »da ist meine Frau, die Urheberin aller meiner Leiden, die Quelle aller meiner Qualen! Wäre sie doch nun und nimmer aus Rosetti's verfluchtem Garten wiedergekommen! Wäre sie doch mit dem Feuerwerke in Gestalt einer Rackete verpufft oder meinetwegen auf einem Feuerrade gefahren, wohin sie wollte! Gerne sollte sie meine noch übrig gebliebenen Ducaten erhalten, und mein Halbdutzend silberne Eßlöffel wollte ich noch in den Kauf geben; entginge ich doch der gräßlichen Reform. Ich hätte sie nimmer die allgemeine Modenzeitung, diesen für sie so ganz und allein passenden Aufenthaltsort, verlassen, oder wollte es der Gnade des Himmels gefallen, sie wieder in das verdammte Journal hineinzupacken!«

So seufzte ich eben recht kläglich, als meine Frau in mein Schlafcabinet trat und bald dicht vor meinem Bette stand. Stumm sah sie auf mich, stumm ich auf sie. Aber — o Wunder! — sie erschien mir nicht im Putze der kostbaren Madame Lefebre, sondern in dem Anzuge, in welchem ich zuerst ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Sie war immer noch sehr schön, die Hexe!

Unverwandt betrachtete ich sie und — abermals Wunder! — je länger ich sie betrachtete, je kleiner und kleiner schien sie vor meinen erstaunten Augen zu werden. Mir wurde seltsamlich zu Muthe. Ich sah diesem allmählichen Verkleinerungsprozeß mit einer Art von süßem Schauder zu, obgleich er mir ein wenig langsam von Statten zu gehen schien. Aber meine einst so geliebte Frau wurde doch immer kleiner und kleiner; immer kleiner in denselben Verhältnissen, in welchen sie am Morgen größer und größer

geworden war. Und je kleiner ſie wurde, mit je größerer Beruhigung ſchaute ich auf ſie hin und ſchöpfte endlich eine ſüße Hoffnung.

(Der Schluß folgt.)

Hors d'oeuvres.

Die Verehrung der allerdurchlauchtigſten Könige hat leider ſehr gelitten, und iſt faſt nur noch gegen die im Kartenſpiele geblieben. — Und das iſt wahrlich nicht gut. Um ſo erfreulicher iſt ein Hinblick auf den König von Würtemberg, den ganz Deutſchland mit Begeiſterung »ſeinen« nennt. Jedes Blatt ſollte die denkwürdigen Worte des erhabenen Monarchen aufnehmen, der die läſternde Preſſe mit Nichtmaaßregeln vernichtet:

»Seine Königliche Majeſtät beglaubigen Sich, daß »Höchſtihre Regierung verläumderiſche Schmähſchriften der »vorliegenden Art nicht zu ſcheuen habe, in dem ſolche nur »geeignet ſeien, die hämiſche Tendenz ihrer Verfaſſer und »den Unwerth dieſer Producte ſelbſt im wahren Werth er»ſcheinen zu laſſen. Höchſtdieſelben hegen die feſte Ueber»zeugung, daß die guten Abſichten, von welchen die Staats»regierung fortwährend in ihren Handlungen und Maaßre»geln geleitet werde, durch Angriffe von Seiten ſolcher »Feinde, wie des Verfaſſers der genannten Schrift, ſo »wenig werden verdächtigt und mißkannt werden; daß die »Unterdrückung derartiger Werke unterbleiben könne.«

Wer ſollte glauben, daß in unſern Zeiten, im Jahre 1815, eine ſo edle und weiſe Sprache geführt würde. O König! Du biſt bewundernswürdig. Gott erhalte Dich als Licht der Wahrheit unſerer trüben, finſteren Zeit. — Das empfinde ich, das fühlen auch viele meiner Freunde, wir aber können vor der Hand nichts für Dich thun, als mit unſern Wünſchen Dich begrüßen. Das ſoll aber

nicht geschehen; sobald Jan, unser Ganymed, das Siegel der Flasche gelüftet hat, soll es heißen: »Es lebe der König von Würtemberg!« — Vielleicht wird dieser Toast national, dann wird er sich länger halten als Niklas Becker's Rheinlied.

Epigramm.

Liebe und Haß aus verschiedenen Motiven.

Du liebst aus Haß? Novembersonnenschein!
Er dringt nie in das Herz hinein.
Du haßt aus Liebe? Das ist auch nicht gut,
Und doch giebt Haß aus Liebe heiße Gluth.

Anekdote.

Ein Soldat erhielt von seinem Lieutenant die Ordre, ihm ein chemisches Feuerzeug nebst Zündhölzchen zu besorgen. Dabei wurde ihm eingeschärft, ja die Waare zu untersuchen, so z. B. zu probiren, ob die Hölzchen auch zündeten. Der Beauftragte erfüllte seinen Beruf, wie, wenn er nach den Kriegsartikeln darauf geschworen hätte. Ein Hölzchen nach dem andern wurde abgebrannt, und eben das letzte in Asche gelegt, als er dem Lenker seiner Schicksale das Feuerzeug mit den Worten überreichte: Jo, Herr Lieutenant, sie haben alle gebrannt. B.

Der anonyme Verfasser des eingesandten Aufsatzes: Es ist viel Elend in der Welt, wird ersucht, sich zu nennen.

Die Redaction der hum. Blätter.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil humanum mihi quod humanum.

Siebenter Jahrgang.

№ 50. Donnerstag, 12. December. 1844.

Des Registrators Frau aus der Modenzeitung.

Humoristische Episode

von

Otto Koch.

(Schluß.)

Endlich mochte sie wieder acht Tage oder kaum Finger lang sein. Leichtfüßig hüpfte sie nun auf den Stiefelknecht, auf den Schemel, auf den Stuhl und von da auf meine Perrücke.

Ich wagte nicht mich zu rühren, kaum Athem zu holen, sondern lag unbeweglich still, aus Furcht, sie vielleicht in ihrem wohlthätigen Vornehmen zu stören. Starr blickte ich auf das weiße Blatt in der allgemeinen Modenzeitung vor mir, auf welchem ich jetzt mit einem Male den Baron im verjüngten Maßstabe, eine widerliche Puppe, stehen sah. Starr schaute ich auf das Blatt; wobei ich jedoch keine der Bewegungen meiner kleinen Leichtfüßigen außer Acht ließ.

Leise schwebte sie über die Decke und lehnte sich dann, wie ermüdet, neben dem Baron an das weiße Blatt. Immer dichter fügten sich Leib und Glieder dem Papiere an.

Der Kleinen Leben schien nach und nach zu ersterben. Jetzt regte sie sich nicht mehr, sondern war dem Blatte wieder auf's Genaueste vereint. Jetzt sah ich in ihr nichts mehr und nichts weniger als das kolorirte Modenbild, dem ich in thörichter Verblendung Leben gewünscht hatte.

Geschwind klappte ich die allgemeine Modenzeitung zusammen, als fürchtete ich, es möchte dem verdammten Bilde einfallen, noch ein Mal lebendig zu werden, und warf das Unglücksjournal so heftig unter den Ofen, daß es eine dortstehende Flasche zerschlug, aus der ein breiter Dintenstrom in die Stube floß.

Aber ich machte mir in diesem Augenblicke nichts daraus. Ich war so leicht um's Herz. So glücklich war ich noch nie gewesen. Ich hatte keine Frau mehr. Ich war frei. Heisa, keine Reform! Alles durfte beim Alten bleiben.

»Gott bewahre,« rief ich, und wandte mich zu meinem Kaffee, »Gott bewahre mich und jeden Christenmenschen vor einer Frau aus der Modenzeitung!« —

Eben war das Wasser durch den Trichter gelaufen, und ich schenkte mir eine Tasse des duftigen Trankes ein, die ich dann recht behaglich hinunter schlürfte.

Die allgemeine Modenzeitung habe ich ein für alle Mal abgeschafft, weil der Teufel wissen mag, welche verdammte Zauberkünste sie noch ferner gegen mich versuchen könnte, und es in Frage stehen dürfte, ob ich immer so gut davon käme, als ich für dies Mal von meiner Frau gekommen war. Denn wenn die Meisten mein eben erzähltes Erlebniß auch sicherlich ohne Weiteres für einen leeren Traum halten und erklären werden, daß keine Wahrheit daran: so darf ich doch nichts weniger als ihrer Meinung sein.

Mir ist es so gewiß als das Licht der Sonne, daß ich Alles wirklich durchlebt habe, wenn auch kein Anderer mit mir; und das Alles in so wenig Zeit, als das Wasser nöthig hatte, um durch den Trichter in die Kanne zu laufen. Mir ist das eben so gewiß, als ich die heilige Ueberlieferung der Muhamedaner für wahr halte, welche sagt:

der Engel Gabriel habe den Muhamet einmal aus dem Bette geholt, und ihm alle Herrlichkeiten der sieben Himmel gezeigt, das Paradies und die Hölle; dabei habe der große Prophet neunzigtausend Unterredungen mit Gott gehabt; Alles dies aber sei in so kurzer Zeit geschehen, daß, als der Engel den Propheten wieder in's Bett gelegt, dieser sein Bett noch warm, ja einen Kammertopf noch nicht ganz verschüttet gefunden habe, der in dem Augenblicke zufällig von ihm umgestoßen worden sei, in welchem er mit dem Engel Gabriel seine Kammer verlassen.

Der Prophet hat für seine Person das ganz gewiß durchlebt; das kann man ohne Gefahr glauben. Dahin bin ich gekommen, wie der Sultan Omar, durch eigene Erfahrung. Die Geschichte, die sich mit diesem Prinzen zugetragen, ist gar nicht so uninteressant, und ich erzählte sie, wenn mich der Raum nicht beschränkte, hier gerne für Diejenigen, welche nicht zu überzeugen sind, daß meine Frau aus der allgemeinen Modenzeitung; so aber mag das bis weiter dahin stehen.

Beschreibung einer kürzlich beobachteten Wasserhose.

(Aus einem Briefe von C. P.)

Ich hatte freilich in 17 Jahren die Amerik. Inseln nicht gesehen, war nie vorher in Portorico oder St. Thomas gewesen, hatte in mehr als 10 Jahren keine Seereise gemacht, und doch fand ich Nichts neu; ich gehörte auf dem Meere und unter den Bewohnern der neuen Welt zu Hause, wie ehedem. Sonderbar und unerklärlich ist das menschliche Gemüth! Das Meer, von andern Reisenden öde genannt, ist mir so interessant wie der schönste Garten; in ihm regen sich Myriaden lebender Wesen, und da es selbst in steter Bewegung ist, scheint dies auch mit innerem Leben zu geschehen. Sein steter Wechsel im Wellen-

schlag und in der Färbung, welche letztere meistens von der des Himmels bedingt wird, bringen für den aufmerksamen Beobachter immer neue Scenen hervor, und lassen es nur dann als eintönig erscheinen, wenn anhaltende Windstille die Wogen glättet, das Schiff, ohne vom Fleck zu kommen, sich einförmig hin und her wiegt, und das Knarren der Masten, Balken und Füllungen, so wie das Klappern der schlaffen Segel in unabläßigem Einerlei forttönt. Ich hatte dies oft, und jüngst auf meiner letzten Heimreise während sechs höchst langweiliger Tage erlebt. Meine Sehnsucht, bald wieder zu den Meinen zu kommen, mochte auch wohl etwas dazu beitragen, die windstillen Tage noch langweiliger zu machen, doch fehlte es ihnen zuweilen auch nicht an Interesse. So betrachtete ich an jenen Tagen die glatten Wogen des Meeres und freute mich, Ruhepunkte für mein Auge zu finden, denn allenthalben schwamm Seekraut (fucus natans), und jeder Büschel war der Aufenthalt von Thieren, die sich ihres Daseins freuten, besonders kleine Granate und Krabben, die von einer Pflanze zur andern hinüberschwammen, aber bei diesem Versuche sehr oft von Fischen von den seltsamsten Gestalten und wunderlieblichen Farben weggeschnappt wurden. Rund um uns her lagen schwarze Gewitterwolken, aus denen unaufhörlich ein dumpfer Donner tönte; das Thermometer stand auf 25° über 0 nach Reaumur. Am 31. Aug. (1844), Nachmittags 2 Uhr, als ich wieder im Anblick des regen Lebens im Wasser versunken war, bildete sich nicht weit vom Schiffe eine Wasserhose, und da selten Jemand so nahe dieses Naturphänomen gesehen haben mag, so wage ich es, Ihnen dasselbe so zu beschreiben, wie ich es sah.

Unter einer schwarzen Wolke, die sehr niedrig zu hängen schien, bildete sich erst eine kesselförmige Vertiefung von mehr als 30 Fuß Weite und 6—7 Fuß Tiefe, deren Rand hochaufdampfte, und sich mit großer Schnelligkeit im Kreise herumbewegte. Der Dampf verdichtete sich zusehends, doch konnte man durch ihn hin in den Kessel sehen, der zu kochen schien. Darauf bildete sich von der Wolke herab ein

lichter Streifen, der eine Dampfsäule war, die auf dem Dampfe des Kessels zu ruhen schien, und worin das Wasser in Flammengestalt und mit ungeheurer Schnelligkeit hinaufwirbelte, wobei die Säule selbst dichter und dicker wurde. Nur ein dumpfer Donner und ein Rauschen, wie wenn Wasser auf ein umgehendes Mühlrad fällt, war das einzige Geräusch, welches es begleitete. Auf dieselbe Weise lös'te sich die Wasserhose wieder auf, die Röhre nahm an Dicke und Dichtigkeit ab, spitzte sich dann nach unten zu, zog sich zur Wolke hinauf, und unser Schiff wurde von einem leichten, sich eben erhebenden Winde in ein nahes Regenschauer getrieben, wo ich meine Beobachtungen einstellen mußte. — Dieses war auf 33° 43′ N. B. und 58° 45′ W. L. von Greenwich.

Der Hamb. Freischütz enthält unter dem Titel »Sonst und Jetzt« folgenden Extract:

Rechnung eines Hamb. Bürgers von Anno 1708.

		Mk.	sz.
1. Januar	Meinem Herrn Beicht-Vater für mich und meine Frau, zum Neuen-Jahre, anstatt der sonst gewöhnlichen 4 Ducaten, wegen der nahrlosen Zeiten, 4 Thaler	12	—
	Ein Gast-Gebot auf Neu-Jahrs-Tag, kostet in allem	413	—
	Noch für anderthalb Dutzend Englische Gläser, so dabey entzwei geworffen worden. . . .	18	—
6. Februar	Meiner Frau bei ihrer glücklichen Niederkunft verehrt 1 Schlaff-Rock von Frantzösischer Etoffe mit güldenen Blumen	532	—
	Noch Brabandische Spitzen, die Elle à 20 Thaler	500	—
	1 neues Bette kostet	1460	—
	1 neue Wiege	194	—
	Für Kinderzeug	1000	—
	Dem Herrn Pastori zu dancken, 2 doppelte Cronen	4	2
	Für Wein, Zucker und Confect, so bei der Tauffe und Kindertreck verzehret und verschickt worden	695	3
	NB. Mein Volck hat wohl 100 Thaler Umhangs-Geld gekriegt.		

		Mk.	fg.
[illegible] März	1 Gast-Gebot, als meine Frau in die Kirche gegangen	511	4
[illegible] März	zwo neue Perruquen	300	—
2. May	Die ersten Kirschen, das Stück zu 3 fg. bezahlet, 100 Stück	18	12
	Mir und meiner Frau ein Sommer-Kleid .	705	—
	Meines ältesten Sohnes Quartal-Schul-Geld, 4 Quartal, à 9 Mk. . .	36	—
	Dem Tanzmeister, Spielmeister, Singmeister, jedem monatlich 3 Thlr. und dem Fechtmeister des Monats 2 Thlr., facit 10 Monat . .	330	—
	NB. Weil mein Sohn fast 2 Monate bei mir auf dem Garten gewesen, und seine Exercitien-Meister sich dennoch nichts abdingen lassen wollen, habe ich diese abgeschafft und andere angenommen, muß aber dem Spielmeister 1 Thl. mehr geben.		
	2 neue Perruque und ein Kleid für meinen Sohn, wie er eine Oration halten sollen . .	176	—
	Dem Herrn, der ihm die Oration gemacht, 2 Ducaten, mit dem Laio . .	15	—
	Weil mein Sohn sich so wohl verhalten, habe ihm eine Uhr verehrt	90	—
	Noch ihm einen Degen gekauft, damit er nicht wie [illegible] Kinder, im Mantel gehen darf	31	—
	Noch zu seinem Plaisir, wenn er in Compagnie gehet und l'ombre spielet	100	—
[illegible] Juli	Ein Familien-Gast-Gebot von 30 Personen gehalten, kostet	600	12
24. Juli	1 Pferd für meinen Sohn gekaufft . . .	180	—
	Noch 2 Schul-Bücher und die Asiatische Baise mit Binder-Lohn, für ihn	9	—
	Sattel und Zeug für meines Sohnes Pferd	95	—
29. Juli	1 Gast-Gebot, da ich meinem Dienst-Magen eine freye Hochzeit gegeben	152	9
10. August	Meiner Frauen Juwelen nach der neuen Mode versetzen lassen, und von Berend Salomon einige neue Steine dazu gekaufft, kostet . .	600	—
[illegible] August	Comoedie 6 Tage auf dem Garten bei mir gehabt, kostet	870	—
8. Septbr.	Mein Quart pro Cent auf dem Rathhause bezahlt	10	—
7. Septbr.	Verschiedene Sammlungen zum Waysenhause und andern Armenhäusern in diesem Jahr, jede à 4 fg., facit	1	8
8. Septbr.	Meiner Frauen Spiel-Geld gegeben . . .	350	—
	NB. Während der Zeit, daß ich auf dem Garten gewesen bin, ist vergessen worden, einen Wechsel-Brief protestiren zu lassen, habe meinem Freunde deshalber vergüten müssen 1000 Thaler, Banco, vide Hauptbuch, Fol. 51.		
20. Septbr	Auf meiner Frauen Geburtstag tractiret, wo-		

		Rt.	ſg.
	bei auch der Herr Baron von N. mit ſeinen Leuten gegenwärtig geweſen	3.40	—
21. Septbr.	Ist mein Sohn mit dem Pferde geſtürzt und hat das Bein zerbrochen, koſtet die Cur . .	185	—
22. Septbr.	Ein halb Dutzend ſeidene Strümpfe . . .	108	—
	1 Winterkleid für mich	210	—
	1 paar neue Kutſch-Pferde, wogegen die alten angegeben und zugeſchrieben	180	—
26. Septbr.	Meiner Frauen ein neu Kleid	132	—
	Eine goldene Repetir-Uhr für meine Frau .	1200	—
5. Octbr.	2 Ochſen geſchlachtet, koſten mit der Accise .	216	—
	Wein, ſo beim Ochſen beſchen ausgetrunken, 20 Stübgen	70	—
	Das Caldaunen Gaſt-Gebot koſtet	223	—
	Pferde und Wagen koſten mir dieſes Jahr .	1400	—
	Einem Studenten, der meinem Sohne ſeine Exercitia zu Hauſe machen hilft, weil er ein Doctor werden ſoll	24	—
	Loge in der Opera	200	—
	Meinen Kindern Dom-Gald	103	—
	Meiner Frauen ein neues Kleid zum Weihnachten verehret, weil wir den mittelſten H. Tag haben zu Gaſte ſehen müſſen . . .	100	—
	Den letzten H. Tag habe ich wieder tractiret, koſtet	100	—
		16396	2

u. ſ. w. u. ſ. w.

Hors d'oeuvres.

Ein Sänger, welcher Abends den Don Juan ſingen ſollte, begehrte von dem Director des Theaters eine Flaſche Champagner für die Tafelſcene. Wirklichen Champagner? fragte der Director. — »Was ſoll ich denn ſtatt ſeiner nehmen, ohne mich lächerlich zu machen?« entgegnete der Sänger. »Champagner iſt etwas zu Albernes und Gewöhnliches, als daß man auf der Bühne ein Surrogat brauchen könnte. Sie müſſen dem Requiſiteur aufgeben, mir eine Flaſche ächten Champagner zu beſorgen.« — Seltſames Völklein, die Sänger und Schauſpieler! rief der Direktor eifrig. Wenn Champagner vorgeſchrieben iſt, dann müſſen

Sie wollen Champagner haben, wenn aber Gift vorgeschrieben, dann will Keiner was Anderes trinken, als Zuckerwasser.

Freischütz.

Die Witze sind in der Welt viel wohlfeiler geworden, seitdem die Juden sie an sich reißen. Außer dem großen Börne zählen sie dagegen keine Humoristen. Daran sind jedoch lediglich die Christen schuld, die mit ihrem unchristlichen Fanatismus so frühe die Wurzeln allgemeiner Menschenliebe vertilgt haben, daß wenigstens die Poesie sich daraus verflüchtigte.

Epigram.

Der Buchhändler Kollmann.

Seht, er fühlt' ein Bigmaduden *),
In dem Schacher arg verletzt,
Traun! es hat den ew'gen Juden
Sue, nicht Kollmann übersetzt **).

---

*) Perser sagen Bigmaduden;
Deutsche sagen Katzenjammer.

Göthe.

**) Bekanntlich hatte Kollmann von Sue auch das Recht der deutschen Uebersetzung gekauft. Die deutschen Gerichte haben diesen Handel nicht anerkannt.

Diese Zeitschrift erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 gr Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 rth 16 gr Preuß. Courant (für Oldenburg 1 rth 48 gr Cour.) festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 gr Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 51. Donnerstag, 19. December. 1844.

Meister Schwilgué und sein Werk.

Von

Philipp Stieffel.

Im Münster zu Straßburg, dem Wunderbau Erwin's von Steinbach, schaut und staunt täglich die Menge den noch wundervollen Bau des Meister Schwilgué an, dessen Sinn und Bewegung Jahrtausende der Zukunft umfaßt, ohne daß doch der Stoff so lange bestehen kann. Die himmlische Mechanik unsers Sonnensystems ist hier ein für allemal berechnet, und einige Loth Kraft reichen hin, fast alle Erscheinungen und Veränderungen so lange nachzubilden, als dem irdischen Material Bestand gegeben werden kann. Was täglich am Himmel vorgeht, was der Kalendermanher jedes Jahr von neuem berechnen muß, hier geschieht es durch den Geist des Meisters, den er in sein Werk gelegt hat.

Ich rede von der Himmels- und Kalenderuhr, die vor uns steht, wenn wir durch das östliche Seitenportal in den Münster eingetreten sind. In gefälligen architektonischen Verhältnissen erhebt sich ein dreitheiliger Bau, gleichsam ein Münstermodell oder Hochaltar in sieben Abtheilungen mit gothischem Pyramidenbau gekrönt. Bedeutsam müssen diese goldenen Kreise mit ihren Ziffern und Namen sein,

bewegten sich Zeiger, Kugeln und Sonnenbilder. Unsere Aufmerksamkeit ist gespannt, lautlos steht die Menge, geheimnißvoll läßt sich nur der Pendelschlag im Innern vernehmen und verkündet den unaufhaltsamen Wechsel der Zeit. Des Uhrblatts Zeiger erreicht die letzte Secunde der erfüllten Mittagsstunde und Glockenschlag, Hahnenruf und Bewegung sinnvoller Figuren verkünden den kleinen Zeitabschnitt, der schon ein Maßstab für die Sterblichen ist, während das Sonnensystem seinen Wechsel nach Jahrhunderten und Jahrtausenden mißt.

Schon zwei solche Uhren vor dieser standen im Münster und zählten mit ihm selber zu den sieben Wunderwerken Deutschlands. Sie waren berühmt in den Gauen des Rheins und darüber hinaus im Munde des Volks um des Hahns willen, der während des Schlages der Mittagsstunde dreimal krähte und mit den Flügeln schlug, wegen der zwölf Apostel, die dem Heilande vorübergingen und huldigten, um von ihm gesegnet zu werden und dergleichen mehr. Auch der Künstler unserer Tage konnte sich dessen nicht entschlagen, was der Uhr im Volke den Ruf brachte und auf bildliche Weise die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens mächtig zur Erinnerung bringt, obwohl es ein Spiel ist gegen das, womit er Zeitperioden in die Uhr legen wollte, die das kurze Leben tausendfach überschreiten. Auch er verschmähte es nicht, unter der ersten Gallerie Tag für Tag die symbolische Gottheit des Wochentages, den Apoll am Sonntag, die Diana am Montag u. s. f. auf schön gearbeiteten Wagen mit entsprechendem Gespann aus einer Nische hervortreten zu lassen. So schlägt ein auf der ersten Gallerie sitzender Genius die Stunden auf die Glocke, welche er in der linken Hand hält, so kehrt ein anderer im Grenzmomente jeder Stunde eine Sanduhr um; so deuten noch höher oben die um das Todtengerippe, welches gleichfalls die Stunde schlägt, hervortretenden Figuren der Lebensalter, ein Knabe, Jüngling, Mann und Greis, die vier Viertel der Stunde an; so gehen in der höchsten Nische des Werkes die zwölf Apostel um den

Heiland, indem ſie ſich verbeugen und von ihm geſegnet werden, ſo flattert auf der Spitze des für die Gewichte erbauten Seitenthürmchens ein ſtattlicher Hahn mit den Flügeln, reckt den Hals in die Höhe, öffnet den Schnabel und läßt täuſchend und durch das ganze Münſter hallend ſeinen bekannten Ruf vernehmen. Laut äußert nun in murmelndem Geräuſch die Menge ihr Erſtaunen und eilt zum Portal hinaus um noch lauter und freier das langerhaltene Lob des Werkes und ſeines Meiſters verkündigen zu können.

Doch ihm gefällt mehr ſtille Huldigung des Verſtändigen, dem er dann auch auf die liberalſte Weiſe die eigentlichen Wunder der Uhr erklären und ihr Inneres ſchauen läßt. Treten wir durch das eiſerne Gitter, ſo ſteht zunächſt vor der Uhr ein prachtvoller blauer Himmelsglobus mit ſilbernen Sternen und Sternchen bis zur 6. Größe beſäet, in halber Mannshöhe vor dem eigentlichen Bau. Nach der Polhöhe von Straßburg gerichtet, bewegt er ſich um ſeine Achſe genau ebenſo, wie ſich das Himmelsgewölbe mit ſeinen Sternen um die Weltachſe bewegt und jeden Augenblick ſehen wir, welche Sterne in den Meridian von Straßburg treten, und ein Zifferblatt an der Achſe giebt die Sternzeit an, deren Tag um 3 Min. 56 Sek. kürzer iſt, als der Tag nach mittlerer oder Uhrenzeit. Das will ſchon was heißen. Aber noch erſtaunlicher iſt die Bewegung des Kreiſes, der die Ekliptik der Himmelskugel bezeichnet, wornach ſeine Durchſchnittspunkte mit dem andern Kreiſe, den wir Aequator heißen, jährlich nur um einen ſo kleinen Theil auf dem letztern fortrücken, daß ſie erſt nach 25804 Jahren den ganzen Aequator durchlaufen haben werden, um ſich dann wieder auf der nämlichen Stelle zu befinden, wie heute. Es iſt die Bewegung, welche die Aſtronomen als Präceſſion der Nachtgleichen entdeckt und benannt haben. O wie lange vorher wird Erz und Stahl in Staub zerfallen ſein, zu ohnmächtig, den Gedanken des Meiſters bis in dieſe zeitliche Ewigkeit fortzuführen!

Hinter der Himmelskugel in der Mitte der unteren Abtheilung fällt ein mächtiger vergoldeter Kreis in die Au-

den, auf dem ein vollständiger Kalender verzeichnet ist: Monat, Datum, Wochentag, alle Namen und Festtage haben hier ihre Stelle. Apollo an der Seite mit einem unbeweglichen Pfeile deutet auf den Tag, an welchem wir vor dem Kunstbau stehen. Hier ist geleistet, was noch nie einem mechanischen Werke aufgegeben worden ist — ein ewiger Kalender. Was der Kalendermacher jedes Jahr von neuem thun muß: den Kalender berechnen, das thut die Uhr auf ewige Zeiten selber. Ohne alle Nachhülfe schaltet sie im Schaltjahr einen Tag ein, läßt aber drei Säkularschalttage aus, die sie nur bei dem 4ten Jahrhundert wieder einschaltet. Um Mitternacht in der Neujahrsnacht verschiebt sich das bewegliche Osterfest an seine Stelle und mit ihm die Namen der von ihm abhängigen Feste und Sonntage, worunter auch das Fest des heil. Arbogastus, Patron des Bisthums Straßburg, gehört. Innerhalb dieses Kalenderkreises, der jeden Tag um einen weiter fortrückt, ist ein Stundenkreis, den die Sonne an einem Zeiger täglich durchläuft, aber nicht in Uhrenzeit, sondern in wahrer Sonnenzeit. Steht sie hier in 12 Uhr Mittag, so ist das der Moment, in welchem sie am Himmel in den Straßburger Meridian tritt oder eine gute Sonnenuhr 12 Uhr zeigt. In ihrem Fortrücken tritt sie in jedem Moment in den Meridian eines anderen Ortes der Erde. Zu diesem Zwecke ist in der Mitte des Kreises eine geographische Karte der nördlichen Erdhalbkugel angebracht. Man sieht also hier um wie viel früher es z. B. in Wien und um wie viel später in Paris 12 Uhr ist. Zwei andere Zeiger deuten an, wenn die Sonne aufgeht und untergeht; hinter dem einen tritt die Sonne Morgens hervor, hinter dem andern verbirgt sie sich Abends. Jeden Tag verändert sich deren Stellung und damit die Länge des Tages und der Nacht, wobei selbst die Strahlenbrechung beachtet wird, vermöge welcher die Sonne am Morgen früher, am Abend später sichtbar ist, als sie wirklich auf- oder untergeht. An diesem Sonnenlauf ist mithin in jedem Moment zu sehen, um wie viel Minuten die Uhrenzeit von der Sonnenzeit

abweicht, welche Abweichung bis auf 16 Minuten wächst und ebenso abnimmt. Ein anderer Zeiger, der sich um denselben Mittelpunkt bewegt, trägt den Mond, ein anderer die Erdschatten. Nur der, welcher die Schwierigkeiten kennt, die wirkliche Bahn und Geschwindigkeit des Mondes zu berechnen und zu verzeichnen, vermag hier das mathematische und mechanische Genie des Meisters recht zu bewundern, da diese kleine Mondkugel den Weg anweist, in welchem sie ihren täglichen Stundenwinkel angiebt, zur Zeit einer Sonnenfinsterniß vor das Sonnenbild tritt, und zur Zeit einer Mondfinsterniß hinter den Erdschatten, so daß alle Sonnen- und Mondfinsternisse nach Größe, Eintritt und Dauer für Straßburg hier abgebildet sind, während zugleich der Wechsel der Mondsphasen als Vollmond, letztes Viertel u. s. f. sich an der kleinen Kugel erkennen läßt. Eine siebenfache Aequation hat hier der Meister in die Uhr gelegt, um diese verwickelte Bewegung und Stellung in Beziehung auf die Sonnenzeit hervorzubringen. Das schöne Werk für diese Aequationen, das eigentliche Wunderwerk der ganzen Uhr, läßt er aber auch in der Abtheilung rechts vom großen Kalenderkreise des Unterbaues hinter Glas der Beschauung zugänglich, während links in einer Abtheilung auf einer Anzahl kleiner Zifferblätter die übrigen Kalenderepochen und die Jahreszahl für jedes Jahr von der Uhr angegeben werden. Hier verrückt sich die Jahreszahl selbst bis zur Neujahrsnacht am Ende des Jahrs 9999, wo dann nur eine 1 vor die darauf erscheinenden 0000 zu setzen sein wird; hier sieht man das entleite Jahr, das gegenwärtig im Sonnenzirkel, im Mondcyklus (goldene Zahl), im Indictionszirkel ist; hier sieht man die Zahl der Epacten oder wie alt der Mond am 1. Januar ist, die Sonntagsbuchstaben und den Tag des Osterfestes.

Haben wir uns von unserer Bewunderung des Gesehenen ein wenig erholt, die um so größer ist, je einsichtsvoller die Erwägung des Geschauten, dann rücken wir weiter hinauf zur Löwengallerie.

In der Mitte einer über der unteren Abtheilung des Thurms befindlichen Gallerie, welche von zwei Löwen an ihren Seiten die Löwengallerie heißt, zeigt sich das Zifferblatt der eigentlichen Uhr, welche die gewöhnliche mittlere Zeit anzeigt. Das einfache Werk dafür, im Innern des Baues, geht mit der größten Genauigkeit einer vollkommenen Pendeluhr, auf welche der Wechsel der Temperatur keinen störenden Einfluß üben kann. Von ihm aus geht eine Zeigerstange bis über das nahe Seitenportal des Münsters, wo sie gleichzeitig die Zeiger eines größern Zifferblattes bewegt, um auch außer dem Münster die mittlere Zeit anzugeben. Scheint um 12 Uhr Mittags die Sonne, so wird der Sonnenstrahl durch die Oeffnung einer aufgesteckten Scheibe innerhalb des Portals auf eine Linie an der Wand geleitet, um so den Eintritt des wahren Mittags wahrnehmen und dadurch den Gang der Uhr reguliren zu können. Durch einen leichten Hebel setzt das Uhrwerk, je nach einigen Secunden, ein anderes Werk in den Stand, sich um ein Kleines in Bewegung zu setzen, wodurch dann alle anderen Werke für wahre Zeit, Sternzeit, für die Bewegung des Kalenders, der Sonne, des Mondes, der Planeten, der verschiedenen Figuren und der Schlagwerke in Gang kommen.

Außer den schon beschriebenen Wundern der unteren Abtheilung erhebt sich für die übrigen ein schöner Mittelbau mit drei Abtheilungen und einer gothisch geschnitzten Krone. Die untere derselben zeigt wieder einen großen Kreis, den sie ganz ausfüllt; auf den äußeren Ring desselben sind die Figuren des himmlischen Thierkreises gemalt, und 12 vergoldete Radien theilen die 360 Grade dieses Thierkreises in die 12 Abtheilungen der himmlischen Zeichen. Im Centrum steht das Sonnenbild, um welches sich nach ihren bestimmten Umlaufszeiten die Planeten Merkur, Venus, die Erde mit dem Monde, Mars, Jupiter und Saturn auf schönem blauem Grunde bewegen. — Während die Erdkugel in 1 Jahr diesen Kreis durchläuft, macht der kleine Erdmond fast 13¼ Mal seinen Lauf um dieselbe; vollendet Merkur schon in 88 Tagen oder nahe 3 Monaten, Venus

in 225 Tagen oder nahe 7½ Monaten einen Umlauf, wozu dagegen Mars ungefähr 1 Jahr und 10½ Monat, Jupiter 11 Jahr 10½ Monat und Saturn 29 Jahr und 5 Monate nöthig hat.

(Schluß folgt.)

Manifest.

Meinen unabläſſigen Beſtrebungen, Oldenburg, das ich in ſeiner Art unbedingt für die intereſſanteſte Stadt Deutſchlands erkläre, auch ſo viel Ruhm als möglich zu verleihen, iſt es endlich gelungen, eine Reliquie des größten proteſtantiſchen Fürſten aufzufinden. Bewunderungswürdig iſt es, daß dieſe Reliquie eigentlich zwei Theile bildet, und doch nur Eins iſt, ein Vergleich mit einem guten und treuen Ehepaare. Ich beſitze nämlich ein Paar Stiefeln, welches die Füße des hochherzigen Schwedenkönigs, wie man mir verſichert, in der Schlacht bei Lützen bedeckt hat. Die Stiefeln ſollen aus der Sammlung des hoch- oder höchſtſeligen, (ich weiß nicht ob ich da nicht einen himmliſchen Etikettefehler begehe, und bitte deshalb Hofmarſchalle und Generalſuperintendenten um Berichtigung) Landgrafen von Heſſen, der in Schleswig ſtarb, ſtammen. Der hohe Herr war bekanntlich der größte Antiquitätenkenner ſeiner Zeit, wie er denn auch nahe daran war, ein Metall zu erfinden, daß das Gold ſogar an Werth übertraf. Ich hoffe von dort auch noch Beſcheinigungen der Aechtheit zu erhalten, obgleich die Welt über ſolche Vorurtheile erhaben iſt, und die Vermuthung für die Aechtheit in ſolchen Dingen ſtreitet. Der Zweck dieſer Stiefeln iſt nun vorläufig, Geld zu verdienen, welches, in einem verſchloſſenen Spartopfe bewahrt, durch die Schulzeſche Buchhandlung verwandt werden wird, um arme Leute in dem folgenden Winter mit Feurung aufzuthauen. Das Stiefelpaar iſt einzig in ſeiner Art, hat vorne und hinten eine Naht, iſt vortrefflich erhalten wird gewiß noch 2000 Jahre ſich con-

[illegible] 7 Pfund Oldenburgisches Steuergewicht. Der untere Theil lehrt, daß der größte König auf einem sehr kleinen Fuß gelebt hat. Beide Stiefeln werden nun an sechs nach einander folgenden Sonntagen nach vollbrachtem Gottesdienst, und auch sonst, wenn ich zu Hause bin, in meiner Wohnung ausgestellt sein. Außerdem wird gratis noch die Studentenmütze gezeigt werden, welche ich als Präsident eines Bierordens in den Jahren 1817 und 18 mit dem Prädicate Eminenz, trug. Die Mütze ist eigentlich hier nur zum Besuch, wie im Jahre 1839. Sie gehört meinem Herzensfreunde, dem Professor Stieffel in Carlsruhe, sehnt sich auch nach Baden zurück, und wird schwerlich mich nach sieben Jahren noch wiederfinden. Was ferner mit den Stiefeln geschehen soll, weiß ich noch nicht. Ich erwarte deshalb Anträge von Fürsten, Engländern, Rittergutsbesitzern und reichen Juden. Vielleicht würden sich auch einige pietistische Gustav-Adolphs-Vereine zum Ankauf derselben verstehen. Du aber, liebes Publikum, stiefle bald hübsch zu den Stiefeln. Ach, es ist da draußen so kalt, und wenn mein Freund Stieffel nicht bald besser Wetter schafft, so müssen die Stiefel des großen Königs seine Härte und Kälte wieder gut machen.

An den Bremer —?

An den Bremer Poeten, der mir ein geharnischtes Gedicht an das Bremer Ministerium gesandt, meine wiederholte Erklärung, daß ich Anonymität bei solchen Angriffen wie Meuchelmord hasse, und daß, wer nicht Muth hat, unter seinem Namen in den Reihen wider oder für mich zu fechten, weder mein ebenbürtiger Feind noch Kampfgenoß ist.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Siebenter Jahrgang.

№ 52. Donnerstag, 26. December. 1844.

Schlußrede.

Durchlauchtigste, Hochgebietende, Edle und Edelsmögende, getreue Leser!

Thronreden, selbst mit den wärmsten Versicherungen begleitet, sind total außer Cours, wir wollen daher uns dieser verrufenen Münze auch nicht bedienen, vielmehr unsere getreuen Abonnenten, mit herzlichem Neujahrwunsch bei der ersten Nummer des künftigen Jahres ein Inhaltsverzeichniß verehren, wogegen wir um eine Empfehlung unserer Blätter bitten, von denen wir in Bezug auf das verflossene Jahr sagen dürfen, daß jeder Buchstabe im Dienste des Rechtes, der Wahrheit und der Humanität als Schildwache dasteht.

Theodor von Kobbe.

Meister Schwilgué und sein Werk.

Von

Philipp Stieffel.

(Schluß.)

Ist auch diese Aufgabe, ein Planetarium, wie man es heißt, darzustellen, schon oft gelöst worden, so giebt es doch gewiß wenige, in welchen, ebenso genau und anschaulich, als

schön in der Ausführung die Bewegung und gegenseitige [illegible] der Planeten und des Mondes dargestellt wird, wie hier.

Neben diesem Bilde des Himmelszeltes schwebt in der zweiten Abtheilung darüber noch einmal der Mond in der Größe, die er für uns am Himmel hat, um in einer Umdrehung von 29 Tagen 12½ Stunden die Veränderung seiner Lichtgestalten zu zeigen, denn beim Vollmonde ist nur seine vergoldete Hälfte, beim Neumond seine dunkele, bei dem ersten Viertel der Halbmond rechts, beim letzten Viertel der Halbmond links sichtbar.

Ueber dem Mond sind in Wand-Nischen die beweglichen Figuren der Lebensalter, in deren Mitte ein Todtengerippe die Stunden anschlägt, und über diesen die in der zwölften Stunde um Christus mit der Siegesfahne herumgehenden zwölf Apostel angebracht. Da ihre Bewegung in der Nacht überflüssig erscheint, so hat die Uhr die Einrichtung, dieselbe dann nicht zu veranlassen.

Ein Meisterstück der Bildschnitzerei krönt diesen mittleren Bau noch hoch hinauf. In dem Thürmchen linker Hand, auf dem der künstliche Hahn steht, bewegen sich die Gewichte, welche die sechs verschiedenen Räderwerke in ihrer Bewegung zu unterhalten nöthig sind. Das Centralwerk wird nur alle acht Tage einmal aufgezogen. Rechter Hand erhebt sich eine zierliche Wendeltreppe, auf der man in das Innere des Werkes gelangt.

In die Ferne der Zeiten hinaus wird dieses Werk den Ruhm seines Meisters Joh. Baptist Schwilgué von Straßburg verkünden, der während zehn Jahren die Theile und Bewegungen eines solchen Werkes selbst berechnet und nachdem er am 7. Septbr. 1836 den Auftrag zu dessen Verfertigung von dem Municipalrath der Stadt erhalten hatte, am 24. Juni 1838 den Bau desselben anfangen konnte. Schon nach Ablauf von vier Jahren wurde es am 2. October 1842 zum ersten Mal in Gang gesetzt und in der Nacht des 31. Decembers desselben Jahres feierlich eingeweiht, in der Mitternachtsstunde, wo der lauschenden Mei-

ſter Thränen entſtürzten, als mit dem Glockenſchlag des neuen Jahres zum erſten Mal alles in Bewegung kam und an ſeine Stelle rückte, wie er es dem Werke aufgegeben hatte. — Ein Moment, der 258 Jahrhundert hindurch ſich wiederholen müßte, bis auch der Uhrkreislauf vollendet wäre, den ſie anzugeben beſtimmt iſt.

In der Werkſtätte des Meiſters bewundert man die Maſchinen, welche zur genauen Herſtellung deſſelben zuerſt von ihm erfunden und ausgeführt wurden, und ſieht einen Schrank zur Aufbewahrung der genauen Beſchreibung und Pläne, der ſo eingerichtet iſt, daß man die letztern auf Walzen ſich abwickelnden leicht mit der erſteren vergleichen kann. Am meiſten aber freut man ſich der gemüthlichen Erſcheinung des gefälligen, einfachen alten Mannes, der ſo Großes geleiſtet hat, und der liebenswürdigen Aufmerkſamkeit der ebenſo ausgezeichneten Söhne gegen den Vater und jeden Fremden, auf den ſie ihre Liebe für denſelben unwillkührlich übertragen. Möge er noch lange Jahre die Achtung und Anerkennung genießen, welche fortwährend im Zunehmen iſt, wozu wir durch dieſe Mittheilung über ſein Werk dankbar für den Genuß, welchen er uns bereitete, beizutragen uns verpflichtet fühlten.

Sendſchreiben an Fräulein Beate,

als der Verfaſſerin der Phantaſie-Inquiſition Ueber das Verhältniß der Mittheilungen des Herrn Theodor von Kobbe zu den Werken eines gewiſſen Herrn von Münchhauſen*).

Mein Fräulein! Als ich nur den Titel Ihrer Schrift geleſen, mußte ich ſchon laut lachen. Sie vergleichen mich

*) Unter dem Titel: „die nagelneue Inquiſition, ein Attentat gegen den Bremer Senat," Oldenburg Schulzeſche Buchhandlung, hatte ich eine Broſchüre gegen das Bremer Miniſterium geſchrieben, das den Herrn Paſtor Nagel, wegen anonymer, vortrefflicher naturwiſſenſchaftlicher Aufſätze, aus ſeiner Mitte geſtoßen hatte.

der ich über das Attentat der Bremer Paſtoren geſchrieben habe, mit dem Herrn von Münchhauſen und das in der That mit vollem Rechte. Als Münchhauſen erſcheint, wer einem Andern Unglaubliches berichtet. — Wer nun über die Paſtoren-Umtriebe in Bremen ſchreibt, muß ſich im Auslande ſchon gefallen laſſen, wenn man ſeinen wortgetreuſten Bericht für eine Münchhauſeniade erklärt.

Also mit Münchhauſen haben Sie Recht. Ehe ich aber Sie als Verfaſſerin ausgekundſchaftet und nur einmal Ihr Werk geleſen, entſchloß ich mich, nicht auf den anonymen Angriff zu antworten. »Dann,« dachte ich, »Kobbe-Münchhauſen nennen ſie dich ſchon mit Recht, ſichſt du nun gar noch mit Windmühlen, ſo taufirt man dich am Ende: »Kobbe-Münchhauſen-Don Quixote.«

Wie ich mein Fräulein! zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß Sie ſeminini generis ſind, iſt ſchwer zu ſagen. Es liegen viele Gründe vor, die die in time conviction gebildet haben. Schon Ihre ganze Schreibart, welche nicht die bei männlichen Autoren herrſchenden Grundſätze befolgt, ſpricht dafür. Dann Ihre Furcht S. 5, daß der Gewürzladen Ihres Herrn Bruders an Abſatz leiden wird, die ſich in den Worten ausſpricht:

> Ref. iſt nur ein ſchlichter Kaufmann, der aber befürchtet, daß, wenn ſeine auswärtigen Geſchäftsfreunde von der neuerlichen Inquiſition, von Attentaten, Hexenſcheiterhaufen u. ſ. w. in Bremen hören, ſie dieſe fürchterliche Stadt fliehen und mit ihren Anzeigen umgehen mögen.

Dann noch Ihre Liebe für Mallet, welche offenbar ſich als eine ſolche manifeſtirt, wie ſie in dem Herzen einer Dame, nicht in dem eines Mannes lodert. Sie erkennen es als eine der größten Wohlthaten, die Ihnen Gott erzeigt hat, an, daß Sie ſchon ſeit 23 Jahren regelmäßig die Predigten des Herrn Paſtor Mallet haben hören können, und noch in der Ewigkeit werden Sie Sich deſſen freuen. Das Letztere bezweifle ich, da nach ſichern Nachrichten die Mallet'ſchen Schriften, zur Vermeidung von Aergerniß und Zwieſpalt, ſchon ſeit Mai 1844 im Himmel verboten ſind.

Zuletzt zeigt sich Ihre altjüngferliche, in Saat geschossene Natur, in Ihrem Verspotten meiner Kränklichkeit. Lehrte Mallet Sie in den 23 Jahren solche Liebloſigkeit, die Sie zu dem logiſchen Schluß führt:

Wie es uns ſcheint, iſt der Patient fieberkrank und raſet und bittet deshalb auch um eine nachſichtige Beurtheilung ſeiner Schreibart.

Dieſe Bitte haben Sie nicht geſtellt, mein Fräulein! und hatten es doch ſo nöthig. Sie ſcheinen zu impertinent geſund um beſcheiden zu ſein. Wir ſind beide unverheirathet, mein Fräulein! Jean Paul erzählt irgendwo von einer alten Jungfer, die in der Nacht des ſiebenzigſten Geburtstages das Geſchrei aller Kinder hört, die ſie hätte kriegen können. So etwas glaube ich ſogar als Junggeſell vernommen zu haben. Aber wenn wir auch beide unſere höchſte bürgerliche Beſtimmung, als Familienvater und Familienmutter zu wirken, verfehlt haben, ſo bleibt für die Menſchenliebe noch uns Beiden genug über, um uns vor Herzensverknöcherung zu bewahren. Eine fromme, chriſtliche, lebensfrohe alte Jungfer iſt eine Himmelserſcheinung auf Erden. Ein ewig ſtiller Vorwurf, eine ewige Sündenvergebung für vermögende Hageſtolze. — Ebenſo finde ich ſchon mein Lebensglück als alter Junggeſell. Wenige Muſeſtunden, die ich mit meinen Freunden verlebe — ausgenommen, iſt mein Leben meinem Dienſt, meinen Arbeiten und armen unglücklichen Mitmenſchen geweiht, die ſich nebſt den entlaſſenen Sträflingen, aus meiner Wohnung von Morgen bis zum Abend ihren Rath, ihren Troſt holen.

Ich führe dieſe Worte nur an, mein Fräulein! weil Sie meine chriſtliche Liebe verdächtigen. — Nur dann und wann, wenn ich höre, daß der böſe Feind der Lüge und Intoleranz zu groſſe Verwüſtungen anrichtet, dann ziehe ich aus meinem friedlichen Aſyl, und kämpfe mit meinem guten Schwerte gegen ihn. Deshalb zog ich dieſen Sommer auch nach Holſtein, um den lügneriſchen Graba zu züchtigen, deshalb haben die Bremer Paſtoren ihre wohlverdienten Streiche empfangen.

Bessern Sie Sich mein Fräulein, die Katholiken sind uns wirklich im Punkt der alten religiösen Jungfer voraus. Jene werden barmherzige, die Protestantinnen unbarmherzige Schwestern.

Theodor von Kobbe.

Sonst und Jetzt.

Sonst hieß es, und das klang mir toll
Wol, jeder Zoll ein König.
Verändert man den Satz ein wenig,
Heißt jeder König einen Zoll.

Für des Jahres letzte Stunden.

Ein Epilog

von

Emile d'Estrées.

Neujahr ist nah! ich weiß sehr gut, daß es für Viele nichts als ein Ballfest, ein Courtag, ein Visitentag ist. Wie voll ist Alles in Hoffnung und Jubel!

Und doch giebts in der Welt so viel Noth, die keine Panacee lindern kann; so viele Thränen, blutige Thränen des Herzens, die kein Gott, die nur ein geliebter Mensch, entweder sanfter fließen macht, oder trocknen kann; so viel Heroismus, aufgedeckter Heroismus, der keine Luft hat; so viel Verzweiflung, daß die Musik der Sphären darüber verstummt; so viele gebrochene Menschen, daß ihre Zahl Legion ist.

Und das Leben fließt über Alle so leicht beweglich hin! Die Eisblumen des Fensters glitzern so prickelnd; der Wind spielt mit dem Schnee und tändelt mit den Flocken wie im Sommer mit Blättern und Blüthenstaub; der Abendstern sieht mit einem Antlitz auf die Erde herunter, als säßen nicht an tausend Kaminen einsam weinende Mädchen, vom Argwohn der Liebe gequälte Jünglinge, vom Trennungs-

ſchmerz kranke Weiber, dumpf hinbrütende Männer! O, wie ſchlimm muß es ſein, ein Gott ſein; allen Schmerz ſehen, und nicht Allen Balſam bringen können!

Aber ich glaube an eine Elite der Menſchheit! Dazu rechne ich nicht die, welche niemals wegen illoyaler Geſinnung von Obrigkeitswegen beſtraft ſind; nicht die, welche niemals einen falſchen Eid ſchwuren; nicht die, welche ihre Ehefrau zeitig in die Wittwen- und Sterbe-Caſſe kauften; nicht die, welche niemals vom Nachtwächter, ſtatt von ihrem Bedienten, nach Hauſe gebracht, nicht die, welche von Wohlthätigkeits-, Mäßigkeits- und Enthaltſamkeits-Vereinen Mitglieder ſind — ſondern ich rechne diejenigen dazu, denen das Leben etwas anderes, als eine große Speiſe-Anſtalt iſt; diejenigen, denen die Aufgabe des Lebens mehr iſt, als ein Rechnen-Exempel; denen die Ehe billiger iſt, als ein Inſtitut zur Kinderzucht, diejenigen rechne ich dazu, die ſo groß ſind, die Erfüllung der Pflicht noch nicht für Tugend zu halten, und die in der Tugend ſo groß ſind, daß ſie dazu nicht des Steckens und der Krücke des Islam, oder des Jehova-Cultus oder des Stoicismus, oder irgend einer Philoſophie bedürfen; die ſo groß ſind, den Inbegriff aller der Intereſſe, der Beziehungen, der Verhältniſſe, der großen und kleinen Jämmerlichkeiten, die wir „die Welt“ nennen, aufs tiefſte zu verachten, und doch nicht zu ſagen „mieux partie!“ ich rechne dazu alle diejenigen, denen ein geliebter Menſch mehr gilt, als ein ganzer Himmel von Welten!

Dieſe Elite der Menſchen hat Mitglieder aller Orte und unter allen Verhältniſſen. Es kann dazu gehören, wer heute ſeinen ſiebenten Jungen hat geboren werden ſehen, ſo gut wie der, welcher geſtern einen gränzenlos dummen Streich machte; es kann dazu gehören ſowohl die, welche geſtern ihr erſtes Kind, wie die, welche noch gar keins geboren hat; ſelbſt unfreiwillige Junggeſellen giebts darunter — mit einem Wort, es iſt eine unbegränzt freie Zunft für Jünglinge, Jungfrau, Weib und Mann.

Ich glaube, Alle, die dazu gehören, gehen mit einem neuen oder geſicherten Beſitzthum ins neue Jahr.

Im verflossenen Jahr hast du Sclave sein müssen Einem, der es nicht werth war; — aber bist du nicht frei geblieben oder gerade in Ketten?

Du hast nie, wenn du die Leuchtfeuer der Küste erblickst, gejubelt, als ständest du schon auf festem Boden; — bist du nicht ruhiger geworden?

Du hast nie mehr dem schmeichelnden Lächeln deines Feindes geglaubt, — bist du nicht fester geworden?

Du hast entbehret; — aber hast du nicht gelernt mit Freuden entbehren?

Du hast gestrebt; doch eine Resultat; — aber ist dein Muth nicht feuriger geworden?

Du hast dein Ziel noch nicht erreicht; — aber ist es dir nicht klarer geworden, daß du doch nicht leben könntest, wenn du es nicht verfolgtest?

Du hast gekämpft, geopfert, erduldet; — aber — [illegible] mir — sind die Bande der Liebe dadurch nicht noch fester angezogen?

Und wenn du im verflossenen Jahr das gewonnen hast, was ich eben als höchste Güter preise, wenn du nur eins davon gewonnen hast und besitzest — so bist du reich, stark, groß, und gehst festen Schrittes in's neue Jahr!

Aber, wenn du auch nicht eins jener Güter im verflossenen Jahr gewonnen zu haben glauben solltest — sei still, weine nicht, verzage nicht; komm — geh' hin und wirf dich in die Arme, oder an die Brust, oder zu den Füßen des einzigen Menschen, den du lieb hast, und laß die Augen oder deinen Händedruck ihm sagen: »Behalt mich lieb!« Wenn du dann dich von ihm losreißest, so gehst du muthig in's neue Jahr!

Emile d'Ostrees.

Oldenburg.

Redacteur. Druck und Verlag:

Theodor von Kobbe. Schulzische Buchhandlung.

Yy 109

Marburg

4. 1077

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Achter Jahrgang.

№ 1. Donnerstag, 2. Januar. 1845.

Warum ich nicht wieder den Bremer Freimarkt besuche.

(Eine Anmerkung nacherzählt.)

Wenn ich an den Bremer Freimarkt denke, muß ich unwillkührlich gähnen, nicht als ob ich mich dort so sehr gelangweilt hätte, sondern weil ich daselbst, vor etwa zwanzig Jahren, meine Ruhe verloren habe. Diese ist mir nun dort weder durch zwei schöne Augen noch durch unverdauliche Neunaugen gestört, sondern einfach durch Schlafmangel, — durch pure Unmöglichkeit zu schlafen.

Ich logirte damals im alten Museum, bei Ukermann, [illegible] Gastwirthe, dessen brave, aber [illegible] und bebrillte Frau man für seine Mutter, ihn aber für den nobel[illegible] Gäste zu halten versucht wurde, namentlich, wenn [illegible] er gerne that, zum Dessert bei Tafel einige Akroben aus englischen Tragödien declamirte. — Man hatte mich aber in der Freimarktzeit nicht in das zimmerarme Gasthaus aufnehmen können, das die von Gott mit Kindern gesegnete altadeliche Familie von der Decken aus Osterholz nebst Umgegend, allein füllte; ich wurde daher appanagirter Gast, d. h., in ein anderes Haus gewiesen, das Ukermann für die Gäste gemiethet hatte, welche das Museum nicht beherbergen konnte. Dies war in der jetzigen

Preußische Staatsbibliothek

Stadt Homburg, bei einem Conditor, der -Prinz- hieß, deſſen Frau auch viel älter war als er — und die der Gatte, wie ich glaube, deshalb bei lebendigem Leibe verlaſſen hat. Ich ließ meine Sachen nun dorthin bringen, und ging aus, um die Freuden des Heimarkts zu genießen.

Diese waren bei mir nun eigenthümlicher Art. Ich ging nämlich auf die Menſchenjagd, vor allen Dingen ſuchte ich in den Fremdenliſten nach Adjutoren, Aerzten und Candidaten der Gottesgelahrheit. Hatte ich doch ſelbſt noch nicht lange den Hauptvortheil des Barbiers, Chirurgus zu werden, überwunden. — Und war mein Herz doch noch ſo trunken von ſeliger Erinnerung, daß ich einem ſeminariſchen Cravattenburſchen hätte um den Hals fallen können. Allein ich hatte Maßnur, ich traf nur einen langweiligen Hannoverſchen Amtsactuar, von jener Sorte woraus damals die Hannoverſchen Oberamtmänner mit der Zeit ausgebrütet wurden, jene Menſchenracze, die durch Stolz, Arbeitsunfähigkeit und Langweiligkeit eine Kaſte bildete, die bei dem gläubigſten Menſchen eine Angſt gegen die perſönliche Fortdauer der Seele erregte. Dies Geſchlecht iſt aber wol bald ausgeſtorben, die neue Art der Dreßen kenne ich nicht. Jedenfalls darf das Beamten-Blut nicht wie ehemals, unter dem jetzigen König ſtagniren. Mein Cortun war noch im Warten. — Er hatte mich endlich von ihm los gemacht, nachdem er mir mit großer Beſtimmtheit alle die Häuſer genannt hatte, in denen er in Hannover eingeführt ſei. Die Adreſſen dieſer Nonos haben mich natürlich nicht ein?? aber von denen zweien Nonos haben mich ihrer zwei zum Thee, und einer gar zum Mittageſſen, jedoch nur en famille gebeten. Auch bin ich bei Madame Philipp, der Schweſter des Baron Eichthal in München (vulgo Seligmann), zum Ball geweſen. Den Abend ſollte ich mit einigen durchreiſenden Offizieren in Thiel Schenke kneipen, aber ich entſchuldigte mich mit Dienſtgeſchäften. Schöne Geſchichte wäre das geweſen, wir ſaßen auf № 11, und № 12 bewohnte der Vicevicepräſidentgerichtspräſident aus Celle.

Als ich allein war, hatte ich eine große Mühigkeit,

die mich immer packt, wenn ich recht viel dummes Zeug gehört habe. Ich ergab mich daher zur Aufmunterung den Marktfreuden, sah wilde Thiere und Menschen, unter denen eine Pudarbornerin, welche als Hottentottin ein rohes Huhn verzehrte, — die kluge Holländerin, welche alle vergangene, gegenwärtige und künftige Gedanken errieth, und forderte sie auf, mir die Nummer zu sagen, auf welche nach ihrer moralischen Ueberzeugung, das in der letzten Ziehung annoch befindliche große Loos fallen würde.

Die Seherin hatte sich lange geweigert, in diesem kitzlichen Punkte zu entscheiden. — Aber meine Groten, vielleicht auch die der drei anderen fremden Herrn, welche mit mir der Vorstellung beiwohnten, bestimmten sie endlich, den Dreifuß zu besteigen. Nach kurzm Sinnen rief sie:

„395“

Die Schallwellen hatten kaum mein Ohr erreicht, als ich die Bude verließ. — In meinen Mantel gehüllt, weder rechts noch links schauend, eilte ich zu meinem alten Freunde und hohen Mitstrebenden, dem Lotteriecollecteur Meyer, indem ich bei mir das zu gewinnende Geld vertheilte, wie die Studenten die Welttheile an ihre Landsmannschaften*). Aber wie war ich erstaunt, als ich beim Eintritt in den Tempel der Fortuna, alle drei Mithospitanten bei der schönen Holländerin schon vorfand, welche sofort erklärten, sie gehörten alle zusammen mit zur Nummer 395, ihnen gebühre der vierte Theil.

Ich habe viel Socialismus in mir, und alle armen Leute sind fortwährend Miterben meines täglichen Erbtheils. — Aber, so mir nichts dir nichts, fünfzehntausend Thaler wegzugeben, das war zu hart. Was aber zu thun, wir waren alle gleich berechtigt. — Schon keimte, als wir in das Comptoir traten, in mir der malitiöse Wunsch auf, daß № 395 schon verheirathet, oder besser gesagt, an den Mann gebracht

*) In Heidelberg gehörte zu meiner Zeit, Amerika der Nassauischen, Asien der Schwäbischen Landsmannschaft, Afrika den Rheinern und Australien den Schweizern, die damals durch einen einzigen im Examen durchgefallenen Mediziner repräsentirt wurden.

ſei. Das war aber nicht der Fall. Es prangte in vier Vierteln vor uns. Ein Jeder erhielt ſeine Quart. Wir wünſchten uns unbekannter Weiſe gegenſeitig Glück und ſchieden ſodann.

Die Geſellſchaft im Lindenhofe war zahlreich. Ich machte an dem Abend die Bekanntſchaft einiger Bremer, die ich zu den liebſten und den dauerndſten meines Lebens rechne. Die freien Städte haben unter ihrer Bevölkerung Menſchen mit Fehlern behaftet, die man in monarchiſchen Staaten wenig, oder doch in ſehr verkleinertem Maßſtabe, kennt; aber ſie zeigen auch freiſinnige und edle Gemüther, welche in den monarchiſchen Staaten nur als große Seltenheiten, ich möchte ſagen, wenn mich der Doppelſinn nicht genirte, als Kabinettſtücke anzutreffen ſind.

Mein guter jugendlicher Appetit hatte mich in den Stand geſetzt, die Speiſe-Karte voll Delicateſſen einmal hinunter zu eſſen, dem Weine war fleißig zugeſprochen, die Muſik hatte zum vierten Male geſammelt, und war verſtummt. Es war Zeit zum Aufbruch. —

Als ich in dem Conditorhaus anlangte, empfingen mich zwei Dienſtmädchen, eins von übermenſchlicher Länge, das andere von der Taille einer Liliputanerin, jedes mit einem Lichte in der Hand, die mich noch dadurch immer mehr zum Lachen reizten, weil ſie beide männliche Bücklinge machten. Sie waren übrigens von entſchiedener Höflichkeit und wären vielleicht nicht einmal ohne Mühe in Vandiemensland unterzubringen geweſen.

Sie leuchteten bis an das Zimmer, dann reichte mir jede ihr Licht von Außen durch die geöffnete Thür, worauf Beide verſchwanden.

Ich hatte meinen Lotteriegeiger kaum überwunden, und war höchſtens wenige Minuten in Morpheus Reich, als beide Dienſtmädchen abermals weinend in mein Zimmer, und zwar mit dem Ausruf ſtürzten:

„Ach Gott, ach Gott! Sie mahkt uns unglücklich.“

Um mich von meinem Wachſein zu überzeugen, ließ ich

dieſen kurzen Jammerruf repetiren, dem ſich endlich der Refrain anſchloß:

»Se licht in dat verkehrte Bett! Se möht ehne Etage höher.«

Man hatte mir alſo das verkehrte Zimmer gezeigt. — Als ich die unglaublich tragikomiſchen Geſichtsverzerrungen der beiden zerknirſchten Sünderinnen ſah, vergab ich auf der Stelle.

»Seht nur,« rief ich ihnen zu, »ich folge Euch ſogleich. Ihr könnt aber Gott danken, daß Euch dies mit einem Menſchen paſſirt, dem ſo etwas Spaß macht. Das iſt nicht Jedermanns Sache.« — Mich aber tröſtete ich nebenbei mit dem mir immer klarer werdenden Gedanken, daß ich in jeder Beziehung zu höhern Dingen aufgehoben ſei.

Nach einer Viertelſtunde lag ich, eine Treppe höher in einem Zimmer und einem Bette, alles dem verlaſſenen ähnlich, beides aber, auch leider das Bett, in verkleinertem Maaßſtabe. —

Das kleine Abenteuer beſchäftigte mich indeſſen noch recht lange. Endlich tändelte ein junger Traum mit dem Bewußtſein davon. Bald ging meine Thür aufs Neue. Wiederum die verwünſchten Dienſtmädchen, wiederum die vorige Anrede:

»Ach Gott! Ach Gott! Se mahkt uns unglücklich.«

Diesmal ſchienen die Figuren aber etwas verzerrt. Die größere ſah aus wie Rieſ' Goliaths Schweſter, die kleinere mindeſtens wie eine Couſine von König David, wenigſtens hatte ſie etwas harfenſpielerinmäßiges.

Ich weiß nicht woher es kam, allein ich gerieth in eine Berſerkerwuth. — Schon höflich gegen das ſchöne Geſchlecht wie ein Franzoſe, ja wie ein Amerikaner, ſchleuderte ich meine volle Waſſercaraffe auf die traveſtirten Eumeniden.

Allein ich traf nicht, die Figuren verſanken — und ich erwachte. — Die Waſſercaraffe lag zerſchellt da, das Waſſer ſuchte durch eine Spalte auf die zweite Etage hinab zu ſonnen, wo es meinem Nachfolger in dem zuerſt bewohnten Bett, auf die Naſe getröpfelt ſein ſoll — denn

die erſte Störung war kein Traum, ſondern herbe Wirklichkeit geweſen. — Beide brachten mich aber vereint um den Schlaf. (Der Schluß folgt.)

Reiterbild.

Auf den allerhöchſten Roſſen
Reitet doch der Tannenbaum;
Denn es iſt ſein Thier der Felſen
Mit dem weißen Quellenſchaum.

Und das Moos ſein weicher Sattel.
Seine Ferſen eingezwängt
Hat er in die ſtarken Muskeln,
Ueber denen Schlingkraut hängt.

Zwanglos, wie ein Circusmeiſter,
Ohne Zügel, feſt und kühn,
Freundlich nicken auf den Reiter
Sterne, die vorüberziehn.

W. Wicke.

Literatur.

So eben iſt das dritte Heft der vaterländiſchen Gedichte, von K. A. Mayer, 28 Seiten, Oldenburg bei Stalling, erſchienen. Herr Doctor Mayer iſt mehrjähriger Mitarbeiter an den Blättern und perſönlich mit dem Herausgeber befreundet. Dieſer hält es daher für paſſender eins der Gedichte für den Verfaſſer reden zu laſſen, als ſelbſt deſſen Lob zu ſpenden. Für das Ausland iſt das unnöthig, da der Herr Verfaſſer durch ſein vortreffliches Werk über Neapel, und manche anderen ausgezeichneten Leiſtungen in auswärtigen Zeitſchriften, ſich bereits einen guten Namen erworben hat.

Michel Orban *).

Um Stadt und Hafen webt die ſtille Nacht;
Das letzte Schifferlämpchen ſinkt in Dunkel.

*) Das erſte Dampfſchiff, das nach Oldenburg gekommen, um hier Gaſtrollen zu geben.

Nur oben und im Waſſerſchooß Gefunkel
Von Kerzen die der Engel Hand entfacht.

Die Schiffe drängen ſich im ſchmalen Raum
Wie dunkle Schwäne, Bruſt an Bruſt geborgen.
Was kümmert ſie der Sturm, der wehet morgen!
Sie ruh'n und wiegen leiſe ſich im Traum.

Und einer von den Schläfern hebt das Haupt,
Als wollt' er ſtolz die Andern von ſich weiſen.
Wißt, Michel Orban iſt der Schwan geheißen,
Der von der Maas nach Oldenburg geſchnaubt.

Und horch! es plätſchert in der Flut, und ſchau!
Es taucht ein Haupt empor und weiße Glieder.
Von Wolkenbergen ſieht der Mond hernieder,
Und küßt mit ſeinem Strahl die ſchöne Frau.

Die Fluß-Nymphe.

Seltſamer, kecker Fremdling, der ſo weit
Durch Meer und Flüſſe zu mir her geſchwommen,
Noch Keiner iſt wie Du heraufgekommen.
Sag an, was bringſt Du uns?

Michel Orban.

Die neue Zeit.

Die Nymphe.

Ihr ſpinnen ruhig unſer Leben hier:
Wird auch das Neue unſerm Sinn behagen?

Michel Orban.

Behaglich oder nicht, ihr müßt es tragen,
Und folgen unſerm flatternden Panier.

Du wandelſt ſtill durch Haideland und Moor,
Durch grüne Marſchen, wo die Roſſe jagen.
Was unterdeß ſich draußen zugetragen,
Schlägt ſeltſam wie ein Märchen an dein Ohr.

Aus tauſend Brunnen ſpringt das Leben da,
Und alle Hände rühren ſich geſchäftig.
Es dampft und ſtampfet die Maſchine kräftig,
Und ſchwere Wagen ziehen fern und nah.

Weh'n und Kommen auf den Flüſſen dort —
Ein ew'ger Markt aus allen Weltrevieren!
Die Dämpfer kaufen an mit Paſſagieren,
Die Schleppen keuchend ſchwere Laſten fort.

Und über Berg und Thal, von Land zu Land,
Mitten durch Felsen, durch die Luft auf Bogen,
Kommt, Zug an Zug, das wilde Heer geflogen,
Die starken Feuerrosse vorgespannt.

Das ist ein munt'res Treiben in der Welt,
Das ist ein Leben wie Champagner-Schäumen.
Gedenkt ihr hier zu warten und zu träumen,
Indeß sich Alles in die Schranken stellt?

Die Nymphe.

Nein, wackrer Orban; — doch verzeih; mir graust
Ein wenig vor dem rastlos wildem Schalten.
Kann Geist und Herz sich ruhig noch entfalten,
Wann sie das rohe Leben so umbraust?

Michel Orban.

Geduld, der Lärm wird hier so lästig nicht;
Indeß, auch anderswo soll Niemand zagen.
Aus trübem Stoff wird eine Flamme schlagen,
Des Geistes stille Flamme rein und licht.

Wie auch sich wandeln mag der Welt Gestalt,
Aus jedem Wechsel saugt der Geist sich Nahrung.
Der Wechsel selbst ist Geistes-Offenbarung.
Der Geist blüht ewig und wird nimmer alt.

Und die in Fesseln schlagen jetzt die Schrift,
Sie können doch das warme Wort nicht binden.
Es wird den Weg von Herz zu Herzen finden,
Und strahlen in die Hütten wird das Licht.

Wer hat die Völker noch zu hemmen Macht?
Wie Ströme siehst Du sie zusammen rauschen,
Wahrheit um Wahrheit, Geist um Geist zu tauschen. —
Und jetzo, Nymphe, habe gute Nacht!

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 12 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: **Theodor von Kobbe.**

Druck und Verlag: **Schultzesche Buchhandlung.**

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Achter Jahrgang.

№ 2. Donnerstag, 9. Januar. 1845.

Warum ich nicht wieder den Bremer Freimarkt besuche.

(Einem Freunde nachgesagt.)

(Schluß.)

Es kam kein Wink mehr in mein Auge. Ich stand daher, viel zu früh für den Tag geboren, auf, aussehend wie ein Postknecht, der in der Nacht von Harburg nach Hamburg auf einem Hannoverschen Heuwagen gereis't ist.

Schon des Morgens um halb achte, als man an den Markt nicht dachte, ging ich, selbst vom Schlaf unerquickt, durch die schäftigen Budenreihen. Nach und nach wurde das handeltreibende Publikum in seinen hölzernen Brettern sichtbar. Zwei schöne Braunschweiger Honigkuchen-Priesterinnen, welche bei Tage mit ihrem sirenenmäßigen:

„Was wäre Ihnen denn gefällig?“

die sonst nicht kuchensüchtige Männerwelt anlockten, stritten sich um ein Viergroschenstück, was nach der Behauptung der Kuchenprinzipalin vom Tische verschwunden sein sollte. Die Schweinskopfabbeißerin aus Paderborn saß beim Bajaz einer Gauklerbude und stopfte ihm die Strümpfe, während er selbst einen vierjährigen Knaben allerlei Verrenkungen des Körpers lehrte, die einen Affen beschämt haben würden. Ein Schnapswirth goß aus den verschiedenen gefüllten Ku-

ſten einen großen Generalnenner zuſammen, der die Inſchrift Krambambuli trug, und als Lockvogel zwiſchen die fetteſten Würſte geſtellt wurde, während ein Kappenmacher, in derſelben Abſicht womit manche brave Mutter ihre Töchter auf den Ball führt, ſeinen Mützen einen Platz anwies — nämlich um ſie an den Mann zu bringen. Nach und nach ertönten ſo eben erhandelte Kinder-Trommeln und Pfeifen. Die Harfenmſinnen, mit von Speckglanz triefendem Haar, eilten in die ihnen befreundeten Boutiquen, zwei Polizeidiener ſchritten ſchweigend aber mit Gravität durch die Reihen, friſcher Waffelgeruch reizte den Appetit, die Drehorgel ließ ihre

„Zerbrecht mir nur die Flaſche nicht
Mein König trank daraus“

ertönen, der Markt hatte begonnen. —

Wie ich jetzt den Tag verlebte gehört nicht hierher, da ich nur von ſchlafloſen Nächten referiren will. Ich aß Auſtern, beſuchte den Rathskeller und ſah die Reiter, und viel weiter bringt es kein Staubgeſchaffener im Freimarkt.

Die Bremer Hotels ſind zwar recht theuer, indeſſen ziehe ich den Lindenhof allen vor, weil er gute Sachen und namentlich einen vorzüglichen Wein liefert, und vornämlich die Familie des Wirths jederzeit mit Freundlichkeit und Unbefangenheit, die nicht in die Affectation von Penſionsmüttern oder in die Neugierde eines Aberſchreibers ausartet, die man ſonſt an ſo manchen Orten findet, — ihre Gäſte zu behandeln weiß. — Ich hatte meinen braven Ubermann ganz vergeſſen, dem ich freilich auch für die angewieſene Wohnung nicht großen Dank ſchuldig war.

Gegen Mitternacht verließ ich ſchlaftrunken die Wohnung. — Als ich an die meinige kam fand ich ſie verſchloſſen. Wohlerzogen wie ich bin, rüttelte ich am Griff, und erſt als dieſer mir kein Gehör verſchaffte, ging ich zum Hammer über. Allein Alles vergeblich. — Da wagte ich es, einen Stein aus dem friedlichen Pflaſter der guten Stadt Bremen zu reißen, den ich jetzt wenigſtens mit dem Zorn, wenn auch nicht mit der Kraft eines Diomedes an

die Thür ſchleuderte, dann aber daran wie einen Trommelſtock ſpielen ließ. — Umſonſt — der Lärm den ich vernahm war in der That ein ſehr arger, und ich begreife nicht, daß die ganze Nachbarſchaft nicht auf die Beine gekommen iſt. — Nur die Acciſe, zwei Männer von Gewicht zeigten ſich. — »Meine Herren!« rief ich aus, »Sie halten mich wahrſcheinlich für einen tollen Ochſen, ich muß dies glauben weil ſie Männer vom Fach ſind und der Spektakel eines Menſchen hier Niemanden aus der bierernen Ruhe zu rütteln vermag.«

»Schon gut, lieber Herr!« verſetzte ein ſehr gutmüthiges Geſicht, während der andere ſich den Bauch ſchüttelte und lachend ausrief. — »Dat is ziehperbe, in düſſen Frehmaakt all dat dritte Mal.« — »Kehren Sie nur dreiſt wieder um, was ich Ihnen ſage. — Der Conditor und ſeine Frau und die Mädchens ſchlafen hinten. Vor einer halben Stunde iſt auch der Herr aus dem erſten Stock weggefahren, vorne iſt der Laden, alles Ballern iſt umſonſt. Das haben wir ſchon manche Nacht hier erlebt.« — Ich hätte lieber meinen Schatten verloren als dieſe Nachricht vernommen. Leider ſtand ich ſo lange unſchlüſſig da, bis endlich auch die Gaſſenthüre der Acciſe ſich ſchloß, wo ich vielleicht gegen einen Leibzoll einen Platz hinter dem Ofen gefunden hätte. —

Bald aber mußte ich doch über mein Abenteuer lachen, Ich ſah ſchon ein, daß der Olymp dies, wie ſo tauſend andere Dinge über mich verhängt habe, um das unauslöſchliche Göttergelächter welches nur noch eben wie ein Funke in der Aſche glimmt, anzublaſen. — Damals ließ ich mir auch noch ſo etwas gefallen, wenn mir aber jetzt noch oft ſolche Ungereimtheiten, die keinem andern paſſiren, auf den Pelz geſchickt werden, ſo muß ich doch aus körperlichen Rückſichten dagegen deprecciren.

Anſtatt zum alten Muſeum zu gehen, den braven Ukermann aus den Federn zu jagen, und ſeine Stelle einzunehmen, ſetzte ich dort beſcheiden den Drücker und ließ ihn fallen da die Thüre verſchloſſen war. Ich nahm mir vor die

Nacht zu einem Spazziergange zu benutzen, und bis gegen Morgen zu dichten. — Das ging auch einige Stunden recht gut denn die Nacht war nicht kalt, zum Theil mondhell und der Bremer Wall ist wunderschön. —

Meine Verse fielen dagegen recht schlecht aus. Jedoch entsinne ich mich noch eines Refrains den ich übrigens für mich componirte und mit meiner Rabenstimme der befreundeten Nacht vertraute.

Und nichts mehr hat mich verdrossen
Nichts betrübt mehr meinen Sinn,
Als daß ich heut ausgeschlossen
Von zwei dummen Mädchen bin.

Ich habe diese Zeilen spätershin oft vor mir hin gebrummt, wenn ich sah daß junge Damen meine Unterhaltung vermieden, und nachher mir sagten ich sei moquant, ohne Gefühl, ja eine gewisse Sorte sprach mir sogar das Christenthum ab, während sich alle in einer Unterhaltung mit ihren Tänzern und Hausfreunden gefielen, die mich immer an meines erhabenen verstorbenen Bruders Satz erinnert. Distinguendum, einige Menschen sind unsterblich, einige nicht.

Verachtet die Humoristen nicht, Ihr Frauen! kein Dichter steht ihnen an Verehrung gegen Euch nach, keiner ist ein gröserer Feind jedes unlautern Wortes, das Eurer Vergöttlichung auf Erden entgegen ist, keiner wacht lieber mit Euch an der Wiege des kranken Kindes, keiner kann Euch, wenn es Euch durch den Tod entrissen wird, besser die Garantie des Wiedersehens geben, als der Humorist der schon von Jugend auf im Himmel lebt und Bescheid weiß wie es dort aussieht.

Es schlug ein Viertel auf drei, als ich das Stadtleben satt hatte, und man von mir sagen konnte: „Er geht aufs Land.“ Ich passirte das Heerdenthor, wenn ich nicht irre, und zog mich in die Gegend von Stephani hin. Die Wächter und Policeidiener welche mir begegneten schienen policeilichen Tact genug zu besitzen in meiner Nachtschwärmerei wider Willen nichts Unpolizeiliches zu sehen. — Dagegen vertrat ich ihre Stelle. Ich

hatte nämlich in der Ferne ein Individuum beobachtet, das jetzt auf ein allein stehendes Haus losſteuerte, dann aber gesenkten Hauptes zurückkehrte. — Als der Mann mich erblickte, der ich mir noch mit meiner Composition einen musikalischen Genuß bereitete, ging er auf mich zu, indem er mich in einem fremden plattdeutschen Accent mit den Worten anredete.

„Wenn der Herr singt so ist er ja wol nicht böse. Nein der Herr ist gut. Sie fürchte ich nicht, wohl aber die Nachtwächter und Policeidiener.“

„Das ist eine schöne Rekommandation bei Nachtzeit.“

„Herr, ich bin kein Spitzbube!“ —

„Die Versicherung ist nicht überflüssig. — Was suchst Du denn in jenem Hause bei Nachtzeit?“

„Ich darf nicht hinein.“

„Warum nicht?“

„Weil es offen ist.“

Der Fall war allerdings pikant und von dem meinigen sehr verschieden.

„Warum nicht?“

„Herr! meine Braut wohnt darin mit der ich schon zwei Kinder gezeugt.“ —

„Und du darfst nicht zu ihr, wenn die Thüre offen ist.“ —

„Herr! ich bin ein Heimathloser. Ich habe meine Rechte im Preußischen verloren, ohne anderswo welche wieder zu gewinnen. Nirgends will man mich aufnehmen, hier wie in Oldenburg, woselbst meine Braut früher lebte bin ich leider Gottes! des Landes verwiesen, und darf meine Geliebte nur bei Nachtzeit besuchen. Ach!“ setzte er mit innerer Rührung hinzu, „Se is so gobd, obgliek Se scheef is und rothe Haar hätt.“ —

„Aber was bedeutet die offene Thür?“

„Meine Braut ist bei ihrer alten Tante, welche nichts von unsrer Verbindung wissen will; die aber die meisten Nächte als Krankenwärterin in der Stadt verweilt. Nun soll die offene Thür, wie mir meine Anna geschrieben, ein

Zeichen sein, daß die Tante zu Hause ist. Aber was ist das? da wird sie wenn ich nicht irre, geholt. — O Gott sei Dank."

Und wirklich nahte eine Person mit einer Laterne dem Häuschen, das bald geöffnet wurde. Dann traten zwei Frauen aus dem Hause und wanderten nach der Stadt zu. Der deutsche heimathlose Bruder ließ sie an sich vorübergehen, dann aber flüsterte er mir mit Entzücken zu, „das ist die Altsche," und blitzschnell eilte er zu dem Häuschen seiner Sehnsucht.

Die Worte des Vagabonden hatten für mich die überzeugende Kraft der Wahrheit; ich war aber doch Staatsbürger genug, meinen Weg nach dem Häuschen zu nehmen, um mich zu überzeugen, daß ich keinen Einbruch, oder gar einen Mord protegire. — Es brannte ein Licht in der Stube, ich hörte meinen Begleiter nach den Kindern fragen. Eine etwas kreischende Stimme ertheilte eine befriedigende Antwort, schloß aber dann mit den Worten: „Kumm lütje Jan, ick mahk di ehnen Kaffee und heff ock Witbrod."

„Der Bremer Staat ist nicht in Gefahr," rief ich aus und trat meinen Rückweg an. Meine Unterhaltung war von nun an dem Nachtwächterthum geweiht. Doch ist sie um des lieben Friedens willen, nur sehr guten Freunden erzählbar. Sie betraf Bremens kirchliche Dinge, die freilich unter dem Nachtwächter sind. Als ich in meiner Wohnung angelangt war, versuchte ich vergebens das Versäumte nachzuholen. Mein Blut brannte fieberhaft, kein Wink kam in mein Auge. Ich beneidete den ewigen Juden um seine Gesundheit und Wachsamkeit.

Bei der Mittagstafel, wo ich mein Leiden klagte, that der Kellner, ein gewisser Jean Reusch, der irgendwo jetzt ein großer Gastgeber geworden ist, die dem Zeitalter Ludwigs des vierzehnten würdige Aeußerung:

„Hätte ich das gestern vorausgesehen, ich hätte Ihnen ein Bett aus Servietten bereitet."

Es war Abend geworden, und die Natur fing an ihre Rechte zu fordern. — Damals wurde in Bremen zum e

ſten Male der Oberon gegeben, den ſpäter zu ſehen ich nie Gelegenheit fand. Wie ich einmal einen Thaler in Bremen bezahlt habe, um Precioſa zu ſehen, mich aber zu lange im Geſpräch mit meinem Freund Meſter aufhielt, ſo daß ich nur Precioſens Worte:

Auf den Himmel muß man bauen
Denn der Himmel fügt das Ende!

vernahm, die mithin das Stück gerade ſechs Groſchen koſteten, ſo entſinne ich mich diesmal gar nur, daß, als der Vorhang aufging, eine Perſon in Wolken erſchien.

Als ich meine Augen etwas mehr öffnen wollte, um ſie näher zu betrachten, merkte ich, daß ich bereits einen Act verſchlafen hatte. Beſchämt ſtand ich auf, denn ich ſaß in der Loge einer angeſehenen Bremer Familie, wohin mich ein Freund geführt, und vermochte es nicht, mich wegen meiner Schlaftrunkenheit gehörig zu entſchuldigen. Als ich mich wieder auf dem Walle befand, ſuchte ich alle Schreckbilder welche mir ſonſt den Schlaf verſcheuchten, vor meine Seele zu rufen. — Nur ein neuer Lotterieplan den ich erſonnen, hielt mich noch wach. — Ich wollte deshalb mit Freund Meſter conferiren, ging nach deſſen nahegelegener Wohnung, vernahm aber zu meinem Verdruße, daß er im Theater ſei. Ein griechiſcher Schatten der noch kein Blut getrunken, ſchlich ich zum Markte. Hier beſtieg ich zum erſten wie zum letzten Male eine ruſſiſche Schaukel und zwar einen Reitſitz, koſakenmäßig legte ich mich zu meinem Glücke nach vorne über. — Der Jammer hatte ein Ende, mir war zu Muthe, als ob ich gen Himmel fuhr.

Aber ich wurde doch wieder auf die Erde beſchworen. Die Schaukel hielt. Ich vernahm einen heftigen Wortſtreit zwiſchen einem Manne und einer Frau.

„Ei, ſo halt doch das Maul!“ ſprach der erſte, „nun wache der am Ende noch auf.“

Die Himmelfahrt hatte mich doch ſehr geſtärkt. „Wie viel bin ich ſchuldig? fragte ich.

„Vier und vierzig Grote,“ war die Antwort, „Sie ſind zwei und zwanzig Male geritten.“

Lachend zahlte ich, und hielt mich dies Ereigniß, das ich meinen Freunden mittheilte, bis zur zehnten Stunde wach, wo eine gemeinschaftliche Extrapost uns heim führte. — Für aufmerksame Leser der vorigen Nummer die prosaische Nachricht, daß № 395 nur mit dem Einsatz herausgekommen ist.

Hors d'oeuvres.

Die politischen Zeitungen werden ersucht, doch bald einmal wieder über den Aufenthalt der Serbischen Voyageurs, Wutsitsch und Retroniewitsch zu berichten. Der Mangel an Nachricht von diesen großen Männern bildet eine unersetzliche Lücke in der Zeitungslecture.

An das Publikum.

Bis Ende Februar sollen Wünsche wegen Completirung der vorjährigen humoristischen Blätter nach Kräften berücksichtigt werden. Portofreie Anfragen erbittet sich jedoch

die Redaktion der humoristischen Blätter.

☞ Von diesem Blatte erscheint an jedem Donnerstag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis ist für das Jahr auf 1 ℛ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℛ 48 ß Cour. festgesetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Postämter des Herzogthums, so wie durch das wohllöbl. Postamt der freien Hansestadt Bremen bezogen, welche sich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligst unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Achter Jahrgang.

№ 3. Donnerstag, 16. Januar. 1845.

Erinnerungen an Amerika, vor reichlich vierzig Jahren *).

Im Jahre 1800 langte ich, nach einer Fahrt von 76 Tagen, in Baltimore an. Das war damals eine schnelle Reise, die man jetzt wol in der halben Zeit vollendet. — Baltimore hatte damals 26000 Einwohner, deren Zahl sich jetzt um mehr als das Vierfache verdoppelt hat. — Junge Leute wie ich, miethete sich in ein Boarding-House, wo man für sein Logis, Kaffee und Breakfast (Luncheon kannte man noch nicht) und Mittagessen, 5 Dollars die Woche zahlte. — Der Preis war mäßig zu nennen, desto theurer die öffentlichen Vergnügungen. Eine Partie Billard mit 4 Bällen, die nur bis 31 zählte, kostete 6, die gewöhnliche Carolinpartie 4 Groschen. Man hatte gutes Bier und Porter. Von Weinen wird da für gewöhnlich nur Madeira, sonst gin und water getrunken.

Wer in eine Gesellschaft kam wo Wein getrunken wurde und Theil nahm, mußte bis zum Schluß dort blei-

*) Unserm respektabeln Freunde nach und nach in der Reihe abgelauscht. Ihr Oldenburger kennt ihn ja
Den Keiner je vergißt
Deß Rückkehr wir erwarten,
Eh' er geschieden ist.

den. Ging er früher fort, was natürlich nur Neulinge thaten, so war er verbunden die ganze, bis zum hellen Morgen contrahirte, Zeche zu bezahlen. Man nannte das Clubb mitmachen. Die Wirthe, welche solche Gelegenheit nicht selten zum ärgsten Betrug mißbrauchten, sagten von ihrer Wirthschaft, daß sie Clubb hielten. Später soll in den Kaffeehäusern, um die Gäste nicht abzuschrecken, angeschlagen sein: „Hier wird kein Clubb gehalten.“

In dem Theater, welches die so schwer zu übersetzende herrliche Inschrift Shakspeare's trug:

Eye nature's walks, shout folly as it flies,
And catch the living manners as they rise.

wurde abwechselnd mit dem in Philadelphia, von einer sehr guten Truppe gespielt. Kotzebue's Stücke gefielen allgemein. Die englischen Schauspieler standen in so großer Achtung, daß Cooke, welcher dort von London aus gastirte, und sich am Abend bei der Punschbowle gewöhnlich einen Rausch zeugte, ungestraft sein Alt-England preisen und sich in Schmähreden über die Jenky's ergießen durfte. Einst wurde die Sommerjungfrau von Kotzebue aufgeführt, zu welcher sich mehrere, gerade in Philadelphia anwesende Indianer, welche übrigens alle europäische Kleidung trugen, begeben hatten. Die Leute schienen im Anfang entzückt, als aber ein anderer Stamm erschien, der die in der wirklichen Welt feindlichen Farben der Zuschauer trug, entstand ein so arger Tumelt, daß man in der That Mühe genug hatte, die Indianer zu begütigen und ihnen das Gaukelspiel zu erklären.

Ich bin nicht der Ansicht des Capitain Marryat, daß die Indianer, nach ihren Gesichtszügen zu urtheilen, von den Juden abstammen, wofür freilich das schwarze Haar sprechen könnte. — Einmal ließ sich der König der Osagen sehen, der mit seinem Minister für 100 Dollars öffentlich tanzte. Seine Majestät trug eine Perücke, auf die sie stolz zu sein schien. — Zuletzt erfuhr ich, daß einer der Vorfahren sie einem Englischen Officier im Kampfe abgenommen habe. — Die Minister tanzten namentlich ganz einwärts

und abscheulich. Sie schienen überhaupt wenig Sinn für die Kunst Terpsichorens zu haben, denn auf einem Kinderball, zu welchem sie am Abend eingeladen waren, zeigten sie sich gegen den zierlichen Tanz der Kleinen gleichgültig, wie gegen jede andere Erscheinung. Gleichwohl fehlte es ihnen nicht an spirituellen, ausweichenden Antworten. Die Indianer waren von mehreren Kindern begleitet. Der fromme Sinn mancher in dieser Beziehung wirkenden Vereine, veranlaßte mehrere Amerikaner zu der Bitte, ihnen ihre Kinder zur Erziehung zu übergeben. — Die Indianer baten um einen Tag Bedenkzeit, nach dessen Verlauf sie sich zur Herausgabe ihrer Kinder unter der Bedingung bereit erklärten, daß die Amerikaner ihnen von ihren Kindern eben so viel zur Erziehung übergäben.

Deutsche bildeten ungefähr den zehnten Theil der Bevölkerung Baltimore's. — Sie nannten sich selbst Deutsche — uns Deutschländer.

Eine eigene Art Volksjustiz bestand in den Theeren und Federn, welches insbesondere wider Leute der geringeren Klasse von ihres Gleichen gehandhabt wurde. Ich sah an einem Schneidergesellen, dessen politische Ansichten nicht mit denen des Präsidenten übereingestimmt hatten, und der im patriotischen Eifer so weit gegangen war, Schimpfworte über Letzteren auszusprechen, diese Lynch-Justiz vollziehen. Man hatte dem Beschuldigten das Hemd vom Leibe gerissen, den Obertheil des Körpers mit Theer bestrichen, und dann den Delinquenten befiedert. In diesem Zustande zog der amerikanische Papageno wider Willen, unter wildem Jubel der ihn begleitenden Menge, durch die Straßen. Vor jedem Wirthshause wurde gehalten und der Unglückliche, so lange er es vermochte, gezwungen, ein Glas Grog auf das Wohl des von ihm beleidigten Präsidenten zu trinken.

Der kriegerische Sinn der Amerikaner war damals noch nicht erloschen, aber von einer seltenen Renomisterei begleitet. Als im Jahre 1812 der General Roß eine unglückliche Landung in Amerika versuchte, und dabei sein Leben verlor, wollte jeder Amerikaner, welcher dem Treffen beige-

wohnt, den General Roß getödtet haben. Die Dienstzeit war von 18 bis 45 Jahren. Jeder trug eine Uniform wie sie ihm anstand, manchmal eine sehr phantastische, z. B. Hüte mit fliegenden Bändern — oft auch gar keine.

Die Friedensrichter und Constabler legitimirten sich als Executoren der Policei, durch einen Stab, den sie in der Tasche trugen. Der Gouverneur hatte nicht allein das Recht der Begnadigung, sondern auch das einer Art Abolition, einer vorläufigen Feststellung der Untersuchung die man nolli prosequi nannte. — Ein großes Aufsehen machte es zu meiner Zeit, daß der damalige Gouverneur, dessen Name mir entfallen ist, hiervon zu Gunsten seines Vetters Wilkenson Gebrauch machte.

Original-Anekdoten
aus dem wirklichen Leben.
(Mitgetheilt von Otto Roch.)

I.
Der Altonaische Merkur.

Im Jahre 1806 gab die Schleswig-Holsteinische Ritterschaft vielleicht nicht ohne alle Ostentation, dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen Könige Frederik VI. zu Ehren, einen großen Maskenball in dem sogenannten Ballhause, der Alles übertreffen sollte, was Kiel bis dahin in der Art Ausgezeichnetes gesehen hatte. Der große, sonst zum Schauspiel benutzte Saal dieses, damals ziemlich verfallenen Gebäudes, war auf Kosten des Adels neu und prachtvoll dekorirt worden, und die Bewirthung der Eingeladenen war dieser kostbaren Ausschmückung angemessen.

Es hielt schwer, zu diesem Feste eine Karte zu erlangen, wenn man ohne Ahnen oder Rang war; indessen gelang es doch diesem oder jenem sonst eben nicht Hoffähigen, namentlich einigen Studenten, solcher durch ihre Verbindungen mit glücklicheren Erdenkindern habhaft zu werden.

Daß sämmtliche Gäste sich beeifert hatten, es einander an Pracht und Geschmack in ihren gewählten Costüms hervorzuthun, versteht sich von selbst. Es wimmelte daher von glänzenden Masken in dem Meere von Licht, das tausend Wachskerzen rings von ihren krystallenen Kron- und Wandleuchtern verflutheten, und tausendfach brachen sich in ihm die Strahlen des reichen Goldes und der edelsten Steine an und in dem Schmucke der Begünstigsten des Landes. Der Kronprinz allein war im einfachen Domino und ohne Maske gegenwärtig.

Auch dem nachherigen Doktor und Physikus Ryge — später nicht unberühmten Schauspieler in Kopenhagen und — damals Student in Kiel — war es gelungen, sich eine Eintrittskarte zu diesem Balle zu verschaffen, und er hatte sich dazu die Maske des Merkur gewählt.

Als er in den Festsaal trat, war derselbe bereits von einer Menge Masken, eine schöner als die andere, angefüllt, und Sache des Zufalls war es, daß, ihm unbewußt, sich unter diesen auch schon die eines Merkur befand, in welche sich ein reicher Lieferant — vielleicht aus Pietät gegen den Gott der Diebe; vielleicht auch ohne selbst zu wissen warum — gesteckt hatte. Sache des Zufalls war es ebenfalls, daß es gerade der Kronprinz war, dem Ryge fast unmittelbar nach seinem Eintritte begegnen mußte.

Kaum bemerkte der, an jenem Abend ganz besonders heiter gestimmte Fürst den neuen Ankömmling, als er ihn auch aufhielt und lächelnd fragte: »was willst Du hier, Maske? Es giebt ja nur einen Merkur unter den Göttern, und der hat sich schon unter uns eingefunden.«

»Verzeihen Ew. Königlichen Hoheit,« versetzte Ryge, ohne im Geringsten die Geistesgegenwart zu verlieren, »wenn das ist, so kann es unmöglich der rechte Merkur sein, weil ich der bin. Ohne Zweifel ist es nur der Altonaische*).«

*) So hieß nämlich die Altonaer politische Zeitung. Th. v. Kobbe.

II.

Die Früchte der Philoſophie.

Der verſtorbene Naſſer, ſeiner Zeit Profeſſor der Philoſophie an der Kieler Univerſität, war bei manchen trefflichen Eigenſchaften des Herzens, und ungeachtet mannichfacher Kentniſſe, nicht frei von einigen Bizarrerien, und, meiſtentheils in philoſophiſchen Kalkülen und poetiſchen Phantaſien verſunken, in hohem Grade zerſtreut und vergeßlich. Er hatte ſich ſelten ganz beiſammen, und wurde aus dieſem Grunde oft, und mehr als billig, die Zielſcheibe des Witzes Anderer.

In den Jahren 1806—7 reſidirte bekanntlich Frederik VI. als Kronprinz eine geraume Zeit in Kiel, und zu ſeinem gewöhnlichen Spaziergange hatte er ſich den daſigen Schloßgarten und die ſogenannte Waſſerallee erwählt, welche er in der Regel Morgens allein, oder in Begleitung ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Karoline, zu beſuchen pflegte, und welche einem Jeden zugänglich waren.

Düſternbrok mit ſeiner Badeanſtalt, der nur die Badenden fehlen, mit ſeinen neuen Anlagen und ſeinem hübſchen Forſte, wohin man von Kiel aus durch dieſe Waſſerallee, die längs dem Hafen hinläuft, gelangen kann, ermangelte damals noch jeglicher ſchönen Anlage. Die Kunſt hatte noch gar nichts für daſſelbe gethan. Nur wenige Naturfreunde beſuchten es der ſchönen Ausſicht halber. Es war noch kein Beluſtigungsort der genußſüchtigen Kieler. Aber gewiß waren Düſternbrok und der Weg zu ihm um Vieles romantiſcher, als ſie es heut zu Tage ſind, wenn ſie auch bei Weitem einſamer waren.

Dieſe einſame romantiſche Wildniß ſuchte, unter anderen Naturfreunden, auch häufig und gerne der poetiſche Naſſer, meiſtens in Begleitung eines Eleven, auf — deren er nach einander mehrere hatte, ohne es mit ihnen zu großen Reſultaten zu bringen — und pflegte ſich für dieſe Wanderungen in der Regel zu Hauſe mit allerlei Victualien zu ver-

ſehen, um, derweilen die Seele in Naturſchönheiten ſchwelgte, doch auch dem Leibe einige Labung bieten zu können.

Eines Herbſttages nun traf der Profeſſor auf einer ſolchen Wanderung, am Eingange der beſagten Allee, ganz beſonders ſchöne und wohlfeile Aepfel zum Verkaufe ausgeſtellt. Dieſer Lockung vermochte er, obwohl er und ſein Zögling ſchon im Ueberfluſſe mit Lebensmitteln verſehen waren, doch nicht zu widerſtehen, und er kaufte daher von dieſen Früchten eine ziemlich anſehnliche Menge, welche er, da ſich nirgends mehr Platz finden wollte, in ſeinen Hut verbarg, den er dann wieder auf den Kopf ſtülpte und ſeines Weges weiter ging.

Kaum funfzig Schritte weiter, gedachte er ſchon nicht mehr ſeines Ankaufes, und nach noch hundert Schritten begegnete ihm plötzlich der Kronprinz, an der Hand die Prinzeſſin.

Raſch trat Naſſer ehrfurchtsvoll auf die Seite, verbeugte ſich auf's tiefſte und riß mit einem Schwunge ſeinen Hut vom Kopfe, warf aber ſomit natürlich alle ſeine ihm aus dem Gedächtniſſe gekommenen Aepfel vor die Füße des überraſchten hohen Spaziergängers und ſeiner erſchrockenen Tochter.

Naſſer ſtand bei dieſem Anblicke wie vom Donner gerührt, und ſah bald auf ſeine Aepfel, bald auf den Kronprinzen. Dieſer mußte herzlich lachen, und rief dem Verſtummten im Weitergehen zu: „ei, mein lieber Naſſer, was trägt doch die Philoſophie auf meiner Univerſität für ſchöne Früchte.“

Literatur.

Das Fideicommiß von Emilie Carlén. Drei Theile, Berlin bei Morin. Dieſen Roman könnte man eine Iſſlandsnovelle nennen. Er iſt von demſelben Stoff, woraus dieſer ſeine Schauſpiele formte, und mit großer Menſchenkenntniß, daher unterhaltend, geſchrieben. Das Verbre-

chen, worauf alle späteren Vorkommniſſe ſich begründen, hätte dem Leſer übrigens von vorne herein mitgetheilt, oder ſo geſchickt verdeckt werden ſollen, daß er es ſelbſt nur am Schluſſe erfährt. Uebrigens bedient ſich Frau Carlén, wenn auch ſelten, Aeußerungen, die wünſchen laſſen, daß ſie keine Dame ſein möge.

Der neue Hannoverſche Volkskalender bietet eine angenehme Lecture. Er eröffnet einen Reigen berühmter Hannoveraner mit einem Johannes Scheele, und verſpricht viele Nachfolger. Ein nobler Tanz, wenn er nur viele finden kann. Die Aufſätze von Riſtenpadt ſind mit Laune, die von Peregrin mit dichteriſchem Zartgefühl geſchrieben.

Hors d'oeuvres.

Wie Hamlet noch nach fünfhundert Jahren einen Mann von Hofe mit ſeinem Wahnſinn betrügt. Man ſchreibt uns aus Scherau, daß ein Höfling, den ſein Dienſt den ganzen Abend während der Vorſtellung im Theater gefeſſelt, am Ende des Stückes den kritiſchen Spott ausgeſtoßen: »Es iſt doch eine ſchwere Aufgabe die der Hamlet hat, den ganzen Abend nichts als dummes Zeug zu ſprechen.«

Für das Volkslied des Herrn Th. von Kobbe iſt ein Reinertrag von 26 ℔ 18 ß Courant eingegangen. Die Verwendung der Summe für Nothleidende, kann bei mir eingeſehen werden.

Oldenburg, Januar 9. 1845.

W. Berndt.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Achter Jahrgang.

№ 4. Donnerstag, 23. Januar. 1845.

Der Spitz.

Eine Novellette in Briefen.

I.

Schreiben des Amtsacceſſiſten Schmidt an Caroline von Lilienhorſt.

Braunſchweig, den 2. Decbr. 1843.

Geliebte Freundin!

Ich habe Deinen Brief erhalten, und alle die Schmerzen erlitten, die er auf ein liebendes Herz hervorbringen mußte. Ich habe es nicht verkannt, daß die Züge, die ſie begleitenden Thränen aus Deinem Auge, nur mechaniſch Deiner Hand entſtrömt ſind, Kindesliebe und das Pflichtgefühl haben ſie diktirt. Du zeigſt mir nämlich an, daß mein Jugendfreund, Balthaſar Meyer, Dir Hand und Herz geboten, Du fragſt mich dabei im Auftrage Deiner Mutter, welche Ausſicht ich habe, unſere zehnjährige Liebe, die uns ohne gegenſeitige Erklärung ſchon in der Schulzeit verband, bald durch die prieſterliche Weihe zu krönen? Deine Mutter läßt mir dabei ſagen, ſie fühle das Ende ihrer Tage herannahen, ohne Vermögen, ohne Verwandte, würdeſt Du bald eine verlaſſene Waiſe ohne Berather ſein; Balthaſar Meyer ſei ein Ehrenmann, liebe Dich, und werde

Dich und dadurch die Mutter, gewiß glücklich machen. Du giebst mir dabei die Versicherung, daß du in keinem Falle, wenn ich nicht freiwillig zurücktrete, der Mutter das Opfer bringen wolltest, und keinesweges mich je verlassen würdest.

Von meinen Thränen, von meinem Kummer, von einer schlaflosen Woche, die Du mir zur Bedenkzeit gabst, will ich nicht reden. Heine sagt von solchen Ereignissen mit furchtbarer Wahrheit:

„Das ist eine alte Geschichte,
Die wird immer neu;
Doch wem sie just passiret,
Dem bricht sie das Herz entzwei."

Ein deutscher Accessist und heirathen! fühle ich doch immer mehr, wie traurig die Aussichten der deutschen Juristen sind. Sie werden täglich mehr Candidaten der Verzweiflung. Der Staat sollte da vormundschaftlich einschreiten und den Unvermögenden das Studiren verbieten. Als ich mit Balthasar Meyer auf der Schule war, ihm fast jede seiner Arbeiten dictirte, als ich nichts an ihm zu bewundern hatte, als die Geschicklichkeit, womit er uns Bleifedern, Papier, und anderes anzuschwatzen wußte, ich hätte nicht geglaubt daß er je mich aus dem Paradiese verbannen würde, welches mir damals schon vorleuchtete. An demselben Tage, an dem ich mein gutes Zeugniß empfing, wurde Meyer abgewiesen, dem mein alter Onkel, wegen seiner Mittellosigkeit, die nothdürftigen Kosten geschenkt haben wollte. Meine Freude ward mir durch sein Leid vergällt, ich begleitete ihn zum Oheim, der ihn mit kirschbraunem Gesicht empfing, und ihm, da er, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ein glänzendes Zeugniß erwartet hatte, sein Haus verbot. Ich achtete nicht des Abschiedsschmauses, den die Primaner mir gaben, ich ging mit ihm auf seine Stube und sann wie ihm zu helfen sei, da fiel es mir ein, daß der elternlose Meyer noch einen zweiten Onkel in Batavia habe, der vor Jahren nach Amerika gegangen, und sich dort ein großes Vermögen verdient haben sollte, er war ein Todtfeind des hiesigen Bruders, deshalb hatte Balthasar ihm nie eine Nachricht von sich gegeben;

mein Rath, dem Amerikaner zu ſchreiben, wurde befolgt, der Zorn des europäiſchen Onkels nicht verhehlt; bald war Balthaſar in Amerika, er lernte die Handlung, verdiente eine hübſche Summe, und reiſ'te in Geſchäften ſeines Onkels nach Europa, hier ereilte ihn aber die Schreckensnachricht, daß der Newyorker Oheim durch amerikaniſche Staatspapiere ſein ganzes Vermögen verloren, und ſich in einem Anfall von Wahnſinn ſelbſt getödtet habe. An dem Tage, da Balthaſar in ſeinen Geburtsort zurückkehrte, war auch der andere Onkel, ein Bäckermeiſter, geſtorben, und er Herr des einſt ihm nicht gegönnten großen Vermögens geworden, das Geiz und Vorſicht um eine bedeutende Summe vermehrt hatten.

Es iſt eine eigene Sache in der Welt um die Onkel, namentlich um die alten unverheiratheten. Sie ſterben außer aller Berechnung, zum Glück für die nächſten Verwandten, gewöhnlich ohne Teſtament, auch mein Onkel, der jetzt in Frankfurt lebende Staatsrath von Lindenblüthe, der Bruder meiner Mutter, ein halber Millionair, könnte uns ſo leicht glücklich machen, im Leben wie durch ſeinen Tod, aber hat dieſer Unmenſch ſeiner eigenen Schweſter, meiner Mutter, doch nicht geantwortet, wie viel weniger mir, der ich in ſeinen Augen nur ein Baſtard bin, da ich von bürgerlicher Herkunft ſtamme, und verdankt er doch ſeinen Adel, dieſen Titel, nur ſeinem Dienſtrange, den er mit ſchwerem Gelde erkauft haben mag. Ich habe mit ſo vieler Sammlung wie möglich geſchrieben, aber das Blut drängt zum Gehirn, und ich muß ins Freie wenn es nicht zerplatzen ſoll. Noch einmal Caroline, ich entſage.

Theodor Schmidt.

N. S. Jubel und Jubel, Wunder über Wunder, nichts mehr von Balthaſar Meyer, ich hoffe bald mein Verſprechen auf die glänzendſte Weiſe zu löſen, o Tag der Freude, wie ſchön haſt du meine Entſagung gekrönt, aber lies nur die Einlage, die ich Dir im Original überſende, was ich ſchon

deshalb muß, weil der Abgang der Poſt drängt. Sie iſt von Jens Peterſen Hand, einem alten kreuzbraven Schleswiger, welcher früher Bedienter meines Vaters war, und von demſelben dem däniſchen Miniſter Eiben, am Bundestag, überlaſſen wurde. Nach deſſen Tode von einer kleinen Penſion in Frankfurt lebend, hängt er mit wahrer Vaterliebe an mir, das Leben des Oheims bewacht er mit einer faſt ängſtlichen Sorgfalt, und ſchreibt mir in ſeinem jährlichen Briefe, daß er mir früher als Zeitungen von ſeinem Dahinſcheiden Nachricht geben würde. Ich umarme Dich im Geiſte, meine theure Caroline, grüße die Mutter, die bald einen halben Millionair nicht mehr fragen wird, ob er Dich ernähren kann.

Grüß mir auch den ehrlichen Balthaſar. Sein Herz war immer vortrefflich. Was man nicht beſitzt, das kann man nicht verlieren, und er iſt am Ende edel genug, ſich auch über mein Glück zu freuen.

T. S.

Anhang A.

Frankfurt a/M. den 26. Nov. 1843.

Lieber theurer junger Herr!

Ich wünſche, daß Sie dieſe Zeilen in guter Geſundheit antreffen. Was mich anbetrifft, ſo bin ich geſund. Es iſt Faſtnacht ja ſchon zwei Jahr her, daß ich Sie nicht geſchrieben, — was ſollte ich auch ſchreiben, da der Herr Onkel immer ſo geſund bleibt, wie eine Kröte im Eichbaume, und bin ich doch nach dem Tode ſeiner ſeligen Frau Schweſter, Ihrer ſeelenguten Mutter, nur hieher gezogen, um ihn, wenn es paßt, in ſeinem Aberglauben, daß er ſterben müſſe wenn er ein Teſtament mache, zu erhalten. —

Aber jetzt iſt Freude und Hoffnung auf ſeinen Tod. Seit vier Tagen ſieht er Niemand bei ſich als den Halbmeiſter, ich weiß nicht recht ob der ihn kuriren ſoll oder nicht. Er ißt nicht, er trinkt nicht, er geht nicht aus, und Nachts ſoll er laut ſtöhnen. Der Grund iſt, daß ſein Spitz,

der ihn auf allen ſeinen Wegen begleitet, plötzlich geſtorben iſt. Seit der Zeit wagte er ſich nur einmal aus, kehrte aber nach einer Viertelſtunde zurück und ſchloß ſich ein.

Sobald der Hr. Onkel geſtorben iſt, und das muß ſpäteſtens übermorgen geſchehen, da er ſchon vier Tage nichts gegeſſen hat, ſo ſchreibe ich einen Brief auf Roſapapier.

Ihr unterthäniger Diener

Jens Peterſen.

N. B. Die Babett, welche dem Herrn das Bett macht, ſagt, er ſähe aus wie ein Gehenkter. Ich hab' ihr dafür einen Dreibähner verehrt.

II.

Schreiben Deſſelben an Dieſelbe.

Ach Caroline! Alles iſt verloren. — Der Onkel hat die Kriſis doch beſtanden. Peterſen ſchreibt voll Verzweiflung. — Während die ganze Stadt an ſeinem Sterben nicht zweifelte, iſt er vor einigen Tagen freilich blaß und angegriffen, gefolgt von vier Spitzen [illegible] ihm der Halbmeiſter, welcher ihm in beſcheidener Ferne gefolgt iſt, angeſchafft hatte, wieder ausgegangen. Jetzt iſt er gegen jedes Ungemach geſichert, wenn er Einen Hund verliert, ſo bleiben ihm noch **dreie**.

Waren meine Hoffnungen auch zu ſanguiniſch, dieſen Ausgang habe ich nicht erwartet. —

Leb' denn wohl Caroline, ich entſage Dir. Vielleicht hat dieſer mit der Reitpoſt abgeſandte Brief das Glück, dem geſtern mit der Fahrpoſt abgeſchickten, den Lauf abzugewinnen, und Dir eine ſehr grauſame Täuſchung zu erſparen. Folge Deiner Mutter Rath, und beglücke den Balthaſar.

Theodor Schmidt.

III.

Caroline von Lilienhorſt an den Amtsacceſſiſten Schmidt.

Kiel den 9. Decbr. 1813.

Lieber Theodor!

Deine wunderbaren Nachrichten ſind ſich einander innerhalb vier und zwanzig Stunden gefolgt, und haben in mir dieſelben Freuden und Schmerzen wie in Dir erweckt. Ich weiß aber wohl, daß mich mein Gottvertrauen nie verlaſſen hat, wie mich denn auch die Nachricht von dem Tode des Spitzes nicht zu einer allzuſanguiniſchen Hoffnung zu reizen vermochte.

Balthaſar hat uns ſeit ſeiner Bewerbung täglich beſucht. Die Mutter hat ihn von dem Briefe unterrichtet, den ich Dir geſchrieben. Seit jener Zeit war er freundlich und zuvorkommend, er vermeidet aber Alles was einer Bewerbung ähnelt. — Als er mich geſtern bei dem Empfange Deines zweiten Briefes, er war vom Inhalt des erſten nicht unterrichtet, in Thränen fand, bat er mich um Vertrauen, das ich ihm nicht abzuſchlagen vermochte. — Ich theilte ihm unſere ganze Lage haarklein mit. Als ich geendet, erklärte er freimüthig, wenn gleich ſichtbar bewegt:

„Da ſei Gott vor, daß ich meinem liebſten Freunde ſeine Braut, die mir dazu das theuerſte Weſen auf Erden iſt, rauben ſollte.“ —

Er nahm den Hut und ging. Nach einer Stunde brachte er mir die Anlage, ſie enthält ein Verſprechen, Dir auf zehn Jahre jährlich 800 Thaler vorzuſchießen, wogegen Du Dich verpflichten ſollteſt, Dein Leben zu den ſchuldigen Summen zu verſichern. Dabei unterzieht er ſich, die Koſten der Police zu tragen. Inzwiſchen hat ja der Onkel das Zeitliche jedenfalls geſegnet, und Du kannſt ihm den Labetrunk ſeiner Freundſchaft, aus dem unermeßlichen Borne Deines künftigen Reichthums dankbar wiedergeben.

Ich zweifle nicht, daß Du keinen Augenblick anſtehen

wirst, in die Erfüllung unseres beiderseitigen Lebensglückes zu willigen. Mutter grüßt. —

Deine

getreue

Caroline von Lilienhorst.

Auszug aus einer Rheinischen Zeitung.

Den 10. December 1843.

Der Körper des hier vor einigen Tagen plötzlich verschwundenen Millionairs, Staatsrath von Lindenblüthe, ist heute unfern Hochheim gefunden. — Zwei Sachsenhäuser Schiffer waren am jenseitigen Ufer Zeugen seines Todes, der, sonderbar genug! durch seine Hunde veranlaßt ist. Hr. v. L. hatte an einer etwas steilen Stelle dem einen etwas zum Apportiren, wahrscheinlich Speise, hingeworfen. Dies bemerkten dessen drei Collegen, welche sich nun mit gleicher Hast in den Main stürzten, da aber an dieser Stelle eine Mauer an beiden Seiten die Hunde abhielt, und nur eine kleine Oeffnung vorhanden war, vor welcher der Staatsrath stand, drängten sie sich alle drei durch die Säbelbeine ihres Herrn, wodurch dieser das Gleichgewicht verlor und in den Main stürzte. Beide Schiffer boten alles Mögliche zur Rettung auf, die Strömung war aber zu stark, und es gelang erst heute den Leichnam aufzufischen. Ein Testament ist nicht aufgefunden, mithin ein Schwestersohn, der als Accessist ohne Vermögen in Braunschweig leben soll, der Erbe des unermeßlichen Vermögens.

Hors d'oeuvres.

Gehe zum Hofrath L. und frage ihn, ob ich ihn zum Spaziergang abholen darf. „Der Herr Hofrath lassen sich

empfehlen und bedauern sehr, die Promenade nicht mitmachen zu können. Sie sind seit gestern vereist, und kommen erst morgen wieder."

Georgs des vierten Wahlspruch kann manche Dame trösten, deren Jugendblüthe schon etwas in Saat geschossen ist. Fat, fair and forty war sein Sprichwort. (Wohlbeleibt, schön und eine Vierzigerin.)

Anekdote.

Mein treuer Freund, welcher mit seiner liebenswürdigen Frau in kinderloser und doch so glücklicher Ehe auf dem Lande lebt, hat einen Hund, dem kein anderer Vierfüßler an Verstand gleicht. Askan ist sonst Menschenfeind und theilt alle seine Liebe, deren er fähig ist, zwischen seinem Gebieterpaar, obgleich es nicht zu verkennen ist, daß er sich jetzt mehr zur Herrin, als zum Herrn Doctor hingezogen fühlt. Ich weiß nicht woher es kam, daß ich Askan bei meinem letzten Besuche um Vieles artiger fand als bei dem vorigen. — Ich konnte nicht unterlassen, diese Bemerkung schriftlich zu machen, welche von der Frau des Freundes dem dritten Mitbewohner des Hauses, der wohl aber langsam denkenden Magd, der braven Lena, nebst meinem Gruße mitgetheilt wurde. Diese aber rief: »Fru Doktorin dat is ja kein Wunner, Askan süht hier in'n Huhse je nix als Gohdes." (Frau Doktorin, das ist ja kein Wunder Askan sieht hier im Hause ja nichts als Gutes.)

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Achter Jahrgang.

№ 5. Donnerstag, 30. Januar. 1845.

Bruchstücke einer Reise durch Spanien

von

Clemens Lemping.

Am 6ten Tage nach unserer Ankunft in Cordova war unsere Karavane wieder versammelt, um das Ziel unserer Reise, Sevilla, endlich zu erreichen. Wir waren von Madrid schon beinahe einen Monat unterwegs. Die Gesellschaft des Convoy hatte sich ziemlich geändert, Einige waren in Cordova geblieben, Andere wieder hinzugekommen; nur unsere Galera war dieselbe geblieben, lauter bekannte Gesichter. Da wir in Cordova sehr wenig zusammengewesen waren, so ging der ganze Tag sehr angenehm damit hin, uns gegenseitig unsere erlebten Abenteuer zu erzählen. Nur Don Antonio, unser heiterer Troubadour, der sonst so voll war von artigen Geschichten, der überall Abenteuer erdichtet, wo andere Leute Nichts erleben, war heute ganz stumm und düster. Wir waren alle erstaunt über seine plötzliche Verwandlung; er sprach gar nicht mehr, aß und trank sehr wenig und statt der heitern Schelmenlieder sang er jetzt düstere Romanzen. »Es muß ihm etwas Unerhörtes begegnet sein, oder er ist verliebt,« sagte der alte Capitain, und so war's. Der arme Junge hatte der hübschen

Gaditana Cadizerin, die mit ihrer Mutter sich in unserer Galera befand, zu tief in die Augen gesehen, und dieser schien das gar nicht zu mißfallen, denn ihre bedeutungsvollen Blicke begegneten sich sehr häufig. Wie alle Verliebte glaubten sie von Niemand bemerkt zu werden und es war kein Mensch in der Galera, der es nicht bald gesehen hätte. Die Mutter schien indessen sehr wenig erbaut zu sein durch diese Entdeckung. Sie war sehr unruhig und mürrisch, und wollte, als wir beim Frühstück ausgestiegen waren, mit ihrer Tochter durchaus in eine andere Galera, und nur unsern vereinigten Bitten gelang es, sie von diesem Vorsatz abzubringen. — Dieser Don Antonio war ein junger Mensch von 23—24 Jahren, der sehr hübsch zu nennen gewesen wäre, wenn die linke Seite seines Gesichts nicht aufs Entsetzlichste durch einen Säbelhieb entstellt gewesen wäre. Er hatte als Freiwilliger in einem Reiterregiment bei den Christino's gestanden, und dort in einem Gefecht diesen mörderischen Hieb bekommen, der ihm auch das linke Auge gekostet hatte. Jetzt war derselbe als Invalide von der Armee fortgeschickt, und war im Begriff zu seinem Vater in Sevilla zurückzukehren. Uebrigens war er ein kluger und feiner Bursch und ich begreife sehr wohl, daß die kleine Gaditana sich trotz seines einen Auges in ihn verlieben konnte. Doch überlassen wir die beiden Liebenden ihrem Schicksale und kehren wir zu der Reise zurück. Gleich bei Cordova war unsere Caravane auf das linke Ufer des Guadalquivir übergegangen, welches wir auch bis Sevilla nicht mehr verließen. Wir befanden uns jetzt in der fruchtbaren Ebene von Andalusien, welche links von den Bergen von Ronda, rechts von der Sierra Morena, welche ihr schwarzes, bewaldetes Haupt hoch emporgestreckt, begränzt wird. Diese Ebene ist eine der fruchtbarsten der Erde; freiwillig, kann man sagen, bietet sie den Menschen Alles dar, was diese zu ihrem Unterhalte gebrauchen. Außer den schönsten Oelwäldern sieht man hier die üppigsten Weiden und die reichsten Kornfelder. Das Getreide, Weizen und Gerste, wächst hier so üppig, daß die Bauern nur alle drei bis vier Jahre säen. Sie mähen das

Korn so spät, daß schon viele Körner vor Ueberreife ausgefallen sind und sich auf diese Weise säen. Dann thut der Landmann weiter nichts als ritzt mit einem hölzernen Pflug den Acker oberflächlich auf, und dies nennt er selbst sehr bezeichnend „peinar la tierra“ (die Erde kämmen). Freilich steht dann im 3. und 4ten Jahre das Korn nicht so dicht wie bei uns, allein die Aehren sind dagegen viel größer.

Die Bauern wohnen hier alle in einzelnen Höfen, Cortijos genannt, welche mit einer Mauer umgeben und mit einer Glocke versehen sind, um sich gegen Räuberanfälle, die hier nicht selten sind, vertheidigen zu können. Dörfer sieht man hier gar nicht. Diese Landleute, die sehr wohlhabend zu sein pflegen, sind der schönste und edelste Menschenschlag, den ich je gesehen habe. Sie sind frei und stolz, und erkennen nur Gott und den König über sich an. Man muß des Sonntags einen solchen Bauer mit seiner Frau oder Geliebten zur Stadt reiten sehen, denn das thut er gewissenhaft jeden Sonntag. Er mit gelben ledernen Kamaschen bis ans Knie, mit rundem spitzen Hut und silbergestickter Weste, den Säbel an der Seite und zwei Pistolen im Gürtel; sie, hinter ihm sitzend und ihn umfassend, mit flatternder Mantilla, der feurige Andalusier mit wildem Sprunge durch die Felder eilend, wahrlich man kann kein schöneres Bild sehen. Nicht selten werden in diesen Cortijos an besonderen Festtagen kleine Stiergefechte gegeben, wozu dann die ganze Nachbarschaft eingeladen wird. Einige junge Stiere werden bei dieser Gelegenheit geopfert, damit die jungen Burschen vor den Damen ihren Muth und ihre Gewandtheit entwickeln können. Nächst der Liebe sind die Stiergefechte die größte Leidenschaft des Andalusiers. —

Der Oelbaum ist hier sehr ergiebig und das Oel von besonderer Güte, aber die Spanier verstehen dasselbe nicht gut zu reinigen, oder sie lieben es so mehr.

Was die Weiden anbetrifft, so muß ich gestehen, daß ich mir den Graswuchs höher gedacht hatte, aber das Gras selbst ist sehr aromatisch und ganz ausgezeichnet für Pferde. Die andalusischen Pferde sind berühmt in der ganzen Welt,

und des mit Recht, denn sie vereinigen seltene Schönheit mit der größten Schnelligkeit und Ausdauer. Freilich ist die Pferdezucht in der letzten Zeit sehr heruntergekommen, weil man mehr Maulthiere zieht, die wegen ihrer größern Stärke und ihres leichteren Unterhalts bei der Arbeit vorgezogen werden. Von Zeit zu Zeit passirten wir eine Heerde von Pferden und Maulthieren, die nur von einem berittenen Hirten bewacht, frei in der Ebene umherliefen. So wie die Pferde unsere Caravane sahen, kamen sie wiehernd herangelaufen, begrüßten die Maulthiere, womit unsere Wagen bespannt waren, und sprengten dann wie die Windsbraut wieder von dannen, der Hirt mit einem langen Stecken und trotz des warmen Wetters in einen braunen Mantel gehüllt, jagte immer hinter ihnen her und sandte ihnen die seltsamsten Verwünschungen nach. Einige Male, wenn wir gerade auf eine Anhöhe kamen, erblickten wir den Guadalquivir, der wie ein Silberstreif durch die grüne Flur sich hinschlängelt. Einige Inseln, die er hie und da bildet, waren meistentheils mit den schönsten Orangen bedeckt, die, jetzt gerade in voller Reife, sehr einladend aus dem dunkeln Laube hervorglänzten.

Der Guadalquivir ist der Baetis der Alten, und diese fruchtbare Ebene jenes Baetica, wohin sie den Aufenthalt des Glücks und des Friedens verlegten, und nicht mit Unrecht; denn außer einem üppigen Boden, besitzt dieses Land den glücklichsten Himmel von der Welt. Schnee und Eis kennt man hier kaum dem Namen nach, und die Hitze wird durch den Einfluß des nahen Meeres sehr gemildert. Den Namen Andalusien erhielt diese Ebene von den Vandalen, von denen ein großer Theil, bei ihrem Zuge nach Afrika, sich hier niederließ und dem eroberten Lande den Namen Vandalicia gab. Vandalicia verwandelte sich später in Andalucia. —

Gegen Mittag gelangten wir nach Carlotta, einem Städtchen, welches unter Carl III. von deutschen Auswanderern gegründet wurde. Die reinlichen, weißangestrichenen Häuser und die wohlunterhaltenen Gemüsegärten verriethen

auch immer deutschen Fleiß und deutsche Reinlichkeit. Auch unter den Menschen glaubte ich noch eine größere Anzahl Blondköpfe zu entdecken, als man sonst in Spanien findet. Genug, mir wurde ganz heimathlich zu Muthe und ich versuchte es, einige junge Mädchen, die auf dem Marktplatz Wasser schöpften, auf deutsch anzureden; allein sie sahen mich mit großen Augen an und schüttelten den Kopf, und als ich sie auf spanisch fragte, sagten sie mir, daß nur noch wenige alte Leute unter ihnen deutsch sprächen. Gerade als ich diese aufsuchen wollte, wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben, ich verfügte mich daher eiligst zu meiner Gattin.

Wir nächtigten nun jetzt Ecija, einer alten maurischen Stadt, die am Xenil liegt. In neuerer Zeit hat sich dieselbe berühmt gemacht durch eine Räuberbande, die dort ihr Wesen trieb, die Spanier nannten diese ironischer Weise Los niños de Ecija (die Kinder von Ecija), weil die meisten der Bande aus dieser Stadt selbst waren. Meine Reisegefährten erzählten mir die seltsamsten Geschichten davon. Die ganze Bande, welche vielleicht 300 Köpfe zählte, war beritten, und zwar auf den schönsten andalusischen Pferden, die sie von den Landleuten als eine Art Contribution erhielten. Sie ritten immer zu sieben; sie mehr und sie weniger, weshalb sie auch los siete inmortales, die sieben Unsterblichen, genannt wurden, und wenn einer von ihnen fiel, mußte er gleich durch einen andern wieder ersetzt werden.

In den 20ger Jahren hatte diese Bande den Gipfel, beziehungsweise ihrer Größe erreicht, später löste sie sich auf und wurde ersetzt durch die des José Maria. Dieser war das Ideal eines spanischen Straßenräubers, tapfer und unternehmend, und dabei großmüthig und galant. Er lebt daher auch noch fort in den Erzählungen und Liedern des Volks. José Maria ist so berühmt wie der Cid Campeador. Espartero ist nur ein Lump dagegen. —

José Maria war von guter Familie, er studirte zuerst Theologie, dann wurde er Soldat und Officier, hatte das Unglück Jemanden zu erstechen, weshalb er natürlich in die

Berge ging und Straßenräuber wurde. Ich sage natürlich, denn bei dem Spanier versteht sich das von selbst, wenn ihm Etwas begegnet, was ihm nicht convenirt. Hat er nicht satt zu essen, oder jagt seine Herrschaft ihn fort, oder ist seine Geliebte ihm untreu geworden, so sagt er voy en los montagnas, und so machte es José Maria auch. Er schwang sich bald durch seine Tapferkeit und Umsicht bis zum Anführer empor und wurde der Schrecken aller Reisenden, und nebenbei brandschatzte er fast ganz Andalusien und die Mancha. Die Landleute mußten sich durch einen förmlichen Tribut loskaufen. Im Jahre 35 jedoch, wahrscheinlich dieses grausamen Handwerks müde, ging derselbe einen Vertrag mit der Regierung ein. Diese sicherte ihm einen bedeutenden Gehalt zu und machte ihn zum Postdirector von Andalusien. Von dem Augenblick an konnten alle Posten ungehindert passiren, bis jedoch ein Jahr später José Maria von Einem seiner eigenen Bande ermordet wurde. Er hatte es gewagt diese bis in ihre geheimen Schlupfwinkel zu verfolgen und wurde bei dieser Gelegenheit von einem alten Gefährten, der ihm zurief: „Que muereo traidor," als Verräther, erstochen. Unser Reisegefährte, der alte Capitain, erzählte eine Anekdote von demselben, die ihn charakterisirt.

Der Capitain, von uns blos el Capitan genannt, kehrte im Jahre 34—35 von der spanischen Colonie in Süd-Amerika, wo er gedient hatte, zurück und war im Begriff mit einem Convoy nach Madrid zu reisen, als sie in der Nähe von Andujar von einem Trupp wohlberittener Räuber angefallen wurden. Die bewaffneten Männer des Convoys waren im Augenblick entwaffnet, die Stränge der Maulthiere abgeschnitten und nun befahl der Anführer der Räuber, es war José Maria, sämmtlichen Reisenden auszusteigen und sich Jeder in Reih und Glied vor seinen Effekten aufzustellen und nun begann er, sich mit ihnen zu unterhalten. Nach der Sitte aller großen Herren richtete er an Jeden einige Fragen nach Stand, Namen und sonstigen Verhältnissen, worauf er denn sogleich verfügte, ob derselbe

Alles oder nur einen Theil seiner Habe einbüßen sollte. Wie José an unsern Capitain kommt und sieht, daß derselbe sehr abgerissen aussieht und nur vier Onzas (20 ₰ die Onze) bei sich hat, sagt er zu ihm: »Alter Kriegsgefährte, Sie haben ja viel zu wenig Geld bei sich zu einer so langen Reise, hier dieser Freund da, auf einen dicken Kaufmann aus Madrid zeigend, wird Ihnen gewiß 10 Onzas leihen, und nöthigte diesen, der mit einem süßsauern Gesichte dastand, die benannte Summe herzugeben. Nachdem Alles geordnet, und das Werthvollste mitgenommen war, erlaubte er den Reisenden weiter zu fahren, wünschte ihnen glückliche Reise und sprengte mit den Seinigen davon.

Der alte Capitain erinnerte sich noch immer mit vielem Vergnügen des großmüthigen Räubers. —

Obgleich diese Bande in der letzten Zeit sehr herunter gekommen ist, so lassen sich doch immer noch einzelne Trupps von 6—12 Reitern sehen und machen die Gegend unsicher, wenigstens für einzelne Reisende. —

Solche Räubergeschichten sind außerordentlich piquant in einem dunkeln Olivenwalde, wo man hie und da die verwitterten Köpfe von Straßenräubern an Pfählen hängen sieht; denn diese werden nach spanischer Sitte auf derselben Stelle hingerichtet, wo sie die That begangen haben. Eine Gespenstergeschichte um Mitternacht kann nicht schauerlicher und interessanter sein.

Hors d'oeuvres.

In den vorjährigen humoristischen Blättern findet sich eine Notiz über einen Bruder Schill's, der in ganz eigenthümlichen Verhältnissen auf Java lebt. Ich verdanke dieselben einem Freunde, welcher Schill kürzlich dort gesehen hatte. Meine Angabe reis'te durch viele Zeitschriften; der Preußische Volksfreund hat übrigens aus Schill's Bruder, Schiller's Bruder gemacht. — Dies Blatt hat viele

Leſer, daher iſt mir die Sache ſehr unangenehm, auch ſchmerzt es mich allemal, wenn die preußiſche Nation in einen Irrthum verſenkt wird.

Im Itzehoer Wochenblatt macht Jemand bekannt, daß bei ihm ſechs gelähmte junge Schwäne zu haben ſind. Einer derſelben iſt für das Fabelland »Amabindaſuwandaginabilektara, wo die Thiere auch ſprechen, als Hofpoet verſchrieben.

Bayern giebt ſeinen Unterthanen immer mehr, wenn auch nicht Freiheit — doch Freiheiten. In Würzburg iſt das Tabakrauchen auf den Straßen erlaubt, und in der Sylveſternacht die Polizeiſtunde bis 1 Uhr verlängert. Dazu innere Gedankenfreiheit, was will das Volk mehr?

Aufforderung.

Die Unterzeichnete beabſichtigt im nächſten Monat ein oder zwei Blätter als Narrenzeitung herauszugeben, wenn Stoff dazu geliefert wird. — Man wird das Pritſchen ohne Anſehen der Perſon gut heißen aber keine Kränkungen. Krieg allen Vorurtheilen, aber um Gotteswillen keine feindſeligen Anſpielungen gegen den hohen Bundestag und deſſen Cenſurgeſetze.

Die Redaktion der humoriſt. Blätter.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Achter Jahrgang.

№ 6. Donnerstag, 6. Februar. 1845.

Erinnerungen aus Holstein vor 30 bis 40 Jahren.

Jahrmarktsscenen.

Man hört Kinder-Maultrommeln und Pfeifen, der Markt ist gedrängt voll.

Einige Leute stehen zusammen.

Klaus Kleinod. Wo vehl hebbt jih to Mahrt [1]) krehgen!

Jan Dutt. Wehr Schilling, da heff ick en Messt vör köfft — kick ins [2])!

Jochen Lüht. Ick ohk, man ick heff mihn Messt mit 'n Schinng Schaden [3]) wedder an Klaus Kleinod verköfft. Vör dat andre Geld heff ick een Sprütt köfft; Ji schöllt mal sehen wo hoch de geiht. Dat gifft 'n Plaisehr hüht Abend, wenn de Buhren nach Huus föhrt.

Peter Hansen. Otto Grev, wo vehl häst du krehgen.

Otto Grev. Sös Schinng. — Vör all dat Geld heff ick idel Kasbehren [4]) köfft. — Dit is min lezt Pund. — Kasbehren dir leb ich, Kasbehren dir sterb ich.

---

[1]) Je Markt. [2]) Sieh mal. [3]) Mit einem Schilling Schaden [4]) lauter Kirschen.

Peter Hanſen. O Gott, wat en Jung, kick ins. — He hett eck hütt 'n neben Hoht kreggen, un denn hett he mit de Kasbehren ganz fuhl mahkt. De Ohl wahrd di kantheiſtern van Mittag. —

Otto Grev. Ick gah to Hinrik Gölln, de mahkt mi 'n neh Wappen in den Hoht.

Ein Anderer. De ſteiht to Mahrt ut.

Otto Grev. Denn loop ick to Grootmoder und ween, denn löpt de na Hinrik Gölln ſin Fro, de kann et ohk.

Es kommt ein Invalide mit Knallerbſen und legt eine auf einen breiten Stein. — Als ſich ein großer Kreis verſammelt hat um den Knall zu hören, ſteckt er die Erbſen wieder in die Taſche und geht fort. Das erſtaunte Publikum fängt am Ende an zu lachen, die Knaben folgen dem Spaßmacher.

Landpaſtor mit Sohn, beide ſchwer bepackt mit allerhand Sachen, (Schleswiger Dialekt.) Joſias du haſt doch nichts von unſeren Sachen verloren?

Joſias. Nein Vater, ich habe zwei Handeulen, den Käſe und das Räucherkraut, den Kaffee, den Thee und die Chokolade, die Kämme, die Seife, die Bürſten, den Senf und das Dutzend neuer Meſſer und Gabeln.

Nun ſo laßt uns in Gottes Namen zu unſerm Vetter, dem Kantor Oſenbrügge gehen, der uns zu einer einfachen Suppe eingeladen. Mir wird es doch nicht ſchmecken, ehe Mutter uns wieder unſere Speiſe bereitet.

Indem der Paſtor um die Ecke drehen will, ſtößt er auf einen andern Geiſtlichen.

„Vorgeſehn.“

„Darum hätte ich bitten müſſen.“

Fremder. Ei, welch ein Wunder! biſt du es Herr Bruder?

Paſtor. Peterſen biſt Du es? (Sie küſſen ſich lebhaft drei Male.) Wir haben uns lange nicht geſehen. Gratulire zum Superintendenten.

Peterſen. Rede davon nicht, lieber Amſter, Glück,

putes Glück, wir ſind alle unwürdige Diener des Herrn. Iſt dies Dein Knabe?

Paſtor. Ich habe deren noch drei und eben ſo viele Mädchen.

Peterſen. Ich beſitze nur eine vierzehnjährige Tochter, Thutnella, deren Körper leider etwas verkrüppelt iſt, die aber ſonſt alle Talente beſitzt die man ſich erdenken kann. Namentlich hat ſie den Geſang eines Engels. Frag mal Kantor Apel in Itzehoe. Wo ſpeiſeſt Du?

Paſtor. Bei meinem Vetter, dem Kantor. Ich bin im Begriff dorthin zu gehen.

Peterſen. Ei das iſt Schade! ich hätte Dich gerne eingeladen, damit ich Dich mit meiner Tochter hätte bekannt machen können.

Amſter. Da muß ich für heute depreciren. Die Mutter erwartet uns zum Abend und ich habe noch fünf Stunden zu fahren.

Probſt. Nun denn lebe wohl. (Sie küſſen ſich drei Male.)

Und ſo Gott der Allmächtige will, auf ein baldiges fröhliches Wiederſehen.

Joſias. Iſt das Dein Peterſen, mit dem Du ſtudirt haſt?

Vater. Ja mein Sohn.

Joſias. Seid ihr beiden es, die auf der Univerſität immer Oreſt und Pylades hießen?

Vater. Ja, ſo hießen wir.

Joſias. Mit dem Du gemeinſchaftlich drei Jahre Dein Zimmer in Kiel getheilt?

Vater. Ja, wir lebten in vollkommener Gütergemeinſchaft, auch die Kaſſe war gemeinſchaftlich, obgleich mein Wechſel etwas ſtärker war.

Joſias. Nicht wahr, Ihr warft einmal einen Renomiſten, einen Baron, gemeinſchaftlich die Treppe hinunter, als er Euch eine Herausforderung überbrachte.

Vater. Ei freilich, die Studenten haben uns freilich dafür, ich weiß nicht wohin gethan, was uns ſehr gleich-

gültig war, da wir nur für uns lebten, allein alle Profeſſoren, welche ich deshalb befragt habe, haben unſer Betragen speciell gelobt.

Joſias. Wie kommt es denn aber, daß Ihr Euch ſo wenig ſeht?

Vater. Wir waren kaum beide verheirathet, als wir uns ein Rendez-vous in Itzehoe gaben, Peterſen erſchien mit ſeiner Frau, welche rechthaberiſch im höchſten Grade war, und ſchon beim Mittagsmahle kam es zu einem Streite mit Deiner Mutter, der unſre Bekanntſchaft auf ewige Zeiten zerriß.

Joſias. Und weshalb?

Vater. Wegen Zubereitung der däniſchen rothen Grütze.

Joſias. Hahaha wegen rother Grütze?

Vater. Mutter kannte das beſſer, als die Peterſen, welche aus Altona gebürtig iſt. Die Peterſen vermaß ſich hoch und theuer, niemals wieder mit meiner Frau zu reden, und verließ den Speiſetiſch.

Und was that Peterſen?

Er nahm die Partie ſeiner Frau, ohne zu wiſſen wovon die Rede ſei, und folgte ihr ſogleich.

Ich ſchrieb ihm hierauf nach Verlauf von 14 Tagen mehrere Male, brachte noch in dem letzten Briefe unſern damaligen Lieblingsvers aus einem Studentenliede hinein:

Daß wir nicht um Kron und Band,
Nicht um eines Mädchens Hand,
Brudertreue brechen.

Vielleicht mochte dieſer Vers die Peterſen noch mehr aufgebracht haben, wie ich ſpäter erfahren, hat ſie ihm jede Antwort verboten.

Joſias. Vater, da iſt die Thür des Kantors.

Die Bauermädchen alle in einer Reihe: «Kumm Trina, hock inn, denn ſind wi mit ſöben Mann.

Jude aus ſeiner Bude. Höhr mal ins.

Trina. Wat will he, Jacob Jud?

Jude. Ick will di wat ſeggen.

Trina. He lügt.

Der Jude kommt aus der Bude und raunt ihr, da sie schon vorbei ist, leise etwas ins Ohr.

Trina geht weiter, bald aber hat sie sich los gemacht und steht vor Jakobs Bude.

Trina. Man kehne Löhgen.

Jakob. Löhgen? Lehg ick denn? wenn dat wahr is, schall mi de Schnee verbrennen, ick kann gans nich legen, nicht vör Geld nich. Mihn selige Vahder und Grohtvahder hebbt dat ohk nich kunnt.

Trina. Nu, wat hett Jan van Tagen em seggt?

Jacob. Ick weet he hett all lang mit Di freet, dat hett mi immer freit, opprechtig. — Man tidt eniger Tidt tanzt he so veel mit Schippmanns Trina.

Trina. O, de ohl verlopen Dern! De hätt twee Brögams in Hamburg. Und aparti is se ock nich recht gesund. —

Jacob. Dat hew ick emm ock seggt, und dat se 500 Mark ob de Pinnebarger Amtstube hett, de Proceß kann noch lang duhren, in Pinnebarg is dat so gau nicht to hemm. Und wat fragt Jan Tagen dana, de hett Geld aparti.

Van Tagen, sä ick to em, nimm Du Trina Soltau. Dat is 'n gode Dern und 'n sparsame Huusfru, sä ick vergangen Sündag Morgen noch to van Tagen.

Trina is lang gohd, sä Jan, man se hätt jümmer dasselbe Tüg an, as ohl Moder Christen. Blau lätt so nett, Trina Schippmann driggt ohk so'n Dohk. Trina is jung und wat mut 'n junge Dehrn mit mahken.

(Zu den Uebrigen gewandt und Trina ganz außer Acht lassend.)

Meine Herrschaften kaufen Sie Englische und Französische Waare von der ersten Güte, Handschuhe, Räucherkraut und von dir echte Windsorseife.

Trina. Jacob Jud, wat kost de blaue Dohk?

Jacob. 25 Schilling Trina, dat hebbt de Mäken im Kloster all betalt — ok de Mamsel bi Postmeister Grill in Pinnbarg. — Wihl du et aber bist, lat ick 2 Schilling herunter. — 23 Schilling. It is de letzte, aber wunderschön.

Trina. De he mi den Dokk in'n Papier. (Sie entknotet ihr Taschentuch.)

Ick hew just man 23 Schilling, 1 Schilling mut ick för 'n Stuten beholen — 22 Schilling is ehl Geld nog. De Dokk is doch ächt?

Jacob. Wi Du und ick. Wenn wi ehld ward, verlöhrt wi All. — Aber Trina, ick krieg noch 1 Schilling, dat geit nich, Dat is dat Allerüterste. —

Trina. Ne, sü so'n Jacob Juden! ick hess kehn Geld mehr.

Jacob. Den hess ick 'n Kuß to Gode, aber 'n söten.

Trina. Schem he sik wat, Jakob!

Höchst wichtige Nachricht.

Verbürgten Mittheilungen zufolge, wird es von Neujahr 1847 an in der Welt ganz anders aussehen, als jetzt. Der Herr zürnt ob der Gehässigkeit, Fühllosigkeit und Heuchelei, womit die Menschen durch Finsterniß in allen Confessionen die göttliche Religion seines Sohnes so entstellt haben, daß diese nur noch dem Namen nach zu erkennen ist, und wird von da an ein strenges Regiment ergehen lassen. Es werden die Strafen des Ovid's, der Metamorphosen-Verwandlung, eingeführt werden. Allein nicht so, daß der Schlaue in einen Fuchs, der Eitle in eine Blume und so seinem Triebe gemäß verwandelt wird, nein, der Schlaue wird sich begnügen müssen, in einen Schafskopf zu kriechen, der Eitle in die Schaale des Schmutzkäfers. Die Verwandlungen geschehen sämmtlich auf fünf Jahre. Ein himmlischer Abgeordneter wird die Deportationen sogleich selbst nach Asien und Afrika besorgen, keiner der zu Verwandelnden weiß, wohin er kommt, indessen werden die Verwandten Pietät genug haben, keine Hühnersuppe zu essen, wenn sie wissen, daß der verurtheilte Vetter diesem Geschlecht aggregirt

ist. Die Verwandlung geschieht innerhalb vierundzwanzig Stunden, langsam, und zwar so, daß der arme Thiercandidat bis dahin noch die Seinigen belehren und sie vor den Heucheleien und Lügen warnen kann, welche die Quelle seines Unglücks geworden sind. Nach fünf Jahren, um Tag und Stunde liefert der Engel das wieder Mensch gewordene Vieh da ab, wo er es geholt. Geschieht dies nicht, so geht daraus sicher hervor, daß der Verwandte in der Thierheit gestorben ist. Den Verwandelten bleibt nur eine dumpfe Erinnerung während ihrer Strafzeit. Nach ihrer Wiedereinsetzung in den Menschenstand verschwindet diese gewöhnlich. Man glaubt, daß dies deshalb verordnet ist, um eine Fluth von Memoiren zu vermeiden, z. B. »Meine fünfjährige Eselschaft,« oder: »Auch ich war ein Tiger« u. s. w.

In Flachsenfingen soll diese Nachricht einen außerordentlichen Eindruck hervorgebracht haben. Die Anhänger Hengstenbergs sollen dafür stimmen, daß eine theologische Synode angesetzt werde, und sogar die Köthener Lichtfreunde citirt werden sollen. Hier soll nun untersucht werden, ob diese anscheinend heidnische Götterstrafe nicht der Natur, dem Geiste Gottes, der Vernunft und insbesondere der Bibel widerstreite. Die Sache bleibt ein kitzlich Ding, denn diese Nachricht ist mehreren offenbarungsfähigen Geistern*) im Traume geworden.

Die katholischen Geistlichen sind bei der Sache munter und guter Dinge, und sie können es in der That sein. Heuchelei und Eigennutz schändet wenige, und wenn man Manchen auch eine gewisse Indolenz vorwerfen kann, so schlägt in den meisten doch ein treues Herz für die Gemeinde. Sie haben somit in der That auch wenig zu fürchten.

Von den Jesuiten hat noch keiner ein Wort über diese Angelegenheit geäußert; man erwartet offenbar Befehle aus Rom. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der ganze Orden vor Ende des zukünftigen Jahres sich auflösen wird, da das

*) Wohin ich auch gehöre.

himmliſche Straferempel gegen ſeine erſten Vorgeſetzten den Glanz des Ordens ganz verdunkeln würde.

Impromptu*).

Hofrath! nein, das bin ich nicht.
Warum wird mir's denn geſchrieben?
Meinem Bruder ſchreibt's! dem Lieben,
Doch ich bin kein Hofrath nicht.

Hofrath! nein das bin ich nicht.
Daß mich alſo keiner foppe,
Schreibt „An Theodor von Kobbe!"
Denn er iſt kein Hofrath nicht.

---

*) Dies Impromtu iſt durch die vielen Sendungen an mich veranlaßt, welche unter obigem Hofrathstitel, zeitraubender Weiſe an meinen Bruder abgegeben werden.

☞ Von dieſem Blatte erſcheint an jedem Donnerſtag ein halber Bogen, der den Abonnenten in der Stadt, gegen eine jährliche Vergütung von 12 ß Cour. für den Herumträger, in das Haus gebracht wird. Der Abonnementspreis iſt für das Jahr auf 1 ℔ 16 ß Preuß. Courant (für Oldenburg 1 ℔ 48 ß Cour. feſtgeſetzt. Gegen eine Vergütung von 24 ß Gold für das ganze Jahr wird das Journal durch alle wohllöbl. Poſtämter des Herzogthums, ſo wie durch das wohllöbl. Poſtamt der freien Hanſeſtadt Bremen bezogen, welche ſich im Verlauf des Jahres der Einziehung des Betrages gefälligſt unterziehen.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzeſche Buchhandlung.

Humoristische
BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Achter Jahrgang.

№ 7. Donnerstag, 13. Februar. 1845.

Zur Curiositäten-Ausstellung.

Brief an unsern kranken Freund Th. von Kobbe.

— Ja, lieber Kobbe, so geht es! nicht nur die Menschen sind oft undankbar gegen Freunde und Wohlthäter; manchmal kommt uns sogar die Anwandlung, selbst dem Schicksal dergleichen vorzuwerfen. So bin ich heute um Ihrer Willen in großer Versuchung dazu, wäre es auch auf die Gefahr hin, dafür von andern Leuten wieder einer Blasphemie beschuldigt zu werden.

— Sie haben die Idee der Curiositäten-Ausstellung doch zuerst gehabt, geboren, oder wenigstens erweckt durch Ihr Auftreten in den großen König-Stiefeln — wenn gleich der Hauptmann von Eichstorff für sich die Gedanken-Erweiterung reclamirt, daß mit den Stiefeln allein nichts ausgerichtet werde — so wie der größte General ja ohne Armee keinen Sieg erfechten könne, sondern erst die Werbe-Trommel gerührt werden müsse, um ein Heer Landsknechte zusammenzubringen*). Kurz, wir haben auf Ihren

*) Denken Sie — in der Weserzeitung, welche Ihre Raritäten-Erfindung rühmlich erwähnt, Sie als den Meister und uns als Ihre Gesellen lobt, ist unser College, Hauptmann von Eichstorff, ausge-

Anſtoß alle Curioſitätenbeſitzer in Anſpruch genommen, man hat von allen Seiten unſere Anträge und Bitten mit freundlicher Bereitwilligkeit, mit zuvorkommender Darbietung von Seltenheiten, Familienkleinodien, Reiſe-Andenken u. ſ. w. erwiedert; wir haben auf dieſe Weiſe eine wirklich recht intereſſante, hübſche Ausſtellung zuſammengebracht, und Sie, in Ihr Krankenzimmer gebannt, bekommen nichts davon zu ſehen! Das iſt hart. Niemand beklagt es aufrichtiger als ich. — Aber nun verlangen Sie zu Ihrer Entſchädigung von mir eine Beſchreibung der Ausſtellung. Lieber Freund, wäre das nur ſchwer; ich ginge ſogleich daran, um Ihnen zu zeigen, wie gern ich bereit bin, etwas zu Ihrer Aufheiterung beizutragen, Ihnen jene Entbehrung weniger fühlbar zu machen. Aber da es geradezu unmöglich iſt, die Sachen in Ihrem humoriſtiſchen Sinne zu ſehen, und ſie ſo zu ſchildern, daß Sie dieſelben vor ſich zu haben glauben (das hieße doch eine Entſchädigung!) — ſo fange ich lieber gar nicht darauf an. Wie wäre von ſolcher Sammlung ſo einzelner verſchiedenartiger, kreuzweis zuſammengeregneter Sachen (ſchon über 700) eine Beſchreibung möglich, ohne daß ſie zum trockenen Catalog würde; und den haben wir ja ſchon, ſogar mit attiſchem Salz verſetzt. — »Aber eine Ueberſicht! einen Hineinblick! — was wir Spanier auf gut Franzöſiſch ein apperçu nennen!« — Nun ja, das geht eher. Obgleich ich nicht ſehe, daß Sie viel Genuß davon haben, wenn ich Ihnen erzähle, wie wir unſere Einrichtungen getroffen und welche Begebenheiten — nämlich gar keine! — ſich bis jetzt bei den Beſuchen von Seiten des Publikums zugetragen haben. — Die Sachen ſind in vier Zimmer des oberen Stockwerks im Hauſe des Herrn Bollmann vertheilt. Um ſie dem Publikum re[illegible] bequem anſchaulich zu liefern, und die Gegenſtände ſelbſt

---

laſſen. Auch eine Probe von Undank! und zwar von dem Undank, womit von jeher das Vaterland gegen ſeine großen Männer freigebig geweſen iſt — den ich neulich auch erfahren an unſerm Narrenfeſt, wo ich offenbar zu coloſſal war für das Pygmäengeſchlecht. —

gehörig zu schützen und zu sichern, sind auf Holzböcke lange Bretter hingelegt und hierauf leichte Gerüste von Latten erbaut, an diese lehnen sich von beiden Seiten große Fensterscheiben, und unter diesem gläsernen Dach liegt und steht das meiste ausgebreitet, was uns zugekommen ist an merkwürdigen Naturproducten, an alterthümlichen Geräthen und Waffenstücken (zum Theil aus alten Grabhügeln) an Schnitzwerken, Chinesischen Tassen Elfenbein- und Porzellan-Figuren, an seltenen, zum Theil reich in Silber, Perlmutter, Elfenbein ausgelegten Schießgewehren Pulver- und Trinkhörnern, an Krügen und Bechern, an gedrehten, genähten, gemalten gestickten Dingen, welche eine irgend historische Merkwürdigkeit haben oder in Familien von einer Generation auf die andere vererbt, oder sonst beständig in Ehren gehalten worden sind. Glaspokale mit Sprüchen, Wappen und Goldverzierungen, silberne Leuchter von alter kunstreicher Arbeit, dergleichen kupferne lackirte mit ausgezeichnet schönen Emaillebildern; tragbare Altärchen, Bernsteinkasten und Reliquienschreine, finden Sie in guter Ordnung oder vielmehr in geistreicher Confusion, vortrefflich gruppirt neben einander. Im zweiten Zimmer steht der große Glaskasten, dessen wir uns sonst bei den Kunstausstellungen zum Auslegen von Architekturbildern ꝛc. bedienen. Dieser enthält vorzüglich Sachen, welche im Verzeichniß als historische benannt sind; z. E. die Uhr des Feldmarschalls Münnich, die Rose aus Griechenland, das verum crucis lignum, den Freibrief der Stadt Oldenburg von 1345, den Brand-Dankbrief der Stadt Hamburg von 1843 u. s. w. Wo auf den andern Glaskasten die großen, schräg zusammengestellten Scheiben oben zusammenstoßen, sind breite Holzleisten in der Art von Dachforsten, der Länge nach hingestreckt. Auf diesen stehen Helme und Nachtmützen, Schiffe, Spiel- und Weck-Uhren; und zwischen der Wiener Karlskirche, dem Pariser Triumphbogen Obelisken von Luxor und drei Schweizerhäusern (immer eines kleiner als das andere, gleichsam Großmutter Mutter und Tochter) courbettiren die bleigegossenen Reiterfigürchen des Königs und Kronprinzen von

Hannover, nebſt anderen Kriegsherren, ſehr ſtattlich daher. — Die Münzen und Medaillen, deren uns noch täglich neue zukommen, füllen im zweiten Zimmer einen kleineren Glaskaſten, deſſen Boden faſt ſchon ganz mit Bronze, Silber und Gold bedeckt iſt. — Größere Sachen ſind an den Wänden aufgeſtellt und befeſtigt. Gleich im erſten Zimmer haben Sie beim Eintreten den Schrank vor ſich, worin die Mähne von Anton Günthers berühmten Pferde. (Kranich) Rechts und links daneben hängen ſeine Stiefel, wie ſie während Lebens von Reiter und Pferd, wohl auch manchmal rechts und links daneben gehangen.

Im dritten Zimmer macht der umgenähte Rock Front gegen die Fenſter. Zu ſeiner Vertheidigung flankiren ihn an beiden Seiten zwei gewaltige Ritterſchwerter, mit gezahnten Klingen und langen Griffen zu zwei Händen. Die andere Wand prangt mit vier Schilden, auf denen Waffen und Geräthe verſchiedenſter Nationen (Fiſcherſtiefel von Eskimaux und Pfeile ꝛc. von Südſee-Inſulanern) befeſtigt ſind — daneben das Alt-Oldenburgiſche Richtſchwert, ominös gefährlich drohend halb aus der Scheide gezogen. Im vierten Hauptzimmer, dem Eingang gegenüber, an der letzten Wand, paradiren Sie, als autor rixae, ſymboliſch dargeſtellt durch Ihre Guſtav-Adolph-Stiefel, gewiſſermaßen alſo der große geſtiefelte Kater, welcher auf das unten herum wimmelnde, krabbliche katzliche und mausliche Kleinvölkchen der conſcribirten Bewundernswürdigkeiten aus gebietender Höhe mit ſchwarzlederner Phyſiognomie herunterblickt. In einer langen Reihe darunter als Ihre Pagen, Trabanten und Muſikanten die hübſchen Gyps-Statuetten, № 315 bis 336 des Verzeichniſſes. Tiefer im Glaskaſten die Locken von Napoleons und Cannings Häuptern, im Leben ſo feindlich geſchieden, hier auf dieſem friedlichen Congreß ſo nah und gemüthlich zu einander geſellt. Auf der Fenſterbank, wie auf einem Burgwall aufgefahren, doch keineswegs in drohender Stellung nach außen, ſondern beſcheiden ſeitwärts blickend, die beiden kleinen Metallkanonen. Vor den Fenſtern ſtehen gemalte Scheiben, die gerade nicht

durch Kunstwerth sonderlich ausgezeichnet, aber wegen ihrer Herstammung aus alten Kirchen oder Kapellen und Wohnhäusern, so wie wegen ihrer Sprüche und Hinweisungen auf veraltete Zustände, doch merkwürdig genug sind, um dem Untergang entrissen und hier vor die Augen des Publikums gebracht zu werden.

Sollte ich Ihnen noch erzählen, an welchen Plätzen sich die verschiedenen Holzschnitzwerke, Bilder und Stickereien rc. befinden, so müßte ich richtig in die Falle des Catalogisirens hineingehen, welcher ich entschlüpfen wollte und doch nahe genug gekommen bin. — Also davon abgewendet, lassen Sie mich an den guten Zweck kommen, zu dessen Erreichung Ihr wohlwollendes Gemüth die Aufstellung dieser Mittel erfunden hat. Der Besuch ist zahlreich, das Interesse allgemein. Jeder sieht mit Ueberraschung eine Menge seltener, seltsamer und heterogener Dinge, deren Existenz in Oldenburg er gar nicht geahnet hat. — Gern wollte ich Ihnen das nun weitläufiger erzählen, aber in diesem Augenblick*) kommt eine arme Frau, die mir viel vorzuklagen hat, und in ihrer jammernden Redseligkeit kein Ende zu finden weiß. Da gilt es still halten (indessen schreibe ich zwischen der Conversation die von ihrer Seite mit größerer Lebhaftigkeit geführt wird, immer zu) und, wenn man nicht gerade helfen kann, wenigstens geduldig zuhören. Giebt das auch wenig Trost, so ist es doch eine Freundlichkeit, die armen Leuten wohl thut. Das weiß Niemand besser als Sie, lieber Freund, der für fremdes Leid immer offenes Ohr, offenes Herz und auch offene Hand gehabt. Die Frau spricht noch immer fort; ich muß dorthin antworten, hier also ein Ende machen und mich beschränken auf das Hinzufügen, daß wir schon eine gute Einnahme gemacht, auch noch fernere gut klingende Nachzügler (bessere als das Schellengeläute der vorübergleitenden Schlitten) zu erwarten haben, und bereits im Gang sind, unsern .... nein, Ihren

*) Keine Redewendung, sondern wirkliche Thatsache.

auf die Wißbegierde und Wohlthätigkeit unserer Mitbürger angelegten Zoll dahin zu verwenden, wo der mit Eis und Schnee zurückkehrende Winter die Hülfe sehr willkommen erscheinen lassen wird. — Möge die Ueberzeugung, daß Sie mit Ihrem guten Einfall ein wahrhaft gutes Werk hervorgerufen, manche Noth gemildert, manches kalte Stübchen geheizt, manche zitternde Hand mit einer wärmenden Hülle bedeckt haben — Ihnen in Ihren eigenen Schmerzen die Linderung gewähren, welche alle Freunde namentlich ganz besonders die Curiositätscollegen v. Eichstorff, Jerndorff und Plate Ihnen so herzlich wünschen — keiner aufrichtiger als

Ihr

Starklof.

Lesefrüchte.

Seitdem Bettina einer ihrer Schriften den Titel: »dies Buch gehört dem Könige« verlieh, hat ein Schauspieler eine Anleitung zu seiner Kunst unter dem Titel: »dies Buch verfolgt den König,« herausgegeben. (Vaterland)

So hätte am Ende Bettina ihr Buch auch nennen können.

Viel Aufsehen erregen die interessanten Erinnerungsblätter an Salomon Heine. Das schönste Monument hat ihm übrigens sein Neffe gesetzt, welcher das von ihm erbaute Krankenhaus in folgenden Versen besingt:

Ein Hospital für arme, kranke Juden,
Der Menschenkinder, welche dreifach elend,
Behaftet mit den bösen drei Gebrechen:
Mit Armuth, Körperschmerz und Judenthume.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Douche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all' die Arzeneien,
Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttin tilgen
Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, wird einst der Enkel
Genesen und vernünftig sein und glücklich?

Ich weiß es nicht! Doch mittlerweile wollen
Wir preisen jenes Herz, das klug und liebreich
Zu lindern suchte, was der Lind'rung fähig,
Zeitlichen Balsam träufelnd in die Wunden.

Der theure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künste
Des Arztes (oder auch des Todes!) sorgte
Für Polster, Labetrunk, Wartung und Pflege.

Ein Mann der That, that er, was eben thunlich.
Für gute Werke gab er hin den Taglohn
Am Abend seines Lebens, menschenfreundlich
Durch Wohlthun sich erholend von der Arbeit.

Er gab mit reicher Hand — doch reichre Spende
Entrollte manchmal seinem Aug', die Thräne,
Die kostbar schöne Thräne, die er weinte
Ob der unheilbar großen Brüderkrankheit.

Originales und Originelles.

Originalbrief eines Hessen-Darmstädtischen Soldaten.

Herzvielgeliebster Schatz!

Der Schmerz meiner Standhaftigkeit gegen dich leßt mir nicht Ruh an dich meine liebe Seele zu schreiben. Liebe Juliane. Ich habe einen Brief an dich geschrieben, aber ich habe von dir meine liebe Seele noch keine Antword bekommen. Liebe Seele du weißt, daß ich von wegen deiner von meinen Eltern nichts griege. Ich duh dich vielmal Bitten, wann du kannst, so sei so guth und schücke deinem lieben Balzer doch etwas Geld, ich will alles wieder Weit machen. Du weißt daß meine Seele nach dir dürstet, du weißt, daß mein Herz an dir klebt, und soll mir auch keine andere in meinen Armen ruhen, als wie du. So duh ich dich bitten, daß du doch etwas zusammen macheſt, und mir

mit der ersten Gelegenheit überschicken, dann ich hoffe alle Tage mit Urlaub zu kommen. Ich empfehle dich der treuen Führung Gottes, und unsers Heilandes. Und verharre mit tausendfältiger Begrüßung zu sein

Lieber Hertzens Schatz
dein

Darmstadt aufrichtiger
d. 28ten Juni 1802. Balzer.

Es ist die größte Noth bei mir. Du mußt mir helfen, du mußt zum aller längsten bis den 6ten Juli Geld schicken, sonst weiß ich nicht nach Hauß zu kommen. Wenn du mir alleweil nicht hilf, so will ich mein lebtag nicht dran gedenken dich zu heuraden. Wenn du mir aber hilf, so sollt du Mein sein bis in den Tod.

Kurtz um du mußt mir helffen.

* * *

Ich Hoffe meine Wenige Zeilen werten Sie Bey einen Gutten auf Nehmen Befinden die Weil ich mich genöttigd Sehe Ihr midleith volles Herz anzuflehen weil ich keine Bekande noch Freunde Hier habe wie ich sogern winsche darum Bitte ich Sie mich als ein unBekanden auf zu nemen und Angaßmang*) verleien daß ich mich der Künste rümmen zu dürffen Ein Gast Voll otter Debit**) Melten zu dürfen in den ich ieter Zeit Behare Biß zu einer DeckLamarzion

ich verBleibe Ihr gedreuer
Freund

An Herrn Reschisseur N. des
Franfurder Diather

J. Becker
aus Nürnberg.
(Vaterland.)

*) Engagement.
**) Debit.

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Humoristische BLÄTTER.

Nil bonum nisi quod honestum.

Achter Jahrgang.

№ 8. Donnerstag, 20. Februar. 1845.

Ein Besuch bei Zschokke*).

Es war ungefähr zehn Uhr Abends, als wir in Aarau anlangten. Ich erfuhr auf der Post, daß die Diligence nach Basel in anderthalb Stunden abgehe.

Der Gedanke, daß Zschokke hier wohne, hatte mich schon den ganzen Tag über beschäftigt. Ich kannte wenige Schriftsteller, die ich, ohne sie von Angesicht zu Angesicht geschaut zu haben, so unbesehens lieb hatte, wie diesen gemüthlichen, veredelnden Dichter, dessen erste Schöpfungen vom Abällino und Julius von Saßen an, bis zu den meisterhaften Erzählungen, wie »Addrich im Moos,« »Die Kreole,« und »Alamontade« unverwischt, wie eine einstudirte Rolle, vor meinem Gedächtniß standen. Dabei war mir immer zu Muthe, als brauche der Dichter nur eine Thür zu öffnen, um alle seine Phantasiegebilde

*) Ich übergebe hier meinen Freunden eine Probe aus meinen vor mehreren Jahren erschienenen Humoresken. Sie haben so wenig Eingang im Publikum sich zu verschaffen gewußt, daß ihr Verleger zu meinem Aerger ihren Ladenpreis auf 12 Groschen herabgesetzt hat. Meine lieben Freunde: kauft! Für das Geld sind sie gefunden. Sie sind mit dem wärmsten Blute und meinem besten Humor geschrieben.

als wirkliche Menschen erscheinen zu lassen. Wenn sich solche Vorstellungen Einem aufdrängen, so ist dies gewiß unwiderlegbar das größte Lob welches man der Lebensfähigkeit und dem praktischen Werthe poetischer Fictionen ertheilen kann.

»Wohnt Zschokke hier par hazard, neben an?« fragte ich in einem der Post am nächsten Hôtel, den Kopf nur eben in die Thüre steckend, aus Furcht, durch eine weitere Vorbiegung desselben, die einen verhältnißmäßigen Rückzug erfordert haben würde, zu viel Zeit zu verlieren.

Ein Gelächter der freundlichen hübschen Wirthin war meine Antwort, dem die unangenehmen Worte folgten:

»Der Herr Regierungsrath Zschokke wohnt jenseits der Aar, da brauchen Sie über zwanzig Minuten, um zu dem zu kommen, denn Sie müssen sich ja vorher über den Fluß setzen lassen.«

Ich habe immer die Grundsätze von Raum und Zeit respectirt, aber wie es Menschen giebt, die jetzt Diamanten machen, fabrizire ich für mein Leben gern Unmöglichkeiten, und habe wirklich ein paar kleine schon richtig zu Stande gebracht.

Denn, die Antwort hören, den ersten besten Burschen zu meinem Führer machen, und mit ihm in der größten Eile, wie vom Dampf getrieben, an den Fluß laufen, war das Werk weniger Minuten.

Leider mußte ich hier »Hal über!« rufen, denn das Fährschiff war am jenseitigen Ufer. »Rasch rasch,« reimte ich auf das pasch, pasch, welches der nahende Kahn ertönen ließ, hieß dann meinen Boten die Rückkehr erwarten, weil ich verstanden zu haben glaubte, Zschokke wohne gleich jenseits.

Allein ich hatte mich geirrt. Bald befand ich mich nun freilich am andern Ufer, jedoch auch in der größten Dunkelheit, denn der Mond trat eben hinter Gewölke.

Glücklicherweise hörte ich einige Schweizerische Gutturaltöne, die mir nie so angenehm und erwünscht klangen, wie eben jetzt.

Die eine Stimme sollte ich ja kennen. —

Richtig, es war die eines Schweizers, der Anno 1818, als ich meine höchste Charge, die ich je erreichen werde, die eines Deputirten der Heidelberger Burschenschaft, in Jena bekleidete, von Berlin aus zu dem berühmten Sem. griff gewallfahrtet war. Freund „Kallau," so will ich ihn hier nennen, war damals ein wenig hyperliberal. Ich glaube er sang im allerkräftigsten Bierbaß die Worte: Zwingherrschaft und Tyrannei, so daß ein Prinz Reuß, der diese Worte hörte, sogar erschrack.

Mir däucht, er sprach wieder das verpönte Wort „Freiheit" aus.

Wäre ich ein Autokrat, ich würde dem Worte eine unanständige Nebendeutung geben. Dann würden Deutschlands sittige Frauen und Mädchen ihre Männer und ihre Geliebten schon abhalten ein solches Wort auszusprechen. —

Man kann viel auf diese Weise. Sagte doch jener Holländer, der ein Hund biß, nichts, als ich werde dir nichts thun, aber ich will dir ein quaje Namen machen. — Dann ging er weiter, zeigte auf den Hund, und flüsterte Einigen zu, das Beest ist toll. — Und alsbald wurde Phylax erschlagen.

In dem Augenblick aber schied ein Fremder von Kallau. Beide wünschten sich eine gute Nacht und konnten das auch wohl, da sie nicht nöthig hatten, sich in der Diligence herumschütteln zu lassen, wie ich. —

„Bist Du es, Kallau," forschte ich nun und trat vor.

„Ei freilich, bin ich Kallau," antwortete der Angeredete.

„Kallau! Kallau! Kallau!" rief ich mit hohler Geisterstimme, „nimm das Wort Freiheit nicht so oft in den Mund. Es ist nicht gut für die Zähne."

„Wie so?"

„Die verlieren dadurch alles was sie zu beißen haben, und werden ihr Lebelang lang davon.

„Mensch, wer bist Du?" fragte Kallau mit mir doch nicht imponirendem Ernste.

„Du sagst es — ein Mensch, aber einer der Eile hat, wo wohnt Zschokke?"

„Dort! ich begleite Dich zu ihm, aber erſt ſag mir, wer biſt Du?“

Ich myſtificirte den guten Kallau auf dem Wege noch ſo gut es ging, ließ ihn auch fürchten oder meinen, daß ich irgend ein Stück Spion ſei. Als er mir nun ſtätiſch wurde, und mir es an Zeit fehlte, das Ende dieſes Zuſtandes gehörig abzuwarten, da mußte ich ſchon mit dem Namen heraus rücken. —

„Kobbe? [illegible]! — Die alte Heidelberger Vollmacht. Nun, denn müſſen wir hier hinauf,“ rief er, „meine Frau muß Dich kennen lernen, ich habe ihr zu viel von Dir erzählt. — Mit den Worten erſtieg Kallau einen Hügel, auf welchen ein artiger Weinlaubengang zu einem Häuschen führte, welches auf dem Gipfel deſſelben lag.

Ich mußte wider Willen folgen. Allein ich that es auch gerne, mir iſt ſolche Pietät rührend. Ich vergeſſe nie den liebenswürdigen Heinrich Voß, wie er mir mit überwallender Herzlichkeit kein größeres Geſchenk, keine ſchönere Freude zu bereiten wußte, als durch die Worte:

„Sie ſollen meinen Vater kennen lernen.“

Madame Kallau empfing uns ſehr freundlich, brachte eine Flaſche des beſten Weins, welche ich mit Rieſenſchnelligkeit vertilgen half. Diesmal bei dem fürchterlichen Zeitmangel kam es mir ſehr à propos, in dieſem Fach etwas auf der Univerſität gelernt zu haben. — So etwas bleibt doch noch zurück. — Es iſt ein Glück, in der Welt etwas gelernt zu haben.

Endlich zog ich Kallau fort. — „Es iſt ſchon nach halb eilf Uhr, wird Zſchocke wohl noch zu ſprechen ſein?“ forſchte ich.

„Gewiß, ihm iſt heute ein Enkel geboren, er hat noch vor wenigen Stunden mehrere Böller los gelaſſen.“

Wir kamen vor die Villa des Dichters, die jetzt wieder vom Mond beleuchtet wurde. — So viel mir vorſteht, iſt dieſelbe ſehr hübſch gebaut und erinnert an die Landhäuſer vor Hamburg, namentlich gemahnte ſie mich lebhaft an Heußens Hof in Eimsbüttel.

»Frau Zschokke, ist Herr Zschokke zu sprechen?« So fragte ich beim Eintritt eine ältliche Dame, welche gerade über die Hausflur ging.

»Mein Mann ist seit einer Viertelstunde zu Bette,« war die Tatwort.

»Frau Zschokke, mein Freund hätte aber gerne den Herrn Zschokke gesprochen,« fuhr Kullau ziemlich treu und hoffnungslos fort.

»Mein Mann läßt sich nicht gerne stören, wenn er schlafen gegangen ist.«

»Frau Regierungsräthin!« rief ich, das Portefeuille übernehmend, »haben Sie Erbarmen, und melden Sie mich Ihrem Herrn Gemahl, den ich sehen muß, und — wenn es selbst nicht anders ist, — mit Gewalt. — Nur eine halbe Stunde bleibt mir, um bei ihm zu sein. Es ist dies für mich eine Lebensfrage, Ihren Herrn Gemahl kennen zu lernen. Wir wohnen über hundert Meilen von einander, — nie, gewiß nie, komme ich wieder nach Aarau. —«

»Nun, ich will Sie meinem Manne melden,« lächelte die Matrone, der ich nur nachrief:

»Aber bitten Sie Ihren Herrn Gemahl nur um die Erlaubniß, an sein Bette treten zu dürfen. Dann aber, dann aber flehen Sie für mich, daß der Herr Regierungsrath nicht ein Gesicht schneidet, wie Goethe dies gegen einen Preußischen Offizier gethan, der wider Willen des Geheimraths, nach bei Seite geworfenem Kammerdiener, das Bette des Poeten forcirt hatte.«

Ich hörte die gute Frau Regierungsräthin über diesen Einfall lachen, und nahm dies als ein gutes Zeichen.

Inzwischen führte uns ein Sohn des Hauses sehr artig in ein Zimmer und bot uns einen Stuhl.

Sitzen und harren müssen, und so wenig Zeit. — So ungeduldig wartet kaum eine etwas stark in den neun und zwanzig befindliche Jungfrau auf einen Gatten, oder Theodor von Kobbe auf das große Loos.

Ich war wie auf Kohlen. — Um mich richtig selbst zu dirigiren, hatte ich bereits die Post bezahlt. Ich hätte

mich nicht ſehen können, ich hatte gar kein Sitzfleiſch, ich war niemals weniger Aſſeſſor als grade in dem Augenblicke. —

»Mein Mann wird herunter kommen,« berichtete jetzt die Frau Regierungsräthin ſehr freundlich.

»Wo iſt der Herr, der mich ſprechen will?« ertönte eine ſonore aber ernſte Stimme, und eintrat ein kräftiger, breitſchulteriger Mann, der bald ſeine Blicke auf mich richtete.

Ich fühlte mich in dem Augenblick ſehr verwirrt, allein ich faßte mich ſchnell, indem ich verſicherte, daß ich keine Zeit habe, mich zu ſchämen, aber dies nachholen wolle, wenn ich die Muße dazu gewänne. Ich dankte dem alten Herrn, daß ſeine Güte noch größer ſei, als meine Unverſchämtheit, und wünſchte dem Großpapa Glück zum neugebornen Stammhalter. — Dieſer letzte Paſſus erregte zwar ein freundliches Wetterleuchten, das aber bald verſchwand. — Wir ſetzten uns, das Geſpräch fiel auf Politik, auf einige Wirren des Tages, Zſchokke urtheilte wie ein Hypochonder, und betrachtete den Gegenſtand unſerer Diskuſſion mit getrübten Gläſern.

»Mein lieber Herr!« fiel ich im belehrenden Ton ein, »welch trübe Lebensanſichten entwickeln Sie? In der That Sie ſind geiſtig krank, ich weiß nur einen Rath für Sie, der Sie mit der Welt wieder verſöhnen kann, es iſt der, die Schriften des humanſten und verſöhnendſten aller Autoren, des großen und edlen Zſchokke, zu ſtudiren.«

Dieſer Scherz wirkte glücklich. Zſchokke lächelte freundlich, das Geſpräch wurde heiterer, und er verlangte, als ich jetzt ſcheiden wollte, ich ſollte noch eine Flaſche Wein mit ihm trinken.

Ich habe vielleicht nie ſo viel geſchwatzt, als von nun an bis zum Abſchied. — Aber, was ich ſagte, muß nicht ſchlecht geweſen ſein, denn das Geſicht des Dichters erheiterte ſich ſichtlich bei meiner Rede. — Ich kann nicht ſagen, welch eine ſüße Empfindung es mir war, dem Manne, der mir von Kindesbeinen an, ſo viele ſeelige Stunden ver-

schafft hat, ein kleines Lächeln abzugewinnen. — So etwas liegt aber in meiner Natur. Nie bin ich glücklicher über mein geringes Erzählungstalent, als wenn mein alter würdiger Rektor in Uetersen es mir entfernt belobt. — Das kommt mir dann immer noch vor, wie sein optime, das 10 aber sein „Sehr gut," das 9 Points zählte, und nach deren Hauptresultat wir unsere Plätze in der Schule erhielten.

(Schluß folgt.)

Das Echo.

Von Hagen.

Frisch ade! und wenn's auch schmerzt,
Gärtchen, Nachbars Hof, ade!
Bei der Maid dort angeschwärzt,
Bleib' ich nicht in ihrer Näh'.
Fort aus Haiden, fort aus Moor!
Heute noch hinaus zum Thor! —
„Thor!"

Wie das nachhallt! Dennoch, kühn
Ist nicht thöricht. Frißt der Qualm
Hier doch stets das Frühlingsgrün,
Regenfluth den Sommerhalm.
In der neuen Welt allein
Winkt noch Glückes Sonnenschein! —
„Schein!"

Echo hier? in Kraut und Kohl?
Nein, dort aus dem Heckenstrauch.
Stimme, halt! Dich kenn' ich wohl;
Willst Du necken, kann ich's auch auch —:
Thöricht ist's, wenn ich um sie
Einen Tag nur hier verzieh!
„Zieh!"

Kurz und schnippisch — der alte Ton!
Einmal noch ein Hin und Her;
Klingt's auch da wie Spott und Hohn,

Dann kein Sterbenswörtchen mehr —
Liebte mich ein braves Weib,
Ja, dann fänd ich hier Verbleib!
„Bleib!“

Ach! das klang schon wild, gedehnt
Wie ein sanfter Flötenklang.
Noch 'mal, daß Es wiedertönt
Nicht zu kurz und nicht zu lang —
Echo, möchtest Du mich freun
Mit mir in die Welt hinein?
„Nein!“

Wieder kurzab! Doch, wie dumm
Man zuweilen fragen kann!
Wie ich schloß, kam's wieder um —
Echo, hör! Was sagst Du dann,
Ruf' ich: Weg, Amerika!
Bleib' ich hübsch in patria?
„Ja!“

Topp! Nun, Liebchen, schnell hervor!
So war's recht, und künftig, käm'
Einer mit dem Floh in's Ohr,
Ruf' nur Echo ihm [illegible],
Daß mein Schatz noch And're nimmt,
And'rer Reiz sein Herz gewinnt!
„Wind!“

Hors l'oeuvre.

„Wissen Sie, Herr geistlicher Rath?“ fragte einmal in meiner Gegenwart ein sehr angesehener Herr, den Karlsruher katholischen, in der Manier das Pater Abraham a Santa Clara höchst witzigen Prälaten, Herr: „Herr, wisse Se, wie ich bei derer Gelegenheit den Kopp verlore hab?“ — „Kann sein,“ war die pomadige Antwort, „ich hab' aber keine nich gefunde.“

Oldenburg.

Redacteur: Theodor von Kobbe.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

N12<101947208010